Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1866.

Erster Band.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1866.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1866.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)





Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1866.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1866.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1865. Von **Rudolf Gottschall.** — Paul Heyse als Dramatiker. Von **Rudolf Gottschall.** Erster Artikel. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von **Karl Biedermann.** Erster Artikel. — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Das „Anno-Lied" nach dem Abdruck von Opitz.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Rückblick auf das Literaturjahr 1865.

Die literarische Arbeit scheint auf einem ähnlichen Instinct zu beruhen, wie derjenige ist, welchem die Bienen und Ameisen folgen, wenn sie ihre Bauten aufführen. Dieselbe Unermüdlichkeit, dieselbe Unvermeidlichkeit! Freilich ist es bedauerlich, daß die Production in einem Maße zunimmt, mit welchem die Consumtion nicht mehr Schritt halten kann, ja daß der Büchermarkt an einer Ueberschwemmung leidet, die von Jahr zu Jahr im Wachsen ist und gegen welche alle Dämme der Kritik nichts mehr helfen. Für den deutschen Verlagsbuchhandel, der allein in durchgreifender Weise das Amt eines Deichgrafen versehen kann, ist es indeß kein rühmliches Zeugniß, daß außer dem vielen Mittelmäßigen, welches wenigstens in einer anständigen Form auftritt, so vieles erscheint, das absolut schlecht zu nennen ist und den Stempel der geistigen Ohnmacht und Unbildung deutlich an der Stirn trägt. Es gibt nur eine Kritik, welche die Massenproduction in erwünschte Schranken zurückdämmen kann — das ist die Kritik, welche der deutsche Verlagsbuchhandel selbst und noch dazu in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse ausübt, indem er die unberufenen Manuscripte zurückweist, welche sich ihm mit der Anmaßung aufdrängen, durch seine Hülfe in die Oeffentlichkeit zu gelangen. Mindestens müßte denn doch jene Grenze eingehalten werden, wo das Reich der unmöglichen Verse, der unglaublichen Hallucinationen in Poesie und Philosophie, der kindischen Geschichten, der Romane ohne Stil und Zusammenhang, und der zwecklos zusammengekleisterten Compilationen auf allen Gebieten beginnt.

Auf der andern Seite ist das Verlangen ebenso unberechtigt, daß jedes einzelne Literaturjahr mit großartigen Productionen schwanger gehe, welche das Siegel der Unsterblichkeit auf der Stirn tragen, oder daß selbst das Tüchtige und Hervorragende gleich in großen Quantitäten zu Tage gefördert werde. Wir brauchen blos einen Jahrgang aus der Blütezeit unserer classischen Epoche ins Auge zu fassen, um unsere Anforderungen auf ein billiges Maß zu beschränken. Auch damals gab es Literaturjahre, welche ganz leer ausgingen oder nur durch eine Tragödie von Schiller verherrlicht wurden, während übrigens die Literatur ganz lustig ins Kraut schoß mit lauter heutzutage gänzlich vergessenen Productionen. Das Genie, ja selbst das Talent ist einmal nicht Dutzendwaare, die man zum Marktpreis einhandeln kann, und selbst viele derjenigen Talente, denen die Kritik der Zeitgenossen so freundlich ist, diesen Adelsbrief zu ertheilen, conserviren sich trotz aller Räucherung nicht und werden eines schönen Tags, noch ehe die Nachwelt nach Generationen zählt, als ungenießbar beseitigt.

Das Literaturjahr 1865 war daher nicht besser und nicht schlechter, als seine Vorgänger gewesen sind und seine Nachfolger sein werden, sobald wir seine Leistungen vorurtheilsfrei betrachten. Es befindet sich unter denselben kein unsterbliches Werk; doch müssen wir uns bescheiden, denn wer darf sich rühmen, den Maßstab hierfür zu besitzen, da die Unsterblichkeit jedenfalls für die gleichzeitige Kritik zu den Imponderabilien gehört. Wer hätte dem Schwan von Avon vorausgesagt, daß dies oder jenes Trauerspiel, welches dem Publikum des Globetheaters einige Unterhaltung gewährte, noch nach Jahrhunderten über die englischen und deutschen Bühnen gehen würde? Daß einer oder der andere von Shakspeare's Freunden an seine Unsterblichkeit glaubte, ist wenig beweiskräftig; denn welchem Miniaturlyriker der heutigen Zeit wäre nicht von guten Freunden und Freundinnen die Unsterblichkeit so sicher vorausgesagt worden, daß er in seinen Versen bereits seine Leser darauf pränumeriren lassen konnte?

Es ist bei literarischen Revuen Brauch, die literarhistorischen und kritischen Schriften in erster Linie zu besprechen. Dies hängt mit einem bedenklichen Symptom der Zeit zusammen, der Ueberschätzung der Reproduction gegenüber der Production. Die Reproduction erscheint als eine wissenschaftliche Arbeit, welche man geneigt ist, über das dichterische Schaffen zu stellen; wir haben in Deutschland viele solcher Berühmtheiten aus zweiter Hand, geistige Begabung und Größe sogar wird Männern zugesprochen, welche nicht viel mehr sind, als Pächter eines geistigen Eigenthums der Vergangenheit, und dies Pachtgut

mit kritischem Pflug beackern. Es ist das gleiche Vortheil, welches den Sängern und Schauspielern, den nur reproducirenden Künstlern, den Vorrang vor den Componisten und Dichtern einräumt. Gegen dies Vorurtheil, welches auf einer Verkehrung geistiger Werthschätzung beruht, muß mit aller Energie protestirt werden. Der geistige Nationalreichthum beruht auf der Production und nur auf ihr, sie ernährt den ganzen literarischen Zwischenhandel, von so renommirten Häusern er auch betrieben werden mag. Das schöpferische Talent ist das A und O, der Anfang und das Ende der Literatur. Für ein einziges gutes Gedicht kann man eine ganze Literaturgeschichte in den Kauf geben, für einen einzigen guten Dichter ein Dutzend von Literarhistorikern. Wir werden daher den producirenden Talenten die Ehre geben, die ihnen gebührt, und es andern überlassen, das Pferd am Schwanze aufzuzäumen.

Die Lyrik und die lyrisch-epische Poesie blühen fröhlich fort, möglichst unbekümmert um das Publikum, das sich um sie nicht kümmert. Das Bedürfniß, aus der Verborgenheit des Verlags- und Sortimentsbuchhandels und der hin- und herwandernden Bücherballen sich an das Licht einer bescheidenen Oeffentlichkeit herauszuretten, hat unsere Lyriker angetrieben, sich nicht auf die Ausgaben ihrer gesammelten Gedichte zu beschränken, über deren unzweideutigen Erfolg sie meistens nicht im Zweifel sind, sondern sich in einzelnen Albums womöglich mit künstlerischer Ausstattung zu sammeln, wo denn ein Modelyriker ein Dutzend andere mit ins Schlepptau nimmt und vor die aufmerksamen Leser bugsirt. Da sind zunächst die großen Kunstalbums, das „Düsseldorfer Künstleralbum" und „Bild und Wort", in denen sich die Lyrik recht stattlich ausnimmt und vortheilhaft von dem eleganten Papier abhebt. Dann haben sich in jüngster Zeit einige literarische Albums Bahn gebrochen, welche einen Mittelpunkt für die Lyriker der einzelnen Städte bilden, wie das nürnberger „Album", die „Weimarischen Beiträge" u. a. Endlich hat sich ein selbständiges Asyl für die Lyrik in dem, in Frankfurt a. M. erscheinenden „Deutschen Dichtergarten" eröffnet.

Zu den bedeutendsten Erscheinungen auf lyrischem Gebiet gehören Emanuel Geibel's „Gedichte und Gedenkblätter", die „Herbstrosen" von Robert Prutz, beides Sammlungen von vorwiegend elegischer Färbung, obgleich der letztere Dichter frischer erscheint, als der erstere, der ganz in der Vergangenheit lebt, und die „Neuen Gedichte" von J. G. Fischer in ihrer originellen, oft schwunghaften und harmonischen, oft etwas derben und trivialen Haltung. Außerdem hat sich im Laufe des Jahres eine Zahl jüngerer Dichter in die Literatur eingeführt, denen man wenigstens nachrühmen muß, daß sie in anständiger Form einen anständigen Inhalt bieten. Albert Möser, etwas blasirt in trefflich behandelten Sonetten und antiken Strophen; Max Freydank, ebenfalls mit Vorliebe antikisirend und mehr heimisch im Epischen als im Lyrischen; Ernst Scherenberg, schwunghaft in seinen „Stilrmen des Frühlings" und aus der Zeit herausdichtend; Karl Mund, ein formgewandter Dichter der Goethe'schen Schule; Karl Batz, glücklich in einzelnen poetischen Pointen, bilden den Kern der diesjährigen Aushebung, welcher zu den gedienten Truppen der Lyrik stößt. Zwei österreichische Dichter, Stephan Milow und J. F. Tandler, werden durch die Anspruchslosigkeit ihres Auftretens bei manchem glücklichen Wurf in Lied und Bild charakterisirt. Der österreichische Lyriker, Hermann Rollet, gibt eine Auswahl seiner Gedichte, die bei manchem Trefflichen doch Spreu und Weizen besser hätte sondern sollen. Eine religiöse Richtung schlägt Hermann von Loeper in seinen Gedichten ein und zeigt sich als Zögling der Geibel'schen Schule, während eine andere Eigenthümlichkeit derselben, die Bemeisterung der buntesten Stofffülle in den verschiedenartigsten Dichtformen in den Gedichten von Bernhard von Lepel hervortritt. Wir erwähnen noch Martin's „Unter den Sternen", Karl Birkenbühl's „Sonette aus dem Orient", „Alte Träume" von Ignaz Weinberg, Gedichte von Karl Altmüller, den zweiten Theil der Gedichte des bekannten Homöopathen Arthur Lutze, die innigen Gedichte des kranken Volksdichters Ernst Donath, die hinterlassenen Gedichte der kranken, edel resignirten Gräfin Auguste von und zu Egloffstein und diejenigen der jedenfalls talentvollen Frau Agnes Kayser-Langerhannß.

In der lyrisch-epischen Dichtung ragt Robert Hamerling's „Ahasverus in Rom" durch Farbenpracht und Gedankenreichthum hervor, ohne indeß für Form und Inhalt das harmonische Gleichmaß der Behandlung zu wahren. Ein etwas weitaussehendes und weitschweifiges Epos: „Die Wanderungen des Ahasver", hat S. Heller zu dichten begonnen. An den Stil des großen Epos streift die hinterlassene Dichtung von Bechstein: „Thüringens letztes Königshaus", während Hermann Neumann's „Dinorhy" dem Bereich der von Thomas Moore und Byron angeregten, von Adolf Böttger u. a. nach Deutschland verpflanzten erotischen poetischen Erzählung angehört. Adolf Böttger selbst gibt seine gesammelten Dichtungen heraus, von denen der erste Band lyrische Gedichte enthält, der zweite und soeben erschienene dritte Band größere poetische Erzählungen, theils historisch, theils erotisch und märchenhaft-phantastisch, in welcher letztern Gattung der Dichter, sonst ein Zögling der Byron'schen Muse, am originellsten erscheint. An Goethe's „Hermann und Dorothea" erinnert Bournot's Hexameterepos: „Meta", das kleinbürgerliche Verhältnisse darstellt, in welche die politische Bewegung hineingreift, während „Dornröschen" von Livius Fürst als ein niedliches Märchenepos betrachtet werden kann, in welches hübsche sangbare Lieder verwebt sind. Andere epische Dichtungen, wie „Kaiser Karl V.", von Karl Guntram, Karl Pflaume's „Hermann der Cherusker", „Odysseus' Heimkehr" von Gravenhorst, eine verfehlte Paraphrase des Homer, Adalbert Hermann's „Hercules" u. a. dienen nur zur Ueberfüllung des Büchermarkts.

Die poetischen Uebersetzungen stehen im Flor. Daß auf diesem Gebiete Vortreffliches geleistet wird, beweist die Gildemeister'sche Uebersetzung Byron's, auf welche wir zurückkommen werden. Auch Alexander Neidhardt hat

neuerdings „Lord Byron's sämmtliche Werke" in acht Bänden übertragen, während Schäffer sich nur an einzelnen Gedichten Byron's versucht und Erich von Monbart „Harold's Pilgerfahrt" ins Deutsche übertrug. Gisbert von Vincke's „Rose und Distel", Uebersetzungen englischer Gedichte, erscheinen in zweiter Auflage. Einen neuen Mittelpunkt für diese Uebersetzungen bietet die „Bibliothek ausländischer Classiker", die bei Meyer in Hildburghausen erscheint. Als besonders gelungen erscheint Dingelstedt's Uebersetzung der „Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais und die Shakspeare-Uebersetzungen von Wilhelm Jordan („Macbeth", „Romeo Julia", „König Lear"), den auch Bodenstedt übersetzte. Von Uebertragungen aus der classischen Poesie erwähnen wir die dreibändige Plautus-Uebersetzung von Donner, eine Uebersetzung des Lucretius Carus von Gustav Bossart-Oerden und des „Agamemnon" von Aeschylus von A. Oldenberg. Auch drei neue vollständige Dante-Uebersetzungen von Blanc, Eitner und Karl Witte sind in dem Jubeljahre des großen Florentiners erschienen, während mehrere andere bereits angekündigt sind. Die lateinischen Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter eignete G. A. Königsfeld unserer modernen Sprache zu, während Max Waldstein die Volkslieder der Portugiesen und Catalonen in freier Weise nachbildete und Adolf Stause die romanischen Poeten in ihren originellen Formen metrisch übersetzte. Oehlenschläger's Gedicht „Helge" ist von Gottfried von Leinburg mit gewohnter Trefflichkeit aus dem Dänischen ins Deutsche übertragen worden.

Den Uebergang von den Lyrikern zu den *Dramatikern* bildet am besten Friedrich Halm, welcher den siebenten und achten Band seiner Werke erscheinen ließ und in dem erstern „Neue Gedichte" theils sinnig, theils rhapsodisch-weitschweifig, in dem letztern zwei Dramen, das antikisirende „Iphigenie in Delhi" und das romantische „Wildfeuer" veröffentlichte, beide reich an poetischen Schönheiten und dramatischen Schwächen. Von Friedrich Hebbel's „Sämmtlichen Werken" sind die beiden ersten Bände erschienen, welche in willkürlicher Zusammenstellung einige seiner besten und seiner verzwicktesten Dramen enthalten. Paul Heyse hat bisjetzt vier Bändchen seiner dramatischen Werke erscheinen lassen, welche „Elisabeth Charlotte", „Maria Moroni", „Kaiser Hadrian" und „Hans Lange" enthalten. Ebenso sind von dem unterzeichneten Herausgeber d. Bl. die vier ersten Bändchen dramatischer Werke ausgegeben worden, welche das Lustspiel „Pitt und Fox", das Trauerspiel „Mazeppa", das Lustspiel „Die Diplomaten" und das Trauerspiel „Der Nabob" enthalten. Von den erfolgreichsten Bühnenstücken der letzten Saison sind Mosenthal's „Pietra", Weilen's „Edda" und Brachvogel's „Prinzessin Montpensier" im Druck erschienen. Ein originelles, im Stil des Passionsschauspiels entworfenes Volksdrama: „Jesus der Christ", von Albert Dulk, verzichtet dagegen durch seine Composition auf die Bühne der Gegenwart. Das historische Drama wird im übrigen mit großem Eifer gepflegt, obwol ein historisches Trauerspiel auf der Bühne nur zu den weißen Raben gerechnet werden kann. Der griechischen Geschichte entnommen ist das Trauerspiel von Julius Große: „Der letzte Grieche." Am zahlreichsten sind die der deutschen Geschichte entlehnten Dramen. Zwar die Hohenstaufen sind im Jahre 1865 durch keinen Dramatiker aus dem Schlummer gestört worden; dafür wurde Heinrich IV. zweimal behandelt, einmal von Ferdinand von Saar in dem Drama: „Hildebrand", dann von Richard Weiland in „Kaiser und Papst"; „Otto II." von Flemming und „Ludolf von Schwaben" von Günthert, Ludwig der Baier in Thumser's „Bürgerkaiser" und in Karl Hugo's Drama: „Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich", Karl V. von Friedrich, Ulrich von Hutten in Hans Koester's gleichnamigem Drama, Prinz Louis Ferdinand von Wilhelm Hosäus dramatisirt. Speciell der preußischen Geschichte sind die „Dramatischen Bilder" von Robert Giseke entnommen, „Der Hochmeister von Marienburg", „Der Burggraf von Nürnberg", „Der Bürgermeister von Berlin", von denen das letztere wol das meiste dramatische Leben athmet. Den Livländer Patkul hat Baron Plessen von Tiesenhausen zum Helden eines Trauerspiels gemacht, einen neuen „Tristan" nach Joseph Weilen Ludwig Schneegans gedichtet. Einen Vertreter der Gedanken- und Gewissensfreiheit verherrlicht Karl Batz in seinem historisch-dramatischen Gedicht „Ochino". Das Malteserfragment Schiller's hat Friedrich Notter seiner Tragödie: „Die Johanniter", einem im kräftigen, oft forcirten Stil gehaltenen Werke, zu Grunde gelegt. Wir erwähnen noch von historischen Dramen: Thal's „Beatrix von Burgund", „Rintelns Fall" von A. von Cloßmann. Einen „König Saul" und ein Mysterium „Das Gelübde" veröffentlichte Hölty, während der besonders als Romanschriftsteller bekannte Julius Bacher eine „Lady Seymour" gedichtet hat. Denselben Stoff wie Halm, eine „Iphigenie in Delhi", behandelte auch Widmann, beide Dichter jedenfalls infolge der Anregung, die Goethe in seiner „Italienischen Reise" gegeben. Was die leichtern dramatischen Gattungen betrifft, denen die Wucht des tragischen Pathos fehlt, so dürfen wir Uschner's „Drei neue Theaterspiele" hierher rechnen. Feodor Wehl, so gewandt in eleganten Bluetten nach französischem Muster, hat den zweiten Band seiner „Lustspiele" erscheinen lassen, während auch Goßmann heitere „Bühnenspiele" herausgibt. Alfred Königsberg macht den Secretär des Grafen Tauenzien, Lessing, zum Helden eines Lustspiels, während das gefällige Talent von Julius von Rodenberg sich in den eben herausgegebenen „Dramatischen Idyllen" bewährt.

Dramatische Werke haben, wenn sie nicht auf der Bühne zur Darstellung gekommen sind, wenig Aussichten auf buchhändlerischen Erfolg. Anders verhält es sich mit der *erzählenden Literatur*, die wenigstens mit Sicherheit auf die Leihbibliotheken und das Publikum derselben rechnen kann. Die Production auf diesem Gebiete ist daher am unermüdlichsten; hier ist das Feld, wo die Halbtalente heimisch sind, hier die literarische Hexenküche, in deren Kessel alles geworfen wird, was zwischen Himmel und Erde sich bewegt. Die Bedeutung des *Romans* als eines

Culturgemäldes der Gegenwart oder der Vergangenheit wird allerdings von den hervorragenden Autoren nicht verkannt. Gustav Freytag's „Verlorene Handschrift" ist, nächst dem Roman Berthold Auerbach's „Auf der Höhe", das Ereigniß auf dem Gebiete des Zeitromans, und hat, trotz der Schwächen, in denen sich das nicht ausreichende Compositionstalent des Dichters verräth, bereits eine große Zahl von Auflagen erlebt. Neben diesen beiden Romanwerken steht würdig als Vertreter des historischen Romans Laube's „Deutscher Krieg", dessen zweiter Theil „Waldstein" den Helden der Schiller'schen Tragödie in mehr realistischer, aber markiger und edel getragener Weise auf dem lebendigsten Hintergrunde der damaligen Zeit darstellt. Diese drei Werke sind auch in stilistischer Hinsicht als Bereicherungen unserer Nationalliteratur zu betrachten. Dasselbe gilt von Alfred Meißner's Roman: „Schwarzgelb", der vor kurzem in einer neuen, einbändigen Volksausgabe ausgegeben wurde. Emil Brachvogel's „Beaumarchais" steht mehrere Stufen tiefer infolge der geschmacklosen und unkünstlerischen Darstellung, während „Nach der Sündflut" von Julius Rodenberg einen, in der Zeit wenig entfernten Stoff mit gleicher Lebendigkeit, aber mit weit größerm Kunstsinn behandelt. Der umfangreiche Roman: „Von Geschlecht zu Geschlecht", von Fanny Lewald, gibt manche psychologisch interessante und tief in die Zeit einschneidende Entwickelungen. Nicht minder umfangreich ist des beliebten Erzählers Gustav vom See „Marquise und Tänzerin" mit seiner Fortsetzung „Ost und West". Von den Romanen der Luise Mühlbach, welche sich, durch günstigen Erfolg getragen, als Volksbücher geberden, obgleich sie dem Volke ein sehr incorrectes Verständniß der Geschichte beibringen, sind einige in neuen Volksausgaben erschienen; ihr neuester Abstecher in die Geschichte galten dem „Großen Kurfürsten und seiner Zeit" und dem „Grafen von Benjowsky", die nun auch für die Leihbibliotheken zurechtgemacht sind. Von sonstigen Persönlichkeiten der Geschichte sind für den Winterbedarf des Lesepublikums eingeschlachtet worden: von Sacher-Masoch „Kaunitz", von Heribert Rau „Karl Maria von Weber", zuletzt „Der Präsident Lincoln und Jefferson Davis" von John Retcliffe und „John Wilkes Booth" von J. Wood. Der sehr fruchtbare George Hesekiel verfolgt bei aller Einseitigkeit seines Parteistandpunkts doch eine über den salopen Memoirenroman hinausgehende künstlerische Richtung, wie er auch in seinen „Vier Junkern" bewiesen hat. Dasselbe gilt von Bernd von Guseck und seinen beiden Romanen: „Unter dem Krummstabe" und „König Murat", und von F. von Nemmersdorf's historischem Roman: „Doge und Papst." Edmund Hoefer, dessen „Erzählungen" in einer Gesammtausgabe von 12 Bänden erschienen sind, gab in seinem Roman „Altermann Ryke" ein größeres, etwas weitschweifiges Zeitgemälde aus der Epoche der Franzosenherrschaft in Deutschland. Zu den besten geschichtlichen Romanen dieses Jahres gehört „Der Stadtschreiber von Liegnitz", von Ludwig Habicht. Von andern historischen Romanen erwähnen wir noch: „Rom und Habsburg" und „Aspromonte" von E. Rüffer, „Die Jakobiner in Oesterreich" von G. A. Luther, „Der Königssohn oder die letzten Tage August's von Polen" von Penseroso, „Herzog Wallenstein in Mecklenburg" von J. von Wickede, „Sibylla von Cleve" von J. Bacher, „Königin und Buhlerin" und „Ein Ostseepirat" von C. Schmeling, „Rufinus" von J. Schöpf, „Puebla" von John Retcliffe, „Neuhof" von Braun von Braunthal, „Die Czarentochter" von T. Hemsen; G. Hiltl: „Gefahrvolle Wege" — eine hinlänglich bunte Reihe, die wir absichtlich ohne chronologische Ordnung hingestellt, um zu zeigen, mit welcher Unbefangenheit der historische Roman aus allen Zeit- und Weltaltern schöpft. Selten streift ein Schimmer von Tendenz über diese historischen Prosaepen hin — die Tendenz pflegt sich nicht so episch auszubreiten, nicht den Mund so voll zu nehmen. Ihr genügt der novellistische Streifschuß — wir erinnern nur an C. von Bolanden's historische Novellen über Friedrich II. von Preußen, in denen der Preußenkönig durch eine ultramontane Brille angesehen wird, in directem Gegensatz zu der Verherrlichung, welche ihm durch Luise Mühlbach und andere norddeutsche Autoren zutheil wird.

Den Zeitroman als Culturgemälde der Gegenwart, wie er von Freytag, Auerbach und Fanny Lewald in den oben angeführten Werken gepflegt wird, bauen besonders die Frauen an, von denen nur wenige mit der Unerschrockenheit der Luise Mühlbach sich auf das historische Gebiet wagen. Hervorzuheben sind die Romane zweier Schriftstellerinnen, denen man Geist und Originalität nicht absprechen kann: „Doppelleben" von Wilhelmine von Hillern, der Tochter der Frau Birch-Pfeiffer, und „Zeitgenossen" von Elise Schmidt. Ihnen schließt sich Luise Ernesti mit ihrem künstlerisch angelegten, aber ungleich gearbeiteten Roman „Die Aristokratin und der Fabrikant", Luise Büchner mit dem „Schloß zu Wimmis", Rahel mit dem Roman „In Banden frei", A. von Großmann mit dem socialen Roman „Wahn und Wahrheit" an. Zu den bessern Productionen der Dichter auf diesem Gebiete gehören: „Frauen und Räthsel" von Levin Schücking, der auch seine Erzählungen gesammelt herausgibt, „Kunst und Gunst" von dem Aesthetiker Zeising, Graf U. Baudissin's „Ein pseudonymer Hauslehrer", T. König's „Eine catilinarische Existenz", „Der letzte Trunk" von E. Willkomm und „Der Insurgent" von A. Lewald. Der specifisch christliche Roman ist vertreten durch „Stand und Bildung" von Friedrich Wesdorf, während „Salvator, eine Verjüngungsgeschichte" von Karl Cubasch, einen Abstecher auf das physiologische Gebiet und in seine am meisten problematischen Regionen macht. Adalbert Stifter hat den ersten Band einer Erzählung: „Witiko", erscheinen lassen, Arnold Ruge „Zwei Doppelromane in dramatischer Form".

Den exotischen, in andere Zonen schweifenden Roman vertreten Armand's „Mexico", F. Gerstäcker's „Zwei Republiken" und zum Theil seine Novellen: „Unter Palmen und Buchen" und „Wilde Welt", und G. Hennig's „Die Araber des Sahels".

Mit der Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des Romans

hält die Erzählung und Novelle gleichen Schritt, ja sie übertrifft dieselbe noch: denn alles, was in den Journalen und Zeitungsfeuilletons zum Abdruck gekommen war, wird nachher als Buch unter irgendeinem beliebigen Gesammttitel noch einmal der Lesewelt dargereicht. Die wenigsten dieser Erzählungen sind so ernst und sinnig wie Melchior Meyr's „Ewige Liebe", Feodor Wehl's „Der Mann der Todten" und Dräxler-Manfred's „Wohlthaten", so heiter und ansprechend wie Wolfgang Müller's „Zum stillen Vergnügen" und „Von drei Mühlen", so pikant und spannend wie Robert Waldmüller's Novellen „Mirandola" und „Fra Tedesco", wie die „Neuen Stadtgeschichten" von Max Ring, so originell wie M. Solitaire's „Erzählungen bei Mondenschein" und „Drei Federn" von Corvinus, oder so künstlerisch gehalten, wie die jüngst veröffentlichten Erzählungen von M. Hutterus, wie die Novellen von Lorenz Diefenbach und „Gefallene Würfel" von Ludwig Eckardt, so feinfühlig wie Leopold Kompert's „Erzählungen aus dem Ghetto", und Mathilde Quednow's „Am Ufer", oder so bizarr wie Hermann Schiff's „Die wilde Rabbizin" und „Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsflohs". Es genügt, hier ein Register der thätigsten Novellisten zusammenzustellen, ohne die verschiedenen, meist sehr willkürlich gewählten Titel ihrer Sammlungen. Wir begegnen unter den Autoren, die im vorigen Jahre auf diesem Gebiete productiv waren: Theodor Drobisch und C. von Winterfeld, beide mit mehr humoristischer Färbung, der letztere bekannt als Darsteller des Soldatenlebens, dem sich E. A. König, in ernsterer Haltung Julius von Wickede anschließt; Freiherr Ernst von Bibra (der auch einen Roman „Tzarogy" veröffentlicht hat), A. Schirmer, Adolf Beneke, Adolf Görling, Julius Gundling, F. K. Wild, K. Neumann-Strela (mit saubern culturgeschichtlichen Bildern), T. Esch, S. J. F. Wendal, M. Norden, H. Smidt (mit Novellen der Niederelbe), A. Bitter, H. Wiesing und A. Werfer (beide mit historischen Novellen), J. Krüger, Ferdinand Pflug, Hermine Wild, O. Mylius, Feodor Steffens, Ernestine Castell, M. Horst, O. Schön, Graf S. Grabowski, Lucian Herbert, A. Quaglio, J. Waldau, A. Wellmer.

Bei der Hyperproduction auf diesem Gebiete ist es möglich, daß unser Register, um mit Spiegelberg zu sprechen, ein Loch hat, oder auch mehrere Löcher — wer wollte einen Rundschauer, gegenüber dieser bedrückenden Massenhaftigkeit, für einzelne Lücken verantwortlich machen, die doch, gegenüber der „Lücke" der preußischen Verfassung, den Vorzug der vollkommensten Harmlosigkeit haben? Die Vollständigkeit, welche d. Bl. überhaupt anstreben, bleibt immer ein Ziel, das sich nur annäherungsweise erreichen läßt. Wir haben die Pflicht, das Bedeutende rasch hervorzuheben, sodaß die Kritik der Production auf dem Fuße folgt, dem Mittelgut seine gebührende Stelle anzuweisen, und wenn bei dem summarischen Verfahren, mit welchem wir über das Schlechte und Werthlose zu Gericht sitzen, eine oder die andere dieser unter dem kritischen Niveau stehenden Productionen sich unserm Tribunal entzieht, so ist der Verlust weder für die Kritik, noch für die Literatur hoch anzuschlagen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Paul Heyse als Dramatiker.

Erster Artikel.

Dramatische Dichtungen von Paul Heyse. Erstes Bändchen: Elisabeth Charlotte. Zweites Bändchen: Maria Moroni. Drittes Bändchen: Hadrian. Viertes Bändchen: Hans Lange. Berlin, Hertz. 1864—66. 8. Jedes Bändchen 25 Ngr.

Die dramatischen Musen sind keineswegs so liberal gesinnt wie die Engel, welche Faust's Unsterbliches tragen und dabei singen:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen!

Es gibt so viele „strebende" Dramatiker, denen nicht vergönnt ist, ihr unsterbliches Theil durch die Musen gerettet zu sehen, ja denen nicht einmal ein Wurf auf jenem Gebiete gelingt, wo die sehr sterblichen Bühnendramen wachsen. Redliches Streben ist jedenfalls eine Beruhigung für den Strebenden, doch ein Factor, der nur in der Moral, nicht in der Aesthetik mitzählt. Man wird die Ausdauer bewundern, die immerfort neue Anläufe nimmt, um über einen Graben zu setzen. Wenn ihr aber die nöthige Kraft mangelt und kein Anlauf hinüberführt, so wendet man sich von diesem kläglichen Schauspiel mit Bedauern ab. In magnis voluisse sat est — ist ein Satz, dessen Anwendung auf das Gebiet der Kunst von verderblichster Wirkung ist. Hier gilt nur das Können, nicht das Wollen, und je größer die Aufgabe, desto verhängnißvoller ist ein Wollen, das sie nicht lösen kann. Das Große besteht in der Kunst entweder mit aller Vollkommenheit und bewältigenden Macht, oder es besteht gar nicht, und an seine Stelle tritt die Caricatur. Das gewollte, aber nicht erreichte Große im Reiche der Moral stellt dem Strebenden noch immer einen Adelsbrief aus; das gewollte, aber nicht erreichte Große im Reiche der Kunst ist nichtiger, als das gelungene Kleinste. Denn das Kunstwerk ist eine Totalität, in welchem das Wollen des Autors untergegangen sein muß, und nur sein Können, die Macht seines Genius, uns entgegentritt. Sobald man hier und dort auf „guten Willen" stößt, so kracht das Kunstwerk gleich in allen Fugen und geht auseinander. Denn da merkt man alsbald den Leim, mit dem es zusammengeklebt ist, statt aus einem unlösbaren Gusse geschaffen zu sein.

Die Kränze der Tragödie hängen jedenfalls hoch genug, daß auf sie jener Horazische Spruch ebenso angewendet werden kann, wie er entschieden in dieser Anwendung abgelehnt werden muß. Der Strebenden und Wollenden ist hier Legion; aber weder unsere Bühne noch unsere Literatur kann das „sat est" unterschreiben. Es sind nicht immer Talentlosigkeiten, die sich nach diesem Preis außer Athem laufen; oft sind es Talente, anerkannte Talente, deren Schwerpunkt aber nach einer andern Seite hin liegt, als nach der dramatischen. Wenn sich auch das lyrische Talent vortrefflich mit dem dramatischen verträgt,

ja ein Dramatiker ohne lyrische Ader stets ein sehr nüchterner Bursche bleiben wird, der allenfalls den Schauspielern etwas auf den Leib schreiben kann, niemals aber der dramatischen Muse, während die größten Dramatiker der Neuzeit, Shakspeare und Schiller, nicht nur bedeutende Lyriker waren, sondern sich auch in ihren Dramen als solche bewährten, so scheint doch das vorwiegend epische Talent dem dramatischen gegenüberzustehen, und wenn beide sich in einem reichen Genius wie in Goethe vereinigten, so geschah diese Vereinigung doch nicht auf der Grundlage vollkommener Gleichberechtigung, indem eins von beiden, und zwar in Goethe das epische zu Ungunsten des andern, überwog. Jedenfalls scheint das Talent für epische Miniature die Begabung für das dramatische Fresco auszuschließen.

Zu den rastlos Strebenden auf dem Gebiete des Dramas gehört jedenfalls Paul Heyse, und das Register seiner Versuche würde nicht kurzathmiger sein, als das Repertoire der Schauspielgesellschaft im „Hamlet", welches Polonius herunterbetet: Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Historiko-Pastorale, Tragiko-Historie u. s. w. Er hat antike Mythenstoffe behandelt wie den „Meleager", historische Sagenstoffe der alten Welt wie „Die Sabinerinnen"; er hat deutsche Historien gedichtet wie „Ludwig der Baier", Volksschauspiele wie „Die Pfälzer in Irland" und „Hans Lange", tragische Seelengemälde wie „Hadrian" und „Maria Moroni", Intriguenschauspiele wie „Elisabeth Charlotte" u. a. Eine außerordentliche Vielseitigkeit, fast zu groß, wenn man den Maßstab innerer Nöthigung dabei ins Auge faßt, welcher der dramatischen Production zu Grunde liegen muß. Es heißt zwar: „Seid ihr Poeten, so commandirt die Poesie", aber die dichterische Begeisterung ist doch nicht eine Wärmflasche, die man in jede Wiege legen kann, oder eine Glasur, mit der man allen Töpfen Glanz verleiht. Das innerste Wesen des Dichters drückt sich in ihr aus, und es ist nicht anzunehmen, daß diesem Wesen alles zwischen Erde und Himmel gleich sympathisch ist. Wo wir diese unerschöpfliche Sympathie für den ganzen Orbis-pictus bei einem Dichter gewahren, da müssen wir befürchten, daß ihm die Poesie nur als eine formelle Kunst erscheint, aber als die Kunst, alles schön anzustreichen und durch diesen Anstrich allein zum Kunstwerk zu machen.

Wir haben zwar ein universelles Kunstgenie in Goethe. Doch die kleinen Goethes vergessen, daß es die Größe und innere Einheit der Weltanschauung war, welche diesem Meister deutscher Kunst als eine den Kosmos tragende und spiegelnde Macht des Genius eingeboren war. Die dilettantischen Griffe in all den bunten Formen und Stoffen waren nur Schein; sein Wesen war über den Dilettantismus erhaben; er war eine groß angelegte Natur, die mit innerer Nothwendigkeit alles gestaltete. Ohne Frage aber hat auch dem Dramatiker Goethe dies Umhergreifen in den verschiedenartigsten Stoffen geschadet und ihn gegen Schiller in den Schatten gestellt, der einseitiger, aber mit schärferer Bestimmtheit seine Stoffe im Geiste des Jahrhunderts erfaßte. Aber auch Goethe legte in jeden Stoff sein ganzes Wesen. Das vergessen die „kleinen Goethes" — doch wir phantasiren; „kleine Goethes" gibt es nicht.

Wir haben die vier Bändchen von Paul Heyse's dramatischen Schriften durchstudirt, und können als Resultat unsers Studiums nur die Ansicht aussprechen, daß dem sonst begabten und feinsinnigen Dichter das eigentlich dramatische Talent fehle oder daß es am meisten noch für jene Gattung ausreiche, welche Polonius als das Historiko-Pastorale bezeichnen würde, und zu welcher z. B. „Hans Lange" zu rechnen ist. Die unermüdliche Productivität des Autors gerade auf diesem Gebiete scheint unsere Ansicht zu widerlegen; doch dieselbe geht wol mehr aus der Energie seines Willens als aus der Energie seines Talents hervor. Paul Heyse will sich die Bühne erobern, und wenn er auch vielleicht selbst nicht an große Dimensionen seines Talents glaubt, so meint er doch gewiß, daß unter den Blinden der Einäugige König ist. Er versucht diese Eroberung mit den Waffen Schiller's und Goethe's, er versucht sie mit den Waffen der Birch-Pfeiffer — so oder so muß es ihm glücken. Und in der That hat er mit „Hans Lange" auf dem Gebiete des Historiko-Pastoralen einen Erfolg errungen, der an die Erfolge der Frau Birch-Pfeiffer heranreicht. Wir wollen uns von den künftigen Erfolgen besserer Stücke gern Lügen strafen lassen; denn die Talente entwickeln sich oft anders, als selbst eine wohlbegründete Prophezeiung voraussagen konnte. Fleiß und Ausdauer zwingen selbst einem unfruchtbaren Boden unerwartete Früchte ab. Doch nach den bisjetzt vorliegenden „Dramatischen Dichtungen" vermissen wir in dem Dichter den Nerv des dramatischen Talents.

Es fehlt Paul Heyse zunächst jene Originalität der Weltanschauung, ohne welche wir uns keinen großen Dramatiker, freilich keinen großen Dichter überhaupt denken können. Wir brauchen blos an Shakspeare und Schiller, an Calderon und Sophokles zu erinnern, um die Bedeutung dieses Moments klar zu machen. Es muß einen Urgrund der Ueberzeugung geben, von welchem sich die Gestalten des Dramatikers loslösen, wenn sie nicht wie die Schatten einer Laterna-magica vorüberschweben sollen. Ein Dichter muß einen Glauben, eine Ueberzeugung haben; doch dieser Glaube muß mit dem Kern seines Genies innerlich verwachsen sein. In diesem Glauben muß sich zugleich der Glaube seiner Zeit, seines Jahrhunderts condensiren; aber innerlich vertieft und über sich selbst hinausweisend. Ein Bannerträger der Cultur im Dienst des Ewigen, doch in der Form, in der seine Zeit es erfaßt und zu erfassen ein Recht hat — das soll der Dichter sein, das der Dramatiker, der in der Bühne zugleich die Stätte eines Cultus zu wahren hat, durch die er mit dem nationalen Geiste, wie er in der Menge sich spiegelt, zusammenhängt. Die Aesthetik der Schablone legt auf das alles geringes Gewicht; sie betont nur die Objectivität des Dramatikers, und wenn seine Gestalten allein ohne Drähte laufen und so geschickt auswattirt sind, daß man die dicken und dünnen unterscheiden kann, so

hat nach ihrer Ansicht der Dichter dieser Pflicht genügt. Bei dieser Theorie ist in der That nicht abzusehen, warum man Frau Birch-Pfeiffer nicht mit Shakspeare und Schiller in eine Linie stellen sollte. Es ist aber grundfalsch, die Objectivität darin zu suchen, daß die Gestalten ihren Schöpfer verleugnen. Die Größe des Dichters muß sich in ihnen spiegeln, in allen gleichmäßig. Shakspeare's tiefsinnige Weltanschauung spricht aus jeder Zeile; sie ist in seinem Hamlet, wie in seinem Falstaff, in seinen römischen Cäsaren, wie in seinen englischen Königen gleich lebendig. Ebenso ist Schiller's energische Willenskraft und sittliche Weihe in Fleisch und Blut aller seiner Charaktere verwandelt. Das Wesen und die Größe des Dramatikers macht nicht jene proteusartige Verwandlungsfähigkeit, die in jedem Stücke ein anderes Gesicht zeigt, nicht die fleisch- und blutlose Technik, die wol verschiedenartige Gestalten schafft, aber ihnen die Mitgift entzieht, durch die sie allein tiefere Bedeutung gewinnen und die eben nicht in ihrer eigenen Originalität, sondern in der Originalität des schöpferischen Genius beruht. Jene Aesthetik, die wir die formale oder schöngeistige nennen könnten, hat freilich keine Formel hierfür; sie meint, der Dramatiker müsse **hinter** seinem Werke verschwinden, während er doch **in** demselben aufgehen muß.

Paul Heyse gehört nun zu den Dramatikern, die **hinter** ihren Werken verschwinden — verschwinden allerdings bis zur Nichtbeachtung ihrer dichterischen Individualität. Wir lesen seine vier Dramen und müssen uns fragen, was ist das Gemeinsame in ihnen? Aus welcher Weltanschauung sind sie hervorgegangen? Welcher Glauben, welche Ueberzeugung erwärmt und beseelt sie? Wie sieht der Dichter aus, der diese Gestalten geschaffen hat? Was ist der Kern seines Wesens, seines Wollens? Warum hat er sich diese Stoffe gewählt und welche innere Verwandtschaft ist zwischen ihnen? Wer diese Fragen aufwirft, dem ergeht es gewiß, wie jenem Heine'schen Jüngling am Meer — „und ein Narr wartet auf Antwort". Das entgegnet die Aesthetik de pur sang uns alles Ernstes. Der Dichter geht uns nichts an, wir haben sein Werk. Es ist um so vollkommener, je mehr es auf eigenen Füßen steht. Ueberzeugung, Glauben, Begeisterung sind Phrasen, welche allenfalls für jugendliche Productionen passen. Künstlerische Reife verschmäht diesen Aufputz. Der Dichter wählt seine Stoffe, wie er beim Spaziergang sich Blumen pflückt. Erst wenn er die Nabelschnur zwischen sich und seinen Werken zerschnitten, athmen die letztern ein eigenes Leben. Vom Dichter aber gar ein sittliches oder geistiges Pathos zu verlangen, ein anderes, als was an richtiger Stelle die künstlerische Oekonomie dictirt — das ist ein Attentat auf die Selbstherrlichkeit der dramatischen Dichtkunst, der Dichtkunst überhaupt.

Für diesen Standpunkt mögen die Dramen Paul Heyse's der Vorzüge genug haben; ja ihre Vorzüge würden gerade in dem bestehen, was wir als ihre Mängel bezeichnen. Welche Vielseitigkeit und Vielgewandtheit, so verschiedenartigen Stoffen gerecht zu werden! Wohl, doch die dramatische Kunst ist keine, lauter Bildchen zusammenklebende Potichomanie! In jedem Stück muß doch ein geistiger Kern, ein Gedanke liegen, wenn ihm auch gerade die Moral nicht hinten heraushängt, wie das Schnupftuch aus der Tasche. Und alle diese Gedanken müssen einen zusammenhängenden Kreis bilden, eine Art von Zodiakus, durch den die Sonne des Genius wandelt. Welche erhabenen Sternbilder großer und tiefer Gedanken sind in den Shakspeare'schen Dramen verkörpert! Mit welcher Vorliebe wählt er z. B. die Stoffe, in denen sich der Gegensatz zwischen Schein und Wesen ausprägt, der seiner tiefsinnigen Weltanschauung so nahe lag! Alle diese Stücke schließen sich von selbst zusammen zu einer Totalität — und das ist eben der Shakspeare'sche Genius mit den Lichtstrahlen seiner großen Gedanken.

Doch wenn wir die Paul Heyse'schen Stücke aneinanderreihen, so erhalten wir eine Mosaik von bunten Steinchen. Wir fragen vergebens: Wo ist Paul Heyse in seinen Stücken und wer ist Paul Heyse? Er hat sie gemacht, er hat ihnen seinen Namen als Etikette angeklebt; aber es sind lauter dramatische Undinen; ihnen fehlt die dichterische Seele! Ein Stückchen französisches Hofleben mit lauwarmem deutschem Patriotismus, ein italienisches Eifersuchtstrauerspiel mit kleinen und trivialen Motiven, eine antike Kaisertragödie mit psychologischen Sonderbarkeiten, ein hinterpommersches Volksschauspiel mit listigen Bauern und lustigen Edelleuten — es ist ein ziemlich bunter Kram; doch das würde noch weniger schaden, wenn nur Gedanken in diesen Stücken wären und diese Gedanken sich zur Totalität einer dichterischen Weltanschauung zusammenschlössen. Doch wir springen aus dem einen in das andere, wie man von einer treibenden Scholle im Fluß auf die andere springt! Der Dichter ist von einer Objectivität, die uns in Erstaunen setzt — in jedem Stück ein anderer, kaum sein Stil ist wieder zu erkennen. Doch ebenso fehlt die innere Einheit; es sind Modellirbogen einer kunstfertigen Hand, die mit vollkommener Gleichgültigkeit gegen den Stoff die Form gestaltet. Es fehlt die Wärme, die Begeisterung, die immer nur aus jenem innersten Focus kommt, wo die Sonne des Jahrhunderts den Brennstoff des Genius berührt.

Die Fülle von Sentenzen, Gedanken, Reflexionen, an denen Shakspeare und Schiller überreich sind, ist man neuerdings geneigt, als einen dramatischen Mangel zu bezeichnen. Und doch sind sie die nothwendigen Früchte jener schöpferisch treibenden Gedankenwelt, die sich in ihre Dramen hineinverzweigt hat. Wenn es ein Unglück ist, daß große Dichter große Gedanken haben, so ist es ein Glück für die kleinen, wenn sie ohne Gedanken den Anforderungen der Kunst um so mehr gerecht werden können. In der That ist die Ausbeute an Gedanken, Sentenzen, Reflexionen in den Heyse'schen Dramen eine sehr geringe, etwa den Kaiser „Hadrian" ausgenommen, und wo wir auf sie stoßen, vermissen wir Originalität in Inhalt und Ausdruck. Es sind, wenn auch nicht gerade klimpernde Rechenpfennige, doch Münzen, die bei aller feinen Prägung sich doch bereits lange eines verbreiteten Curses erfreuen.

Ein anderer nicht minder wichtiger Punkt ist der: ein

Dramatiker darf niemals ein Miniatur- und Aquarellmaler sein — das verstößt schon gegen die äußern Dimensionen des Dramas. Allzu feine Pinselstriche gehören nicht in ein Bühnengemälde; daß es dagegen eher die gröbsten verträgt, beweist das Beispiel Shakspeare's. Heyse hat sich durch seine Novellen an eine Miniaturmalerei gewöhnt, welche durch feine Uebergänge und Nuancirungen zu wirken sucht, welche aber dabei die entscheidenden Wendepunkte der Action mit jener Energie hervorzuheben vergißt, ohne welche der Strom des Dramas im Sande verläuft. Mit Feuerzügen müssen diese Hauptmomente dramatischer Bewegung geschrieben sein bis zum letzten Mene Tekel der Katastrophe, welche den Helden erfaßt. Das ist die Schrift Shakspeare's und Schiller's! Wer nicht das os magna sonaturum hat, der bleibe mindestens von der Tragödie zurück. Zu den Voraussetzungen derselben gehört die Größe der Composition, welche dabei auf echt menschlichen Motiven beruhen muß, nicht auf paradoxen Kniffeleien. Die Bühne wendet sich an das Volk und hat nichts mit den Marotten der Studirstube zu thun. Es gibt eine Art von ungesunder Psychologie, deren Entwickelungen man in einer Novelle mit Interesse verfolgt, die aber ein für allemal nicht auf die Bühne gehört. Alles Aparte und Absonderliche, alles, was dem Hautgoût eines gewissen geistigen Raffinements an sich trägt, muß von ihr verbannt bleiben. Die echt menschlichen Leidenschaften, in höherer Potenz, durch das Feuer der Dichtkunst gesteigert und geadelt, sind die Domäne der Tragödie. Daneben hat das Pathos des Gedankens, die Begeisterung für die Idee ihr volles Recht, sobald sie einerseits, wenn auch in historischer Spiegelung, Gedankenmächte repräsentiren, die noch in der Gegenwart lebendig oder ihr mindestens sympathisch sind, und sobald andererseits der Dichter verstanden hat, die Helden, welche sie vertreten, zu Menschen von Fleisch und Blut zu machen.

Man wird zwar entgegnen, daß auch Shakspeare in einzelnen Dramen, namentlich in „Hamlet“, feinern psychologischen Entwickelungen nachgegangen ist, die nicht auf der Oberfläche liegen. Doch man muß die Dichtung von ihren Commentaren unterscheiden. Das Grundmotiv des Hamlet, ein Sohn, der seinen ermordeten Vater rächen will, ist von verständlichster Volksthümlichkeit, nicht minder volksthümlich das Motiv des angenommenen Wahnsinns. Daß das Zögern und Aufschieben in der Natur des Helden selbst liegt, hat Shakspeare als ein minder augenfälliges Moment nicht etwa mit feinen Zügen angedeutet, sondern mit den derbsten, fast gellecksten Pinselstrichen hervorgehoben — man denke nur an die groben Schimpfwörter, mit denen sich Hamlet deshalb selbst in seinen Monologen überhäuft. Wir finden diese Ausdrucksweise vielleicht etwas roh; aber gerade dadurch machte Shakspeare seine tiefer liegenden Intentionen den Gründlingen im Parterre verständlich. Jedenfalls handelt es sich im „Hamlet“ um sehr verständliche Thatsachen; denn die Pflicht kindlicher Pietät leuchtet von Haus aus jedem Gewissen ein. Wenn aber z. B. Paul Heyse uns in seinem Kaiser „Hadrian“ einen hypochondrischen Selbstherrscher vorführt, der die Grille hat, sein Herz an einen schönen Jüngling zu hängen, und aus dieser eigenthümlichen Grundstimmung sich die Tragödie entwickeln läßt, so haben wir durchaus keine allgemein menschlichen und allgemein verständlichen Motive, sondern eine eigenthümliche Marotte, die wir vielleicht, wenn auch schwer begreifen, die uns aber niemals die geringste Sympathie und Theilnahme einflößen kann, mag sich auch die Handlung aus ihr mit psychologischer Folgerichtigkeit entwickeln.

Der Dramatiker muß Fracturschrift schreiben; Paul Heyse schreibt Perlschrift, eine niedliche, allerliebste Perlschrift mit feingeistigen Schnörkeln. Das ist besser geeignet für das Boudoir, als für das Theater. Wer erkennt nicht das Talent der Darstellungen, das sich in den Novellen zeigt, dies sauber malende Talent, das uns so anmuthig-lebendige Bildchen vorführt, so viel Fleiß auf die Beleuchtung verwendet, die Wandlungen des Seelenlebens so sorgsam kundig schildert? Aehnliche sorgfältig ausgemalte Genrebilder des äußern und innern Lebens finden sich auch in „Maria Moroni“, in „Elisabeth Charlotte“, selbst in „Hadrian“; es ist die dramatisirte Novelle, die sich für ein Drama ausgibt, ja welche sogar in der Einkleidung manches echt dramatische Moment aufgenommen hat, aber ohne jene Energie der forttreibenden Handlung, die allein das Drama macht. Doch, wird man uns entgegnen, in einem Drama wie „Hans Lange“ ist ja keine Spur seiner und zierlicher Perlschrift; das sind doch derbe, kecke Züge. Gewiß — der Autor durchbricht gewaltsam die schöngeistige Sphäre, in welcher seine Muse heimisch ist; er entstellt gleichsam seine Handschrift; er macht realistische Tüppelchen und Kleckse in sein Perlschriftconcept, um ja volksthümlich und wirksam zu werden, doch er bringt es immer nicht über das Genre hinaus; all dieser Derbheit fehlt der Reiz des Ursprünglichen; diese ganze Holzschnittmanier ist ein künstlich Angeeignetes, das nicht aus dem Naturell des Autors mit innerer Nöthigung hervorgeht. Mit Bildung und Formtalent läßt sich alles machen, das meiste schicklich und vieles wirksam; freilich wird ein Watteau, auch wenn er eine Dorfschenke malt, sich noch immer von einem Teniers und Ostade unterscheiden; doch nur wenige Watteaus haben den Ehrgeiz, mit den Teniers und Ostades zu wetteifern.

Es ist eins der für Paul Heyse's Productionsweise bedenklichsten Symptome, daß ihm das Kunstdrama und das Volksdrama auf so entgegengesetzten Seiten liegen. In seinen Kunstdramen hat er, was die Wahl der Stoffe und die Feinheit der Ausführung betrifft, durchweg das Gepräge des akademischen Idealismus, während er in seinen Volksdramen wieder aus dem reinen Aether der Kunst gänzlich herausfällt, in jenen bühnengerechten, aber gedankenlosen Realismus, wie ihn Frau Birch-Pfeiffer in ihren Dramen vertritt. Dieser Januskopf, dessen eines Antlitz nach der Bühne der Gegenwart, das andere nach der Walhalla der Zukunft lugt, und der sich so rasch herumdreht, wie die Musterköpfe an den Läden der pariser Zahnärzte, motivirt die Zweifel an des Dichters

dramatischem Talent, da für die echten Dramatiker, wie für Shakspeare und Schiller, Kunst- und Volksdrama zusammenfällt, da sie mit einem und demselben Stück die Bühne der Gegenwart und die Walhalla der Zukunft erobern.

Wir wollen dieser allgemeinen Charakteristik in einem zweiten Artikel eine Analyse der einzelnen Dramen folgen lassen, welche, bei aller unbefangenen Anerkennung des Verdienstlichen in denselben, doch die eben ausgesprochenen Zweifel rechtfertigen wird.

Rudolf Gottschall.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Erster Artikel.

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Dritter Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Erstes Buch: Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen (1648—1740). Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrich's des Großen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1865. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Auf die „Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, 1660—1770" (1856) und die „Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert" (1860), welche die beiden ersten Theile seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" bilden, hat Hettner zwei weitere, der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert gewidmete Bände folgen lassen; ein dritter ist noch rückständig, welcher das classische Zeitalter unserer Literatur schildern und so das Unternehmen einer vergleichenden Literaturgeschichte der drei vornehmsten Culturvölker der Neuzeit in dem für die Entfaltung geistigen Lebens so wichtigen 18. Jahrhundert vollends abschließen soll.

Dieses Unternehmen Hettner's, wie es seinem allergrößten Theile nach nun bereits vollendet vor uns liegt, erweist sich in dreifacher Hinsicht von vortheilhafter Eigenthümlichkeit. Zuerst durch eben jenen vergleichenden Charakter, indem der Verfasser die drei Literaturen, die englische, die französische, die deutsche, nicht isolirt jede für sich, sondern in ihren mannichfachen Wechselbeziehungen, nach den Rückwirkungen der einen auf die andern, ins Auge faßt. Leider müssen wir sagen, daß die deutsche Literatur dabei die mindest vortheilhafte Rolle spielt: sie ist, den beiden andern gegenüber, auf allen Gebieten die beeinflußte, nachahmende, in zweiter Linie stehende, nirgends die tonangebende, vorangehende, bahnbrechende. Letztern Rang nimmt an erster Stelle in dieser Periode die englische ein, besonders die wissenschaftliche, philosophische und politische, aber auch zum Theil die poetische. Von dort gehen die großen Impulse der Aufklärung, der freien Entwickelung des Denkens, der vom Autoritätsglauben unabhängigen Erörterung der höchsten speculativen Probleme, von dort jene halb philosophische, halb poetische Behandlung allgemein menschlicher, sittlicher und socialer Fragen aus, welche dann ein so weitverbreitetes Thema der Literatur in Frankreich und in Deutschland wurden. Auf den Bahnen der Aufklärung folgt der englischen Literatur zunächst die französische, bald auch die deutsche nach. Was die eigentliche sogenannte schöne Literatur betrifft, so spielt hier freilich England seit der Restauration von 1660 eine Zeit lang die Rolle der Nachtreterin und Schleppträgerin des französischen Nachbars. Mit den vertriebenen Stuarts und ihrem Hofe ist von Frankreich auch der in letzterm Lande zur Herrschaft gelangte, halb rhetorisch frostige und pathetisch geschraubte, halb sinnlich frivole Geschmack auf die britischen Inseln hinübergekommen, hat den guten altenglischen Humor, den streng sittlichen und zugleich traulichen Familiensinn verdrängt. Nach einiger Zeit aber erfolgt eine kräftige Reaction dieses letztern: das Gemüth, die natürliche Herzensempfindung werden in ihre Rechte wieder eingesetzt: und, wie das zu gehen pflegt, der lange zurückgedämmte Strom schwillt nun fast über seine Ufer hinaus — die Empfindung wird zur Empfindsamkeit, das entfesselte Gemüthsleben überwuchert alle andern Aeußerungen der Geistesthätigkeit und steigert sich vielfach bis zu Schwermuth und Tiefsinn; alles wimmelt von schönen Seelen und rührenden Tugendidealen. Dieser Aufschwung wirkt mächtig hierüber auf den Continent, partiell nur und vorübergehend auf das leichtblutige Frankreich, tiefeingreifend und langandauernd auf das zu Grübelei und Empfindelei durch Volkscharakter und äußere Umstände prädisponirte Deutschland, und verwischt hier schon einigermaßen die Spuren der vorausgegangenen Einwirkungen französischer Literatur, bis dann der berechtigtere Einfluß Shakspeare's ebensowol diese Einwirkungen vollends vernichtet, als auch jener theilweise selbst wieder in Unnatur und Geschmacklosigkeit ausgearteten Richtung der Empfindsamkeit siegreich entgegentritt.

Dies sind in großen und allgemeinen Zügen die hauptsächlichsten Wechselbeziehungen der drei Literaturen, wie sie Hettner in seinem Werke im einzelnen aufzuzeigen bemüht ist. Aus dem hier Angedeuteten leuchtet zugleich eine zweite Eigenthümlichkeit der Hettner'schen Literaturgeschichte hervor: die Ausdehnung, die der Verfasser seinen Betrachtungen weit über das gewöhnliche Bereich der Literaturgeschichte hinaus gibt, indem er neben der sogenannten schönen auch einen Theil der wissenschaftlichen Literatur, Philosophie, Theologie, Pädagogik, Naturwissenschaft, ferner den allgemeinen Volksgeist und seinen Ausdruck, die politischen und Geschichtswissenschaften, endlich auch die Kunst, namentlich die bildende, hereinbezieht.

Ein dritter und nicht der geringste Vorzug des Hettner'schen Buchs besteht darin, daß Hettner die Erscheinungen der Literatur nicht als Ausflüsse einer abseits vom gewöhnlichen Leben und Treiben der Menschen lediglich in und um sich selbst kreisenden geistigen Bewegung, sondern immer in möglichst engem Zusammenhange mit der Gesammtcultur eines Volks und einer Zeit betrachtet und behandelt. Dieser culturgeschichtlichen Auffassung der Literatur, die mit Recht neuerdings immer mehr an die Stelle der blos ästhetischen gesetzt wird, hat sich offenbar Hettner mit großer Vorliebe und Beeiferung befleißigt, wenn auch vielleicht im einzelnen

hier und da die Verwirklichung seiner Absicht hinter dieser selbst zurückgeblieben ist.

So viel über den allgemeinen Plan und Charakter des Hettner'schen Literaturwerks, in dem wir jedenfalls eine sehr dankenswerthe Bereicherung des in neuester Zeit von so vielen Seiten her angebauten Feldes der Literaturgeschichte zu begrüßen haben. Wir wenden uns nun, da die beiden ersten Theile desselben, die Geschichte der englischen und der französischen Literatur, schon früher in d. Bl. angezeigt worden sind, speciell zu dem dritten, die deutsche Literatur behandelnden Theile.

Sogleich im Eingange sucht Hettner den Charakter der Periode, die er schildern will, festzustellen. „Wissenschaftlich", sagt er, „ist das 18. Jahrhundert das Zeitalter der deutschen Aufklärung, die Befreiung vom Buchstaben, oder, um mit Kant zu reden, der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit; künstlerisch ist es die Erstrebung einer eigenen, selbständigen Kunst und Dichtung, die Eroberung eines idealen und doch volksthümlichen Stils, dessen Verwirklichung sich zuerst in Lessing, sodann in seiner höchsten Vollendung in der schönen und freien Dichtung Goethe's und Schiller's darstellt."

Es ist mit solchen allgemeinen Charakteristiken immer eine eigene Sache. Sie erschöpfen den Gegenstand nicht und beengen gleichwol einigermaßen die Freiheit des Schriftstellers in der Behandlung des einzelnen, indem sie ihm zum voraus einen bestimmten Weg anweisen, von dem er sich nicht leicht abzuweichen getraut. An der vorliegenden haben wir das auszusetzen, daß sie das Resultat der wissenschaftlichen Bewegung des 18. Jahrhunderts rein negativ auffaßt, als eine bloße Beseitigung von Schranken, nicht nach dem positiven Gehalt, der damit zugleich gewonnen ward. Und an einem solchen fehlt es doch nicht. Das natürliche Recht, wie es ein Chr. Thomasius, die natürliche Moral, welche ein Chr. Wolf aufstellte, die vielseitige Pflege der Erfahrungswissenschaften, der empirischen Psychologie und Anthropologie, der socialen Wissenschaft, der Staats- und Wirthschaftslehre u. s. w., wie solche principiell zuerst durch die sogenannte Popularphilosophie, gründlicher dann durch Kant angebahnt und eingeleitet ward, dies und Aehnliches waren sehr positive, für das Leben der einzelnen, wie für Staat und Gesellschaft im ganzen vielfach fruchtbare Errungenschaften jener, nach ihren nächsten Ursachen und Wirkungen allerdings vorzugsweise negativen, befreienden, raumschaffenden Bewegung. Ferner vermissen wir in dieser Abschilderung der Hauptrichtungen des vorigen Jahrhunderts ein sehr wesentliches Gebiet, das jener sittlichen und socialen Ideen, welche halb der Wissenschaft, halb der sogenannten schönen Literatur, der Dichtkunst, angehören, zum Theil auch als eine selbständige Mittelgattung zwischen beiden auftreten (z. B. in den moralischen Wochenschriften, dann wieder bei den Popularphilosophen), und welche gerade damals eine so bedeutsame, einflußreiche Rolle spielten.

Und endlich erscheint uns auch die Aufgabe der Kunst, wenigstens der Dichtkunst, zu eng gefaßt, wenn sie auf die bloße Herausbildung eines „Stils", also auf etwas vorwiegend Formales beschränkt wird. Bei den bildenden Künsten, allenfalls auch der Musik, mag dieses formale Moment, der „Stil", mit Recht im Vordergrunde stehen; die Dichtkunst, und ganz besonders die deutsche Dichtkunst im 18. Jahrhundert, wird man nach unserer Ansicht in ihrer wahren Wesenheit und ihrem tiefern Zusammenhange mit den gesammten Culturbezügen der Zeit und des Volks niemals recht zu begreifen vermögen, wenn man nicht über die blos formale Seite derselben hinaus- und auf ihren stofflichen Gehalt, auf die von ihr verarbeiteten sittlichen und socialen Ideen zurückgeht. Unser Verfasser hat dies auch in den nachfolgenden Betrachtungen mehrentheils und vielfach mit bestem Erfolg gethan, und es ist daher wol nur ein unbequemer Ausdruck, zu dem ihn die Absicht, mit wenig Zügen seine Aufgabe im voraus zu umschreiben, verführt hat, wenn er hier lediglich vom „Stil" spricht. Wir wollen ihn daher auch wegen dieses Ausdrucks nicht chicaniren, wenden uns vielmehr zu den Einzelheiten seiner Darstellung, wo erst der rechte Ort sein wird, die Richtigkeit und Zureichendheit seiner Anschauungsweise zu prüfen. Ebenso wenig rechten wir an dieser Stelle mit ihm darüber, ob zutreffend sei, was er hier über das 18. Jahrhundert im allgemeinen sagt, nämlich, daßelbe sei „die bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung der in der Mitte des 16. Jahrhunderts gewaltthätig und vorzeitig abgebrochenen großen Reformationsideen". Für Deutschland wenigstens war, wie Hettner selbst dies weiterhin anerkennt, die allmähliche Wiedererhebung in Wissenschaft und Kunst aus dem tiefen Verfall in und nach dem Dreißigjährigen Kriege doch wol nicht so sehr eine Wiederanknüpfung an die Culturformen und Culturziele der Reformationszeit, als vielmehr eine Bildung ganz aus dem Frischen, und zwar, wie der Verfasser richtig anmerkt, „nicht auf der culturgeschichtlichen Grundlage der heimischen religiösen und politischen Bildungszustände, denn diese sind erstorben und ohne alle innere und naturwüchsige Keimkraft, sondern vielmehr infolge von Anregungen und Einwirkungen, welche sich ein gedrücktes, aber ungebrochenes und aufstrebendes Geschlecht zu selbständiger Um- und Fortbildung zunächst aus der Schule des freiern und vorgeschrittenern Auslandes holte".

So beginnt denn auch unser Verfasser ganz sachgemäß, nachdem er in der „Einleitung" einen „Rückblick auf die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts" gegeben, das erste Buch seiner Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert mit einer Darstellung der „Einwirkungen der fremden Philosophie", des Cartesius, Bayle, Spinoza, auf die er dann, als eine zweite, gleichsam ergänzende, mehr volksthümliche, mehr dem Herzen als dem Verstande entsprungene Seite der damaligen Bewegung, den „Pietismus" folgen läßt. Fein und zutreffend ist die Parallele, die er dabei mit England und Frankreich zieht: auch dort stehen neben Baco, Hobbes und Herbert von Cherbury die Puritaner, neben Descartes und Gassendi die Jansenisten. Uebrigens aber wird der Pietismus ziemlich kurz abgehandelt, zu kurz, will uns scheinen,

für ein Werk, welches doch nicht blos die ästhetischen Formen und Stilarten, sondern die ganze Ideenbewegung der Zeit schildern will. Wenn Hettner sagt: „Der Kirchengeschichte liegt ob, die gewaltigen Segnungen des reinen und edeln Pietismus in alle Einzelheiten zu verfolgen", so möchten wir eine solche Aufgabe noch viel mehr der Culturgeschichte und der auf culturgeschichtlicher Grundlage sich bewegenden Literaturgeschichte vindiciren. Denn die Wirkungen der durch den Pietismus hervorgebrachten „tiefen Verinnerlichung der gesammten Sitte und Denkart" (wie es der Verfasser ganz richtig bezeichnet) reichen über das theologische und kirchliche Gebiet weit hinüber, nicht allein auf das sittliche, sondern auch auf das sociale, das bürgerliche, damit zugleich aber auf das literarische. Der Pietismus hat zwar — darin geben wir dem Verfasser vollkommen recht — unmittelbar von sich aus literarisch wenig Frucht getrieben, eigentlich poetische so gut wie gar nicht, denn die meist sehr schwächliche Literatur des pietistischen, besonders herrnhutischen Kirchenliedes ist kaum der Rede werth, und auf dem wissenschaftlichen Felde gehören nur etwa Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte und Dippel's polemische Schriften gegen die Orthodoxie hierher, obschon auch diese nur zum Theil; allein mittelbar hat die pietistische Bewegung, namentlich durch die Kräftigung des bürgerlichen Bewußtseins gegenüber der ausländischen Frivolität und Charakterlosigkeit der Höfe und der tonangebenden Klassen überhaupt, zuerst wieder einen ausgiebigen Fruchtboden geschaffen, in welchem, unter Hinzutritt anderer Elemente, die Keime einer neuen, zugleich freiern und volksthümlichern, sittlichen und poetischen Denkweise Wurzel schlagen und gedeihen konnten.

Auf den Pietismus läßt Hettner die „Versuche der Kircheneinigung" folgen, auf diese (unter der allgemeinen Ueberschrift: „Befreiung der Wissenschaft von der Obmacht der Theologie") die Begründung des Naturrechts durch Pufendorf und Chr. Thomasius und die vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit des Leibniz. Ohne gerade neue Gesichtspunkte aufzustellen, ist die Behandlung dieser Abschnitte wohlgelungen, klar und durchsichtig; sie würde es noch mehr sein, wenn sie weniger mosaikartig gearbeitet wäre. Hettner liebt es, fremde und eigene Ansichten dergestalt miteinander zu verweben, daß es schwer fällt, die einen von den andern zu unterscheiden. Die gute Absicht ist nicht zu verkennen: der Verfasser will den Resultaten fremder Forschung gerecht werden; er scheut sich aber, diese Anführungen in Noten zu verweisen, anscheinend, um seinem Buche nicht das Ansehen gesuchter Gelehrsamkeit zu geben. Aber er thut damit bisweilen sich selbst unrecht, indem er seiner Darstellung den eigenthümlichen Reiz schmälert, den der ununterbrochene Fluß einer völlig aus dem Ganzen gearbeiteten und gleichsam aus dem Innersten des Schriftstellers wiedergeborenen Auffassung und Gestaltung des Stoffs gewährt.

Letzteres ist weit mehr der Fall bei dem folgenden Kapitel: „Der Gegensatz zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung", welches überhaupt durch Reichhaltigkeit des Stoffs wie durch eigenthümliche Behandlungsweise ein besonderes Interesse darbietet. Der Verfasser zeigt sich hier als vielbewanderten Kenner und als feinsinnigen Beurtheiler nicht blos der schönen Literatur, sondern auch der Plastik und Musik jener Zeit. Er sucht auf allen diesen Gebieten den Gegensatz und Kampf zweier Richtungen nachzuweisen, der „Renaissance", oder der Einwirkungen der ihrerseits wieder durch die Berührungen mit dem wiedererwachten Alterthum angeregten romanischen Literaturen und der „Volksthümlichkeit", oder des selbstschöpferischen Triebes des heimischen Volksgeistes. Den Vertretern der Renaissance auf dem Gebiete des Romans, Bucholtz, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Lohenstein, Ziegler, Happel, welche sich in der Behandlung entweder weitabgelegener, heroischer u. dgl. Stoffe, oder scheinbar naheliegender Stoffe, aber in fremdartigen Einkleidungen, in gelehrten Anspielungen u. s. w. gefallen, jeder Darstellung unmittelbarer, wirklicher Erlebnisse und Empfindungen aber fernstehen, stellt Hettner gegenüber die „Gesichte" von Moscherosch, die, obschon in der Form den spanischen „Schelmenromanen" nachgebildet, doch durch frische Lebensbeobachtung (wenigstens in vielen ihrer Schilderungen) sich als originell und volksthümlich ausweisen, sodann den „Simplicissimus", den „ersten großen deutschen Roman, der heute noch lesbar und lesenswerth ist", mit seinen vielen zum Theil verzerrenden Nachbildungen, welche wiederum als eine derbe, aber vielfach von trefflichem Humor durchwehte Parodie den „Schelmuffski" hervorriefen. Im Drama stehen nach Hettner auf seiten der Renaissance A. Gryphius, Lohenstein und einige minder Bekannte (wobei er doch vielleicht den erstern etwas zu unterschiedslos mit Lohenstein und seinesgleichen zusammenwirft), während als Pfleger des Volksmäßigen Chr. Weise in seinen Schuldramen erscheint. Der Bühne bemächtigt sich keine dieser beiden Richtungen; diese wird vielmehr nach dem Abgange der „fahrenden englischen Komödianten" (welche noch bis zum Dreißigjährigen Kriege hier und dort in Deutschland auftraten und wahrscheinlich unter anderm auch Shakspeare'sche Stücke, freilich wol in zum Theil sehr roher Bearbeitung, vorführten), theils von den Haupt- und Staatsactionen, theils von den Harlekinaden beherrscht, bis endlich die französische regelrechte Tragödie schon vor Gottsched ab und zu Eingang findet. Auch die Lyrik theilt sich in eine künstlich gemachte, die sich theils an die Marinisten anlehnt (die sogenannten Pegnitzschäfer und die zweite Schlesische Schule), theils an den französischen Classicismus Boileau's u. a. (die Hofdichter Canitz, Besser, König u. a.), und in eine natürliche, selbstempfundene, als deren Hauptrepräsentant, neben dem mehr theoretisch als praktisch das Richtige treffende Chr. Weise, der gefühlsfrische, wenn auch mitunter rohe Chr. Günther erscheint. Wir freuen uns, daß Hettner diesem, freilich „verkommenen", aber immerhin bedeutenden und jedenfalls echt naturwüchsigen Genie gerecht geworden ist.

In der Musik überwucherte die italienische Oper, an den Höfen gepflegt, die letzten Anklänge heimischer Volks-

klänge, sowie die Versuche, welche H. Schütz machte, eine deutsche Oper auf italienischer Grundlage zu begründen. Allein der deutsche Geist, der auf diesem Gebiet stets besonders kräftig gewesen (der Verfasser hätte hier vielleicht der echt volksthümlichen Pflege der Musik in den „Cantoreien“ oder freiwilligen Musik- und Gesangvereinen gedenken können, welche selbst auf den Dörfern bis zum Dreißigjährigen Kriege weit durch ganz Deutschland bestanden und in manchen Gegenden auch die Stürme dieses Kriegs überdauerten, desgleichen des studentischen Vereins, der in Leipzig den ersten Grund zu dem spätern Gewandhausconcert legte), ließ sich hier nicht so leicht verdrängen; neben der italienischen Oper erhielt sich eine deutsche, namentlich in den großen Handelsstädten Leipzig, Hamburg; deutsche Componisten wagten den Wettkampf mit den fremden, besonders erfolgreich Keiser (1673 bei Leipzig geboren) und später, in seiner der Oper zugewandten Anfangszeit, Händel, bis endlich dieser und S. Bach die deutsche Musik auf eine neue Höhe erhoben. Dagegen kann in den plastischen Künsten kaum noch von einer Reaction des Volksthümlichen gegen das eingedrungene Fremde die Rede sein, vielmehr nur von einer mehr oder minder originellen oder geistlosen Nachahmung dieses letztern. Sandrart, Nehring, besonders aber Schlüter vertreten noch einigermaßen die erstere, zuletzt aber bemächtigt sich der äußerlichste, charakterloseste Rococostil auch der deutschen Kunst in Architektur, Bildhauerei und Malerei. Selbst als Dichtung und Musik längst wieder zu höchster Blüte gelangt waren, lag die bildende Kunst noch in den schwersten Banden gefangen, standen sich namentlich Kunst und Leben auf diesem Gebiete noch fremd, oft sogar feindlich gegenüber.

Hiermit beschließt der Verfasser den ersten Abschnitt seiner Darstellung, der bis ungefähr 1720 reicht. Der zweite (1720—40) beginnt mit dem „Vordrängen des Rationalismus“. Hier steht natürlich Chr. Wolf an der Spitze; ihn und seine Schule überbieten jedoch an Consequenz in der rationalistischen Bekämpfung oder Abwandlung des Positiven die deutschen Nachahmer der englischen Freidenker, wohin der Verfasser der „Wertheimer Bibel“ und vor allen J. Chr. Edelmann gehören. Wolf wird von dem Verfasser sehr ausführlich — im Verhältniß zu Leibniz, in Anbetracht sowol der Vielseitigkeit als auch des Gewichts der Wirksamkeit dieses letztern, vielleicht zu ausführlich — und mit offenbarer Vorliebe behandelt. Wir möchten fast glauben, daß Hettner Wolf's Verdienste um das deutsche Geistesleben zu hoch anschlage. Ein nicht geringer Theil des Ansehens, worin Wolf — als praeceptor generis humani, wie er sich selbst nannte — lange Zeit in Deutschland und darüber hinaus stand, ist unsers Erachtens auf Rechnung einer Eigenschaft dieses Philosophen zu setzen, die sich mehr an eine schwache als an eine starke Seite des deutschen Nationalcharakters wandte und auch jener Schwäche mehr schmeichelte als abhalf. Wir meinen den allzu großen Werth, den Wolf auf das formale Element in der Philosophie, auf die (noch dazu bisweilen mehr scheinbare als wirkliche) Folgerichtigkeit und systematische Gliederung in dem äußern Ausbau der Wissenschaft legte, womit er aber nicht selten entweder sich selbst oder doch seine Hörer und Leser über die Inconsequenzen und Halbheiten seines philosophischen Gedankenkreises täuschte. Es ist wahr, seine Zeitgenossen lernten von ihm über alles reflectiren, alles unter ein philosophisches Schema bringen, statt wie bisher alles schlechthin auf Treue und Glauben anzunehmen; aber sie lernten auch häufig, ein Wort für einen Begriff und einen Begriff für eine wirkliche, klar erkannte Wahrheit nehmen; sie gewöhnten sich, in halbverstandenen Schlagwörtern über alles abzusprechen und in äußerlichem Formenkram mit dem tiefern Wesen der Vernunfterkenntniß sich abzufinden, ähnlich wie es in neuester Zeit ein großer Theil der Hegel'schen Schule machte. Jedenfalls war es ein Glück, daß der Bann dieses Wolf'schen Formalismus, der die Menschen zwischen dem alten orthodoxen Dogmatismus, den er freilich untergrub, und der einfach natürlichen Weltbetrachtung, zu der er sie doch nicht kommen ließ *), gewissermaßen in der Schwebe hielt, erst durch die Popularphilosophen, entschiedener dann durch Kant gebrochen ward. Dagegen vermissen wir bei Hettner die vollständige Würdigung des grundlegenden Einflusses Wolf's in der Moral. Nicht blos das war wichtig, daß er die Moral von der Theologie emancipirte, sondern ebenso sehr, ja vielleicht noch mehr, daß er sie fest auf die eigenen Füße stellte, daß er die strengste Sittenlehre auf der bloßen Grundlage der „Vernunft“ oder „Natur“ auferbaute und damit der bereits einreißenden Richtung, mit der wankend werdenden theologischen Autorität auch die darauf allein basirten Sittenlehren zu verwerfen, noch zur rechten Zeit ein kräftiges Gegengewicht gab. Durch diese ethische Strenge, namentlich in Bezug auf die obersten sittlich-bürgerlichen Grundverhältnisse, wie Ehe, Häuslichkeit u. s. w. (durch welche er sich sowol von Leibniz als von Thomasius vortheilhaft unterscheidet), ist Wolf wesentlich mit der Begründer jener edlern Bildung der deutschen Mittelklassen geworden, welche sich dem verlotterten Leben der tonangebenden Klassen wirksam entgegenwarf und diese selbst zuletzt wieder unter das allgemeine Sittengesetz beugte.

Dem allerdings originellen und im Forschen sehr consequenten Edelmann widmet Hettner gleichfalls einen sehr breiten Raum. Derselbe stellt indeß doch eine mehr psychologisch interessante als culturgeschichtlich oder literarisch nachhaltig wirksame Episode jener Zeit dar.

In einem weitern Abschnitt führt Hettner aus, wie aus der meist geistlosen Polyhistorie des 17. Jahrhunderts sich neben der Wissenschaft selbständiger Speculation, der Philosophie, auch die Behandlung thatsächlicher Vorkommnisse, die Geschichte, zu mehr geistigem Gehalt entwickelt habe. Die Weltgeschichte hört auf, nach biblischen Maßstäben behandelt zu werden; der politisch-staatsrechtliche

*) Die Streitfrage zu erörtern, ob Wolf selbst sich eine Zeit lang der rein sensualistischen, ja materialistischen Anschauungsweise zugeneigt und nur erst später seine dahin bezüglichen zurückgenommen oder geleugnet habe, was der Verfasser des obigen Aufsatzes in seinem „Deutschland im 18. Jahrhundert“ (II, 1, 424 fg.) behauptet hat, Hettner dagegen in Abrede stellt, ist hier nicht der Ort.

Gesichtspunkt tritt in den Vordergrund und stofflich macht sich die „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie" als das Nächstwichtige geltend. Die Professur der Geschichte wird, nach des Verfassers feinsinniger Bemerkung, von der Professur der Beredsamkeit, mit der sie bisher meist verbunden gewesen, getrennt und der Professur des Staatsrechts beigegeben. Pufendorf und Leibniz geben das Beispiel zusammenhängender, pragmatischer Geschichtschreibung; auf diesen Spuren gehen Mascov, Graf von Bünau weiter; erfolgreicher noch wendet die gleiche Methode auf die Kirchengeschichte Mosheim an.

Nach anderer Seite hin arbeiteten dem allgemeinen Fortschritt des deutschen Geisteslebens die genialen Pfleger der Humanitätsstudien J. M. Gesner und J. F. Christ vor, und die eben damals gegründete Universität Göttingen charakterisirt sich schon in der Art ihrer Stiftung als eine von dem specifischen Einfluß der Theologie (dem Halle noch vielfach unterlegen hatte) von vornherein emancipirte.

Der Verfasser wendet sich hierauf wieder zu seinem speciellern Thema, der „Dichtung", zurück, und versucht es, den Gegensatz von „Renaissance" und „Volksthümlichkeit", den er schon früher als das bewegende Element des ganzen Entwickelungsprocesses auf diesem Gebiete bezeichnete, auf seiner gegenwärtigen Stufe, erst als „gesteigerten Kampf", dann im Stadium der „beginnenden Versöhnung" nachzuweisen. Das Wiederauftauchen volksthümlicher Elemente erblickt der Verfasser — und darin hat er gewiß recht — in den moralischen Wochenschriften, die freilich hinter ihren englischen Vorbildern ebenso weit zurückblieben, wie die vielen zwischen 1720—60 entstandenen deutschen Robinsone und ähnliche Schriften, einschließlich der „Insel Felsenburg und ihrer Nachahmungen", hinter dem Original von Defoe. Aber es war doch wieder eine Lebensregung des deutschen Gemüths, das Befriedigung suchte und diese in der Anlehnung an die stamm- und geistesverwandte englische Literatur fand. Und dasselbe geschah alsbald auch auf den Gebieten der Lyrik, der Naturbeschreibung, des Lehrgedichts. Pope, Thomson, Addison, Shaftesbury u. a. werden anregend und mustergebend für Brockes, Drollinger, Haller, welcher letztere freilich daneben auch noch andere, später auch zum Theil wesentlich abweichende Richtungen einschlug. Hagedorn gab sich bisweilen wol französischen, doch überwiegend ebenfalls englischen Einflüssen hin.

Auf der ganz entgegengesetzten Seite steht nun Gottsched, der sich rückhaltlos dem französischen Classicismus in die Arme wirft. Sein Verdienst um die Erhebung des deutschen Theaters aus der Verwilderung, in die es versunken war, wird von Hettner unparteiisch anerkannt und selbst gegen Lessing's bekannten schlechthin verwerfenden Ausspruch aufrecht erhalten, ebenso entschieden aber seine Geschmacklosigkeit und sein Mangel an eigentlicher Poesie gerügt und den Schweizern im Streite mit ihm insofern unbedingt recht gegeben, als sie die deutsche Poesie zu der echtern Quelle, den Engländern, zurückzuführen strebten.

Von den sogenannten „Bremer Beiträgern" wird Elias Schlegel wegen seiner Hinwendung zu Shakspeare, Zachariä wegen des glücklichen Griffs in die nächstumgebende Welt, den er besonders in seinem „Renommisten" gethan, hervorgehoben, Rabener — gegenüber dem zu hart absprechenden Urtheil von Gervinus — über Liscow gestellt, endlich eingehender und mit wohlthuender Wärme von Gellert gesprochen, dessen Bedeutung und dessen Anrecht auf die ihm so lange und vielfach noch jetzt gezollte Pietät der Verfasser darin findet, daß „Gellert in der Form wieder der erste ureigen deutsche, in seiner Gesinnung ein wahrhaft erweckender und befreiender Schriftsteller war". „So sehr sich auch Gellert sichtlich und eingeständlich zum Theil an fremde Muster anlehnt", sagt Hettner, „seine Empfindung und Lebensanschauung ist von Grund aus heimisch, unmittelbar aus dem Volk erwachsen, unmittelbar in das Herz des Volks dringend." Dies behauptet Hettner mit specieller Beziehung auf Gellert's „Fabeln und Erzählungen", in denen er außerdem „eine so harmlose, liebenswürdige, kindlich gutmüthige, ehrbare, meist schalkhafte Satire", sodann „viel Feinheit der Beobachtung, viel Lebendigkeit der Charakterzeichnung und eine unvergleichliche Kunst des Erzählens" findet. „Ebenso erquicklich" sei die Mehrzahl seiner geistlichen Lieder. Zwar werde auch in ihnen „die schlichte Gemüthsinnigkeit oft überwuchert von lehrhafter Verstandesbetrachtung", allein „um so entsprechender waren sie einem Zeitalter, dessen Frömmigkeit bereits von der Färbung rationalistischer Aufklärung berührt war." Gellert's Lustspiele gibt Hettner als „heute nicht mehr lesbar" preis, und an seinem Romane hebt er treffend die grobe Unsittlichkeit und Unnatur der Situationen hervor; aber, setzt er hinzu, die einen wie der andere hätten gleichwol damals die Zeitgenossen angezogen, weil etwas verwandtschaftlich Ansprechendes, etwas Familienhaftes darin gewesen sei. Dazu komme die Natürlichkeit und Anmuth der Sprache Gellert's, und endlich habe auch der innere Gehalt seiner Dichtung die Gemüther der Menschen gepackt und entzündet, und zwar durch die lebendige und gemüthswarme Religion des Herzens, durch ein gewisses frisches Lebensgefühl, durch Anerkennung der innern Menschenwürde gegenüber prunkenden Aeußerlichkeiten u. s. w.

„In Rabener und noch mehr in Gellert fühlte das Volk wieder, daß Leben und Literatur untrennbar und naturwüchsig zusammengehören, daß ein Volk ohne Literatur ein Volk ohne Bildung und Sitte sei. Durch Gellert war die Literatur wieder lebendige Volkssache geworden."

In dieser ganzen Charakteristik Gellert's ist unstreitig viel Wahres, und wir freuen uns der Billigkeit des Urtheils, die dem vielverkannten Dichter, an dem die meisten Literarhistoriker ziemlich kalten und herabsehenden Blicks vorübergehen, so sehr gerecht geworden ist. Aber freilich wäre gerade hier eine größere Vertiefung der Betrachtung zu wünschen gewesen. Um recht zu verstehen, was die „Volksthümlichkeit" und „Deutschheit" Gellert's sagen will, müssen wir uns ein deutliches Bild machen von dem

deutschen Volke jener Zeit, zu dem Gellert sprach, für das er schrieb. Dann erst werden wir erkennen, welches die eigentlichen poetisch-sittlichen Hebel waren, durch welche Gellert auf dieses Volk wirkte; dann werden wir seine wahre Stärke, aber auch seine Schwäche — die zugleich die Schwäche seiner Zeit war — vollkommen ermessen können. Wenn wir so schlechthin von der „deutschen" und der „volksthümlichen" Denk- und Schreibweise Gellert's lesen, so könnten wir uns am Ende einbilden, derselbe habe etwas Geistesverwandtes gehabt mit einem Luther oder einem Hans Sachs, die doch auch deutsch und volksthümlich waren. Und doch wie himmelweit verschieden ist er von diesen! Wir hören, daß Hettner bereits mit einer zweiten Auflage seiner Literaturgeschichte beschäftigt ist. Wenn er dabei eine bessernde, ergänzende, vervollkommnende Hand anlegt — und das thut er gewiß —, so möchten wir ihm namentlich diesen Abschnitt über Gellert, der so viel richtig Angelegtes und sinnig Ausgeführtes enthält, zu nochmaliger Ueberarbeitung empfehlen, damit derselbe auch dieses letzten Abschlusses nicht entbehre.

Den Schluß des ersten Bandes bilden zwei Abschnitte über die Musik und ihre rasche Herausbildung in dieser Periode durch Hasse, S. Bach, Händel, und über die bildende Kunst, „insbesondere das dresdener Kunstleben", wo freilich von volksthümlich deutscher Richtung wenig zu melden, dagegen der Sammlereifer der beiden polnischen Auguste zu loben ist, da er Kunstschätze von classischem Werthe anhäufte, aus denen später ein Winckelmann und ein Rafael Mengs ihre Anregungen und Eingebungen zu theoretischen und praktischen Bestrebungen für Wiederherstellung einer edlern Geschmacksrichtung auch in der deutschen Kunst entnahmen.

So weit der erste Band, mit dem wir uns noch gleichsam im Vorhofe der modernen deutschen Literatur befinden. Der zweite wird uns tiefer in das Innere und bis an die Schwelle der eigentlich classischen Zeit führen.

Karl Biedermann.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Karl Gutzkow hat am ersten Weihnachtsfeiertage die Heilanstalt von St.-Gilgenberg, geistig und leiblich genesen, verlassen. Der baireuther Liederkranz brachte dem Dichter ein Abschiedsständchen. Gutzkow dankte gerührt und hob in seiner Dankrede besonders hervor, wie hohen Werth es für ihn habe, daß es der Genius des deutschen Liedes sei, der ihn bei seinem Wiedereintritt ins Leben zuerst begrüße. Doch es ist nicht blos der Genius des deutschen Liedes; es ist die deutsche Literatur, das deutsche Volk selbst, das den Wiedergenesenen freudig begrüßt; denn es schätzt in ihm ein Talent, welches für die Darstellung der Gegenwart große geistige Horizonte entrollt, welches sich, wie viel ihm auch minder gelungen sein mag, doch niemals in dilettantische Spielereien verloren hat. Daß Gutzkow mit solcher Entschiedenheit die Aufgabe der modernen Dichtung erfaßt und sich der Mission des modernen Schriftstellers mit solcher Ausdauer unterzogen hat, während an der Spree, der Isar und der Donau fortwährend von namhaften Talenten dagegen gesündigt wird — gerade darin finden wir seine hervorragende Bedeutung und werden uns nie verleiten lassen, die experimentirenden Formtalente und ihre glatten Musterproducte mit ihm und seinen Schöpfungen in eine Linie zu stellen. Es ist das Zeichen des modernen Geistes, unter welchem Gutzkow kämpft und unter welchem allein die wahre Fortbildung unserer Literatur möglich ist. Die Zahl derer, welchen Verse in einer „gebildeten, für sie dichtenden" Sprache gelingen, wächst von Tag zu Tage; auch die Technik des Dramas läßt sich erlernen; es gibt ja der Anweisungen genug dazu. Doch ohne den modernen Geist ist das alles ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, Futter für Pulver, Makulatur des nächsten Jahres. Möge Gutzkow jetzt Muße und Stimmung gegönnt sein, seinen Roman aus der Reformationszeit zu Ende zu führen. Es ist der erste historische Roman Gutzkow's, aber aus einer Zeit, deren begeisterte Strömungen noch ein sympathisches Fühlen in der unserigen wecken, deren Funken noch in die unserige hinübersprühen, sodaß wir nicht mit jener kalten Asche ausgeglühter Geschichtsperioden überschüttet werden, wie in den Romanen und Gedichten und Dramen jener antediluvianischen Kunstpoeten, welche da glauben, daß nichts Menschliches der Poesie fern sei, unter welchem Erdpol es sich zutrage, obgleich doch selbst die Rassen in ungünstigen Klimaten entarten.

Ob sich Karl Gutzkow noch einmal der Bühne zuwenden wird, mag bezweifelt werden, so sehr die deutschen Theater nach der letzten Katastrophe gezeigt haben, daß sie des Dichters eingedenk sind, der ihnen so werthvolle Schöpfungen anvertraute. Doch die deutsche Bühne ist von unbesiegbarer Sprödigkeit; Gutzkow hatte in der letzten Zeit so viele Miserfolge und halbe Erfolge zu buchen, daß das Soll und Haben seiner dramatischen Dichtung gegenüber dem Theater ins Schwanken gerieth. Er zog sich misvergnügt zurück, ein Misvergnügen, dem wir seine beiden bedeutenden Romandichtungen zu verdanken haben. Und doch würde Gutzkow's feinpointirte bewegliche Muse mit neuen Schöpfungen der Bühne der Gegenwart um so willkommener sein, je mehr in letzter Zeit die Gelegenheitserfolge deutscher Stücke vorherrschten. Während ein Achtungserfolg in Wahrheit nichts bedeutet, als die Rücksichtnahme eines gelangweilten Publikums auf das in dem vorgeführten Stück latente, aber sonst bisweilen geoffenbarte Talent des Dichters, verstehen wir unter Gelegenheitserfolg einen Erfolg des Stoffs, der localen oder patriotischen Begeisterung oder energischen Freundschaft, einen Erfolg, der mit der Kunst und der Zukunft sowenig zu thun hat, wie der succès d'estime. Freilich, es gibt auch Achtungserfolge, die nur aus dem Respect des Publikums vor einer nicht vollkommen gewürdigten Dichtung hervorgehen, aus der dunkeln Ahnung von einer über die Fassungskraft des Augenblicks hinausreichenden Bedeutung des Werks. Der Gelegenheitserfolg aber ist immer ein Kind des Augenblicks. Zufällige Conjuncturen, die Darsteller, die Claque, die Coterie können ihn hervorrufen. Eine Stadt, in welcher der Dichter heimisch ist, erkennt auch diejenigen Werke von ihm mit besonderer Auszeichnung an, welche auf andern Bühnen es zu keinen Erfolgen bringen können, bis die alles nivellirende Zeit auch dies Plus des Erdenruhms tilgt und ihren Lethe über Gerechte und Ungerechte, über Erfolge und Miserfolge gießt.

Mit seinem historischen Schauspiel „Kolberg" scheint **Paul Heyse**, dessen wenig dramatische Begabung wir in dieser Nummer im allgemeinen charakterisirten, in Berlin kaum einen Gelegenheitserfolg davongetragen zu haben, obwol hier alle Elemente zu einem solchen vorhanden waren. Nach dem dritten Acte sank, wie Karl Frenzel in der „National-Zeitung" berichtet, die Stimmung des Publikums. Frenzel nennt die Gesinnung des Heyse'schen Stückes so schwächlich wie seine Composition, und

meint, das neue Drama sei nichts „als eine dramatisirte Chronik, der jede Verwickelung, jede Spannung auf den Ausgang hin fehlt, die durch endlose Erzählungen im ersten, zweiten und vierten Act mühsam weiter geführt wird und in jedem Act eine neue Hauptperson in den Vordergrund schiebt". So scheint das Stück ein neuer Beweis dafür zu sein, wie wenig Heyse's Talent für das Drama organisirt ist. Auch glauben wir, daß den patriotischen Ton in seiner Frische und Derbheit ein Schriftsteller wie Arthur Müller mit keck zugreifendem Instinct besser trifft als Paul Heyse mit dem akademischen Faltenwurf seiner dramatischen Toga. Eine günstige Ausnahme fand im berliner Hoftheater das muntere und gewandt abgefaßte Lustspiel: „X. Y." von Otto Girndt, das die infolge einer Zeitungsannonce entstehenden Verwickelungen in heiterer Weise behandelt.

In Wien, wo in Mosenthal's „Pietra" Fräulein Wolter als Tragödin glänzt, hat Frau Birch-Pfeiffer mit ihrem Drama „In der Heimat" keinen Erfolg erringen können, indem dies Stück von Publikum und Kritik gleichmäßig abgelehnt wurde. Je seltener Frau Birch eine Niete aus dem Lostopfe der Thalia zieht, desto denkwürdiger bleibt ein solches Ereigniß. Jedenfalls scheint sie ihr letztes Stück zu sehr aus von früher übriggebliebenen Restchen zusammengeschneidert zu haben. Dagegen ist ein Stück des Professors Sacher-Masoch in Gratz: „Die Verse Friedrich's des Großen", das dieser Autor nach seinem Roman „Kaunitz" bearbeitet hat, an den österreichischen Provinzbühnen Prag, Gratz, Brünn und Troppau mit günstigem Erfolg zur Aufführung gekommen und hat auch in Hamburg, wo man specifisch österreichische Tendenzen in demselben zu wittern glaubte, wenngleich in geringerm Grade Beifall gefunden.

Eine für die dramatischen Dichter sehr erfreuliche Thatsache, durch welche mindestens ein Präcedenz geschaffen wird, ist das auf den Antrag der Schauspieler selbst erlassene Verbot des manheimer Hoftheatercomité, durch welches der Hervorruf bei offener Scene untersagt wird. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die andern deutschen Stadttheater dem Beispiele der manheimer Bühne folgen werden. Nichts ist mehr geeignet, den Eindruck eines dramatischen Werks zu compromittiren, als diese Hervorrufe bei offener Scene, durch welche die Darsteller gezwungen werden, aus der Rolle zu fallen, um wie Jocko, der brasilianische Affe, ihr Compliment vor der Gesellschaft zu machen. Eine empfindliche Störung für den Fortgang des Dichtwerks! Die Helden des Dichters verwandeln sich auf einmal in Helden der Galerie und erscheinen mit aller Grazie ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit, wo sie den Augenblick vorher vielleicht als Tyrannen den Herodes überherodisirten. Wer überhaupt weiß, wie diese Hervorrufe gemacht werden, und keineswegs immer Ausbrüche einer Begeisterung sind, die nicht den Actschluß abwarten kann, wie ein paar vorlaute Hände oft ein ganzes Drama aus den Fugen renken können, der wird jenem Beschluß des manheimer Hoftheatercomité vollen Beifall und namentlich den Schauspielern seine Anerkennung schenken, welche den störungslosen Fortgang des künstlerischen Ensemble über die, wenn auch wohlfeile Befriedigung ihrer persönlichen Eitelkeit setzten.

Das „Anno-Lied" nach dem Abdruck von Opitz.

Der Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Köln, das „Anno-Lied", wie dies wichtige Denkmal altdeutscher Poesie gewöhnlich genannt wird, ist uns leider nicht in einer Handschrift überliefert, sondern nur in dem Abdrucke gerettet worden, welchen Martin Opitz (Danzig 1639) veranstaltete. Es hat nicht gelingen wollen, die verloren gegangene Handschrift wiederzugewinnen, sodaß jener erste Text die handschriftliche Ueberlieferung vertreten muß. Die Wiederholung in der Ausgabe von Opitz' Gedichten, welche Jesaias Fellgibel besorgte, war ungenau und somit auch der Abdruck in Schilter's „Thesaurus", weil er sich nicht auf den Originaldruck, sondern auf die zweite Ausgabe gründete. Das Gedicht wurde später noch öfters edirt, aber nicht so wie wir es nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft zu verlangen berechtigt sind. Schließlich fand das „Anno-Lied" in Karl Roth (München 1847) und zuletzt in Bezzenberger (Quedlinburg 1848) sorgfältige Herausgeber und Kritiker. Diese letzten genügenden Ausgaben haben den Text, wie er zuerst durch Opitz mitgetheilt wurde, mannichfach geändert, d. h. gebessert, doch sind in den Anmerkungen die Lesarten berücksichtigt, sodaß der Kenner gewiß nicht das Bedürfniß nach einem neuen urkundlichen Texte nach Opitz empfunden haben wird. Eher läßt sich der Wunsch nach einer wohlfeilen sogenannten Volksausgabe erklärlich finden. Aber eine Volksausgabe erheischt der Natur der Sache nach einen berichtigten Text, nicht einen urkundlichen. Der neueste Herausgeber, Joseph Kehrein, hat eine „Volksausgabe" veranstaltet, wie aus dem Vorworte hervorgeht, der Titel aber lautet: „Das Anno-Lied. Genauer Abdruck des Opitz'schen Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch" (Frankfurt 1865). Das ist ein Widerspruch im Princip, er ist aber leicht erklärlich. Kehrein, dessen Productivität nachgerade einen bedenklichen Charakter annimmt, wollte eben wieder ein Büchlein machen. Eine neue besondere Ausgabe war nach denen von Roth und Bezzenberger für die Wissenschaft überflüssig, also mußte der Opitz'sche Text zur Copie herhalten. Im übrigen ist die neue Ausgabe ganz empfehlenswerth. Wenn aber der Herausgeber wünscht, daß das „Anno-Lied" neben dem Nibelungenlied in unsern Gymnasien gelesen werden möchte, so scheint er von der ästhetisch und national bildenden und erziehenden Kraft unserer mittelhochdeutschen Literatur seltsame Begriffe zu haben. Erst sind ganz andere Denkmäler in den Bereich des Gymnasialunterrichts zu ziehen, ehe das „Anno-Lied" an die Reihe kommt, so wichtig und dichterisch hervorragend es auch immer sein mag.

Bibliographie.

Gisi, W., Der Antheil der Eidgenossen an der europäischen Politik in den Jahren 1512—1516. Ein historischer Versuch. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gottschall, R., Dramatische Werke. 3tes u. 4tes Bdchn.: Die Diplomaten, Lustspiel. Der Nabob, Trauerspiel. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. à 15 Ngr.

Hesekiel, G., Diemanshof und ein halbes Jahrtausend. Familiengeschichte. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Kaiser und Dohm, Harte Steine. Posse mit Gesang. Berlin, Hofmann u. Comp. 1865. Hoch 4. 10 Ngr.

Köppen, F. v., Ein Strauß für Schleswig. Illustrirt von M. v. Falckenstein. Berlin, A. Duncker. Hoch 4. 1 Thlr. 25 Ngr.

Kreuzhage, E., Gedichte. 2te vermehrte Aufl. Münster, Coppenrath. 16. 1 Thlr.

Der Krieg gegen China im Jahre 1860. Redigirt von dem „Dépôt de la guerre" des kaiserlich-französischen Kriegs-Ministeriums. Aus dem Französischen von v. d. *n. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Dyk. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krüger, J., Neue Solo-Lustspiele. 3tes Bdchn. Altona, Verlags-Bureau. 16. 12 Ngr.

Laurent, J. C. M., Neutestamentliche Studien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Leben Caesars von Napoleon III. und die historische Wahrheit. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Napoleonischen Geschichtswerkes. 1stes Heft. Charakteristik des 1sten Bandes. Leipzig, G. Poenicke. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Le Prince, F., Die Todtenhand. Fortsetzung des Graf v. Monte-Christo von Alex. Dumas. 1ste u. 2te Lief. Wien, Hartleben. 8. à 5 Ngr.

Rosenthal, D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. 1ster Bd. 1ste Abth. Deutschland. I. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1865. 2 Thlr. 3 Ngr.

Schillbach, R., Zwei Reisebilder aus Arkadien. Jena. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.

Schramm, R., Rückblicke in's Burschenleben. New-York, Westermann u. Comp. 1865. 16. 15 Ngr.

Stifter, A., Abdias. Pesth, Heckenast. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stutz, U., Die Thatsachen des Glaubens. Vorträge über die religiösen Streitfragen unserer Zeit und unsers Orts, eine Laienantwort auf die Rathhausvorlesungen. Zürich, Hanke. 1865. 8. 24 Ngr.

Waldemar, A., Arthur. Episches Gedicht. Rastatt, Hanemann. 1865. 16. 22 Ngr.

Zachariae, (H. A.), Die sogenannte Rechtsbasis der deutschen Großmächte in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. Ein publicistisches Votum. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 11. Januar 1866.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1865. Von **Rudolf Gottschall.** (Beschluß.) — Geschichtswerke über Schleswig-Holstein. — Baron von Müller's Werk über Mexico. Von **Maximilian Perty.** — Unterhaltungsliteratur. Von **Karl Neumann-Strela.** — Gedichte. Von **Wilhelm Andreä.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Rückblick auf das Literaturjahr 1865.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Die Thätigkeit auf dem Gebiete der Literaturgeschichte ist in Deutschland immer noch sehr groß. Von Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" erscheint eine fünfte Auflage, welche indeß das unglückliche compilatorische Princip zu verfolgen scheint, das bereits seine „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod" verunstaltet und in eine Atomistik von Notizen auflöst. Eine Besprechung jener Literaturgeschichte in den „Preußischen Jahrbüchern" wollte gerade hierin einen Fortschritt finden gegenüber dem polemischen Ton, welcher sich in den ersten Auflagen der „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" geltend machte. Gewiß wird man es willkommen heißen, wenn das Einseitige und Gehässige der Journalartikel, welche, in Reih und Glied gestellt, jene ersten Auflagen bildeten, gemildert und gestrichen wird. Dennoch war in dieser Polemik doch immer das Bestreben sichtbar, einen Dichter in seiner Totalität zu erfassen; denn selbst wenn man jemand durchprügelt, muß er doch immer als eine Persönlichkeit von Fleisch und Blut vor uns stehen. Wenn aber der Fortschritt dieser Literaturgeschichte darin besteht, die Dichter nur als Ziffern zu betrachten, welche die Summe einer Richtung bilden, und mit diesen Summen dann kritisch zu experimentiren, so ist das ein bedenklicher Abweg mindestens für Geschichte und Kritik der Dichtkunst.

Wenn sich auch die Vertreter der Wissenschaft in unpersönliche Wesen verwandeln lassen, so ist das, was den Dichter wie den Künstler überhaupt macht, gerade die Eigenheit seiner Persönlichkeit, die individuelle Bedeutung, als deren höchste Potenzen eben das Talent und Genie erscheinen. Ein zusammenhängendes Charakterbild der einzelnen Dichter zu geben, ist das erste Erforderniß einer Geschichte der Dichtkunst — alles andere ist leerer Schematismus. Wie vortrefflich hat Hermann Hettner dagegen in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", von welcher die englische und französische in neuer Auflage erscheinen, während von der deutschen die zwei ersten Bücher vollendet vorliegen, die Aufgabe des Literarhistorikers erfaßt!

L. Klein in seiner „Geschichte des Dramas", von der bisjetzt drei Bände vorliegen, geht vielleicht zu weit in brillant-barocker Charakteristik! Dennoch läßt man sich auch Barockes und Geschmackloses eher gefallen, als Doctrinär-Verfehltes. Die Aufgabe des Literaturhistorikers ist keineswegs ein eitles Raisonnement, sondern lebendige Gestaltung. Von Klein erhalten wir lebendige, farbenreiche Bilder der Dichter und ihrer Werke, wenn auch die Farben bisweilen zu dick und bunt aufgetragen sind. Wer sich nach Julian Schmidt'schen Excerpten und Constructionen solche Bilder zu schaffen vermag, den beneiden wir um die Phantasie, mit der er die Phantasielosigkeit des Kritikers ergänzt. Was die ältere deutsche Literatur betrifft, so ist es nicht der Beruf d. Bl., der germanischen Philologie Schritt für Schritt in ihren Studien und Entdeckungen zu folgen. Die von Franz Pfeiffer herausgegebenen „Deutschen Classiker des Mittelalters" brachten in ihrem zweiten Bande die „Kudrun", deren Textrevision nebst Wort- und Sachregister Karl Bartsch geliefert hat; die von H. Kurz herausgegebene „Deutsche Bibliothek" im fünften und sechsten Bande Grimmelshausen's „Simplicianische Schriften" und im siebenten Jörg Wickram's „Rollwagenbüchlein". Von Jakob Grimm's „Kleinern Schriften" ist der zweite Band erschienen, welcher „Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde" enthält. Jakob Grimm selbst hat in Scherer einen Biographen gefunden. Als interessante Beiträge zur Kenntniß der ältern deutschen Literatur sind Ludwig Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" zu betrachten, während R. Menzel „Das Leben Walther's von der Vogelweide" eingehend darstellt. Einen reichen Schatz literarhistorischer Kenntnisse und Nachweisungen enthält das in vierter Auflage erscheinende Werk von Ignaz Hub: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter", das jedenfalls in seiner neuen, wesentlich vermehrten Gestalt das Erschöpfendste leistet, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Von „Deutschen Handwerksliedern" hat Oskar Schade eine Sammlung veröffentlicht.

Auch die classische Epoche unserer Literatur findet nach wie vor eingehende Berücksichtigung, obgleich die Goethe-Schiller-Literatur in diesem Jahre gegen die Shakspeare-

Dante-Literatur zurückstehen mußte. Der wichtigste Beitrag zur Kenntniß dieser Epoche ist der dritte Band von „Charlotte von Schiller und ihre Freunde". Von J. W. Appell's sorgsam gearbeiteten Werke: „Werther und seine Zeit", ist eine neue Auflage erschienen. „Goethe's Frauengestalten", welche bereits früher Max Kurnik in ansprechender Weise charakterisirt hat, beginnt jetzt Adolf Stahr zu schildern. Freiherr von Biedermann stellt in seiner Schrift „Goethe und Leipzig" einen nicht unwichtigen Abschnitt aus Goethe's Jugendleben und die spätern Beziehungen des Dichters zur Universitätsstadt mit gründlicher Benutzung der Quellen dar.

Am fruchtbarsten hat sich dieser Jahrgang für die Theatergeschichte unserer classischen Epoche bewiesen. Ein gediegenes Werk auf diesem Gebiete ist W. Koffka's „Iffland und Dalberg. Geschichte der classischen Theaterzeit Manheims." Von E. Genast: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers", ist der dritte, mehr in die Neuzeit hinüberreichende Theil erschienen, während E. W. Weber und W. G. Gotthardi interessante Beiträge zur Geschichte des weimarischen Theaters und der Goethe'schen Bühnenleitung geben. Charakteristiken neuer Dichter fehlen gänzlich mit Ausnahme der Monographie O. Glagau's über Fritz Reuter, die aber eine Kritik übt, welche nicht die nöthige Reife zur Schau trägt, namentlich wo sie über ihren nächsten Stoff hinausreicht. Noch erwähnen wir als Beitrag zur Geschichte der neuern deutschen Literatur die Selbstbiographie von H. Stieglitz.

Die Feier des Dante-Jubiläums ist natürlich nicht ohne Einfluß auf die Dante-Literatur geblieben. F. X. Wegele's Biographie Dante's, sowie die Dante-Uebersetzung von Philalethes (König Johann von Sachsen) sind in neuen Auflagen erschienen. L. G. Blanc, der im vorigen Jahre eine Uebersetzung Dante's veröffentlicht hat, versucht mehrere dunkle Stellen der „Göttlichen Komödie" philologisch zu erklären. Neue Uebersetzungen Dante's sind theils erschienen, theils noch im Erscheinen begriffen von K. Witte, J. von Hoffinger, A. Tanner. Eine cultur- und literargeschichtliche Skizze von Dante mit zum Theil weitern Perspectiven, als sie das oft philologisch-einseitige Dante-Studium bietet, hat Hermann Grieben in seinen Studien „Dante Alighieri" gegeben.

Die Shakspeare-Jubelfeier des vorigen Jahres ist nicht spurlos verhallt, sondern hat durch die in Weimar begründete Shakspeare-Gesellschaft einen Mittelpunkt für das deutsche Shakspeare-Interesse überhaupt geschaffen. Von dem „Jahrbuch", welches diese Gesellschaft unter Bodenstedt's Redaction herausgibt, ist der erste Jahrgang erschienen, der viele gediegene Artikel enthält, aber im ganzen eine zu einseitig-philologische Richtung zur Schau trägt. Die in diesem Jahrbuch, wie überhaupt bisher vernachlässigte Kritik des britischen Dichters ist in glänzender Weise in Rümelin's „Shakspeare-Studien" vertreten. Eine neue Charakteristik des „Hamlet" versuchte A. Döring, während Cohn in seinem in englischer Sprache geschriebenen „Shakespeare in Germany" einen für englische und deutsche Theatergeschichte gleich wichtigen Beitrag gegeben hat.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Literaturgeschichte ist das Werk von A. F. von Schack: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien", zu erwähnen. Die vortreffliche Uebersetzung, welche dieser Autor von dem persischen Nationalepos des Firdusi geliefert hat, ist in einer neuen, prachtvoll ausgestatteten Auflage erschienen. Eine Geschichte der spanischen Nationalliteratur in Lieferungen wird von H. Dohm herausgegeben. Von den literarischen Essays verdienen durch stilistische Eleganz und Bedeutung des Inhalts Karl Frenzel's „Dichter und Frauen" und Gustav Kühne's „Deutsche Charaktere" besonders hervorhebende Erwähnung. Von dem ersten Werk ist der dritte, von dem letztern der vierte Band erschienen.

Auch die Aesthetik ist nicht ohne Pflege geblieben. Es ist dabei bedauerlich, daß die meisten dieser Aesthetiker glauben, von vorn anfangen zu müssen und die vortrefflichen Leistungen auf diesem Gebiete ignoriren. Und doch beruht alle Wissenschaft auf dem Fortbau des Vorhandenen; der bloße reformatorische Tic als solcher ist wenig förderlich. Die „Populäre Aesthetik" von Karl Lemcke hat, dem Zeitgeschmack entsprechend, eine etwas realistische Färbung, reicht aber, und vielleicht gerade deshalb, selbst in den Abschnitten, wo sie das Naturschöne, die Erscheinungswelt des Schönen schildert, bei weitem nicht an Vischer heran. Wir erwähnen noch die „Aesthetik" von R. Zimmermann, die kritische Untersuchung von T. Vogt über „Form und Gehalt der Aesthetik" und die „Aesthetischen Vorträge" von Grube, welche auf dem Gebiete der Ballade und des Volkslieds manche nicht unwichtige Resultate zu Tage förderten. Eine den Gegensatz der antiken und modernen Weltanschauung berührende Monographie ist die Schrift von H. Motz: „Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten." In H. Grimm's „Neuen Essays über Kunst und Literatur" treten diejenigen Abschnitte, welche der bildenden Kunst, namentlich der Malerei gewidmet sind, in den Vordergrund. Von E. H. Riegel erschien ein „Grundriß der bildenden Künste", von A. Reißmann ein „Grundriß der Musikgeschichte", von A. Görling eine „Geschichte der Malerei" in Lieferungen. Rafael Santi's „Leben und Werke" hat A. von Wolzogen zum Gegenstande einer kleinen Monographie gemacht. Das wichtige Verhältniß von „Staat und Kunst" bespricht L. Pfau in den zuerst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zum Abdruck gekommenen „Freien Studien".

Auf das culturgeschichtliche Gebiet führen uns die keck ausgeführten „Studien" von Johannes Scherr. Als das bedeutendste Werk auf demselben muß indeß J. J. Honegger's „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts" betrachtet werden, in welchem namentlich der neuern französischen Literatur und Cultur, allerdings nur mit oberflächlicher Betrachtung des second empire, besondere Berücksichtigung zutheil wird. F. Kreyßig's „Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte" suchen sich über die Culturbewegung Frankreichs an einzelnen hervorragenden Autoren zu orientiren, während Paul Lindau in

seinen Skizzen „Aus Paris" frisch aus dem Leben gegriffene Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreich gibt. Als ein solcher Beitrag müssen auch die „Gespräche aus der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu" betrachtet werden. Mit besonderer Berücksichtigung der theologischen Bewegung ist die Schrift von J. Fritz: „Von 1815—65. Blicke in das Culturleben der jüngsten Vergangenheit Deutschlands", abgefaßt. Das rege Interesse, das unsere Zeit der Culturgeschichte zuwendet, hat auch von H. T. Buckle's „Geschichte der Civilisation in England", übersetzt von A. Ruge, eine neue Auflage ermöglicht und einer Uebersetzung von John William Draper's „Geschichte der geistigen Entwickelung Europas" von A. Bartels den Weg gebahnt.

Wenn von einer Hyperproduction in Bezug auf die schöne Literatur die Rede sein kann, so ist eine solche auch auf dem Gebiete geschichtlicher Darstellung nicht zu verkennen. Die deutsche Geschichtschreibung schießt gewaltig ins Kraut, namentlich aber zeigt sich ein Ueberfluß an Monographien der Specialgeschichte. Der Unterschied zwischen historischer Forschung und Darstellung wird noch immer nicht gehörig beachtet, die erste als eine rudis indigestaque moles mit in die zweite aufgenommen. Ein Geschichtswerk muß diesen Verdauungsproceß der kritischen Arbeit bereits hinter sich haben, sonst erregt es auch bei den Lesern nur Indigestionen. Es hat sich jederzeit bestraft, wenn sich die Historie von den classischen Mustern des Alterthums abgewendet hat, um mit philologischer Breitspurigkeit die Quellen und Materialien unverarbeitet in sich aufzunehmen. Auch gibt es auf dem Gebiet der geschichtlichen Darstellung so gut eine Buchmacherei wie auf dem der Belletristik. Wir meinen damit nicht einmal die mundgerechten Zusammenstoppelungen für das große Publikum; wir meinen alle Veröffentlichungen des archivarischen Rohstoffs. Das Archiv darf in der Literatur nicht zur Geltung kommen — das ist eine literarische Superfötation. Das Archiv bietet die Quellen für die Geschichtschreibung; doch es gehört nicht in die Literatur. Wo gäbe es noch eine Rettung vor der Sündflut der Preßerzeugnisse, wenn sich die Ansicht Bahn bräche, daß alles Geschriebene gedruckt werden, daß jedes Archiv alle seine Schätze an die Oeffentlichkeit speien müsse? Wir wollen die Resultate der Forschung in künstlerisch ansprechender Form vor Augen sehen, nicht ihre Apparate in wenig überarbeiteter Gestalt mit in den Kauf nehmen. Auch die Verzettelung in Specialitäten, wenn die Specialgeschichte nichts bietet als eine Chronik von gleichgültigen Thatsachen, ist eine Gefahr für die Geschichtschreibung. Denn nicht alles Geschehene wird deshalb, weil es geschehen, ein geschichtswürdiger Stoff; es gibt viel unhistorisches Material, welches am besten in den Fächern der Archive vermodert. Unsere deutschen Archivare und Archivhistoriker sind aber anderer Ansicht, wie das folgende Register von specialgeschichtlichen, meist sehr umfangreichen Monographien beweisen mag, unter denen sich bei einzelnem Werthvollen auch vieles findet, auf welches unsere obigen Bemerkungen passen: Freiherr von Hasselholdt-Stockheim, „Herzog Albrecht IV. von Baiern und seine Zeit. Archivalischer Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts" (Bd. 1, Abth. 1); B. Kugler, „Ulrich, Herzog zu Würtemberg"; E. Polack, „Die Landgrafen von Thüringen zur Geschichte der Wartburg"; F. Dahn, „Prokopius von Cäsarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums"; F. Löher, „Beiträge zur Geschichte der Jakobäa von Baiern", erste Abtheilung; F. Freiherr von Soden, „Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland von 1631—35" (Bd. 1); K. von Weber, „Anna, Kurfürstin zu Sachsen"; E. Meier, „Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe"; F. Winter, „Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland"; R. Reuß, „Graf Ernst von Mansfeld im Böhmischen Kriege 1618—21"; Hans Prutz, „Heinrich der Löwe"; Maurenbrecher, „Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—55"; A. Knoblich, „Herzogin Anna von Schlesien"; A. Beck, „Ernst der Fromme"; A. Huber, „Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich"; A. Pyl, „Margarethe von Ravenna, pommersches Lebensbild"; J. Schötter, „Johann Graf von Luxemburg und König von Böhmen" (2 Bde.); dazu Chroniken der Oberpfalz, Livlands, ein neuer Band von Ennen's „Geschichte der Stadt Köln" u. a. Es mag schwer sein, hier die Grenze zu bezeichnen, wo die Berechtigung zu selbständiger geschichtlicher Darstellung beginnt; doch ist es gewiß, daß diese Grenze in den vorliegenden Werken mehrfach theils durch die Wahl der Stoffe, theils durch den unverhältnißmäßigen Umfang der Darstellung überschritten worden ist.

Die allgemeinern Geschichtswerke unserer namhaften Historiker haben auch in diesem Jahre rüstigen Fortgang genommen. Von L. Ranke's „Englischer Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert" ist der fünfte Band, von G. G. Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen" der siebente Band, von W. von Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" die zweite Abtheilung des dritten Bandes, welche die Kämpfe Heinrich's IV. behandelt, und von Heinrich Leo's „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks und Reichs" der vierte Band erschienen, welcher die Territorien des deutschen Reichs im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert behandelt. Der zweite Band von K. F. Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten" umfaßt die Epoche von der ersten Präsidentschaft des Thomas Jefferson bis zum Ende der zweiten Präsidentschaft des Andrew Jackson. Eine „Geschichte Böhmens" hat W. W. Tomeck veröffentlicht; eine „Geschichte des Schweizervolks und seiner Cultur" schreibt Henne-Amrhyn; R. Welper schildert „Platon und seine Zeit"; F. Schmidt „Die Hohenstaufen und ihre Zeit". F. J. Holzwarth läßt den ersten Band einer „Geschichte des Abfalls der Niederlande" erscheinen, eine umfassendere Darstellung des von Schiller behandelten Stoffs; der dritte Theil von Adolf Stahr's Ehrenrettungen: „Bilder aus dem Alterthum", hat die schwierige Arbeit unternommen, die römischen Kaiserfrauen möglichst von ihren historischen Flecken zu reinigen. Von A. Geiger's Werk: „Das

Judenthum und seine Geschichte", erschien die zweite Abtheilung, welche von der Zerstörung des alten Tempels bis zum Ende des 12. Jahrhunderts reicht, während J. H. Ritter eine „Geschichte der jüdischen Reform" veröffentlichte und T. Griesinger eine „Geschichte der Jesuiten" in Lieferungen erscheinen läßt.

Die Literatur der deutschen Befreiungskriege ist durch einige gewichtige Werke vermehrt worden. Der Biograph Stein's, G. H. Pertz, ist mit einem umfassenden „Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau" beschäftigt, von welchem bisjetzt die beiden ersten Bände vorliegen. H. Beitzke hat seiner „Geschichte der Jahre 1812, 1813 und 1814" eine „Geschichte des Jahres 1815" in zwei Bänden folgen lassen, während J. Königer denselben Stoff mehr vom kriegswissenschaftlichen Standpunkte aus unter dem Titel „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris" behandelt. Andere mehr der Kriegsgeschichte angehörige Werke sind: E. von dem Knesebeck, „Leben des Freiherrn Hugh von Halkett"; Crusius, „Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern", und das von Gustav von Kessel herausgegebene „Tagebuch Dieterich Sigismund von Buch's aus den Jahren 1674—83". Ganz vom Standpunkte der Legitimität und im directen Gegensatz zu dem Werke von Rüstow hat R. von Meerheimb den Kampf um den neapolitanischen Thron in dem Werke „Von Palermo bis Gaëta" geschildert.

Die Memoirenliteratur, die Literatur der Confessions, der Briefgeheimnisse, der autobiographischen Enthüllungen hat in dem Jahre 1865 nicht allzu zahlreiche Absenker getrieben. Wir bedauern diese Enthaltsamkeit um so weniger, als es eine Zeit lang in der That zur Manie geworden war, sich und seine Freunde, von den Feinden gar nicht einmal zu sprechen, öffentlich an den Pranger zu stellen. Damit Hand in Hand ging die Manie der Vergötterung, der Reliquiencultus, der noch das verlorenste Zettelchen aufhob, das die Handschrift irgendeiner Berühmtheit trug. Und da man weiß, daß die Berühmtheiten heutigentags wie Unkraut aus allen Spalten der Zeitungen wuchern, so stand hier abermals eine literarische Ueberflutung in Aussicht, gegen welche es keine Dämme und Deiche gab. Es scheint in der That, als ob auch der siebente und achte Band der „Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense", trotz der pikanten Data, die sie aus den Jahren 1850 und 1851 mittheilen, nicht mehr das haarsträubende Aufsehen erregten, wie es die frühern Bände hervorriefen. Man gewöhnt sich an alles — Skandal, Pasquill, Satire, so massenhaft geboten, stumpft seine Wirkungen ab. Dennoch behalten diese Tagebücher ihren culturhistorischen Werth. Noch fesselnder sind die aus Varnhagen's Nachlaß herausgegebenen „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim", welche auf politische und literarische Charaktere von maßgebender Bedeutung interessante Streiflichter werfen. Von allseitigem Interesse, wie es ein vielbewegtes, nach den verschiedensten Richtungen hin thätiges Leben mit sich bringt, sind die „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" von C. G. Carus, von denen zwei Bände vorliegen, während A. B. Marx' „Erinnerungen aus meinem Leben" speciell auf musikalische Kreise ihre Anziehungskraft ausüben werden. Dasselbe gilt von Reißmann's „Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke." Amely Bölte hat zu Nutz und Frommen ihrer mitstrebenden Literaturschwestern eine in vieler Hinsicht lehrreiche Biographie von Fanny Tarnow veröffentlicht. Ein Lebensabriß von Theophil Passavant ist in Frankfurt erschienen, von W. Harnisch der Anfang einer Autobiographie: „Mein Lebensmorgen", und von H. W. J. Thiersch „Friedrich Thiersch's Leben": Beiträge, die für deutsche Pädagogen und Philologen von Interesse sind. Unter den politischen Essays der jüngsten Zeit nehmen die „Historischen und politischen Aufsätze" von Heinrich von Treitschke den ersten Rang ein durch die Frische und den Schwung der Darstellung, wenngleich die politischen Anschauungen des Autors sich manchen Schwankungen unterworfen zeigten, namentlich in der schleswig-holsteinischen Frage. In frappantem Gegensatz gegen diesen Vorkämpfer des preußisch-deutschen Einheitsstaats hat Konstantin Frantz „Die Wiederherstellung Deutschlands" nach einer ganz neuen, dem Anschein nach real-politischen, in Wahrheit aber utopistischen Schablone proclamirt. Einen dem Verfassungsleben abgeneigten, streng conservativen Standpunkt nimmt Hundt von Hafften ein in seinem Werke: „Von dem Geiste der Verfassungen in Frankreich, Belgien, England, Nordamerika, Schweiz, Italien und Preußen." E. H. T. Huhn hat eine „Politik. Grundzüge der praktischen Staatskunst", H. Schulze die erste Abtheilung eines „System des deutschen Staatsrechts" herausgegeben.

Wenden wir uns von der Geschichtswissenschaft und ihren Grenzgebieten zur philosophischen, so fällt uns bei dem ersten Ueberblick über die hier erschienenen Werke alsbald die große Zahl derjenigen auf, welche die Unsterblichkeit der Seele zum Thema gewählt haben. Diese Frage ist eine Art von Angelpunkt in dem großen Streit zwischen Idealismus und Materialismus geworden — obgleich die Beantwortung derselben keineswegs die beiden Parteien mit aller Schärfe sondert; den Constructionen der Phantasie ist dabei ein weiter Spielraum gegönnt — wir erinnern nur an Fichte's „Seelenleib", welchem die Hypothese, die J. H. von Kirchmann in seiner Schrift „Ueber die Unsterblichkeit" aufstellt, als eine ähnliche Ausgeburt spielerischer Vorstellung an die Seite tritt. G. F. Daumer, früher ein Anhänger freigeistiger Richtungen, in letzter Zeit ein Proselyt der Kirche, sammelt in seinem Werke: „Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele", Zeugnisse und Thatsachen der Jahrhunderte vor und nach Christus für den Glauben an Unsterblichkeit. Eine gleiche Tendenz verfolgt F. Splittgerber's „Schlaf und Tod nebst den damit zusammenhängenden Erscheinungen des Seelenlebens". Von J. Huber's „Die Idee der Unsterblichkeit" ist eine neue Auflage erschienen. Ein eklektisches Werk, welches die verschiedensten Anschauungen über Unsterblichkeit zusammenstellt und mit aphoristischer Kritik beleuchtet, den Unsterblichkeitsbeweis selbst aber durch die Resultate dieser Kritik in exacter Form zu führen strebt, ist K. Wilmarshof's „Das Jenseits; ein wissenschaftlicher Versuch

zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage". Auch in Ferdinand Westhoff's maßvoll gehaltenem Werk: „Stoff, Kraft und Gedanke. Eine umfassende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unsterblichkeit", tritt die letzte Frage als die Pointe der ganzen Darstellung hervor. Gegen den Materialismus protestirt auch H. K. H. Delff in seinen „Ideen zu einer philosophischen Wissenschaft des Geistes und der Natur" von einem mystisch-theologischen Standpunkte aus. Dagegen verhalten sich, mit Betonung des mechanischen Princips, kritisch gegen unsere Speculation wie gegen den Materialismus vulgaris H. Czolbe: „Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegensatze zu Kant und Hegel", und O. Flügel: „Der Materialismus vom Standpunkte der atomistisch-mechanischen Naturforschung beleuchtet." Der Physiolog C. H. Schultz-Schultzenstein veröffentlicht „Naturstudien und Cultur oder Wahrheit und Freiheit in ihrem natürlichen Zusammenhang".

Was die Geschichte der Philosophie betrifft, so erwähnen wir den ersten Band eines allgemeinen Werks unter diesem Titel von J. E. Erdmann. Von Kuno Fischer's „Geschichte der neuern Philosophie" ist die zweite völlig durchgearbeitete Auflage erschienen; von A. Stöckl's „Geschichte der Philosophie des Mittelalters" der zweite Band, der die Periode der Herrschaft der Scholastik behandelt. Zu selbständigen, systematischen, nicht kritisch-polemischen Werken der Speculation scheint die unruhige Zeit den deutschen Denkern wenig Muße gegönnt zu haben; wir können nur E. Dühring's „Natürliche Dialektik" erwähnen, die aber auch von Polemik gegen das System Hegel's durchdrungen ist. Von demselben Autor ist eine geistreiche philosophische Beleuchtung: „Der Werth des Lebens", erschienen; eine andere popular-philosophische Schrift ist S. Schott's Versuch: „Von den menschlichen Schwächen."

Auch in der Theologie, soweit sie die Grenzen der Facultätswissenschaft überschreitet und sich an das große Publikum wendet, überwiegt die ecclesia militans. Während Daniel Schenkel „Die protestantische Freiheit im Kampfe mit der kirchlichen Reaction" in einer persönlichen Schutzschrift schildert und sich gegen die rechte Seite wehrt, wird er selbst von der linken angegriffen, in dem Fehdebrief, den ihm D. Strauß in der Schrift: „Die Halben und die Ganzen", zuschleudert. Gleichzeitig veröffentlicht D. Strauß eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu unter dem Titel: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte." Eine Darlegung der Verdienste des rüstigen und gegenwärtig sehr schlagfertigen Kämpen selbst gibt Julius Meyer in dem „Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von D. F. Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum". Unter den populären Predigten zeichnen sich die „Predigten aus der Gegenwart" von Karl Schwarz, von denen eine dritte Sammlung erschienen ist, durch Geist und Bildung aus. Ein bedeutendes homiletisches Talent zeigt auch H. J. Holtzmann in seinen „Predigten, gehalten im akademischen Gottesdienst zu Heidelberg". Von Biographien namhafter Theologen führen wir an: O. Wächter, „Johann Albrecht Bengel" und K. Werner, „Christian Gottlieb Barth".

Wenn wir uns von den Entdeckungsreisen in die unsichtbare Welt, auf denen wir Theologie und Philosophie thätig finden, zu den Entdeckungsreisen auf dem sichtbaren Erdrunde wenden, so haben wir auf dem deutschen literarischen Markt nichts von durchgreifender Bedeutung zu erwähnen. Der Tod Barth's hat uns den berühmtesten Entdeckungsreisenden der Neuzeit geraubt — ein Verlust, der um so tiefer empfunden werden dürfte, je weniger der Besitz dieses Mannes bei seinen Lebzeiten nach vollem Werth gewürdigt worden ist. Wahre Verdienste auszuzeichnen gelingt noch immer weder dem deutschen Volke noch den deutschen Regierungen, während oft aufdringlichen Scheinverdiensten glänzende Anerkennung zutheil wird. Wie haben die Ungarn erst neuerdings ihren Vámbéry verherrlicht, dessen Verdienste, soweit es wichtige Entdeckungen betrifft, sich mit denen eines Barth nicht messen können! Seine gleichzeitig in englischer und deutscher Sprache erschienene „Reise in Mittelasien von Teheran durch die turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand" gehört jedenfalls zu den wichtigsten Reisewerken des letzten Jahres. Viele interessante Mittheilungen, Resultate scharfer und fleißiger Beobachtung, enthält auch das Werk von J. E. Polak: „Persien. Das Land und seine Bewohner." Dasselbe gilt von Freiherrn H. von Maltzan's „Meine Wallfahrt nach Mekka", von C. R. Markham's „Zwei Reisen in Peru" und von Baron von Müller's „Reisen in den Vereinigten Staaten, Kanada und Mexico, von denen im Laufe des Jahres der in dieser Nummer besprochene dritte Band erschienen ist. Unter den italienischen Reiseskizzen der letzten Zeit, unter denen sich „Sicilien und Neapel" von F. Löher durch Gediegenheit auszeichnet, heben wir noch J. Rodenberg's „Diesseit und jenseit der Alpen" wegen der Frische und Lebendigkeit der Darstellung hervor, während Schellenberg's „Im Golf von La Spezia und am Comersee" Studien darbietet, die namentlich in Bezug auf den erstern manches Neue und Unbekannte mittheilen. Geistreich sind A. von Stifft's „Culturstudien. Kunst- und Reisebriefe aus der Schweiz und Deutschland", während A. Flir's „Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien" vom ultramontanen Standpunkt aus geschrieben sind. Der bekannte Philolog F. G. Welcker veröffentlicht das „Tagebuch einer griechischen Reise", die er im Jahre 1842 unternommen hatte, das aber viele noch heute interessante archäologische Mittheilungen und lebendige Landschaftsschilderungen enthält. Eine Monographie des Kaukasus hat A. Petzholdt, Monographien über Palästina haben K. Hergt, Edward Robinson und Konrad Furrer veröffentlicht.

Die Naturwissenschaften bilden für ein der Nationalliteratur gewidmetes Organ ein fragliches Grenzgebiet. Denn ein Theil der naturwissenschaftlichen Schriften gehört der exacten Forschung an, ein anderer wiederum der illustrirten Volks- und Jugendliteratur — beide fallen nach entgegengesetzten Seiten aus dem Kreise heraus, den unsere Zeitschrift zu beschreiben hat. Wir erwähnen von

den illustrirten Werken nur Oskar Fraas' „Vor der Sündflut, eine Geschichte der Urwelt" und Brehm und Roßmäßler's „Die Thiere des Waldes", Werke, welche zwischen jenen beiden Extremen die rechte Mitte behaupten. Eine Frucht langjähriger Studien ist Maximilian Perty's „Das Seelenleben der Thiere". Von den schon mehr populären Schriften empfehlen sich durch praktische Tüchtigkeit diejenigen von Karl Ruß: „Naturwissenschaftliche Blicke ins tägliche Leben" und „In der freien Natur".

Da wir die zahlreiche Broschürenliteratur hier nicht berücksichtigen können, so haben wir unsere Heerschau über die Werke des Literaturjahres 1865 hiermit beendigt. Eine nicht unbeträchtliche Zahl derselben harrt noch der eingehendern Besprechung in d. Bl. Das Zuviel macht sich auf fast allen Gebieten geltend und mahnt den deutschen Verlagsbuchhandel dringlichst zur Anwendung schärferer Kritik und zur Ablehnung aller Waaren, mit denen der Dilettantismus in Kunst und Wissenschaft hausiren geht.

Rudolf Gottschall.

Geschichtswerke über Schleswig-Holstein.

1. Kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte von Georg Waitz. Kiel, Homann. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese gedrängte Geschichtserzählung, ein Auszug aus dem größern Werke desselben als Geschichtschreiber rühmlichst bekannten Verfassers über Schleswig-Holsteins Landesgeschichte, im gegenwärtigen Augenblick doppelt interessant, ist mehr als die lediglich die Erbberechtigung behandelnden Schriften geeignet, ein klares und anschauliches Bild zu geben von den mannichfaltig wechselnden Schicksalen, welche diese nördlichsten Marken deutschen Landes in ihren Beziehungen zu dem großen Mutterlande sowol, wie zu dem seit Jahrhunderten in engster Verbindung mit ihnen stehenden Dänemark durchgemacht haben. Noch langsamer wie nach Osten zu haben die deutschen Stämme sich auf der nordalbingischen Halbinsel auszudehnen vermocht. Nur mit Mühe wurden die slawischen Völkerschaften aus Holstein verdrängt, und noch viel später erst gelang es der deutschen Einwanderung in Schleswig, dem Dänenthum gegenüber Wurzel zu fassen. Aber trotzdem, daß noch in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Grafen von Holstein nach den Ordnungen des Reichs nicht einmal zu dessen Fürsten im staatsrechtlichen Sinne gezählt wurden, wußten doch diese fast nur auf ihre eigene Kraft gestellten Grafen aus dem schauenburgischen Hause sich nicht nur nachdrücklich des Dänenthums zu erwehren, sondern sie drangen selbst so siegreich vor, daß Graf Gerhard sogar den dänischen König absetzen und sich selbst als den Vormund von dessen minderjährigem Sohne einsetzen konnte. Gerhard erzwang es denn auch, daß Schleswig oder, wie es damals genannt war, „Süderjütland" nicht mit Dänemark vereinigt, sondern daß er selbst von dem dänischen König damit belehnt wurde. Der Zwist um das Herzogthum Schleswig hörte damit freilich zwischen den dänischen Königen und den holsteinischen Grafen noch lange nicht auf. Dänemark indessen, welches damals sich auch vor der Hansa beugen mußte, war zu schwach, um seine Ansprüche durchsetzen zu können, und so übertrug denn im Jahre 1386 Königin Margaretha den Grafen von Holstein Schleswig als erbliches Lehen.

Aber auch hiermit hörte Schleswig nicht auf, der Zankapfel zu sein. Die damaligen Regenten des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation bekümmerten sich um diese Kämpfe entweder gar nicht oder sie nahmen wie Kaiser Sigismund sogar Partei für Dänemark. Zum Glück kümmerte man sich noch weniger als im Centrum des Reichs im äußersten Norden um die Aussprüche des Kaisers, die Geschicke gingen trotzdem ihren Gang. Die Folge der fortwährenden Fehden und der damit verbundenen Verwüstungen, welche die Dänen über Schleswig brachten, war eine ganz naturgemäße, nämlich daß durch den gemeinschaftlichen Kampf die Verbindung mit Holstein nur immer mehr befestigt wurde. Auch würde das endliche Resultat dieses Kampfes ohne Zweifel ein für Schleswig-Holstein und das deutsch-nationale Interesse nur glückliches gewesen sein, wenn das Verhältniß zu Dänemark auch in den folgenden Jahrhunderten das gleiche gewesen wäre, wie zur Zeit der Schauenburger. Unglücklicherweise erfolgte jedoch im Jahre 1460 eine Vereinigung beider dadurch, daß König Christian I., dessen Mutter dem in Holstein regierenden schauenburger Hause angehörte, beim Aussterben der directen Descendenz der regierenden Linie mit Uebergehung der entferntern Agnaten auch in Schleswig und Holstein zum Herzog gewählt wurde. Ein Collision der Interessen der deutschen und dänischen Lande war jetzt unvermeidlich, und die deutsche Entwickelung Holsteins, welches ohnehin nur in sehr loser Verbindung mit dem Deutschen Reiche stand, mußte nothwendigerweise gehemmt werden. Schon damals meinte ein Zeitgenosse, der lübecker Chronist:

> Also wurden die Holsten Dänen und verschmähten ihren Erbherrn und gaben sich mit gutem Willen ohne Schwertes Schlag unter den König von Dänemark, da ihre Ahnen und Vorfahren manches Jahr gegen gewesen waren und hinderten das mit wehrender Hand; denn sie führten manchen Krieg und hatten manchen Streit mit den Dänen, wobei ihnen die Städte behülflich waren mit großem Volk und großen Kosten, darum, daß sie keine Dänen sein wollten. Auch war mancher Herr und Fürst und ritterlicher Mann in dem Streit geblieben, und dazu ihre eigenen Ahnen, darum, daß sie nicht wollten unterthänig sein den Dänen, sondern sie wollten frei sein. Und diese vorgeschriebenen Stücke hatten die Holsten alle vergessen zu dieser Zeit, und wurden mit Willen eigen, und das machte die Gierigkeit der Holsten und die Verschlagenheit der Dänen, denn der König und sein Rath kauften sie mit Geld und mit Gabe und mit mancherlei Versprechungen. So um Eigennutzes willen wurden sie verblendet und gaben preis das gemeine Gut des ganzen Landes um kleinen Vortheils willen.

Kaiser und Reich nahmen keine Notiz von diesen Vorgängen, wol aber erfahren wir, daß schon damals der Kurfürst von Brandenburg versuchte, Holstein für sich zu gewinnen, jedoch wie bekannt ohne Erfolg.

An und für sich war allerdings der Vertrag, kraft dessen Christian I. Schleswig-Holstein erwarb, seinem Wortlaute nach ganz danach angethan, um den Herzogthümern ihre Selbständigkeit zu wahren, aber daß die

Könige von Dänemark sich nicht immer durch diesen Vertrag gebunden erachteten, zeigte der spätere Verlauf der Geschichte, am deutlichsten in der Neuzeit. Im Anfang ging wol alles gut, die Verbindung beider Länder war nur eine Personalunion, und da Dänemark sowol wie die Herzogthümer Wahlreiche waren, so war selbstverständlich schon durch diesen Umstand die königliche und beziehungsweise herzogliche Gewalt in gewisse Grenzen eingeschränkt. In der nächsten Folgezeit kam es der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Herzogthümer sehr zu statten, daß nach Christian's Tode in den letztern dessen beide Söhne, Johann und Friedrich, zugleich gewählt wurden und dort gemeinschaftlich regierten. Dieser Zustand erhielt sich bis in das vorige Jahrhundert. Neben der königlichen Linie bestand fortwährend eine herzogliche, die sich später in mehrere Linien theilte (die Hauptlinien waren die gottorper und die sonderburger Linie), und diese herzogliche Linie wußte sich lange Zeit in einem gewissen Antheile der Regierung und Verwaltung der Herzogthümer zu behaupten. An ihr war den nationalen Bestrebungen ein fester Mittelpunkt gegeben und den dänischen Gelüsten gegenüber vermochten es die Herzoge leichter, im Auslande Hülfe zu erlangen, als dies einer lediglich vom Volke ausgehenden Erhebung möglich gewesen wäre.

So finden wir denn, daß in den Kriegen, welche Dänemark führte, die Herzogthümer bald eine neutrale Stellung einnahmen, bald sich mit den Feinden der Dänen, mit Schweden, der Hansa u. s. w. verbanden. Daß die dänischen Könige alles aufboten, um diese selbständige Stellung der Herzogthümer zu untergraben, war nur zu natürlich. Zwar ward noch Christian II. nach langem Streite genöthigt, die Rechte der schleswig-holsteinischen Stände, namentlich auch ihr Recht, sich ihren Herzog selbst zu wählen (freilich nur aus den Mitgliedern des regierenden oldenburgischen Hauses) anzuerkennen. Wir finden denn in der Folge wieder neben dem König auch einen in den Herzogthümern residirenden Herzog, die beide gemeinschaftlich regierten. Aber schon 1623 setzte es Christian IV. durch, nicht nur daß die Kriegshülfe der Herzogthümer verdoppelt, sondern auch daß dieselbe auch auf Offensivkriege ausgedehnt ward. Freilich mußte sein Nachfolger Friedrich III. der durch Schweden gestützten herzoglichen Linie die Concession machen, daß im Roeskilder Frieden (1658) die Lehnshoheit Dänemarks über die herzogliche (gottorper) Linie aufgehoben wurde. Dies hatte jedoch nur Bestand bis zum Jahre 1675, wo infolge des Rendsburger Vergleichs Herzog Christian Albrecht in die Aufhebung der Souveränetät von Schleswig zu willigen gezwungen war.

Im Jahre 1679 in den Friedensschlüssen zu Fontainebleau und zu Lund hatten es die Herzoge wiederum der französischen und schwedischen Unterstützung zu danken, daß die Bestimmungen des Roeskilder Friedens von neuem bestätigt wurden. Im Jahre 1684 wurden aber die fraglichen Friedensartikel schon wieder verletzt, Christian V. zog auch den herzoglichen Theil von Schleswig ein und vereinigte ihn mit dem königlichen, eine Einverleibung in Dänemark wagte er jedoch nicht vorzunehmen. Wol aber traf er mehrere Anordnungen, welche eine nähere Vereinigung anbahnen sollten; so führte er namentlich die dänische Flagge in Schleswig ein. Auch diese Verletzung der roeskilder Friedensartikel wurde jedoch durch den Altonaer Vergleich von 1689 wieder beseitigt. Im Jahre 1713 endlich zog König Friedrich IV. von neuem die herzoglichen Lande ein und dabei verblieb es denn auch in Betreff Schleswigs, ja die Vereinigung des herzoglichen Schleswig mit dem königlichen wurde sogar von England und Frankreich garantirt, in Holstein jedoch mußten der gottorpschen Linie zufolge einer kaiserlichen Entscheidung ihre Besitzungen belassen werden. Hörte aber damals auch die Souveränetät der herzoglichen Linie in Schleswig auf, ließen sich die Stände in Schleswig auch bereit finden, dem Könige zu huldigen, so war doch niemals von einer Aenderung oder gar Anerkennung einer neuen Erbfolge, von einem Uebergange der Herzogthümer auf die weibliche Linie, wie solches in Dänemark anerkannten Rechtens war, die Rede. Die gottorper Linie hat, nachdem sie den russischen Thron bestiegen, auf alle Erbansprüche an die Herzogthümer verzichtet, die ältere sonderburger Linie ist ausgestorben, und so bleibt denn nur die jüngere sonderburger (augustenburger) Linie übrig und der einzig rechtmäßige Kronprätendent ist dermalen Herzog Friedrich VIII. Dieses Erbrecht der herzoglichen Linie hat man dänischerseits im Grunde nie zu bestreiten gewagt. Nach Auflösung des Deutschen Reichs hat im Jahre 1806 Christian VII. ein Patent erlassen, nach welchem er die unbeschränkte Souveränetät in allen seinen Landen ungetheilt in Anspruch nahm. Auf erhobene Einsprache des Herzogs von Augustenburg wurden jedoch die Ausdrücke dieses Patents sofort geändert und unverfängliche Wendungen, welche dem eventuellen Erbrecht nicht zu präjudiciren vermochten, an deren Stelle gesetzt.

Erst in den zwanziger Jahren jedoch begannen in den Herzogthümern die Verfassungskämpfe und das Erstreben einer freiern Selbständigkeit und größern Unabhängigkeit von Dänemark. Im Jahre 1822 gelangte die holsteinische Frage zum ersten male an den Bundestag und damals wie bis in die neueste Zeit war es immer nur das „alte Recht", was Stände und Volk verlangten. Erst in der neuesten Zeit aber, als einestheils das Aussterben der königlichen Linie im Mannesstamme immer wahrscheinlicher und damit der Zeitpunkt der Trennung von Dänemark immer näher gerückt wurde, und anderntheils durch den Aufschwung, welchen der nationale Sinn im großen deutschen Mutterlande nahm und durch dessen Rückwirkung auch auf den holstein-schleswigschen Stamm, wurde mit dem schärfern Gegensatz gegen das jetzt als Fremdherrschaft betrachtete Dänenthum auch der Kampf ein nachhaltigerer und erbitterterer. Je deutlicher auf seiten der Herzogthümer die Neigung zur Abtrennung hervortrat, um so eifriger suchten die Dänen wenigstens in Schleswig festen Fuß zu fassen. Da sie aber nur an wenigen Punkten Sympathien fanden, so begann sich ihrer

eine wahrhaft kindische Verfolgungs- und Terrorisirungssucht zu bemächtigen.

Das Buch schließt mit Ende 1863 und führt uns also bis zum Ausbruche des letzten Kriegs. Es ist trefflich geeignet, auch den ganz Unkundigen in dieser verwickelten Erbfrage gehörig zu orientiren, und zwar ohne dem Lesenden sonderliche Mühe zu machen; es liest sich leicht und durch die beigefügten genealogischen Tafeln wird das Verständniß der im Laufe der Erzählung berührten Geschlechtsverzweigung der oldenburgischen Dynastie sehr erleichtert, da namentlich die den Tafeln beigefügten kurzen Notizen die Regierungsaufeinanderfolge sowol im Königreiche als in den Herzogthümern sehr anschaulich machen.

2. Geschichte Schleswig-Holsteins. Von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Dem deutschen Volke erzählt von Cajus Möller. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Drängt das Waitz'sche Buch, welches freilich, wie schon hervorgehoben, nur ein Auszug aus dem größern Werke desselben Verfassers ist, die Begebenheiten eng zusammen und strebt mit einer gewissen Eile der Neuzeit zu, um uns an der Hand der geschichtlichen Vorgänge zu der rechtlichen Ueberzeugung zu bringen, daß die Ansprüche des Herzogs Friedrich von Augustenburg auf die schleswig-holsteinischen Lande ganz unbestreitbar seien, so behandelt dagegen Möller auch die frühere schleswig-holsteinische Geschichte mit der gleichen Ausführlichkeit. Möller verfolgt sichtbar einen andern Zweck. In ihm glüht eine sittliche Entrüstung über die dänische Herrschsucht und Anmaßung von Anfang an, und er vermag es nicht zu verschmerzen, daß die im Mittelalter mehrmals wiedergekehrte günstige Gelegenheit, dem Königreich Dänemark den Garaus zu machen oder wenigstens die dänischen Eroberungsgelüste ein für allemal gründlich zu beseitigen, nie benutzt worden ist. Er erhebt aus diesem Grunde öfters harte Anklagen gegen die holsteinische Ritterschaft, an der es hauptsächlich gelegen, daß jenes Ziel nicht verfolgt und nicht erreicht worden. Er tadelt aufs bitterste ihre politische Kurzsichtigkeit nicht nur, sondern auch ihre sittliche Verworfenheit, ihre Habsucht und Verkäuflichkeit, sowie endlich ihre Undankbarkeit, namentlich da, wo sie sich dazu hergab, das treue Lübeck, welches so oft gemeinschaftlich mit Holstein die dänischen Könige bekriegte, im Bunde mit Dänemark zu bekämpfen und die schon wankende Macht des einst so gefürchteten Hauptes der stolzen Hansa noch schneller zum Verfall zu bringen. Der Verfasser vergißt nicht mit bitterm Schmerze zu betonen, wie es in Holstein lediglich die Schuld der Adelsaristokratie gewesen sei, daß es zum Bunde mit und bald zur Unterwerfung unter Dänemark gekommen sei, da der Adel lieber unter einem Könige stehen mochte als neben und vereint mit einer Demokratie gegen fremde Usurpation kämpfen.

Um uns die vielen politischen und kriegerischen Verwickelungen sowie die Motive, welche die holsteinischen Grafen und spätern schleswig-holsteinischen Herzoge und den nicht immer Hand in Hand mit dem Landesherrn gehenden holsteinischen Adel leiteten, anschaulicher zu machen, beschränkt sich der Verfasser nicht allein auf die Darstellung der Geschichte Schleswig-Holsteins, sondern er geht oft auch sehr ausführlich auf die Geschichte der mit Schleswig-Holstein in so vielfach enge Berührung kommenden Nachbarstaaten ein. Neben Dänemark wird besonders Lübecks vielfach gedacht, und gelegentlich der großen Krisis zu Zeiten Wullenweber's erfahren wir sehr vieles über Lübecks Zustände. Dadurch verliert der Leser leicht den Faden der schleswig-holsteinischen Geschicke, und schon aus diesem Grunde mußte Waitz, der seinen Zweck keinen Augenblick aus den Augen verliert, sich der Einschaltung solcher Episoden enthalten. Ebenso fällt es schon bei oberflächlicher Aufmerksamkeit in die Augen, daß der Verfasser bei einigen Lieblingshelden etwas gar zu gern weilt und ihnen im Verhältniß zu dem, was sie ihrem Lande waren, und im Verhältniß zu dem Raum, auf den er nach der Anlage seines ganzen Werks für Specialitäten und einzelne Personen angewiesen ist, mehr Zeit widmet als bei gleicher Vertheilung von Sonne und Wind wol auf sie fallen sollte. So in der Schilderung des Grafen Gerhard des Großen von Holstein. Auf der andern Seite darf freilich nicht verschwiegen werden, daß das Buch an Anziehungskraft gewinnt durch die lebendige, manchmal fast poetische Schilderung einzelner Episoden aus der Geschichte Holsteins und der angrenzenden Länder. So ist namentlich der große Krieg der Dänen und Holsten gegen die Dithmarschen, die schon erwähnte Krisis in Lübeck unter Wullenweber und anderes sehr gut erzählt. Das Waitz'sche Buch ist in einem weit trockenern Tone geschrieben, aber dafür hat der Leser auch nicht zu besorgen, daß er durch Einzelheiten von seinem Wege abgeführt wird.

So viel steht indessen fest, daß, wenn Waitz mehr im Auge hat, das augustenburgische Erbrecht einleuchtend zu machen, das Möller'sche Buch mehr geeignet ist, den nationalen und patriotischen Zorn in ganz Deutschland wach zu rufen über das kleine keck Dänemark, welches in wahrer Freibeuterart den deutschen Riesen bestahl, als er gerade schlummerte. Erwachte bei einer oder der andern Gelegenheit der Riese oder zuckte er selbst nur im Traume unwillkürlich mit den mächtigen Gliedern, so verfehlte zwar der kleine Eindringling nicht, sich in gehörige Entfernung zu postiren, damit er nicht Gefahr laufe erschlagen oder erdrückt zu werden; aber großmäulig zu prahlen und keck zu verhöhnen aus sicherm Schlupfwinkel oder im Vertrauen auf mächtige Helfer hat er nie unterlassen. Diese liebenswürdige Eigenschaft unsers nordischen Nachbars in das hellste Licht zu stellen hat der Verfasser sich viele Mühe gegeben und nie versäumt, bei den einzelnen geschichtlichen Vorgängen scharf darauf hinzuweisen, wie die dänischen Könige ganz dem Charakter ihres Volks entsprechend ihre politische Handlungsweise einrichteten und es namentlich Holstein gegenüber an Treulosigkeiten aller Art nie fehlen ließen. In der Vorzeit hatten sie die Ueberzeugung erlangt, daß sie Holstein und selbst Schleswig mit dem Schwerte zu unterwerfen nie Kraft und Macht genug haben würden, es mußte also zu andern Mitteln gegriffen werden. Den großen Zweck zu erreichen, dazu dünkten

ihnen alle Mittel gut, und das muß auch der Feind anerkennen, ihre Zähigkeit und Ausdauer in Verfolgung ihres Ziels ist wahrhaft bewundernswerth. Allein das Erwachen des nationalen Geistes in Deutschland machte der Mühe und Arbeit von Jahrhunderten in, wenn man das Widerstreben mancher deutschen Fürsten erwägt, verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Ende. Der Verfasser versäumt es hier nicht, in dankenswerther Weise die ersten Regungen des nationalen Geistes und damit das Verlangen nach einer Trennung von Dänemark zu schildern. Der erste und gewaltigste, leider jetzt wenigstens in Deutschland schon ziemlich vergessene Agitator Uwe Jens Lornsen wird hier eingehend besprochen und seinen Verdiensten ein warmes Lob gezollt. Nun, was Lornsen anstrebte, nationale Selbständigkeit wäre erreicht; was die nächste Zeit aber uns weiter bringen wird, darüber lassen sich bisjetzt freilich nur Vermuthungen hegen. Das eine aber scheint uns in dem jetzigen Stadium der Ungewißheit tröstlich, daß einer Wiederkehr der dänischen Herrschaft ein für allemal ein Ende gemacht ist. 2.

Baron von Müller's Werk über Mexico.

Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Von Baron J. W. von Müller. Dritter Band. — A. u. d. T.: Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 4 Thlr.*)

Mit dem vorliegenden Bande hat nun Müller's Reisewerk seinen Abschluß gefunden. Derselbe wird eröffnet durch eine ziemlich vollständige Geschichte Mexicos von den frühesten Zeiten an, in welche die Urkunden und Sagen reichen, worauf dann die Darstellung der statistischen Verhältnisse folgt, deren praktische Wichtigkeit in der Gegenwart einleuchtet; ein reichhaltiges Verzeichniß der Wirbelthiere Mexicos bildet den Schluß.

Der historische Abschnitt beginnt mit einer wol erschöpfenden Aufzählung der Geschichtsquellen; dann werden die Schicksale des merkwürdigen Landes vor der spanischen Eroberung geschildert. Die ersten Besitzer desselben waren die Olmeken und Chicalanken, die Tolteken wären nach Clavigero um die Mitte des 7. Jahrhunderts, nach Ixtlilxochitl schon 387 n. Chr. eingezogen und ihre Herrschaft sei 959 n. Chr. zu Ende gegangen. Zuerst wohnten sie in Tulanzingo, im Jahre 510 gründeten sie Tula, von welcher Stadt sie ihren Namen herleiten: Tolteken, Bewohner von Tula. Dieses gewerbkundige Volk soll von Westen, aus Asien gekommen und an der Küste des Stillen Oceans gelandet sein; der Wuchs der Tolteken sei hoch und schlank, ihre Hautfarbe weiß, ihr Gesicht bärtig gewesen — Angaben, die kaum so wörtlich zu nehmen sind, wie denn überhaupt Ixtlilxochitl, dem der Verfasser wol zu ausschließlich folgt, europäische Anschauungen, Ideen und Traditionen mehrfach auf die Geschichte seiner Vorfahren übertragen hat. Die Tolteken hätten ferner ein höchstes Wesen angebetet und als dessen Symbole Sonne und Mond verehrt. Hunger, Seuchen und Empörungen führten den Untergang ihres Reichs herbei, die Uebriggebliebenen wanderten großentheils aus. Wenige Jahre darauf, nämlich 963 n. Chr., seien die mächtigen und zahlreichen Chichimeken unter ihrem König Xolotl erschienen, der eine Verschmelzung der eingewanderten Stämme mit dem Rest der Tolteken herbeiführte und — wie seine Nachfolger — deren Gesittung auf jene zu verpflanzen bemüht war. Jahrhunderte gingen vorüber, die weiten Provinzen erhielten immer andere Namen, und neue Völker erschienen in Anahuac, darunter die Azteken, und im 15. Jahrhundert sehen wir das Reich in drei Theile unter drei Fürsten getheilt, deren mächtigster der König von Texcoco, der tapfere und weise Netzahualcoyotzin war, die beiden andern hießen die Könige von Mexico und Tlacopan. Der erste König Mexicos war Itzcoatzin, welcher 1440 starb, als Anahuac seine höchste Blüte und größte Bevölkerung erreicht hatte und bis zu den Gipfeln der Berge angebaut war. Im Jahre 1503 kam der Oberpriester Motecuhzoma (Montezuma) hauptsächlich durch den Einfluß des Königs von Texcoco und mit Verdrängung des legitimen Thronfolgers zur höchsten Gewalt, und führte, nachdem letzterer in der Schlacht gefallen, ein despotisches Regiment und pomphöses, erniedrigendes Hofceremoniell ein. Excurse über den Kalender, die Sprache, Religion und den Cultus der Azteken und specielle chronologische Register beschließen diese Uebersicht der Geschichte Anahuacs vor der Ankunft der Spanier.

Es gab Seminarien für Erziehung der Jugend und Klöster für Männer und Frauen, dem aztekischen Heiligen Quetzalcoatl geweiht, mit strenger Ascese. Die Priesterschaft Mexicos strebte dahin, ihren Göttern und ihrem Cultus die unbedingte blutige Herrschaft über alle andern zu erringen und machte durch ihre herzlose Politik, ihre Schlächtereien und zahllosen Menschenopfer die Azteken bei allen umwohnenden Völkern verhaßt. Der Ackerbau stand bei ihnen auf keiner hohen Stufe, Viehzucht war unbekannt, Jagd und Fischfang hingegen wurden mit viel Geschick betrieben. Die Paläste der Könige waren zahlreich und prächtig.

Der Conquistador Cortez war als der Sohn eines Schildknappen im selben Jahre zu Medolin in Estremadura geboren worden, in welchem der große Tempel von Mexico vollendet und mit dem Blute von 80000 Menschenopfern eingeweiht war. Die Ereignisse seines Lebens sind bekannt; seine Kühnheit, Treulosigkeit und geschickte Benutzung der Umstände, besonders auch des Hasses der andern Völker gegen die Azteken, machten ihn endlich zum Herrn von Mexico und ließen ihn auf den Ruinen der Aztekenherrschaft das Banner Spaniens aufpflanzen. Er selbst führte auf seiner ersten Expedition eine Fahne mit rothem Kreuz auf blauem und silbernem Grunde mit der Devise: „Laßt uns dem Kreuze folgen, denn so wir Glauben haben, werden wir in diesem Zeichen siegen“, und gab den Indianern vor, er bedürfe Gold, um damit eine

*) Vgl. die Besprechung des ersten Bandes in Nr. 29 d. Bl. f. 1864, des zweiten in Nr. 4 f. 1865. D. Red.

unter seiner Mannschaft herrschende Herzkrankheit zu heilen. Schon bei der ersten Landung der Spanier an der mexicanischen Küste, ein paar Jahre vorher, waren namentlich unter den Tolteken alte Sagen aufgetaucht: vom Reichsuntergang durch die Söhne des Lichts, welche nicht verfehlen konnten, die Unruhe Montezuma's zu steigern, dessen Reich durch Parteiung und den Groll der unterjochten Völker bereits erschüttert war und endlich den wiederholten Angriffen der Spanier und ihrer Bundesgenossen unterlag.

Im Jahre 1535 wurde von der spanischen Regierung als erster Vicekönig Don Antonio de Mendoza eingesetzt; die spanische Herrschaft währte bis 1821, in welchem Jahre der letzte spanische Vicekönig Don Juan O'Donoju, als er bei seiner Landung in Veracruz das ganze Land revolutionirt fand, mit Iturbide den Tractat von Cordova schloß, und am 28. September in der Hauptstadt die Unabhängigkeitsacte unterzeichnete. Nachdem der Verfasser die ganze Reihe der Vicekönige angeführt, wirft er einen Rückblick auf die spanische Verwaltung mit ihrer strengen Abgeschlossenheit, ihrer Beschränkung der Industrie und des Verkehrs und der übergroßen Macht der Geistlichkeit.

In einem dritten Abschnitt läßt derselbe die Geschichte Mexicos seit der Losreißung von der spanischen Krone an uns vorübergehen. Lange Jahre zuvor waren schon infolge der durch Napoleon I. im Mutterlande heraufbeschworenen Ereignisse freiheitliche Bewegung und Versuche zur Abschüttelung der spanischen Herrschaft in Mexico eingetreten. Der erste im Jahre 1811 war der des Pfarrers Hidalgo y Costilla, des „amerikanischen Generalissimus", wie er sich selbst nannte, und endete mit dessen Niederlage und seiner Erschießung, sowie der seiner vorzüglichsten Anhänger. Dann folgte der Aufstand des Morelos, der ebenfalls niedergeschlagen wurde; hierauf traten Iturbide und Guerrero auf den Schauplatz, von welchen der erstere nach der Promulgation der Unabhängigkeitsacte 1821 von der Junta zum Generalissimus zu Land und zur See ernannt wurde und sich im nächsten Jahre von der Armee zum Kaiser ausrufen ließ — eine Herrlichkeit, die nur kurze Zeit dauerte und mit dem Untergang Iturbide's endigte, welcher, der Kaiserwürde verlustig erklärt und nach Europa verwiesen, 1824 erschossen wurde, als er den Versuch gemacht hatte, wieder in Mexico einzudringen. Vicente Guerrero, anfänglich Anhänger und Mitkämpfer Iturbide's, welcher dessen Erhebung auf den Kaiserthron unterstützt hatte, weil er die Monarchie für nothwendig hielt, sagte sich wegen dessen Hinneigung zum Absolutismus von ihm los und half seinen Sturz mit herbeiführen. Den Präsidentenstuhl der Republik, auf welchen er erhoben wurde, behauptete er nur ein Jahr, worauf ihn der Congreß für „unmöglich" erklärte, eine Wendung, zu welcher der Vicepräsident Bustamente wesentlich mitgewirkt hatte. Im Bürgerkrieg, der darüber ausbrach, wurde Guerrero durch einen genuesischen Kapitän, welcher ihn auf seine Brigantine eingeladen hatte, verrätherischerweise seinen Feinden ausgeliefert und 1831 erschossen. Elf Jahre später, unter Santa-Anna decretirte der Congreß, „daß Guerrero sich um das Vaterland wohlverdient gemacht habe" und befahl, seine Asche nach der Hauptstadt zu bringen und sie „in der Urne beizusetzen, welche die Asche der vorzüglichsten Heroen der Unabhängigkeit enthält". Bustamente, der kurze Zeit als Vicepräsident die höchste Gewalt ausgeübt hatte, unterlag im Kampfe gegen Santa-Anna, der ihn proscribirte und des Landes verwies, kehrte aber nach Santa-Anna's Sturz 1837 nach Mexico zurück und wurde aufs neue zum Präsidenten gewählt. Später wieder nach Europa geflüchtet und abermal nach Mexico zurückgekommen, wurde er noch einmal von dem zum Dictator erhobenen Santa-Anna besiegt, auf welchen unter fortgesetzten Wirren eine Reihe wenig bedeutender Präsidenten folgte, bis unter Juarez die Republik der französischen Invasion unterlag und ein Kaiserthron errichtet wurde, auf den der österreichische Erzherzog Maximilian erhoben ward. Es ist die Frage, ob dieser von den besten Intentionen beseelte Fürst vermögen wird, dem seit langer Zeit durchwühlten, in Parteiung verfallenen Lande den Frieden und die gesicherten Zustände zu verschaffen, ohne welche eine Entwickelung seiner reichen Mittel unmöglich ist. Die Spannung Mexicos mit Frankreich datirt übrigens von lange her; bereits 1838 war sie so weit gediehen, daß französische Flotten die mexicanischen Häfen blokirten, das Fort von Ulloa nahmen und 1839 eine Entschädigungssumme erzwangen.

In dem statistischen Abschnitt untersucht der Verfasser zuvörderst die geographischen und klimatischen Verhältnisse des Reichs, welche eine geschlossene, wenig gegliederte Ländermasse mit sparsamen Inseln und Buchten und daher nur geringer Küstenentwickelung umfaßt; letztere ist etwas günstiger in der Südsee, wo sich die bessern Häfen befinden, als im Mexicanischen Golf. Die ehemals großen und wasserreichen Seen werden fortwährend kleiner und seichter. S. 343 gibt der Verfasser die Hauptgegenstände der Einfuhr aus fremden Ländern an; die Bevölkerung, im Jahre 1810 etwas über 6 Millionen stark, hat trotz der Losreißung von Texas bereits 1858 8 Millionen überstiegen. Von den eigenthümlichen Krankheiten des Landes werden namentlich das Gelbe Fieber, das Schwarzbrechen (Vomito prieto) und das Mal de pintos geschildert, ein höchst widerwärtiges Hautübel, wo die erkrankten Stellen zuerst weiß, bläulich, roth und später gänzlich zerstört werden.

In den Hauptstücken, welche von den Maßen, Gewichten, Münzen und den Minen handeln, findet sich die auffallende Angabe, daß die Azteken eine Art Scheidemünze besessen haben, bestehend in einer kleinen Kupferplatte in der Form der Mondsichel mit einem Stiele, ganz von der gleichen Gestalt, wie man solche Münzen jetzt noch in manchen Ländern Centralafrikas von Eisen gebraucht. Das zum Ackerbau und zur Viehzucht benutzte Terrain nimmt kaum den achten Theil der Bodenfläche ein, und auch dieser ist nur oberflächlich und wenig rationell bearbeitet. Künste und Gewerbe haben sich in neuerer Zeit ziemlich gehoben, so namentlich Buchdruckerei,

Lithographie, Zeichenkunst, Malerei, Sculptur, Kupferstecherkunst, Buchbinderei; man baut elegante Wagen und verfertigt hübsche Möbel, auch Eisen-, Messing- und Kupferarbeiten, sowie Gold- und Silberschmuck in vorzüglicher Güte und Schönheit. Die Landstraßen hingegen sind meist in bedauernswerthem Zustande und die öffentliche Sicherheit läßt viel zu wünschen übrig. Der Verfasser glaubt, daß der Waarentransport im Innern durch Einführung des einhöckerigen Kamels sehr erleichtert werden könnte, und hält dessen Acclimatisation für ausführbar.

So klein das Bedürfniß nach Unterricht ist, so können demselben doch die Primärschulen wegen ihrer geringen Zahl und wol auch wegen ihrer Beschaffenheit nicht genügen. Das letztere gilt auch von den höhern Lehranstalten, welche die absolvirten Baccalauren und Doctoren meistens ziemlich unwissend verlassen. In der ganzen Republik erscheinen keine funfzig Zeitungen, eine für Umfang und Bevölkerung derselben sehr geringe Zahl. Justiz und Verwaltung bewegten sich wenigstens bis auf die letzte Zeit in einem planlosen, nur leeren Formen genügenden Mechanismus, der weder zu den Verhältnissen, noch zum Volkscharakter und Bildungszustand paßt. In Betreff der Armee, in welcher namentlich Santa-Anna zahlreiche und große Organisationsänderungen vornahm, kann der Verfasser nur anführen, daß nach den Rapporten des Kriegsministers von 1856 der Präsenzstand aller Waffengattungen blos 11714 Mann betrug; die etatmäßige Stärke, welche auch im letzten Kriege gegen die eindringenden Franzosen nie erreicht wurde, sollte über 91000 Mann betragen; dabei ist die Zahl der Generale und Obersten — zu welchen Chargen wegen der verdächtigsten Dienste so viele Urheber der Pronunciamentos und Militärrevolutionen ernannt wurden — über alles Verhältniß groß. Die Flotte zählte in den letzten funfziger Jahren nur 14 kleine Schiffe mit 60 Kanonen.

Dem Naturforscher wird Mexico noch lange Zeit reiche Ausbeute gewähren. Die so mannichfaltigen Verhältnisse des Landes mit seinen mächtigen, weit über die Schneegrenze ragenden Gebirgen, seinen Urwäldern und Seen, seinen ausgedehnten Llanos mit üppigstem Graswuchs, seinen Bergströmen einerseits, seinen Sümpfen und Salzlagunen, den sandigen Küstenstrichen andererseits, lassen einen ungemeinen Reichthum der Thier- und Pflanzenformen zu. In Mexico ist merkwürdigerweise die nordische Fauna wie ein langer Keil in die südliche eingesenkt; nordische Thiere und Pflanzen leben auf dem Hochlande von Anahuac, und südliche Organismen kommen in den heißen Niederungen weit nach Norden vor: so Affen, Coatis, kletternde Stachelschweine, Gürtelthiere, Ameisenbären, Troponiden, Tucans und Kolibris. Und auf dem Plateau leben Bären, Waschbären, der Bison, die Gabelantilope und die dem Norden angehörenden Certhien, Meisen und Loxien. Die oceanische Thierbevölkerung zerfällt in zwei ganz verschiedene Gebiete; die Formen des Mexicanischen Golfs sind die des tropischen Theils des Atlantischen Meers, die Formen der Westküste, des Stillen Oceans sind von ihnen ganz verschieden; Manatus findet sich nur im Atlantischen, Halicore nur im Stillen Ocean. In seinem Verzeichniß der Wirbelthiere Mexicos führt der Verfasser 106 Säugthiere, 611 Vögel, 269 Reptilien und Amphibien, 143 Fische an, und es fällt dabei auf, daß sich verhältnißmäßig nur wenige neue Species darunter finden — ein Umstand, der sich aus dem Verlust des größten Theils der Sammlungen des Verfassers erklärt. Die letzten beiden Abtheilungen des dritten Bandes, nämlich die geographisch-statistische und die zoologische, sind übrigens nur Vorläufer einer viel umfassendern, speciellen Bearbeitung, welche nach der Ankündigung des Verfassers bald erscheinen soll und welche wol für die Statistiker und Zoologen vieles Werthvolle bringen wird.

Maximilian Perty.

Unterhaltungsliteratur.

1. Am Ufer. Gesammelte Novellen von Mathilde Quednow. Münster, Brunn. 1865. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eins jener seltenen Bücher, das man ohne Uebertreibung als eine Oase bezeichnen kann. Das Vorbild der Verfasserin war Paul Heyse, der uns so viele anmuthige Seelen- und Landschaftsmalereien beschert; doch hat sie den münchener Poeten, dessen Schwäche bekanntlich in einer gewissen Geziertheit besteht, insofern übertroffen, als sie sich von einer Malerin zur Darstellerin erhoben und nicht nur schöne Schatten, sondern wirkliche Charaktere darbietet. Vielleicht wird man uns entgegenhalten: auch Frau Quednow schreibt mit Glacéhandschuhen; immerhin, wir möchten darauf erwidern: in diesem Glacéhandschuh steckt doch eine nervige Hand. Der sinnige Leser kann sich freuen, einmal etwas anderes zu finden, als die ewig guten und schlechten Menschen, als das immerwährende Edle, das triumphirt, und das Böse, das am Schluß bestraft wird. Jeder Mensch trägt im Busen ein Räthsel, und die Verfasserin stellte sich meistens die Aufgabe: den Leser solche Räthsel lösen zu lassen. Wäre auch diese Aufgabe eine für ihr Talent zu hohe gewesen, so müßte doch die Kritik, schon um ihres höhern Flugs willen, ihr dankbar sein und lobend den weißen Raben anerkennen; allein sie hat erreicht, wonach sie gestrebt, die Flügel ihres Geistes sind nicht erlahmt.

Wir finden vier Novellen: „Eugenie“, „Auf dem Walde“, „Vergeltung“, „Zwischen Bergen und Seen“. Unsere Absicht kann nicht sein, den Inhalt derselben wiederzugeben. Jede steht da wie ein Kunstwerk, aus einem Gusse; besonders die erste und zweite möchten wir kleine Musterstücke nennen. Die Unterhaltung am Theetische über Malerei, die schlichte und ergreifende Erzählung des Arztes Halmer, das Wiedersehen zwischen Lothar, dem Dichter, und Baron Waldemar, dem Gesandten, und endlich die Stimmungen, welche daraus für Lydia erwachsen — alles das gewinnt mehr und mehr, wenn man es wiederholt gelesen. Vielleicht hätte Frau Quednow der dritten und vierten Erzählung ein noch knapperes Gewand

anlegen können, doch finden sich gerade in diesen Stücken so manche treffliche Aussprüche, daß wir uns nicht versagen können, wenigstens zwei derselben hier folgen zu lassen:

Wenn der Mann sich einen Beruf, eine seinen Fähigkeiten und Neigungen gemäße Thätigkeit wählt, so erscheint er dabei in seinem angeborenen Recht und kein Mensch zerbricht sich den Kopf über die Entstehungsgeschichte seines Entschlusses, oder vermuthet, daß derselbe aus einer Enttäuschung oder Entsagung hervorgegangen. Bei Frauen dagegen nimmt man unbedenklich an, daß sie ein getäuschtes oder gebrochenes Herz in der Brust tragen müssen, wenn sie auf den Gedanken verfallen, andere Kinder erziehen zu wollen als ihre eigenen, andere Kranken zu pflegen als ihre Ehegatten, oder andere Künste auszubilden als die des Gefallens. Arme Frauen, denen man es nicht zutraut, aus freier Entschließung einen Beruf zu wählen, welcher nicht der Beruf schlechtweg für sie ist! Und dennoch liegt, wie gesagt, ein Korn Wahrheit an dieser landläufigen Meinung, wie in den meisten Trivialitäten, wäre es auch nur die Anerkennung, daß, wo der Mann nach Gründen und Berechnungen entscheidet, die Entschließungen des Weibes allemal aus einem leeren oder angefüllten, einem freien oder gefesselten, befriedigten oder getäuschten, immer aber aus dem Herzen hervorgehen.

Ehre dem Weibe, das sich durch den Schmerz und die Täuschung, statt zu egoistischer Bitterkeit, zur Arbeit der Liebe oder der Thätigkeit des Geistes treiben läßt; wenn es aber in beide nur und nichts weiter als Schmerz und Täuschung hineinträgt, so werden seine Mühen unbelohnt und seine Leistungen verschroben bleiben, und die Unbefriedigung, der es entfliehen wollte und die es dennoch pflegte, wird überall sein trauriges Los sein. Wer die Hand an den Pflug gelegt, darf nicht zurücksehen, wer die Arbeit des Lebens fördern will, muß nicht mit halber Seele und mit gebrochenen Flügeln das Werk betreiben.

Die eingestreuten Gedichte wären wol besser fortgeblieben. Sie hinken, weil sie stellenweise lahme Füße haben.

2. Die Herzogin von der Liebe Gnaden. Eine Hof- und Volksgeschichte von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1865. 8. 20 Ngr.

Diese Erzählung hinterläßt den Eindruck, als sei die erste Hälfte derselben, welche in Darstellung und Stil viel Schülerhaftes enthält, bereits in der Prima entstanden; erst weiterhin wird die Darstellung voller und abgerundeter, der Stil sauberer. Die Französische Revolution bildet den Hintergrund, auf dem sich ein Gebäude erhebt, welches zwar ein wenig sehr nach der Schablone, aber stellenweise recht gefällig gearbeitet ist. Ein Fürst verirrt sich im Walde. Er begegnet einem Mädchen, Franziska, das ihn den Aeltern zuführt. Natürlich verliebt sich der Fürst und entführt Franziska. Er bringt sie nach Wien, um sie von einer Frau von Scheiren für den Thron erziehen zu lassen; doch kaum bedarf sie dieses Pensionats, da ihr Vater, Gradner genannt, nur ein verkappter Bauer ist und eigentlich Graf Reinprecht heißt. Natürlich verwandelt sich der entnervte Fürst derweil in einen Volksfreund, einen Anhänger der französischen Bewegung, und nach mancherlei Herzens- und andern Kämpfen und mancherlei Entpuppungen endet diese romantische Geschichte mit Vermählung und allseitiger Befriedigung. „Alles dagewesen", sagt Ben Akiba. Solche Erzählungen mögen in Kalendern am rechten Platze sein, den Büchertisch bereichern sie nicht. Die zahlreichen Illustrationen sind sehr hübsch.

3. Die Czarentochter. Historischer Roman von Theodor Hemsen. Vier Bände. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Jede Seite verräth den Anfänger, dem wir ernstlich rathen müssen, bei Mathilde Quednow in die Schule zu gehen, um vor allem Maß und Stil zu lernen. Da ist kaum eine Spur von künstlerischer Darstellung und historischer Treue. Hemsen hätte sich ein anderes Vorbild wählen sollen als Frau Mühlbach. Er hat ihr manches abgeguckt, aber nicht das Geschick der Mache, welches dieser großen „Heldeneinschlachterin" nicht abzusprechen ist. Seine Figuren laufen viel zu planlos umher, es ist ein ewiges Schwatzen und Intriguiren, oft um nichts, als um — so und so viel Bogen zu füllen? Und war es denn wirklich recht, diese Zarentochter zur Heldin von vier Bänden zu machen? Nach der wenig schmeichelhaften Charakteristik, die der Verfasser im Schlußkapitel von ihr entwirft, wol schwerlich! **Karl Neumann-Strela.**

Gedichte.

Die Besorgniß der Dichter, daß der Materialismus den Idealismus immer mehr und mehr überwuchere, ist keineswegs neu. Schon Schiller beklagte sich über „die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Muse herabzusehen anfängt", und wodurch keine Gattung der Poesie empfindlicher getroffen wird als die lyrische. Sollte Schiller sich nicht ebenso wol in einem Irrthum befunden haben wie alle diejenigen, welche nach ihm dasselbe Klagelied angestimmt? Mag unser philosophirendes, berechnendes und praktisches Jahrhundert immerhin im allgemeinen wenig Zeit für den Genuß lyrischer Dichtungen übrig haben — gänzlich beiseitewerfen kann und wird es sie nicht. In den Stunden oder besser Jahren der Erholung und Sammlung wird es immer wieder zu ihnen zurückkehren, und um so mehr, je weitere Kreise die nach allen Seiten fortschreitende Bildung zieht. Unser Zeitalter, welches seine Fortschritte nicht allein dem belehrenden lebendigen oder geschriebenen Worte, sondern auch den in die Augen springenden und zum Fleiß anspornenden materiellen Erfolgen auf allen Gebieten des Gewerbfleißes verdankt, wird selbstverständlich auch zunächst dem Materialismus als dem Schöpfer des Wohlstandes und Wohllebens huldigen, aber dann, um in den Besitz des vollen Lebensgenusses zu gelangen, auch den Idealismus mit in seinen Bereich ziehen. Er ist von jenem ebenso unzertrennlich, wie die Seele vom Körper. Der Materialismus ist der Grund und Boden, auf welchem die goldene Aehre des Idealismus reift. Es gibt eine Zeit des Ackerns und eine Zeit der Ernte, des Genusses. Die Entfremdung unsers Zeitalters von der Poesie ist nur eine scheinbare, wie ja auch die reichlicher als je in frühern Jahrhunderten auftauchenden Erscheinungen in allen Zwei

gen der Dichtkunst — ob gute, mittelmäßige oder schlechte, das gilt hier gleich — zur Genüge beweisen. Ob der Zug unsers Jahrhunderts zum Materialismus oder Idealismus stärker ist, auch darüber läßt sich noch streiten. Ein einziger Blick auf unsere herrlichen Volksfeste und die vortrefflichen Erzeugnisse auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft zeigt uns sofort, daß wenigstens unser Deutschland noch nicht so tief im Materialismus versunken ist, wie man uns glauben machen will. Wer nicht mit sehenden Augen blind ist, muß einsehen, daß es sogar einen bedeutenden idealen Aufschwung genommen hat. Daß in den verschiedenen Zeitepochen diese oder jene Gattung der Poesie von dem herrschenden und stets durch das politische und sociale Leben beeinflußten Geschmack vorgezogen wird, liegt auf der Hand; daß aber gegenwärtig vorzugsweise die lyrische Poesie in den Hintergrund gedrängt würde, muß ich entschieden in Abrede stellen. Sie erfreut sich im Gegentheil einer niemals geahnten Pflege. Freilich wird sie nicht mehr gelesen, sondern gesungen. Derjenige lyrische Dichter, dessen Dichtungen sich für den Gesang eignen, hat, wie die Erfahrung lehrt, die besten Erfolge. Der ästhetische Werth der Gedichte wird allerdings dadurch gewöhnlich hintangestellt, weil der Componist fast ausschließlich die Form ins Auge faßt und die leichteste Waare ihm gewöhnlich die liebste ist. Ganz abgesehen von der Pflege der lyrischen Poesie durch unsere Liedertafeln und andere Sänger und Sängerinnen, gibt es außerdem noch immer eine stille Gemeinde, welche auch der gesanglosen Muse eine Herberge gewährt und, gleich den Priesterinnen der Vesta, das heilige Feuer mit Sorgfalt unterhält.

Es liegen mir zur Beurtheilung drei Werke vor, von denen zwei die Uebersetzungen verschiedener Poeten enthalten, das dritte aber ein Originalwerk ist.

1. Romanische Poeten. In ihren originalen Formen und metrisch übersetzt von Ludwig Adolf Staufe. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1865. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Herausgeber, welcher sich in einer umfangreichen Vorrede als gewissenhafter Literarhistoriker ankündigt, die romanische (rumänische) Literatur für uns Deutsche bisjetzt noch als eine terra incognita, als einen unentbehrlichen Beitrag zum Aufbau einer „Weltliteratur im Goethe'schen Sinne" betrachtet und die romanischen Geistesheroen bereits klassificirt wie wir unsere Classiker, hat uns gerade hierdurch arg getäuscht. Wir hofften daraufhin, ein selbständiges Stück Welt zu finden, und griffen neugierig zuerst nach den Beiträgen von Demeter Bolintinian, den Staufe als den bedeutendsten Dichter hinstellt und dem die Sammlung sogar gewidmet ist. Wir fanden aber leider nur breite Erzählungen, die man weder Balladen noch Romanzen, noch Epen nennen kann, Anläufe zu Liedern ohne Aufschwung und ohne jegliche geschlossene Form, kurz, es sind sammt und sonders Gedichte, die man in Deutschland kaum mittelmäßig nennen würde. Nur mühsam wanden wir uns durch die Geschichte von der treulosen Sultanin, eine Dichtung, in der allerdings manch hübscher Gedanke auftaucht und die uns unwillkürlich an Strachwitz' „Ins Meer zum süßen Zeitvertreib" erinnerte. Mit dem hundertsten Theil der Bolintinian'schen Strophen hat der deutsche Poet Duft, Farbe und Glut auf dies Thema gestreut. Vielleicht trägt auch die Uebersetzung einen Theil der Schuld an der Wirkungslosigkeit der Gedichte. Die Sprache ist hart, unbehülflich, zerhackt. Die Worte hängen zusammen wie trockener Sand. Es stören uns nicht allein die vielen ungerechtfertigten Abkürzungen, schlechten Reime, Härten und Flickwörter, sondern auch Stellen wie:

> Wie sein Heer*) zerschmettert, ist sein Herz zur Stunde,
> Trüb' wie sein Gedanke ist die Länderrunde.

Oder:

> Ei, sagt mir, ihr Sonnen, wo mögen denn wohnen
> Die freundlichen Geister, die schönen Dämonen?

Diese künstliche Treibhauspoesie ist, wo sie auftaucht — und es scheint für jedes Volk eine solche Periode zu geben — als Zeiterscheinung schon beachtungswerth, aber auch nur als solche. Ueber die engern Grenzen des Vaterlandes hinaus darauf aufmerksam zu machen, halten wir für ein verfehltes Unternehmen. Sympathie läßt sich auf künstlichem Wege nicht erzeugen. Die „Volkslieder" scheinen auch nicht naturwüchsig zu sein und tragen fast alle den Stempel der Sinnlichkeit, die allen Südländern eigen ist. Liebeswerbungen, nächtliche Stelldichein, Täuschung der Ehegatten u. s. w. spielen auch hier, wie bei den Spaniern, Italienern und Griechen, die Hauptrolle. Die Hymne (S. 128) von Demeter Freiherrn von Petrino ist die Perle der Sammlung.

2. Dichterbuch der französischen Schweiz. Gesammelt und übersetzt von Eugen Peschier. Basel, Georg. 1865. 16. 1 Thlr.

Der Uebersetzer sagt in der Vorrede: „Es gibt zweierlei Arten zu übersetzen. Die eine hält sich sklavisch an die gegebene Form, sucht den Buchstaben treu wiederzugeben, die andere aber will im Leser der Uebersetzung den Eindruck wenigstens annähernd hervorrufen, welchen das Original macht oder machen soll. Letztere Methode scheint mir die richtigere und wird dem Originaldichter jedenfalls viel gerechter."

Dies ist auch unsere Ansicht von einer guten Uebersetzung, und wir halten diese letztere Methode nicht nur für die richtigere, sondern für die allein berechtigte. Der Uebersetzer, welcher selbst ein Dichter sein muß, darf sich nie sklavisch an den Wortlaut und die Form des Originals halten. Peschier hat seine Aufgabe viel besser gelöst als Staufe. Die Mehrzahl der uns hier vorgeführten Dichter hat gelebt oder lebt noch in bevorzugten Stellungen, ihr geistiges Leben genießt die Wohlthaten derselben. Es geht ein Ton durch fast alle diese Gedichte, den wir den der Aristokratie der Bildung nennen möchten. So sagt Amiel (S. 13):

> Die größte Seele ist die freiste,
> Und Freiheit ist ein höh'res Gut
> Als Allgewalt und Riesenmuth;
> Der Güter schönstes wird dem Geiste,
> Wenn er im schweren Kampf der Zeit
> Das Gleichgewicht zu retten weiß,
> Und unsers Lebens Siegespreis —
> Das ist der Seele Heiterkeit.

*) Der Uebersetzer schreibt Her.

Amiel, Henri Blanvalet, Antoine Carstaret, John Ruegger, Oper de Lafontaine und einige andere — ob aus Genf, aus Waadt, aus Neuenburg, aus Wallis oder aus Freiburg, sind mehr oder weniger echte Dichter. Die schöne Natur, die das Auge von Jugend auf einsaugt, hat ihren Samen auch in die Seelen gelegt, und es bedarf nur des Wortes, um ihre vielgestaltigen Regungen vernehmbar zu machen. Nicht nur die Schweizer werden diese Gedichte willkommen heißen, auch in Deutschland wird man sie freundlich aufnehmen. Selbst ein Nationaldenkmal, wird es „zum Besten des Nationaldenkmals“ in Genf unserer Meinung nach reife Früchte tragen. Und daran wird Peschier sein Theil Verdienst auch haben. Die überwiegende Mehrzahl seiner Uebertragungen ist formschön und die Wahl derselben bekundet gleichfalls einen feinen ästhetischen Geschmack.

Wir wenden uns nun zu einer Sammlung deutscher Originalgedichte:

3. Gedichte von Agnes Kayser-Langerhannß. Berlin, Schroeder. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieselben sind eingetheilt in lyrische Gedichte, Balladen und Romanzen, Sonette und didaktische Gedichte. Die letztern sind unstreitig die werthvollsten. Sie scheinen in einer spätern Periode als die lyrischen entstanden zu sein. Wir hören ein glaubensfestes Herz zu uns reden — eine Seele, die nach herben Kämpfen vermocht hat, sich harmonisch abzuschließen. Besonders beachtenswerth ist Nr. IX, Nr. XII, auch Nr. XVII und Nr. XXVII. Wir lassen eins derselben als Probe hier folgen:

Es herrscht des Schöpfers Macht im unbegrenzten Raume,
In Wetterwolken wie in lichter Wölkchen Saume.
Der vollen Kraft bedurft's, wenn Großes du erschafft,
Doch zu dem kleinsten Werk brauchst du die gleiche Kraft,
Nicht wenn die Macht dich schmückt, kannst du dich edel nennen,
Du mußt bei jedem Werk dich edel zeigen können.
Beim Großen treibst du dich, recht würdig zu erscheinen,
Doch, daß du würdig bist, beweise auch im Kleinen.

Auch unter den formschönen Sonetten findet sich manches Zartempfundene. Die Wahl der Vorwürfe kann man eine glückliche nennen, desgleichen auch die für die Balladen. Während indessen der „Mondkönig“ an Freiligrath's „Blumenrache“ erinnert, finden sich einige, wie „Der Leuchtthurm“ und „Der Häuptling“, die in gedrängterer Form noch wirksamer sein würden. Allzu genaue Schilderungen und Beschreibungen in der Ballade arten leicht in eine schleppende Länge aus. So hätten wir S. 85 mit den Worten: „Ein wenig heim'sche Erde“ abgeschlossen. Die Balladen bekunden im allgemeinen auch nicht dieselbe Formgewandtheit wie die übrigen Dichtungsarten und sind mit Ausnahme der „Auswanderer“ die schwächste Seite der Verfasserin. Das erwähnte Gedicht „Die Auswanderer“ gehört zu den schönsten der Sammlung. Auch unter den lyrischen Beiträgen findet sich manche Perle. Wir heben besonders hervor: „Die erste Schwalbe“, „Seltenes Glück“, „Liebesglück“, „Am Strande“ und „Das Eiland“. In letztgenanntem Gedichte sowie auch in einigen andern erweist sich die Verfasserin als eine feine Beobachterin der Natur. Sie weiß den Erscheinungen derselben in echt poetischer Weise menschliche Empfindungen zu leihen und dieselben meisterhaft zu schildern. Einige der lyrischen Gedichte, wie „Verlorene Liebe“, „Schlummerlied“, „Die Waise“, „Der Geliebten Augen“, „Abschiedsgruß“, „Der ersehnte Gruß“ und einige andere würden sich auch sehr wohl für den Gesang eignen. Die sangbare Form für das Gedicht zu schaffen halten wir für den Hauptberuf der lyrischen Dichter der Gegenwart. Die Verfasserin hat eine bedeutende Gestaltungsfähigkeit. Wäre sie sich indeß über ihren vollständigen Werth völlig klar gewesen, so würde sie die Auswahl ihrer poetischen Erzeugnisse zu ihrem eigenen Besten quantitativ etwas beschränkt haben. Jedoch rufen wir der Dichterin ein herzliches Willkommen zu, in der Hoffnung, daß sie uns bald mit einer neuen Auflage unter die Augen treten möge.

Wilhelm Andreä.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Das neue Jahr trifft eine Zahl von Journalen nicht mehr am Leben, unter denen sich einige von bewährtem Ruf und ehrwürdigem Alter befinden. Das Cotta'sche „Morgenblatt“, gegründet 1807 und durch zahlreiche kritische Beiträge und poetische Skizzen Jean Paul's lange Zeit hindurch ausgezeichnet, ist mit dem Schluß des Jahres 1865 eingegangen. Die erste Nummer hatte Jean Paul selbst eingeleitet und zwar mit der Bemerkung, das neue Blatt könne wol mit keiner größern Wahrheit anfangen, als mit der, daß es einmal aufhören werde. Die letzte am 21. December ausgegebene Nummer des Blattes widmet der Geschichte desselben eine näher eingehende Betrachtung. Wir erfahren aus diesem Rückblick, daß eine Zeit lang die ersten Namen Deutschlands: Goethe, Hegel, Schelling, beide Schlegel, beide Voß, Johannes von Müller, Paulus und Marheineke zu seinen Mitarbeitern gehörten, während die Redaction nacheinander von Grüneisen, F. Haug, Reinbeck, Friedrich Rückert, Therese Huber, Wilhelm Hauff und dann von Hermann Hauff geleitet wurde, welcher 38 Jahre lang dem Blatte seine redactionelle Thätigkeit gewidmet und ihm eine Zahl tüchtiger Mitarbeiter zugeführt hat. Noch der letzte Jahrgang brachte einige sehr gediegene Aufsätze, vor allem Rümelin's „Shakspeare-Studien eines Realisten“; auch die münchener und stuttgarter Poeten lagerten manches jüngstgeborene Kind ihrer Muse in seinen Spalten ab. Nur die Correspondenzen aus den deutschen Städten und fremden Hauptstädten waren im ganzen nüchtern und trocken und erhoben sich wenig über den gewöhnlichen Stadtklatsch zu weitern Perspectiven. Die verschiedenen „communalen Interessen“ machten sich jedenfalls breiter in denselben, als für ein Organ von den Tendenzen des „Morgenblatt“ zu wünschen war. Wir bedauern das Eingehen dieses anständigen kritischen Organs um so mehr, als es ein neuer Beweis dafür ist, daß nur die Illustration heutigentags ein der Unterhaltung gewidmetes Journal über dem Wasser zu halten vermag, und zwar am besten, wenn sie als Modekupfer auftritt und Hauben, Nachtjacken, Morgennégligés in reicher Auswahl bietet. Unsere Literatur flüchtet allmählich in die Werkstätten der Damenschneider und Putzmacherinnen; es ist nicht zu verwundern, wenn schließlich auch die Lyrik, welche wie ein buntseidenes Band hinten von den Modehüten herunter-

hängt, ganz und gar auf den Horizont der Putzmachermamsells herabsinkt. Die gelesenste Lyrik ist jedenfalls diejenige, welche auf den Schlußseiten der Modezeitungen zur Schau gestellt wird, sodaß der Lyriker als eine Art von schöngeistigem Hausknecht und Empfindungsstiefelputzer mit obligater Glanzwichse in dieser Damenwelt und ihren Bazars erscheint.

Auch eins der respectabelsten deutschen kritischen Organe: die wiener „Recensionen über Theater und Musik" und die mit ihnen verbundenen „Recensionen für bildende Kunst" scheiden mit dem letzten December vom Publikum. Die erstern, welche seit 1853 bestanden, brachten im Laufe der Zeit viele gediegene dramaturgische Artikel, und übten namentlich eine eingehendere Kritik der darstellenden Kunst aus, als in den von Agenturen abhängigen Theaterblättern und den in ihrem Raum beschränkten politischen Zeitungen Brauch ist. Unabhängig und unparteiisch in jeder Hinsicht verfolgten sie mit besonderer Aufmerksamkeit die wiener Theater und bilden die einzige Chronik der wiener Theatergeschichte, welche für den spätern Cultur-, Literatur- und Kunsthistoriker zu benutzen sein dürfte. Von einer Einseitigkeit sind indeß auch sie nicht freizusprechen: sie stellten sich im ganzen mehr auf den Standpunkt des Schauspielers als auf den des Dichters, und waren, wie die wiener Theaterkritik überhaupt, nicht frei von den Einflüssen des Bühnenerfolgs. Gegen die Entscheidung eines Theaterpublikums am Abend einer première représentation wagten sie nur selten und nur sehr reservirte Proteste zu erheben, obschon die deutsche Theatergeschichte genug Fälle aufzuweisen hat, wo ein späteres Publikum als energische Revisions- und Cassationsinstanz das Urtheil des frühern vernichtete und die künstlerische Ehre eines Dramas nach derartigen Justizmorden in integrum restituirte.

Ebenso ist die mit der „Wiener Zeitung" verknüpfte „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" mit dem neuen Jahre eingegangen, eine im ganzen trefflich redigirte, den verschiedensten geistigen Interessen des Kaiserreichs Rechnung tragende Zeitschrift, welche auch der deutschen Literatur eine möglichst eingehende Berücksichtigung zutheil werden ließ. Am wenigsten behagten uns die kritischen Artikel des grimmen Emil Kuh, der wie der Riese Polyphem ein halbes Dutzend deutscher Lyriker zum Frühstück verzehrte und namentlich Poeten, die zugleich Kritiker waren, wie Robert Prutz, und sich kritisch an Hebbel versündigt hatten, mit Haut und Haar verschlang.

Doch auch in Wien rückten alsbald kritische Ersatztruppen in die geöffneten Lücken ein. Die neubegründete „Nationalzeitung", die, ein Kind der jüngsten politischen Krisis, es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Verhältniß Ungarns zum Gesammtreiche „in bevorzugter Weise" in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen, kündigt im Feuilleton an, daß sie „sämmtliche Erscheinungen und Bewegungen auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst, des Theaters u. s. w. je nach ihrer Bedeutung und Tragweite erschöpfend zu besprechen oder in bündigen Notizen zu erledigen gedenkt. Die Redaction dieses Feuilletons ist Karl Beck, dem talentvollen Dichter des „Janko", anvertraut, der damit aus langjähriger Zurückgezogenheit wieder an das Licht der Oeffentlichkeit tritt. Wir begrüßen einen echten Poeten mit Freuden als kritischen Machthaber; denn nur Dichter, nicht Dichterlinge, die ihr Minus an Poesie durch ein Plus kritischer Weisheit zu decken suchen, sollen das Richtschwert der Kritik handhaben. Auch die „Presse", die wiener publicistische Großmacht, die sich bisher principiell um literarische Erscheinungen nicht bekümmert und höchstens einen oder den andern Essay, der die Literatur streifte, in ihrem Feuilleton veröffentlicht hat, macht jetzt, wahrscheinlich infolge der Concurrenz der „Neuen Freien Presse" und ihrer meist trefflichen Literatur- und kritischen Artikel, dem deutschen Verlagsbuchhandel das Zugeständniß einer literarischen Beilage, deren redactionelle Leitung Emil Kuh übernommen hat, während Hieronymus Lorm als Hauptmitarbeiter auftritt.

Der letztere erwähnt und bespricht in der ersten Nummer das Verhältniß des Publikums zur Kritik in Deutschland, ein Verhältniß, das in der That als ein abnormes betrachtet werden muß. Die glänzendsten Kritiken in den angesehensten Organen sind nicht im Stande, einem Dichtwerk Verbreitung und — Absatz zu verschaffen, und wenn die Kritik einstimmig einen neuen Schiller und Goethe proclamirte, das Publikum würde gewiß nicht auf seine Werke abonniren. Dagegen haben Werke, welche von der ganzen Kritik gemisbilligt werden, glänzenden buchhändlerischen Erfolg, indem sie dem Geschmack der Menge zusagen, der gleichsam sein eigenes Kriterium in sich selbst trägt. Diese Unabhängigkeit der öffentlichen Meinung auf literarischem Gebiete steht in offenbarem Widerspruch mit der Abhängigkeit, welche dieselbe gegenüber der publicistischen Presse stets bewiesen hat. Freilich hat die Menge immer ihre eigenen Lieblinge gehabt, und der Absatz von Goethe's Schriften stand nicht im Verhältniß zu seinem literarischen Ruhm. Das Publikum ließ sich seinen Clauren sowenig durch die Kritik todtschlagen, wie jetzt seine Luise Mühlbach und seine Birch-Pfeiffer. Da indeß ein derartiges Misverhältniß in Frankreich und England nicht stattfindet, da die namhaftesten Dichter, ein Victor Hugo und Byron, auch dort die enormsten äußern Erfolge schon bei Lebzeiten errungen haben, so muß in der deutschen Literatur und im deutschen Geistesleben überhaupt „noch etwas faul sein", und dies Etwas ist das Mistrauen des großen Publikums gegen die gelehrte und akademische Poesie, welche den Markt mit weitabliegenden Stoffen und subtil zugespitzten Tendenzen überflutet, während jene Lieblinge ihren Lesern, wenn auch in roher Form, volksthümliche und zusagende Kost bieten. So haben wir literarische Berühmtheiten, welche das Volk nicht kennt, und volksthümliche Größen, welche die Literatur verachtet. Die volle Einheit des Künstlerischen und Volksthümlichen ist nur durch einen unserer Dichter, durch Friedrich Schiller erreicht worden, was in dem nationalen Schiller-Fest von 1859 in zweifellosester Weise zum Ausdruck kam. Dies ist der Grund, warum unsere schöne Literatur immer wieder an Schiller anknüpfen muß, der hierin eine typische Bedeutung hat, während das Beispiel Goethe's, der als eine Welt für sich, eine volle und geschlossene Persönlichkeit dasteht, bei allen Nachahmern, die sich an ihn anlehnen, eine aparte und bedenkliche Schöngeisterei zu Tage fördert. Solange aber so wenig wie jetzt in Deutschland auf die Stimme der Kritik gehört wird, muß man zugeben, daß die ästhetische Durchschnittsbildung noch auf einer niedern Stufe steht und namentlich in der Verwechselung des Stoffartigen und Kunstschönen sich meistens die ärgste Barbarei zu Schulden kommen läßt.

Bibliographie.

Das Lied von der Martinsgans. Den Bürgern von Nordhausen freundlichst gesungen von Jocosus. Nordhausen, Eigendorf. 1865. 16. 3 Ngr.

Lübben, A., Wörterbuch zu der Nibelunge Not (Liet). 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Oldenburg, Stalling. 1865. Gr. 8. 22½ Ngr.

Marshall, Emma, Helenens Tagebuch oder Vor 30 Jahren. Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen von Elise Krause. Brandenburg, Wiesike. 1865. 8. 20 Ngr.

Maurer, G. L. v., Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland. 1ster Bd. Erlangen, Enke. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Merle d'Aubigné, Die geschichtliche Bedeutung Calvin's und der Reformation von Genf. Ein Vortrag. Aus dem Französischen von F. Merschmann. Autorisirte Ausgabe. Lissa. 1865. 12. 5 Ngr.

Mettenleiter, D., Aus der musikalischen Vergangenheit bayrischer Städte. Musikgeschichte der Stadt Regensburg. Aus Archivalien und sonstigen Quellen bearbeitet. Regensburg, Bössenecker. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyn, L., Fünf Stunden Abenteuer. Lustspiel in 5 Acten nach einem altenglischen Muster des Sam. Tuke. Kiel, Schwers. 16. 15 Ngr.

Molitor, W., Die Freigelassene Nero's. Ein dramatisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 1 Thlr.

Müller, F. J., Poetische Bilder aus dem Leben. Ohrdruf, Stadermann jun. Gr. 16. 10 Ngr.

Munch, A., Der Königstochter Brautfahrt. Norwegische Dichtung in 12 Romanzen. Deutsch von L. v. Arentsschildt. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 15 Ngr.

Niedergesäß, R., Am Kamin. Plaudereien eines Großvaters mit seinem Enkel. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1865. 8. 15 Ngr.

Vasqué, E., Die Komödianten-Hexe. Ein Nachtstück aus der Zeit der Allonge. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 18. Januar 1866.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von **Karl Biedermann.** Zweiter Artikel. — Paul Heyse als Dramatiker. Von **Rudolf Gottschall.** Zweiter Artikel. — Erotische Literatur. Von **Cajus Möller.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Zweiter Artikel. *)

Hettner hat das zweite Buch seiner „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert" als „Das Zeitalter Friedrich's des Großen" bezeichnet. Er meint damit, wie wir sogleich des Nähern sehen werden, nicht blos die äußerliche Gleichzeitigkeit, sondern den innern tiefern Zusammenhang der in diese Periode fallenden Literaturerscheinungen mit der Persönlichkeit, der Denk- und Regierungsweise des großen Königs. Indem er Gellert und die andern Männer der „Bremer Beiträge" vor diesen Abschnitt an das Ende des ersten Buchs verwies, scheint er dieselben außerhalb eines solchen Zusammenhangs zu stellen (denn chronologisch genommen würden sie hierher gehören, da die „Bremer Beiträge" erst mehrere Jahre nach Friedrich's II. Thronbesteigung erschienen), und indem er den ihnen fast ganz gleichzeitigen Klopstock in die Friedericianische Aera einschließt, scheint er damit im voraus anzudeuten, daß dieser unter dem Einflusse Friedericianischer Ideen sich entwickelt habe. Inwiefern dem wirklich so sei, werden wir bald sehen.

Hettner beginnt sein zweites Buch mit einer Charakteristik des großen Königs. Er schildert ihn zunächst als den Urheber einer Periode der Aufklärung für Deutschland sowol durch die freien philosophischen Grundsätze, die er selbst bekannte, wie durch die öffentliche Darlegung, welche er eben diesen Grundsätzen, wenn sie von andern bekannt wurden, gewährte und sicherte. In diesem Betracht sagt er:

In der merkwürdigen kleinen Abhandlung, in welcher Kant die Frage: „Was ist Aufklärung", beantwortet, nimmt er das Recht in Anspruch, das Zeitalter der deutschen Aufklärung als das Jahrhundert Friedrich's des Großen zu bezeichnen.

Und sicher hat diese Bezeichnung noch in einem ganz andern Sinne Grund und Wahrheit, als wenn die französische Literaturgeschichte von einem Jahrhundert Ludwig's XIV. oder die englische von einem Zeitalter der Königin Anna spricht. Allerdings hat Friedrich der Große sein ganzes Leben hindurch den Bewegungen der deutschen Bildung fremd und theilnahmlos gegenübergestanden; gleichwol aber gebührt ihm der Ruhm, der mächtigste und nachhaltigste Förderer und Mehrer derselben gewesen zu sein.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 d. Bl. D. Red.

Es war die wohlbegründete Einsicht in seine tiefste Eigenthümlichkeit, wenn Friedrich sich in seinem Alter mit Vorliebe den Philosophen von Sanssouci nannte und in einem seiner Gedichte stolz von sich aussagt, daß die Philosophie alle seine Schritte geleitet habe. Hervorgegangen aus jener unaufhaltsam vorschreitenden Aufklärungsphilosophie, welche sich in England und Frankreich ausgebildet und in der letzten Zeit auch in Deutschland durch Thomasius, Leibniz und Wolf die wirksamste Vertretung und Verbreitung gefunden hatte, ist es seine eigenste geschichtliche Bedeutung und der Kern seiner unvergänglichen Größe, daß er diese bisher verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen fortan in Staat und Kirche zur herrschenden Macht erhob.

Die Regierungsgrundsätze, welche er sich aus den Anregungen der ihm überkommenen Aufklärungsphilosophie gezogen hatte, wurden die Triebkräfte und Bedingungen jener gewaltigen Thaten und Ereignisse, welche ganz Deutschland umgestalteten und verjüngten, und die deutsche Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts zu einer der glänzendsten Epochen in der Geschichte der Menschheit machten.

Ebenso aufgeklärt aber, wie in Sachen der Religion, dachte und handelte Friedrich auf dem politischen Gebiete. Er faßte den Beruf des Fürsten — im schneidenden Gegensatz zu den meisten deutschen Regenten damaliger Zeit — weit mehr als eine Pflicht, denn als ein Recht, als eine Sache schwerer Verantwortlichkeit, als eine Mission zum Besten der ihm anvertrauten Völker auf, und handelte nach dieser Maxime sein ganzes Leben lang. Hören wir wieder Hettner:

Eine neue Staatsordnung war mit Friedrich in die Geschichte getreten. Es hat seiner Regierung nicht an schweren Misgriffen und Verirrungen gefehlt, wie sie einem ausschließlich persönlichen Cabinetsregiment unausbleiblich innewohnen: aber die Geschichte hat Friedrich den ehrenden Beinamen des Großen gegeben, welchen sie selbst einem Cäsar und Napoleon vorenthalten hat, weil dieser Beiname nur das Vorrecht großer Culturheroen ist. Die entscheidende Wendung von der Staatsidee Ludwig's XIV. zur Staatsidee Friedrich's des Großen ist, um einen Ausdruck der Aristotelischen „Politik" zu gebrauchen, der Fortschritt von einem Herrscher nach Willkür zu einem Herrscher nach dem Gesetz.

Daher der tiefgreifende Einfluß, welchen Friedrich der Große auch auf die Erweckung und Fortbildung des deutschen Geisteslebens ausgeübt hat. Daher insbesondere die epochemachende Stellung des Siebenjährigen Kriegs. Man fühlte und wußte, daß dieser Krieg ein Kampf der neuen und alten

Zeit sei, ein Kampf der Freiheit und Aufklärung gegen die dunkeln Mächte pfäffischer und despotischer Bedrückung.

An diese allgemeine Charakteristik der beiden durch Friedrich den Großen vertretenen Richtungen, der religiösen und der politischen Aufklärung, schließt sich nun bei Hettner die Darstellung derjenigen Literaturerscheinungen an, welche in der einen oder andern Richtung tonangebend auftreten. Nicht als ob diese Erscheinungen erst durch Friedrich II. und seine anregenden Wirkungen veranlaßt worden wären — das kann man von vielen derselben schon der Zeit ihrer Entstehung nach entschieden nicht behaupten, und der Verfasser behauptet es auch nicht —, vielmehr soll wol nur die allgemeine Strömung der Zeit geschildert werden, die ebenso wol den großen König selbst mit bilden half, wie sie wiederum von ihm gefördert wurde.

So handelt denn zuerst ein langer, interessanter Abschnitt von den freiern Bewegungen auf theologischem und philosophischem Gebiete. Der Einfluß Wolf's und seiner Schule, fast mehr noch derjenige der englischen Freidenker, erweist sich als noch immer stark fortwirkend. Der Rationalismus ist die herrschende Zeitrichtung. Es lassen sich, nach Hettner, drei verschiedene Richtungen oder Gruppen dieses Rationalismus unterscheiden. Die erste, hauptsächlich repräsentirt von S. J. Baumgarten, J. D. Michaelis und J. A. Ernesti, hält zwar äußerlich an der positiven Offenbarung noch fest, greift aber, halb unbewußt noch und unabsichtlich, deren innersten Kern an, indem sie die heiligen Schriften den allgemeinen Gesetzen philologischer Kritik unterwirft, sie ähnlich behandelt wie die profanen Schriftsteller. Die zweite Gruppe sind die eigentlichen Rationalisten. Es ist der Standpunkt der sogenannten Natur- oder Vernunftreligion, wobei zwar der Glaube an Offenbarung scheinbar festgehalten, in Wahrheit aber als das allein Wesentliche der Religion nur dasjenige betrachtet wird, was mit der Vernunfterkenntniß übereinstimmt, während man alles andere für willkürliche, betrügerische Zusätze späterer Zeiten erklärt. Damit gewinnt diese Richtung zugleich einen freiern, duldsamern Standpunkt gegenüber den andern Confessionen, indem sie von den Unterscheidungslehren absieht und nur das allgemein Christliche oder, noch besser gesagt, das allgemein Menschliche, vor allem den sittlichen Inhalt der Religionslehre, hervorhebt und betont. In dieser Richtung hat namentlich eine Anzahl tüchtiger Kanzelredner, Sack, Spalding, Jerusalem, in Wort und Schrift sittlich veredelnd und läuternd auf ihre Zeit gewirkt, wennschon freilich ihr wissenschaftlicher Standpunkt an Halbheit und Unklarheit leidet.

Consequenter verfuhr die dritte Gruppe, welche bis zur unbedingten Verneinung aller Offenbarung fortging. Der kühnste, folgerichtigste und scharfsinnigste Denker dieser Richtung war H. S. Reimarus, der Verfasser der „Wahrheiten der natürlichen Religion", der „Betrachtungen über die Triebe der Thiere", vor allem aber der durch Lessing's Betheiligung an ihrer Herausgabe und ihrer Vertheidigung gegen die Offenbarungsgläubigen so berühmt gewordenen „Wolfenbütteler Fragmente" (oder, wie der eigentliche Titel lautete: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes"). Reimarus wird vom Verfasser eingehender charakterisirt, sowol nach seiner kritischen, verneinenden, wie nach seiner positiven, aufbauenden Seite, als Vertreter eines reinen Deismus (des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit) im strengen Gegensatze zu den weitergehenden Ansichten Spinoza's, der französischen Materialisten u. a.

Auf politischem Gebiete erscheinen als Vorfechter in dem „wissenschaftlichen Kampfe gegen den Despotismus" J. J. Moser und Joh. Michael von Loen: der erstere als mannhafter Vertheidiger ständischer Gerechtsame gegenüber dem nach Schrankenlosigkeit strebenden persönlichen Absolutismus der Fürsten mit ihrer Nachäffung von Ludwig's XIV. „der Staat bin ich"; der letztere wegen seines politischen Romans: „Der redliche Mann bei Hofe", worin er den berufenen Staatslenkern Weisheit und Milde predigt und den gewaltthätigen und eigensüchtigen Despotismus in einen „aufgeklärten", wie Friedrich der Große ihn praktisch übte, zu veredeln sucht. Das Buch erschien schon 1740, war also nicht sowol eine Frucht als ein Vorläufer der Friedericianischen Regierung (höchstens könnte es durch die von Friedrich vor seiner Thronbesteigung in seinem „Antimacchiavell" und seiner Schrift „Ueber den Zustand Europas" verkündeten Ansichten veranlaßt sein). Was aber das ständische Wesen betrifft, auf dessen Rechtsboden sich J. J. Moser stellte, so stand diesem bekanntlich die Regierungspraxis Friedrich's II. schnurstracks entgegen.

Die „Aesthetik", zu der unser Verfasser im vierten Kapitel übergeht, wird als besondere Wissenschaft erst in dieser Zeit geschaffen, grundlegend durch A. G. Baumgarten, fortbildend durch G. F. Meyer und J. A. Schlegel, und zwar unter dem Einfluß der Engländer. Diese neue Aesthetik sucht einen besondern Sinn des Schönen — die Phantasie oder „sinnliche Erkenntniß" — zur Geltung zu bringen, während man bis dahin die Kunst und den Kunstgeschmack nur als eine Art von Abzweigung des Denkvermögens, der Vernunft betrachtet hatte. So ward der Grund zu einer Wissenschaft gelegt, welche am Ende dieser Periode durch Kant's „Kritik der Urtheilskraft" zu größerer Vervollkommnung gelangen sollte.

Im fünften Kapitel kommt Hettner auf die „Dichtung" zurück. Er findet das Problem einer Versöhnung des „Idealen" und des „Volksthümlichen" theoretisch von den Schweizern gestellt, praktisch zuerst von Gellert und seinen Strebegenossen, entschiedener noch von der halleschen Dichterschule und vollends von Klopstock in Angriff genommen, wennschon dessen wirkliche Lösung auch jetzt noch nicht gelingt. Die Hallenser, meint er, seien „in ihren Zielen kühner und hochstrebender" gewesen als die Leipziger. Das kann wol nur etwa von Pyra gelten, auf dessen sonst wenig beachtetes Lehrgedicht: „Der Tempel der Dichtkunst", und auf dessen christlich-poetische Intentionen, als auf fruchtbare Anregungen für Klopstock wie für Bodmer, unser Verfasser feinsinnig hinweist. Von den andern, den sogenannten Anakreontikern, gesteht er selbst zu, daß sie eigentlich nur durch eine sehr äußerliche Nachahmung fremder Muster, besonders des Horaz und des Anakreon,

vorzugsweise im Punkte der Versform mittelst Verbannung des Reims, zu der ihnen eigenthümlichen Dichtweise gekommen seien. Insofern reichen sie an die ernste Lebensauffassung Gellert's und Rabener's nicht einmal hinan. Dagegen möchten wir ihnen einen andern Vorzug zusprechen, den wir bei Hettner nicht erwähnt finden: sie brachten, gegenüber der mehr lehrhaften, moralisirenden Art der Leipziger, das frische, fröhliche Element unmittelbaren Sichauslebens zur Geltung und übersetzten so gewissermaßen die ästhetische Theorie ihrer Lehrer Baumgarten und Meyer von der „Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß" in die poetische Praxis. Uebrigens verläuft sich auch diese Dichterschule, ebenso wie Gellert, in die Sackgasse der Empfindelei oder „Empfindsamkeit" — eine Geistesrichtung, welche in der Literatur und im Leben des deutschen Volks im vorigen Jahrhundert eine viel breitere Stelle einnimmt und ein viel maßgebenderes Element bildet als der unbestimmte Begriff des „Volksthümlichen", für den es schwer sein möchte gerade in der damaligen Zeit eine recht zutreffende Substantiirung ausfindig zu machen.

Von dieser Seite her, aber auch nur von dieser, läßt sich allenfalls der Ausspruch des Verfassers rechtfertigen, Klopstock sei „der großartigste Abschluß dieser Dichterschule" gewesen. Denn im übrigen hat Klopstock mit den Anakreontikern doch in der That, außer persönlichen Berührungen mit einzelnen davon, namentlich Gleim, kaum etwas gemein. Dagegen ist richtig, daß die von Gellert einerseits, von Gleim und seinem Kreise andererseits geweckte und gehegte empfindsame Stimmung in Klopstock und seinen Anhängern bis zu einem Grade gipfelte, dessen natürliche Folge dann der Umschlag in das andere (durch Wieland entschieden vertretene) Extrem sinnlicher Lüsternheit war. Diese tiefern Grundströmungen des geistigen und seelischen Lebens damaliger Zeit, aus denen ebenso wol die Literatur ihre Anregungen und Eingebungen schöpfte, wie sie andererseits dieselben fortpflanzte und potenzirte, finden wir in dem Hettner'schen Buche nicht genugsam berücksichtigt. Der sorgfältige Nachweis der rein literargeschichtlichen Zusammenhänge, wie ihn Hettner überall in Bezug auf die bedeutendern Erscheinungen der deutschen Dichtung zu führen versucht, d. h. der poetischen Vorbilder, nach denen sie hervorgebracht oder durch die sie wenigstens angeregt wurden, ist gewiß höchst dankenswerth: allein, damit solche Anregungen von außen wirksam und fruchtbar wurden und damit ferner die danach entstandenen Dichtwerke im eigenen Volke Eindruck machten, mußte doch in diesem selbst etwas vorgehen, was jenen Anregungen entgegenkam, was die Gemüther dafür empfänglich machte. Und hier eben ist's, wo wir bisweilen die tiefere culturgeschichtliche Begründung bei dem Verfasser vermissen.

Wie bedenklich es sei, mit so allgemeinen Formeln, wie „volksthümlich" und „ideal", an die Charakteristik einer Dichtung oder eines Dichters heranzutreten, zeigt sich recht deutlich in dem Abschnitt über Klopstock. „Klopstock", sagt der Verfasser, „hatte schon in früher Jugend die Forderung einer volksthümlichen und doch zugleich ideal stilvollen Kunst ins Auge gefaßt. Er hat zur Erreichung dieses hohen Ziels im Laufe seines langen Lebens zu verschiedenen Zeiten die verschiedenartigsten und nicht immer die glücklichsten Mittel angewendet, das Ziel selbst aber ist ihm in allen Wandlungen unwandelbar dasselbe geblieben."

Womit erweist der Verfasser, daß Klopstock absichtsvoll den Begriff einer „volksthümlichen" Dichtung zu realisiren gesucht, ja daß er diesen Begriff überhaupt jemals in bewußter Weise erfaßt und sich klar gemacht hat? Was heißt überhaupt „volksthümlich"? Wir kennen, streng genommen, nur Eine Art von volksthümlicher Poesie, diejenige nämlich, die vollkommen ungesucht und naiv aus den Empfindungen und Erlebnissen hervorgeht, welche dem Dichter der unmittelbare Verkehr mit der umgebenden Wirklichkeit, mit dem Leben seines Volks zu Wege bringt. Nach einer volksthümlichen Dichtung streben, scheint uns ein innerer Widerspruch, denn eben ein solches Streben beweist entweder, daß der Dichter sich nicht von selbst unmittelbar mit dem Volksleben eins weiß, oder daß er aus diesem Volksleben keine dichterischen Motive zu gewinnen vermag.

Und wie fing es Klopstock nach des Verfassers Ansicht an, „volksthümlich" zu dichten? „Klopstock ist gewiß", sagt Hettner, „daß er um so volksthümlicher ist, je wärmer er die tiefsten Anliegen des menschlichen Herzens, namentlich die religiösen, ergreift." Deshalb, so folgert Hettner, warf sich Klopstock von Haus aus auf die religiöse Dichtung, wählte er zum Gegenstand seines Epos den Messias. Wie nun aber, wenn Klopstock nicht von Haus aus auf das religiöse Epos abgezielt hätte, wenn er erst allmählich durch äußere Einflüsse, durch fremde Muster darauf gekommen wäre? So aber verhält es sich thatsächlich. Wir wissen, daß Klopstock zuerst Heinrich den Finkler zum Helden seines Epos machen, also ein weltliches, vaterländisches Epos dichten wollte, daß er aber durch die Bekanntschaft mit Milton und durch die Theorie der Schweizer vom „Wunderbaren", als dem besten dichterischen Motiv, dahin gebracht ward, statt dieses weltlichen einen überweltlichen, religiösen Stoff zu wählen. Welcher Stoff war nun der „volksthümlichere", jener oder dieser?

Später, um 1755, soll Klopstock einen neuen Anlauf zum „Volksthümlichen" genommen haben. Und wodurch? Zuerst durch Vertauschung der antiken Mythologie mit der nordischen (diese Wendung bezeichnet aber Hettner selbst wol ganz richtig als eine bloße Schrulle), sodann durch das Zurückgreifen einestheils auf die „angestammte Volksreligion", anderntheils auf die „Urgeschichte der vaterländischen Vergangenheit". Das gibt also für diese sogenannte zweite Periode der Klopstock'schen Dichtung (von 1755 an) wieder zweierlei Epochen, die eine bis 1765, wo Klopstock „orientalisirt", die zweite von da bis 1775, wo er „teutonisirt". In die erstere rechnet Hettner die geistlichen Oden und andere streng christlich fromm gefaßte Gedichte, sodann die Versuche, „sogar den Deutschen ein christlich volksthümliches Drama schaffen zu wollen" (die biblischen Trauerspiele: „Adam's Tod", „Salomon",

„David"); die andere enthält die sogenannte Bardendichtung und die vaterländischen Dramen: „Hermannsschlacht", „Hermann und die Fürsten", „Hermann's Tod", nebst Klopstock's theoretischer Prosaarbeit, der „Gelehrtenrepublik". Als eine dritte (beziehentlich vierte) Periode der Klopstock'schen Dichtung endlich bezeichnet Hettner die aus den Erregungen der nordamerikanischen und mehr noch der französischen Revolution entstandenen politischen Dichtungen, mit denen Klopstock aus der Sphäre der biblischen Oden und der Bardenlieder heraus in das Leben und die Wirklichkeit zurückgetreten sei, zugleich aber, wie Hettner meint, sich wieder mehr dem Antiken genähert habe.

So erhalten wir allerdings eine kunst- und sinnreiche Eintheilung und Gliederung der Klopstock'schen Poesie — ob aber auch eine allerwärts zutreffende? Aehnliches haben schon Schaefer und Cholevius versucht, von denen der erstere wenigstens darin mit Hettner übereinstimmt, daß auch er zwischen den Gedichten Klopstock's vor und denen nach 1755 einen Unterschied macht, jene für lebensfrischer, diese für schon mehr überschwenglich und hochgespannt erklärt. Allein diese Unterscheidung hält vor einer unbefangenen Betrachtung der betreffenden Dichtungen nicht Stich. Die schwermüthige, abstracte, alles auf das Uebersinnliche beziehende Stimmung herrscht zum Theil auch schon in der ersten Periode vor (selbst jene eigentlich aus frischester Empfindung herausgedichtete Ode „Der Zürichersee" nicht ganz ausgenommen), und andererseits athmen einzelne Gedichte aus der spätern Zeit wieder einen heiterern Geist, z. B. die Verherrlichungen des Eislaufs, der Winterfreuden, der Lust auf dem Roß u. s. w. Was die sogenannte „teutonische" Poesie Klopstock's betrifft, so ist diese, unsers Erachtens, nicht so sehr durch eine ästhetische Reflexion, oder eine bewußte Reaction des „volksthümlichen" Dranges in Klopstock gegen die „antikisirende" Richtung seiner frühern Gedichte (die es ja ohnehin eigentlich nur der Form nach war), als vielmehr durch eine viel directere Veranlassung vom Leben aus und eine Rückwirkung dagegen in der Seele des Dichters von ganz eigenthümlicher Art entstanden. Es ist auffallend, daß Hettner, der diese ganze Periode der deutschen Literatur mit der Einführung der großen Heldengestalt Friedrich's II. gleichsam inaugurirt, sie also gewissermaßen unter dessen Auspicien gestellt hat, gleichwol von irgendwelchen nähern Beziehungen der Wahlverwandtschaft oder der Beeinflussung zwischen dem König und einem der Hauptvertreter dieser Periode — wofür doch jedenfalls Klopstock zu achten — nichts wissen zu wollen scheint. Denn was er in dieser Hinsicht anführt, beschränkt sich darauf, daß Klopstock eine Idiosynkrasie gegen den König gehabt habe. Und doch bekennt Klopstock selbst, daß sofort das erste Auftreten Friedrich's einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht habe („So verkündete ihn, da er noch Jüngling war, sein aufsteigender Geist" u. s. w.). Und doch ist erwiesen, daß Klopstock schon 1749, also lange vor Gleim's „Grenadierliedern", den jungen Heldenkönig in einer schwungvollen Ode besang („Schon ist an seiner Königsbrust der Stern mit Blut bespritzt" u. s. w.), die er freilich später, nach seiner Abwendung von Friedrich, auf den deutschen König Heinrich I. umdichtete. Und doch ist es schwerlich ein bloßer Zufall zu nennen, daß die patriotischen Oden Klopstock's sämmtlich bald nach dem Siebenjährigen Kriege, also in einer Zeit entstanden, wo, wie wir von Goethe vernehmen, eine gewisse heroische und vaterländische Erregung in den Gemüthern der Deutschen von den Thaten und Ereignissen jenes Kriegs her nachzitterte. Wie Goethe selbst auf diese Erregung zum großen Theil seinen „Götz" zurückführt, so möchte wol auch zwischen den teutonischen Dichtungen Klopstock's und den vorausgegangenen kriegerischen Ereignissen ein innerer Zusammenhang anzunehmen sein, wenngleich, wie schon bemerkt, ein eigenthümlich vermittelter. Während nämlich die preußischen oder preußischgesinnten Dichter, voran Gleim, frischweg die Thaten ihres Königs besangen, konnte Klopstock — aus Gründen, die Hettner ganz richtig angeführt hat — zu einer solchen Verherrlichung des ihm als Verehrer Voltaire's, als Freigeist, als Verächter der deutschen Literatur verhaßt gewordenen Friedrich sich nicht entschließen. Auch war wol sein von früh an auf das Höchste, Allgemeinste, Idealste gerichteter Dichtergeist unvermögend, sich in die Schranken eines so specifischen und, seiner unmittelbaren Nähe halber, so wenig zum Idealisirtwerden geeigneten Heldenthums, wie das des noch lebenden Beherrschers eines kleinen Bruchtheils der deutschen Nation, einengen zu lassen. Genug, die in ihm erwachten heroischen und (da es doch immer deutsche Thaten waren, die hier geschahen) auch patriotischen Empfindungen suchten einen Ausweg, der mit des Dichters Streben in die Weite und Höhe besser im Einklang wäre. Und so gerieth er darauf, statt der Gegenwart die fernste Vergangenheit, die Urgeschichte Deutschlands, statt der politischen Größe und Macht die geistige, literarische Auszeichnung und Bedeutung des deutschen Volks zu verherrlichen. Auf diese Weise entstanden, wenn wir recht vermuthen, einerseits jene Bardendichtungen, jene Apotheosen Hermann's und seiner Helden, andererseits die Glorificirung der deutschen Sprache, der deutschen Muse, der großen geistigen Helden Deutschlands, eines Luther, Leibniz, Händel, als Trost und Ersatz für das mangelnde kriegerische Heroenthum der deutschen Gegenwart, da Klopstock es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, die einzigen wirklichen Heldenthaten dieser Zeit, die Thaten Friedrich's des Großen und seiner Tapfern, zu ignoriren. Ja wir möchten in diesen Vermuthungen noch einen Schritt weiter gehen. Wäre es wol so gar gewagt, anzunehmen, daß schon die ersten Kriegsthaten Friedrich's im Schlesischen Kriege auf den Jüngling Klopstock anregend gewirkt und seine Aufmerksamkeit auf das historische Epos hingelenkt haben („epische Zeiten erzeugen eine epische Poesie", sagt treffend Gervinus) — nur daß auch damals das entgegenstehende ideale Element, welches ihm durch literarische Einflüsse zugeführt ward, ihn von dieser eigentlich heroischen Richtung wieder ablenkte und auf ein Gebiet führte, das für epische Behandlung freilich viel weniger geeignet war?

Karl Biedermann.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Paul Heyse als Dramatiker.

Zweiter Artikel.*)

Unter den Frauen des vorigen Jahrhunderts, welche in Memoiren ihr eigenes Porträt mit recht drastischen und unverkennbaren Zügen zur Schau stellten, nimmt Elisabeth Charlotte von Orleans einen hervorragenden Platz ein, hervorragend namentlich durch die fast cynische Energie ihrer Ausdrucksweise und ihrer Darstellungen. Sie entwirft ein treues Bild ihrer Zeit, aber sie übersetzt es aus den elegant umschreibenden Wendungen des französischen Hofstils in ein planes, ehrliches Deutsch, dem man keinerlei Zweideutigkeiten zum Vorwurf machen kann, höchstens ein gewisses Behagen an der Zote. Der Eindruck des Kerlhaften, den die Memoiren machen, ist nun auch mit dem Bilde dieser Prinzessin immer verknüpft geblieben! Dennoch und vielleicht gerade deshalb erscheint sie als eine gute Lustspielfigur von kräftigem Schrot und Korn und einer gesunden, nur aus conventionellen Rücksichten etwas abzuschwächenden vis comica. Freilich, der Lustspieldichter, der sie zur Heldin wählt, muß in sich ein verwandtes Element spüren, etwas von jener derben Lustigkeit, welche mit Behagen dem glänzenden Pomp des Hoflebens hinter die Coulissen sieht und dabei an dem Grundsatze festhält: nil humanum natura alienum puto.

Paul Heyse hat nichts von jener englischen Lustspielschule, deren unerschrockener derber Witz ganz geeignet wäre, einer Prinzessin wie Elisabeth Charlotte von Orleans Fleisch und Blut zu geben. Er will vor allem, auch als Lustspieldichter, den Vorwurf vermeiden, daß ihm die Grazien ausgeblieben sind. Er idealisirt in seinem fünfactigen Schauspiel, welches das erste Bändchen seiner „Dramatischen Dichtungen“ enthält, das kerlhafte Mannweib zu einer graziös-lächelnden Weltdame, die vor allen Dingen eine gute deutsche Patriotin ist und ihren Patriotismus mit so viel Schwung ausdrückt, wie er nur immer der wenig pathetischen Muse des Dichters zu Gebote steht. Die deutsche Grobheit verblaßt zur deutschen Ehrlichkeit, die kräftigen Sarkasmen schrumpfen zu sinnigen Sentenzen zusammen, statt des Cynismus erhalten wir sogar einen Anflug von Sentimentalität — kurz, diese Prinzessin von Orleans ist eine ganz honnete Person, welche ihrer deutschen Abstammung keine Schande macht; aber sie ist weit entfernt davon, jener Memoirenschriftstellerin ähnlich zu sehen, von der wir die folgenden Stilproben, noch dazu in einer editio castigata, mittheilen: „Zu allem Unglück saufen die Damen hier mehr als die Mannsleute, und mein Sohn — der Regent — (unter uns gesagt) hat eine verfluchte Maitresse, die säuft wie ein Bürstenbinder, ist ihm auch gar nicht treu.“ — „Ich kann nicht begreifen, wie dies Mensch (die Duchesse d'Ussay) ihren Mann hat lieben können, er ist abscheulich häßlich, stinkt wie ein Bock, ist alle Tage voll und säuft mit Lakaien“ u. s. w.

Ohne Frage würde der Stil dieser Memoiren nicht auf der deutschen Bühne geduldet werden. Wenn er indeß eine homöopathische Abschwächung nöthig hat, so ist denn doch immer ein großer Unterschied, ob dieselbe in der dritten oder in der dreißigsten Potenz stattfindet. In der Homöopathie mag die letztere wirksamer sein, wenn man dem alten Hahnemann Glauben schenken darf; in der dramatischen Poesie aber ist sie zweifellos eine seichte Verwässerung, welche die charakteristische Schärfe auslöscht. Heyse's „Elisabeth Charlotte“ ist ein Miniaturbild, in welchem die Farben nur mit der Pinselspitze aufgetragen sind.

Wenn wir uns über die fehlende Frische des Humors beklagen, so wird der Dichter uns entgegnen, wie wir dazu kommen, in einem Drama, das sich als Schauspiel ankündigt, die Ingredienzien eines Lustspiels zu suchen? Doch wir halten uns nicht an die Etikette, sondern an das Wesen des Stücks, welches sich nirgends zu jener mittlern Höhe ernstern Antheils erhebt, die wir für ein Schauspiel doch in Anspruch nehmen müssen, sondern von Anfang bis zu Ende die Signatur eines Intriguenstücks de pur sang trägt und im Stil der echten, auf historischem Grund aufgetragenen Degen- und Mantelkomödie gehalten ist.

Die geschichtlichen Voraussetzungen des Schauspiels knüpfen an die Kriege Ludwig's XIV. gegen Deutschland an. Infolge der Heirath der pfälzischen Prinzessin mit dem Herzog von Orleans erhob Ludwig Ansprüche auf Simmern, Lautern, Sponheim (obgleich die Prinzessin feierlich darauf verzichtet hatte), Germersheim, und überzog die Pfalz mit Krieg. Es kam zu einem Waffenstillstand, dessen Bedingungen, namentlich die Räumung der von den Franzosen besetzten Städte, von den letztern nicht innegehalten wurden, indem dieselben in den Schlössern und Burgen blieben. Hiergegen zu protestiren erscheint der pfälzische Gesandte Graf Wied mit seiner Schwester Luise in Paris. Es kommt vor dem Thron zu Erörterungen über die Rechtsfrage, in welcher die Herzogin für Deutschland Partei ergreift und des Königs höchsten Zorn erregt. Wir haben nun die schwarzen und weißen Steine für die dramatische Schachpartie; Deutschland und Frankreich stehen sich gegenüber; und es ist gewiß eine passende Aufgabe für den Dramatiker, den Gegensatz deutschen und französischen Wesens in der Entwickelung der Charaktere und der Handlung zu zeigen. Doch gerade hier zeichnet Heyse zu schattenhaft, zu schablonenartig; wir merken immer aus dem Dialog seinen guten Willen, aber in der Handlung selbst tritt der Gegensatz nicht markirt genug zu Tage.

Heyse braucht für die Intrigue, welche das Stück weiter bringen soll, einen Maschinisten. Dieser Maschinist ist der Comte de Lorraine, der mit der Maintenon gegen die Deutschen conspirirt und als Gelegenheitsmacher in böser Absicht sich den Kuppelpelz verdient. Er hat die Augen Monseigneurs, des Herzogs, auf die blonde deutsche Gräfin gelenkt; er ist überzeugt, daß die Herzogin den deutschen Grafen liebt:

Der Hof
Wird heute jagen in Saint-Cloud. Ihr kennt
Den Pavillon La Haye. Dort mag der Herzog
Die schöne Gräfin unter einem Vorwand
Zu sprechen suchen. Während er des Bruders

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 d. Bl. D. Red.

Geheimen Zweck sich beichten läßt, bewach' ich
Das andre Paar und sorge, daß die Göttin
Gelegenheit sich ihnen günstig zeige.

Ist diese Intrigue die 10000 Livres werth, welche die Maintenon dafür zahlt? Gewiß nicht! Es heißt zwar: „Gelegenheit macht Diebe", doch genügt dies Sprichwort durchaus nicht als dramatisches Motiv; der französische Chevalier vergißt in seiner Berechnung eine wichtige Ziffer, die Charaktere, die er in eine bestimmte Lage versetzen will. Uebrigens sprechen sich schon im nächsten Act die Herzogin und Graf Wied ganz ungestört. Der letztere hat ein diplomatisches Anliegen:

Euch ist bekannt,
Daß Frankreich den unsel'gen Erbproceß
Dem Papst zum Austrag vorzulegen wünscht.
Allmächtig ist in Rom französisches Gold.
Die Pfalz ist rechtlos gegen einen Ludwig,
Den Rom den Allerchristlichsten genannt,
Weil er aus Frankreich seine treusten Bürger,
Die Hugenotten jagte. Johann Wilhelm
Wünscht nun und hofft von Euch, daß Ihr auf Kaiser
Und Reich Berufung einlegt und den Schiedsspruch
Von Rom nicht anerkennt. Nur eine Zeile
Von Eurer Hand, daß dies Eu'r Wille sei,
Und meine Sendung ist zur Hälfte nur
Gescheitert.

Um ihr die Erfüllung seiner Sendung recht bequem zu machen, überreicht er ihr einen Brief:

Dies Schreiben,
In Euerm Namen an die Majestät
Des Kaisers abgefaßt, enthält die Bitte
In einer Form, die Frankreich nicht verletzt.
Nur unterzeichnen dürft Ihr.

Die Herzogin entgegnet:

Gebt den Brief,
Obwol ich im voraus Euch sagen kann,
Ich unterzeichne nicht.

Warum nimmt sie denn den Brief? Weil der Dichter ihn im dritten Act wieder braucht als corpus delicti; ja dieser Brief enthält das Geheimniß seiner dramatischen Intriguenführung. Das Stück hängt an den dünnsten Fäden von der Welt, die jeden Augenblick zerreißen können. Im zweiten Act, in dem der Knoten geschürzt wird, erfahren wir noch eine Willensäußerung des Königs: er wünsche, der Herzogin nicht auf der Jagd zu begegnen. Sie beschließt, diesem Verbot zu trotzen, um so mehr, als sie ja mit dem Grafen eine Stunde vor der Curée eine Zusammenkunft in dem Pavillon La Haye verabredet hat. Es wird dem Herrn de Lorraine alles sehr leicht gemacht, freilich ohne daß er etwas davon weiß.

Der dritte Act spielt in dem verhängnißvollen Pavillon. Die Herzogin bereut das Rendezvous, das sie dem Grafen gegeben hat. Gräfin Luise Wied, welcher der Herzog ein wichtiges Geheimniß anvertrauen will, erscheint zur rechten Zeit, um von Elisabeth Charlotte den Brief zu erhalten, den sie dem Bruder abgeben soll. Die Herzogin schreibt noch auf den Umschlag einen schriftlichen Abschiedsgruß. Luise steckt ihn in den Busen, da ihr anempfohlen ist, den Brief sich theuer sein zu lassen wie ihr Leben. Leider ist diese Vorsichtsmaßregel, die sonst allen Regeln der Taktik entspräche, diesmal ohne Erfolg; denn das Rendezvous mit dem Herzog von Orleans, das gleich darauf folgt, ist etwas stürmischer Art. Er reißt ihr die Rose von der Brust und zugleich den Brief, der ihm sehr wohl behagt als willkommene Beute. Nun hat er zugleich ein diplomatisches Actenstück zur Hand und ein Beweisstück gegen „seine tugendhafte Frau, die Ehrenkrone des Geschlechts". Luise kann den Brief stets zu dem bewußten Preise zurückerhalten. Mit diesen Worten scheidet der Herzog — Luise folgt ihm, um ihm seinen Raub zu entreißen und sei es vor des Königs Augen.

Doch um die wichtigere Begegnung zwischen der Herzogin und dem Grafen Wied dürfen wir freilich nicht kommen! Wie wird sie, trotz des guten Willens der Herzogin ihr zu entgehen, dennoch zu Stande gebracht? Chevalier de Lorraine hat das Reitpferd von Madame zurückgeschickt, wie wir aus den lebhaften Scheltworten erfahren, womit der Reitknecht vom Grafen Wied überhäuft wird. Ob sich kein anderes Pferd finden ließ, ob es durchaus nothwendig war, in den Pavillon zurückzukehren, wo die Curée des Hofs in nächster Zeit statthaben sollte? Wir wissen es nicht. Doch der Dichter braucht das Rendezvous an dieser Stelle! Und wo bliebe die meisterhafte Intrigue des Herrn de Lorraine, wenn man aus diesem Netz so leicht herauskönnte? Doch vielleicht freut sich die Herzogin selbst dieses Hindernisses — warum hat uns der Dichter dies nicht schalkhaft angedeutet? Die nun folgende Liebeserklärung des Grafen Wied ist zwar im Vergleich mit des Herzogs stürmischem Verfahren eine blöde Jugendeselei; dennoch bleibt sie, an eine verheirathete Frau gerichtet, energisch genug, um den Gegensatz zwischen deutschem und französischem Wesen, den eigentlichen Angelpunkt des Stücks, gänzlich zu verwischen. Die Herzogin verhält sich heiter ablehnend und reicht ihm die Hand zum freundschaftlichen Abschiedsgruß. Nun erntet der Dichter, was er im vorigen Act gesäet hat. De Lorraine und die Maintenon überraschen die Abschiedsscene; zwischen der Herzogin und der Maintenon kommt es zu einem Zankduett, das in mancher Hinsicht den Höhepunkt des Stücks bildet und jedenfalls noch wirksamer wäre, wenn der Dichter verstanden hätte, seinen Hauptcharakteren mehr Fleisch und Blut und Energie zu geben. Es ist selbstverständlich, daß am Schluß noch der König dazukommt, um mit eigenen Augen den Ungehorsam der Herzogin gegen seine Befehle zu sehen.

Im vierten Act folgt eine Duellaffaire zwischen Lorraine und Grafen Wied, am Schluß Ungnade des Königs und Verbannung der Herzogin. Im fünften Act erhält der Dichter einen mächtigen und vom Publikum durchaus nicht erwarteten Alliirten, der ihm hilft, sein Stück in liebenswürdig versöhnlicher Weise zu Ende zu führen — es ist dies der Ryswijker Frieden. Infolge dessen versöhnt sich der König mit der Herzogin, diese mit ihrem Gemahl — das Publikum mit dem Dichter, und nur die Kritik steht, grollend über den neuen deus ex machina, beiseite.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die deutschen

Dichter wenig Talent zu Intriguenstücken haben. Das Talent zur Intrigue liegt einmal nicht im deutschen Naturell, wenngleich die Diplomatie in jüngster Zeit in Paris und Petersburg Studien gemacht hat, welche nach dieser Seite hin wesentliche Fortschritte bekunden. Doch Paul Heyse, obgleich ein Kenner der romanischen Literatur, in deren Erzählungen und Dramen die Intrigue eine große Rolle spielt, ist mehr zu Hause in psychologischen Nuancen, in den Schattirungen der Empfindung als in jenem Raffinement des Verstandes, welches zur Schürzung und Lösung eines dramatischen Intriguenknotens gehört. Die von de Lorraine angelegte Maschinerie der Intrigue, die im dritten Act explodirt, ist so plump und aussichtslos wie möglich; natürlich, der gute Wille des Dichters hilft darüber hinweg und ersetzt durch glückliche Zufallsspiele die anfänglich fehlende Feinheit der Berechnung.

Was in dem Drama interessirt, ist auf der einen Seite der Gegensatz zwischen der Herzogin und der Maintenon, so blaß er im ganzen auch gehalten ist, auf der andern die Stimmung des Königs, der in der Herzogin eine Freundin, ja die einzige offene Freundin verehrt, und doch immer genöthigt ist, gegen sie aufzutreten aus Rücksichten, welche die Hof- und Staatsaction mit sich bringt. Der äußere geräuschvolle Apparat der Handlung und die wenig fesselnden Liebesscenen drängen aber gerade die psychologisch interessanten Momente allzu sehr in den Hintergrund. Die Stimmung, in welcher die Herzogin dem Grafen Wied ein Rendezvous gewährt, ist durch die vielen, sich kreuzenden Motive eine allzu unklare, als daß wir diesen kleinen Abstecher ins Gebiet des französisch frivolen Abenteuers für eine hinlängliche Schuld erachten sollten, welche die Buße und Strafe der spätern Acte verdiente und gleichsam eine Art von innerer Läuterung nöthig machte. Dies bischen Gefallsucht, diese homöopathischen Dosen von Zuneigung bilden eine Gruppe von Motiven, deren Verzweigung sich in einer Novelle recht sauber ausmalen ließe, die aber zusammen im Drama noch immer kein durchschlagendes Motiv ausmachen. Das feine psychologische Geäder der Novelle macht im Drama keine Wirkung — da wollen wir ein starkes, festes, greifbares Motiv, welches im Stande ist, die Handlung zu tragen.

Als Probe des eleganten, doch keineswegs witz- und geistfunkelnden Stils, der das Drama charakterisirt, der über die graziöse Wendung nie zur brillanten hinausgeht und oft in den trockenen Ton echter Hof- und Staatsactionen verfällt, theilen wir den Monolog des Königs am Anfang des fünften Actes mit, weil er als am meisten poetisch geschlossen und stilistisch gefeilt erscheint:

Warum empfind' ich's nur so schwer? Was hat denn
So Großes sich ereignet? Eine Fremde,
Die nie sich eingewöhnen konnte, geht,
Nicht wider Willen, uns vermißt sie nicht,
Und sollten wir sie denn vermissen?
Zwar,
Mir war sie keine Fremde mehr, obwol
Uns Art und Sitte, Blut und Neigung schieden,
Obwol auch was der Mann vom Weibe will:
Berauscht, bezaubert und betrogen werden,
Ich nie von ihr erfuhr. Und dennoch jetzt,
Da sie hinweggehn will, empfind' ich's klar,
Daß sie mir unentbehrlich ward, wie niemals
Von allen Frauen die geliebteste;
So unentbehrlich, wie das frische Wasser,
Das farblos aller Weine Kraft besiegt.
Denn überm Trug und Wankelmuth der Sinne
Stand dies Gefühl. Was niedriger Gebornen
Als Vorrecht vor den Kronenträgern gilt —
Uneigennütz'ge Freundschaft gab sie mir.
Sie war mein Freund, war mehr, war mein Gewissen.
Aus ihrer Augen hellem Spiegel sah
Mich jede meiner Thaten deutlich an.
Die große strahlte größer mir zurück,
Die Schwäche wie die Schuld beschämender.
Und jetzo geht sie? Geht mit meinem Zorn
Beladen? Zürnt man auch auf sein Gewissen?
Wohl; doch behält es stets das letzte Wort,
Und sie — verstummte. Diesmal fühlte sie,
Daß sie im Unrecht war; ein warmer Trieb
Riß über alle Schranken sie hinweg.
Vermessne Worte sprach sie, die der Freund
Verzeihen darf, der Herrscher Frankreichs nicht.
Und darum sei's. Sie gehe! Maubuisson
Ist nah. Sobald ich will, ruft sie in kurzem
Ein königliches Gnadenwort zurück.

Mit dem zweiten Drama, dem Trauerspiel: „Maria Moroni“, treten wir aus den Salons des französischen Königthums in die freie Luft Italiens. Doch wir würden uns irren, wenn wir erwarteten, daß über diesem Drama der tiefblaue Himmel Hesperiens leuchte, daß die üppig reiche Natur des Landes hineinfunkle in die Dichtung, daß ihre Liebesscenen etwas von dem Schimmer trügen, der Shakspeare's „Romeo und Julia“ verklärt. O nein — Heyse ist kein dramatischer Colorist; jene Meisterschaft Shakspeare's, uns gleich in den ersten Scenen auch in die landschaftliche und volksthümliche Stimmung zu versetzen, welche mit der Handlung harmonirt, sei es in der Sommernacht des Südens, wo die Lerchen und Nachtigallen das Zwiegespräch der Liebe begleiten, sei es auf die schottische Heide, wo die Dämonen des Ehrgeizes gleichsam aus der kahlen Erde hervorwachsen, ist ihm durchaus nicht gegeben. Er würde sonst nicht in den größern Fehler verfallen sein, eine Handlung nach Italien zu verlegen, welche, den letzten Dolchstoß und ein paar aufgeklebte Genrebilder ausgenommen, in ihren Grundzügen kein italienisches Colorit trägt, selbst wenn eine wirkliche Begebenheit ihr zu Grunde liegen sollte. Denn das Thatsächliche als solches genügt nicht dazu; es passirt in Italien manches, was überall unter Gottes Himmel geschieht. Wenn aber ein Dichter das Land der Citronen und Orangen zum Schauplatz seiner Handlung wählt, so wollen wir auch den südlichen Duft athmen, im Schatten von Myrten und Lorbern wandeln, in jenem idealen Aether baden, den Shakspeare's „Romeo“, den Goethe's „Tasso“ über uns ausbreiten. Schon bei dem ersten Blick in das Drama werden wir enttäuscht — wir stoßen überall auf Prosa, auf eine bürgerliche Prosa ohne Adel und Schwung; es ist ein kleinbürgerliches Drama, das sich vor uns entrollt. Ein etwas blasirter und schwankender Principe, der seiner Maitresse müde geworden ist und

sich in eine schmucke Bürgerfrau verliebt; ein anderer Fürst, ein Freund des ersten, ein Carlos dieses Clavigo, der ihn spornt, wenn er stutzig wird, ihm mit weltläufigen Grundsätzen das Gewissen ausweitet; eine liebenswürdige Gattin, die aber ihren Gatten nicht liebt, und ein Tölpel von Gatte, dem zuletzt das Opfermesser Othello's in die Hand gedrückt wird — wozu leuchtet der italienische Himmel über dieser Gruppe von Charakteren? Man wird uns entgegnen, es ist italienisches Genre: italienische Markt- und Kirchenscenen, Glockengeläute, Orgelspiel, Eberjagd u. s. w. Doch wir sind mistrauisch gegen das Genre, das sich in die Tragödie drängt, und mit Recht, es paßt nicht zu ihrem großartigen Freskenstil. „Maria Moroni" wäre eine treffliche Novelle geworden; doch es ist ein zusammengedifteltes Stück von musivisch bunter Arbeit; es ist nicht tragisch, sondern blos traurig und grausam. Denn der Knoten wird gerade, als er gelöst werden soll, zerhauen — und was ist grausamer, als einen „dummen Kerl" zum tragischen Rachegott zu erheben und das Fatum gleichsam in Gestalt eines losgelösten Ziegelsteins den Helden auf die Köpfe zu schleudern?

Bei aller Verschiedenheit der Diction, welche wider alles Erwarten in dem Intriguenstück den Jambus benutzt und in der Herzenstragödie sich mit Prosa begnügt, verleugnet doch Maria Moroni eine gewisse Verwandtschaft mit Elisabeth Charlotte nicht. Beide Heldinnen sind um ihre Ehegatten nicht zu beneiden; beide hegen keine Liebe zu ihnen; beide spielen mit der Sünde. Die Herzogin freilich geht um dieselbe herum wie die Katze um den heißen Brei, während ihr die Bürgersfrau bereits den Kopf in den Rachen steckt, aber ihn doch mit der Gewandtheit eines Thierbändigers zur rechten Zeit wieder herauszieht. Die Heldinnen Heyse's haben einen unerlaubten Drang, sich persönlich auszusprechen, zu resigniren, aber in irgendeinem Rendezvous, mit einer kleinen Satisfaction für die verbotene Neigung, mit einer in einem Tête-à-tête bestehenden Genugthuung den Verbrecher herunterzukanzeln, der es wagt, ihnen mit gesetzwidriger Leidenschaft zu nahen. Diese Neigung bereitet der Herzogin von Orleans die Unannehmlichkeiten, an denen sie in den letzten Acten zu leiden hat; diese Neigung ist der einzige Grund, daß Fürst Savelli ermordet wird, daß Maria Moroni sich selbst ersticht! Es ist die unglückliche Tintenscheu, an welcher der Dichter selber, wie seine zahlreichen Dramen beweisen, nicht leidet, welche seine Heldinnen ins Verderben stürzt. Maria Moroni will anfangs den kecken Freier schriftlich abweisen, doch — er würde einem Briefe von ihr nicht glauben; sie will es ihm daher selbst sagen. Hätte sie geschrieben — das Trauerspiel wäre unmöglich geworden.

Doch wie blind ist der Kritiker, rufen die Advocaten des Dichters; sieht er denn nicht, daß es sich hier keineswegs um einen bloßen Zufall handelt, daß die tragische Schuld der Heldin gesühnt werden muß, daß das äußerliche Wie dabei gar keine Rolle spielt? Es sind innerlich gebrochene Existenzen, die sich an dem göttlichen Gesetz versündigt haben, denen der Tod nur ihr Recht erweist! Es ist die blinde Leidenschaft, die sie ins Verderben stürzt, wie Romeo und Julia, die auch durch einen Zufall untergehen, welcher aber nur die Beschlüsse des Schicksals vollzieht.

Maria Moroni liebt den Fürsten, doch sie kämpft siegreich mit ihrer Liebe. Erst als er ihr ein Rendezvous mit den Juwelen seiner frühern Buhlerin bezahlen will, wird sie geheilt; sie erkennt seine Unwürdigkeit, und mit der Verachtung hört die Liebe auf, wenn auch George Sand in „Leone Leoni" das Gegentheil poetisch durchzuführen sucht. Sie ist geheilt, halb oder ganz, und ist sie es nicht, so thut die Zeit das übrige. Sie wird das Bild des Fürsten im Herzen tragen, ihrem Gatten niemals einen Altar für einen besondern Cultus darin errichten — doch das war auch schon früher nicht der Fall. Nur ein leises Streiflicht tragischer Schuld fällt auf die Ehegattin, die sich einer plötzlich auftauchenden Neigung hingibt, aber, weit davon entfernt, ihren Tölpel von Gatten zu betrügen, ihn zum Vertrauten ihres Geheimnisses macht und mit ihm in höchst unerquicklicher Weise verhandelt, wie sie diese unangenehme Störung ihrer Ehe am geeignetsten beseitigen kann. Doch der Dichter ist von der Strenge eines Inquisitonstribunals — nur der leise Geruch einer Ketzerei des Herzens lockt die höllischen Flammen herbei. Gerade als Maria sich von dem Liebhaber für immer lossagen will und dies mit erleichtertem Herzen thun kann, weil sie ihn verachten gelernt — gerade da muß der Büffel von Ehemann stößig werden und den in Ungnade gefallenen Liebhaber aufspießen. Eine höchst traurige Geschichte, aber keine Tragödie! Nichts Erhebendes, nichts Befreiendes — auf Halbsold gesetzte Leidenschaften, die bald ganz pensionirt werden, dann wieder große Leidenschaften in kleinen Charakteren, wie die den Ausschlag gebende Eifersucht in diesem Matteo, der doch nur der Held eines Meßgemäldes mit Liedern von diesem Jahr sein könnte — das sind nicht die machtvollen Elemente, welche uns die Seele bewegen können, aus solchen Halbheiten baut sich keine Tragödie auf. Der Stil des Stücks ist der Stil des Genre, hin und wieder mit sentimentalem Anflug und etwas geistreicher goethisirend nur in den Scenen zwischen den beiden Fürsten, wo Piombino die Weisheit der blasirten Welt mit mancher nicht unglücklichen Wendung an den Mann bringt.

Das dritte Bändchen von Heyse's „Dramatischen Dichtungen" enthält die fünfactige Tragödie: „Hadrian", welche entschieden vor Heyse's übrigen Dramen den Vorzug verdient. Wenn sich der Inhalt derselben auch um eine Grille, um etwas psychologisch Abnormes dreht, wenn auch das Antike dabei in einer Weise modernisirt wird, welches seinen Charakter geradezu verfälscht: so ist doch die Composition der Tragödie in ihrer Steigerung kunstgerecht und die stilvolle Haltung derselben hat durchweg Würde und Adel. Kaiser Hadrian ist ein Timon auf dem Thron. Ihm ist wie den andern Cäsaren die Weltherrschaft zu Kopf gestiegen; doch sie hat aus ihm keinen Narren gemacht, keinen Wütherich, sondern einen Misanthropen, einen Skeptiker, der aber nichtsdestoweniger ein

von seiner Willensallmacht überzeugter Despot bleibt. Er durchschweift die Wunderwelt Aegyptens, um den tausendjährigen Schatz der Weisheit zu heben, doch er findet nur „hochehrwürd'ge Priesterpossen":

Wo ist ein Tempel, Hain und Heiligthum,
Wo ich nach Wissen oder Schauen nicht
Mit heißem Durst geforscht? Ihr aber gabt mir
Statt Quellenwassers — Staub. Das Weltgeheimniß,
Wer faßt's im Kern? Es gleicht der Zwiebel, Schal'
Um Schale; wirf sie weg, genarrte Neugier!
Die Augen gehn dir über.

Und als ihn sein philosophischer Begleiter auf das Ziel hinlenkt, an dem wir erst das Leben ergründen lernen, ruft er:

Am Ziel!
So gäb' es denn ein Ziel? Wenn du mir das
Beweisen könntest, mir das O zum Alpha,
Das Wesen zeigen hinterm Schein! Ich baute
Goldtempel deiner Isis, wenn sie je
Den bitterlichsten aller Zweifel löste,
Ob wir mehr sind als Wellen eines Meers,
Emporgekräuselt durch den Hauch des Schicksals,
Um spurlos zu verfließen.

Der Kaiser zweifelt an Liebe, an Freundschaft; doch leugnet er nicht die Unsterblichkeit:

Wer sich ein Kind erzeugte, sieht er nicht
Sich selbst verjüngt, verewigt neben sich
In seinem Sohn? ... O, wie viel besser
Kann uns ein Kind versichern, daß wir sind
Und bleiben werden!

Diese skeptischen Klänge, welche die Sehnsucht nach einem Sohn ausdrücken, sollen uns zu der nun folgenden Handlung hinüberleiten, doch leiten sie uns auf eine schiefe Bahn. Denn solche Unsterblichkeit kann nur der eigene Sohn gewähren, nie ein fremder, wenn wir ihn auch lieben wie einen Sohn und an Sohnesstatt annehmen. Hadrian trifft den jungen Antinous, einen geborenen Griechen, dessen Familie wegen gerechten Widerstands gegen römische Gewaltthat flüchtig geworden, in Aegypten; er will gerade aus seiner Einsamkeit heraustreten, eine Reise nach dem Südmeer machen. Antinous erzählt frisch und offen, was er von der Vergangenheit weiß, von der Zukunft will, er eilt, den Kaiser mit Palmwein zu erquicken. Dieser fragt seinen Begleiter, wie ihm der Wirth gefalle? Sonchis entgegnet: „Ein munt'rer Bursch!"

Hadrian.
Ein muntrer Bursch? Muß ich dich Ehrfurcht lehren?
Ist dir das schuppige Ungethüm des Sumpfs,
Der Wurm im Schlamm, den deine Sohle tritt,
Ein heilig Wunder, und dies Menschenbild,
An Seel' und Leib untadlig, eine Blüte
Frisch aufgebrochen und von Thau gekühlt —
Du gehst vorbei mit Achselzucken? Hörst du
Nicht eine Stimme, die vernehmlich ruft:
Ihr sucht im Schein das Ew'ge? Schaut es an!
Schönheit steht neben euch und reine Jugend.
Die Himmel bergen nichts, das höher wäre;
Hier ist das Göttliche, hier betet an!

Wir sind indeß in der Stimmung, Sonchis mehr recht zu geben, als dem Kaiser; denn was hat Antinous gesagt und gethan, um so überschwengliches Lob zu rechtfertigen? Denken wir uns in die antike Welt zurück, lassen wir dort jene Begegnung des Kaisers und des Knaben stattfinden, so gestaltet sich diese Scene sehr einfach und lebenswahr. Antinous ist bildschön und der Kaiser ein Philosoph wie Sokrates und Platon — wer wird sich wundern, daß er den Knaben mit sich nimmt? Zum Beweis für seine Unsterblichkeit kann er ihn freilich nicht brauchen, sowenig ein moderner Dichter dies wahrhaft antike Motiv brauchen kann. Indem es aber verinnerlicht wird, verliert es gerade an innerer Wahrheit. Es bleibt psychologisch möglich; aber es steht abseits von dem gebahnten Heerweg des Empfindens, abseits vor allem von dem Empfinden des Alterthums! Wenn irgendein Stoff die ewig wiederkäuenden Apostel der kindischen Wahrheit, daß alles echt Menschliche zu allen Zeiten sich gleichgeblieben sei und daß daher der Dichter seine Stoffe aus allen Zeiten wählen darf, widerlegen kann, so ist es dieser; denn es wird wol niemand so dreist sein zu behaupten, daß die Liebe eines Hadrian zu einem Antinous, wie sie die Geschichte uns überliefert hat, ein geeignetes Thema für einen modernen Dramatiker sei. Der alten Götter Thun ist Laster und Verbrechen im Auge der neuen Zeit und ihrer Criminalgesetzbücher, und für die Gruppe eines Zeus und Ganymed gibt es heutigentags keinen andern Olymp als das Zuchthaus. Paul Heyse mußte seinen Stoff ganz umdichten; doch dies ging nicht, ohne ihm Gewalt anzuthun. Was Hadrian von der Welt sagt, kann man von dem Dichter sagen gegenüber einem solchen Stoffe:

Wer kann
Die Welt umdenken? Sie ist, wie sie ist,
Und spottet unsrer Qual und unsers Witzes.

Hadrian nimmt den Knaben mit sich; Antinous folgt, trotz des vor dem Herrendienst warnenden Vaters; er folgt gern, weil der Kaiser arm ist und beklagenswerth und es braucht, daß man ihm helfe. Der Zug der Seele zieht ihn zu dem ganz Verwaisten. Auch dies Motiv ist mindestens ein ganz apartes für den in der Wüste aufgewachsenen Knaben. Es ist eine eigenthümliche, höchst sentimentale Liebe, welche die beiden zusammenführt — was wird aus diesem platonischen Bund der Herzen werden? Einem modernen Liebesverhältniß zwischen Mann und Weib würde man bei so plötzlich auflodernder Neigung, bei so übereiltem Abschluß des Bundes kein günstiges Prognostikon stellen — sollte es mit der Verliebtheit des Kaisers und des Knaben besser aussehen? Krankhafte Stimmungen haben krankhafte Verstimmung zur Folge. Im zweiten Act sehen wir bereits den Knaben „verstimmt". Der Kaiser ist liebenswürdig gegen ihn, dankbar:

Wer so beglückt, was fehlte dem zum Glück?
Bedenk, mein Sohn, daß mich, dem niemand gibt,
Der allen geben muß, du Einziger
Mit Gaben überschüttest Tag für Tag.

Freilich, wenn Antinous immer so verdrossen ist, wie er sich hier zeigt, trotz aller Schaustellungen von Schiffskämpfen und Sklaventänzen, dann wissen wir in der That nicht, worin die Gaben des Glücks bestehen, mit denen er den Kaiser überschüttet. Nichts von Frische und

Heiterkeit; er grübelt mit dem Adoptivvater um die Wette, wird ein Hypochonder, ein Misanthrop. Er spricht wie Hadrian:

Sind die Menschen
Viel zahmer, besser, weiser, als das Wild?
Der schleicht auf Raub, der wird im armen Nest
Des Stärkern Beute.

Dann tritt er so blasirt auf, daß man die Runzeln in seinem Gesicht zu sehen glaubt:

Drei Monde kaum in dieser Welt, und schon
All ihrer Freuden satt, als wär' mein Haar
Ergraut und meine Glieder abgedorrt.

Er sehnt sich zu den Seinen, in den Schos seiner Familie zurück. Sollte das frische großartige Leben einer Weltstadt, von der Stufe eines mächtigen Throns aus gesehen, für ein junges, gesundes Blut so wenig Anziehungskraft haben? Eine Sentimentalität tritt an die Stelle der andern; Hadrian erscheint als alter Hypochonder, während der junge Antinous mehr von hysterischen Wallungen befallen zu sein scheint. Sonchis deutet dies selbst an:

Seine Stirn
Ist nicht so hell mehr wie am ersten Tag.
Wüßt' ich nur eins, ob dies Natur ist, oder
Nur eine Rolle, die er künstlich spielt,
Schwermuth und Ekel heuchelnd, wie ein Weib,
Das Launen wechselt, nur um neu zu reizen.

Doch dem Knaben ist es Ernst; er bittet den Herrscher ihn freizugeben, weil er ihn nur elend mache mit all den hohen Wundergaben, mit all seiner Güte und Liebe; er will in seine Dunkelheit zurück. Hadrian lobt sein Gefühl, doch will er zunächst nichts davon hören. Antinous spürt etwas Feindliches gegen seinen hohen Gönner:

Das schwoll herauf und würgte mir den Athem,
Daß sich's in einen Schrei von Angst und Abscheu
Entladen hätte, wär' er noch geblieben,
Und nur sein Weggehn stillte diesen Sturm.

Vater und Schwester des Antinous sind indeß in Alexandria angekommen; ein Wiedersehen mit der Schwester, die dem Bruder den inzwischen erfolgten Tod der Mutter mittheilt und so eine rührende Familienstimmung hervorruft, schließt den zweiten Act.

Die paradoxe platonische Liebe und Herzensfreundschaft zwischen dem Weltkaiser und dem Knaben vom Nil steigert sich allmählich bei beiden zu einer Art von Geisteskrankheit, deren Paroxismen im dritten oder vierten Act zum Ausbruch kommen. Auf den Höhepunkten der Tragödie sehen wir die fast ins Burleske umschlagende Situation, daß sich zwei vor Liebe umbringen wollen. Nur um den Genuß eines Umgangs zu haben, dessen erfreulich-erheiternden Charakter wir bereits hinlänglich kennen lernten, will der Kaiser den Knaben nicht loslassen, der Knabe aber will um jeden Preis fort. Der Dichter wollte uns den Despotismus der Liebe darstellen; doch eine so grundlose Liebe erscheint nur als eine Art von Caprice und Monomanie. Gleichviel, im Streit um Bleiben und Gehen werden die Freunde heftig; Schwester Klytia nimmt des Bruders Partei; es kommt zu gezogenen Schwertern, Klytia wirft sich zwischen sie; der Kaiser zückt im Eifer gegen sie das Schwert; sie sinkt getroffen zu Boden. Das ist der Höhepunkt der Krisis, kunstgerecht an den Schluß des dritten Acts verlegt, dramatisch lebendig, wenn die Handlung selbst nur auf einem allgemein gültigen Boden stände!

Wenn der Kaiser halb unfreiwillig zum Mörder wird, so wird es Antinous freiwillig; er versucht am Schluß des vierten Acts, Hadrian zu vergiften. Der Sklave einer Liebe oder vielmehr Caprice ist heimtückisch und rachelustig geworden. Der Versuch mislingt, was bleibt ihm im fünften Act übrig als sich in den Nil zu stürzen? Kaiser Hadrian, dem kurz vorher sein Freund Sonchis im Isistempel einigen nekromantischen Hokuspokus vorgemacht und ihm auf seine skeptischen Fragen über die Götter und die Unterwelt einige sibyllinisch geheimnißvolle, das heißt volltönend-nichtssagende Antworten ertheilt hat, bricht an der Leiche seines Lieblings in laute Klagen aus, doch findet er im Verlust des Einzigen — und das soll die Versöhnung des Schlusses sein — den Glauben an die Unsterblichkeit wieder:

Ist das nun Wahrheit?
Nein, dies ist Schein. Ich fasse deine Hand,
Und sie bleibt kalt; ich rufe dich, du schweigst,
Und alle Zeichen sprechen, du seist todt.
Ich aber weiß, du lebst; die Zeichen lügen.
Du hast nur diese Fesseln abgestreift,
Um frei im All zu schweben. Wie? es hätte
Natur so edel dich gebildet, so
Mit ihrem Köstlichsten dich ausgestattet,
Um, wenn du einen kurzen Tag gelebt,
Ihr Kleinod zu vernichten, wie ein Kind
Sein buntes Spielwerk? Nur, damit ein Thor,
Ein Rasender mit seinem engen Witz
An dir zu Schanden würde, seine Selbstsucht
Sich kehrte gegen ihn, nur darum hättest
Du aufgehn müssen, darum untergehn,
Mein schöner Stern? Und jetzt aus deiner Asche
Erstünde neuer Keim zu Blüt' und Frucht,
Und jene Flamme, die mein alternd Herz
Entzückend wärmte, jener hohe Geist,
Der Seele Lieblichkeit, der Sitten Adel,
Die schwänden in ein wesenloses Nichts?
Was dir gemein war mit den Elementen,
Mit Pflanze, Stein und Thier, wär' unvergänglich,
Und was dich göttlich machte, soll vergehn?
Nein, mein geliebtes todtes Kind — du lebst!
Wir haben nicht das letzte Wort getauscht,
Du weißt von mir, weißt, daß ich bei dir bin
Und um dich weine. Doch die späte Thräne
Brennt nicht, sie kühlt. So haben strenge Götter
Es uns verhängt: Ich mußte dich verlieren,
Um zu erkennen, daß kein Hauch von uns
Verloren geht. Und nun in öder Nacht
Des Greisen leuchtest du, mein Abendstern.
Ich blicke schlaflos, doch nicht ruhelos
Zu dir empor, bis du als Frühgestirn
In heil'ger Morgenglut mich zu dir winkst!

Wenn auch die Diction der Dichtung den wilden Ausbrüchen der Leidenschaft, die in den Schlußscenen des dritten und vierten Acts sich geltend machen, keineswegs vollkommen gewachsen ist, so ist sie doch überall von maßvollem Adel und von künstlerischer Grazie. Der Kaiser fördert in den düstern Reflexionen seiner skeptischen Weltanschauung manchen Gedanken zu Tage, der uns sinnig

anmuthet und in schöngeprägter Form eine willkommene Albummünze ist. In Bezug auf innern Gehalt überragt Kaiser „Hadrian" um Kopfeslänge die andern Dramen Heyse's. Um so mehr ist es zu bedauern, daß das Stück ungesund ist und an einem organischen Fehler leidet: an dem durchaus capriciösen und aus dem Alten ins Moderne unglücklich umgedichteten Motiv.

Was Paul Heyse's Drama „Hans Lange" betrifft, welches den Inhalt des vierten Bändchens bildet, so können wir uns in Bezug auf dasselbe kürzer fassen. Das Stück hat von allen Heyse'schen Dramen den größten Bühnenerfolg gehabt und dürfte den meisten unserer Leser bekannt sein. Diesen Bühnenerfolg verdankt es keineswegs seinem innern Werth, sondern der praktischen Wendung des Dichters, einmal Rollen zu schreiben, die den meisten Schauspielern bequem liegen, und Situationen zu erfinden oder vielmehr zu benutzen, deren Bühnenwirksamkeit bereits erprobt ist. Es gibt Charaktertypen, die sich gleichsam von selbst für die Darstellung mit Fleisch und Blut erfüllen. Der dem Anschein nach biedere, treuherzige, in Wahrheit aber verschlagene oder, wie man im deutschen Nordosten sagt, „dreihaarige" Bauer, der durch niemand überlistet wird als durch den Großknecht, denn dieser thut's ihm noch zuvor und wendet dabei eine Dosis Edelmuth an, deren Wirkung stets seit Kotzebue's Zeiten auf der Bühne sich als eine glückliche und drastische erwiesen hat, der besoffene Junker, der brave „Jud", der ein echtes Kind Mosis ist, aber ein gutes Herz hat — das sind die Figuren, denen das Stück seine Wirkung verdankt; keineswegs aber dem Junker Bugislav, dem etwas ungestümen Prinzen, der auf das Land geschickt wird, um bei dem Bauer Hans Lange einen pädagogischen Cursus durchzumachen, keineswegs der Frau Herzogin, einer etwas schwankenden Dame, aus deren Benehmen man nicht ganz gescheit wird, keineswegs der ganzen Hof- und Staatsaction, diesen meist etwas durchsichtig plumpen hinterpommerschen Intriguen, die eine sich taubstellende Großmutter und ein mit Mutterwitz begabter Bauer allerdings zu durchkreuzen vermag. Und was die Situation betrifft, so sind es der zweite und dritte Act mit ihren dorfgeschichtlichen Genrebildern, namentlich der letztere, in welchem das Versteckspiel stattfindet, der Prinz in den Judenrock kriecht und der haussuchende Junker mit langer Nase abziehen muß: es sind diese bühnlich geschickt zur Geltung gebrachten Reminiscenzen aus hundert andern Stücken, denen „Hans Lange" seinen Erfolg verdankt. Hierzu kommt, daß der Charakter des Bauern mit einigen recht glücklichen Zügen ausgestattet und die Sprache oft von einer hinterpommerschen Derbheit ist, der man freilich ansieht, wie schwer sich Heyse's zierliche Muse dazu entschließen konnte.

Dagegen ist die eigentliche Haupt- und Staatsaction, die man über diesen rusticalen Episoden vergißt, ohne allen dramatischen Nerv behandelt. Es sind keineswegs kleine Motive, die in ihr stecken, aber sie kommen nicht zu Tage. Das sind Aquarellfarben, in denen die Herzogin mit ihrem sehr zart gehaltenen Liebling Massow gezeichnet ist; und der tiefe Conflict zwischen Sohn und Mutter, ein Conflict von tragischer Bedeutung, läßt uns vollkommen kalt; wir sind ganz gleichgültig dagegen, ob sich die Kluft zwischen beiden erweitert oder schließt. Noch haben wir eine Abweichung zwischen der Bühneneinrichtung und dem gedruckten Drama, wie es vor uns liegt, anzuführen. Jene hat vier, diese fünf Acte. In der letzten Gestalt ist die Handlung so schleppend, Hans Lange's Mutterwitz selber erlahmt in so bedenklicher Weise, die sich breit in den Vordergrund drängende Hauptaction zeigt ihre Dürre, Dürftigkeit und Interesselosigkeit so auffallend, daß eine Aufführung nach dem Text des Buchs gewiß einen Mißerfolg mit sich bringen würde. Die Kürzung ist also geboten, obgleich durch sie die Versöhnung zwischen Sohn und Mutter, wie überhaupt die ganze Handlung sich wiederum überstürzt und der letzte Act auch so matt und erkaltend wirkt. Die Bühne nimmt sich aus dem Stück heraus, was sie brauchen kann: eine gute Rolle für den Charakterdarsteller, ein paar bäurische Genrebilder und mit ihnen verbundene wirksame Scenen. Alles andere ist Ueberschuß, hat aber auch keinen dichterischen Werth.

Mag sich Heyse's Talent in Theokrit's verbirchpfeiffertes Gewand hüllen oder antike Kaisertragödien mit modernem Weltschmerz dichten: immer fehlt ihm der dramatische Nerv, der sich weder durch Bildung, noch durch Routine ersetzen läßt. Die dialogisirte, ja selbst die bühnengerechte Novelle macht noch immer kein Drama.

Rudolf Gottschall.

Erotische Literatur.

1. In Mexico. Von Armand. Vier Bände. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1865. 8. 6 Thlr.
2. Die Araber des Sahels. Erlebnisse und Abenteuer des Kapitäns der Spahis Emile Tirsot. Von G. Hennig. Breslau, E. Trewendt. 1865. 8. 2 Thlr.

Warum wir so wenige gute Romane haben? Liebhaber der englischen erzählenden Literatur finden auf diese Frage jederzeit eine Antwort. Der wunderbare, vielfach gegliederte, feste sociale Aufbau dieses Volks soll unserer Nation fehlen, deren gebildeter, also als Schilderungsstoff wie als Publikum bei diesem Literaturzweige hauptsächlich betheiligter Klasse eine so unsichere, abhängige und dabei durchweg materiell kümmerliche Lebenslage zugemessen sei, daß unsere epischen Talente allen Grund unter den Füßen verlieren, und in die kümmerliche Trivialität kleinbürgerlicher Zustände oder die wüste Abenteuerlichkeit des Vagabundenlebens mit ihren Schilderungen gerathen müßten. Die Richtigkeit dieser Begründung zum Theil zugegeben, muß dennoch zugleich bemerkt werden, daß dieser Grund wol kaum völlig ausreichen dürfte, um die verhältnißmäßige Armuth an guten Romanen bei einem Volke zu erklären, das nicht nur in frühern Jahrhunderten Gedichte wie das „Nibelungenlied", die „Gudrun" und den „Reineke Vos" aus sich gebar, sondern selbst in unsern Zeiten epische Talente ersten Rangs, einen Wieland, Immermann, Jeremias Gotthelf besessen hat. Der Hauptgrund

muß vielmehr in der jede andere geistige Eigenschaft überwuchernden reflectirenden Intelligenz unsers Volks gesucht werden, das nicht nur für seine Staatsmänner viel „zu gebildet" ist, sondern selbst seinen erzählenden Talenten ihre Aufgabe erschwert. Die erzählende Literatur muß doch, der Natur der Sache nach, wenn sie nicht aus den ihrer ganzen Art angewiesenen Grenzen herausgerathen soll, entweder von der skeptischen Reflexion unserer Tage gänzlich unberührt geblieben sein — in welchem Falle die unsere niedern Klassen entzückende „frische Historie" zu Tage kommt — oder sie muß sie so gänzlich in sich aufgenommen haben, daß dieselbe als eigene Existenz vernichtet und mit der Erzählung selbst unlösbar amalgamirt ist. Es liegt aber nahe, daß, je höher die Durchschnittsintelligenz der „gebildeten Klasse" eines Volks ist, eine um so größere, rein schöpferische Kraft des Dichters erfordert wird, um diese Masse allgemeiner, kritischer, also negativer Intelligenz zu absorbiren, und, von ihr getränkt, noch zum Aufbau eines wirklichen, zusammenhängenden, künstlerischen Organismus befähigt zu sein. Unter der Last dieses Erfordernisses leiden unsere epischen Talente; um so größer und köstlicher freilich ist denn auch andererseits die Wirkung, wenn wirklich einmal ein Erzähler, der die skeptische Bildung unserer Tage in sich aufsog, noch Dichter dabei zu bleiben die Fähigkeit gehabt hat, ein Zusammentreffen und -Wirken verschiedener Eigenschaften, denen z. B. Spielhagen's Meisterwerke ihre Hauptreize zu verdanken haben, trotzdem daß selbst in ihnen das schöpferische Talent zu einer frischen und lebendigen Ueberkleidung des Inhalts moderner Reflexion kaum und nur nothdürftig ausreicht.

Aber dieser Fall ist ein seltener und kommt selbst geistbegabten Schriftstellern nur unter ungewöhnlicher Willensanstrengung und großer Schicksalsgunst in dem Verlaufe ihrer geistigen Ausbildung zugute. Weit häufiger ist bei diesem ungünstigen Verhältnisse zwischen Publikum und Autor die gänzliche Vereinzelung dieser beiden Eigenschaften in dem letztern: ein Fall, dem wir z. B. die ganz ungewöhnliche Menge geistreich zerfahrener Romane zu verdanken haben, an denen unsere Literatur größern Ueberfluß zeigt als irgendeine andere. Oder die entgegengesetzte Möglichkeit wird wirklich, das wüste Aneinanderreihen bunter, trivial abenteuerlicher Begebenheiten wird der Endzweck des Erzählers, und eine armselige Vermengung aller möglichen Erfindungsfragmente, ohne eine Spur von Compositionstalent, das wie bei unserer ganzen Nation politisch, so bei den einzelnen künstlerisch die seltenste aller Eigenschaften ist, zusammengewürfelt, wird mit dem Namen Roman geschmückt, und soll mit den bekannten Werken der auf diesem Felde wirklich unvergleichlichen Engländer und Franzosen rivalisiren. Weil aber unsere Gegenwart wenigstens in den Kreisen, in die unserm Schriftstellerstande meistens der Einblick ausschließlich gestattet ist, einen höchst einfachen, nüchternen, die Gefahr und den Reiz der Abenteuerlichkeit ausschließenden Charakter hat, so suchen derartige Talente gern die Fremde auf, die überdies den Vortheil wohlfeil blendender Schilderungen und weit schwerer zu controlirender Unwahrscheinlichkeiten für einen Erzähler mit sich führt, und da stehen wir denn vor dem neuesten, momentan sehr begünstigten Romangenre, vor dem exotischen Roman, der, beständig vor der Heimat auf der Flucht, übrigens mit gleicher Unparteilichkeit zwischen Australien und Californien, zwischen Java und Mexico sich umherbewegt.

Guter alter Herodot, der du in primitiven Zeiten Geschichte, Reisebeschreibung und Ethnographie miteinander verbandest, du findest deine Nachfolger; die Hypercultur der Gegenwart greift wieder auf diese Stilvermischung zurück, die sie freilich durch ein von deiner Einfachheit ungeahntes Moment — das eben dem Publikum gegenüber die andern drei allein aufrecht erhält und entschuldigt —, durch die eingeflochtene Liebesgeschichte zu vermehren gewußt hat! So weit also sind wir gekommen, daß vier Pferde vorgespannt werden müssen, um das schwerfällige Interesse des Publikums weiter zu schleppen, daß die Poesie zur Magd der Wissenschaft, zu dem Reizmittel erniedrigt wird, das einer übersättigten Lesewelt die Brocken aus Geschichte und Erdbeschreibung mundgerecht macht, „über die man ja doch heutzutage auch mitreden können muß"! Und welche Ausbeute für ein solches Aufgebot aller Wissenschaft und Kunst? Einige glücklich ins Meer der Ewigkeit vorangeschickte Stunden und einige unklare, wüst durcheinanderschwimmende Reminiscenzen aus allerlei verworrenen Begebenheiten der traurigsten Geschichte und der trivialsten Romantik!

Armand's Buch „In Mexico" wäre wol besser „Mexico in den Jahren 1846—48" genannt worden, um den Charakter, den es noch am erträglichsten aufrecht erhält, den Charakter des historischen Romans oder vielmehr der romantisirten Historie auch äußerlich zu kennzeichnen. Der Stoff dieser Historie, der Krieg Mexicos gegen die Vereinigten Staaten, trotz der hohen Begabung des Dictators Santa-Anna, von Niederlage zu Niederlage bis zu einem ungünstigen und schimpflichen Frieden führend, ist an sich nicht unglücklich gewählt, vielmehr hätte derselbe einem wirklich begabten Schriftsteller die Gelegenheit zu einer poetischen Verkörperung der interessantesten Parallelen und Gegenbilder aus dem Leben und Charakter zweier so grundverschiedener, um den Besitz des amerikanischen Continents ringender Völker und Culturen gegeben: eine Gelegenheit, die hier mit wenigen Reflexionen trivialster Natur abgefertigt worden ist. Man muß es gestehen, der Verfasser hat sich seine Aufgabe leicht zu machen gewußt und ist jeder Versuchung zu einer gediegenern Leistung mit rühmlicher Sorgfalt aus dem Wege gegangen, sodaß ihm freilich nichts anderes übrigblieb, als eine nackte Geschichtserzählung mit einigen Genre- und Sittenbildern trivialster Natur zu durchwürfeln, mit einer fast ohne den geringsten Zusammenhang neben der historischen Action daherlaufenden Liebesgeschichte je nach Behagen und Bequemlichkeit abwechseln zu lassen, und dieses Ragout dann dem Publikum vertrauensvoll vorzulegen: ein Verfahren, bei dem selbstverständlich auch ein größeres Talent als

das seinige seine Arbeit in künstlerischer Hinsicht so gut wie verloren hätte, wie denn auch hier der Autor die wenigen echten Adern seiner Naturanlage erfolglos verschwendet hat. So ist es namentlich um einige seiner Schilderungen und Scenerien schade, die, freilich von der Autopsie ihres Verfassers unterstützt, den Stempel eines großer Wirkungen fähigen malerischen Talents unverkennbar an der Stirn tragen, besonders an den Stellen, wo der Autor mit seinen Gold-, Purpur- und Azurtinten nicht allzu verschwenderisch umging; wie denn namentlich eine wahrhaft ergreifende Schilderung der mexicanischen Hauptstadt in der Morgenfrühe und einige schöne Mondscheinlandschaften uns in dieser Hinsicht besonders aufgefallen sind. Ungleich ärmlicher zeigt sich das Talent für Erfindung und Charakteristik, für die poetische, eigentlich schöpferische Anlage, die von französischen Vorbildern sich ein klägliches Scheinleben erborgt hat und ohne eine Spur von wirklich belebender Wärme in jener unheimlichen Schauderromantik sich ergeht, die nur durch ein großes, gewaltig hinreißendes Talent bei maßvoller Anwendung erträglich wird, hier aber den Eindruck frostiger Geschmacklosigkeit macht.

Namentlich die Charaktere sind nichts als die bekannten pariser Romanfiguren, aus dem europäischen Costüm in Manga und Mantille gesteckt, was freilich in den Augen der echten Romanleser wahrscheinlich einen Vorzug des Buchs ausmacht, da sie dann der unbequemen Mühe des Bekanntwerdens mit neuen lebendigen, nicht auf den ersten Blick durchschaubaren Charakteren überhoben sind. Sie werden hier ein wahrhaft rührendes Wiedersehen mit ihren alten vertrauten, neuerdings manchmal vermißten Lieblingsfiguren feiern. Da ist er, der absolute Bösewicht mit dem Grafentitel und dem undurchdringlichen Gewissen; da ist sie, das Weib aus dem Volke, das zu jeder Schandthat seine Hand bietet, um sie dann aus Rachsucht zu entlarven; und da ist endlich auch der junge Apollo mit den wallenden Locken und dem edeln Herzen, und die schöne Wachsfigur mit dem Alabasterteint und den strahlenden Augen, wie aus dem Friseurladen herabgestiegen in die Werkstatt des schaffenden Dichters! Da ist er, der unglückliche Spieler mit der Pistole, und der glatte Schleicher, der seinen Lohn bekommt, und die ungetreue Geliebte, die sich vergiftet, und der unglückliche Liebhaber, der in der Schlacht den Tod sucht und findet! Schatten, Schatten, und nicht einmal Schatten der Wirklichkeit, sondern Schatten anderer Schatten, die einst von jetzt vermoderten Gehirnen ein kümmerliches Scheinleben empfingen, ohne eine Spur von eigener Berechtigung für ihr dichterisches Dasein! Ist der Inbegriff der Menschheit so bald erschöpft, die menschliche Natur so arm und gleichförmig unter allen Zonen, daß, wie die Negerkönige unsere abgelegten Uniformen anziehen, so die dichterischen Helden in andern Zonen unsere abgetragenen Romaneigenschaften? Dann in der That hätten jene recht, welche gegen jede neue poetische Production wie gegen eine Verschwendung anderswo besser verwendbarer Lebenssäfte protestiren, und der dichterische Genius der Menschheit sollte sich schlafen legen zu so manchem andern Ueberreste todter Jahrhunderte!

Angehängt ist dem Roman eine Anzahl von Gedichten, „die, als in jenen Gegenden entstanden, welche der Roman schildert, den verehrten Lesern und Leserinnen nicht unwillkommen sein werden". Es sind durchweg bloße Naturschilderungen in etwas klappernden Trochäen, als solche allerdings nicht ohne einige Spuren jener natürlichen malerischen Anlage, die wir dem Dichter schon oben nachzurühmen hatten; aber als Poesien selbstverständlich schon wegen der fast überall fehlenden Handlung so gut wie völlig werthlos, wovon ein Blick in den „Laokoon" den Dichter schon selbst hätte überzeugen müssen. Aber freilich, wie viele von unsern Unsterblichkeitsaspiranten lesen denn noch heutzutage den „Laokoon"?

Wenn Lord Byron's bekanntes Paradoxon, daß die Wirklichkeit romantischer als die Fiction sei, irgendwo seine Gültigkeit hat, so ist es sicher bei fremdländischen Schilderungen. Hier etwas erfinden wollen, heißt allerdings seiner Phantasie eine Zumuthung stellen, der nur sehr wenige dichterische Naturanlagen gewachsen sein dürften, weil der Einbildungskraft hier jede aus der Erfahrung reproducirende Thätigkeit abgeschnitten und sie ausschließlich auf sich selbst, auf das Chaos blinder Möglichkeit und wüster und geschmackloser Abenteuerlichkeit angewiesen ist, während andererseits die innere Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit sich neben dem wirklich Erlebten und Realen sofort unvortheilhaft geltend machen muß. Ein eclatantes Beispiel hiervon gewährt der vortheilhafte Gegensatz, den das zweite der oben angeführten exotischen Werke: „Die Araber des Sahels", von G. Hennig, in seiner einfachen, von Erfindungen unbelasteten Schilderungs- und Erzählungsweise gegen den mexicanischen Roman von Armand bildet. Der Verfasser hat sich auf Erfindung von Liebesgeschichten und Greuelthaten durchaus nicht eingelassen, sondern einfach der Wirklichkeit und seinen Erfahrungen das Wort gegönnt, und dennoch ein Werk geliefert, das an romantischem Reiz und an Spannung der einzelnen Episoden die Armand'schen Abenteuerlichkeiten bei weitem übertrifft, wobei ihm freilich die ungleich größere Neuheit und Unverbrauchtheit des Materials zu Hülfe kommen mußte. Wovon in Armand's Werke beständig mit trivialen Worten hin- und hergeredet wird, der Gegensatz von Uncultur und Cultur, und wiederum der Contrast der verschiedenen Culturen der Menschheit, hier ist er in wirksamster Anschaulichkeit vorhanden. Vortrefflich wirkt in dieser Beziehung namentlich der ironisch-skeptische, fast etwas blasirt zu nennende Ton, den der aus Paris schnell in die Sahara und an den Senegal verschlagene französische Reiteroffizier hier angenommen hat, denn nur um so kräftiger tritt der innere Kern, die unvergleichliche Lebenswahrheit der von ihm erzählten Abenteuer hervor; obgleich einzelne zu weit ausgesponnene Betrachtungen, wie die über die Schmarotzerpflanzen und die „guten Freunde", wol besser fortgeblieben wären.

Das Werk trägt überhaupt einen bittern Charakter

und zeugt von einer gefaßten, aber innerlich hoffnungslosen Seelenstimmung des Autors, mit welcher die geschilderten wüsten und traurigen Scenen nur allzu gut harmoniren, und die Lehre von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur, die sich dann ja in einfachen Verhältnissen am schlagendsten darthun müßte, wird zur Genüge als eine Thorenfabel erwiesen. Belagerungen, Gefechte, Rückzüge, Plünderungen, Sklavenmärkte, die buntesten Abenteuer folgen aufeinander, aber jedes in sicherer Plastik klar und einfach hingestellt, ohne Verschwendung blendender Farben und pathetischer Exclamationen! So ist namentlich die Erzählung von der Belagerung der Thalfeste von Esthur durch die Araber, die mit dem Verschmachten der bisher siegreichen maurischen Besatzung endigt, in ihrer furchtbaren Kürze und Knappheit wirksamer, als irgendeine weit ausgedehnte Malerei sie zu machen im Stande gewesen wäre, während andererseits die Darstellung der letzten Nacht vor dem entscheidenden Gefecht, der von Lager zu Lager angestimmten Todtenklage um die Gefallenen, in derselben Sprache nach derselben eintönigen Trauermelodie von Freund und Feind, von Arabern und Mauren gesungen, einen wahrhaft ergreifenden Eindruck hinterläßt. Hier, bei einem innerlich verwüsteten und blasirten französischen Reiteroffizier, ist das poetische Talent und die poetische Empfindung, die der deutsche Fachschriftsteller so durchaus vermissen ließ!

Eigenthümlich übrigens, wie jedes Volk seine Paradoxa praktisch zu bewahrheiten weiß. Le beau c'est le laid; ein Franzose hat es gesagt, und auch wol nur ein Franzose konnte dieses oft bestrittene „geflügelte Wort“ zuerst aussprechen. Und ist hier nicht wirklich auf Grund verwüsteter, trostloser Realität ein interessantes, ergreifendes, vielfach belehrendes, kurz ein schönes Buch geschaffen worden?

Cajus Möller.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die Goethe-Studien Frankreichs folgen den Goethe-Studien Deutschlands auf dem Fuße nach. Man übersetzt nicht mehr blos die poetischen Meisterwerke; man begnügt sich nicht mit der Kritik und Analyse derselben, man sucht dem Genius des Dichters gerecht zu werden, indem man seine ganze und volle menschliche Individualität nach allen Seiten hin beleuchtet und das reiche literarische Material, welches zu diesem Zweck dienstbar gemacht werden muß, der französischen Literatur aneignet. Ein Essay in den October- und Novemberheften der „Revue des deux Mondes“ von 1865: „La philosophie de Goethe“ von M. E. Caro ist ein neuer Beweis hierfür, ein Essay, der sich auf der Grundlage einer beträchtlichen Zahl einiger in den letzten Jahren erschienener Uebersetzungen aufbaut.

Indem wir diese Werke, welche dem Essay als Quellenschriften dienen, und Goethe-Schriften anführen, lassen wir den Eifer der Franzosen in der Aneignung des deutschen Geistes für sich selbst sprechen: „Oeuvres de *Goethe*, traduction nouvelle par M. *Jacques Porchat*“ (10 Bde.); „Oeuvres scientifiques de *Goethe*, analysées et appréciées par M. *Ernest Faivre*“; „Oeuvres d'histoire naturelle de *Goethe*, traduites et annotées par M. *Ch. Martius*“; „Conversations de Goethe pendant les dernières années de sa vie, recueillies par *Eckermann*, traduites par M. *Emile Délerot*“; „Correspondance entre Goethe et Schiller, traduction de Mad. *de Carlowitz*, annotée et accompagnée d'études historiques et littéraires par M. *Saint-René Taillandier*“. Goethe, der Naturforscher, der Denker, der Mensch, tritt in den Vordergrund dieser Studien; man gräbt nach den tiefern Quellen seiner Weltanschauung, deren befruchtende Wirksamkeit seinen Dichtungen jene zauberische Anmuth und geistige Bedeutung gibt. Denn die echte Anmuth spielt nicht wie ein gaukelnder Schein auf der Oberfläche; sie ist um so reizvoller, je mehr sie die tiefere Bewegung des Geistes begleitet oder vielmehr aus ihr hervortritt.

Der oft verkehrten Anwendung der dichterischen Größenschätzung wird die richtige Würdigung unserer Classiker ein für allemal ein Ende machen. Es waren große Dichter, weil es große Geister waren, die das Wesen der Welt und des Menschen mit tiefsinniger Ursprünglichkeit zu ergründen suchten — Goethe auf dem Gebiet der Natur, Schiller auf dem der Geschichte. Daher die Prägnanz ihrer Darstellung in Vers und Prosa, eine Prägnanz, welche das echte Siegel des Genius ist. Alles kommt bei ihnen aus dem Centrum, aus dem Mittelpunkt ihrer Existenz, ihres Denkens und Empfindens! Nichts in ihnen ist angeeignete Form, die Form ist nur der Ausdruck eines schöpfungskräftigen Inhalts. Damit vergleiche man manche der vielgerühmten Poeten des Tags, wie nichtig, wie äußerlich diese Geleckheit, welche Willkür in der Wahl der talentvoll beherrschten Formen! Welche Geistlosigkeit in der blanken Darstellung des alltäglichen Lebens!

Der Essay Caro's über Goethe's Philosophie in der „Revue des deux mondes“ beginnt mit einer Entwickelungsgeschichte Goethe's. Es wird mit Recht darauf hingewiesen, daß sich der Dichter in keinem abgeschlossenen System ganz heimisch fühlen konnte. Jeder Dichter wird als Philosoph Eklektiker sein, aber doch als Denker sich die Welt aus einem einzigen eigenthümlichen Grunde der Ueberzeugung und Anschauung aufbauen. Spinoza's Einwirkung auf Goethe wird von Caro näher untersucht. Scharf schildert der Autor den umgeformten, exoterischen Spinozismus, wie er vor den großen metaphysischen Epopöen von Schelling und Hegel in Deutschland herrschte, als einen mehr oder weniger wissenschaftlichen, mehr oder weniger poetischen Naturalismus oder Pantheismus, und so sei er auch von Goethe erfaßt worden, als der vage Gedanke des göttlichen Lebens in der Natur, während eigentlich das System Spinoza's, sein dogmatischer Geist, seine Darstellungsweise gerade dem Genius Goethe's hätten antipathisch sein müssen. Was ihn an der Ethik des Spinoza anzog, war gerade die beruhigende Wirkung, die sie in ihm hervorrief. Wie ein Hauch des Friedens wehte es ihm aus dieser Schrift entgegen. Wir hätten gewünscht, daß Caro sich nicht auf eine allgemeine Charakteristik des Verhältnisses Goethe's zu Spinoza, nicht auf die Besprechung seiner auf dies Verhältniß bezüglichen Aeußerungen beschränkt hätte, sondern aus den Dichtungen selbst das hervorgehoben, was gleichsam mit spinozistischem Geist getränkt ist. Caro hätte die Wirkung Spinoza's dann doch als eine nachdrücklichere einräumen müssen, als dies jetzt von ihm geschieht. Wir brauchen nur an die „Orphischen Urworte“ zu erinnern, welche den griechischen Geist durchweg spinozistisch commentiren, vor allem aber an die „Wahlverwandtschaften“, einen Roman, der in seinen maßgebenden Motiven ganz spinozistisch gedacht ist. Daß Goethe in spätern Lebensjahren die Erbschaft Schiller's antrat und sich mehr mit Kant befreundete, ist eine bekannte Thatsache.

Der zweite Abschnitt behandelt Goethe's naturwissenschaftliche Werke und seine Beziehungen zu Geoffroy Saint-Hilaire. Goethe's Farbentheorie hat bei den Newtonianern nie Anklang gefunden. Dennoch entschieden sich nicht nur Philosophen wie Hegel für dieselbe, sondern auch Naturforscher wie Nees von

Esenbeck, der berühmte Botaniker, welcher auch einer der eifrigsten Apostel der Goethe'schen „Metamorphose der Pflanze" war. Was des Dichters Beziehungen zu Saint-Hilaire betrifft, so meint Caro, daß sein ganzes wissenschaftliches Leben nur eine Art von Anticipation der Methode und der Arbeiten Saint-Hilaire's war, und weist auf den wahrhaft brüderlichen Triumphgruß hin, mit welchem der Dichter, in seinen letzten Jahren, das Auftauchen des berühmten Gegners von Cuvier begrüßt habe.

Der letzte Theil des Essay bespricht Goethe's Anschauungen von Gott, Natur und Menschengeschick, seinen Eklekticismus und Pantheismus. Caro hat alle seine Prosawerke, namentlich seine Maximen, seine Gespräche, Briefe und die zahlreichen Mittheilungen über den Dichter benutzt; am wenigsten aber — seine poetischen Schöpfungen. Und doch prägt sich in ihnen die Weltanschauung Goethe's mit der größten Prägnanz aus, und der dichterische Blick, der stets ein Ganzes in schöner Vollendung erschaut, ist bei ihm das A und O, der Anfang und das Ende. Uns will jede Darstellung der Philosophie Goethe's lückenhaft erscheinen, welche z. B. nicht eine Analyse des „Faust" als ein wesentliches Moment in sich aufnimmt.

Die Wechselwirkung zweier so begabten Nationen, wie die deutsche und französische, auf dem Boden ihres geistigen Lebens, wie sie sich in diesen Essays der großen Revuen und in zahlreichen Uebersetzungen und selbständigen Werken kundgibt, ist jedenfalls eine erfreuliche. Nur müssen wir immer wiederholen, daß gegenwärtig Deutschland bei diesem Tausch den kürzern zieht. Denn während die Franzosen sich mehr und mehr unsere großen Dichter zueignen, sind wir damit beschäftigt, in Leihbibliotheken und auf Theatern ihre kleinen uns mundgerecht zu machen und uns oft mit den verlorensten Abfällen des pariser Parnasses gütlich zu thun. Gleichzeitig bringt es die vornehme Schulweisheit mit sich, auf wahrhaft große Dichter wie Victor Hugo mit Verachtung herabzusehen. Ist das eine gedeihliche Wechselwirkung?

Bibliographie.

Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie in Breslau. Fünfte Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bates, H. W., Der Naturforscher am Amazonenstrom. Leben der Thiere, Sitten und Gebräuche der Bewohner, Schilderung der Natur unter dem Aequator und Abenteuer während eines 11jährigen Aufenthalts. Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Baumgärtner, H., Dramatische Schriften und Studien über das Leben. 2tes Bdchn. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 24 Ngr.

Beckers, H., Die Unsterblichkeitslehre Schelling's im ganzen Zusammenhange ihrer Entwickelung dargestellt. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr. 13 Ngr.

Björnson, Björnstjerne, Maria Stuart in Schottland. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. H. Berlin, Nicolai. 8. 25 Ngr.

Breier, E., Der Fluch des Rabbi. Romantisches Sittengemälde aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Wien. 1865. 8. 16 Ngr.

— — Moderne Grasel. Sittenroman aus der Gegenwart. 2 Bde. Wien. 8. 1 Thlr.

Kritische Briefe über den Demme-Trümpy-Prozeß in Bern. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Carey's, H. C., Socialökonomie. Nach dem amerikanischen Original übersetzt. 1ste Hälfte. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 20 Ngr.

Heinrich v. Einsiedel und seine Brüder. Ein historisches Familienbild aus der Zeit der Reformation von G. v. A. T. Mit einem Vorwort von G. v. Zezschwitz. Basel, Schneider. 8. 24 Ngr.

James Fazy. Sein Leben und Treiben. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Flir, A., Briefe über Shakespeare's Hamlet. Innsbruck, Wagner. 8. 20 Ngr.

Die Geschichte der social-demokratischen Partei in Deutschland seit dem Tode Ferdinand Lasalle's. Berlin, Lemke. 1865. 8. 5 Ngr.

Gotthold's, F. A., Schriften. Nach seinem Tode herausgegeben von F. W. Schubert. 4 Bde. Königsberg. 1864. 12. 6 Thlr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. III. Geschichte des aussereuropäischen Drama's und der lateinischen Schauspiele nach Christus bis Ende des 10. Jahrhunderts. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Kreyßig, F., Vorlesungen über Goethe's Faust. Berlin, Nicolai. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lingg, H., Die Völkerwanderung. Epische Dichtung. 1stes Buch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer, C., Der Muth in Sachen des Glaubens. Ein Wort zum Krieg und zum Frieden. Frauenfeld, Huber. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Oerthen, G. v., Heimgebrachtes. Hamburg, Mauke Söhne. 8. 2 Thlr.

Petöfi, A., Sechzehn erzählende Dichtungen. Aus dem Ungarischen metrisch, und unter Beobachtung absoluter Reimkorrektheit, übersetzt von K. M. Kertbeny. 2te Ausgabe theils gänzlich überarbeitet, theils jetzt zum Erstenmal übersetzt. Prag, Steinhauser. 16. 1 Thlr.

Pfeiffer, E., Die Staatseinnahmen. Geschichte, Kritik und Statistik derselben. 1ster Bd. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Pflanz, J. A., Lebensbilder aus Dorf und Stadt. Freiburg im Br., Herder. 1865. Gr. 12. 1 Thlr. 3 Ngr.

Pitawall, E., Maria Stuart. Historisch-romantische Geschichte der Zeit und des Lebens der Königin von Schottland, Maria Stuart. Dem Volke erzählt. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Grosse. 1865. Gr. 8. à 4 Ngr.

Plath, J. H., Gesetz und Recht im alten China nach chinesischen Quellen. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr. 14 Ngr.

Raimund, G., Schloß Elkrath. Roman. 3 Bde. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr.

Rheinfels, Gedichte. Stuttgart, Kröner. 16. 18 Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Schiller's dramatisches Gedicht Don Karlos Infant von Spanien. Auch ein Blatt aus der Naturgeschichte der Menschheit ausgelegt. München, Kaiser. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Rouquette, J., Der Frauen-Arzt. Roman. 3 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rümelin, G., Shakespearestudien. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 27 Ngr.

St. John, P. B., Die Erbinnen. Ein Lebensbild. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. 3 Bde. Leipzig, Günther. 1865. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sales, H., Wintergarten. Erzählungen aus der Familie und dem Leben. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 2 Thlr.

Scherer, H., Reise in Egypten. In Briefen an Freunde. Frankfurt a. M., Winter. 8. 10 Ngr.

Schmidt, F. v., König Wilhelm von Württemberg in seinen ländlichen Beschäftigungen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1865. Fol. 20 Thlr.

Schulze, L., Martha und Maria. Zwei Lebensbilder nach der Schrift. Gotha, F. A. Perthes. 16. 10 Ngr.

Die Schweden in Nieder-Oesterreich in den Jahren 1645 und 1646. Nach einer Denkschrift des Historikers weil. J. Feil. Wien. 1865. Gr. 8. 16 Ngr

Schwetschke's, G., ausgewählte Schriften. Deutsch und Lateinisch. Vermehrte Ausgabe. Halle, G. Schwetschke. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Seherin von Prevorst und ihre Gesichte in die Geisterwelt nach Justin. Kerner von einem ihrer Zeitgenossen. 1ste Lief. Stuttgart, Cammerer. 8. 4 Ngr.

Spielberg, O., Träumereien eines Kleinstädters. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1865. 8. 20 Ngr.

Spitta, T., Waldblumen. Gedichte. Stuttgart, Kröner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Starklof, R., Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, Königlich niederländischer General der Infanterie. 1ster Bd. Gotha, Thienemann. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stein-Kochberg, F. Freih. v., Lucy. Historisches Trauerspiel. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Stern, A., Historische Novellen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stille, Hermine, Haus-Chronik. Gedenkbuch für Familien. Mit einleitendem und poetischem Text von K. Hofmann v. Nauborn. Leipzig, Arnold. 1865. 4. 12 Thlr.

Stimme eines Polen über die gegenwärtigen inneren Verhältnisse Oesterreichs. Von S. M. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. 1865. Lex.-8. 10 Ngr.

Streben, E., Lebensklänge. Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.

Szalay, L. v., Geschichte Ungarns. Deutsch von H. Wögerer. 1ster Bd. Pest, Gebr. Lauffer. Gr. 8. 2 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 6ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Teschner, Auguste, Lebensbriefe. Mit einer Vorrede von W. F. Besser. 1ster Thl. Leipzig, Naumann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thäter, Johannes. — Selbstbiographie eines alten Schulmeisters. Nach dem Tode des Verfassers für seine Freunde herausgegeben. Nürnberg, Sebald. 8. 10 Ngr.

Ulbach, L., Sämmtliche Romane. Aus dem Französischen. Autorisirte Ausgabe. 1ster u. 2ter Bd. Wien, Hartleben. 1865. 8. à 15 Ngr.

Victor, C., Weihnachtsklänge. Karlsruhe, Groos. 1865. 16. 28 Ngr.

Volkmar, G., Der Ursprung unserer Evangelien nach den Urkunden, laut den neuern Entdeckungen und Verhandlungen. Zürich, Herzog. Gr. 8. 24 Ngr.

Waentig, H., Der Zettelprinz. Ein Märchen in fünf Gesängen. Leipzig, Matthes. 16. 15 Ngr.

Waldau, J., Schatten und Licht. Ein Novellenkranz. 1stes Bdchn. Die Spielhölle. Aachen, Hensen. 8. 10 Ngr.

Weigel, T. O., und A. Zestermann, Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift. An deren frühesten Erzeugnissen in der Weigel'schen Sammlung erläutert. 2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel. Imp.-4. 84 Thlr.

Weiland, L., Das sächsische Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Löwen. Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte im Mittelalter. Greifswald, Akadem. Buchh. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiesing, H., Tosana. Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Wien, Sartori. 8. 1 Thlr.

Winterfeld, L. A. v., und A. Freih. v. Wolzogen, Dramatische Werke. 2tes Bdchn.: Sophia Dorothea. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Witzleben, C. D. v., Eduard v. Wietersheim. Ein Lebensbild. Leipzig, Teubner. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Wolf, M., Die Bedeutung der Weltschöpfung nach Natur und Schrift. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 25. Januar 1866.

Inhalt: Der Dramatiker Jakob Ayrer. Von **Heinrich Rückert**. — Eine Dichtung von Oehlenschläger. Von **August Kretzschmar**. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von **Karl Biedermann**. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Unterhaltungsliteratur. — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Der Dramatiker Jakob Ayrer.

Ayrer's Dramen, herausgegeben von Adalbert von Keller. Erster bis fünfter Band. Stuttgart, Bibliothek des Literarischen Vereins. Sechsundsiebzigste bis achtzigste Publication. 1865.

Jakob Ayrer hat vor den meisten andern seiner zeitgenössischen deutschen Mitbrüder im Apollo ein günstiges Los gezogen. Er war unter den Mitlebenden gebührend geschätzt, und was noch mehr ist, seine unzähligen Erzeugnisse: Tragödien, Komödien, Fastnachtsspiele und Singspiele haben sich noch weit über ein Menschenalter auf dem Repertoire der damaligen deutschen Bühne erhalten. Daneben scheint ihn auch ganz gegen die gewöhnliche Regel Fortuna mit den zwar prosaischen, aber höchst schätzbaren Gaben bürgerlicher Wohlhäbigkeit und weltlichen Ansehens nicht vernachlässigt zu haben. Er hat es zuletzt bis zu der ebenso einträglichen wie geehrten Stellung eines kaiserlichen öffentlichen Notarius und Procurators bei den Gerichten seiner Vaterstadt Nürnberg gebracht, in der er auch das volle Bürgerrecht besaß, was damals, wo sich die Stadt noch beinahe auf dem Höhepunkt ihrer commerciellen und industriellen Bedeutung erhielt, nicht wenig besagen wollte. Seine Berufsthätigkeit war trotz ihrer Ausdehnung und Einträglichkeit doch nicht so anstrengend, daß sie ihm nicht noch Zeit und Kraft zu einer wahrhaft erstaunlichen poetischen Fruchtbarkeit übrigließ, wobei er doch ganz und gar seinem Genius oder seiner Neigung folgen konnte und durch keine äußern Rücksichten des Erwerbs und der Nothdurft des Lebens gedrängt wurde. Es ist zwar sehr möglich, daß seine einst so gern gesehenen und oft gegebenen Stücke ihm auch, wie andern deutschen und fremden Dramatikern der Zeit, namentlich seinem größten Zunftgenossen Shakspeare, einen nicht unbeträchtlichen klingenden Lohn abwarfen, aber er war doch keineswegs wie jeder andere darauf angewiesen. Ein brauchbarer, vielbeschäftigter und fleißiger Notarius publicus und Procurator in dem damaligen Nürnberg verdiente ohne Zweifel noch mehr Geld als etwa ein geschätzter Advocat heutigentags in Hamburg oder Bremen.

Nicht weniger günstig ist ihm das Los in der Nachwelt gefallen. Bedenkt man, wie der bei weitem größte Theil unserer poetischen Literatur jener Zeit entweder völlig verschollen ist, oder doch nur eine sehr dürftige Beachtung unter den Spätern gefunden hat, wie für gewöhnlich selbst der Literarhistoriker und fachgelehrte Kenner unsers Alterthums die Periode der absterbenden Volkspoesie des 16. Jahrhunderts beiseiteliegen läßt, so muß man Ayrer auch in dieser Hinsicht für einen Bevorzugten des Geschicks erklären. Freilich lebt er nicht mehr unter uns, wie Shakspeare unter uns lebt, aber die Wissenschaft hat ihm doch eine Art von Unsterblichkeit bereitet, und es kann nicht fehlen, daß von ihren Bemühungen auch hier wie anderwärts mehr und mehr in den allgemeinen Bildungsvorrath dieser Zeit und der Nachwelt Eingang finden wird. Von Gottsched, der dem zu seiner Zeit ganz vergessenen Dramatiker mit andern gleich ihm abgestorbenen Repräsentanten der deutschen Bühne ein künstliches Leben wieder einzuhauchen sich bemühte, bis hinab auf den neuesten Herausgeber, dessen umfangreiche Arbeit uns vorliegt, haben die geachtetsten Vertreter der deutschen literargeschichtlichen Forschung und Darstellung ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Unsere Chrestomathien enthalten oft sehr umfängliche Bruchstücke aus seinen Werken; ja Tieck hat es nicht verschmäht, auch hierin Gottsched's Spuren zu folgen, und fünf ganze Stücke Ayrer's in seinem „Deutschen Theater" wieder abdrucken lassen. Auch die Ehre einer saubern und geistvollen monographischen Behandlung ist ihm zutheil geworden, die andere seiner Kunst- und Zeitgenossen noch lange werden entbehren müssen. Dr. Karl Schmitt's „Jakob Ayrer, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas" (Marburg 1851), ist unleugbar eine der wenigen mustergültigen Arbeiten auf diesem Felde, bei denen nur zu bedauern ist, daß sie nicht regere Nacheiferung hervorgerufen haben. Und was bei uns noch immer als eine besondere Begnadigung gilt auch das Ausland, oder wenigstens fremde Zungen, haben es nicht verschmäht, sich um unsern Dichter zu kümmern. Der bekannte William Bell, den wir allerdings mehr als halb dem Geiste nach für einen der Unserigen halten dürfen, und neuestens noch Albert Cohn

in seinem epochemachenden „Shakspeare in Germany", haben ihm nicht blos vorübergehende Aufmerksamkeit zugewendet, sondern ihn gründlich studirt, freilich nur wegen seiner so überaus interessanten Beziehungen zu Shakspeare und der englischen Dramatik überhaupt und nicht um seiner selbst willen.

Dennoch gehört alles, was die Persönlichkeit des Dichters betrifft, zu den unbekanntesten Dingen, wenn wir einige wenige, allerdings wichtige Notizen abrechnen, die der fleißige Nopitsch in seiner Fortsetzung des „Nürnberger Gelehrtenlexikon" von Will gibt. Ohne sich auf eine weitere Quelle zu berufen, wie er das ja auch sonst oft in der Gewohnheit hat und wie es für seine Zeit der Unbefangenheit im Gegensatz zu unserer Epoche der quellenmäßigen und diplomatischen Forschung, Begründung und Kritik angemessen war, theilt er mit, was wir überhaupt von dem Dichter wissen. Neuere Forschungen haben nur in einigen Punkten die Richtigkeit seiner Angaben bestätigt, was um so wünschenswerther war, als gerade diese Punkte früher für zweifelhaft gelten durften. Auch empfängt dadurch die Glaubwürdigkeit seiner andern Notizen, für die sich noch keine weitere quellenmäßige Begründung hat auffinden lassen, eine erkleckliche Bekräftigung. Es wäre indessen wahrscheinlich nicht so schwer, neues Licht auf diese dunkle Stelle unserer Literaturgeschichte zu leiten, wenn die Localforschung sich des Gegenstandes annähme. Die Familie des Dichters gehörte noch längere Zeit nach seinem Tode zu den Honoratioren der Stadt und scheint auch ziemlich ausgebreitet gewesen zu sein. Irgendwelche Familienpapiere werden sich bei unermüdlichem Suchen unzweifelhaft auffinden lassen, aus denen sich Aufschluß über den, wie wir im allgemeinen wissen, keineswegs in der gewöhnlich bürgerlichen Bahn der bequemen Alltäglichkeit verlaufenden Entwickelungsgang der Jugend und des frühen Mannesalters Ayrer's gewinnen läßt. Für die spätere Zeit muß sich in seiner Vaterstadt gleichfalls noch manches urkundliche Material, sowol für seine eigentliche Berufsthätigkeit, wie für seine dramatische und dramaturgische finden lassen.

Vielleicht würden wir mehr von dem Leben Ayrer's wissen, wenn es eintönig und gleichförmig in dem gewohnten schläfrigen Takte des damaligen Spießbürgerthums sich von Anfang bis zu Ende abgeleiert hätte; ganz gewiß aber wäre er der Ehre eines oder mehrerer weitläufiger Encomien theilhaftig geworden, wenn er sich dem Chor der damals eben aufkommenden gelehrten Poesie zugesellt hätte, als dessen Führer Opitz anzusehen ist. Unser nürnberger Procurator ist aber in seiner Kunst oder Unkunst noch ganz auf der alten volksmäßigen Bahn geblieben, auf der er im Gebiet des Dramas in seiner Vaterstadt Nürnberg die begabtesten Vorgänger hatte. Er ist nicht blos ein Epigone des Hans Sachs, sondern auch des Folz und Rosenplüt. Aber mit ihm war auch die Kraft der Nationalbühne, wie man sie wol nennen darf, in ihrem einstigen Hauptbrennpunkte, in der Hauptstadt des deutschen Südens, erloschen, und nach ihm bürgerte sich die heroische Kunstoper, das heroische Drama, das Melodrama und das Schäferspiel der gelehrten Poesie auf denselben Bretern ein, die bis dahin nur Gestalten von echt volksmäßigem Kerne getragen hatten. Die Zunft der Schäfer an der Pegnitz ignorirte Ayrer, wie alle andern Dichter ältern Schlags, und es ist begreiflich, daß sie, die so sehr besorgt war, die Verdienste ihrer Genossen einer papiernen Unsterblichkeit theilhaft zu machen, keine Silbe von ihm der Nachwelt zu überliefern wußte.

Das wenige, was uns Nopitsch aus unbekannten, aber wie schon bemerkt, unverdächtigen Quellen über Ayrer's äußere Lebensschicksale aufbewahrt hat, genügt allenfalls, um uns einen Blick auf die Hauptmomente zu verstatten, welche für seine literarische Bildung und Thätigkeit entscheidend wurden. Er ist als ein armer Knabe nach der Stadt Nürnberg gekommen und hat dort längere Zeit in einem Eisenkram gedient und dann selbst einen eröffnet. Als er schlechte Geschäfte machte, verließ er die Reichsstadt und wandte sich nach dem benachbarten Bamberg, wo er sich, wie es scheint, durch Privatfleiß in schon vorgerückten Jahren die Kenntnisse erwarb, denen er fortan eine ehrenvolle und einträgliche Stellung verdankte. Er gab nämlich sein Gewerbe ganz auf und beschäftigte sich mit advocatorischer Thätigkeit, bis er endlich die Würde eines Procurators am Hofgericht des Bisthums Bamberg erlangte. In diesem Amte war er eine Reihe von Jahren thätig, doch muß er schon vor 1594 wieder nach Nürnberg zurückgewandert sein, denn von diesem Jahre datirt sein nürnberger Bürgerbrief, der ihm, dem früher nur Schutzverwandten und ursprünglich vielleicht gar Heimatlosen, nachdem er mittlerweile im Auslande zu Amt und Würden aufgestiegen war, auch für die Stadt Nürnberg eine ähnliche Laufbahn eröffnete, wie er sie in Bamberg bis dahin verfolgt hatte. Als Grund seiner Rückkehr wird der religiöse Druck angeführt, dem er, der Protestant, unter der damals eben in Bamberg durchdringenden Gegenreformation und ihrem Purificationssystem nicht länger ausgesetzt sein wollte.

Aus diesen wenigen Grundstrichen lassen sich doch die Hauptzüge im Bild Ayrer's recht wohl erkennen, in gegenseitiger Begründung und Bestätigung der charakterisirenden Momente, die seine Werke allein gewähren. Es war ein Mann des praktischen Lebens im eminenten Wortsinn, der, was er besaß, sich selbst verdankte, so auch seine Bildung. Obwol er als Advocat bei einem schon überwiegend mit gelehrten Richtern besetzten Tribunal, vor dem bamberger Hofgericht eine gewisse Summe rechtsgelehrter Kenntnisse nicht entbehren konnte, so darf man sich diese doch nicht zu groß denken, und noch viel weniger folgt daraus überhaupt ein systematisches gelehrtes Studium nach heutiger oder auch nur nach damaliger Art, wo man für die Beschäftigung mit einer Facultätswissenschaft, z. B. Jurisprudenz oder Medicin, keine andere allgemein wissenschaftliche Propädeutik forderte, als die unmittelbar nöthige, d. h. im wesentlichen nur eine praktische Kenntniß der lateinischen Sprache, als der gewöhnlichen Sprache aller wissenschaftlichen Bücher und aller Universitätsvorträge. Lateinisch scheint Ayrer gründlich

gelernt zu haben, aber außerdem hat er seine vielseitige Bekanntschaft mit fremden Literaturerzeugnissen, wie es scheint, nur durch Uebersetzungen sich erworben. Namentlich liegt keine Spur vor, daß er die Werke englischer Dramatiker, die doch auf sein eigenes Schaffen so einflußreich wurden, in ihrer Originalsprache gekannt habe, so wenig wie die Tausende von deutschen Theaterbesuchern damaliger Zeit, welche sich an dem Spiel der berühmten englischen Komödianten ergötzten. Denn wenn diese auch ursprünglich und viel längere Zeit hindurch, als man sonst glaubte, wirklich aus geborenen Engländern bestanden, die ein englischer Theaterunternehmer nach den Niederlanden, nach Deutschland oder sonst wohin führte, so haben sie doch nur ausnahmsweise ihre heimischen Stücke in ihrer heimischen Sprache aufgeführt. Die Person des Unternehmers oder Directors und des Regisseurs fiel bei diesen Gesellschaften gewöhnlich zusammen, und ihm lag auch die Pflicht ob, für eine Uebersetzung, oder gewöhnlich eine dem Landes- und Ortsgeschmack angepaßte Umarbeitung in die jedesmalige Landessprache zu sorgen. Englisch gehörte ja damals zu den unbekanntesten Fremdsprachen im größten Theile von Deutschland. Nur in den Seestädten der Niederlande und Niedersachsens scheint man einigermaßen durch die gerade damals sehr lebhaften Handelsbeziehungen damit vertraut gewesen zu sein. Aber im innern Deutschland beschäftigten sich die wenigen, die aus Liebhaberei fremde neuere Sprachen trieben und damit von dem alleinseligmachenden Kanon der classischen Bildung abwichen, doch noch am meisten mit dem Italienischen, auch wol mit dem Französischen und hier und da auch mit dem Spanischen, bis gerade zu Ayrer's Zeit die Blüte der niederländischen Kunstliteratur die Aufmerksamkeit der strebsamen deutschen Literatoren vorzugsweise dorthin lenkte und auch ungefähr so lange fesselte, bis die Anziehungskraft der französischen classischen Poesie in der Mitte des 17. Jahrhunderts alles Interesse auf sich allein concentrirte. Wenn sich Ayrer für seine beiden Tragödien von der Melusina auf eine „französische Geschrift" beruft, so hat er seinen Stoff hier ebenso wenig unmittelbar daraus genommen, wie er in der „Comödie von dem getreuen Ramo, des Soldans von Babilonien Sohn, wie es ihme mit seiner falschen Stiefmutter ergangen", die „Histori, die davon in Persischer Sprach beschriben", selbst gelesen hat. Dagegen wird er wol für seine großen historischen Stücke aus der römischen Geschichte den Livius im Original benutzt haben, obgleich es gerade hier, besonders in den spätern, an den wunderlichsten Abweichungen von der Quelle nicht fehlt. Es sind auch nicht blos solche, die sich aus dem beliebten Princip der poetischen Freiheit oder der dramatischen Wirkung rechtfertigen lassen. Häufig scheint es, als wenn er, durch irgendwelche andere Autorität verführt, gerade da sich von Livius entfernt habe, wo der Anschluß an ihn größern Effect gemacht hätte.

Denn der Bühneneffect nach dem Geschmacke seines Publikums ist die eigentliche Lebensmacht für die Muse Ayrer's. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich von dem ihm so nahe verwandten Hans Sachs. Dieser hat vielleicht nur in einem kleinen Theil seiner Dramen außer seinen Fastnachtsspielen und Schwänken die Bühne im Auge gehabt, bei den meisten seiner zahlreichen übrigen dramatischen Arbeiten, mögen sie Tragödien oder Komödien heißen, gewiß nicht. Sie waren von dem Dichter nur zum Vorlesen bestimmt, und wenn einzelne, aber wahrscheinlich nicht viele, später doch auf die Bühne gebracht wurden, so lag dies nicht in der ursprünglichen Intention ihres Verfassers. Daher denn auch die breite Anlage, die weitausgesponnene Verflechtung und gelegentlich wieder die knappe Beschränkung der eigentlichen Handlung zu Gunsten des lehrhaften Elements. Diese Dramen sollen eigentlich nur lehrhafte Erzählungen in dialogischer Form und scenischer Abtheilung sein und es ist ein ungerechter Maßstab, wenn man die Begabung des Dichters für die dramatische Form nach ihnen mißt. Die Verkehrtheit eines solchen Urtheils ergibt sich allein auch schon an dem Vergleich mit den unzweifelhaft für die Volksbühne bestimmten komischen Stücken des Dichters, die auch in rein technischer Hinsicht zu dem Wirksamsten und Vollendetsten gehören, was die gesammte Dramatik in diesem Genre hervorgebracht hat. Warum sollte derselbe Dichter hier ein so vollendeter Künstler und dort ein so arger Stümper gewesen sein, wenn er nicht das eine mal mit bewußter Absicht alle die Forderungen von sich abgelehnt hätte, die er das andere mal so vollkommen erfüllt?

Der Bühneneffect der Dramen Ayrer's beruht noch ausschließlich auf einer möglichsten Häufung von überraschenden und eindrucksvollen Begebenheiten. Es ist weniger die eigentliche Handlung im Sinne der geläuterten dramatischen Kunst, als die Thatsache an sich, auf die es ankommt. Freilich fallen beide Begriffe formell sehr häufig zusammen, z. B. wenn etwa eine Schlacht auf dem Theater dargestellt wird, und darum kann man auch mit einigem Rechte sagen, daß diese Stücke bis zum Uebermaß vollgestopft mit Handlung seien. Aber die Hauptrolle spielt doch immer der Zufall, der durch die wunderlichste Häufung und Verkettung aller Situationen, die im Bereiche der Phantasie liegen, es übernimmt, den dramatischen Knoten zu schürzen und zu lösen. Jede innere Verbindung der äußern Vorgänge mit den auftretenden Personen fehlt noch gänzlich. So welterfahren der Dichter und so geschärft sein Auge war für die Vorgänge der Wirklichkeit und insoweit auch für das Charakteristische in dem Benehmen der verschiedenen Stände und Berufsklassen von dem Straßenbettler bis hinauf zu den gekrönten Häuptern, so hat er es doch niemals verstanden, dies zur nothwendigen Bedingung des Handelns und des Gebarens seiner Figuren zu machen. Sie reden alle nach einer Schablone und denken und empfinden, soweit sich überhaupt etwas von ihrem innern Leben äußert, ebenso schablonenhaft. Romulus ist bis auf seinen Titel als römischer König genau derselbe Mann, wie Kaiser Otto III. oder Heinrich II., oder auch wie die Heldenkönige der deutschen Volkssage Hugdietrich, Wolfdietrich und Otnit.

Was der eine im Drama zu thun hat, konnte ebenso gut auch der andere thun, wenn man nur die Namen vertauschen wollte. Es versteht sich von selbst, daß eine feinere psychologische Durchbildung der Charaktere, wie sie sich bei Shakspeare bis zur äußersten Grenze des künstlerisch Möglichen und, setzen wir hinzu, Erträglichen findet, für die deutsche Volksbühne dieser Zeit nicht angebracht war. Hat ja auch die übrige englische Dramatik neben Shakspeare nur in sehr beschränkten Grenzen sich dieses stärksten Reizmittels eines sehr gebildeten Publikums zu bedienen verstanden, ohne daß sie deshalb auf die Zeitgenossen in ihrer Heimat und außerhalb geringere Wirkung ausgeübt hätte, als Shakspeare selbst. Ja es läßt sich wol annehmen, daß gerade dieses psychologische Moment in den Schöpfungen des großen Dichters der Verbreitung und dem Fortleben derselben eher schädlich als förderlich gewesen sei, wie er es denn selbst in einer Anzahl von Stücken nicht in Anwendung gebracht hat, die eben darum von der spätern Kritik aus innern Gründen ihm abgesprochen wurden, so z. B. im „Titus Andronicus", den „Beiden Veronesern", „Eduard III." u. s. w. Aber die Bessern unter jenen übrigen englischen Dramatikern sind doch insoweit Darsteller des innern Menschen, daß sich die einzelnen Hauptgestalten an sich schon, auch abgesehen von ihrem äußerlichen Gewande, selbständig und charakteristisch zusammenschließen und wenigstens auf der Grundlage psychologischer Möglichkeit ruhen, auch wenn sie in ihrem Wollen und Thun ins Grobe und Ungeheuerliche getrieben sind, wie es ihre Bestimmung für die Volksbühne forderte. Es findet sich bei ihnen schon der Ansatz zu wirklichen Individuen, nicht blos Typen oder gar nur Masken gewisser Hauptformen der menschlichen Zustände. Ihre Helden und Tyrannen sind nicht blos Helden und Tyrannen im allgemeinen und mit den herkömmlichen bunten und festen Pinselstrichen gemalt, die ihren Beruf gleichsam schon von weitem her dem stumpfen Auge der Masse ankündigen. Sie sind auch nicht blos gradweise voneinander verschieden, etwa so, daß der eine Tyrann noch mehr schauderhafte Mordthaten und Schlächtereien vollbringt als der andere, oder daß der eine Held mehr Schlachten gewinnt oder mehr Bösewichte zu Schanden macht als der andere. Trotz aller Roheit der Conception athmen diese Gestalten durch ihre eigene Lebenskraft und dienen nicht blos als Drahtpuppen, die nach dem Bedürfniß der Handlung dahin und dorthin geschoben werden.

Der Eindruck aller Figuren Ayrer's, vielleicht einige komische abgerechnet, ist dagegen ausschließlich darauf basirt, daß sie eben nur als Marionetten agiren oder vielmehr, daß mit ihnen wie mit Marionetten agirt werden kann. Für sich allein würden sie weder stehen noch gehen, weder reden noch handeln. Der einzige wirkliche Acteur ist der Dichter selbst deshalb darf man bei ihm noch viel weniger als bei seinen andern deutschen Vorgängern, namentlich bei Hans Sachs, von einer eigentlichen Charakterzeichnung sprechen. Hans Sachs hätte vielleicht die Gaben dafür gehabt, wie man aus seinen specifisch dramatischen Erzeugnissen im komischen Genre abnehmen kann, in denen sich neben der typischen Allgemeinheit bestimmter Lieblingsfiguren der Volksbühne doch auch allerlei individuelle Physiognomien erkennen lassen. Nur sind sie, wie man wol sagen darf, mit richtigem Verständniß für die Forderungen des Geschmacks und des Urtheils seines Publikums jenen allgemeinern Typen bescheiden untergeordnet. Denn sein Publikum wie das einer jeden wirklichen Volksbühne würde durch ein unbedingtes Hervorbrechen der Individualisirung nur irregemacht worden sein; es verlangte nichts weiter als die altbekannten und durch und durch verständlichen Typen seiner Bühne, die mit den Hauptgestalten seiner eigenen Lebenserfahrung zusammenfielen, in immer neuen Situationen und neuen Verwickelungen, natürlich auch in immer neuem Gewande sich vorgeführt zu sehen. Die psychologische Mannichfaltigkeit, die erste Forderung des gebildeten modernen Freundes der Bühne, überließ und überläßt das eigentliche Volk den wenigen, die daran sich zu ergötzen verstehen.

Ayrer's völlige Unbekanntschaft mit diesen modernen Kunstforderungen läßt sich am auffälligsten da wahrnehmen, wo die von ihm benutzte Vorlage jene im höchsten Grade erfüllte. Es ist nach den Untersuchungen von Cohn in seinem schon erwähnten Buche über Shakspeare's Einfluß auf die deutsche Bühne des 16. und 17. Jahrhunderts als gewiß anzusehen, was früher bei unsern Literarhistorikern nur als sehr wahrscheinlich galt, daß Ayrer für seinen „Spiegel weiblicher Zucht und Ehr. Comödia von der schönen Phönicia und Graf Tymbei von Golison aus Arragonien, wie es ihnen in ihrer ehrlichen Lieb gangen, biss sie ehelich zusammenkommen", Shakspeare's „Viel Lärmen um nichts" unmittelbar benutzt und im gewöhnlichen Sinne des Worts überarbeitet hat, desgleichen für seine „Comödia von der schönen Sidea, wie es ihr biss zu ihrer Verheuratung ergangen", den „Sturm". Wenn nun auch wol anzunehmen ist, daß beide Dramen selbst in England nicht in der Gestalt zur Aufführung kamen, in der sie uns die Drucke von Shakspeare's Werken überliefern, und wenn es sich weiter von selbst versteht, daß die deutschen Bearbeitungen der englischen Komödianten, welche Ayrer's directe Quelle gewesen sein müssen, da sich von gedruckten deutschen Uebersetzungen Shakspeare's aus dieser Zeit noch keine Spur findet, noch weiter von dem Original sich entfernt haben werden, und zwar nach der Richtung hin, die wir vorhin als die naturgemäße der Volksbühne bezeichneten — Verwischen der feinen psychologischen Lasuren und Verstärkung der Grundfarben — so muß doch noch Ayrer's Hand das meiste dazugethan haben, um auch hier jene Mannichfaltigkeit aus eigener Kraft und nach eigenen immanenten Gesetzen lebender Gestalten zu den gewöhnlichen hölzernen Puppen umzuformen, die sich in nichts von dem übrigen Personeninventar des nürnberger Dichters unterscheiden. Selbstverständlich verliert dadurch auch die Handlung, die auch in diesen leichtern Erzeugnissen Shakspeare's doch wesentlich nur der Spiegel des innern Lebens und der innern Nothwendigkeit ihrer Träger ist, ihre eigentliche innere Motivirung und

sinkt zu einem bloßen Aggregate zufälliger Situationen herab. Daß sie interessanter sind als die meisten in den übrigen Stücken Ayrer's, ist allerdings nur die Folge des unzerstörbaren Reizes und Gehaltes seiner Vorlage; was in seinen Kräften stand, hat er gethan, um das Pikante darin stumpf, das Geistreiche schal und das Originelle alltäglich zu machen. Wenigstens hat er auch nicht einmal den Versuch gemacht, mit seinem Vorgänger auf dessen eigenthümlichem Gebiete zu wetteifern, wie sich so häufig nicht viel besser als Ayrer begabte Geister durch Shakspeare aus ihrer natürlichen Art ganz herausdrängen ließen, ohne es zu etwas anderm als zu burlesken Grimassen zu bringen. Der nürnberger Dichter ist trotz Shakspeare ein echter Sohn seiner Vaterstadt geblieben, ein Spießbürger wie seine andern Landsleute, aber doch keine Caricatur geworden. Heinrich Rückert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine Dichtung von Oehlenschläger.

Helge. Ein Gedicht in Romanzen von A. Oehlenschläger. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Leipzig, Arnold. 1865. 8. 27 Ngr.

Von sämmtlichen Gedichten Oehlenschläger's ist „Helge" vielleicht das, welches bei uns in Deutschland verhältnißmäßig am wenigsten bekannt geworden, obschon es mit den besten seiner übrigen Leistungen auf gleicher Höhe steht. Man muß es daher Gottfried von Leinburg, diesem trefflichen Kenner der nordischen Literatur, der zugleich die deutsche Sprache so meisterlich zu handhaben versteht, Dank wissen, daß er durch eine in jeder Beziehung gelungene Uebersetzung dieses schönen Gedichts dem Freunde der skandinavischen Poesie einen Genuß ermöglicht hat, der einen nachhaltig wohlthuenden Eindruck zu hinterlassen geeignet ist. Das Gedicht selbst besteht aus 21 Abschnitten oder Romanzen.

In der ersten: „König Frode auf Wifil's Insel", sehen wir, wie der genannte König vor der Leiche seines von ihm erschlagenen Bruders steht. Er frohlockt, daß nun er Herr im Dänenreich ist und bietet einen goldenen Armring zum Lohne, wenn ihm jemand auch die Kinder seines Bruders zur Stelle schafft. Seine Schergen machen sich sofort auf, suchen aber überall vergebens, denn die Knaben sind auf einer entlegenen Insel verborgen. König Frode läßt nun eine Hexe rufen, um von dieser den begehrten Aufschluß zu erhalten. Sie ritzt Runen in den Sand und liest dann:

Ich les', ich lese Todesfluch,
Der droht zwei Knaben. Fahr' und such'
Auf Bauer Wifil's Eiland!
Denn Wifil war ein treuer Knecht
Wol deines Bruders weiland.

Der König fährt sofort ins Meer hinaus, während die Meerfrau „mit lilienblanken Brüsten" dem Schiffe nachschwimmt. Bauer Wifil sitzt am Gestade und sieht das Schiff kommen. Er ahnt, daß es den Mörder Frode bringt und heißt die Knaben sich schnell im Wald in einer Höhle bergen. Helge und Hro — so heißen die beiden Brüder — wollen sich diesem Gebot nicht fügen; namentlich

Klein Helge reißt mit Zorneshast
Herab sich einen Weidenast
Vom Baumgestrüpp am Bache:
O wär' ich jetzt ein Mann! O wär'
Der Stock ein Schwert der Rache!

Der Bauer Wifil entgegnet lachend, daß es wol für den Augenblick noch keine Gefahr habe, wenn er aber seine beiden Hunde Hopp und Har rufe, dann sei es Zeit für die Knaben, ins Versteck hineinzuschlüpfen. Helge und Hro tummeln sich nun auf einer nahen Wiese herum, während um sie her ein Nebelschleier aufsteigt. Frode springt von seinem ans Land stoßenden Schiff und fordert Wifil auf, ihm die Knaben herauszugeben. Wifil ruft: „Hopp und Har!" und die Knaben fliehen in ihr Versteck. Vergebens läßt König Frode sie suchen und muß, nachdem Wifil ihm wegen des verübten Brudermordes mit der Strafe des Himmels gedroht, wieder absegeln.

Die zweite Romanze besteht in einem Zwiesprach, welchen Helge und Hro in ihrem Versteck führen, bis sie König Frode sich wieder entfernen sehen und ihren Freund und Beschützer Wifil höhnisch in sein Hüfthorn blasen hören.

„Jarl Sävar und Schön Signelil" ist die Ueberschrift der dritten Romanze. Wir sehen hier, wie Jarl Sävar auf Seeland gebietet und von jedem den Großen oder Kleinen Belt befahrenden Schiffe Tribut erhebt. Schön Signelil, sein schönes achtzehnjähriges Weib, ist Helge's und Hro's Schwester, und Wifil, der die Knaben auf seiner Insel nicht mehr für sicher hält, findet es gerathen, sie zu ihrem Schwestermann zu schicken. Sie finden sich bei diesem als Schafhirten verkleidet ein und erhalten, da sie sich nicht zu erkennen geben, ihr Lager im Schäferhaus angewiesen.

Die vierte Romanze läßt „Die Königssöhne als Ziegenhirten" abermals einen Zwiesprach führen. Hro beklagt sich über das ihnen beschiedene harte Los, während Helge zu Muth und Ausdauer ermahnt.

„Die Fahrt zum Julzeitschmaus" heißt die fünfte Romanze. König Frode hat die Jarlen zum Julzeitschmaus geladen und auch Herr Sävar begibt sich mit Schön Signelil dahin. Helge und Hro sehen ihre Schwester im „Mantel von Scharlach hell, die Füße im wärmenden Bärenfell", mit ihrem Gemahl vorüberfahren, und Hro ruft:

Ein junges Rothroß im Stall noch steht,
Komm, reiten wir mit und kosten den Meth.

Sie schwingen sich beide auf das Roß:

Mit Füßen und Händen,
Indem sie einander den Rücken wenden.
So flogen sie vorwärts, die jungen Schwäne,
Den Schwanz packt einer, und einer die Mähne.

Während des raschen Rittes verliert der eine sein Ziegenfell. Schön Signelil erblickt die blonden Locken und sie erkennt die Brüder.

Dein Aug' ist naß. Was ist dir, mein Kind?

fragt ihr Gemahl, und sie antwortet, um die Brüder nicht zu verrathen:

Von der Küste herüber da pfeift der Wind.

Sie verbietet den Knaben leise, ihr zum Gelage zu folgen; der eine aber entgegnet:

Laß dir's nicht bangen, du Fraue theuer!
Im Saal des Königs, da zünden wir Feuer.
Ueber zwanzig Meilen durch Sturm und Nacht
Wohl soll man schauen des Glutscheins Pracht.
So zahlt der rächenden Brüder Hohn
Dem elenden Mörder den Henkerlohn.

Die sechste Romanze: „König Frode's Gastmahl", erzählt, wie Frode auch die Hexe, die er schon früher einmal zu Rathe gezogen, zum Jultagsschmaus laden läßt. Sie warnt ihn vor den heranwachsenden Knaben seines Bruders, die sich jetzt im Schwarm des Gesindes bergen. Der König gebietet, Helge und Hro sofort zu greifen, die Brüder aber fliehen durch den Wald an die Stelle, wo ihr Vater im Vorgefühl des ihm drohenden Mordes seine und seiner Gemahlin Kronen vergraben hat. Sie finden die beiden Kronen und wandeln

zur Thingstatt kühn,
Im Glanz des Mondes die Kronen glühn.
So stehn sie mit Spangen von Golde klar,
Im fliegenden Thierfell, mit goldnem Haar.

Schon naht sich Frode voll Grimm dem Hain,
Hell steht im Mondlicht der Königsstein.
Das Paar steht droben wol Arm in Arm,
Kühn trotzt's und ruhig des Mörders Harm.
Kienspäne sprühen mit Purpurglanz,
Der sich bricht in der Könige goldnem Kranz.

Und das Volk, das jubelnd zum Hügel schwoll,
Den Schildungen huldigt es freudenvoll;
Es rühmt ihr Geschlecht, ihr theures Bild,
Und kehrt sich gegen den Wüthrich wild,
Den eilends die nächtliche Waldung hehlt —
Doch die Brüder, die werden zum Thron erwählt.

So lobt ihr beiden denn Odin's Hut!
Denn ohnmächtig ist die scheue Wuth,
Die jetzt am Herzen des Neidings zehrt.
Jedoch sie schwingen das Racheschwert,
Und Skalden singen in Hütt' und Saal
Der Rache Folgen, der Rache Qual.

König Frode flieht, wie in der siebenten Romanze „König Frode's Tod" erzählt wird, nach seinem Thurm im Wald am See. Die jungen Fürsten und das wüthende Volk verfolgen ihn:

Kühn aus Thor
Stürmt Helge vor,
Und wirft die Flamme
So frei und stolz
Hinein ins Holz,
Und züngelnd am Stamme,
Hui, leckt die hohe,
Die helle Lohe,
Die Aeste glühn,
Die Funken sprühn
Wild hin und her,
Und jedes Bandes
Ledig und los,
Durch Moor und Moos
Wälzt sich des Brandes
Gewalt'ges Meer.

Von Wuth und scheuer
Ohnmacht gehetzt,
Fleucht Frode theuer
Zur Zinn' entsetzt
Des Thurms nunmehr.
Doch wächst mit neuer
Gewalt das Feuer
Empor zur Wehr.
O pfui des Klagenden,
Pfui des Elenden,
Wie jetzt mit zagenden,
Erhobenen Händen
So da er steht
Und ruft und fleht!

Ihm zujauchzt Helge:
„So bad' und schwelge,
Du Mann voll Blut,
Anitzt im Bade
Von Qualm und Glut!
Nichts, nichts von Gnade!
Ich weiß von keiner;
Es übt statt meiner
Des Feuers Drache
Das Amt der Rache."

Einen letzten Schrei
Im furchtbaren Tode
Thut König Frode
Jetzt zu der Fei,
Und nieder zur Hele
Fährt seine Seele.

Da schwebt vom See
Herauf die Fee,
Sie schwebt im Sturme
Ueber dem Thurme.
Ins Glutmeer nieder
Taucht sie die Glieder,
Des Fischleibs Bau;
Doch Brust und Arme
Gibt sie dem Schwarme
Des Volks zur Schau.
So sanft und mild
Ist sie zu schaun
Und doch ein Bild
Voll Haß und Graun.
Die Lüfte fächeln
Ihr goldnes Haar,
Die Wangen lächeln
So süß und klar!
Doch wie sie lache,
Die Rose roth,
Ihr Blick ist Rache,
Ihr Lächeln Tod;
Denn blut'gen Ränken
Gilt all ihr Denken,
Ihr Dichten all.

Mit furchtbar'm Hall
Erdröhnt's im Thale
Mit einem male,
Und mit Gekrach
Stürzt Frode's Haus
Und Thurm und Dach
In Schutt und Graus.
Matt leckt das Feuer
Da am Gemäuer,
Dann weht's und zischt's: —
Und dann erlischt's.

Es geht ein Brausen,
Es weht ein Sausen
Durch Flur und Flut.
Da packt der Schauer,
Da lähmt die Trauer
Selbst Helge's Muth.
Empor schlägt düster
Die Well' und lauscht,
Durch Ried und Rüster
Der Morgen rauscht.

Die in wohlklingenden ottave rime verfaßte achte Romanze erzählt die „Erbauung der Stadt Rothschild". Helge, der Wilde und Muthige, fliegt kämpfend auf dem Meere umher, während Hro den Anforderungen zu entsprechen bemüht ist, welche die Noth des Landes an einen friedliebenden und das Recht beschirmenden König stellt. Gott Mimer zeigt ihm selbst die Stelle, wo er seine neue Hauptstadt gründen soll, welcher er den Namen Rothschild gibt. Helge gedenkt einmal seinen Bruder zu überraschen und zu erschrecken. Der vorausgeschickte Späher kehrt aber zurück und meldet, daß eine nicht zu überrumpelnde feste Stadt mit geschlossenen Pforten, Wall und Graben an dem Strande liege. Helge sieht in der That die herrliche neue Stadt, er sieht Seeland in Glück und Glanz wieder und reicht still gerührt den Kranz dem Bruder, der erdacht und erschaffen, was der andere durch seine Kriegerthaten niemals zu Wege gebracht.

Die neunte Romanze erzählt den „Besuch der Meerfrau im Bade". König Helge hat sich, nachdem er im Meere gebadet, auf sein Lager gestreckt und träumt, als er klagende Laute zu vernehmen wähnt. Er schaut zur Thür hinaus und sieht im Dämmerungsgrauen ein Mägdlein halb nackt im zerrissenen Gewand sitzen. Er läßt sie auf ihre Bitte sein Lager theilen, bis er aus seinem Sinnenrausch erwacht:

Leb' wohl, meine Lust! Leb' wohl, mein Glück!
So lacht sie mit höhnischem Singen:
Ueber Jahr und Tag, da komm ich zurück,
Ein Kindlein als Pfand dir zu bringen.

Mit einmal da von der schönsten der Fraun
Rauscht's nieder wie Zaubergewande,
Und kicherud schleift sie des Fischleibs Graun
Die Treppe hinunter zum Strande.

Nach dem Schwert der König in Zornwuth greift,
Sie niederzuhauen zur Stelle;
Doch machtlos im Schwunge die Klinge pfeift,
Und die Hexe — die hüpft durch die Welle.

Die Hexe ist jene bei dem Tod des Königs Frode aufgestiegene Fee, deren Buhle er gewesen, und die zehnte Romanze: „Der Gesang der Meerfrau" überschrieben, enthält den Schwur, mit welchem die Meerfrau gelobt, Frode's Tod an Helge und seinem Geschlecht grimmig zu rächen.

Nachdem sie verschwunden, folgt als elfte Romanze „Aegir's Gesang im Morgenroth". Er besingt die beiden Königsbrüder und preist Hro glücklich vor dem tapfern aber wilden Helge.

Die zwölfte Romanze führt den Titel: „Die drei Schneereiter." Sie erzählt, wie Helge in der Neujahrsnacht in den Schneesturm hinausblickt und an das Kindlein denkt, welches die Hexe im Bad am Meer ihm versprochen. Plötzlich sprengen drei Reiter heran, übergeben mit den Worten:

Frau Schilflieb schickt dir ihr Liebespfand —

König Helge einen schwarzen Schrein und galopiren im nächsten Augenblick wieder davon. Helge fährt mit Wuthgelächter empor:

Auf den Tisch hin setzt er den Schrein, und droht:
„Du Schlangenbrut, dir geb' ich den Tod!"

Er tritt mit dem funkelnden Dolch heran,
Da lacht ihn die Kleine so lieblich an.

Sie lächelt aus Blumen des Schilfs hervor
Im zarten Gewande von Silbermoor.

Da ergreift's ihm die Seele mit Allgewalt,
Ihm dünkt so lieblich die süße Gestalt.

Und reden kann sie bereits und spricht:
„Du drohst doch wol deiner Skulde nicht?

Meine Mutter, die wohnt im Meerpalast
Und schickt mir Perlen und Goldes Last.

Jetzt will ich bleiben im Schloß am Strand:
Mein Vater ist König von Dänenland."

Und wunderbar rührt ihn der holde Laut,
Sein Auge von wonniger Wehmuth thaut.

Er drückt die Kleine wol an die Brust:
„O, nun kenn' ich des Lebens beste Lust!"

Doch Skulde lächelt voll arger List:
„Schau, schau, wie du so freundlich, so sanft nun bist!

Frau Schilflieb thäte sich freuen baß,
Dein Auge zu schauen von Thränen naß."

König Helge bringt sein Töchterlein zur Zucht und Pflege in ein Schloß am Meer. Sie zeigt einen störrigen, unbändigen Sinn, wächst aber schnell zur wunderschönen Jungfrau heran. Ihr strahlender Blick verräth aber heimliche Tücke. Sie flicht fortwährend Schilfkränze, und ihre höchste Lust ist, allabendlich am Fuß des Thurms im blauen Meer umherzuschwimmen.

„Der Gesang des Vogels im Walde" heißt die dreizehnte Romanze. König Helge sitzt sinnend im Grünen und denkt mit Sehnsucht an Frau Schilflieb, Skulde's Mutter. Da hüpft von dem Baume herab ein schöner bunter Vogel:

Er setzt sich dem König zu Füßen dicht,
Und singt und spricht
Zu des Borns sanft murmelndem Strahle:
„Im Walde die Primeln zu Tausenden stehn,
Und Mägdlein zahllos und lieblich gehn,
Als wandelnde Blumen im Thale.

Und schuf dir die Lilie Schilflieb Trug,
Noch blühen genug
Dir der morgenumstrahlten und bleichen;
Und herzen dich Frauen im Abendlicht,
So kose und lache und gräme dich nicht,
Wenn hinweg als Schlangen sie schleichen."

Der Vogel fordert König Helge dann auf, über das Meer in die angelsächsischen Gauen zu gehen und dort um die schöne Königin Oluf zu freien. Dann hüpft der Vogel fort, um zuletzt in dem schilfigen Sumpf als giftgeschwollene Kröte zu verschwinden. Helge denkt unausgesetzt an die Königin in Sachsenland, und schon den

nächstfolgenden Tag durchschneidet er mit seinem Schiff, „der Drache", die Tiefen.

Die vierzehnte Romanze erzählt „König Helge's Brautfahrt". Der goldene Drache schwimmt durch die blauen Wogen zum Schloß im Wald der Sachsen. Königin Oluf empfängt die Dänen gastfrei, erklärt aber Helge, daß er, wenn er sie als Weib begehre, sie erst im Zweikampf besiegen müsse. König Helge ist dazu bereit und im Burghofe beginnt der Kampf, in welchem Helge sich anfangs nur vertheidigt, da er natürlich durchaus nicht die Absicht hat, das holde Frauenbild zu erschlagen:

Auf Helm und Goldschild fielen die Schläge schwer und dicht,
Vom Stahle sprang das Feuer, der Quell des Bluts sprang nicht.
„Zuletzt will ich wol siegen", klang Oluf's Ruf heraus;
„Ja", lachte König Helge, „in einem andern Strauß."

Endlich gelingt es Helge, die stolze Königin zu entwaffnen. Sie bekennt sich besiegt, fordert aber Helge auf, erst noch mit ihr um die Wette den Stein zu werfen. Zugleich ergreift sie denselben und schleudert ihn kühn weit von sich hinweg.

Doch Helge, der Gewalt'ge, der kam und nahm den Stein,
Zurückgebogen schlug er ins Blaue ihn hinein.
Der Stein flog zu den Sternen — man sah ihn nimmermehr,
Er flog wie spät im Herbste ein Vogel übers Meer.

Die Königin bekennt sich abermals besiegt, will aber, da sie für Frauenlust und Leiden nicht geschaffen zu sein erklärt, sich mit Gold und Edelsteinen loskaufen. Helge besteht jedoch auf den ihm versprochenen und von ihm redlich verdienten Siegerpreis, und Oluf führt ihn nun selbst in den Saal zum Hochzeitsbankett. Hier zechen die Dänen und ihr König mit ihnen weidlich, bis Helge an Oluf's Seite einschläft:

„Jetzt, meine gute Zofe, jetzt hole mir daher",
So sprach die list'ge Kön'gin, „vom Thurme meine Scher".
Da schor sie ihm den goldnen, den üpp'gen Lockenschwall,
Denn unterm Tische lagen längst seine Kämpen all.

Ließ dann den König schnüren in einen Ledersack
Und in das Schiff ihn bringen mit seinem besoffnen Pack.
Den Scheitel ihm bestrich man mit schwarzem Pech zuvor: —
Als morgens er erwachte, wie fuhr er da empor!

Racheschnaubend lichtet er die Anker und segelt zur Heimat zurück, während die emportauchende schuppige Meerfrau, die ihn zu dieser Brautfahrt durch ihren Vogel verlockt, sein Schiff mit ihrem Hohn- und Spottgelächter verfolgt.

„Helge und Skulde" heißt die funfzehnte Romanze, in welcher Frau Schilflieb's dämonische Tochter den rachedurstigen König durch ihre Worte und ihren Gesang zu nur noch höherm Ingrimm gegen Oluf entflammt.

In der sechzehnten Romanze: „Helge's und Hro's Abschied", erklärt Helge seinem Bruder, daß er fest entschlossen sei, an Oluf Rache zu nehmen, und steigt mit seinen Kriegern wieder zu Schiff.

In der siebzehnten Romanze: „König Helge fährt abermals gen Sachsland", wird durch abwechselnden Alleingesang Helge's und den Chor seiner Kämpen die Kampflust des Königs und seiner Schar geschildert.

„Helge's List", wie die Ueberschrift der achtzehnten Romanze lautet, besteht, nachdem er an einer verborgenen Stelle des Strandes gelandet ist, darin, daß er in wollener Seemannsjacke, mit theergetränktem Hute, mit Schwert und Hacke bewehrt, jedoch mit einem prachtvollen, mit Edelsteinen besetzten goldenen Gürtel angethan und gut mit Geld versehen, das Heer der Seinen verläßt. Reigin, sein Vertrauter, und noch sechs Mann begleiten ihn. Sie lenken ihre Schritte waldeinwärts, bis sie an ein am Wege stehendes einsames Haus gelangen. Hier sitzt ein Fischer, seine Netze flickend, während weiter drunten sein Weib steht und angelt. König Helge gräbt, als ob er glaubte, er sei unbeobachtet, mit seiner Hacke die Erde auf und vergräbt darin sein Geld und Gold, worauf er sich mit seinen Leuten wieder entfernt. Königin Oluf hat in ihrer Goldgier ein Gesetz erlassen, welchem zufolge ihr von jedem Funde ein Antheil gebührt, und der Fischer macht sich daher sofort auf, um ihr zu berichten, was er gesehen:

Im Fluge will ich steigen
Hinaus ins Korngefild,
Der Kön'gin will ich zeigen
Geschwind das goldne Wild.

Ich weiß, am frühen Tage
Jagt sie durch Busch und Dorn:
Schon höre ich im Hage
Das helle Jägerhorn.

In der neunzehnten Romanze: „Die Jagd", sehen wir Königin Oluf den Hirsch verfolgen, welcher sie immer weiter in öde Wildniß hineinlockt, bis er endlich ins Meer springt. In diesem Augenblick tritt der Fischer hervor und erzählt ihr von dem Schatz, den er vergraben sah. Die Königin läßt sich von ihm sofort zu der Stelle führen; kaum aber ist sie hier angelangt, so tritt König Helge mit seinen Leuten aus dem Gebüsch hervor und umzingelt sie. Oluf, die ihn abermals zu überlisten gedenkt, heißt ihn freundlich willkommen und fordert ihn auf, sie in ihre Burg zu begleiten, von wo sie ihm dann als „liebendes Gemahl" in seine Heimat folgen werde. König Helge aber erklärt:

Zum liebenden Gemahle jetzt mag ich dich nicht mehr,
Der Rache will ich pflegen, drum kam ich durch das Meer.
Was Liebeshuld nicht schenkte, nun nehm' ich's mit Gewalt,
Laß dir vor mir nicht bangen, du liebliche Gestalt.

Nachdem er dies gesagt, läßt er sie von seinen Leuten ergreifen und auf sein Schiff bringen, wo er sie wo drei Wochen behält, um dann ohne sie wieder gen Seeland heimzusegeln:

Am Ufer, Schilf im Kahne, beim frühen Morgenthau,
Lag eines Tags die arme, schnöde verlassne Frau.

„Oluf's Klage am Strande" ist Gegenstand der zwanzigsten Romanze. Die betrogene Königin, die den Gedanken, Helge's Buhlerin gewesen zu sein, nicht ertragen kann, beschließt, sich selbst den Tod zu geben:

Kein menschlich Auge soll mich weinen sehn:
Zur Hela flehen
Will ich und still im Meer zu Grunde gehen. —
Auf meine Glieder
Fall' einsam dann am Strand
Der Nachtthau nieder.

Die letzte Romanze: „Oluf's Zuflucht und Wiederkehr", erzählt, wie die verzweifelnde Königin sich in das Meer stürzt. Sie sinkt und sinkt hinab, bis die dunkeln Tiefen plötzlich heller werden und ein von Blumenduft umwehter Wald sie aufnimmt, in welchem ein krystallener Meerpalast emporragt. Sie ist in Frau Schilflieb's Feenwelt, in welcher die Sonne dem nächtigen Mondstrahle gleicht. Die Blumen blühen hier bläulicher als in dem Licht der Oberwelt, Goldlack und Rose glühen weniger, die Lilien glänzen minder, obschon Blatt und Krone wundervoll zu Palmenhöhen emporwachsen:

Und zwischen Stamm und Wurzeln
Meerungethüme purzeln.

Frau Schilflieb heißt Oluf willkommen und fordert sie auf, zwölf Monden hier in der Tiefe zu bleiben, während sie, Frau Schilflieb selbst, die Stelle der Königin auf der Oberwelt vertreten will:

Ich thron' indeß an deiner Statt
In deines Landes Reichen,
Ich will dir wie ein Blatt dem Blatt
An Wuchs und Schönheit gleichen.
Und während ich im Eichwald bin,
Soll meine arme Königin
Ihr Kindlein heimlich kriegen
Und erdwärts wieder fliegen.

Man glaubt im Volk, den Pfad verlor
Dein Ungestüm im Jagen;
Gewaltsam bricht der Schmerz hervor
Und deine Kämpen klagen.
Mit deinem Namen und Gesicht
Komm ich zurück: — man ahnt es nicht;
Blüht wiederum der Flieder,
Bist Königin du wieder.

Von deinem Ach und Wehe soll
Kein Ton zur Erde steigen;
Der Spottlust ist die Menschheit voll,
Doch meine Fische schweigen.
Ich fordre für die Hülfe gut
Nur Ingrimm gegen Helge's Blut: —
Schwör' mir's! Dein ganzes Leben
Sei Haß und Rachestreben.

Königin Oluf leistet den verlangten Schwur und bleibt, während Frau Schilflieb zur Oberwelt hinaufgeht, im Meer zurück, bis sie einst in stürmischer Nacht ein Töchterlein zur Welt bringt. Die Nixen benetzen die zu Wuth und Haß Erkorene mit Walfischblut und fragen Königin Oluf, welchen Namen sie ihr geben sollen:

„Ei, tauft sie Yrsa!" lacht und spricht
Die Kön'gin spött'schen Mundes —
„Der Nam' ist's meines Hundes."

Nach Jahresfrist kommt Frau Schilflieb wieder in die Wasserwelt zurück und Königin Oluf steigt mit ihrer Tochter wieder an den grünen Strand. Niemand von ihren Leuten als jener Fischer hat gesehen, wie sie von Helge überlistet worden. Er schwört, ewiges Schweigen darüber zu bewahren, und übernimmt die kleine Yrsa zur Erziehung. Diese wächst im dunkeln Wald heran und lernt bald mit Netz und Angel, mit Kahn und Welle spielen:

Ihr Gartenbeet von Blumen blüht,
Sie selbst wie eine Rose glüht
Am sel'gen Kindheitsbache: —
Doch nahe ist die Rache.

Hiermit schließt „Helge". Die Fortsetzung dieses Gedichts ist die Tragödie „Yrsa" und den Schluß bildet die in Prosa geschriebene „Hroars-Sage". In der ersten wird erzählt, wie Oluf sich dadurch rächt, daß sie Yrsa, nachdem dieselbe herangewachsen, dem König als Braut zuführt, wo dann Helge, nachdem er die Wahrheit erfahren, sich selbst ins Schwert stürzt. Die Hroars-Sage erzählt den Tod des edeln friedliebenden Königs Hro, sowie den Tod des Königs Hrolf Krake, des Sohnes Helge's und Yrsa's.

Die von dem Uebersetzer beigegebenen, ziemlich umfangreichen Erläuterungen bilden eine werthvolle Zugabe zu seiner gewissenhaft und geschickt gearbeiteten Verdeutschung, und können den Genuß, welchen dieselbe allen der Ursprache nicht mächtigen Freunden der Oehlenschläger'schen Muse bereiten wird, nur noch erhöhen.

August Kretzschmar.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Nach einer kurzen Zwischenbetrachtung über den damaligen Zustand der bildenden Kunst und der Musik, der auf ersterm Gebiete noch immer nichts Erfreuliches, auf letzterm die fortdauernden Kämpfe der deutschen mit der italienischen Musik aufweist, kommt Hettner zu einem neuen Hauptabschnitt seiner Darstellung: „Vom Siebenjährigen Kriege bis zur Sturm- und Drangperiode." Am Eingange dieses Abschnitts steht wieder die hohe Gestalt Friedrich's des Großen, diesmal zunächst als Held und Feldherr, doch aber auch als Regent und Gesetzgeber. Das Kapitel heißt: „Der Siebenjährige Krieg und der aufgeklärte Despotismus." Der Verfasser schildert folgendermaßen die schon durch Goethe's Aeußerungen in „Dichtung und Wahrheit" bekannten Eindrücke des Siebenjährigen Kriegs auf das deutsche Volk und insbesondere auf die strebsamern Geister:

Man muß die Schriften der Zeitgenossen lesen, um lebendig nachzuempfinden, von welcher freudigen und stolzen Begeisterung damals alle Besten durchglüht waren. Als Lessing die preußischen Kriegslieder Gleim's herausgab, meinte er, nur von dem einzigen Tyrtäus könne der Grenadier die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht ebenso natürlich wären als einem Spartaner. In demselben Sinne vergleicht Thomas Abbt, dessen Abhandlung vom Tode fürs Vaterland eins der schönsten Zeugnisse jener gehobenen Stimmung ist, die gefallenen Helden des Siebenjährigen Kriegs mit Epaminondas' heiliger Schar vor Thermopylä. Hatte Friedrich, wie sich Goethe ausdrückt, die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, so schien es jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten theil an diesem Siege zu nehmen; man war, wenn nicht preußisch, so doch fritzisch gesinnt. Der eigene Sohn Maria Theresia's machte Friedrich zum Ideal seiner Jugendträume. Und nicht blos Deutschland, sondern ganz Europa staunte und jubelte. Abbildungen des Helden von Roßbach mit seinem dreieckigen Hut, mit seinem Krückstock und langem Zopf waren in jedem Hause Englands, der Schweiz und Italiens.

zum Hohn der besiegten Höflinge war selbst in Frankreich der Sieger von Roßbach der gefeierte Liebling der Volkspartei.

Nimmer aber wäre die Heldenkräftigkeit einer großen Persönlichkeit allein hinreichend gewesen, eine so tiefe und nachhaltige Erregung der Geister hervorzurufen. Gerade der Siebenjährige Krieg beweist unwiderleglich, wie nur solche Kriege lebenerweckend wirken, welche die Entscheidung und Durchführung großer Empfindungen und Gedanken, ein ununterdrückbarer Fortschritt des weltgeschichtlichen Geistes sind. Auch der Dreißigjährige Krieg hatte seine großen Helden gehabt und war für Deutschland doch nur die Unglücksquelle entsetzlichster Verödung und Barbarei geworden; der ursprüngliche religiöse Gegensatz, welcher der erste Anlaß des Kriegs gewesen, hatte sich allmählich in die kleinlichsten dynastischen Zänkereien verzettelt.

Und ebenso wenig wurden später die gewaltigen Napoleonischen Weltkriege von ähnlich gewichtigem Bildungseinfluß; für Frankreich waren dieselben nur zwecklos ehrgeizige Eroberungskriege, und in Deutschland verstanden es die Regierungen des Metternich'schen Systems leider nur allzu gut, dem aufstrebenden Freiheitsgefühl sogleich die Flügel zu lähmen. Steht der Siebenjährige Krieg am Eingang des goldenen Zeitalters unserer Literatur, wie die großen Perserkriege am Eingang des großen Perikleischen Zeitalters, so kommt dies nur daher, weil er in Wahrheit zugleich ein Krieg und Sieg der nationalen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, ein Krieg und Sieg der vorschreitenden Aufklärung gegen religiöse und politische Finsterniß und Bedrückung, eine Verjüngung und Wiedergeburt der gesammten deutschen Sitte und Denkart war.

Zum ersten mal nach langen Jahrhunderten völligster Schwäche und Erstorbenheit durchdrang die Deutschen wieder das spornende Glück erprobter Kraft und Tüchtigkeit, das stolze Bewußtsein politischer Machtstellung. Nur wenige fühlten es, und wer es fühlte, beklagte es nicht, daß das lose Gefüge der alten Reichseinheit durch das unwiderrufbare Emporkommen Preußens nur um so loser geworden. Seit der längstvergangenen Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaiserthums hatte man sich in Deutschland nicht mehr so selbständig und so groß gefühlt.

Besonders der protestantische Theil Deutschlands gewann durch den Siebenjährigen Krieg ein mächtig neues Leben. Der Sieg Friedrich's war nicht blos die Befreiung des Protestantismus von allen verderblichen Uebergriffen und Eroberungsgelüsten des Katholicismus, sondern auch die Läuterung und Befreiung des Protestantismus innerhalb seiner selbst, die Befestigung und Erweiterung des freien philosophischen Denkens und Forschens gegen alle hemmende Einsprache eifernden Pfaffenthums.

Was sich in Bildung und Literatur an aufstrebender Kraft regte, wuchs und erstarkte unter diesem belebenden Frühlingshauch sichtbar.

Was der Verfasser über den „aufgeklärten Despotismus“ und dessen Folgen für den Bildungsfortschritt der Nation bemerkt, das ist zum großen Theil nur eine Wiederholung, Bekräftigung und Weiterausführung des im Eingange dieses Bandes über Friedrich den Großen als Ausgangs- und Mittelpunkt der deutschen „Aufklärungsperiode“ Gesagten. Ohnedies fallen die meisten und wichtigsten Regierungsmaßregeln des großen Königs, welche einen allgemeinen, principiell aufklärerischen, reformatorischen Charakter an sich tragen (Befreiung der Presse, Duldung aller Confessionen, Abschaffung der Tortur, grundlegende Verbesserung des Justizwesens, Garantie für Unabhängigkeit der Gerichte u. s. w.), vor die Zeit des Siebenjährigen Kriegs, während nach demselben Friedrich der Große überwiegend mit speciellen Anordnungen für Wiederherstellung der zerrütteten Wohlfahrt seiner Länder beschäftigt erscheint — Anordnungen, die zwar in ihrer Art ebenso bedeutend und für ihn als Regenten, als Volks- und Menschenfreund ebenso rühmlich sind, wie jene frühern, die aber doch wegen ihrer mehr specifisch preußischen und meist auch materiellen Natur auf den öffentlichen Geist, namentlich außerhalb Preußens, einen weniger unmittelbaren und schlagenden Eindruck machten. Daraus erklärt sich wol die sonst schwer begreifliche Erscheinung, daß nicht lange nach dem Siebenjährigen Kriege (man denke an Goethe's eigenes Geständniß in „Wahrheit und Dichtung“) der Einfluß, den die Thaten dieses Kriegs und die Persönlichkeit Friedrich's auf die dichterischen Geister in Deutschland geübt hatten, allmählich wieder mehr zurücktritt und an ihrer Statt von neuem eine mehr idealistische, von dem Oeffentlichen abgewendete Denk- und Empfindungsweise Platz gewinnt.

Vielleicht wäre es daher zweckentsprechender gewesen, wenn der Verfasser, dafern er einmal die Erscheinungen des realen Lebens als mitwirkende Factoren in den Entwickelungsgang der Literatur verflechten wollte, eine andere Gruppirung dieser ursachlichen Begebenheiten und ihrer Wirkung auf literarischem Gebiete vorgenommen hätte. Unsers Erachtens sollten nicht blos Gellert und seine Genossen ihre Stelle vor Friedrich dem Großen haben (wie dies hier der Fall ist), sondern auch die Anakreontiker, auch Klopstock, ja auch Wieland. Denn wennschon einzelne Rückwirkungen der Friedericianischen Aera auf diese Dichter sich nachweisen lassen (wie wir selbst dies bei Klopstock versucht haben), so stehen doch diese Dichter insgesammt dem Grundtone ihrer Lebensanschauung und ihrer Dichtung nach auf einem durchaus andern Boden und erscheinen als hervorgegangen aus Zuständen und Stimmungen, welche mit dem von Friedrich ausgehenden neuen Geiste schlechterdings nichts gemein haben, ja den Einflüssen dieses Geistes selbst einen mehr oder weniger zähen Widerstand entgegensetzen. Dagegen gruppiren sich unmittelbar um Friedrich herum, als von ihm direct beeinflußt (und zwar nicht erst seit dem Siebenjährigen Kriege, sondern schon bald nach seiner Thronbesteigung), zunächst alle die Richtungen, welche auf die Erfassung und Behandlung der Realität des Lebens ausgehen (war doch Friedrich selbst, wie Carlyle es nicht schlecht ausgedrückt hat, „eine gekrönte Realität“; „fast die einzige“, wie derselbe Schriftsteller hinzusetzt, „in jenem so unreellen, phantastischen Zeitalter“!), also die Popularphilosophie mit ihrer sorgfältigern Beobachtung des empirischen Menschen — des einzelnen und des Gesellschaftsmenschen oder Bürgers, mit ihrer eifrigen Hinlenkung auf empirische Psychologie und Anthropologie, mit ihrem lebhaften Interesse für das, was wir heute Socialwissenschaft nennen würden (wir erinnern nur unter anderm an Garves Buch vom deutschen Bauer), ferner die Publicistik, die Volkswirthschaftslehre und Statistik, dann (auf einem schon mehr idealen, rein literarischen Gebiete) die Kritik, insofern sie namentlich auf Lebenswahrheit drang und ebensowol gegen allen phantastischen Ueberschwang, wie gegen alles Falsche, Erkünstelte, Conventionelle eiferte,

zuletzt endlich die im gleichen Geiste positiv schaffende und neubauende dichterische Production, deren höchste Aufgabe wir von Lessing mit richtigem Blick erkannt, mit sicherer Hand vorgezeichnet und zum Theil durch eigene dichterische Thaten bereits verwirklicht erblicken.

So, meinen wir, würde der rothe Faden, der sich vom Leben aus und insbesondere von der gewaltigen Neugeburt des deutschen Lebens durch Friedrich den Großen hinüber in die Welt der Dichtung und der Literatur überhaupt, und durch diese hindurch als verbindende Kette einer Reihe von Erscheinungen weiterschlingt, deutlicher erkennbar hervortreten, als bei der vom Verfasser gewählten Reihenfolge und Anordnung der verschiedenen Momente.

Was das Einzelne betrifft, so sind zunächst „die Popularphilosophen“ von dem Verfasser mit dankenswerther Sorgfalt behandelt. Zu unserer Freude finden wir hier, namentlich in dem über Nicolai Gesagten, eben jene Billigkeit und Unbefangenheit wieder, mit welcher der Verfasser auch schon früher einen Rabener, einen Günther, sogar einen Gottsched gegen einseitige und übertriebene Anfeindungen und Verkleinerungen in Schutz nahm und in das rechte Licht einer objectiven, seinen Gegenstand weder über- noch aber auch unterschätzenden Betrachtungsweise zu rücken bemüht war. Etwas ausführlicher hätten wir wol neben Nicolai und Mendelssohn auch Garve behandelt zu sehen gewünscht; von Engel ist hier nur die Zeitschrift „Der Philosoph für die Welt“ erwähnt; seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit, namentlich sein Roman: „Lorenz Stark“, der trotz mancher Schwächen doch ein merkwürdiges Product jener Zeit ist und nach gewissen Seiten hin noch jetzt seinen Reiz behauptet, ist wol dem dritten Bande vorbehalten.

Auch die „Anfänge der Kant'schen Philosophie“, von 1747—70, werden eingehend besprochen und die Keime der gewaltigen, erst in dessen spätern Schriften zur Reife gediehenen speculativen Reform schon hier aufgezeigt.

Sodann folgt wieder ein Abschnitt über den theologischen Rationalismus, diesmal repräsentirt durch Semler und Bahrdt, woran sich unmittelbar „der aufgeklärte Katholicismus“ anschließt. Zwischen letztern und die „Illuminaten“ (die dazu eine gewisse innere Beziehung haben) schiebt sich ein Abschnitt über Erziehungs- und Volksliteratur, der uns Basedow, Campe, J. G. Schlosser, den Freiherrn von Rochow, J. S. Hirzel, Pestalozzi und G. Becker vorführt, während Iselin hier nicht, sondern lediglich unter den Geschichtschreibern erscheint, welche letztere nebst den politischen Schriftstellern nach den Illuminaten auftreten, und zwar neben Iselin noch K. F. von Moser, von Sonnenfels, J. Möser, Th. Abbt, Gatterer, Schröckh.

Mit Winckelmann treten wir in die „Aesthetik und Kunstgeschichte“ ein; an ihn reihen sich Chr. L. von Hagedorn und Rafael Mengs. Hier ist der Verfasser auf seinem speciellen Gebiete; wir erhalten von ihm werthvolle Aufschlüsse und Winke über diese sonst in literaturgeschichtlichen Werken selten berücksichtigte wichtige Seite des allgemeinen Geistes- und Culturlebens. Auch die ausübende Kunst, die bildende sowol als die Musik, werden noch am Ende des vorliegenden Bandes abgehandelt in ihren Vertretern Rafael Mengs, Oeser, Angelika Kauffmann, P. Hackert, Chodowiecki; Gluck, J. A. Hiller und Haydn.

Die übrigen Abschnitte dieses Bandes sind der Dichtung gewidmet, und zwar so, daß der Verfasser erst die Klopstockianer und die Gleim'schen „Grenadierlieder“, dann Wieland, zuletzt Lessing, und zwar den ganzen Lessing, nicht blos den Kritiker und Dichter, sondern auch den Philologen, den Kunst- und Alterthumsforscher, den Theologen und Philosophen, bespricht. Es ist eine feine Bemerkung von Hettner, wenn er an den naiven Volkston der Gleim'schen „Grenadierlieder“ (im Gegensatz zu dem hohlen Wortgerassel der Odendichter, Barden u. s. w.) die Lessing'schen Studien über das Volkslied anknüpft und damit schon auf Herder's theoretische, Goethe's praktische Bestrebungen für Wiederbelebung des einfachen, innigen Volksliedes hinüberdeutet.

Der Abschnitt über Wieland ist, wie uns scheint, dem Verfasser am wenigsten gelungen. Täuschen wir uns, oder ist dem wirklich so: uns will bedünken, der Verfasser habe seinem Gegenstande nicht jenes tiefere Interesse abzugewinnen vermocht, ohne welches der Historiker, und zumal der Literar- und Culturhistoriker, niemals im Stande ist, einen Stoff so recht lebendig und anschaulich zu gestalten. Sowol das, was Hettner an Wieland lobt, als was er an ihm tadelt, bleibt an der Oberfläche haften, dringt nicht in den eigentlichen, tiefern Kern der Sache ein; das formale Element, die Ausbildung und Pflege gewisser Dichtungsarten durch Wieland u. dgl. m., spielt eine Hauptrolle, und wenn am Schluß, nach einer ziemlich in allen Stücken verurtheilenden Kritik über den Dichter, dennoch Hettner sagt: „Trotz alledem bleibt Wieland das große geschichtliche Verdienst, daß er das poetische Ideal der Deutschen, das durch Klopstock auf verhängnißvolle Irrwege geführt war und das Lessing vorzugsweise nur nach der dramatischen Seite pflegte und ausbildete, gekräftigt und bedeutend erweitert hat“, so fragen wir uns verwundert: wodurch? wiefern? und finden in den vorausgegangenen Betrachtungen Hettner's auf diese Fragen keine rechte Antwort.

Es möchte in der That dem Verfasser nicht leicht sein, anzugeben, worin diese „Kräftigung und Erweiterung“ des „poetischen Ideals der Deutschen“ durch Wieland bestanden habe. Jedenfalls war der „Irrweg“, auf welchen Wieland die deutsche Muse führte, allermindestens ebenso „verhängnißvoll“ wie der Klopstock's, und mit Lessing's Verdienst um die deutsche Literatur möchten wir dasjenige Wieland's auf keine Weise zusammengestellt sehen. Wieland's Lebensanschauung krankt an derselben Einseitigkeit, derselben Beschränktheit auf das kleine Ich des Individuums, demselben Mangel an großen thatkräftigen Interessen, wie die der Seraphiker und Empfindsamen. Und wenn sie an poetisch-plastischem Reiz manches vor dieser voraushat, so steht sie ihr dagegen an sittlicher Würde und Hoheit bedeutend nach. Die Klopstockianer verzärtelten

den Menschen durch allzu viel Schönthun mit hohen und edeln Gefühlen von oft ziemlich vager und fast immer thatenloser Natur, aber sie setzten wenigstens sein ideales Wesen in Bewegung. Das „poetische Ideal" Wieland's ist eine ebenso thaten- und charakterlose Gefühls- und Phantasieschwelgerei, aber nach der sinnlichen, thierischen Seite des Menschen. Der Wieland'sche Genußmensch, auch der verfeinerte, ist ein ebensolcher Egoist wie der Klopstock'sche Schwärmer, der seinen Egoismus unter der Maske angeblicher Verzichtleistung auf alles Irdische verbirgt, nur ein raffinirterer und planmäßigerer. Und doch gibt es, nach unserer Ansicht, auch für Wieland einen Standpunkt der Betrachtung, von welchem aus seine literarische Wirksamkeit ein nicht geringes Interesse darbietet, wenn auch vorzugsweise nur — um es so auszudrücken — ein pathologisches. Wir studiren an ihm eine interessante Krankheitsgeschichte jener Zeit: den nothwendigen und unausbleiblichen Umschlag des einen Extrems, welches die Empfindsamkeit und die Verstiegenheit der Seraphiker darstellt, in ein anderes, den Cultus der Sinnlichkeit, nicht als eine Sache der Leidenschaft, des übermächtigen Naturtriebes, sondern als Sache einer ebensolchen doctrinären Consequenzmacherei und Selbstbelügung, wie es ihrerseits jene Schwärmerei und Idealisterei gewesen war. Das bei dem gänzlichen Mangel an großen, realen, öffentlichen Interessen nur auf sich selbst und sein inneres Gefühlsleben angewiesene Individuum mußte entweder empfindsam schwärmen und himmeln, oder sich faunisch lüsternen Phantasiespielen ergeben, auch wol beides abwechselnd oder mitsammen in unklarer Mischung. So bildet Wieland die sozusagen naturnothwendige Rück- oder Kehrseite Klopstock's; beide Strömungen gehen dann nebeneinander her, mischen und kreuzen sich wol auch vielfach (z. B. im „Werther" und im „Faust") und bilden so noch weithin durch das ganze vorige Jahrhundert die Signatur des geistigen und sittlichen Lebens unsers Volks.

Dabei ist Wieland von der rechten Naivetät und Unbefangenheit des wahren Dichters mindestens ebenso weit entfernt wie Klopstock. Denn der Cultus der Sinnlichkeit, den er poetisch verherrlicht, ist bei ihm nichts weniger als der unmittelbare Ausfluß einer starken und tiefen Leidenschaft, vielmehr das künstliche Product eines doctrinären Raffinements. Wieland hat, wie es Frau von Staël richtig bezeichnete, den Epikuräismus zu einem Dogma gemacht. Erst seine Nachfolger, zunächst Heinse, in gewisser Hinsicht auch der Verfasser des „Allwill", vor allem aber Goethe, haben die Poesie der Sinnlichkeit aus dieser doctrinären Verkünstelung und dieser frostigen Gemachtheit herausgelöst, ihr den glühenden Odem der Leidenschaft eingehaucht. Wieland war nur ein Durchgangspunkt, allerdings wol ein nothwendiger, von der übersinnlichen Dichtung Klopstock's zu dieser sinnlichen. Daher hat er für die Literaturgeschichte heute weniger ein eigentlich literarisches oder poetisches, wol aber ein culturgeschichtliches, gewissermaßen pathologisches Interesse. Wir sehen an ihm, wie die einfach sinnliche Empfindung unserm Volke so sehr verloren gegangen war, daß sie erst durch einen künstlichen Proceß, eine Art poetisch-philosophischer Dialektik wiederhergestellt werden mußte, wobei sie jedoch auf diesem künstlichen Umwege den größten Theil ihrer Natürlichkeit und Unbefangenheit einbüßte, erkünstelt, unwahr, daher vielfach auch ästhetisch unschön ward.

Was Wieland von Lessing durch eine weite Kluft scheidet, hat der Verfasser sehr zutreffend in wenigen Worten sogleich im Eingange des Abschnitts über letztern angedeutet, wenn er sagt: „Lessing ist der mannhafteste Charakter der deutschen Literaturgeschichte." Das ist's! Klopstock blieb sein Leben lang ein Jüngling, ein strebender, begeisterungsvoller, glühender Jüngling, aber der über das bloße Wollen nirgends recht hinauskam, es zum kraftvollen und erfolgreichen Können niemals recht brachte. Wieland vollends war das baare Gegentheil eines mannhaften Charakters, halb ein verzärteltes Kind, halb ein weibisch-weichliches Wesen — die „zierliche Jungfrau von Weimar", wie ihn Goethe wol spöttisch nannte. Lessing ist ein Mann, ein Charakter, und so ist auch seine Poesie eine mannhafte, charaktervolle, thatkräftige. Auch darin führt uns der Verfasser sogleich in den Mittel- und Lebenspunkt der Lessing'schen Thätigkeit ein, daß er ihn vor allem als Dramatiker, kritisch und productiv, charakterisirt. Mit großer Sorgfalt, gründlicher Belesenheit und sichtlich liebevollem Eingehen auf seinen Gegenstand schildert Hettner die verschiedenen Entwickelungsstufen der dramatischen wie der dramaturgischen Bestrebungen Lessing's. Es ist ein äußerst sauber gearbeiteter Abschnitt. Ein zweiter, besonderer Abschnitt ist sodann dem Lessing'schen „Laokoon" gewidmet. Hier hat der Verfasser Gelegenheit, neben und trotz seiner warmen Begeisterung für Lessing doch auch sein unbestochenes selbständiges Urtheil zu bewähren: so sehr er Lessing's Ansichten über die Grenzen zwischen Poesie und Malerei hochhält, sowenig verhehlt er seine Nichtübereinstimmung mit so manchem Ausspruch desselben im Gebiete der bildenden Künste selbst, besonders der Malerei. Als drittes Hauptstück der Lessing'schen Thätigkeit handelt der Verfasser endlich Lessing's „Theologische Schriften" ab. Die von theologischen und literarhistorischen Erklärern Lessing's so viel verhandelte Frage: ob sich aus Lessing's Schriften ein einziges consequentes theologisches oder philosophisches System darstellen lasse, glaubt er durch Unterscheidung eines esoterischen und eines exoterischen Theils in seinen dahin bezüglichen Schriften bejahen zu können. Im übrigen schließt er sich rückhaltlos der Ansicht an, Lessing sei Spinozist gewesen.

Zum Schluß kommt Hettner noch in einigen Worten auf Lessing's Verhältniß zu den politischen und patriotischen Anschauungen seiner Zeit. Auch hier ist er unbefangen genug, einzugestehen, daß Lessing hier einen Weg ging, den wir heute nicht mehr als richtig anzuerkennen vermögen, indem er die Ziele des Menschen nicht im Staate, sondern außerhalb und über demselben suchte. Das höchste Ziel freilich, sagt Hettner, bleibe doch immer dasjenige, auf welches auch Lessing hingewiesen, „die allgemeine Menschen- und Völkerverbrüderung, das Evangelium der reinen und freien Humanität".

Mit Befriedigung legen wir das Hettner'sche Buch, trotz abweichender Ansichten in einzelnen Punkten, als ein mit großem wissenschaftlichen und sittlichen Ernst und mit warmer Hingebung an seinen Stoff gearbeitetes Werk aus der Hand, und mit Spannung sehen wir dem letzten Theile desselben entgegen, der uns zu dem wichtigsten Abschnitte unserer nationalen Literaturgeschichte, der großen classischen Zeit der Herder, Goethe, Schiller, Kant u. a., geleiten wird.

Karl Biedermann.

Unterhaltungsliteratur.

1. Der letzte Trunk. Roman von Ernst Willkomm. Berlin, Janke. 1865. 8. 1 Thlr.

Der schönste und prächtigste Brunnen Roms ist die in rauschenden Sprudelbächen die Quellen des Sabinergebirgs ausströmende Fontana Trevi. Mancherlei Sagen knüpfen sich an sie. Die poesievollste dürfte diese sein:

Wer aus der Fontana Trevi unmittelbar vor seiner Abreise aus Rom trinkt, den hält es nicht dauernd jenseit der Berge. Die Sehnsucht zieht ihn fortwährend zurück nach Rom, und nicht eher findet seine schmachtende Seele Ruhe, bis das suchende Auge das Kreuz auf St.-Peter wieder über die braunen Hügel der Campagna sich erheben sieht und die Springbrunnen der Ewigen Stadt wieder Frieden in sein klopfendes Herz träufeln!

Auf diese Sage, die wir mit Ernst Willkomm's eigenen Worten in seiner vorliegenden neuesten Dichtung citiren, fußt deren Titel „Der letzte Trunk". Ihr Kern ist die Schilderung von dem eigenthümlichen, unwiderstehlichen und geheimnißvollen Zauber Roms, der jedem, welcher die Stadt los und nur mit dem Auge des Poeten und Künstlers anschaut, als Wirkung der Wahrheit erscheinen, dem nicht mehr vom ersten überwältigenden Eindruck geblendeten Auge des kalt prüfenden und zersetzenden Verstandes dagegen nur als Wirkung schöner Sinnentäuschung sich darstellen muß. So wird der am römischen Zauber auch noch nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat und als beglückter Gatte kränkelnde und mit seiner krankhaften Sehnsucht nach der Ewigen Stadt selbst seine junge lebensfrische Gattin ansteckende Maler Herwarth erst durch eine zweite Römerfahrt — entzaubert, nach dem Vernunftsatz: Täuschung heilt nur Erkenntniß.

In der Ausführung ist dem Dichter die Periode der Verzauberung ungleich besser gelungen als die der Entzauberung, die im Verhältniß zu jener auffallend flüchtig und nicht kräftig und durchschlagend genug behandelt ist. Namentlich gilt dies von der kirchlich-religiösen Frage, die natürlich auch in diesem neuesten Beitrag zur Erkenntniß des römischen Wesens eine sehr wichtige Rolle spielt; je interessanter und verheißungsvoller ihre Anregung, desto matter und unbefriedigender will uns schließlich ihre Lösung bedünken.

2. Otto von Walter. Ein Künstlerleben aus der Dachstube bis in den Palast. Von Heinrich Martin. Drei Bände. Dresden, Wienecke. 1865. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Ein Künstlerleben aus der Dachstube bis in den Palast läßt natürlich einen Lebenslauf in aufsteigender Linie erwarten; wir wundern uns daher nicht wenig, gleich im Eingange den Titelhelden in seiner Dachstube als grauhaarigen Kammermusikus a. D. und Vater zweier heirathsfähigen Töchter kennen zu lernen, bis wir sehr bald dahinterkommen, daß diese schon abwärtsschreitende künstlerische Persönlichkeit keineswegs der eigentliche Held des Buchs ist. Letzterer ist in der That ein noch hoffnungsvoller junger Künstler, seines Zeichens ein Maler. Wir lernen ihn im zweiten Kapitel in der Dachstube gegenüber kennen, wie er im Mondschein im Fenster liegend an eine der Musikustöchter die schwärmerische Apostrophe richtet: „O du holdes süßes Wesen! Du Stern meines Lebens!" Diese erste Phrase aus Theodor Blandau's Munde kennzeichnet seine Individualität für alle drei Bände; er ist eine jener haltlosen sentimentalen Naturen, die uns durch ihre ewige Liebes- und Naturschwelgerei in Büchern ebenso gründlich zu langweilen pflegen wie im Leben. Erst liebt er die jüngere Schwester; dann, weil diese sich ihm zu zurückhaltend zeigt, die offenherzigere ältere; zuletzt kehrt er zurück zur jüngern, weil ihr der Liebesgram das Herz brechen will, und die verlassene ältere entschädigt nun sein im Laufe der übrigens nicht viel länger als ein Jahr spielenden Erzählung gewonnener Freund, ein durch unglückliche Jugendliebe schwermüthig gewordener, steinreicher englischer Kunstmäcen, der schließlich alle diese schönen Seelen, zu denen auch noch eine wiedergefundene Tante kommt, aus ihren respectiven Dachstuben in seinen prächtigen Palast bringt. Man sieht, die Verheißung des Titels: „Aus der Dachstube bis in den Palast", hat der Verfasser wörtlich erfüllt. Wo aber bleibt das „Künstlerleben"? Der empfindsame Maler wirft jeden Augenblick Pinsel und Palette ungeduldig beiseite, um in Natur oder in Liebe zu schwelgen, bewundert darum der edle Kunstmäcen doch nicht weniger seine „genialen Schöpfungen" in den begeistertsten Phrasen und ernennt ihn schließlich der kunstliebende Fürst zum „Hofmaler"; der Tonkünstler, von dessen bürgerlichem Lebenslauf uns nachträglich noch eine umständliche Erzählung voll alltäglicher Misère aufgetischt wird, die ihn vom Günstling des Fürsten zum Klavierstimmer und Notenschreiber degradirt hat, spielt wol gelegentlich seinen Töchtern und Freunden seine „schwungvollen Symphonien" vor und erhält schließlich vom Fürsten die ihm entzogene „Gnade" und „Pension" zurück. Dies nebst einigen gemeinplätzlichen Kunstraisonnements sind die einzigen künstlerischen Bezüge. Nichts von organischer Entwickelung einer künstlerischen Individualität, von ihrem progressiven Werden und Wachsen, von ihren geistigen Kämpfen bis zum bewußtvoll errungenen Ziele! Desto ausführlicher und breiter ist der Verfasser in der Darstellung des materiellen Lebens seiner Helden, in der Beschreibung der diversen „Dachstuben" und des „Palastes", dem sogar ein eigenes Kapitel gewidmet wird, sowie sonstigen Beiwerks; viel zu breit und gedehnt, um nicht vielfach, namentlich aber während des letzten Bandes, unsere Geduld auf eine harte Probe zu stellen; zwei Bände hätten für den in Charakteren und Handlung denn doch nur dürftigen Stoff schon mehr als

genügend ausgereicht. Eine andere Geduldprobe ist die häufige Absurdität des Stils, wenn dieser sich in ein seltsam barockes Gemisch von theils schwülstigen, theils unpassenden, unlogischen Bildern und Metaphern und von plattesten Trivialitäten verirrt.

3. Lütt Hannes. Ein Seeroman von Adolf Schirmer. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1865. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Durch die Gattungsbezeichnung „Seeroman" erweckt dies Werk Voraussetzungen, die es nicht ganz erfüllt. Nur der erste Band spielt auf dem Meere und gibt aus dem See- und Seemannsleben, in das der fast noch kindliche Held, ein von der Natur mit vielem Mutterwitz bedachter, in der Erziehung aber gänzlich verwahrloster und daher als ein eigenartiges komisches Charaktergemisch von Gut und Böse sich gebender sechzehnjähriger hamburger Schifferssohn eingeführt wird, Schilderungen, die eine erfahrungsmäßige und bis in die kleinsten technischen Details sich erstreckende Vertrautheit des Verfassers mit seinem Stoff bekunden und durch realistische Treue wie durch originelle, von gesundem und frischem Humor gewürzte Lebendigkeit unsere volle Anerkennung verdienen. Mit Ausnahme des Schlußkapitels, das den drolligen Kauz von einem Helden, nach kurzer, aber wechselvoller Laufbahn, seltsam genug als tragisches Opfer einer verbrecherischen Intrigue sterbend zurück zur Heimat führt, spielen die übrigen Bände auf dem amerikanischen Festlande, in Neuyork unter den Geldaristokraten und den Rowdies, in Philadelphia unter den Quäkern, in Charleston unter Gauklern, in Texas unter den Sklavenhaltern, im Urwalde und in der Prairie. Auch sie fesseln zwar durch sachkundige und lebendige Schilderung von Land und Leuten, sowie durch die consequent fortgeführte scharfe Charakteristik der im ersten Bande eingeführten Hauptgestalten, verlieren sich jedoch in der Handlung wie in der Intrigue und besonders in den der letztern zum Grunde liegenden, höchst unwahrscheinlichen und auf die äußerste Spitze gestellten Motiven zu sehr in das seichte Fahrwasser des ordinären Abenteuerromans. 20.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Das an der wiener Burg gegebene Drama von Victor Sardou: „Alte Junggesellen", hat eine etwas kühle Aufnahme gefunden; es scheint, als ob man in Deutschland der dramatischen Muse des second empire müde zu werden anfange. So hat vor kurzem auch das leipziger Publikum den „Armen Edelmann" von Octave Feuillet gänzlich abgelehnt und Sardou's „Flattersucht" sich mit genauer Noth gefallen lassen. In der That eignet sich keine Gattung der poetischen und dramatischen Muse weniger zu Uebersetzungen, als das Lustspiel, welches aus dem nationalen Geist herausgeboren, ein Lebens- und Sittengemälde der unmittelbaren Gegenwart ist. Die pariser Gesellschaft bewegt sich eben um ganz andere Angelpunkte des sittlichen, resp. unsittlichen Lebens, als die deutsche. Wenn aber diese pariser Stücke auf den deutschen Horizont visirt werden, so verlieren sie den ihnen eigenthümlichen Parfum, der sich nicht besser bezeichnen läßt, wie als aus dem Kloakeninhalt bereitetes Eau de mille fleurs. Man französirt sich freilich auch auf den zweiten Bühnen unserer Hauptstädte nach besten Kräften; man tanzt den Cancan nach den vorzüglichsten Mustern, und Soubretten, die den Champagnerrausch und einen andern am besten symbolisiren, werden die belorberten Königinnen der Bühne; man sucht auch die plastischen Revuen des französischen Theaters nach Kräften dem deutschen anzueignen. Die große Sündflut-Feerie ist zwar bisjetzt über keine deutsche Bühne gegangen, so glücklich der Stoff gewählt ist, um weibliche Schönheiten ohne Hülfe der Modejournale zur Schau zu stellen; auch die neue Costümrevue des weiblichen Geschlechts von den Zeiten Eva's bis zu einer Zukunft, die vielleicht ebenfalls alle Modejournale hinter sich hat und zum Feigenblatt zurückkehrt, hat bisjetzt blos die Pariser erbaut. Doch scheint es nicht, als ob dieser Kelch an Deutschland vorübergehen sollte, wenn man nach der Ausschreibung einer berliner Bühne schließen darf, welche 100 Mädchen zur Darstellung einer Feerie anwirbt. Es ist also Aussicht da, daß sich auch die deutsche Bühne allmählich in eine große Quirin Müller'sche Drehscheibe verwandelt.

Inzwischen ist den Parisern selbst die Speculation auf den Effect durch gewagte Situationen zu grell geworden und sie haben am Théâtre français „Les hardiesses de Henriette Maréchal" von Théophile Gautier und einem Mitarbeiter ausgezischt und ausgepfiffen — eine banale Ehebruchsgeschichte, in welche eine nicht minder banale Nebenbuhlerschaft von Mutter und Tochter verwebt ist. Das Hautgoût der Komödie besteht darin, daß die Autoren als Haupthelden einen bartlosen Jüngling gewählt haben, der eine Frau verführt, welche seine Mutter sein könnte. Der Protest des pariser Publikums wird uns diese „Hardiesses" ersparen.

Da ist doch diesen raffinirten Stücken des second empire bei weitem die gesunde Hausmannskost vorzuziehen, welche deutsche Lustspieldichter aus der Schule Kotzebue's und Iffland's uns bieten. Das neue Lustspiel von Roderich Benedix: „Die zärtlichen Verwandten", ist in München, Karlsruhe, namentlich aber in Leipzig mit bestem Erfolg in Scene gegangen. In der That ist die Verwandtencolonie in dem Stück mit vieler Komik geschildert und gerade durch die Zusammenstellung wirksam, während uns freilich die einzelnen Gestalten, die gelehrte Schriftstellerin, die mannstolle alte Jungfer, der vielgereiste Geck u. s. w., wie alte gute Bekannte gemahnen. Auch erlahmt der Fortgang der Handlung im zweiten und dritten Act bedenklich; doch das Aufeinanderplatzen der komischen Chargen bietet einigen Ersatz dafür und läßt die Langeweile, die sich oft anmeldet, nicht zu Worte kommen. Es sind deutsche Charaktere, deutsche Lebensverhältnisse, die uns hier begegnen, im ganzen schlicht und wahr gezeichnet; wir brauchen blos bei dem Nachbar ins Fenster zu sehen, so erblicken wir irgendein Original, das zu diesen Copien Modell gesessen hat. Es ist das immerhin ein Verdienst des Sittenlustspiels, welches ins volle Menschenleben hineingreifen soll. Weniger Glück hatte das neue Lustspiel von Julius Rosen: „Neue Menschen", in Berlin, trotz des frischen und sprühenden Dialogs, der diesem Autor eigen ist; es soll zu sehr aus dem Gebiet des Lustspiels in das der Posse hinübergreifen.

Inzwischen findet die von uns stets empfohlene Sitte öffentlicher Vorlesungen von seiten der Dichter Fortgang, ja sie scheint einen neuen Aufschwung zu nehmen. Zwar das Beispiel eines Alexandre Dumas, dessen Causeries in Pesth, wo der hundertbändige Dichter im Magyarencostüm erschien, eine freundliche Aufnahme fanden, in den stillen Lagunen Venedigs aber rettungslos versanken, dürfte wenig zur Nachfolge ermuthigen. Dennoch haben die pesther Lorbern des productiven Romanciers den bekannten Dichter und Automimiker, Karl Hugo, nicht schlafen lassen. Er ist, wie die wiener „Presse" berichtet, aus Karlsruhe in Wien eingetroffen, um sich nach Pesth zu begeben, trägt ungarisches Costüm und will in Pesth Fragmente

aus seinen Dramen vorlesen. Ebenso ist Bogumil Goltz in der Czechenhauptstadt an der Moldau eingetroffen, um dort öffentliche Vorlesungen zu halten. Seine Charakteristik des modernen deutschen Lebens wird bei ihrer ätzenden Schärfe gewiß nicht dazu beitragen, in dieser Epoche nationalen Aufschwungs dem Deutschthum besondere Sympathien zu erwerben.

Das Beispiel Karl von Holtei's findet inzwischen in Schlesien selbst Nachahmung. Der Dichter der „Dionyhy" (Leipzig, Brockhaus), Hermann Neumann, früher preußischer Offizier, gegenwärtig als Oberinspector der Garnisonverwaltung in Neisse lebend, hat dort im Saale der Militärressource einen Cyklus von sechs Vorlesungen aus seinen eigenen lyrischen, epischen und dramatischen Schriften gehalten, unterbrochen durch autobiographische Mittheilungen und Bekenntnisse. Die „Schlesische Zeitung" spricht sich über die hervorragende echt dichterische Kraft, die sich in einzelnen Balladen offenbart, sehr anerkennend aus. In weitern Kreisen ist außer „Dionyhy" wol nur Neumann's in Kaschmir spielende Dichtung: „Nur Jehan" (Breslau, E. Trewendt), ein Werk von glänzendem, erotischem Colorit, bekannt geworden. In Bezug auf die übrigen zahlreichen Werke, von denen wir selbst erst aus dem Inhaltsverzeichniß der Vorlesungen Kenntniß nahmen, kann der Dichter mit dem Wachtmeister in „Wallenstein's Lager" sagen: „Doch meine Verdienste — die bleiben im Stillen." Die Productivität, wie die Vielseitigkeit dieser verschämten Muse ist wirklich gleich erstaunlich. Da finden sich dramatische Märchen, wie „Die Frühlingsfeier der Elfen"; metaphysische Dramen, wie „Das letzte Elfenpaar"; historische, wie „Robert Bruce"; musikalische, wie „Der Sängerkrieg auf der Wartburg"; religiöse, wie „Die Glaubensprobe"; lyrische Dramen: „Wir hatten uns zu lieb"; politische Gedichte: „Meine Zeit"; Sonettenkränze, von denen der eine „Lazarus" 400 Sonette enthält, während einer Angelika 50 gewidmet sind; geharnischte Sonette; außer „Dionyhy" noch drei größere erzählende Gedichte in Ottave rime: „Nordrä" und „Das gebrochene Herz"; zwei historische Epen in Balladenform: „Jürgen Wullenweber" und „Kosciuszko"; ein erzählendes Epos in drei Bänden: „Der Bauernkrieg"; ein patriotisches episches Idyll: „In Schleswig und daheim"; ein Märchenbuch: „Drei Meister und ihre Gesellen"; ein poetisches Tagebuch: „Kurz und bündig", das über 1000 Sentenzen enthält: Novellen, Memoiren und allerlei kleinere, auch erzählende Dichtungen. In der That, der Pult unsers Dichters gehört zu den geduldigsten, die es in Deutschland gibt; denn eine solche Fülle von ungedrucktem poetischen Material wird kaum ein zweiter enthalten. Das Horazische nonum prematur in annum hat hier eine, den gesetzten Termin noch überschreitende Beobachtung gefunden. In Bezug auf größere Dichtungen hat freilich der deutsche Buchhandel so entmuthigende Erfahrungen zu machen, daß vielleicht manches tüchtige Werk im Pulte modert. Einem so productiven Dichter ist es indeß nicht zu verargen, wenn er einige seiner reichen Schätze flüssig zu machen und an die Oeffentlichkeit zu bringen sucht, sei es auch nur die bescheidene Oeffentlichkeit, die eine Vorlesung in der schlesischen Garnisonsstadt Neisse gewährt.

Ueber den verstorbenen dresdener Dichter Otto Ludwig werden neuerdings von verschiedenen Seiten mancherlei charakteristische Mittheilungen veröffentlicht. Einem längern Artikel von Gustav Freytag in den „Grenzboten" folgt jetzt ein Aufsatz von Betty Paoli im Feuilleton der „Neuen Freien Presse", der allerlei Reminiscenzen einer persönlichen Begegnung mit dem Dichter mittheilt. Aus diesen Unterredungen erfahren wir, daß Otto Ludwig ein großer, und wir möchten hinzufügen ein blinder Shakspearomane war, während er sich in seiner geringschätzigen Anschauung von dem Dramatiker Friedrich Schiller von Jahr zu Jahr steigerte. „Entschieden ablehnend", erzählt die Berichterstatterin, „verhielt Ludwig sich gegen die Dramen Schiller's; er beschuldigte ihn geradezu, der gesunden Entwickelung des deutschen Dramas hindernd in den Weg getreten zu sein, indem durch sein Beispiel das rhetorische Element ein verderbliches Uebergewicht erhielt. Schiller, äußerte er, ist es hauptsächlich darum zu thun, erhabene Gedanken und Empfindungen in prachtvollen Versen auszusprechen. Darin ist er ein unerreichter Meister. Und nicht blos darin, nein, auch in der Macht der Stimmung, in der Kühnheit des dramatischen Wurfs. Ob aber die Reden, die er seine Personen halten läßt, mit ihrem Wesen, ihrer äußern Stellung übereinstimmen, ob sie in ihrem Munde denkbar sind, das kümmert ihn nicht im geringsten. Ebenso wenig fragt er danach, ob solche Menschen in einer solchen Situation sich auch wirklich so benehmen würden. Das Reden war ihm eben die Hauptsache. Wie groß seine Beifallsliebe, sein Verlangen nach augenblicklichem Erfolg war, geht wie aus seinen Werken, so auch aus seinen Briefen sehr deutlich hervor. Viel unbefangener, unpersönlicher und darum größer steht Goethe in dieser Beziehung da. Wir sprachen von Schiller's ungeheurer Popularität. Ludwig bemerkte: Ich finde den Cultus, den man Schiller zollt, ganz natürlich, namentlich bei der Jugend. Er ist für unser Volk von der höchsten, folgenreichsten Bedeutung, und seine politische Wirkung kann gar nicht zu hoch angeschlagen werden. Ohne Frage ist die Freiheitsbewegung in Deutschland großentheils dem Samen entsprossen, den seine gewaltigen Gedanken und die hinreißende Glut seiner Rede ausstreuten. Unserm Drama aber hat er mehr geschadet als genützt; auf diesem Gebiete ist er für den jungen Dichter gefährlich, der in ihm seinen Meister sieht, und ebenso gefährlich für den Schauspieler, den er zum Handlanger herabwürdigt." Ein andermal äußerte Ludwig: „Ich begreife nicht, wie man Schiller Shakspeare gegenüber einen Idealisten nennen mag. Er opfert ja die wichtigsten Momente einer schönen Rede, einem großen Gedanken, mitunter wol auch nur dem zauberischen Wohlklang eines Verses und zerreißt, um eine starke momentane Wirkung zu erzielen, unbedenklich den innern Zusammenhang seines Werks. Die Wahrheit der Charaktere ist ihm ganz gleichgültig."

Wir führen diese Aeußerungen nur an, weil sie höchst charakteristisch sind für die einseitige Richtung der sogenannten realistischen Poesie. Die meisterhafte Charakterzeichnung in den meisten Schiller'schen Dramen zu verkennen, weil ihre Pointen mehr unter dem Gewande einer dichterisch erhabenen Sprache verborgen sind, statt sich aufdringlich in lauter kecken Detailzügen ans Licht zu stellen, als Rhetorik den gehaltvollen schwunghaften Ausdruck eines mächtigen, sittlichen und geschichtlichen Pathos zu bezeichnen, wonach Aeschylus und Sophokles als die größten Rhetoriker erscheinen müßten — das ist eben dieser trotz ihrer Modernität bald überlebten Richtung vorbehalten, welche die wahre Bedeutung und Haltung der echten Tragödie in auffallender Weise verkennt. Hegel sagt mit Recht, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse. Das thun alle großen Dramatiker — und wer es nicht thut, der macht aus der Noth eine Tugend. Ein paradoxer Inhalt entzieht sich freilich wegen mangelnder Allgemeingültigkeit schon der Möglichkeit, in dieser Weise verkündigt zu werden. Skizzen geben kein Drama, pikante Kohlenstriche kein Charakterbild. Sind Leicester und Mortimer, Elisabeth und Maria Stuart nicht Charaktere von größter individueller Schärfe bei höchster idealer Haltung? Wie folgerichtig ist die Composition, wie kunstvoll die Architektur der meisten Schiller'schen Dramen? Schiller wird, wie er seine romantischen Verkleinerer überlebt hat, auch die Realisten überleben, die an seinen unsterblichen Schöpfungen auf das einseitigste mäkeln.

Bibliographie.

Rosenthal, S. H., Gesammelte Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 16. 2 Thlr.

Möser, A., Neue Sonette. Leipzig, Matthes. 16. 10 Ngr.

Prowe, A., Copernicus und sein Jugendfreund. Eine Erzählung. Thorn, Lambeck. 1865. 12. 12 Ngr.

Saar, F. v., Innocens. Ein Lebensbild. Heidelberg, Weiß. 16. 15 Ngr.

Wolff, L., Funken. Poetische Versuche. Rothenburg ob d. T. 8. 18 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 1. Februar 1866.

Inhalt: Hegel in England. Von **Rudolf Gottschall.** — Der Dramatiker Jakob Ayrer. Von **Heinrich Rückert.** (Beschluß.) — Ein anonymer Roman. Von **Alexander Jung.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Die deutschen Sprachforscher und die albanesische Sprache.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Hegel in England.

Es ist ein eigenthümliches Symptom der Zeit, daß, während in Deutschland die Abneigung gegen die speculative Philosophie, als deren Hauptvertreter Hegel mit Recht angesehen wird, im Zunehmen begriffen ist und auf der einen Seite die Vertreter des Materialismus, auf der andern die Anhänger Schopenhauer's gegen dieselbe Front machen, die übrigen Nationen Europas anfangen, sich auf das ernstlichste mit dem großen deutschen Philosophen zu beschäftigen und sich in sein mächtiges Gedankensystem hineinzuarbeiten. Sowol in Paris wie am Fuße des Vesuv, wo jetzt eine ganze Colonie von Denkern, die sich mit Kant und Hegel beschäftigen, in dem herrlichen, den Geist zu freiem Aufschwung anregenden Neapel die Lehrstühle der Universität einnimmt, nicht minder bei den praktischen Engländern, denen die Philosophie bisher mit der Technologie zusammenfiel — überall stoßen wir auf die eifrigste Beschäftigung mit unsern deutschen Systemen: ein neuer Triumph des deutschen Geistes, auf den indeß gerade in Deutschland von vielen Seiten mit Misgunst und vornehmer Ablehnung geblickt wird. Denn die Anhänger der neuen Theorien glauben ja über Hegel so weit hinaus zu sein, daß sie mit Geringschätzung sehen, wie die andern Nationen noch auf den von ihnen längst verlassenen Schulbänken sitzen und ihnen allmählich nachkommen, wenngleich sie dabei denselben mühseligen und, wie es jetzt scheinen will, überflüssigen Weg einschlagen, den sie selbst durchgemacht. Denn auch sie wühlen erst den ganzen Dust der Hegel'schen Schulweisheit auf, den die deutsche emancipirte Starkgeisterei der Neuzeit längst von sich geblasen hat.

Von der jüngern Generation in Deutschland ist Hegel im ganzen wenig mehr gekannt. Zur Zeit als Strauß, Feuerbach, Ruge die Vorhut der Gedankenbewegung führten, war es anders; denn der Geist des Altmeisters war in diesen Jüngern lebendig, sie kämpften unter seinem Zeichen, und wenn sie auch als scharfe Kritiker des Systems auftraten, so waren sie doch ebenso oft seine echten Interpreten, gegenüber den dogmatischen Vorstellungen, welche die ältere Richtung der Schule wieder in dasselbe einschmuggelte und hinter seine Kategorien zu verstecken suchte. Seitdem aber der Materialismus das große Wort führt, seitdem Schopenhauer Hegel als einen Charlatan proclamirte und durch seine geistreich-paradoxe Weltanschauung Proselyten machte, gilt es der studirenden Jugend für eine überflüssige Arbeit, sich mit jenen Gedankenschatten herumzuschlagen, deren Schattenspiel an der Wand sogar den praktischen Nutzen verloren hat, daß man, wie zu Zeiten Altenstein's und der Blüte des Systems in Preußen, damit bei den Staatsexamen glänzen durfte. Jetzt glaubt man blindlings der Kritik, welche diese abgethane Gedankenarbeit ein für allemal in die Rumpelkammer wirft.

In der That ist aber Hegel auch früher meistens nicht in dem Maße studirt worden, um einen klaren Einblick in sein System zu gewinnen. Man begnügte sich mit den leichtern Schriften, der „Philosophie der Geschichte", „Geschichte der Philosophie", der „Aesthetik", mit Excerpten und Analysen, und ließ sein Hauptwerk, die „Phänomenologie", und die größere dreibändige „Logik" als kopfzerbrechend und schrullenhaft, ja als eine Rodearbeit für die eigentlichen Fachphilosophen ganz beiseiteliegen oder knusperte nur an ihrer Schale herum. Der leere Schematismus mancher Jünger, die ohne seinen Inhalt mit seinen leeren Formen herumwirthschafteten, stieß manche bessere Köpfe zurück. Im ganzen ließ man sich allzu leicht durch die dem System entnommenen Kategorien zufriedenstellen, die in ihrer festen Form erfaßt, ohne den Proceß ihres Werdens, leicht zu geistlosen Phrasen verknöcherten, wie man heutigentags geneigt ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten und den ganzen Inhalt der Hegel'schen Philosophie, als leere Luftsprünge durch den Reif jener Kategorien, zugleich mit diesen zu beseitigen.

In Wahrheit aber ist das Hegel'sche System ein so großartiger Gedankenbau, wie die Geschichte der Philosophie keinen zweiten aufzuweisen hat, es ist ein Pantheon aller Gedankengötter der Erde, in dessen Nischen sie vereinigt stehen, während in den leergelassenen noch die künftigen Platz finden. Aus der Umfassung seines Systems

herauszubrechen, wird keiner künftigen Philosophie gelingen; ja selbst der Materialismus findet sich bereits an geeigneter Stelle in demselben aufgenommen. Was letzterer uns bietet, ist nichts Neues, am wenigsten Reformatorisches oder Umwälzendes; es ist nur eine Erweiterung einzelner Hegel'scher Kategorien zu universaler Bedeutung, die ihnen nicht zukommt; es ist ein begriffloses Experimentiren mit Abstractionen. Kraft und Stoff müssen wir bona fide als bewegende Weltmächte hinnehmen, ohne daß wir über die Bedeutung dieser Begriffe selbst ins Klare kämen. Die meisten Materialisten wissen nicht einmal, daß ihre Materie, die sie mit den Händen zu fassen glauben, ebenfalls nichts ist als ein Gedanke. Ueber das Denken kann einmal keine geistige Arbeit hinwegkommen, und es ist doch billig und aller Weisheit Anfang, daß man das Wesen des Denkens untersucht, ehe man mit seinen festen Resultaten zu wirthschaften beginnt. Was aber Kraft und Stoff ist, erfahren wir nicht aus Moleschott, sondern nur aus Hegel. Man vergleiche in der „Phänomenologie" den Abschnitt: „Kraft und Verstand, Erscheinung und übersinnliche Welt", im zweiten Buche der „Logik" dessen zweiten Abschnitt: die Untersuchungen über die Existenz, die Eigenschaft, das Bestehen des Dings aus Materien, das Verhältniß der Kraft und ihrer Aeußerung, und im letzten Bande die Untersuchungen über den Mechanismus und Chemismus — wir finden hier eine von Moleschott und seiner Schule nicht benutzte, aber ins Tiefe gehende Vorarbeit, welche allerdings die Unmöglichkeit zeigt, den Kategorien Kraft und Stoff eine absolute Stellung einzuräumen. Die Philosophie eines Moleschott ist die Philosophie des Mechanismus und Chemismus, als solche consequent und geistvoll ins Detail ausgearbeitet, und, indem sie den großen Verwandlungsproceß der Dinge nachweist, den ewigen Fluß derselben, insoweit auch im Einklang mit der Weltanschauung Hegel's. Wo sie darüber hinaus aber sich gleichsam zur absoluten Philosophie erweitern will, da zeigt sich die Ohnmacht ihrer untergeordneten Kategorien, welche selbst nichts Festes sind, sondern vom Fluß begrifflicher Entwickelung verschlungen werden, indem die Welt des Geistes höhere Maße verlangt.

Am meisten irrt der Materialismus, wenn er das Hegel'sche System als eine Welt leerer Hirngespinste bezeichnet, während er sich selbst leerer Abstractionen schuldig macht, Hegel aber sich in keinem Jenseits herumtreibt, sondern in Wahrheit das Herz und die Nieren der Welt zu ergründen sucht. Nach dieser Seite hin hat das Hegel'sche System auch die Bedeutung eines großartigen Empirismus; denn es nimmt wie kein früheres die ganze Welt der Erfahrung in sich auf und sucht sie nur im Gedanken, in ihrer innersten Essenz, wieder zu gebären. Es gibt kein fertiges Gedankennetz, in welches die Dinge hineingezeichnet werden; es bewegt sie mit ihren eigenen Hebeln; es ist ein schöpferisches Denken, welches die Welt vor unsern Augen entstehen läßt. Wer von leeren Gedankenschemen spricht, hat Hegel überhaupt nicht verstanden. Solche Schemen sind Kraft und Stoff, sind alle Abstractionen des Verstandes, wenn sie als das Letzte festgehalten werden.

Es verdient also keineswegs eine vornehme Abfertigung oder geringschätzige Beachtung, wenn die andern Nationen Europas sich dem Studium der Hegel'schen Philosophie zuwenden. Der Ernst, mit dem dies geschieht, bürgt dafür, daß die Misverständnisse, zu denen die Auffassung Hegel's in Deutschland Veranlassung gegeben und die nur aus oberflächlicher Kenntnißnahme von den tiefsinnigsten Werken hervorgegangen sind, von den englischen und italienischen Denkern werden vermieden werden. Wenn wir Deutschen unsere reichen Gedankenschätze misachten lernen, so sollen wir wenigstens den Stolz haben, uns zu freuen, daß andere Völker sie zu heben versuchen.

Eine nicht unwichtige Erscheinung auf diesem Gebiete ist das folgende englische Werk, auf welches wir bereits früher in den „Literarischen Plaudereien" infolge einer Inhaltsangabe des „Athenaeum" hinwiesen, und das jetzt in zwei umfassenden Bänden vor uns liegt:

The Secret of Hegel being the Hegelian system in origin, principle, form and matter by *James Hutchison Stirling.* Zwei Bände. London, Longman, Green, Longman, Roberts u. Green. 1865.

Stirling ist kein Engländer de pur sang; er ist ein Schotte, also einem Volksstamm angehörig, welcher für das reine Denken von jeher mehr Begabung gezeigt hat als seine welterobernden Nachbarn, ein Volksstamm, aus welchem David Hume und mit diesem eine Hauptanregung für das Kant'sche System hervorgegangen ist. Der Autor zeigt eine besondere Begabung für die speculative Philosophie; er gehört zu den unerschrockenen und ausdauernden Denkern, welche gerade den Hauptproblemen in ihrer schwierigsten Fassung auf den Leib gehen und in jahrelangen Studien den Schlüssel zum Geheimniß eines tiefsinnigen Systems suchen. Dem Werke über Hegel soll ein Werk über Kant folgen; daß er den königsberger Denker ebenso genau kennt wie Hegel, davon gibt er in seinem „Geheimniß Hegel's" die glänzendsten Proben.

Freilich werden sich diejenigen sehr irren, welche von Stirling's Werk eine Darstellung des Hegel'schen Systems in seiner Architektonik, gleichsam eine Encyklopädie und Methodologie dieser Philosophie erwarten. Der schottische Philosoph gibt keineswegs eine derartige in die Breite gehende Auseinandersetzung, er führt uns nicht von der Phänomenologie zur Logik; er breitet nicht den Kreis der einzelnen philosophisch durchleuchteten Wissenschaften, der Aesthetik, der Rechts-, Natur- und Geschichtsphilosophie, der Religionsphilosophie, der Philosophie der Geschichte vor uns aus; ja was am auffallendsten erscheinen muß, er nimmt weder cursorisch noch statarisch die Phänomenologie mit seinen Lesern durch oder die ganze Logik. Nichts von dem allen! Er sucht den Kern des Systems auf, den er in den ersten Abschnitten der „Logik" zu finden glaubt, welche auch den Kern seines Werks bilden; er übersetzt die Abschnitte „Qualität" und „Quantität" und zwar in einer meisterhaften, sprachschöpferischen Weise, welche das englische Idiom in die Dienste des Begriffs zwingt; er

erläutert dann diese Abschnitte mit einer so intensiv durchdringenden Kritik, daß von ihnen aus ein Licht auf das ganze System fällt; er dringt gleichsam vom Centrum aus nach der Peripherie, ohne mit dem gefundenen Radius den ganzen Kreis zu beschreiben. Er citirt die „Phänomenologie", die er übrigens im ganzen zu niedrig stellt und als einen von der „Logik" überwundenen Standpunkt, als ein vielfach unklares Jugendwerk zu betrachten scheint; er citirt die andern Werke Hegel's; wir sehen, daß er sie alle kennt und studirt hat; aber er läßt dieselben im ganzen beiseiteliegen als hinlänglich erleuchtet durch das Centralfeuer des Begriffs. Er sagt in der dem Werk vorausgeschickten Notiz:

Es wäre gewiß sehr wünschenswerth gewesen, hätten wir mehr von dem Besondern des Hegel'schen Systems mittheilen können; doch dazu fehlte, wie der einsichtige Leser am Ende selbst bemerken wird, der Raum. So unvollkommen indeß diese Bände sein mögen, so glaube ich doch, es ohne Bedenken als meine Ueberzeugung aussprechen zu können, daß in ihnen Hegel für alle offen daliegt, und daß, was wir sein Geheimniß nennen dürfen, zum ersten male enthüllt ist. Dies Geheimniß mag am kürzesten so ausgedrückt werden: **Wie Aristoteles — mit beachtenswerther Unterstützung durch Plato — das Abstract-Allgemeine, was in Sokrates implicite lag, zum ersten mal explicite entwickelt, so entwickelt Hegel — mit minder beachtenswerther Unterstützung durch Fichte und Schelling — das Concret-Allgemeine, was implicite in Kant lag.**

Wir führen diese Stelle besonders an, weil sie auf das, was der Verfasser mit seinem Werke wollte, ein schlagendes Licht wirft. Es entsteht nun die Frage, wie weit er seiner Aufgabe gerecht geworden ist, und namentlich, ob der deutsche Leser aus demselben noch etwas lernen kann. Wir müssen diese Frage unbedingt bejahen und zugleich ein doppeltes Verdienst des Stirling'schen Werks hervorheben: einmal die gründliche Einweihung in die Hegel'sche Denk- und Ausdrucksweise, die allerdings auf den Horizont des englischen Lesers berechnet, aber auch für den deutschen keineswegs überflüssig erscheint oder zu spät kommt, und dann der bisher in gleicher Weise noch nicht geführte Nachweis aller Wurzeln, welche das Hegel'sche System im Kant'schen hat.

In Betreff des ersten Punkts ist der erste Hauptabschnitt: „Struggle to Hegel", von wesentlicher Bedeutung. Stirling öffnet dem Leser seine Studirmappe; wir sehen, wie viele und welche Parallelen er ziehen mußte, um sich der schwer einnehmbaren Festung zu bemächtigen; wir folgen ihm in alle Scrupel und Zweifel; wir sehen, wie er der Bedeutung der einzelnen Wendungen allmählich Herr zu werden, wie er das Sein und Nichts und ihre Einheit, das Werden, wie er das Ansichsein, Fürsichsein und Anundfürsichsein in ihrem innersten Kern zu erfassen, zu bewältigen sucht, wie er skeptisch wieder erlahmt, seine Zweifel motivirt, doch über dieselben hinweg die Brücke zu vollerer Anerkennung findet; kurz, wir sehen die Mühsal eines Schülers, dem anfangs von all dem Zeug so dumm wird, als „ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum", dem sich aber dasselbe allmählich lichtet, verständlich ordnet, Bedeutung und Inhalt gewinnt. Nun ist wol kein Zweifel, daß nicht nur der deutsche Student, der zum ersten mal den Außenwerken und Bastionen der Hegel'schen Gedankenfestung naht, sich in einer ähnlichen Stimmung und Verwirrung befindet, sondern daß auch sehr viele reifere Männer, die sich einmal an das Hegel'sche System wagten, sich von diesen speculativen Palissaden, diesen aufgezogenen Zugbrücken und geheimen Minengängen des Gedankens zurückgestoßen und geschlagen fühlten. In der That kugelt sich der Denker oft wie ein Igel zusammen und zeigt dem Nahenden von allen Seiten nur seine abstrusen Stacheln. Stirling aber thut es in der Unermüdlichkeit der Interpretation, welche alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen sucht, in der weitschweifigen, vor keiner Wiederholung zurückschreckenden Erörterung, welche die Hegel'schen Kategorien und ihre Bezeichnungen nach allen Seiten umdreht, beleuchtet, vergleicht, anpaßt, durch Beispiele klar macht, jedem deutschen Professor der Hegel'schen Philosophie zuvor. Man muß die unermüdliche Exegese kennen, mit welcher die Engländer der Autorität gegenübertreten, sei es nun die Bibel oder Shakspeare, dessen Nüsse zu knacken für sie eine größere Freude ist, als irgendeinen modernen Rebus zu lösen; man muß den Eifer kennen lernen, mit welchem ihre Orthodoxie die einmal als maßgebend anerkannten Texte zu erfassen sucht, um die Hegel-Orthodoxie Stirling's in ihrer Unermüdlichkeit, die Hegel-Nüsse zu knacken, als einen Ausfluß nationaler Eigenthümlichkeit zu würdigen. Doch gerade hier wirkt diese Gründlichkeit, die aus der Ueberzeugung von dem tiefen Gedankenernst Hegel's und der die Welt umfassenden Tragweite seiner Dialektik hervorgeht, um so wohlthuender und fällt auch für deutsche Leser um so mehr ins Gewicht, je mehr gerade hier eine gläubige oder skeptische Oberflächlichkeit sich der Hegel'schen Wendungen bemächtigt hat und sie oft zu gelehrtem Schaugepränge wie Flitterputz ihren Deductionen aufklebt. Die Bedeutung Hegel's als des größten Philosophen wird von Stirling oft mit einer wohlthuenden Wärme hervorgehoben, gegenüber der Leichtfertigkeit, mit der man sich neuerdings gewöhnt hat, über den großen Denker abzusprechen.

Von gleicher Gründlichkeit sind die Kapitel, welche die „Qualität" und „Quantität" Hegel's auseinandersetzen in einer den einzelnen Abschnitten und Bemerkungen auf dem Fuße folgenden Erklärungsweise, welche zuerst die Hegel'schen Kunstausdrücke, denen das Lob zutheil wird, aus dem Geist der Sprache herausgeboren, nicht fremdartig in sie hineingetragen zu sein, auf der Goldwage wägt und zergliedert und dann den Sinn und Zusammenhang der einzelnen Sätze und Entwickelungen an und für sich und aus dem Geiste des ganzen Systems heraus zu erläutern sucht. Ueberall wird der Beweis geführt, daß es sich nicht um Phrasen, nicht um eine Charlatanerie und Escamotage der Begriffe, sondern um einen in Wahrheit tiefen Inhalt handelt.

Ein zweites Hauptverdienst des Stirling'schen Werks ist der Nachweis der innern Zusammenhänge zwischen Kant und Hegel: ein Nachweis, der allerdings schon oft, aber unsers Wissens nicht mit der Vollständigkeit geführt ist, wie von dem schottischen Philosophen. Es ist allge-

mein angenommen, daß Hegel die von Kant angeregte Gedankenbewegung zum Abschluß gebracht hat. Doch meint man, daß er seinen nächsten Vorgängern Fichte und namentlich Schelling ebenso viel verdanke wie Kant. Man kann ebenso gut behaupten, daß sein System ein in Fluß gebrachter Spinozismus ist oder daß er den griechischen Philosophen, namentlich Heraklit, sehr wesentliche Anregungen verdanke. Doch die eigentlichen Wurzeln seines Systems sind in der Kant'schen Philosophie zu suchen, viele derselben nicht einmal in den gangbaren Hauptwerken, in seinen großen „Kritiken", sondern in andern, welche etwas abseits von der am meisten betretenen Heerstraße liegen, wie die „Logik".

Mit Recht macht Stirling Hegel den Vorwurf, daß er sich selbst oft in Bezug auf diese Zusammenhänge, auf die im Kant'schen System ruhenden Wurzelpunkte des seinigen in ein diplomatisches Schweigen gehüllt habe, ja daß aus der oft beiläufigen und absprechenden Art, mit welcher er Kant's erwähnt, niemand abnehmen könne, wie sehr er auf den Schultern des königsberger Philosophen stehe. Ja er verschärft diesen Vorwurf noch durch den Hinweis, wie wesentlich Hegel das Verständniß seines Systems dadurch erschwert habe, daß er diesen Zusammenhang verleugnete und alles Licht, welches aus der Gedankenarbeit seines Vorgängers sich über sein eigenes System verbreitet hätte, lieber entbehren wollte, als ihn einzugestehen. In dem Abschnitt, welcher „the special origin and peculiar nature of the Hegelian principle" behandelt und „the more particular derivation" desselben, hat sich nun Stirling alle Mühe gegeben, diesen von Hegel verhüllten Zusammenhang im einzelnen nachzuweisen, die Nabelschnur aufzuzeigen, welche die Hegel'schen Kategorien mit den Kant'schen verknüpft, sowie er den Keimpunkt des Hegel'schen Begriffs in den Kant'schen synthetischen Urtheilen a priori nachweist. Die Stellen, welche Stirling aus der Kant'schen „Logik" citirt, sind in der That überaus schlagend. Gerade in diesem Abschnitt des Stirling'schen Werks finden wir ein Hauptverdienst desselben. Er beleuchtet Hegel durch Kant; er sucht den Schlüssel zu dem System des neuen Denkers in dem des ältern: ein Verfahren, durch welches manche Dunkelheit aufgeklärt wird.

Stirling, der in dem „Preliminary notice" mittheilt, daß er sich während einer großen Zahl von Jahren täglich mehrere Stunden mit dem Studium Hegel's beschäftigte, hat damit auch die volle Selbstgewißheit gewonnen, den meisten überlegen zu sein, welche als Commentatoren, ja als Schüler Hegel's nicht nur in England, sondern auch in Deutschland aufgetreten sind. Er springt daher etwas unglimpflich mit denen um, welche ähnliche Ansprüche erheben wollen. Am schlimmsten ergeht es Buckle, als einem Apostel der Aufklärung oder Ausklärung, der allerdings die deutschen Denker, die aufgehäufte Masse von Kenntniß und Denken in diesem großen Lande rühme, aber ohne uns irgendein Licht über die deutsche Philosophie aufzustecken. Auch Sir William Hamilton, Coleridge u. a., welche sich bisweilen auf die deutschen Philosophen berufen, werden als Ignoranten abgefertigt, noch schärfer als Herr Lockhardt, der die deutsche Philosophie für verdammten Unsinn erklärte. Daß Buckle, obgleich sein Werk von einem deutschen Hegelianer übersetzt, eingeleitet und empfohlen wurde, nur einige Annäherungsversuche an die Hegel'sche Logik gemacht, im ganzen aber mit ihr auf einem etwas gespannten Fuße lebte, ist eine bekannte Thatsache.

Interessanter ist die Polemik, welche Stirling gegen die deutschen Commentatoren, Schüler und Gegner Hegel's eröffnet, gegen Schwegler, Rosenkranz und Haym, denen er ebenfalls allen zu verstehen gibt, daß ihr Verständniß Hegel's ein mangelhaftes sei, was, einem Mann wie Rosenkranz gegenüber, doch von einer großen Selbstschätzung zeigt. In der Vertheidigung Hegel's gegen Haym trifft Stirling indeß in vielen einzelnen Punkten das Rechte.

Indem Stirling in seiner Schlußabhandlung cursorisch noch einige andere Schriften Hegel's, namentlich die „Rechts- und Religionsphilosophie" durchnimmt, gibt er Veranlassung, seinen eigenen Standpunkt innerhalb der Schule, gerade nach dieser Seite hin, welche für die deutsche Entwickelung derselben maßgebend geworden, festzustellen. Nach seinen hierauf bezüglichen Erklärungen müssen wir ihn für einen echten Alt-Hegelianer halten, einen Hegelianer der strictesten Observanz, der die Bestrebungen von Strauß und Renan als nichtssagend verwirft und über die Jung-Hegelianer wie über Schopenhauer ein Kreuz schlägt. Es mag damit zusammenhängen, daß ihm diejenige Seite der Hegel'schen Philosophie, welche in der „Phänomenologie" und den mehr geschichtsphilosophischen Schriften ausgeprägt ist und an welche die fortschreitende Richtung der Schule vorzugsweise anknüpfte, ferner zu liegen scheint. Und doch ist eine Concordanz vieler Entwickelungen in der „Rechtsphilosophie", namentlich derjenigen, welche die Wirklichkeit des Vernünftigen und den auch in der „Logik" enthaltenen Protest gegen das eitle Sollen der Weltverbesserung betreffen, mit jenen Triumphgesängen über den revolutionären Sieg der Vernunft, wie sie die „Philosophie der Geschichte" anstimmt, eine schwierige Aufgabe, wenngleich keinem Erklärer Hegel's zu ersparen. Diese Widersprüche hat Stirling nicht einmal herausgefühlt, weit weniger beleuchtet und aufgelöst, und hierin liegt die schwache Seite, die Achillesferse seines Werks.

Was Stirling gelegentlich über „Gott" und die „Unsterblichkeit der Seele", das letztere bei Abhandlung der Kategorie der Endlichkeit in der „Logik", einfließen läßt, zeigt allerdings, daß seine Anschauung von den Vorstellungen, welche die englische Orthodoxie mit jenen religiösen Dogmen verknüpft, eine wesentlich verschiedene ist. Doch gleitet er gerade hierüber im ganzen flüchtig hinweg, während er seinen Landsleuten das Vergnügen macht, schon in der Einleitung Kant und Hegel von der verrufenen jüngern Schule so scharf wie möglich zu unterscheiden und letztere mit gebührender Verachtung zu behandeln.

Rudolf Gottschall.

Der Dramatiker Jakob Ayrer.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Ebenso wenig wie durch Shakspeare hat sich Ayrer durch antike Muster aus seiner natürlichen Eigenart drängen lassen. Auch ihnen gegenüber blieb er der wahre Vertreter der ältern volksthümlichen Weise poetischer oder überhaupt literarischer Production. Sie hielt an ihrem Ton fest, gleichviel wie die Muster beschaffen waren, denen sie ihre Motive entnahm. Es war der vollständige Gegensatz zu der Weise der gelehrten Kunstdichtung, die neben der Blüte dieser populären Literatur lange Zeit nur in den exclusiven Kreisen der Fachgenossen ein für das Ganze wenig einflußreiches Dasein geführt hatte, bis es ihr endlich gelang, die Herrschaft auf dem deutschen Parnaß zu erobern und auf ihm nicht blos fremde Stoffe, sondern auch fremde Formen und mit ihnen fremden Geist einzubürgern. Was Ayrer von der Fremde entlehnte, war außer der Fabel seiner meisten Stücke nichts anderes, als allerlei Kunstmittel, die er für die scenische Wirkung brauchen zu können glaubte. Er bediente sich ihrer, weil er sah, daß sich andere seiner Genossen auch schon mit Glück derselben bedient hatten; aber er verwandte sie ganz nach seinem eigensten Bedürfniß, ohne alle reflectirte Pietät für ihre originale Gestalt. Die Kunstdichtung dieser und der spätern Zeit unterschied sich aber gerade durch die ihr einwohnende Stimmung der demüthigen Hingabe und bewundernden Nachahmung des Fremden von dem Gebaren der volksmäßigen Dichter. Die eine wie die andere konnte ihre Stoffe immerhin aus der antiken, französischen, italienischen, spanischen Literatur entnehmen, aber die eine that es so, daß sie bei ihrer Uebertragung auf deutschen Boden auch ganz von selbst und durchaus deutsch wurden, ohne daß bei dem Uebertragenden irgendeine Reflexion dabei thätig gewesen wäre; die andere versuchte es, soviel an ihr war, die fremdartigen Gebilde in ihrer vollen Selbständigkeit auch auf dem Boden der deutschen Sprache zu erhalten. Geschah es auch nicht für gewöhnlich durch wortgetreue Uebersetzungen, sondern meist durch eine freiere Art der Aneignung, so lag doch der Grund dafür nicht in der Energie der nationalen Substanz des deutschen Bearbeiters, wie meist bei den Vertretern der volksthümlichen Literatur, sondern allein in der noch so wenig ausgebildeten Technik der Sprache. Das Deutsche in der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts war, wie schon der einzige Fischart mehr als zur Genüge zeigt, ein Material, das unter geschickten oder genialen Händen zu allem gebraucht werden konnte und an bildungsfähiger Fülle schon damals wie heute alle andern Cultursprachen Europas weit übertraf. Aber diese Eigenschaften bezogen sich doch mehr auf die Sprache als solche, als bloße Form des rein geistigen Gedankeninhalts. Die Formen des literarischen Ausdrucks mit ihrer nothwendig gegebenen conventionellen Technik mußten am Schluß der volksthümlichen Literaturperiode eigentlich ganz von Grund aus neu gefunden werden, denn was ihnen allenfalls Entsprechendes damals existirte, war, wie es auch Ayrer zeigt, einer künstlerischen Belebung nicht mehr fähig.

Ayrer hat seine brauchbaren fremden Vorbilder, wie sich jetzt ohne alle Einschränkung behaupten läßt, in der englischen Bühne dieser Zeit, oder bei den sogenannten englischen Komödianten gefunden, die er ja auch in Nürnberg, ebenso wie in den andern Hauptstädten des deutschen Südens, oft genug spielen sehen konnte. Von ihnen hat er zunächst seine ganze Bühneneinrichtung entlehnt, die bis ins einzelne mit der englischen zu Shakspeare's Zeiten stimmt, und sich in wesentlichen Dingen von der ältern einfachern des deutschen Theaters entfernt. Doch ist wieder die Aehnlichkeit zwischen beiden, da ja beide ihren Ursprung auf die Bühne des geistlichen Volksschauspiels zurückführten, so groß, daß die Neuerungen, welche das deutsche Publikum von England her erhielt, ihm nur wie Verbesserungen eines Altgewohnten erscheinen mußten. Erst mit dem Hereinbrechen der Herrschaft des französischen Geschmacks, seit und nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, und der italienischen Oper wurde auch die Bühneneinrichtung eine wahrhaft fremdartige, obgleich wir Neuern uns an sie so sehr gewöhnt haben, daß jene ältere uns als eine antiquirte Curiosität vorkommt. Weniger ausgemacht ist es, ob Ayrer seine Singspiele gleichfalls nur der Anregung der fremden Schauspieler verdankt, die allerdings damit, wie urkundlich feststeht, bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland großes Glück machten. Uebrigens war auch hier die Aufnahme der fremden Form durch die heimische Gestaltung des Dramas hinlänglich vorbereitet. Denn schon die alten geistlichen Volksschauspiele, die während dieser ganzen Periode und noch bis in den Dreißigjährigen Krieg auch in dem protestantischen Deutschland immer fortlebten, natürlich in zeitgemäß veränderter und beschränkter Art — wesentlich auf eigentlich biblische Stoffe reducirt — enthielten alle Elemente zu dem nachherigen Singspiel und sogar zu der Oper: Arien, Wechselgesänge und Chöre. In die weltlichen Volksdramen ernstern Inhalts — denn die Bezeichnung als Komödie, die viele davon führen, entscheidet nichts über ihre innere Beschaffenheit — fanden gelegentlich auch Gesangstücke der verschiedensten Art Eingang, wie ja auch in Ayrer's Dramen sehr viele solche eingestreut sind. Die deutsche Bühne hat dies musikalische Element offenbar viel reichlicher entwickelt und liebevoller gepflegt, als die englische, die es fast durchgängig von dem eigentlichen Drama — dem ernsten und komischen — ausschloß und für eine besondere Art kleinerer, meist burlesker Stücke, eben das sogenannte Singspiel aufsparte. Die Texte zu den Gesangstücken in unsern deutschen Dramen sind gewöhnlich von dem Dichter selbst verfertigt, die Melodien dagegen in der Regel nicht. Meist ist den Worten eine volksmäßige bekannte Melodie untergelegt, ja selbst die Singspiele besitzen keine selbständige Musik, sondern auch sie werden in dem „Ton" irgendeiner bekannten meist komischen Ballade gesungen, wie sie auf die natürlichste Art den Uebergang von der eigentlich epischen zu der dramatischen Form bilden. Es cursiren ja solche populäre Keime der Kunstoper noch jetzt in nicht geringer Anzahl unter den Bänkelsängern in allen Theilen

Deutschlands und werden noch jetzt nicht blos gesungen, sondern auch gespielt. Im eigentlichen Volk, soweit es überhaupt noch singt, ist diese dramatische Form des Liedes selten mehr vorhanden; wo sie noch vorkommt, dient sie oft auch als Tanzlied, gerade so wie sich der „Reie", d. h. die Grundform des Ballets, an jene Singspiele des Volksschauspiels und an das Singspiel anschließt. Auch bei Ayrer trifft man nicht selten auf eine solche Vereinigung aller musischen Künste, die nicht wenig dazu beitrug, das Publikum zu unterhalten. Hat er doch sogar keinen Anstoß daran genommen, derartige Intermezzos in seine geistlichen Dramen einzuschieben, wovon bisjetzt freilich nur ein einziges wieder zum Vorschein gekommen ist, die „Tragedie vom reichen Man und armen Lazaro", denn die „Comedie von Nicolay, dem verlornen Sohn, den sein leiblicher Vatter richten lassen will", gehört doch so gut wie andere Rührstücke dieser Art in das Genre des gewöhnlichen weltlichen Schauspiels. Das Gastmahl des reichen Mannes, das in den glänzendsten Farben gemalt ist, die dem Pinsel Ayrer's zu Gebote stehen, kann darum auch dieses Schmucks nicht entbehren. In den zu Nutz und Frommen der Aufführung vom Autor beigefügten Bemerkungen heißt es: „hie soll man pfeyffen (d. h. Instrumentalmusik machen) und singen. N. B. und ihr zwen kommen und danzen."

Ebenso wenig ist die Einführung des Clown der englischen Bühne als eine eigentliche Neuerung für die deutsche zu betrachten. Allerdings hat Ayrer, der ihr am weitesten unter seinen Zeitgenossen Raum gab, sie erst den englischen Komödianten abgesehen. Mehrere seiner Werke, solche, die auch aus andern Gründen und nicht blos deshalb, weil sich in ihnen noch keine Spuren von englischen Einflüssen zeigen, für seine frühesten gehalten werden können — z. B. sein großes Geschichtsgemälde von der Stiftung des Bisthums Bamberg und die erste seiner römischen Tragödien, die gleichfalls in der Art eines historischen Tableau alle die großen Momente der Urgeschichte Roms von der Gründung von Albalonga bis zum Tode des Romulus darstellt —, haben noch keine berufsmäßige lustige Person, obgleich auch sie komische Figuren und Scenen in Fülle enthalten. Ganz so ist es ja auch in unserm übrigen historischen Volksschauspiel dieser Zeit, das den eigentlichen Narren nicht kennt, aber den eintönigen Ernst der Haupt- und Staatsactionen durch solche heitere Einschiebsel mäßigt und dem Volke genießbar macht. Daß aber der eigentliche Narr, wie er auch in allen übrigen tragischen Stücken Ayrer's erscheint, von der englischen Bühne importirt ist, sagt schon seine gewöhnliche Bezeichnung „der engelländisch Narr", oder „Jan Clam (Clown) oder Jahn, ist kleidt wie der englendisch Narr". Was Shakspeare aus dem Clown seiner heimischen Volksbühne gemacht hat, darf man natürlich nicht von dem Narren Ayrer's erwarten. Auch er ist ein und dieselbe typische Maske, die nur verschiedenen Namen trägt und in verschiedenen Situationen, aber immer nur als untergeordnetes Glied der dramatischen Maschinerie verwendet wird. Im Grunde ist es schon der echte Hanswurst der spätern gemeinen Volksbühne oder des Puppentheaters. Wie dieser ist er ein ungeschlachter Geselle, ausstaffirt mit allen möglichen gemeinen Zügen des Leibes und der Seele. So schildert sich Jodel, der Lakai und Kutscher, der Clown in der mit besondern Greuelthaten ausgestatteten „Tragedie, von Servii Tullii Regiment und Sterben, darinnen der schönen Lucretie Histori begriffen":

Hab stoltzen Muth und krausen Sinn,
Ein lieblich holdselige Red,
Die mir von unten wol ausgeht.
Mein Augen gleißen wie Rubin,
Zumahl wenn ich gar blindvoll bin.
Mein Nasen sicht wie ein Wetzstein,
Ist nicht zu groß, auch nicht zu klein.
Wenn ich sie um ein Tröpflein bitt,
Ein Hand voll versagt sie mir nit.
Mein Maul ein guten Sparkrug geit,
Denn es ist ja fein zimblich weit,
Daß man viel könnt sparen darein.
Mein Zähn, die darinnen sein,
Die geben gar gut Lautenzweck;
Mein Stimm laut so lieblich und süß,
Als käm mir ein Hund unter die Füß.
Mein Kopf mir zwischen den Ohren staht.
Mein Vater einmal ein Kälblein hat,
Das hat gleich Ohren eben wie ich.
Auch so thut hoch erfreuen mich,
Daß ich so grade Arme han,
Die ich nicht bald vergleichen kan,
Als einen Drüschl an eim Flegl.
Secht nur! meine Finger und mein Nägl
Seind kurtz und dick, als wie eins Schleifers,
Oder wie eines Bauern Sackpfeifers,
Mein Leib geformet wie ein Sautrog
Oder wie ein kurz dick Sagebloch,
Mein Gsäß ist ausgefüllt wie ein Küß,
Meine Schenkel seind rasch und gewiß,
Gleich wie die Schenkel eines Helfanten,
Allein ich habs ein wenig krum gestanden.
Mein Füß geben gute Wäschbläuel
Mit den viel Schnecken ich ereil.

Die Art von Selbstironie, mit der er dieses saubere Bild dann in die Worte zusammenfaßt:

Kurzum in Summarum,
Besehet mich halt um und um,
So bin ich der schönst Mensch auf Erd —

wirkte wol mit derselben unwiderstehlichen komischen Kraft auf das Publikum Ayrer's, wie auf jedes spätere von ähnlichem Bildungsgrade, aber eben darum hat er der deutschen Bühne mit der von ihm hauptsächlich durchgesetzten Einführung dieser Gattung von komischer Person einen schlechten Dienst erwiesen, besonders da es so ziemlich das einzige war, was sich aus der Periode der volksthümlichen Naivetät in die folgende des gelehrten Pathos hinüberrettete.

Ueberschaut man die Masse der Ayrer'schen Erzeugnisse, so begreift man leicht, daß sie eigentlich alle nur Concepte sind und von einer Durcharbeitung nach irgend welchen Gesichtspunkten der Kunst oder der Technik gar nicht die Rede sein kann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie selbst nur als solche betrachtete und zwar unbedenklich auf der Bühne gebrauchen ließ, wo sie selbstver-

ständlich durch die Willkür der Schauspieler vielerlei Veränderungen ausgesetzt waren, aber nicht daran dachte, sie dem Druck in dieser Gestalt zu übergeben. Erst die dankbare Nachwelt hat dies gethan, wahrscheinlich weil bei der Beliebtheit dieser Stücke damit eine gute Geldspeculation zu verbinden war. Doch waren die Zeiten nicht danach, um große buchhändlerische Erfolge zu erzielen. Die Vorrede des „Opus theatricum", desgleichen das Titelblatt weist das Jahr 1618, also das erste des Dreißigjährigen Kriegs, und wenn auch, wie der neueste Herausgeber vermuthet, diese Jahreszahl sich nur auf die eigentliche Ausgabe des ganzen Werks, keineswegs auf die Vollendung des Drucks der in ihm enthaltenen Dramen beziehen sollte, so weist doch nichts darauf hin, daß sie vor dem Jahre, welches der Titel zeigt, in den Buchhandel gekommen seien. Die Vorrede versprach, wenn möglich, noch eine weitere Fortsetzung aus dem, wie es scheint, unerschöpflichen Vorrathe. Der gewaltige Foliant des „Opus" enthielt schon nicht weniger als 30 große Dramen und 36 Fastnachtspiele und Singspiele; 40 andere sollten noch nachfolgen, die aber niemals erschienen sind. Vermuthlich existirt dies und jenes davon noch handschriftlich, wie ja auch Keller's neue Ausgabe drei bisher ungedruckte aus einer Handschrift geben konnte, die einst in Gottsched's Besitz gewesen war und jetzt der dresdener Bibliothek gehört. Diese dresdener Handschrift beurkundet, was wir auch aus andern Notizen wissen, daß Ayrer's Stücke noch eine geraume Zeit nach dem Tode ihres Verfassers auf der deutschen Bühne beliebt waren. Sie scheint erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gefertigt und, wie schon allein daraus abzunehmen ist, daß sie unter ihren 22 Nummern 3 enthält, die dem gedruckten „Opus" fehlen, entweder nach den Originalmanuscripten Ayrer's selbst, oder nach Einzeldrucken, die dann freilich spurlos, wie so vieles andere, was während und unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege gedruckt wurde, verschwunden sein müßten. Sie gewährt das einzige erhaltene Beispiel eines geistlichen Dramas, der „Tragödie vom reichen Manne und armen Lazarus", und widerlegt dadurch die früher allgemeine Behauptung, daß Ayrer dies einst so beliebte und eigentlich ursprüngliche Genre des Volksdramas beiseite habe liegen lassen. Vermuthlich stand auch dies geistliche Drama nicht einsam da, wie ja seine ganze Art zu produciren eine Massenproduction war.

Von Ayrer gilt mit vollem Recht Platen's: „Er war ein Held an Fruchtbarkeit trotz Calderon und Lope", leider freilich auch das, was darauf folgt: „Er schmierte wie man Stiefel schmiert." Denn kein einziger unter den damaligen deutschen Dramatikern oder auch unter den ausländischen, wenn man die Spanier abrechnet, kann sich ihm an Zahl der wirklich auf die Bühne gekommenen Stücke vergleichen. Selbst sein älterer Vorgänger und Landsmann, Hans Sachs, hat es zwar auf 208 Nummern in allen dramatischen Gattungen gebracht, aber unzweifelhaft ist ein großer Theil davon nie auf die Bühne gekommen und war überhaupt gar nicht für die Bühne bestimmt. Denn wenn er selbst sagt, daß die meisten davon in Nürnberg und auch auswärts mit Beifall aufgeführt worden seien, so bezieht sich diese Angabe, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, eben nur auf die Stücke, die der Dichter selbst für die theatralische Aufführung bestimmt hatte, nicht auf alle überhaupt, die aus seiner unermüdlichen Feder flossen. Von Ayrer aber liegen jetzt nicht weniger als 69 wirklich aufgeführte Stücke vor und jene 40, die als Fortsetzung der ersten Publication versprochen wurden, aber nie erschienen, sind unzweifelhaft auch aufgeführt worden. Selbst wenn darunter die 3 einbegriffen wären, welche die dresdener Handschrift allein gewährt, würden doch noch 106 im ganzen herauskommen.

Diese Productivität kann nicht überraschen, wenn wir erfahren, wie schnell der Dichter arbeitete, falls man überhaupt von Arbeit bei dieser Art von Compositionen reden darf. Die dresdener Handschrift hat uns darüber einige interessante chronologische Notizen aufbewahrt, an deren Zuverlässigkeit nicht zu zweifeln ist. So fallen in das eine Jahr 1598, wo er allem Vermuthen nach schon wieder in Nürnberg lebte und seine ausgebreiteten juristischen Geschäfte versah, die doch den weitaus größten Theil seiner Zeit beanspruchten, nicht weniger als 3 große Tragödien, jede von 6 Acten, 2 Fastnachtspiele und 5 Singspiele, also im ganzen 10 von den 22 Stücken der genannten Handschrift; wie viel von den andern 84, die sie nicht enthält, läßt sich nicht einmal muthmaßen. Da unter den 22 einige nicht datirte vorkommen, so wäre es sogar denkbar, daß auch sie noch demselben Jahre zuzurechnen sind. Ueberhaupt sind alle jene 22 Stücke, soweit sie datirt sind, nur in den Jahren 1595—98 entstanden und merkwürdigerweise geht dabei noch das Jahr 1597 leer aus, und doch ist es nicht zu vermuthen, daß in ihm Ayrer's Muse gefeiert haben sollte. Aber wir wissen noch Genaueres von seinem rüstigen Schaffen: dieselbe Quelle erwähnt, daß der erste Theil der Tragödie von der Melusina, ein wahres Ungethüm von Größe, sechs lange Acte mit unzähligen Scenen und Personen, in 11 Tagen, vom 8. bis 19. März entstand. Schon am 20. März setzte sich die Feder des Mannes wieder in Bewegung, um den zweiten Theil derselben Tragödie, wieder in sechs Acten, zu liefern. Wie lange Zeit er diesmal gebraucht habe, ist leider von unserer Quelle nicht überliefert. Nach diesem Verhältniß würde für die einactigen Fastnacht- und Singspiele ungefähr jedesmal ein Tag aufgegangen sein.

Bei solcher Hast des Producirens begreift es sich auch, daß sich in Ayrer's Stücken keine Spuren von einer fortschreitenden oder überhaupt auch nur einer sich vollziehenden Entwickelung der äußern Kunstformen aufweisen läßt, so wenig wie von einem innern Fortschritt bei ihm geredet werden kann. Schmitt hat sich zwar mit großem Scharfsinn und Fleiß bemüht, mehrere Perioden in Ayrer's Thätigkeit zu unterscheiden und die einzelnen Stücke jedesmal am gehörigen Orte unterzubringen, aber seine Beweisführung ist zu künstlich, als daß sie überzeugen sollte. Nur so viel mag zugegeben werden, daß, wie wir schon

früher bemerkt haben, die Einwirkung der englischen Komödianten für Ayrer epochemachend gewesen ist. Doch ist damit noch nicht nothwendig gegeben, daß die relativ wenigen Stücke, in denen sich eine solche nicht direct nachweisen läßt, wo also der berufsmäßige Narr, der Clown der Engländer, fehlt, zu einer Zeit entstanden wären, wo Ayrer mit den Engländern noch unbekannt war. Auch diese Stücke setzen dieselbe Bühneneinrichtung voraus, die erst mit ihnen nachweislich nach Deutschland kam, auch sie haben denselben gehäuften Reichthum von scenischen Knalleffecten wie die andern und wie keins der frühern deutschen Bühnenstücke vor dem Eindringen des englischen Geschmacks. Es ließe sich sogar endlos darüber streiten, ob die verhältnißmäßige Einfachheit gewisser Stücke, z. B. der Tragödie von Erbauung und Ankunft des Stiftes Bamberg, ein Zeichen eines allmählich sich läuternden Geschmacks sei, also auf die späteste Zeit Ayrer's hinweist, oder ob er von dieser einfachern Art zu jener geschmücktern fortgeschritten sei. Die innere Wahrscheinlichkeit liegt aus psychologischen Gründen allerdings auf Seite der letztern Annahme, obgleich zu bedenken ist, daß gerade in dem angeführten Falle die sonst unbekannte Entstehungszeit des Dramas einigermaßen durch ein anderes Opus des Dichters fixirt wird, durch seine große bamberger Reimchronik, die mit 1599 abschließt. Sie scheint der dramatischen Bearbeitung zu Grunde zu liegen, und somit müßte die letztere in den spätesten Jahren Ayrer's entstanden sein. Aus den Jahren 1596 und 1598 haben wir einige datirte Tragödien, in denen sich alle die Neuerungen, die auf Rechnung der englischen Komödianten zu setzen sind, zusammenfinden, diese wären sonach doch älter als jenes Stück, das Schmitt, nach Gründen der neuern Kritik, für das älteste aller uns erhaltenen ansieht. Zwischen mehrern Stücken, die denselben Hauptinhalt in historischer Folge behandeln, zeigt sich doch ein solcher Unterschied der Manier. Von den vier großen Tragödien aus der römischen Geschichte ist die erste in dem angeblich ältern Stile, alle drei andern sind dagegen in dem spätern gearbeitet. Und doch weisen die hier zufällig erhaltenen chronologischen Angaben aus, daß die zweite und dritte um ein Jahr später als die erste entstanden sind. Die erste gehört in das Jahr 1595, die beiden folgenden zu 1596 und nur die letzte ist durch eine längere Pause von zwei Jahren von diesen getrennt. Ayrer müßte also zwischen 1595 und 1596 den Einfluß der Engländer zuerst auf sich haben wirken lassen und wenn er ihm von da an stets unterworfen blieb, wie man annimmt, so folgt daraus, daß alle die bisher von ihm bekannten Tragödien, mit Ausnahme der Gründung von Bamberg, und alle seine Singspiele zwischen 1595 und 1605, seinem Todesjahr, entstanden sein müßten: eine Annahme, deren Bedenkliches sich leicht ergibt.

Als letzter Repräsentant der volksthümlichen Dramatik hat sich Ayrer, trotz der fremden Einflüsse, die er nicht abweisen konnte, die alte schlichte Diction so wenig wie den althergebrachten Vers von vier Hebungen und paarweise gestelltem Reime rauben lassen. Seine Sprache, die sich aus den Drucken und aus der dresdener Handschrift doch mit einiger Zuverlässigkeit entnehmen läßt, hält sich nicht einmal ganz frei von den Idiotismen seiner fränkischen Heimat. Es ist weniger specifisch Nürnbergisches darin als bei Hans Sachs, denn alles, was dem nürnberger Dialekt bei ihm zugehört, ist auch zugleich allgemein fränkisch. Ja, wenn eine eigentliche Localsprache in ihm durchklingt, so ist es noch eher die bambergische, als die seiner frühesten und spätern Heimatsstätte. Uebrigens sind diese Reminiscenzen des Dialekts durch alle erhaltenen Stücke gleich vertheilt und es läßt sich auch daran kein Früher oder Später in ihnen unterscheiden. Eine gewisse Gewandtheit des Ausdrucks ist überall ungefähr in gleicher Weise zu erkennen und auch hierin scheint sich der Verfasser gleich vom Anfang auf dieselbe Höhe erhoben zu haben, über die er niemals hinausgekommen ist. Diese Sprache eignet sich am besten zur Darstellung alltäglicher und komischer Situationen; für alles, was auch nur einiges Pathos erfordert, ist sie nicht geschaffen. Auch hierin gleicht er Hans Sachs, nur daß diesem letztern wenigstens der Ausdruck ernsthafter und tiefer Empfindungen besser gelingt, ohne Zweifel, weil er in seinem eigenen Gemüth ernster und tiefer gestimmt war. Auf den heutigen Leser müssen die ungeschlachten Versuche Ayrer's, sich betreffenden Orts zu dem nöthigen tragischen Pathos aufzuschwingen, gerade den entgegengesetzten Eindruck von dem, welchen der Dichter beabsichtigt, machen; die Zeitgenossen scheinen anders empfunden zu haben. Aber auch in den komischen Stücken fehlt der Sprache doch jene originelle Frische, die Hans Sachs auszeichnet, obgleich sie auch bei ihm im Vergleich mit der oft wahrhaft erstaunlichen Naturkraft des Ausdrucks in seinen noch ältern Vorbildern, den Schwänken und Lustspielen des 15. Jahrhunderts, schon etwas abgeblaßt ist. Man sieht auch an Ayrer's Sprache dieselben Symptome eines unaufhaltsamen Verfalls der ganzen ältern volksthümlichen Literatur, die uns überall in den spätern Erzeugnissen derselben begegnen. Fischart war der letzte, der ihr mit seinem unermeßlichen Talent noch einiges Leben einhauchen konnte. Nach ihm wurde alles nüchtern, schal und starr, und es würde auch ohne Opitz und dessen neue Kunstpoesie, ja auch ohne den Dreißigjährigen Krieg mit der Volksliteratur im ältern Sinne zu Ende gewesen sein, obgleich zuzugeben ist, daß, wenn nicht der erste eine so bedenkliche Bahn vorgezeichnet und der zweite nicht alles Selbstvertrauen des deutschen Geistes gründlich vernichtet hätte, unsere Literatur eine gedeihlichere Erneuerung erfahren haben würde, als ihr seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts zutheil wurde. Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts hätte dann wahrscheinlich nicht nöthig gehabt, ganz wieder von vorn anzufangen, sondern an das 17. ebenso anknüpfen können, wie es anderwärts geschah.

Heinrich Rückert.

Ein anonymer Roman.

Altenberg. Ein Roman. Vier Theile. Leipzig, F. Fleischer. 1865. 8. 6 Thlr.

Durch wen und seit wann habt ihr Dichter euch einreden lassen, daß euere Aufgabe keine andere sei, als die jedesmalige Parole des Tags euern Lesern zu überliefern? Und in welchem der beliebten Ausdrücke ließe sich dieselbe wol am vollständigsten abfangen, wenn wir das wilde Durcheinander der Schreier vernehmen? Und wenn ihr in euerm Losungsworte von dem abweicht, was der Menge zusagt, wird auch die Kritik euch dafür büßen lassen, selbst dann, wenn es euch gelänge, das Schönste hervorzubringen? Wie dem allen aber auch sei, so viel ist gewiß: noch nie ließ der Genius sich durch eins jener Stichworte bestimmen, noch stets begriff er seine Zeit, stand jedoch zugleich höher als seine Zeit. Ein solches Werk des Genius und nicht ein Werk des bloßen, dem Zeitgeschmacke sich anbequemenden Talents haben wir in obigem Roman erhalten, und wir begrüßen ihn somit als eins der köstlichsten Producte, welche die neuere und neueste deutsche Poesie zur Reife gebracht hat.

Schon das Vorwort gibt zweifellos kund, in den Gesichtspunkten, die hier gefaßt werden, in der Sprache, die sich hier vernehmen läßt, daß wir eines Außerordentlichen zu gewärtigen haben; diese Außerordentlichkeit bewährt sich auf das erfreulichste im ganzen wie in jedem seiner Theile, und welches Thema der Verfasser sich auch gewählt haben mag, ausgeführt hat er es mit Künstlerhand, zugleich mit einer Naturfrische, die uns ebenso hinreißt, wie jene uns mit der reinsten Bildung beschenkt, und man müßte stumpf sein für alle Schönheit oder wol gar ungerecht und unwahr, um für eine solche dichterische Schöpfung nicht den Lorber bereit zu haben.

Interessant ist sogleich dieses an unserm Roman, daß der Autor in demselben einen Gegenstand verherrlicht, dessen Rechte vertheidigt, dessen Aufgabe feststellt und löst, welcher von andern bekämpft worden ist. Schon dadurch erregt er die höchste Spannung im Leser, wie es ihm gelingen werde. Wenn moderne Dichter mit Gewandtheit und Geist die Sache des Volks vertraten, das Bürgerthum, den Kaufmann, den Gelehrten auf Kosten des Adels priesen, so tritt hier ein Autor auf, der wahrlich das Wohl des Volks, den Ruhm der deutschen Nation, das Gedeihen eines jeden Standes mit bravster Gesinnung fördert, aber auch den Adel aus der höchsten Idee faßt, seiner schönsten Zeiten gedenkt, ihn zu neuer Blüte und Frucht heranbildet, und das alles mit sittlicher Lauterkeit, mit Menschen- und Geschichtskenntniß, mit Gabe der Erfindung, der Charakteristik, mit Anmuth, Witz, Humor, Phantasie, mit Glanz der Darstellung, und doch stets ungesucht, ausführt, wie dergleichen äußerst selten in einem Werke sich beisammenfinden.

Ein junger Baron, Leonhard, aus einem der ältesten Geschlechter, edel von Gesinnung, geistvoll, kenntnißreich, zu steter Thätigkeit aufgelegt, ohne Vorurtheile, tritt nach beendigten Studien auf der Universität ins Militär als Offizier, um in den Zeiten des politischen Umsturzes dem deutschen Vaterlande seine Dienste darzubringen. Er hat diesen Zweck erreicht, und gedenkt nun seinen Abschied zu nehmen. Er erhält zunächst Urlaub, und besucht den Landsitz seiner Vorfahren, Altenberg, welchen sein Vater, der in der Residenz mit Geldspeculationen beschäftigt ist, einstweilen verpachtet hat. Der Sohn erkennt seine Heimat kaum wieder. Er findet fast alles, unter dem Nützlichkeitsprincip der neuen Zeit, durch das Fabrikwesen verändert. Er reist weiter und trifft auf dem Gute eines Großonkels mit einem Fürsten und einer Prinzessin zusammen. Dies, und was sich daran knüpft, wird sehr folgenreich für ihn, den Helden des Romans. Namentlich sind es Rechtsangelegenheiten, da sie unser Freund zu einem glücklichen Ausgange bringt, welche sich von großem Einflusse erweisen. Inzwischen begibt sich Leonhard zu seinem Vater nach der Residenz, um demselben seine Plane für die Zukunft mitzutheilen. Später sehen wir ihn wieder bei seinem Großoheim, machen mit ihm kleine Abstecher, die uns schon hier viele der eigenthümlichsten Charaktere, der überraschendsten Eindrücke vorführen, die Verwickelungen des ganzen Gewebes werden immer unentwirrbarer, gleichwol lassen sich die einzelnen Fäden aufs deutlichste verfolgen, und doch ahnen wir nicht, wie jene Knoten sich werden auflösen lassen. Während die bedeutendsten Männer uns vollauf beschäftigen, die verschiedenartigsten Frauen uns fesseln, Originale beider Geschlechter die Gegenseitigkeit des gebildetsten Umgangs noch mehr erfrischen und würzen, erreicht unsere Lektüre mit dem neuen Aufenthalte Leonhard's in der Hauptstadt und besonders mit der einstweiligen Besitznahme von Schloß Altenberg eine Spannung, die uns in dem Grade unterhält, wie sie uns, zugleich mit dem Helden, fast rathlos macht. Das alles reiht sich nun wohlgeordnet aneinander, der munterste Anfang steigert sich durch Ernst und wieder durch Humor zur Mitte, und am Ende, nachdem tragische Vorgänge uns die äußersten Befürchtungen abgenöthigt haben, als könnte der edelste Mann dem grausamsten Schicksal erliegen, müssen wir bewundern, mit welcher Weisheit und Kunst der Dichter das Facit zieht.

So geht das stattliche Epos dieses Romans, dessen einzelne Bücher seine Gesänge, dessen maßvolle Kapitel seine Strophen sind, im Tonfall, im Rhythmus trefflicher Prosa an uns vorüber, und wir bedauern zuletzt nur die Flucht der Augenblicke, welche trotz unserer Vertiefung, unsers Anhaltens und unsers durch angenehme Erinnerung gebotenen Zurückblätterns doch uns auch dem Schlusse entgegenbringen, welchen wir noch weit hinausrücken möchten, um so auserlesener Gesellschaft noch länger zu genießen.

Das nun, was mit den hervorragenden Charakter dieses Romans bezeichnet, ist, daß dem Dichter alle Tonarten der Natur und Menschengeschichte mit Einschluß der Gegenwart zu Gebote stehen, daß er den Realismus der Wirklichkeit im Kräftigen und Zarten haarscharf zu treffen weiß, aber durch alles und jedes klingt ein Grund- und Harfenton der Idealwelt hervor, der sich denn auch

in Gestalten absetzt, welche an Lebenswahrheit hinter den realistischern gewiß nicht zurückstehen. Mit gleicher Lebendigkeit schildert uns der Dichter den Hebräer altjüdischen Glaubens und der Kabbala, wie den modernen Juden der Geldaristokratie und des erworbenen Adelsdiploms, den Bauern von altdeutschem Schlage und Glauben und den von allerhand socialistischen und politischen Vereinen beleckten. Er führt uns in die Kreise edler, wie gebildeter Fürsten und des Adels, aber auch in den sicherbehäbigen einer Kaufmannsfamilie, deren Solidität und Gediegenheit uns in die Zeiten der Hansa, nach Bremen, Lübeck versetzen, und dabei uns die weiteste Perspective heutiger Handels- und Weltverbindung eröffnen. Den Weltlichen und den Geistlichen, den pensionirten Offizier mit einigem Anflug von neuestem Zeitgeist, aber auch den auf Avancement noch dienenden, kreuzbrav an Gesinnung, aber auch nie in Verlegenheit, was Bravour und chargirte Rede betrifft, den Arzt, den Rechtsgelehrten, den katholischen und evangelischen Seelsorger, alles, bis auf den Fabrikarbeiter, Insassen und Diener herunter, erhalten wir in Figuren, die durch und durch lebendig sind. Und was sollen wir schon hier von den Frauen unsers Romans sagen? Sie sind, ob vornehm oder gering, ob vom höchsten, sittlichen Werth, voll tiefster Religiosität, ob mit reizender Schwärmerei für Poesie begabt oder vom reinsten Natursprudel, ob total weltlich gesinnt, sogar mit einigem moralischen Anbruch — wie die Gräfin-Witwe — oder wirthschaftlich, mit starker Leidenschaft für Stubenreinigung und fürstliches Ceremoniell, sie sind in ihrem reichen Blumenflor bewundernswürdig gedacht, gedichtet und wiedergegeben, und man weiß kaum, welcher man den Lebenspuls des Individuellen mehr zuerkennen soll, wenn man auch nie zweifelt, daß die eigentliche Königin dieser Frauen keine andere als Emma ist, wie der König unter den Männern der prächtige Großonkel, um welchen die englischen Humoristen unsern Poeten beneiden könnten.

Alles in allem dürfte das Thema unsers Romans demnach sein, daß der Held sich die Aufgabe setzt, und damit nie blos für sich, sondern auch für andere wirkt, in den Besitz des Gutes seiner Väter sich wieder zu bringen, zugleich auf Grund des Christenthums, tüchtiger Gesinnung und Bildungsbeflissenheit eine Wiedergeburt des Adels zu bewerkstelligen, um aus solcher Gemeinschaft andere Corporationen ins Leben zu rufen, aber auch auf Staat und Kirche umgestaltend zu wirken. Da nun der Held ein Mann von edler Individualität, reifer Intelligenz, großer Umsicht ist, so muß man ihm von vornherein die wärmste Aufmerksamkeit schenken, und muß sich freuen, daß hier doch einmal ein Unternehmen ausgeführt werden soll, welches sich fern hält von allen Nachäffereien des Auslandes, da es überall mit echt deutschen Mitteln schaltet; man muß sich mit einem Conserviren befreunden, welches den Fortschritt aus der Wurzel des Historischen, des noch gesunden Frühern beabsichtigt: eine Tendenz, die uns doch sonst an den Engländern zu imponiren pflegt.

Die Situationen und Bewegungen, welche das alles veranlaßt, die Scenen, welche dadurch vor unser Auge gebracht werden, die Charaktere, welche vor uns in rascher Abfolge handeln, sind so reichhaltig und neu, daß wir unter den zahllosen Schönheiten des Ganzen noch auf Einzelnes einzugehen nicht widerstehen können.

Der Anfang des Romans, der sich in acht Büchern entwickelt, ist modern genug. Wir befinden uns auf der Eisenbahn. Das Glück scheint mit unserm Helden zu sein, denn er trifft im Waggon mit einem Universitätsfreunde zusammen. Ein schlanker Offizier in schmucker Uniform (denn noch ist es Leonhard) und ein Obergerichtsanwalt in elegantem Civilrock, den aber eine früh eingetretene, sich vordrängende Corpulenz sehr einengt; es gibt sogleich ein lustiges Stelldichein und Genre. Wie er nur das erste Sprachregister zieht, wissen wir auch schon, wer dieser Osmund ist: ein gar köstlicher Gesellschafter, ein heller Kopf, ein neckischer Gnom, aber nein, ein echter Humorist, mit dem Sir John Falstaff auf ein Glas Sect alsbald anstoßen würde, voll Ueberraschung durch Geistes-, Leibes-, Eß- und Trinksympathien. Und doch — wir wehren solchem Toast, denn Osmund ist kein Aufschneider, kein Tagedieb, sondern der fleißigste, bravste Beamte, ausgezeichnet in seinem Fach, aber er hat noch viel Poesie aus der schönen Studentenzeit mit herübergerettet, er ist an neuer unerschöpflich und nimmt sich überall, wo er nur kann, Licenzen, über die Zeit und deren tollste oder philisterhafte Ausgeburten zu scherzen oder auch kolossale Parodien, Aperçus loszulassen; denn nicht leicht läßt er, vom Leben echauffirt, oft sogar fatiguirt, etwas ohne Spaß vorbei, doch hinter all dem schlägt das tiefste Menschenherz in seiner Brust und accompagnirt auch die Schicksale seines Genossen. Der schon seit langem sehr ernst gestimmte Leonhard, immerdar eingedenk seiner Väter, ist schon jetzt, in solche Wogen des ergötzlichsten Gesprächs tauchend, wie neu geboren und wird selbst zu Witz, Ironie und Humor fortgerissen. Und nun kehre, lieber Leser, mit solchem Paar bei der idyllisch gelegenen Waldmühle ein, lerne eine Frauengestalt wie die Thereseus kennen, deren Schönheit durch den ganzen Roman ihre Lichter wirft, höre, wie ein so vollständiger Mensch wie Osmund sich auch auf die feinern Geister der Tafel versteht, und du wirst bereits einigermaßen eingeweiht sein in die Mittel, welche unserm Dichter dienen, denen er nur zu winken braucht.

So sind wir nun nach dem Genusse so lachender Scenen hinlänglich erfrischt, um auch die tiefsten Gefühle der Wehmuth, den gewaltigsten Schmerz mit unserm Freunde zu theilen. Leonhard ist auf dem Sitze seiner Väter angelangt. Hier hat er seine Kinderjahre einst verlebt, hier hat sein Großvater unermüdlich gewaltet, eine großartige Welt den Seinigen geschaffen. Und jetzt? Nicht wieder zu erkennen! Es ist unter der Hand des Pachters jetzt das meiste ein anderes geworden. Indem Leonhard durch diese Zimmer, diese Säle wandert, was sieht er? Die altehrwürdigen Möbel, die Bilder sind in Rumpelkammern, auf Dachböden untergebracht, die Maschinen, die Fabrik-

hände arbeiten, wo nur Raum ist, der Nützlichkeitsbetrieb hat alles in Beschlag genommen, die Menschen sind verstört, bleich, selbst zu Maschinen geworden. Hier hämmert, stampft, rasselt nur noch ein Cultus, dem Gotte Mammon dargebracht, selbst die Natur draußen ist um ihre Pracht gekommen, die Bäume des Parks sind gestutzt oder abgehauen, die Blumen durch triste Küchengewächse vertrieben, die Wälder sind gelichtet, um alles raucht und schmaucht ein Steinkohlendampf und streicht ihm die Farbe des Unterweltlichen an. Ueberall Lärm und wiederum Lärm, und zwar Lärm um Geld. Daß eine Taubstumme unsern Freund durch diese infernalen Gebreite führt, also doch eine, die von all dem Lärm nichts hört, ist auch eine der genialen Erfindungen des Dichters, sowie daß es hier doch noch einen Ort gibt, an dessen Sachlichkeiten man nicht gerührt hat; es ist die vom Großvater einst gegründete Bibliothek; denn was, wie und wie viel liest man noch in der Zeit der materialistischen Hast und Genußsucht?

Hier treffen wir nun auf einen wüthenden Roland in Bauersgestalt! Dieser Thalmeier, hand- und ehrenfest vom Kopf bis zum Fuß, dem einstigen Herrenhause ergeben mit jeder Faser, ein verspäteter Enakssohn, er zürnt, er grollt, er stemmt sich gegen die neue Zeit mit Händen und Füßen, er ist ein Wesen, an dem man sich unter Epigonen wieder zum Autochthonen auferbaut. So oft wir diesem Thalmeier im Roman begegnen, überall ist er in seiner Art gleich vortrefflich, ein plastischer Phidiaswurf des Dichters, und doch nicht starr, nicht stehendes Metall, obwol der Mann der Starrsinn selbst ist, sondern beweglich bis zum Sturmlauf, und doch dabei Träger eines Pathos, welches ihn zuletzt unter Trümmern begraben wird. Ein Simson in christlicher Gestalt ist dieser Thalmeier, der die Energien seiner Natur wie die Füchse mit den Feuerbränden losläßt gegen die modernen Philister des Fabrikwesens und Maschinenbaues, der darüber nachsinnt, wie er ihre Eisenbahnthore sammt Thüren und Pfosten auf seinen breiten Schultern auf- und davontrage und dann zerschmeiße, oder, wenn sie ihm nun wirklich — wie sie schon damit umgehen — seinen Bauernhof tilgten und die Bahn mitten hindurchzögen, würde er sich von seinem Berge aus mit Jauchzen auf die Schienen hinunterwerfen, aufdaß die erste wilde Jagd über ihn hinheulte, im Fall er nur wüßte, daß er sie alle mit begrübe, sie, welche Hand an seinen Hof und an den Höllenbau der Eisenstraße gelegt haben. So ist der Mann, und so bleibt er sich gleich bis zu seinem jähen Ende, aber, obwol nur ein Bauer, angethan, um in einer andern Ordnung der Dinge gleich musterhaft eine Welt zu beherrschen, wie einst seinen Hof.

Indem wir mit Leonhard den Landsitz seines Großonkels betreten, begrüßen wir in Herrn von Watt eine herzerfrischende, liebenswürdige Persönlichkeit. Dieser alte Herr ist eine Menschennatur von kapitalster Beschaffenheit. Er strotzt von Gesundheit in hohem Alter, von Gesundheit nicht blos des Leibes, sondern auch des Geistes in jedem Bezug; man fühlt es sogleich heraus, er hat alle Lebensalter normal durchgemacht, den edelsten Gewinn von jedem gezogen. Wie er jede Jahreszeit auf seinem Gute ergötzlich, preiswürdig, ergiebig für den Landwirth fand, so hat er auch sein ganzes Menschenleben befunden, nichts konnte je seinen Gleichmuth stören, und wenn man gemeint hat, das Greisenalter sei trüb und griesgrämig, vom Herbste und Winter dieses Alten kann man lernen, daß es behaglich ist. Und welch ein unverwüstlicher Humor blitzt aus diesem Greise, wie Seltsames passirt ihm, und wie unvergleichlich weiß er es zur Sprache zu bringen, daß so etwas nur ihm begegnen könne, wie die kostbare Humoreske von den während des Anziehens beim Schließen der Stubenthür eingeklemmten Beinkleidern und der Angst, die Prinzessin könnte jeden Augenblick eintreten, und dem Hopsenmüssen des Geängstigten während so langer Dauer, und wiederum sein Verfolgtwerden vom Scheuerteufel der Frauen, und dann die Affaire auf der Eisenbahn mit dem alten Weibe, der er noch dazu Hülfe bringt. Wo dieser Großonkel sich blicken läßt, da sind in seinem Gefolge der Komus und ein ganzes Heer ihn liebkosender, beflügelter Genien und Curiositäten, unglaublicher Drolligkeiten; Lachstoff ohne Ende, aber auch Wohlthun und Aufopferung ohne Ende. Schon sein Sprechen ist unvergleichlich, und man möchte ihm immer lauschen, wenn er seine Sätze so gern mit der Interjection: „Na“, wie mit einem weichen, spaßigen Flötenansatze beginnt und einen herzigen, dann wieder kreuzputzigen Einfall nach dem andern hervorschießen läßt, und wenn er sich über Cigarren und über den Dampf der Eisenbahnzüge ärgert, während er selbst dabei regelmäßig und voll Behagens einen langen, sich ringelnden Dampfschwaden aus seiner Tabackspfeife hervorbläst. Kurz, wer den Großonkel in dem Roman „Altenberg“ noch nicht kennt, dem geht die Bekanntschaft eines herrlichen Humoristen ab.

Aber die Fülle überraschender Charaktere ist hier so groß, daß wir uns beschränken müssen. Aus der Häuslichkeit des Herrn von Watt erwähnen wir noch Emma's. Dies ist der Stern unter allen den durch Natur und Anmuth, durch Bildung und Geist hervorleuchtenden Frauen dieses Romans. Wie anspruchslos sie ist, wie gar nicht auf Prunk, wie nie auf Eroberung bedacht, so geht doch ein Licht von ihr aus, von dem sie selber nichts ahnt, welches uns aber unwiderstehlich an sich zieht und bei dem wir deutlich lesen, daß sie, wie weit ihre Bahnen auch noch auseinanderliegen, nur in Leonhard ihren dauernden Begleiter und Halt finden kann. Schon hier lernen wir, bei Gelegenheit eines Besuchs, einen Fürsten kennen und lieben, dessen ganze Größe und intelligente Hoheit hervortritt bei einem Aufenthalte, den später unser Freund bei ihm nimmt, wie wir denn auch bereits früher im Prinzen Norbert einen Stürmer und Dränger der excentrischsten Art vor uns sahen, dessen Briefe wie unmittelbare Geselligkeit, nachdem ihn England um etwas beruhigt hat, wir später genießen.

Leonhard eilt zum Vater nach der Residenz. Eine ganz andere Welt rollt sich vor uns auf, unvermuthet,

unberechenbar in ihren Folgen. Die imposantesten Charaktere sind hier unter anderm: von Lasari, seine Tochter Adele, Isabella (eine der Schwestern des Helden) und Hartlieb. Herr von Lasari, hebräischer Abkunft, Bankier, Speculant im größten Stil, Millionär und darüber, ist ein fürchterlicher Mensch. Er speculirt auf alles, um seine Reichthümer zu vermehren. Er ist ein Judas Ischarioth, der, mit dem Geldsäckel in der Hand, seine Tochter an den Meistbietenden verkaufen, verrathen würde. Er speculirt jetzt auch auf Leonhard, den reichen, jungen Baron, er bietet ihm deutlich genug Adele an, indem er ihm deren Schönheit, die Vortheile einer solchen Ehe an den Fingern herzählt, auf den Knien vortrommelt. Dieser gemeine Vater hat aber eine ungemeine Tochter. Sie ist von blendender Schönheit, bewegt sich mit der höchsten Ungenirtheit und hat Welt im vollsten Sinne des Worts. Aber, was vereinigt sich sonst noch alles in ihr! Sie ist nicht blos Schöngeist, sie ist ein glänzender, ein hochfliegender Geist, sie verbindet in sich die verschiedensten Interessen, sie verbindet den Orient mit dem Occident. Sie ist stolz auf ihre jüdische Abkunft, sie schreibt sich mit Stolz von Abraham her, sie liebt den Psalter, diese Tochter Jerusalems, sie singt, wenn sie ihn anschlägt: „An dem Wasser zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die drinnen sind.“ Aber sie schlägt auch die Leier der Griechen, sie greift in die Saiten der Modernen. Sie verbindet in sich Deborah, Corinna und die Gräfin Guiccioli, wenn sie sich, phantasiereich wie sie ist, in der Vorstellung erhitzt, daß Lord Byron sie geliebt hätte. Sie haßt den gewöhnlichen Conversationsklatsch, das insipide Salongeschwätz, aber sie liebt platonische Dialoge, sie schwärmt für ideenvolle Gespräche, denn sie ist in der That geistreich, fast genial, sie spricht vortrefflich, sie glüht für alles Außerordentliche, sie fliegt nicht blos auf dem Pegasus gern in die Unermeßlichkeit — denn sie dichtet —, sie fliegt auch gern auf dem feurigsten Araber über Gräben und Hügel in die Weite, sodaß ihre besorgten Verehrer ihr nachsetzen auf die Gefahr des Halsbrechens. Kurz, sie ist im vollsten Besitze dessen, was die Franzosen verve nennen. Für diese Adele nun mußte ein Mann wie Leonhard, jung, schön, edel durchaus, aber noch dazu im Besitz großer Ideen und der Gabe eines glänzenden Vortrags in der Gesellschaft, der rechte Mann sein. Sie sieht, sie hört ihn in einer Soirée. Sie knüpft selbst mit ihm an in einem Gespräche, dem kein anderer außer den beiden mehr folgen kann; sie thut wenigstens ihr Aeußerstes, um Leonhard zu folgen, sie zieht wirklich große, kühne Bogen auf den Schwingen des Gedankens und holder Rede, er aber übersliegt sie weit; staunend blickt sie ihm nach. Von Stund an schwärmt sie für ihn. Die Gefahr ist groß, und wird immer noch größer, auch für Leonhard, obwol er überall der Besonnene ist. Er macht ihr seine Besuche. Sie unterdrückt ihre Gluten für ihn, aber sie sprühen dennoch durch; er kommt wirklich in Feuersgefahr. Nun noch der blaue köstliche Himmel über ihnen im großartigsten Parke, nun diese Gespräche voll neuer Mysterien in der Veranda, nun gar ein Gang neben ihr unter den duftenden Orangen, unter den Palmen (es ist gefährlich unter ihnen zu wandeln) im Treibhause. Aber schon sind sie wieder draußen. Sie weilen unter einem Baume. Wird es in diesem Paradiese der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen werden? Sie steigt auf einen Ast, um für ihn eine Frucht herunterzulangen. Der Ast bricht. Sie fällt, er aber fängt die leichte, süße Last auf. Was geht in diesem Moment, in dieser reizend vom Dichter erfundenen Situation vor? Wie die Fabel von Newton erzählt, er habe, als ihm zufällig unter einem Baume ein Apfel auf die Nase gefallen, das Gravitationsgesetz entdeckt, ähnlich begegnet es unserm Helden. Während dem ritterlichen Retter eine solche Schönheit in den Armen liegt, entdeckt er die Bahn des Venusgestirns, aber auch die Gefahr, welche es seiner eigenen Lebensbahn bringe. Er setzt mit zarter Sorgfalt die Last ab, und sein Entschluß ist gefaßt, daß er eine andere Richtung zu nehmen habe. Er nimmt sie. Adele zeigt sich dennoch bis zum Ende edel. Sie verbindet sich mit einem Gesandten, die kecke Rosselenkerin macht auch hier Carrière, dennoch gibt sie zu Gunsten Leonhard's schon vorher den Ausschlag in einer entsetzenvollen Calamität im vierten Theile der herrlichen Dichtung. Beiläufig fragen wir noch, obwol es gewagt ist, einem solchen Dichter gegenüber auch nur eine Ausstellung zu machen, ob ein so musterhaft edler Mensch wie unser Held es sich erlauben durfte, im Park die Papiere, das Gedicht Adelens während ihrer Entfernung zu lesen? Und dennoch, der Dichter mag recht haben, denn in einer der verborgensten Falten der menschlichen Natur steckt auch das Infusorium: Neugierde.

Wir sind im Obigen so speciell gewesen, um ein für allemal eine Probe zu geben von dem, was unser Poet vermag. Doch er ist in diesem Vermögen unerschöpflich. Isabella beweist es sogleich. Wir wüßten in diesem Augenblicke keinen Dichter, dem es gelungen wäre, humoristische Frauen zu schaffen. Der Verfasser dieses Romans bringt sie. Isabella und später die Comtesse Florine sind Humoristinnen vom Wasser des reinsten Diamanten. Ja, diese Isabella ist bei ihrer Bildung zugleich das holdeste Naturkind. Ihr Mutterwitz ist ein Strom, der durch die lieblichsten Landschaften rauscht und mit uns plaudert. Sie führt uns an demselben hin, und was sie hört, sieht, verarbeitet sie zu den seltensten Einfällen. So schaltet sie auch im Hause, in der Wirthschaft, in der Gesellschaft. Ihre Einfälle, ihre Entdeckungen, ihre Zwischenbemerkungen, die Fragen, welche sie an uns richtet, brennen in den frischesten Farben und setzen uns um die Antwort in Verlegenheit, und doch fragen wir, warum wir nicht längst ebenso fragten; bisweilen besinnen wir uns, daß uns dies und jenes auch schon so zu schaffen gemacht hat. Isabella ist die graziöseste Neckerei selbst und nie ohne Trost, ob sie scherzt oder schmollt. Sie fragt, warum man denn jetzt so närrisch und trist sei, sich für die Gesellschaft schwarz zu kleiden, während doch früher die bunte Kleidung sich viel pittoresker machte, als

man noch Männer in rothen, gelben Röcken sah. Sie fragt, und stellt damit ein lustiges Problem unsern Rassekennern, warum es keine „blaue und grüne Menschen" gebe? Und nun Hartlieb. Dieser junge Kaufmannssohn, welcher seine Universitätszeit aufs beste benutzt hat, im Besitze der gediegensten Kenntnisse, jetzt selbst Kaufmann ist, hat eine ruhige, stets heitere, bedeutende Art sich zu geben, welche uns im höchsten Grade für ihn einnimmt. Wilhelm Meister würde ihn zu seinem Busenfreunde erwählt haben, er würde erstaunen, wie viel leichter man sich jetzt Bildung erwerben, mit welcher Sicherheit der Kaufmann seine Weltverbindungen verfolgen kann, wie das Theater der Weltbühne draußen jetzt näher gerückt, dafür freilich aber auch die Idealwelt mehr zurückgetreten ist. Wahrlich, dieser Hartlieb, wie er aus einem Hause hervorwächst, in dessen herrliche Familiensiedelei wir einen Einblick erhalten, welches ebenfalls seiner großsinnigen Ahnen stets eingedenk ist, beweist, daß es auch eine Prachtblüte, einen Adel des Bürgerstandes gibt, und wie Edelmann, Fürst und Kaufmann oft heiter zusammengrenzen, wenn wir uns an die Medici und die Fugger erinnern. Und wie trefflich vom Dichter ersonnen, kommt später in unserm Roman die Mission des Kaufmannssohns dem Hause des Barons zu Hülfe, durch die Reise Hartlieb's nach England! Des letztern Aufenthalt daselbst und Ausmittelung eines Verbrechers sind mit einem farbensatten Pinsel dargestellt, wie Dickens es nicht prächtiger zu malen vermöchte.

Doch — die Herrlichkeiten dieses Romans überwachsen uns, und auch der Frauenschönheiten im Dichterlande muß es wol kein Ende geben! Was sollen wir noch einmal von Theresen sagen, der Müllerin Schwester? Sie ist in der That eine echt katholische Schönheit. Ihre Gestalt, ihre Sprache, ihr Tonsatz ist glorios, ist Orgel und Meßgesang. Welche Situation, welche Gruppirung! Und überall flicht der Dichter Immortellen ein. Die confessionellen Differenzen zwischen Katholicismus und Protestantismus sind tief und scharf zur Darstellung gebracht. Osmund, aus Neigung zu Therese liebeskrank, jubelt mit seinem Humor darein, und dennoch ist der Kirchhof nicht weit. Und wiederum sehen wir Therese in einer neuen Umrahmung, deren Bild allerdings die classische Ausführung der Schönheit ist. Man kann von dieser Sprache, die Therese spricht, nicht genug bekommen. Diese kurzen Laute und doch so volksliedartig hingezogenen Sätze, diese Apostrophe, welche den wenigsten Tonhall veranlassen, welcher Dichter hat sie schon je so hervorgezaubert? Bettina und Günderode haben in ihrem Idiom schon etwas Derartiges geahnt, hier aber kommt, durch und durch originell, die vollste Glut des Südens über uns; Andacht ergreift uns bei solchen Sprachtönen. Man hört es aus jedem Laut dieser Volksweise Theresens, sie hat sich durch ihn, durch Gram und Treue um und für ihn (Osmund) verzehren lassen. Dies „er", „ihm", „ihn", ganz in der bekannten Art des Volks, wenn sie von Osmund spricht, dies ihr österreichisches „halt" und „gelt", es sind aus ihrem Munde entzückende und doch erschütternde Laute wie aus einem Requiem. Und wie ist ihr Tod geschildert! Und da ist auch schon wieder eine neue Wunderblüte der Frauenschönheit, Florine. Sie ist die Tochter einer sehr berechnenden, gemessenen Gräfin, aber die Tochter weiß von keinem Calcul, von keiner Grenze in ihrer Lust des Lebens. Sie ist ein naturwüchsiger Dämon der Poesie, von rücksichtsloser Naivetät, sie läuft tag- und nachtwandlerisch über alle Schranken fort, sie ist die reizendste Wassernixe, der anmuthigste Elementargeist, und es ist aufs neue ein tiefergründender, seelenkennerischer Blick des Verfassers, wie er ein Wesen wie Florine, wenigstens in diesem Abschnitt ihres Daseins, sich zum Christenthum verhalten läßt. Und wie sie um alles ihre Naturzauber webt, und wie sie mit ihrem wilden Humor spielt wie Kinder mit dem Feuer, und wie sie selbst in einer Schönheit aufflammt, trotz ihres Wasserelements ein griechisches Feuer der Natur, eine Naphthaflamme, die unlöschbar scheint, ist es ein Wunder, daß Leonhard in neue Gefahr kommt, bis ihn Emma rettet und ihn nun bald für immer den Ihrigen nennt? Da, wo im letzten Theile die Katastrophe unsers Romans die höchste Höhe erreicht, wo der Vater nahe dem Tode ist, durch einen Hausdieb seines Vermögens beraubt, wo alles, selbst der Sitz seiner Vorfahren für Leonhard auf dem Spiele steht, wo alle ganz in der Hand des Geldjuden, des Herrn von Lasari, sind; da, wo dieser vor seinem eigenen Vater, dem ehrwürdigen, wahrhaft frommen, alttestamentlichen Kabbalisten erscheint in Gegenwart des Fürsten, unsers Helden und anderer Edelleute; da, wo der zweite Fluch des Vaters dem Bankier droht, der Vater wirklich diesen Fluch schleudert, sodaß vor solchem Synedrium der Saal erdröhnt, und dennoch — man denke — der Seckelmeister, der Judas, unerbittlich bleibt, und die ganze Familie des Barons, der im Wahnsinn liegt, aus ihren Fugen geht und wir mit Leonhard rathlos, ausweglos dastehen: was ereignet sich da? Und wie löst sich das alles? Oder endet es mit einem Mislaut, und löst sich eben gar nicht? Denn warum sollte ein genialer Dichter, nach der höchsten Meisterschaft bis dahin, nicht auch einmal sein Werk schließen mit dem Geständniß, es bleibe Fragment, es gebe für dieses Weltproblem keine Lösung, da Denker selbst das Problem des Universums für unlösbar erklärt haben? Aber ich verrathe nichts. Lest und bewundert. Und so sei noch einmal als letztes gesagt: Der Roman „Altenberg" ist eine der vollendetsten deutschen Dichtungen auf diesem Gebiet und frei von jeder Nachahmung des Aus- wie des Inlandes. *)

Alexander Jung.

*) Der Roman ist, wie es heißt, von Victor von Strauß und wird, seiner feudal-reactionären Tendenzen wegen, von anderer Seite heftig angegriffen, was wir der warmen Anerkennung seiner künstlerischen Vorzüge von seiten unsers geschätzten Mitarbeiters doch hinzuzufügen für nöthig erachten. D. Red.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die erste beifällig aufgenommene Vorstellung des „Lion amoureux" von Ponsard am pariser Théâtre français gibt uns Veranlassung zu verschiedenartigen Betrachtungen. Ponsard hatte in seiner „Lucrèce" das antike Drama angebaut, war dann in der „Charlotte Corday" zur modernen Geschichte übergegangen und hatte später im Geiste der neufranzösischen Sittenkomödie auf die Herzen der Pariser und Pariserinnen zu wirken gesucht. In diesem neuen Drama, welches in der Französischen Revolution spielt, zur Zeit des vendéer Aufstandes und der sich zu Ende neigenden Schreckensherrschaft, ist er wieder auf die in der „Charlotte Corday" betretene Bahn zurückgekehrt, wenn auch die Geschichte in seinem Drama mehr den Hintergrund zu einer freierfundenen Liebesnovelle hergibt. Doch der Geist jener Epoche ist der Gegenwart sympathisch, und zwar sympathischer, als dem jetzigen Régime recht sein mag, wie eine lärmende Demonstration des Publikums bewies, die einer Stelle folgte, an welcher der Republikanismus einen sehr begeisterten Ausdruck fand.

Ueber den künstlerischen Werth des Dramas ein Urtheil zu fällen, ist nach den Zeitungsberichten kaum möglich. Man tadelt den Bau des Stücks, indem dasselbe eigentlich schon mit dem zweiten Act beendigt sei und nur zufällig eingeschobene Hemmnisse noch weitere drei Acte ermöglichen; man lobt die schwunghafte und classische Sprache, ein Lob, das in Deutschland wenig gilt, seitdem man uns gelehrt hat, die sogenannte schöne Sprache sei mehr ein Fehler als ein Vorzug und überdies fast ein Gemeingut der heutigen Generation, für welche die gebildete deutsche Sprache so freundlich sei zu dichten und zu denken. In Frankreich indeß ist ein dichterischer Aufschwung der Dramatik, der sich gegenüber der conventionellen Misère der Rührdramen zu einem höhern Stil erhebt, immerhin als ein Ereigniß zu betrachten; und in Deutschland sollte man endlich zur Einsicht kommen, daß eine wahrhaft schöne Sprache, die allerdings mit schönen Redensarten nichts gemein hat, sondern in der Prägnanz und Originalität des Ausdrucks beruht, das sicherste Siegel des Dichterberufs und die einzige Bürgschaft einer den Augenblick überlebenden Classicität ist — sonst könnten wir ruhig auch über Goethe und Schiller zur Tagesordnung übergehen.

Auch möge das Beispiel Ponsard's unsere Dramatiker ermuthigen, bei historischen Stücken auf eine naheliegende Epoche zurückzugehen, in welcher unsere Gegenwart Wurzel geschlagen hat und die noch durch lebendige Erinnerungen mit ihr verknüpft ist. Paul Heyse hat in „Kolberg" einen, mindestens für die preußischen Staatsangehörigen in solcher Weise anregenden Stoff gewählt und verdankt ihm ohne Frage die, wie sich jetzt constatiren läßt, nachhaltige Wirkung des Stücks auf der berliner Hofbühne.

Freilich gehört eine gewisse Freiheit der Bewegung auf den großen Bühnen dazu — und gerade hierin erscheint die Aufführung des Ponsard'schen Dramas auf dem Théâtre français besonders lehrreich und nachahmenswerth für deutsche Hofbühnen. Es tritt nämlich neben der Madame Tallien, jener geistvollen Salondame, der Tochter des spanischen Grafen-Bankiers, um welche ein gewisser Parfum der Demi-Monde schwebt, gerade hinreichend für die sympathischen Stimmungen des jetzigen pariser Publikums, in dem Drama kein Geringerer als Bonaparte selbst auf, und zwar als ein junger Offizier, der bei Madame Tallien um seine Beförderung einkommt. Bonaparte, der ursprüngliche Gründer der jetzigen Dynastie, der Onkel des regierenden Kaisers, als junger Lieutenant, der gern avanciren möchte — in der That, wir glauben, daß einem deutschen Hoftheater-Intendanten in einem analogen Falle die Haare zu Berge gestanden hätten über die Vermessenheit des Dichters, der ein solches Stück zur Aufführung einzureichen wagt. Die pariser Censur hatte freilich auch dies Stück beanstandet, der Kaiser aber meinte, er habe sich vor ganz Europa einen Parvenu genannt und man könne deshalb auch den „Bonaparte" als Bittsteller über die Bühne gehen lassen. So passirte das Stück die Quarantäne.

Wenn wir Deutschen uns über diesen Act der Freisinnigkeit in dem kaiserlichen Frankreich, gegen das ein Rogeard seine Kriegslieder, seine wie an Victor Hugo's geistvollem Pamphlet angezündeten lyrischen Brandfackeln schleudert, gegenwärtig wundern, so haben wir unsern guten Grund dazu. Die politische Quarantäne der deutschen Hoftheater ist nämlich ein Hauptthemmniß der freien Entwickelung einer volksthümlichen dramatischen Kunst. Sie gilt nicht blos der Tendenz, die man sich in Flachsenfingen gefallen läßt, wenn sie gegen Krähwinkel, und in Krähwinkel, wenn sie gegen Flachsenfingen gerichtet ist; sie gilt noch mehr den zahlreichen conventionellen Rücksichten der Hofbühnen. Wenn Napoleon III. seinen Onkel frei passiren läßt und selbst in der Loge mit ansieht, wie derselbe über die weltbedeutenden Breter wandelt, so ist an den meisten deutschen Hofbühnen die entfernte Verwandtschaft eines dramatischen Helden mit dem regierenden Hause Grund genug, das Stück von der Bühne auszuschließen. Selbst am berliner Hoftheater bedarf es einer besondern Bewilligung, den Großen Kurfürsten zum Helden zu machen — Friedrich der Große ist unsers Wissens noch immer eine für die theatralische Darstellung ungeeignete, weil censurwidrige Persönlichkeit. In dieser Weise ist das patriotische Drama in Berlin an die zweiten Bühnen und damit aus der höhern Kunstsphäre hinausverwiesen. Daß aber eine große Zahl unserer Hofbühnen, ohne diesen merkwürdigen Vorgang des Théâtre français, das Ponsard'sche Stück gerade aus Rücksicht auf den jetzigen Kaiser Napoleon nicht zur Aufführung gebracht hätte, das geht aus zahlreichen Antecendentien mit Bestimmtheit hervor, denn auch Kaiser Napoleon I. ist bisjetzt an keinem deutschen Hoftheater coursähig gewesen, selbst wenn er nicht in dem Drama als schüchterner Lieutenant um eine bessere Stelle bettelt, sondern als Machthaber auftritt, der über alle Köpfe der Rangliste hinwegvoltigirt ist und den Herrschern Europas Gesetze dictirt. Und zwar ist es nicht die Rücksicht auf die letztern, sondern die Rücksicht auf den Hof der Tuilerien, welche dem deutschen Geschichtsdrama der Neuzeit eine so beschämende Schranke auflegt. So darf man sich nicht wundern, wenn unsere Dramatiker immerfort zu den ehrwürdigen Kaisern des Heiligen römischen Reichs zurückkehren, bald Friedrich Barbarossa, bald Heinrich IV. dramatisiren, den Raumer, Stenzel und Giesebrecht nicht minder plündern, wie Shakspeare seinen Holinshed, ohne daß dieser Pomp mittelalterlicher Hof- und Staatsactionen und die Herrlichkeit deutschen Kaiserthums auf unsere Gegenwart einen andern als elegischen Eindruck hervorzubringen weiß und ohne daß die dichterische Verkündigung dieser nationalen Größe auf der Bühne irgendein Echo im Publikum wachruft. Wir sind einmal von jener Zeit durch eine unausfüllbare Kluft der Weltanschauung geschieden. Erst mit dem Zeitalter der Reformation beginnt die Aera des modernen Bewußtseins und der geistigen Bewegung, mit welcher die Gegenwart im vollen sympathischen Einklang ist. Ohne alle Frage geben das vorige Jahrhundert und das jetzige die geeignetsten Stoffe für das geschichtliche Drama unserer Zeit. Freilich treten auch hier die meisten hemmenden Schranken entgegen; doch wird endlich wol der Hoftheaterzopf der bessern Einsicht weichen, daß die wahren Interessen des Patriotismus nicht hinter den Rücksichten der Hofetikette zurückstehen dürfen, daß jene aber durch die Vorführung volksthümlicher Geschichtsstoffe auf der Bühne, wie auch immer Licht und Schatten in ihnen vertheilt sein mögen, wesentlich gefördert werden. Vielleicht wirkt das Beispiel des französischen Kaisers, das ja in vieler andern Hinsicht eine nicht immer wünschenswerthe Nachahmung fand, auf die Befreiung der deutschen

Bühnen von der geheimen Censur der Rücksichten, die am innersten Mark unserer Dramatik zehrt.

Die deutschen Sprachforscher und die albanesische Sprache.

Schon seit mehrern Jahren haben deutsche Sprachforscher mit der albanesischen Sprache sich beschäftigt, die theils in Albanien (dem alten Epirus), theils in albanesischen Niederlassungen und Colonien im Königreich Griechenland, im Neapolitanischen und in Sicilien gesprochen wird. Auch Reisende und Reisebeschreiber, welche Gelegenheit gehabt haben, mit diesen aus früherer und aus späterer Zeit herrührenden Einwanderungen außerhalb Albaniens in nähere Berührung zu kommen, haben nicht unterlassen, auf dieses eigenthümliche ethnographische und linguistische Moment aufmerksam zu machen und mancherlei in culturhistorischer Beziehung Interessantes darüber mitzutheilen. Wir lasen dergleichen z. B. in Schnar's „Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata" (St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer, 1859), und auch F. Gregorovius in seinem vielfach anziehenden Reisebuche „Siciliana" (Leipzig, Brockhaus, 1861) kommt ausführlicher auf diesen Gegenstand zu reden. Besonders äußert sich letzterer über die innern Verhältnisse der albanesischen Colonien in Sicilien und über die dort übliche albanesische Sprache, wobei er sich auf den Bischof dieser, der griechisch-orientalischen Kirche angehörenden Colonien, den sprachgelehrten Hellenisten Crispi, als auf seinen Gewährsmann bezieht.*) Dieser Crispi, früher Professor der griechischen Literatur an der Università degli studi in Palermo, bemerkt von der albanesischen Sprache, „sie zähle ein so hohes Alter, daß man sie zu den Ursprachen rechnen könne", und er erklärt es für „ihren größten Ruhm, einer der ursprünglichen Stämme zu sein, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen wuchs". Deutsche Sprachforscher haben sich neuerdings auch dieses Gegenstandes mit Eifer bemächtigt, besonders nachdem Dr. von Hahn in seinen „Albanesischen Studien" (Jena 1854) den Anstoß dazu gegeben hatte. Man kann auf Grund der von ihnen, z. B. von Bopp („Ueber das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen", Berlin 1855), angestellten Untersuchungen die Verwandtschaft des Albanesischen mit den indo-europäischen Dialekten als erwiesen ansehen. Ein anderer deutscher Gelehrter in Griechenland, Dr. Reinhold (Stabsarzt der griechischen Marine), der „Πελασγικά, Noctes Pelasgicae v. Symbolae ad cognoscendas dialectos Graeciae Pelasgicas" (Athen 1855) herausgab, behauptet die altpelasgische Abkunft der heutigen Albanesen und erklärt ihre Sprache als die uralte Muttersprache, aus welcher die griechische und lateinische Sprache hervorgegangen. Auch italienische Gelehrte ziehen diesen Gegenstand in den Kreis ihrer linguistischen Studien. So enthielt die in Pisa erscheinende „Rivista italiana" im Jahrgang 1863 einige Artikel von Domenico Comparetti: „Sui Coloni Greci o Slavi dell' Italia Meridionale" und „Sulle Ricerche Albanesi", die dann auch in einem besondern Abdruck erschienen, und ganz kürzlich gab ein albanesischer Grieche aus Sicilien selbst, Demetrio Camarda, einen „Saggio di grammatologia comparata sulla lingua albanese" (Livorno 1864) heraus. Der Verfasser desselben, der mit der einschlagenden Literatur des Auslandes, sowie vornehmlich mit der diesfallsigen Zeitschriftenliteratur Deutschlands genau bekannt ist, nimmt ebenfalls eine organische Verwandtschaft der albanesischen und hellenisch-lateinischen Sprache an und sucht sie durch eine vergleichende Grammatik der albanesischen und hellenischen Sprache darzuthun, die er aufstellt und über deren Formen er sich sehr ausführlich verbreitet. Wir gehen hier auf einzelnes nicht weiter ein, da wir nur im allgemeinen auf den Gegenstand und namentlich auf die neueste Schrift darüber hier haben aufmerksam machen wollen.

*) Der genannte Gelehrte ist Verfasser einer „Memoria sulla lingua albanese" (Palermo 1831) und der „Memorie storiche di talune costumanze appartenenti alle colonie greco-albanesi" (Palermo 1853). Auch gab er zu einer „Raccolta di canti popolari siciliani" von Leonardo Vico von Aci Reale (Catania 1857), eine Sammlung sicilisch-albanesischer Volkslieder, eine Einleitung, worin er sich über die albanesische Sprache ebenfalls ausspricht. Dies letzterwähnte Buch hat Gregorovius benutzt.

Bibliographie.

Die neue Aera in Baden von C. Prz. z. J. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 10 Ngr.

Amiet, J., Chevalier Victor v. Gibelin. Ein Beitrag zur Geschichte des Schreckentages den 10. August 1792. Mit einem Anhang, enthaltend die Originalberichte der Gardeoffiziere V. v. Gibelin und K. v. Glutzruchti, und Gibelins Mittheilungen aus den Jahren 1795 und 1814. Bern, Haller. 1865. 8. 14 Ngr.

Banck, O., Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Literatur und bildenden Kunst. 1ter Bd.: Vom Literaturgeist unserer Tage. Aesthetische Unterhaltungen und kritische Schlaglichter über Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa. Leipzig, Dürr'sche Buchh. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Barach, C. S., Zur Geschichte des Nominalismus vor Roscellin. Nach bisher unbenutzten handschriftlichen Quellen der Wiener kaiserl. Hofbibliothek. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Baudissin, Graf A., Bericht über die Dünen der Insel Silt. Flensburg, Herzbruch. 1865. 16. 9 Ngr.

Bergmann, F., Sang und Sage. Aus der Ostschweiz. Zürich, Schultheß. 1865. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bertouch, E. v., Blicke in Nordfrieslands Vergangenheit. Flensburg, Herzbruch. 1865. 8. 3 Ngr.

Brendel, F., Die Organisation des Musikwesens durch den Staat. Leipzig, Kahnt. 8. 10 Ngr.

Cassel, P., Der Gral und sein Name. Berlin, v. Decker. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dahn, F., Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Feudalzeit. Nach den Quellen dargestellt. 3te Abth. Verfassung des ostgothischen Reiches in Italien. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 2 Thlr.

Ebert, K. E., Eine Magyarenfrau. Poetische Erzählung. Wien, Czermak. 16. 16 Ngr.

Zwei Feldzüge aus der Geschichte Deutschlands. Wien, Markgraf. 8. 4 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 29te Aufl. Wien, Gerold's Sohn. 12. 20 Ngr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Undine. Eine Erzählung. 14te Aufl. Berlin, Dümmler. 16. 10 Ngr.

Glaßbrenner, A., Neue Gedichte. Wien, Markgraf. Gr. 16. 8 Ngr.

Haffner, K., Scholz und Nestroy. Roman aus dem Künstlerleben. 3 Bde. Wien, Markgraf. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

— — Die Vampyre der Residenz. Roman. Wien, Geitler. 1865. Br. 8. 24 Ngr.

Haffner, P., Der Materialismus in der Culturgeschichte. Mainz, Kirchheim. 1865. 16. 24 Ngr.

Huber, J., Offener Brief an Prof. Stöckl in Münster. Ein weiterer Beitrag zur Charakteristik neuscholastischer Wissenschaftlichkeit. München, Lentner. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

John, L. v., Sytemwechsel und philosophisch-politische Principien. Past. Gebr. Lauffer. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Koenigsberg, A., Der Secretär des Generals v. Tauenzien oder Vorurtheile. Lustspiel. Berlin, Springer. 8. 15 Ngr.

Lange, F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserlohn, Baedeker. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Montalembert, Graf, General La Moricière. Autorisirte Bearbeitung von Ebeling. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. 1865. Gr. 8. 3 Ngr.

Mühlenberg, Mathilde v. (Gräfin Valerie de la Corree), Verene. Eine Erzählung aus Tyrol. Basel, Schneider. 8. 13½ Ngr.

Nohl, M., Tagebuch einer italienischen Reise. Herausgegeben von W. Lübke. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Oberth, A., Theater-Freund. Sammlung von Original-Stücken für deutsche Bühnen. 1ste Lief. Wien, Wachter. 8. 4 Ngr.

Pablasek, M., Johann Wilhelm Klein. Ein Vortrag zu dessen 100jähriger Jubelfeier gehalten. Wien. 1864. Gr. 8. 4 Ngr.

Pernice, H., Kritische Erörterungen zur Schleswig-Holsteinischen Succesionsfrage mit besonderer Rücksicht auf die Schriften des Herrn v. Warnstedt. 1stes Heft. Cassel, Fischer. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Polko, Elise, Briefblätter und Frauen-Bilder. Münster, Brunn. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quaglio, A., Herzkönig. Roman. Wien, Geitler. 1865. Br. 8. 24 Ngr.

Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben in den Jahren 1818—19. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Nach den Akten und nach mündlicher Ueberlieferung dargestellt von M. P. Stuttgart, Koch. 8. 1 Thlr.

Roskowska, Marie v., Weit über Land und Meer. Roman. 4 Bde. Wien, Liter.-artist. Anst. 8. 2 Thlr.

Wanderungen durch Hamburgs dunkle Straßen und Häuser. Enthüllungen über das Leben und Treiben in denselben von H. W....l. Hamburg, Scharkins. 8. 7½ Ngr.

Zachariä, F. W., Kater Murner in der Hölle. Ein scherzhaftes Heldengedicht in fünf Gesängen. Königsberg, Richter. 16. 3 Ngr.

Ziegler, K., Oden. Salzburg. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 8. Februar 1866.

Inhalt: Eine Apologie des Lebens. Von **Julius Frauenstädt**. — Karl Frenzel's neueste Schriften. Von **Rudolf Gottschall**. — Katholisirende Reisebriefe. — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Eine Apologie des Lebens.

Der Werth des Lebens. Eine philosophische Betrachtung von Eugen Dühring. Breslau, E. Trewendt. 1865. Ler.-8. 2 Thlr.

Die Klagen über die Nichtigkeit des Lebens, über die Erde als ein Jammerthal, über den Menschen als das unglückseligste Geschöpf auf Erden u. s. w — diese pessimistischen Klagen sind nicht neu, und man thut daher Schopenhauer eine unverdiente Ehre an, wenn man ihn für den Erfinder des Pessimismus hält und durch ihn, wie Dühring, sich veranlaßt fühlt, das Leben zu retten, d. h. zu vertheidigen. Schopenhauer war nicht der erste Pessimist und wird wahrscheinlich auch nicht der letzte sein. Er selbst hat in dem Kapitel „Von der Nichtigkeit und den Leiden des Lebens" (Kap. 46 des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung") einige Vorgänger im Pessimismus genannt, und darunter finden sich Namen wie Herakleitos, Theognis, Sophokles, Euripides, Homer, Shakspeare, Byron, David Hume. Er hätte auch noch Kant anführen können; denn dieser widerlegt in seiner zuerst 1791 in der „Berliner Monatsschrift" erschienenen Abhandlung „Ueber das Mislingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee" jene Rechtfertigung der göttlichen Güte, welche sich darauf stützt:

daß in den Schicksalen der Menschen ein Uebergewicht des Uebels über den angenehmen Genuß des Lebens fälschlich angenommen werde, weil doch ein jeder, so schlimm es ihm auch ergeht, lieber leben als todt sein will, und diejenigen wenigen, die das letztere beschließen, solange sie es selbst aufschoben, selbst dadurch noch immer jenes Uebergewicht eingestehen, und wenn sie zum letztern thöricht genug sind, auch alsdann blos in den Zustand der Nichtempfindung übergehen, in welchem ebenfalls kein Schmerz gefühlt werden könne.

Kant sagt hiergegen:

Allein, man kann die Beantwortung dieser Sophisterei sicher dem Ausspruche eines jeden Menschen von gesundem Verstande, der lange genug gelebt und über den Werth des Lebens nachgedacht hat, um hierüber ein Urtheil fällen zu können, überlassen, wenn man ihn fragt: ob er wol, ich will nicht sagen auf dieselbe, sondern auf jede andere ihm beliebige Bedingungen (nur nicht etwa einer Feen-, sondern dieser unserer Erdenwelt) das Spiel des Lebens noch einmal durchzuspielen Lust hätte. (Vgl. „Kant's sämmtliche Werke", in der Ausgabe von Rosenkranz und Schubert, VII, 392 fg.)

Wie Schopenhauer nicht der erste Pessimist, so ist auch Dühring nicht der erste Apologet oder Retter des Lebens. Wie von jeher die Uebel und Leiden des Lebens zu pessimistischen Anklagen des Lebens geführt haben, so hat auch von jeher ein Bestreben stattgefunden, das Leben gegen diese Anklagen zu vertheidigen, die Uebel und Leiden als nothwendig und zweckmäßig zu erklären und zu rechtfertigen. Die große Menge von Theodiceen, Apologien des Misvergnügens und des Uebels, oder wie die Titel dieser Bücher immer heißen, die in allen Literaturen existiren, beweisen dies zur Genüge.

Was ist nun bei all diesem Hin- und Herreden für und wider das Leben herausgekommen? Haben jemals pessimistische Systeme den Menschen das Leben verleidet, oder optimistische es ihnen werth gemacht? Uns scheint, die Lust am Leben beruht auf ganz andern Motiven, als auf Reflexionen und Theorien über den Werth des Lebens. Das Leben ist, um es nur kurz herauszusagen, Willenssache. Wer das Leben trotz aller Leiden und Widerwärtigkeiten, die es mit sich bringt, mit Marquis Posa schön findet, dem werden alle pessimistischen Demonstrationen, daß es abscheulich sei, das Leben nicht vergällen; und wer es bitter findet, dem werden alle optimistischen Demonstrationen es nicht versüßen.

Weit entfernt, daß Liebe und Haß des Lebens auf Werthurtheilen über das Leben beruhen sollten, so beruhen vielmehr die Werthurtheile über das Leben, seien sie nun optimistischer oder pessimistischer Art, auf der Zu- oder Abneigung gegen dasselbe. Der Wille zum Leben oder der Widerwille gegen das Leben ist es, was auf die Werthurtheile über dasselbe influirt, nicht aber die Werthurtheile auf den Willen. Man kann dreist behaupten, daß pessimistische Systeme noch keinen, der nicht schon anderweitig des Lebens überdrüßig war, zum Selbstmörder gemacht, noch auch optimistische Systeme einen, der den festen Vorsatz zum Selbstmord gefaßt, ins Leben zurückgelockt haben. Wenn irgendwo, so behauptet hier der Wille seinen (von Schopenhauer im neunzehnten Kapitel des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" nachgewiesenen) Primat über den Intellect.

Werthurtheile sind überhaupt nichts Ursprüngliches, sondern etwas Secundäres. Jedes Urtheil über den Werth einer Sache beruht auf einem Willen, für den die Sache von Werth ist. Ist die Sache diesem Willen entsprechend, so findet er sie werthvoll; ist sie ihm zuwider, so hat sie für ihn keinen Werth. Der Grad des Entsprechens oder Zuwiderseins bestimmt den Grad des Werths oder Unwerths. Völlig gleichgültige, in keiner Beziehung zu irgend einem Wollen stehende Sachen rufen auch kein Werthurtheil hervor: weder ein billigendes noch ein verwerfendes.

Sind somit alle theoretischen Apologien des Lebens nicht überflüssig? Wird nicht jeder, für den das Leben von Werth ist, auch ohne sie das Leben bejahen, und wird nicht ebenso jeder, für den das Leben werthlos geworden ist, trotz ihrer es verneinen?

Dühring sieht selbst die secundäre, vom Willen oder Triebe abhängige Beschaffenheit der Werthurtheile ein. Er sagt in der Einleitung, es habe mit dem Gesammturtheil über das Leben eine eigenthümliche Bewandtniß, welche es von den rein theoretischen Entscheidungen gänzlich trennt:

Die Elemente des Gesammturtheils sind praktische Bestimmungen darüber, inwiefern etwas den Trieben und Bestrebungen gemäß ist. Während die theoretischen Urtheile sich um das kümmern, was für die verstandesmäßige Auffassung ist oder nicht ist, legen die praktischen Entscheidungen das Maß dessen an, was die menschliche Natur zu ihrer Befriedigung fordert.

Ferner:

Den Satz, daß es im Felde der praktischen Werthschätzungen keine reine Erkenntniß gebe, machen wir zum Eckstein unsers ganzen theoretischen Gebäudes. Die Bestimmungen unsers Bewußtseins, welche, sie mögen heißen wie sie wollen, in der Form des Triebes auftreten, haben eine ideenbildende Kraft. Die Thatsache, daß unsere Wünsche unsere Vorstellungen beeinflussen, erklärt sich nur, wenn wir die Bestimmung des Begehrens zur Vorstellung als einen einheitlichen Act anerkennen und uns hüten, gewisse Vorstellungen als auch außer der Beziehung auf das bestimmende Wollen für möglich zu halten.

Endlich:

Mit Rücksicht auf die Bestrebungen des menschlichen Gemüths kann man behaupten, daß jedes Urtheil über Einzelheiten oder über das Ganze des Lebens die Form des Wollens haben muß. Das praktische Urtheil ist selbst eine Willensbestimmung, sodaß die Bejahung einen Beifall oder ein Zustreben, die Verneinung dagegen ein Misfallen oder ein Entgegenstreben vorstellt. Wir treten also, indem wir praktische Urtheile fällen, niemals aus der Grundform der Abneigung oder Zuneigung heraus.

Nun, wenn dieses sich so verhält, so werden auch die Dühring'schen Werthurtheile über das Leben nur auf den wirken, nur den von des Lebens Werth überzeugen, der den ihnen zum Grunde liegenden Willen theilt. Welcher Wille ist nun dieser? Es ist jener über dem Leben als Ganzem schwebende Wille, der es gerade so, wie es ist, mit seinen Hebungen und Senkungen, seinen Höhen und Tiefen, seinem leidenschaftlichen und affectvollen Wogen, seinen Kämpfen und Conflicten, seinen Differenzen und Spannungen, endlich auch seinem Finale, dem Tode, will, weil nur ein solches Leben fühl- und genießbar ist, nur ein solches Leben seinen Ernst und Gehalt kundgibt, mehr als ein langweiliges Spiel ist.

Wer sich dagegen, ähnlich wie Schopenhauer, aus der Rast- und Ruhelosigkeit des activen Lebens nach der Ruhe und dem Frieden des beschaulichen Daseins sehnt; wer jene Heiligen und die schönen Seelen beneidet, welche die Welt überwunden, und sie höher stellt als alle Welthelden, auf den wird Dühring's Apologie des Lebens wirkungslos bleiben.

So sehr auch Dühring durch den Schopenhauer'schen Pessimismus zu seiner Apologie des Lebens angeregt worden, einen so entschiedenen Gegensatz bildet doch dieselbe gegen Schopenhauer's ganze Welt- und Lebensauffassung.

Dühring sagt selbst in der Vorrede über seine Stellung zu Schopenhauer, daß er bei aller seiner Hochachtung für das Streben und die Leistungen Schopenhauer's doch wol eher als der entschiedenste Antagonist, denn als Anhänger des frankfurter Denkers zu betrachten sei:

Ich bemerke dies nur, weil heutzutage bei der noch immer nicht völlig beseitigten Ungerechtigkeit gegen den großen Philosophen schon der einzige Umstand, daß man es nicht der Mühe werth hält, in einer Frage noch auf andere nachkantische Philosophie als die Schopenhauer'sche einzugehen, in vieler Leute Augen genügend ist, um die Anhängerschaft außer Zweifel zu setzen. Solchen Annahmen gegenüber sei nun hier ganz einfach erklärt, daß ich allerdings ein Anhänger Schopenhauer's bin, sobald es gilt, diesem Philosophen seine einzige Stellung nach Kant zu vindiciren, daß ich aber, was die Ansichten anbetrifft, und zumal in der Frage der Werthschätzung des Lebens, wol von niemand diametraler als gerade von jenem pessimistischen Weisen abgewichen sein möchte. Der alte Optimismus, wie er sich z. B. bei einem Leibniz findet, ist allerdings in dieser Schrift nicht vertreten; aber der Weltverzweiflung wird sicherlich ebenso wenig das Wort geredet.

Charakteristisch für Dühring's Standpunkt dürfte folgende Schlußstelle seiner „Einleitung" sein, aus der schon hervorgeht, daß er ebenso wenig Optimist als Pessimist ist, sondern eine mittlere Stellung zwischen diesen beiden Extremen einnimmt:

Selbst die Theorie, welche auf eine harmonische Ansicht der Welt ausgeht, kann der Voraussetzung nicht entbehren, daß sich die Menschen zur Thatkraft gegen das Uebel aufraffen. Nur das, was für Menschen unveränderlich feststeht, mag blos zu einer Anordnung der Ideen auffordern. Wo der menschliche Eingriff in den Lauf der Dinge noch ändern kann, da sind die Thaten das erste und die Ideen das zweite. Der Optimismus macht sich häufig gerade dadurch verächtlich, daß er die Uebel beschönigt, um seiner Trägheit fröhnen zu können. Auch einen großen Theil der Philosophie kann man nicht davon freisprechen, Unveränderlichkeiten angenommen zu haben, wo menschliche Thatkraft noch Chancen hat. Wir werden uns bemühen, erst dann zu der rein theoretischen Aussöhnung unsere Zuflucht zu nehmen, wenn wir die Möglichkeiten der realen Umgestaltungen aufgesucht haben. Die objectiven Uebel sind in der Regel nicht so bedenklich, als diejenigen Widerwärtigkeiten, die unserer subjectiven Natur ein für allemal anhängen. Dieses Verhältniß rührt einzig und allein von der Möglichkeit her, die hauptsächlichsten äußern Gründe des Ungemachs, ich meine die socialen Misbildungen, zu beseitigen. Das Urtheil über den Werth des Lebens wird verschieden ausfallen müssen, je nachdem man die Grenze des Unabänderlichen und des menschlicher Einwirkung Zugänglichen zieht. Ebenso wird das praktische Verhalten gegen das Leben davon abhängen, welchem Grad von Passivität man sich hingibt. Beide Punkte dürfen wir in den Werthschätzungen und in den Orientirungen über die Chancen des Daseins nicht vernachlässigen.

Das Leben ist nach Dühring ein Inbegriff von Empfindungen und Gemüthsbewegungen. Er führt den Nachweis, daß das Spiel der Affecte auf der Grundlage der niedern und höhern Triebe hinreicht, alle Lebensäußerungen bis zur Production der abstractesten Ideen hinauf begreiflich zu machen.

Was die gewöhnliche Ansicht von den Leidenschaften als Störern des Lebensglücks betrifft, so sagt Dühring:

Diese Ansicht ist völlig richtig, wenn man unter Leidenschaften die äußersten Grade der Affecte versteht. Sieht man aber von einer unmäßigen und ausschweifenden Steigerung ab, so sind gerade die Arten von Gemüthsbewegungen, welche sich in den Leidenschaften äußern, unentbehrliche Formen eines lebenswerthen Daseins. Der Grad der Lebendigkeit der Existenz hängt von dem freien oder unterdrückten Spiele der Affecte ab. Ein Leben, welches in gleichmäßiger, ununterbrochener Ruhe hinflösse, wäre kaum mehr ein Leben zu nennen; es grenzt bereits an geistigen Tod. Die Höhen und Tiefen der Empfindung sind für den Lebensgenuß wesentlich. Die starken Affecte belehren uns erst, welcher Gehalt dem anscheinend so dürftig ausgestatteten Dasein innewohnt. Wer nur die glatte Meeresfläche kennt, kann keinen Begriff von den Reizen des gewaltigen Wogens haben. Der Wechsel welcher hier eine Höhe und dort eine Tiefe bald bildet, bald zerstört, ist das, was unsere Theilnahme fesselt. Wir würden das Leben als eine langweilige Wiederholung eines unerheblichen Rhythmus, als einen veränderungslosen Zustand verachten müssen, wenn es keinen Auf- und Niedergang der Erregungen einschlösse. Man kann daher behaupten, daß die Leidenschaften zum Leben gehören und daß, abgesehen von ihnen, keine wahre Befriedigung der menschlichen Natur möglich ist. Man entwurzelt alle höhere Entfaltung des Menschlichen, wenn man ihm die Affecte als die Störer des Glücks verdächtig macht. Nehmt uns unsere Liebe und unsern Haß, und ihr macht das Dasein zu einer öden Wüste. Streicht aus dem Plane des Lebens die Möglichkeit, die Affecte bis zur Vernichtung und Aufopferung ihres Trägers zu steigern, und ihr werdet bei näherer Betrachtung finden, daß von Lebensenergie nicht mehr die Rede sein kann. Schon ein oberflächlicher Blick auf das Trachten der Menschen kann uns belehren, daß sie die gleichmäßige Ruhe gar nicht wollen. Sie fliehen einen Zustand, der ohne Wechsel von Lust und Schmerz ein unbewegtes Gleichgewicht verwirklichen würde, mindestens ebenso sehr als den Tod. Sie suchen die Erregung, wenn nicht gar die Aufregung, und glauben das Leben zu verlieren, wenn sie sich nicht in Gemüthsbewegungen ergehen. Ein deutliches Bewußtsein dieses Strebens nach Störung des Gleichgewichts mag selten vorhanden sein; aber ein instinctiver Drang treibt überall, die Lust und den Schmerz gleichsam herauszufordern und sich auf den Wogen der erregten Gemüthswelt zu versuchen.

Nicht die beharrlichen Zustände sind nach Dühring der eigentliche Gegenstand des Lebensgefühls, sondern die Veränderungen, die ein neues Element gleichsam in die Statik des Gemüths einfügen. Diese sind es vornehmlich, die das Bewußtsein zu jener höhern Energie steigern, nach welcher die Lust am Leben trachtet.

Die Menschen lieben zwar nicht das Stoßweise und sozusagen Eckige der Erregungen, aber sie fliehen nichts mehr, als die eintönige Vertheilung der Lebensreize. Sogar der Wechsel, wenn er dieselbe Periode gleichförmig wiederholt, wird unerträglich. Die Mannichfaltigkeit der Hebungen und Senkungen des Gefühls ist die unerläßliche Forderung eines lebenswerthen Daseins. Die Oede und Leerheit des Gemüths rührt nicht von dem absoluten Mangel eines Inhalts, sondern häufig nur von der formlosen Beschaffenheit desselben her. Die Differenz ist das Grundgesetz aller Bewußtseinssteigerung, ja man könnte fast sagen alles Bewußtseins. Eine Art gegensätzlicher Spannung scheint für die Entstehung jeder stärkern Erregung nöthig zu sein.

Die Langeweile betrachtet Dühring mit Recht als keine geringe Plage des Lebens. Der Reiz des Lebens beruht ihm auf dem Uebergang, aber auch nur dem Uebergang in neue Verhältnisse. „Das menschliche Glück beruht zu einem großen Theil nur auf diesem Zauber, der sich an die Veränderung als solche heftet." Hiervon macht er folgende transscendente, über das individuelle Leben hinausgreifende Anwendung:

Der Eintritt in das Leben ist auch ein Uebergang, und der Unterschied, mit welchem sich der noch nie gekannte völlig neue Reiz von der Grundlage des ganz allgemeinen, unbestimmten und unentfalteten Lebensdranges abhebt, ist wol der größte, welcher gedacht werden kann. Ohne diesen Unterschied, ohne diese Spannung zwischen der verhältnißmäßigen Leerheit des anfänglichen Zustandes und der in Beziehung auf denselben im hohen Grade differenten Reize der sich darbietenden objectiven Welt, würde das Leben als Ganzes keine Theilnahme zu erwecken vermögen. Man würde sich fragen können, wie ohne das abwechselnde Auf- und Niedertauchen des Bewußtseins ein grenzenlos beharrendes Interesse an dem in der Grundform unveränderten Spiele möglich sein sollte. Jedes Individuum ist gleichsam ein neuer Standpunkt, der eine neue Welt ins Bewußtsein treten läßt. Aber die Welt ist alt und die Form des Bewußtseins, welche sich in der Erfassung der objectiven Reize ergebt, ist ebenfalls alt. Neu ist nur die Differenz, nur die Spannung, mit welcher die Einheit des Lebens ihre lockende Arbeit beginnt.

Die Grundgestalt in der Abfolge der Lebenserregungen ist nach Dühring die Wellenform. Das allbekannte Bild des Wogens ist ihm mehr als ein bloßes Gleichniß; es ist ihm eine wahre Analogie. Wie die Zelle die einfachste Bildung im lebenden Organismus ist, so ist der Wechsel von Hebung und Senkung der einfachste Typus des Empfindungslebens. Die Wellenform beherrscht nicht blos alle Vorgänge der Natur als die Grundgestalt der Fortpflanzung der Erregungen, sondern auch das Gefühls- und Gemüthsleben. Hebungen und Senkungen der Gefühlsenergie folgen im steten Wechsel aufeinander. Doch finden wir keineswegs einen ebenmäßig periodischen Wechsel, sondern anscheinend eine Unregelmäßigkeit von Auf- und Niedergängen vor, welche mit beharrlichen, durch keine besondere Steigerung unterbrochenen Zuständen in allen möglichen Combinationen der Art, Größe und Dauer vermischt sind. Der einfache Rhythmus, welcher die abstractern Sphären des Daseins beherrscht, scheint sich in der Gestaltung des gesteigerten Lebens zu verleugnen. In der That dürfen wir auch nicht erwarten, jene Ebenmäßigkeit und Gleichförmigkeit auf einem Gebiete anzutreffen, welches der Tummelplatz des sich in unendlicher Mannichfaltigkeit ergehenden Lebensdranges sein soll. Innerhalb jeder Klasse von Empfindungen ist der Wechsel der Hebungen und Senkungen offenbar. Dagegen scheinen verschiedene Gemüthszustände ganz unregelmäßig aufeinanderzufolgen, und es ist sogar möglich, daß irgendeine Erregungsart nur einmal in das Leben trete, um für das Individuum auf immer zu verschwinden.

Gerade die Höhenpunkte des Lebens haben das Ansehen vereinzelter Gipfel, und man könnte daher die Gestalt der Gemüthserregungen, welche die Ausdehnung eines Daseins erfüllen,

eher mit der Formation der Bergketten als mit einem Weltensystem vergleichen. Aller dieser Umstände ungeachtet geben wir es nicht auf, den einfachen Typus, welchen jede einzelne Empfindung darstellt, auch als im Ganzen des Lebens wiederholt zu betrachten. Gerade die einfachste Grundform ist der größten Variation fähig. Man denke sich verschiedene Systeme von Hebungen und Senkungen gleichsam übereinandergelagert; man erwäge, daß nicht nur der Maßstab der zeitlichen Abfolge, sondern auch die hervortretenden Qualitäten die Gestaltungen mannichfaltiger machen; man erinnere sich, daß der rhythmische Wechsel eine unbegrenzte Variation der Form innerhalb der einzelnen Perioden zuläßt und man wird die anscheinende Unregelmäßigkeit im Bilde des Gefühlslebens mit der Voraussetzung eines einfachen Grundtypus vereinbaren können. Die ganz vereinzelten Erhebungen, die im Laufe eines Daseins nicht zweimal vorkommen, sind jede als ein System für sich zu betrachten, welches zwar innerhalb seiner selbst einen wahrnehmbaren Rhythmus einschließen mag, übrigens aber nur von einem Standpunkt, welcher das individuelle Dasein und damit zugleich das Bewußtsein und dessen Schranken nicht kennt, als Glied in der unterbrochenen Einheit des Lebens erscheint. Das Phänomen selbst, welches sich zwischen Geburt und Tod in immer neuen Weisen ergeht, kann von jenem Standpunkt aus als eine oscillatorische Bewegung aufgefaßt werden.

Der Verfasser kommt im weitern Verlauf dieser Auseinandersetzungen auf die Musik als ein Bild des Lebens zu sprechen und findet zwar an der Schopenhauer'schen Ansicht von der Beziehung der Musik zum Leben manches auszusetzen, hält aber die Vergleichung selbst, welche die Form der musikalischen Bewegung mit der Grundgestalt des Empfindungslebens in Beziehung setzt, für unbestreitbar zutreffend. Sobald man aber einmal Musik und Empfindungsleben vergleicht, liegt es auch nahe, die oft gebrauchte Metapher der Disharmonie nach ihrem Gehalt zu prüfen. Dühring kommt bei dieser Prüfung zu dem Resultate: Alle Einstimmung und aller Widerstreit setzen eine doppelte Bestrebung voraus. Der Empfindung und dem Gefühl gegenüber kann es sich stets nur um die Messung der objectiven Vorgänge an den Grundformen des subjectiven Bedürfnisses handeln. Zweierlei gesetzmäßige Gebiete, die in relativer Unabhängigkeit voneinander bestehen, müssen vorausgesetzt werden, damit überhaupt eine Störung des einen durch das andere denkbar sei. Fügt sich die Gesetzmäßigkeit der einen Sphäre in einem besondern Falle in die der andern, so wird man von Harmonie reden können. In der wenn auch nur zufälligen Uebereinstimmung beider Gebiete des Geschehens wird das Wesen des Harmonischen liegen. Das Misverhältniß hingegen des Objectiven zu dem Subjectiven wird als Disharmonie empfunden werden; die äußerste Folge dieses Misverhältnisses kann die Vernichtung der Empfindungskraft selbst herbeiführen. Die beiden Extreme der vollkommenen Harmonie und der zerstörenden Disharmonie sind nur selten. Zwischen ihnen liegen die mannichfaltigen Fälle von mehr oder minder gestörter Harmonie oder, was dasselbe ist, mehr oder minder unvollkommener Disharmonie. Der Zufall, welcher über die Mischung von Harmonie und Disharmonie entscheidet, bildet den Reiz des Lebens.

Nur indem wir den Zufall seinem gemeinen und wohlbegründeten Begriffe nach gelten lassen, begreift sich die Freiheit und mit ihr die Befriedigung, welche in der Bewegung vom weniger Harmonischen zu vollerer Einstimmung gewonnen wird. Der Ernst des Lebens und mit ihm die gewaltigen Erregungen würden verschwinden, wenn eine positive Gesetzmäßigkeit die Einstimmungen des Subjectiven durchgängig gewährleistete. Ja, es ist nicht einmal ein eigentliches Streben denkbar, ohne einen Mangel der Einstimmung zweier Bestimmungssphären vorauszusetzen. Man erinnere sich des vortrefflichen Gedankens Spinoza's, daß die Freude der Uebergang von einem unvollkommenen zu einem vollkommenern Zustand sei. Wie wäre eine solche Gradation möglich, wenn nicht ein Mehr und Minder der Harmonie zu durchlaufen wäre? Wie wäre ferner eine solche Steigerung denkbar, wenn nicht der unvollkommenere Zustand die Grundlage der Erhebung bildete? Eine gewisse Disharmonie, d. h. eine Mischung von Einstimmung und Widerstreit scheint nicht blos die thatsächliche Form unsers Daseins, sondern die Voraussetzung alles Lebens zu sein. Wenigstens sind die Begriffe, die wir von der Form eines Lebens fassen können, dem Gedanken einer vollen Einstimmung, welche die Regel und nicht blos die Ausnahme sein soll, nicht günstig. Allerdings könnte man, im Hinblick auf die vereinzelten Fälle ungetrübter Harmonie den Begriff eines Daseins fassen, dessen Einzelheiten lauter solche vollkommene Uebereinstimmungen wären. Ueber die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Traums vom Standpunkt der absoluten Freiheit im Grunde der Dinge streiten wir nicht. Allein solange unser Wesen das ist, was es ist, also vom Standpunkt der Menschlichkeit selbst, ist es gerade die Bewegung unterhalb der Grenze des völlig Harmonischen, was dem ganzen Spiele seinen Reiz ertheilt. Die Musik ist auch hier wiederum ein zutreffendes Bild unserer Lebensideale. Wir schließen die Dissonanzen nicht aus, wir verwerthen sie nur im Sinne der gesteigerten Empfindung der Einstimmungen.

Nach den Erörterungen über die Empfindungen und Gemüthsbewegungen als den wesentlichen Gehalt des Lebens, ferner über den Unterschied im Uebergange von einem Zustande zum andern, endlich über die allgemeine Grundform des Empfindungsdaseins, betrachtet Dühring das allgemeine Bild, welches der gewöhnliche Verlauf eines menschlichen Einzellebens darbietet. Er berührt dabei die Hauptpunkte, an denen sich die Frage nach dem Werthe des Lebens besonders bedenklich gestaltet. In diesem interessanten, gedankenreichen, „Der Verlauf eines Menschenlebens" überschriebenen Abschnitt dürfte das über die Kindheit und über Erziehung der Kinder Gesagte für Pädagogen besonders beachtenswerth sein. Wir heben einiges daraus hervor:

Es ist für das Glück der Kindheit nicht ersprießlich, wenn diejenigen, welche für die Erziehung zu sorgen haben, das Spielen als eine Art unterhaltender Ueberflüssigkeit oder wenigstens als einen unwesentlichen Punkt betrachten. Das Spiel ist die einzige Arbeit des Kindes, und es ist ihm daher ebenso Bedürfniß, als dem gereiftern Alter schaffende Thätigkeit. In beiden Fällen ist der subjective Grund, welcher zur Ergehung der Kräfte treibt, dasselbe Naturgesetz. Nur im letzten Zweck unterscheiden sich beide Gattungen der Arbeit. Die eigentliche Arbeit muß, wenn sie vollkommen befriedigen soll, objectiven Erfolg haben; sie muß die Hindernisse überwinden, welche die Natur dem Genuß entgegenstellt. Dagegen ist der Zweck des Spiels vollkommen erreicht, wenn es unsere Fähigkeiten und Kräfte zur harmonischen Aeußerung bringt und ihnen so die Genugthuung gewährt, sich an den Dingen gleichsam erst kennen zu lernen und zu erfahren.

Dühring erklärt das Spiel für die ernsteste Angele-

genheit des Kindesdaseins und findet es anerkennenswerth, daß die humane Richtung sich in unserer Zeit auch dem spielenden Dasein des Kindes zugewendet hat.

Man scheint zu begreifen, daß die Leiden und Freuden des Lebens nicht erst dann der Aufmerksamkeit würdig sind, wenn sie die ernsten Aufgaben des reifern Alters betreffen, sondern daß der Mensch, in welchem Stadium der Entwickelung er sich auch befinde, ein selbständiges Recht auf die Achtung der Gesetze seines jeweiligen Zustandes habe. Man fängt an, das unselige Vorurtheil zu verlassen, als bestehe das Leben aus Ueberstürzungen von dem einen Zustand in den andern, und als sei die frühere Daseinsweise nichts als ein Mittel zur Hervorbringung der spätern. Man erkennt allmählich, daß die Natur auch ihren vorbereitenden Stadien einen selbständigen Werth ertheilt..... Man würde erheblich irren, wenn man das Kindesdasein für ein bloßes Mittel zur Erreichung des reifern Lebens hielte. Die Welt des Kindes ist ein selbständiges Reich von Leiden und Freuden und als solches unserer Theilnahme ganz besonders würdig. Die Erziehung hat mit Recht nur die Zwecke des spätern Lebens im Auge; aber vielleicht möchte es einst dahin kommen, daß der Satz eine Trivialität würde, das Kind sei mehr als ein bloßes Object der Erziehung. Mit Recht besteht eine gewisse Feindschaft zwischen dem Pädagogenstandpunkt und zwischen dem Kindersinn. Der erstere denkt nur immer daran, was er aus seinem Object (schon dieses Wort ist bezeichnend) zu machen habe; der letztere kümmert sich nur um die Gegenwart, d. h. um das, was ist, und nicht um das, was werden soll. In dem Kindessinn liegt eine große Philosophie; er weiß, daß, was er von der Minute seines Kinderlebens ausgeschlagen, ihm kein reiferes Alter zurückgeben kann.

Wie die Zeit des Spiels, so unterwirft Dühring auch die des Lernens einer eingehenden Betrachtung. Die Zeit des Lernens mit der spätern Lebenszeit der That vergleichend und Lust und Pein beider gegeneinander abwägend, sagt er:

Die Welt des Lernens ist in einer gewissen Hinsicht ungebundener und freier, als die Welt der That. Denn in jener ist nur die subjective Trägheit, in dieser dagegen auch der Widerstand der Objecte zu überwinden. Die Chancen der erstern hängen mehr vom eigenen Willen, die der letztern überwiegend von fremden Mächten ab. Hieraus folgt, daß zwar die Genugthuung, welche die Aneignung des Wissens und Könnens mit sich bringt, weniger intensiv ausfallen wird als die Befriedigung im Kampfe des Lebens; aber es folgt auch zugleich, daß jene Genugthuung leichter und in reichlicherm Maße zugänglich ist. Art und Größe der Freude stehen im Verhältniß zu Art und Größe des überwundenen Widerstandes. Die niedrigste Gattung ist das selbstgewählte Hinderniß, und ihr entspricht die Lust des bloßen Spiels. Einen höhern Rang nimmt schon die Arbeit des Lernens ein, denn es ist wenigstens subjective Arbeit, und es fehlt nur die objective Bedeutsamkeit ihrer Leistungen. Die eigentliche Arbeit ist erst die Thätigkeit des wirklichen Lebens und die Ueberwindung seiner Widerstände; in ihr steigert sich die Empfindung des Gelingens und Mislingens auf den Grad, der überhaupt für das menschliche Wesen erreichbar ist. Alle drei Stufen der Lebensbethätigung haben ihren eigenthümlichen Reiz und ihr eigenthümliches Gesetz; wo sie gegeneinander in der einen Hinsicht zurückbleiben, gehen sie einander in der andern Beziehung vor. Wo die innere Kraft der Empfindung weniger gesteigert ist, ist das Feld der Bethätigung ausgedehnter und sind die Chancen eines leichten Erfolgs günstiger. Mit der höhern Intensität der Lebensäußerung sind dagegen auch enger bemessene Schranken verbunden, und es bewährt sich das alte Gesetz, daß das Vorzüglichere auch das Schwerere ist.

Während in der Periode der Erziehung und Schulung es hauptsächlich die erfahrene Liebe und Gerechtigkeit oder Zurücksetzung und Ungerechtigkeit ist, was das Lebensglück oder den Lebensschmerz des Individuums ausmacht, so hängen diese im spätern Alter von der geschlechtlichen Liebe und der Ehre oder Anerkennung im Gemeinleben ab. Diese beiden, Liebe und Ehre, sind es, die das Leben nach Dühring lebenswerth machen, er nimmt daher beide gegen ihre Ankläger in Schutz. Der Liebe widmet er ein besonderes Kapitel, in welchem er besonders gegen Schopenhauer's Ansicht von den Illusionen der Liebe polemisirt. Von der Ehre sagt er in dem schon erwähnten Kapitel über den „Verlauf eines Menschenlebens", den falschen Ehrbegriff oder, wie er sagt, den „schnörkelhaft entarteten Ehrbegriff", der in den höhern Schichten der Gesellschaft zum Duell führt, von dem wahren, und den blos negativen Ehrbegriff von dem positiven unterscheidend:

Die Ehre, im positiven Sinne genommen, ist ein Bedürfniß der menschlichen Natur und in der That ein sehr erklärliches Bedürfniß. Diese Ehre ist nämlich nichts als der Beifall, den unser Sein und Thun bei andern findet. Wer möchte nun wol gänzlich alles Beifalls und aller Anerkennung entbehren können?.... Ehre ist der Ausdruck der Anerkennung. Sie beruht also auf fremder Meinung. Wäre nun die Meinung durchgängig etwas Zufälliges und Willkürliches, so hätte die Liebe zur Ehre keinen wesentlichen Zusammenhang mit dem Streben nach dem an sich selbst Trefflichen; sie wäre in der That das hohle Wesen, wofür man sie zuweilen zu nehmen beliebt. Glücklicherweise sind aber die Urtheile der Menschen, so unstet und unwahr sie im einzelnen bisweilen sein mögen, doch im großen und ganzen an eine natürliche Gesetzlichkeit gebunden, sodaß die allgemeine Meinung der Regel nach, d. h. wo es keine besondere Schärfe des Verstandes oder keinen ungewöhnlichen Adel der Gesinnung gilt, das Richtige treffen wird. Die Liebe zur Ehre wird daher zum indirecten Streben nach dem Guten und ist aus diesem Gesichtspunkt ein nicht hoch genug anzuschlagendes Motiv des moralischen Verhaltens. Ganz richtig hat denn auch der Sprachgebrauch das Ehrenwerthe und das an sich Treffliche identificirt. Anerkennung und Verachtung sind die größten moralischen Mittel, welche im Gemeinleben zur Regelung des sittlichen Verhaltens zu Gebote stehen. Man entwurzelt das menschliche Wesen, wenn man ihm den Begriff der Ehre verdächtig macht oder es gegen die aus demselben entspringenden Affectionen abzustumpfen sucht.

Dühring glaubt im Sinne einer edeln Menschlichkeit zu entscheiden, wenn er nächst der Liebe die Ehre für die Ursache hält, welche das Leben lebenswerth macht:

Die sympathischen Affectionen sind, wie wir früher erörtert haben, der Grund gerade des intensivsten Lebensgenusses; unter ihnen sind aber wieder Liebe und Ehre die vorzüglichsten, wenn man es nicht etwa versuchen will, sämmtliche andere Erregungen auf jene beiden Grundbeziehungen zurückzuführen.

Wie die Spannungen und Conflicte, die auf dem Felde der Liebe und Ehre das Leben des Individuums so häufig verbittern und die das Grundthema aller Tragödien bilden, Dühring nicht abhalten, das Leben dennoch „lebenswerth" zu finden, so auch nicht das Finale, der Tod. Im Greisenalter, sagt er, wird die Theilnahme immer blasser und schwächer; die Trennung vom Leben vollzieht sich, wenn keine Störung in den normalen Gang der Natur eingreift, allmählich, und das Band, welches ein theilnahmloses Dasein an die Reize des

Lebens knüpfen könnte, ist schließlich kaum mehr vorhanden. Man kann daher von einem ernstlichen Schmerze nur reden, wenn das Leben in abnormer Weise durch Störung einzelner Voraussetzungen desselben aufgehoben wird. Dann kämpft das Ganze gegen den Theil; es wollen sich die gesunden Organe nicht in die Vernichtung durch die gestörten Functionen fügen. Eine an sich lebensfähige Kraft widersetzt sich der Untergrabung ihrer Vorbedingungen und Grundlagen; so entsteht der gefürchtete Todeskampf, der aber auch im Grunde nichts ist, als dieselbe Unruhe der Natur, welche wir schon innerhalb des Lebens bei bedeutenden Krisen der physischen oder der geistigen Natur erproben. Die Todesangst, welche fast jeder Mensch kennt (und sollte er sie auch nur in qualvollen Träumen erfahren haben), wird überwunden.

Warum sollen wir uns vor einem letzten Acte, welcher allerhöchstens jene Empfindung reproduciren kann, sonderlich fürchten? Halten wir uns lieber an die Bilder des Sterbens, in denen uns der tapfere Sinn zeigte, welch ein einfacher natürlicher Vorgang selbst der gewaltsame Tod ist. Hüten wir uns, mit unserer Phantasie die Natur übertreffen und den Tod zur versteinernden Gorgo des Lebens machen zu wollen. Ueberlassen wir die Emphase, welche von der Büßung der Lebenslust durch den Todesschmerz redet, denen, deren Scharfsinn alles, nur nicht die einfache Naivetät der Natur zu treffen vermag.

Der Verfasser ist jedoch hiermit noch nicht zufrieden; er widmet, wie der Liebe, so auch dem Tode noch ein besonderes Kapitel, in welchem er auch von den auf das Jenseits gerichteten Hoffnungen und Befürchtungen spricht, die er für metaphysische Träume hält:

Für die gereiftere Einsicht des Geschlechts ist der Tod nichts als das Ende des individuellen Lebens. Diese entschiedene Vorstellung werden auch wir unserer Werthschätzung zu Grunde legen, ohne uns weiter um die Nachweisung jener nun bald zur Trivialität gewordenen Einsicht zu bemühen. Ereignisse, die sich an das uns bekannte Leben anschließen und mit ihm eine einheitliche Erfahrung für dasselbe Subject bilden möchten, haben wir weder zu fürchten, noch zu hoffen. Denn die subjective Grundlage selbst ist es gerade, was im Tode vernichtet wird, und es wäre daher ungereimt, eine bloße Objectivität, welcher kein subjectives Bewußtsein entspricht, überhaupt noch für ein Leben anzusehen.

Unsere wahren Interessen an der Zukunft beschränken sich nach Dühring auf unsere Theilnahme für die folgenden Generationen:

Alle Instincte, welche sich auf den Zusammenhang der aufeinanderfolgenden Geschlechter beziehen, greifen über das individuelle Dasein hinaus und haben ihren Schwerpunkt in dem Gattungsleben. Wir bedürfen daher keiner metaphysischen Abenteuer, um unsere begründeten Interessen am zukünftigen Leben zu erfahren. Alle unsere transscendenten Versuche bringen uns im günstigsten Falle nur den Vortheil, immer bestimmter zu erkennen, wie auch die geringste Einsicht, um welche wir uns außerhalb der erfahrungsmäßigen Charaktere der Wirklichkeit bemühen mögen, stets ebenso unzulänglich bleiben müsse, als die Erkenntniß des Ursprungs der Welt selbst. Es ist genug, wenn uns eine tiefergehende Betrachtung daran mahnt, einerseits die Vorspiegelungen unserer Träume nicht für jenseitige Erkenntnisse zu halten, und andererseits nicht zu wähnen, daß die Grenzen unserer Einsichten auch absolute Schranken der Dinge seien.

Der Tod ist nach Dühring ein Element, welches im Ganzen des Lebens nicht fehlen durfte, ohne daraus ein schales, langweiliges Treiben zu machen. Der Ernst und Gehalt des Daseins kommt erst zum Bewußtsein an der dunkeln Grenze der Vernichtung. Wäre der Tod nicht gleichsam das Maß des Lebens, so ließe sich der Reiz der Tragödie nicht erklären:

Warum ist die tragische Gestaltung des Lebens die gehaltvollste? Doch wol, weil sie sich zu jenen Höhen erhebt, auf denen Leben und Tod aneinandergrenzen. Wir würden nicht an den Ernst der großen Leidenschaften glauben, wenn sie sich nicht an dem Tode gleichsam bewährten. Woher soll der Maßstab der Bedeutsamkeit und Ernstlichkeit anders kommen, als von jenem dunkeln Horizont, vor dem die Flamme des Lebens in ihrer ganzen Glut aufleuchtet?.... Die Differenz, haben wir früher behauptet, ist die eigentliche Ursache der Steigerung der Empfindung. Nun gibt es keinen gewaltigern Unterschied, als den zwischen Sein und Nichtsein. Wo also das Lebensgefühl seine Höhe an der Tiefe des Todes mißt, da wird es seines Wesens ganz inne werden und ermessen, welch einen Reichthum dieses im Wechsel von Geburt und Tod hinfließende Dasein einschließt. Der Tod ist also nicht der Feind des Lebens überhaupt, sondern er ist das Mittel, durch welches die Bedeutung des Daseins in ihrem vollen Werthe offenbar gemacht wird.

Nachdem der Verfasser die Schranken, mit denen man den Tod umgibt, beseitigt hat, beseitigt er in einem „Das Gemeinleben" überschriebenen Kapitel das sociale Gespenst, d. h. die angeblichen Uebel, die aus der Ausdehnung des socialen Daseins, aus dem Wachsthum und der Uebervölkerung des Geschlechts entspringen sollen. Er widerlegt den socialen Pessimismus der Malthus'schen Lehre und kommt zu dem Resultat:

Sehen wir von Zuständen der Uebervölkerung, welche in Wirklichkeit nur vorübergehende Ausnahmen sein werden, ab, und denken wir uns einen normalen Verlauf der Dinge, in welchem ein Zuwachs der Menschenzahl auch immer ein Gewinn für die Cultur und Civilisation ist, so können wir das Gemeinleben nur als die Vollendung des individuellen Daseins und als ein Mittel der Steigerung des Lebenswerths betrachten. In dem socialen Getriebe verwirklichen sich die verschiedenartigsten Anlagen der menschlichen Natur in objectiven Gebilden, und erst durch die Ausbildung des Gemeinlebens wird der Genuß alles Menschlichen im höchsten Maße zugänglich. Je größer der Kreis ist, mit welchem das Leben des einzelnen in Beziehung steht, um so allgemeinere Affectionen wird er in den Individuen anregen. Die natürlichen Einheiten, von der Familie durch die Stammesgemeinschaft und Nationalität bis zum letzten umfassenden Bande der allgemeinen Menschheit, sind Vermittler dessen, was dem ganzen und vollen Bedürfniß menschlicher Individualität entspricht. Das höchste Gut für den Menschen ist der Mensch, und es ist daher wol begreiflich, wie gerade die edelsten Interessen an den Schicksalen der Totalität des Geschlechts haften. Das Leben gewinnt seinen höchsten Werth in dem Bewußtsein des großen Zusammenhangs, in welchem sich das Gattungsleben der Menschheit dem anschauenden Verstande darstellt.

In einem darauffolgenden Kapitel: „Die Erkenntniß" untersucht der Verfasser, inwiefern der höhere oder nieder Grad der Erkenntniß, durch welche die Elemente des Lebens beleuchtet werden, eine Quelle von Leiden und Fre den werden könne. Man könnte sich versucht fühle manchen beseligenden Wahn für werthvoller als die Wahr heit selbst zu halten. Messe man nämlich den Werth d. Vorstellungen nur nach deren Wirkung auf das Gemüt so müsse man eingestehen, daß manche Irrthümer ein verlockenden Reiz haben:

Wenn wir nur die Wahl zwischen befriedigenden Irrthümern und zwischen widerwärtigen Wahrheiten hätten, so würden wir die Welt des Trugs offenbar vorziehen müssen. Glücklicherweise ist aber die Wahrheit nur scheinbar eine dem Gemüth feindliche Macht; es kann sich niemals um die völlige Wegwerfung von Vorstellungen handeln, deren Kern ein unaustilgbares Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Es kommt darauf an, aus dem Wahn nur das theoretisch Irrthümliche auszuscheiden, nicht aber die praktische Wurzel desselben, welche des Irrthums gar nicht fähig ist, zu zerstören. Der Glaube hat seine unerschütterlichen Grundlagen in den Affectionen unsers Gemüths; er wird nur dadurch zum Vorurtheil oder Wahn, daß sich das Streben, die Auffassung der Welt im Sinne gewisser Empfindungen und Gefühle zu vollziehen, in falschen Theorien befriedigt. Es sind also nicht die ganz allgemeinen Vorstellungen, welche die Wurzeln der bestimmter gestalteten Ideen bilden, wogegen man sich im Interesse der Wahrheit zu erklären hat. Es ist vielmehr nur die verstandesmäßige Dichtung des Glaubens, aber nicht der Glaube selbst, was in Gefahr geräth, wenn die Kritik einer gereiftern Einsicht den Vorurtheilen entgegentritt.

Daß das Irren der menschlichen Natur anhafte, dies berechtigt nach Dühring noch nicht, den Werth des menschlichen Daseins zu verdächtigen. Erst, wo der Irrthum einen moralischen Charakter annimmt, wo er also beginnt, die Lebensauffassung zu vergiften, da wird er zu einem im höchsten Grade bedenklichen Element. Sehe man jedoch näher zu, was an solchen moralisch verwerflichen Irrthümern das eigentliche Uebel sei, so zeige sich, daß es nicht die theoretische Gestaltung, sondern die praktische Wurzel der Vorstellungen ist, was uns verletzt.

Dühring schreibt einen großen Theil unserer Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit den überspannten moralischen Anforderungen zu, mit denen wir ihr entgegentreten. Die moralischen Doctrinen werden zum Theil selbst eine Quelle des Unheils, indem sie beschränkte Vorstellungen und überspannte Ansprüche vertreten. Der unbefangene natürliche Mensch gestalte seine Erwartungen nach dem erfahrungsmäßigen Gang der Dinge und setze seine Ideen, auch wenn er sich ursprünglich vergriff, sehr bald mit dem objectiven Lauf der menschlichen Angelegenheit ins Gleichgewicht. Der kleinliche Standpunkt einer schulmeisterlich entarteten Moral sei nicht geeignet, den menschlichen Sinn sonderlich zu beglücken.

Wollen wir über das Leben zutreffend urtheilen lernen, so müssen wir das Individuelle und Zufällige unserer Ansichten von dem, was sein soll, durch die Betrachtung der umfassenden Wirklichkeit und des wahrhaft natürlichen Gehalts der Vorgänge abzustreifen suchen. Wir brauchen nicht auf das in der menschlichen Natur selbst festbegründete Sollen und auf unbedingte sittliche Anforderungen zu verzichten; wir haben nur diejenigen Vorstellungen abzulegen, welche die Folge eigener oder überlieferter einseitiger Conceptionen sind. Wir müssen vor allem das Vorurtheil aufgeben, als sei das Leben der Moral wegen und nicht vielmehr die Moral des Lebens wegen da. Wir dürfen nur solche Anforderungen an den Lauf der Angelegenheiten stellen, wie sie sich aus einer unbefangenen Erwägung des Gehalts der Vorgänge ergeben...... Wir haben uns vor nichts mehr als vor unbegründeten Erwartungen und willkürlichen Voraussetzungen zu hüten; wir müssen den menschlichen Verkehr nach denjenigen Grundgesetzen beurtheilen, welche er selbst in seinem Laufe ausprägt. Verhalten wir uns in einer hingebenden Weise, lassen wir uns nicht einfallen, die Zufälligkeit unserer subjectiven Vorstellungen ungeprüft zum Maße der Wirklichkeit zu machen, so werden wir stets eine gewisse Uebereinstimmung unsers Wesens mit dem allgemeinen Charakter des Lebens und der Dinge wahrnehmen. Wir werden, indem wir auf falsche Ideen verzichten, wahre Wirklichkeiten einernten; wir werden für den Schmerz, welchen bisweilen das Aufgeben einer liebgewonnenen Idee mit sich bringen mag, durch eine dauernde Befriedigung und durch eine echte haltbare Versöhnung mit dem Charakter des Daseins entschädigt werden.

Da nun aber doch, wie wir uns auch zu den Dingen und Menschen stellen mögen, immer die Thatsache des physischen und geistigen Schmerzes stehen bleibt, so zeigt Dühring, daß eine Aussöhnung mit dieser Beschaffenheit des Daseins nicht auf verstandesmäßigem Wege, durch teleologische Reflexionen und Zergliederungen, erreichbar ist, sondern lediglich auf dem Grunde des den Gesammtcharakter des Daseins unbefangen auffassenden Gefühls:

Ohne uns um die individuellen Färbungen der Lebensanschauung zu kümmern, geben wir nur der Erwägung eines jeden einzelnen anheim, ob die bloße Thatsache des physischen und des geistigen Schmerzes in ihrer bekannten Ausdehnung genügt, um das Leben im allgemeinen und auf die Dauer zu verleiden. Unsers Erachtens kommt es auf das Maß und nicht überhaupt auf die Thatsache des Leidens an; wir glauben, daß sich das einfache Gemüth mit den Unbilden des Daseins auszusöhnen vermöge, wenn es sich entschließt, die Wage zwischen Gut und Schlimm unparteiisch zu handhaben. Wie mannichfaltig auch die verschiedenen Kräfte und Motive einander kreuzen und uns bald für bald wider gewisse Gestaltungen des Daseins stimmen mögen, die Gesammtresultante wird in der Richtung des Lebenstriebes und der hoffnungsreichen Hingebung an die Welt liegen.

Dühring's Betrachtungen schließen mit dem „Glauben an den Werth des Lebens“ ab. So nämlich ist das Schlußkapitel überschrieben. Unsere Einsicht kann uns, wie Dühring nachgewiesen, niemals von dem vollen und ganzen Zusammenhange der Dinge und Vorgänge unterrichten; sie kann nicht abschließend über den absoluten Charakter der Welt entscheiden:

Allein sie wird durch das, was sie uns von dem sozusagen unendlichen Gewebe bloßlegt, unsere Empfindungen bestimmen und unser Gemüth im Sinne irgendwelcher Erwartungen erregen. Wenn nun die begrenzte Umschau, deren wir zu irgendeiner Zeit und unter irgendwelchen Umständen fähig sind, uns in der Erwartung bestärkt, die Dinge den Anforderungen unsers Wesens auch bei weiterer Untersuchung gemäß zu finden, so entsteht in uns das, was ich den Glauben an den Werth des Daseins nenne.

Die einzelnen zwar, denen das Leben ein versteinerndes Medusenantlitz gezeigt hat, sind nach Dühring zu entschuldigen, wenn sie nicht mehr sonderliche Lust verspüren, den Kampf aufs neue zu versuchen. Das Kloster und überhaupt die Abwendung von dem Treiben der Welt habe bisweilen einen guten Sinn. Aber, wenn der einzelne nur nicht egoistisch sich in sich abschließt, wenn er sympathische Gefühle für die Mitmenschen hat, wenn er in der Gattung und im Ganzen lebt, so werde er sein individuelles Schicksal ertragen und es nicht zum Anlaß der Verwünschung des ganzen Daseins und der ganzen Menschheit machen.

Der Glaube nun an den Werth des Lebens enthalte wesentlich zwei Elemente. Einerseits betreffe er die sub-

jective Beschaffenheit der Natur unserer Gattung, und andererseits habe er die Uebereinstimmung der Anlage der großen Natur mit den Bedürfnissen und Zwecken des menschlichen Daseins zum Gegenstande. In beiden Richtungen führe er auf das, was für die tiefere Untersuchung als Kern und Wesen, als erheblichstes Element der Religion und der Religionen erscheint. Die wahre Religion aber bringe dem Menschen seine untergeordnete Stellung im Universum zum Bewußtsein und befreie ihn so von der Eitelkeit, die Welt als einen Zubehör des Menschen anzusehen. Dadurch versöhne sie mit dem Dasein. „Es liegt eine Art Trost in der Thatsache, daß die Welt keine bloße Decoration des Menschlichen ist.“ „Wenn irgendetwas das Gemüth zu philosophischer Ruhe zu stimmen vermag, so ist es die Betrachtung einer Welt, deren Bedeutung über das menschliche Schicksal unendlich hinausreicht.“ Dühring polemisirt gegen die Philosophien, welche in ihrer Beschränktheit alles auf die Zwecke der Menschen beziehen und den Bürger dieser Erde in ein Gewebe von Eitelkeit einspinnen, in welchem dem unbefangenen Kinde des Planeten vor seiner eigenen Glorie bange werden muß.

Die Welt schrumpft diesen kleinlich gesinnten Denkern zu einem Zubehör des Menschen zusammen; die dem Gemüth imponirende Macht einer nur zu einem kleinen Theile dem Menschlichen dienenden Objectivität wird verleugnet; den versöhnenden Erregungen, welche aus dem Gedanken einer über das Menschliche unendlich erhabenen Gewalt stammen, wird die Stumpfheit und Dumpfheit der sich in den Nebeln der Eitelkeit aufblähenden und so zur Caricatur gewordenen Menschennatur entgegengesetzt.

Der echte Glaube ist nach Dühring ein Ergebniß der unbefangenen und bescheidenen Hingabe an die Erkenntniß der Natur der Dinge, und dieser Glaube, obgleich dem Menschen seine bescheidene Stellung im Universum zum Bewußtsein bringend, gebe ihm doch die Bürgschaft, daß der Charakter des Systems der Dinge in Uebereinstimmung sei mit den Zwecken, auf welche das menschliche Leben im großen und ganzen angelegt ist.

Dieses sind die Grundgedanken der Dühring'schen Apologie des Lebens. Zwei dem Buche als Anhang beigegebene Abhandlungen führen die Titel: „Der theoretische Idealismus und die Einheit des Systes der Dinge“; „Die transscendente Befriedigung der Rache“. Letztere Abhandlung bildet die Grundlage der philosophischen Rechtstheorie des Verfassers. Er sucht in ihr nachzuweisen, daß die Conception des Rechts und mit ihr alle besondern Rechtsbegriffe ihren letzten Grund in dem Vergeltungstriebe haben, der in seiner höhern Steigerung Rache heißt. „Das Rechtsgefühl ist wesentlich ein Ressentiment, eine reactive Empfindung, d. h. es gehört mit der Rache in dieselbe Gefühlsgattung.“ Daraus folgert der Verfasser, daß auch die Vorstellungen von einer transscendenten Gerechtigkeit auf dieselbe Quelle zurückzuführen sind.

Noch ausdrücklicher als in dieser Abhandlung bekämpft der Verfasser in der andern: „Der theoretische Idealismus und die Einheit des Systems der Dinge“, die dualistische Weltanschauung. Er weist hier nach, daß es unlogisch sei, eine doppelte Welt, eine zwiefache Ordnung der Dinge, von der die eine das Gegentheil der andern sei, anzunehmen.

Die Einheit der Auffassung ist eine axiomatische Forderung, ohne deren Voraussetzung von einem eigentlichen Denken nicht die Rede sein kann. Wir könnten uns daher damit begnügen, an die erste Fundamentalwahrheit der Logik, nämlich an den Satz des Widerspruchs, zu appelliren. Dieser Satz hat nur unter Voraussetzung der Einheit des Seins einen Sinn. Gäbe es nämlich zwei Systeme der Dinge, so würde in dem einen etwas statthaben können, was einem Element des andern widerspricht. Sollte aber auch, wenn die beiden Bestimmungen, wie wir voraussetzen, an die beiden Systeme vertheilt sind, dennoch der Satz gelten, daß das Widersprechende nicht sein könne, so würden wir nicht mehr zwei, sondern nur noch Ein System behalten..... Wir verdenken es niemand, wenn er in rein negativer Weise die Möglichkeit anderer Arten der Existenz offen gelassen wissen will. Nur können diese Arten niemals unser Bewußtsein interessiren; denn die Begriffe von ihnen sind gänzlich leere Vorstellungen. Wenn wir die zeitliche Gestaltung des Daseins auf einen hervorbringenden Grund beziehen, so ist dieser äußerste Schritt der Abstraction durch das thatsächliche Wesen unsers Denkens gerechtfertigt. Der Begriff des Grundes der Erscheinungen ist sozusagen der letzte Trumpf, den wir in der Bemühung, das System der Dinge einheitlich zu erfassen, auszuspielen haben. Er greift über das Räumliche und Zeitliche hinaus, aber nur, um diese Grundformen des Daseins adäquat zu denken, nicht um sie zu verleugnen. Was überhaupt und an sich selbst sein möchte und könnte, kann für ein Denken gar nicht auszumachen sein, kann aber auch für ein Streben, welches seine Gegenstände doch wenigstens durch ein ganz abstractes Bewußtsein vermittelt erhalten muß, keinen Reiz haben.

Der Verfasser schließt diese antidualistische Abhandlung mit den Worten:

Die Einheit einer allgemeinen Erfahrung ist also der Begriff, in den alle Vorstellungen vom Seienden und Nichtseienden zurückgehen, und durch welchen alle Dichtungen auf das Maß der bekannten Wirklichkeit bezogen werden. So zeigt es sich, daß auch der haltbare Kern des theoretischen Idealismus keinen Grund darbietet, eine dualistische Weltvorstellung zu hegen. Die Welt ist für uns nichts als der Grund des Systems einer einheitlichen allgemeinen Erfahrung.

Diese antidualistische Abhandlung bildet zusammen mit des Verfassers „Natürlicher Dialektik“*) den logischen Unterbau seiner Apologie des Lebens. In der „Natürlichen Dialektik“ gibt er Rechenschaft über die Art, wie man sich mit allen Fragen nach letzten Gründen abzufinden habe. Wir gehen auf diese logischen Untersuchungen, die uns zu sehr abstracten, außerhalb des Kreises d. Bl. gelegenen Erörterungen führen würden, hier nicht ein. Wir bemerken nur, daß dieselben insofern von Einfluß auf seine Apologie des Lebens sein mußten, als sie diese, nach Zurückweisung aller metaphysischen, transscendenten Erdichtungen, zu einer ganz immanenten machten. In der That ist dieses das Auszeichnende der Dühring'schen Apologie des Lebens, daß sie ganz immanent ist, d. h. innerhalb der erfahrungsmäßig gegebenen Welt diejenigen Elemente aufsucht, die mit dem Leben auszusöhnen vermögen.

Die Frage ist nur, ob solche, auf alle jenseitigen Ausgleichungen verzichtende Apologien des Lebens im Stande sind, die Menschen zufriedener mit dem Leben zu machen.

*) Natürliche Dialektik. Neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie von Eugen Dühring (Berlin, Mittler u. Sohn, 1865).

Die Mehrzahl der Menschen fragt gar nicht danach, ob das menschliche Leben im großen und ganzen werthvoll ist, sondern danach, ob dieses bestimmte Leben, welches sie als einzelne jetzt und hier führen, Werth für sie hat oder nicht. Geht es ihnen innerlich und äußerlich gut, so sind sie zufrieden mit dem Leben; geht es ihnen schlecht, unzufrieden. Daß das menschliche Leben im großen und ganzen etwas Hohes und Werthvolles ist, diese philosophische Betrachtung bleibt für die meisten wirkungslos. Gefühl und Wille, nicht philosophische Betrachtungen entscheiden bei den meisten über den Werth des Lebens, weshalb wir schon im Eingange sagten, daß pessimistische Systeme keinem, dem das Leben angenehm ist, dasselbe verbittern, noch optimistische es dem, dem es bitter ist, versüßen werden. Um aus solchen Erwägungen, wie die Dühring'schen, Trost und Versöhnung mit dem Leben zu schöpfen, auch wenn das eigene individuelle Schicksal nichts weniger als tröstlich und zufriedenstellend ist, dazu gehört schon ein so hoher, selbstsuchtloser, mehr in der Gattung als im eigenen Selbst lebender Standpunkt, wie ihn nur die wenigsten einnehmen. Die Dühring'schen Betrachtungen können dort, wo Egoismus die Individuen auf sich einschränkt und in ihre selbstischen Interessen einengt, gar nicht aufkommen; Selbstsuchtlosigkeit, Leben im Ganzen, kosmischer Standpunkt, ist die Grundvoraussetzung ihres Aufkommens und ihrer Wirksamkeit.

Es soll damit natürlich kein Vorwurf gegen Dühring ausgesprochen, sondern nur auf die moralische Bedingung hingewiesen werden, von der die mit dem Leben aussöhnende Wirkung solcher philosophischen Apologien, wie die Dühring'sche, abhängt.

Was Dühring's Buch selbst betrifft, so ist es durchweg ein gehalt- und gedankenreiches. Schade nur, daß der Stil nicht immer präcis und correct, sondern mitunter in einen Nebel eingehüllt ist, aus dem man sich erst das herausholen muß, was der Verfasser eigentlich sagen will. Im ganzen zwar schreibt Dühring schon bei weitem besser, als die Philosophen aus der Hegel'schen Schule, und auch in dieser Beziehung ist Schopenhauer von Einfluß auf ihn gewesen. Aber mitten durch klare und sogar sprachlich schöne Stellen geht doch auch wieder der etwas nebelhafte Professorenstil hindurch. Solche Bücher aber, wie das Dühring'sche, die über den Professorenkreis hinauszudringen beabsichtigen und dessen auch durch ihren Inhalt werth sind, sollten doch in einem gleichmäßigen, durchweg klaren und correcten Stil geschrieben sein.

Julius Frauenstädt.

Karl Frenzel's neueste Schriften.

Je mehr das roh Stoffartige in der neuern Literatur zu überwiegen anfängt, desto willkommener müssen uns die Schöpfungen jener feinen Geister sein, deren Denken und Empfinden sowol an und für sich gehaltvoll ist, als auch in ästhetischen Schwingungen auszittert. Es ist dies der Faden, der uns mit der Classicität zusammenhält, während der laute Wogenschlag der literarischen Bewegung alles mögliche Stoffartige in die Höhe und an den Sand des Ufers spült: Sensations- und Memoirenromane, Dialektprosa und Dialektpoesie und wie die andern Ausgeburten einer, sich von den ersten Voraussetzungen künstlerischen Schaffens und nationaler Bedeutung emancipirenden Phantasie alle heißen mögen.

Zu diesen feinen Geistern gehört Karl Frenzel, der auch sein kritisches Schwert stets mit Energie in die Wagschale einer aus dem Geist der Zeit herausgeborenen und den höchsten künstlerischen Maßstäben entsprechenden Poesie wirft. Unsere Zeitschrift hat schon oft die Genugthuung gehabt, sich im vollkommenen Einklang mit dem Feuilletonisten der „Nationalzeitung", der seit diesem Jahre auch in die Redaction des „Deutschen Museum" eingetreten ist, über neuere Erscheinungen auszusprechen, namentlich wo es gilt, unberechtigte Moderichtungen zurückzuweisen und dem Schönen, das der Menge anfangs oft fremd und feindlich gegenübertritt, die Bahn zu brechen.

Der feinsinnige Zug unsers Autors macht den in Deutschland wenig gepflegten Essay und außerdem die Novelle zu Lieblingsfeldern seiner kritischen und freischaffenden Thätigkeit, und es sind diese beiden Seiten derselben, die wir an seinen neuesten Veröffentlichungen ins Auge zu fassen haben:

1. Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. Dritte Sammlung. Hannover, C. Rümpler. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Auf heimischer Erde. Neue Novellen von Karl Frenzel. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sowol in den frühern zwei Sammlungen der „Dichter und Frauen", wie in den „Bildern und Büsten" hat Frenzel seinen Beruf für den Essay unzweifelhaft an den Tag gelegt. Der Essay ist, bei dem Mangel an größern literarischen Revuen in Deutschland, im ganzen bei uns stiefmütterlich behandelt worden; es fehlten die Talente, weil die Schule für die Talente fehlte. Der Essay steht entweder frei und selbständig da, indem er uns irgendeinen Studien- und Charakterkopf, irgendeine Richtung der Zeit- und Literaturgeschichte vorführt, oder er lehnt sich an ein neues bedeutenderes Werk, auch an einen Kreis von Werken an, die einen gemeinsamen Mittelpunkt haben. Immer hat der Essay einen stark subjectiven Zug; er gibt uns nicht blos das Bild des Dargestellten, sondern auch das Bild des Darstellers; darum muß das letztere selbst interessante Züge haben, wenn uns das erstere fesseln soll. Wenn es die Pflicht gründlicher Forschung ist, ihren Stoff und Gegenstand zu erschöpfen, so ist der Essay dagegen frei von dieser Pflicht, er beleuchtet ihn nur, oft mit Brillantfeuer und zwar von den Seiten, von denen aus ein neues Licht auf ihn fallen kann, ein Licht, das von der Eigenthümlichkeit des Darstellers ausgeht. Deshalb ist indeß die Form des Essay keineswegs das Aperçu, das Aphoristische; er kann seinen Stoff in graziösem Zusammenhang darstellen; immer aber frei von der Gebundenheit an denselben, immer mit unbefangener Hingabe an alle Gedankenverknüpfungen, an alle Perspectiven, die sich ihm aufthun. Dies Freischwebende

des Essay hat ihn bisjetzt wenig beliebt gemacht bei deutscher Gründlichkeit, die es mit Recht für die Aufgabe der Wissenschaft hält, bei der Sache zu bleiben, diese selbst zu entwickeln und für sich sprechen zu lassen, ohne alle müßigen Spiele des Witzes und der Eitelkeit. Doch der Essay steht eben an der Grenze der Wissenschaft; er hat in seiner freien Bewegung etwas Gemeinsames mit künstlerischer Production; man muß ihn gelten lassen, wie er ist, ohne ihn klassificiren zu wollen.

Auch wo der Essay sich an literarische Werke anschließt, ist er weit davon entfernt, ihren Inhalt erschöpfen zu wollen oder mit der Fackel der Kritik in seine Tiefen zu leuchten. Die Kritik ist grausam, der Essay ist liebenswürdig. Die Kritik schneidet Zweige und Aeste ab und fällt oft den Stamm; der Essay schneidet nur in die Rinde, um Saft zu erhalten für seinen erfrischenden Trank. Die Kritik gleicht dem Käfer, welcher Blatt und Blume verzehrt; der Essay der Biene, welche sich nur Honig aus dem Kelche holt. Doch während die Kritik oft sich in das Detail verliert, behauptet der Essay stets einen Standpunkt über dem Stoffe, eine freie Ueber- und Umschau mit Vergleichungen und Parallelen. Was er bietet, ist Extract, ist Quintessenz, die er aus mehrern Werken zusammentragen kann; ja er ist ein so freischaffender Künstler, daß er selbst aus dem Inhalt einer geistigen Kloake noch sein ästhetisches Eau de mille fleurs zu bereiten vermag.

Die Studien von Karl Frenzel gehören durchweg zur ersten der obenerwähnten Gattungen des Essay, die sich nicht an ein bestimmtes Werk anlehnt, sondern frei ihre Charakterköpfe hinzeichnet. Frenzel hat alle Eigenschaften eines tüchtigen Essayisten: gründliche Bildung, welche die Voraussetzung freier Bewegung ist; denn es ist schwerer, den Stoff zu beherrschen, ohne seine ganzen Massen vor sich her zu wälzen, und Herrschaft über den Stoff verlangt der Essay wie die Kritik; geistige Feinspürigkeit, welcher keine der gehaltvollen Adern des Stoffs entgeht; Selbständigkeit der Auffassung und des Urtheils, denn ohne diesen Reiz der Originalität kann der Essay selbst keinen Reiz ausüben; einen eleganten und graziösen Stil, voll Leben und Esprit — der Essay ist keine nüchterne Abhandlung, er soll fesseln; den scharfen Blick für das Wesentliche — gerade in dem Hervorheben desselben besteht die künstlerische Bedeutung des Essay.

Die dritte Sammlung der Frenzel'schen Studien (Nr. 1) bringt zunächst kurzgefaßte, aber schlagende Charakteristiken von Terentius und Quintus Horatius Flaccus, ein ebenfalls kurzes, aber verherrlichendes Porträt der Königin Elisabeth von England, mit den Schlußworten: „Es gibt in dem Weltkampf des 16. Jahrhunderts nur noch einen ihr ebenbürtigen Menschen, Wilhelm von Oranien, beide Vorkämpfer der Freiheit, in denen auf dem Gebiete des Staats der germanische Geist seine Hoheit und Tiefe zugleich verkörpert hat."

Schiller's Lieblingsheldin muß dagegen zurücktreten. Während Elisabeth eine wahrhaft geschichtliche Bedeutung hat, ist die Rolle der Maria Stuart nur eine romantische.

An ihr hat sich in der Wirklichkeit so recht die Zerfahrenheit dessen bewiesen, was wir in Ariosto's Liede als reizende und liebliche Phantasiegebilde bewundern. Wenn Laing in seiner Abhandlung über Darnley's Mord sagt: „Die leidende Unschuld Maria's ist ein für die Tragödie und den Roman sich eignendes Thema, aber in Wahrheit beruht ihre Rechtfertigung auf Volksmärchen und Verzerrung der wirklichen Thatsachen, auf Verleumdung und Schmähung ihrer Gegner", so hätte er noch hinzusetzen können, daß ihr ganzes Leben, eigentlicher Gedanken bar, nur ein Gewebe wilder Leidenschaften und phantastischer Zufälle ist. Wenigstens darin wollten ihr die Götter wohl, daß sie ihrem Dasein jenen romantischen Schimmer verliehen, in dem allein ihre Erscheinung eine begreifliche und tragisch versöhnende ist.

Als ein kühner Versuch muß die vierte Studie erscheinen — ein Essay über Shakspeare, über einen Dichter, dem einer unserer namhaftesten Literarhistoriker vier dicke Bände gewidmet hat, über den eine ganze Bibliothek von Analysen und Apotheosen existirt. Was soll da ein schüchterner Essay, was soll dies angesteckte Duodezlichtchen neben den riesigen Candelabern und Kronleuchtern unserer ästhetischen Weisheit? Doch läßt sich mit wenigen Zeilen oft viel sagen, und eine Zeile von wahrhaft neuem Inhalt ist mehr werth als ein dicker Band jener wiederkäuenden Reproductionen und Verherrlichungen, die einem gesunden Sinn bereits zum Ekel geworden sind. Und in der That bringt Frenzel Neues, indem er sich der neuauftauchenden kritischen Richtung anschließt, wie sie in den realistischen „Shakspeare-Studien" Rümelin's vertreten ist. Vor dem Verdacht unwürdiger Verkleinerung schützt sich Frenzel durch die einleitenden Worte: „Reiche können untergehen, Städte vernichtet werden, aber der Verlust von Homer's Liedern oder Shakspeare's Dramen für die Menschheit scheint unmöglich zu sein."

Dennoch geht Frenzel darauf aus, uns den Dichter näher zu rücken, indem er auch die Schwächen desselben beleuchtet. Zunächst weist er auf die Gewohnheit der damaligen Zeit hin, nach überlieferten, schon in eine poetische Form gebrachten Stoffen sein Drama zu dichten, rechtfertigt Robert Green, welcher seinen Mitarbeiter eine Krähe nannte, die andern die besten Federn ausrupft und sie von überall her in ihr Nest trägt. Nach der Seite der Erfindung hin, meint Frenzel, ist keins seiner Schauspiele sein eigen, und in der Kunst des Fabulirens wird er von Homer, Cervantes, Goethe, selbst von Boccaccio und Bojardo übertroffen. „Diese nach der Seite des Stofflichen beschränkte Phantasie theilt er, merkwürdig genug, mit dem berühmtesten Dramatiker der Franzosen, mit Molière. Beide sind gleich groß im Plagiat."

Doch beschirmt Frenzel den Dichter wieder durch die feine Bemerkung, daß die Kraft des erzählenden Dichters im Erfinden, des dramatischen im Gestalten liege. Den unleugbaren aristokratischen Zug des Dichters („oben die Edelleute, unten das Gesindel") sucht Frenzel mit den damaligen Zeittendenzen zu erklären, doch bleibt immer der Widerspruch stehen, daß bei vielen seiner andern Zeitgenossen, bei Ben Jonson, Massinger, Fletcher und das Bürgerthum als Träger der Handlung begegnet. Indessen

sehen die dichtenden Ritter Spenser, Sidney mit Verachtung auf die Volksbühne:

Die deutschen Erklärer des Dichters haben dann freilich die Vorwürfe jener Anhänger des classischen Geschmacks dahin ausgelegt, daß Shakspeare eben die Roheit und Wüstheit, die jene angriffen, von der Volksbühne verbannt habe: eine Ansicht, die ich nicht theilen kann. Von unzüchtigen Späßen, Prügeleien, vom Ausstechen der Augen und Greueln jeder Art sind die Dramen Shakspeare's fast ebenso voll, als die seiner Vorgänger, man denke an „Richard III.", „Lear", „Titus Andronicus", „Maß für Maß", an den Ausgang des „Hamlet"; und die Bemerkung Ulrici's, daß man nicht auf zügellose Einzelheiten, sondern auf die Grundidee des Ganzen achten solle, paßt doch nur für einen deutschen Philosophen, nicht für das Volk von London.

Sehr glücklich und schlaghafter in wenigen Wendungen als die endlos verwässerten Shakspeare-Monographien, hebt Frenzel die eigenthümlichen Vorzüge des Dichters, die Macht seiner Charakteristik, namentlich aber seinen poetischen und philosophischen Tiefsinn hervor. Mit Recht weist er auf die Melancholie seiner Weltanschauung, aber auch auf sein hohes Gerechtigkeitsgefühl und seine Vertretung der sittlichen Weltordnung hin:

Er selbst war schwerlich glücklich, oft genug in der Stimmung Hamlet's und Timon's. Ihn ergriff und erschütterte der Ernst des Lebens, die uns ewig unbegreifliche Verwickelung des Zufalls, wo aus den geheimsten und kleinsten Quellen oft das Gewaltigste hervorbricht. Aber nach Shakspeare erliegen wir nicht schuldlos diesem Verhängniß; „in unserer Knospe nagt der Wurm", unsere Leidenschaft wie unsere Schwäche zerstört andere, zuletzt uns selbst. Eine Trümmerstätte ist diese Welt: Alexander und Cäsar zu Staub geworden, der das Spundloch eines Fasses verstopft. In der Geschichte wie in dem Leben der einzelnen verfolgt der Dichter diesen Vernichtungsproceß, aus der Blüte der Macht, Herrlichkeit und Schönheit entwickelt sich das Verderben. Der äußerlich herantretende Zufall erfüllt nur eine innere Nothwendigkeit, Romeo und Julia, Hamlet und Ophelia, Othello und Desdemona, Lear und Macbeth sind durch ihr Wesen zu tragischem Tode verurtheilt. Zuweilen müßte diese Nothwendigkeit schärfer heraustreten, wie im Untergang Cordelia's und Julia's, wo der Zufall allzu tückisch spielt, aber die dem tragischen Fall innewohnende Gerechtigkeit ist nicht zu bestreiten. Das Erhabene geht unter an seiner Einseitigkeit, das Gemeine, das sich abschleift, lebt unbekümmert fort, unausrottbar ist der Pöbel. Timon, der stirbt, während Alcibiades mit seinen Dirnen in Athen einzieht, Falstaff triumphirend auf Percy's Leiche: das ist ein Sinnbild dessen, was der Dichter als den Weltlauf ansah, die Schande und Leichtfertigkeit siegend über Tugend und wahren Werth. Ein tiefes Gefühl der Gerechtigkeit und Sitte beseelte ihn; wie viel er auch in einer heftigen und leidenschaftlichen Jugend gesündigt haben mochte, den Stern des Wahren, Guten und Schönen, die Empfindung des Rechten, hatte er nicht verloren. Dies zeichnet ihn vor allen englischen Dramatikern aus; jedes seiner Schauspiele könnte in einem höhern Sinne den Titel einer seiner Komödien führen: „Maß für Maß!" Gerade durch den Tod der Schönsten und scheinbar Unschuldigsten wird in Shakspeare's Dichtung die ewige Gerechtigkeit gesühnt. So bilden vereint seine Dramen ein riesenhaftes Gemälde der „irdischen Komödie", im Schein der Unendlichkeit, wie Dante in seiner „göttlichen" den Schleier von der jenseitigen zu heben suchte. In einzelnen dieser Werke herrscht das Milde, Musikalische, Schwärmerische vor, das an Rafael's Anmuth und Lieblichkeit, in entzückenden Versen, reicht; in der Tragik wie in der Komik ist alles stark und grell aufgetragen, die Formen voller, an Michel Angelo, die Farben bunter, an Caravaggio erinnernd.

Auch in der Analyse der einzelnen Dramen trifft Frenzel, ohne alle schematische Constructionen, stets das Rechte; die Mängel, die er in denselben aufdeckt, sind so augenfällig, daß nur absichtliche oder unbewußte Verblendung an ihnen vorübergehen konnte. Noch schärfer wäre vielleicht die flüchtige Motivirung vieler Situationen zu betonen gewesen, wie z. B. das frühere Verhältniß zwischen Ophelia und Hamlet ganz im Unklaren gelassen ist.

Wenn unsere Ausleger, Tieck an der Spitze, die Freude haben, an dieser Shakspeare-Nuß herumzuknacken, so war es doch viel näher liegend, diese Unklarheit als einen Fehler des Dichters zu bezeichnen, als eine grobe Flüchtigkeit, von der sich allerdings in Shakspeare's Dramen zahlreiche Beispiele finden. Die Ueberstürzungen gegen den Schluß des „Lear" und die beiläufigen Motivirungen tragischer Vorgänge hat auch Frenzel hervorgehoben. Bei dem „Kaufmann von Venedig" weist er mit Recht darauf hin, daß die Handlung, welche Idee man auch in ihr finden will, hinkt und nicht mehr dem modernen Bewußtsein entspricht, indem wir über jenen Handel dem Dichter entgegengesetzt denken, und nicht in Antonio, sondern in Shylock die Gerechtigkeit in unwürdigster Weise gekränkt sehen. Doch erscheint uns nicht genug betont, daß Shylock für Shakspeare und seine Zeit eine Komödienfigur war, über die man sich so amusirte, wie wir heutigentags über einen geprellten Lustspielonkel. Shylock ist gerade ein merkwürdiger Beweis dafür, wie mit der wechselnden Zeit die Gestalten eines Dichters in ein anderes Licht gerückt werden. Shylock z. B. von Dawison gespielt, erscheint wie der Rachedämon eines unterdrückten Volks, nicht wie der Bajazzo Shakspeare's, an dem die Gründlinge des Parterre ihre Freude hatten. Da indeß diese Umdichtung dem Geiste unsers Jahrhunderts entspricht, so mag man sich dieselbe wol gefallen lassen. Ohne sie wäre das Stück für uns entschieden veraltet und ungenießbar.

Mit ebenso brillanten Schlaglichtern wie Shakspeare, werden in den folgenden Essays Swift, Beaumarchais, Voltaire und Dante beleuchtet. Namentlich tritt das Bild des irischen Dechanten in den schärfsten Umrissen vor uns hin.

Jeder hervorragendere Dichter hat einen Typus geschaffen, das Geschöpf Swift's ist der Yahoo. Der Kopf und das Herz, die solche Schöpfung hervorbrachten, konnten freilich nicht bei Stella und Vanessa, sondern nur unter dem Grabstein Ruhe finden, da, wo der Ingrimm und die wilde Wuth sie nicht mehr zu verwunden vermochten. Gulliver baut anfänglich eine schimmernde Märchenwelt vor unsern geblendeten Augen auf, er endet damit, daß er uns in das Secirzimmer einer Anatomie, an den Tisch führt, wo die Leiche eines im Wahnsinn Gestorbenen untersucht wird. Dieser Anblick ist entsetzlich und empörend zugleich; die Menschheit als ein Ganzes betrachtet ist keine Bande Yahoos, die Welt kein Irrenhaus. Man hat die Moral des Candide verurtheilt, aber Candide tröstet sich in ehrlicher Arbeit und Entsagung über die Täuschungen des Lebens: Swift ballt die Fäuste und schreit: „Gebt die Erde dem Vieh wieder!" Habt Respect vor diesem Geiste, zieht den Hut, wo ihr ihm begegnet und eilt rasch auf die andere Seite des Wegs; etwas wie der Hauch der Pest weht verderbenbringend um ihn.

Je häufiger man aus langen, zu Bänden auseinan-

bergezerrten Abhandlungen nur einen spärlichen geistigen Inhalt herausgräbt, um so genußreicher sind geistvolle Essays, wie die vorliegenden, mit ihrer blitzartigen, aber desto treffendern Beleuchtung.

Auch als Novellist besitzt Karl Frenzel, wie die vorliegenden „neuen Novellen“: „Auf heimischer Erde“ (Nr. 2) beweisen, die Vorzüge, welche seine Essays auszeichnen, Feinheit in geistiger und psychologischer Entwickelung und einen graziösen, poetisch anmuthenden Stil. Vor andern Novellisten, mit denen er die stimmungsvolle Naturmalerei gemein hat, ragt er hervor durch eine Eigenthümlichkeit, die er allein von ihnen besitzt: durch die tiefsinnige Welt- und Lebensbetrachtung. Wir befinden uns bei ihm immer im Mittelpunkt, niemals auf der Peripherie, wie in unserer grob stoffartigen, ja auch zum Theil in unserer akademischen Novellistik. Bisweilen arbeitet der Dichter freilich zu sehr aus Einem Gedanken heraus, dem sich die realen Lebensverhältnisse dann etwas gewaltsam fügen müssen. So erscheint in der Novelle „Der Saphir“ die in das Leben hineingreifende dämonische Magie, die sich in dem Edelstein verkörpert, wol von hochpoetischem Schimmer, es liegt in diesem karfunkelsteinartigen Zauber wol etwas märchenhaft Sinniges, das zum Nachdenken über die geheimen Lebensmächte reizt; doch die äußern Lebensverhältnisse, die Schicksale und Thaten sind mehr phantastisch motivirt und verlieren deshalb an naiver Glaubwürdigkeit. In der Novelle „Beatrix“ dagegen will es uns scheinen, als ob es der Vorgeschichte an innerer Wahrheit und einleuchtender Verkettung der Motive fehle. Wie kam die adeliche Dame dazu, einen nicht einmal von ihr geliebten Bürgerlichen zu heirathen? Die Novelle „Sanct-Georg“ mit ihren scharfen politischen und socialen Gegensätzen und ihren geistvoll symbolischen Pointen klingt doch wol etwas zu lyrisch aus. Doch auch in diesen Erzählungen findet sich des Spannenden und Anregenden viel. Im ganzen wiegt in ihnen die düstere, landschaftliche Beleuchtung vor. Namentlich ist dies in den beiden Novellen der Fall, welche wir für die gelungensten erklären möchten: „Bei den drei Kiefern“ und „Auf stiller Heide“. Die erste hat dramatisches Leben, das sich namentlich in dem scharfen Gegensatz zwischen Vater und Sohn ausprägt und in einer durch herbe Contraste fortschreitenden Entwickelung; die zweite ist spannend im besten Sinne des Worts, indem die Spannung aus den, doch dabei wohlmotivirten Räthseln psychologischer Entwickelung hervorgeht, gleichsam aus dem Schatz von Geheimnissen, den das Innere eines Frauenherzens birgt. Der Charakter des Junkers Hans von Lauken ist trefflich gezeichnet, mit voller, frischer Lebenswahrheit. Dabei ist die Stimmung all dieser Bilder trefflich gehalten und der landschaftliche Hintergrund stets im Einklang mit den äußern und innern Vorgängen, die sich auf ihm bewegen. Als Probe der feinen und farbenreichen Landschaftsmalerei Frenzel's möge der Anfang der letzten Novelle dienen:

An einem Augustabend, im ersten Beginn der Dämmerstunde, ging ein Wanderer einen einsamen, stillen Weg. Wäre ihm einer entgegengekommen, würde ihm an dem noch jugendlichen, schlanken Mann nichts aufgefallen sein, als daß er eben nach seiner Kleidung und noch mehr nach der freien und nicht ungefälligen Weise, in der er sie trug, ein Reisender aus den sogenannten „bessern“ Ständen sei, der zum Vergnügen eine Fußtour durch die Insel machte — einen Spaziergang nach jenen Buchenwäldern, deren mächtige Stämme der Epheu umrankt, dem dunkeln, tiefschwarzen Moorteich und den kreidigen, von fern wie gediegenes Silber schimmernden Uferfelsen, die dies nordische Eiland in den blauen Wogen der Ostsee ebenso eigenthümlich schmücken, wie ihre Palmen, ihr Vulkan, ihre gesunkenen griechischen Tempelsäulen unten im Süden die liedergefeierte Insel Sicilien. Für ein durch landschaftliche Schönheiten verwöhntes Auge, das viel gesehen, für ein Gemüth, das sich nur wenig von dem Schauer und dem Reiz der Einsamkeit berührt fühlt — und beides schien der Wanderer zu besitzen —, bot die Gegend umher nichts Anziehendes. Ein langgedehnter schmaler Heidestreifen, der den eigentlichen Leib der Insel mit einer nach Norden sich ausstreckenden Halbinsel verbindet ... weder vorwärts noch rückwärts schauend, kann der Blick auf einer Baumgruppe ausruhen, flach und öde alles, gleichmäßig eintönig, ein schlechter Weg, den man mühsam neben den tiefen Wagengleisen verfolgen muß und der scheinbar so in die Endlosigkeit ohne Ziel dahinläuft. Hier und dort ist niedriges Fichtengestrüpp zu kleinen Gebüschen zusammengewachsen; das einzige Grün, das den Boden farbiger kleidet, ist das des üppig wuchernden Ginsters; sonst herrscht weithin ein braunröthlicher Ton von dem Heidekraut, das sich flechtenartig über den Sand hinzieht, und den schmächtigen, blaßrothen Ericas, die dazwischen aufschießen. Aber ganz von allem Zauber ist auch diese Landschaft nicht verlassen, die im Munde der Umwohnenden „Schmale Heide“ heißt; nur freilich ist nicht jedes Menschenauge für diesen Zauber empfänglich geschaffen. Denn der Wanderer konnte über die Fichtengebüsche hinweg zur linken wie zur rechten Hand das Meer sehen, dessen Wellen an diesem sandigen und flachen Strande verrinnen. Zuweilen, bei der tiefen Stille umher, schlug das Geräusch einer heranbrausenden mächtigern Welle, ehe sie sich den Kopf an den Steinen des Ufers schäumend zerstieß, an sein Ohr. In gleichen Zwischenräumen kehrte dieser Ton wieder, dumpf und langsam heranrollend und so verhallend. In goldenen und purpurnen, in violetten und grünlich schimmernden Wolken zerflatterte am Westhimmel das Abendroth. Auf dieser Seite bildet das Meer eine tiefeinschneidende, geschützte Bucht, der „Kleine Bodden“ genannt; eine Landzunge, die in einer von Fichten und Buchen bestandenen Anhöhe endet, zieht sich in die See hinein; ein kleines Eiland wird darin sichtbar; in eigenthümlicher Farbenwirkung hob sich das Dunkelgrün des Uferbergs von den breiten goldgelben Wolkenstreifen ab. Im Osten wölbte der Himmel sein graublaues Gewölbe über dem offenen, grauen Meer. Von dorther kamen die Nebel gezogen, nah und näher, gespenstisch zusammengeballt, als wandelten die alten Götter des Nordens, riesige Gestalten in ihren Regenmänteln, mit unhörbar leisen Schritten auf den Wassern hin.

Die Novellen Frenzel's sind bei alledem keine subtilen Miniaturen, keine jener Schatten mit farbigen Rändern, die uns oft bei andern Novellisten entgegentreten. Frenzel verschmäht auch die stoffartigen Reize nicht; es ist viel Grelles, criminalistisch Grelles, viel von jenen Unglücksfällen, welche die Phantasie der Leser der Tagesblätter lebhaft zu beschäftigen pflegen, in seinen Novellen; doch dies alles ist bei ihm nur Mittel, dichterisch verwendetes und verwerthetes Mittel, nicht letzter Zweck — und gerade dadurch unterscheidet er sich von den realistischen Sensationsnovellenschreibern.

Rudolf Gottschall.

Katholisirende Reisebriefe.

Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien. Geschrieben in den Jahren 1825—53 von Alois Flir. Innsbruck, Wagner. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Bücher wie das genannte haben im allgemeinen nur Interesse und einigen Werth für den engern Kreis von Bekannten und Gesinnungsgenossen der Verfasser. Befinden sich in diesem Kreise viele Bücherkäufer und Bücherleser, so mag der Druck gestattet sein, deshalb aber nicht die Veröffentlichung und das Feilbieten auf dem großen Büchermarkte. Zumal das vorliegende Werk darf sich über den bezeichneten engen Kreis hinaus nicht auf ein größeres Lesepublikum Rechnung machen. Einmal ist es kein Buch, sondern nur eine Sammlung von meist flüchtig geschriebenen Briefen, welche dem kurzen Lebensabrisse Flir's, herausgegeben von L. Rapp, zur Ergänzung zu dienen bestimmt scheint; dafür spricht auch der Umstand, daß die einzelnen Briefbündel ohne jede erläuternde Verbindung einander folgen, daß es dem Leser überlassen bleibt, sich in ihnen zurechtzufinden und zu ermitteln, was der Herausgeber eigentlich will. Nicht einmal durch eine Vorrede oder Einleitung werden wir orientirt.

Gegen eine solche literarische Fahrlässigkeit Protest einzulegen, meinen wir um so mehr berechtigt zu sein, als der Verfasser dieser Briefe keineswegs als sonderlich hervorragende Persönlichkeit bezeichnet werden kann und die historische und zumal culturhistorische Bedeutung, welche einzelne Brieffascikel ihres Stoffs wegen haben könnten, ihnen durch das Rhapsodische und Fragmentarische ihrer Form wieder entzogen wird.

Der Verfasser ist Katholik, und diese Briefe sollen uns zeigen, weshalb er Katholik und sogar eifriger Katholik ist. Wir sehen aber nur, daß er eine respectable Persönlichkeit ist, voll von einer gewissen eigenen, innern Anregung, aber gänzlich ohne den Geist der Initiative, ein Mann, der sich nur mehr und mehr den engherzigen Verhältnissen, in die hinein er geboren und erzogen ist, anzupassen und anzubequemen bestrebt ist. Was nicht biegen will, muß brechen, und so erkennen wir deutlich, in wie hohem Grade der Katholicismus für solche Naturen — und vielleicht nicht blos für solche — zum Prokrustesbette wird.

Die ersten Briefe bis S. 16 aus dem Jahre 1825 zeigen uns den Verfasser als Studenten in Tirol, der Verse macht und für einen von ihm begründeten Dichterclub schwärmt. Er plaudert über eine Aufführung der „Ahnfrau" und spricht viel davon, daß er „seine schwachen Fähigkeiten" nun auch an einem Theaterstücke, das Alfred den Großen, König von England, zum Gegenstande hat, versuche. Was die Form betrifft, so sucht er den Mittelweg zwischen Goethe und Schiller, denn jener scheint ihm die Form oft zu sehr vernachlässigt, dieser — sie beinahe allezeit junonisch geschmückt zu haben u. s. w. Die folgenden Briefe bis S. 157 sind meist aus Wien datirt und behandeln die Lektüre und die Studien eines jungen Mannes, dem es in seiner Richtung Ernst ist, dessen Richtung uns aber nicht zu sonderlicher Theilnahme stimmt. Wir sehen, welche Mühe er sich gibt, seine Anschauungen in der traditionellen Schablone unterzubringen, und wie er durch Verschiedenartiges, das er in seinen Mußestunden sich angeeignet, nur verwirrt worden ist und von den „Wahrheiten Roms" abzuweichen in Gefahr kommt. An der Leiche eines Freundes die Wache haltend, schreibt er ungeheuerliche Dinge nieder:

> Die Seele hört nicht auf, Seele zu sein, aber sie hat den alten Leib abgethan und muß im Augenblicke der Trennung vom alten Leibe einen neuen Leib annehmen, d. h. es wird ein neues Wesen geboren. Dieser neue Leib kommt der Seele kraft des göttlichen Willens zu, der ihre Fortdauer will. Gott ist also auch da wieder der Schöpfer; aber da er jeder Seele den ihr zukömmlichen Leib gibt, so ist diese Schöpfung zugleich Gericht, und entweder Belohnung oder Strafe. Ferner ist das neue Wesen durch die Materie seines Leibes schon nothwendig an jenen Ort gesetzt, wo diese Materie waltet, sowie der Leib von Erde nothwendig an die Erde hält. Ebenso ist das neue Wesen schon durch die Art in die Gesellschaft seinesgleichen gesetzt — der gestorbene Freund ist also im Augenblicke des Todes im Gerichte, und vom Gerichte verklärt in einer schönen Lichtwelt, in der Gesellschaft der Heiligen. Gott anschauen wird er wol nicht können, denn kein Wesen sieht Gott, als Er sich Selber u. s. w.

Was in aller Welt den Herausgeber bestimmen konnte, solche Hallucinationen drucken zu lassen, ist uns unbegreiflich; es müßte denn sein, um uns erkennen zu lassen, auf welche Abwege die jungen Geister in den Seminarien gebracht werden. Mit Widerstreben haben wir weiter gelesen, wie der Verfasser in theologisch-philosophischen Grübeleien, denen sich hinzugeben er für Pflicht hält, alle Frische und Eigenkraft einbüßt und 1833 einem Freunde schreibt: „Daß du Haller's «Restauration der Staatswissenschaft» liesest, freut mich sehr; studire ihn und schreibe mir seine Grundansichten, da ich unmöglich Zeit finde, ihn vorzunehmen."

Von 1834, wo Flir nach Innsbruck gerufen wurde, bis 1844 ist eine Lücke — 10 Jahre! — die nicht durch die kleinste Notiz über seine amtliche Thätigkeit ausgefüllt wird. Er schreibt nur ungern noch Briefe, „der Plunder der Alltagsgeschichte legt sich drückend auf mein Leben, durch Tinte und Feder wird man bis zu kranker Reizbarkeit gegen beide abgemüdet; zu diesem Ekel gegen Pult und Geschreibsel kommt noch ein zweiter Grund: man hat seit Jahren die Erfahrung gemacht, wie einseitig, ungenügsam, todt die Buchstabensprache das Innere mittheilt. Und mittels gegenseitiger Misverständnisse, die sich oft bis zu tollem Aerger steigern, eine langgedehnte Correspondenz fortzuschieben, ist denn doch eine miserable Krämerei." Diese Geständnisse lassen uns einen tiefern Blick in das Seelenleben solcher gelehrten katholischen Theologen, wie Flir ist, thun, als der Herausgeber ahnen mochte. Weil sie sich nicht klar sind, über buntscheckige, innerlich taube Hypothesen und Phantasmen Worte und wieder Worte machen, die keinen unzweideutigen Sinn haben und doch mit dem römischen Dogma stimmen müssen, das alles verwirrt und verärgert sie dergestalt, daß kein anderes Ende denkbar ist, als mehr oder weniger behagliche Gedankenfaulheit.

Der Katholicismus, sowie die Religion überhaupt, kann

für das Subject keine Wahrheit und kein Leben sein noch werden — ohne innerste Freiheit. Intoleranz ist der Mord der Religion. Ich bin aus Katholicismus tolerant, aber zugleich auch aus tausend andern Motiven.... Wenn einmal die deutsche Literatur- und Culturgeschichte nicht mehr fast ausschließlich jenseit des Main nach den bekannten Schablonen fabricirt wird, so erhalten die Zustände Tirols, wo mehr geistige Regsamkeit herrschte und herrscht als in gar manchen Provinzen Oesterreichs und Deutschlands, gewiß einige Blätter der Berücksichtigung.

Solche in sich unklare, auf unrichtigen Voraussetzungen beruhende Sätze könnten wir unzählige herausheben, doch mag es an den wenigen genug sein.

Im Mai 1848 wird Flir als Deputirter nach Frankfurt gewählt, damit er, wie seine Wähler ihm verblümt sagen, gegen den Sieg der Radicalen Partei ergreife; die Entfernung oder Vertreibung der Jesuiten und Liguorianer würde man als ersten Schritt gegen Religion und (!) Klerus ansehen; man will nichts lieber, als den ungeschmälerten Besitz und die Ausübung und den Schutz der heiligen Religion u. s. w. Nun folgen S. 158—189 Briefe aus dem Parlamente an die Freunde daheim, vom 14. Juni bis 15. October 1848, traurige Belegstücke, wie wenig, wie gar nicht Männer wie Flir innerlichen Beruf hatten, in jener großen Zeit mitzureden; an Handeln war ja überhaupt nicht gedacht. „Ich bin ein spröder, fast unbändiger Stoff. Ich ringe und werde in meinem Läuterungsprocesse nicht ermüden. In politischer Beziehung neigte sich meine Natur zur Republik" — in Frankfurt entschied er sich jedoch für die constitutionelle Monarchie und war bald wieder der Alte, der für den Reichsverweser und den Sieg des Südens über den Norden schwärmt. Die kirchlichen Streitigkeiten berühren ihn indeß eigentlich nur noch äußerlich:

Günther muß den Humor beiziehen, um mit dessen Harlekinkleide die Blößen seines Denkens zu decken — lieber verzichte ich auf alle Philosophie, als daß ich mich mit dem Schematismus Günther's begnüge — eine zerrissene Welt, Geist und Natur blos zusammenkommend, wie zwei sich begegnende Handwerksburschen, und den himmlischen Vater außer und über der Welt, daß man nicht weiß, wenn er das Firmament über uns eindrückt. Günther nennt's „transscendentale Allgegenwart Gottes", d. h. eine solche, die kein reelles Dasein hat.

Die letzten Briefe sind sämmtlich aus Wien, das dem Verfasser aber so wenig zusagt, daß er sich nach Innsbruck zurücksehnt und dort eine Professur erhalten möchte. Zugleich tröstet er einen Freund, dem eine erhoffte Stelle nicht verliehen ist:

Ich sehe wol, der Weltlauf bewährt sich auch an dir. Die Mittelmäßigkeiten sind bequemer und sie scheinen brauchbarer. Was die Beweglichkeit zum Vorrücken zu geben pflegt, ist der Schmuz der Geschmeidigkeit — übrigens, Freund, übe die Weisheit der Fröhlichkeit; begreife du dieses, erhebe dein edelstes Selbst über diese ekeln Bedrängnisse, laß Heiterkeit strahlen auf deiner jovialisch geschaffenen Stirn. Die Behaglichkeit darf aber keine fingirte sein, sondern sie muß dir von Herzen gehen, denn was hast du sonst davon? „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" — also soll man sich selbst lieben und nicht sich selbst quälen. Die Selbstquälerei ist eine Narrheit.

Damit sehen wir Flir schließlich bei einer Art epikuräischer Grundsätze anlangen, mit denen manche seiner Fachgenossen, wenn auch nur heimlich, anzufangen pflegen: Grundsätze, welche die wirklichen Leitsterne ihres Thuns und Lassens sind, aber es gestatten, daß die Herren Kleriker äußerlich zugleich als eifrige Vertheidiger täglich unverständlicher werdende Lebens- und Glaubensmaximen für die große Menge auftreten. Aber wir haben zur Charakteristik Flir's — und damit seiner meisten Standesgenossen — nur über seine „Briefe" zu referiren gehabt und überlassen es nunmehr dem Leser, sich die Moral selbst zu ziehen.

15.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wer sollte es glauben, daß auch die Production, die wissenschaftliche sowol wie die poetische, unter jenen geheimnißvollen Gesetzen steht, welche die Statistik mit ihren Zahlen ausdrückt? Ihr Dichter glaubt dem freien Aufschwung euerer Phantasie zu folgen, und euere Poesien stehen ganz ebenso unter der Herrschaft der statistischen Ziffer, wie die unehelichen Geburten, die Selbst- und Kindesmorde! Was hilft der Trost aus Schiller's Werken, daß sich alles im Leben wiederholt, ewig jung nur die Phantasie bleibt, wenn auch die Schöpfungen der letztern unter einem sich trocken wiederholenden Gesetze stehen? Ihr habt dem „innern Drang" gehorcht, ihr habt ein Bändchen neuer Gedichte zu Tage gefördert, ihr habt sogar einen Verleger dafür gefunden; und was ist das Ziel, das ihr damit erreicht habt? Die Statistik übernimmt die Beantwortung dieser Frage! Ihr habt die im vorigen Jahre zwischen 900 und 1000 schwankende Ziffer der Productionen auf dem Gebiete der schönen Literatur wieder erreichen helfen, vielleicht, was die Zehner betrifft, ein wenig zum Schwanken gebracht nach der 1000 hin — der Rest ist Schweigen!

Zu diesen und mancherlei andern Betrachtungen ladet die „Systematische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels in den Jahren 1864 und 1865" ein, welche die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" veröffentlicht und die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

		1864	1865
1.	Sammelwerke. Literaturwissenschaft . . .	187	182
2.	Theologie	1411	1411
3.	Jurisprudenz. Polititik. Statistik . . .	875	870
4.	Medicin. Thierheilkunde	495	491
5.	Naturwissenschaft. Chemie. Pharmacie . .	530	517
6.	Philosophie	67	83
7a.	Pädagogik. Deutsche Schulbücher. Gymnastik	777	796
7b.	Jugendschriften	236	239
8.	Altclassische und orientalische Sprachen. Mythologie	386	402
9.	Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur . .	299	297
10.	Geschichte. Biographien. Memoiren. Briefwechsel	546	651
11.	Geographie	247	251
12.	Mathematik. Astronomie	93	107
13.	Kriegswissenschaft. Pferdekunde	156	148
14.	Handelswissenschaft. Gewerbskunde . . .	364	359
15.	Bauwissenschaft. Maschinen- und Eisenbahnkunde. Schiffahrt	179	196
	Latus	6848	7000

	1864	1865
Transport	6848	7000
16. Forst- und Jagdwissenschaft. Bergbau- und Hüttenkunde	84	98
17. Landwirthschaft. Gartenbau	247	225
18. Schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater u. s. w.)	971	935
19. Schöne Künste (Malerei, Musik u. s. w.) Stenographie	403	385
20. Volksschriften	196	212
21. Freimaurerei	21	21
22. Vermischte Schriften	418	460
23. Slawische und ungarische Literatur	198	186
24. Karten	178	139
Summa	9564	9661

Die Vergleichung der beiden Jahrgänge des deutschen Verlags ergibt, daß die Ziffern, welche die Höhe der Production in den einzelnen Literaturzweigen bezeichnen, nur in verhältnißmäßig unbedeutendem Grade schwanken, und daß die Statistik daher vollkommen berechtigt ist, die deutsche Production und den deutschen Verlag, als beherrscht von mathematischer Nothwendigkeit, in ihre Rubriken einzutragen.

Als die fruchtbarste aller Wissenschaften erweist sich die Theologie, welche mit 1411 Nummern in dem Jahre 1864 wie in dem Jahre 1865 verzeichnet steht. Bei der Theologie wird man diese bis auf die Einer stimmende Production wol nicht auf die Gleichmäßigkeit der Inspiration schieben können, sondern einfach als ein Wunder betrachten dürfen. Die Theologie behauptet mithin, wie auf der Rangliste der Facultäten, so auch im deutschen Verlagsbuchhandel den ersten Rang. Gleich hinter ihr aber kommt die schöne Literatur mit der Ziffer von 935 Werken, was gegen das vorausgehende Jahr ein jedenfalls erfreuliches Minus von 36 Schriften ergibt. Jeder Dichter wird sein Auge mit stiller Wehmuth auf diesen 935 nach der Unsterblichkeit ringenden poetischen Productionen ruhen lassen! Sein eigenes, bei der Gleichgültigkeit der Gegenwart auf die Nachwelt berechnetes Werk hat mit fast 1000 gleichstrebenden Schöpfungen den Wettlauf nach jenem im blauen Nebel verschwimmenden Ziele des Nachruhms zu unternehmen. Und alljährlich kommt eine gleiche Zahl hinzu!

Noch mehr — es hängt Gewicht sich an Gewicht
Und ihre Masse zieht uns schwer hinab.

Quousque tandem — o es gehört Geduld dazu, diesen Nachwuchs von Generation zu Generation ruhig auf sich einstürmen zu lassen, und es gehört Muth dazu, im Angesichte dieser Tausende, welche dafür sorgen, daß die Ziffer der Hinrichs'schen Uebersicht nicht von ihrer stolzen Höhe in den nächsten Jahren heruntersinkt, sich mit dem Lorber der Plateniden zu schmücken! Nach der schönen Literatur kommt die Jurisprudenz mit Politik und Statistik, welche im Jahre 1865 nur ein Minus von 5 Schriften aufweist. Das Jahr 1866 wird diese Ziffer wesentlich erhöhen, wenn die sämmtlichen Versuche, die Welcker'sche Preisfrage zu lösen, im Druck erschienen sein werden; doch es wird vergeblich sein, dies Ei des constitutionellen Staatsrechts auf die Spitze zu stellen. Da bleibt nur die Lösung des Columbus übrig und die hat schon Ferdinand Lassalle in seiner Broschüre „Recht und Macht" gegeben.

Die Sammelwerke und die Literaturwissenschaft sind 1865 mit 182 Schriften vertreten, ebenfalls nur 5 weniger als 1864. Die Medicin hat gar nur 4 Schriften weniger, die Naturwissenschaft 13, neuere Sprachen und altdeutsche Literatur 2, die Literatur der schönen Künste 18; dagegen hat die Geschichte nebst Biographien u. s. w. das bedeutendste Plus aufzuweisen, welches die ganze Bilanz zu Gunsten des Jahres 1865 in die Höhe schnellt, ein Plus von 105 Werken; wir haben bereits in unserer Jahresrevue nachgewiesen, daß die deutsche Geschichtschreibung an einer Hyperproduction leidet, die durch das Aufwühlen des archivarischen Staubes verursacht wird; wir finden die Thatsache durch die statistische Zahlenangabe bestätigt. Nächstdem haben die altclassischen und orientalischen Sprachen um 16, die Mathematik und Astronomie um 13, die Pädagogik um 19, die Volksschriften um 16, die vermischten Schriften um 42 Werke ihren Etat vermehrt, während die Freimaurerei wie die Theologie bei derselben Ziffer, 21, mit mystischer Genauigkeit stehen geblieben ist.

Da sich die Statistik zu einer Art moderner Vorsehung gemacht hat, so läßt sich gegen ihre Fortsetzungen nicht rebelliren. Beugen wir uns, Poeten und Nichtpoeten, alle Arbeiter im Weinberge der Literatur, unter die Gewalt der Ziffer, der unbeugsamen Thatsache! Lernen wir erkennen, daß der Büchermarkt, wie der Woll- und Getreidemarkt, denselben nationalökonomischen Gesetzen gehorcht!

Noch aber hat das statistische Register eine empfindliche Lücke; es fehlt die Statistik — der Krebse auf allen diesen Gebieten; es würde sich sonst vielleicht ergeben, daß von diesen 9661 nur die 600, welche die Brücke zu den 10000 zu schlagen suchen, einen glänzenden oder erträglichen Erfolg hatten, während 9000 mehr oder weniger den Weg alles Fleisches wandeln. Die deutsche Hyperproduction, welche fast jeden Leser zugleich als Schriftsteller erscheinen läßt, kann nur unschädlich gemacht werden durch die strenge Kritik des Verlagsbuchhandels, der ihr gegenüber sich eine eiserne Stirn aneignen muß; denn es geht in der literarischen Makulatur dem deutschen Volke ein beträchtlicher Theil seiner Arbeitskraft verloren!

Bibliographie.

Belani, H. E. R., Goethe und sein Liebeleben. Historischer Novellenkreis. 3 Thle. Leipzig, C. F. Schmidt. 8. 3 Thlr.

Berna, D. A., Kritik der preußischen Politik und Rechtfertigung Oestreichs in Behandlung der Fragen, welche Dänemark, Deutschland und die Herzogthümer betreffen, dargelegt. Frankfurt a. M., Verl. f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 10 Ngr.

Bippen, W. v. — Zur Erinnerung an Wilhelm v. Bippen. 21 Gedichte aus seinem Nachlaß. Weimar, Böhlau. 8. 5 Ngr.

Deutsche Blätter. Literarisch-politisches Sonntags-Blatt. Jahrgang 1866. 52 Nummern. Leipzig, Keil. Gr. 4. Vierteljährlich 6 Ngr.

Bronsky, B., Der Czar oder das enthüllte Petersburg. Historischer Roman und Sittengemälde aus der neuesten Geschichte Rußlands. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Deutschland's Untergang oder Auferstehung? Ein Sendschreiben an's deutsche Volk jeden Standes, Alters und Geschlechts. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Deutscher Dichtergarten. Organ für die gegenwärtige poetische Literatur unseres Volkes. Red.: A. Frenzel und F. Rausch. Jahrgang 1866. 52 Nummern. Frankfurt a. M., Knatz. Lex.-8. Vierteljährlich 15 Ngr.

Ernst, J., Vier Novellen. 2 Thle. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 1 Thlr.

Grässe, Sagenbuch des preußischen Staats. 1ste Lief. Glogau, Flemming. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grünhagen, C., Die Correspondenz der Stadt Breslau mit Karl IV. in den Jahren 1347—1355. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Gr. 8. 4 Ngr.

Mantels, W., Aus dem Memorial oder Geheim-Buche des Lübecker Krämers Hinrich Dunkelgud von 1479 bis 1517. Lübeck. 4. 7½ Ngr.

May, J., Der Kurfürst, Cardinal und Erzbischof Albrecht II. von Mainz und Magdeburg, Administrator des Bisthums Halberstadt, Markgraf von Brandenburg und seine Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Reformationsgeschichte. Jahre 1514—1545. 1stes Heft. München, Franz. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Postel, O., Palästina, Land und Volk. Dargestellt nach biblischen Studien. Langensalza, Greßler. Gr. 8. 24 Ngr.

Raub, C., Der schwarze Fritz. Historisch-romantische Erzählung aus dem Bauernkrieg. Reutlingen, Rupp u. Baur. 1865. 8. 3 Ngr.

Rogeard, A., Armes Frankreich! Zeitgedichte. In freien Versmaßen übersetzt von A. Strodtmann. Hamburg, Restler u. Melle. 1865. 8. 7½ Ngr.

Seifert, Reise von Deutschland nach Ungarn, Italien, der Türkei, Klein-Asien, Syrien, Palästina, Aegypten, Griechenland, der Schweiz und Frankreich. Dresden. 8. 1 Thlr.

Teniers, A. (E. A. Herzl), Petöfi. Ein Lebensbild. Wien, Last. 16. 10 Ngr.

Trömel, P., Schiller-Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schiller'schen Werke bilden. (Nachgelassene Schrift.) Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 20 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Erzählungen. Zwickau, Buchh. d. Volksschriften-Vereins. 8. 4½ Ngr.

Zehender, F., Hauspoesie. Eine Sammlung kleiner dramatischer Gespräche zur Aufführung in Familienkreisen. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 15. Februar 1866.

Inhalt: König Murat als Romanheld. Von **Rudolf Gottschall**. — Die Schmähschrift: „Goethe als Mensch und Schriftsteller" (1823), und die Goethe zugeschriebene Abhandlung über die Flöhe. Von **Heinrich Düntzer**. — Neue Werke über Palästina. — Ein Beitrag zur russischen Geschichte. Von **Aurelio Buddeus**. — **Feuilleton**. (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

König Murat als Romanheld.

Unter den Marschällen und Prinzen des ersten Kaiserreichs nimmt König Murat durch seine phantastische Erscheinung und durch seine abenteuerlichen Lebensschicksale offenbar das meiste romanhafte Interesse in Anspruch. Sohn eines Gastwirths, längere Zeit selbst als Kellner beschäftigt und später Herrscher über das schöne Neapel auf dem Throne der Bourbons — welch ein kühner Protest gegen das Princip der Legitimität liegt in dieser Thatsache! Während Napoleon selbst noch immer als ein corsischer Edelmann mit byzantinischen Stammbäumen eine gewisse Gleichberechtigung mit den regierenden Häuptern Europas, die ja auch aus dem Adel hervorgegangen waren, in Anspruch nehmen konnte, war Murat ein echter Sohn des Volks, ein Plebejer, der sich mit der Königskrone eines schönen Landes schmückte. Am ähnlichsten hierin ist ihm Bernadotte, der aber doch als der Sohn eines Rechtsanwalts mehr aus dem Bürgerthum stammte und in dessen Lebensschicksalen ein, wir möchten sagen mehr pragmatischer Zusammenhang herrschte als in Murat's romantischen Abenteuern, die zu einem so tragischen Ende führten. Und welche phantastische Erscheinung, dieser Reiterkönig in der lichtblauen Kutka mit den goldenen Schnüren, den aufgeschlitzten Aermeln und goldgelben Unterärmeln, den purpurfarbenen Beinkleidern mit der Goldtresse, dem goldbordirten Hut mit dem Reiherbusch und den Straußenfedern! Erschien er nicht wie ein vergoldeter Theaterkönig, und doch ein echter König von Neapel, von dieser Stadt der bunten und grellen Farben, der himmelschreienden Farbenharmonie! So recht südlich phantastisch, und doch kein Komödiant zu Roß, sondern ein sieggewohnter Reiterfeldherr, hinter dem die endlosen Schwadronen des Kaiserreichs in die Schlacht jagten! Und so auch ungestüm in seinen Entschlüssen und in dem voreiligen Losschlagen 1815, das ihm nach dem Verlust der Schlacht von Tolentino die Krone kostete, unbesonnen wie in der mehr als normännischen Abenteurerfahrt in die Bucht von Salerno, um mit einer Hand voll Getreuer eine Krone zu erobern und — ein Kriegsgericht und die tödliche Kugel zu finden. Ein Romanheld ist dieser Murat ohne Frage, ob auch ein Tragödienheld? An einer tragischen Schuld fehlt es ihm nicht; sie liegt in seinem Abfall von seinem Wohlthäter Napoleon, in seinen zweideutigen Verhandlungen mit den Verbündeten. Doch würde für das Drama die Handlung zu sehr in Ort und Zeit zerfahren sein und sich nur für eine fragmentarisch zersplitterte, blos für die Shakspeare-Bühne passende Historie eignen.

Es liegen uns zwei neue Romane vor, die den König Murat zu ihrem Helden gewählt haben:

1. Die letzten Tage eines Königs. Historische Novelle von Moritz Hartmann. Stuttgart, E. Hallberger. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Zwanzigster Jahrgang. 1865. Dreizehnter bis funfzehnter Band: König Murat's Ende. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1865. 8. 1 Thlr.

Moritz Hartmann hat für den beschränktern Raum einer historischen Novelle einen kürzern Abschnitt aus dem Leben seines Helden gewählt und zwar den abenteuerlichsten: sein Umherirren im südlichen Frankreich, wo er auch nach der Geschichte in einem Hühnerstall vor den umherspürenden Feinden verborgen war, seine Meerfahrt auf der schwanken Barke, seine Landung in Corsica, seine Begegnisse auf der Insel, wo er einen ihm selbst verderblichen Enthusiasmus erregte, seine Werbungen und seine Abfahrt nach der neapolitanischen Küste, seine Gefangennehmung und seinen Tod durch die Kugel der Bourbons. Im Grunde ist diese Novelle wenig mehr als poetisch ausgeschmückte Biographie; denn sie verläuft ganz an dem durch die Geschichte gegebenen Faden. Die freierfundenen Episoden aber nehmen kein selbständiges romanhaftes Interesse in Anspruch; die Spannung concentrirt sich immer um Murat und sein Schicksal. Dagegen ist die Darstellung selbst von großer Anschaulichkeit und epischer Klarheit, künstlerisch maßvoll und wohl abgewogen, und diese Trefflichkeit des epischen Stils ist das Anziehende der Erzählung. Die Scenerie und die Gestalten, die uns der Autor vorführt, sehen wir in festen Umrissen, stets im günstigen Licht und in der richtigen Perspective;

überall zeigt sich das Verständniß der epischen Optik und Stereoskopie. Dagegen tritt das psychologische und charakteristische Element mehr zurück, mindestens gewinnt der innere Seelenproceß des Helden, der gerade in dieser Situation von höchstem Interesse ist, nirgends einen bedeutsamern dramatischen Aufschwung. Nicht als ob die Motivirung abrupt und unverständlich wäre, der pragmatische Zusammenhang der Begebenheiten ist einleuchtend, aber er bleibt mehr pragmatisch-historisch, und ist nicht dichterisch-vertieft.

Von den freierfundenen Gestalten des Dichters sind nur Benvenuta, die Tochter des ehemaligen Murat'schen Generals, des Corsen Franceschetti und der Araber Nadir, ein treuer Diener Murat's, zu erwähnen. Der Gang der beiden zu den Banditen, den Pflegern der Vendetta in den einsamen Felsgegenden der Insel, ist von Hartmann in poetisch anziehender Weise erzählt. Der glatte, gleichmäßig plane Stil des Dichters, der dabei doch so lebendig schildert, macht sich in dieser Erzählung mit allen seinen Vorzügen geltend. Die Sitten und Zustände der Insel, wie sie uns in der Todtenfeier an der Leiche des gefallenen Banditen vorgeführt werden, sind den deutschen Lesern bereits durch das treffliche, ebenso sachgemäße wie hochpoetische Werk von Ferdinand Gregorovius über Corsica bekannt, in welchem eine große Zahl corsischer „Voceri" mitgetheilt werden, Klagelieder, von denen uns auch Moritz Hartmann eine in ein ansprechendes dichterisches Gewand gekleidete Probe gibt. Als Probe des dichterisch edeln Stils der Novelle führen wir die Schilderung Vescovatos an, des Ortes, wo Joachim Murat in Corsica ein Asyl fand:

Ein Paradies, ja wahrlich ein Paradies, auf der herrlichen Insel einer der herrlichsten Winkel, überhaupt auf der weiten Erde eine der holdesten, lieblichsten, zaubervollsten Gegenden ist das Kastanienländchen oder die Castagniccia, und doch ist es nur der Schrein zu einem Juwel und dieses Juwel ist der Ort Vescovato, der Hauptort der Castagniccia. Wohl dem, der die Castagniccia und ihr Vescovato gesehen hat. Dorthin lud der edle Corse, Graf Buttafuoco — wir kommen hierherwandernd an seinem Thurme vorbei — den armen Selbstquäler Jean Jacques Rousseau; wäre dieser der Einladung gefolgt, er, der Anbeter der Natur, hätte die Natur noch inniger lieben gelernt, und sein ewig wacher Argwohn wäre unter der großartigsten Gastfreundschaft der Welt entschlummert und seine kranke Seele wäre gesundet. Wo auf weiter Erde gibt es einen schönern Frieden als im Schatten dieser Kastanienwälder, an der Schwelle jenes von Ephen bedeckten Klosters, am Rande dieses rauschenden Wildbachs, auf allen diesen Wegen und Pfaden, die sich durch hohe Ericabüsche, durch üppige Rebengelände, durch Orangenalleen, an den Hügeln hin und herauf- und herunterwinden? Von hohen Bergen ist dieses Paradies schützend umschlossen, umarmt wie von himmlischen Wächtern; damit aber keiner der himmlischen Erdenreize fehle, öffnen sich diese Berge dem Osten zu und der Blick schweift frei hinaus über die glückliche Golo-Ebene, über das blau-purpurne Meer, hinüber über die Inseln bis an die Küsten Italiens. Ja, glücklich, glücklich, wer hier im Abendschatten wandelte, und dem zu dem Frieden der Natur das Ave-Maria-Glöcklein jenes ephenbedeckten Klosters noch den höhern Frieden ins Herz läutete. Es ist ein Friede, den die Erinnerungen an alle die Thaten und Männer dieses geschichtlichen Orts der kampfberühmten Insel nicht stören, sondern erhöhen, denn es sind erhabene Helden, die hier gestritten, und es sind heilige Kämpfe, die hier gekämpft wurden, Kämpfe für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Vaterland. Jedes dieser Häuser und Hütten weiß von einer großen That zu erzählen; in jedem dieser Häuser wohnten Menschen, die große Thaten gethan oder von großen Thaten zu berichteten. In Vescovato weilten oder wurden die edelsten Männer geboren, in Vescovato sind ihre größten Chroniker und Geschichtschreiber zu Hause.

Seht z. B. jenes Haus, das etwas abgesondert von den andern Häusern Vescovatos daliegt und mit zwei Geschossen über die andern hervorragt, von üppigem Baumwuchs umgeben und von einer tiefen Stille, die nur durch das Gemurmel des Brunnens und durch das Girren der zahlreichen Tauben, die es umkreisen, unterbrochen wird, es ist das Haus der Ceccaldi — unter seinem Dache wurde der Historiker Corsicas Ceccaldi, geboren, und der große General Andrea Colonna Ceccaldi, der Triumvir mit Gaffori und Hyacinth Paoli, dem großen Vater des größern Sohnes Pasquale Paoli. Dieses Haus steht sozusagen auf jeder Seite der Geschichte Corsicas, die meisten Helden vieler Jahrhunderte dieser heldenmüthigen Insel sind hier eingekehrt; wie oft wurde hier Rath gehalten über die Art der Bekämpfung des Erbfeindes, des verfluchten Genua, des grausamen, hab- und blutgierigen Genua. Ein Heiligenschein liegt auf diesem Hause, denn es ist zugleich ein Tempel des Gastrechts; es hat zu allen Zeiten Hunderte und Hunderte von Flüchtigen und Verfolgten geborgen und zeichnet sich durch Gastlichkeit aus, selbst in dem gastlichsten aller Länder, in Corsica.

Zu den trefflichsten Partien des Romans gehört auch die Schilderung von des Königs Meerfahrt aus der Rhede von Toulon nach Corsica mit ihren wechselnden Erlebnissen und Stimmungen. Es ist dies eine ebenso anschauliche wie spannende Darstellung.

Der dreibändige historische Roman: „König Murat's Ende" von Bernd von Guseck (Nr. 2), hat natürlich ganz andere Dimensionen als die Novelle von Hartmann; er umfaßt einen bei weitem größern Zeitraum aus Murat's Leben. Wir werden eingeführt in seine schwankende Politik während der Jahre 1813, 1814 und 1815; sein Feldzug gegen Napoleon 1814, wenn es auch nur ein Scheinfeldzug war, an der Seite der Verbündeten in Oberitalien, wie sein Feldzug zu Gunsten Napoleon's 1815 gegen die Oesterreicher fallen in den Rahmen der Handlung; selbstverständlich auch die von Hartmann geschilderten spätern Abenteuer, seine Irrfahrten, sein Tod. Wir müssen indessen rühmend hervorheben, daß dieser Roman durchaus keiner der beliebten Memoirenromane ist, in denen uns die Biographie der Helden wiedergekäut wird und oft nicht einmal über den ersten Magensack, den Pansen, hinauskommt, wo die grobgekäuten Nahrungsmittel liegen bleiben. Wir erhalten keine in Kapitel auseinandergefaserte Lebensgeschichte des Helden, sondern es ist eine selbsterfundene Handlung, welche zugleich geeignet ist, ein Culturgemälde der damaligen neapolitanischen Zustände vor uns zu entrollen, aus dem sich dann das Bild des Helden um so vielsagender heraushebt. Murat erscheint erst mit dem zweiten Bande; der ganze erste Band beschäftigt sich mit den romanhaften Verwickelungen der freierfundenen Handlung, die sich zunächst an einen jungen Deutschen knüpfen, der in Italien seinen in Murat's Diensten befindlichen Onkel, Grafen Orkum, besucht und

zu dessen Frau Virginia eine schwärmerische Neigung faßt. Dieser den Welthändeln fremde deutsche Gelehrte mit seiner platonischen Liebe am Fuße des Vesuv ist eine durchaus anziehende Figur. Er wird willenlos in die Intriguen der Carbonari verwickelt, gefangen genommen, zum Tode verurtheilt, begnadigt und ist am Schlusse der Glückliche, der, während Throne stürzen und Reiche splittern und König Murat im Corridor des Schlosses von Pizzo von den Kugeln der bourbonischen Soldaten fällt, seine inzwischen zur Witwe gewordene Geliebte heimführt.

Es ist das Recht des Romans, uns in geheimnißvolle Zusammenhänge einzuführen, mit deren Lösung sich unser Scharfsinn angelegentlich beschäftigt, bis uns der Autor am Schlusse selbst das Wort des Räthsels gibt. Während die Voraussetzungen des Dramas von Haus aus den Hörern klar sein müssen und die Spannung derselben auf die **Zukunft** hinausgeht, wie sich aus diesen gegebenen Vorbedingungen, die den Mitwirkenden oft ebenso verhüllt, wie dem Publikum entschleiert werden, durch Stoß und Gegenstoß die Handlung entfalten wird: so geht die Spannung des Romans gleichzeitig und noch mehr auf die **Vergangenheit** zurück, indem wir Begebenheiten sich aus einem dunkeln Keim, aus unenträthselten Antecedentien entwickeln sehen, sodaß die, wie alles zeitliche Geschehen nach der Zukunft fortstrebende Handlung doch gleichzeitig als gebunden erscheint durch die Vergangenheit, auf deren Erhellung wir gespannter sind als auf den Fortgang der wesentlich durch sie bedingten Ereignisse.

Von diesem Recht des Romanschriftstellers macht Bernd von Guseck den ausgedehntesten Gebrauch. Schon die Rolle, welche Prinz Camillo spielt, erscheint in vielfachen Vorgängen dunkel und tritt erst allmählich mit allen ihren verborgenen Tendenzen mehr zu Tage. Dieser Prinz ist der Vertreter einer macchiavellistischen Intrigue, des Carbonarithums, das in seinen letzten Zwecken auch über die Throne hinweggeht, ein Vorläufer des Mazzinismus, in seiner Lahmheit gleichsam ein hinkender Bote der Republik. Doch der Autor ist weit davon entfernt, uns in das Programm dieses Politikers von Haus aus einen Einblick zu verstatten; er läßt uns lieber über mancherlei Motive seines Benehmens, gegenüber seiner Familie und dem König, im Dunkel, um erst allmählich den Schleier zu lüften.

Noch dunkler ist die Vorgeschichte der Heldin des Romans, der Principessa Virginia. Wir werfen einen Blick in allerlei Familienzerwürfnisse, wir sehen sie mit dem eigenen Vater zerfallen; wir sehen die Ehe mit dem Gatten als eine durchaus eigenthümliche, wir ahnen in der kleinen Maddalena ihre Tochter; doch erst ganz zum Schluß erhalten wir den Schlüssel zu diesen Misverhältnissen, welche allerdings dadurch erst in die wahrhaft problematische Beleuchtung gerückt werden. Ihre Ehe mit dem Grafen Orkum war eine Scheinehe, um eine jugendliche Verirrung zu vertuschen, von der kein anderer als König Murat die Verantwortung trug.

So berechtigt indeß die geheimnißvolle Verhüllung ist, in welcher der Romandichter eine derartige Vorgeschichte und ihren Zusammenhang lange Zeit hindurch unserm Auge entzieht, so erscheint es uns doch fehlerhaft, daß wir auch da, wo Bernd von Guseck den Schleier hebt, nur flüchtige Andeutungen erhalten. Gerade dann aber hat der Roman das Recht, selbständige Kapitel mit all der ausmalenden Breite des epischen Stils einzuschieben und den Gang der Ereignisse durch diese, das Versäumte nachholende, ein selbständiges Ganzes schaffende Darstellung zu unterbrechen. Nicht einmal als erlaubte Episode würde diese Liebesnovelle Murat's hier erschienen sein, sondern als durchaus zu der innern Entwickelung des ganzen Romans gehörig. So beiläufig durfte der Autor nicht eine für den Charakter seines Helden so bezeichnende Handlungsweise erwähnen, um so weniger, als uns der Roman gar keine neuen Liebesabenteuer des Königs vorführt, sodaß dies Streiflicht noch dazu ein ganz vereinzeltes bleibt. Ja, die Architektonik des Werks verlangte für die Liebe des Königs zur schönen Principessa um so mehr einen, wenn auch spät gewährten, doch ausreichenden Raum poetischer Schilderung, als der ganze Bau des Romans ja auf dieser Grundlage ruht und wir von ihr aus erst alle Charaktere und Situationen desselben begreifen lernen. Wir glauben nicht, daß es eine Pruderie der Muse des Autors war, welche sich scheute, uns ein so leidenschaftliches und folgenschweres Verhältniß vorzuführen, indem das Verletzende, was in der Thatsache einer „verdeckenden Ehe auf höhern Befehl" liegt, durch die lakonische Erwähnung mehr hervorgehoben als vertuscht wird; wir glauben vielmehr, daß der Autor sich scheute, dort, wo die Enthüllungen stattfinden und die Handlung des Romans zum Schlusse hindrängt, noch ein breit ausgeführtes Gemälde vergangener Zeiten einzuschieben. Dennoch gehört dies zu den retardirenden Elementen, zu denen der Epiker jederzeit volle Berechtigung besitzt.

Was den mehr historischen Theil des Romans betrifft, so sind uns die politischen Verhältnisse in klarem Zusammenhang geschildert; die schwankende Politik des Königs tritt in ihren Motiven klar vor uns hin; sein eigener Charakter, wie der seiner energischen Gattin Karoline, der Schwester Napoleon's, übt einen gewissen fesselnden Zauber durch die romantische Ritterlichkeit, die ihm zu Grunde liegt, und durch den Ungestüm kühner Thatkraft. Wir erhalten jedenfalls ein interessantes Bild dieses merkwürdigen plebejischen Königs. Nur hätten wir, gegenüber der conspirirenden Aristokratie, den demokratischen Zug seines Charakters noch schärfer hervorgehoben gewünscht, ebenso seine geschichtliche Bedeutung; denn gegenüber den Bourbons vertrat er doch das Princip des geschichtlichen Fortschritts — und das ist das wahrhaft Tragische in seinem Untergang: Moritz Hartmann hat dies schärfer betont. Was die kriegerischen Operationen des Königs betrifft, so sind sie mit kundiger Hand gezeichnet, und namentlich zeigt die Darstellung der Schlacht von Tolentino von einer Sachkenntniß, welche nirgends in die Trockenheit taktischer Auseinandersetzungen verfällt, sondern nur

der lebendigen Schilderung eine gediegene und feste Grundlage gibt.

Die Landung bei Pizzo und der Tod des Königs erscheinen uns von Bernd von Guseck spannender erzählt, als in dem Schlußkapitel der Hartmann'schen Novelle. Die Charaktere des Romans sind ansprechend contrastirt, namentlich ist der etwas rohe Graf Orkum eine treffliche Gestalt. Am wenigsten Interesse erregen die Charaktere aus dem Volke, wie sich überhaupt in diesen episodischen Scenen manches Weitläufige mit einschleicht.

Die Sprache des Romans ist von edler Haltung. Wir theilen ein Landschaftsbild aus demselben mit, zur Parallele mit dem von Moritz Hartmann. Es schildert die Fahrt der Heldin nach einem Sommerschloß, der Rosaja:

Der Weg, welcher ihr heute zur Ewigkeit sich dehnte, senkte sich endlich in ein Thal, und der graue Schleier, welcher die ganze Gegend verhüllt hatte, schien sich plötzlich zu lichten. Ein frischer Wind von der Höhe setzte das träge Gewölk, das am Himmel gelastet hatte, in Bewegung, noch ein heftiger Regenguß, der auf die Kutschendecke prasselte, dann zerrissen die Wolken, der Wind fegte sie stürmisch zur Seite, ein erster Sonnenblick, und die Natur zeigte ihr zauberschönes Antlitz wieder, das nur zu lange missfarbig bedeckt gewesen war. So fuhr Virginia in das liebliche Thal ein, in welchem die Rosaja lag; es war, als komme mit ihr, der Herrin, wieder Freude und Licht in das dunkle Gefild. Auch ihr war die Umgebung des Landhauses, dem sie sich nahte, noch nie so reizend erschienen als heute. Die schön und phantastisch geformten Kuppen, in welchen der Thalrand sich dahinzog, die Weingärten mit den weißen Winzerhäuschen, am Wege der muntere Bach, der ihn begleitete und heute, vom Regen geschwollen, hundert übermüthige Cascadellen bildete, die Kapelle droben, von der Sonne wie mit einer Glorie umstrahlt, die bunten Herzblumen, die Gebüsche, im Lichterspiel demantner Regentropfen funkelnd, und das Haus selbst, so wohnlich, so friedlich unter den hohen Bäumen ihr entgegenschauend — Virginia hatte sich weit aus dem geöffneten Fenster gelehnt und nahm all die Schönheit in vollen Zügen in sich auf. Sie fühlte sich schier immer so glücklich; war dieser Bach der Lethe, welcher sie alles vergessen ließ, was jenseit der Höhe lag, von wo sie in das Thal einfuhr?

Die Haltung der Hartmann'schen Novelle ist allerdings im ganzen künstlerischer; aber der Roman Bernd von Guseck's ist spannender und reicher an Erfindung. Wir halten derartige Stoffe neuerer Geschichte am geeignetsten für den historischen Roman, weil wir mit ihren Helden sympathisiren und mancherlei Fäden noch aus der nächsten Vergangenheit in die Gegenwart hineinreichen, während die mittelalterlichen „Geschichtsklitterungen" jeder Art doch nur ein sehr vermitteltes Interesse in Anspruch nehmen.

Rudolf Gottschall.

Die Schmähschrift: „Goethe als Mensch und Schriftsteller" (1823), und die Goethe zugeschriebene Abhandlung über die Flöhe.

Welcher Mittel Goethe's öffentliche Gegner und Feinde noch zu seinen Lebzeiten sich gegen diesen bedienten, ist eine nicht unfruchtbare Betrachtung; zeigt sie uns ja dieselbe Unredlichkeit und Verbissenheit, nur offener und unverschämter, welche auch heute noch, zum Theil unter dem Deckmantel der Religion und Sittlichkeit, gegen unsern größten Dichter, den in seiner ganzen menschlichen Bildung zu erkennen freilich wenigen gegeben ist, ihre Pfeile zu richten sich nicht entblödet. Goethe selbst theilte einmal seine zahllosen Gegner in fünf Klassen, insofern sie aus Dummheit, oder aus Neid, oder aus Mangel an eigenem Erfolg, oder aus Gründen, oder aus abweichender Denkungsweise sich gegen ihn zur Wehr setzten; nur die Gegner aus gemeinem Muthwillen hat er übergangen. Ein solcher tritt uns in der obengenannten Schmähschrift entgegen, deren Täuschung neuerdings wieder von buchhändlerischer Betriebsamkeit benutzt worden ist, gedenk des Wahlspruchs: Lucri bonus odor!

Im Anfang des Jahres 1823 trat eine Schrift unter folgendem Titel an das Licht der Welt: „Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glover. «Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!» Braunschweig 1823. Gedruckt und verlegt von der fürstlichen Waisenhausbuchdruckerei." Daß aufgeschnittene und beschmuzte Exemplare nicht zurückgenommen würden, findet sich auf dem Umschlag bemerkt. Voran geht S. 3—7[illegible] ein „Friedrich Glover" unterschriebener Prolog, der mit der Bemerkung beginnt:

Die vorliegende Schrift erschien zuerst in der edinburger Literaturzeitung, ward aber nachher, mit wenigen Veränderungen und Zusätzen, besonders wieder abgedruckt und so in Form einer eigenen Abhandlung durch ganz England verbreitet. Da ihr Gegenstand ein Gelehrter(!) ist, welchen das gebildete deutsche Publikum allgemein verehrt und bewundert, so glaubte der Uebersetzer sich um seine Nation ein Verdienst zu erwerben, wenn er das englische Original in deutschem Gewande auftreten ließe, um einsichtsvolle Männer vielleicht zu einer genauern Würdigung der Verdienste Goethe's zu veranlassen.

Könne man dem Kritiker auch nicht überall beistimmen, besonders da, wo er die deutsche Nation und ihre Literatur im allgemeinen angreife, so werde man doch zugeben müssen, daß der herbe Tadel gegen Goethe weder unüberlegt und absprechend noch durchweg unverdient sei. Die Behauptung, Goethe habe seinen Gegner durch verschiedene Aeußerungen über die Engländer zum Unwillen gereizt, wird auf wunderliche Weise durch die Stellen in „Dichtung und Wahrheit" (XXII, 147 fg., 153, 161 fg.) und seine Bemerkung (XXI, 18) über die „Wunderlichkeiten der englischen Aussprache", das „Besondere ihres Tons und Klangs" und das „Besondere der persönlichen Eigenheiten des Engländers" (es ist aber dort von einem ganz bestimmten jungen Engländer die Rede) zu begründen gesucht. Von S. 77—151 folgt, in 38 Paragraphen getheilt, die Uebersetzung des englischen Aufsatzes mit einigen Anmerkungen, worin der Uebersetzer ein paar so starke wie ungerechte Ausfälle gegen die Deutschen widerlegt, meist aber gegen Goethe sich richtet und ein paarmal sogar das, was dieser von englischer Sitte erwähnt, geradezu leugnet, obgleich der englische Verfasser es ohne irgendeinen Widerspruch hatte durchgehen lassen und Goethe in dem, was er sagt, durchaus recht hat. Auch kann er sich einmal nicht enthalten, ihm einen untergeordneten Rang in der Ballade anzuweisen, worin er

wie längst anerkannt sei, sich mit Bürger durchaus nicht messen könne. Er verübelt es Goethe arg, daß er das „Märchen" seiner Heilung durch ein angebliches Wundersalz zu erzählen gewagt habe, da derartige Erzählungen mehr schadeten als nützten, ja er stößt sich sogar an seine Aeußerung über das Vergnügen, Friederike „beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen", da erkennen „an die elegante lateinische Redensart carnaliter cognoscere erinnere". Auf einen Arzt deutet die Bemerkung hin, das unanständige Betragen Lucindens, der Tanzmeisterstochter zu Strasburg, sei Nymphomanie gewesen, wie die vollständig mitgetheilte Beschreibung dieser Krankheit von einem berühmten französischen Arzt beweise.

Der Herausgeber läßt ganz unerwähnt, daß bereits Oken in der „Isis" 1817 (Nr. 42—48) von diesem im Juni 1816 erschienenen englischen Aufsatze eine Uebersetzung gebracht hatte, wobei er zum Schlusse bemerkte: „Ganz und wörtlich übersetzt, einige Stiche abgerechnet, die sich in unserer gutmüthigen Sprache nicht hinlänglich geben ließen", und hinzufügte: „Wir haben uns lange umgesehen, an welchem lebenden englischen Schriftsteller für vorliegende Frevelthat wol Rache zu nehmen wäre; aber ungeachtet vorstehender Kritik unsern Muth nicht kühlen können. Der englische Kritikus hätte seinen Witz an folgendem Stückchen mit mehr Anwendung können scheinen lassen" (an der Art, wie Malone sich an dem echten Bilde Shakspeare's zu Stratford vergangen). Wenn Oken jene böswillige, von keinem Verständniß Goethe's zeugende Beurtheilung seiner Lebensbeschreibung, welche man irrig eine Zeit lang Byron zuschrieb, als eine Curiosität mittheilt, so stimmt unser Herausgeber in allem, was sie gegen Goethe Albernes und Gehässiges vorbringt, ihm von Herzen bei und hält es noch sechs Jahre nach der Veröffentlichung in der „Isis" der Mühe werth, sie in einer besondern Uebersetzung dem deutschen Volke darzubringen, das nachsehen möge, ob es wirklich mit gutem Rechte seinen Dichter „allgemein verehre und bewundere". Die Uebersetzung ist gewandter als die in der „Isis", aber vielleicht auf diese statt auf die Urschrift gegründet.

Doch diese so beißende wie unverständige Kritik des Engländers enthielt dem Herausgeber noch nicht Gift und Galle genug; es prickelte ihn, sie noch mit einem zweiten gepfefferten Gericht aus eigener Küche zu vermehren; darum schrieb er dazu noch den bereits oben erwähnten Prolog, auf den wir jetzt noch des Nähern eingehen müssen. Goethe's Wort gleich im Anfange von „Dichtung und Wahrheit": „Nicht einem jeden möchte es verliehen sein, in gewissen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen aufzutreten"*), werde durch seine eigene Lebensbeschreibung auf allen Seiten, fast in allen Zeilen beurkundet. Indessen meine Goethe, „es sei in spätern Tagen höchst erwünscht, wenn irgendeine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit*) bestimmen mag (möge)", und der Herausgeber scheut sich nicht, darauf den Trumpf zu setzen: „Also gleich viel, welche Theilnahme, sei sie verständig oder nicht, sei sie falsch oder wahr, geheuchelt oder ungeheuchelt." Solche schlechten, auf absichtlichem Misverstehen, ja Verfälschung beruhenden Witze gegen Goethe vor aller Welt spielen zu lassen, mit welchem Namen soll man es bezeichnen? Irgendeine Theilnahme, spottet er sodann, dürfe sich Goethe gewiß versprechen bei seiner Beschreibung des lissaboner Erdbebens (XXI, 29 fg.), die dann mit Ausstellungen begleitet wird, von denen die meisten geradezu blödsinnig sind, nur eine über die Wortstellung eine scheinbare Berechtigung hat. Daß die Beschreibung, der man eine große Wirksamkeit bei aller Einfachheit der Darstellung nicht absprechen kann, Goethe so schlecht gerathen sei, wird seinem ungebildeten Geschmack zugeschrieben, und ihm vorgeworfen, daß er in seinen frühern Jahren die alten Classiker fast gänzlich vernachlässigt und ihnen kein andauerndes Studium zugewendet habe. So etwas wagte man gegen den Dichter auszusprechen, der das Alterthum, besonders das hellenische, so tief in sich aufgenommen und erfaßt hatte, wie wenige, dem die Alten besser bekannt waren als manchem heutigen Philologen, gegen den Dichter der „Iphigenie" und des an den herrlichen Schilderungen so reichen epischen Sanges „Hermann und Dorothea". Wie man so etwas zu machen habe, soll Goethe gar von Seneca lernen, von welchem eine Schilderung des Erdbebens und eine der Sündflut in aller Ausführlichkeit abgeschrieben werden. Hätte der Herausgeber nicht die weitere Bemerkung: „Ob aber auch wol Goethe die Schriften eines Seneca eben mehr als höchstens dem Namen nach kennen mag? Solche alte verlegene Waare suche man jetzt nur in schmuzigen Schulstuben, nicht in den geputzten Prunkzimmern vornehmer Dichter unserer Zeiten!" auf den Knien abbitten müssen, wenn er von Goethe's Sein und Thätigkeit eine Ahnung erhalten hätte. Die Unwissenheit ist immer ein getreuer Bundesgenosse der Gegner Goethe's. Daß dieser eindringlich sich mit Seneca beschäftigt, hätte unser Thersites aus der schon 1810 erschienenen „Geschichte der Farbenlehre" ersehen können, wo er über Seneca sich einsichtig ausspricht.

Wohlgemuth vorschreitend findet der Verfasser des Prologs in Goethe's Lebensbeschreibung alle Fehler, welche die frühern Arbeiten desselben charakterisirten. Nur mit tiefster Entrüstung kann man die Beschuldigung lesen, überall schimmere die leichtsinnige Verachtung der Religion und Moralität hervor, wodurch er bekanntlich unendlichen Schaden angerichtet habe. Und die Beweise hierfür? Der erste liegt in dem wegwerfenden Tone, womit er von Strafgerichten der Geistlichkeit rede. Das ist eine arge Verdrehung. Goethe sagt nur, die Geistlichkeit habe es nach dem lissaboner Erdbeben nicht an Strafpredigten fehlen lassen. Das wäre also eine Verachtung der Religion!

*) Die Stelle findet sich vielmehr in dem von Goethe im Vorworte angeführten Briefe von Wilhelm von Humboldt, und sind unter den „unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen" freie Dichtungen gemeint.

*) Das von Goethe hier hinzugefügte Wort „liebevoll" hat der Gegner absichtlich ausfallen lassen.

Ein weiterer Beleg wird in der Erzählung gefunden, ihm habe, als er kurz vor seiner leipziger Studienzeit die Geschichte der griechischen Philosophie kennen gelernt, Sokrates für einen trefflichen, weisen Mann gegolten, der wol, im Leben wie im Tod, sich mit Christus vergleichen lasse, seine Schüler hingegen hätten ihm große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben geschienen. Man kann nur die Dreistigkeit anstaunen, die sich nach Anführung dieser Stelle zu dem Ausspruche hinreißen läßt: „Wer solche gefährliche Grundsätze vor das große Publikum bringt, der ist ein verabscheuungswürdiger Mensch.“ Von Grundsätzen ist hier eigentlich gar nicht die Rede, sondern nur von der Ansicht des Knaben, den hier angestellten Vergleich aber haben die edelsten und frommsten Männer häufig genug gemacht. Und wie ungeschickt ist der Schmäher! Daß Goethe an die Offenbarung nicht geglaubt, hätte er aus andern Stellen schlagend beweisen können; aber nur der erhitzteste Eiferer kann einen von warmer Verehrung der in der Natur zu uns redenden Gottheit durchdrungenen Menschen, weil ihm der Glaube an eine unmittelbare Offenbarung fehlt, deshalb für verabscheuungswürdig halten. Derselbe Mann aber, der sich hier als Eiferer für die Offenbarung und Sittlichkeit darstellt, scheut sich nicht, wie wir weiter sehen werden, vor dem ärgsten Lug und Trug, um Goethe etwas anzuhaben.

Aus der Darstellung von Goethe's Verhalten gegen die Bibel (XXII, 76 fg.) reißt er eine in jeder Beziehung treffende Stelle heraus, um sie ohne weiteres für den größten Unsinn zu erklären, und wenn Goethe bemerkt, er habe als Knabe über die Spötter der Bibel in Wuth gerathen können, und noch erinnere er sich genau, daß er in kindlich fanatischem Eifer Voltaire, wenn er ihn hätte habhaft werden können, seines „Saul“ wegen gar wol erdrosselt, so scheut sich der Gegner nicht, darüber die Bemerkung zu machen: „Noscitur ex socio. Goethe war von demselben fanatischen Eifer besessen, welcher den seligen Sand zu dem teuflischen Entschlusse bewog, den armen Kotzebue, wohl seligen Andenkens, zu morden.“ Dies ist so unmotivirt wie möglich! Goethe ein Fanatiker wegen dieser augenblicklichen überwallenden Wuth des Knaben! Kein Mensch war weiter von Fanatismus entfernt. Auch der Vorwurf, daß seine politischen Maximen schlecht und unmoralisch seien, wird wunderlich begründet. Was Goethe XXII, 93 von den Finanzen sagt, ist freilich nicht tief gegriffen und kann vor der höhern Einsicht der neuern Zeit nicht bestehen; indessen soll es dort nur zum Beweise dienen, daß die genaueste Einsicht in die Beschaffenheit eines Reichs mehr die Betrachtung des Zustandes der Gerichte und des Heers als die der Finanzen gewähre. Das XXII, 95 vom Staate Bemerkte gilt nur von dem wirklichen Staate, soll keineswegs die richtigen Grundsätze des Staats entwickeln. Wenn er weiter an Goethe's Aeußerung Anstoß nimmt, im Frieden bestehe der Patriotismus eigentlich nur darin (er schiebt die überflüssige Frage ein, ob es auch einen uneigentlichen Patriotismus gebe), daß jeder vor seiner Thür kehre, seines Amts warte, auch seine Lection lerne, daß es wohl im Hause stehe, so ahnt er freilich nicht, daß hier ein Wort Luther's vorschwebt, wovon Goethe auch in einer Xenie (III, 63 fg.) ausgeht. Zu unserer Verwunderung hören wir, daß Goethe sich von jeher in faden, tändelnden Wortspielen so sehr gefallen habe, und zum Beweise werden aus der Lebensbeschreibung zwei Stellen ausgehoben, wo er ein paar solcher Tollheiten von andern anführt, welche für diese gerade bezeichnend sind, während er selbst nichts weniger als Gefallen an diesen „Possen“ bezeigt. *)

Wir könnten mit diesen Proben uns begnügen, gälte es nicht, die Schale der Schmähungen, welche der Verfasser des Prologs über Goethe ausgießt, bis auf den letzten Tropfen zu untersuchen, wobei die Gesinnung aus der er hervorging, sich immer herrlicher offenbaren wird. Goethe fährt der Prolog fort, schwatze, wie die Alten gemeinhin sehr geschwätzig seien, blind in den Tag hinein, ohne sich darum zu kümmern, was und warum er schwatze, und er fasele wie andere Alte. Zum Beweise muß gelten, daß er XXI, 145 eine nur eine Seite füllende Erwähnung mit den Worten einleite: „Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes gedenken“, während die vorhergehenden von Hermann, Gröning und Horn zwei einnähmen. Das ist eine einfache Unwahrheit. Die mit jenen Worten eingeleitete Darstellung seines Verhältnisses zu Langer füllt mehr als drei Seiten, während von den vorhergehenden die längste noch nicht anderthalb Seiten umfaßt, die beiden andern sehr kurz gehalten sind. Aber nicht blos das Alter soll Goethe zum weitern Schriftstellern unfähig gemacht haben, sondern auch die allgemeine Vergötterung. Als ob Goethe nicht die bittersten und bissigsten Feinde gehabt (wir erinnern nur an die alles Maß überschreitenden Ausfälle, welche die „Vermischten Schriften“ des Herrn Franz von Spaun erst vor kurzem dem gesunden Menschenverstande zum Hohne gebracht hatten), als ob nicht die meisten seiner spätern Dichtungen, selbst „Tasso“, mit großer Kälte oder vielfältigem Widerspruch aufgenommen worden; als ob nicht Schiller von der begeisterten Anerkennung weit über Goethe erhoben worden wäre! Goethe verachte das Publikum, heißt es weiter. Selbst seine Vaterstadt behandle er sehr unfein, indem er von den dortigen armen verbleichten Waisenkindern spreche und sie den Schafheerden anschließe, die man zu gleicher Zeit ins Freie gelassen habe. Man lese die Stelle XXI, 26, um sich von der Grundlosigkeit dieses Vorwurfs zu überzeugen. Wie wenig er das Publikum achte, sollen auch die vielen gemeinen, pöbelhaften Ausdrücke beweisen, deren er sich bediente. Man staunt über das, was hier als gemein angeführt ist. Goeth hat gerade aus dem Volksmunde viele treffende Ausdrück in die Sprache aufgenommen, die in ihm, wie es Grimm so bedeutsam ausgesprochen, nach Luther ihren bedeutend

*) Der Prolog kommt auch später (S. 74) auf die vielen Wortspiel Goethe's zurück, die auf bewunderungswürdige Art an Absurdität mitein ander wetteiferten, weiß aber aus der Unzahl nur die Stelle (XX 160) anzuführen: „Die Medicin beschäftigt den ganzen Menschen, we sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt“, die hier unverständig ve spottet wird.

sten Förderer gefunden hat. Die meisten der hier angeführten Ausdrücke sind jetzt in die Schriftsprache aufgenommen. Gar sehr wird Goethe abgekanzelt, daß er einen gewissen Hannoveraner „eine derbe, breite hannoverische Figur“ genannt, ohne Zweifel doch, weil er an Hannoveranern oft eine solche Gestalt bemerkt hatte.

Der Nachlässigkeiten im Stile sollen unzählige sein, aber die zahlreichen angeführten Beispiele zeigen nur, daß der Prologist weder die Freiheiten, deren sich der Schriftsteller zur lebendigern Darstellung oder zum anmuthigern Flusse bedienen darf, zu würdigen weiß, noch den Umfang des deutschen Sprachgebrauchs kennt; er rückt Goethe die treffendsten, zum Theil dem Volksmund entnommenen, zum Theil glücklich gebildeten Ausdrücke vor, sodaß die zahlreiche Liste derselben heute, wo das meiste in unserm Sprachgebrauche feststeht, uns manches Lächeln erregen muß. Wenn Goethe den Unterschied zwischen „Worte“ und „Wörter“ nicht befolgt, sondern durchweg „Worte“ braucht, so ist diese Eigenheit gerade nicht so sehr bedauerlich. Die Aufzählung der vielen unserm Aristarch anstößigen Wörter gereicht diesem selbst nur zur Beschämung. Daß Goethe sich der Fremdwörter mehr enthalten hätte, könnte man wol wünschen; aber er nahm sie aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Gegner verräth auch hier nur zu oft seine Unwissenheit. Ueber Goethe's „Giebelzimmer in der Mansarde“ spottet er, ohne zu wissen, daß Mansarde auch das ganze Stockwerk bezeichnet. Freilich ist „in der Mansarde“ (XXI, 103), „im Mansard“ (XXI, 133) nach „Giebelzimmer“ statt „Zimmer“ unnöthig, aber wie das eine die Gestalt des Zimmers, so bezeichnet das andere dessen Lage, und wird der Ausdruck dadurch anschaulicher. Sogar das unentbehrliche Wort „Humor“ will der Gegner nicht durchgehen lassen, und er ruft erstaunt: „Wer hat wol je gesagt, daß Humor gegeben werde?“ Als ob dies nicht ebenso statthaft wäre als „Vergnügen“, „Muth geben“! „Verselbsten“ und „entselbstigen“ sind XXII, 170 keineswegs so unnöthige und unglückliche Bildungen, wie sie dem Goethomastix scheinen; statt „verselbsten“ sollte es vielleicht „verselbstigen“ heißen, sodaß ersteres nur einer der vielen unverbessert gebliebenen Druckfehler wäre. Daß Goethe einzelne Lieblingswörter habe, die er über Gebühr braucht, kann man zugeben, aber die Sache ist nicht gar auffallend, und das gerade hier gegen ihn Vorgebrachte von geringer Bedeutung. Anderes hat Lehmann zusammengestellt und gewürdigt. Ueber Goethe's Gebrauch des Particips urtheilt Lehmann nach genauester Forschung ganz anders als Friedrich Glover, der ihn ekelhaft findet und uns gar belehrt, erst in neuern Zeiten sei der Gebrauch des Particips aufgekommen. Auch weiß man, daß Goethe zuweilen jetzt schon veraltete Formen sich gestattet und nicht immer streng der Grammatik folgt, von der er einmal launig gegen Uwarow äußerte (es war im Jahre 1817), schon 30 Jahre arbeite er daran, sie zu vergessen. Daß manches, was von dem Verfasser des Prologs als fehlerhaft angeführt wird, nichts weniger als dieses ist, berühre ich blos. So meint er, jeder Schulbube wisse, daß man „mir dünkt“, aber „mich däucht“ sagen müsse, während jedem Kundigen bewußt ist, daß hier das allergrößte Schwanken herrscht. Er mutzt Goethe den Dativ „niemanden“ als unrichtig auf, während dieses doch bei weitem richtiger als das von ihm empfohlene, durchaus fehlerhafte „niemandem“. Ja offenbare Druckfehler, die nur in der Ausgabe von 1816 stehen, müssen gegen Goethe Zeugniß ablegen. Für den Wohllaut hat dieser strenge Kritiker so wenig Gefühl, daß er meint, wenn man das e des Dativs oder Ablativs wegfallen lasse, dies auch überall thun oder e überall beibehalten müsse. Denselben Mangel verräth seine Bemerkung zu den Worten: „An einem Weihnachtsabende jedoch“, so fehlerhaft (statt „Weihnachtsabend“) habe noch niemand geschrieben. Was hiernach von gerechten Vorwürfen gegen Goethe's Handhabung der Sprache stehen bleibt, verschwindet so völlig gegen seine ungeheuern Verdienste um die Entwickelung unserer Sprache, daß, wer ihn deshalb abkanzeln will, sich selbst das größte Armuthszeugniß ausstellt. Aber in unserm Prolog ist es nicht blos Unkenntniß, sondern auch der allerböseste, vor Entstellungen nicht zurückschreckende Wille, der sich gegen den großen Dichter zur Wehr setzt.

Mit allem diesem ist es nicht genug. Der Mann, welcher Goethe die Verletzung der Religion und Sittlichkeit schuld gibt, ruht nicht, bis er ihm eine ganze Schrift, wissend, daß sie lange Jahre vor Goethe's Geburt erschienen ist, mit eiserner Dreistigkeit angeheftet und, um seine Sache glaubhafter zu machen, ein paar auf Goethe selbst deutende Stellen eingeschoben hat. So täuscht er die Welt, welche des unsaubern, Goethe in die Schuhe geschobenen Büchleins wegen sein Pamphlet kaufen soll. Dazu ist ihm der Name des mit höchster Rücksichtslosigkeit geschmähten Dichters gut genug!

Ohne weitern Uebergang kommt der Prolog sodann auf Goethe's Besuch der leipziger Hochschule zum Studium der Rechtswissenschaft. Seine akademische Laufbahn beschreibe er selbst so, daß man glauben müsse, er sei nicht sehr tief in die Mysterien der Themis eingedrungen; dem sei aber nicht so, wenigstens habe er in einigen gedruckten Abhandlungen, bei denen er aus Bescheidenheit seinen Namen verschwiegen, sich als einen der größten Rechtsgelehrten unsers Zeitalters bewiesen.

Dahin gehört unter anderm folgende grundgelehrte Abhandlung: „Dissertatio juridica, de eo, quod justum est circa spiritus familiares feminarum, hoc est pulices: quaestionibus theoretico-practicis rarioribus adornata, variis rariorum dicasteriorum praejudiciis aucta, rationibus tam dubitandi quam decidendi amplificata, facultatum celeberrimarum responsis solidissimis firmata et ex principiis tam juridicis quam moralibus deprompta. Omnibus doctoribus, judicibus, causarum patronis, studiosis, aliisque in foro, scholis ac gynaeceo versantibus perutilis ac necessaria. (Francof. 1768.)“ Er hatte den gar artigen oder, um uns eines andern seiner Lieblingsausdrücke zu bedienen, den gar neckischen Einfall, diese Schrift seiner Friederike zu dediciren, die, wie er in der Biographie erzählt, ein artiges Stumpfnäschen hatte, das so frei in die Luft forschte, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte. Gewiß war auch alles andere an ihr gar schön und natürlich, und Goethe — denn wie in aller Welt hätte er sonst auf die Dedication verfallen können — wußte aus prakti-

scher Erfahrung, daß in dem Gehege Friederikens unzählige schwarzbraune Thierchen umherstreiften, die schon den römischen Damen unter dem Namen pulices bekannt waren. Diese animalcula fusca fesselten seine ganze Aufmerksamkeit und nahmen sogar sein Dichtertalent in Anspruch, wie man aus den poetischen Epitheten sieht, wodurch er sie in der Dedication verherrlicht; er nennt sie pulices mordaces, mordentes, pungentes, molestos, infestos, exiguos. Indessen ward er auch eifersüchtig auf die Thierchen, und er konnte zuweilen in Wuth gerathen, wenn er gewahrte, daß sie den schneeweißen Busen Friederikens an tausend Stellen geröthet hatten. Man dürfe sie inzwischen, meinte er, nach den gelindern Grundsätzen des neuern Criminalrechts für ihren Frevel nicht mit dem Tode bestrafen, höchstens sei nur dasjenige auf sie anwendbar, was das römische Recht vom damno injuria dato verordnet. Darüber entstand ein Wortwechsel zwischen ihm and Friederiken; sie war nämlich anderer Meinung und erklärte seine gelehrten Reflexionen für Unsinn. Dies nahm Goethe sehr übel; bald aber ward er selbst mistrauisch gegen seine frühere Ansicht, begann nun über den Gegenstand des Streits genauer nachzudenken, und das Resultat seiner Meditationen war am Ende die vortreffliche Schrift, wovon wir vorhin den vollständigen Titel angegeben haben. Diese Schrift ist eine der größten literarischen Seltenheiten in der Welt. Wie man versichert, besitzt sie Goethe selbst nicht mehr, ja er soll sich gar nicht einmal mehr erinnern, sie jemals verfertigt zu haben. Wir fanden sie zufällig auf der großen königlichen Bibliothek zu Paris.

Das ist nichts als ein schlechtes Gewebe der unbegründetsten Behauptungen; als schlechter Scherz kann es unmöglich gelten, da es mit demselben Schein der Wahrheit auftritt, wie der vorangehende Theil des Prologs. Die Goethe auf so kecke Weise zugeschriebene Abhandlung erschien schon zwei Menschenalter vor seiner Geburt; ihr Verfasser war der Rechtslehrer Otto Friedrich Zaunschliefer, der sie 1685 unter dem Namen „Opizius Jocoserius J. U. Lic. et Practicus Veronensis" herausgab. Später ward sie noch mehrfach gedruckt außer der erwähnten frankfurter Ausgabe von 1768, die Veranlassung zu dieser Mystification gab, obgleich gerade das Jahr 1768, da Goethe bekanntlich erst im Frühjahr 1770 Strasburg besuchte und Friederiken erst im October desselben Jahres kennen lernte, schon die Täuschung entlarvt. Zaunschliesser war 1653 zu Hanau geboren, ward 1678 Doctor utriusque juris zu Heidelberg, 1684 Professor der Beredsamkeit und Geschichte, darauf Professor des Rechts zu Marburg. Von der Hagen's Erwähnung einer amsterdamer Ausgabe von 1684 in Duodez muß in Hinsicht der Jahreszahl auf Irrthum beruhen. Eine zweite marburger Ausgabe ist von 1724, auch steht die Schrift in den 1743 zu Amsterdam erschienenen „Tractatus varii de pulicibus". Die frühern Ausgaben haben drei Abschnitte mehr als die frankfurter und manche in dieser ausgelassene Bemerkungen. Voran geht in allen eine Zueignung des Opizius Jocoserius an „Priscilla Capito, virgo clarissima". Diese hat denn von selbst auf die angebliche Widmung der Schrift an Friederike geführt, welche aber wirklich auszuführen man sich zu schwach fühlte. Dagegen wurde in §. 26 statt librum amatorium, forte Amadisium eingeschwärzt opus aureum nostrum, cui titulus *Werther's Leiden*, ohne sich darum zu kümmern, daß Goethe diesen Roman erst im Herbst 1774, also sechs Jahre nach dem von ihm benutzten frankfurter Drucke hatte erscheinen lassen. In §. 19 ist folgender Satz ein schmählicher, da er auf Kosten von Goethe's edler Schwester eingeschobener Zusatz ist:

Videsis Epinicium in pulices, quo sororcula mea, omnis politioris doctrinae peritissima, Junonem imitata sic modulari exorsa:

Una cum gente tot annos
Bella gero.

Der Herausgeber gibt vor, nur einige Excerpte aus der Abhandlung mitzutheilen, und er bemerkt am Schlusse: „Hic Terminalia sunto! Denn hier hören unsere Excerpte auf. Vielleicht werden wir in der Folge dieses Fragment noch ergänzen, wenn sich Goethe nicht etwa selbst entschließt, das Fehlende nachzuholen." Auch dies ist eine Entstellung der Wahrheit; denn die Abhandlung ist in aller Vollständigkeit von ihm gegeben worden.

Nachdem er nun diese saubere Abhandlung mit eiserner Stirn Goethe angehängt hat, kann er nicht umhin, dessen juridischer Kenntniß das schlechteste Zeugniß auszustellen; auf plumpeste Weise nennt er seine Lebensbeschreibung „das jüngste Kind seiner Laune", in juridischer Hinsicht ein monstrum horrendum, cui lumen ademtum. Als ob Goethe hier juristische Kenntniß hätte zeigen wollen. Und die Beweise für solche grobe Beschuldigungen? Das, was er breit und weitläufig über die Geschichte des ehemaligen Reichskammergerichts sage, sei überall voll grober historischer Irrthümer und Unrichtigkeiten. Der Verfasser des Prologs ist wahrlich nicht der Mann, dem man ohne Beweis so etwas glaubt; hätte er nur irgendeinen solchen in seinem Köcher gehabt, er würde nicht ungenutzt stecken geblieben sein. Und was wäre es auch, wenn Goethe hier und dort geirrt hätte, wie er z. B., was unserm flüchtig lesenden Zoilus entging, die Carolina, die Halsgerichtsordnung, XXI, 18 Karl II statt Karl V. zuschreibt. Die Beschreibung des alten Pfeifergerichts soll ohne alle geschichtliche Gründlichkeit sein, weshalb im allgemeinen auf die darüber geschriebenen Abhandlungen verwiesen wird. Eine wirkliche Unrichtigkeit hat er nicht nachgewiesen, und Goethe's aus eigener Anschauung geschöpfte Schilderung ist höchst lebendig und bezeichnend. Daß er XXI, 179 die Rechtswissenschaft „Einsicht in die Rechtserfordernisse" nenne, ist unwahr: dort bezeichnet „Rechtserfordernisse" das, was zur Begründung des Rechts gehört. Daß „Staatsrechtler" (XXI, 37) statt des ungefügen „Staatsrechtslehrer" verwerflich sei, darf man wol bezweifeln, da ler nicht gerade verächtlich steht, wie „Tischler", „Städtler" u. a. zeigen; ja es wird Goethe als eine Lächerlichkeit vorgeworfen, daß er Struve's „Jurisprudentia forensis", wie es damals Sitte war, den „kleinen Struve" genannt, und er soll den Namen des Mannes nicht einmal richtig angeführt haben, da dieser Strub geheißen. Letzteres, obgleich vom jüngern Schütz wiederholt, ist nicht einmal wahr; der Mann hieß wirklich Georg Adam Struve. Auch der Ausdruck „elegantere Jurisprudenz" (XXI, 27) wird nicht ohne Bitterkeit aufgemutzt. Elegantere Jurisprudenz

ja diejenige, die noch eleganter sei, als die elegante. Er weiß also nicht einmal oder will nicht wissen, daß der Comparativ oft den Gegensatz gegen das Gewöhnliche bezeichnet; und der Ausdruck ist hier recht bezeichnend. Daß der Leser wisse, was man bei der Jurisprudenz elegant nenne, durfte Goethe wol voraussetzen. Das Ganze schließt mit einem ironischen Lobe der in so ungerechtfertigter Weise Goethe zugeschriebenen Abhandlung über die Flöhe.

Wer aber war der Verfasser und Herausgeber dieser Schmähschrift? Früher nannte man als gemeinschaftlich dabei betheiligt Ch. H. G. Köchy und K. F. Arend Scheller in Braunschweig, von denen der letztere, der sich durch seine Kenntniß der sächsischen Mundart auszeichnete, ein trauriges Ende hatte. Der genannte Köchy aber soll nach dem „Nekrolog der Deutschen“, 1828, S. 652, die alleinige Abfassung des Buchs für sich in Anspruch genommen haben. Köchy — zu Schliestedt bei Braunschweig 1769 geboren — war im Jahre 1800 als Rechtslehrer in Jena aufgetreten, nachdem er schon mehrere juristische Schriften herausgegeben; er war 1803 als Oberlehrer an das Gymnasium zu Mitau, 1805 als Professor nach Dorpat gegangen, aber 1816 wegen eines Falles, wo er in den Verkauf des Doctorgrades verwickelt war, von seiner Stelle entlassen worden. Nachdem er längere Zeit in Petersburg, Hamburg, London und Madrid, zuletzt als Corrector der Didot'schen Buchdruckerei in Paris gelebt, war er nach Deutschland zurückgekehrt, wo er sich zuerst in Wolfenbüttel als Advocat und Procurator niederließ. Da es aber damit nicht gehen wollte, legte er sich auf die Schriftstellerei und trat mit dem Buchhändler Vogler in Halberstadt in Verbindung, in dessen Verlag er eine politische Volkszeitung, den „Halberstädter Kurier“, herausgab, die aber bald einging. Der genannte, drei Jahre jüngere J. H. Ch. Vogler, seit Ostern 1804 Arzt in Halberstadt, hatte, da sein Gehör zu leiden begann, 1809 mit Gleim's Neffen, Dr. Körte, das „Bureau für Literatur und Kunst“ gegründet, das er auch nach dessen Ausscheiden (1817) fortsetzte. Unsere Schmähschrift fällt in die erste Zeit der Verbindung Köchy's und Vogler's. Sollte nun Vogler, von dessen Namen Glover ein Anagramm ist, nicht Mitverfasser sein? Dafür sprechen folgende Gründe. Vogler war ein witziger, zu schriftstellerischen Versuchen aller Art geneigter Mann. Nach Weller „Index Pseudonymorum“ S. 65 wäre er pseudonym als H. Glover aufgetreten, während Friedrich Glover Köchy sein soll. Die zweite Auflage trägt das Zeichen seines Verlags. Ein jüngerer Verehrer Goethe's, der sich die genaueste Kenntniß der betreffenden Literatur zu verschaffen bestrebt war, erhielt gegen Ende der zwanziger Jahre auf die Anfrage wegen des Verfassers der Schrift von dem damals in Potsdam lebenden Vogler eine launige Erwiderung, wonach er selbst die Betheiligung kaum eher in Anspruch nahm, als von sich wies, sodaß dieser weiter keinen Zweifel hegte, jener sei es selbst. Und es ist gar nicht schwer, den Antheil der Verbündeten an dieser Schmähschrift zu bestimmen. Die Uebersetzung nebst den meisten Anmerkungen (ein paar deuten auf den Arzt hin), ebenso der letzte, ganz unverbunden an den ersten tretende Theil des Prologs, von da an, wo dieser den Uebergang auf die ihm untergeschobene Abhandlung macht (S. 27), gehören ohne Zweifel dem juristisch gebildeten, früher auch als juristischer Schriftsteller aufgetretenen Köchy an, wogegen wir den Anfang des Prologs bis S. 26, wo der ursprüngliche Abschluß sich deutlich verräth, Vogler unbedenklich zuschreiben, der auch trotz der andern Firma den Verlag übernommen haben wird. Mögen sich demnach Köchy und Vogler in die Ehre dieser Schmähschrift theilen! Den genialen Gedanken, um dem Prolog einen recht pikanten Schluß zu geben, die Abhandlung über die Flöhe Goethe zuzuschieben, wird die Nachwelt dem erstern nicht abstreiten können.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen des edeln Büchleins, am 11. März 1823, brachte das „Literarische Conversationsblatt“ unter der Chiffre 80 eine „Literarische Rüge“, worin darauf hingewiesen wird, daß jene Abhandlung, welche Glover Goethe zuschreibe, um dadurch Beweise von seinen frivolen Aeußerungen und Ansichten zu geben, bereits im Jahre 1685, beinahe 70 Jahre vor Goethe's Geburt, erschienen sei. Unbegreiflich scheine es, daß Glover bei seiner aus Lipenius geschöpften Bekanntschaft mit der juristischen Literatur dies nicht gewußt haben sollte. „Billig entsteht daher die Frage: Beschuldigt Herr Glover Goethe, Verfasser derselben zu sein, aus Ignoranz oder aus Bosheit?“*) Aber die Dreistigkeit wurde dadurch nicht gebändigt, sie stieg vielmehr zu rücksichtslosem Hohne. Im folgenden Jahre brachte der Vogler'sche Verlag zu Halberstadt eine zweite Auflage dieses Schmähbüchleins, worin nicht allein dieser Friedrich Glover sich für einen „Königlich englischen (?) Oberstlieutenant und Generalintendanten der britischen Marine in den westindischen Gewässern, mehrerer Orden Ritter, Doctor der Philosophie u. s. w.“ ausgibt, sondern die Schrift ist auch Goethe's Jugendfreunde, Klinger, damals Generallieutenant in Petersburg, auf einem besondern Blatte zugeeignet, ja sie wird diesem unter dem Postzeichen „Wolfenbüttel“ durch die Post zugesandt. Klinger erließ dagegen am 27. Februar 1824 eine im „Literarischen Conversationsblatt“ abgedruckte Erklärung, worin es heißt:

Der genannte Autor sowol als der Uebersetzer, Commentator und Uebersender dieser Schrift an mich sind mir völlig unbekannt. Auch spricht sich diese Schrift, wie alle Schriften dieser Art, das Urtheil selbst; da aber nach dem Titelblatt eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte ohne besondere Unterschrift an mich folgt, der ich Freund und Verehrer Goethe's von früher Jugend und im späten Alter bin, so erkläre ich hiermit öffentlich: Dieser Zueignung versage ich die Annahme; die Schrift selbst hat mein höchstes Misvergnügen erregt, und das Urtheil über die Schicklichkeit der Zueignung an mich überlasse ich dem deutschen Leser.

Das verbündete Paar Köchy-Vogler trennte sich bald darauf, Köchy ging im Sommer 1824 als Corrector zu Voigt nach Ilmenau, im folgenden Jahre in derselben Eigenschaft zu Vieweg nach Braunschweig, wo er am 18. August 1828 starb.

*) Vgl. auch daselbst „Goethe's Nichtantworten“ in Nr. 89 desselben Jahres.

Die Schrift war damit abgethan, aber nicht die Täuschung mit der Goethe boshaft zugeschriebenen Abhandlung über die Flöhe. Im Jahre 1841 brachte eine namhafte berliner Buchhandlung noch einmal unter Goethe's Namen das von Köchy Goethe zugeschriebene und mit zwei Fälschungen versehene Büchlein zugleich mit einer zum Theil fehlerhaften deutschen Uebersetzung in glänzender Ausstattung. Die Mystification bewies damals von der Hagen in der „Germania" (IV, 225 fg.). Das hinderte aber nicht, daß neuerdings die berliner Ausgabe mit lüsternen Bildern in Altona wiederholt wurde, um die Liebhaber erotischer Darstellungen anzuziehen, dann aber wol auch durch Goethe's Namen manche zu fangen. Obgleich diese Täuschung wieder gebührend entlarvt ward, entblödet man sich nicht, in öffentlichen Buchhändleranzeigen auf diese Jugendschrift Goethe's bedeutsam hinzuweisen, und da man glauben mußte, mit solchen Reclamen werde sich der Trug begnügen, hat derselbe neuerlich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", freilich nicht ohne Beanstandung, durch eine gedungene Feder sich Eingang zu verschaffen gewußt, aber nur um auch hier nach Gebühr durch Professor Kreizenach gestraft zu werden. Ist der Name Goethe's denn in Deutschland rechtlos, sodaß Derartiges ungehindert stattfinden darf? Kein redlicher Buchhändler wird sich dem Vertriebe dieses auf Täuschung berechneten Buchs unterziehen. Das Freie deutsche Hochstift zu Frankfurt, dem neuerdings dasselbe (zweite Auflage, 1864) vom Buchhändler Schindler in Bockenheim, jetzt in Berlin, als Geschenk dargeboten worden ist, hat mit Recht („Flugblatt", 35 fg.) bemerkt, daß diese Schrift bekanntlich nur boshafterweise mit Goethe's Namen in Verbindung gebracht worden.

Kehren wir noch einmal zu unserer Schmähschrift zurück, so ist sie ein trauriges Zeichen, wohin sich der Haß gegen Goethe versteigen konnte; selbst unsere Frommen, die sich sogar auf diesen hinlänglich gekennzeichneten Glover zu berufen wagen, leisten darin sehr starke Dinge, sie verurtheilen, ohne sich die Mühe zu geben, den Dichter kennen zu lernen, den es gilt, uneingedenk des Spruches: „Verdammet nicht, damit ihr nicht verdammet werdet." Warnen mögen sie immer gegen das Verderbliche, was sie in Goethe zu finden glauben, aber sie sollen nicht falsches Zeugniß über den Mann geben, in welchem Deutschland einen seiner Größten verehren wird, solange es des deutschen Namens werth ist. Doch Goethe hat schon damals, als der Prediger Dr. Pustkuchen, zwei Jahre vor unserm Glover'schen Machwerk, „Wilhelm Meister's Wanderjahre" auf eigene Hand erscheinen ließ, das treffende Wort gesprochen:

> Ihr edeln Deutschen wißt noch nicht,
> Was eines treuen Lehrers Pflicht
> Für euch weiß zu bestehn;
> Zu zeigen, was moralisch sei,
> Erlauben wir uns frank und frei,
> Ein Falsum zu begehn.

Heinrich Düntzer.

Neue Werke über Palästina.

1. Physische Geographie des Heiligen Landes. Von Edward Robinson. Aus dem Nachlasse des Verfassers zur Ergänzung seiner frühern Schriften über Palästina. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Bibel ist als älteste und reichste Quelle der ältern Geschichte für uns von unschätzbarem Werthe. Jede Aufklärung dunkler Stellen derselben, jede Identificirung heutiger Ortschaften mit in der Bibel vorkommenden ist ein großer Gewinn. Ganz abgesehen von den psychologisch merkwürdigen Erscheinungen seiner hervorragenden Propheten, ist das Volk der Israeliten in seiner nationalen Ausschließlichkeit, die Erscheinung des Monotheismus bei republikanischen Institutionen in der Mitte von polytheistischen, monarchischen Weltreichen, ein Gegenstand, des tiefen, eingehenden Studiums würdig.

Für uns Deutsche haben übrigens die Israeliten noch außerdem eine besondere Bedeutung. Bekanntlich zerfallen die europäischen Juden in zwei große Abtheilungen, in die spanischen (portugiesischen) und in die deutschen (polnischen) Juden. Jede dieser Abtheilungen hält ihren Gottesdienst in der betreffenden Sprache, wonach sie benannt ist. Die spanischen Juden hatten eine für ihre Zeit hohe Stufe geistiger Bildung: Alfons X., König von Castilien und Leon, ließ in der Mitte des 13. Jahrhunderts die nach ihm benannten astronomischen Tafeln durch Juden aus Toledo anfertigen; auch Uriel Acosta und Spinoza legen Zeugniß davon ab. Andererseits sind hingegen die deutschen Juden an Zahl weit stärker, und da in ihren Synagogen unsere Sprache herrscht, so kommt es, daß ein Deutscher auf der Reise durch ganz Rußland sich verständigen kann. Man hat diesen Vortheil bisjetzt noch nicht gehörig zu würdigen verstanden; es wäre in unserm Interesse, den Juden auf deutschem Gebiete eine Akademie für Rabbiner zu errichten, nicht, wie vor nicht langer Zeit beabsichtigt wurde, dies in Pesth zu thun. Selbst wenn der orthodoxen Richtung eine eigene Schule eingeräumt würde, bliebe der Nutzen immer noch größer als der Nachtheil, abgesehen davon, daß mit der Zeit und noch eher als bisher freisinnige Anschauungen sich Bahn brechen müßten.

Woher kommt die Theilung der europäischen Juden in jene beiden Hauptabtheilungen? Ist sie in der den Germanen eigenthümlichen Toleranz gegen Andersdenkende begründet? Waren doch auch in Spanien Germanen, nämlich die Gothen, einst die Herren des Landes.

Das vorliegende Werk ist das Ergebniß eingehender Studien, theils aus der Literatur, theils infolge von Reisen in Palästina, welche der Verfasser in den Jahren 1838 und 1852 gemeinschaftlich mit einem andern Gelehrten, Elie Smith, unternommen hatte, dem das Land schon von früher her bekannt war. Es sollte, wie verschiedene früher veröffentlichte Schriften, eine Vorarbeit bilden zu einem „systematischen Werke über die physische und historische Geographie der Bibel", dessen Vollendung der Tod hindernd in den Weg trat.

In vier Abtheilungen sind die Oberfläche, die Gewässer, das Klima und die geologischen Züge Palästinas behandelt. Der hebräische Text der Bibel bildet natürlich den Hauptinhalt; tritt auch der Mangel an Ortsentfernungen der Identificirung hemmend entgegen, so fördert das genaue Studium doch andere Anzeichen zu Tage. So wird z. B. auf S. 67 dargethan, wie in der Schrift vier verschiedene Wörter für „Thäler" vorkommen, jedes in seinem Begriffe von den andern etwas verschieden; Luther übersetzte, nach des Verfassers Meinung, wie es scheint, willkürlich durch Aue, Grund, Thal, Feld, Breite, Boden, während die englische Uebertragung noch einfacher zu Werke geht und nur das einzige Wort „valley" gebraucht. Die Werke des Josephus, die spätern Reiseberichte und die Sammelwerke von Reisebeschreibungen geben fernern Anhalt; die letztern auf S. 7—10 aufgezählt, beginnen mit dem „Onomasticon" des Eusebius, Bischofs von Cäsarea, vom Jahre 330 bis zu den neuern Reisen hin, so der amerikanischen Expedition im Jahre 1848, deren geologischer Bericht von H. J. Anderson veröffentlicht wurde, und dem großen Werke Karl Ritter's: „Vergleichende Erdkunde der Sinaihalbinsel, von Palästina und Syrien" (4 Bde., 1848—55). Aus den heutigen Ortsnamen läßt sich außerdem mancher Schluß ziehen, da die Verwandtschaft des Neuarabischen mit der frühern Landessprache von Vortheil war.

Von allgemeinerm Interesse ist das in der dritten Abtheilung über das Todte Meer Gesagte. Dieser See, dessen älteste Benennungen „Salzsee, See der 'Arabah (Wüste)" sind, nimmt die tiefste Stelle einer großen Kluft zwischen dem 33. und 30. Breitengrade ein, die unter dem Spiegel des Mittelländischen Meers liegt, was erst seit 1837 bekannt zu sein scheint. Nach der Messung des Lieutenant Dale, Ingenieurs der amerikanischen Expedition, fand man die Einsenkung des Todten Meers unter dem Mittelländischen Meere zu 1316,7 engl. Fuß, die Höhe Jerusalems über dem Mittelländischen Meere zu 2610,5 Fuß, die Höhe Jerusalems über dem Todten Meere zu 3927,21 Fuß, die größte Tiefe des Todten Meers zu 1308 Fuß. Auf der südlichen Abtheilung befindet sich eine Halbinsel, welche bis zu zwei Drittel der ganzen Breite einnimmt und von welcher nach Süden hin das Gewässer nur eine Tiefe von 2 Klaftern oder 12 Fuß zeigt. Nach der Meinung, welche der Verfasser ausspricht, erstreckte sich der See früher nur bis zur Halbinsel hin, sodaß Sodom und Gomorrha im Süden des damaligen Gewässers gelegen habe. Die Katastrophe selbst erklärt er durch Entzündung des Erdharzes durch den Blitz, vielleicht verbunden mit Gewitterstürmen oder vulkanischen Ausbrüchen. Noch heutzutage treten große Massen Erdharz auf dem See zu Tage, die von den arabischen Stämmen mit Aexten zerhauen und zu Markt geführt werden. Massen von 60 englischen Centnern und im Werthe von 2—3000 spanischen Thalern werden so gewonnen; doch ist das Vorkommen nicht häufig, und geschieht, wie die Araber glauben, nur nach Erdbeben, wie im Jahre 1834 und 1837. Durch die Entzündung des Erdharzes sei dann auch die Oberfläche bis zu einer Tiefe von 12 Fuß ausgehöhlt worden und so der südliche Theil des Sees entstanden.

In Jerusalem selbst war die mittlere Temperatur nach den Beobachtungen Barclay's von 1851—55 : 66,5° F. (15,3° R.), die der heißesten Monate Juli und August 79,1° und 79,3° F. (etwa 20° R.), des kältesten Monats Januar 49,4° F. (7,5° R.). Der heißeste Tag war nach Lanneau's Beobachtungen vom 1. Juni 1843 bis Ende Mai 1844 der 20. Juli mit 86,3° F. (24,1° R.), der kälteste der 2. Januar mit 35° F. (1,3° R.) mittlerer Temperatur. Von dem Verfasser selbst wurde dagegen auf einer Reise zwischen Ain Sidy und Jericho am 30. Mai 1838 am Mittage, als der Sirocco wehte, 102° F. (31,5° R.) beobachtet. Die Reinheit der Atmosphäre soll übrigens in Palästina die Gegenstände mitunter nur halb so entfernt erscheinen lassen, als sie es in Wirklichkeit sind.

Den geologischen Grundcharakter bildet der Jurakalk mit ausgedehnten vulkanischen Strichen. Im Westen des Jordan und der 'Arabah, heißt es auf S. 311, endet die Kreideformation, die durch die südliche Wüste vorherrschend ist, mit eben dieser Wüste, und der Jurakalkstein, der mit den Bergen im Süden von Hebron anfängt, behauptet seine Richtung nach Norden und bildet die Grundmassen des westlichen Hügellandes, Karmels und Libanons. Oestlich vom Jordan und 'Arabah, in der Nähe von Petra, liegen große Massen von Porphyr, Sandstein und Kalkfelsen dicht nebeneinander u. s. w.

Ritter hat in seinem Werke die frühern geologischen Arbeiten von Seetzen, Russegger, mit alleiniger Ausnahme des schon erwähnten Anderson, benutzt.

Im Anhange des Werks findet sich eine „Physische Geographie der syrischen Küste", vom Verfasser nach der ersten Reise begonnen. Die Eintheilung ist ähnlich wie die der ebenbesprochenen Arbeit, doch sind kurze Notizen über Bäume und Pflanzen, sowie über die Thierwelt beigefügt. Unter anderm wird dort darauf aufmerksam gemacht, daß an fünf Stellen, wo die Schrift den Libanon erwähnt, in der Septuaginta der Antilibanon aufgeführt ist.

2. Palästina beschrieben von C. Hergt. Weimar, Geographisches Institut. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine mit Fleiß zusammengestellte und übersichtlich geordnete Arbeit, in welcher Galiläa, Peräa, Judäa und Samaria mit den Binnenseen und der Küste des Mittelländischen Meers beschrieben und dabei die an den betreffenden Ortschaften stattgehabten Ereignisse berücksichtigt sind. Der historische Ueberblick zu Anfang des Werks, sowie die Erklärung der arabischen Benennungen tragen mit zum Verständniß bei.

Einige Mittheilungen aus dem Werke dürften nicht ohne Interesse sein. Auch gegenwärtig befinden sich viele deutschsprechende Juden im Lande ihrer Väter. Auf S. 81 heißt es von Tiberias, daß sich dort eine große Anzahl russisch-polnischer aufhielten, die freilich nur Schatten

ihrer wohlhabenden Landsleute seien, wie man sie auf der leipziger Messe sehe. In Hebron fand der Reisende von Schubert 1837 gastliche Aufnahme bei dem Oberrabbiner, einem Spanier von Geburt; die jugendliche, wohlgebildete Frau desselben fragte, als sie deutsch reden hörte: „Ihr sprecht ja peilnisch, seid ihr aus Peilen?“ Und als von Schubert, der Baiern und nicht Polen gemeint glaubte, freudig „Ja“ antwortete, kam ein Haufen deutschredender Juden aus Polen heran, die sich mit ihm unterhielten. Derselbe Reisende fand den Wein von Hebron an Geschmack dem feurigsten und lieblichsten Rheinwein ähnlich, nur etwas reicher an Zucker und Gewürz; schon 1751 vermuthete Hasselquist, die veredelte Rebe am Rhein sei von Hebron in der Zeit der Kreuzzüge entnommen worden.

Auf S. 209 ist die Ansicht ausgesprochen, daß im Todten Meere selbst noch kein lebendes Geschöpf entdeckt worden wäre, und daß auch die Infusorienpanzer, welche Prof. Ehrenberg im eingeschickten Schlamme fand, als Einschwemmung aus dem Jordan zu betrachten seien. Strabo, zu Christi Zeit, erwähnt 13 untergegangene Städte, Josephus deren 5, die Bibel selbst im 5. Buch Mosis die 4 Städte und gleichzeitig Residenzen von Königen, Sodom, Gomorrha, Adama, Zeboim; die fünfte Stadt, Zoar, in demselben Thale Siddim gelegen, blieb verschont. Die Ruine von Sodom betrug noch zu Christi Zeit $1^1/_2$ deutsche Meilen im Umfange und soll von dem französischen Reisenden de Saulcy am Fuße des Salzberges Usdum wieder aufgefunden worden sein. Bisjetzt ist die ganze Gegend erst sehr spärlich erforscht, obgleich derartige Verschüttungen dem Archäologen reiche Ausbeute versprechen.

Das vielbesprochene Land Ophir wird für höchst wahrscheinlich identisch mit einem Landstriche an der malabarischen Küste zwischen der Mündung des Indus und dem Meerbusen von Cambay, den jetzt noch die Abhira bewohnen, erklärt.

Die von den Juden stets feindlich geschilderten Philistäer treten uns durch die genialen Griechen wieder näher. Aller Vermuthung nach seien sie Abkömmlinge jenes syrophönizischen Volks, das als fremde Eindringlinge in Aegypten die Dynastie der Hyksos gründete und die Pyramiden zu Memphis baute, später aber dem Angriffe der Oberägypter weichen mußte. Schon zu Abraham's Zeit wohnten sie im Südwesten von Palästina an der Küste des Mittelländischen Meers, trieben Ackerbau und waren in vielen Künsten den Israeliten bei weitem voraus, wenn sie auch nie Seehandel, wie dies die eigentlichen Phönizier thaten, getrieben zu haben scheinen. Da die Hauptorte des Aphroditedienstes in Cypern, Paphos und Amathus, sowie die Insel Kythere (das heutige Cerigo der Ionischen Inseln) phönizischen Ursprungs sind, und da die cyprische Mythe auf Askalon im Philisterlande zurückweist, so ergibt sich das auffallende Resultat, daß die griechischen Musensöhne gerade ihren ätherischsten Cultus den Philistern entliehen haben.

Die vom Verleger erwähnte Karte ist dem Buche nicht beigegeben, aber gesondert in vier Blättern Imperialfolio im Maßstabe 1 : 315000 erschienen.

3. Wanderungen durch Palästina von Konrad Furrer. Mit einer Ansicht und einem Plan von Jerusalem nebst einer Karte von Palästina. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während dem soeben besprochenen Werke auch eigene Anschauung des Landes zu Grunde liegt, hat das hier aufgeführte fast ganz die Form eines Tagebuchs beibehalten, wenn sich auch die spätere Ausarbeitung in gefälliger Stilistik und die Einschaltung historischer Momente nicht verkennen läßt. Die Schilderung von Jerusalem und der nächsten Umgebung, Ausflüge nach Jericho und dem Todten Meere, nach Betschemesch, an der Grenze der Philister, größere Rundreise durch Judäa über Hebron nach Gaza und dann die Rückreise durch Samaria und Galiläa mit Mitnahme von Damaskus und Sidon: dies ist der Gegenstand; natürlich sind Punkte wie Nazareth, Tiberias dabei nicht vergessen.

Mit dem Zustande der Missionen scheint der Verfasser nicht ganz zufrieden zu sein, an mehrern Stellen wird über äußeres Wesen ohne innere Ueberzeugung geklagt. Auf S. 45 erwähnt er des „großen Missionsfreundes“ Spittler aus Basel, der eine Reihe junger charakterfester Männer nach Jerusalem schickte, die als Kaufleute, als Handwerker, so viel sie vermöchten, durch echt christliches Leben voll Redlichkeit, Treue, Reinheit und Liebe dem Evangelium den Weg bahnen sollten. Wahrlich, derartige Mission thue noth.

Gewiß liegt viel Wahres hierin, obgleich sich auch sicher mit den bedeutenden Geldmitteln viel Nützlicheres erzielen ließe, wenn man solchen ausgezeichneten Menschen im Lande eine gute Existenz gründete. Haben wir denn noch lange keinen Ueberfluß an sittlichen Individuen, um die Rahmenlieferungen für andere Nationen aus unserm besten Blute übernehmen zu können!

Auf S. 328 finden sich einige interessante Bemerkungen über die Juden in Safed, wohin unser Reisender über Tell Chum herkam; das letztere wird für das alte Kapernaum gehalten, indem man Chum als Abkürzung für Nachum und Kapernaum für Dorf Nachums erklärt. Safed zählt gegenwärtig noch 5000 Juden und war durch seine großen Rabbinerschulen im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts berühmt. Die meisten der Juden gehören zu den Aschkenasim und sind aus Oesterreich und Polen eingewandert. Die spanischen Juden, Sephardim, hielten mehr an den alttestamentlichen Bräuchen fest und manche derselben besitzen mehrere Frauen. Durch den Schutz des österreichischen Consuls sind sie nicht mehr dem Uebermuthe der mohammedanischen Stadtbevölkerung preisgegeben wie früher.

Die dem Werke beigegebene Karte von Palästina nach van de Velde und Kiepert im Maßstab von 1 : 1,075000, von Henry Lange entworfen und gezeichnet, enthält drei Schriftarten, für die hebräischen und arabischen Namen und für die der spätern Zeit. 7.

Ein Beitrag zur russischen Geschichte.

Graf Jakob Johann von Sievers und Rußland zu dessen Zeit. Von Karl Ludwig Blum. Mit vier Kupferstichen. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr.

Es geschieht selten, daß ein Schriftsteller sich entschließt, eine frühere anerkannt treffliche Arbeit seines sammelnden und schöpferisch gestaltenden Fleißes auf ein Viertel ihrer räumlichen Ausdehnung zusammenzudrängen, um sie einem weitern Leserkreise handgerecht und zugänglich zu machen. Dazu gehört ein seltener Grad von Selbstüberwindung, und man mag ebenso gern der Versicherung des Verfassers obengenannten Buchs glauben, daß seine Arbeit „eine sehr peinliche" gewesen sei, wie man ihn zu der vollsten Erfüllung seines Wunsches, daß man „dem Ergebnisse derselben nicht die Mühe ansehen" möge, die sie gekostet, aufrichtig beglückwünschen muß. Denn jedes innerlich tüchtige Werk ist allerdings formell um so gelungener, je weniger man den Arbeitsapparat bemerkt, womit es geschaffen wurde. Wir glauben jedoch auch, daß der Verfasser nicht ganz gerecht gegen seine eigene Arbeit ist, indem er dieselbe als bloßen „Extract" seines 1858—59 erschienenen vierbändigen Werks: „Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands" bezeichnet. Denn mag es auch sein, daß die jetzige Arbeit sich möglichst genau an das Original hält, daß sie namentlich „nichts Neues" hereinzog, so hat sie doch eben durch die formelle Concentrirung des außerordentlich reichen Materials genau die Umwandlung hergestellt, welche ihr vom Hauptwerke verschiedener Titel vollkommen präcis andeutet. Jenes gab die Denkwürdigkeiten des Grafen Sievers zur Geschichte Rußlands, diese schildert uns den Grafen und das Rußland seiner Zeit. Wenigstens erinnern wir uns vollkommen dieses Eindrucks von der Lektüre jenes größern Werks, indem wir sie mit dem Eindrucke der jetzigen Arbeit vergleichen. Dort mußte man ein Interesse für Sievers mitbringen und mit Rußlands damaliger innern Geschichte bereits einigermaßen vertraut sein, um den vier starken Bänden eine stets gleichbleibende Aufmerksamkeit bewahren zu können; die heutige Arbeit fesselt die Theilnahme im Vorschreiten der Lektüre immer mehr und man überrascht sich selber gewissermaßen dabei, neben der Bekanntschaft mit Sievers' außerordentlicher That- und Schöpferkraft, nebst seinen interessanten Lebensschicksalen, eine überaus umfassende Anschauung russischer Zustände unter Elisabeth, Peter III., Katharina und Paul bis in die ersten Jahre der Herrschaft Alexander's gewonnen zu haben.

Wie mehr oder minder alle Memoirenwerke gibt natürlich auch das vorliegende in seinem Grundmaterial eine sehr subjective Perspective der Anschauungen, die sich bei Sievers aus den Conflicten zwischen den Zielen seiner etwas idealistischen Humanität, theils mit den im Volke selbst gelegenen Hindernissen, theils mit Intriguen, Miswillen, Unverständniß der unmittelbaren Zarenumgebungen, theils endlich mit der Unzuverlässigkeit des Zarenwillens selber ganz selbstverständlich ergeben. Die Darstellungen würden jeden Augenblick sich in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten verlaufen, wenn nicht Blum mit sicherm historischen Takte die großen Gesichtspunkte wieder in den Vordergrund drängte und namentlich den unaufhörlichen Kampf zwischen dem europäischen und slavo-tatarischen Element, verkörpert durch die Deutschen und Russen, als bedingende Grundfarbe des Gemäldes geltend zu machen wüßte. Auf diesem Hintergrunde heben sich selbst die Gestalten eines Peter III. und Paul neben einer Katharina aus jener vollkommenen Bedeutungslosigkeit, in welche die gewohnte geschichtliche Darstellung sie zu versenken pflegt, während freilich andererseits auch die Schatten in Katharina's Bild, die Verworfenheiten ihrer Günstlinge, die vollkommene moralische Zersetzung der Leiter Polens und namentlich des Königs Stanislaus in grellster Widerlichkeit zu Tage treten.

Allerdings wird derjenige, welcher sich einigermaßen speciell mit der russischen Geschichte damaliger Zeit beschäftigt hat, abgesehen von der Bereicherung seiner Detailkenntnisse, nicht eben eine wesentliche Aenderung seiner Gesammtanschauungen erfahren und auch schwerlich vollkommen zu den speciellen Blum'schen Beurtheilungen Friedrich's oder Joseph's bekehrt werden. Aber wir glauben, daß für den Publicisten unserer Gegenwart die Lektüre dieser Bearbeitung der Sievers'schen Denkwürdigkeiten von ganz besonderm Interesse sein müsse. Alexander Herzen macht in einer seiner frühern Schriften („Rußlands sociale Zustände", 1854) gelegentlich die damals außerordentlich treffende Bemerkung: „So lange das occidentale Europa den vollen Glauben an sich hatte und so lange seine Zukunft sich ihm nur als Fortsetzung seiner Entwickelung darstellte, konnte es sich mit dem orientalischen Europa nicht beschäftigen; jetzt befindet es sich in einer ganz andern Lage." Er schrieb dies um den Beginn des Krimkriegs, obschon ohne Bezugnahme darauf, dagegen unter dem Eindrucke des gewaltigen Zareneinflusses auf das gesammte europäische Staatsleben. Man kann es kaum denken, daß seitdem abermals blos ein Jahrzehnt verflossen ist, wenn man das heutige Europa und Rußland gegenseitig abermals „in einer ganz andern Lage" erblickt. Auch das Wort gilt nicht mehr: „Das 18. Jahrhundert, um die Wahrheit zu gestehen, sah tiefer und ernster auf Rußland als das 19., vielleicht deshalb, weil es sich weniger vor diesem Staate fürchtete." Denn tiefer und ernster, als eben unsere Gegenwart, hat wol kaum eine Zeit auf Rußland hingeblickt; doch die Furcht vor diesem „Staate", vor jenem überkommenen Rußland, welches Herzen noch meinte, ist durch den Krimkrieg geschwunden, wogegen unsere Gegenwart allerdings sich zu dem neuen Rußland zu stellen hat, welches aus den Reformen Alexander's II. hervorgehen will. Denn dieses Rußland, indem es aus seiner nationalpolitischen Erstarrung zu den modernen Lebensgestaltungen mit einer unverkennbar frischen und thatenlustigen Volkskraft vorschreitet, wird für Europa kaum minder bedenklich, als jenes Rußland war, von welchem ebenfalls Herzen's tref-

fende Charakteristik urtheilte: „Der petersburger Patriotismus ist stolz auf die Menge der Bajonnete und stützt sich auf Kanonen. Rußland ist theilweise deshalb slavisch gesinnt, weil es in der materiellen Kraft Poesie findet und weil es einen Ruhm darin sieht, das Schreckbild der Völker zu sein." Auch wenn Rußland gegenwärtig „nicht schmollt, aber sich sammelt", und gerade je vollständiger es das thut, ist die Frage noch keineswegs entschieden, ob die Auseinandersetzung zwischen dem regenerirten Europa und dem innerlich aufstrebenden, nicht blos durch rohe Massenkräfte expansiven Rußland eine friedliche bleiben kann oder sich in blutigen Entscheidungskämpfen austragen muß. Denn wer Rußland einigermaßen kennt, der weiß, daß jenes oben charakterisirte Naturell durch die freiere Gebarung mit seinen innerlichen Kräften keineswegs gemildert worden ist, wenn auch der gegenwärtig darüber waltende Herrschergeist das slavische und slawische Ruhmgelüst, ein Schrecken der Völker zu sein, in enge Schranken bannt. Aber die freiere Staatsentwickelung, welche der freiern socialen Entfaltung entsprechen soll, endet auch die Geltung des Karamsin'schen Ausspruchs: „Des Volks Geschichte ist des Herrschers Eigenthum." Unsere nächste Zukunft hat es nicht sowol mit dem Staat, als mit dem Volk Rußlands zu thun, und darum befindet sich unsere Gegenwart in einer ganz andern Lage als unsere Vergangenheit, darum muß sie tiefer und fester als jemals auf Rußland blicken, darum namentlich der Geschichte seiner innern Zustände, der Vorbereitungen seiner Gegenwart, den vergessenen und verwischten Begründungen seiner Zukunft die eingehendste Aufmerksamkeit zuwenden. Wenn die strengnationale, sogenannte moskowitische Partei, deren Extrem die socialpolitische Schule der Slavophilen, Rußlands Neugestaltung an die vorpetrinische Zeit anknüpfen will, so geht sie mit vollkommenem Bewußtsein von der Voraussetzung der Feindschaft gegen die europäische Civilisationswelt aus. Dies kann nicht Europas Standpunkt sein. Die petersburger Welt, die Welt des modernen Zarenthums, welches durch die Aufnahme der europäischen Civilisationsresultate in seine Herrschaftskunst allmählich jene machtvolle Stellung entwickelte, welche in Alexander I. und Nikolaus culminirt, diese Welt des europäischen Rußland muß der Gegenstand unsers politisch-historischen Studiums sein. Jeder Beitrag zur Kenntniß seiner im allgemeinen noch höchst unbekannten und unklaren Innerlichkeit erlangt so eine kaum zu überschätzende Bedeutung.

Hierin liegt, unsers Erachtens, die große Wichtigkeit des Blum'schen Werks. Wie vollständig diese Ueberzeugung in unserer Publicistik durchgedrungen, davon zeugt am besten der Wetteifer, womit die Zeitungen der verschiedensten politischen Parteien dasselbe ihren Lesern empfehlen und seine prägnantesten Partien in Auszügen oder Inhaltsanzeigen reproduciren. Wir verzichten darauf, aber darin stimmen wir dem Verfasser vollkommen bei, daß sich ihm „unter den Händen die innern Verhältnisse des ungeheuern Reichs in großen Zügen entwickelten, die eine Fülle von Details uns näher rückten". Während Graf Sievers selber „mehr und mehr Gestalt und Fleisch und Blut gewann, warf er ein neues Licht auf die eminente Herrscherin (Katharina II.) und ihr gegenüber auf das Volk, das sie erst zu bilden suchte, dann aber nicht selten mit Füßen trat". Auch heute noch scheiden wir dagegen mit ernsten Zweifeln von dem Buche, ob es sich Europa zum Glück und Deutschland zum Verdienst anrechnen darf, daß es im wesentlichen Deutsche waren, welche jenes petersburger System zur Herrschaft brachten, das sich den russischen Völkern gegenüber auf die europäische Civilisation berief, um es unbedingt zu beherrschen, und gleichzeitig den rohen Neigungen des Moskowiterthums schmeichelte, um den Nationalitätsgeist gegen Europa zu hetzen. Denn auch heute, nachdem der Moment gekommen scheint, dem nationalen Leben eine freiere Selbstbestimmung und Entwickelung zu gestatten, ist es noch keineswegs entschieden, ob Rußlands Neugestaltung aus sich selbst zu einer innerlichen Solidarität mit den gesammteuropäischen Civilisationsinteressen hinüberlenkt. Die Leibeigenschaftsaufhebung ist allerdings ein energischer Schritt dazu. Aber wie sich die politischen Ansprüche gestalten, welche dieser socialen Revolution nothwendig folgen müssen — dies liegt nicht in der Hand der Regierungskunst und des Zaren.

Aurelio Buddeus.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Friedrich Rückert ist am 13. Januar auf seinem Gute Neuseß bei Koburg, im achtundsiebzigsten Lebensjahre gestorben — sein Geburtsjahr ist nach neuern Angaben 1788 und nicht 1789, wie früher allgemein angenommen wurde. Schon seit dem Herbst leidend infolge einer Operation, konnte er seine frühere Frische und Rüstigkeit nicht wiedergewinnen. Gewohnt an jene weiten Spaziergänge, von denen er uns in seinen „Haus- und Jahresliedern" einige mit so heiterer Laune geschildert, mußte er jetzt auf dieselben verzichten und sich auf kürzere Promenaden im Garten beschränken. Einige Tage vor seinem Tode traten häufige, tiefe und langdauernde Ohnmachten ein. Obgleich die leise Hoffnung auf Besserung sich inzwischen immer wieder bei den aus der Ferne zusammengerufenen Familiengliedern geltend machte, starb Rückert doch an Erschöpfung an dem obenerwähnten Tage. Sein Begräbniß am 3. Februar zeigte die Verehrung, welche dem Dichter, so zurückgezogen er in seiner ländlichen Einsamkeit lebte, von allen Seiten gezollt wurde, denn von nah und fern strömten die Leidtragenden herbei.

Rückert's Verdienste um deutsche Literatur und Dichtkunst beruhten wesentlich auf der thatkräftigen Fortbildung der von Goethe angeregten, von Herder und den Schlegels angebahnten Weltliteratur. Durch seine phantasievolle Begabung und die Neigung zu beschaulicher Welt- und Lebensauffassung fühlte er sich sympathisch von der Dichtung des Orients angezogen; mit eisernem Fleiße bewältigte er die sprachlichen Hindernisse, welche ihm jene großen Literaturen der Hindus, der Perser und Araber fremd erscheinen ließen, um dieselben wissenschaftlich zu beherrschen und alle ihre Schätze mit eigenem Schlüssel erschließen zu können. So gehörte er, obgleich er keine streng

wissenschaftlichen Werke auf dem Gebiete orientalischer Sprachen verfaßt und nur in einigen Recensionen seine tief eindringende Kenntniß derselben an den Tag gelegt hatte, doch dem Kreise der deutschen Orientalisten an und zwar als ein an mehrern Universitäten thätiger Fachgelehrter. Freilich, er war zu sehr Dichter, liebte zu sehr die freie Natur und ein unabhängiges Leben, als daß seine akademische Wirksamkeit eine besonders lebendige und ihm selbst durchweg erfreuliche hätte sein können. Nach seiner ersten Habilitation in Jena 1811 wurde er alsbald wieder dem akademischen Lehrstuhl untreu; als er im Jahre 1826 nach Erlangen berufen worden war, um dort die Professur der orientalischen Sprachen zu bekleiden, klagt er in seinen Dichtungen über die zwei ersten schlimmen Jahre, wo er den Musen untreu werden mußte; er fühlte sich unbehaglich und erkrankte sogar, sodaß er im Bad Ems Genesung suchen mußte. Auch als er im Jahre 1840 einem Ruf als Professor und Geheimer Regierungsrath an die berliner Universität folgte, als einer jener berühmten deutschen Männer, unter deren Auspicien die neue Regierung des kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV. eine Aera von geistiger Bedeutung ankündigte, war er, trotz der Auszeichnungen, die ihm zutheil geworden, weit entfernt sich wohl und heimisch zu fühlen. In den Salons der Residenz und ihrem politischen Sprühfeuer bewegte er sich wie ein Brahmane oder alter Germane, der mit seinem freisinnigen Naturcultus weder den erhitzten Tagesdebatten, noch den ästhetischen Theegesprächen irgendwelche Sympathie entgegenbrachte. Gewohnt wie Goethe, alles was ihn persönlich anregte, poetisch „los zu werden", dichtete er ein Spottlied auf die Spree, welches im „Tiedge-Album" erschien, sodaß er eigentlich mit demselben von Berlin und seiner dortigen Stellung in satirischer Weise Abschied nahm. Im Jahre 1848 gab er auch diese dritte akademische Wirksamkeit auf und zog sich ganz auf sein fränkisches Gut zurück. So wenig ihn aber auch die praktische Berufsthätigkeit in diesen orientalischen Professuren erwärmen mochte, eine so glänzende Propaganda machte er in weitesten Kreisen für die Poesie des Ostens und einen so tiefgreifenden Einfluß übte er durch die seltene Formbeherrschung, mit der er dieselbe der deutschen Sprache zueignete, auf die neuere Literatur aus. Seitdem er 1818, bei seiner Rückkehr aus Italien, die Bekanntschaft des wiener Professors Hammer-Purgstall gemacht und durch ihn in erhöhtem Grade auf die reichen Schätze des Orients aufmerksam geworden war, ist er nicht ermüdet in der dichterischen Aneignung dieser Schätze. Persien, Arabien, Indien, selbst China mußten seiner Muse gegenüber ihre Fremdheit ablegen; sie flüsterten ihr gleichsam die Geheimnisse ihres Volksgeistes ins Ohr, welche sie dann mit feuriger Beredsamkeit der deutschen Nation verkündigte. Die deutsche Poesie wurde durch Rückert's Verkehr mit den asiatischen Musen mit neuen Anregungen und Dichtformen befruchtet. Dschelaleddin-Rumi, der persische Weise, erschien mit seinen zweizeiligen und vielreimigen Ghaselen im deutschen Gewande. Seitdem bürgerte sich die Ghasele in Deutschland ein, eine willkommene Form für plauderhafte Poeten, welche mit Behagen eine und dieselbe Empfindung durch eine Reihe von Bildern Spießruthen laufen ließen. Die Makamen des Arabers Hariri, dies orientalische Feuilleton, wurden von Rückert mit bewunderungswürdiger Sprach- und Reimgewandtheit übertragen; diesen vermischten Geschichtchen und Sprüchen folgten dann die arabischen Volkslieder. Aus Hindostan verpflanzte der Dichter die romantische Episode des großen Volksepos „Nal und Damajanti" und das erotische Idyll „Gitagovinda" mit seiner tropischen glühenden Wollust ins Deutsche; aus China das volksthümliche Liederbuch, den „Schi-king"; aus Persien noch „Rostem und Suhrab" aus des Firdusi iranischem Heldenepos. Während der Uebersetzung des Dschelaleddin-Rumi alsbald die „Oestlichen Rosen" gefolgt waren, freie Nachdichtungen des Hafis, sich anlehnend an Goethe's „Westöstlichen Divan" und von weitgreifendem Einfluß auf die Epigonen, bildete den selbständigen Schlußstein, gleichsam das poetische Nationalmonument, das Rückert seinen östlichen Studien setzte, „Die Weisheit des Brahmanen", eine unerschöpfliche Fülle mit sinniger Nadel in das Lotosblumenblatt geritzter Sprüche und Sentenzen, Ausflüsse einer orientalischen Beschaulichkeit, die allerdings zu den thatkräftigen Regungen des abendländischen Geistes einen fühlbaren Contrast bildet, gleichwol aber durch den bewundernswerthen Reichthum an Anschauungen, schlagenden Bildern, Beobachtungen und Betrachtungen der Lebensweisheit in unserer Literatur einzig dasteht.

Im übrigen ist Rückert, wo er als selbständiger Dichter auftritt, nach mehrern Seiten hin von maßgebender Bedeutung. In seiner Jugend huldigte er der patriotisch-politischen Lyrik, machte dem volksthümlichen Aufschwung das Sonett dienstbar, dessen weiche Formen er in den Harnisch eines energischen Pathos schnallte, sang Spottlieder den französischen Marschällen und dann wieder dem Wiener Congreß und machte dem Kaiser Barbarossa einen poetischen Besuch in seiner Felsengruft. Zu dieser Lyrik ist er erst im spätesten Alter wieder zurückgekehrt, indem er „Ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein" unter der Chiffre F—r (Leipzig, Brockhaus) veröffentlichte und so als ehrwürdiger Greis abermals den rüstigen Kampf für die deutsche Sache aufnahm. Als Liebesdichter hat er sich in seinem gefühlvollsten Cyklus: dem „Liebesfrühling", ein schönes Denkmal gesetzt und sich dadurch den deutschen Frauen genähert, denen Ghaselen und Makamen ferner liegen und die meist nur eine Poesie lieben, die sie ins Stammbuch schreiben oder vom Notenblatt singen können. Der größte Theil seiner außerordentlich massenhaften Productivität gehört indeß der didaktischen Poesie an, die bei ihm keineswegs eine lehrhaft langweilige Miene annimmt, sondern meist launig und behaglich plaudert, freilich oft ins Breite und Manierirte verfällt, wie denn die zweibändigen Idyllen von Neuseß doch allzu oft das persönliche Interesse an dem Dichter mehr voraussetzen, als erwecken. Rückert's Dramen sind ebenso verfehlt wie seine „Evangelienharmonie" und von bedauerlicher Nüchternheit. Dichtungen, welche eine präcise Composition verlangten, konnten seiner frei ergossenen Dichtweise nicht zusagen. Dagegen ist er in der Bändigung der widerstrebendsten Vers- und Sprachformen anerkannter Meister und wenn man auch die Spuren des Kampfes oft bemerkte, wenn manches Eckige, Schroffe, Absonderliche des Ausdrucks in seinen, nicht immer melodiösen Versen stehen blieb, so trug selbst dieser unüberwundene spröde Rest noch dazu bei, ihnen den Ausdruck einer scharf bestimmten und markigen Physiognomie zu geben.

So blieb nach allen Seiten hin Rückert eine bedeutende und vielfach tonangebende Persönlichkeit. Er war ein deutscher Mann von echtem Schrot und Korn, nicht geneigt zu Zugeständnissen an Hof und Salon, an Mode und fashionablen Ton, aber als ein echter Indogermane nach den Wurzeln grabend, durch welche der deutsche Genius mit dem Boden asiatischer Urcultur zusammenhängt.

Bibliographie.

Blanche, A., Engelbrecht und seine Dalekarlier. Historisches Schauspiel. Aus dem Schwedischen übersetzt von B. J. Siebolt. Hamburg, Fischer. 8. 15 Ngr.

Donaleitis, C., Litauische Dichtungen. Erste vollständige Ausgabe mit Glossar. Von A. Schleicher. St.-Petersburg. 1865. Lex.-8. 1 Thlr. 13 Ngr.

Dorothea Firebrace oder: Die Tochter des Waffenschmieds von Birmingham. Von der Verfasserin von „Whitefriars". 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fröhlich, G., Die Volksschule der Zukunft ein Ideal für die Gegenwart. Ausführlich dargestellt. Jena, Mauke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Ende 1745 bis Ende 1756. Archivarische Vorstudien für die Geschichte des siebenjährigen Krieges. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Geschichtsfreund. Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von mehreren Freunden derselben. 1ster Jahrgang. 1866. 12 Nummern. Brixen, Theolog. Verl.-Anst. Gr. 8. 1 Thlr.

Herbstklänge. Halle, Fricke. 1865. 16. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 22. Februar 1866.

Inhalt: Eine Geschichte des Dramas. Von **Rudolf Gottschall.** Dritter Artikel. — Altes und Neues aus dem deutschen Liederschatz. Von **E. Hersfurth.** — Vom Büchertisch. — Zur Charakteristik Weckherlin's. Von **Heinrich Rückert.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Das „Athenaeum" über das neue „Leben Jesu" von David Strauß.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Eine Geschichte des Dramas.

Dritter Artikel.*)

Geschichte des Dramas von J. L. Klein. Dritter Band: Geschichte des außereuropäischen Dramas und der lateinischen Schauspiele nach Christus bis Ende des 10. Jahrhunderts. Leipzig, T. O. Weigel. 1866. Gr. 8. 4 Thlr.

Soeben ist der dritte Band von Klein's „Geschichte des Dramas" erschienen, welcher das außereuropäische Drama und die lateinischen Schauspiele nach Christus bis Ende des 10. Jahrhunderts behandelt und dessen Inhalt und Umfang (gegen 50 Druckbogen) gleichmäßig unsere Vorhersage rechtfertigen, daß die anfangs von dem Autor in Aussicht gestellte räumliche Grenze bedeutend werde überschritten werden. Sowol die Stoffülle, als auch die Behandlungsweise lassen das Werk zu ganz andern Dimensionen anschwellen, als sie bei dem Beginn desselben der Verlagshandlung vorschweben mochten. Ja nach der schon erweiterten Anlage war für den dritten Band das Drama der romanischen Völker mit zur Darstellung bestimmt, während dieser Band jetzt mit den lateinischen Dramen des 10. Jahrhunderts schließt. Klein vergleicht sich in der Vorrede mit dem Baumzüchter, dessen Gewächse ihm über Nacht mit ihren kräftigen, um sich greifenden Wurzeln die Kübel zersprengt haben, weil er die Triebkraft der Wurzeln nicht genau nach Umfang und Stärke der Scherben bemessen. Soll er diese Gewächse nun fortwerfen?

Gewiß nicht! Eine Universalgeschichte des Dramas behandelt einen so reichhaltigen Stoff, daß derselbe sich nur in einem bändereichen Werke erschöpfen läßt. Und gerade eine Universalgeschichte fehlte uns bisjetzt, indem A. W. von Schlegel's Vorlesungen doch nur als Studien und Skizzen einer solchen betrachtet werden können, nur die hervorragenden Spitzen der dramatischen Literatur berühren und weit davon entfernt sind, das Theater überall in seiner breiten Basis, in seiner culturgeschichtlichen und nationalen Bedeutung aufzufassen.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß die Darstellungsweise Klein's noch dazu beiträgt, den gebotenen Umfang fast über das erlaubte Maß zu vermehren. Klein ist ein geistreicher Kopf, dem fortwährend Ideen, Gedankenverbindungen, Einfälle zuströmen und den sie zu Excursen verführen, welche mit der Sache selbst, die er zu behandeln hat, oft nur im lockern Zusammenhang stehen. Nicht immer wirft sein Witz ein scharf charakterisirendes Schlaglicht — oft ist er ein müßig gaukelnder Falter, der nur die eigene Farbenpracht zur Schau trägt; ja auch für die Eigenthümlichkeit, welche Shakspeare „einen Witz zu Tode hetzen" nennt, gibt Klein an mehrern Stellen recht bezeichnende Beispiele. Wenn es für eine derartige „Geschichte des Dramas" unerlaßlich ist, den Lesern nicht blos trockene Namen und eine dürre schematische Kritik zu liefern, sondern sie in den Inhalt und Geist der Dramen selbst einzuführen, und zwar desto mehr, je mehr, wie in dem vorliegenden Bande, die dramatischen Productionen selbst fernliegend und unbekannt sind, so geht doch Klein, wie lebendig und warm er auch den letztern Zweck zu fördern weiß, doch zu weit in der Genauigkeit der Inhaltsangabe, ja er überschreitet oft die Grenze, wo die Literaturgeschichte aufhört und die Anthologie beginnt.

Nach diesen beiden Seiten hin würde eine größere Oekonomie und ein künstlerisch einschränkendes Maß der Behandlung wenn auch nicht die Zahl der Bände, so doch gewiß ihr Volumen beträchtlich vermindert und nicht weniger dem Inhalt selbst zum Vortheil gereicht haben. Denn die Arbeit der Gartenschere, welche die allzu üppigen Auswüchse beschneidet, wäre in dem Werke von Klein keineswegs eine verlorene gewesen. Wir sind in der That keine Anhänger einer pedantisch trockenen Darstellungsweise weder auf dem Gebiet der Geschichte noch auf dem der Literaturgeschichte; wir halten die bloße Gelehrsamkeit als solche noch lange nicht berechtigt und befähigt zu angemessener Darstellung des von ihr aus den Quellen herausgegrabenen Stoffs. Doch indem wir auch von dem Geschichtswerke die Kunst der Darstellung verlangen, erscheint uns ein allzu lebendiges Uebersprudeln und ein Behagen an witzigen Ausschreitungen nicht minder als ein Verstoß gegen diese Kunst, deren harmonischer Fluß

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 36 und 37 d. Bl. f. 1865.
D. Red.

durch die zahlreichen aufgeworfenen Blasen der Phantasie getrübt wird.

Die beiden erstern umfassenden Abschnitte des dritten Bandes behandeln das indische und das chinesische Drama und sind im ganzen wol geeignet, dem Leser ein klares Bild von dem Repertoire dieser östlichen Nationen zu geben, so manches sich auch im einzelnen gegen die Auffassung und Darstellung einwenden läßt. Wenn man das chronologische Moment als maßgebend festhält, so war Klein in seinem guten Rechte, das indische und chinesische Drama nach dem griechischen und römischen zu behandeln; denn jene gehören in ihren Haupterscheinungen dem Zeitalter nach Christus an. Dennoch muß, bei der ganz zurücktretenden geschichtlichen Entwickelung dieser beiden östlichen Völker, das Chronologische für äußerlich und unbedeutend gelten; dagegen wäre für die Entwickelung des Dramas selbst aus seinen ersten elementarischen Anfängen heraus ein Beginn der ganzen Geschichte mit dem chinesischen am meisten angemessen und jedenfalls am lehrreichsten gewesen. Jetzt müssen wir uns von den hellenischen Meisterwerken zu den etwas marionettenhaften Productionen „des Reichs der Mitte" zurückwenden, und wenn deren classische Epoche auch unserm Mittelalter entspricht, so sträubt sich doch gerade der historische Sinn gegen die Rückkehr zu elementarischen Schöpfungen. Wir möchten sagen, die Geschichte des Dramas hat ihre eigene Chronologie und kümmert sich nicht um die weltgeschichtliche Zeitrechnung. Mindestens aber hätte Klein diesen Band mit den dramatischen Versuchen der Japanesen, Peruaner und Azteken beginnen, dann zum chinesischen Drama übergehen und zuletzt das indische behandeln sollen, während er gerade den umgekehrten Weg eingeschlagen hat. Da das Drama als höchste Culturblüte einer Nation aufgefaßt werden muß, so ist es kein müßiges Beiwerk, wenn Klein zunächst das Culturleben der Hindus darzustellen versucht und auch die philosophischen Hauptsysteme entwickelt. Nicht nur der enge Zusammenhang derselben mit ihrer religiösen Dogmatik, sowie der Zusammenhang des Dramas mit dem Cultus berechtigt ihn hierzu, noch mehr die Thatsache, daß die indische Literatur ein vollkommen philosophisches Drama besitzt, in welchem die Anhänger jener Systeme ihre Doctrinen entwickeln und das außerdem gleichsam die Begriffe selbst in Scene setzt, wie wenn ein Hegel'scher Poet die geistigen Gestalten der „Phänomenologie" und die Kategorien der „Logik" als dramatis personae in einen theatralisch-metaphysischen Conflict verwickelte.

Das reizende Idyll „Gitagovinda" wird von Klein mit Recht geschildert und zergliedert, da wir in ihm gleichsam, wenn auch noch in epische Form gehüllt, das keimkräftige Cultusdrama begrüßen, aus welchem heraus sich später das profane Drama entwickelte. Es bleibt nur zu bedauern, daß Klein die Textstellen des Auszugs in einer Prosaübersetzung mittheilte, und daß ihm die Rückert'sche Uebersetzung in Versen, welche mit Meisterschaft das üppig Spielerische, wollustvoll Lockende und Hingebende der indischen Dichtung wiedergibt, entgangen zu sein scheint.

Die indische Poetik und Dramaturgie theilt uns Klein nach Wilson in ihren Hauptgrundsätzen und namentlich in ihren wichtigsten Rubricirungen mit. Das Charakteristische derselben ist bekanntlich eine Unerschöpflichkeit der Klassificirung, die aus dem Mangel an begrifflicher Schärfe hervorgeht. Indem diesen Eintheilungen jede innere Nothwendigkeit fehlt, machen sie nur den Eindruck fortwährender Experimente, das Einzelne unter ein Allgemeines zu subsumiren, Versuche, die meistens misglücken, sodaß das Einzelne nur den Schein des Allgemeinen gewinnt, bald die Species zur Gattung, die Gattung zur Species wird und aus den ineinanderfließenden Grenzlinien eine grenzenlose Verwirrung entsteht. Es ist die ungebändigte Ueppigkeit der indischen Natur und des indischen Lebens, die in diese Definitionen der Dramengattungen, der einzelnen Charaktere und Affecte u. s. w. als eine jeder verstandesmäßigen Gliederung widerstrebende Buntscheckigkeit des Inhalts hineinspielt. Der scharf sondernde Verstand ist dem tiefsinnigen Volk der Hindus nicht gegeben, so viel sich ihre Weisen auf die zahlreichen Schubladen zugute thun, in welche sie diesen oder jenen Inhalt verpacken, so sehr sie vom Sortirungseifer besessen sind. Doch in die eine Schublade thun sie Obst, in die andere Aepfel und Birnen, in die dritte wieder borsdorfer Aepfel — das ist ungefähr eine Probe von den meisterhaften Eintheilungsversuchen der indischen Dramaturgie. Wir suchen natürlich nach einem Faden in diesem Labyrinth, denn unser abendländischer Verstand verliert alsbald den Boden unter seinen Füßen: Klein hätte daher sich nicht blos mit einer Mittheilung dieser dramaturgischen Klassificirungen begnügen, sondern dem instinctiven Schematismus der indischen Theaterweisen mit unserer europäischen Einsicht zu Hülfe kommen und die Principien nachweisen, welche ihnen unklar vorschwebten, dabei aber auch die wahrhaft eigenthümlichen Gattungen hervorheben sollen, welche, als dem indischen Nationalgeist hervorgegangen, unserer Bühne fremd sind.

In dem Abschnitte, in welchem Klein den „scenischen Apparat" der Hindus behandelt, müssen wir uns im ganzen mit sehr flüchtigen Andeutungen begnügen. Der Verfasser geht nicht näher auf das Samavakâra ein, das er bei der Rubricirung der Dramen bereits besprochen, das Kriegsspectakelstück, zu dessen Darstellung die Mitwirkung großer Massen und die Entfaltung eines bedeutenden scenischen Pomps unerlaßlich war. Auch von dem „Dima", dem eigentlichen mythologischen Zauberstück, muß man annehmen, daß es ungewöhnliche scenische Maschinerien verlangt — wie hätte sonst die Verbrennung dreier Städte und die Niederschmetterung des Dämonen Tripura durch Siva zur Vorstellung gebracht werden können? Die Thätigkeit des Dichters war bei diesen Stücken eine geringe, indem nur einzelne Scenen ausgeführt, andere nur trocken schematisirt wurden, wie etwa in Schiller's „Jungfrau" der Krönungsmarsch angegeben ist. So besitzen wir ein einactiges Drama: „Dutangada", dessen Stoff aus dem „Ramayana" genommen ist und das der Verfasser selbst den Schatten oder Plan zu einem Drama nennt. Es besteht nur aus vier Scenen; doch läßt sich vermuthen,

daß der Kampf Ravana's und der Triumphzug Rama's, die nur angedeutet werden, den eigentlichen Mittelpunkt der Darstellung bildeten und daß der dramatische Schatten durch die scenische Belebung Fleisch und Blut erhielt. Wenn daher Klein annimmt, „daß der scenische Apparat der indischen Bühne nicht viel kunstreicher und verwickelter war, als der unserer Stegreiftheater im Mittelalter, und daß ihr selbst Shakspeare's Bühne in dieser, wie in mancher andern Hinsicht näher steht als die der Griechen", so hat er offenbar diese von ihm selbst früher charakterisirten Schaustücke gänzlich vergessen, welche einen grandiosen, den gewöhnlichen Rahmen der Schaubühne sprengenden Apparat verlangten.

Klein beginnt seine Rundschau über die uns bekannten indischen Dramen mit den ältesten: „Mrichchakati oder die Thonkutsche", einem Werk des Königs Sudraka, der etwa zwei Jahrhunderte n. Chr. lebte. Dies Drama ist das bedeutendste Sittengemälde der indischen Bühne und steht unserm Geschmack, unserm Empfinden näher, als die spätern romantischen Zauberstücke Kâlidâsa's; Klein spendet ihm ein glänzendes Lob, was dramatisches Genie und poetisch tiefe Charakterzeichnung betrifft: ein Lob, mit welchem man im wesentlichen einverstanden sein kann. Er vergleicht den Helden des Dramas, den Brahmanen Chârudatta, mit Lessing's Nathan, das Stück selbst mit den Stücken Shakspeare's:

In der gesammten dramatischen Poesie wüßten wir nur einen Charakter, der sich mit dem Brahmanen Chârudatta vergleichen ließe: Lessing's Nathan. Wie denn auch des Brahmanen Freund und Gefährte, der Vidushâka oder Gracioso des Stücks, der Brahmane Maitrêya, wunderbarerweise eine Charakterähnlichkeit mit Lessing's Al-Hafi darbietet, der an den Ganges eilt, „wo er leicht und barfuß den heißen Sand mit seinen Lehrern trete". Im Verlaufe unsers Dramas und in den geistesverwandten Dramen des Bhavabhûti wird uns noch eine andere Familienähnlichkeit überraschen und in Erstaunen setzen: eine so tiefe Verwandtschaft dieser Dramen mit denen Shakspeare's in Composition, in Charakteristik, in dem Cultus des Hochmenschlichen und der weisheitsvollen Vernunft des Herzens und himmlischer Liebesfülle; eine so grundinnerliche Wesens- und Formenverwandtschaft, daß man glauben sollte: eine ähnliche Ursprungserinnerung habe bei den Schöpfungen des größten dramatischen Dichters mitgewirkt, wie, nach Plato, das göttliche Wissen und Schauen der menschlichen Seele als ein Erinnerungsdenken der Urbilder zu gelten habe, die sie in ihrem vorkörperlichen Zustande unmittelbar in Gott geschaut; daß man glauben sollte: diese Erinnerung an den arischen Ursprung wäre in der Seele des größten Poeten des germanischen Völkerstammes beim Dichten seiner Dramen, gleich einer mächtigen Wunderblume, gleich jener Lotos-Weltblume aufgegangen, und hätte in seine Schöpfungen den heimatlichen zaubervollen Seelenduft und Wohlgeruch ergossen. Aus der Neuen Welt in unsern Erdtheil verpflanzte Gewächse öffnen zur Nachtzeit ihre Blüten, weil sie um dieselbe **Tagesstunde** in ihrem Vaterlande blühen. Warum sollte man nicht denken dürfen, daß auch nach Jahrtausenden, unter den entlegensten Himmelsstrichen Blüten der Poesie im Geiste sich erschließen, die den Balsam ihres geschichtlichen Ursprungs, ihrer Stammeswurzel, athmen?

In der That erinnern Charaktere, wie der Prinz Samsthânaka, ein verächtlicher Wüstling, der dabei die Eigenthümlichkeit hat, Stellen aus den indischen heiligen Schriften verkehrt zu citiren, an ähnliche Shakspeare'sche Gestalten, und Klein nennt nicht mit Unrecht den Prinzen Cloten in „Cymbeline" einen englischen Samsthânaka. Auch in der Doppelhandlung, deren Fäden sich zuletzt in einen Knoten schürzen, könnte man eine Verwandtschaft mit Shakspeare finden, und wenn diese Verknotung eine rein zufällige ist, so würde dies den Vergleich um so weniger stören, als auch bei Shakspeare diese Doppelhandlung keineswegs immer, wie seine Vergötterer meinen, in zwei concentrischen Kreisen denselben Gedanken spiegelt, sondern oft äußerlich aus zwei Novellen zusammengelöthet ist.

Klein gibt von dem Drama des Königs Sudraka eine ins Detail gehende, 50 Seiten umfassende Reproduction, in welche er mancherlei kritische Bemerkungen hineinverflicht. Seine Anerkennung des Stücks ist eine volle und uneingeschränkte, ja sie ist polemisch gegen den möglichen Tadel. Mit vielen dieser verherrlichenden Glossen befinden wir uns nicht im Einklang, da jedenfalls dem Stücke die Energie dramatischer Handlung, die richtige Accentuirung ihrer Höhenpunkte und damit die künstlerische Architektonik fehlt. Das Stück ist ein Bildersaal altindischen Lebens; die Gemälde, mit markigem Pinsel ausgeführt, reihen sich an einen Faden der Handlung: die Liebe eines Brahmanen zu einer Buhlerin. Es ist überdies ein Schauspiel, an dessen Schluß sich das Laster erbricht und die Tugend zu Tisch setzt und das in der That auch einen oft betonten Grundgedanken hat, welchen Klein allerdings nicht erwähnt, nämlich daß der Armuth Los ist, Verdacht zu erwecken, ein Gedanke, der in die Handlung selbst auf das kenntlichste hineingearbeitet ist. Die Heldin, Vasantasênâ, ist eine Hetäre, aber, wie Klein sagt, „eine durch die reinste Liebe zu einem frommen, heiligen und in die dürftigste Armuth durch seinen Edelmuth gestürzten Mann sittlich geläuterte Hetäre". Er weist mit Recht auf den Unterschied zwischen einer solchen Liebesheldin und einer griechisch-römischen Komödienhetäre hin, „die auf reiche Jünglinge Jagd macht und sie häuslich, wirthschaftlich und moralisch zu Grunde richtet". Dagegen vergißt er, die Aehnlichkeit zwischen diesem Courtisanen-Bühnenspiel und dem neufranzösischen Lorettendrama, das er so häufig anfeindet, hervorzuheben. Diese Entsühnung durch eine edle Liebe ist nicht nur in „Marion de Lorme", sondern auch in manchen pariser Demi-Monde-Stücken ein beliebtes Motiv — nur daß der magdalenenhafte Zug von den französischen Dichtern mit vieler Empfindsamkeit ausgeführt wird, während der indische Dichter ihm nur einen naiven Ausdruck gibt. Ohne Makel ist nach indischer Sitte der Verkehr mit einer Buhlerin keineswegs. So sagt Chârudatta's Begleiter: „Eine Courtisane gleicht einem in den Fuß getretenen Dorn, den man auch nicht los werden kann ohne Schmerzen." Auch für indische Anschauungen liegt in der Liebe eines edeln und frommen Brahmanen und einer bisher „Gemeingut" gewesenen Buhlerin ein pikanter Contrast, der durchaus nicht so weit entfernt ist von den modernen Contrasten in den Lorettenstücken des Seine-Babel. Doch ist der Hindupoet glücklicher, was die Auskunftsmittel der

Volkssitte betrifft; er braucht seine Heldin nicht an Schwindsucht oder unglücklicher Liebe sterben zu lassen; denn der Brahmane heirathet sie als zweite Frau, welche von der ersten sehr freundlich und ohne alle Eifersucht aufgenommen wird.

Auch die descriptiven Längen des Stücks nimmt Klein in Schutz:

Maitrêya bringt der Vasantasênâ die Perlenschnur für das gestohlene Kästchen, nachdem er die sieben Vorhöfe ihres Palastes durchschritten, deren Wunderpracht er einzeln und aufs umständlichste beschreibt. Die 4—5 Seiten lange Schilderung würde von der europäischen Dramaturgie und jeder unserer Regie-Streichanstalten, von jener aus Kunst-, von diesen aus menschenfreundlichen Rücksichten gegen das Publikum, als descriptives, aber bühnenungerechtes Meisterstück, ausgerottet werden. Das indische Schauspiel weiß noch nichts von unserer bewährten Theaterpraxis, wo noch ein Drama jene Wundereigenschaft mit Balzac's Peau-de-chagrin gemein hat, vermöge welcher die Zauberkraft besagter Saffianrindshaut zunimmt, je mehr man sie verkürzt und je mehr Lederstückchen man von ihr abschneidet.

Wir wollen die europäischen „Regie-Streichanstalten" keineswegs vertheidigen, ihre Rothstifte sind von angeborener Feindlichkeit gegen alle Poesie, und unser Publikum ist bereits so bequem geworden, daß jede längere Rede, wie poesievoll, ja wie dramatisch energisch sie sein mag, Gefahr läuft, es zu ermüden und zu langweilen. Doch diese Beschreibungen der acht Vorhöfe im Schloß der Vasantasênâ sind so rein äußerlich, sind so sehr nur mit Worten ausgeführte Decorationsmalerei ohne einen Hauch von Stimmung, daß sie entschieden aus allem Dramatischen herausfallen.

Es muß befremden, daß gerade das älteste der auf uns gekommenen indischen Dramen ein rein bürgerliches Sittengemälde ist, ohne alle Beziehung zum religiösen Glauben und Cultus, ja daß die Vertreter der verschiedenen Glaubensrichtungen, die Brahmanen und der Buddhist, nur nach der Seite ihrer menschlichen Individualität als dramatische Charaktere aufgefaßt werden, während gerade in den spätern Dramen der schönfärbenden Hofpoeten die Gestalten des Glaubens eine große Rolle spielen. Klein bleibt uns die Erklärung für diesen anscheinenden Widerspruch schuldig. Sie liegt wol darin, daß, während das religiöse Cultusdrama sich anfangs in ernster Gediegenheit entwickelte, es gerade das Feld für die selbständige Nebengattung bürgerlicher Sittenbilder freiließ, indem zwischen dem Heiligen und Profanen keinerlei Berührung sein durfte, daß erst später in einer profanern, dem altehrwürdigen Glauben fremder gewordenen Zeit die Dichter sich auch des heiligen Stoffs mit freispielender Phantasie bemächtigten, wie dies in den mythologischen Zauberdramen Kâlidâsa's am sichtbarsten hervortritt, der die Apsarasen aus Indra's Himmel zu Feenspielen und scenischen Ballets engagiren durfte.

In Bezug auf das zweite indische Stück, das Drama Bhavabhûti's: „Mâlatî und Mâdhava", welches Klein das „Romeo- und Juliadrama der Inder mit glücklichem Ausgang, leidenschaftsvoll, aber nicht tragisch" nennt, kann man mehr mit seinem Urtheil übereinstimmen. „An Macht und Tiefe der Leidenschaft", meint Klein mit Recht, wie an Fülle und Kraft der Charakteristik übertrifft Bhavabhûti den Kâlidâsa außer allem Zweifel. Wir werden in seinen Anschauungen etwas von Aeschylus' Naturkraft und in der Schilderung der Leidenschaft Shakspeare'sches Colorit finden. Durch das Stück zieht sich der Gegensatz zwischen dem menschenfreundlichen Buddhacultus, welchen die Buddhapriesterin, und dem menschenfeindlichen Sivacultus, den die dämonische Priesterin Kapâla-Kundalâ, vertritt. Der letztere gipfelt in einer Scene, deren decorativen Hintergrund Klein etwas überschwenglich mit folgenden Worten schildert:

Die Gegenfigur zur wohlthätigen Buddhabüßerin, die dämonische Priesterin, Kapâla-Kundalâ, im Dienste der scheußlichen Gottheit Chamundâ, die Siva's von Menschenopfern rauchenden Altären vorsteht, erscheint in der Luft auf einem Feuerwagen, in grauenerregendem Aufzug. Sie schildert ihr Wesen als den Geist des Verderbens. Zweck ihres Erscheinens ist: die Mâlati zu entführen und sie ihrer Gottheit zu opfern. Die Scene entspricht solchem Beginnen. Wir sehen den Verbrennungsplatz der Leichen vor uns; über den Boden Todtenknochen hingestreut. Brust und Lenden der Schreckenshexe sind mit Todtenköpfen umgürtet, wie der lange Monolog, der sie einführt, mit grauenhaften Bildern, bei denen Macbeth's Hexen die Ameisen über den Rücken würden laufen fühlen, und selbst Munday's Yorkshire-Hexen eine Gänsehaut bekämen. Sie zieht sich vor Mâdhava zurück, der mit entblößtem Schwert in der einen, und mit einem Stück Menschenfleisch in der andern Hand herankommt, um es den Nachtgeistern darzubringen, deren greulichen Spuk er schildert; fratzenhaft scheußlich, aber mit düsterglühenden, schauerlichen Farben, die alles Hekate-Unwesen übergrausen. Hier schüttelt nicht blos, sondern wendet unser Theater ganz und gar den Kopf, und voll Abscheu, hinweg, und wir desgleichen. Vielleicht ist aber ein greller Contrast zwischen dem mildmenschlichen Opferbegriffe der Buddhalehre und dem grausigen Siva-Opferdienst der Brahmanen beabsichtigt, worin ein Rest menschenfresserischer Wildheit und Karaibenthums, worin der Blutgeist des mexicanischen Vizlipuzli zu spuken scheint.

Es drängt sich uns bei dem ganzen Nachtstück di Bemerkung auf, daß diese Abtheilung des Stücks den Begriff entspricht, welchen die indischen Dramaturgen mi der Dramengattung „Dima" verbinden. Ob sie nun durc Amputation einzelner Bruchstücke aus den größern Wer ken der Schaubühne zu ihren Gattungsbegriffen gelang sind, oder ob diese Amputation von den Dichtern selb vorgenommen wurde, welche kleinere selbständigere Dra men nach dem Muster dieser Situationen aus den grö ßern Meisterwerken dichteten, mag dahingestellt bleibe „Mâlatî und Mâdhava" enthält übrigens, außer de Schauerscenen, Stellen von großer lyrischer Schönhe sowol was die Schilderung der grandiosen indischen Na tur, wie den Ausdruck der Liebesempfindung betrifft.

Bei der Besprechung von Bhavabhûti's zweitem Dram „Uttara Râma Cheritra" ergeht sich Klein in einem gei vollen Excurs über die tragische Sühne und das Cau litätsgesetz; er weist nach, daß der Begriff der tragisch Schuld weiter gefaßt werden müsse, als dies gewöhnl geschieht, indem bei einer Beschränkung derselben auf d Individuelle ein Prometheus, ein Oedipus, eine Des mona, die Opfer Macbeth's und Richard's III. als u schuldig Leidende betrachtet werden müßten. Klein sa

„Im Drama trägt der einzelne als Vertreter der Menschheit ihre Schuld, und seine Sühne ist auch ihre Sühne. Das Drama läutert aus dem Menschen das solidarische Wesen hervor, den Blutzeugen für die Gesammtheit: seine Allgemeingültigkeit, die seine göttliche Natur und Bestimmung verbrieft.... Die volle Rechtfertigung des Causalgesetzes übernimmt das öffentliche Gewissen."

Ueber das indische Intriguenstück „Mudra Râkshasa", sowie seine spätern Nachdichtungen können wir rasch hinweggehen; es ist ein indisches „Glas Wasser". Intriguen der Minister gegeneinander, Ueberraschungen, Briefe, Bilder, Lauschscenen, Entpuppungen einzelner geheimnißvoller Gestalten der Hindus spielen in den historischen Lustspielen dieselbe Rolle, wie in den europäischen, zum sichern Zeichen, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, d. h. für den oberflächlichen Beobachter. Länger verweilt auch Klein bei Kâlidâsa, dem Vielgefeierten, bei seiner „Sakuntalâ", „für Europas Literaturen die Schlüsselblume der dramatischen Frühlingsflora Indiens, des indischen Dramaaufgangs erster Morgenstrahl", und „Vikrama und Urvasi". Das begeisterte Lob, das Goethe der „Sakuntalâ" ertheilte, regt unsern Autor an, verwandten Zügen in der Weltanschauung und Dichtweise Goethe's und Kâlidâsa's nachzuspüren, wobei er zu folgendem Resultat gelangt:

Nächst Shakspeare ist keines Dichters Seelengrundgewebe so indisch, wie bei Goethe. Nur hat Shakspeare, dieser Universalerbe der dramatischen Kunst, wie Goethe das Harmonisch-Formelle des griechischen Kunstgeistes, die historisch-tragische Weltanschauung und Geistesstimmung der großen griechischen Poesie, den Geist des Homer und Aeschylus, aus der pathetisch-indischen Grundstimmung entfaltet, vielleicht nicht ohne Beimischung einiger Blutstropfen vom römischen, mit dem Siva-Dienst verwandten Gladiatoren-Blutgeist, den Seneca's Tragödie schnaubt. Sophokles, Kâlidâsa und Goethe sind uns die drei großen, von der gleichartigsten Dichter-Seelenverwandtschaft zu der herrlichsten Dichtertrias gruppirten Poeten. Der episch-idyllische Grundklang tönt in den Dichtungen jedes derselben vor. Kraft dieses vorherrschenden Grundklangs konnte Sophokles der zweitgrößte Tragiker der Griechen werden. Seine schönsten Tragödien, „Oedipus auf Kolonos", „Philoktetes", sind tragische Idylle, wie sie auch Goethe vielleicht, als Nachfolger des Aeschylus, wenn er die Fülle seiner Wundergaben ausschließlich auf die tragische Kunst hingespannt hätte, oder wie sie Kâlidâsa als Hellene würde gedichtet haben.

Klein scheint „Sakuntalâ" zu den „Hofpastorales" zu rechnen, zu denen mehr oder weniger auch Goethe's „Tasso" gehört, wir möchten sagen, es ist indische Renaissance, ja selbst indisches Rococo darin. Sehr eingehend ist die Analyse, die Klein von dem Zauberdrama gibt, und wir stimmen im wesentlichen mit seinem Endurtheil überein. Das Stück ist von unendlicher Anmuth und Ueppigkeit, voll köstlicher Natur- und Liebesbilder, von einem wahrhaft arkadischen Zauber, wogegen der äußerlich festgehaltene Zauber in dem Spruch des erzürnten Weisen als Schicksalsmotiv, in welchem sich nicht einmal die innere Verzauberung symbolisirt, der Handlung allen dramatischen Werth raubt. Denn es ist ein poesieloser Niederschlag des alten Glaubens, das todte Formelwesen, das hier, wie in „Vikrama und Urvasi" den dramatischen Ausschlag gibt. Gegen die rein menschliche Motivirung in dem alten Drama Sudraka's steht Kâlidâsa weit zurück. Mit Recht sagt Klein:

Kâlidâsa hat den Geheimsinn seiner Fabel, aus Rücksichten einer höfischen Kunst, in zu feine Farbenspiele von Halbverständnissen zerlegt und verdiftelt. Kâlidâsa ist schon der überfeine Verkünstler der großen poetischen Dramenzwecke, die er in allerhand kleine Kunstabsichtlichkeiten zuspitzt und filigranisirt. Er dramatisirt schon im Geiste des „Hineingeheimnissens", während der Dichter doch herausgeheimnissen soll. Er versteht sich schon auf jene Kunstmystik, jene erotische Poesie, die in Andeutungsräthseln orakelt, und nach der Verschleierungsmaxime, die Fontenelle zum Stilgesetze der Prosa stempeln wollte, auch die poetische Gestaltung modelt.

Für besonders bezeichnend und glücklich gewählt halten wir die von Klein durchgeführte Parallele zwischen der Sakuntalâ-Episode des Epos „Mahâbhârata" und dem Kâlidâsa'schen Drama, indem aus derselben überzeugungskräftig hervorgeht, wie der zierliche Hofdichter die alten menschlichen Motive verkünstelt. Der König des alten Epos vergißt, weil er vergessen will, obgleich er sich seines Abenteuers „wohl erinnert", und die vor ihn tretende Sakuntalâ richtet an ihn die strafenden Worte:

Ich bin allein, wähnst du in deiner Seele,
Kennst nicht das Herz, jenen uralten Weisen,
Der immer schaut jegliche schlechte Handlung,
In dessen Näh' dein Vergehen du ausübst.
Wer Böses thut, der wähnt freilich: O, es sieht mich ja keiner hier!
Aber die Götter durchschaun ihn und der eigne innre Mensch.

Ein Hofpoet wie Kâlidâsa fand es dem poetisch-dramatischen Hofceremoniell wenig angemessen, daß eine verlassene Schöne sich mit solchen Strafpredigten an einen Herrscher wendete. Was würde Bhoga dazu gesagt haben, der schützende Alfonso unsers Tasso? Ein kunstsinniger König, gewiß mit so viel Sinn für die Schönen, wie das Schöne begabt. Würde er nicht, wenn er diese Rede von der Bühne herab hörte, an manche von ihm selbst verlassene Schöne erinnert, eine Erinnerung, die seinem „eigenen innern Menschen" gewiß nicht angenehm war. Das mußte vermieden und der alte König Duschmanta dafür durch den Fluch eines Weisen mit einer Gehirnstörung behaftet werden, gleich als hätte er einen Becher Lethe aus der Hand des Prinzen von Arkadien getrunken. Damit hören die Vorwürfe des „innern Menschen", freilich auch die Zurechnungsfähigkeit und damit das Drama selbst auf. Einen ähnlichen Gedankengang verfolgt Klein:

Die Sakuntalâ-Episode im Mahâbhârata überragt an poetisch-menschlicher Bedeutsamkeit, geistigem Dichtungsgehalt, vor allem in Bezug auf die Qualität, welche der Poesie erst die volle, göttliche Weihe ertheilt, in Bezug auf den philosophischen Grundgedanken, das eigentliche Culturmoment der dramatischen Poesie — die Sakuntalâ-Episode überragt das Schauspiel „Sakuntalâ" so hoch, so majestätisch hoch, wie der Himalaja sich über das kleine Paradies eines idyllischen Blumengeländes, eines gewürzreichen Lustthals erheben mag, das zu seinen Füßen liegt, ihm Blumenopfer weihend und balsamische Vermählungsdüfte liebetrunkener Blüten.

Wenn wir mit Klein in Bezug auf die „Sakuntalâ" im wesentlichen übereinstimmen, so erscheint uns dagegen

das Urtheil, das er über „Vikrama und Urvasi" fällt, allzu streng; denn dies Drama ist, während in der „Sakuntalâ" rein menschliche Situationen zu Grunde liegen, von Haus aus in eine Traum- und Zaubersphäre versetzt, wo wir uns über das Wunder nicht mehr zu wundern haben; denn es liegt gleichsam in dem poetischen Klima des Dramas. Hier, wo der süß fabulirende Wahnsinn uns fortwährend umfangen hält, erscheint ein irrsinniger König ebenso wenig als Inconsequenz, wie eine sich in eine Weinrebe verwandelnde Nymphe, eine wahrhaft ovidische Metamorphose. Klein sagt:

Stoff und Motive dieses mythischen Zauberidylls scheinen uns noch heute für ein Zauberballet ausnehmend geeignet. Verrückte, sogar hirnlose Ballete gibt es die Menge. Aber schwerlich ein Ballet mit einer für die Tanzpantomime so dankbaren Wahnsinnsscene, die noch außerdem ein König aus dem Mondgeschlechte tragirt. Wir nehmen keinen Anstand, das Drama „Vikrama und Urvasi" als Grundlage zu einem Balletlibretto dem gegenwärtig ersten Balletmeister, unserm Paul Taglioni, zu empfehlen. Sein Geschmack, sein poetischer Takt, sein großes Talent für malerische Gruppirung und Bühnenzauberwirkung bürgen dafür, daß er über ein Tanzdrama, „Vikramorvasi", den poetischen Märchenduft von Kâlidâsa's Zauberdrama werde zu hauchen wissen.

Opernhaft und balletartig ist freilich der Charakter des Ganzen. Doch hat Klein nicht genug die außerordentliche Fülle an lyrischen Schönheiten hervorgehoben, diesen melodisch-musikalischen Zauber einer sich in Naturmystik wiegenden Seelenandacht. Mit den Monologen des in Wahnsinn irrenden Königs kann sich bei Bhavabûti die ganz ähnliche Situation keineswegs messen, was den intensiven Zauber glühender Stimmung und eines brennenden Colorits betrifft.

Kâlidâsa's drittes Drama ist ein Intriguenstück nach dem Muster des „Mudra Râkshasa". Ueber dasselbe wie über die übrigen meist nur dem Inhalt nach bekannten Dramen der indischen Melpomene und Thalia ertheilt Klein alle wünschenswerthe Auskunft. Auch seine Darstellung des „Prabodha Chandrodaya" ist ganz geeignet, ein Bild dieses wunderbaren und geistvollen Gedankendramas zu geben, das in seiner Art einzig in der ganzen Weltliteratur dasteht und überdies einen hohen Begriff von der Bildung eines Publikums gibt, dem diese philosophische Mysterie sich auf der Bühne zu vollem Verständniß erschloß. Selbst die Stadt der Intelligenz, in welcher nacheinander die philosophischen Katheder der großen Maëstros des Gedankens aufgerichtet waren, würde vor einem ähnlichen Gedankendrama modernen Inhalts mit verständnißloser Langeweile sitzen und sich sehnen nach den „Fleischtöpfen Aegyptens", nach jener derbgreiflichen und wohlschmeckenden Bühnenkost, mit welcher Pohl und Weirauch sie zu regaliren verstehen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Altes und Neues aus dem deutschen Liederschatz.

Wer die für die „literarische Unterhaltung" bestimmten Vorräthe, die sich allmählich auf dem Büchertische ansammeln, ordnet und sichtet, der gleicht wol einem Hausvater, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorträgt. Alte liebe Freunde, oft in dem neuen Gewande einer Miniaturausgabe, treten wieder vor unser Auge; auch gleichgültigere Namen, denen wir schon hier oder dort begegnet sind, tauchen empor aus der wogenden Flut der homines novi, über welche oft nur zu bald finstere Vergessenheit die dunkel nachtenden Schwingen ausbreiten wird. Und in dem Inhalt der Bücher findet sich eine ähnliche Mischung; wenn eins der heute zur Besprechung vorliegenden Werke (Nr. 9) den Titel führt: „Gedichte, alte und neue, gute und schlechte", so kann wol pars pro toto gelten, und die so häufig wiederkehrenden Reminiscenzen an Platen, Geibel oder Heine berechtigen die Kritik zu dem Stoßseufzer:

Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht!

Allein wenn auch das „gute Neue" nicht häufig ist, so findet sich doch manche Bereicherung des deutschen Liederschatzes, und im ganzen ist der Eindruck ein nicht unerfreulicher, ist doch schon an und für sich jedes neue Büchlein lyrischer Gedichte ein bewußter oder unbewußter Protest gegen jene nüchterne materialistische Weltanschauung, welche die Entwickelung des geistigen Lebens in ein Rechenexempel aufzulösen sich bestrebt! Ein junger kräftiger Nachwuchs sproßt in dem deutschen Dichterwald, und wenn auch nur wenig Bäume zur vollkommenen Entwickelung gelangen, und es zweifelhaft sein mag, ob sie sich einst zu den heiligen Hallen der Poesie emporwölben werden, so schließen sich doch schnell alle Lücken wieder, und nach wie vor grünt der „schöne Wald hoch da oben"! Die Wälderverwüstung würde aber auch hier ihre verderblichen Wirkungen zeigen; wie in einem Lande, welches des Schmucks seiner Wälder beraubt wird, die Quellen und Ströme versiechen, der fruchtbare Boden von den Wildwassern weggerissen wird und nur eine steinige Wüste da zurückbleibt, wo früher die Rebe grünte und der Oelbaum wuchs, so geht es auch mit dem geistigen Leben eines Volks, dem der Kranz der Poesie von dem Haupte gerissen wird; es wird getroffen von des Sängers Fluch: „Daß es darob verdorret, daß jeder Quell versiegt, daß es in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt!" Ueber den Zahlenreihen der Nationalökonomie und den Formeln der Politik darf die Wahrheit des Spruchs nicht vergessen werden: „Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht"; ein Spruch, den die echte Poesie auch auf sich beziehen kann und soll!

Ist nun auch in einzelnen der nachfolgenden Werke von dieser echten Poesie oft nur eine kaum wahrnehmbare Dosis in homöopathischer Verdünnung und Verwässerung zu finden, so strömt sie doch in andern, alten und neuen, als lebendige Quelle aus dem Sande hervor, ein „frischer Brunnen im Regenbogenglanz". Von den alten sind zunächst

zwei Gedichtsammlungen zu nennen, von denen die eine in zweiter, die andere sogar in vierter Auflage vor uns tritt:

1. Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Vierte Auflage. Augsburg, Rieger. 1863. 16. 1 Thlr.
2. Gedichte von L. Christ. Zweite vermehrte und neu bearbeitete Auflage. Glarus, Luchsinger. 1865. 8.

Die „Gedichte" von Leonhart Wohlmuth (Nr. 1) zeichnen sich durch eine warme und tiefe Empfindung, durch einen wohlthuenden Idealismus und eine harmonisch abgerundete Form vortheilhaft aus und entschädigen dadurch für den Mangel einer eigenartigen Auffassung und eines höhern Schwungs der Phantasie. Das in der eleganten Uniform der Miniaturausgaben erscheinende Büchlein umfaßt: „Stimmen der Natur", „Blätter der Liebe", „Der Kaiserdom in Speier" und „Vermischte Gedichte"; am werthvollsten ist die dritte Abtheilung: „Der Kaiserdom in Speier", aus welcher namentlich die Lieder: „Am Rhein", „Die Todtenstadt", „Auf nach Osten" und „Das Erntefest" lobend hervorzuheben sind. Auch das „Lebewohl" und „Aschermittwoch", namentlich aber das schwunghafte und gehaltvolle Schlußgedicht, der zur Stiftungsfeier des kaufbeurer Liederkranzes gewidmete „Sängergruß aus Schwaben", welches für derartige, meistens nur aus Phrasen mosaikartig zusammengesetzte Festpoeme als Muster gelten könnte, rechtfertigen den Vorzug, den diese Gedichtsammlung durch das Erscheinen in vierter Auflage erfahren hat.

Die „Gedichte" von L. Christ (Nr. 2) sind mit dem etwas unklaren Motto:

Es will die Pflanzenblüte
Sich klären wie das Licht — (?)
Ist Andacht im Gemüthe
Die Herzensblüte nicht? —

als „Lieder der Andacht" bezeichnet, denen nach der Ankündigung am Schluß des Buchs später noch „Heimatlieder", „Lieder der Liebe und Laune", „Germanische Lieder" und „Mannichfaltiges" nachfolgen sollen. Die glaubensvolle Zuversicht, der sittliche Ernst und die Wärme der Empfindung, welche sich in diesen Gedichten aussprechen, berühren den Leser wohlthuend, während sich allerdings die vielfach unangenehm hervortretende Schwerfälligkeit und Steifheit des Ausdrucks nicht übersehen läßt.

Von den neuern Gedichtsammlungen verdienen besonders hervorgehoben zu werden:

3. Gedichte von Max Freidank. Elberfeld, Bädeker. 1865. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Gedichte von Albert Möser. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 15 Ngr.
5. Aus dem Leben in Lied und Spruch von Adolf von Harleß. Stuttgart, S. G. Liesching. 1865. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die in eleganter Ausstattung erschienenen „Gedichte" von Max Freidank (Nr. 3) bekunden in erfreulicher Weise eine nicht unbedeutende poetische Begabung, welche jedoch mehr epischer als lyrischer Natur ist. In dem ziemlich starken Bande dieser Gedichte findet sich nicht ein eigentliches Lied, und nur selten eine rein lyrische Stelle. Die „Erzählenden Gedichte" sind nicht blos in der ersten, diese Ueberschrift tragenden Abtheilung, welche den dritten Theil des Buchs umfaßt, enthalten; auch der Dithyrambus „Bacchos — Bromios — Dionysos", die theogonische Elegie „Prometheus" und andere Gedichte in antikisirender Form, selbst die Festpoeme am Schluß des Bandes tragen diesen Charakter. Geht die Darstellung auch zuweilen etwas in die Breite, so ist dieselbe doch klar und fast immer ansprechend, die Zeichnung scharf und fein, und die schwunghafte Diction, durch welche sich z. B. „Saul", „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems" und der einen Excurs griechischer Mythologie enthaltende Dithyrambus „Bacchos — Bromios — Dionysos" auszeichnen, ist volltönend und kräftig. Weniger gelungen sind einzelne der antiken Form sich nähernde Gedichte. „Die Distichen des Prometheus" z. B. sind etwas schleppend, und auch nicht immer ganz correct scandirt; nach Form und Inhalt dagegen sehr anmuthig ist die „Elegie in den Ruinen des Olympion bei Syrakus" und die „Corsische Elegie". Von den Festgedichten der letzten Abtheilung dürfte nur das Poem zur Einweihung der neuen gothischen Künstler-Vereinshalle in Bremen eine über den engern Kreis der Festgenossen hinausgehende Bedeutung beanspruchen können, das Festgedicht zu Schiller's hundertjährigem Geburtstag mit einer politischen Einleitung, mit der inzwischen längst verstummten Klage, „daß der Däne des deutschen Schwertes spotte", ist dagegen sehr unbedeutend.

Die „Gedichte" von Albert Möser (Nr. 4), der Schauspielerin Fanny Janauschek gewidmet, umfassen in vier Abtheilungen einige Lieder und Balladen, einen Kranz von 30 Sonetten, 25 Oden und eine Sammlung von Distichen. Alle diese Gedichte, namentlich die Oden und Distichen bekunden eine bewundernswerthe Herrschaft über die Sprache, welche sich den antiken Versmaßen ungezwungen zu fügen scheint; die alcäischen und sapphischen Strophen fließen bei Horaz nicht harmonischer dahin, als in diesen deutschen Oden. Die Sonettform handhabt der Dichter mit gleicher Virtuosität, und auch die meisten der Distichen zeichnen sich durch Reinheit und Wohllaut der Sprache aus. In diesen schönen Formen kommt jedoch ein etwas eintöniger Inhalt, welcher durch die sentimentale melancholische Gemüthsrichtung des Dichters bedingt wird, zur Erscheinung; eine unendliche Liebessehnsucht, ein „unaussprechliches Seufzen", ein wehmuthvolles Klagen über die Nichtigkeit alles Irdischen, verbunden mit dem Ausdruck schwärmerischer Freundschaft tritt uns überall entgegen; wird doch in Sonett XX ausdrücklich darüber geklagt, daß der „Weltschmerz, der Schmerz aller hohen Seelen", als ein überwundener Standpunkt gelte. Die Empfindung, die in diesen Gedichten zum Ausdruck gelangt, ist warm und tief, es fehlt ihr aber die Kraft und Frische der innern Gesundheit; im Sonnenschein eines fröhlichen Lebensmuthes würden sich bei der reichen Begabung des Autors gewiß noch duftigere, glanzvollere Blüten dem Lichte eröffnen. Von den Sonetten sind das elfte und siebzehnte („Es klang schon manches Lied aus

Dichtermunde"), von den Oden die erste, neunte, sechzehnte, „An einen Bachuskopf" („Menschenglück, ach, höchstes, es heißet: durch Thränen lächeln"), als besonders gelungen hervorzuheben; unter den Distichen hätten die etwas trivialen Sinngedichte, welche auch zu dem übrigen Inhalt der Sammlung nicht recht passen, keine Aufnahme finden sollen. Als ein Beispiel der schönen Diction möge hier noch eine Strophe aus der vorerwähnten neunten Ode: „Mein Gebet", Platz finden:

Gebt Menschen mir, groß, edel und hellen Geists,
Die nicht der Traum des Irdischen ganz befängt,
Aus deren Aug' mich rührend anspricht
Götterverwandtschaft und Erdenfremdheit!

In der mit einer hübschen Titelvignette geschmückten Sammlung von Liedern und Sprüchen: „Aus dem Leben", von Adolf von Harleß (Nr. 5), nimmt, wie dies nach der Lebensstellung des Verfassers, des Autors rühmlichst bekannter theologischer Schriften und Predigtsammlungen, zu erwarten war, die Abtheilung: „Geistliches in Lied und Gedicht", den größten Raum ein. Doch können gerade diese Gedichte in ihrer Mehrzahl ihrem innern Werth nach eine besondere Bedeutung nicht beanspruchen; dieselben enthalten häufig nur eine Paraphrase lose zusammengefügter Bibelsprüche und geschickt versificirte Homilien, in denen die zu reichliche Anwendung der biblischen Terminologie vielfach störend wirkt. Doch zeugen einzelne derselben, welche sich von diesen Eigenthümlichkeiten frei erhalten, von einer unverkennbaren poetischen Begabung des Verfassers, z. B. die Gedichte: „Ruhe in Gott", „Abendfeier", „Es ist noch eine Ruhe vorhanden", „Stella matutina", von denen das letzte als Probe hier stehen möge:

O süßer Morgenstern, du Licht der Welt,
Brich durch die Nacht, die noch im Schlaf uns hält!
Beim Aufgang jauchzte dir der Engel Chor,
Und trug der Hirten Lied zu dir empor;
Der Hirten Lied erweck' mit neuer Macht,
Vom Aufgang leuchte her in alter Pracht,
Brich durch die Nacht, die noch im Schlaf uns hält,
O süßer Morgenstern, du Licht der Welt!

Derartige Gedichte, in welchen ein „zierlich Denken, süß Erinnern" in maßvoller Form zu anmuthigem Ausdruck gelangt, finden sich hauptsächlich in der zweiten Abtheilung: „Sommer- und Herbsttage am See", von denen „Der Abschied vom See", „In der Laube" und die beiden Gedichte von der „Roseninsel" besonders hervorgehoben zu werden verdienen; mehrfach auch in der ersten und dritten Abtheilung, welche unter dem Titel: „Stimmungen aus Vergangenheit und Gegenwart" und „Aus der Fremde", manches Unbedeutende, aber auch einzelne sehr ansprechende Lieder enthalten, z. B. „An die Schwalbe" und „Nachtruhe".

Nächtliches Dunkel sinket herab,
Breitet sich schweigend aus wie das Grab,
Sternengefunkel glänzt allgemach
Licht wie die Kerzen am Sarkophag.

Drinnen ist's ruhig, kaum schlägt das Herz,
Traumstill begrabne Freud' ist und Schmerz;
Nur in den Zweigen rauschet der Wind,
Schlummerliedselig, leise und lind.

Wie einer Mutter Wiegenlied klingt,
Rauschet der Nachtwind, klinget und singt,
Und in die Träume zaubrisch er flicht
Bilder wie Sterne, Töne wie Licht!

Die in dem Einleitungssonett erwähnten „Stacheln" finden sich hauptsächlich in den „Sprüchen und Glossen", von denen die meisten polemisch gehalten sind. Die bessern derselben erinnern öfters an Goethe's „Zahme Xenien"; zuweilen gelangt in ihnen ein klarer und scharfer Gedanke zu treffendem Ausdruck; oft haben diese Gnomen etwas Sprichwortartiges, Volksthümliches; z. B. Nr. 68:

Weil unser Gott geduldig bleibt,
An ihm sich jeder Prahlhans reibt;
Beileibe sing er das nicht an
Bei seinem Nachbar Grobian!

Dagegen sind auch viele dieser Sinngedichte, namentlich die gegen Philosophen, Juristen, Historiker und Kritiker gerichteten Sprüche theils ohne Pointe, theils mehr grob und derb als sinnig und witzig. Von den 12 Räthseln ist bei weitem das beste Nr. 5, welches in pikanten Antithesen den „Einfall" im anmuthigen Spiele des Doppelsinns zum Räthselwort gestaltet.

Einen viel unerfreulichern Eindruck machen folgende Gedichtsammlungen:

6. Leid und Lied. Gedichte von Jakob Mähly. Bern, Haller. 1865. 16. 16 Ngr.
7. Nordseeklänge von Eduard Closter. Leipzig, Kummer. 1864. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Aus deutschem Sängerherzen! Gedichte von Heinrich Stein. Leipzig, M. Schäfer. 1865. 16. 10 Ngr.
9. Gedichte, alte und neue, gute und schlechte von J. F. Horn. Kiel, Schröder und Comp. 1865. 16. 22 Ngr.

Das „Leid" um den Verlust einer geliebten Gattin scheint die Quelle vieler der „Lieder" Jakob Mähly's (Nr. 6) gewesen zu sein; dies Thema klingt in den verschiedenartigsten Variationen überall hindurch, gewinnt aber nur selten den erschütternden Ausdruck herbsten Seelenschmerzes, wie in dem kurzen: „O Gott, sie haben — Mein Weib und all mein Glück begraben", aus den „Abc betitelten Tagebuchblättern in Geibel's „Neuen Gedichten". Eins der besten dieser Klagelieder ist das Gedicht: „Am dem See", welches sich durch den Duft einer harmonischen Färbung und eine poesievolle Stimmung auszeichnet und dadurch als rara avis von den übrigen sehr mittelmäßigen Liedern, welchen gerade diese Vorzüge besonders mangeln, vortheilhaft absticht. Auch die romanzenartigen Gedichte und der im Anhang mitgetheilte schweizerische Prolog zur Schiller-Feier, sowie der Nachruf an Ludwig Uhland sind sehr unbedeutend.

Der Verfasser der „Nordseeklänge" (Nr. 7), Eduard Closter, welcher fünf Jahre lang (1847—51) Inselpfarrer auf Wangeroge gewesen ist und auch die meisten übrigen Nordseeinseln aus eigener Anschauung kennt, bezeichnet als Quelle dieser Lieder: „Liebe zum Vaterland, Liebe zum Deutschen Meere und seinen Landen, Vertrautheit mit seinem Leben und seiner Geschichte, Hoffnung für seine Zukunft, getragen vom Glauben des ewigen Wortes." Leider vermögen diese aber den Mangel einer originellen

wirklich dichterischen Auffassung der Natur, und den Mangel einer künstlerischen Gestaltung des Gedankens nicht zu ersetzen: Mängel, welche sich in der überwiegenden Mehrzahl der Gedichte nur zu fühlbar machen, und der ganzen Sammlung den Stempel eines unerfreulichen poetischen Dilettantismus aufdrücken. Die „Nordseeklänge" enthalten eine ausführliche, fast pedantisch genaue Beschreibung aller auf und an dem Meere vorkommenden Naturerscheinungen, bei denen auch das Kleinste nicht übersehen wird:

Und ob auch am Strande
Nichts grünet und blüht,
Es freut auch am Sande
Sich fröhlich Gemüth!

Aber nur selten wird Farbe und Stimmung gut wiedergegeben, und wenn überall mit „haec fabula docet" moralische Nutzanwendungen angehängt werden, so wirkt das um so ermüdender, als dieselben meist im Katechisirton der See abgefragt werden. In einem dieser didaktischen Dialoge spricht die Welle (S. 89):

Wol mir vertrauen
Kannst du fürwahr,
Aber auch schauen
Sollst du Gefahr;
Traue nur immer,
Doch, sei gescheit,
Und, lieber Schwimmer,
Geh nicht zu weit! —

ein Thema, welches dann in den beiden Gedichten über die Rettung des Kronprinzen Ernst August von Hannover am norderneier Strande am 10. August 1861 mit der ganzen Langweiligkeit officiöser Festpoesie weiter ausgesponnen wird. Aehnliche triviale Nutzanwendungen, wie z. B. S. 97:

Und wisse noch, es ist recht gut,
Wenn gründlich man einmal erfährt,
Wie's unterm Eis sich schlafen thut!
Bewahre Freund, was du gehört!

oder (S. 56):

Ihr müßt freilich schicklich meinen,
Daß es gut nicht anders geh',
Als nicht, wie man ist, zu scheinen,
Doch das paßt nicht auf die See! —

welche zugleich Beispiele davon geben, daß häufig die Sprache ebenso wenig correct als schwungvoll ist, bilden das Thema der meisten dieser Gedichte. Mögen derartige Betrachtungen, die allerdings vielfach von einer lebhaften Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und von einer sorgsamen Beobachtung Zeugniß geben, in den Homilien auf der Kanzel der einsamen Inselkirche ihre Wirkung nicht verfehlt haben, so macht doch die der Großherzogin von Oldenburg gewidmete Zusammenstellung derselben in metrischer Form, welche einen Band von mehr als 300 Seiten füllt, den Eindruck einer ermüdenden Monotonie. Nur einzelne derselben, z. B. das Einleitungsgedicht: „Dreiklang der deutschen See", dann das plattdeutsche „De twe dütschen Markbröder", mit dem Refrain: „Up ewig ungedeelt", von dem auch eine hochdeutsche Transscription beigefügt ist, sowie einige Lieder, zu denen persönliche Erlebnisse des Verfassers Veranlassung gegeben haben, können einen höhern Werth mit Recht beanspruchen.

Das kleine Büchlein: „Aus deutschem Sängerherzen", von Heinrich Stein (Nr. 8), in seiner äußern Ausstattung ungemein zierlich und geschmackvoll, erinnert in seinem Inhalt zu sehr an den gutgemeinten jugendlichen Enthusiasmus, der auf deutschen Sängerfesten, namentlich gegen Ende der Festtafel, zu herrschen pflegt. „Du herrlich deutscher Männerchor, laß deine Lieder brausen, und bringe in der Feinde Heer Entsetzen, Nacht und Grausen!" oder: „Wir wollen deutsche Lieder singen, bis einst das Lied zur deutschen That!" — das klingt mit obligater Orchesterbegleitung zwar recht gut, bedeutet jedoch im Grunde ebenso wenig, als das pium votum: „Der Deutschen Einheit fester Grund sei unser deutscher Sängerbund!" Gut gemeint sind alle diese Lieder aus deutschem Sängerherzen, halten sich jedoch ohne jede erkennbare Spur von Originalität auf der breitesten Heerstraße herkömmlicher Lyrik, und werden in den „Heitern Blicken", welche den „Ernsten Stunden" angehängt sind und namentlich in den beiden letzten Trinkliedern bei aller Gemüthlichkeit doch etwas sehr trivial.

Die „Gedichte" von J. F. Horn (Nr. 9) enthalten alte und neue Lieder aus den verschiedensten Jahrgängen; fast die Hälfte stammt aus den Jahren 1822—28, sodaß sich gegen den Abdruck derselben das Publikum auf das Recht der Verjährung berufen könnte, fast ein Drittheil gehört dem letzten Lustrum an, zu dessen Anfang der Verfasser von der Poesie bereits mit den Worten Abschied genommen hat:

Meinen Trieben
Gönne endlich jetzt die Ruh',
Ich mag dich nicht mehr lieben,
Ich bin zu alt dazu!

Die entschieden „schlechten" Gedichte bilden die überwiegende Mehrzahl, die „guten" sind dagegen sehr selten, und selbst die bessern, z. B. „Sehnsucht", erheben sich nicht über das Niveau eines mittelmäßigen Dilettantismus; auch bei ihnen muß man, wie das Vorwort sagt, „nicht auf die That, nein, auf den Willen sehn"! Den lyrischen Gedichten sind noch Scenen aus dem Trauerspiel „Königin Theutberga" angehängt, Fragmente, welche einen selbständigen Werth nicht beanspruchen können.

E. Kersfurth.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Vom Büchertisch.

1. Geschmackslehre oder Wissenschaft des Schönen. Zum Selbstunterrichte für alle nach Bildung Strebenden. Von C. J. Braun von Braunthal. Wien, Gorischek. 1866. 8. 26 Ngr.

Eine populäre Aesthetik, welche über die Grundbegriffe des Schönen und der Kunst im allgemeinen orientirt, aber ohne die Resultate der neuern Wissenschaft nach Gebühr mit aufzunehmen. Gegen ein allgemeines Kunstprincip verhält sich der Autor skeptisch; doch indem er die Antike

und die Romantik und zwar in etwas vagen Umrissen analysirt, fehlt die ergänzende Kategorie des Modernen. Unglücklich ist Braunthal in einzelnen Begriffsbestimmungen, wie z. B. in dem des Erhabenen, von dem er behauptet, daß sein Begriff den der Ruhe in sich schließe. Von geschmackvollem Stil gibt er selbst sehr ungeeignete Beispiele, so z. B. wenn er in der Erklärung des Tragischen von „Verhältnissen" spricht, „vor deren donnernden Forderungen die Stimme des Gewissens eindruckslos verhallt, die Ewigkeit als ein Chaos und der ungeheuere Augenblick als alleiniges Dasein erscheint". Die „donnernden Forderungen" und der „ungeheuere Augenblick" sind Wendungen, die mehr in eine schwache Copie der Schiller'schen „Räuber", als in eine Geschmackslehre gehören. Der Humor wird in Saphir'schem Stil charakterisirt, der Witz z. B. sein Kammerdiener und der Scharfsinn sein Kassirer genannt. Das zweite Buch: „Die Poetik", ist allerdings nur eine Poetik in nuce, kaum für den Hausbedarf ausreichend.

2. Physiognomik des menschlichen Auges. Für Gebildete aller Stände. Von Emil Richard Pfaff. Dresden, Türk. 1866. 16. 18 Ngr.

Ein Beitrag zur praktischen Menschenkenntniß, nicht in allgemeinen Phrasen, sondern durch Beobachtungen und Thatsachen, eine Ergänzung von Carus' „Symbolik der Gestalt". In acht Briefen wird uns Etymologisches und Physiologisches vorgeführt, die Wirkung der Farben und Formen auf das Auge, und die verschiedensten Arten der Blicke, der vornehme, der jungfräuliche Blick, der sinnliche Blick, der Blick des Geizes, der Diebesblick, der Blick der Liebe, der Freude, der Blick wahrhaft großer Männer, der Dichter und Künstler. Geniale Denker, meint Pfaff, die an eine schöpferische Thätigkeit gewöhnt sind, haben eine große Sehweite, mit großer, offener Pupille, wodurch ihr Blick die Lieblingsbeschäftigung ihrer Seele klar ausspricht. Es gehört daher keine große Menschenkenntniß dazu, die eigentliche Dichter- und Künstlerphysiognomie lediglich aus der Eigenthümlichkeit des Blicks zu erkennen und die Fälle richtig zu beurtheilen, in welchen, wie dies so häufig im Leben der Fall ist, diese Dichter- und Künstlerphysiognomie unter Beihülfe eigenthümlicher phantastischer Tracht, langer Haare und kühnen Auftretens jammervoll nachgeahmt wird.

Wie er sich räuspert, wie er spuckt, „das können sie einem genialen Dichter und Künstler leicht nachmachen, aber die Eigenthümlichkeit der langen Sehweite und den bleibenden Ausdruck der Augen, wie er unsern größten Dichtern eigen war und wie ihn die Kunst im Porträt, wie in der Büste, oft mit tiefem physiologischen und psychologischen Verständniß dargestellt hat, kann niemand seinen Augen selbst geben, wenn dies von innen heraus die Seele nicht thut". Später wird der Ausspruch Herder's citirt: „Jeder große Mann hat einen Blick, den niemand als er mit seinen Augen machen kann. Dies Zeichen, das die Natur in sein Angesicht legte, verdunkelt alle übrigen Vorzüge und macht einen Sokrates zu einem schönen Mann in besonderm Verstande." Auch über die Bedeutung der hervorstehenden, der tiefliegenden, der starren, der kleinen und geschlitzten Augen erhalten wir mancherlei Belehrungen. Namentlich wird der darstellende Künstler die Physiognomik des Blicks nicht ohne Nutzen studiren.

3. Träumereien eines Kleinstädters. Von Otto Spielberg. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1865. 8. 20 Ngr.

Das Büchlein ist Robert Hamerling, dem Dichter des Schwanenliedes der Romantik gewidmet, dem „Sänger der Liebe mit dem Herzen so zauberreich, mit der Stimme so schwanengleich, mit dem Auge, das nur das Schöne sieht, mit dem Blicke, der ins Reich der Ideale flieht". Spielberg bildet indeß, als Anhänger eines Bogumil Goltz und Vertreter eines jeanpaulisirenden Stils, einen auffallenden Contrast zu der nach Formvollendung strebenden Richtung Hamerling's. Das Büchlein ist übrigens geistreich und enthält eine Fülle trefflicher und schlagender Gedanken, allerdings in der Form hin- und herhüpfender Lichter und nicht ohne mancherlei barocke Auswüchse und allzu persönliche Anspielungen. Der Autor denkt radicaler als Bogumil Goltz in vielen Gewissensfragen der modernen Menschheit; es sind schwunghafte, dithyrambische Stellen in seiner Schrift, wie der Traum am Ende des siebenten Abschnitts, wo er von der Geisterrepublik, von Keim und Blüte ewiger Lebensschöne träumt. Pikant ist auch der Steckbrief, den Spielberg auf sich selbst ausstellt. Es ist im ganzen erfreulich, daß die jeanpaulisirende Richtung in unserer Literatur nicht ausstirbt: die Wärme, der Geist, das Leben, das in ihr pulsirt, wird wesentlich dazu beitragen, sie, um den Herder'schen Ausdruck zu gebrauchen, „zu entpöbeln".

4. Waterloo. Gedenkbuch an das glorreiche Jahr 1815. Herausgegeben von E. Grosse und Franz Otto. Leipzig, Spamer. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieses sieben Bogen starke Heft, welches eine neue Folge der „Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek" bildet, schildert in gedrängter Kürze und recht übersichtlich die Schlacht von Waterloo und ihre Helden, sammt den unmittelbar voraufgehenden und nachfolgenden politischen Ereignissen. Es umfaßt den Zeitraum vom ersten Pariser Frieden bis zur „Heimkehr der Sieger". Ganz besonders sind auch die Heldenthaten der englisch-deutschen Legion hervorgehoben. Die Verfasser geben an, daß sie bei der Schilderung der Schlacht von Waterloo theilweise Witzleben gefolgt seien. Es scheint uns indeß, daß auch die Hauptquelle derselben, besonders was den Antheil der englisch-deutschen Legion betrifft, die „Geschichte der königlich deutschen Legion von N. Ludlow Beamisch" (Hannover 1837) benutzt worden ist, wenigstens haben wir gefunden, daß einige Stellen ohne Quellenangabe und ohne Gänsefüßchen wörtlich aus letztgenanntem Werke abgeschrieben sind. (Vgl. z. B. S. 54 und 55 in dem Grosse-Otto'schen Buche und S. 390, 392 fg. in Beamisch. Ob Beamisch bereits von Witzleben in dieser Weise benutzt worden ist, wissen wir nicht, da uns das Werk des letztern nicht vorliegt.

5. Leipzig! Waterloo! St.-Helena! oder das Weltgericht vor funfzig Jahren. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk von Wilhelm Weinzirl. Illustrirt von L. Burger. Erste Lieferung. Bamberg, Hepple. 1865. 8. 5 Ngr.

Ein ganz ähnliches, gleichfalls mit Illustrationen geziertes Schriftchen wie das vorige. Es entrollt uns in kurzen, etwas knapp gehaltenen Bildern die Geschichte der Freiheitskriege von der Französischen Revolution bis zur Erhebung Preußens. Wegen seiner kurzen Uebersichtlichkeit und der patriotischen Gesinnung, die sich darin ausspricht, ist es besonders der Jugend zu empfehlen.

6. Die Wahrheit. Von K. Heinzen. Ein Vortrag. Boston, Selbstverlag. 1865.

Diese kleine, in der gewohnten geistreichen und gewürzten Weise des bekannten deutsch-amerikanischen Schriftstellers verfaßte Abhandlung über die Wahrheit enthält allerdings viel Wahrheit, jedoch können wir uns mit seinen philosophischen Anschauungen, deren letzte Consequenz der entschiedene Materialismus ist, ein für allemal nicht einverstanden erklären. Wir wollen ihm zwar gern einräumen, daß „Erkenntniß der Wahrheit ohne ihre offene und entschiedene Verkündigung Verrath an derselben ist“; doch können wir ihm nicht folgen, wenn er als solche Verräther an der Wahrheit alle unsere großen Philosophen von Kant bis Feuerbach bezeichnet.(!) „Wie könnte es auch anders sein?“ meint Heinzen; „hatten sie doch alle Theologie studirt, sogar Ruge und Feuerbach, und waren die meisten doch — Krone aller Ironie! — königlich preußische Professoren! Und wer von einem königlich preußischen Professor ein offenes und ehrliches Zeugniß für die Wahrheit erwartet, liefert dadurch blos eins gegen seinen eigenen Verstand. Selbst Kant wußte seine kritische Philosophie geschmeidig auf den berliner Leisten zu schlagen, und Hegel, obschon ein Schwabe, eignete sich geschickt die «preußischen Pfiffe» an, die er in die «List der Idee» übersetzte. Um aber das Verbrechen wieder auszugleichen, daß er die Philosophie misbrauchte, um das Preußenthum an die Spitze des Universums zu schlußfolgern, schmuggelte er, mehr polizeilistig als ideenlistig, seine Freiheitsideen in einer philosophischen Gaunersprache ein, die nach seinem eigenen Zeugniß niemand verstand.“(!)

7. Erlebtes. Erster Theil: Vor meiner Exilirung. Von Karl Heinzen. (Gesammelte Schriften, dritter Band.) Boston, Selbstverlag. 1865.

Es hat nicht nur einen eigenthümlichen Reiz, den Lebensgang namhafter Schriftsteller kennen zu lernen, die Kenntniß ihrer Lebensgeschichte ist auch zum bessern Verständniß ihrer Werke unumgänglich nothwendig. Viele, und unter diesen namentlich Autoren wie K. Heinzen, welcher aus dem Katholicismus den Saltomortale in den Atheismus machte, würden uns ohne den Leitfaden ihrer Biographie stets Hieroglyphen bleiben. Der genannte Schriftsteller beschenkt uns mit seiner Selbstbiographie, in welcher er in seiner freimüthigen Weise rücksichtslos gegen sich und andere die Wahrheit sagt. Der uns vorliegende Theil, den wir mit großer Theilnahme und leider durchgelesen und mit dem Bedauern aus der Hand legten, nicht sogleich die Fortsetzung bei der Hand zu haben, führt uns nur bis zu des Verfassers Austritt aus dem preußischen Staatsdienste (1842). In der Schilderung dieses Beamtenthums zeigt sich Heinzen in seinem vollsten Glanze. Wie ein Feuerwerker läßt er die Raketen und Schwärmer seines Geistes, seine Ironie, seinen Witz, Spott und Sarkasmus in prächtigen Funken nach allen Seiten spielen. Von einem allgemeinern Interesse ist auch des Verfassers Reise nach Batavia, wohin er sich nach seiner Relegation von der Universität Bonn als holländischer Soldat anwerben ließ. Zur Kenntnißnahme der Zustände dieser Colonie, die gleichfalls noch heute dieselben sind, kann es nicht leicht ein empfehlenswertheres Buch geben als diese Selbstbiographie. Wir beschließen die Besprechung derselben mit folgender beherzigenswerthen Stelle: „Holland hat bekanntlich seinen Hauptreichthum aus deutschen Beuteln gezogen; Deutschland hat ihm die Mannschaft geliefert, um die überseeischen Quellen seiner Reichthümer zu bewachen, nun behält es auch noch den Preis der Mühen und Gefahren zurück, denen Deutsche sich zu seinem Besten unterzogen. Es gibt für Freund und Feind keine willigere Milchkuh in der Welt als die deutsche Bonhomie, welche die ganze Welt ernährt und die eigenen Kälber verhungern läßt.“

8. Mein Lebensmorgen. Nachgelassene Schrift von Wilhelm Harnisch. Zur Geschichte der Jahre 1787—1822. Herausgegeben von H. E. Schmieder. Berlin, Hertz. 1865. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Diese ursprünglich auf drei Theile berechnete Selbstbiographie schließt schon mit dem ersten Bande ab, weil der Verfasser, Dr. theol. und Superintendent Harnisch in Berlin, durch seinen 1864 erfolgten Tod an der Vollendung derselben verhindert worden ist. Von Freundeshand ist die nur bis 1822 reichende Lebensgeschichte in kurzen Umrissen ergänzt worden, sodaß das Werk dennoch einen gewissen Abschluß gewonnen hat. Wir können uns auch mit diesem ersten Theile begnügen, da die fehlenden zwei Bände keineswegs dasselbe Interesse hätten in Anspruch nehmen können wie dieser, der die Jugendzeit des Verfassers behandelt, seine Beziehungen zu Arndt, Jahn, Friesen, Zeune u. a. schildert und auch wegen der in demselben niedergelegten Mittheilungen und Bemerkungen über andere, namentlich pädagogische Verhältnisse von allgemeinerm Werthe ist. Der ganze übrige, in der Redseligkeit eines alten Mannes mitgetheilte Inhalt kann nur den Verwandten und Freunden des Verstorbenen volle Theilnahme abnöthigen.

9. Ueber Klaus Groth und seine Dichtungen, zum Theil aus ungedruckten Quellen. Von E. Hobein. Hamburg, Mauke Söhne. 1865. 8. 12 Ngr.

Ein für die Verehrer der Groth'schen Muse und zum bessern Verständniß derselben recht empfehlenswerthes Büchlein, das uns eine kurzgedrängte Charakteristik des in so innigem Naturverhältniß zu seinem Volke stehenden Dichters und eine etwas ausführlichere der Werke desselben gibt. Es gibt uns nur zu einer Bemerkung Veranlassung. Bei der Schilderung des „braunen Moors mit

dem weißen Wellengras, so weich wie Seide, so rein wie Schnee, wo der Storch einherschreitet, der Frosch im Ried singt, der Fuchs braut und die Wachtel ruft", möchten wir fragen, warum der „brauende Fuchs" mit zu den Thieren gezählt ist? Es wird dem Verfasser doch ohne Zweifel bekannt sein, daß der Ausdruck „de Voß bruut" nur eine figürliche holsteinische Redensart für „es nebelt" ist!

10. Friedrich's des Großen Antimachiavell, ein Spiegel seiner Regierungsgrundsätze und seines Charakters. Ein Vortrag gehalten in Barmen und Duisburg im Frühjahr und Winter 1864 von Wilhelm Herbst. Duisburg, Falk und Volmer. 1865. 8. 10 Ngr.

Friedrich der Große schrieb bekanntlich als Kronprinz unter dem Titel „Antimachiavell" eine Widerlegung der berüchtigten Schrift des italienischen Staatsmannes. In dieser vorliegenden vortrefflichen Broschüre, die zwar nur einen kleinen, aber interessanten Beitrag zur Charakteristik des vielgerühmten und vielgeschmähten Königs liefert, wird nun der Beweis geführt, daß in dem Kronprinzen Friedrich sich schon der König, im jungen Fritz sich der alte spiegelt, und daß uns in seinem „Antimachiavell" besonders vier Punkte entgegentreten, die ihm sein ganzes Leben hindurch im allgemeinen zur Richtschnur dienten: Friedrich's Religionslosigkeit, seine freigeistige Staatsansicht, seine Sätze über das Heerwesen und seine Absicht auf Schlesien. Herbst nennt den „Antimachiavell" das Programm von Friedrich's Regierung.

11. Scherz und Ernst für Schwesternfeste. Klänge aus der Loge Augusta zur Unsterblichkeit zu Pr. Stargard. Von C. Kuhls. Pr. Stargard, Kienitz. 1865. 8. 20 Ngr.

Kleine dramatische „Scherze" mit hier und da verstecktem „Ernst", die natürlich nur geringen poetischen Werth haben, denselben auch wol nicht beanspruchen. Immerhin aber werden sie als geistige Würze zur Veredlung der geselligen Freuden maurerischer Brüder und Schwestern beitragen und die Stunden des gemeinschaftlichen Beisammenseins angenehm ausfüllen helfen.

12. Neuer Räthselschatz. Gesammelt von W. Schäffer. Berlin, Springer. 1866. 8. 12 Ngr.

Eine empfehlenswerthe Sammlung älterer und neuer, bekannter und unbekannter Räthsel in allen Arten. Bei der Auswahl hat sich der Sammler von dem Bestreben leiten lassen, die Spreu von den Körnern zu sondern, sodaß das Buch auch ohne Gefahr Kindern in die Hand gegeben werden darf. Es ist als Fortsetzung einer schon früher von Schäffer und Brüllow erschienenen Sammlung: „Räthselschatz für die Jugend", anzusehen und wird nicht allein Kindern, sondern auch allen erwachsenen Räthselfreunden eine willkommene Gabe sein.

13. Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild für Alt und Jung. Von Franz Knauth. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1865. 16. 5 Ngr.

Dies Büchlein, das der Verfasser selbst eine anspruchslose Arbeit nennt, hat schon in erster Auflage mehrere günstige Beurtheilungen erfahren. Diese zweite verdient um so mehr des Lobes und der Empfehlung, da sie noch mit einigen charakteristischen Zügen aus dem Leben des Reformators bereichert worden ist. Sehr hübsch ist der in kurzen Worten noch einmal zusammengefaßte Vergleich zwischen Luther und Melanchthon: „Jener, der Bergmannssohn, arbeitete in den Tiefen und fand da das Gold des Glaubens und die Erkenntniß Gottes; dieser, der Waffenschmiedssohn, prägte das edle Metall in reine, blanke Formen aus."

14. Das Luther-Büchlein. Eine kurze Geschichte der Reformation und ihrer Segnungen. Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt. Von Wangemann. Neue unveränderte Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1865. 16. 4 Ngr.

An Umfang und äußerer Form ein dem vorigen ähnliches Werkchen, doch in Bezug auf innern Gehalt unter demselben stehend. Der salbungsvolle, pastorale Ton, den der Verfasser anschlägt, sowie die veraltete Ausdrucksweise, deren er sich bedient, scheinen uns den Beweis zu liefern, daß es weniger auf gebildetere Leser als auf Landbewohner und Kinder berechnet ist, die diese Art und Weise des Ausdrucks gewöhnt sind. Wenn der Verfasser noch an den Teufel glaubt, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten, denn dieser Glaube ist biblisch; wenn er uns aber mittheilt, daß die, wie er wähnt, durch „Schwarm- und Rottengeister" angezettelten Bauernunruhen eine unmittelbare Folge der Reformation seien, und daß ferner J. Bockhold „wie ein wildes Thier in einem Käfig durch ganz Deutschland zur Schau geführt" sei, so sind dies geschichtliche Unrichtigkeiten, die eine Rüge verdienen.

15. Gedanken über die Todesstrafe. Von Georg Combe. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. Oppeln, Clar. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.

Diese Broschüre verdankt einer Reihe von Zeitungsartikeln, die sich über den „Nutzen der Todesstrafe" ausgesprochen, ihre Entstehung. Der Verfasser ist ein Gegner der Todesstrafe und widerlegt jene Artikel. Es ist schon manches beherzigenswerthe Wort gegen die Todesstrafe gesprochen und geschrieben worden, aber belehrt sind die Handhaber des Rechts noch immer nicht. Wir heißen darum jeden Beitrag — also auch diese Abhandlung — willkommen, der sich gegen die unsittliche, die Menschheit schändende Todesstrafe ausspricht.

16. Die Zukunft der Tonkunst. Ein Vortrag an der dritten Versammlung deutscher Tonkünstler zu Karlsruhe 1864. Von Ludwig Eckardt. Leipzig, Kahnt. 1864. 8. 5 Ngr.

Eine für Musiker und Musikfreunde, für Anhänger und Gegner der sogenannten Zukunftsmusik sehr anziehende und belehrende Broschüre. Eckardt ist ein Anhänger der letztern. Er stellt Beethoven, der im innigsten Zusammenhange mit der Zeitströmung stand und ohne die Französische Revolution nicht zu denken sei, an die Spitze der neuen Kunstepoche. Beethoven wagte es zuerst, „die Stimmung des Geistes, nicht blos der Seele, die Bewegung, in die uns Ideen versetzen, die Faustkämpfe des Menschen, das weltgeschichtliche Ringen der Menschheit, den Jakobskampf mit Gott, mit dem Geschicke zu malen". Wie der Verfasser das Höchste nicht

hinter sich, sondern vor sich erblickt, so tritt er auch für die allerdings vielfach verderblich wirkende Virtuosität in die Schranke, weil sie die Technik erweitere und das Verständniß für ältere Werke erschlösse. Sie sei kein Zeichen des Verfalls, sondern im Gegentheil die Ankündigung eines neuen, nur mit solchen erweiterten Mitteln darstellbaren Inhalts. „Neue Schläuche für neuen Wein!“

17. Register zu J. Grimm's deutscher Grammatik. Von K. G. Andresen. Göttingen, Dieterich. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses lexikalische Register, welches eine Ergänzung zu dem dritten Theile der Grimm'schen Grammatik bildet, hilft wirklich einem fühlbar hervorgetretenen Mangel ab. Es verschafft den Lernenden eine wesentliche Erleichterung und den Lehrenden eine Zeitersparniß. Bei der Zusammenstellung der verschiedenen Wörter und Formen ist aller verwirrende Ueberfluß beiseitegelassen.

Zur Charakteristik Weckherlin's.

18. G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung von Ernst Höpfner. Berlin, Stilke und van Muyden. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

In einem kurzen Vorwort berichtet der Verfasser, daß er mit dieser kleinen Schrift das Schlußkapitel einer Monographie über die Anfänge der neuhochdeutschen Gelehrtendichtung gibt, für die er „wegen des Miscredits derartiger Arbeiten“ noch keinen Verleger gefunden hat. Wir nehmen einfach diese Thatsache, zu der sich aus dem Bereiche desselben wissenschaftlichen Fachs ohne Mühe eine traurige Reihe ähnlicher beibringen ließen, und enthalten uns jeder weitern Bemerkung darüber. Daß aber der angeführte Gegenstand einer durchgreifenden Neubearbeitung bedürftig und daß der Verfasser des vorliegenden Schriftchens dazu in jeder Hinsicht geeignet ist, geht aus dieser Untersuchung über Weckherlin hervor. Es ist hier wie auf dem gesammten Felde der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts eigentlich noch alles erst zu thun, wenn die Kenntniß desselben auf die gleiche Höhe der wissenschaftlichen Genauigkeit gehoben werden soll, wie sie für den größten Theil der ältern, eigentlich mittelalterlichen Literatur schon erreicht ist. Wir haben bei anderer Gelegenheit und an einem andern Orte diese auffallende Vernachlässigung der genannten Literaturperiode schon erwähnt, die verschiedenen dabei mitwirkenden Ursachen auseinandergesetzt und die Wege zu bezeichnen versucht, auf denen Abhülfe geschafft werden kann. Neben sorgfältigen Neuausgaben der Texte, dem ersten und unerläßlichen Erforderniß, müssen Monographien auf wahrhaft kritischer Basis die literargeschichtliche und culturgeschichtliche Bedeutung der einzelnen Erscheinungen feststellen, und dem überall unzuverlässigen Grunde, auf welchem unsere bisherige allgemeine Literargeschichte hier bauen mußte, den Halt geben, den die Wissenschaft verlangt. Daß aber das zuerst genannte Erforderniß, die Herstellung wahrhaft brauchbarer Neuausgaben der Literaturwerke selbst, auch wirklich das erste und nothwendigste ist, zeigt sich auch hier in unserm Falle wieder mit schlagender Evidenz. Der Verfasser hat das Glück gehabt, die Originalausgaben der Weckherlin'schen Dichtungen an der einzigen Stelle, wo sie sich zusammen vorfinden, in der berliner Bibliothek, benutzen zu können; aber jedem andern, der sich nicht zufällig in derselben glücklichen Lage befindet, ist es unmöglich, eine Uebersicht des vollständigen Materials in der Ausdehnung zu gewinnen, wie sie zu einer fruchtbaren und eingehenden Controle der hier gegebenen Forschungen unerlaßlich wäre. Wir andern befinden uns in derselben fatalen Lage, wie der treffliche Koberstein, der in seinem „Grundriß“ (vierte Aufl., §. 194, Anm. 9) ganz offen sagt, „welche Formen Weckherlin aber wirklich eingeführt, welche er dann erst gebraucht hat, als Opitz ihnen bereits Eingang verschafft hatte, kann ich bei dem Mangel der zur Entscheidung dieser Frage erforderlichen Hülfsmittel mit Bestimmtheit nicht angeben. Was ich darüber gelesen, genügt mir nicht“ u. s. w. So darf es nicht wundernehmen, wenn diese Monographie eine ganze Reihe oft sehr erheblicher Irrthümer der vielen und namhaften Forscher, die Weckherlin erwähnen oder sich mit ihm beschäftigt haben, berichtigt, von Herder, oder eigentlich schon von Neumeister an bis zu Goedeke und Gruppe. Der letztere hätte freilich für seine Geschichte der deutschen Poesie in den letztern drei Jahrhunderten dasselbe Material benutzen können, das Höpfner zu Gebote stand, doch, wie es bei einer so weit ausgedehnten Arbeit auf einem Felde, das noch so wenig im einzelnen vorbereitet ist, zu gehen pflegt: er hat sich die Sache etwas leichter als billig gemacht, wofür er hier scharf genug zurechtgewiesen wird.

Sollen wir das Ergebniß des vorliegenden Schriftchens zusammenfassen, soweit es von allgemeinem Interesse ist, so besteht ein hauptsächliches Verdienst desselben in der Hervorhebung des diametralen Gegensatzes, der zwischen Weckherlin's Reformbestrebungen für die deutsche Poesie und denen seines berühmtern und, setzen wir hinzu, verständigern und deshalb glücklichern Zeitgenossen und Mitstrebenden Opitz besteht. Beide wollten Reformatoren sein, beide bekennen sich den Worten nach zu demselben Ziele; aber in der Wahl der Mittel gehen sie weit auseinander, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß Weckherlin später und vielleicht unwillkürlich in vielen Dingen aus dem glücklichen Erfolge Opitz' auch für seine eigenen Schöpfungen Nutzen zu ziehen suchte. Ob er ihn wirklich daraus gezogen hat, ist uns auch nach dieser Untersuchung nicht ganz klar geworden. Seine Rückkehr zu einer der Natur der deutschen Rhythmik angemessenern Behandlung des deutschen Verses, als er sie früher theoretisch und praktisch gelten lassen wollte, kann ebenso wol aus dem bei ihm durch allen doctrinären Unsinn nicht vertilgten gesunden Gefühle eines geborenen Dichters, der er war, abgeleitet werden, wie aus den Erfolgen, welche die neue Kunst von Opitz in Deutschland davontrug. Daß Weckherlin bis zuletzt noch immer in seiner theoretischen Polemik gegen Opitz beharrte, darf wiederum auch nicht als ein Beweis gebraucht werden, daß er sich überhaupt

gegen den von dorther wirkenden Einfluß abgeschlossen hätte. Vielmehr wird sich dies nur als die gewöhnliche Rechthaberei des doctrinären Theoretikers erklären lassen, der in der Sache stillschweigend nachgibt, aber zu eigensinnig ist, seine frühern Irrthümer einzugestehen.

Heinrich Rückert

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Es ist nicht immer ein Glück, den geistvollen Essayisten der „Revue des deux mondes“ anheimzufallen. Die Silhouettenschere von Sainte-Beuve war in ihren Revueporträts bei aller Schärfe, die sie den Umrissen gab, doch noch schonender und eleganter als diejenige seiner jüngsten Nachfolger. Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns eine Studie, die Eugène Pelletan über Proudhon und seine gesammelten Werke in jener Zeitschrift veröffentlicht. Proudhon ist kaum todt, so werden die Verleger seiner exegetisch mit Randglossen versehenen Bibel vor Gericht gezogen und verurtheilt und er selbst auf den Secirtisch der „Revue des deux mondes“ geschleppt, wo ihn Pelletan kaltblütig zerlegt. In der That erinnert diese Studie an einen Sectionsbericht, und man kommt schließlich zu dem Resultat, daß Proudhon ein wunderbarer Querkopf war, mit dem es pathologisch nicht ganz geheuer aussehen mußte, ja der unzweifelhaft an einem kleinen organischen Gehirnfehler litt. Der paradoxe Autor hat jedenfalls einen paradoxen Kritiker gefunden, und wenn Proudhon sich in Kraftausdrücken bewegte, so nimmt auch Eugène Pelletan kein Blatt vor den Mund. Schon Victor Hugo hatte Proudhon vorgeworfen, daß er auf Freund und Feind gleichmäßig losschlage, und zwar lieber noch auf den Freund als auf den Feind. Pelletan meint, das sei bei ihm Temperament, Naturanlage gewesen. „Man ist, was man ist; Proudhon ist der Mann der einen Meinung sowenig wie der der andern; er ist Proudhon, und auch das ist er nicht immer. Um ihn richtig zu beurtheilen, muß man ihn beurtheilen frei von jeder vorgefaßten Meinung, ihn nehmen wie er ist, und für das, was er ist, für einen absonderlichen Kopf und einen Abenteurer des Worts. Er gehört keiner andern Partei an als sich selbst. Man kann ihn des Irrthums anklagen, nicht des Abfalls; er ging immer allein, systematisch allein, abseits von jeder gebahnten Straße. Aus diesem Gesichtspunkte muß man ihn schätzen; aber um ihn zu schätzen, muß man ihn begreifen, was gar nicht so leicht ist, denn seine Doctrin entzieht sich dem gesunden Menschenverstande.“ Hier folgen einige Ausfälle Pelletan's gegen die deutsche Dialektik, gegen die Form der Antinomie, welche Proudhon von uns entlehnt habe. Pelletan meint, Proudhon habe zur These und Antithese zeitlebens die Synthese versprochen, doch diese sei in alle Lüfte geflogen. Wenn er erzähle oder discutire, habe er einen Stil, sei er ein Schriftsteller; sobald er beweisen wolle, gerathe er in Verwirrung, indem er seine Beweisführung in eine dreifach undurchdringliche Scholastik hülle. Dann macht er ihm den Vorwurf, daß er als Producent immer auf seine Waare aufgeschlagen habe. „Das Eigenthum ist der Diebstahl; Gott ist das Uebel; die Frau ist die Ausschweifung; die Regierung ist die Anarchie.“ Das sei einfacher Preisaufschlag, man dürfe ihn nie beim Worte nehmen, ohne ihm Unrecht zu thun, er lasse mit sich handeln. Er selbst habe gesagt: „Meine Heftigkeit ist nur Taktik.“ Auch von seiner Polemik gelte dasselbe. Wenn er von einem Philosophen sagt, es ist ein Charlatan, soll der Leser darunter verstehen, es ist ein Gegner. Nach Angabe dieser Vorsichtsmaßregel macht Pelletan nun das Inventar von Proudhon's Talent, welches allerdings nicht zu Gunsten des Autors ausfällt. „Er glaubte, eine Revolution gemacht zu haben, und machte nur Skandal“ — das ist ungefähr das Endurtheil über seine ersten socialistischen Schriften. Sein Publikum bestand nach Pelletan aus der Partei Barnabote. Eine solche Partei gab es nämlich in Venedig. Der Barnabote war ein jüngerer Sohn der vornehmen Familien; sein Name stand nicht im Goldenen Buche, und folglich hatte er keinen Zutritt zum Staatsdienst. Zu ... um das Gewerbe eines Gondoliere zu ergreifen; zu wenig ... um zu Staatsämtern zu gelangen: was blieb ihm übrig? ... verschwor sich beständig gegen die Republik, und diese ant... tete gegen die in Permanenz erklärte Verschwörung mit ... Maßregeln des öffentlichen Wohls: mit der Seufzerbrücke ... dem Carneval; sie verurtheilte die misvergnügte Jugend, ... weder zu sterben oder zu tanzen. Jede Nation hat ihre ... Barnabote, die jüngern Söhne der Gesellschaft; auch Frankreich hat sie, und sie war Proudhon's begeisterte Hörerschaft. In ... sem sarkastischen Ton fährt Pelletan fort, Proudhon's Biographie mit Glossen zu begleiten und seine Wirksamkeit als ... absolut nichtige darzustellen. „Proudhon's Devise war: ... struam et aedificabo. Was hat er zerstört? Nichts! Was ... er aufgebaut? Ebenfalls nichts.“ Selbst seine Paradoxen ... ihm Pelletan nicht als originell gelten; er führt sie auf ... Fourier, Michelet zurück, er wirft ihm seine fortwähren... Widersprüche vor und das Pathos des Hasses, das ihn be... vor allen Dingen seine Abneigung gegen Kunst und Poesie; ... läßt ihn nur gelten als einen Herold des Volks, der die ... Frage so laut proclamirt habe, daß sie der Aufmerksamkeit ... Gesellschaft aufgedrungen wurde.

Die Herren der „Revue des deux mondes“ gehen of... bar zu streng mit einem Autor ins Gericht, dessen ... deutsch-philosophische Schulung sich in Frankreich doch den ... spect verschaffte, den sie verdiente. Proudhon mochte ein ... kopf sein, ein apartes Genie, der Geist des Widerspruchs, ... stets verneint. Solche Köpfe sind ein nothwendiges Fer... bewegter Zeiten, in denen die Menge allzu geneigt ist, die ... fungen des Tags in unkritischem Enthusiasmus nachzujauchzen. Da ist ein Kritiker, der wie der römische Volkstribun ein ... währendes Veto ruft und zur Selbstbesinnung einladet, ... berechtigte Geistesmacht. Proudhon richtete diese Kritik ... auch selbstmörderisch gegen sich selbst, gegen seine eigenen ... doxien. Doch das waren nur kühne Denkformeln, um die Aufmerksamkeit der zerstreuten Welt gewaltsam auf sich zu ... hen; es waren Reclamen des Gedankens. Den Ernst der Ueberzeugung tastet auch Pelletan nicht bei Proudhon an. Es ... wahr, seine Ueberzeugung von morgen war nicht die von heute, aber sie war deshalb immer seine Ueberzeugung, und bei ... Widersprüchen derselben ist doch im tiefsten Grunde die ... nuität unverkennbar. Proudhon war ein Volksmann ... und durch, ein Philosoph de la misère — der Wechsel ... nur auf der Oberfläche, betraf nur seine Stellung zu den ... selnden Staatsgewalten; als Vorkämpfer des vierten Standes und der Freiheit des Denkens gegenüber dem Obscurantismus wird er immer anerkannt bleiben, man hat ihm nur Paradoxen zu verzeihen, keine Apostasie.

La femme c'est la débauche — dies Paradoxon Proudhon's sieht gar nicht so querköpfig aus, wenn man das ... der Gegenwart damit wie mit elektrischem Lichte beleuchtet. ... Volksbühne hat nur Ein Ziel, die Nudität, welche sie ... rungsweise zu erreichen sucht, soweit das second empire ... seine Polizei es gestattet. Die „Sündflut“ war schon ein ... eignetes Thema, der freundliche Verkehr mit ihr war ... Staatsgewalten keineswegs ein Dorn im Auge; denn dem ... hängnißvollen Spruch: „Après nous le déluge“, wurde ... die Spitze abgebrochen. Auf die „Sündflut“, welche die ... in eine weibliche Schwimmanstalt verwandelte, folgte ... stümgalerie der Laterna-magica, deren letzte Pointe ... die Costümlosigkeit war. Das „Journal amusant“ brachte ...

muthwilligen Randzeichnungen zu den Trachten der Vergangenheit und der Zukunft. Die Plastik des Hellenismus wird in Paris wiedergeboren und ins ewig Weibliche übersetzt. Aehnlich wie die Volksdramen auf die Sinne, wirken die Stücke der im Rang höherstehenden Bühnen auf das Gemüth. Das neueste Drama, das auf dem Gymnase einen Rührerfolg hatte, führt uns wiederum eine emancipirte Mutter vor, welche ihre in andern Händen wohlaufgehobene und sittsam erzogene Tochter zurückverlangt, ausgerüstet mit gesetzlicher Vollmacht. Das sind nun solche Conflicte, wie sie das Gemüth der Pariser und Pariserinnen mächtig ergreifen! Wie pikant der Contrast, daß das natürliche Recht der Mutter auf die Tochter zu einem himmelschreienden Unrecht wird, daß wir Partei ergreifen gegen die Mutter, die ihr Kind zu sich ruft; daß wir davor zittern, sie könnte recht behalten! Doch sie behält nicht recht; ihre Mutterliebe bewährt sie, nach einer langen Rührscene mit der Tochter, in der Entsagung! Und nun die Schnupftücher heraus, über den Edelmuth einer solchen Mutter zu weinen!

La femme c'est la débauche! Wir wissen nicht, ob die neue Zeitschrift der Demi-Monde: „La colombine", diesen Ausspruch Proudhon's zu ihrem Motto gewählt hat! Doch immer bleibt es ein culturhistorisches Phänomen, daß „la débauche" jetzt redigirt, drucken läßt und für ihre Menschenrechte kämpft! Doch was in der Gesellschaft eine solche Rolle spielt, das hat auch das Recht, für seine Interessen eine Zeitschrift zu begründen. Vielleicht verbindet sich damit, wie mit den meisten deutschen Theaterzeitungen, eine Agentur. Jedenfalls hilft dies Fachorgan der pariser Schönen einem längstgefühlten Bedürfniß ab — und warum soll die Demi-Monde nicht ein Fachorgan haben, so gut wie ihre Hauptverehrer, die Herren vom Jockeyclub, ihre Pferdezeitungen? In Bezug auf passenden schöngeistigen Stoff dürfte keine Verlegenheit herrschen; die Damen brauchen ja blos die Dramatiker des second empire um ihre Stücke zu bitten! Freilich wird es lange dauern, bis dies Organ der leichtfertigen Magdalenen solche Verbreitung erlangt haben wird, wie unser tugendhafter „Bazar", der in mehr als hunderttausend Exemplaren von Haus zu Haus wandert, wo nur ein Herz für deutsche Sitte und französische Mode schlägt! Jedenfalls hat das Feuilleton dieses Blattes unter Rodenberg's Leitung einen anerkennenswerthen Aufschwung genommen, und seine Mittheilungen und Gedichte, welche gegen die Hut-, Hauben- und Jackenprosa der officiellen Artikel vortheilhaft abstechen.

Das „Athenaeum" über das neue „Leben Jesu" von David Strauß.

Das „Athenaeum" bringt einen, dem Anschein nach hochkirchlich inspirirten und höchst systematisch mit allerlei Zwischenüberschriften ausgestatteten Artikel über das neue „Leben Jesu" von Strauß, der sich durch mehrere Nummern hindurchzieht und im ganzen einen sehr vornehmen Ton anschlägt, vornehm vor allem in Bezug auf den sichern Alleinbesitz der Wahrheit, vornehm noch mehr durch das stolze Herabblicken auf die „deutschen Brüder", die gelegentlich auch „sächsische Vettern" genannt werden, denen erst jetzt ein Licht aufgegangen ist, welches den Engländern bereits längst, wie es scheint aber ohne sonderliche Aufklärung in den Köpfen zu verursachen, geleuchtet hat. „Wie kann das Werk von Strauß hoffen", ruft der Kritiker aus, „in einem Lande »with an intellectual history« wie das unsrige, Erfolg zu haben. Für uns ist das eine alte, alte Geschichte! Lange Zeit vorher, während das fromme alte Deutschland unter Luther's weisen und einschläfernden Einflüssen Psalmen sang und Taback rauchte, wurden wir durch die Macht der Ereignisse in England getrieben, mit diesem religiösen Problem zu ringen, sowie wir durch dieselbe Macht gezwungen wurden, uns an die höchste Frage des politischen Rechts zu wagen. Wir dürfen ohne Prahlen sagen, daß als Nation wir Erfahrungen durchgemacht haben, welche unsern deutschen Vettern noch bevorstehen. Auch der religiöse Zweifel gehört hierzu. In manchem ehrlichen Gefecht haben unsere Väter ihre Feinde kennen lernen, und wir, ihre Kinder, haben das Erbe ihrer Bemühungen angetreten. Wir kennen sehr genau das Geheimniß jenes skeptischen Gemüthszustandes, die Zeit, in der er zu entstehen, den Boden, in dem er zu wachsen pflegt, die Atmosphäre, in der er gewiß dahinsiecht und stirbt. Wir sehen in unserm eigenen Lande, daß der religiöse Zweifel das Kind der politischen Verzweiflung ist" u. s. w. Nachdem der Recensent versucht hat, unsere politischen Zustände für das Werk von Strauß verantwortlich zu machen, obgleich die Parallelen mit den Vertheidigern der Tyrannei, Hobbes und Hume, so unglücklich wie möglich sind, wirft er sich noch einmal in die Brust, erwähnt der Riesen Herbert und Hobbes, Toland und Hume, über welche weder die französischen Freigeister des vorigen noch die deutschen des jetzigen Jahrhunderts hinausgegangen sind, und fährt fort: „Strauß citirt Toland mit demselben Vertrauen, wie irgendein anderer den Euklid, und baut sein Kartenhaus auf Hume auf. Es ist die alte Geschichte, die uns von neuem erzählt wird, und fast mit denselben Worten. Es ist wahr, die Formen, in welche unsere eigenen Skeptiker ihre Gedanken kleideten, waren etwas verschieden von denen der deutschen Philosophen. Die englischen Schriftsteller waren hauptsächlich logisch und historisch, während die deutschen hauptsächlich technisch und grammatisch sind." Die Kenntniß unserer Vettern jenseit des Kanals von deutscher Philosophie erscheint, trotz Stirling und Buckle, noch eine höchst geringe, wie diese fast komische Charakteristik der englischen und deutschen Denker ergibt. Wenn sich die Engländer als politische Nation in die Brust werfen, so mag es hingehen; wenn sie aber sich als Meister der Philosophie geberden und von ihrer geistigen Entwickelungsgeschichte phantasiren, so zeigen sie nur, daß sie von der Geschichte der neuern Philosophie keine Ahnung haben. Eine Parallele zwischen Strauß auf der einen und Toland auf der andern Seite wird manches Gemeinsame nachweisen können. Doch noch wichtiger ist das, wodurch sich Strauß, mit den Resultaten der neuen deutschen philosophischen Wissenschaft und theologischen Kritik ausgerüstet, von jenem unterscheidet.

Bibliographie.

Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund, aus den Jahren 1753—82. Herausgegeben von A. Henneberger. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Harder, E., Die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums in den ersten drei Jahrhunderten. Vorträge. 2 Thle. Neuwied, Heuser. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hopf, A., Herr Turban als Trichinen-Doctor. Sanitätliches Zeitbild in 5 trichinösen Abtheilungen. Berlin, E. Mecklenburg. 8. 2½ Ngr.

Ideen über Lösung der socialen Frage. Berlin, Boettcher. Gr. 8. 15 Ngr.

Kremer, A. v., Ueber die südarabische Sage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kritzler, H., Humanität und Christenthum. 1ster Bd. Humanität und Offenbarung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Kühlwein, A., Die Gründung der Kirche zu Oberstein. Eine Sage. Metrisch bearbeitet. Saarbrücken, Siebert. 16. 8 Ngr.

Lutze's, A., Selbstbiographie. Cöthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 8. 1 Thlr.

Marbach, O., Dramaturgische Blätter. 1stes Heft. Leipzig, Friese. 8. 10 Ngr.

Merckel, W. v., Gedichte. Berlin, Th. Enslin. 16. 24 Ngr.

Meyer, F., Deutsche Sitte. Eine Dorfgeschichte in 6 Gedichten nach den gleichnamigen Bildern C. Engel's. Berlin, Herrmann. 8. 7½ Ngr.

Möbius, P., Die Forderungen der Gegenwart an die Bildung der Frauen. Festrede. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfau, J. A., Die sociale Frage in ihrem Verhältniß zum Christenthum für conservative Freunde dargestellt. Halle, Fricke. Gr. 8. 10 Ngr.

Piening, T., Dat Hamberger Dööntjenbook. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 12 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Meine Lebensschicksale. Erzählung. Deutsche Original-Ausgabe. 2 Thle. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwartzenberger, A., Der Oelberg zu Speyer. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte. Speyer, Bregenzer. Gr. 8. 10 Ngr.

Stumpf, T., Die Franzosen kommen. Ein deutsches Volksspiel. 2te Auflage. Köln, Bachem. 8. 10 Ngr.

Völkel, F., Die Schlacht an der Beresina. Dramatisches Gedicht. München, Kaiser. 12. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen:

Antiquarischer Katalog

von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Geschichte und deren Hülfswissenschaften.

Erste Abtheilung. Gr. 8°. IV, 138 pp.

Die erste Abtheilung dieses historischen Katalogs umfasst eine aussergewöhnlich reichhaltige Sammlung von Werken über Chronologie, Diplomatik, Genealogie, Numismatik, Culturgeschichte, Ethnographie, allgemeine Geographie, allgemeine Reisen, Mythologie und Archäologie, sowie allgemeine und deutsche Geschichte in systematisch-chronologischer Anordnung. Die zweite und dritte Abtheilung, die Geschichte der ausserdeutschen und aussereuropäischen Länder enthaltend, werden in kurzem erscheinen.

Gleichzeitig wurde ausgegeben:

Antiquarischer Anzeiger. Nr. XVI.

Goethe- und Schiller-Literatur.

Beide Kataloge empfehlen sich durch mässig gestellte Preise und verdienen auch aus diesem Grunde die Aufmerksamkeit aller Bücherfreunde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ESQUISSE DE LA PHILOSOPHIE DÉMOCRATIQUE.

Par **M. ORIGINE.**

Partie politique.

8. 24 Ngr.

In dieser Schrift wird der Versuch einer wissenschaftlichen Systematisirung der Principien der Demokratie von einem gegenüber der bisherigen Geschichtsphilosophie wesentlich neuen Gesichtspunkte aus geboten. Die darin mit grösster Freimüthigkeit behandelten Gegenstände stehen in directester Beziehung zu den die Jetztzeit bewegenden Fragen der Regierungsform, der Demokratie gegenüber dem Cäsarismus, des allgemeinen Stimmrechts, des Verhältnisses der Kirche u. s. w., sodass das Werk allen, welche Interesse an der politischen Entwickelung der Gegenwart nehmen, gleichviel welcher Partei sie angehören, empfohlen zu werden verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

8. Geh. Erster Theil 1 Thlr. 20 Ngr. Zweiter Theil 2 Thlr.

Dem mit allseitiger lebhafter Theilnahme aufgenommenen ersten Theil dieses Memoirenwerks steht der soeben erschienene zweite an Mannichfaltigkeit interessanter Mittheilungen nicht nach. Er enthält das vierte bis sechste Buch, worin die innern und äußern Erlebnisse des Verfassers wie seine Erinnerungen an den Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen weiter geführt werden, begleitet von zahlreichen Reflexionen über Wissenschaft, Kunst und Leben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften de[s] Aristoteles.

Von **George Henry Lewes.**

Aus dem Englischen übersetzt von Julius Victor Carus.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's" au[ch] in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Ve[r]such, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristo[]teles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternd[en] Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Urspru[ng] und die Entwickelung der exacten Wissenschaften beurtheilt w[er]den muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das phi[lo]sophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Di[e] vorliegende von Professor Carus gefertigte Uebersetzung w[ird] das Werk, welches in England bereits große Anerkennung [ge]funden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englisc[hen] übersetzt von J. Victor Carus. Autorisirte deutsche A[us]gabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Th[lr.] 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second editi[on,] partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Th[lr.] 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometrische Rechenaufgaben

oder Aufgaben für Raumberechnungen aller Art.

Ein Uebungs- und Wiederholungsbuch zum Gebrauche an Bür[ger-,] Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht.

Von **Wilhelm Adam.**

Mit 24 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh. 15 [Ngr.]

Facitbuch zu den Geometrischen Rechenaufgab[en]

8. Geh. 4 Ngr.

Mit dem in den „Geometrischen Rechenaufgaben" dar[ge]tenen Uebungsstoff bezweckt der Verfasser, durch Bildung [des] Verstandes zur praktischen Fertigkeit im Rechnen zu verh[elfen.] Das Buch eignet sich ebenso wol zum Gebrauch beim U[nter]richt wie zu unmittelbarer Anwendung im Gewerbs- und [Be]amtenleben, wo es hauptsächlich auf ein abgekürztes, das sc[hnelle] und sichere Finden der Resultate lehrendes Verfahren ank[ommt.] In dem besonders zu habenden „Facitbuch" ist das einfach[e Re]sultat jeder Aufgabe verzeichnet.

Vom Verfasser erschien in demselben Verlage:

Theoretisch-praktische geometrische Constructi[ons]lehre und algebraische Geometrie, enthaltend [mehr] als 300 planimetrische, mit vollständigen geometr[ischen] und algebraischen Auflösungen versehene Aufgaben. [Mit] 234 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr[.]

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 1. März 1866.

Inhalt: Eine Geschichte des Dramas. Von Rudolf Gottschall. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Altes und Neues aus dem deutschen Liederschatz. Von E. Hersfurth. (Beschluß.) — Romane und Erzählungen. Von A. Freiherrn von Loën. — Karl Schmidt's „Anthropologie". Von Maximilian Perty. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Geschichte des Dramas.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Wenn Klein bei dem Reiche der Mitte angelangt ist, da ergeht sich seine humoristische Ader mit besonderm Behagen; denn die barocken Purzelbäume scheinen hier, im Lande des innern und äußern Zopfs, vollkommen motivirt. Er charakterisirt das betriebsame Volk des großen Ostreichs mit folgenden Worten:

Ein einig Volk von 300 Millionen Zöpfen, die an sonst völlig kahlen Schädeln hängen, und Rücken sammt Zubehör bestreichen, während der Bambus, dieser aus elastischen Holzfasern von der Natur selbst dem Reich der Mitte gedrehte Zopf, die doppelte Sohlenzahl, 600 Millionen Fußsohlen, bearbeitet: ein solches Volk ist vom Scheitel bis zur Sohle durch Natur und Kunst, Anlage und Erziehung, dazu berufen und vorbestimmt, ein Drama zu erzeugen, dessen Bewegungsaction auch nur darin bestehen kann, daß es zwischen jenen beiden Reichszöpfen, dem Haar- und Holzzopf, pendelt und auf- und abschwingt.

Indem unser Autor indeß gleich darauf erwähnt, daß der Gründer der ersten Mandschu-Dynastie, Shuntchi, den Zopf in China und zwar im 17. Jahrhundert eingeführt habe, gesteht er stillschweigend ein, daß die namhaftesten chinesischen Dramen, alle z. B., die er selbst bespricht, in die „vorzöpfliche" Epoche des chinesischen Reichs fallen, daß daher seine Reflexionen über den „verzopften Charakter" Chinas gerade auf das chinesische Drama keine Anwendung finden können.

In der allgemeinen Einleitung hätten wir außer der Philosophie des Tao und der Kraft- und Stoffphilosophie des Yang und Yu, die in der That schon der ganzen Weisheit des neuern deutschen Materialismus entspricht, die Stellung des Buddhismus in China zur Zeit der Blüte des Dramas mehr hervorgehoben zu sehen gewünscht, indem der Schlüssel zum Verständniß einiger und zwar gerade der interessantesten Dramen nur durch die Kenntniß dieser Stellung gegeben wird. Wenn Klein den Li-Tai-Pé als einen der berühmtesten und vorzüglichsten Lyriker preist und sich über seine Liebe zur Weinflasche des Weitern ergeht, so hätte in einer „Geschichte des Dramas" wol nicht die Erwähnung fehlen dürfen, daß sowol dieser Li-Tai-Pé selbst, wie namentlich einer seiner ebenfalls dem Trunk ergebenen Freunde, ein anderer chinesischer Günther und Grabbe, Han-Fei-King, selbst im „Liebespfand" zum Helden einer, in Einzelheiten sogar echt komischen Literaturkomödie gemacht sind. Die genialen Poeten mit einem leisen Anflug vom Hautgoût der Liederlichkeit sind im Reich der Mitte ebenso typische Figuren, wie in den mehr gegen Sonnenuntergang gelegenen Ländern.

Klein kommt mehrmals auf einen sehr wohl motivirten Vergleich zwischen Frankreich und China zurück, er hätte ihn gerade in Bezug auf das von ihm behandelte Thema noch weiter ausführen können. Nicht nur in dem von Bazin übersetzten Lustspiel: „Die Intriguen einer Soubrette", ist das Kammermädchen Fan-su eine echte Fanchon und Susanne, wie aus den Lustspielen eines Beaumarchais entsprungen; auch in dem von Klein nicht erwähnten Drama: „Ein Ehemann, der seiner Frau den Hof macht" („Thsieu-Hu-Hi-Thsi" von Sche-Kuen-Pao) ist das Motiv ein modern-französisches, das jeden Augenblick für das Vaudevilletheater oder das Theater der Variétés verwerthet werden könnte. Gerade dieser Gewandtheit der Chinesen in der feinen Schnitzelkunst der Bluette und des Vaudeville, im sauber gepinselten dramatischen Miniature ist Klein nicht ganz gerecht geworden.

Die wenig schmeichelhafte Ansicht, welche Klein von den „Geschichtszweigen des Reichs der Mitte" hegt, gipfelt in seiner barock-geistreichen Darstellung der chinesischen Schöpfungslegende, nach welcher der Riesendämon Pwan-ku die Wasser des Chaos geschieden und mit dem Drachen, dem Phönix und der Schildkröte im Bunde die Welt gestaltet hat. Erst aus dem gestorbenen Pwan-ku und seinen Gliedmaßen bildeten sich Gebirge, Winde, Flüsse, Ströme u. s. f.; sein Ungeziefer wurde das Menschenvolk. Klein parallelisirt diese Legende mit der Eddasage und meint dann:

Jedenfalls steht die skandinavische Schöpfungsmythe, die sich die Erdbildung als das Werk des Menschengeistes gleichsam und menschlichen Kunstfleißes vorstellt, näher einer naturphilosophischen Symbolik, als die chinesische Legende vom wüsten Dämon Pwan-ku, des Chaos wunderlichem Sohn, und von einem Menschengeschlecht, das als Ungeziefer aus dem verwesten

Leichnam des Riesen hervorgekrochen. Mögen die 400 Millionen Chinesen sich einer solchen Abstammung rühmen. Auch dürfen wir, als Nachkommen jener nordischen Recken, ihrer Schöpfungslegende gemäß, in dem Volke des Reichs der Mitte immerhin die Zwerge erkennen, die aus den Leichenwürmern des Riesen Ymir, oder nach der Pwan-ku Legende, aus dessen Ungeziefern entstanden. Ihr Wesen, ihr Naturell, ihr Volksgeist, ihr Aussehen, ihre ganze Art, ihr Thun und Treiben, ist ganz das von Zwergen. Sie sind die Zwerge der Weltgeschichte, mit großen Ohren, dicken Köpfen und Bäuchen, und Greisengesichtern, die der Himmel, auch der Edda zufolge, mit besonderer Betriebsamkeit, handfertigem Kunstgeschick und anschlägigem Menschenverstand ausgestattet; die aber auch, seit ihrer Entstehung, so unverändert geblieben, wie ihre Urväter, die in Pwan-ku's Körper stalen, als dessen Leibeserben sie seine ganze Hinterlassenschaft angetreten, seinen Hammer und Schlägel, seine Betriebsamkeit, seinen Drachen und seine Schildkröte mit Kaulquappenschrift auf dem Rücken, kurz alle seine Gaben und Fertigkeiten, bis auf die einzige Fähigkeit, unter der Arbeit zu wachsen. Das können eben nur Riesen, nicht Zwerge.

Natürlich kann auch das Drama einer solchen Nation nur einen Zwergwuchs haben. Dennoch behandelt Klein dasselbe im ganzen wol zu vornehm, und so richtig und fleißig zusammengetragen die Angaben über die scenischen Einrichtungen der Chinesen, über den Stand und die Stellung der Schauspieler und Schauspielerinnen, über die musikalische Akademie des Birnengartens u. s. w. sind, so will uns doch die allgemeine Charakteristik des chinesischen Dramas nicht eingehend genug erscheinen. Klein beschränkt sich auf die principielle Behauptung, daß ein solches Volk keine Charaktere und keine dramatische Entwickelung haben könne; das genügt für den Philosophen. Der Literar- und Culturhistoriker hat aber auch alle Schattirungen nachzuweisen, welche die Farbe des Begriffs modificiren, namentlich aber die oft merkwürdigen Ansätze und Anläufe, in denen ein innerer, allgemein menschlicher Trieb über die Verknöcherung der historisch geschaffenen Staatsform hinausgreift. Klein scheint in Abrede zu stellen, daß die chinesischen Dramatiker sich geschichtliche Charaktere wählen; er meint, daß sie vorziehen, landesübliche, gemeinverständliche und deshalb auch ungleich mehr volksthümliche und sympathische Verbrecher zu Helden zu machen. Dennoch sollte der auch von Klein angeführte Ausspruch der Dramaturgen Chinas: „der Zweck des Dramas gehe dahin, die edelsten Belehrungen aus der Geschichte demjenigen Theil der Bevölkerung darzubieten, der nicht lesen könne", gegen eine so einseitige Auffassung mistrauisch machen. Allerdings drückt der Mangel an Energie des geschichtlichen Geistes das historische Drama bald wieder herab, entweder zum Hofintriguenstück oder zum Familiengemälde; aber es sind doch echt historische Anläufe in einzelnen Stücken.

So ist die erste Hälfte des Dramas „Sie-jin-kui" kriegerisch und thatkräftig bewegt. Der Held ist ein heroischer Kriegsmann des Mittelreichs, der unter den Thang das rebellische Korea wieder der kaiserlichen Oberhoheit unterwarf. Sohn eines Bauern gelangt er, nach den Grundsätzen der Egalité, welche im Reiche der Mitte wie im Napoleonischen Frankreich herrschen, zu den höchsten Kriegswürden, nachdem er sich in einer Schlacht als junger Offizier so ausgezeichnet, daß es zweifelhaft wurde, ob ihm oder dem Oberfeldherrn die Ehre des Siegs gebühre, ein Zweifel, der im Abendlande niemals aufsteigen könnte, indem hier der Oberfeldherr ein für allemal die Ehren des Siegs einkassirt. Da es sich darum handelt, wer von den beiden die drei Hauptanführer der Koreer durch wohlgezielte Pfeilschüsse getödtet hat, so entscheidet ein Wettschießen zwischen dem Feldherrn und dem jungen Subalternoffizier zu Gunsten des letztern und der erste muß in die Verbannung wandern. Dieser Respect vor persönlichem Verdienst zeichnet die Chinesen aus — hier brauchen wir uns nur umzusehen, um den hinter uns hängenden Zopf zu erblicken. Wenn auch der weitere Verlauf des Dramas nicht dem historischen Anfang entspricht, in welchem wir doch in der Energie des sich emporarbeitenden Bauernsohns eine echt dramatische Bethätigung der Willenskraft bewundern müssen, so hätte eine Berücksichtigung dieses Dramas unsern Literarhistoriker doch zu gewissen Einschränkungen seiner Charakteristik veranlassen müssen. Uebrigens ist das Register der nach ihrem Titel und Hauptinhalt bekannten historischen Dramen keineswegs klein, während unser Autor sich mit der Analyse der beiden bekanntesten: „Die Leiden im Palast des Kaisers Han" und „Die Waise von Tschao" begnügt. In diesen ist allerdings nur der Hintergrund historisch, die Handlung selbst bewegt sich durch Familienconflicte hindurch. Dagegen sind Dramen, wie „Der Blätterfall des Ou-thong", welches den Aufstand der Tataren gegen den Kaiser Hiuen-thang behandelt, „Der Weg von Ma-ling", „Die Wuthausbrüche des Yng-pu" und andere im strengern historischen Stil gehalten.

Auch die typischen Charaktere des Lustspiels, die Courtisane und der Baccalaureus, hätten wol eine allgemeinere, aus dem Inhalt der einzelnen Komödien geschöpfte Charakteristik verdient. Zwar erwähnt Klein ganz richtig, daß nach dem chinesischen Strafgesetzbuch der Verehrer einer Courtisane mit 100 Bambushieben gezüchtigt wird; ja es ist noch hinzuzufügen, daß eine Ehe mit einer solchen Hetäre für nichtig gilt. Hier aber zeigt sich eben die große Kluft, die zwischen dem Strafgesetzbuch und der chinesischen, sich in den Komödien abspiegelnden Sitte herrscht. Ehen zwischen Courtisanen und Baccalaureen gehören zu den beliebtesten Schlußwendungen des chinesischen Lustspiels; ja die höchsten Beamten, wie aus dem Lustspiel Ma-Tschi-Yuen's: „Die Liebe Pe-lo-thien's" und aus einem andern Stück: „Die kluge Buhlerin", hervorgeht, halten es für ein Glück, ein solches Weib sich zu erobern. Der Kaiser scheut sich nicht, einer derartigen Hochzeit beizuwohnen. Ja, in dem Lustspiel „Die erzwungene Heirath" verschmäht sogar die derselben Klasse angehörige Heldin die Liebe des gelehrten Han-fu-tschin und muß zur Ehe, die sie ihm bereits versprochen hat, vor dem Tribunal durch Bambushiebe gezwungen werden. Der Criminalcodex setzt „Bambus" auf eine Ehe, zu der das Tribunal im Lustspiel durch dasselbe Mittel zwingt. Das alles scheint sehr auffallend, doch die Bambushiebe stehen nicht blos im großen Osten auf dem Papier. Die

Strafen des Ehebruchs in abendländischen Gesetzbüchern und die Behandlung desselben im französischen Lustspiel erläutern hinlänglich diesen Widerspruch, der zwischen den gesetzlichen Bestimmungen in Betreff der Zöglinge des „Hundert-Blumenpavillons“, der Damen „des grünen und rothen Kreises“ und der auf der Bühne abgespiegelten Lebenspraxis im Reich der Mitte existirt. Eine kleine Berücksichtigung hätten auch unter den Frauencharakteren des chinesischen Repertoire Amazonen, wie Sun-kien's kühne, stets von 100 bewaffneten Dienerinnen begleitete Schwester in dem Drama: „Lieou-hiuen-te“ und die große Tugendheldin Meng-ku-ang verdient; ferner „Die Gespenster“, für welche die Dramaturgen des Mittelreichs eine besondere Rubrik unter dem Namen „Hoen“ gebildet haben, von denen eins in der „himmlischen Pagode“ ganz die Rolle spielt, wie der Geist von Hamlet's Vater, während das andere in der „Rache der Teungo“ mit großer Naivetät an die Stelle der durch einen Justizmord gefallenen Heldin tritt und sogar in offener Gerichtssitzung erscheint.

Was die singende Person des Dramas betrifft, diesen auf eine Virilstimme reducirten chinesischen Chor, so geht Klein auch allzu flüchtig über diese Eigenthümlichkeit des chinesischen Dramas weg. Die Berechtigung der Lyrik im Drama prägt sich hier, wir möchten sagen in instinctiver Weise aus; es ist der erhabenere Stil, der Stil der Reflexion, des Affects, der Leidenschaft, der sich auch eine mehr getragene Form schafft. Dennoch tritt die singende Person nicht aus dem Rahmen der Handlung heraus, ihre Couplets sind nur ein, wegen seiner Bedeutung besonders hervorgehobener Theil des Dialogs. Daß diese Lyrik der Chinesen keineswegs ohne Verdienste ist, darf man schon im Hinblick auf ihr bekanntes Liederbuch, den „Schi-king“, annehmen. Neben manchem Kindischen und Marionettenhaften finden sich lyrisch-duftige Stellen, mag sich immerhin die Naturlyrik der Chinesen zu der der Hindu verhalten, wie ein regelrecht gestutzter französischer Garten zu einem majestätischen Urwald. Es ist in der That „Gartenpoesie“, denn die Natur existirt für den Chinesen nur als zurechtgemachter „Garten“. Ich habe versucht, ein Lied der Fan-su aus den Gartenscenen des „Tschao-meihiang“ nach der französischen Prosa Bazin's sinngetreu in deutsche Verse zu übertragen; man mag aus dieser Probe das von Klein nicht gewürdigte Duftige und Zierliche der lyrischen Einlagen des chinesischen Dramas erkennen:

Sie nahn — die Blumen lächeln,
Die Weiden nicken drein,
Und sanft're Winde fächeln
Verbuhlt den Mondenschein.
Wie schimmernd bunte Lichter
Im Spiel vorüberfliehn,
Hier schwelgte jeder Dichter
In sel'gen Melodien.
Kein Han-lin*) kann ihn schildern,
Den Reiz der Frühlingsnacht;
Kein Maler malt in Bildern
Die farbenreiche Pracht.
Wie dort den Kelch erschlossen
Die Blüte Hai-thang!
Wie nebelduftumflossen
Die Blumen hier im Gang.
Das Prachtgewand von Seide
Die nächt'ge Feuchte tränkt,
Indeß aufs Perlgeschmeide,
Des Himmels Thau sich senkt.
Wie friedlich anzuschauen
Ist unsrer Lampe Schein,
Die aus dem Flor, dem blauen,
Strahlt in die Nacht hinein.
Es wallt wie grüne Seide
Dort um die Trauerweide.
Vom flüsternden Bewegen,
Da fällt der Thau sogleich,
Und wie ein Sternenregen
Tropft's in den Silberteich.
Das ist in klare Welle
So lichter Tropfen Fall,
Wie von Nephrit die Bälle
Ins Becken von Krystall.
Am Himmel unerreichbar
Schwebt sanft des Mondes Flug,
Dem Drachen nur vergleichbar,
Der Hoang-ti's Spiegel trug.

So stereotyp die dramatische Form der Hundert Dramen aus der Zeit der Yuen-Dynastie ist, so gilt dies doch keineswegs von sämmtlichen chinesischen Dramen, indem das chinesische Drama, wenn auch keiner innern Entwickelung, doch wesentlichen formellen Schwankungen unterworfen war. Die Angaben dieser verschiedenen Epochen vermissen wir höchst auffallenderweise bei Klein gänzlich, ebenso eine Analyse des „Pipa-ki“, die uns ein Bild des nicht regelrechten, des nicht classischen chinesischen Dramas gegeben hätte. In den zwei ersten Epochen desselben unter der Dynastie der Thang und Song, wo man die Dramen „Musik des Birnengartens“ und „Vergnügen der blühenden Wälder“ nannte, war die dramatische Form lange nicht so knapp und gemessen, wie in der dritten Epoche unter der Dynastie der Kan und Yuen. Wang-schi-fu, der noch unter den Song lebte, hat in seinem „Si-siang-ki“ z. B. ein Drama von 16 Acten mit überwuchernder Lyrik geschaffen.

Es ist höchst lehrreich — und auch darüber hat uns Klein nähere Mittheilungen zu machen versäumt —, bei dem Volke der Mitte zu beobachten, wie sich die Classicität des Dramas herausbildet. Sie ergibt sich geradezu als etwas künstlich Fixirtes und Abgeschlossenes. Die große Sammlung: „Yuen-jin-pe-tschong“, die unter der Yuen-Dynastie zusammengestellt wurde, bildet das classische Repertoire der Chinesen. Das „Conservatorium der Musik“ war die Werkstatt, wo es geschaffen wurde, die große Dramenfabrik; hier sorgten die zusammenberufenen Talente der Monarchie in höchst handwerksmäßiger Weise für den Bedarf der Bühne. Es waren die Melodien und Couplets der frühern Dramatik aus der Zeit der Tang, welche gleichsam den Kern bildeten, um den die neuern Dramen sich krystallisirten. Mit Ausnahme der Verse einiger Hauptdramatiker, wie Ma-Tschi-Yuen und Kuan-han-king sind alle andern aus der Plünderung

*) Chinesischer Akademiker.

der ältern Dramatiker hervorgegangene Plagiate. Der Director des Conservatoriums sonderte die Stoffe in 12 Klassen, theilte dann jedem Schriftsteller einen bestimmten Stoff zu, gab das Scenarium und die Couplets an, welche bei der Ausführung benutzt werden sollten; kurz, er verfuhr wie ein neufranzösischer Autor von Ruf, welcher seinen Mitarbeitern die Ausarbeitung einer von ihm angegebenen Idee überläßt, nur mit dem Unterschied, daß der chinesische Musikdirector nicht die Ehre der Autorschaft für sich in Anspruch nahm. Durch diese Verfahrungsweise wird auch die Gleichmäßigkeit und Sicherheit der dramatischen Technik erklärt, welche alle Stücke der Yuen-Dynastie charakterisirt. Die Mitglieder dieser Dramenfabrik scheinen besondere akademische Namen angenommen zu haben. So erfahren wir von der geistreichen Tschang-kun-ping, einer blaustrümpfigen Dame des grünen Gürtels, daß sie früher den Namen Tschang-kopin führte, bis sie durch die Protection Kuan-han-king's, der ihr dichterisches Talent kunstmäßig ausbildete, zur Ehre gelangte, dem Kreise der officiellen Dramatiker anzugehören. Nachdem die chinesische Dramatik in der „Sammlung der hundert Stücke" zu einem festen Abschluß gekommen war, gaben ihr zahlreiche Herausgeber und Erläuterer durch ihre Noten und Glossen das Gewicht der gelehrten Würde. Han-hiu-tseu schrieb seine Dissertationen über die Dramatiker der Yuen-Dynastie und fertigte Kataloge der dramatischen Stücke an. Außerdem gehören zu den namhaftesten Commentatoren Tsching-than und Tschung-schan, welche die dramatischen Werke bis ins einzelnste zergliederten, mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit, welcher die Commentatoren Shakspeare's beschämen könnte! Gleichwol kümmerten sich die Universal-Literarhistoriker nicht um das Drama der Chinesen, das dem im ganzen verachteten Theater überlassen blieb, und die Yuen-Dramatiker insbesondere wurden nicht zu den Thai-tseu, den Schriftstellern ersten Ranges, den Kindern des Genius gezählt, wol aber zwei ihrer Vorgänger, resp. Nachfolger Wang-schi-fu und Kuan-tang-kia, der Dichter des „Pipa-ki", eine im ganzen lehrreiche Verwirrung; denn wir sehen, wie sich das Classische zunächst als das Schablonenmäßige und Abgeschlossene fixirt, wie aber im Fortgang der literarischen Entwickelung bedeutende Talente auftauchen, welche diese Schranke durchbrechen und durch die Macht ihrer Individualität sich die Anerkennung persönlicher Bedeutung erzwingen. Diesen Gärungsproceß beobachten wir bei dem Drama des Reichs der Mitte. Während Han-hiu-tseu, obgleich der „Pipa-ki" schon erschienen, dies Werk vornehm ignorirte, weil es noch zu „neu" war, als daß ein würdiger Gelehrter — gleichviel ob mit oder ohne Zopf — sich damit beschäftigen konnte, ohne sich etwas zu vergeben, erlebte das neue Drama in kurzer Zeit nicht weniger als vierzehn Vorreden, ja es fand in Mao-tseu einen begeisterten Commentator und stieg so selbst die Staffeln zum Ruhmestempel einer modernen Classicität empor. Tout comme chez nous — der Entwickelungsgang der Literatur läßt sich selbst im Reich der Mitte nicht abschließen; es kommen homines novi, neue Genies, finden begeisterte Schüler und stören die archimedischen Cirkel der abgeschlossenen akademischen Weisheit. In Wahrheit könnte man die Yuen-Dramatiker mehr als Akademiker denn als Classiker bezeichnen.

Ueber diese, durch das ungemein beliebte Drama „Pipa-ki" bezeichnete vierte und moderne Epoche der chinesischen Dramatik läßt uns Klein ohne alle Aufschlüsse, obgleich das Theater der Chinesen in ihr einen wesentlichen Umschwung erlebte. Zum Nachtheil der strengen Form, welche die Technik des Dramas verlangt, kehrte das Drama unter den Dynastien der Ming und Tsing (von 1341 bis zur Gegenwart) wieder zu einer mehr novellistischen Breite der Darstellung zurück und gewann an poetischem Werth, was es an dramatischer Technik verlor, indem das Sprung- und Marionettenhafte der fünfactigen Yuen-Dramen einer feinern und mehr psychologisch motivirten Bewegung Platz machte. Das Drama „Pipa-ki", anfangs ignorirt, später Repräsentant der modernen chinesischen Classicität und im Laufe der Zeit mit einer Fülle von Interpretationen jeder Art versehen, brach sich erst nach dem Tode des Dichters Bahn, sodaß der Autor bei Lebzeiten nicht die Früchte seines Talents erntete. Desto größer waren die spätern Erfolge des Rührstücks.

Wenn in dem kleinsten Dorf — wie einer der Scholasten berichtet — eine Schauspielertruppe ankommt und die Schauspieler die Breter betreten, um den „Pipa-ki" zu spielen, so strömt die Menge hinzu. Und wenn die Scenen des Hungers und der Trennung, die so pathetische und rührende Scene, in welcher Thai-yang das Erbarmen des Sohnes des Himmels im kaiserlichen Palaste anfleht oder diejenigen, in denen Tschao-u-mang ihre Haare verhandelt, um dafür einen Sarg zu kaufen, und Erde aufhäuft, um damit einen Grabhügel zu errichten, gespielt werden: dann sieht man, bei allen Zuschauern, bei den Grundbesitzern und Matronen, jungen Hirten und Holzschlägern und ehrwürdigen Greisen nur verweinte Augen, erhitzte, vor Aufregung glühende Gesichter; man hört nur Seufzer, Schluchzen, lautes Weinen bis zum Ende der Vorstellung.

Dieser große Erfolg des Dramas hatte seinen guten Grund. „Pipa-ki" ist das chinesische Drama κατ' ἐξοχήν, das Stück, in welchem der höchste Conflict des chinesischen Geistes, der Conflict zwischen der Familienpietät und der Pietät gegen den Staat als der allgemeinen Familie behandelt wird. Indem der Held in diese Collision der Pflichten versetzt wird, muß er das höchste Interesse, die höchste Spannung bei den Bewohnern des Reichs der Mitte erregen. Hierzu kommt eine Behandlungsweise, welche, die grellen und grausamen Conflicte verschmähend, sich vorzugsweise an die sanfte Empfindung wendet und in der Erregung eines allmählich sich steigernden Mitgefühls beachtenswerthe Meisterschaft bekundet. Für die großen Erschütterungen der Tragödie sind aber die Chinesen nicht geschaffen, rührende Verwickelungen innerhalb des Familienlebens bewegen zur Genüge die Herzen des sanften und friedlichen Volks. Die Form dieses Meisterwerks der chinesischen Bühne ist indeß so stillos wie möglich und ein Rückschritt gegen den regelrechten Kanon des Mongolenrepertoires. Ob eine Einwirkung des indischen Dramas hierbei anzunehmen ist, wie man aus dem ähnlichen

Prolog und der regellos vermehrten Zahl von Acten schließen sollte, mögen die Sinologen untersuchen. Das Stück hat 42 Acte oder Tableaux und ergeht sich in einem breiten Romandialog, der zum Theil mit den gelehrtesten Citaten geschmückt ist.

Da „Pipa-ki" nicht nur das gerühmteste, noch immer erfolgreiche Meisterwerk der chinesischen Bühne ist, welches überdies in der psychologischen Entwickelung unsern abendländischen Schauspielen am nächsten steht, sondern auch in seiner äußern Form das Musterdrama, nach welchem die chinesische Poesie der letzten Jahrhunderte sich gerichtet hat, so ist die Lücke, die in dem Klein'schen Werk durch Nichtbeachtung dieses Dramas entstanden ist, eine sehr wesentliche, deren Ausfüllung in einer nächsten Auflage unerlaßlich erscheint.

Auch auf die Stoffquellen der chinesischen Dramendichter hätte Klein einen Blick werfen können. Es war der specifisch nationale Charakter ihrer Werke hervorzuheben; denn jenseit des Reichs der Mitte gibt es für die Träger seiner hohen Civilisation nur Barbaren; keines Dramatikers Muse würde sich herablassen, nach Stoffen außerhalb der Grenzen des Reichs zu suchen. Unter den Stoffquellen steht die Geschichte obenan. Wollten die Dramatiker das Historische ihrer Stücke nicht aus den Annalen oder aus dem Sse-ki Sse-ma-thsien's schöpfen, welchem der Verfasser der „Waise von Tschao" zum Theil seinen Stoff verdankt, so konnten sie sich an die berühmten geschichtlichen und culturgeschichtlichen Romane halten, deren phantasievolle Einkleidung und lebendige Schilderung ihnen fruchtbringende Anregungen geben mußten. Da lag das Werk des ersten Thai-tseu, der „San-kun-tschi" (Geschichte der drei Königreiche), vor ihnen aufgeschlagen, eine jener romanhaften Historien, wie sie in alten und neuen Zeiten gäng und gebe sind, Zwitter von Geschichte und Dichtung, ohne den Werth der erstern und den Zauber der letztern, und in der That sind die Stoffe zweier hochgepriesenen Dramen des Repertoire aus diesem vielgelesenen Buche geschöpft; da bot der „Schui-hu-tschuen" (Geschichte der Ufer des Flusses), ein umfangreicher Roman auf geschichtlicher Grundlage, der nicht weniger als 140 verschiedene Verwickelungen enthält, eine Art von Räuber- und Bagnoroman mit Sittenschilderungen aus der Zeit der Song, die Fülle seiner Abenteuer der dramatischen Ausbeutung dar. Auch das Literaturdrama konnte aus biographischen und literargeschichtlichen Werken schöpfen. So gab der „Thang-thsei-tseu-tschuen" (Geschichte der berühmten Schriftsteller unter der Dynastie der Thang) den Stoff zu dem Literaturdrama „Das Liebespfand" her, in welchem der geniale Poet Han-fei-king und der große Li-Tai-Pé auftreten. Wenn aber der Dramatiker auf erschütternde Ereignisse ausging, so bot sich ihm als Quelle die Sammlung der Urtheilssprüche des „Pao-tsching" dar, eine Art chinesischer Pitaval voll spannender Criminalfälle mit oft spitzfindigen Rechtssprüchen, eine Fundgrube für effectvolle Theatercoups. In Bezug auf das geistige Eigenthum herrschte dieselbe Freibeuterei, deren sich Shakspeare und seine Zeitgenossen schuldig machten. Daß die Umarbeitung älterer Dramen, die Benutzung ihrer Intriguen, das Abschreiben einzelner Scenen statthaft gewesen, dafür fehlt es nicht an Beispielen, und es braucht blos des bekanntesten chinesischen Dramas: „Die Waise von Tschao", Erwähnung zu geschehen, welches nichts ist als eine Bearbeitung eines ältern Schauspiels: „Die geheimnißvolle Kiste", dessen Hauptscenen oft wörtlich benutzt sind.

Die einzelnen bekanntern Dramen der chinesischen Bühne, welche Klein analysirt, sind: „Der Kummer im Palast des Han", ein Stück, das zwar in seiner Motivirung und seinem Dialog marionettenhaft, aber doch in seiner Composition regelrecht, ja nicht ohne einen Hauch poetischer Stimmung ist und deshalb von Klein, der es ironisch und satirisch behandelt, wol unterschätzt wird; „Die Waise von Tschao", über welches Klein ein Urtheil fällt, das wol eher auf „Pipa-ki" Anwendung finden sollte:

> Wie tief das Drama der Chinesen in beiden, in der Zopf- und Drachenhaut, steckt, das zeigt kein anderes so augenscheinlich, wie ihr bestes Drama; was Technik, Charakterzeichnung, Leben und Bewegung, Stil, Leidenschaft und Vergeltungsmoral betrifft, ihr Musterdrama; ja dasjenige von allen uns bekannten Theaterstücken der Chinesen, das dem europäischen Drama vom modernsten Gepräge, dem „realistischen" Drama, am nächsten kommt.

Dann: „Die Geschichte des Kreidecirkels", ein Gerichtsdrama mit einer an die Salomonische Sage anklingenden Tendenz. Die Analyse des Stücks ist geistreich. Klein schließt an dieselbe einen Ausfall auf „unsere Chinesen der dramatischen Realistik" mit dem Hexenspruch: „Schön ist häßlich" und „häßlich schön", mit all den Figuren, die um ihr inneres Lumpenthum das buntscheckige, aus shakspearisirenden Narrenmützen zusammengeflickte Hanswurstmäntelchen als Schönheitsmäntelchen drapiren und darin mit ihrer innern Wüstheit und Verkommenheit sich noch blähen und spreizen.

> Das chinesische Drama bildet gleichsam das naive, classische Chinesenthum der Bühnenkunst, als Nachahmung der gemeinen Natur, zu jenem romantischen Chinesenthum der Franzosen und ihrer Nachtreter, oder auch unserer zu verdorbenen Shakspeare-Genies verlumpten Schönmaler des sittlich Häßlichen und Ekelhaften. In Rücksicht auf die moralische Tendenz steht daher auch das echte, das naive, classisch-chinesische Drama des Mittelreichs näher dem altattischen Drama der Griechen, als das romantisch-chinesische oder romantisch-cynische des Balzac, des Dumas Fils, Octave Feuillet u. s. w. Der Bambus, als dramatisch-moralischer Hebel, scheint uns noch immer ersprießlicher für Kunst, Leben und Volkserziehung als das grundsätzlich liederliche, en beau gefärbte Drama der Demi-Monde und der fashionabeln Galerengesinnung.

Von den deutschen realistischen Chinesen jucke sich bei dieser Stelle, wen es kratzt. Unter den Gerichtsdramen hat übrigens Klein das von Bazin übersetzte Drama „Die Rache der Tsungo" zu erwähnen vergessen, das schon wegen der Rolle, die ein Geist vor Gericht in demselben spielt, zu den Curiositäten des chinesischen Repertoire gehört. Die Schilderungen der chinesischen Taosse-Dramen, mythologischen und Charakterstücken ist von Klein mit vielem Humor durchgeführt. Nur hätten wir

gewünscht, daß der aristophanische Geist in den erstern Komödien in ihrer Verspottung philosophischer Theorien noch mehr hervorgehoben wäre. In dem Drama „Liebesweh" wird eine psychologische Theorie ironisirt, welche mit der Fichte'schen Lehre vom „Seelenleibe" eine auffallende Aehnlichkeit hat. Auch die andern Stücke, wie „Die Seelenwanderung des Yo-Cheou", „Der Traum des Lin-thong-pin", in welchem sich bereits Calderon's Ausspruch findet: „Das Leben ist ein Traum", sind bei aller barocken Haltung im besten Sinne geistreich, jedenfalls viel geistreicher, als die neuen deutschen Zauberpossen, in denen nur die trivialste Lebensprosa herrscht und die sich niemals bis zu einer Verspottung philosophischer Systeme versteigen. Wir sollten uns über den chinesischen Zopf nicht zu sehr lustig machen, solange unser eigener noch so stattlich zum Vorschein kommt. Auch diese Zauberpossen verdienen das bedingungslose Lob, welches Klein nach einer Analyse des „Vollkommenen Kammermädchens" (Tschao-mei-hiang) dem chinesischen Intriguenlustspiel spendet:

In allen andern Gattungsformen des Dramas stehen die Chinesen, wie am äußersten Weltrande, so vielleicht auch auf der untersten Theaterstufe, verglichen mit den Hauptvölkern des Dramas: den Hellenen, Indern und Indogermanen. Dank dem „Vollendeten Kammermädchen" ihres, unserer Schätzung nach, ersten dramatischen Dichters, des Tsching-te-hoeï, Verfassers von 18 Theaterstücken, worunter aber die Soubrette das Juwel — dank dieser Soubrette, fühlen wir uns in unserm Gewissen verpflichtet, den Chinesen einen Lustspielgeist, ein Talent für die feine Intriguenkomödie zuzuerkennen, das die Verwandtschaft ihres Geistes mit dem der Franzosen außer alle heraldische Anfechtung setzt. Die französische Liebesintriguen-Komödie erscheint uns als die Soubrette accomplie des Tsching-te-hoeï auf ihrem höchsten Gipfel.

Die Schilderung der Schauspiele der Japanesen, des Inkadramas und des Dramas der Azteken gibt unserm Autor Veranlassung, eine Fülle von Culturstudien in einer oft brillanten Beleuchtung zur Schau zu stellen; doch scheint er uns die Oekonomie des Werks wesentlich überschritten zu haben, indem die pikanten Volkssittenbilder, die der Autor namentlich von den Peruanern und Azteken enthüllt, doch im Vergleich zu der Ausbeute, welche diese Nationen für das Drama gewähren, einen zu breiten Raum wegnehmen. Der Geist, in welchem der Autor diese Culturstudien niederschreibt, ist ein durchaus humaner und echt freiheitlicher, sodaß man gern seinen Gedankenverknüpfungen, ja selbst seinen Gedankensprüngen folgt. Excurse wie die über Cäsarismus und Menschenliebe wird man stets mit Vergnügen lesen, doch schwerlich in einer Abhandlung über das Inkadrama suchen, ebenso wenig wie in dem Bericht über das Drama der Azteken die Abhandlungen über die vergleichende Sprachforschung und den folgenden Excurs über den dramenfeindlichen Militärstaat:

Eine solche dramentödtliche Wirkung übt Vitzliputzli nicht blos als mexicanischer Schlächter- und Menschenfresser-Götze, sondern als Kriegsgötze, als der Götze des „Militärstaats" überhaupt. Kein eigentlicher Militärstaat hat ein wahrhaftes, rein poetisches Drama aufzuweisen: nicht die Römer, nicht die Franzosen, nicht Araber, Turkomanen, kurz kein specifisches vom Mongolen-, vom Vitzliputzligeiste inficirtes Soldatenvolk. So wie dieser Dämon vom macedonischen Alexander, dem Ur-herrn der Dschingis-Khane, Tamerlane und ähnlicher Mo... dem Hellenenvolke eingeblasen ward, wurde Melpomene's ... rostig und die griechische Tragödie barbarisch. Kein Aristo... konnte ihr mehr helfen; keine Poetik des Lehrers den Vitzliputzli-teufel austreiben, den ihr sein königlicher Schüler in den Leib gejagt. Wie hätten die aztekischen Philosophen, die zugleich ... Priester des Blutgötzen waren, diesen Teufel bannen sollen?

Selbst die berühmte sprachwissenschaftliche Biographie des Abbé Domenech zieht Klein in den Kreis seiner Betrachtungen, weil sie ihm Veranlassung zu einigen pikanten Bemerkungen gibt. Das Inkadrama „Ollantay", worin uns zum ersten mal die Gattenliebe als ... revolutionäres Befreiungsmotiv entgegentritt, in welchem unser Autor „das Vorspiel zu dem historischen, von der Liebesidee als Culturmacht durchdrungenen Befreiungsdrama der christlichen Völker" erblickt, verlangte ebenso wenig wie das aztekische Dramaballet „Rabinal-Achi" die Mittheilung einer solchen Fülle ethnographischer Studien. Am ersten läßt man sich noch die Bekanntschaft mit einem königlichen Dichter gefallen, wie König Nezahualcoyotl, der sich und sein Reich mit 60 Hymnen zum Lobe des Weltschöpfers verherrlicht hat.

Die Schlußabtheilung des dritten Bandes behandelt ebenfalls mit einer in das Anthologische streifenden Ausführlichkeit und mit einer sich in ihren Wendungen ... wiederholenden Ueberschwenglichkeit der Anerkennung, ... beide durch die besprochenen dramatischen Versuche des jungen Christenthums wenig gerechtfertigt erscheinen, ... erste christliche Drama im Orient und das lateinische Drama im 10. Jahrhundert, den „leidenden Christus", den Pseudo-Querolus und die sex comoediae der Nonne von Gandersheim, Hroswitha, deren Märtyrerinnen ... reuige Sünderinnen uns als große dramatische Heldinnen gepriesen werden. Wir können z. B. in der schmutzigen Zellenbuße der schönen Magdalena Thaïs nichts Poetisches finden, sondern nur etwas Widerwärtiges und Ekelhaftes, was sich durch keine erhabene Bußtheorie desinficiren läßt. Wie Klein bei dem Aztekendrama Gelegenheit nahm zu einem Ausfall auf den Verfasser des „Leben Jesu", ... hier zu einer Polemik gegen Gustav Freytag und die ... ziger Gottschedе. Als Probe einer barocken, wir möchten sagen pyramidalen Darstellungsweise, welche sich zu ... schwindelnden Höhe emporschwingt, indem sie ein Gleichniß auf das andere thürmt und mit Noten erläutert aus ... Lucrez, Macrobius, die wir hier fortlassen müssen, theilen wir das folgende, auf die George Sand und ihre Richtung geschleuderte Anathema mit. Der Autor geißelt

die von den französischen Dichtern der dramatischen Hetärenromantik vergötterte Liebes-Mutterwuth, von welcher ... Schande und Frechheit, wie in einem Illuminations-Brillantfeuer, strahlenden Heroinen glühen, als da sind Victor Hugo's Marion de Lorme, oder gar die Orgienheldinnen der ... sten, cynisch-schamlosen Hetärentragik eines Octave Feuillet, ... von den noch heilloser verwilderten Poesieschändern, den ... gen Unzuchts-After-Dichterlingen dieser Schule, zu schweigen, deren Liebesheroinen für noch verächtlichere und erbärmlichere Wichte entbrennen, als sie selber verfemt und verworfen ... Man höre doch nur die phrygische Sibylle dieser Richtung; ... große idäische Mutter des gallischen Romanstils, deren ...

Salonlöwen ziehen, Korybanten in Helmen, Panzer und Frauenkleidern mit Pauken und Schalmeien umtanzen, und Galli, auch Gallantes oder Halbmänner (semiviri) genannt, mit rasendem Jubelgeschrei umjauchzen. Man höre die Verfasserin der „Lelia“, „Valentine“ und des „Spiridion“, die syrische Göttin des mystischen Sensualismus, die Großmutter des begeisterten Eheruchs, die ihren geliebten Attys (vor der Verstümmelung Sancau geheißen) in einem Anfall von großmütterlicher Zärtlichkeit entmannte und hierauf, was von ihm übrigblieb, in eine ichte, ihren Lieblingsbaum, verwandelte, der Zapfen wegen, ie dieser Baum trägt, Symbole unfruchtbarer Zeugungskraft. Diese thurmgekrönte Göttin des erhabenen Fichtenzapfenstils reute, hochragend auf ihrem Siegeswagen, den Schoslöwen it der Trommel in der linken Pfote zu ihren Füßen, streute en ersten Samen jener Lorettentragik in Kernsprüchen aus, in oldenen Fichtenzapfen-Kernsprüchen. Einer der goldensten darunter lautet: „O Jüngling, fühlst du dein Herz erglühen von idenschaftlicher Liebe für ein Mädchen der Freude, schäme dich ieser Liebe nicht! Nähre vielmehr ihr Feuer zu helllodernden Gluten; denn es ist das wahre heilige Vesta-Feuer; mein — a ich die Vesta selber bin — mein Feuer, dessen Flammen u daher ja nicht dämpfen darfst, sondern unablässig fachen, chüren und unterhalten mußt!“

Treffend und schön ist, was Klein über die messianische Katharsis im germanischen Drama sagt, und über das Shakspeare-Drama als das ausschließlich christliche, weil es dessen „reinster, nicht geistlicher, sondern geistiger, nicht glaubenssymbolischer, sondern idealpoetischer Abglanz ist“. Er fährt fort mit einer Charakteristik des sogenannten rein Menschlichen, jenem Popanz der akademischen Poesie, gegen den wir so oft ins Feld gerückt. Wir freuen uns, einen so tapfern und schlagfertigen Bundesgenossen zu finden:

Was jedoch keineswegs identisch mit dem sogenannten „rein Menschlichen“, dem abstracten Kunstgespenst der schöngeistigen, ubstanzlosen Aesthetik, die dem Doketismus anhängt, indem sie, wie dieser Ketzerlehre zufolge die körperliche Gestalt Christi ein bloßer Scheinleib gewesen, ähnlich eine Scheinkunst lehrt, vom Scheinleibe des rein Menschlichen umhüllt. Wo in aller Welt hätte eine Kunstschöpfung, eine Poesie das von allem Nationalthümlichen ausgeleerte rein Menschliche der abstracten Aesthetik dargestellt? Die Poesie der Griechen etwa? Sie war so grundwesentlich stammbürtig, volkswüchsig und national, wie die der Hebräer, der Inder, wie die Poesie jedes andern schöpferischen Volks des Auf- und Niedergangs. Das vermeinte rein Menschliche ist ein Destillat, das nur aus den Seihbeutel- und Filtrirtüten-Köpfen der Formaläshetiker so wasserklar abfließen und abtröpfeln konnte, und auch so abschmeckend, wie abgekochtes und durchgeseihtes Wasser. Solchen negativen Geschmack schmeckt man auch allen denjenigen Schöpfungen an, die eben nichts als die auf Kunst und Poesie angewandte Formalästhetik sind. Zum Glück gelingt in der Praxis das Experiment nicht vollständig. Nach Maßgabe des Talents schlägt das poetisch darzustellende rein Menschliche, unter dem Versuche, sofort in ein Specifisch-, in National-Menschliches oder Geschichtliches um; freilich wieder, nach derselben Maßgabe, mit einem mehr oder weniger empfindbaren Reste von negativem Beischmack des rein Abgeschmackt-Menschlichen, wovon sogar Dichter und Künstler ersten Ranges, sofern sie unter dem Zeichen des rein Menschlichen der kahlen Aesthetik siegen wollen, uns merkliche Spuren verrathen werden.

Auch der dritte Band des Klein'schen Werks zeigt alle Vorzüge der frühern: Fleiß und gründliche Studien, sprühenden, originellen Geist, Einheit einer im tiefsten Grunde berechtigten ästhetischen Grundsätzlichkeit und philosophischen Weltanschauung — nur will es uns scheinen, als ob der Autor sich noch mehr als in den ersten Bänden gehen und seinen Einfällen in Extrablättern und muntern Extratouren die Zügel schießen lasse — humoristische Licenzen bedenklicher Art gegenüber einer schon durch die kaum zu bewältigende Stofffülle gebotenen Beschränkung. Möge er daher in den folgenden Bänden sowol das Anthologische auf einen schärfer gefaßten Inhaltsextract, der noch immer ein charakteristisches Bild der Werke und Autoren gibt, beschränken, als auch seinem zu genialen Extravaganzen allzu geneigten Stil eine knappere Fassung geben und den humoristischen Berloque, der an seiner sonst richtiggehenden Gedankenuhr baumelt, möglichst in die Westentasche stecken.

Rudolf Gottschall.

Altes und Neues aus dem deutschen Liederschatz.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Gehaltvoller sind folgende zwei Werke:

10. Lieder von Konrad von Prittwitz-Gaffron. Breslau, E. Trewendt. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
11. Jagd und Pferd. Von August Schumacher. Krossen, Speyer. 1865. 8. 1 Thlr.

Mit einem Prolog an Strachwitz und einem Sonett an Platen, von welchem der Autor sagt:

> Aus deinen Liedern weht ein magisch Klingen
> Verwandt in meine jugendliche Leier! —

beginnt die erste dieser Gedichtsammlungen, von Konrad von Prittwitz-Gaffron (Nr. 10); dieselbe läßt aber die Vorzüge dieser beiden Vorbilder vermissen; weder die übersprudelnde Kraft und keck Frische des einen, noch die Reinheit und Plastik der Form des andern dieser zwei gräflichen Dichter findet sich in diesen Liedern wieder, welche vielmehr Reminiscenzen aus Geibel und Heine und Anklänge an die Romantiker enthalten. Die „blaue Blüte irrt weiter“, von der „weißen Blume“, die auch das Motto des Buchs bildet, durchzieht ein Traum das Herz, und die Heine'sche „einsame Thräne“ findet sich sogar im Auge des „vielgetreuen Rosses“, wo sie sich allerdings etwas komisch ausnimmt:

> Und einst, du schüttelst die Mähne,
> Ich weiß, mein Roß, dir graut,
> Und eine einsame Thräne
> Aus deinem Auge thaut!

Der Autor, dem das Geschick befahl, der Scholle zugeschriebene (glebae adscriptus?) Bukolika zu trinken und still am Herd zu bleiben, neigt sich im ganzen einer elegischen Weltanschauung zu, welche einen weichlichen, weiblichen Grundzug nicht verleugnen kann; auch den bessern seiner Lieder, die, chronologisch geordnet, einen Zeitraum von 20 Jahren umfassen, fehlt der Duft der Ursprünglichkeit, und machen dieselben häufig den Eindruck des Anempfundenen. Es finden sich jedoch in dem Buche einzelne sehr hübsche Gedichte, z. B.: „Die Lieb' ist eine Blume“, „Fürchte nichts“, die Glosse des Platen'schen Spruchs: „Was uns Muth und Trost kann geben“, „In deines Kindes Auge“, welche sich aus der Menge des Unbedeutenden vortheilhaft hervorheben und „uns, aus Phöbus' Stamm entsprosset“, schon eher zu der glossirten

Frage berechtigen: „Wenn wir nun ein Dichter wären!“ Als Probe geben wir eins der besten:

In deines Kindes Auge blick tief hinein,
Und deine kranke Seele wird ruhig sein!

In deines Kindes Auge da strahlt er klar,
Der ganze Liebeshimmel, der dein einst war!

In deines Kindes Auge da lächelt süß
Der ew'ge Friedensgarten, das Paradies!

In deines Kindes Auge spricht Er voll Huld:
„Ich habe dir vergeben all deine Schuld!“

Des Buches äußere Ausstattung in Druck und Papier ist äußerst splendid, auch ist dasselbe nicht nur, wie die Gedichte von Strachwitz und die Lieder von G. von Boddien, mit dem Familienwappen geschmückt, sondern trägt auch noch auf der Rückseite des Umschlags das Johanniterkreuz, welches auch mehrfach in Liedern und Sonetten angesungen wird. Freilich lassen gerade diese Gedichte, sowie die politischen Lieder der jüngsten Vergangenheit, die Hymnen auf Missunde, Düppel, Bismarck, Wrangel u. s. w., am deutlichsten den Mangel einer eigenthümlichen poetischen Begabung erkennen, welcher durch die Glätte der meist geschickt und geschmackvoll gehandhabten Form nicht ersetzt wird; und auch die Form läßt oft viel zu wünschen, z. B. in den sehr schleppenden Ghaselen S. 179 u. 181, oder auf S. 205, wo es heißt:

Eh du's geahnt, des Sommers Pracht
Der Blume Flor den Abschied macht!

Die zweite Gedichtsammlung: „Jagd und Pferd“ von **August Schumacher** (Nr. 11) ist dem „Sport“ gewidmet, der Lyrik der nobeln Passionen, welche der Verfasser mit eingehendster Sachkenntniß und einer durchaus ungekünstelten Vorliebe schildert, wie sie keinem Sonntagsreiter oder Sonntagsjäger eigen sein könnte. Ueberall ist der Mann von Fach zu erkennen, der freilich manchmal vergißt, daß nicht alles, was ihm selber von Interesse ist, sich auch zu einer poetischen Behandlung eignet. Namentlich gilt dies von den auf das „Pferd“ bezüglichen Gedichten des Autors, unter denen sich z. B. S. 47 eine vollständige, etwas sehr prosaische Personalbeschreibung seines Bucephalus befindet, ein genaues Conterfei vom Kopf bis zum Fuß, von dessen Huf es heißt:

So schön geschnitten zeige mir
Den blanken allerliebsten Schuh,
Den dir als Huf
Natur erschuf
Glatt, schlüssig, fest, egal,
Halb rund und halb oval,
Aus einem Guß und sonder Naht,
Geneigt mit fünfundvierzig Grad.
Die dunkle starke Wand,
Die ob der Zehe hoch gestellt
Gemächlich mit den Trachten fällt,
Drückt kühl sich in die Hand
Und zeigt die mäßig hohle,
Gesunde frische Sohle,
Wo von dem Ballen, nicht zu schmal,
Herab sich zieht der volle Strahl,
Wo hart daneben
Die festen Streben
In gleicher Spitze sich verlieren
Und schließlich das Gebilde zieren!

Derartige hippologische Didaktik, der sich die triviale Grabschrift eines alten Schimmels und einzelne erklärende Gedichte zu bekannten Genrebildern anschließen, kann ein allgemeineres Interesse doch unmöglich in Anspruch nehmen. Weit ansprechender sind die längern Jagdgedichte, welche, echte Gelegenheitsgedichte mit entschiedener Localfärbung und einer Menge rein persönlicher Beziehungen, den Stempel ihrer Entstehung an der Stirn tragen, z. B.: „Der Birschgang im Stock bei Arolsen“, „Die Klapperjagd im arolser Holze am 20. October 1838“ und „Der Schnepfenstrich bei Arolsen“. Es spricht sich in denselben eine frische lebendige Naturbeobachtung und die Gabe anschaulicher, mit gutmüthigem Spott gewürzter Darstellung überall aus. Auch die an die hochehrenwerthe Land- und Ständekammer gerichteten launigen „Supplicae der bisher waidmännisch torquirten, nun in letzter Instanz von den Hochpreislichen Deputirten-Cammern gänzlich condemnirten unglücklichen Jagdbaren, Leben und leben lassen betreffend“ sind recht humoristisch gehalten. Ueberhaupt durchweht ein Zug frischer Waldluft die meisten Gedichte, bei denen freilich die Form oftmals nicht ganz correct ist, z. B.: „ein Viertel Dutzt“ (d. h. Dutzend) u. s. w. Die angehängten Gedichte in plattdeutscher Mundart sind etwas sehr kräftig, fast zu derb; die Persönlichkeiten des „Etegeck“ und „Schwimelfritze“ gehören jenem niedern Genre an, welches wir in den Kneipen eines Teniers nur wegen des Silbertons der Darstellung, wegen der virtuosen Technik erträglich finden.

Wie in den lyrischen Gedichten, so findet sich auch in den lyrisch-epischen dieselbe Mischung von Altem und Neuem, Gutem und Schlechtem:

12. Die Kimmung. Gedicht in neun Gesängen von **Karl Lübecke**. Zweite Auflage. Leipzig, Förster u. Findel. 1864. 8. 15 Ngr.
13. Lermon's Reisen und Liebesabenteuer. Gedicht in sechs Abtheilungen. Breslau, Marnschke u. Berendt. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.
14. Hercules. Ein Heldengedicht in sechzehn Liedern von **Adelbert Herrmann**. Celle, Schulze. 1865. 8. 22½ Ngr.
15. Cervantes auf der Fahrt. Ein Gedicht von **Franz Keppel**. Stuttgart, Kröner. 1865. 16. 15 Ngr.

„Die Kimmung“ von **Karl Lübecke** (Nr. 12). Was bedeutet wol dies Wort? so fragt vielleicht mancher Leser, dem Fata-Morgana ein geläufiger Ausdruck ist. Zur Erklärung des Titels sind deshalb die beiden Strophen auf S. 58, welche eine anschauliche Beschreibung der „Kimmung“, d. h. der Luftspiegelungen der Wüste enthalten, der Einleitung vorgedruckt, und mit demselben Bilde, mit der Kimmung in der Wüste dieses Lebens, welche von den Trümmern der Jugendträume übersäet ist, schließt die anmuthige Dichtung. In der schwungvollen Widmung an seine Aeltern sagt der Dichter:

Es leben Töne mir im Innern tief
Und möchten sich so gern zum Ganzen einen.
Doch will ich jene holden Töne fassen,
Verschwinden sie, gleich nächt'gen Traumesbildern,
Die vor des Morgens goldnem Schein erblassen!
Umsonst versuch' ich alles treu zu schildern,
Was in mir lebt; — des Wunderliedes Schöne,
Dem wie bezaubert folgen meine Sinne,
Geb' ich nicht wieder, und was ich gewinne,
Nichts weiter sind's als nur verlorne Töne!

Spricht sich hierin die Erkenntniß aus, daß es dem Autor allerdings nicht ganz gelungen ist, seine Dichtung zu einem vollendeten Kunstwerk zu gestalten, so haben doch, wie schon die zweite Auflage zeigt, die „verlorenen Töne" bei vielen Lesern mit Recht eine bleibende Stätte gefunden. Der Inhalt der Erzählung, welche im Anfang dieses Jahrhunderts spielt, ist allerdings sehr phantastisch: Eine Beduinenfürstin durchzieht als Königin eines Zigeunerstamms die Welt, um ihr auf dem Schlachtfeld von Alla geborenes Kind zu suchen, welches ihr, während sie in Ohnmacht gelegen, entführt worden ist; sie findet diese Tochter endlich in Schottland im Schlosse der Drummonds, unter der Obhut des Lords, dessen heiße Liebe sie einst erwidert, der sie aber ohne Abschied verlassen, als er vernommen, daß sie ihrem Vetter als Gattin bestimmt sei; nach diesem Wiedersehen stirbt sie an den Folgen eines Blitzschlags, der sie unter einer alten, für das Haus der Drummonds verhängnißvollen Ulme getroffen hat. Allein die Anschaulichkeit der im glühenden Colorit des Orients ausgeführten Naturschilderungen, die Anmuth der wohllautenden harmonisch abgerundeten Verse, die Wärme der edeln Diction erklären und rechtfertigen den Beifall, den diese Dichtung gefunden. Sehr ansprechend ist namentlich der Schluß:

Als ich mein Lied begann,
Sank nicht die Sonne da in Nebel nieder
Des Winters bang? Doch jetzt strahlt ihr Gespann
Am nebelfreien Himmel golden wieder.
Die ewig junge Morgenglut umrändert
Mit einem Purpursaume mir das Blatt;
Verwundert schau' ich um mich her — wie hat
Um mich das ganze Leben sich verändert!

Rings alles Duft und Glanz und Pracht der Farben;
Es schmückt eines Teppichs grüner Schmelz,
Durchwirkt mit Blumen, rings die Flur; der Fels
Verhüllt mit jungem Moose seine Narben.
Den Mast umspielt von lauen Frühlingswinden,
Wiegt froh sich auf den Fluten Schiff an Schiff;
Wo ist der Winter, den zu überwinden
Ich zu der Dichtung goldner Feder griff? u. s. w.

Mit einem ganz ähnlichen Gedanken schließt der Autor von „Lermon's Reisen und Liebesabenteuern" (Nr. 13), wenn er von sich sagt:

Wenn auch so manche Strophe nicht gelang,
So ist doch seiner Brust der Trost geblieben,
Daß ihm der längst verwünschte Dichtungshang
Zur Zeit den langen Winterschlaf vertrieben;
Denn Dichter gleichen wohlgenährten Bären,
Die gern an ihren eignen Tatzen zehren!

Schon diese Ausdrucksweise bekundet zur Genüge den Unterschied beider Dichtungen; und ist es eigentlich unnöthig, daß der anonyme Autor dieser „Liebesabenteuer" in der Einleitung versichert, er wende sich nur an irdisch gesinnte Herzen und bitte diejenigen, welche die Dichtkunst ausschließlich in höhern Regionen suchen, ihm keine Beachtung zu schenken. In Form und Inhalt unverkennbar eine unglückliche Nachahmung von Byron's „Don Juan", fehlt diesem Epos nicht blos die „Tendenzmoral", sondern auch der geniale Schwung, der feine Witz und die Anmuth der Form, welche den Werth des Originals — dieses „Auto da Fé der Leidenschaft" — bedingen, und bleibt demselben nur der grob-sinnliche Reiz derartiger versificirter Casanova-Memoiren. Und wenn, wie das Vorwort besagt, der Autor wirklich beabsichtigte, diese Poesie „mitten in das materielle Leben hineinzuschleudern", so hätte er doch nicht solche Unmöglichkeiten aufeinanderhäufen sollen, wie sie sich in diesen sechs Abtheilungen, deren jede den Namen einer der verschiedenen Geliebten des „Flaneurs" Lermon an der Spitze trägt, vorfinden; die geselligen Kreise, denen diese Scenen entnommen sein sollen, sind in der Welt nicht vorhanden, höchstens nur theilweise in der halben. Hinsichtlich der Form ist die Autokritik, daß manche Strophe nicht gelang, noch viel zu mild; fast die meisten sind geradezu mislungen, und die manierirte Behandlungsweise des Stoffs geht mit der salopen, incorrecten Sprache Hand in Hand.

Aus der Badesaison von Ems und den algierischen Feldzügen Bugeaud's, denen Lermon beiwohnt, führt uns die dritte Dichtung: „Hercules", von Adelbert Herrmann (Nr. 14), in die sagenhafte Vorzeit der Griechen. Wenn man überhaupt dazu übergehen will, den Stoff für ein deutsches Epos aus den Mythen des Alterthums zu entnehmen, so kann es wol keinen dankbarern Stoff geben als den Sagenkreis des Herakles, dessen Wahl unzweifelhaft als ein glücklicher Griff A. Hermann's bezeichnet werden muß. Denn der Mythus des Herakles hat nicht eine blos locale Bedeutung, wie die vielen Stammsagen der Griechen, Herakles ist der Nationalheros, dessen Verehrung sich über ganz Hellas erstreckte und im Laufe der Zeit eine immer tiefere Bedeutung gewann, als in ihm die Griechen ihr ideales Vorbild mehr und mehr erkannten. Als natursymbolisches Sinnbild unbezwinglicher Kraft ist ihnen Herakles doch zugleich das Ideal eines sittlich-starken Mannes, welcher die begangene Frevelthat durch die schwerste Selbstüberwindung, durch strengen Gehorsam in der ihm auferlegten Dienstbarkeit sühnt; indem er die ihm aufgetragenen Arbeiten verrichtet, fördert er doch zugleich das allgemeine Wohl des ganzen Landes und wird der Wohlthäter der Menschheit, der Alexikakos; und endlich erhält er als wohlverdienten Lohn eines thatenreichen, beschwerdevollen Lebens seinen Platz im Kreise der olympischen Götter. Die Hercules-Sage eignet sich deshalb wol noch am meisten für eine moderne Behandlung, weil die Lösung eines sittlichen Problems schon im Alterthum ihren ausgesprochenen Inhalt bildete, und nicht erst, wie bei Goethe's „Iphigenie", hineingedeutet

werden muß. Dabei bietet dieser Mythus noch den großen Vortheil, daß die Schilderung der Figur des Helden viel realistischer gehalten ist, als dies sonst der Fall zu sein pflegt, und seine derbe sinnliche Natürlichkeit zu einer volksthümlichen, sogar zu einer humoristischen Darstellung Veranlassung gibt. Allein diese Vortheile sind in dem „Hercules" Herrmann's fast gar nicht ausgebeutet, denn wenn auch die obenbezeichnete ethische Bedeutung des Heros keineswegs übersehen, vielmehr seine Thätigkeit für das Gemeinwohl wiederholt, namentlich in den Schlußstrophen, hervorgehoben, und z. B. bei der Stiftung der Eleusinien ausgesprochen wird:

> Nichts Großes findest du in Hellas' Fasten,
> In dem nicht Hercul's Thatenspuren rasten! —

so überwuchern doch die Aeußerlichkeiten seiner Heldenthaten und Irrfahrten die innere Bedeutung derselben, sodaß der philosophische Grundgedanke und die poetische Schönheit in dem mythischen Beiwerk erstickt. Und dann macht die Form den Inhalt fast ungenießbar; wenn man die Verse dieses Epos liest, wird man fast daran irre, ob dies wirklich dieselbe Sprache ist, in der Iphigenie, „das Land der Griechen mit der Seele suchend", ihre Klagen ausströmt. Auf jeder Seite finden sich Wortbildungsungeheuer, Constructionsmonstra, deren vollständige Aufzählung auch fast eine Hercules-Arbeit wäre; ein paar beliebig herausgegriffene Strophen genügen als Beispiele (S. 31):

> Augias heißt der überreiche Züchter,
> Der mächt'ge Herrscher auf Eperthron,
> Der, seines Guts maßloser Mehrungssüchter,(!)
> Die Stallung abzumisten spart den Lohn,
> Und sich umdüngt mit so gewalt'gen Massen,
> Daß Menschenkraft nicht reicht, sie zu entlassen!

Oder (S. 62):

> Wo einst sein Bild, als Menschenthat gesäulet,
> In Götterkraft den Hochsitz sich erkor,
> Und wo er selbst im Löwenfell, gekeulet,
> Ein Heros zog durch goldner Tempel Thor —

Oder (S. 115), wo es von dem Nessushemde heißt:

> Mit Feuerzungen saugt sich's in die Haut,
> Verschmilzt mit ihr zu brandig schwarzer Klebe,
> Bei grimm'ger Pein, die bis ins Beinmark klaut!

Ausdrücke wie: „gekleibt", „der quade Recke", „Huldung", „Bemachtung", „verbollt", „Säuler", „einverballt", „Höhlenheim", „Hurt" u. s. w. geben eine Andeutung von diesen eigenthümlichen Versuchen der Bereicherung des deutschen Sprachschatzes, welche nur bekunden, daß der Verfasser den vorhandenen Reichthum nicht kennt oder nicht zu benutzen versteht.

Wenn bei den Griechen, welche außer dem Mythenkreise des Dionysos auch noch die Erzählungen von Herakles häufig als Stoff für das Satyrdrama benutzten, in dieser „scherzenden Tragödie" die volksthümliche Komik ihres Nationalheros gern hervorgehoben wurde, so ist diese Komik in dem vorliegenden Epos leider nur eine unfreiwillige, da sich die Verse desselben doch kaum ernsthaft lesen lassen.

Ein richtiges Satyrspiel voll lustigster Scherze und übermüthigster Possen ist dagegen „Cervantes auf der Fahrt", von Franz Koppel (Nr. 15), welches darum auch als Epilog gelten mag. „Drolliges Zeug" nennt der Verfasser, der Autor des Dramas: „Das Ende des Schill", in der Zueignung an Alfred Schäuffelen dieses Gedicht, und wenn er hinzufügt, er sei „zufrieden, wenn jedermann ihn sonst läßt ungeschoren", so spricht sich darin das Bewußtsein aus, daß er die Grenzen, so weit man dieselben auch für eine derartige Humoreske stecken mag, zuweilen doch in unstatthafter Weise überschritten habe. Die dem Cervantes von seiner angebeteten Beatrice gestellten Aufgaben, dem ihr bestimmten Bräutigam, dem alten Grafen Mondescalchi, alle Zähne aus dem Munde zu ziehen und ihr den Pantoffel des Papstes, „den die Pilger gläubig küssen", zu bringen, sowie die Art, wie Cervantes diese Aufgaben löst, streifen doch sehr an das Burleske, und die Ausfälle auf die „Pfaffen" und den „Papa re" mit ihren „heilig tollen Späßen" sind doch zu maßlos, um mit der Kaulbach'schen Apologie in „Reineke Fuchs": „Kein Aergerniß und Ungelaß, der Schalk hat üb'rall freien Paß", als Carnevalsscherz passiren zu können. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als in diesem kleinen Werke, bei dem die kecke Gewandtheit des Ausdrucks zu dem heitern Uebermuth des Inhalts gut stimmt, eine frische Quelle des köstlichsten Humors sprudelt, von dem als Probe die Schilderung „deutscher Verliebtheit" hier stehen möge (S. 21):

> Ein verliebter deutscher Jüngling
> Ist der albernste von allen,
> Blickt euch an mit Taubenaugen,
> Spricht im Ton der Nachtigallen,
> Nippt, wo früher er getrunken,
> Ueberhört beim Witz das Beste,
> Bürstet seinen Hut und knöpft sich
> Stumm und gründlich zu die Weste.
> Und in seinem ganzen Wesen
> Wird er schen und unnatürlich,
> Und es wird die früh're Laune
> Jetzt pedantisch, ungebührlich.
> Gleich der Spinne, die mit vielen
> Beinen, jedes ohne Waden
> Sich hinauswagt in die Lüfte
> An dem selbsterzeugten Faden,
> Also zieht mit seinen Träumen
> Und hirntollen Illusionen
> Ein verliebter deutscher Jüngling
> So umher in allen Zonen.
> All die Stern' im Himmelsraume
> Sind sie denn nicht all die seinen?
> Und den Mond, den schenkt er plötzlich
> Der Geliebten, Einen, Reinen.
> Also ist der deutsche Jüngling
> In der Liebe — das ist factisch —,
> Wie des Vaterlandes Lyrik
> Melancholisch und didaktisch.

E. Hersfurth.

Romane und Erzählungen.

1. Hart Geld. Roman von Charles Reade. Aus dem Englischen von Marie Scott. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Unglaublich und doch wahr. Von Lady Georgiana Fullerton. Autorisirte Uebersetzung von M. O. v. L. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1865. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die englische Romanliteratur hat seit einiger Zeit zwei ganz bestimmte, allerdings weit auseinandergehende Richtungen verfolgt. Auf der einen Seite stehen die sogenannten Sensationsromane, welche die Phantasie des Lesers durch „tiefe Geheimnisse", die sich nachher äußerst einfach, oft auch gar nicht lösen, in Spannung und Aufregung halten. Verbrechen jeder Art, vor allem Bigamie und Einsperren Gesunder in die Irrenhäuser, verschrobene Charaktere von jeglicher Gattung, Verwickelungen haarsträubendster Natur werden mit der Behaglichkeit erzählt, die dem Engländer im Leben wie im Stil eigenthümlich ist. Herren und Damen wetteifern in diesem Cultus des Schrecklichen. Die andere Richtung der modernen englischen Romane ist die tendenziöse. Politik und Verherrlichung des Judenthums sind, seitdem D'Israeli das Romanschreiben aufgab, etwas aus der Mode gekommen. Dagegen macht das protestantische Sektenwesen und der Katholicismus in England Propaganda durch den Roman. Wiseman selbst, dann Mason, Sadlier, Paul Peppergraß, M. Thompson u. a. arbeiteten in dieser Weise mit entschiedenem Glück.

Von beiden Richtungen haben wir Beispiele in den oben angezeigten Romanen.

„Hart Geld", von Charles Reade (Nr. 1), war eine Season hindurch der beliebteste, vielbesprochenste Roman; er war durchaus in der Mode. Es ist auch nicht leicht, mehr Gefahren für seinen Helden auszudenken, als Reade es in Betreff des seinigen gethan hat. Im Grunde sind es sogar zwei Helden; für beide werden wir gleich interessirt, mit beiden haben wir so viel Hindernisse zu überwinden, daß man ordentlich aufathmet, wenn man endlich nach einer solchen geistigen Steeple-Chase am Ziele anlangt. Von einer Entwickelung der Charaktere ist freilich nicht die Rede; sie sind fertig da, dem Zufall preisgegeben, wohin dieser sie treiben und führen wird. Der rüttelt sie denn auch tüchtig durcheinander, bringt sie in Verbindung, trennt sie wieder, schüttelt von neuem und löst zuletzt alles friedlich und freundlich. Was erleben wir alles mit Mr. Dodd, dem Kapitän eines Ostindienfahrers, der mit seinem harten Gelde zu seiner Frau zurückkehrt, jener Mrs. Dodd, die das Kauderwelsch redet, das sich in neuerer Zeit in die fashionable Welt eingeschlichen hat. Hätte er das Geld in gute Wechsel auf London umgesetzt, all die Bangigkeit wäre uns erspart worden, ob er dann sein erworbenes Geld glücklich seiner Frau und seinen beiden Kindern heimbringen wird, dem tüchtigen Eduard und der lieblichen Julia, deren „Zauber in ihrer Durchsichtigkeit lag". Wäre Mr. Dodd nur all den Stürmen, dem Schiffbruch, dem Kampf mit den Piraten, dem Raub- und Mordanfall entgangen, wir hätten kaum darauf gemerkt. Die erste Frage bleibt bei allen glücklich überstandenen Gefahren immer: hat er sein Geld noch? Wir freuen uns, wenn nur das aus der Tiefe heraufkommt; wir sind beruhigt, als er es endlich in seiner Heimat Barkington in die Bank des Mr. Hardie niedergelegt hat. Wir lernten bereits Mr. Hardie kennen, als den Vater Alfred's, der wieder Julia liebt und mit ihr verlobt war, bis der Bankier sein Nein sprach. Nun aber erfahren wir, daß die Bank ruinirt ist, und Mr. Dodd erfährt es gleichfalls, noch ehe er nach der Reise die Seinen wiedersieht; er will das Geld sogleich wieder abholen, die Zögerung des Bankiers macht ihn rasend, vom Schlage getroffen sinkt er nieder und wird halbtodt zu seiner Frau gebracht. Er erholt sich, aber sein Geist ist verwirrt, in einem Moment des Unbewachtseins verschwindet er. Wir überlassen dem Leser, die Erzählung weiter zu verfolgen, wie Alfred sich Julien wieder nähert, die Hochzeit festgesetzt wird, wie er nicht erscheint am Hochzeitstage, für alle lange Zeit hindurch verschwunden ist, nur nicht für Mr. Hardie, der den Sohn, weil er um den Verbleib des Geldes wußte, in ein Irrenhaus sperren läßt. Und nun spielen jene Nachtseiten des englischen Lebens: ein Vernünftiger lebt eingesperrt unter Wahnsinnigen, in ein Irrenhaus gebracht auf Wunsch eines verbrecherischen Verwandten, auf das Zeugniß zweier bestochenen Aerzte hin. Die Versuche Alfred's, sich zu befreien, das Leben in den verschiedenen Anstalten, die angewandten Heilmethoden, die Untersuchungscommissionen u. s. w. — alles das ist lebendig, spannend geschildert und beschrieben. Für Aufregung, für Abwechselung in Situationen und Empfindungen ist in den vier Bänden hinlänglich gesorgt. Zuletzt löst sich alles glücklich, selbst Mr. Hardie wird wieder zu Gnaden aufgenommen.

Wir lobten, was wir zu loben hatten, auch einzelne Figuren möchten wir noch erwähnen, deren theils poetische, theils humoristische Zeichnung zu rühmen bleibt. Eine höhere Idee aber, ein bewußtes Streben, einen Einfluß der Handlung auf den Charakter der Betheiligten vermissen wir überall. Zuletzt bleibt doch das Gefühl, daß all das harte Geld nicht diesen Einsatz von Kraft, Verbrechen, Muth und Thränen werth war, daß wir uns umsonst gequält und geängstigt haben. Freilich, die ästhetisch vollendetsten Romane sind nicht immer die unterhaltendsten für das große Lesepublikum, und dem Verfasser wird es wol ganz recht sein, wenn er mehr gelesen als gelobt wird. Für sich hat er den Erfolg und das beredte Lob englischer und deutscher Damen, das ich selbst oft genug hörte, ohne mich in meinem Urtheil beirren zu lassen.

Der zweite uns vorliegende Roman: „Unglaublich und doch wahr", von Georgiana Fullerton, ist, im Vergleich zu der unnatürlichen Hetzjagd des ersten Romans, mit seiner maßvoll und künstlerisch gehaltenen Bewegung eine wahre Erquickung. Er behandelt eine, schon von unserm Zschokke („Die Prinzessin von Wolfenbüttel", Aarau 1810) benutzte Fabel: Charlotte von Braunschweig, Gemahlin des Großfürsten Alexis, läßt sich lebendig begraben, um der rohen Behandlung ihres Gemahls

zu entgehen. Mit Hülfe einiger Getreuen flieht sie aus der Gruft über das Weltmeer. Abgeschieden von der Welt, im Eden von Louisiana, zeigt sie uns unser Roman. Ein Herr d'Auban lernt sie hier kennen und wird nach dem bestätigten Tode des Großfürsten ihr Gatte. So weit der erste Theil, in dem sich ein vortreffliches Erzählungstalent der Verfasserin zeigt. Personen, Situationen und Landschaftsbilder sind mit gleicher Frische und Lebendigkeit geschildert; die Conflicte sind überaus zart und mit unverkennbar poetischem Dufte behandelt, Anlage und Ausführung zeugen von künstlerischer Leitung, von dem Bestreben etwas leisten zu wollen, was über der gewöhnlichen Romanliteratur steht. Der erste Band bildet im Grunde ein in sich abgeschlossenes Ganzes, er berichtet die Schicksale der Großfürstin von ihrer Flucht bis zu ihrer Wiederverheirathung. Das Legendenhafte der ganzen Erzählung gibt den weitesten Spielraum zu freier Erfindung. Um nun das Buch in die Reihe katholischer Lehrbücher einreihen zu können, läßt die Verfasserin die Großfürstin katholisch werden. Damit, und namentlich im zweiten Bande, tritt das bewußt Tendenziöse hervor. Das geschieht nun etwas unvermittelt und unvorbereitet, der Sprung von dem Romanhaften in das Religiöse erscheint uns hier ganz unerwartet. Allerdings wird das weitere Schicksal der Prinzessin im zweiten Bande erzählt, aber doch nur mit besonderm Bezug auf ihre Bekehrung, um den Einfluß zu zeigen, den der Katholicismus auf sie und ihre Tochter ausübt. Die letztere ist dabei zu schattenhaft und lebensunfähig gezeichnet, ihre Liebe zu dem Indianer ist unglaublich, die Wahl der Dornenkrone doch überraschend. Der Uebertritt einer braunschweiger Prinzessin zum Katholicismus, ihr Verhalten zum Protestantismus und zur griechischen Religion ist aber auch nur eine Erfindung, tendenziös wie die Behauptung, daß Shakspeare katholisch war.

3. Zwei Republiken. Von Friedrich Gerstäcker. Zweite Abtheilung: Sennor Aguila. Peruanisches Lebensbild. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Jeder Romanschriftsteller von Ruf hat nachgerade einen stereotypen Schauplatz, gewisse Lebenskreise gefunden, zu welchen er in jedem neuen Werke zurückkehrt. Man führt uns in alte Schlösser, geheimnißvolle Häuser, in Salons, auf das Dorf, in die Wachtstube, hinter die Coulissen, man zeigt uns das Leben in den großen Städten oder in jenen kleinen, einfach beschränkten — überall ist ja die Poesie, wo der Mensch schafft, duldet und liebt. Gerstäcker's Domäne ist die Neue Welt, und wo er je dies Terrain verließ, war der Erfolg ein unbedingt geringerer. In den vorliegenden drei Bänden gibt er uns ein peruanisches Lebensbild, also keinen eigentlichen Roman, wenn auch die Schilderungen hier oft genug romanhaft erscheinen. Der verwilderte Zustand in den Republiken Central- und Südamerikas ist bekannt: Revolution, Anarchie und Despotismus wechseln dort ab. Unwissenheit, Roheit, Rechtsunsicherheit, dabei politischer und religiöser Druck herrschen in diesen von der Natur mit reichen Hülfsquellen verschwenderisch ausgestatteten, ehemaligen spanischen Besitzungen. Ihre frühern Unterdrücker sind sie los, aber die Verhältnisse blieben unverändert. Gerstäcker entwirft uns hier ein eben nicht lockendes Bild von Peru, unter der Präsidentschaft von Castilla, dem wenigstens das Lob eines energischen und unbestechlichen Soldaten gebührt. Rücksichtslose Energie aber thut noth, wo die Minister selbst mit allen Schurken, Betrügern, Kulihändlern und dergleichen Gesindel gemeinsame Sache machen, sich wenigstens von ihnen bestechen lassen. Gerstäcker ist hier ganz in seinem Element. Er führt uns mit dem Dampfer von Panama über Guajaquil, „wo gerade wieder einmal Revolution war", nach Peru. General Flores verjagt den Usurpator von Ecuador, den Präsidenten Franco, einen köstlich geschilderten Intriguanten, der vom Präsidenten Castilla gebührend abgefertigt wird. Die Schilderung peruanischer Zustände gruppirt sich um Sennor Aguila, der, von einer Reise nach Europa zurückkehrend, sein erwartetes Erbtheil veruntreut findet. Die Anstrengung, dies wieder zu erlangen, seine Bemühung, den unglücklichen Kulis die Freiheit zu verschaffen, bringt ihn in Berührung mit den verschiedensten Personen, Ständen und Verhältnissen. Wir erhalten eine kurze, aber lebendige Schilderung der Südsee, ein Bild von Lima und seinen Umgebungen, die so unsicher sind, daß man allein kaum einen Ritt nach den nächstgelegenen Hacienden wagen kann; wir werden in die Vorstädte geführt, in ein Negerdorf, wo das nutzloseste Gesindel wohnt, polizeilich überwacht und so patriarchalisch behandelt, daß z. B. jedes Haus blau angestrichen werden mußte, weil die blaue Farbe augenblicklich Regierungsgeschmack war. Wir erfahren von Chorillas, dem peruanischen Badeort u. s. w. Gerstäcker führt uns, ein immer kundiger Reisebegleiter, auf das Land, zeigt uns den Unterschied im Leben der Fremden und der Eingeborenen, gibt uns einen freundlichen Begriff von der Gastfreiheit auf der Hacienda des Mr. Bernard, schildert das Leben in den französischen Hotels, eine italienische Restauration, die Wohnung des General Franco, eine Posada, eine Diebeshöhle, kurz ar Abwechselung fehlt es nicht. Und wie lebendig und natürlich ist das alles geschildert, wie vertraut und fast heimisch werden wir überall. Auch an interessanten Charakteren jeglicher Gattung, vielfachen Verwickelungen, künstlerisch vorbereiteter Spannung und glücklicher Lösung fehl es durchaus nicht. Bilder voll Aufregung, Unruhe un Verbrechen wechseln geschickt mit freundlichen und poeti schen in dem ebenso glücklich erfundenen als geschic ausgeführten Stoffe. In der ganzen Leitung, in An lage, Steigerung und Entwickelung fühlt man immer di sichere Hand des Künstlers, der belehrend erfreut.

4. Damenphilosophie. Novelle aus der aristokratischen We von Hermann Schiff. Zwei Bände. Hamburg, J. F. E. Richter. 1865. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser des „Schief-Levinche" ist der Dicht dieser Novelle, die wol schon vor längerer Zeit erschiene und ebenso spurlos vorübergegangen ist, wie seine 185 herausgegebenen Novellen: „Ballkleid und Demantschmuc und „Redlichkeit und Schwindel". Es gibt eine Klas

deutscher Schriftsteller, denen ein glückliches erstes Debut nicht zum Segen gereicht. Uebermäßig gelobt und bewundert, halten sie ihren Ruhm für gesichert und das Publikum für undankbar, das nicht mit gleichem Beifall ihre spätern Productionen aufnimmt. Der erkaltete Enthusiasmus wird aber auch ungerecht in seinen Ansprüchen; daher die Geschäftigkeit unserer modernen Romanschriftsteller, jährlich immer Neues und Ueberraschendes zu bringen. Schiff's „Schief-Levinche" fand bekanntlich einen fast allgemeinen Beifall; bald aber war das Werk und noch schneller der Dichter vergessen, dann wieder erregte sein Schicksal Bedauern, und wieder ward er vergessen, so weit, daß ein Anonymus unter seiner Firma „Neueste Novellen vom Verfasser des Schief-Levinche" herausgab, an denen Schiff keine Zeile geschrieben hatte. Hier nun, in der „Damenphilosophie", zeigt sich Schiff in seiner ganzen Originalität; Gedanken und Reflexionen arbeiten sich heraus mit einer wohlthuenden Ursprünglichkeit, glänzende, nicht immer geregelte Phantasie, treffender Witz, der sich namentlich in der Satire gefällt, Humor, der oft in Bitterkeit umschlägt, sind bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten des Dichters. Wir freuen uns der naturwüchsigen Kraft, der glänzenden Raketen seines Witzes, der Lebendigkeit seiner Darstellung. Aber freilich wir können nicht übersehen, daß Anordnung, Gründlichkeit, künstlerische Verarbeitung doch mangelt. Es fehlt jede Sicherheit und Gewandtheit in Beherrschung des Stoffs, Originalität hat den Vorzug vor Lebenswahrheit, Kenntniß der geschilderten Kreise wird vermißt. Schiff überläßt sich der augenblicklichen Laune und Stimmung, daher auch die Ungleichheit in der Ausführung, das Uebergehen vom Wichtigen, das Beharren beim Nebensächlichen. Gedacht sei noch der für unsere Tage wirklich bemerkenswerth einfachen Ausstattung des Buchs, das namentlich eng gedruckt ist und eine Menge Druckfehler aufzuweisen hat. Immerhin ist aber in dieser Novelle mehr Geist als in tausend ähnlichen, und sie verdient mehr Beachtung, als sie gefunden zu haben scheint.

Die Prüfung. Ein Roman aus dem Leben von H. Gelds. Drei Bände. Berlin, Schweigger. 1865. 8. 3 Thlr.

Pferde gehen durch, ein junger Lieutenant hält sie auf, Dankbarkeit der geretteten jungen Damen, Liebe. Das eine Mädchen, Elise, ist die Tochter eines Bankiers, der dem Bankrott nahe ist und sich nur zu retten weiß, indem er die Hand Elisens einem alten reichen Grafen verspricht. Elise opfert sich, Francoeil, der Lieutenant, geht nach Spanien zu den Karlisten. Der Graf stirbt, aber Gerüchte, denen Francoeil etwas zu leicht Gehör gibt, trennen immer noch die in Liebe Verbundenen, bis denn endlich alles befriedigt wird, sogar der Bursche Berger. Francoeil hatte Berger zum Bedienten genommen und diesen, wie seinen neuengagirten Kutscher, in eine geschmackvolle Livree gekleidet. Wir durften diese Livreeangelegenheit nicht unerwähnt lassen, denn nur durch solche Nebensachen, durch eine erschreckende Ausführlichkeit konnte es dem Verfasser gelingen, drei Bände zu füllen. Nichts bleibt uns erspart, jede neu auftauchende Person, und wenn sie auch gleich wieder verschwindet, muß ihr Signalement erhalten mit der Genauigkeit, die das Paßreglement vorschreibt. Welcher Verlust wäre es aber auch für den Leser, nicht zu wissen, wie viel Blüten der Rosenstock hat, den Francoeil schickt, wie alt die Gouvernante war, die ihn bewundern mußte, daß auf dem Schlosse zu Birkenfeld „die Mittagsmahlzeit gewöhnlich $\frac{1}{2}$2 Uhr" stattfand u. s. w. Dies Aufhalten bei äußerlichen Dingen gibt dem Verfasser weder Zeit noch Raum, die innern Conflicte zu schildern. Ueber die Einwilligung Elisens in eine Verbindung mit dem Grafen geht er fast leicht hinweg. Francoeil und dessen Mutter glauben an Gerüchte, deren Unwahrheit doch leicht zu entdecken war. Für Seelenzustände scheint der Verfasser überhaupt kein übermäßiges Verständniß zu haben. Daß Elise mit ihrem Opfer eine unsittliche Handlung begeht, indem sie einen Mann ohne Liebe heirathet, scheint ihm gar nicht eingefallen zu sein; daß Francoeil mit seiner treuen Pflegerin in Spanien, der Donna Luisa, ein Liebesverhältniß anfängt, durch sein unbedachtes Benehmen sie glauben macht, daß er sie liebt, und sie dann durch die Nachricht, ihn „binde ein Gelübde", unglücklich macht, scheint der Verfasser gar nicht für einen, gelinde gesagt, leichtsinnigen Streich seines Helden zu halten. Die Charakteristik ist überhaupt nicht die starke Seite des Verfassers. Der Anlage nach gute Charaktere enthüllen sich plötzlich als böse Väter, Solidität schlägt in Schwindel, Bosheit in Güte um. Da ist z. B. der alte Graf, der die Geldverlegenheit des Bankiers benutzt, um dessen Tochter zu erhalten, der sie ganz einfach kauft; S. 61 schildert ihn die Commerzienräthin als einen „sechzigjährigen Wollüstling", S. 90 der Verfasser selbst als einen Mann, „der das Geld über alles liebte, gerade kein gewöhnlicher Geizhals"; eine Seite später muß man ihn nach dem Rausche, den er „nach viel genossenem Ungarwein" verschläft, für einen Trunkenbold halten, und dann, wie zart benimmt er sich gegen Elise, die ihn auch gleich nach der Hochzeit „mein lieber Heiningen" nennt; für seine Verwandten that er viel Gutes, den Bewohnern seiner Güter „war er zu jeder Zeit ein Helfer in der Noth", für Elise sorgt er in seinem Testament großartig u. dgl. Solche auffallende Widersprüche zeigen sich in allen Charakteren, und der Verfasser gibt sich gar nicht die Mühe, das etwa zu verdecken. Verbindungen, Uebergänge, Schilderungen sind oft, wie der Stil überhaupt, unbehülflich, irgendein Versuch etwas tiefer zu werden, ist nicht zu entdecken, alles streicht an der Oberfläche hin, gerade wo Gelegenheit gegeben ist zu psychologischen Beobachtungen. Hierher gehört z. B. der Seelenkampf Elisens bei ihrer Entsagung, die Versuchung Francoeil's, als ihm ein Religionswechsel zugemuthet wird; also gerade in den Momenten, wo der Charakter der Personen sich bewähren könnte, ist die Behandlung am oberflächlichsten.

A. Freiherr von Loën.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Karl Schmidt's „Anthropologie".

Die Anthropologie. Die Wissenschaft vom Menschen in ihrer geschichtlichen Entwickelung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Den Bildnern der deutschen Nation gewidmet von Karl Schmidt. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der „Anthropologischen Briefe". Zweiter Theil. Mit Holzschnitten und colorirten Lithographien. Dresden, Ehlermann. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr. *)

In diesem zweiten Theile, welchen nach dem frühen und jähen Tode des Verfassers ein Freund, W. Oehlmann, bevorwortet hat, wird, nach einem einleitenden Abschnitt über Naturleben und Menschenleben, die Somatologie und Psychologie, die Entwickelung des Individuums und des Menschengeschlechts behandelt, worauf zum Schluß die Betrachtung der Rassen und Völker folgt. Dieser Stoff ist namentlich mit Rücksicht auf Erziehung, dem eigentlichen Beruf des Verfassers, bearbeitet. Man kann nicht leugnen, daß der Verfasser über das ganze ungeheuere Gebiet, welches er unter Anthropologie befaßt, ungemein viel gelesen, sich angeeignet und mit mehr oder weniger Glück auch verarbeitet hat. Es sind auch davon die Studien und Ergebnisse der Naturphilosophie nicht ausgeschlossen, wofür namentlich der einleitende Abschnitt Zeugniß ablegt. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, daß etwas gar zu viele Stellen aus den verschiedensten Schriften wörtlich abgedruckt sind, statt blos in ihrer gedankenhaften Substanz aufgenommen und organisch verarbeitet zu werden, der Verfasser legt eben ein besonderes Gewicht auf die ipsissima verba anderer Schriftsteller. Auch geht durch sein Werk ein Zug des Wohlwollens und der Begeisterung für die Wissenschaft, für die Bildung und den geistigen Fortschritt, der manches Breite, manches Unpassende in Ausdrücken und Wendungen übersehen läßt. Man kann z. B. nicht „Knochenmuskelsystem" sagen, weil dieses dem Begriffe System widerspricht und sowol Knochen als Muskeln für sich ein System bilden; ebenso wenig machen Verdauungs-, Blut- und Athemsystem ein System aus, weil sie zu dem Zweck der Blutbildung, Blutbelebung und Ernährung zusammenwirken. Wenn H. Schultz sagt, die Sinnesorgane seien der „Geistesmagen" des Menschen, so können wir wenigstens eine solche Bezeichnung weder geschmackvoll noch passend finden.

Ueber den Werth und die Wahrheit der Phrenologie, welche in diesem Theile die ausgedehnteste Anwendung erfährt, haben wir uns bereits in der Anzeige des ersten Theils ausgesprochen. Wenn die Phrenologie zum normativen Princip in der Erziehung und im menschlichen Leben erhoben werden sollte, so würden diese einen durchaus mechanischen und starren Charakter erhalten, und es würden sicher die bedeutendsten Misgriffe und Irrungen entstehen. Wir sind auch zu sehr Freund der freien und ungezwungenen Entwickelung, als daß wir mit dem Verfasser durchweg übereinstimmen könnten, wenn er alle möglichen Verhältnisse bei der Erziehung ein für allemal unter feste Regeln bringen will, welche im allergünstigsten Fall nur für eine gewisse Zeit und Bildungsstufe passen könnten. Bei mancherlei Unzweckmäßigkeiten und Ansichten von zweifelhafter Wahrheit enthält jedoch das vorliegende Werk vieles Gute und stellt durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit seines Inhalts gleichsam eine kleine anthropologische Bibliothek vor. Wir möchten es jedoch nicht sowol für die Benutzung der Jugend, als mehr für das reifere Alter mit seinem umfassendern Urtheil und größerer Erfahrung empfehlen: Lehrern und Schulmännern, welchen ihre sonstigen oft gehäuften Berufsgeschäfte nicht das Lesen der zahlreichen Schriften über unsern Gegenstand gestatten, die sie im mäßigen Umfang des vorliegenden Werks benutzt und repräsentirt finden, und auch diesen wieder weniger als einen feststehenden Kanon der Erziehung, als vielmehr zur anregenden und sehr belehrenden Lektüre und zur Prüfung und Auswahl des Besten und Haltbaren aus derselben.

Maximilian Perty.

*) Vgl. die Besprechung des ersten Theils in Nr. 28 d. Bl. f. 1865. D. Red.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Julius Mosen in Oldenburg hat auf seinem Krankenlager erst jüngst wieder, bei Gelegenheit seiner silbernen Hochzeit, zahlreiche Beweise der Anhänglichkeit aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen erhalten. Auch die berliner Hofbühne hat sich, was ihr nur zum Ruhm anzurechnen ist, beeilt, frühere Versäumnisse wieder gut zu machen, und das Trauerspiel Mosen's: „Herzog Bernhard von Weimar", zur Aufführung gebracht, freilich nicht, ohne damit unsere frühere Behauptung zu bestätigen, daß das Herausgreifen eines einzelnen Stücks aus den Werken eines keineswegs unproductiven Autors wenig zur Würdigung seines Talents beizutragen im Stande ist. „Herzog Bernhard von Weimar" hat nur einen succès d'estime gehabt, dies wird aber genügen, um den Versuch mit Mosen'schen Dramen nicht zu wiederholen. Hätten die Intendanzen der Hofbühnen früher dem Talent des Dichters Rechnung getragen, jedes seiner Werke zur Aufführung gebracht, so würden sich ohne Frage einzelne derselben auf dem Repertoire erhalten haben. „Herzog Bernhard von Weimar" war kein glücklicher Griff der Intendanz; dem Stücke und selbst der Diction fehlt die dramatische Energie trotz einzelner Schönheiten, der wirklich tragische Conflict ist nicht in seiner Tiefe erfaßt, die Charaktere und Situationen sind blaß gezeichnet. Nach allen diesen Seiten hin hätten, ganz abgesehen von dem „Sohn des Fürsten", einem wegen der traurigen Hoftheaterconvenienz für Berlin unmöglichen Stücke, sowol das in Dresden mit Erfolg aufgeführte Trauerspiel: „Otto III.", als auch namentlich die an dichterischen Schönheiten reichen „Bräute von Florenz" entschieden den Vorzug verdient.

Im übrigen ist die Saison nicht reich an Novitäten, namentlich in Bezug auf die höhere Tragödie. Die Aufführung einer solchen muß jetzt als ein Ereigniß betrachtet werden, vor welchem die Bühnenvorstände selbst eine gewisse Scheu zu hegen scheinen, denn derartige Aufführungen werden drei- bis viermal angekündigt, ehe die Stücke endlich vom Stapel laufen. Noch öfter verschwinden diese wieder, ehe sie das Licht der Proscениumslampen erblickt haben. Wie oft ist z. B. nicht die Aufführung von Lingg's „Catilina" an der münchener Hofbühne als bevorstehend angekündigt worden, und doch wissen bis jetzt die Theaterzettel nichts davon zu erzählen. Nur einmal

:rlautete, daß die große Zahl von Personen eine besondere
:chwierigkeit darbiete. Da müssen doch „Wilhelm Tell“ und
e „Jungfrau von Orleans“ in der Theaterbibliothek mit ih-
n Deckeln auseinanderklappen vor Ungeduld, sich mit dem
Catilina“ hierin zu messen. Die Theaterexistenz des „Catilina“
zeint eine catilinarische zu bleiben, wie überhaupt die der hö-
rn Tragödie in Deutschland, die ohne den Umsturz der bis-
rigen Bühnenverhältnisse auf keinen grünen Zweig kommen
nn.

Einzelne Directionen greifen zu etwas ältern Stücken zu-
ick, wie die dresdener zu Melchior Meyr's „Herzog
lbrecht“, der soeben am Hoftheater mit vielem Erfolg in
cene ging, was nur mit Dank anzuerkennen ist; denn die
yperproduction der Bühnenmanuscripte erlaubt nicht im-
er die rechtzeitige Würdigung jedes einzelnen Stücks. Unter
n Dramen der zwei letzten Jahrzehnte sind aber manche,
ren Bedeutung erst allmählich sich Bahn bricht. Es heißt
var: „frische Fische, gute Fische“, aber was die dramaturgi-
jen Fischweiber anpreisen, ist nicht immer die rechte Waare.
m hamburger Stadttheater ist ein neues Drama von Emil
rachvogel: „Die Schweizer in Neapel“, mit geringem Erfolg
Scene gegangen, während am münchener Volks-Actientheater
s zweite als preiswürdig bezeichnete Schauspiel: „Die Am-
stie“, eine ebenso günstige Aufnahme fand wie „Das Haber-
dreiben“. Als Verfasser dieses Stücks hat sich ein münche-
r Dichter, May bekannt, der früher bereits Trauerspiele wie
Mazeppa“ und Lustspiele wie „Der Kurier aus der Pfalz“
rfaßt und zur Aufführung gebracht hat. Noch harrt ein drit-
s Schauspiel: „Ketten“, der Darstellung. Dann findet sich
e Preiscommission in der nicht beneidenswerthen Lage, nach-
m sie den künstlerischen Werth der Stücke als gleich aner-
nnt hat, den Erfolg, d. h. den gespendeten Beifall zu taxiren
ıd den Preis nach dem Maß der Applause und Hervorrufe
ı ertheilen, obgleich für die Wärme der Stimmungen eines
heaterpublikums noch kein zuverlässiger Thermometer erfunden
vorden ist.

Nur einzelne kleinere Hoftheater, darunter namentlich die
iesbadener Bühne unter der kunstsinnigen und begeisterten
eitung Hermann von Bequignolles', widmen der Pflege
es höhern Dramas regen, und, wie die Aufführungen neuer
ragödien beweisen, mit glänzendem Erfolg gekrönten Eifer.

Das Lustspiel befindet sich in einer günstigern Lage. Was
uf das Zwerchfell und die Lachmuskeln wirkt, findet eher ein
ublikum. „Die zärtlichen Verwandten“ von Roderich Be-
edix machen die Runde über die meisten deutschen Bühnen
ıd sind auch mit sehr günstigem Succeß am berliner Hoftheater
Scene gegangen. Nächst diesem Lustspiel beschreibt „X. Y.“,
m Otto Girndt, den weitesten Kreis über die deutschen
ühnen. Das leipziger Stadttheater versuchte eine Vorfüh-
ng des Augier'schen „Pelikan“ („Le fils de Giboyer“) nach
r Bearbeitung des wiener Burgtheaters, konnte aber mit die-
n Stück, welches zu den erfolgreichsten Repertoirestücken in
ien gehört, kaum einen succès d'estime erzielen. Auch ist
es Drama unsers Wissens bisjetzt nicht an andern größern
ühnen gegeben worden. So sehr wir gegen eine Fran-
sirung des deutschen Theaters protestiren, und so sehr
ir der wiener Kritik in ihrer einseitigen Protection dieser
anzösischen Stücke entgegentreten müssen, so schließen wir uns
ch in dem Urtheil über den „Pelikan“ mehr an sie an als
ı die Kritik der leipziger Blätter, welche sich sehr abfällig über
s Stück aussprach und zum Theil sogar über die Unmora-
ät desselben klagte. Es ist richtig, der pariser Horizont ist
cht der unserige, und was aus dem „Schlamme dieses Babel“
rvorgeht, wird immer einen Beigeschmack haben, der uns
ücklicherweise sehr fremdartig anmuthet. Daß aber diese pa-
er Verhältnisse verwickelt, packend sind, daß sie einem geist-
llen Autor Gelegenheit geben, auch menschliche Charaktere
den verschiedenartigsten Reflexen zu zeichnen, in denen sich
doch die bewegenden Mächte des öffentlichen Lebens abspiegeln, das ist so zweifellos, wie daß die durchgebildete Technik dieser Dramen meistens einen wohlthuenden Eindruck macht. Der alte Giboyer in dem Drama von Augier bleibt immerhin eine interessante Gestalt; der Conflict, der sie durchdringt, hat etwas Tragisches; die Sohnesliebe, welche die eigene Ehre opfert, mag moralisch schwächlich erscheinen, sie wird immer einen wahrhaft rührenden Eindruck machen. Gerade die Charaktere, in denen Gegensätze und Widersprüche dicht nebeneinander ruhen, sind dramatischer und auch für die darstellende Kunst bedeutsamer als die Gestalten einer Schablonenmalerei, wie sie im deutschen Lustspiel allzu sehr grassirt. Von diesem Vorwurf können wir das neueste Stück von Roderich Benedix: „Herrschsucht“, welches jüngst am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin und in Leipzig eine wohlwollende Aufnahme fand, durchaus nicht freisprechen. Die Heldin des Stücks, die alte Gräfin, ist fast ein Abstractum der Herrschsucht; alles, was sie spricht und thut, geht nur aus dieser einen Charaktereigenschaft hervor. Ebenso sind die Heuchler und Betrüger in dem Drama ganz schwarz getuscht. Es fehlt jene Mischung der Charaktereigenschaften, welche allein ein wahrhaft menschliches Interesse einzuflößen vermag. Ueberdies ist die Moral des Stücks zu aufdringlich; es fehlt ihm der freie Flügelschlag des Humors. Sonst ist die Composition wohlgeordnet und die Ausführung sauber bei aller Trockenheit. Daß einem überaus productiven Dichter wie Benedix nicht jeder Wurf gleichmäßig gelingt, ist selbstverständlich und thut der Achtung vor einem so rüstigen Schaffen keinen Eintrag. Die Autoren, welche nur jedes Lustrum mit einem glattgeleckten dramatischen Kindlein vors Publikum treten, taugen nicht für die Bühne, welche frisch producirender Kräfte bedarf und in den Blütenepochen dramatischer Kunst auch stets gefunden hat.

Bibliographie.

Arbeit und Capital. Vorschlag zur Verbesserung der Lage des Arbeiters. Cöln, W. Greven. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

Bergé, A., Die Sagen und Lieder des Tscherkessen-Volks, gesammelt vom Kabardiner Schora-Bekmursin-Nogmow, bearbeitet und mit einer Vorrede versehen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 25 Ngr.

Bily, L., Der alte Barbarossa. Politische Posse mit Gesang und Tanz. Berlin, Wegener. 8. 10 Ngr.

Born, W., Königliches Regiment oder Volksregiment. Nach dem Englischen des Henry Drummond herausgegeben. Berlin, Schweigger. Gr. 8. 20 Ngr.

Carus, C. G., Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Fritsche, E., John Locke's Ansichten über Erziehung. Naumburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Gastspiel der Frau Friederike Goßmann am Petersburger deutschen Hoftheater. Dresden, Schöpff. 8. 5 Ngr.

Haining, T., Der Fischzug. Eine ländliche Dichtung. Halle, Heynemann. 8. 6 Ngr.

Hirsch, A. v., Maskenstudien. Eine Gallerie F. Haase'scher Charakterköpfe für Freunde des Künstlers skizzirt. Königsberg, Hübner u. Matz. Gr. 8. 8 Ngr.

Hübner, J., Kleine Beiträge zur Kunstgeschichte. Dresden, Burdach. Lex.-8. 1 Thlr.

Lorenz, F., Haydn, Mozart und Beethoven's Kirchenmusik und ihre katholischen und protestantischen Gegner. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 15 Ngr.

Menzel, W., Preußen und Oesterreich im Jahre 1866. Stuttgart, Krabbe. 8. 10 Ngr.

Müller, M., Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von C. Böttger. 2te Serie von 12 Vorlesungen. 2te Hälfte. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Pawlikowski, K., Ritter de Cholewa, Der Talmud in der Theorie und in der Praxis. Eine literar-historische Zusammenstellung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Rahn-Escher, Professor Dr. Heinr. Locher. Eine biographische Skizze, der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft des Cantons Zürich vorgelegt. Zürich. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sanders, D., Das hohe Lied Salomonis. Leipzig, O. Wigand. 8. 7½ Ngr.

Thünen, A. G. v., Christos. Die Entstehung des Christenthums aus einer politischen Doctrin. Bremen, Tannen. Gr. 8. 20 Ngr.

Zilligens, G., Aristoteles und das deutsche Drama. Eine gekrönte Preisschrift. Würzburg, Stuber. 1865. Gr. 8. 24 Ngr.

Zingerle, I. v., Zu Pleier's Garel die Bruchstücke der Meraner Handschrift. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Lex.-8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer **Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus.**

Neun Bände. 9 Thlr.

Inhalt: I. II. Band. Johann Reinhold Forster's und Georg Forster's Reise um die Welt in den Jahren 1772—75. — III. Band. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. — IV. V. VI. Band. Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens. — VII. VIII. IX. Band. Biographie und Charakteristik Forster's von Gervinus. Briefwechsel. Sakontala.

Durch Gervinus, Heinrich Koenig, Moleschott u. a. ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums mit Recht wieder mehr auf Georg Forster und dessen Schriften gelenkt worden. Forster verbindet in seiner Prosa Kraft und Würde mit seltener Klarheit und Eleganz; er wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

Georg Forster.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's.

Von **Elisa Maier.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese mit feinem Verständniß ausgewählte Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Forster's Schriften, unter dem bezeichnenden Titel „Lichtstrahlen", gewährt in Verbindung mit der vorausgehenden Biographie ein charakteristisches Gesammtbild des verdienten Schriftstellers und Menschen. Außerdem bieten die einzelnen längern und kürzern Stellen eine Fülle von Denksprüchen, Mottos, Lebensregeln ꝛc. für alle Verhältnisse und Stimmungen dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ahn, F. **First Rudiments of the German language** for Children from 6 to 10 years old. 8⁰. Geh. 8 Ngr.

—— **First Rudiments of the French language** for Children from 6 to 10 years. 8⁰. Geh. 8 Ngr.

—— **French Conversation-Book** for young Ladies. 8⁰. 10 Ngr.

Drei neue Sprachbücher des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers zum Gebrauch für Engländer beim Unterricht im Deutschen und Französischen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Str…
und die Stellung der Gegenwart zum Christenthu…

Von **Julius Meyer.**

8. Geh. 12 Ngr.

Gegenüber den vielfachen Angriffen, die das berühmte Werk von Strauß erfahren hat, spricht der Verfasser dieser Schrift für dasselbe ein unumwundenes Wort. Er bezeichnet die Stelle, welche dasselbe im religiösen und geistigen Leben der Gegenwart einnimmt, und wünscht, daß mancher dadurch angeregt werde, das Werk von Strauß selber in die Hand zu nehmen.

In demselben Verlage erschien:

Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Zweite Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. (Auch in 6 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.) Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Carl Schw… Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, Strauß, Renan. Ein Vortrag von Friedrich von Raumer. Dritte Auflage. 8. Geh. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Erbacker.

Eine culturgeschichtliche Untersuchung

von

Adolf Helfferich.

In zwei Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Hälfte: Das Princip des Erbackers.

Zweite Hälfte: Das Standes- und Erbrecht der Germanen.

Die Lehre vom Besitz, wie sie zum ersten male Savigny nach römischen Quellen als ein wissenschaftliches Ganzes feststellte, sucht der Verfasser dieses Werks in dem Lichte einer allen Culturvölkern gemeinsamen politisch-religiösen Einrichtung darzulegen und auf der Grundlage übereinstimmender Wurzelwörter das Eigenthums-, Standes- und Erbrecht der Römer und Germanen insbesondere nach allen seinen Beziehungen geschichtlich aufzubauen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.

Von **Robert Giseke.**

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: **Der Hochmeister von Marienburg.** (1410.) Romantisches Drama in vier Aufzügen. — **Der Burggraf von Nürnberg.** (1411—1440.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. — **Ein Bürgermeister von Berlin.** (144…—1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 8. März 1866.

Inhalt: Adolf Friedrich von Schack's neuestes Werk. Von **Moritz Carriere**. — Gustav Rümelin's Shakspeare-Studien. Von **Rudolf Gottschall**. — Romane und Erzählungen. Von **A. Freiherrn von Loën**. (Beschluß.) — Eine berliner Emancipirte. — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Eine niederdeutsche Ausgabe des „Eulenspiegel".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Adolf Friedrich von Schack's neuestes Werk.

Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Von Adolf Friedrich von Schack. Zwei Bände. Berlin, Hertz. 1865. 8. 3 Thlr.

Ein prächtiges Buch, das völlige Gegentheil von J. von Hammer's „Geschichte der arabischen Poesie", dem monströsesten Werk über Literaturgeschichte, das es gibt, das nur geistlose Notizen über mehrere Tausende von Dichtern bringt, ohne sie nach Form und Gehalt zu würdigen, im Zusammenhang mit der Cultur zu betrachten, die Spreu von dem Weizen zu sondern. Schack dagegen erfaßt und schildert wie ein Dichter die Poesie und Architektur eines dichterischen Volks aus dem Orient, und entwirft ein glänzendes Bild der Werke, die dasselbe auf europäischem Boden hervorgebracht; es ist allerdings mehr begeisterte Schilderung als Kritik und Entwickelungsgeschichte, aber für die letztere ist der Boden noch nicht bereitet, es ist noch zu wenig veröffentlicht oder durch Monographien über einzelne Erscheinungen vorgearbeitet, als daß über die arabischen Poeten in Andalusien jetzt schon ein Buch möglich wäre, wie das von Diez über die Troubadours, von Otfried Müller über die griechische, von Gervinus über die deutsche Dichtung. Dafür gibt uns Schack eine vortreffliche Charakteristik ihres Gesammteindrucks und eine Reihe von Dichterbildern, eine anziehende Blütenlese von Liedern der Liebe und des Weins, des Preises der Herrlichkeiten von Natur und Kunst wie der Helden und Fürsten, oder der Völkerklage, und wir erfreuen uns seiner fließenden und klangreichen Uebersetzungen, während die Geschmacklosigkeit der Hammer'schen uns eine trübselige Vorstellung von den Originalen geben würde, wenn die holperigen Verse durch sinnlose Unrichtigkeiten nicht ganz ungenießbar wären. Hammer's Werk ist trotz alles Apparats schwerfälliger Gelehrsamkeit wissenschaftlich werthlos, das Schack'sche Buch tritt uns wie die leicht hingeworfene Arbeit eines Belletristen entgegen, und füllt doch eine Lücke in der Wissenschaft aus; wir lernen, indem wir uns angenehm unterhalten.

Sicilien war in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts von den Arabern erobert worden; als die Normannen im 11. Jahrhundert sich der Herrschaft bemächtigten, nahmen sie bald Cultur und Sitte der Ueberwundenen an; die Umgebung des Fürsten hatte gleich ihren Münzen ein arabisches Gepräge; die Großen bauten ihre Lusthäuser in arabischem Stil und die arabischen Lieder tönten fort. Doch ist uns nicht viel davon erhalten, und das Gerettete zeigt keinen Anklang an die Vorzeit der Insel. Die Araber verstanden es nicht, einzugehen in die Mythe und Geschichte anderer Völker, ihnen war vielmehr das alte Beduinenleben mit seinem Helden- und Sängerthum das, was den Dichtern des neuern Europa die Mythologie und Poesie der Griechen und Römer ist; Sprache, Formen, Bilder jener Tage hielten sie fest. Wir kennen die alten Lieder durch Rückert's „Hamasa", Schack hat sie einleitend besprochen. Doch sind die Töne in Sicilien weicher, schmelzender, träumerischer geworden, und über die Erinnerung an die Wüste gewinnt die Freude an dem reichen schönen Lande die Oberhand, wenn es heißt:

O auf der Insel, welche Pracht! Wie die Orangen glühen,
Und aus dem Laube von Smaragd hervor gleich Flammen sprühen!
Bleich schimmert die Citrone dort gleich einem Herzbetrübten,
Wann einsam er die Nacht durchweint, entfernt von der Geliebten.
Vergleichbar ist das Palmenpaar dort auf dem Wall, dem hohen,
Zwei Liebenden, die vor dem Feind dorthin um Schutz geflohen;
Nein, Liebenden vergleich' ich sie, die stolz empor sich richten,
Um jeden Argwohn und Verdacht hochsinnig zu vernichten.
Ihr Palmen von Palermos Strand, mag immerdar mit lauen,
Mit milden Regengüssen euch des Himmels Huld bethauen;
Blüht, Bäume, fort und fort und gönnt der Liebe sanften Schatten,
Indeß die Freundin mit dem Freund ausruht auf blum'gen Matten!

Schon am Anfang des 8. Jahrhunderts ward Spanien durch Tarik und Musa den Arabern erobert; nur im Norden behaupteten alte Einwohner und Westgothen kämpfend ihre Unabhängigkeit, um allmählich wieder vorzudringen. Abdurrahman machte sich zum unabhängigen Herrscher, und das Land blühte nun vor allen andern in Europa. Die Quellen seines Reichthums wurden

erschlossen, der Ackerbau durch ein sorgfältiges Bewässerungssystem gehoben, dem Gewerbfleiß Freiheit gegeben, der Handel nach allen Weltgegenden ausgedehnt, Kunst und Wissenschaft gepflegt, religiöse Duldung geübt. Bald preist zu Gandersheim am Harz die Nonne Hroswitha die Wunderstadt Cordova am Guadalquivir, und nennt sie die junge, herrliche, helle Zierde der Welt, stolz auf ihre Wehrkraft, berühmt durch die Wonnen, die sie umschließt, strahlend im Vollbesitz aller Dinge. Zwar löste sich das Reich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in zahlreiche Kleinstaaten auf, sie wurden aber ebenso viele Mittelpunkte für Kunst und Wissenschaft. „Mauren zwar, doch echte Ritter", heißen die Araber den Christen in Krieg und Frieden. Und als seit der Mitte des 13. Jahrhunderts das Kreuz wieder auf den Thürmen von Cordova und Sevilla aufgerichtet war, entfaltete sich in Granada eine wunderbare Nachblüte des Araberthums. Daß in der eroberten Stadt Columbus von Ferdinand und Isabella die Schiffe zur Entdeckung Amerikas gewährt erhielt, bezeichnet einen der Marksteine der Neuzeit, gleich dem Einzug der Türken in Konstantinopel.

Die Poesie war und blieb ein Gemeingut des Volks. Von allen hervorragenden Fürsten sind Gedichte erhalten, die Gabe der Improvisation war vielverbreitet; der Bauer sang hinter dem Pflug; das Lied forderte zum Kampf, warb um Liebe, würzte das Mahl, feierte den Sieg, betrauerte die Todten; die Staatsmänner suchten durch den Zauber des Verses der Sprache ihrer Verhandlungen größern Nachdruck zu geben, und Gelehrte schmückten die wissenschaftliche Darstellung durch zierliche Reimsprüche. Vorzugsweise begabte Sänger zogen gleich den Troubadours der Provence von Schloß zu Schloß, um den Lebensgenuß zu erhöhen und reiche Geschenke für ihre Preisspende zu gewinnen. Der Grundton blieb lyrisch. Der Kunstdichtung galten die alten Kassiden aus Mohammed's Zeit als Muster; gleich ihnen reihte sie gern mannichfaltiges Glänzende ohne strenge Einheit der Idee und Stimmung aneinander, und die Bilder des alten Wüstenlebens gesellten sich zu den neuen Anschauungen und gegenwärtigen Empfindungen. Die Poesie hielt den Zusammenhang mit der Vorzeit und der ursprünglichen Heimat aufrecht. Auch Schack räumt doch bei aller Vorliebe für seinen Stoff es bereitwillig ein, daß der plastische Sinn bei den Arabern nicht entwickelt war, daß sie für die Lockerheit der Composition durch den Reiz des einzelnen und durch technische Schönheiten zu entschädigen suchten, daß das Streben, auch bei oft behandelten Gegenständen, neu zu sein, häufig zu Ungewöhnlichem und Seltsamen führte. Sie wollen nicht blos das Gemüth ergreifen, auch dem Ohre schmeicheln, das Auge blenden, und da geht bei dem blitzenden Farbenspiele eines Feuerwerks von Bildern und Reimen der Geist leer aus. Beim herkömmlichen Preise der Fürsten gefallen sie sich in übertriebenen Phrasen, z. B.:

O, das ist ein Herr, dem viele Königreiche dienstbar sind,
In den Mantel seiner Gnade hüllt er sie und schirmt sie lind.
Nicht verfehlt sein Pfeil die Sterne, wenn sein Bogen danach zielt,
Dienstbar tritt die Erdengrenze vor ihn hin, wenn er befiehlt;
Seine Stirne leiht dem Tage allen Glanz, in dem er ...
Mit der Röthe seiner Wangen hat der Morgen sich ...
Vor ihm beugen sich die Berge, denn er ist der Erde ...
Nur am Himmel die Plejaden sind erhaben so wie er!

Wir können folgen, wenn es vom Grabe einer ...ten Todten heißt:

Bist die Muschel, welche aller Perlen köstlichste verschließt –

aber wir stutzen, wenn es weiter geht:

Bist der Kelch der schönsten Blume, die im Feld der ...heit sprießt.

Lyrische Gedichte geben uns das Geleit durch die ... Geschichte der Araber in Spanien. Abdurrahman I. ... gleicht sich der ersten Dattelpalme, die er selber in ...dalusien gepflanzt:

Du, o Palme, bist ein Fremdling
So wie ich in diesem Lande,
Bist ein Fremdling hier im Westen,
Fern von deiner Heimat Strande.

Weine drum! Allein die stumme,
Wie vermöchte sie zu weinen?
Nein, sie weiß von keinem Kummer,
Keinem Grame gleich dem meinen.

Aber könnte sie empfinden,
O sie würde sich mit Thränen
Nach des Ostens Palmenhainen
Und des Euphrats Wellen sehnen.

Nicht gedenkt sie deß, und ich auch
Fast vergaß ich meiner Lieben,
Seit mein Haß auf Abbas' Söhne
Aus der Heimat mich vertrieben.

Christen hier, Araber dort fordern in Gesängen, ... Schack mittheilt, das Volk auf, für seinen Glauben ... streiten. Mohammedanischer Jubel begrüßt den Fürsten von Malaga:

Die Winde gaben uns, die vier, Bericht von deinen ...
Die Sterne kündeten dein Glück, wie sie im Osten ...
Und von den Sphären scholl Gesang, die droben kreisend ...
Daß dir der Herr ein Helfer ist in allem deinem ...
Dein Leben, das ein jeder gern erkaufte mit dem seinen,
Hast du dem Dienste ja geweiht des Höchsten, Ewigen ...

Der Held, den das älteste Epos der spanischen Zunge verherrlicht, der Cid, erscheint in arabischen Gedichten ... ein arger Wütherich; daß er sich in Fehden der Mohammedaner mischte, mit dem oder jenem ihrer kleinen Fürsten sich gegen andere verbündete, macht ihn hier zu ... Dienstmanne derselben. Das Schreckenswort ... sich, daß ein Rodrigo die Halbinsel von den Mauren ... der befreie, wie sie früher ein anderer Rodrigo (der Gothenkönig) im Kampf verloren habe. Die ... Cid's sei entflammt worden, als er altarabische Heldenthaten vortragen hörte; der Sieg sei an seine Fahnen gefesselt, er sei ein Wunder Gottes. Endlich beklagen Trauergesänge den Sturz des Islam, und der Schmerz ... untergehenden edeln und gebildeten Volks klingt auch ... in den Romanzen der Sieger rührend nach.

Es ist undenkbar, daß in einem so von Lyrik ...benen Leben, einer so wechselreichen Geschichte sich ... historischen Sagen gebildet hätten, und Schack beruft ... auf das Wort eines Morgenländers, daß ein ... der ein Ereigniß vor Zuhörern erzählte, denen es ...

war, stets aufgefordert worden, einen Vers zur Beglaubigung des Berichts anzuführen. Aber waren solche Verse mehr oder etwas anderes, als das bei der That selbst Improvisirte, das nach der That unmittelbar von ihr Gesungene, wie wir es in den Liedern der „Hamasa" kennen? Die Erzähler aber trugen in Prosa vor und verzierten diese mit eingelegten Versen, und in der Form, wie uns der Ritterroman „Antara" vorliegt, glaube ich, daß die Sage sich bildete, im Munde der Erzähler erweiterte und abschliff, und daß eine kunstfertige Hand das Mannichfache zusammenfügte, ohne es indeß zum eigentlichen Epos zu gestalten. Wenn bei Gothen, Lombarden, Franken die Jornandes, Paulus, Turpin ihre Chroniken offenbar auf Heldenlieder gründeten, so folgt für römische oder arabische Geschichtschreiber allerdings, daß so manche wunderbare und dichterische Züge der Phantasie des Volks angehören, aber es folgt noch nicht, daß solche auch in epischen Gesängen vorhanden waren.*) Nicht so sehr die Trümmer als die unverwertheten Bausteine eines Epos sehe ich darum in den Erzählungen von den Abenteuern Abdurrahman's I., wie er den Nachstellungen gegen die Omajjaden entrinnt, früh als der Mann des Schicksals erkannt wird, über den Euphrat und durch Afrika flüchtet, dort zum König von Andalusien berufen wird, und dann das herrliche Reich in Spanien aufrichtet; es hätte eine Odyssee daraus werden können, wenn der semitische Geist die Objectivität der Arier, den plastischen Sinn für Gestaltung und gleichmäßige Durchführung eines dichterischen Ganzen gehabt hätte; so blieb es aber bei der gemüthlichen Erzählung in Prosa, aus der hier und da, wo das Gemüth erregt ward, lyrische Ergüsse hervorsprudelten. Reimchroniken finden sich allerdings auch bei den Arabern, aber die sind doch kein Volksepos. Der arabische Dichter will überall das Selbsterlebte, seine Empfindung, seine Seele aussprechen, nicht die Außenwelt als solche, sondern ihren Eindruck auf sein Gefühl darstellen; er vertieft sich weder in die Individualität anderer, noch vermag er Menschen und Lebensverhältnisse gegenständlich sich selbst schildern zu lassen.

Nach dieser Einrede betrachten wir weiter an Schack's Hand die Lyrik der spanischen Araber. Die Frauen nahmen in freier Stellung an der Bildung der Männer, an Wissenschaft, Musik und Dichtung Antheil; in den Liebesliedern waltet darum auch neben dem Preise sinnlicher Schönheit die Seelenneigung, die Innigkeit der Gefühle, und mit der feurigen Leidenschaft mischt sich sanfte Schwärmerei. Der Dichter blickt zum Himmel, ob er den Stern gewahre, an dem das Auge der Geliebten hängt, und lauscht dem Winde, ob er ein Wort von ihr auf seinen Flügeln trägt. So reinen Glanzes wie sie, ist im Meer keine Perle und im Schacht kein Edelstein. Wer keine Erhörung gefunden, den tröstet der Gedanke, daß auch Sonne und Mond dem Menschen unerreichbar seien; aber das Morgenroth taucht aus der Nacht hervor, die Blumen blühen und die Nachtigallen fangen an zu schlagen, wenn die Huld der Geliebten ihn beglückt. Schon im 9. Jahrhundert klagt Said Ibn Dschudi wie ein deutscher Minnesänger:

Seit ich ihre Stimme hörte,
Ist die Seele mir entflohn,
Trauer nur zurückgelassen
Hat in mir der süße Ton.

Immer, immer bin ich ihrer,
Bin Dschehanens eingedenk,
Niemals sah ich sie und gab ihr
Dieses Herz doch zum Geschenk.

Ihren vielgeliebten Namen,
Der mir über alles gilt,
Ruf' ich an bethränten Auges
Wie ein Mönch sein Heil'genbild.

Die fernen Liebenden besuchen einander im Traum; wenn sie im Thale des Schlummers sich getroffen, brennen die Wunden der Sehnsucht nicht mehr so heftig. Wie reizend dabei die Phantasie mit Bildern und zierlichen Wendungen sinnreich spielt, zeige ein Liebesbriefchen des Prinzen Iz ud Daula:

Trauernd und voll Sehnsucht hab' ich diesen Brief an dich geschrieben;
Wenn mein Herz vermöchte, trüg' es gern ihn selbst zu dir, der Lieben.
Denk' beim Lesen seiner Zeilen, selber käm' ich aus der Ferne,
Und die schwarzen Lettern seien meine schwarzen Augensterne.
Küsse drück' ich auf das Briefchen, dem, o Lieblichste auf Erden,
Deine weißen, zarten Finger bald das Siegel lösen werden.

Neben der Liebe ist der Wein die Würze des Lebens. Sie kosten ihn mit Kennermund; frohe wie traurige Ereignisse, der thauige Morgen, der heiße Mittag, der kühle Abend laden in gleicher Weise zum Becher ein; die Sterne kreisen um den Himmelspol wie Pokale beim Festgelag, ja der helle funkelnde Wein verwandelt die Becher zu Sternen, und wenn seine duftigen Blumen sich in die Gläser ergießen, so ist es, wie wenn Rosenknospen zwischen Jasminen aufblühen. Der berühmte Dichterfreund und später so unglückliche König von Sevilla Al Motamid reichte seinem Vezier den Pokal mit den Worten:

Nacht ist's, doch rings verbreitet Tagesschein
In seinem Kleide von Krystall der Wein;
Bald glaubst du, in des Bechers Höhle walle
Ein glüh'nder Strom geschmolzener Metalle,
Bald fragst du dich, wenn du in ihm das helle
Geperle siehst, ob eine Bergesquelle,
Ob nicht das Sternenheer der Himmelsräume
Herabgeträuft in seiner Wölbung schäume.

Ja man möchte vermuthen, daß bereits eine Art von Champagnerbereitung bekannt gewesen, wenn ein Sicilianer singt:

In unserm Kreis ging der Pokal; ringsum durch das Gefunkel
Des edeln Trankes, den er barg, ward hell das nächt'ge Dunkel,
Und aus den Blasen Schaumes wob der Wein ein Netz von Maschen
Den flücht'gen Geist, der ihm entstieg, gleich Vögeln drin zu haschen.

*) Daß eine in Prosa überlieferte, aus Sitten und Zuständen herausgewachsene, an Denkmalen sich emporrankende Sage gerade dem römischen Volksgeist angemessen und für ihn charakteristisch ist im Unterschied von Griechenland und Deutschland, erörtert mein Buch: „Hellas und Rom" (S. 432—436), der zweite Band des Werks: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit."

Mochten auch die Kunstdichter gern ihre Kassiden gleich den Meistern der Vorzeit mit der Trauer um die in der Wüste hinweggezogene Geliebte beginnen und von Kamelen und Gazellen reden, die herrliche Natur Andalusiens trug den Sieg davon. Dort, wo die frischen Quellen sprudeln, die Wellen der Flüsse zum Lautenspiel der Sänger rauschen, wo der Mond das bläuliche Gewand des Meers mit goldenem Saume stickt, der Lenz aus Blumen das Gewand der Erde webt, die Orange unter smaragdenen Zweigen glüht, und die Rose wie eine Prophetin ewiger paradiesischer Frühlingsherrlichkeit leuchtet und duftet, dort möchte ein Dichter bis zum Schluß der Zeiten ein Sünder sein, ohne die Verdammniß zu fürchten, denn aus dem Paradiese geht man nicht mehr in die Hölle ein. In keinem andern Land verlohnt sich das Leben der Mühe:

Als es zuerst emporgetaucht, ward es vom Meer an seinen Rändern
Zur Erdenperle ausgewählt vor allen andern Erdenländern.
Die Wogen, die als Halsband es umschlingen, bebten vor Entzücken,
Als es emporstieg und so schön, so herrlich lag vor ihren Blicken.
Drum lächeln noch in ihm die Blüten, gleichwie in steten Wonnerauschen,
Drum schmettern so in ihm die Vögel, indeß die Zweige ihnen lauschen.
In ihm gab ich der Lust mich hin; weh', wenn ich es verlassen müßte,
Denn dieses Land ist nur ein Garten, und sonst die Welt rings eine Wüste.

Solch ein Weh des Verlassenmüssens klingt denn in der vom tiefsten Herzschlag der Empfindung durchbebten Elegie Abul Beka Salih's nach dem Verlust von Cordova und Sevilla. Im 11. Jahrhundert klagt in den bereits verwilderten Zaubergärten von Azzara Ibn Zeidun schwermüthig-träumerisch seine Liebe zu Wallada; sie hat vergessen, doch er glüht fort; gestern kaum fürchtend, daß er je sich trennen müsse, scheint ihm heute die Hoffnung des Wiedersehens ein Traum; nun dünken ihm lang die Nächte, und er seufzt darüber, daß so kurz nur jene waren, die er einst mit ihr verbracht. Welche Gewalt der Leidenschaft liegt in folgenden Versen:

Wenn du willst, wird unsre Liebe
Nimmer, nimmerdar vergehn,
Das Geheimniß unsrer Seelen
Immer unentweiht bestehn.

Ward der Platz in deinem Herzen
Mir doch fruchtlos nicht zutheil,
Um den Preis von Blut und Leben
Selber wär' er mir nicht feil.

Schmähe mich! Ich will es dulden;
Werde stolz! Ich nenn' es recht;
Flieh! Ich folge; sprich! Ich höre;
Gib Befehl! Ich bin dein Knecht.

Das abenteuernde Treiben der Fahrenden Sänger spiegelt sich in Ibn Ammar's Leben, wie er heute ein Bettler und morgen ein Feldherr, heute ein Fürstengünstling und morgen ein verlassener Landstreicher ist, bis Motammid, früher sein Freund, ihn im Kerker erschlägt. Motammid selber, der 1069 den Thron von Sevilla [illegible] gehört zu den hervorragenden Dichtern seines Volks; [illegible] liebster Verkehr war mit Gelehrten und Sängern, [illegible] denen er im Improvisiren wetteiferte; was er erlebte, ward ihm zum Lied. Seines Throns beraubt, von dem Murabiten Jussuf, den er gegen die Christen zu Hülfe gerufen, in Fesseln nach Afrika geführt, hauchte er seine Seele in Elegien aus, die zu den Perlen der arabischen Poesie gehören. Wir theilen eine derselben mit:

Nun, statt schöner Sängerinnen, singt die Kette, wie sie [illegible]
Mir ein Lied, das dumpf und schrecklich Seele mir und Sinn verwirrt:
Statt, daß einst mein Schwert als Schlange zischte in den Feindesreihn,
Nagt die schlangengleiche Fessel jetzt an mir, o schwere Pein!
Mich in Windungen umzingelnd und kein Mitleid [illegible] kriecht
Sie um alle meine Glieder, daß vor Qual mein Leben [illegible]
Zum Erbarmen Gott erheb' ich meinen Klageruf, doch [illegible] scheint,
Mich vernimmt er nicht, ob sonst er jedem hilft, der [illegible] los weint.
Menschen, die ihr wissen möchtet, wer es ist und wer es [illegible]
Der in diesem Kerker schmachtet, wisset und vernehmt es [illegible]
Bei Musik, im Königssaale, lud er Könige zu Gast,
Jetzt ist Säng'rin ihm die Kette, das Gefängniß sein Palast.

Doch kann er sich des Glücks seiner Freunde freuen und auch für das Unglück Allah preisen; das Irdische verschwindet wie ein Traumgebilde der Nacht angesichts des Tages der Ewigkeit. Aehnlich schloß das Klagelied auf einen in der Moschee ermordeten König von Granada:

Gott, bei dir nur wohnt das wahre Heil, das bis ans [illegible] währt,
Sinnentrug nur ist die Welt, die in sich selber sich verzehrt.

Uebrigens zeigt die religiöse Poesie der spanischen Araber wenig von der mystischen Tiefe und den gotttrunkenen Entzückungen der Sufis, die sich mit Vernichtung des irdischen Selbst in die Abgründe der göttlichen Liebe stürzen; ernste Erwägungen der Vergänglichkeit des Lebens, Reue und Hoffnung auf Gottes Erbarmen bilden [illegible] mehr den Grundton.

Es ist an der Zeit, daß die Geschichte der Künste [illegible] ben der Vereinzelung auch zum Ganzen strebt, neben der Dichtung auch die Musik, die Bau- und Bildwerke eines Volks ins Auge faßt; darlegt, wie ein einiger Geist in ihnen waltet, wie nach Maßgabe ihrer Eigenthümlichkeit in der Culturentwickelung jetzt die eine und dann die andere Kunst vornehmlich blüht und den Ton angibt. [illegible] Schack hat dies gethan, und unsere Einsicht in das Wesen des Araberthums wird dadurch gefördert. Das Verbot des Korans geht keineswegs gegen Bilder überhaupt, sondern gegen Bildsäulen, die abgöttisch angebetet würden; neben dem Linienspiel der Arabesken begegnen uns Pflanzen und Thiere im Farbenschmuck von Wänden und Decken; im Gerichtssaal der Alhambra sind Bildnisse der Könige und novellistische Scenen, Abenteuer der Jagd und der Liebe zwischen Rittern und Edelfrauen, Mohammedanern und Christen gemalt; einer der Höfe dort führt seinen Namen von den marmornen Löwen, die ein Becken tragen; im Dom von Cordova war die Geschichte der [illegible]

Schläfer von Ephesus dargestellt, die Perser haben stets die Handschriften ihrer Dichter mit Bildern des Erzählten verziert, und in den poetischen Schilderungen der Paläste begegnen uns häufig Stellen wie diese:

Für den Künstler war die Sonne, also scheint's, die Farbenschale,
Drin er seinen Pinsel tauchte, daß er diese Säle male;
Die Figuren auf den Bildern scheinen lebend sich zu regen,
Ob sie gleich in Stille ruhen und nicht Hand noch Fuß bewegen.

Der geringen Entwickelung der Plastik und Malerei stand bei den Arabern wie bei den alten Juden nicht sowol ein religiöses Verbot als die Eigenthümlichkeit ihrer Phantasie entgegen, die in rascher Bewegung mehr dem Wechsel innerlicher Vorstellungen folgt, als die Erscheinungen der Außenwelt um ihrer selbst willen fest und klar in scharfbestimmten Umrissen auffaßt. Das Subjective, dieser Grundzug des Semitenthums, zeigt sich hier darin, daß der Araber nicht die Wirklichkeit als solche, sondern den Eindruck schildert, den sie auf sein Gemüth gemacht; darum haben auch in der Poesie seine Gestalten mehr Farbe als Form, und verschwimmen in der schimmernden Nebelhülle des Gefühls; die Phantasie verweilt bei dem Besondern, das gerade ihre Stimmung ausdrückt, ohne die Theile alle gleichmäßig zu betrachten und sie zum organischen Ganzen zusammenzufassen. Wir haben bei den Arabern wie bei den Juden die Erhebung des Geistes über die Natur im Monotheismus, und damit einen Dualismus des Geistigen und Sinnlichen, dem die Plastik fehlt, diese Versöhnerin von Geist und Natur in der Sättigung des Idealen mit sinnfälliger Realität, in der Beseelung der Materie.

Ueber die Bauten der Araber gibt uns Schack Bericht nach den Schriftstellern der Nation selbst, und schildert dann die in Spanien noch vorhandenen Ueberreste derselben in ihrem Eindruck mit der Naturumgebung ganz begeistert nach eigener Anschauung. Er bezeichnet die säulenreiche Moschee von Cordova, die jetzt zur Kirche geworden, als einen Bau, der ebenso durch Ernst, Größe und Strenge imponirt, wie durch seinen Glanz blendet und durch den phantastischen Geist, der aus ihm wie aus den Versen des Korans weht, einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Er fährt fort:

Es ist staunenswürdig, wie mit theilweise fremden Bestandtheilen, mit antiken Säulen von verschiedener Ordnung und mit byzantinischen Mosaikarbeiten der Islam sich ein Heiligthum errichtet hat, das ganz seinem innersten eigenthümlichsten Wesen entspricht. Wie die nach Trank und Schatten schmachtenden Araber sich das Paradies als einen kühlen quellendurchrauschten Freudenort ausgemalt haben, so wollten sie auch diesen Tempel Allah's zu einem Abbilde jenes Eden machen und alle Wonnen in ihm zusammendrängen, die der Prophet den Gläubigen im Jenseits verheißen hat. Darum im Hofe unter dichtbelaubten Bäumen der plätschernde Brunnen gleich jenen, an deren Rand die Seligen einst ruhen sollen; darum empfängt den, der unter das Dach der Halle tritt, die Nacht eines heiligen Hains, hier und da hereinfallende Strahlen verbreiten Dämmerlicht, dann wieder folgt tiefes Walddunkel. Wie Baumstämme steigen die Säulen empor, die Gurten und Bogen als Aeste wölbend über sich und zu breiten Schattendächern verzweigend gleich der Tuba, dem Wunderbaum des Paradieses, wuchernd wie die indische Sykomore, die jeden Ast, den sie in den Boden senkt, zu einem neuen Stamme verwandelt. Dazwischen im bunten Arabeskenschmuck Schlingpflanzen, Blüten und fruchtbeladene Gewinde, an den Wänden emporrankend, sich längs des Dachs hinschlängelnd und zu den Häuptern der Frommen herniederhangend.

Aehnlich sagt der Verfasser im Löwenhof der Alhambra:

In überraschender Weise drängt sich hier die Wahrnehmung auf, daß eine Erinnerung an das Beduinenleben die Anlage dieser Höfe mit ihren Brunnen oder Teichen und den umliegenden Säulengängen geleitet habe. Wie die Phantasie der arabischen Dichter mit Vorliebe in die Wüste zurückschweift, wie die Inschriften des Gesandtensaals, welche den kühlen Wassertrunk als köstlichstes Labsal anpreisen, statt zu den Bewohnern des quelldurchrauschten Granada zu denen der brennenden Sandflächen des Orients zu reden scheinen, so schwebte ihren Architekten das Bild des abendlichen Rastens um die Cisterne vor; sie schufen das Zeltlager zum Palaste um. An die Stelle der Stange traten leichte Säulen, die buntgewirkten Teppiche wurden in den gemusterten Wandflächen, dem durchbrochenen Stucke an der obern Vorderseite der Arcaden, den wie Fransen oder Quasten herniederhängenden Wölbungen nachgebildet; der rauschende Brunnen in der Mitte aber, dessen Fluten sich sprudelnd durch alle Säle ergießen, der klare, von Grün und Duftgesträuch umgebene Wasserspiegel mußte die Quelle in der Oase vorstellen.

Doch man muß sich selbst an dem Schlußkapitel berauschen, in welchem Schack die Alhambra schildert, und aus der Natur, der Geschichte und Poesie Granadas ihre Zauberpracht aufsteigen läßt; wir verspüren einen Hauch „von der großen Seele des Orients, die in dieser marmornen Blütenwelt athmet". **Moritz Carriere.**

Gustav Rümelin's Shakspeare-Studien.

Unsere deutsche Shakspeare-Literatur war mehr und mehr auf einen verhängnißvollen Abweg gerathen und erging sich in bedingungsloser Apotheose des großen Briten, den man ohne weiteres über Schiller und Goethe stellte. Die einen zogen die Quintessenz aus seinen Dramen, indem sie dieselbe in eine philosophische Formel zusammenfaßten, welche der Nachbeterei eine bequeme Handhabe gab; die andern suchten die Regeln der dramatischen Technik und Architektonik, ja der ganzen dramatischen Kunst aus seinen Werken, welche als das authentische Evangelium derselben angesehen wurden, zu erläutern; noch andere gefielen sich in eleganter und sinnreicher Reproduction seiner Dramen, wobei sie alles so harmonisch zurechtrückten, daß nirgends eine Lücke sichtbar wurde und das Ganze, wie von bengalischen Flammen erleuchtet, in verklärendem Lichte dastand.

Doch wo blieb die Shakspeare-Kritik? Sie ging unter in der bewundernden Exegese. Sie erschien als Majestätsbeleidigung an dem Genius, als Weisheit des Staubes, der die Himmelstochter Begeisterung zu lästern wagt. Literarhistoriker wie Gervinus, die an Schiller und Goethe herumnörgelten und für Jean Paul nur ein mitleidiges Achselzucken hatten, lagen vier Bände hindurch auf den Knien vor dem großen Briten. Der Satz Hegel's: „Alles Wirkliche ist vernünftig", fand die ausgedehnteste Anwendung auf die Shakspeare'schen Dramen, in deren Vernunft sich zu vertiefen, deren Gras gleichsam wachsen zu hören der einzige Stolz der Ausleger war.

Selbstverständlich stand das gebildete Publikum unter den Einflüssen dieser, von namhaften Autoren getragenen Auslegekunst. Dennoch ist vielleicht kein einziges Shakspeare'sches Drama zur Aufführung gekommen, ohne daß der Instinct des Publikums theils die Kluft herausfühlte, die zwischen dem Zeitalter des Dichters und dem unserigen herrschte, theils in vielem einzelnen den logischen Zusammenhang vermißte oder die Motivirung absurd und unzureichend fand. Diese Ketzereien dringen natürlich nicht in die Oeffentlichkeit; denn es erscheint ja hoffnungslos, nur mit dem gesunden Menschenverstand bewaffnet, so zahlreichen und großen literarischen Autoritäten den Krieg zu erklären. Doch es bedarf nur geringer Beobachtungsgabe, um bei der Aufführung der meisten Shakspeare'schen Stücke herauszufühlen, daß ein großer Theil von Scenen unserm Publikum nicht sympathisch ist, daß vieles nur aus langjähriger Gewohnheit als selbstverständlich hingenommen, vieles aber von unserm Verständniß durch eine, auf der Bühne doppelt scharf sich markirende Schranke geschieden wird.

Es ist nun das Bequemste und zugleich das Vornehmste, die Unbildung des Publikums anzuklagen, welche trotz der vielen und dicken Commentare Shakspeare noch immer nicht versteht. Jener Zug der Fremdheit, der durch viele Aufführungen hindurchgeht, ist aber keineswegs eine Folge der Unbildung des Publikums; im Gegentheil, die allgemeine Bildung steht auf einem höhern Niveau als zu Shakspeare's Zeiten und fühlt instinctiv diese Ueberlegenheit nicht über das Dauernde, was dem Dichter, aber über das Vergängliche, was seiner Zeit angehört. Es ist also die Aufgabe der Kritik, dies zu sondern; ja in jenem Instinct schon liegt mehr Kritik als in den bewundernden Commentaren. Die Kritik hat uns neben der Größe des Dichters auch seine Schwächen aufzuzeichnen, mögen diese nun dem Charakter der Zeit oder seinem eigensten Wesen angehören; sie hat um so mehr diese Pflicht, je mehr jene Schwächen schon dem gesunden und unbefangenen Blick erkennbar hervortreten.

Noch eine andere Rücksicht fordert die Kritik heraus. Dieselben Commentatoren, welche für Shakspeare kein Wort des Tadels haben, sehen auf das moderne Drama mit souveräner Verachtung herab, mit derselben Verachtung, mit welcher zu Shakspeare's Zeiten die Chorführer der gelehrten Poesie auf den Director des Globustheaters und seine Bühnenstücke herabsahen. Denn es wiederholt sich zu allen Zeiten dasselbe Schauspiel: die vornehme Gelehrsamkeit wendet sich von der Gegenwart ab, vertieft sich in die Vergangenheit und ahnt nicht, daß oft ein künftiges Zeitalter sich an den Schätzen ihrer Zeitgenossen ebenso erhebt, wie sie an denen der verflossenen Zeit. Was aber bei Shakspeare als Vorzug bewundert, wird bei neuern Dichtern als Fehler verworfen. Die Ungleichheit des Maßes, mit dem diese ästhetische Weisheit mißt, ist eine so auffallende, daß es geboten scheint, energisch Protest gegen dieselbe zu erheben. Dieser Protest liegt aber in der unparteiischen Anwendung desselben Maßstabes für groß und klein, alt und neu, in der Wiederherstellung des durch die kritischen Apotheosen gegenüber der Vergangenheit und die kritischen Justizmorde gegenüber der Gegenwart beeinträchtigten Gleichmaßes.

Anfänge einer solchen Shakspeare-Kritik, und zwar bedeutsame Anfänge, begrüßen wir in der folgenden Schrift:

Shakspeare-Studien von Gustav Rümelin. Stuttgart, Cotta. 1866. 8. 27 Ngr.

Diese Studien waren unter dem Titel „Shakspeare-Studien eines Realisten" in dem Cotta'schen „Morgenblatt", ihrem wesentlichen Inhalt nach, zum Abdruck gekommen und hatten bereits in dieser Gestalt ein nicht unbedeutendes Aufsehen erregt. So festgewurzelt war der doctrinäre Shakspeare-Cultus im deutschen Schriftthum, daß es fast als ein Wagniß erschien, jene Kritik, die man an Schiller und Goethe ohne Gefahr anlegen durfte, auf die Werke des britischen Dichters zu übertragen. Ein Schrei der Empörung erhob sich aus dem Lager der Shakspearomanen, und man war nicht abgeneigt, Rümelin mit Voltaire gemeinschaftlich auf denselben Scheiterhaufen steigen zu lassen. Und doch tönt auch die Anerkennung Shakspeare's mit vollen Accorden aus dieser kritischen Schrift. „Selbst wenn zum zweiten male", sagt unser Autor, „fremde Barbaren das europäische Culturleben in den Staub werfen sollten, würde doch immer wieder eine Zeit kommen, in der Shakspeare und Goethe aus dem Schutt und Grab der Vergangenheit so sicher auferständen, als einst Homer und Sophokles aus tausendjähriger Vergessenheit." Es ist also ein großer Unterschied zwischen dem Standpunkte, welchen Rümelin Shakspeare gegenüber einnimmt, und dem Standpunkte Voltaire's, welcher in dem englischen Dramatiker nur einen betrunkenen Wilden sah. Doch in den Augen der Orthodoxen sind alle Ketzer gleich und werden mit einem und demselben Anathem belegt.

Ohne Zweifel kommt in dem Verhältniß des Einzelnen zu den großen Dichtern außer der ästhetischen Einsicht noch ein wichtiges Moment in Betracht — der Zug der Sympathie, der als etwas Incommensurables doch oft der eingehendsten ästhetischen Würdigung insgeheim zu Grunde liegt. Der eine fühlt sich mehr zu Shakspeare, der andere mehr zu Schiller, der dritte mehr zu Goethe hingezogen. Bei Rümelin ist das letztere der Fall; er ist ein Goethianer der stricten Observanz, und mehr noch als die Flut der Shakspeare-Schriften, die sich über Deutschland bei der Jubiläumsfeier des britischen Dichters ergoß, haben ihm die Aeußerungen eines Gervinus und Ulrici, welche Shakspeare über Goethe stellten, die Feder in die Hand gedrückt zu einem Protest, als welcher die vorliegende Schrift zu betrachten ist. Er sagt:

> Man muß in der That mit Gervinus im einen Fall Mücken seigen, im andern Kamele verschlucken, um mit ihm zu dem Urtheil zu gelangen, daß Shakspeare als dramatischer Dichter die Vorzüge von Goethe und Schiller in sich vereinige und doch frei von beider Fehlern sei. Man muß an der Aufgabe der Dichtkunst und an der natürlichen Bedeutung der Worte irre werden, um mit Ulrici zu sagen: Goethe und Schiller, denen die wahrhaft historische Weltanschauung fehle, haben an der

ritischen Dichter, der sie besitze, wie an einem Wesen höhere Art hinaufzublicken.

In der That tritt in diesen Aeußerungen die Einseitigkeit des Shakspeare-Cultus am schlagendsten hervor; sie fordern nicht blos den Protest eines eifrigen Goethianers heraus, sondern den Protest der deutschen Nation, deren Klassiker Shakspeare vieles verdanken mögen, aber an ursprünglicher Dichterbegabung gewiß nicht hinter ihm zurückstehen, während sie ein größeres Reich der Bildung beherrschen und mit dem Genius unserer Nation innig verwachsen sind. Hat doch der Shakspeare-Cultus, was Rümelin als ein kosmopolitischer Goethianer nirgends hervorzuheben für nöthig fand, noch die bedenkliche Seite, daß er das deutsche Volk unter das Joch einer geistigen Fremdherrschaft zwingt. Die Anerkennung geistiger Größe auch bei andern Nationen gereicht unserm Volke und einer universellen Bildung zur Ehre; doch sie darf nie auf Kosten unserer eigenen großen Genien stattfinden. Man mag noch so oft versichern, daß Shakspeare unserm Volke durch eine fast ein Jahrhundert alte, geistige Vermittelung angeeignet, daß er von uns besser verstanden sei als von den Engländern selbst, daß er hier seine zweite Heimat gefunden — er bleibt bei alledem ein englischer Dichter, jeder Zoll ein Brite; und zwischen Deutschland und England, bei aller Stammverwandtschaft der Nationen, bleibt immer eine schwer zu überwindende Kluft. Das deutsche Volk erkennt dies wohl, und während es seinem Schiller mit Recht eine große, an hellenische Zeiten erinnernde Nationalfeier widmete, überließ es die Shakspeare-Feier den deutschen Theatern, den Fachmännern jeder Art, den Schauspielern und Dichtern, den Professoren der Aesthetik und den englischen Sprachlehrern.

Da wir über den Ausgangspunkt des Rümelin'schen Werks, den Goethe-Cultus, nicht im Zweifel sein können, so ist auch von selbst klar, daß der eigentliche Schwerpunkt der Schrift auf den letzten, im Vergleich mit den Artikeln des „Morgenblatt“ weiter ausgeführten Abschnitt: „Der deutsche Shakspeare-Cultus und Vergleichung Shakspeare's mit Schiller und Goethe“, fällt. So viel Treffliches indeß dieser Abschnitt auch enthält, so fehlt es ihm doch wiederum nicht an Einseitigem und Irrthümlichem, sodaß wir im ganzen den frühern Abschnitten, die sich mit Shakspeare allein beschäftigen, den Vorzug geben. Als ein Schüler der Goethe'schen Schule zeigt sich Rümelin indeß nicht blos in der Verherrlichung des Meisters, auch in dem Adel, der Grazie und Klarheit der Form, in dem vollendeten stilistischen Gepräge der Schrift, in der äußerlich ruhigen Haltung einer ihrem Gedankeninhalt nach entschiedenen, oft den innersten Nerv berührenden Polemik. So ist die Schrift, trotz ihres anscheinend skizzenhaften Charakters, in hohem Grade gehaltvoll, weil sie stets auf das Wesentliche geht, gehaltvoller als manche bandwurmartige, endlose Commentare, welche doch nicht viel mehr sind als homöopathische Verdünnungen und Verwässerungen der geistigen Basen des Dichters, während sie allerdings von den Verfassern für Potenzirungen gehalten werden, welche die Shakspeare-Blindheit besser heilen, als die Fischgalle die Blindheit des apokryphischen Tobias, des Ex-Hoflieferanten von Ninive.

Rümelin beginnt mit einer Schilderung der „Stellung der englischen Bühne zu Shakspeare's Zeit“; er führt in derselben die Dithyramben über die damalige englische Nationalbühne auf das richtige Maß zurück, er weist nach, daß das englische Volk nach dem Sieg über die spanische Armada keineswegs so „halkyonische Tage“ im frischen Aufschwung aller materiellen und geistigen Kräfte zwischen den Zeitaltern der Reformation und Revolution verlebt habe, wie in der Regel angenommen wird. Im Gegentheil, die religiösen Kämpfe dauern fort, puritanische Ansichten herrschen bereits in allen Municipalitäten, am entschiedensten in den größern Städten des Landes, besonders der Hauptstadt, und gerade die Kaufleute der City, die niedern Geistlichen, Richter, Beamten, die kleinen Grundbesitzer auf dem Lande, die maßgebendsten Stände eines Volks, die Träger der neuen Zeitideen, gehören überwiegend der ernsten reformatorischen Richtung an:

> Ueber so viele Dinge aber auch Presbyterianer, Puritaner, Anglikaner und Independenten verschiedener Ansicht sein mochten, in der Einen Forderung einer ernsten sittlichen Zucht, einer strengen Sonntagsfeier, eines arbeitsamen, von eiteln Vergnügungen und Lustbarkeiten abgekehrten Lebenswandels stimmten sie unter sich und mit allen calvinistischen Kirchen überein. Das Theater rechnete man unzweifelhaft zu diesen eiteln und unsittlichen Lustbarkeiten, wie denn auch, sobald unter Karl I. die Parlamente zur Herrschaft gelangten, es eine ihrer ersten Maßregeln war, alle Bühnen des Königreichs zu schließen. Jene unablässigen Verfolgungen des Theaters zu Shakspeare's Zeiten erscheinen in diesem Zusammenhang nicht, wie es die meisten Schriftsteller über unsern Dichter darzustellen pflegen, als einer jener unmächtigen, allmählich erlahmenden Versuche der Obrigkeiten, gegen eine neue Volkssitte anzukämpfen, sondern als die Symptome einer neuen, die wichtigsten Klassen des Volks selbst ergreifenden und bald zur völligen Herrschaft gelangenden sittlichen Lebensrichtung.

Dann schildert Rümelin, den Angaben des Thomas Nash folgend, die vier Zuschauerplätze: den ersten auf der Bühne und in den Coulissen selbst, wo die Gönner der Bühne, die jungen Männer des Adels und der Gentry, die Stutzer und Lions der Hauptstadt lagen; den zweiten, das Parterre, wo die Fachgenossen, Theaterdichter, Kritiker sich befanden, nebst der Hauptmasse der aus niedern Handwerkern, Gesellen, Bootsleuten u. s. w. bestehenden Zuhörerschaft. Den dritten Platz bildete die erste Galerie, auf welcher voran die Maitressen der Vornehmen, käufliche Schönheiten, hinter ihnen meistens maskirte Bürgerfrauen saßen; auf der zweiten Galerie war das niedrigste Publikum, Matrosen, Bediente, Soldaten, Dirnen zu suchen. Man spielte nur bei Tage, aß und trank während der Aufführungen, rauchte und spielte Karten — etwa wie in unsern Sommertheatern. Der übelriechende, zum allgemeinen Gebrauch dienende Bottich befand sich im offenen Parterre, dessen Publikum oft den gröbsten Unfug treibt. Mit Recht meint Rümelin, den Namen einer Nationalbühne könne man auf ein Institut nicht anwenden, dem Staat, Kirche und Gemeinde aus Gründen der Sittlichkeit entgegentreten, dessen Schwelle achtbare Männer, gesittete Frauen und Jungfrauen aus Gründen des

Anstandes nicht überschreiten konnten. Den Aufschwung der dramatischen Dichtkunst in jener Zeit, die herrschende Vorliebe für scenische Schaustellungen leugnet Rümelin keineswegs, nur fügt er die nothwendigen Beschränkungen hinzu, ohne welche wir von der sogenannten englischen Nationalbühne eine ganz falsche Auffassung haben müssen:

Die dramatische Kunst, die mehr als jeder andere Zweig der Poesie die Gunst äußerer Bedingungen fordert, fand infolge des wachsenden Wohlstandes in den Unterhaltungsbedürfnissen einer schon damals kolossalen Stadtbevölkerung einen fruchtbaren und auch in materiellem Sinne lohnenden Boden. Gleichwol sind wir der Meinung, daß die meisten und bekanntesten Schriftsteller der deutschen und englischen Shakspeare-Literatur den Wirkungen der englischen Bühne in dem Gesammtbilde, das sie von jenem Zeitalter entwerfen, eine viel zu hervortretende Stelle einräumen. Einmal waren jene Wirkungen rein localer Natur, da sie sich auf die Hauptstadt beschränkten und von einer Bedeutung der Theater in andern englischen Städten oder gar auf dem Lande soviel als nichts zu sagen ist. Sodann hielten sich auch in London selbst gerade diejenigen Klassen und Stände der Bühne völlig fern, in welchen überall der Schwerpunkt eines Volkslebens zu suchen ist und in deren Händen die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten in Staat und Gemeinde, Kirche und Schule ruht. Endlich darf man überhaupt nicht von Shakspeare's Dichtungen ohne weiteres auf die damaligen Bühnenzustände überhaupt schließen. Nur eine der vielen Truppen führte Shakspeare's Dramen auf; auch für sie bildeten sie natürlich nur einen kleinen Theil des Repertoire und wurden in ihrem hervorragenden Werth nur von wenigen erkannt.

Der zweite Abschnitt: „Shakspeare's Stellung zu seinen Zeitgenossen", enthält einige sich von selbst ergebende Folgerungen aus dem ersten. Im übrigen sind die Urtheile eines Thomas Nash, Webster und anderer Mitstrebenden über Shakspeare bekannt, sowie die Geringschätzung der Bühnenstücke gegenüber der lyrisch-epischen Dichtung, welche literarisches Renommé gab, während man die theatralischen Machwerke nur für eine Art von Industrie zu Zwecken des Gelderwerbs hielt. Außer der melancholischen Illustration, welche diese Thatsache für die Anerkennung des Genius von seiten der Zeitgenossen gibt, wird dadurch nicht minder festgestellt, daß Shakspeare bei Lebzeiten keiner jener, die ganze Nation fortreißenden und von ihr anerkannten Dichtergeister war wie die großen griechischen Tragöden und neuerdings Friedrich Schiller, sondern daß seine Bedeutung erst nach kritischer Destillation einer spätern Zeit zu Tage trat, während er in der Geltung seiner Zeit ungefähr die Stelle einnahm wie heute Frau Birch-Pfeiffer, und nach seinem Tode in eine Vergessenheit fiel, die ohne die Gunst des Zufalls leicht eine ewige hätte werden können. An welchen lockern Fädchen oft die Unsterblichkeit hängt, das geht aus den Schicksalen der Shakspeare'schen Dramen hervor.

Auch die Klagen Shakspeare's in den Sonetten über seine untergeordnete Lebensstellung sind hinlänglich bekannt — wir möchten noch schärfer als Rümelin den Servilismus der Gesinnung betonen, der sich in einzelnen derselben ausspricht und gegen den die Lobpreisungen, welche Horaz an seinen Cäsar, einen Herrscher der Welt, verschwendet, doch in einem großartigern Lichte erscheinen. Southampton war doch nur ein Edelmann, wie hundert andere — und niemals hat sich Horaz dem Augustus gegenüber so als Sklaven bekannt, wie Shakspeare gegenüber dem Freunde. „Freundschaft beruht auf Gleichberechtigung" — wo der eine Freund von Sklaverei spricht, da handelt es sich mehr um vornehme Gönnerschaft und abhängiges Clienthum. Rümelin citirt die Shakspeare-Sonette übrigens nach der vortrefflichen, dem eigenthümlich pomphaften Charakter derselben gerecht werdenden Uebersetzung von Wilhelm Jordan.

Der dritte Abschnitt ist gegen die construirende „Shakspeare-Kritik" gerichtet, welche den Boden unter den Füßen verliert, und macht gegen Gervinus geltend, was wir gegen ihn, Julian Schmidt und diese ganze Richtung ein für allemal gesagt wissen möchten: daß sie „Stoff und Gehalt über die Vollendung der Form, die sittlich-politische Tendenz über den reinen und nicht weiter erklärbaren Reiz des Phantasiespiels setzt". Damit ist der akademischen Poesie und ihrer absoluten Gleichgültigkeit gegen den Inhalt ebenso wenig das Wort geredet; es ist dies nur das andere Extrem. Statt der zarten Umschreibungen, deren sich Rümelin bedient, kann man jene Kritiker ganz einfach der Poesielosigkeit anklagen.

„Für wen Shakspeare dichtete?" fragt Rümelin im vierten Abschnitt und beantwortet diese Frage: Nich für das Theaterpublikum im allgemeinen, sondern speciel für die männliche Jugend des englischen Adels: ein Ge sichtspunkt, den unser Autor für fruchtbarer und belang reicher hält, als er auf den ersten Anblick erscheinen mag Zunächst erklärt er damit den Reiz der ewigen Jugend eines durchaus frischen und kräftigen Pinselstrichs, eine schwungvollen, energischen, thatenlustigen Männlichkei Dann fährt er fort:

Auch auf die Wahl der Stoffe übte die Rücksicht auf jen Publikum einen sichtbaren Einfluß aus. Sie fiel natürlich a Begebenheiten, die viele, ungewöhnliche und wechselnde Hand lung enthielten. Das unerschöpfliche Grundthema, das in all möglichen Variationen immer wiederkehrt, sind Liebe und Eh geiz, die zwei gewaltigsten Triebkräfte einer edeln männlich Jugend. Der gesellschaftliche Boden, auf dem sich die Han lung bewegt, ist ein durchaus aristokratischer. Die Helden si nur Fürsten und Cavaliere.

Auch die specifische Art des Shakspeare'schen Wit und die kolossalen Hyperbeln und Zweideutigkeiten d Dichters sucht Rümelin aus der Zusammensetzung sein Publikums zu erklären. Es ist zwar allgemein angeno men, daß diese Witzhascherei, das Wortwitzeln, die Man einen Witz zu Tode zu hetzen, damals eine allgemein v breitete Sitte gewesen sei. Wenn sich indeß auch Lilly'schen Euphuismen und ähnliches in fashionab Kreisen geltend machten, so bleibt es doch auffallend, d die Stücke von Ben Jonson, Massinger u. a. keineswe sich in gleicher Weise in diesen Witzturnieren erging sodaß auch die Eigenthümlichkeit des Dichters, abgese von seiner aristokratischen Richtung, ins Gewicht fä Was aber die Shakspeare'schen Hyperbeln betrifft, mochten dieselben wol einem jugendlichen Geschmacke sagen; doch wäre es gewagt, auch diese Eigenthümlich des Dichters aus den Lieblingsneigungen seines Publiku

rklären zu wollen. Rümelin betont die Neigung der Engländer für das Superlative und will überhaupt dieselbe „aus einem gewissen Mangel an plastischer Phantasie" herleiten, „da eine solche lieber an ihrem Gegenstand haften und nicht sofort darüber weg zur Vergleichung mit andern ähnlichen Eindrücken drängen würde". Dies heißt doch eine zu einseitige realistische Grundlage für ästhetisch zu motivirende Thatsachen suchen. Nicht blos eine reiche und üppige Phantasie, wie sie Shakspeare besaß, neigt zur Hyperbel — alle großen Tragöden von Aeschylus bis Schiller haben sich des hyperbolischen Ausdrucks mit Vorliebe oder vielmehr aus innerer Nöthigung bedient. Denn der Ausdruck der Leidenschaft und des Affects, der nach einfacher psychologischer Wahrnehmung schon im alltäglichen Leben „nicht an dem Gegenstande haften bleibt", sondern aus innerer Erhitzung „darüber hinausdrängt", kann auf den Höhen des dramatischen Pathos der Hyperbel nicht entbehren. Rümelin denkt wieder an Goethe und an die plastische Ruhe dieses Dichters, vergißt aber dabei ganz, daß Goethe als Dramatiker nicht mit Shakspeare, Schiller und dem großen Tragödiendichter des Alterthums in eine Linie gestellt werden kann, weil ihm die Energie des dramatischen Pathos und die hinreißende Gewalt des leidenschaftlichen Ausdrucks fehlte.

Am schärfsten tritt der Unterschied in der Auffassung Shakspeare's von seiten unsers Realisten und derjenigen, welche den bisherigen Commentaren zu Grunde liegt, darin hervor, daß der erstere gerade die kunstvolle Planmäßigkeit der Dramen Shakspeare's in ihrer Ganzheit, gerade „die Grundgedanken" zu leugnen wagt, welche von unsern Aesthetikern aus seinen Werken so niet- und nagelfest zusammengezimmert werden. Es heißt bald am Anfang des vierten Abschnitts:

Er wußte zu gut, daß die Bühnenwirkung weit weniger auf der kunstvollen Planmäßigkeit und Zusammenstimmung des Ganzen, als auf dem spannenden Reiz der einzelnen Theile beruht; er dichtete nicht für deutsche Professoren der Aesthetik, die die Auffindung seiner Grundidee für ihr Hauptgeschäft halten, die vor- und rückwärts blättern und aus den zerstreuten Reden jeder einzelnen Person ein abgeschlossenes Charakterbild zusammenlesen wollen. Er mußte früh genug auf jene praktische Maxime des Theaterdirectors geführt werden:

> Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken.
> Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
> Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

Und weiterhin:

Es liegt hierin eine der hervortretendsten und viel zu wenig beachteten Eigenthümlichkeiten der Shakspeare'schen Dichtungen. Er hat ganz sichtbar scenenweise gearbeitet; die einzelne Situation erweitert sich zum selbständigen Genrebild; der poetische Gehalt wird möglichst in seiner ganzen Fülle ausgeschöpft; eine Menge Scenen sind ganz für sich oder mit einer nur in wenigen Worten bestehenden Einleitung verständlich und von voller Wirkung, wofür man z. B. aus „Tasso", „Iphigenie", der „Natürlichen Tochter" gar kein, aus den Schiller'schen Dramen nur wenige Beispiele wird nennen können. In den englischen Historienstücken geht diese Selbständigkeit der Theile bis zum Uebermaß; mit Ausnahme von „Richard III." haben sie kaum eine weitere Einheit als die in den Titeln der Stücke enthaltene; es sind aneinandergereihte lebende Bilder, für sich wirksam und bedeutend, aber von losem Zusammenhang. Fast überall, wo untergeordnete Personen, Bediente, Soldaten, Matrosen, die Todtengräber, die Schauspieler in „Hamlet", einmal zum Wort kommen, geben sie es nicht so schnell wieder ab und reden mehr und anderes, als der Gang des Stücks erforderte oder zuließe.

Dieser Skepticismus in Bezug auf die Shakspeare'schen Grundideen greift allerdigs die Grundlagen der bisherigen Shakspeare-Commentare an, welche mehr oder weniger durch die tausend Kanäle der Tageskritik in das allgemeine Bewußtsein übergegangen sind. In der That aber sind diese Auslegungen selbst zum großen Theil der Kritik verfallen. Einige derselben sind wol geistreich und scharfsinnig, nur nicht stichhaltig, und so sehr sie sich unserm, gern auf Einheit dringenden Sinn einschmeicheln, so wenig geben sie ein Bild des organisch nothwendigen Zusammenhangs der Dramen. Wir erfahren z. B., daß die beiden im Fortgang der Begebenheiten verknüpften Handlungen des „Kaufmanns von Venedig" den Satz erläutern sollen: summum jus summa injuria, daß sowol in Bezug auf das Testament, durch welches Porcia zur Erbin wird, wie in Bezug auf den Schein des Juden das formale Recht zu Schanden werde. Beide Kreise der Handlung erschienen so nicht äußerlich verknüpft, sondern gleichzeitig concentrisch um einen Mittelpunkt des Gedankens geschlungen. Die Befriedigung des uns angeborenen Sinns für Symmetrie im künstlerischen Aufbau läßt uns rasch diesen Gedanken als den richtigen ergreifen — das Drama Shakspeare's steht als ein schön gegliedertes, innig sich zusammenfügendes architektonisches Kunstwerk vor uns. Wir wissen wohl, daß der Dichter sich nicht derartige Formeln construirte, sich nicht mit solchen speculativen Gleichungen abgab, aber sein Instinct, sein künstlerisches Genie erfaßte das Rechte, und ohne klares Bewußtsein fühlte er den verwandten Gedanken heraus. Rasch erfaßt bleibt auch die Formel als ein Motto des Dramas in unserm Gedächtniß haften und entzieht sich fernerer Prüfung. Und doch bedarf sie derselben in hohem Grade. Denn sie paßt weder hier noch dort und ergibt sich als eine abstracte Spiegelung der Dichtung in philosophisch geschulten Köpfen, die aber selbst ihren Inhalt auf den Kopf stellt. Das Testament ist eine Urkunde, bei der von summa injuria weiter nicht die Rede sein kann. Der Erblasser wollte den Charakter der Freier durch die Kästchen auf die Probe stellen und so noch nach dem Tode einen bestimmenden Einfluß auf die Wahl Porcia's ausüben. Bassanio's Charakter besteht die Prüfung; der Wille des Erblassers ist erfüllt, und daß Porcia gerade den Geliebten zum Mann erhält, spricht für die Richtigkeit ihrer eigenen Wahl und ist außerdem eine Freundlichkeit des Dichters. In Bezug auf den Schein des Juden steht die Sache ganz anders. Hier handelt es sich um eine gesetzlich sanctionirte Brutalität. Trotz der schönen Rede Porcia's von der Gnade siegt aber nicht die Gnade über das Gesetz, nicht einmal die aequitas über das jus strictum, sondern nur eine sophistische und genau genommen absurde Auslegung macht den Buchstaben des Gesetzes zu Schanden. So löst sich die Formel, welche den Grundgedanken einheitlich zusammenfaßt, in blauen

Dunst auf — nicht als ob der Dichter die Gedanken seiner Ausleger nicht auch gehabt, er gibt ihnen hier und dort beredten Ausdruck, sie spielen selbst in die Handlung hinein, aber sie bilden weder die Pfeiler noch die Rippen ihres Gewölbes. Die Quintessenz der Fabel liegt in der Verspottung des Juden als eines burlesken Scheusals im Zeitgeschmack, das Geschmacklose und Vernunftwidrige derselben wird uns nur durch den märchenhaften Reiz, durch den phantastischen Zauber der Dichtung erträglich gemacht. Die beiden getrennten Handlungen hat Shakspeare freilich geschickt in eine verwebt; doch nur äußerlich, wie sie ein Bühnendichter aus zwei Novellen für seine Zwecke zusammenheftet, nicht innerlich mit der Weisheit des Philosophen, der einen allgemeinen Satz durch zwei Beispiele der Lebenspraxis illustrirt.

Doch geht Rümelin auf der andern Seite wieder zu weit, wenn er dem Dichter den Blick auf das Ganze absprechen und seine Dramen durchweg als zusammengestückelte Scenen betrachten will. Es ist zwar eine feine Beobachtung, daß dem Bühnendichter immer mehr die einzelne zur Anschauung gebrachte Situation vorschwebt als die sie verknüpfenden Fäden, weil die Wirkung auf das Publikum aus der erstern hervorgeht und die letztern für den praktischen Standpunkt nur ein Nothbehelf sind. Doch Shakspeare war ein Meister in der Zeichnung der Charaktere, wie Rümelin zugibt, der Charakter aber geht immer nur aus dem ganzen Drama, sowie das ganze Drama aus ihm hervor. Wahre dichterische Intuition wird immer ein Ganzes schaffen, mag auch die Verbindung der einzelnen Theile lückenhaft sein.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane und Erzählungen.

(Beschluß aus Nr. 9.)

6. Die neue Sündflut. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert von Julius Rodenberg. Vier Bände. Berlin, Gerschel. 1865. 8. 5 Thlr.

„Die neue Sündflut" gibt Zeugniß von einem anerkennenswerthen Fortschritt Rodenberg's. Es ist in diesem Roman, verglichen mit der „Straßensängerin von London", die wir hier früher besprachen, eine strengere Geschlossenheit, der Einfluß der menschlichen Natur auf die Handlung wird gezeigt, die sittliche Selbstthätigkeit kommt mehr zur Erscheinung, dem Thun und Leiden der auftretenden Personen wird dadurch ein erhöhtes Interesse gegeben. In dieser Thätigkeit entwickeln sich die Charaktere, ihre Tugenden und Verirrungen treten bedeutender und die Aufmerksamkeit fesselnder hervor. Im Leben geschieht ja im Grunde nichts Unvermitteltes; die äußere Erscheinung einer Thatsache mag uns wunderbar erscheinen, aber der forschende Geist erkennt den Ursprung des Geschehenen, der tiefer dringende psychologische Blick beobachtet überall die stufenweise sittliche Entwickelung. Diese letztere soll ja aber gerade an einem Charakter im Roman gezeigt werden, und wenn dies mit freiem Blick, mit feiner Beobachtung, mit Geschmack, Takt und ästhetischem Sinne geschieht, haben wir einen guten und tüchtigen Roman vor uns. Als einen solchen begrüßen wir auch „Die neue Sündflut". Der Roman beginnt wieder in dem Lande, in dem Rodenberg sich besonders heimisch fühlt, in England; auch er gibt ihm wieder Gelegenheit, englisches Leben zu schildern. Diesmal zeigt er uns London vor 80 Jahren, jenes London, welches weit entfernt war von dem sittlichen Rigorismus unserer Tage, zu der Zeit, als „der feinste Herr in Europa", damals noch Prinz von Wales in Carlton-House, seine üppigen Feste feierte, in Opposition gegen seinen Vater stand und trotz seines leichtsinnigen Lebens im Lande Hoffnungen erregte, die er freilich später nicht erfüllte.

Ein junges Mädchen, in einem französischen Kloster erzogen, wird, fast noch ein Kind, mit Sir John Elliot, einem alten Podagristen, verheirathet, der sie in das üppige Leben Londons einführt. Sie hört auf die Liebesbetheuerungen des Prinzen von Wales und wird, nach der Ermordung ihres Mannes durch Straßenräuber, die Geliebte des Prinzen. Dieser, veränderlich in seinem Geschmack, verläßt sie, wie er Mary Robinson, die beliebte Schauspielerin, verlassen hatte; er bietet sie seinem Freunde, dem berüchtigten Herzog von Orleans an, der einst die Freundin der Lady verführte. Lady Elliot flieht nach Paris; ein Versprechen, der Freundin gegeben, führt sie dorthin. Sie findet deren Bruder, den Freund Robespierre's, Gilbert Lahaye. Zum ersten mal fühlt sie den Einfluß einer reinen Liebe, aber auch den Fluch ihrer Vergangenheit. Die Sündflut bricht aus; alle Schrecken der Revolution treten ihr nahe, mitten hinein wird sie gerissen, die Wogen ergreifen, stürzen und heben sie und werfen sie endlich an die Küste Englands zurück. Alles das geschieht nirgends unvermittelt, es steht im genauesten Zusammenhang mit ihrer Vergangenheit; was sie duldete, war nur die Folge ihres Thuns, eine Sühne für ihre Verirrungen.

Wir überlassen dem Leser, die spannende Erzählung in ihren Einzelheiten zu verfolgen. Wir haben nur noch die Stimmung, die durch die ganze Dichtung geht, ... die geschickte Gruppirung, das entschiedene Erzählungstalent, die ausgezeichnet durchgeführten Hauptcharaktere, die Sorgfalt, die auf die Zeichnung der Nebenpersonen verwandt ist, zu rühmen. Das Leben in London, ... Revolutionszeit, die verschiedenen Kreise, in denen ... Roman sich bewegt, der Reichthum an Situationen und Verwickelungen: alles das gibt dem Dichter Gelegenheit, den Leser zu fesseln, ihn in Spannung zu erhalten. Die ...sung ist wohlgelungen, die sittliche Idee glänzend durchgeführt. Die politische Gerechtigkeit, die hier mit der poetischen im wohlthuenden Einklange steht, ist zu rühmen. Lobend sei noch der poetische und klare Stil erwähnt, endlich das feine Taktgefühl, mit dem Rodenberg die sittlichen Verirrungen der Lady Elliot behandelt.

7. Karl Maria von Weber. Culturgeschichtlich-biographischer Roman in drei Theilen von Heribert Rau. ... Thomas. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman gehört in die Klasse der ... großen Lesepublikum so beliebten historischen oder biographischen

phischen Unterhaltungsschriften. Es ist so leicht und bequem, aus solchen Romanen etwas Wissenschaftliches, eine Anekdote, etwas allgemein Interessantes kennen zu lernen. Biographien sind meistens schwerfälliger, jedenfalls eingehender und gründlicher, und Gründlichkeit verträgt sich nicht mit der Popularisirung der Wissenschaft, wie sie wenigstens in gewissen Köpfen sich darstellt. Nebenbei erfährt man ja auch durch solchen Roman mehr als selbst durch eine Biographie; er gibt Gelegenheit, alles Mögliche heranzuziehen, was allgemein interessiren kann; wo die Wahrheit aufhört, fängt die Dichtung an und das Ganze spinnt sich so angenehm ab, ist viel dramatischer als das Leben selbst, viel idealer und viel unwahrer. Das Leben Weber's ist einfacher in seinem Verlauf, als das schon früher von Rau als Roman behandelte Leben Mozart's. Im ersten Theile lernen wir Weber als Geheimsecretär des Herzogs Ludwig von Würtemberg kennen; über seine Familie, seine Jugend und seine Erziehung berichtet Weber selbst gelegentlich im Roman. Unser Held hatte bei seinem verschwenderischen, immer in Schulden steckenden Prinzen keine leichte Stellung; des Königs Ungnade hing stets über ihm. Mit leichtem Sinn, hier und da auch leichtsinnig und unbesonnen, immer aber redlich, offen und wohlwollend „wie ein Vogel im Hanfsamen" (I, 256) lebt er in Stuttgart, bis endlich, zum Glück für ihn, ein neuer unbesonnener Streich eine Verbannung zur Folge hat. Nun fängt das frische Schaffen an: der Roman zeigt uns Weber in Darmstadt, als Kapellmeister in Prag, in Dresden und endlich den großen Meister sterbend in London. Die bedeutendsten Werke Weber's sehen wir entstehen, wir lernen die Hindernisse kennen, die dem Künstler bereitet wurden (die Störung seiner Oper durch die Luftschifferin Blanchard ist recht ergötzlich erzählt), wir erfreuen uns endlich an dem durchschlagenden Erfolg, an dem allgemeinen Beifall, der Anerkennung und der hohen Verehrung, die der große Meister findet. Wir interessiren uns für das leichtentzündliche und nur zu vertrauensvolle Herz Weber's — auch darin ist er eine echte Künstlernatur —, bis auch das Herz endlich Ruhe, Glück und reiche Befriedigung durch eine vortreffliche Gattin fand. Das alles aber wußte man, theilweise genauer und besser, als der Roman es erzählt, aus dem treuen Lebensbilde, durch welches Max Maria von Weber das Andenken seines großen Vaters ehrte. Der Roman bedurfte also neuer Zuthaten, und an denen ist denn auch kein Mangel. Der Hof König Friedrich's von Würtemberg wird im ersten Theile mit einer Ausführlichkeit und mit Bemerkungen geschildert, die das Studium der Denkwürdigkeiten Vehse's leicht erkennen lassen. Rau versteht überhaupt, seinen Roman für das große Lesepublikum schmackhaft zu machen; wo von seinem Helden wenig zu erzählen ist, bringt er ihn mit andern bedeutenden Männern in Berührung, und deren Leben gibt dann wieder neuen Reiz und neue Unterhaltung. Alle Musikgrößen, die zu Weber in irgendeinem Bezug standen vom Abt Vogler bis zu Meyerbeer, treten auf und verschwinden, ohne freilich irgendwo einen mehr als äußerlichen Einfluß auf den Componisten auszuüben. Ebenso kommen und gehen Tieck, Brentano, Eßlair, sogar der Eremit von Gauting, dessen Leben hier ungebührlich lang erzählt wird. Die Reisen und den wechselnden Aufenthalt Weber's benutzt Rau zu culturhistorisch ganz interessanten Schilderungen und Bemerkungen; so wird z. B. ein recht lebendiges Bild von Frankfurt gegeben.

Im ganzen aber erscheint das Nebensächliche zu breit, mit dem Hauptsächlichen nicht hinlänglich verarbeitet. Das alles hätte natürlicher mit dem Helden in Berührung treten können, das biographisch und culturhistorisch Interessante dürfte doch immer nur als um Weber's willen nöthig erscheinen. Wozu z. B. die Geschichte Darmstadts (II, 218)? Das erscheint alles so unmotivirt, nur um drei Bände zu füllen. Endlich, Weber ist überhaupt keine Romanfigur. Das Schicksal meinte es besser mit ihm als mit vielen andern unserer großen Geister. Nicht aus großer Armuth und bitterer Noth hatte er sich emporzuarbeiten, wie Gluck, Haydn und Beethoven; er hatte nicht das Recht der deutschen Musik zu erkämpfen, wie Mozart. Er fand die Wege geebnet, er hatte die Sicherheit, die das Vertrauen einer gegründeten Existenz, ein verständnißvolles Publikum, treue und theilnehmende Freunde geben. Die ihm bereiteten Hindernisse waren gering im Vergleich zu andern. Ihm wurde entgegengetragen, was viele vergeblich suchten, was Mozart erst sterbend erreichte. Sein äußeres Leben also hat wenig Romanhaftes; aber immer bleibt es uns lieb, Näheres von dem echt deutschen Componisten zu erfahren, der in den Tönen seiner unsterblichen Werke deutsches Wesen, deutsche Poesie und Romantik, Tiefe, Gründlichkeit, Wahrheit und Humor verkörperte.

8. Musa. Eine deutsche Waldgeschichte von Julius Schultz-Radun. Breslau, Max u. Comp. 1864. 8. 24 Ngr.

Musa ist ein Forsthaus, mitten im Walde, unweit eines schönen, romantischen Sees. Der Zufall führt Olaf, einen jungen Offizier, in das Haus, freundliche Aufnahme und Wohlgefallen an dem einfachen Leben fesseln ihn länger. Der Förster hat eine Tochter, Ida, die mit einem wackern, aber unschönen Revierjäger verlobt ist. Des Fremden Wesen sagt ihr zu. Olaf macht die Bekanntschaft des benachbarten Gutsherrn und verlobt sich bald nachher mit dessen Tochter Martha, der Freundin Ida's. Die festgesetzte Hochzeit muß verschoben werden, da Olaf's Regiment mobil wird. Ida kommt an ihrem Hochzeitstage dem See zu nahe und ertrinkt, die Freundin erkrankt aus Schreck und stirbt. Die einfache Geschichte ist ganz hübsch erzählt, so herzlich wiedergegeben, wie sie warm empfunden wurde. Das Ganze ist weder neu noch etwa bedeutend, aber ansprechend und geschickt. Es geht durch diese Waldgeschichte ein erfreulicher poetischer Hauch, ein warm empfindendes Menschenherz hat sie gedichtet. Der Ausdruck ist natürlich, frei von Uebertreibung und Ziererei. Die Gedanken sind nicht gerade originell, aber angemessen und immer gut ausgedrückt. Der Verfasser ist, wie wir aus dem Buche zu errathen glauben, noch

jung; ist die Waldgeschichte sein erster Versuch in dieser Richtung, so kann er mit dem Debut ganz zufrieden sein. Im weitern Schaffen wird sich manches abklären, vieles ruhiger gestalten und der Inhalt auch an Gehalt gewinnen.

9. Altadeliche Haus-, Hof- und Familiengeschichten. Roman von Hermann von Maltitz. Erste Abtheilung: Die von Vahsel. Vier Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 5 Thlr.

Wie es nach dem allgemeinen Titel dieses Romans: „Altadeliche Haus-, Hof und Familiengeschichten", scheint, wird uns H. von Maltitz in verschiedenen Abtheilungen die Beziehungen des Adels zu bestimmten Richtungen der Zeit vorführen, durch diese Adelsgeschichten aber überhaupt uns ein allgemeines Bild von der Stellung geben, die der Adel in unserm modernen Leben einnimmt. Die Aufgabe, die sich H. von Maltitz gestellt hat, ist demnach ungefähr dieselbe, wie die, welche der Verfasserin des Romancyklus: „Von Geschlecht zu Geschlecht", vorgeschwebt hat. Die erste, scharf pointirte Frage ist: Wem gehört die Zukunft, dem Ritterthum oder der Industrie? Es ist die Zeit geschildert, wo der Adel, im Besitz des Grundbesitzes, sich sträubte, die Landwirthschaft mit der Industrie zu verbinden; wo er die Volkskraft, die in Industrie und Kapital sich zeigt, nicht anerkennen wollte. Die sich bekämpfenden Parteien sind sich ihrer Aufgabe durchaus bewußt. Die adeliche Casinopartei kämpft gegen Verkoppelung, Ablösung, Gewerbe und Handelsfreiheit, dagegen für Befestigung des Grundbesitzes, Beschränkung der Wechselfähigkeit, für ritterschaftliche Creditbanken, Concessionen u. dgl. Ihre Verbündeten finden sie in der reactionären Partei des Adels, in den Zünften, auf dem Lande. Die Opposition bekennt sich zu der Theorie von Adam Smith, zum Princip des laisser faire. Ihre Bundesgenossen sind der große Handel und die Industrie.

Die großen Principien sind in dem vorliegenden Romane trefflich zur Gestaltung gebracht. Als Haupt der Casinopartei erscheint der Oberkammerherr von Vahsel, der die Misachtung gegen die Industrie so weit treibt, daß er mit seinem Nachbar, Hrn. von Lehnen, einem industriellen Landwirth, in offener Feindschaft steht. Sein Leben am Hofe, später sein Ministerposten machen es ihm unmöglich, sich um sein Gut zu bekümmern; betrogen von seinen Wirthschaftern, gezwungen zu standesmäßigen Repräsentationsausgaben, die mit den Einnahmen nicht im Einklang stehen, sieht er sich dem Ruin nahe. Dieser wird noch beschleunigt durch seinen politischen Sturz, durch den Sieg seiner Gegner. Dabei erlebt er, daß in seiner eigenen Familie der Gegensatz gegen seine Principien hervortritt. Sein ältester Sohn, der Gardecapitän Benno, ein stiller, arbeitsamer Mann, hat lange den Schein geahnt, der mühsam erhalten wurde; die Tochter Agnes unternimmt es, den verblendeten Sohn des Hrn. von Lehnen zur Thätigkeit zurückzuführen. Endlich, um den Sieg der Gegner recht bemerkbar zu machen, mischen sich die Erben eines durch Arbeit erworbenen, durch Betriebsamkeit bewahrten Vermögens — also alles, was der Oberkammerherr haßt — mit dem Blute der Vahsel und retten die Existenz des alten Geschlechts. Der Oberkammerherr, alt geworden in seinen unhaltbaren Principien, ist eine prächtig gezeichnete Figur. Die Noblesse ist ihm angeboren, er schreckt zurück vor jeder unedeln That, vor jedem Gewaltstreiche, zu dem ihn seine Verbündeten treiben wollen. Sein Rathgeber ist namentlich der Drost von Drönnewitz, der Diplomat der Casinopartei. Diese freilich schreckt vor keiner Consequenz zurück, Octroyirungen, kleine Revolten, eine Palastrevolution werden versucht, der Kronprinz gegen den König in Opposition gebracht. Als Führer der Gegenpartei erscheinen namentlich der Finanzminister von Haspelmath, der Bankier Friedmann, während der Hr. von Lehnen und der Director Müller praktisch Zeugniß ablegen von der Richtigkeit ihrer Principien.

Eine ganz besondere Sorte von Industrierittern sehen wir bei beiden Parteien. Im Casino begegnet uns der Bruder des Oberkammerherrn, ein aus Rücksichten bis zum General beförderter Mann, der, wie sein Neffe Hector, vom Spiel und Schuldenmachen lebt. Daß beide das corriger la fortune ungeschickt betreiben, der eine beim Spiel, der andere beim Menschenraub, um in Besitz eines Gutes zu gelangen, bringt sie in öffentliche Verwickelungen, welche die Kraft des sonst ehrenwerthen alten Vahsel vor der Zeit brechen. Auch die praktisch-philosophische Schule hat ihre Kehrseite; zu ihr gehört der Sohn des Finanzministers, der sich in einem Begegnen mit Benno erbärmlich feig und dabei frech herausfordernd benimmt; weiter der Bankier Katz und der Negociant Stöte, die den jungen, verschwenderischen Adel durch Wucher vollends ruiniren und dabei, durch Verbindung mit den Inspectoren der Grundbesitzer, diese letztern in großartiger Weise betrügen.

Lobten wir schon oben die tüchtige Gestaltung der Principien, so können wir jetzt weiter der Lösung der gestellten Aufgabe nur rühmend gedenken. Allerdings ist die Frage, die zunächst in dem Schicksale der handelnden Personen ausgetragen wird, ob nämlich der Adel sich mit der Industrie verbinden solle, lange auch für diesen entschieden. Unser moderner Adel, und nicht nur der grundbesitzende, auch die nachgeborenen Söhne, diese schon um der Zulage willen, bekümmern sich um die Spiritus- und Zuckerpreise fast mehr als wünschenswerth ist. Uns scheint jetzt weniger die Frage zu sein, wie sich der Adel zur Industrie und zum Kapital, sondern wie er sich zur Arbeit überhaupt stellt. Damit wird der Gesichtskreis ein unbedingt erweiterter, der Blick schaut nicht allein in die Höhe auf die rauchenden Fabrikschlote, nicht allein in die Tiefe der Gruben und Bergwerke, sondern weit hinaus auf unser ganzes sociales und politisches Leben. Vielleicht, daß in den weitern Abtheilungen dieser „Altadelichen Familiengeschichten" der Verfasser uns weiter führt und uns noch höhere Beziehungen schildert.

Das hier Gebotene aber können wir nur als eine durchaus tüchtige, von weitem Blick und genauester Kenntniß der geschilderten Verhältnisse zeugende Arbeit der größten Aufmerksamkeit empfehlen. Sehr geschickte Anlage

und Ausführung, gute Beobachtung, frische Schilderung, feingezeichnete Charaktere, maßvolle Vertheilung von Licht und Schatten, endlich spannende Erzählung sind nicht genug zu rühmende Eigenschaften dieses Romans.

Einige juristische Irrthümer, in denen der Verfasser sich befindet, z. B. über das Erbe der Mutter vom Kinde, wenn es bei Lebzeiten des Vaters stirbt, über Ungültigkeitserklärung einer Verschreibung u. s. w., wünschten wir verbessert. Die IV, 12 ausgesprochenen Ansichten über das Recht der Natur dürften doch vom sittlichen Standpunkt einiges Bedenken erregen.

A. Freiherr von Loën.

Eine berliner Emancipirte.

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Nebst Briefen von A. von Humboldt, Rahel, Varnhagen, Gentz und Marie von Meris. Herausgegeben von Alexander Büchner. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 24 Ngr.

Ein interessanter Beitrag zur Charakteristik unserer Genialitätsepoche aus der Zeit der Schlegel'schen „Lucinde" und der Schlacht von Jena. Aus dem Romane der Fanny Lewald kann man hierüber wenig lernen, da ist alles idealisirt oder vielmehr es opalisirt alles in einer theoretischen Verklärung. Wer in den hier mitgetheilten Briefen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der lernt die Lebenspraxis der genialen Männer jener Zeit besser kennen. Pauline Wiesel lebte mit der Orthographie wie mit der Moral auf einem gespannten Fuße; doch in Bezug auf die erstere wurde sie von dem Prinzen Louis Ferdinand wacker unterstützt und durch das zweite gerade wurde sie den Stark- und Freigeistern jener Epoche eine interessante Erscheinung. Freilich mußte noch etwas hinzukommen, um dies zu bewirken — Pauline Wiesel war eine Schönheit. Daß sie nebenbei eine verheirathete Frau, seit 1800 die Gattin des Kriegsrath Wiesel war, kam wenig in Betracht, da der kaustische und nihilistische Gemahl selber geringen Werth auf diesen Besitz zu legen schien. Es klingt sonderbar, wie der Prinz und sie über Treue und Untreue phantasiren; er ist entzückt von ihrem Ausspruch: „Wenn man eine Untreue thun kann, ist es, als wenn es geschehen wäre." Dies bezieht sich aber nur auf ihr gegenseitiges Verhältniß; der Ehegatte hat damit nichts zu thun. Der Feinschmecker Gentz, der sich erst in spätern Jahren (1811, 1815 und 1817) näher um die schöne Pauline kümmerte, führt eine echt diplomatische Correspondenz mit ihr, die wenig mehr enthält als Einladungen zu Congressen. Wenn man diese Visitenkarten und diplomatischen Noten mit Verständniß liest, so kann man über ihre Bedeutung nicht im Zweifel sein, so selten sich auch eine Quittung findet, wie die folgende: „Vous m'avez fait passer hier une soirée délicieuse." Da kann man doch nur an die Situationen der „Lucinde" denken. Varnhagen behandelt gar die schöne Pauline wie ein Kind und handelt ihr die Briefe der Rahel, das Stück für einen Dukaten, ab. Dieses Sendschreiben erscheint uns höchst charakteristisch für Varnhagen's diplomatische Gewandtheit; er weiß die schwachen Seiten derjenigen, mit denen er zu verhandeln hat, sehr gut herauszufinden und trifft auch für jeden den rechten Ton. So athmen seine Briefe an Pauline Wiesel eine gewisse Herablassung von geistiger Höhe und dabei haben sie etwas confidentiell Aufgeknöpftes. Auch Alexander von Humboldt ist vertreten unter den Briefstellern der emancipirten Schönen. Er schreibt ihr am 1. Februar 1808 unter anderm: „Ich umarme Sie innigst. Um mich her ist alles wüst und leer; ich ginge 12 Stunden zu Fuß, um Sie zu sehen." Das darf freilich bei dem Weltwanderer nicht wundernehmen, der, um eine Naturschönheit zu sehen, noch weiter gegangen ist.

Den Kern der Sammlung bilden die Briefe des Prinzen, aus denen in der That eine heiße, fast innige Leidenschaft athmet. Der Herausgeber sagt von ihm:

Der Prinz ist kein Mann, der auf der Schule oder in den Salons gelernt hat seine Leidenschaften in Syllogismen zu verschneiden und seine Empfindungen in Perioden zu vermessen. Ihn reizt keine Mannichfaltigkeit eleganter Redewendungen; er liebt, und daß er liebt, muß er schreiben oder vielmehr sagen, und brächte es ihn zu hundertfachen Wiederholungen. Er ist nackt und wahr wie die Antike, einfach wie sie; er jauchzt wie eine Bacchantin, er schreit und flucht vor Zorn und Schmerz trotz Ajax und Philoktet. Nichts wird da abgerundet, ausgeschmückt, zugestutzt; zuweilen steigt seine Naivetät bis zur Erhabenheit. Seine homerische Natürlichkeit mag hier und da ihre lächerliche Seite haben, aber er wollte ja kein Schriftsteller sein. Die Poesie der Sinne beherrscht ihn ganz, er ist trunken von diesem süßen Wahn — aber er geht ja auch in den sichern Tod als ein Fürst und mit dreiunddreißig Jahren — tadle ihn, lache ihn aus wer mag!

Das psychologische Räthsel dieser Leidenschaft löst uns der von Varnhagen mitgetheilte und ins Orthographische übersetzte Brief des Prinzen an Rahel, den auch der Herausgeber in den Vorbemerkungen mittheilt, und dem wir die folgende charakteristische Stelle entnehmen:

Pauline misgriff meinen Charakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu lassen; bis endlich, wie Sie wissen, es aufloderte, ich sie trotz den Menschen, trotz mir, ja ihrer selbst, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festkettete; rechnen Sie noch hinzu den ans Magische grenzenden Liebreiz, den sie für mich hatte — den Stolz meines Charakters! Wie oft sahen Sie mich nicht kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, dasitzen, kalt und gleichgültig, wenn andere Pauline herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verspotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben — sie sollte wieder an sich selbst glauben; ich dachte, sie sollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüsse aller Art verschönern —; überdem ist bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaction der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — sie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen.

Diese kritische Stimmung bricht in den Briefen an Pauline seltener hervor, und nur in dem Abschiedsbriefe, als der Held in den Krieg zieht, ist sie neben glühender Leidenschaftlichkeit zwischen den Zeilen zu lesen:

Arme liebe Pauline, ewig sind meine Gedanken bei dir mit

dir gewesen, jeden Augenblick suchte ich Dir zu folgen bis zu deiner Ankunft in Berlin. Pauline ich fühle es so war, so tieff nur durch dich binn ich wahrhaft glücklich nur du verbreitest über meinem ganzen Wesen einen seelen Zauber aus, der Gedanke an dich du Liebe du, mülscht sich allem, von dir meine Pauline erwarte ich auch nur Glück. Wie innig ich dich Liebe, sehe ich selbst daraus daß ich dich selbst deine Fehler, nicht wegwünschte, alles in dir trägt ein unverkennbares gepräge von Wahrheit, deine Aufwallungen, deine Ungerechtigkeiten, alles Lieb ich obgleich es mich quält, sowie ich es dir sagte, und es fühle nichts könte ich Dir wünschen, nichts mögte ich anders wissen obgleich ich wenn ich vieles von andern oder an andern wie dich so sähe, ich es tadeln und nicht Lieben würde, bei dir scheinen mir alle diese kleine Fehler nur Auswüchse einer zu Kraftvollen Natur zu seyn in der manches zwar nicht ganz entwickelt, vieles zurückgehalten, indessen nichts schöne ganz erstickt worden. Du Liebe Unnatige Pauline du Englische Pauline — unendlich schwer war es dich zu erziehen und dich nicht zu verderben — alles schöne alle Kraft die in deinem Wesen liegt zu entwickeln, dazu gehörte ein Geist wie es wenige giebt! — auch das ist mir gewiß daß vielleicht eine höchst vollkommene Erziehung dich zwar zu einem in anderer Art sehr interessanten Wesen würde gebildet haben aber daß auch vielleicht manch andere in dir wäre verborgen geblieben, welches nun so [illegible] same Wendungen und Ereignisse, in deinem Leben, in dir [illegible] geregt haben und die dich dem der dich so wie ich [illegible] dein Wesen so ergriffen, vielleicht noch Reizender machen [illegible] Der unendliche Reiz den du für mich hast ist unbeschreiblich — du kennst ja die Wunder unserer Liebe, und so wie wir [illegible] Kelche der Wollust tranken, thaten es wenige — Meine Pauline, meine liebe Pauline ich rechne ganz auf deine Liebe, [illegible] und soll mir Lohn seyn wenn ich zurückkomme und dich [illegible] an das Herz drücken werde.

Pauline Wiesel ist eine Erscheinung, die uns [illegible] aus jener romantischen Sturm- und Drangepoche unserer Literatur erklärt, welche sich bis hinauf in das classische Leben von Weimar erstreckte; sie ist eine Emancipirte [illegible] aller Naivetät, ohne sich über Theorien, wie ihre Freundin Rahel, den Kopf zu zerbrechen; es ist der Cultus der schönen Sinnlichkeit, den sie vertritt, ohne allen Sturm und Drang der Weltverbesserung.

17.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Der **sechste Jahresbericht** über den Stand und die Wirksamkeit der **Deutschen Schiller-Stiftung** ist von dem Verwaltungsrath herausgegeben worden. Obgleich er unter der Herrschaft der alten Statuten, welche doch in so vieler Hinsicht gegen die revidirten zurückstehen, entworfen wurde, so gibt er immerhin den erfreulichen Beweis, daß das Institut selbst, unerschüttert durch die Stürme der letzten Zeit, sich fortentwickelt und dem deutschen Schriftstellerstand ein Asyl von wachsender Sicherheit gewähren wird.

„Der Charakter der Aufgeregtheit“, sagt der Bericht bald am Eingange, „den noch die erste Hälfte dieses Jahres an sich trug, ist geschwunden, der innere und äußere Friede der Stiftung ist wiederhergestellt, und so konnten die zu dem Ehrenamte des «Verwaltungsrathes» berufenen Männer, nachdem die Generalversammlung vom 7. Juni 1865 zur Restituirung der alten «Satzungen» als dem allein möglichen Auskunftsmittel gegriffen hatte, um die infolge der bekannten Differenzen für einige Zeit bedrohte Wirksamkeit der Stiftung vor einer gänzlichen Lähmung zu bewahren, ungestört der schönen Aufgabe sich widmen, ein Institut zu leiten, das dazu bestimmt ist, dem «ernst und treu schaffenden Genius» der leider so selten lohnenden geistigen Arbeit im deutschen Vaterlande eine hülfsbereite Zufluchtsstätte zu bieten. Wenn das Zurückgreifen auf die alten Statuten, dieser durch die Umstände gebotene Schritt, durch welchen auf die Vortheile, ja man kann sagen, die Errungenschaften der in den «revidirten Satzungen» enthaltenen praktischen Einrichtungen für längere Zeit verzichtet ward, allerdings ein entsagungsvoller war; seine volle Rechtfertigung findet er gewiß in dem alten bewährten Spruche: «Das Wohl der Stiftung mußte als oberstes, allein maßgebendes Gesetz gelten.» Zum erstenmal seit der förmlichen Constituirung unserer Stiftung wurden Vorort und Verwaltungsrath aufs neue bestellt; Ort und Personen der Geschäftsleitung wurden zum ersten male gewechselt. Daß eben dieser Wechsel, einige unwesentliche Störungen in den ersten Wochen abgerechnet, ohne gewaltsame Unterbrechung des Geschäftsganges sich vollziehen ließ, zeigt für die gesunde Organisation unsers Instituts. Ihr allein ist es zu verdanken, daß die veränderten Verhältnisse sich für den geregelten Gang der Geschäftspraxis nicht fühlbar erwiesen. In genauester Befolgung der einschlägigen Bestimmungen der Geschäftsordnung übergab der abgetretene Vorort an den neu eintretenden das gesammte Archiv, die Rechnungsausweise, Kassenbestände u. s. w., und nur die musterhafte Ordnung, [illegible] wahrhaft scrupulöse Genauigkeit und Uebersichtlichkeit, in [illegible] cher das Inventar der alten Geschäftsleitung auf die neue [illegible] ging, ermöglichten ohne vieles Um- und Anfragen die [illegible] Weiterführung des wahrlich nicht so leichten Werks; ein [illegible] stand, der gewiß schwer in die Wagschale fällt, wenn man [illegible] denkt, daß eine fast sechsjährige, vielfach verzweigte und [illegible] einem fremden Orte geführte Thätigkeit gleichmäßig [illegible] sein wollte. Die in den ersten Tagen des December [illegible] am Sitze des Vorortes abgehaltene verwaltungsräthliche [illegible] ferenz sprach sich auch entschieden in diesem Sinne aus, [illegible] sie auf Antrag der Commission, welche bezüglich der dem [illegible] hern Vororte zu ertheilenden «Generaldecharge» mit der [illegible] fung und Revision der Rechnungen niedergesetzt wurde, sich [illegible] hin erklärte, «daß der Verwaltungsrath der verflossenen [illegible] im allgemeinen und der Vorort Weimar insbesondere der [illegible] tungsorganisation das eigentliche Leben eingehaucht habe [illegible] sich deshalb der gegenwärtige Verwaltungsrath für verpflichtet halte, dem Gesammtwirken des vorhergegangenen in [illegible] ausgezeichnetster Weise die Generaldecharge zu ertheilen».“

Wir erfahren ferner, daß der in Wien domicilirte Schriftsteller Dr. **Hans Hopfen** provisorisch, unter dreimonatlicher Kündigung von beiden Seiten, zum Generalsecretär der Schiller-Stiftung an Karl Gutzkow's Stelle ernannt ist. [illegible] darf diese Wahl gewiß billigen. Hopfen hat nicht nur [illegible] seinen Roman „Peregretta“ sich in würdiger Weise in [illegible] Kreis der deutschen Unterhaltungsschriftsteller eingeführt; er [illegible] sich auch durch einige seiner, in dem „Münchener Dichterbuch“ enthaltenen Gedichte, namentlich durch das in Gedankeninhalt und Form gleichmäßig hervorragende Gedicht: „Die [illegible]“, als einen künstlerisch strebenden Poeten bewiesen, welcher [illegible] geeignet erscheint, die Berechtigung der Candidaten der Schiller-Stiftung zu prüfen, namentlich insoweit dieselbe durch den Gebrauch künstlerischer Formen bedingt ist.

Die Einnahmen der Schiller-Stiftung beliefen sich [illegible] Jahre 1865 auf 20094 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf. und 12[illegible] ö. W., eine immerhin beträchtliche Summe, durch [illegible] schon manche Nothwendigkeit, manches strebende Talent [illegible] thigt werden kann. Der Gesammtbetrag der sowol aus [illegible] Centralkasse als von den Zweigstiftungen gewährten Unterstützungen beträgt 16511 Thlr. 12 Sgr. 10 Pf. und 855 [illegible] ö. W. Der Posten der lebenslänglichen Pensionen, [illegible] denen sich z. B. eine zu 500 und fünf zu 300 befinden, [illegible]

gegen früher eine nicht unwesentliche Zunahme erfahren; aber auch die Ziffer der ein- und mehrjährigen, sowie einmaligen Unterstützungen ist gestiegen. Die Mittheilung der einzelnen Unterstützungsbeträge hat weiter kein Interesse, da durch die Rückkehr zu den alten Statuten die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist und deshalb die Namen der einzelnen, von der Stiftung bedachten Autoren nicht genannt werden dürfen. Doch wissen wir aus den Veröffentlichungen jenes kurzen Interregnums, in welchem die revidirten Statuten und mit ihnen der Segen der Oeffentlichkeit herrschte, daß sich unter den Pensionären der Deutschen Schiller-Stiftung eine große Zahl von namhaften Vertretern unserer Literaturepoche befindet.

Zu bedauern bleibt es, daß die Zahl der Zweigstiftungen noch immer keinen Zuwachs gefunden hat. Nur in Brünn stand die Constituirung eines Zweigvereins bei Abfassung des Berichts in naher Aussicht und ist wahrscheinlich jetzt bereits eine vollendete Thatsache geworden. Außerdem hat die Zweigstiftung Nienburg sich zu einer hannoverischen Schiller-Stiftung erweitert, und wird hoffentlich diesen Namen mit der That führen, wenn der warme Aufruf der Stiftung um werkthätige Unterstützung und herzliches Entgegenkommen von seiten der hannoverischen Städte den gewünschten Anklang gefunden haben wird.

Der Bericht des Verwaltungsraths schließt mit folgenden dankbaren Rückblicken und frommen Wünschen, welche die Friedenspfeife von Stiftung zu Stiftung kreisen lassen, die in letzter Zeit so bedenklich ausgegangen war:

„Es erübrigt noch am Schlusse dieses Berichts einer Pflicht der Dankbarkeit zu genügen. Sie gilt den Männern, die unter den schwierigen Verhältnissen, aber allzeit bereit, dem Dienste unserer Stiftung ihre meist mühsam errungene Muße zu widmen, mit solcher Einsicht, Tüchtigkeit, Geschäftskenntniß und Umkraft das Werk leiteten und fortführten, auf dessen Gedeihen so viele Hoffnungen, auf dessen Gelingen die Augen des Vaterlandes gerichtet sind. Wir meinen die Mitglieder des frühern Vororts und Verwaltungsraths! Eine gleiche Pflicht der Dankbarkeit gebietet uns, Herrn Dr. Köster in Weimar, der mit nicht genug zu schätzender Bereitwilligkeit während der Vacanz des Generalsecretariats der Mühewaltung dieses Postens sich unterzog, für diesen zur innigsten Befriedigung des Verwaltungsraths unserer Stiftung geleisteten Dienst hier die ihm gebührende herzlichste Anerkennung auszusprechen. So möge denn für unsere Stiftung auch die neue Verwaltungsperiode als eine nach jeder Richtung hin segensvoll ersprießliche und gedeihliche sich gestalten. Die schöne Schöpfung jener unvergeßlich schönen Tage, in denen die deutsche Nation die hundertjährige Geburtsfeier eines ihrer größten Söhne beging — unsere Stiftung bedarf zu ihrer vollen Kräftigung des innern und äußern Friedens. Diesen ihr zu bewahren, die zerstörenden Mächte der Zwietracht und Entzweiung von ihr fern zu halten, wird die Aufgabe des Verwaltungsraths und der Stiftungsgenossen sein. Möge ein gütiges Geschick dieses Vorhaben unterstützen!"

Eine niederdeutsche Ausgabe des „Eulenspiegel".

Die älteste bekannte Ausgabe des Eulenspiegel stammt aus dem Jahre 1519 und ist in hochdeutscher Sprache abgefaßt. Man hat alle Ursache, mit dem Herausgeber Lappenberg, welcher kürzlich der deutschen Wissenschaft durch den Tod entrissen wurde, die Ansicht aufrecht zu erhalten, daß diese älteste hochdeutsche Fassung von Thomas Murner herrühre. Daß aber vor 1519 schon ein Druck und zwar in niederdeutscher Sprache existirte, läßt sich aus verschiedenen Einzelheiten mit Gewißheit schließen. Bisjetzt hat sich ein solches Exemplar nicht auffinden lassen, aber auch die älteste bekannte niederdeutsche Ausgabe theilt das seltsame Misgeschick, in keinem der erhaltenen Exemplare complet vorzuliegen. Glücklicherweise aber ergänzen sich die beiden Fragmente, welche die Bibliotheken zu Wien und Berlin aufbewahren, sodaß sich aus ihnen das durchaus vollständige Werk ergibt. Es war daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen, wenn sich die beiden Bibliotheksvorstände zur Herstellung eines vollständigen „Exemplars" vereinigten, aber leider können wir uns mit der Art und Weise nicht einverstanden erklären. Die Completirung geschah auf dem Wege der Photolithographie, und so entstand nicht eine Textausgabe, sondern im sinnlichen Sinn ein „Exemplar", eine Facsimile-Ausgabe, die man so gnädig war in einigen Exemplaren auch dem Buchhandel zu überlassen, unter folgendem Titel: „Tyel Ulenspiegel in niedersächsischer Mundart nach dem ältesten Druck des Servais Kruffter photolithographisch nachgebildet" (Berlin, Asher u. Comp., 1865). Der Preis für dieses Curiosum beträgt 6 Thlr., gewiß nicht zu viel in Hinsicht der gewaltigen Herstellungskosten, aber er ist entschieden zu hoch für alle, denen es auf die Sache, nicht auf eine Rarität ankommt. Wollte man eine Anschauung des äußern Gewandes des alten Drucks geben, so hätten einige Blätter Facsimile mit Berücksichtigung einiger Holzschnitte hingereicht. Die Hauptsache ist der Text, den man einfach urkundlich abdrucken mußte. Das wäre eine Bereicherung der Literatur und der Wissenschaft gewesen, die man allgemein mit Dank aufgenommen haben würde, weil eine solche Textausgabe leichter anzuschaffen ist. Uebrigens ist dieser „niederdeutsche" Druck, wie man ihn im Gegensatz zum „hochdeutschen" immerhin nennen kann, keineswegs „niedersächsisch", wie auf dem Titel zu lesen ist, sondern niederrheinisch, insbesondere kölnisch, was ganz leicht erklärlich ist, weil Servais Kruffter in Köln seine Druckerei hatte. Warum haben sich denn die Herren Verleger nicht bei einem Sachverständigen Raths erholt? Eine andere Seltsamkeit enthält die Vorbemerkung: es wird gesagt, diese niedersächsische Ausgabe steht dem ältesten Texte der „Legende" näher als irgendeine andere. Wie kann man nur die „Sage" von Eulenspiegel eine „Legende" nennen? Hoffentlich wird uns neben dem Facsimile später auch noch eine einfache und billigere Textausgabe des Kruffter'schen Drucks geboten!

Bibliographie.

Aimard, G., Die Zigeuner des Meeres. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Wießner. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Aus dem Schuldgefängnisse! Ein Beitrag zur preußischen Culturgeschichte. Berlin, Vogel u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Cogitant. Flugblätter für Freunde naturalistischer Weltanschauung. Herausgegeben und redigirt von E. Loewenthal. Jahrgang 1866. 12 Nrn. Berlin. Gr. 8. Vierteljährlich 10 Ngr.

Geist, H., Die klassische und christliche Bildung im Lichte des Conservatismus. Ein Vertrag. Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heinrich, J. B., Die Klöster in der Geschichte. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Held, J., Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 5 Thlr.

Jgnjasović, J., Der Serbe und seine Poesie. Aus dem Serbischen. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 5 Ngr.

Kampschulte, H., Geschichte der Einführung des Protestantismus im Bereiche der jetzigen Provinz Westfalen. Pragmatisch dargestellt. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr.

Lautier, G. A., Der historische Christus. Mit Rücksicht namentlich auf den deutschen Protestantenverein und Schenkels Charakterbild Jesu. Berlin, Neumann. Gr. 8. 10 Ngr.

Lever, C., Luttrell von Arran. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Helene v. Waldheim. 1ster und 2ter Bd. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rietter, A., Breviarium der christlichen Ethik. Regensburg, Pustet. 12. 1 Thlr. 27 Ngr.

Roscher, W., System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Wörner, B., Lebende Bilder. Zum Beschauen für das Volk. 2 Abtheilungen. Augsburg, Schlosser. Gr. 16. à 18 Ngr.

Zingerle, I. v., Eine Geographie aus dem 13. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Lex.-8. 12 Ngr.

Zmijka, J. B., Die Göttlichkeit des Christentums und die Nichtigkeit des Razionalismus oder des Naturalismus der Gegenwart. Kritisch beleuchtet. Teschen, Prochaska. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Zustände und Eigenthümlichkeiten in den baltischen Provinzen Russlands. Bautzen, Schmaler u. Pech. 1865. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 15. März 1866.

Inhalt: Zur Charakteristik Ludwig's XIV. — Gustav Rümelin's Shakspeare-Studien. Von **Rudolf Gottschall.** (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — Strauß' neues „Leben Jesu" in England. — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur Charakteristik Ludwig's XIV.

Die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. Geschichtliche Studie, Vorstudie zu einer „Geschichte der Regentschaft". Von Wilhelm Krohn. Jena, Costenoble. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser nennt sein Buch eine geschichtliche Studie und begegnet dadurch von vornherein dem Einwand, daß dasselbe weder in Form noch Inhalt den strengen Anforderungen, welche man an ein pragmatisches eigentliches Geschichtswerk zu stellen berechtigt ist, zu genügen vermöge. Seinem Werke liegen augenfällig hauptsächlich die im vorigen Jahrhundert in so großer Anzahl erschienenen Memoiren jeglichen Kalibers zu Grunde. Stil und Schreibweise wissen zwar den gewöhnlichen salopen Ton der Memoiren zu vermeiden, fallen auch an nur wenigen Stellen in die dem Romane eigenthümliche schwungvollere und phantasiereichere Diction, aber die keusche, nüchterne Sprache der maßvollen Klio hat sich der Verfasser doch noch nicht anzueignen gewußt. Wir erinnern insbesondere an die Schilderung der Frau von Maintenon, der Intriguen der Fürstin Orsini und anderes. Auch beschäftigt sich das Buch im ganzen doch zu wenig mit der Hauptperson, mit Ludwig XIV., indem der spätere Regent, Herzog Philipp von Orleans, zu sehr in den Vordergrund tritt. Der Verfasser gibt durch die ganze Art und Weise, wie er jeden Augenblick auf den Herzog von Orleans zurückkommt und ihm mehr Beachtung schenkt, als dem, der dem Titel zufolge als der Held des Buchs betrachtet werden muß, deutlich zu erkennen, daß er die letzte Regierungsperiode Ludwig's XIV. nur darum zum Gegenstande seiner Studien machte, weil in derselben die Intriguen gesponnen wurden, die zu zerreißen der Herzog von Orleans sofort nach dem Tode des Königs alle seine Kraft und Talente in Anwendung zu bringen genöthigt war und weil nicht nur der Beginn und Verlauf dieser Intriguen, sondern auch die Motive, denen sie entsprungen, zum größten Theil unverständlich und in hohem Grade befremdlich erscheinen, wenn man nicht auf das genaueste davon unterrichtet ist, unter welchen Einflüssen Ludwig XIV. in seinen letzten Lebensjahren stand und mit welch wahrhaft teuflischen Mitteln man auf den armen großen König zu wirken versuchte.

Daß aber trotz der Blindheit, mit welcher der hoch in den Siebzigen stehende Monarch geschlagen war, daß trotz des Gängelbandes, an welchem ihn Frau Maintenon und sein unähnlicher Lieblingssohn, der Herzog von Maine, ganz nach Gefallen führten, der stolze alte Mann immer noch so viel Kraft und Energie besaß, um ein gewisses Maß von Rechtlichkeitsgefühl nicht zu verleugnen und um den Verfolgungen und Verleumdungen wenigstens da, wo sie ihm zuzumuthen wagten, die eigenen Mitglieder seiner Familie anzutasten und die Ehre seines königlichen Hauses mit Schmach und Schande zu bedecken, ein festes Halt zu gebieten: dies muß uns bei all unserer Abneigung gegen den eiteln, tyrannischen, abergläubischen König mit einer gewissen Hochachtung vor seinem Charakter und Ehrgefühl erfüllen. Nicht der glänzende Hof, nicht die zahlreichen Kriege, die Erwerbung fremder Provinzen, die stolze Sprache und Haltung, welche der Herrscher Frankreichs gegen ganz Europa führte, vermögen den einsichtigen deutschen Leser zu blenden, wol aber die Würde und die stolze ungebeugte Haltung, welche er während seiner spätern Regierungsjahre bewahrte, während der Zeiten der herbsten und traurigsten Unglücksfälle, welche nicht nur Frankreich, sondern den König persönlich in seiner eigenen Familie heimsuchten. Hier erscheint Ludwig XIV. wirklich groß, wenn auch nicht als König, so doch als Mensch und Familienvater. Die französischen Historiker wissen zwar in der Regel diese Charakterzüge wenig zu würdigen, sie würden auch nicht leicht die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. zum Gegenstande ihrer Darstellung gemacht haben, denn den Franzosen war auch ihr „großer König" nur so lange groß, als ihm das Glück lächelte, nur so lange war sein Despotismus ein berechtigter.

Es ist insofern allerdings ein Verdienst des vorliegenden Buchs, die Charakterzüge, welche den großen König wirklich groß erscheinen lassen, uns recht zur Anschaulichkeit zu bringen. Da der Verfasser uns nur die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. vorführt, so hatte er sich damit selbst der Gelegenheit beraubt, seinen Helden uns im

vollen Glanze seines Wirkens darzustellen. Nicht nur die Beziehungen Frankreichs zum Auslande hatten für dasselbe eine gegen die jüngste Vergangenheit demüthigende Wendung genommen, nicht nur die Kriege nahmen einen unglücklichen Verlauf und Spanien schien für die Bourbonen verloren, sondern auch in den innern Verhältnissen des Reichs sah es traurig aus, die Unzufriedenheit der Bevölkerung war in rascher und stetiger Zunahme begriffen.

Unter diesen Umständen hat es zwar der Verfasser gerade nicht unterlassen, die auswärtigen Verhältnisse, die Kriegführung und die spanischen Wirren besonders ausführlich, namentlich die letztern, zu besprechen, es ergab sich aber ganz von selbst, daß das Hauptaugenmerk eben nur dem galt, was wirklich in fortdauernd näherer Berührung mit dem König stand: dies waren aber damals nur seine Familie, die Maintenon mit eingerechnet, und der Hof. Vom König als Regent und Herrscher erhalten wir nur sehr dürftige Andeutungen; wir erfahren nicht einmal, was doch erst wieder Guizot in seiner „Geschichte der Civilisation in Europa" eingehend behandelt hat, daß Ludwig XIV. der eigentliche Gründer der französischen Centralisation, der Schöpfer der so vollendeten bureaukratischen Regierungsweise in Frankreich war. Aber eben als Regent fühlte sich Ludwig in seinen letzten Lebensjahren selbst so wenig mehr, der Abstand gegen seine eigene Vergangenheit kam ihm so groß vor, daß er, wenn er von derselben sprach, sich öfters des Ausdrucks bediente: „Quand j'étais roi." Um so mehr fühlte er sich dagegen in seiner stolzen Würde als Mittelpunkt des Hoflebens, des bis ins kleinlichste ausgebildeten Etikettenzwangs. Das eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm als König und der übrigen (französischen) Menschheit als Unterthanen bildende Ceremoniell wurde von ihm unter keinen Umständen verletzt, er selbst erschien in allen Lagen als der Architypus der königlichen Würde und Grandezza. Ohne jede Spur von Gespreiztheit und Affectation imponirte er noch bis in sein höchstes Alter durch die ihm angeborene Würde. Er hätte es darum auch zur Erhaltung seines königlichen Ansehens wahrlich nicht nöthig gehabt, keine, auch nicht die geringste Abweichung von der bestehenden Hofetikette selbst unter noch so gerechtfertigten Umständen zuzulassen. Aber er ging noch weiter: alle, auch die Glieder seiner Familie, mußten sich stets allen seinen Launen fügen, durften ihm nie in liebgewordenen Gewohnheiten eine Störung verursachen. Ludwig XIV. war hierin wie in allem der vollendetste Despot und Egoist. Wie für die Regierung des Staats kein Wille außer dem seinigen Geltung haben sollte — sein Wahlspruch „l'état c'est moi" ist ja hinlänglich bekannt —, so sollte es auch in seinem Privat-, in seinem Familien- und Hofleben der Fall sein: alle in seiner Umgebung sollten nur Marionetten sein, deren Fäden er in seiner Hand hielt und nach Belieben in Bewegung setzte. Was er angeordnet und befohlen hatte, war unwiderruflich. Der König war zwar keineswegs ohne Gefühle der Zuneigung gegen einzelne Glieder seiner Familie; doch auch diese mußten sich unbedingt unterwerfen und Folge leisten, mochte auch im einzelnen Falle dieser Gehorsam mit den größten Uebelständen, ja mit Lebensgefahr verbunden sein. Noch weniger Rücksichten nahm er gegen seine Maitressen:

Nie hatte er zu Gunsten eines andern Menschen seiner Selbstsucht entsagen, nie einen Widerspruch gegen seine Launen oder auch nur die geringste Beeinträchtigung der ihm liebgewordenen Gewohnheiten dulden wollen. Und nicht einmal die, welche ihm am nächsten standen, mit deren Leben sich seine Neigungen und Gefühle verwebt hatten, blieben vor den Aeußerungen seiner rücksichtslosen Willkür bewahrt, denn sein Herz war verhärtet worden durch die Gewohnheit, sich als den steten Mittelpunkt alles Seins, als das Ziel aller Blicke und Aufmerksamkeit zu betrachten. Er hatte fast verlernt, eine Gegenseitigkeit zwischen sich und der übrigen Menschheit anzuerkennen. Wenn er Frau von Maintenon besuchte und sie unpäßlich, von Kopfweh gepeinigt oder gar im Fieber liegend fand, so hinderte ihn das nicht, alle Fenster öffnen zu lassen, weil er die frische Luft liebte, oder die gewohnte Gesellschaft zu ihr zu entbieten und die Hunderte von Kerzen anzünden zu lassen, „die (ihr eigener Ausdruck) wie ebenso viele Dolchstiche in ihren zuckenden Nerven bohrten". Selbst in der Zeit seiner zärtlichsten Gefühle für seine Maitressen nahm er auch nicht die geringste Rücksicht auf ihr Wohlbefinden, soweit nicht das eigene davon bedingt war. Auch dann, wenn sie schwanger waren, gestattete er ihnen nicht, daß sie sich von den Reisen, die er unternahm, ausschlossen oder auch nur in irgendeiner Weise von den strengen Regeln der Etikette entbanden. Stets mußten sie im Staatskleide, geschmückt und geschnürt, zu jeder Zeit, wenn es ihm beliebte, auf seinen Wink bereit sein, nach Flandern und noch weiter reisen, allen Festlichkeiten, die während dieser Reisen veranstaltet wurden, beiwohnen, tanzen, wachen, bei der Tafel erscheinen und sich stets heiter und angeregt zeigen, selbst nicht durch die leiseste Aeußerung verrathen, daß sie unter solchen Strapazen litten.

Wenn der Hof in den verschiedenen Jahreszeiten von einem der königlichen Schlösser nach dem andern übersiedelte, nach Marly oder Fontainebleau fuhr, durfte niemals irgendeines der königlichen Familienglieder fehlen, auch Krankheit gewährte kaum einen genügenden Entschuldigungsgrund, und selbst wenn die Frauen seiner Enkel schwanger waren und die Beschwerden einer solchen Fahrt ihren zarten Gesundheitszustand zu gefährden drohten, litt der König durchaus nicht, daß sie auf ihnen fehlten. Mehr als einmal war dadurch die Hoffnung eines Zuwachses seines Familienkreises vereitelt worden; trotzdem drang er nach wie vor auf ausnahmslose Befolgung dieser von der Etikette seines Hofs vorgeschriebenen Gebräuche.

Als nun wiederum einmal die Vorstellungen der Aerzte, selbst die Besorgnisse, die Frau von Maintenon geäußert, unbeachtet geblieben und die Herzogin von Bourgogne trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft nach Ablauf eines kurzen Aufschubs, zu dem sich der König in Rücksicht auf ihr leidendes Befinden verstanden hatte, genöthigt worden war, an der Fahrt nach Marly theilzunehmen, hatte dieselbe abermals nachtheiligen Einfluß ausgeübt, und eine Fehlgeburt war die Folge. Ludwig XIV. vernahm diesen Unfall mit Gleichgültigkeit, und ohne auch nur im mindesten seinen Eigensinn, der ihn verschuldet, zu bedauern, theilte er die Nachricht seinem Hofe mit, der ihn auf seinem Spaziergang in den Gärten von Marly begleitet hatte und zuschaute, wie der König, am Bassin stehend, den Karpfen Brocken zuwarf.

Den Höflingen entfuhr ein Ausruf der Bestürzung, und einer derselben äußerte die Besorgniß, daß die Herzogin, weil ihr mehrmals derselbe Unfall begegnet wäre, vielleicht nie wieder Kinder bekommen möchte. „Und wenn das nun wäre", unterbrach ihn Ludwig XIV. ärgerlich, indem er für einen Augenblick seine Lieblingsbeschäftigung einstellte, „was thäte es mir? Hat sie nicht schon einen Sohn? Und wenn der stürbe, ist der Herzog von Berri nicht schon alt genug, sich zu vermählen

und Kinder zu zeugen? Was liegt mir daran, ob die Thronfolge auf seine oder ihre Kinder übergeht? Sind sie nicht alle meine Enkel? Dieu merci!" fügte er dann mit wachsender Heftigkeit hinzu, „sie hat eine Fehlgeburt gethan, weil es einmal so sein sollte. Ich werde nun doch nicht mehr von den lästigen Vorstellungen der Aerzte und den mir ebenso widerlichen Bedenklichkeiten alter Weiber in meinen Reisen, und was mir sonst zu thun beliebt, gestört werden. Ich werde jetzt wieder ganz nach meinem Gefallen leben können und man wird mich in Ruhe lassen."

Aber die Nemesis blieb nicht aus und die gerechte Strafe ereilte den übermüthigen Monarchen noch bei Lebzeiten. Einmal erfolgten so viele Todesfälle in seiner Familie, daß ihn fast nur ein einziger Urenkel von schwächlicher Gesundheit überlebte, und auf der andern Seite trugen schließlich die „alten Weiber" dennoch den Sieg davon. Der große König, dessen Wille allmächtig sein, vor dessen Launen sich alle ohne Ausnahme beugen sollten, wurde doch endlich der Spielball in den Händen eines verschmitzten, heuchlerischen alten Weibes von dunkler Herkunft. Nicht Ludwig XIV., sondern die Witwe des Dichters Scarron regierte zuletzt in der That Frankreich; sie wußte dem König so schlau und fein ihre Ideen und Plane einzugeben, daß er sie für seine eigenen hielt; die Minister empfingen ihre Instructionen von ihr, und wer gegen sie Widerstand versuchte, mußte, mochte er sonst selbst auch in der Gunst des „allmächtigen" Herrschers stehen, doch bald den Intriguen des alten schlauen Weibes weichen. Und der große Monarch hatte nicht einmal einen Deut davon, daß er sich von der Frau von Maintenon und dem wegen ihrer gemeinschaftlichen Interessen eng mit ihr verbündeten Herzog von Maine so umgarnen ließ, daß nur solche Personen ihm nahen durften, welche diesen saubern Genossen ergeben waren oder ihnen doch unschädlich dünkten. Weder seine Maitresse noch sein eigener Lieblingssohn hatten Zuneigung zu ihm, im Gegentheil hielten sie es für eine große Last, den alternden launenhaften Mann unterhalten zu müssen, und es war lediglich ihre Herrschsucht, die Eitelkeit, durch ihn herrschen und befehlen zu dürfen, was sie vermochte, seinen Launen zu schmeicheln. Durch ihre Ausdauer wußten sie aber dafür auch am Ende ihre Herrschaft so sehr zu befestigen, daß der König selbst gegen seinen Willen sich ihnen fügen mußte. Das letzte Ziel des ehrgeizigen Strebens der Maitresse und des Bastards war, daß der König ein Testament errichtete, in welchem er statt des berechtigten nächsten Agnaten, des Herzogs von Orleans, den Herzog von Maine zum Regenten und Vormund seines Urenkels einsetzte. Man scheute sich nicht, den Herzog von Orleans sogar der Vergiftung der so rasch vom Tode ereilten Enkel des Königs zu beschuldigen. Der König konnte es zwar nicht über sich gewinnen, diesen Anschuldigungen Glauben zu schenken, war auch nicht gewillt, die Grundgesetze des Staats über die Regentschaft umzustoßen, aber durch die unreellsten Mittel, bald durch Schmeicheln und geheuchelte Besorgnisse für das Wohl und Leben des noch in den ersten Lebensjahren stehenden Prinzen, bald durch Schmollen und Vernachlässigung des Königs wußten es die beiden Mitschuldigen dahin zu bringen, daß dieser sich zuletzt dennoch dazu bewegen ließ, den Herzog von Maine nicht allein zum Vormund des jungen Thronfolgers zu bestellen, sondern auch die Macht und die Befugnisse des Herzogs von Orleans zu Gunsten des Bastards Maine so zu beschränken, daß jenem nur der Titel eines Regenten übrigblieb.

Die Schilderung des grausamen Benehmens der Maitresse und des eigenen Sohnes des alten Königs sind wahrlich geeignet, nur Gefühle von Mitleiden für den armen allmächtigen Monarchen zu erwecken:

Frau von Maintenon und der Herzog du Maine waren bisher immer nur bemüht gewesen, den König zu unterhalten, ihm zu gefallen, seine Wünsche zu errathen, seine Launen zu befriedigen, und hatten, seit sie seine einzige Zuflucht geworden, ihre Anstrengungen, ihn sich zu gewinnen, noch verdoppelt. Sie hatten gehofft, ihn dadurch so sehr für sich einzunehmen, daß er ihnen jede Bitte gewähren würde. Aber da sie schon einmal in Betreff der Regentschaft auf einen so unbeugsamen Widerstand gestoßen waren, und ihn auch jetzt, wo sie ihn bewegen wollten, wenigstens auf ihre andern Wünsche einzugehen, nicht minder unnachgiebig fanden, so änderten sie plötzlich ihr Benehmen gegen ihn, da sie vollkommen sicher waren, nichts zu wagen, und ihm seine Zustimmung zu ihren Wünschen um jeden Preis entreißen wollten.

Sie bewiesen aber dadurch, daß sie in seiner kummervollen Lage so grausam sein konnten, auch noch neue Sorgen zu den vielen Schmerzen, die schon an ihm nagten, hinzuzufügen, wie wenig wahre Zuneigung sie für ihn besaßen. Trotzdem sie merkten, daß ihr unaufhörliches Drängen ihn belästigte, trotzdem sie sahen, wie schmerzlich es für ihn war, gerade den Bitten derer, die er liebte, und auf die er seine gebrochene Seele zu stützen wünschte, widerstehen zu müssen, und wie sehr es ihn betrübte, die Aeußerung ihrer Unzufriedenheit wahrzunehmen, waren sie doch so mitleidslos, unablässig an ihrem Zwecke zu arbeiten und jede Weigerung mit eisiger Kälte aufzunehmen. Sie wurden dann ernst und düster, seufzten und schwiegen, trugen nichts zur Unterhaltung bei, ließen die Aeußerungen des Königs schnell fallen, antworteten selbst manchmal nicht darauf, wenn sie nicht gerade eine bestimmte Frage enthielten, und behandelten ihn überhaupt mit mehr als unartiger Rücksichtslosigkeit.

Und sie beharrten in diesem Benehmen. Sie wollten es nicht dulden, daß sich der König ihrem Willen zu widersetzen wagte. Er mußte leiden, bis er sich fügte. Aber durch ihre Miene des Zwangs und der Traurigkeit (denn sie thaten, als wäre die Weigerung des Königs, auf ihre Plane einzugehen, ein Unglück, ein Unrecht, eine Pflichtverletzung gegen den Himmel) wurde auch der ganze Hof gezwungen, ein ähnliches Benehmen zur Schau zu tragen, sodaß bei jeder Gelegenheit, bei den Mahlzeiten, den Concerten, den Spielen, alles, was zur Erheiterung und zum Vergnügen dienen sollte, Langeweile und zwangvolle Verlegenheit ward, ohne daß der König im Stande war, sich anderswo Zerstreuung zu suchen.

Der ganze Hof sah den König verstimmt, traurig und in sorgenvoller Unruhe. Ein finsterer Trübsinn, der von innerer Beängstigung zeugte, schien auf seiner Seele zu lasten. Man fürchtete für seine Gesundheit. Allein da Frau von Maintenon und der Herzog du Maine sich stellten, als ob sie keine Veränderung merkten, so wagte niemand seine Besorgnisse zu äußern. Die Zeit verfloß und diese düstere Stimmung nahm immer mehr zu.

Als der König dem grausamen Andrängen nicht länger widerstehen konnte, fügte er sich doch nur mit Widerstreben den Wünschen des Bastards. Gleichsam seinem

innern Selbstgespräche Worte leihend, sagte er in erzürntem Tone zum Herzog:

Du hast es gewollt; aber wenn dir statt der Größe, zu der ich dich erhebe, und der Ehre, die du während meiner Lebenszeit genießest, es zutheil wird, nach meinem Tode nichts zu sein, ist es an dir, wenn du es vermagst, das geltend zu machen, was ich für dich gethan.

Aber auch für diese Nachgiebigkeit erntete der König schlechte Früchte von seinen verzogenen Mignons. Während seiner letzten Krankheit und als kein Zweifel mehr darüber sein konnte, daß der Monarch bald den letzten Kampf werde ausgekämpft haben, bekümmerten sich Frau von Maintenon und der Herzog von Maine nur noch sehr wenig um den hohen Sterbenden, und trotz seiner rührenden Klagen ließen sie sich fast den ganzen Tag über nicht sehen. Des großen Königs Schicksal sollte sich in einem kaum geahnten Umfang erfüllen: wie er ungeliebt gelebt hatte, so sollte er auch ungeliebt sterben, und diejenigen, denen er die meisten Wohlthaten erzeugt hatte, waren die ersten, welche ihn im Stiche ließen. Aber der Herzog von Maine sollte ebenfalls nicht genießen, was zu erstreben er so viele Mühe und Ausdauer verschwendet, denn dem kühnen Auftreten des Herzogs von Orleans und dem Widerstande des Parlaments gegenüber hatte er gar nicht einmal den Muth, für die Aufrechthaltung des väterlichen Testaments in die Schranken zu treten.

Ueberall lernen wir aus dem vorliegenden Buche, daß das Facit der langen Regierung des großen Königs für Frankreich wie für ihn selbst gleich Null, ja weniger als Null war, und wenn wir unsere Rechnung ziehen, werden wir gar leicht uns zu der Frage geneigt finden: wo wir denn eigentlich die von den Franzosen so vielgepriesene Größe dieses großen Königs zu suchen haben? Hier ist in gewissem Sinne der so oft citirte Spruch: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", erst noch zur Wahrheit zu machen. Um aber auch in weitern Kreisen über diesen Irrthum aufzuklären, dazu ist das vorliegende unterhaltende Buch ganz geeignet. 2.

Gustav Rümelin's Shakspeare-Studien.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Die wichtigsten Abschnitte der Rümelin'schen Studien in Bezug auf Shakspeare-Kritik sind der fünfte und sechste: „Shakspeare's Eigenthümlichkeiten in der Charakteristik der Personen und in der Motivirung der dramatischen Handlung" und „Die Motivirung der dramatischen Handlung in Lear, Maß für Maß, Cymbeline, Romeo, Macbeth, Othello, Hamlet". Folgen wir zunächst den Gedankengängen des Realisten. Er räumt ein, daß Shakspeare in der Gabe, eine bunte Reihe der eigenthümlichsten Gestalten lebensvoll vor uns hinzustellen und uns durch die Macht des beflügelten Wortes zur innern Nachbildung seiner Visionen zu nöthigen, vielleicht der erste aller Dichter sei. Allein die bloße Menschenkenntniß und innere Erfahrung reicht für den dramatischen Dichter bei weitem nicht aus:

Die menschliche Handlung, die er darzustellen hat, ist nicht blos durch den Charakter und die Intentionen des Handelnden, sondern ebenso durch den Gesammteffect zahlreicher Gegenwirkungen, durch die Gesellschaft und mannichfaltige äußere Umstände und Verhältnisse bestimmt, und erleidet durch diesen zweiten Factor die verschiedenartigste Abschwächung und Modification. Um sich in diesem zweiten Element mit Sicherheit zu bewegen, bedarf der Dichter außer jener innern Erfahrung, die ihm zur Menschenkenntniß hilft, auch die Kenntniß des Weltlaufs, einen Reichthum äußerer Lebenserfahrung, den er selbst nur in praktischer Thätigkeit und durch positive Kenntnisse der verschiedensten Art gewinnen kann. Ohne diesen Weltverstand wird der Dichter keine wohlgefügte Handlung und ohne diese keine wahre dramatische Wirkung fertig bringen, wie schon bekanntlich Aristoteles sagt: das Erste und Wichtigste im Drama ist die Handlung, die Charaktere sind erst das Zweite. Denn widersprechende, unwahrscheinliche, zweckwidrige Theile der Handlung werden viel leichter bemerkt und als Störung empfunden, während Unklarheiten und Widersprüche der Charakteristik uns leicht entgehen und nicht so greifbar und beweisbar sind. Von dieser Art von Weltverstand, wie sie dazu nöthig ist, um eine durch innere und äußere Wahrscheinlichkeit und durch den Schein von Nothwendigkeit uns befriedigende dramatische Handlung zu erfinden und durchzuführen, behaupten wir nun, daß Shakspeare sie nicht in hervorragendem Grade besaß, ja nach seinem ganzen Bildungs- und Lebensgang, nach seiner Stellung zur Gesellschaft gar nicht einmal haben konnte.

Durch einen Vergleich zwischen Shakspeare und Goethe sucht Rümelin diese Ansichten näher zu erläutern. Goethe stellt immer den ganzen, durch eine Masse von äußern Bedingungen mitbestimmten Menschen dar, Shakspeare die verschiedenen Grundrichtungen der menschlichen Natur in einzelnen leuchtenden Gestalten, ohne die abschwächende und beengende Macht des Weltganzen zu berücksichtigen. Er leiht seinen Figuren ganz wenige Züge, diese aber in ungewöhnlicher Stärke. Rümelin stellt mit einem Wort die vielgerühmte, reiche und umfassende Weltkenntniß des Dichters in Abrede:

Wir müssen die Ansicht vertreten, daß Shakspeare von der strengen causalen Verkettung des Weltlaufs, von der realen Bedingtheit alles menschlichen Handelns sehr mangelhafte Vorstellungen hatte, daß infolge davon die dramatische Handlung in fast allen seinen Werken an großen Unwahrscheinlichkeiten, ja Undenkbarkeiten leidet, daß bei dem innigen Zusammenhang zwischen der Handlung und den Charakteren hierdurch auch die psychologische Zeichnung nicht selten eine verfehlte wird, und daß aus dieser einen, aber wichtigen Schranke seiner Begabung oder künstlerischen Ausbildung, aus diesen vielfachen Anstößen, die ein berechtigter Realismus beim Genuß seiner Werke nehmen muß, allein erklärbar wird, wie ein solcher Dichter gleich nach seinem Tode fast zwei Jahrhunderte lang von seinem eigenen Volk verkannt und vergessen werden konnte, wie die ganze romanische Rasse, welcher doch nur eine dünkelhafte Einseitigkeit auf unserer Seite einen feinen Sinn für das Schöne absprechen kann, den britischen Dichter heute noch fast ungenießbar findet, wie endlich auch der unbefangene Leser von germanischem Vollblut oft genug über widrige Eindrücke Herr werden muß, um für die übrigen Schönheiten des Dichters noch empfänglich zu bleiben.

Er behauptet geradezu, daß unter Shakspeare's Dramen kaum ein einziges sich finde, das eine wohlgefügte pragmatisch denkbare Handlung enthalte.

Das ist nun ein Nest von Ketzereien, über welche unsere Shakspearomanen Zeter schreien werden. Dennoch ist der Ausgangspunkt der Rümelin'schen Kritik ein richtiger. Das Befremdende, das Shakspeare's Dramen meistens für uns haben, liegt theils in den barocken Voraus-

setzungen der Fabel, die seinen meisten Stücken zu Grunde liegt, theils in einer flüchtigen, oft nur mit Kreidestrichen hingeworfenen, oft gänzlich fehlenden Motivirung, und das Abenteuerliche der Verwickelungen würde noch mehr hervortreten, wären wir nicht von Kindesbeinen daran gewöhnt, diese Dramen als etwas Selbstverständliches anzusehen. Dennoch können wir die Begründung dieser Mängel nicht darin sehen, worin Rümelin sie sehen will, und müssen Shakspeare trotz derselben eine umfassende Welt- und Menschenkenntniß zusprechen, indem diese gerade dem Genius angeboren und keineswegs durch äußerliche Verhältnisse und durch die Beziehungen praktischer Tüchtigkeit und Thätigkeit und weltläufiger Bewegung angelernt werden kann. Gegen diese Löwentatze, die der Realismus auf den großen Dichter legt, müssen wir ihn zu schützen suchen.

In Bezug auf Shakspeare's Hauptthelden mag es richtig sein, daß sie mit großen und frappanten Zügen gezeichnet sind, es ist dies das Recht und die Pflicht des Tragöden; doch welche Fülle von charakteristischen Zügen voll großer Lebenswahrheit in denjenigen Gestalten, welche nicht Träger der Handlung sind: eine Fülle, oft zu verschwenderisch ausgestreut in Bezug auf den Fortgang der dramatischen Action, doch in weit reicherm Maße individualisirend, als dies bei den dramatischen Gestalten Goethe's der Fall ist.

Was aber die Motivirung betrifft, deren Mängel wir zugeben, so kann man in dem Verlangen einer solchen auch zu weit gehen. Alles Geschehene ist in die unabsehbare Kette des Causalnexus eingereicht; es ist Sache des Instincts und künstlerischen Takts, bis zu welchem Glied in der Kette der Motivirung der Dichter zurückgeht. Darüber gibt es keine bestimmte Regel. Goethe war offenbar zu peinlich hierin, wenn er in „Wallenstein's Lager" das Motiv vermißte, wie der Bauer zu den Würfeln kam und deshalb die Verse von „dem Hauptmann, der einen andern erstach", einschob. Ein Dramatiker, der in dieser Weise consequent sein wollte, würde Gefahr laufen, das bekannte Volksgedicht: „Der Herr, der schickt den Jokel aus, er soll den Hafer schneiden", als Vorbild seiner Motivirungen zu betrachten. Im Epos, wo die Verkettungen der äußerlichen Welt, Begebenheiten und Zustände die Grundlage der Dichtung bilden, ist diese realistische Motivirung in weit höherm Grade zu fordern, als im Drama, dessen Handlung wesentlich auf der freien Selbstbestimmung der Charaktere beruht. Die Parallele, die Rümelin zwischen Shakspeare und Goethe zieht, beweist im Grunde nur, daß der erstere der größere Dramatiker, der letztere der größere Epiker war.

Nicht auf den Mangel an Weltverstand, sondern auf die Eigenthümlichkeiten der damaligen Bühne muß man das unleugbar Skizzenhafte der Shakspeare'schen Motivirung zurückführen. Das Wesentliche dieser noch unentwickelten, jugendlichen Bühne beruhte aber auf ihrer scenischen Einfachheit und auf den Zumuthungen, welche sie an die Phantasie des Publikums stellen durfte. Wenn diese sich das decorative Element ausmalen, über Zeit und Raum in kühnen Voltigirsprüngen hinwegsetzen mußte, so lag es nahe, noch weiter zu gehen und von ihr ebenso zu verlangen, daß sie eine Menge von Zwischengliedern der Handlung aus eigenen Mitteln ergänzte. Hatten die Dichter doch auch nicht nöthig, das Kommen und Gehen der personae dramatis näher zu motiviren; sie kamen und waren da, wenn der Dichter sie brauchte. Die neuere Bühne ist in ihren Aeußerlichkeiten schon weit realistischer, auch die räumliche Bestimmtheit, welche die decorativ ausgeschmückte Scene gewährt, bindender für den Dichter, der das Kommen und Gehen seiner Gestalten nicht blos aus innern, sondern auch aus äußern Gründen motiviren muß. Daß aber diese äußere Geschlossenheit vortheilhaft für den Zusammenhalt und den architektonischen Bau des Dramas ist, das zeigt schon ein flüchtiger Vergleich zwischen einem Shakspeare'schen und den Schiller'schen Dramen, von denen namentlich eine „Maria Stuart", ein „Wallenstein", ja auch die drei Erstlingsdramen ein so festes und ineinandergehendes Gefüge, eine so spannende Verkettung der Handlung zeigen, wie wir sie bei Shakspeare vergeblich suchen würden. Doch kann man für kindliche Zustände der Bühne nicht den mangelnden Weltverstand und realistischen Takt der Dichter verantwortlich machen. Im Gegentheil, sie ließen beides oft zu Hause, wenn sie an ihren Bühnenstücken schrieben, auch Shakspeare dachte nur an sein Publikum, und das verlangte dergleichen nicht von ihm.

Mit dieser Kindlichkeit der theatralischen Einrichtungen auf der einen, mit den theils abenteuerlichen, theils durch die Novellistik oder Chronik bekannten Fabeln der Shakspeare'schen Stücke auf der andern Seite hängt denn auch die unleugbare Flüchtigkeit ihrer Motivirung zusammen. Die Thatsache müssen wir Rümelin zugeben; nur suchen wir ihren Grund keineswegs in der fehlenden Welt- und Menschenkenntniß des Dichters. Es ist wahr, oft wird uns ein entscheidendes Motiv ganz beiläufig mit wenigen Worten erzählt; doch der Stoff war ja reich, hatte Effectscenen genug, man konnte dies oder jenes fallen lassen; oft führt sich eine Gestalt in einer Weise ein, die an die Zettel der Puppenkomödie erinnert, wie Richard III. in der gleichnamigen Tragödie: „Ich bin gewillt, ein Bösewicht zu sein"; doch das war Fracturschrift für die Gründlinge des Parterre. Die weitere Scene mit Anna zeigt, wie Shakspeare den Theatereffect durch höchst pikante Contraste zu erreichen sucht, die hinter denen Victor Hugo's wahrlich nicht zurückbleiben, wie überhaupt die Stoffe der altenglischen Dramatik eine nicht abzuleugnende Aehnlichkeit mit denen der neufranzösischen Novellistik haben. Jene Scene ist innerlich unwahr und absurd, und wenn die Shakspeare-Erklärer sie zu rechtfertigen suchen, so zeigen sie nur mit Falstaff und Hegel, daß gute Gründe so wohlfeil wie Brombeeren sind. Doch sie frappirt, sie macht Effect, und immer, wenn die Shakspeare'sche Muse aus freien Stücken auf ihr Privilegium der Menschenkenntniß und Lebensweisheit verzichtet, geschieht es aus Rücksichten auf den Theatereffect. Der pikante, scenisch zur Anschauung gebrachte Contrast begegnet

uns ebenso in „Hamlet", „Lear" und andern Stücken. Die meisten Fehler in den Shakspeare'schen Dramen lassen sich hierauf zurückführen; auch nach der Rümelin'schen Schrift ist eine Kritik Shakspeare's von diesem Standpunkte, der sich als höchst fruchtbar erweisen wird, nicht überflüssig. Daß aber dieser Theatereffect auf der damaligen Bühne oft roh und gewaltsam war, das macht uns viele Einzelheiten der Shakspeare'schen Dramen ungenießbar und unserm Gefühl widersprechend, wenn wir uns auch oft beschwatzen lassen, in verba magistri zu schwören.

Die Kritik der einzelnen Shakspeare-Dramen, welche die folgenden Abschnitte des Rümelin'schen Werks enthalten, ist meist kurz und schlagend; aber echte Kritik, nicht lauwarmes Theewasser der Apotheose. Den „Lear" muß man ihr von vornherein preisgeben. Es ist wahr, „die ganze Handlung in «König Lear» hat den Charakter eines Kindermärchens von der schauerlichen Seite; märchenhafte Stoffe passen aber nicht für die Tragödie". Freilich, crasse Effecte, meistens wieder auf den pikantesten Contrasten beruhend, sind in ihr zusammengethürmt, und für den mangelhaften pragmatischen Zusammenhang entschädigt eine Fülle von Einzelschönheiten, die Höhe und Wucht eines hinreißenden dramatischen Pathos.

Die Kritik der Voraussetzungen von „Maß für Maß" und „Cymbeline" ist ebenso treffend. In „Romeo und Julia" wird das Mittel, das der Pater Lorenzo wählt, das seltsamste, unnatürlichste, gefahrvollste, ja undenkbarste genannt, während die mancherlei naheliegenden und leichten Mittel gar nicht in Frage kommen; in „Othello" die Ueberstürzungen des Dichters gegen den Schluß hin getadelt, wo derselbe von seiner Quelle abweicht. Treffend ist die Charakteristik des „Macbeth", ein Drama, dem wir auch von den Tragödien Shakspeare's in Bezug auf innern organischen Zusammenhang den ersten Platz einräumen. Schiller urtheilte gewiß ebenso; sonst hätte er nicht gerade dieses Trauerspiel übersetzt. Originell ist die Würdigung Hamlet's von seiten unsers Realisten. Hamlet's Handlungen, meint er, sind confus und unzweckmäßig; er wählt seltsame und unverständliche Mittel für seinen Zweck. Der Grund hiervon ist aber nicht, daß der Dichter ihn so darstellen *wollte*. Hamlet ist Shakspeare selbst; der geistvollste und sensitivste Charakter, hinter dem sich der Dichter mit seinen Stimmungen, seiner eigenen Lebensanschauung versteckt. So ist das Stück das geistvollste und tiefsinnigste, aber, weil die Hamlet-Sage, deren Grundzüge es beibehält, zur Einschaltung eines so subjectiven und modernen Elements wenig geeignet war, hinsichtlich der Uebereinstimmung der Charaktere und nach der pragmatischen Seite in Gang und Fügung der Handlung den unvollkommensten Werken des Dichters beizuzählen. Den Beweis für das letztere bleibt Rümelin nicht schuldig. Wir ziehen diese Erklärungsweise, weil sie auch die Mängel und Widersprüche des Stücks erklärt, der bisher üblichen vor, die nur eine Formel gibt und dann in einer Apotheose verpufft.

In den „Historien" vermißt Rümelin ebenfalls die objective Motivirung der Handlung. Begründet ist jedenfalls der auch schon von Grabbe geäußerte Tadel, daß es denselben an dem Faden einer einheitlichen Handlung fehlt, daß sie sich in ein Schattenspiel lebender Bilder von losem Zusammenhang auflösen. Ohne Zweifel enthalten die Shakspeare'schen „Historien" eine Fülle von Geist, dramatischer Kraft und bei weitem mehr politische Weisheit, als Rümelin zugestehen will; aber sie sind der Form nach doch nur „verzierte Chroniken", als Muster geschichtlicher Trauerspiele verwerflich und gefährlich, abgesehen von „Richard II.", dem in Bezug auf die innere Architektonik wol der Preis gebührt. Rümelin wendet sich dann zu den Dramen über Stoffe des classischen Alterthums, von denen er „Julius Cäsar" den Preis ertheilt, und zu den Lustspielen, die er in drei Klassen eintheilt, von welchen er der ersten, den Zauberdramen, wo des Dichters Phantasie am freiesten waltet, den Vorzug gibt.

Wir können auf die folgenden Abschnitte: „Shakspeare's Individualität und Bildungsgang" und „Shakspeare's Lebensansichten", nicht näher eingehen, obwol sie eine Fülle geistvoller Anregungen enthalten. Rümelin fragt zunächst: welche Gedanken, Gefühle, Gestalten finden sich gar nicht oder nur in schwachen Andeutungen bei ihm vor? welche Charaktere hat er nicht darzustellen versucht oder vermocht? und ertheilt auf die letztere Frage folgende Antwort:

> Shakspeare hat keine Charaktere gezeichnet, deren Streben auf Bildung, Wissen, Wahrheit gerichtet ist, oder die dem Leben mit allgemeinen Principien, sei es einer religiösen oder philosophischen Weltanschauung, gegenübertreten, oder die von einem allgemeinen Wohlwollen, von einem Eifer für das Gemeinwohl, von Welt und Menschen beglückenden Ideen bewegt werden. Seine Personen stehen immer in einer äußerlich gegebenen Situation des praktischen Lebens. So groß die Mannichfaltigkeit seiner Gestalten ist, so finden sich doch nirgends bei ihm gemüthliche, behagliche, harmlose Naturen; es fehlen unter den Temperamenten ganz die Vertreter des Phlegmas. Wo er idyllische Bilder gibt, verlegt er sie in die Märchenwelt; die Wirklichkeit bot ihm keine idyllischen Gestalten. Wie ihm die beschaulichen, nach innen lebenden, in sich befriedigten Charaktere mangeln, so zeichnet er auf der andern Seite ebenso wenig ein eigentliches, praktisches Berufsleben. Er stellt weder Gelehrte, noch Künstler, noch die erwerbenden Klassen, den Landmann, den Gewerbtreibenden dar.

Shakspeare hat das englische Volk nicht bei seiner Arbeit gesucht, das ist wol wahr; doch welche dramatische Motive kann ein praktisches Berufsleben als solches hergeben? Wenn unser Autor ferner meint, Shakspeare habe die Widersprüche des Gewissens mit sich selber, die Collisionen von Pflicht und Pflicht zwar hier und dort berührt, nicht aber in selbständiger Weise durchgeführt, so möchten wir auf „Maß für Maß" verweisen, wo die Heldin Isabella in einen solchen Conflict der Pflichten geräth, welcher den Angelpunkt der Handlung bildet. Auch dem „Hamlet" liegt ein solcher Conflict zu Grunde. Befremdlich erscheint uns der Tadel, daß die Liebe zur Einsamkeit immer als ein krankhafter Zug behandelt wird. Hat Rümelin den „Pater Lorenzo" vergessen und seine Monologe? Dagegen müssen wir ihm zugeben, daß das Element des Rührenden fast ganz in Shakspeare fehle.

Weniger befinden wir uns im Einklang mit dem Realisten, wo er auch die Schranken in Shakspeare's Lebens-

ansichten nachzuweisen sucht. Wir räumen ein, daß er in politischer Hinsicht ein Royalist und Aristokrat war, ja wir fügen noch hinzu, daß ihm jenes Pathos der Weltverbesserung fehlte, das in hohlen Köpfen allerdings zur flachsten Tirade wird und zu einem ewigen ins Blaue verpuffenden Anstoß, das aber in bedeutenden Charakteren und in großen Epochen bei weitem durchgreifendere Wirkungen auf den Umschwung der Geschichte ausübt, als etwa die Ritter der Weißen und Rothen Rose und der Kampf der Adelsgeschlechter um die Herrschaft. Doch von dieser einen Beschränkung abgesehen, erscheint Shakspeare's Genius als ein so umfassender Weltspiegel, von solchem Tiefsinn und immer so nach den Wurzeln des Alls und des Lebens grabend, daß wir seine Dichtergröße mehr in diesem tiefsinnigen Gedankeninhalt suchen als in seiner oft mangelhaften dramatischen Composition. Ueberhaupt ist Dichtergröße gerade durch jene bestimmt, nicht durch unbedingte Formbeherrschung. Die unsterblichen Meisterwerke bieten der Prüfung im einzelnen mancherlei Schwächen, während es tadellos componirte Dramen gibt, die zu dem literarischen Flugsand gehören, den der nächste Windstoß beiseitewirft. Daß man dies heutzutage verkennt: das gerade verwirrt die öffentliche Schätzung der dichterischen Productionen. Trotz dieser Originalität und Tiefe der Weltanschauung möchten wir indeß ebenso wenig mit Gervinus Shakspeare einen sittlichen Führer der Menschheit, den wählenswürdigsten für Welt und Leben nennen. Denn so klar und blank, daß man sie gleich in den Katechismus aufnehmen könnte, schält sich bei Shakspeare nicht die Moral des Weltlaufs los. Nur flache Köpfe sind gleich fertig mit der Formel. Durch die Dramen des großen Briten geht ein skeptischer Zug; alle Widersprüche des menschlichen Lebens kommen zur Geltung, ohne daß gleich eine banale Weisheit bereit wäre, die Dissonanzen in Harmonie und Sphärengesang aufzulösen.

Rümelin meint, eine Sentenzensammlung aus Shakspeare habe eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Sammlung der Volksweisheit in Sprichwörtern; neue durch besondere Tiefe und Originalität überraschende Gedanken würde man bei Shakspeare verhältnißmäßig wenige treffen. Gewiß ist auch die Seite der Volksweisheit in dem Dichter vertreten, aber auch noch unendlich mehr! Welche Fülle von Sentenzen, die aus einem echten und tiefen Dichtergenius herausgeboren ist!

Wir sind solcher Stoff
Wie der von Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf —

Von derartigen Sentenzen, die durchaus nicht an die geprägte Münze der Sprichwörter erinnern, wollten wir eine beträchtliche Sammlung zusammenstellen! Ein solches Beispiel genügt auch, einen zweiten Vorwurf Rümelin's zu entkräften: Shakspeare lasse nur praktische Lebensweisheit gelten, aber keine Metaphysik. Ei, ist nicht der Dänenprinz ein Metaphysiker von reinstem Wasser, wie außer Faust kein zweiter über die Bühne gegangen? Daß aber Shakspeare nicht die Metaphysik in puris naturalibus, sondern in poetischer Gewandung auf die Bühne bringt, das wird ihm doch nicht zum Vorwurf gemacht werden können.

Der letzte Abschnitt: „Der deutsche Shakspeare-Cultus und Vergleichung Shakspeare's mit Schiller und Goethe", ist im Buche weiter ausgeführt, als er es früher in dem Journal war. Mit Recht behauptet Rümelin, daß Goethe und Schiller an Shakspeare herangewachsen seien, aber sich unabhängig von ihm gemacht haben, daß sie in dem classischen Alterthum einen zweiten, mindestens gleichberechtigten Pol der Schönheit sahen, daß sie die Fortschritte von zwei Jahrhunderten in Bildung und Wissen voraushaben. Bei der weitern Ausführung dieser Behauptung läßt sich Rümelin auf eine allgemein ästhetische Argumentation ein, die im einzelnen viel Richtiges enthält, z. B. die von uns stets verfochtene Ansicht, die lyrische Anlage sei und bleibe das Fundamentale von aller Dichtergabe, in Bezug auf die Charakteristik des historischen Dramas aber wenig stichhaltig erscheint. Rümelin häuft die Kronen, die er der Stirn Shakspeare's entreißt, alle auf Goethe's Stirn und erscheint schließlich in einen so einseitigen Cultus Goethe's verrannt, wie die Shakspearomanen in einen Cultus Shakspeare's. Er behauptet, daß Shakspeare historischen Sinn nur in mittlerm Grade besessen, daß ihm fast jeder Maßstab für die Unterscheidung wahrscheinlicher und unwahrscheinlicher Handlungen gefehlt, daß von den drei Dichtern Shakspeare, Schiller und Goethe Shakspeare entschieden am wenigsten, Goethe am meisten wahrhaft historischen Sinn gehabt habe.

In den wenigen Volksscenen des „Egmont" und in den politischen Gesprächen, die zwischen Egmont, Margarethe, Macchiavell, Oranien, Alba geführt werden, ist nach unserm Dafürhalten mehr wahres Verständniß davon, wie es auf der großen Weltbühne zugeht, wie in bewegten Zeiten Interessen, Charaktere, Standpunkte gegeneinanderwirken, und ein wie unendlich Complicirtes die geschichtlichen Resultate sind, als im ganzen Shakspeare und Schiller zusammen.

Hier befinden wir uns im vollkommenen Widerspruch mit dem Realisten, der in der Geschichte nur einen pragmatisch abzuwickelnden Knäuel von Begebenheiten zu sehen scheint. Den Sinn für das culturgeschichtlich Zuständliche mag Goethe in höherm Grade besessen haben als Schiller und Shakspeare. Dagegen fehlte ihm das Verständniß und der Ausdruck für das, was wir die Initiative der geschichtlichen That nennen möchten, die aus der eigenen Brust schöpfende Energie der freien Selbstbestimmung. Gerade deshalb steht er auch als Dramatiker hinter Schiller und Shakspeare zurück, denn der Dramatiker wirkt nur, indem er den innersten Nerv der Willenskraft berührt, der in den Hörern nachzittert. Wir möchten gerade Schiller den meisten historischen Sinn zuschreiben, denn das fortdrängende Pathos thatkräftiger Bewegung war in ihm am lebendigsten und die Ereignisse der großen gleichzeitigen Geschichte warfen ihren Schatten in seine Dichtungen, wie umgekehrt diese Dichtungen selbst wahrhaft historische Wirkungen ausübten, indem sie die Jugend der Befreiungskriege begeisterten. Vollkommen unterschreiben wir die folgende Parallele, die Rümelin zwischen Shakspeare und Schiller zieht:

„Wallenstein", „Maria Stuart", die „Jungfrau", „Tell" mögen hinter „Macbeth", „Hamlet", „Richard III." an Genialität des ganzen Wurfs, in der Charakterzeichnung, an Großartigkeit einzelner Scenen zurückstehen; sie haben aber eine besser motivirte, spannendere und zusammenhängendere Handlung, sie sind frei von jenen Uebertreibungen und Widersprüchen, an denen z. B. „Richard" und „Hamlet" überreich sind; sie sind mit kundiger, maßvoller Hand trefflich componirt; sie haben den mächtigen Reiz einer gedankenvollen, glänzenden Rhetorik und jenes schönen sittlichen Idealismus, der dem Dichter die Ausübung seiner Kunst zu einem heiligen Priesterdienst machte und dessen edles Pathos ihm für alle Zeiten einen Platz in der Reihe der großen Lehrer und Propheten der Menschheit sichert. Sie nehmen durch die Vereinigung solcher Vorzüge einen selbständigen, ebenbürtigen Rang unter den dramatischen Werken ersten Rangs ein, und es wäre durchaus unberechtigt, sie nach ihrem Gesammtwerth in eine niedrigere Klasse versetzen zu wollen. Und wie bedeutend steht die Schiller'sche Lyrik an Fülle und Tiefe der Gedanken, an Glanz und Mannichfaltigkeit über Shakspeare's kleinern Dichtungen und Sonetten, wenn man auch diesen vielleicht die zartere Empfindung, ein genialeres Colorit beilegen mag!

Rümelin's Schrift ist jedenfalls ein Ereigniß zu nennen; daß man sie so nennen darf, deutet auf eine gründliche Verkehrtheit unserer literarischen Zustände. Sie bezeichnet den Anfang echter Shakspeare-Kritik. Freilich muß es in einem so vorzugsweise kritischen Zeitalter Verwunderung erregen, daß wir hier von einem Anfang sprechen. Und dennoch ist es so. Die Zukunft muß sich über den aufgethürmten Gallimathias wundern, den unsere neuern Shakspeare-Bibliotheken bilden. Doch wird glücklicherweise schon die nächste Zeit über diese alexandrinische Weisheit zur Tagesordnung übergehen.

Rudolf Gottschall.

Vom Büchertisch.

1. Abraham Lincoln, der Wiederhersteller der nordamerikanischen Union und der große Kampf der Nord- und Südstaaten während der Jahre 1861—65. Herausgegeben von Max Lange. Mit 70 in den Text gedruckten Illustrationen. Leipzig, Spamer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Werk, welches den sechsten Theil des „Ehrentempels des 19. Jahrhunderts" bildet, nimmt einen selbständigen Werth in Anspruch; es ist mit großem Fleiß aus den Quellen zusammengestellt, und eine in würdigem Geschichtsstil gehaltene Darstellung, zu welcher offenbar der Verfasser sich selbst gedrungen fühlte, bildet den Grundton des Ganzen, während die mehr feuilletonistisch gehaltenen, dem populären Geschmack angepaßten Stellen, welche dem Zweck eines Illustrationswerks näher liegen, dagegen zurücktreten, sich aber immer durch frische Lebendigkeit der Schilderung auszeichnen. Dies gilt namentlich von der Jugendzeit Lincoln's, die mit leicht novellistischer, ansprechender Färbung erzählt ist. Die hervorragenden Persönlichkeiten des Secessionskampfes sind mit wenigen Zügen treffend charakterisirt; in der Schilderung der Kämpfe und kriegerischen Bewegungen wußte der Verfasser mit Glück alles trocken Taktische und Strategische zu vermeiden und den Lesern dafür frische Bilder zu geben, ohne darüber die Darstellung des Zusammenhangs der Begebenheiten vom militärischen Standpunkt zu versäumen. Daß der Verfasser entschieden die Partei des Sternenbanners ergreift, ist selbstverständlich, doch würde die [...] matische Auseinandersetzung der Ursachen des Sece[...] kampfes noch manches Gewicht in die Wagschale [...] Südstaaten zu ihren Gunsten geworfen haben, wenn [...] neben der Sklavenfrage jene andern ursächlichen [...] der großen Bewegung mehr betont worden wären, [...] sie in den Artikeln in „Unsere Zeit": „Der nordam[...] nische Secessionskampf", in objectiver Würdigung aus[...] andergesetzt sind. Die zahlreichen Illustrationen der [...] schen Schrift sind ganz dazu geeignet, den Text [...] äußerlich zu beleben und namentlich einer etwas [...] fälligen Phantasie zu Hülfe zu kommen. Sehr viele [...] selben sind zwar aus den illustrirten Zeitungen [...] dennoch wirken sie, so dicht zusammengedrängt, [...] licher für die Herstellung eines Gesammtbildes.

2. Die Unendlichkeit der Welt. Eine religiöse Naturb[...] tung von J. ten Doornkaat-Koolman. [...] Soltau. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine volksfaßlich gehaltene Schrift, die, von der [...] heimnißvollen Welt des unendlich Kleinen ausgehend, [...] stufenweise in das unendlich Große des Weltalls [...] und den löblichen Zweck hat, uns auf das Walten [...] höchsten Vernunft hinzuweisen. So vortrefflich die [...] des Verfassers ist, so schlecht sind die angehängten [...] die füglich fortbleiben konnten.

3. Anti-Cäsar. Was ist christlich, vernünftig, pol[...] schichtlich? Fürsten- oder Volksherrschaft, eine o[...] Landtagskammern? Klar entschieden, ein Buch für a[...] Anti-Cäsar. München, L. Finsterlin. 1865. Gr. 8. 1[...]

Wol das Kräftigste, das bisjetzt gegen Ludwig [...] leon und seinen „Cäsar" geschrieben worden ist. Rog[...] „Labienus" ist ein harmloses Kind gegen unsern „Anti-Cä[...] Das Werkchen würde indessen mehr Eindruck machen, [...] der Verfasser in seiner Ausdrucksweise maßvoller [...] wäre. Der Autor spricht seine Bedenken aus gegen [...] uns vom Auslande eingeschmuggelte Zweikammers[...] „dies Gespinst pfäffischer Arglist, welches nur stets [...] frieden zwischen Fürst und Volk, zwischen Hohen und [...] dern säet", gibt uns aber dann sehr überflüssige[...] neben der Genesis der Fürstengewalt und des Zw[...] mersystems auch noch die ganze englische, französisch[...] zum Theil auch deutsche Geschichte in nuce mit i[...] Kauf. Dieselbe gehört ebenso wenig zur Sache wie [...] bizarren etymologischen Erklärungen (z. B. Armin [...] Aar und Minne; Kirche von Kür-Eiche u. dgl.) [...] und seine schrullenhaften Geschichtserklärungen, wie [...] anderm die Identificirung (!) der Maria und des [...] stuskindes mit Thusnelde und Thumelicus. Wer [...] Olla-potrida von Sinn und Unsinn lesen will, der [...] sich diesen „Anti-Cäsar".

4. Theorie der Farbenharmonie und Farbengebung. Ein [...] und Handbuch für Maler und alle diejenigen, welche [...] im Gebiete der Farben zu bewegen haben. Von K[...] Adams. Mit über 100 in den Text eingedruckten [...] len Farbentafeln. Erste und zweite Lieferung. [...] Frank. 1865. Gr. 8. Jede Lieferung 10 Ngr.

Das erste nach Chevreul und Goethe vollständige [...] einer von den frühern Irrthümern befreiten, wiss[...]

sich begründeten und in sich abgeschlossenen Theorie der Farbenharmonie. Es liegen uns die ersten beiden Lieferungen vor, aus denen wir schon zur Genüge ersehen, daß der Verfasser, welcher bereits vor einigen Jahren eine kleinere Arbeit dieser Art erscheinen ließ, die gründlichsten Studien in diesem bisher so auffallend vernachlässigten Zweige der Aesthetik gemacht hat. Wir heißen dieses größere Werk, die Frucht einer zehnjährigen Mühe, willkommen und sind überzeugt, daß es nicht allein dem Aesthetiker und Maler von Fach, sondern auch jedem, der es irgendwie mit Farben zu thun hat, von unschätzbarem Werthe sein wird.

5. Emmenthaler Alterthümer und Sagen von **Albert Jahn.** Mit 5 lithographirten Tafeln. Bern, Huber und Comp. 1865. 12. 15 Ngr.

Wer von dem Hauche der Poesie durchduftete Sagen in diesem Büchlein suchen wollte, würde getäuscht werden. Das an das Emmenthal sich knüpfende Sagenhafte ist so mangelhaft und unbedeutend, daß es kaum einer Aufzeichnung werth scheint. Das Ganze beschränkt sich meistentheils auf eine archäologisch-topographische Uebersicht des genannten Thals, doch bieten die dem Texte beigefügten wissenschaftlichen Anmerkungen und Notizen ein recht brauchbares Material aus der alten und neuen Literatur.

6. Renaissance und Rococo in der römischen Literatur. Ein Vortrag im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 25. März 1865 gehalten von **Martin Hertz.** Berlin, Hertz. 1865. Gr. 8. 8 Ngr.

Dieser kleine literargeschichtliche Abriß, dem eine Menge Anmerkungen und Belegstellen angehängt sind, ist als ein werthvoller Beitrag zu der römischen Literatur- und Culturgeschichte zu betrachten und Philologen und Historikern besonders zu empfehlen. Der Verfasser entrollt uns darin ein kurzes aber klares Bild der römischen classischen Literaturzeit bis zur Periode des Verfalls derselben, die der Verfasser sehr passend als Rococo bezeichnet hat. Der Hauptvertreter dieser Rococoperiode war der das ehemalige Haus des Mäcenas bewohnende pedantische Marcus Cornelius Fronto, welcher nebst dem ihn vergötternden Troß seiner Anhänger in einseitiger, verkehrter Geschmacksrichtung und in Ermangelung eigener Schöpferkraft sich fast nur negativ verhielt und sich meistens mit kleinlicher, unwesentlicher Kritik befaßte. Diese Periode unter Hadrian und den Antoninen war der „Anfang vom Ende“.

7. Cornelia. Zeitschrift für häusliche Erziehung. Herausgegeben von **Karl Pilz.** Dritter Band, viertes Heft, und vierter Band, zweites Heft. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. Jedes Heft 22⅓ Ngr.

Die vorliegende Zeitschrift beschäftigt sich nur mit der häuslichen Erziehung und kommt insofern einem wahren Bedürfniß unserer Zeit entgegen. Sie gibt Vätern, Müttern und Erziehern nicht blos Winke über die Behandlung der Kinder in geistiger und moralischer Hinsicht, sondern ertheilt auch treffliche Aufklärungen über die leibliche Pflege; sie bringt die zweckmäßigsten Spielsachen, Bücher, Schulmaterialien u. s. w. zur Besprechung und sorgt auch für Unterhaltung durch anregend geschriebene kleine Novellen und Bilder aus der Familie. Es ist daher kein Wunder, daß die „Cornelia“ in der kurzen Zeit von zwei Jahren sich in Deutschland, Rußland, Schweden, in der Schweiz und selbst in Amerika eingebürgert hat und sich immer neue Freunde erwirbt.

8. Das verlorene Manuscript. Theatralisch-literarisch-criminalistischer deutscher Originalroman in drei Büchern. Ein Scherz von **Gustav Sonnabend.** Leipzig, Priber. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ob diese die Lachmuskeln in steter Spannung erhaltende kleine humoristische Erzählung, die eine sehr gewandte Feder bekundet, eine Parodie auf Freytag's „Verlorene Handschrift“ sein soll, haben wir nicht ergründen können. Leon Hirschberg, den die ungetreue Lea Rosenheim zu einem Dichter gemacht hat, verfaßt, um seiner Geldklemme abzuhelfen, ein Drama: „Ahasver, oder er stirbt doch.“ Er übersendet es Dingelstedt, dann Laube, dann allen übrigen Theaterintendanten in Deutschland, versucht endlich, es auf den kleinen und kleinsten Bühnen zur Aufführung zu bringen — umsonst, der Ewige Jude kann nicht sterben, er kehrt ruhelos immer wieder zurück, um seine Wanderung von neuem fortzusetzen, und zwar diesmal zu allen Buchhandlungen Deutschlands. Hirschberg befindet sich eines Tags auf dem köthener Bahnhofe, als zufällig ein Bücherballen auseinanderbirst und ein kleines Packet mit seiner eigenen Adresse zu seinen Füßen rollt. Es ist sein „Ahasver“, der von Hamburg zurückkehrt. Hirschberg steckt ihn heimlich in die Tasche und fordert nun von dem betreffenden Buchhändler sein Manuscript zurück oder die dafür geforderten 100 Louisdor. Es kommt zum Proceß und Leon Hirschberg auf die Anklagebank, wo er des Betrugs für schuldig erkannt und zu einer zweijährigen Gefängnißstrafe verurtheilt wird.

9. Das Geschichtswerk des Florus. Abhandlung von **Joseph Reber.** Freising, Datterer. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese Abhandlung, in welcher nicht nur die Schriften (Tendenz, Sprachweise u. s. w.), sondern auch die Person des Florus einer bis in das Minutiöseste eingehenden Kritik unterzogen werden, läuft auf den Beweis hinaus, daß der Historiker Lucius Anneus Florus (nach dem Codex Bamberg jetzt gewöhnlich Julius Florus genannt) mit dem unter Hadrian lebenden und mit diesem Kaiser befreundeten Dichter Florus, sowie auch mit P. Annius Florus, der eine Abhandlung über Virgil schrieb, die in neuerer Zeit in einem brüsseler Codex aufgefunden wurde, identisch sei. Die Conjecturen sind allerdings zuweilen etwas kühn, doch hat der Verfasser seine Aufgabe mit vieler Umsicht und einem großen Aufwande von Fleiß, dessen nur ein Deutscher fähig ist, erfüllt. Boten ihm aber, so müssen wir fragen, die römischen Schriftsteller aus der classischen Literaturepoche nicht ein würdigeres und dankbareres Feld für sein kritisches Talent als Florus, der, wie Reber selbst am Schluß einräumt, „weder nach Inhalt noch Form zu den bessern zu rechnen ist“?

10. Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung. Von Betty Paoli. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Zunächst ist dieses Werk für die Besucher der kaiserlichen Gemäldegalerie im Belvedere zu Wien, sowie derjenigen der Fürsten Liechtenstein und Esterházy daselbst geschrieben. Da aber die Verfasserin auch die kunstgeschichtliche Bedeutung der einzelnen Gemälde und der verschiedenen daselbst vertretenen Malerschulen hervorgehoben und Lebensabrisse und vortreffliche Charakteristiken der einzelnen Künstler geliefert hat, verdient es auch weitern Kreisen und besonders allen Kunstfreunden bekannt und empfohlen zu werden.

Einen noch höhern ästhetischen Werth würde das Buch indessen beanspruchen dürfen, wenn die so außerordentlich kunstverständige und auch als Dichterin bekannte Verfasserin die Gründe des Aufblühens oder Verfalls der verschiedenen Kunstschulen oder die Größe und Verirrungen der einzelnen Maler nicht allein in der Richtung der Meister, in den Nationalcharakteren und den zufälligen Lebensverhältnissen der Künstler, sondern auch ganz besonders in dem Geist und Geschmack des Zeitalters selbst gesucht hätte. Auch die Maler waren und sind Kinder ihrer Zeit. So ist es z. B. nicht ohne Bedeutung, daß Rafael in der ersten Morgenröthe des Wiederauflebens der Künste und Wissenschaften blühte und mit Luther sogar in demselben Jahre geboren wurde. Wäre ein Rafael wol in der Rococozeit möglich gewesen?

11. Der Koloß von Rhodos. Von Karl Ferdinand Lüders. Hamburg. 1865. 4.

Ein mit vielen Citaten aus alten und neuern historischen und kunstgeschichtlichen Schriften versehenes kritisches Werkchen, in welchem nachgewiesen wird, daß die typisch gewordene Vorstellung von der gespreizten Haltung des Koloß von Rhodos und seine Stellung über dem Hafenbassin eine durchaus falsche ist. Sie erscheint zuerst bei dem belgischen Oberst Rottiers und dem englischen Geologen Hamilton als Axiom, kommt aber bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts bei Jakob Goaira, dem Herausgeber des Theophanes, und sogar schon bei Shakspeare an mehrern Stellen („Julius Cäsar", Act 1, Sc. 2, und „Heinrich IV.", erster Theil, Act 5, Sc. 1) vor. Sie ist seitdem nicht wieder aus den Köpfen und Büchern zu verbannen gewesen. Weder Polybios (bei dem des Kunstwerks zuerst Erwähnung geschieht) noch Plinius, noch Strabo wissen etwas von der gespreizten Stellung desselben über dem Hafenbassin, ebenso wenig die spätern Schriftsteller.

12. Der culturgeschichtliche Sinn in der altböhmischen Sagenwelt. Von Adolf Helfferich. Prag, Credner. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Der altböhmische Sagenschatz dient dem Verfasser dazu, die Entwickelungsstufen im Culturleben des czechischen Volks anschaulich zu machen und zugleich aus der Etymologie einzelner bedeutsamer Wörter den Zusammenhang und die Zusammengehörigkeit desselben mit den übrigen indogermanischen Völkerfamilien darzulegen. Es ist diese Broschüre nur der Vorläufer eines größern Werks, auf das der Verfasser uns hinweist.

13. Frankreich unter Napoleon III. Politisch-ökonomische Skizzen von Ph. Geyer. Leipzig, T. O. Weigel. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der in Deutschland ungewohnte Titel dieser nationalökonomischen Schrift ist von dem Verfasser mit vollem Recht gewählt worden, um anzudeuten, daß dieselbe sich nur auf diejenigen Zweige des volkswirthschaftlichen Lebens beschränken soll, die mit der Politik und staatlichen Machtentwickelung in Verbindung stehen. Beginnend mit dem verkehrten Verfahren der engherzigen Julimonarchie sucht der Verfasser nachzuweisen, daß Napoleon III. durch seine großartigen Reformen im Heerwesen, in der Kriegs- und Handelsmarine, durch seine Anregungen zur Verschönerung der Städte, durch sein Freihandelsystem, sowie auch durch seine den Gewerbe- und Ackerbautreibenden geschenkte Aufmerksamkeit und Vergünstigung, durch Erschließung vielfältiger neuer Quellen für Handel und Gewerbe u. dgl. m., trotz der dadurch entstandenen ungeheuern Staatsschuld dennoch den Wohlstand und Nationalreichthum des Volks auf eine noch nicht dagewesene hohe Stufe gebracht habe. Staatsmännern, Politikern und Nationalökonomen von Fach wird dieses Werk eine willkommene Gabe sein.

14. Schiller's dramatisches Gedicht Don Carlos, Infant von Spanien. Auch ein Blatt aus der Naturgeschichte der Menschheit ausgelegt von J. G. Rönnefahrt. München, Kaiser. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Wir meinen, es sei über das Leben und die Werke unserer beiden Dichterdioskuren bereits so unendlich vieles und in so umfassender Weise geschrieben worden, daß jede neue Arbeit dieser Art als eine nach Athen fliegende Eule betrachtet werden muß. Ist es etwa noch nicht genug, wenn wir 30 Jahre lang um das goldene Kalb der „Classicität" getanzt haben? Sehen wir uns dafür endlich lieber einmal unsere „Epigonen" genauer an, ob sie nicht auch Werke geschaffen haben, welche der Beleuchtung werth sind und sogar viele der classischen Periode überragen! Solche Dichtungen einmal ans Licht zu ziehen und darüber zu schreiben, wäre ein verdienstlicheres Werk der Commentatoren! Das vorliegende Werk, so ausführlich es auch ist, sagt uns über den „Don Carlos" nichts Neues das nicht jeder Gebildete bereits wüßte. Neu ist nur di[e] Behauptung, daß König Philipp der Mittelpunkt de[s] Dramas ist. Wir haben immer Posa für die Haupt[-]person gehalten.

15. Die Bekleidungskunst. Ein Beitrag zur Aesthetik von Ott[o] Engel. Nordhausen, Büchting. 1865. Gr. 8. 5 Ng[r].

Es ist schon von manchem Aesthetiker versucht wo[r]den, die Gesetze einer zweckmäßigen und schönen Kleide[r]tracht aufzufinden und zusammenzustellen, doch läßt si[ch] die eigensinnige Mode leider nicht commandiren, wie d[er] Verfasser anzunehmen scheint, indem er verlangt, daß ma[n] bei Schaffung neuer Moden nicht gesetzlos und willkür[-]lich verfahre. Die Mode geht seit Jahrhunderten ihr[e] eigenen Weg und springt, allem Regelzwange trotzen[d]

wie ein unbändiges Füllen keck über jede ästhetische Umzäunung hinweg, uns mitschleifend, wohin sie uns haben will. Sie wird nicht von Aesthetikern, nicht von Dandies, nicht von Schneidermeistern geschaffen, sondern von dem Geiste des Zeitalters und deshalb ist sie auch wie dieser allmächtig. Eine schöne Zeit erzeugt auch eine schöne Kleidertracht, ein verrottetes Zeitalter Monstra; deshalb war die Tracht zur Zeit der Reformation unbestritten die schönste, aber die des sittenlosen und servilen Zeitalters der unbeschränkten Königsgewalt die geschmackloseste, häßlichste. Unsere Zeit ist in Künsten und Wissenschaften — vielleicht auch in der Politik — eklektisch, sie ist es daher auch in der Mode. Wir ändern nichts an der Sache.

16. Gedichte aus dem Englischen des Charles Boner. Herausgegeben von Karl Schuller. Hermannstadt. 1864.

Boner, ein meistens in Deutschland lebender englischer Dichter (geboren 1815), der sich besonders durch Uebersetzungen deutscher Dichtungen und in englischen Zeitschriften abgedruckte Artikel über deutsche Literatur und Kunst verdient gemacht hat, lieferte den Beweis seiner poetischen Begabung zuerst durch sein „Chamois Hunting". Seine Originalgedichte sind tief empfunden und von religiöser Wärme durchhaucht. Die uns vorliegenden Uebersetzungen von Henriette Ottenheimer, F. Bodenstedt und Heubner lassen in der Form noch viel zu wünschen übrig und würden als Originalgedichte eine weitere Beachtung kaum verdienen.

17. Harold's Pilgerfahrt von Byron. Uebersetzt von Monbart. Köln, Lengfeld. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Einzelne Härten und unechte Reime abgerechnet, ist diese Uebersetzung des schwierigsten Werkes Byron's als eine gelungene zu bezeichnen. Im ersten Gesange merkt man es allerdings, daß dem Uebersetzer der ungewöhnliche, schwierige Strophenbau Mühe gemacht hat. Während er diese oder jene Stelle viel zu frei übersetzte, klammerte er sich bei andern wieder allzu sklavisch an den Buchstaben des Originals: Fehler, die später vermieden worden sind. Es ist wirklich schade, daß der Wohlklang durch die erstgenannten Verstöße hier und da gestört wird. Hätte der Verfasser sorgfältiger gefeilt, er würde, wie wir aus vielen Stellen schließen müssen, etwas Vorzügliches haben leisten können.

18. Der Herr der Inseln, von W. Scott. Uebersetzt von W. Hertzberg. Bremen, Geisler. 8. 27½ Ngr.

Man glaubt ein Originalgedicht zu lesen, so vortrefflich ist die Uebersetzung dieses Heldengedichts. Wir sind dies auch von Hertzberg nicht anders gewöhnt. Ob das Epos aber trotzdem und ungeachtet es den Namen Scott an der Stirn trägt, dem Geschmack der deutschen Leser entsprechen wird, möchten wir bezweifeln; denn abgesehen von der sehr verwickelten schottischen Dynastengeschichte, die demselben zu Grunde liegt und die sogar eine große Anzahl von Anmerkungen nöthig macht, heißt es doch den deutschen Lesern wirklich zu viel zugemuthet, sich durch Verse zu winden, wie:

Torquil Dunvegan sprang herbei,
Der Herr des Nebellandes Skye,
Mac Niel, des wilden Bara Than,
Duart, von Gillian's kühnem Clan,
Fergus, von Canna's Schloß am See,
Mac Duffith, Lord von Colonsay.

19. Walter Scott's Fräulein vom See. Deutsch von Heinrich Viehoff. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 8 Ngr.

Viehoff besitzt in der Uebersetzungskunst eine ebenso große Gewandtheit wie Hertzberg und hat in dieser Uebertragung fast die Form des Originals selbst übertroffen. Da wir beim Genuß des Gedichts außerdem nicht durch so viele schottische Eigennamen und complicirte Verwandtschaftsverhältnisse der darin auftretenden Personen gestört werden, überhaupt der ganze Inhalt durch seinen romantischen Anflug dem deutschen Geschmack mehr entspricht, so wird das „Fräulein vom See" bei Publikum voraussichtlich mehr Glück machen als „Der Herr der Inseln".

20. Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland. Uebertragen von Gisbert Freiherrn Vincke. Zweite vermehrte Auflage. Weimar, Böhlau. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zum großen Theil sind es altenglische und altschottische Dichtungen, welche Vincke übertragen hat. Einige darunter sind schon mehrfach übersetzt worden, und eins derselben, „Edward", findet sich bereits in Herder's „Stimmen der Völker"; doch die meisten derselben, und besonders Gedichte von Persönlichkeiten, die mehr in der Geschichte als in der Literatur bekannt sind, wie von der Königin Elisabeth, Jakob V. und VI. von Schottland und Karl I. von England, werden uns hier zum ersten male in deutscher Uebersetzung vorgeführt. Auch macht uns Vincke mit einem Dichter Charles Wolfe bekannt, dessen Poesien erst nach seinem Tode von John Russell veröffentlicht wurden. Die übrigen Gedichte von Longfellow, Felicia Hemans, Wordsworth, Th. Moore u. a. sind meistens schon in mehrfachen Uebersetzungen bekannt. Vincke besitzt nicht das Hertzberg'sche Formtalent, jedoch zählt er immer noch zu den bessern Uebersetzern, und seine „Rose und Distel" verdienen es, in zweiter Auflage zu erscheinen.

21. Shakspeare's Hamlet. Deutsch von Ludwig Seeger. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 9 Ngr.

Sollen wir dieser Hamlet-Uebersetzung neben den beiden bekanntesten von Schlegel-Tieck und Meyer einen Rang anweisen, so müssen wir sie nach sorgfältigem Vergleich mit beiden weit über die letztere, aber unter die erstere stellen. Durch vielfache, selbstverständlich auch mit dem Original verglichene Stellen könnten wir den Beweis für unsere Behauptung antreten, aber der Raum erlaubt es leider nicht. Nur so viel sei noch bemerkt, daß die Seeger'sche Uebersetzung eine fleißige, fließende Arbeit ist und im großen und ganzen alles Lob verdient, in Einzelheiten dagegen auch manches Tadelnswerthe enthält, bestehe dasselbe nun in undeutschen, oder richtiger unvolksthümlichen, ungewöhnlichen Wendungen und Ausdrücken oder dem Versmaß zu Liebe gemachten kleinen, wenn auch

unwesentlichen Auslassungen aber sogar in freien, zum bessern Verständniß für die Leser gemachten Zusätzen. Wer z. B. gibt dem Verfasser ein Recht, die Worte: „Let us go in together", blos durch „Kommt!" zu übersetzen, da Shakspeare doch durch die gleich darauf folgende Wiederholung des „together" offenbar einen besondern Nachdruck auf das Zusammengehen (aus Furcht vor dem Geiste) gelegt wissen will? Wer gibt dem Verfasser ferner das Recht, „ungarter'd" durch „gebunden nicht am Knie" zu übersetzen? Solcher Beispiele könnten wir noch eine Menge anführen.

22. Robert Burns' Lieder und Balladen. Deutsch von Karl Bartsch. Erster Theil. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 6 Ngr.

Die in einem nur engen Kreise von Empfindungen sich bewegenden Lieder des schottischen Volksdichters werden auch in der besten Uebersetzung nie den Zauber auszuüben vermögen, den sie in dem Patois der Ursprache gewähren. Annähernd könnte derselbe allenfalls durch die Wiedergabe dieser den Volkston anschlagenden leichten Lieder in irgendeiner andern deutschen Mundart, etwa in der alemannischen oder plattdeutschen, erreicht werden. Diese vorliegende Uebertragung gehört unter den uns bekannten zu den besten. Sie zeugt von einer anerkennenswerthen Formgewandtheit des Uebersetzers, obwol auch nicht zu verkennen ist, daß derselbe sich die Sache hier und da etwas leicht gemacht hat — auch in Betreff des Reims.

23. Dichtungen von Lord Byron. Deutsch von Wilhelm Schäffer. Die Belagerung von Korinth. Der Gefangene von Chillon. Die Insel. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 6 Ngr.

Reine Formen, wohlklingende Verse, denen man die Uebersetzung kaum anmerkt. Wir haben nicht Einen falschen Reim zu registriren. Hier und da hat sich Schäffer allerdings einige kaum zu rechtfertigende Freiheiten erlaubt. Alle drei Epen lesen sich daher auch wie Originalgedichte, doch verdient nach unserm Dafürhalten die „Belagerung von Korinth" vor den andern beiden den Vorzug.

24. Shakspeare's Wintermärchen. Deutsch von Karl Simrock. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 7 Ngr.

Simrock ist ein besserer Originaldichter als Uebersetzer. Es soll damit nicht gesagt werden, daß er die Form nicht in seiner Gewalt hätte; im Gegentheil, er beherrscht dieselbe vollkommen, aber in dem ängstlichen Bemühen, stets recht prägnante Ausdrücke zu wählen — was ihm trotzdem nicht immer gelungen ist — und sich so kurz als möglich zu fassen, hat seine Uebertragung etwas Geschraubtes, Gezwungenes und ist nicht überall so fließend und auf den ersten Blick verständlich, wie sie sein sollte. Sie bleibt weit hinter der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung zurück.

Strauß' neues „Leben Jesu" in England.

Als vor zwei Jahren die neue Bearbeitung des „Leben Jesu" von Strauß erschienen war, las man bald in verschiedenen englischen Zeitschriften Besprechungen des Werks, welche zeigten, wie unwiderstehlich, bei allem englischen Conservatismus in religiösen Dingen, doch die deutsche Kritik bereits unter unsere Stammesvettern jenseit des Kanals eingedrungen ist. Wenn auch mit Behutsamkeit und allerlei Vorbehalt, fügte man sich doch in höchst wesentlichen Punkten den Ergebnissen der deutschen Forschung; ja man nahm die Rechte der freien Wissenschaft mit einem Nachdruck in Schutz, der manche deutsche Zeitschrift beschämen könnte. Auch das vielgelesene „Athenaeum" brachte damals einen Artikel über das Buch, der, wenn auch nicht in allewege zustimmend und unumwunden, doch wenigstens sehr glimpflich war.

Seitdem hat das „Athenaeum" seine Stellung geändert. Zu Anfang dieses Jahres gab es seinen Lesern in drei aufeinanderfolgenden Nummern einen leidenschaftlichen Angriff auf das Buch zum besten. *) Man sagt uns zur Erklärung dieses Umschwungs, der Herausgeber des Journals sei mittlerweile im Heiligen Lande gewesen und bekehrt (er war früher ein Bewunderer Baco's) zurückgekommen. Mag sein; doch macht auch das schon einen Unterschied, daß früher das Buch nur deutsch, mithin in England nur engern Kreisen zugänglich war: jetzt liegt es in englischer Uebersetzung vor, nun erst ist Hannibal ante portas. Daß man diese Pforten jetzt, so gut es in der Eile geschehen kann, gegen den gelandeten Feind zu verbarrikadiren sucht, ist in der Ordnung; es fragt sich nur, wie man dabei zu Werke geht und ob die Befestigung Halt verspricht. Wir legen an eine fremdländische Leistung nicht gern ohne weiteres unsern einheimischen Maßstab an; aber den Artikel des „Athenaeum" bezeichnet auch ein englischer Beurtheiler im „Examiner" als ein Geschwätz für ländliche Theetische, und findet ihn merkwürdig nur als Probe, wie viel Unwissenheit in geschichtlichen Dingen man heutigentags bei den gläubigen Lesern jenes Journals voraussetzen dürfe.

Uebrigens verleugnet diese englische Polemik oder Apologetik ihre Verwandtschaft mit der deutschen nicht. Der neue Angriff wird für ungefährlich, ja unerheblich erklärt, weil er in der That nichts Neues, nur eine Aufwärmung alter, längst widerlegter Einwürfe sei. Der Zweifel in Glaubenssachen sei in England seit langem überwunden. Eigenthümlich scheint die Wendung: die Helden des Unglaubens (es sind Hobbes und Hume gemeint) seien die Vertheidiger der Tyrannen gewesen; doch auch diese Taktik haben wir hierzulande gegen Hegel und seine Schule erlebt.

Gegen die Behauptung des „Athenaeum", daß der Kampf um den Glauben seit dem 17. Jahrhundert im wesentlichen der gleiche geblieben, der neue Gegner also schon darum nicht anzuhören sei, weil er nur Altes vor-

*) Vgl. den kleinen Artikel des „Athenaeum" über das neue „Leben Jesu" von David Strauß in Nr. 8 d. Bl.

zubringen haben könne, gegen diese Behauptung namentmentlich tritt nun der schon erwähnte Verfasser eines Artikels im „Examiner" („Dr. Strauss and the Athenaeum", in der Nummer vom 3. Februar) mit einer Ausführung auf, die schon deswegen einen Auszug verdient, weil sie ein erfreulicher Beleg für den Fortschritt vorurtheilsloser Wissenschaft in England ist, von der aber außerdem, ihrer Klarheit und Schärfe wegen, auch mancher deutsche Leser lernen kann. Der englische Gelehrte sagt:

So lange die Gottheit betrachtet wird als ein persönliches Wesen über der Natur, deren Gesetze unter seiner Willkür stehen, so lange ist die Möglichkeit des Wunders nicht zu leugnen. Wenn dagegen, wie jetzt allgemein zugestanden wird, Gott in vollkommener Einstimmung mit der Natur steht, sodaß ihre Gesetze nur Abbild und Ausdruck seines Willens sind, dann ist eine Unterbrechung dieser Gesetze unmöglich, weil es unmöglich ist, in dem vollkommenen Wesen zwei sich kreuzende und widerstreitende Willen anzunehmen. Dies wird so allgemein gefühlt, daß jetzt selbst gläubige Theologen die Wunder als nicht übernatürlich, sondern nur übermenschlich darzustellen suchen, oder, wie der Erzbischof von Dublin sich ausdrückt, „als eine höhere und reinere Natur, sich herablassend aus der Welt ungetrübter Harmonie in diese Welt des Zwiespalts, um dieselbe wenigstens für Augenblicke wieder in Harmonie zu bringen". (Wie heimeln uns diese Töne an, und wie schade, daß wir in Deutschland keinen Erzbischofsstuhl von Dublin haben, um gewisse Herren hinaufzusetzen!) Allein eine höhere Natur — wendet unser Gewährsmann dem schönredenden Großwürdenträger ein — ist immer noch Natur, und damit das Wunder im alten echten Sinne aufgegeben; es sinkt in die Kategorie des Seltenen herab, als etwas, das, wie auffallend und befremdend es auch immer für uns sein mag, doch an sich selbst nur ein Natürliches ist.

Diese bedeutende Veränderung des Gesichtspunkts — fährt er fort — war aber nur Theil eines weiten Kreises geistiger Erscheinungen, welche die Religion in allen ihren Beziehungen berührten. Der Deismus, dessen Widerlegung der Verfasser des Athenäum-Artikels England nachrühmt, war nicht auf seinem eigenen Boden überwunden worden. Die kleinlichen Bemühungen der Leland und Lardner waren nicht dazu angethan, ihm den Garaus zu machen. In der That war sein inneres Wesen unverwundbar: bestand es doch fürs erste aus dem Satze, daß die Vernunft allein Prüfstein und Auslegerin der Offenbarung sei; und daß fürs andere mit Hülfe der Vernunft die wahre Religion von ihren falschen Zusätzen zu scheiden sei. In ihren Consequenzen waren diese beiden Grundsätze des Deismus unvergänglich; wenn es auch dem erstern an philosophischer Schärfe, dem andern an geschichtlicher Durchführung noch gebrach. Der Deismus war nicht widerlegt, sondern aufgegangen in eine umfassendere und erschöpfendere Behandlung desselben Gegenstandes.

Es war ein Grundmangel, der ihn in seiner ursprünglichen Gestalt unfähig machte, den Kampf zu bestehen. Die Vernunft, die er gegen die Offenbarung aufrecht zu erhalten suchte, war lediglich die individuelle Vernunft, die sich mitten im Siege vereinzelt und hülflos fühlte. Dieses unwillkürliche Gefühl drückte sich nach der einen Richtung in Hume's Skepticismus, nach der andern in der Schwäche des Deismus der Geschichte gegenüber aus. In dieser Krisis zeigte Kant mitten aus Hume's Skepticismus heraus den Weg zu einem bessern Glauben. Als sein Vorläufer wirkte Lessing, indem er die Beweise des Deismus zusammenfaßte und die wahre Religion als bestehend nicht in schriftlichen Urkunden oder zufälligen Geschichtsthatsachen, sondern in innern geistigen Wahrheiten darstellte. Es war eine gründliche Umwandlung der Begriffe von Mensch, Gott und Natur, was um diese Zeit vorging. In den Systemen von Baco und Cartesius war die Natur ein todter Mechanismus gewesen, der Mensch ein haltloses Individuum, das nur künstlich mit seinesgleichen durch rein äußere Einrichtungen, mit Gott lediglich durch das Mittel des Wunders im Zusammenhang gehalten wurde. Das Aufhören des Glaubens an Wunder ließ daher die Welt in Wahrheit gottverlassen, den Menschen ohne sichere Grundlage für sein politisches und sittliches Leben. Der Idealismus war es, welcher der Natur Leben, dem Menschen einen sichern Ankergrund für seine geselligen Pflichten wiedergab. In Kant's Religion der Vernunft war die äußere Offenbarung ersetzt durch die innere Offenbarung der Vernunft in jeder einzelnen Seele; der Mensch wurde als religiös von Natur gefaßt und seiner lange verfochtenen Freiheit der kategorische Imperativ der Pflicht als Lenker beigegeben.

Nachdem so die wahre Religion auf der Grundlage der Sittlichkeit wieder aufgebaut war, blieb noch die Aufgabe der Verständigung über die künstliche oder falsche Religion, d. h. über die Zusätze und Auswüchse, welche der Deismus zwar verworfen, über die er aber versäumt hatte Rechenschaft zu geben. Und in der That, je enger die Grenzen, die der wahren Religion angewiesen, je weniger und einfacher die Lehrsätze, auf welche sie zurückgeführt war, desto größer blieb der Betrag von damit unvereinbaren Erscheinungen, von seltsamen Eigenheiten der bestehenden Religion, denen man sich ebenso wenig unterwerfen, als sie beharrlich dem bloßen Betrug oder Aberwitz zuschreiben konnte.

Die Erklärung, in der man sich zunächst vereinigte, nachdem die rohe Vorstellung von Betrug verlassen war, setzte eine wissentliche Anbequemung an die Vorstellungen und die Ausdrucksweise ihrer Zeit von seiten der biblischen Schriftsteller voraus. Damit war ihre Einsicht gerettet auf Kosten ihrer Wahrhaftigkeit; das Auskunftsmittel lief am Ende darauf hinaus, den größten Theil der Bibel doch wieder unter die alte und aufgegebene Kategorie der willkürlichen Täuschung zu stellen. Es blieb nur noch die Wahl, unwillkürlichen Irrthum in den Berichten anzunehmen, womit in Wahrheit ihr mythischer Charakter zugestanden war. Darauf lief Vico's Erklärung aus der nothwendig bildlichen Ausdrucksweise früherer Zeitalter hinaus, gleich wie die jetzt selbstverständlich erscheinende Bemerkung von Spinoza, daß die Menschen selten ein Ereigniß einfach so wieder erzählen, wie es sich zugetragen, sondern ihre eigenen Vorstellungen daruntermischen, vornehmlich wenn die Thatsachen ihre Einsicht übersteigen und mit religiösen Interessen zusammenhängen. In solcher Ausdehnung ist dies nach Spinoza der Fall, daß Erzählungen verschiedener Personen von derselben Begebenheit oft Erzählungen von verschiedenen Begebenheiten gleichen, wie dies insbesondere an den abweichenden Berichten der Evangelien zu sehen ist. In der That, wenn wir bedenken, daß alle Offenbarung durch menschliche Medien hindurchgehen mußte und daß jedes solche Medium, sei es Gedanke oder Sprache, unvollkommen ist, so wird man schwer der Einsicht ausweichen können, daß das Vorkommen des Mythus in Religionsbüchern verkennen zu wollen ungefähr so vernünftig ist, als wollte man leugnen, daß sie sich der Sprache oder der Prosa bedient haben.

Eine klarere Einsicht in das Wesen des Mythischen, wie es in der Profangeschichte vorkommt, war die natürliche Vorbereitung zu der richtigen Würdigung desselben in der Bibel. Heyne war der erste, der die Theorie des Mythus mit umfassendem Geiste auf Archäologie und Geschichte anwandte; ihm folgten viele andere mehr oder weniger berühmte Namen in der Erforschung der symbolischen Erzählungen, insbesondere des griechischen Alterthums. Nachdem er einmal den allgemeinen Grundsatz festgestellt hatte, daß sowol die Geschichte als die Philosophie der alten Welt durchaus mit Mythen beginne, mußte es in der That der hebräischen Geschichte schwer werden, für sich eine Ausnahmsstellung in Anspruch zu nehmen. Anfänglich war diese Auslegungsart nur sparsam und mit Wider-

streben auf das Alte Testament angewandt worden; seit Eichhorn wurde sie freier gehandhabt und auch auf das Neue Testament ausgedehnt. Dabei ist zu bemerken, daß in der allgemeinen Voraussetzung zweierlei Theorien von ungleicher Tragweite enthalten waren: die des historischen Mythus, die eigentlich rationalistische Auslegungsweise, welche eine unbewußte Verdrehung wirklicher Thatsachen in den Berichten annimmt, und die des reinen Mythus, d. h. die Annahme erdichteter, aus bloßer Meinung und dogmatischer Voraussetzung entsprungener Geschichten. Davon war die erstere, weil sie doch eine geschichtliche Grundlage der Erzählungen stehen läßt, mithin dem Vorurtheil für die Bibel weniger ins Gesicht schlägt, lange Zeit die beliebtere, nur nach und nach kam man zum Bewußtsein ihrer Willkürlichkeit, und sie sah sich von der andern, als der folgerichtigern und wissenschaftlichern von beiden, verdrängt.

So wurden die unwesentlichen Bestandtheile der positiven Religion zum geschichtlichen Material, und statt schädlicher und unfruchtbarer Erdichtungen erschienen sie jetzt als fruchtbare Aufgaben für die Forschung. Durch die allmähliche Lösung dieser Aufgaben führt die Vernunft nur vollständiger aus, was die Reformation begonnen: die Religion aus gebieterischen Glaubensformeln und äußerlichen Satzungen in den Bereich der Seele selbst zu übertragen, sie aus einer todten Gewohnheit in eine innere lebendige Kraft zu verwandeln.

So viel über die dreiste Behauptung, daß der Stand der theologischen Controverse seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts unverändert geblieben und daß Strauß, der diese Untersuchungen dadurch weiter geführt, daß er die mythische Auslegung systematisch und ohne Rückhalt auf das Neue Testament angewendet hat, nichts Neues oder besonders Beachtenswerthes gethan habe. Es würde leicht sein, zu zeigen, daß das Vorgehen von Strauß nur ein bedeutender Schritt in einem fortlaufenden Proceß war: einem Proceß, der auch während der Zeit zwischen seinem ersten und zweiten Werke nicht stillgestanden, sondern Fortschritte in der biblischen Kritik herbeigeführt hat, geeignet, die Gesichtspunkte sowol der Orthodoxie als der Heterodoxie im weitesten Umfange zu verändern.

Nach allem diesem kann man dem „Athenaeum" zu seinem Schlachtplan sowenig als zu dessen Erfolge Glück wünschen. Es war ein armseliger Anschlag, das Ansehen eines Schriftstellers untergraben zu wollen durch eine Reihe von Behauptungen, welche die geringste Prüfung in ihrer Grundlosigkeit bloßstellen muß. Zum Beispiel, es ist nicht wahr, daß die Echtheit des Marcus-Evangeliums bis auf die Tübinger Schule niemals in Zweifel gezogen worden; nicht wahr, daß Justin das vierte Evangelium anführe, oder daß dieses den Erzählungen mehr, den Reden weniger Aufmerksamkeit widme als das Matthäus-Evangelium. Es ist nicht wahr, daß Verschweigungen in den Evangelien nicht unter Umständen zu Widersprüchen werden können. Es ist nicht wahr, daß Wolf's (des Kritikers der römischen Urgeschichte) Ansehen Schiffbruch gelitten hat. Es ist nicht wahr, daß Strauß leugnet, daß Jesus der Christ, daß die Evangelisten Evangelisten seien. Es ist nicht wahr, daß er unbekannt gewesen, als er sein erstes Werk schrieb (und wenn? fragen wir), oder daß er damals Mitglied einer obscuren Universität, sein Stil ohne Anmuth, oder sein Vorhaben ein gottloses gewesen. Es ist nicht wahr, daß er Hume's Beweis gegen die Wunder entstellt, vielmehr ist es das „Athenaeum", das auf lächerliche Art sowol Hume als Strauß verdreht. Ein Wunder, sagt es uns, wird dadurch noch nicht unglaublich, daß es wider die Erfahrung ist, denn wider die Erfahrung ist alles Neue; folglich sind alle Arten von Erfahrung sich gleich, Neuigkeiten widersprechen ihr ebenso sehr wie Wunder, und ein Wunder ist nicht unglaublicher als eine gewöhnliche Neuigkeit. Ein sauberes Beispiel, was mit zweideutigen Mittelbegriffen auszurichten ist, und eine seltsame Art von Beweisführung für einen, der Strauß des Mangels an Logik beschuldigt!

Doch es hieße Zeit und Raum verschwenden, wollte man die lange Reihe von thörichten Schnitzern aufzählen, die der Verfasser des Artikels sich zu Schulden kommen läßt. Wenn er sagt: wir sind mit Bayle und Voltaire fertig geworden, wir haben den „Leviathan" überlebt und den „Versuch über die Wunder" beiseitegelegt, ohne durch eine dieser Schriften in unserm Glauben erschüttert worden zu sein, so mag das ganz wahr sein von seiner eigenen Widerstandskraft gegen die Einflüsse der Vernunft; etwa wie die Römer am Thrasymenischen See fortkämpften, ohne das Erdbeben zu bemerken, oder wie die Welt die christliche Aera überlebt hat, ohne doch wahrhaft christlich zu werden. Aber er hätte bedenken sollen, daß sein stumpfsinniger Dünkel kein tauglicher Maßstab ist für die Gelehrigkeit anderer, und daß Entstellungen, berechnet auf Gewinnung der Voreingenommenen und Befriedigung der Unwissenden, auf urtheilsfähige und wohlerzogene Menschen nur widrig und abstoßend wirken können.

So weit der englische Gelehrte, und wir wiederholen, daß wir nicht wissen, wie man, was hier zu sagen war, klarer und bündiger sagen könnte.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Von den kleinen „Bouffes parisiennes" ist ein auch auf den deutschen Bühnen zu theilweiser Herrschaft gelangtes dramatisches Genre ausgegangen, welches jedenfalls eine literar- oder culturhistorische Beachtung verdient. Nachdem erst neuerdings „Der Schäfer" Offenbach's auf dem Theater an der Wien zu erfolgreicher Darstellung gelangt ist, während Offenbach's „Barbe bleue" im Variétéstheater zu Paris mit vielem Beifall aufgeführt wurde, erscheint es nicht unangemessen, einen prüfenden Blick auf das ganze Genre zu werfen und zu sehen, ob es nicht irgendein Element enthält, welches auch für die Fortbildung der deutschen theatralischen Komik von günstigem Einfluß sein könnte? Denn sowenig wir französischen Import in Politik, Literatur und Theater lieben, wenn er die einheimische Production zu verdrängen sucht oder was noch schlimmer, an ihr abfärbt, so ist doch nicht zu leugnen, daß den Franzosen ein moderner Instinct eigen ist, der sie oft glückliche Griffe thun läßt, namentlich wo es gilt, abgethane Culturrichtungen zu persifliren. Offenbach's „Operetten" sind nun keine gewöhnlichen Vaudevilles, obgleich er auch mehrere von der Alltagssorte hat vom Stapel laufen lassen; in den meisten macht ein kleiner Aristophanes seine Männchen, den wir beileibe nicht mit dem großen atheniensischen Dichter im übrigen vergleichen wollen, der aber doch eine Aehnlichkeit mit ihm hat: seine Persiflage, sein Spott gilt „geistigen Richtungen", nicht den Thorheiten und Lastern des geselligen Verkehrs. Wir begrüßen aber jede Erweiterung des komischen Repertoire nach dieser Seite hin, mit oder ohne Musik, mit Freuden, jede Komik, Satire, Ironie, die dem öffentlichen Leben, dem historischen Geiste zugewendet ist, erscheint uns als ein Fortschritt, gegenüber der bürgerlichen Komödie und ihren nachgerade etwas fadenscheinigen Sittenbildern.

Offenbach hat in der wenig bekannten „Genoveva" die Romantik mit vielem Esprit verspottet; dasselbe scheint auch in seinem „Barbe bleue" der Fall zu sein. Bei unsern Romantikern spielten Ernst und Scherz in Behandlung der Märchenstoffe confus durcheinander. Tieck's „Blaubart" z. B. ist zum Theil ernst gemeint, zum Theil ironisch, indem der Dichter seine eigenen Gestalten verspottet, seine eigene Fabel verlacht. Dies Durcheinander fand man seinerzeit besonders geistreich; es war der Triumph des dichtenden Subjects, der Triumph der freiwaltenden Phantasie, welche ihren Gestalten den schöpferischen

Lebenshauch einblies und sie dann wieder wie todte Erdklöße zerbröckeln ließ, um zum Schluß selbst hervorzutreten und auszurufen: „Tel est notre plaisir.“ Heutzutage finden diese phantastischen Saturnalien von Ernst und Scherz kein Publikum mehr; man will von Haus aus wissen, woran man ist einer Dichtung gegenüber. Offenbach läßt uns darüber nicht in Zweifel. Sein „Barbe bleue“ ist eine Burleske, welche das Blaubartmärchen verflüchtigt, ohne irgendeinen Reflex der „mondbeglänzten Zaubernacht“ in die Parodie fallen zu lassen. Es sind wirklich komische Figuren, dieser König Robèche, der fünf Frauen aus Eifersucht hat tödten lassen, sich mit der sechsten vermählen will und schon an die siebente denkt; sein Intendant, der Alchemist Popolani, der durch seine Gifttränke die unglücklichen Ehegattinnen vom Leben zum Tode befördert, aber als Kenner der geheimen Kräfte der Natur ihnen nur Schlaftränke eingibt, sodaß alle diese Julien wieder erwachen und zwar nicht im Grabe, sondern im Alkoven des Alchemisten, der sich in solcher Weise bereits einen ganz respectabeln Harem angelegt hat. Dieser Einfall ist burlesk, aber nicht ohne vis comica. In dem Verfahren des Blaubart liegt für den modernen, mehr nationalökonomischen Standpunkt eine bedauerliche Kapitalvergeudung, welche der Generalintendant in seiner Weise wieder gut macht. Die Intrigue mit den Schäferpaaren, die nebenbei spielt, ist burleskes Pastorale. Das Ganze, da es doch den musikalischen Gesichtspunkt in den Vordergrund drängt, eine parodistische Erneuerung der Opera buffa.

Noch einen andern Standpunkt nimmt die im Theater an der Wien zur Aufführung gekommene Operette „Der Schäfer“ ein, welche eigentlich aus drei Tableaux besteht, einem mythologischen, welches das Pastorale in seiner olympischen Herrlichkeit darstellt, einem Rococotableau, in welchem wir das courfähig parfumirte Schäferthum des französischen Trianon und der deutschen Pegnitzdichtung erblicken, und einem modern dorfgeschichtlichen, das uns das rusticale Wesen in seiner Roheit und Täppigkeit ohne jeden idealen Schimmer darstellt. Wie man immer von dieser musikalischen Trilogie denken mag — sie enthält cultur- und kunstgeschichtliche Perspectiven, was man von den übrigen komischen Trivialitäten nicht sagen kann; ja der letzte Abschnitt kann zugleich für eine geistreiche Parodie und Verspottung der dorfgeschichtlichen Schönrednerei gelten, indem er uns die Prosa der Melkeimer und Holzschuhe als die wahre Lebenswahrheit zeigt. Wir meinen nun, daß in diesen Offenbach'schen Operetten eine höhere Komik stecke, als in dem, was uns die deutsche Alltagsposse bietet; ja daß dies Element einer den höhern geistigen Gebieten zugewendeten Komik für die Wiedergeburt der deutschen Posse unerlaßlich sei. Den aristophanischen Geist in den homöopathischen Dosen des Offenbach'schen Humors zu suchen, wird ihr freilich nicht einfallen dürfen; immerhin aber glauben wir auf die Thatsache aufmerksam machen zu müssen, daß sich derartige dramatische Humoresken auf der deutschen wie auf der französischen Bühne einbürgern, daß also damit die theatralische Möglichkeit einer höhern Komik auch für unsere jetzigen Bühnenverhältnisse außer Zweifel gestellt ist.

Neben diesem französischen Humor hat neuerdings in Wien der deutsche große Erfolge gehabt. Bogumil Goltz fand bei Publikum und Kritik Anerkennung als eine originelle, geistsprudelnde Persönlichkeit; seine deutschen „Plaudereien“ stechen sehr vortheilhaft gegen die französischen „Causeries“ eines Alexandre Dumas ab, die nur auf allerlei Salonklatsch, auf Erzählung von Anekdoten, abenteuerlichen Fahrten und Jagdgeschichten hinausliefen, während die Plaudereien von Goltz geist- und gedankenreiche Lebensanschauungen boten. Gleichwol darf man nicht vergessen, daß der phantasievolle Romancier Dumas nur einige flores und amoenitates seiner Nebenstunden, wie einen bei dem Spazierengehen gepflückten Strauß, dem Publikum darbot, während das monumentum aere perennius, auf welches der pariser Romandichter seinen Ruhm bei den Zeitgenossen und seine Unsterblichkeit bei dem Leihbibliothekenpublikum der nächsten Jahrzehnte basirt, in Gestalt von einigen hundert, mit seinem Namensstempel gezeichneten Romanbänden bei ihm zu Hause liegt; Bogumil Goltz dagegen in seinen Plaudereien alles und das Beste gibt, was er hat, aphoristische Gedanken, Empfindungen und Bilder, phosphorescirende Gase des Geistes, leuchtend wie Homunculus in der Flasche, aber wie dieser wenig geeignet zur vollkommenen Menschwerdung in Gestalten und Charakteren und Geschichten; denn Goltz ist kein Talent von vorzugsweise erfindender und gestaltender Kraft.

Den Vorlesungen von Goltz schloß sich neuerdings ein Vortrag poetischer Reliquien von Otto Ludwig an, welchen der Hofschauspieler Lewinsky, ein pietätvoller Verehrer des Dichters, zu Gunsten seiner Hinterbliebenen hielt. Lewinsky las den ersten Act einer Tragödie „Tiberius Gracchus“, der als vielverheißend gerühmt wird, und mehrere Gedichte, von denen einige Anklang fanden. Man rühmt die sich zur Meisterschaft steigernde Kunst des Vortrags, die sich dieser Darsteller angeeignet hat. Otto Ludwig's Nachlaß soll übrigens demnächst im Druck erscheinen, darunter auch seine „Shakspeare-Studien“, die man mehr als Studien zur Technik des Dramas bezeichnen sollte, indem sie mit kritischer Anlehnung an Shakspeare, Schiller und einzelne moderne Dramen das Geheimniß der dramatischen Form zu erschließen und zu bewältigen suchen. Wir haben dieselben genau durchstudirt; sie bedürfen einer genauen Redaction, indem sie noch mancherlei unverarbeiteten Rohstoff in Excerpten, Schematismen u. s. w. enthalten, werden aber jedenfalls allgemein interessiren, indem sie uns in das Atelier eines strebsamen Geistes einführen, wenn auch die oft schroff hervortretende Einseitigkeit der künstlerischen Richtung begründeten Widerspruch herausfordern wird.

Bibliographie.

Aimard, G., Das goldene Castilien. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Wießner. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bitter, C. H., Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris. Ein Versuch neuer Uebersetzungen. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 2 Thlr.

Boll, E., Dr. Friedrich v. Hagenow. Ein Nekrolog. Neubrandenburg. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Boßhard, H. J., Schicksal eines Spielers. Ein Bild aus dem Leben. Zürich, Herzog. Gr. 8. 6 Ngr.

Christ, W., Avien und die ältesten Nachrichten über Iberien und die Westküste Europa's. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr.

Eckardt-Volmar, Ernestine, Helene. Roman. Wenigen-Jena, Hochhausen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grey, K., Die Herrin von Goldrauen. Roman. 2 Bde. Berlin, Grothe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Harthausen, A. Freih. v., Die ländliche Verfassung Rußlands. Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Horter, O., Trübsal und Trost. Gedichte und Lieder. Breslau, Dülfer. 16. 3 Ngr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. IV. Die latente Association. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Kessel, C. v., Die Einnahme von Alsen. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 3 Ngr.

Mengersen, J. B. Graf v., Cherusker und Römer. Eine epische Dichtung. Leipzig, F. Fleischer. 8. 20 Ngr.

Möllhausen, B., Die Mandanenwaise. Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri. 2 Abtheilungen in 4 Bdn. Berlin, Janke. 1865. 8. 6 Thlr.

Ortenburg, H. v., Der Ritter-Orden des heiligen Johannes von Jerusalem. In seiner Verfassung und Geschichte dargestellt. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27 Ngr.

Siddhi-kür. — Die Märchen des Siddhi-kür. Kalmükischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch. Herausgegeben von B. Jülg. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 5 Thlr.

— — Kalmükische Märchen. Die Märchen des Siddhi-kür oder Erzählungen eines verzauberten Todten. Ein Beitrag zur Sagenkunde auf buddhistischem Gebiet. Aus dem Kalmükischen übersetzt von B. Jülg. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 24 Ngr.

Spahn, J., Maurerische Gedichte. Fürth, Kühl. 16. 2 Thlr.

Spörlein, J., Die christliche Gesellschaftsordnung und die neue Zeit. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Walesrode, L., Preßfreiheit und Justiz in Preußen. Dargestellt in einem Preßproceß der deutschen Jahrbücher. Mit einem Vorwort herausgegeben. Nebst 2 Universitätsgutachten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In diesen „Gesprächen" will ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch, „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von Hieronymus Müller.

Mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart.

Achter (Schluß-) Band.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis siebente Band (1850—59) kosten 23 Thlr.

Hieronymus Müller's Uebersetzung der Werke Platon's ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht. Mit dem soeben erschienenen achten Bande liegt das Werk nunmehr vollständig vor. Derselbe ist nach dem Tode des Uebersetzers von dessen Sohne herausgegeben und enthält:

I. Hipparchos, oder der Gewinnsüchtige. — II. Minos, oder das Gesetz. — III. Axiochos, oder das Ziele der Todesfurcht. — IV. Der Gesetze dreizehntes Buch, oder der echte Weise. — V. Das Gerechte, oder das wahre Dichterwort. — VI. Die bürgerliche Tüchtigkeit, oder: Ob Staatsweisheit etwas Angebornes oder Lehrbares sei. — VII. Demodokos, der öffentliche und der besondere Verkehr. — VIII. Sisyphos, oder das Rathpflegen. — IX. Begriffsbestimmungen. — X. Die übrigen unter Platon's Namen herausgegebenen Briefe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet

von

David Friedrich Strauß.

Zweite Auflage.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Wenn bereits das im Jahre 1835 zuerst erschienene „Leben Jesu" von Strauß, ungeachtet es ausschließlich für die theologische Welt bestimmt war, weit über diesen Kreis hinaus Epoche machte, so ist dieses neue, ausdrücklich für das Volk geschriebene „Leben Jesu" desselben Verfassers noch weit mehr geeignet, das allgemeinste Interesse zu erregen. Es ist ein Buch für Deutsche, in demselben Sinne wie das „Leben Jesu" von Renan ein Buch für Franzosen, und darf vom deutschen Publikum mindestens ebenso viel Theilnahme beanspruchen als das französische Werk. Daß es dieselbe gefunden, beweist die schon wenige Wochen nach seinem Erscheinen nöthig gewordene zweite unveränderte Auflage.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und L[...] erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihb[...] zu haben:

Ein Geächteter.

Lebensbild

von

Hermann Breusing,

Verfasser von „Germanisches Blut".

2 Bände. 8. Brosch. 2⅓ Thlr.

Von dem letzten Werke des Verfassers, „Germanisches B[...] sagt die Leipziger Illustrirte Zeitung, daß es si[...] wie ein in Prosa übertragenes Gedicht Lord Byro[...] Ihrer ähnlichen dringenden Empfehlung des Buchs füg[...] Stuttgarter illustrirte Zeitung: Ueber Land und Meer, [...] Wunsch hinzu, daß der Verfasser auch seine eigene r[...] in Roman und Novelle cultiviren möge. — Hier in d[...] Buche liegt ein Stück Westfalen vor, Wirklichkeit und [...]heit, naturwüchsiges Wesen, Verwickelungen, wie sie durch [...]denschaft und Thatkraft bedingt werden, und alles durch [...] Kraft und Glut von Darstellung und Sprache verklärt. — [...] Freie Deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M. urtheilt [...] vorliegendes Werk gleich günstig und hebt die vorzügli[...] Begabung hervor, welche sich in der Zeichnung der Per[...] und der Malerei der Einzelheiten kundgibt.

Für's Vaterland.

Historischer Roman

von

Julius Mühlfeld.

2 Bände. 8. Brosch. 2⅓ Thlr.

Ein Roman vom Jahre der deutschen Morgenröthe, 18[...] bis zur deutschen Befreiung von der Fremdherrschaft, [...] in seinen mannichfaltigen Scenen von den Schreckenstage[...] Französischen Revolution bis zu denen der Freiheitsk[...] reichend, mit dem Schwerpunkt der Handlung aber in [...] Jahre 1809 in Oesterreich ruhend und im engen Rahmen [...] reiche Reihe Handlung und Persönlichkeiten: die Schlach[...] Aspern und Wagram, den Erzherzog Karl u. s. w. berührend, [...] dieses neue Werk Julius Mühlfeld's, der gerade in dieser [...] außerordentlich daheim ist. Mühlfeld's „Theodor Kör[...] wurde als ein bedeutendes patriotisches Werk anerkannt, [...] seine Romane: „Ein Weg zum Throne", „Mittel [...] Zwecke", „Unterm Verhängniß" sind von Presse [...] Publikum so allgemein günstig aufgenommen und von der [...] kritischen Stimmen empfohlen worden, daß ein neuer Ro[...] aus seiner Feder von vornherein mit Interesse erwartet [...] welches der hier angekündigte: „Für's Vaterland", [...] hohem Maße verdient.

Soeben erschien das 66. Heft der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexik[...]

Guacharo — Halberstadt.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes [...] den noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise [...]

☞ **5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen** ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte [...] der erste bis siebente Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 22. März 1866.

Inhalt: Ein Epos von Hermann Lingg. Von **Rudolf Gottschall.** — Zur Charakteristik der Befreiungskriege. Von **Karl Gustav von Berneck.** — Lebensphilosophie. Von **A. Freiherrn von Loën.** — Zur Psychologie. Von **Maximilian Perty.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Ein geflügeltes Wort; Ein Epigramm und sein Autor; Das Spiel von den zehn Jungfrauen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Ein Epos von Hermann Lingg.

Die Völkerwanderung. Epische Dichtung von Hermann Lingg. Erstes Buch. Stuttgart, Cotta. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Prägnanz lyrischen Ausdrucks, ein über Epochen blitzartig hinleuchtender Weltblick, eine markige Darstellungskraft, eine stimmungsvolle Beleuchtung — das waren die unverkennbaren Vorzüge der Lingg'schen Gedichte, die wir wie alle mit warmer Anerkennung begrüßten. Mit um so tieferm Bedauern erfüllt es uns, bekennen zu müssen, daß das neueste Epos des Dichters ein gänzlich verfehltes Werk ist und in keiner Weise die Erwartungen rechtfertigt, die man an den Namen und an das Talent des Dichters knüpfen durfte, ja daß selbst die Form desselben oft eine Unreife und Schülerhaftigkeit verräth, die sich mit den einzelnen genialen Meisterzügen und der formbeherrschenden Sicherheit der „Gedichte" gar nicht in Einklang zu bringen wissen. Entweder welken unsere Talente rasch an einem Marasmus, der in unsern literarischen Zuständen liegen mag, oder die Wahl eines Stoffs, der nicht nur spröde, sondern für die dichterische Behandlung ungeeignet ist, macht die Schwingen des Talents vollständig erlahmen, sodaß es am Boden kriecht, während es sonst sich himmelwärts zu erheben vermochte.

Das erste Buch der Dichtung bildet einen stattlichen Band, der zehn Gesänge enthält. Wie viele Gesänge und Bücher noch folgen werden, ist nicht abzusehen; denn bei dieser Behandlungsweise kann es mit Grazie in infinitum fortgehen und jede Seite aus Becker's „Weltgeschichte" sich in einen umfangreichen Gesang verwandeln. Denn in der That, was uns der Dichter bietet, ist nichts als eine gereimte Chronik der Völkerwanderung, der hin und wieder einige poetische Lichter aufgesetzt sind, die aber im ganzen die Trockenheit der Haupt- und Staatsactionen unverkennbar zur Schau trägt und meistens in einem Stil der Darstellung gehalten ist, den wir nur mit dem Stil der byzantinischen Malerei vergleichen möchten.

Was mochte den Dichter zu einem Stoff hinziehen, der nicht nur unserer Gegenwart so fern liegt, sondern auch schon für die Geschichtschreibung so schwer zu bewältigen ist? Gewiß fand die Eigenart seines Talents etwas Sympathisches in diesem, wir möchten sagen Elementarischen der Geschichte, in diesen großartigen Massenbewegungen, in diesen mit Naturgewalt wirkenden Volkskräften, die mit Stoß und Gegenstoß aufeinanderplatzen und die Alte Welt aus den Angeln heben? Dazu der Untergang der heidnischen, der Aufgang der christlichen Weltanschauung, Schrecknisse und Verwüstungen, die wie der Schwarze Tod über die Nationen kamen, einzelne Helden, die wie Brandfackeln der Vorsehung in das kreisende Völkergetümmel hineinleuchten — erscheint das nicht alles als gigantische Freske, für eine mit großen Zügen schaffende Dichterkraft der willkommenste Stoff, namentlich wenn in dem Dichtergeist der Sinn für die Nachtseiten des geschichtlichen Lebens, für düstere Farbengebung und Beleuchtung lebendig ist?

Dennoch ist dieser Stoff nur geeignet für eine philosophisch-lyrische Freskenmalerei, für eine Kaulbach'sche Skizze, für eine symbolisirende Gestaltung, welche die bewegenden Mächte der verworrenen Zeit loslöst aus dem Bann der hin- und herwogenden Massen, sie dichterisch klärt und verklärt. Steigt die Poesie in das Getümmel selbst herab, so wird sie haltlos von dem Strome mit fortgerissen. Die Plastik des epischen Stils namentlich muß an dieser Aufgabe zu Schanden werden. Das Epos soll ein Culturgemälde der Epoche geben; es soll wirken durch den Reiz liebevoller Versenkung in das Detail, durch den Zauber des ruhigen Verweilens; durch die Macht der Stetigkeit, die uns ohne Sprünge über den Raum und durch die Zeit führt. Welches Interesse aber kann für uns die Cultur halbwilder Völker haben, die mit wenigen Zügen erschöpft ist? Und wie soll eine dichterische Darstellung Plastik und Continuität gewinnen, wenn sie diesen instinctiven und tumultuarischen Bewegungen der Völker von Land zu Land auf dem Fuße folgt!

Freilich, ein Dichter von mehr künstlerischem Bewußtsein hätte sich von Haus aus klar gemacht, daß einem solchen Stoffe gegenüber sich der Meister in der Beschränkung zeige, daß man nicht die Breite und Fülle des geschichtlichen Stoffs in die Dichtung aufnehmen müsse,

indem sonst nicht blos der Rahmen derselben gesprengt, sondern auch die Monotonie fortwährender Wiederholungen hervorgerufen werde, daß, wenn das Wesen der Dichtung überhaupt die Abbreviatur, die Spiegelung der zerstreuten Vielheit in dem einen Bilde ist, die Rücksicht hierauf bei einem Thema, wie das vorliegende, doppelt geboten war. Eine Episode aus der Völkerwanderung, welche den Kampf des Christlichen und Heidnischen, die alte Cultur und die Wildheit der eindringenden Naturvölker, die elementarische Zertrümmerung einer alten Welt uns in einer auch unser Gefühl erwärmenden Fabel, in die einer der hervorragenden Helden der Epoche verwebt ist, vor Augen geführt hätte, würde das Thema erschöpfender behandelt haben, als diese der Geschichte formlos nacherzählte Chronik, welche nur den in ottave rime schwer nachweisbaren pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten vermissen läßt, im übrigen aber einen Staub aufwühlt, daß es uns vor den Augen flirrt und wir kaum ein bestimmtes Bild klar zu erkennen vermögen.

Statt einer Ilias gibt uns Hermann Lingg ein cyklisches Gedicht, welches mit dem Ei der Leda beginnt — wo es aber enden wird, das ruht im Schose der Götter!

In die ersten Strophen seiner Dichtung hat Lingg den poetischen Gehalt derselben zusammengedrängt; es sind die schönsten, die prägnantesten; es ist die Poesie der Völkerwanderung! Die spätern sind meistens nur ihre gereimte Prosa. Der Prolog gibt uns einen Extract aus Gibbon's ersten Bänden. In der Schilderung von Roms Herrlichkeit findet sich folgender, an einen Fremdenführer erinnernde Vers:

Unzählig war die Menge der Gebäude,
Belebt von immer neuem Müßiggang
Die Stätten des Genusses jeder Freude, (!)
Die Gärten voll von Leben und Gesang,
Die öffentlichen Hallen für Getreide,
Und ungeheuer war der Menschendrang u. s. w.

Von August führt uns der Dichter zu Tiber, Nero, Vespasian, Titus, Hadrian bis zu Constantin, Julian — ein Cäsarenkopf nach dem andern, eine historische Porträtgalerie, durch welche die epische Muse spazieren geht. Dabei verliert sie allerdings zwei Edelsteine der Poesie: der erste ein mystisch funkelnder Karfunkelstein, die Sage von dem gestorbenen Pan, die Entfesselung der durch die antike Mythologie gebundenen Gestalten, die Lösung des Naturzaubers durch die Macht der Welterlösung — ein tiefsinniges Symbol für den Kampf zweier Weltalter! Wie da Lingg's Dichtung in Fluß kommt, wie groß und schön sie das Auge aufschlägt, wie geist- und seelenvoll! Das sind die Gedankenperspectiven, in denen sie sich heimisch fühlt!

Und von den Höhn klang überall hernieder
Ein tausendstimmig lobender Gesang;
Denn Menschendasein ward nun jenen wieder,
Die einst der Abgott in Verwandlung zwang;
Es lösten sich aus Wurzeln zarte Glieder,
Aus Zweigen los, und aus der Quelle sprang
Noch thränenfeucht die Nymphe, neu dem Leben
In edlerer Gestalt zurückgegeben.
Und in noch todtern Reichen riß vom Bande
Des starrsten Todes sich die Liebe los,
Wo nach der Seele letztem Widerstande
Das Felsgestein Gefühl und Sinn umschloß.
Gerungne Arme, flatternde Gewande.
Und weit hinaus im blauen Meeresschos,
Aus Klippen schwoll in athmender Bewegung
Die Lust der auferwachten Lebensregung.

Der zweite Edelstein ist die Beschreibung des Ausbruchs des Vesuv, die, wenn auch nicht von gleichem Zauber gedankenvoller Prägnanz, doch Schwung der Schilderung athmet. So selten sind diese poetischen Oasen in der Wüste dieses Epos, daß man gern und lange bei ihnen verweilen mag.

Der erste Gesang schildert „Die Gothen an der Donau", womit jede Geschichte der Völkerwanderung beginnt. Wir wüßten aus ihm nur jene epische Vergleichung hervorzuheben, welche zu den wenigen gelungenen Vergleichungen des Epos gehört, indem der Dichter die Bewegung, in welche die namenlosen Stämme jener Gegend gerathen, mit den Thierwanderungen bei einem Waldbrand vergleicht:

So muß es sein, wenn in den Tropenzonen
Durch Urwaldnacht ein plötzlich Feuer leckt;
Im Flug ergreift's die höchsten Gipfelkronen,
Aus Höhlen, die kein Lichtstrahl noch entdeckt,
Fliehn alle Thiere, die den Forst bewohnen;
Der Adler, von dem neuen Tag erschreckt,
Verläßt sein Nest am tausendjährigen Stamme,
Und rauscht empor, ein Phönix aus der Flamme.

Zu Boden stürzen uralt dunkle Rüstern,
Die Aeste fliegen prasselnd auf, es blitzt
Aus Säulen Rauches, die den Himmel düstern;
Es kocht der See; Fels, Sumpf und Erde schwitzt;
Die Steppenrosse mit weit offnen Nüstern,
Die Mähnen hoch, die Adern aufgeschlitzt,
Fliehn fort und fort, verfolgt vom Feuerstrudel,
Und ihnen nach die Antilopenrudel.

Eine barock-mythische Einlage bildet die von dem Gothenführer Fridiger erzählte Entstehungsgeschichte der Hunnen, dieser „Dämonen mit Hundeköpfen", aus der Umarmung Satans und der Alraunen. Die phantastische Sage, die sich im ganzen wenig ausgiebig zeigt, gibt die Göttermaschinerie des Lingg'schen Epos her. Sie wird eigentlich nur noch durch eine gelegentlich auftauchende Meerjungfrau vertreten.

Wenn wir von zwei Episoden absehen, die wir später erwähnen wollen, trottet das Gedicht nun in den bekannten Gleisen der Weltgeschichte sachte fort, greift der Reihe nach auf, was ihm in den Weg kommt, einen Helden und eine Heldin nach der andern und läßt sie wieder verschwinden, ehe wir irgendein Interesse für dieselben fassen konnten. Fridiger und Lupicinus, Gratian, Theodosius, Arcadius, Honorius, Rufinus, Placidia — das wandelt alles an uns vorüber, wie die Reihe von Banco's Sprößlingen an Macbeth, skizzenhafte Kreidezeichnungen. Wie wäre es auch möglich, bei dieser Art der Composition einen epischen Stil herauszubilden? Lingg's Gabe ist überhaupt mehr blitzartiges Beleuchten, als anschauliches Gestalten. Selbst ein Charakter wie der des Honorius, der doch so frappante Züge hat, ist nur ober

ſchlich herausgemeißelt. Am meiſten treten noch Alarich nd Stelico hervor, ein Gegenſatz, der wenigſtens an die indlichen Ritter der romantiſchen Epen erinnert und zu weikämpfen und anderer herausfordernder Bewährung rſönlichen Muthes führt. Hier erwärmt ſich Lingg's luſe an mehreren Stellen; doch immer wirft uns wieder e nüchterne Chronik aus allen Himmeln der Poeſie. o bei der Eroberung Roms:

Dreimal ward Rom erobert und gewonnen,
Einmal am Tag und zweimal in der Nacht;
Der Aufruhr und der Hunger hat begonnen,
Die Plünd'rung und der Brand den Schluß gemacht.

Vor ſolchen Verſen nehmen alle neun Muſen reißaus, id was noch viel beunruhigender iſt, die Gewißheit, ß der Dichter mit den Grundregeln des Epos auf geanntem Fuße lebt, tritt ſo überzeugend vor uns hin, ß ſie uns jeden Genuß verkümmert. Man vergleiche larich's Begräbniß in dem herrlichen, ſtimmungsvollen laten'ſchen Gedicht. Welche nüchterne und ungelenke eſchreibung in den folgenden Verſen:

Am Ziel ruhmvoller Thaten, im Erringen
Nach größrer Zukunft, ſchon zur Ueberfahrt
Gerüſtet, noch beſeelt von Muthesſchwingen,
Noch ſiegsgewiß ſtarb Alarich; bewahrt
Ward ſeinem Leichnam wo die Wellen gingen,
Ein tiefes Grab, da jugendlich der Bart
Sein Kinn umſproßte noch, und goldne Haare
Sein Haupt umlockten, noch im Mark der Jahre.

Und da ſein Volk das Todtenmahl bereitet,
Indeß wird des Buſento Strömung ab-
Und in ein andres Bett hineingeleitet.
Geſangne graben in der Nacht das Grab,
Und in die Fauſt gibt man, indem's noch ſtreitet,
Das Schwert, ſein alles, das ihm alles gab,
Das Streitroß ſenkt man nach ihm in die Tiefe,
Daß drunten es bei ſeinem Reiter ſchliefe.

Und daß es nie von einem Menſchenmunde
Verrathen werde, noch durch einen Blick,
So lenkt man über dem verſchloßnen Grunde
Den Strom, und in ſein altes Bett zurück,
Und tödtet die Geſangenen zur Stunde,
Daß Nacht es bleibe wie das Weltgeſchick,
Daß niemals wieder aufgegraben werde
Das Heldengrab, das Grab in fremder Erde.

Kaum aber iſt Alarich todt, ſo beginnt das durch ſe Perſönlichkeit einigermaßen zuſammengehaltene Ineſſe wieder in alle Lüfte zu zerſtieben. Denn der Dich: hat in dieſem Geſang noch viel zu erzählen und ſeine luſe erſcheint ſo athemlos, daß man ihr Herz an die ippen pochen hört:

Nach ſeinem Hingang aber übertrugen
Die Gothen ihre Führung und Gewalt
Dem Athaulf, dem die Herzen alle ſchlugen,
An Jahren jung, an Sieg und Ehren alt,
Verlobt ſchon mit Placidien, der klugen,
Und ſelbſt ein Held voll Muth und Wohlgeſtalt —

geht unſere Reimchronik weiter in dichteriſchem Mönchslein.

Vom Geſtade des Tyrrheniſchen Meers begleiten wir s Brautpaar nach Narbonne zur Hochzeit. Nach ein ar Strophen iſt Athaulf wieder an der Rhône und ſchlägt den Gegenkaiſer Jovin; eine Strophe darauf geht's nach den Pyrenäen; dann wieder in einer Strophe viele Siege und — o Freude — ein Kind in der Wiege, Athaulf's Erbe. Die Jahre fliehen raſch, jedes gibt ungefähr zu einer Strophe Chronik Gelegenheit, Athaulf wird in Barcelona ermordet, begraben; Placidia in acht Zeilen nach Rom und dann wieder nach Byzanz geſchleppt. Dann ſtirbt Arcadius „in den Jahren erſter Männlichkeit".

Der zweite Theodoſius, der kleine Sohn, wird der Placidia zur Erziehung übergeben. Dieſe erzieht ihn ſehr fromm und ſchnell, denn nach vier Zeilen heirathet er, „da er kaum ein Mann erſchien", die Athenais. Im nächſten Vers iſt er ſchon Vater. Einen flüchtigen Blick werfen wir auf die intereſſanten Frauen von Byzanz, die mit unerlaubten mythologiſchen Lakonismen geſchildert werden, bei denen wir kein Bild erhalten, nicht einmal ein byzantiniſches:

Pulcheria hier — des Herrſchers junge Muhme,
Placidia dort, die Gothenkönigin —
Athenais, die von dem Heidenthume
Gerettete, nun ſtolze Herrſcherin,
Und neben ihr, die Knospe bei der Blume,
Ihr Kind Eudoxia, und dort, das Kinn
Auf ihre Hand geſtützt, Honoria. Here,
Athene, Ceres, Hebe und Cythere.

Dieſe fünf Frauen unterhalten ſich, „von Seelenleiden blaß", doch nicht ſo blaß, wie unſere Chronik ſelbſt wird, die ſich immer mehr verallgemeinert. Verſchwörer, Mörder, Empörer treten auf, Honorius ſtirbt, Geiſerich erſcheint:

Ein Sirius im Raum der Weltgeſchichte!

Und das erzählt alles der zehnte Geſang! Compendiariſcher hat ſich ſeit Menſchengedenken nie ein Dichter gefaßt, und freilich, „der Raum der Weltgeſchichte" iſt ſo geräumig, daß man kein Ende abſieht, wenn man ſich keine künſtleriſchen Schranken in demſelben ſteckt!

Dieſe unerquickliche Chronik der Völkerwanderung bildet die Hauptſtrömung des Gedichts. Selten erhebt ſich dieſelbe über die gereimte Proſa zu höherm Schwung, und wir würden uns vergebens nach dem Dichter umſehen, dem wir doch ſo viel Schönes verdanken, wenn nicht einige Epiſoden den unverwiſchbaren Stempel ſeines Talents trügen. Zwar die Epiſode von Sigune, dem alemanniſchen Mädchen, das bei Auſonius chriſtlich erzogen wird, den tapfern Deutſchrömer Audogar liebt, dieſe Epiſode iſt mit ihrer Virgil'ſchen Moſelidylle, den verſchiedenen höchſt romantiſchen Entführungen, Geſangenſchaften, Rettungen ſo in die etwas verworrenen Züge des Völkergewühls verſtrickt, daß ſie nirgends einen reinen Genuß gewährt durch ſanft harmoniſches Abheben von der ruhelos treibenden, ſinnverwirrenden Bewegung. Sigune, welche von dem Cauracus gefangen genommen wird — das Wie bleibt im Dunkeln — dann ihren Bräutigam und durch ihn den Kaiſer Valentinian vor der Hinterliſt des Briten warnt, dann dem Kaiſer Theodoſius das Wort der Gnade entlockt, ſpäter von wilden deutſchen Frauen geraubt, von der Herthaprieſterin vor dem Tode der Abtrünnigen gerettet wird, bis ſie glücklich die Hand Audogar's

erhält, ist mit ihrer unruhigen Allgegenwart zu sehr ein „Mädchen für alles“, wozu der Dichter gerade eine weibliche Gestalt braucht, als daß sie jene dichterischen Ruhepunkte vertreten könnte, deren wir bei einer so sich überstürzenden weltgeschichtlichen Action doppelt bedürftig sind.

Etwas anderes ist es mit dem fünften Gesang: „Die griechische Insel.“ Hier begrüßen wir eine lieblich eingeleitete, poetisch reizvolle Episode, die ihren eigenen Schwerpunkt hat und doch in dem Kampf des Christenthums und Heidenthums den großartigen Weltkampf spiegelt; hier hat die Muse Lingg's die Fesseln der Chronik abgeschüttelt und bewegt sich frei im eigenen Element; hier finden wir den Dichter wieder, und der Abstich dieser melodischen, poetisch duftigen ottave rime gegen die oft ungelenken und meist übernüchternen Verse der andern Gesänge ist wahrhaft überraschend. Wir können uns nicht enthalten, die Strophen, welche die landschaftliche Idylle dieser Insel schildern, als die Perlen unter dem poetischen Schutt dieses Epos, als auch unter minder dürftiger Folie hellleuchtende Edelsteine der Dichtung unsern Lesern mitzutheilen:

An einer Küste, wo in blauen Buchten
Zum schönsten Strand die Meereswelle geht,
Verschließt das Eiland hinter unbesuchten
Berghöhn ein Thal, von Blumenduft durchweht.
Der Eppich überwuchert Fels und Schluchten;
Am Abhang, wo die schlanke Palme steht,
Blühn dicht und wild die Lilien und Päonien,
Und milde Lüfte wehn vom nahen Jonien.

Cypressengänge führen vom Gestade
Zur heitern, hochgelegnen Wohnung hin.
Mit Hermen prangt Hofmauer und Arcade,
Die Pinie breitet ihren Baldachin
Ums platte Dach, und hoch wirft die Cascade
Ihr schirmend Netz von zitterndem Rubin.
Den Garten schließt in seinen kühlen Schatten
Ein Portikus, belegt mit Porphyrplatten.

Von hier kann man durch dunkle Rebgelände
Ins Innre dämmernder Gemächer schaun,
Wo sich in Arabesken heitre Wände,
Was zwischen ihnen vorgeht, anvertraun.
Im Bade lacht, als ob er mitempfände,
Aus dunkler Nische keck der Marmorfaun;
Gemalte Früchte, Wildpret, Vögel, Fische
Verkünden dort die reichbesetzten Tische.

Hier unter epheulaubumrankter Linde,
Im Arm den jungen Bacchus, lacht Silen;
Der Alte beugt sich nach dem schönen Kinde
Und läßt ihn, neckend, reife Trauben sehn.
Wie lockt den jungen Gott das Rebgewinde!
Wie schön müßt' ihm ein Kranz von Trauben stehn!
Schon will er, scheint's, im kindischen Entzücken
Die Feuergeister aus der Beere drücken.

Der Fruchtbarkeit Geheimniß zu bedeuten,
Glänzt Ceres dort, und weiter rechts und links,
Die Tatzen aufgehoben zum Erbeuten,
Mit schlafenden Gesichtern Sphinx und Sphinx,
Ein Hercules mit Keul' und Löwenhäuten,
Und Hirt und Heerde, Flöten und Syrinx;
Diana ruht, ermüdet von der Birsche,
Auf einem Fels und liebkost ihre Hirsche.

Dort sieh, der Sonnengott, er spannt den Bogen,
Furchtbar und schön, es droht sein hoher Blick,
Erhabner Zorn sträubt seine Lockenwogen
Vom Glanz der Stirn um Schulter und Genick,
Und rings um ihn, vom Immergrün umzogen,
Sieht man die holden Töchter der Musik,
Aus jedem Buschwerk lacht, aus jeder Grotte
Das Marmorbild von einem holden Gotte.

Keineswegs aber können diese Verse als willkürlich herausgegriffene Proben für die Schönheit der Diction betrachtet werden, welche in der Regel schwerfällig ist und gedrückt, als ob die Wucht des nicht zu bewältigenden Stoffs auf ihr laste, und oft, wo die zahlreichen Verbindungsglieder der in alle Weltregionen zersplitterten Handlung eingeschoben werden, in die barste Prosa verfällt. Wo wir nur in der Dichtung blättern, stoßen wir auf Verse, welche eigentlich nur in eine höchst prosaische Reimchronik gehören. So z. B. im sechsten Gesang:

Denn wirklich schon zum Oeta vorgedrungen
War Stelico, und war schon im Begriff,
Die Schlacht zu thun(!), die Lanze war geschwungen,
Des spitzen Pfeils gekrümmte Schlange pfiff —

Im ersten Gesang:

Sie schwangen sich nun in die Sättel, sprengten
Aufs offne Feld, und zu dem Lagerwall,
Und als sie angekommen waren, drängten
Sich alle um sie her mit Waffenschall.

Im zweiten:

Es hatten sich Britanniens Legionen
Empört, und ausgerufen hatten dort
Den Cauracus des Heers Centurionen.
Der neue Kaiser Roms betrat sofort
Mit starker Macht die Küste der Bretonen,
Und rückte nach Paris; schon war kein Ort,
Kaum ein Geleit dem Gratian geblieben,
Und er bestürzt in jähe Flucht getrieben.

Das wird doch in Wietersheim's „Völkerwanderung“ und selbst in Becker's „Weltgeschichte“ fließender erzählt sein!

Im dritten Gesang:

Es war die Ebne, wo sie sich befanden,
Das Feld, wo Constantin schon einst gesiegt!
Es schien, als wären wieder auferstanden,
Die dort aus gleichem Anlaß sich bekriegt.

Im zehnten:

Dem Worte folgte bald die That, die Wochen
Der Hochzeitfeste flogen rasch dahin,
Und wurden durch die Botschaft unterbrochen,
Daß gegen den Honorius in Jovin
Ein Gegenkaiser aufstund u. s. w.

Wir haben durchaus keine systematische Jagd auf prosaische Wendungen angestellt, sondern nur angeführt, was uns zufällig ins Garn gelaufen. Es finden sich noch unerlaubtere Trivialitäten in dem Epos. Daß die ottave rime, so schön sie an einzelnen Stellen, die wir anführten, behandelt sind, im ganzen trotz ihrer meistens reinen Reime keinen melodischen Eindruck machen, das hängt mit dem Charakter der Dichtung als einer historischen Reimchronik zusammen. Die ottave rime sind übrigens die von dem Dichter angerufenen Musen:

Wach auf aus deinem süßen Friedensschlafe,
Entsteige deinem Melodienborn,
Du Königin der Strophen, auf, Octave!
Gürt' um dein Schwert, stoß in dein goldnes Horn!
Auf daß ich deine Feinde Lügen strafe,
Leg' in dein schönes Angesicht den Zorn,
Wirf deine seidne Lockenflut, enthülle
Im stolzen Gang des Südens Formenfülle!

Die „seidne Lockenflut" dieser Octaven geräth oft in sehr schöne Verwirrung bei den barbarischen Namen und stalten der Völkerwanderung, und der „stolze Gang" wandelt sich zwar nicht gerade in choliambisches Hin-, aber doch oft in einen zopfmäßig nüchternen Marsch. Der wahrhaft epische Stil ist nur in den erwähnten isoden und vielleicht noch in zwei oder drei Schildegen zu finden. Lyrik darf man diesem Epos nicht n Vorwurf machen, nur ein leichter lyrischer Hauch webt um „Die griechische Insel". Wir würden indeß ige Lyrik der poesielosen Chronik gern vorgezogen ha-. Die für die epische Darstellungsweise charakteriche, selbständige und breit ausgeführte Vergleichung d zwar von Lingg mit Bewußtsein angewendet; doch binden diese Vergleichungen nicht immer eine selbstän-e Poesie und sind überhaupt nicht zahlreich durch das dicht zerstreut. Schön und stimmungsvoll ist der Verich am Anfange des siebenten Gesangs:

Was gleicht dem Graun bei nahenden Gewittern,
Wenn am Taygetus Gewölke schwebt u. s. w.

Etwas gesucht und im tertium comparationis nicht llkommen klar ist der folgende urweltliche Vergleich:

Als noch des Chaos letzte Feuer brannten,
Durch die der letzte Sturm der Urwelt ging,
Wenn damals auf den Mammuthelefanten
Die Schlange schoß und ringelnd ihn umfing,
Wie sich die Flügel auseinanderspannten,
Daran das Gift in schweren Tropfen hing,
Und sich das Ungethüm zur Wehre setzte,
Dumpf brüllend, stampfend, und die Hauer wetzte:

So stoßen mit Gestampf der Heere Flanken,
Und fassen sich an beiden Hörnern an,
Entrollte Fahnen, Speere sonder Wanken
Und Schwerter brechen ihre blut'ge Bahn.

Das Anfassen an den „beiden Hörnern" verwirrt uns s Kampfbild des Mammuthelefanten und der Schlange ieder. Dasselbe gilt von dem Vergleich:

Zuweilen wird bei heftigen Gewittern,
Nachdem ein jäher Blitz herniederfuhr,
Auf einmal alles still, und kaum ein Zittern
Bewegt die Bäume noch, doch täuscht das nur,
Und bald tritt mit erneuertem Erbittern
Des Donners Wuth in seine alte Spur,
Und Schlag auf Schlag, mit doppelt stärkern Flammen,
Schmilzt Blitz auf Blitz und Glut auf Glut zusammen.

So sah sich das Verhängniß weiter wälzen
Und, zwar auf kurze Frist, sich Rom befreit,
Erkauft mit Seide, Gold und reichen Pelzen,
Doch half's ihm nichts, den Stolz der alten Zeit,
Den Schatz der alten Tempel einzuschmelzen,
Sogar das alte Bild der Tapferkeit,
Es sah beschämt und, statt mit Lust, mit Trauern
Die Gothen weiter ziehn von seinen Mauern.

Da in der epischen Vergleichung das Bild wie ein kleines selbständiges Gemälde ausgeführt wird und nur an einem Punkt mit dem verglichenen Gegenstande zusammenhängt; so muß dieser eine Punkt desto klarer in die Augen springen, sonst erhalten wir den Eindruck einer verwaschenen Bildlichkeit.

Wenn unser fortwährendes celerum censeo in unserm Mahnruf an die Dichter die Wahl moderner, dem allgemeinen Interesse und Empfinden sympathischer Stoffe ist, so mag man uns immerhin der Einseitigkeit zeihen; doch Gedichte wie Lingg's „Völkerwanderung" werfen ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale unserer Theorie, indem sie zeigen, wie ein hervorragendes Talent in der unglücklichen Selbstqual, zu der es ein entlegener und ungeeigneter Stoff zwingt, wie ein an die Fensterscheiben flatternder Falter sich den Kopf zerstößt und dabei allen poetischen Flügelstaub von seinen Schwingen verliert.

Rudolf Gottschall.

Zur Charakteristik der Befreiungskriege.

Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen. Von Wilhelm Baur. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1864—65. 8. 3 Thlr.

Ein Stück praktischer Theologie nennt der Verfasser in der Widmung an seine theologischen Freunde das Werk, in welchem er nicht die kriegerische, sondern die religiöse Bewegung in den deutschen Befreiungskriegen schildern und den Beweis führen will, daß mit der nationalen Erhebung eine Erneuerung des religiösen Lebens verbunden war. Für diejenigen, welche jene große Zeit noch erlebt und ihre Nachwirkungen lebendig empfunden haben, bedarf es eines solchen Beweises nicht; aber ihre Zahl wird täglich kleiner, und dem neuen Geschlechte thut es sehr noth, daß ihm die Erinnerungen an die Tage des Falls und der Erhebung immer wieder aufgefrischt und lebendig erhalten werden. Am Schlusse der Einleitung, welche darstellt, wie das Evangelium niemals einen begabtern und empfänglichern Jünger gefunden als das deutsche Volk wegen seiner Innerlichkeit und ernsten tiefen Sittlichkeit, und welche Ursachen die Erschlaffung des religiösen Lebens in Deutschland an der Scheide des letzten Jahrhunderts herbeigeführt, heißt es:

Die Geschichte lehrt, daß das deutsche Volk zu derselben Zeit seinen Christenberuf und seinen nationalen aus dem Auge verloren, daß es für diese zwiefache Sünde zu gleicher Zeit gezüchtigt ward und daß es aus der Züchtigung hervorging als eine Volkspersönlichkeit, die vom Hauche Gottes angeweht den feurigen Wunsch hatte, Christenthum und Volksthum hinfort aus den Quellen ihres Lebens zu nähren, damit keins von beiden wieder erschlaffe.

Jene Zeit in der geschichtlichen Erinnerung festzuhalten, um daraus Muth und Begeisterung für das Werk christlicher und nationaler Erhebung zu schöpfen, die uns abermals noththut, erklärt der Verfasser für den Zweck seiner Darstellung.

Zuerst schildert er „die religiöse Zerfahrenheit" mit den Worten, welche im Jahre 1799 der junge Schleier-

macher über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern gerichtet hat. Freilich war nicht alles religiöse Leben erloschen, aber im ganzen und großen war der Glaube der Väter aus den Familien wie aus dem öffentlichen Gottesdienste gewichen; in der Erziehung spürte man „das kalte Wehen Rousseau'scher Gedanken, wol geeignet, manchen faulen Hauch zu verscheuchen, aber unfähig, christliche Pflanzungen zu fördern", da Rousseau der menschlichen Gesellschaft alles Uebel schuld gibt, ohne den Einzelnen, der nur durch sie verderbt sei, für seine Sünden verantwortlich zu machen. Den gesegneten Einfluß Basedow's, Campe's, Salzmann's auf eine gesunde Erziehung erkennt der Verfasser an, „aber der warme Hauch des Christenglaubens fehlte ihnen und sie kamen über die Institutserziehung nicht hinaus; erst Pestalozzi's schlichte und tiefe Liebe wirkte für die Volkserziehung". Auf den höhern und höchsten Schulen fand sich neben dem schamlosesten Treiben der Roheit und der Unzucht der idealste Aufflug jugendlicher Geister, aber christliche Erkenntniß und christliches Leben fehlten. Der Verfasser theilt einiges mit aus der Schrift des damaligen Prorectors Meiners an der vorzugsweise aristokratischen Universität Göttingen, welcher einen doppelten Maßstab für die „jungen Männer von Stande" und die „armen Beneficiaten, meist Theologen" hat. Ueber die zweite Blütezeit der deutschen Nationalliteratur heißt es: „Man kann sich an dieser freuen und immer wieder zu ihr zurückkehren als zu einem unversieglichen Quell geistiger Erfrischung und Erhebung, und braucht doch die Klage nicht zu verschweigen, daß die neuere classische Periode unserer Literatur an religiöser Zerfahrenheit leidet." Klopstock, von dem Ernst und der Weihe des Christenglaubens durchdrungen, „litt doch an der Krankheit der Zeit, einer zu weichen Stimmung, einem zu geringen Verständniß der volksthümlichen Kraft des einfachen Gotteswortes und konnte auf die Nation im großen keinen Einfluß mehr haben, als Lessing, Herder, Goethe und Schiller auftraten". Der Verfasser erkennt an, daß sie alle an ihrem Theile gegen das Philisterthum der gewöhnlichen Aufklärung gekämpft, aber er weist auf die drei Ringe im „Nathan" hin, auf Herder's spätere Abkühlung seiner frühern Begeisterung für christliche Dinge, auf Goethe's: „Es fehlt nicht viel, daß ich ein Christ würde!" und auch auf Schiller's Entfremdung von den Grundwahrheiten des Evangeliums. Nicht die Schuld der einzelnen Dichter sei das gewesen, sondern die Schuld ihrer Zeit, in welcher sie weder den Staat noch die Kirche in achtunggebietender Gestalt gefunden und von diesen großen Organismen getragen worden, sondern auf sich selber ganz allein gestanden hätten. Der Abschnitt schließt mit Arndt's Klage: „In dieser traurigen Gleichgültigkeit und Gottlosigkeit und Volkslosigkeit, welche sie Vielseitigkeit nennen, liegt die Erklärung der Geschichte unserer beiden letzten Decennien."

Im zweiten Abschnitte wird die „nationale Zerrissenheit" geschildert. Wenn Leser, welche nicht auf dem religiösen Standpunkte des Verfassers stehen, manchem seiner im vorigen Abschnitt ausgesprochenen Urtheile, namentlich über die Heroen unserer Literatur, nicht beistimmen mögen, so werden gewiß die folgenden allgemeine Anerkennung finden. Wir lesen hier zusammengefaßt die Geschichte der Beeinträchtigung deutschen Volksthums und der Beraubung Deutschlands durch die Franzosen von ihren Anfängen zur Reformationszeit bis auf Napoleon.

Nimmermehr hätten wir das ertragen — sagt der Verfasser mit Recht —, wären wir nicht an Nationalgefühl bereits aufs verhängnißvollste geschwächt gewesen. Ehe die Franzosen uns besiegten, hatten wir ihnen schon gehuldigt, hatten wir deutsche Sprache und Sitte schon für französische Sprache und Sitte hingegeben.

Vergebens warnten tüchtige deutsche Männer dagegen. Wie ein Prophet erscheint uns Moscherosch, wenn er (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts) spricht:

Ich will auch meinen Deutschen hiermit geweissagt haben: Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich sind, wann das Deutsche Reich soll zu Grunde gehen, dann werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde streiten, und sich ermorden und werden ihre Herzen an fremde Ding[e] hängen, ihre Muttersprache verachten und der Welschen Gewä[sch] höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewissen dienen. Und alsdann wird das Reich, das mächtigste Reich zu Grund[e] gehen und unter derer Hände kommen, mit welcher Sprache s[ie] sich so gekitzelt haben.

Preußens Stolz und Fall zeichnet der dritte Abschnit[t] mit strenger Treue, wir wüßten hier nichts zu mildern. „Ein neues Leben begann aber von dem Augenblick i[n] Deutschland, da es dem Tode verfallen schien." Mit die[-] sen Worten wird nun die Reihe der Lebensbilder einge[-] leitet, in denen sich das sittliche Handeln, die Pflichter[-] füllung und Hingabe des Menschen an das Heil de[s] Volks, der Muth, der das vergängliche Dasein für ei[n] höheres Gut unbedenklich in die Schanze schlägt, ab[er] auch schon der Glaube, freilich noch in seiner Beziehun[g] auf das irdische Gut der Freiheit des Vaterlandes, imme[r-] hin der Glaube zeigt. Wir begegnen hier zuerst Blüche[r,] Gneisenau, Nettelbeck, York, Scharnhorst. Dann folgen Frie[d-] rich Wilhelm und Luise von Preußen, vortrefflich gehalte[n.]

Besonders gelungen ist aber das Charakterbild d[er] Prinzessin Wilhelm von Preußen, fast ganz nach han[d-] schriftlichen Mittheilungen. Ihr Briefwechsel mit Stei[n,] der sich an den plötzlichen Tod der Königin knüpfte, lä[ßt] uns in ihr tiefstes Herz hineinsehen und wird mit de[m] höchsten Interesse gelesen werden. „Er ist eins der u[n-] trüglichsten Zeugnisse dafür, daß die Zeit der Befreiung[s-] kriege das religiöse Leben erweckt und vertieft hat." M[it] ihren eigenen Worten wird überall das schöne Lebensb[ild] der hohen, wahrhaft frommen und deutschen Frau begl[ei-] tet; wir lesen, wie sie ihren Hang zur Einsamkeit [be-] siegt, um werkthätig an die Spitze des Frauenvereins [zur] Unterstützung der Landwehr zu treten; wir fühlen mit [ihr] den Schmerz um den Tod ihres Bruders, der bei Gr[oß-] görschen fiel; wie merkwürdig stimmt, was sie über M[o-] reau's Tod schreibt, mit dem Urtheil Arndt's über[ein;] wie fromm und gottergeben sind ihre Aeußerungen über[all!] So am Sylvesterabend 1813: „Könnte ich doch b[eim] Rückblick wirklich sagen, daß ich mich gebessert hätte [in] dem Jahre, aber ich kann's wol nicht? Ich fühl's, [...]

; leichter gut werden konnte in meinem Element, einer jönen Natur, und entfernt vom Hofleben — ach! wie ;ne ich mich danach!" Dieser Wunsch ging ihr später Fischbach in Erfüllung. Sie starb am 14. April 1846. ;re Kinder und Schwiegerkinder knieten betend um ihr ett, sie starb, während die Prinzessin Marie, die jetzige rwitwete Königin von Baiern, Paul Gerhard's Lied rach: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht n mir!" In dem dichterischen Nachlasse ihres nun ch verewigten Schwiegersohnes, des Königs Max von iern, hat sich ein schöner Nachruf an sie gefunden, in lchem es unter anderm heißt:

Deutscher Frauen Zier und Krone,
Gehe nun zum Frieden ein,
Denn du wolltest, nah' dem Throne,
Stets des Herren Magd nur sein.

Stein's Leben hat der Verfasser früher schon selbndig bearbeitet, er hebt also hier nur besonders das lenschliche, Sittliche und Christliche des Mannes hervor, t er Napoleon's mächtigsten Feind nennt. „Aber merzlich ist die Klage: er hat viele Bewunderer und nig Nachfolger." Diesem Charakterbilde schließen sich ch die von Fichte, Arndt und Schleiermacher an: „Drei eistesgewaltige „nennt sie das Werk", von denen Ströme endigen Wassers in die dürren Gefilde des deutschen lksthums ausgegangen sind." Von Fichte heißt es: Ver das Christenthum nicht nur in der fehlerlosen Lehrstimmung sieht, sondern in der Auswirkung der neuen benskraft, welche durch Christus in die Welt gekommen , der wird nicht anstehen, Fichte unter die Wecker reliösen Lebens in den Befreiungskriegen zu setzen." Auch rndt's Leben hat der Verfasser schon andernorts aushrlich erzählt, es gilt ihm also nur, sein Bild in einigen auptzügen vorzuführen.

Kaum mag ein anderer Deutscher sein, dem das Volk bis s Ende so zugejubelt hat. Aber die meisten haben den gant Arndt nicht gekannt oder nicht kennen wollen. Dem deuten Mann galt ihr Jubel, nicht dem Christenmann. Aber an tem Mann wie Arndt, der so aus Einem Gusse ist, gilt kein lbiren. Er war ein Christ als echter Deutscher, er war ein utscher als echter Christ.

Aber ist es denn mit Stein, mit Friedrich dem Großen, t Schiller anders geschehen, als daß sie dieselben für arteizwecke nicht blos halbirt, sondern gar parcellirt ben?

Eine der merkwürdigsten Schriften von allen, welche rndt's frommem deutschen Herzen im Laufe seines langen bens entsprungen sind, ist der Katechismus für den deuten Kriegs- und Wehrmann. „Schwerlich hat ein anres Volk etwas Aehnliches aufzuweisen, eine solche volksümliche Einfassung der stärksten nationalen Triebe in : heiligen Schranken christlicher Ordnung und Tugend. löchte das Büchlein mehr gekannt und gelesen sein!" ir stimmen dem bei, es würde mehr Frucht bringen s all die modernen Tornister- und Kasernenopuskeln, mit nen die armen Soldaten heimgesucht werden. Ueber chleiermacher urtheilt der Verfasser fern von zelotischer inseitigkeit:

Wer die Bedeutung eines Gottesgelehrten einfach nach der Zustimmung oder Nichtzustimmung zur überlieferten Lehre der Kirche bemessen wollte, der würde bei Schleiermacher's Wirken kaum den Segen erkennen. Seine Bedeutung liegt in der Lauterkeit und dem Ernst, mit welchem er die Religion überhaupt und das Christenthum als von Christo ausschließlich ausgehendes religiöses Leben wieder zu Ehren brachte.

Schleiermacher's Tod ist sehr schön geschildert. An diese drei Männer reiht sich würdig, wenn auch nicht in gleich durchgreifender Wirkung, Heinrich Steffens. In der Charakteristik desselben wird der Verfasser natürlich über die Befreiungskriege hinaus in die Zeit politischer Streitigkeiten geführt, welche auch Steffens schwere Kämpfe bereiteten. „Den Männern, welche die Stimmung der Befreiungskriege zu bewahren suchten, galt er als ein Abtrünniger, denen, welche den Geist zu dämpfen suchten, als ihr Helfer. Beides glaubte er nicht zu sein." Das Bild „des im Alter noch jugendfrischen Lehrers, in dessen Vorlesungen auch jetzt die Religion das pulsirende Blut, der Grundgedanke seiner Lehre die Einwohnung Gottes in aller Creatur war", ist das letzte in der Reihe, welche der erste Band des Werks umfaßt. Derselbe enthält noch zwei Kapitel: „Napoleon's Sünde" und „Das Gottesgericht in Rußland", aber das Bild des gewaltigen Eroberers zu zeichnen, erklärt der Verfasser für eine Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlt, zu deren Lösung auch hier nicht der Ort sei. Nur einige Züge sollen erläutern, warum in ihm nicht blos der Feind der Nation, sondern auch des Christenthums, der weltgeschichtliche Typus eines satanischen Princips, ja im Volksgemüth der Apollyon der Offenbarung Johannis gesehen wurde. Dabei können freilich auch die deutschen Bewunderer Napoleon's, deren es ja viele gab, nicht unberührt bleiben, Johannes Müller, Heeren u. a., gegen welche Arndt's zürnendes Wort gerichtet war, das hier nach einem enthusiastischen Briefe Dorothea Schlegel's an Helmina von Chézy über Napoleon's Einzug in Köln 1804 mitgetheilt wird.

Der zweite Band beginnt mit einer warmen und wahren Charakteristik der deutschen Erhebung, um darzuthun, welchen Einfluß auf die Wiederbelebung des Christensinnes sie gehabt haben müsse. Schon die Rede, mit welcher der Geistliche in der ersten preußischen Stadt, die der Kaiser Alexander betrat, diesen empfing, war wie eine Weiherede zu dem Werk, zu welchem Gott ihn berufen. Ehe der König Friedrich Wilhelm nach Breslau abging, ließ er die Confirmation des Kronprinzen vollziehen. „Der Kronprinz, der sein ganzes Leben lang sein warmes Herz auf beredter Zunge hatte, offenbarte vor dem Altare, was der Vater in politischer Unterhandlung noch zu verbergen suchte." Seine Worte waren wie eine Losung zum frommen Kampfe gegen den Feind. Wahr und schön sagt der Verfasser:

Wie ein Zauber wirkte der Aufruf an die Freiwilligen. Mit dem Worte freiwillig ward der Mechanismus ein Organismus, der starre Staatskörper ein lebendiger Volksleib, wie ein Thauwind löste das Wort das Eis des Mistrauens zwischen König und Volk, wie die Frühlingssonne lockte es tausend Keime eines jungen Volkslebens hervor.

Dieser neue Geist in allen Ständen brachte ein Heer

hervor, wie es noch nie gesehen worden: das Edelste, das Beste, das Geistigste, das Frömmste erschien in Waffen. Das Christliche in der Erhebung tritt bestimmt hervor darin, daß man allgemein für den begonnenen Kampf die Weihe der Kirche forderte. Die bedeutendsten Männer der Kirche liehen der vaterländischen Sache ihr dem Glauben geweihtes Wort. Die Landwehrscharen wollten nicht hinausziehen ohne den Segen der Kirche. In Körner's, Arndt's, Schenkendorf's Liedern finden wir solche, welche nach Choralmelodien gedichtet, für die gottesdienstliche Weihe besonders der Freiwilligen bestimmt waren. Durch das ganze Heer ging ein frommer Geist. Wir lesen davon viele Zeugnisse, namentlich aus ungedruckten Briefen des in York's Heere dienenden Feldpredigers Schultze, durch Droysen's Werk rühmlichst bekannt. Von den Dichtern der Befreiungskriege sagt der Verfasser:

Sie waren alle nicht Dichter ersten Ranges, aber die schönen Lieder, welche sie in den Jahren 1813 und 1814 dem deutschen Heer und Volk gesungen haben, werden so lange im Volke fortleben als die Dichtungen unserer ersten deutschen Dichter. Wir haben in ihnen wieder einmal wahrhaftigen Volksgesang, wie im Mittelalter, als Deutschland, religiös und national befriedigt, deutsch und christlich dachte und fühlte, wie er zum zweiten mal gehört ward, als Luther's Predigt beim deutschen Volke anklang. Von den Tagen Luther's bis zum Jahre 1813 gab es in Deutschland kein Lied, das die Zustimmung des Volksganzen gefunden hätte, ein Beweis, daß Deutschland kein völlig befriedigtes Dasein hatte.

Von den vielen Dichtern, welche in den Befreiungskriegen ihre Stimme erhoben haben, ragen durch dichterische Weihe, volksthümliche Kraft und christlichen Sinn Schenkendorf, Arndt, Körner und Rückert hervor. Dem ersten, der für die religiöse Betrachtung — den Grundgedanken unsers Werks — der wichtigste ist, weiht der Verfasser ein eigenes Kapitel. Von Arndt sagt er:

Es ist einfältige mannhafte Frömmigkeit, welche in den Kriegs-, Helden- und Siegsliedern Arndt's sich offenbart, eine Frömmigkeit, der nichts Schwächliches, Feiges, Düsteres, Absonderliches anhaftet, an deren Schild alle die gewöhnlichen Verleumdungen des Christenglaubens abprallen müssen, als ob er knechtische, für das Leben und den Kampf des Lebens unbrauchbare, an den Gaben Gottes freudlos vorübergehende Menschen mache.

Die weitere Ausführung empfehlen wir unsern Lesern ganz besonders, sie schließt: „Welch ein Segen wäre es, wenn die Bewunderer des alten Arndt sich für sein Bestes nicht verschlössen, seinen frommen Christenglauben!" Wenn Rückert auch für die Geschichte der religiösen Erweckung nicht solche Bedeutung hat als Arndt und Schenkendorf, so zeugen doch alle seine Gedichte von einer ernsten, sittlichen, christlichen Auffassung, und an Gedankenreichthum übertrifft er alle andern Dichter jener Zeit. Das Ethische überwiegt das eigentlich Religiöse, aber auch dieses fehlt nicht. Der Verfasser belegt das durch das Sonett: „Wir haben lang in stummem Schmacherröthen u. s. w." Max von Schenkendorf, „der Liebling aller, welche die in den deutschen Befreiungskriegen nach langer Entfremdung wiedererscheinende Durchdringung des Deutschen und Christlichen als eine vorbildliche für alle Zeit ansehen", ist mit besonderer Vorliebe und sehr gelungen charakterisirt. Das neue Werk von Hagen ist dabei zum Grunde gelegt, eine Fülle von Proben aus Schenkendorf's besten Gedichten mitgetheilt.

Von den Dichtern wendet sich das Werk zu deutschen Städten in der Knechtschaft und Befreiung und hebt unter ihnen Leipzig, Bremen und Wittenberg hervor. Erschütternd ist der Bericht des Dr. Reil, der nach der Schlacht bei Leipzig von Berlin dorthin gesandt wurde, um für die Hospitäler Sorge zu tragen. „Die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande", schreibt er an Stein, „sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir sah." Er empfiehlt Stein die durchgreifendsten Maßregeln, er selbst, der kräftige Ostfriese, fiel bald seiner Thätigkeit zum Opfer, ein Nervenfieber raffte ihn hin. Was Bremen unter französischem Druck gelitten, ist nur ein vereinzeltes Blatt aus dem großen Schuldbuch, es könnte jedoch immerhin auch der neuesten kaiserlichen Auffassung dei „Guten, das Napoleon den Völkern habe bringen wollen" als interessantes Beispiel entgegengehalten werden — dei Völkern, die vom Tajo bis zum Niemen zu Boden getreten, auf die himmelschreiendste Weise von ihm und seinen Satelliten gemishandelt waren! Sie wollten in ihre Verblendung das Heil gar nicht erkennen, das ihnen durc diesen grauenhaften Uebergang in der Zukunft bereit werden sollte! Wittenbergs Drangsale bei der Belagerung geben dem Verfasser unsers Werks Gelegenhei die schöne geistliche Führung zu schildern, der sich d Gemeinde während derselben durch die jungen Geistlich Heubner und Nitzsch zu erfreuen hatte. Auch bei Bremen ist Mencken's unerschrockenes Wirken in das gebü rende Licht gestellt.

„Herr Gott, dich loben wir!" heißt das folgende Kapit Es schildert die Stimmung in Deutschland nach dem Sie und die Feier des Jahrestags der leipziger Schlacht den verschiedenen Gauen. Die Kunde derselben ist du den Justizrath Hoffmann in Rödelheim der Nachwelt a bewahrt worden, indem er aus ungefähr 800 Orten ganz Deutschland die Beschreibungen der Festfeier gesa melt hat. Wir haben in diesem Buche die urkundlic durch hundert Einzelheiten die Gesammtstimmung verbi gende Nachricht, wie damals das deutsche Volk fühl Es war dem Volke damals unmöglich, Religion u Vaterlandsliebe zu trennen. Der letztern gab vorzu weise der Abend des 18. October mit seinen Siegesfeue der erstern ward ihr Recht am Morgen des 19. Octob beim feierlichen Gottesdienst in der Kirche. Besond erfreulich ist bei der Feier eine Einigkeit und Brüderli keit unter den Ständen, wie sie die vergangenen Ja hunderte nicht gekannt hatten. Der ehemalige reichs mittelbare Adel stand überall in vorderster Reihe, wo galt, den Sieg über den Feind und die Ehre des Va landes zu feiern. Er hatte seine Reichsunmittelba unter dem Einflusse der Napoleonischen Herrschaft ve ren und sich unter die Fürsten des Rheinbundes beu müssen. Wie Stein, der seinen Unwillen darüber in d classischen Briefe an den Fürsten von Nassau ausgesproc

fühlten viele seiner Standesgenossen; zur Vergrößerung der Stammesfürsten waren sie kein Opfer zu bringen geneigt, wol aber für die Größe und Einheit des Vaterlandes. Der Adel schien überhaupt mit dem Gesammtvaterlande wiedergeboren zu neuer Würde und Kraft, zu neuen Aufgaben und Zielen. Aus der erwähnten Sammlung lesen wir viele Beispiele der patriotischen Gesinnung im deutschen Adel. Als Zeugnisse der religiösen Stimmung und Anschauung jener Tage sind auch die am 18. und 19. October 1814 gehaltenen Predigten von großem Interesse. Das vaterländische Gemeingefühl rief gleichzeitig einen Drang zur religiösen Einigung hervor, es kam ein Hauch der Brüderlichkeit auch in die Confessionen. In Städten, wo deren verschiedene lebten, wurde doch nur Eine kirchliche Feier veranstaltet, sodaß — ein unerhörtes Bild — an demselben Altare der Evangelische und der Katholik, einer nach dem andern, den heiligen Dienst verwalteten. Das Höchste wurde in Kronberg am Taunus geleistet. Hier trug beim Festzuge dem katholischen Geistlichen ein protestantisches, dem evangelischen ein katholisches Mädchen den Kranz vor, von den Senioren gingen immer ein lutherischer und ein katholischer nebeneinander. Auf der Anhöhe sprach erst der lutherische, dann der katholische Pfarrer und beide tauschten dann den Bruderkuß.

Der Verfasser sagt mit Recht, daß sich so tief gewurzelte und wohlbegründete Trennungen, wie die zwischen evangelischem und katholischem, ja selbst zwischen lutherischem und reformirtem Wesen nicht durch Blumenkränze und Umarmungen aufheben lassen, daß aber im ganzen solche Auftritte auf einem schönen warmen Gemeingefühl beruhten, und beklagt es, daß nach dem Kriege aus diesem Gefühl Deutschland nicht wieder aufgebaut worden ist. Er wirft nun auch einen Blick auf den Wiener Congreß. Er muthet ihm „keine puritanische Weltflucht" zu, aber er erklärt: „Wie schlechte menschliche Noten zu einem wundervollen göttlichen Text, so verhält sich der Wiener Congreß zu der Offenbarung Gottes in den Jahren 1812, 1813 und 1814. In majestätischer Einfalt hatte Gott sein Werk vollbracht, mit kleinlichsten Menschenkünsten ward dasselbe verunstaltet." Vom Standpunkt einer sittlich-religiösen Betrachtung der Befreiungskriege weist er neben den Stein, Scharnhorst, Gneisenau auf ein Gegenbild hin, das recht als Typus des Congresses dienen kann: auf Friedrich von Gentz. Er folgt ihm auch auf den Karlsbader Congreß, wo Gentz sein Tagebuch mit der Erklärung schließt: „Ein Tag (an welchem Artikel 13 der Bundesacte beschlossen wurde), wichtiger als der bei Leipzig!" Dem traurigen Bilde folgen Claudius und Jung-Stilling, „zwei ehrwürdige Greise, frommen Christenglauben im Herzen, ruhige Klarheit im Angesicht, milde Weisheit auf den Lippen." Seit Jahrzehnten hatten sie schon Unglauben und Sünde bekämpft, die Weltbegebenheiten vom festen Standpunkte lebendigen Christenthums mit erleuchtetem Auge des Geistes betrachtet, ihr Heimgang war nahe; aber sie wollten uns noch sagen, was das deutsche Christenvolk aus Knechtschaft und Elend, aus Krieg und Sieg zu lernen hat. Wer kennt den „Wandsbecker Boten" nicht? konnte man einst fragen; der heutigen Generation muß es zum großen Theil erst wieder gesagt werden, wer dieser Liebling des deutschen Volks gewesen und wie er ein solcher geworden ist. Höchstens das Rheinweinlied erinnert sie noch an ihn. Wer von dem jetzigen Geschlecht hat Stilling's politische und religiöse Schriften oder auch nur seine Romane gelesen, seine „Siegsgeschichte", seine Zeitschrift „Der graue Mann", welche in die Zeitereignisse wichtig eingegriffen? Mögen die Nachgeborenen hier davon etwas hören!

An Stilling schließt der Verfasser ein Lebensbild der Frau von Krüdener an. Arndt nennt sie „die weiland schönste und berühmteste Nachtigall diplomatischer Salons, welche in ihrer Jugend alle Süßigkeiten und Gefährlichkeiten des Salonlebens genossen und mit bestanden hatte und jetzt als Sündenbüßerin sich und alle Welt zu bekehren den Beruf fühlte und predigte. Sie war, obwol schon welkend, doch noch mächtig mit den Augen und mit einem schönen, schlanken, polnisch-kurländischen gewundenen und geschlungenen Wuchs." Ihr in Verbindung mit Jung-Stilling schreibt es Arndt zu, daß Alexander zu falscher Milde gegen die Franzosen und zur Ungerechtigkeit gegen die Deutschen gestimmt ward. Ihr früheres Leben wird hier nur so weit eingehender beschrieben, als es für ihre spätere Bedeutung nothwendig war. Daß aus ihrer Familie, deren Name durch einen Druckfehler entstellt ist, mehrere Deutschordensmeister gewesen, beruht jedoch auf einem Irrthum, die Reihe liegt ja vor. Ausführlicher ist das Verhältniß der merkwürdigen Frau zum Kaiser Alexander behandelt, ein Verhältniß, aus welchem die Idee der „Heiligen Allianz" entsprang. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Friedrich Wilhelm's Schwager, betrachtete sie ganz als das Werk der frommen Frau. „Seien Sie sicher", schrieb er, „daß ich es nicht sagen würde, wenn ich es nicht wüßte." Sie selbst schrieb das Werk einer Eingebung Gottes zu.

In unsern Tagen, wo dieser „Heilige Bund" als politisches Schreckbild wieder von fern gezeigt worden ist, wird es von Interesse sein, die Urkunde desselben zu lesen, welche der Verfasser als ein kräftiges Zeugniß für die tiefe religiöse Erweckung, welche damals bis in die Gewissen der Herrscher drang, mittheilt. Er faßt sich dann kurz über die spätern Lebensjahre der Krüdener und fügt einige beurtheilende Bemerkungen hinzu, welche ihr religiöses Leben in treffender Weise kennzeichnen. Er findet darin oft die phantasiebegabte, zum Excentrischen neigende Romanschriftstellerin wieder, der es an der christlichen Nüchternheit fehlte:

In der Verfolgung, die sie gegen sich richtete, war viel Pharisäismus des Polizeistaats und des todten Christenthums, aber auch gesunde Entrüstung gegen schwärmerisches, zur Unordnung führendes Wesen.... Es war ein heiliger Eifer in ihr, aber ihr Christenthum behielt einen Beigeschmack von der abenteuernden Weltdame, von der Heimatlosen, deren Leben nie die Unterlage einer tüchtigen Arbeit gehabt.

Der wunderbaren Frau folgt in unserm Werke zunächst

Friedrich Perthes. „Deutschland hat keinen edlern Vertreter seines Bürgerthums", heißt es von ihm.

Ohne den äußern Beruf einer amtlichen Stellung, nur durch den innern einer reinen und heißen Vaterlandsliebe, steht er unter den Rettern unsers Volks aus französischer Knechtschaft mit einem vollen Antheil an ihrem Ruhm. Und als ein rechter deutscher Bürger in neuer Weise, ein Vertreter jenes alten Bürgerthums der deutschen Städte, erscheint er uns durch die gesunde Verbindung des vaterländischen Strebens und der christlichen Frömmigkeit, die wir in seinem Leben bemerken.

Nach ihm wird Graf Friedrich Leopold Stolberg vorgeführt, welcher nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche die in derselben vorhandene Richtung auf das Innerliche und Wesentliche am besten bezeichnet und der in den Gemüthern geweckten Empfänglichkeit mit seinen christlichen Schriften, namentlich in den Kreisen seiner Standesgenossen helfend entgegenkam. Als Vertreter desjenigen preußischen Beamtenthums, welches erst die Zeit der deutschen Befreiungskriege herbeiführen half und dann die Errungenschaften derselben auch auf religiösem Gebiete festzuhalten strebte, stellt der Verfasser Nicolovius auf, welcher zu den Geschäften eine tiefe und umfassende Bildung und eine nie ermattende sittliche und religiöse Begeisterung herzubrachte. Er hatte Stolberg und Pestalozzi nahe gestanden und wurde 1806 als vortragender Rath nach Königsberg berufen, wo seine fruchtbringende Thätigkeit in Kirchen- und Schulsachen begann. Nach ihm wird Falk's Leben geschildert.

Eine der köstlichsten Früchte, welche auf dem blutgetränkten deutschen Boden in den Befreiungskriegen reiften, ist die Arbeit der rettenden Liebe an der leiblich und geistlich verwahrlosten Jugend. Was Pestalozzi in der Schweiz mit seinem Herzen voll warmer Volksliebe schon versucht, das hat in Deutschland Johannes Falk mit reichem Segen geübt.

Diesem Bilde reihen sich noch der münchener Philosoph Joseph von Baader, Joseph von Görres und Sulpiz Boisserée an, weil der erstere für die Herstellung eines christlichen Gemeinwesens aus der Tiefe seines Denkens nach Kräften arbeitete; der zweite, weil dessen unmittelbares Einwirken auf den Lauf der Ereignisse so gewaltig war, daß Napoleon seine Zeitschrift, den „Rheinischen Mercur", die „fünfte Großmacht" nannte; „in die spätere katholische Bestimmtheit seiner Christlichkeit" vermag ihm der Verfasser nicht zu folgen. Boisserée, als einer der tüchtigsten Förderer der deutsch-christlichen Kunst, schließt die Reihe der Lebensbilder. Ein letztes Kapitel faßt die religiösen „Nachwirkungen" der Befreiungskriege ins Auge.

Wir scheiden von dem Werke mit wahrhafter Befriedigung. Der Verfasser hat es verstanden, aus dem Leben der bedeutendsten Träger der religiösen Bewegung in jener großen Zeit das Schlagendste herauszuheben und zu klaren Bildern zu gestalten; seine Darstellung gibt ein schönes Zeugniß nicht allein von seiner eigenen Gesinnung, sondern auch von der vielseitigsten Bildung seines Geistes; die edle, oft poetische Sprache wird nicht verfehlen, neben dem Anziehenden der biographischen Form den Gedanken seines Buchs, wie er gewünscht hat, auch den Frauen und der Jugend zugänglich zu machen.

Karl Gustav von Berneck.

Lebensphilosophie.

1. Aphorismen über Adel und Standesehre im Lichte des Christenthums. Von einem Mitgliede des preußischen Adels. Köln, Frühbuß. 1864. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser ist mit dem Adel, namentlich mit der Art und Weise, wie er seine Pflichten erfüllt, durchaus nicht zufrieden. Mit vollem Rechte verurtheilt er den Adel, der in Luxus, Reichthum und Grundbesitz das Wesen seines Standes erkennt, noch mehr den besitzlosen Adel, der in hohlem Außenwesen, in Flitterwerk aller Art seine ephemere Größe sucht. „Hingebung, Opferwilligkeit und Selbstverleugnung sind die Beweise einer vollkommenen, edeln, hochherzigen Gesinnung." Er sucht weiter, wo die Gebrechen des Adels zu finden sind, und entdeckt sie in dem Mangel an Familiensinn, in verkehrter Erziehung der Kinder, in Uebertreibung und Unnatur. Er geißelt das gewissenlose Schuldenmachen, das leichtsinnige Verpfänden des Ehrenworts, die Unmoralität u. s. w. Er greift jene modernen „chevaliers du soleil" an, die in Nichtsthun ihr Leben vergeuden. Ihnen ruft er das bekannte „noblesse oblige" zu, für sie hat er eine Arbeit bereit, „sie sollen dem Streben der Zeit nach der vielgepriesenen Freiheit in christlicher Weise entgegenwirken". Von der Freiheit selbst, wie sie in seinem Kopfe sich darstellt, entwirft der Verfasser ein erschreckendes Bild; unterschiedslos ist es mit jeder Freiheit darauf abgesehen, „die sittlichen und materiellen Bande zu lösen". Der Verfasser kommt nun auf den Begriff der Ehre, die bei den Römern ein mit dem Bürgerthum verknüpftes Gut, ein öffentliches Recht war, während es bei den Germanen als Privatrecht erscheint. Die jüdische Ehre gründete sich auf den göttlichen Willen, die christliche ist „die Ehre des Kreuzes Christi". In consequenter Anerkennung dieses Gedankens findet er die schönste Bewährung adelichen ehrenhaften Sinnes im Mittelalter, namentlich in den Kreuzzügen, unter den Ordensrittern. Aber freilich, auch da sind traurige Momente zu verzeichnen. Albrecht von Brandenburg „läßt sich von dem Geiste dieser Welt durchdringen und machte sich zum weltlichen Herrn des dem Orden zugehörigen Landes", obgleich er „noch genug Gelegenheit finden konnte, für die Kirche zu wirken", und „christliche Tugenden können nur gedeihlich sich entfalten, wenn sie fest wurzeln in dem Boden des Garten Gottes, der die Kirche ist"! Reformation und Revolution, dem Verfasser wol identisch, vollendeten die Zerstörung. Ihm ist der Johanniterorden, „da das heiligende Band der Sanction" des Papstes fehlt, „ein Ritterverband nach weltlicher Weise". Auf die moderne Zeit übergehend, bespricht er den Corpsgeist und das Duell; das Verbot des letztern durch das Tridentinische Concil und durch die Constitution „Detestabilem" von Benedict XIV. erwähnt er ausdrücklich. Wol mit besonderm Bezug auf ein neueres Vorkommniß beklagt er den Corpsgeist in Dingen, „die dem göttlichen Willen geradezu zuwiderlaufen". Freilich läßt er unerwähnt, daß gerade in den katholischen Ländern das Duell viel häufiger ist als in den protestantischen

aß Selbstvertheidigung und selbständige Herstellung er Ehre in der von ihm so gepriesenen Ritterzeit an er Tagesordnung war, daß bei steigender Civilisation as Duell abnehmen muß, weil durch Verbreitung von llgemeiner Bildung und Sitte die Motive zum Duell ortfallen. Alle religiöse und sittliche Ueberzeugung von em Verwerflichen des Duells wird bei unsern staatlichen nd gesellschaftlichen Verhältnissen niemand unter be- ondern Voraussetzungen abhalten, die verweigerte Aner- ennung seines sittlichen Werthes durch das Duell zu er- wingen. Daß auch alle philosophische Theorie in solchen fällen vor der Macht der Thatsachen verschwindet, hat och vor kurzer Zeit Lassalle's Ende gezeigt.

Kürzer als der Verfasser der vorliegenden Broschüre nd mir wohlgefälliger hat mein Urgroßvater, J. M. von oën, die Pflichten des Adels in einem Rath an seine öhne zusammengefaßt: „Der Adel will nichts sagen, enn ihr nicht denselben durch solche Sitten und solche igenschaften fortpflanzt, die wahrhaftig edel sind. Nur ie Tugend bringt Ehre. Alle Laster aber schänden."

. Baedeker aus der Vogelperspective oder die Lehre vom Reisen von A. v. T. Bonn, Cohen und Sohn. 1864. 8. 15 Ngr.

Ein vortreffliches Buch, an dem nichts zu tadeln ist ls der Titel, weil er viele verführen könnte, die Schrift icht zu lesen. Haben wir uns doch selbst, um des Titels villen, lange gesträubt den neuen Baedeker aufzuschla- en — und welche Fülle von schönen Gedanken, glücklichem humor, vortrefflichen Rathschlägen haben wir gefunden. Der Verfasser ist genau mit seinem Thema bekannt, er st augenscheinlich viel gereist, hat mit offenem Auge, ge- undem Sinn und tüchtigen Studien Länder und Men- chen kennen lernen, und gibt uns nun seine Erfahrungen n anmuthigster Weise. Keinen Augenblick ermüdet er ns, immer lebendig und frisch gibt er hier einen gu- en Rath, dort eine Warnung, läßt einen behaglichen Scherz mit unterlaufen, gibt ernsthafte und durchdachte Ansichten. Jede Art des Reisens beschreibt er, gibt für ede Individualität Richtschnur des Reisens, von der Vor- ereitung zum Antritt, für unterwegs, auf der Route nd im Gasthof, bis zur Rückkehr. Zuletzt fügt er noch nter dem Titel „Varia" viele sehr lobenswerthe Rath- chläge hinzu, die unter die verschiedenen Rubriken nicht ingereiht werden konnten. Was der Verfasser über Kunst- verke u. s. w. sagt, zeugt von nicht gewöhnlicher Bildung nd verdient beachtet und bedacht zu werden. Die Er- klärung: „Das Schöne ist die vollendete Form der Idee", st freilich weder ganz neu noch sonderlich fördernd. Aber elbst das Ernsthafte ist so anspruchslos ausgesprochen, aß es, selbst da, wo es des Widerspruchs gewiß sein ann, belehrt, anregt, erfreut.

Wir möchten jedem rathen, der in die Welt hinein- eist, sich loslösen kann von den Plagen und kleinen Lei- den des alltäglichen Daseins, unbedingt eher den Rath- schlägen „Baedeker's aus der Vogelperspective" als dem eines ältern Vetters zu vertrauen.

3. Geist und Herz von J. H. Frerichs. Zweite Ausgabe. Norden, Soltau. 1865. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Verfasser der kleinen philosophischen Schrift, welche die Auszeichnung einer zweiten Ausgabe wol verdient, zeigt sich uns als ein fein organisirter Geist. Folgerichtiges Denken, warmes Empfinden, Klarheit der Auffassung und des Ausdrucks, Sicherheit in der Beherrschung des Stoffs geben der Schrift eine anerkennungswerthe Bedeutung. Der Verfasser hält sich frei von gelehrter Form; dies und die Einfachheit der Darstellung läßt das Buch namentlich zum belehrenden Studium für Damen geeignet erscheinen. Ist auch naturgemäß in der Schrift nicht alles neu, so ist doch auch das Bekanntere so geistreich gegeben, daß Aelteres und Neues in der faßlichen Gestalt, in der es geboten wird, als eine erfreuliche Erscheinung gelten muß. Die Schrift behandelt drei Themata von allgemeinem Interesse: die Liebe, Glaube und Wissenschaft, und die Idee. In allen dreien gibt der Verfasser zunächst eine scharfe Begriffsbestimmung und entwickelt dann das Wesentliche, indem er diese näher erklärt und begründet. Widerspruch wird natürlich hier und da unvermeidlich sein. Die Annahme, daß „die Geschlechtsdifferenz es ist, welche den Unterschied der Liebe von der Freundschaft begründet", ist z. B. sehr gewagt. Freundschaft kann, unserer Ansicht nach, ebenso gut unter Personen verschiedenen Geschlechts bestehen, ohne daß der sexuelle Einfluß, der ja bei der Liebe vorherrschend ist, das freundschaftliche Verhältniß zu alteriren braucht. Liebe ist eine Wahlverwandtschaft der Gemüther, die aus dem Bedürfniß gegenseitiger Ergänzung entsteht. Freundschaft ist — wie sie schon Cicero erklärt — die vollständige Uebereinstimmung der Ansichten in allen göttlichen und menschlichen Dingen, oder sie ist auf gegenseitige Perfectibilität gegründet.

Der Versuch, Wissenschaft und Glaube als zwei nothwendig zusammengehörende Factoren der Erkenntniß, als sich gegenseitig ergänzend hinzustellen, ist wohl gelungen und zeugt wieder von dem freien Blick des Verfassers. „Wie traurig um den Menschen, in dessen Herzen der Glaube keine Stätte hat, wie traurig um diesen Glauben selbst, wenn er das Licht des Wissens scheut oder scheuen zu müssen vermeint!" Die Idee nennt der Verfasser die Vernunft als Selbstzweck, wie ja auch schon Hegel die Idee als sich realisirenden Zweck, als Selbstzweck hinstellte. Er zeigt den Einfluß der Idee auf das Schöne, Gute und Wahre, ihm ist die Idee nicht eine bloße willkürliche Vorstellung, sondern die Vernunft, das Vernünftige selber, das in den Reichen des Lebens sich verwirklicht als ewige Macht; so ist die Idee als das objectiv Vernünftige, subjectiv gesetzt: die Wahrheit; oder: die Idee als Object, als Gegenstand des Denkens, des Erkennens, welches das Subject vollzieht, ist das Wahre. Das Schöne ist ihm weiter die Idee in der Form der Erscheinung; es ist reiner Ausdruck der Idee, sodaß in dieser nichts ist, was nicht sinnlich erschiene, und nichts sinnlich erscheint, was nicht Idee wäre.

Wir überlassen dem Leser, den Verfasser weiter in

seiner Schrift zu begleiten, in welcher er, wie er auch selbst sagt, vieles nur andeuten, nicht ausführen konnte. Aber schon diese Andeutungen werden vielen sehr willkommen sein, namentlich denen, die in gedrängter Kürze und dabei in klarer, verständlicher Weise Belehrung erwarten und wünschen.

4. Das Buch vom Lebensglück. Von Karl Stugau (K. August von Schmidt auf Altenstadt). Wien, Schönewerk. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Beitrag zur Diätetik der Seele wird manchem zusagen. Er ist mit vielem Verständniß und bestem Willen geschrieben, der Verfasser hat viel über sein Thema nachgedacht und viel gelesen; an Citaten aller Art ist kein Mangel. Praktische Regeln zur Erhaltung unserer Gesundheit wechseln mit Rathschlägen in Betreff unsers Denkens, Wollens und Fühlens; unsere Affecte und Leidenschaften werden untersucht — Selbstliebe und ihre Sippschaft Eitelkeit, Stolz u. dgl., Ehrgeiz, die Liebe, immer in Bezug auf das wahre Lebensglück. So erörtert der Verfasser die Frage, wie die Leidenschaft der Liebe im Interesse unsers innern Friedens zu behandeln sei? Freilich, den guten Rath zu befolgen: „Nimm's kaltblütig", ist nicht so leicht, als es wol scheinen dürfte, wie es denn auch oft ganz unmöglich ist, „die komische Seite" den Querstrichen des Schicksals abzugewinnen. Arbeit und Thätigkeit bleiben immer die besten Hülfsmittel zur Bekämpfung des Schmerzes; nur höher angelegten Naturen ist es vergönnt, eine bittere Erfahrung, Kummer, Schmerz, Gram zu veräußerlichen, sie zum Abschluß zu bringen, indem man sie, selbst schaffend, verarbeitet. Der Verfasser vergißt aber auch nicht die höhern Hülfsmittel, die in Selbstbewußtsein, Philosophie und Aufklärung bestehen. „Die Trostbedürftigen mit religiösen Wahrheiten zu trösten", überläßt er denjenigen, die dazu berufen sind. Er zeigt weiter den verderblichen Einfluß des Fatalismus und Materialismus auf den Frieden der Seele. Im ganzen spricht aus dem Buche immer der wohldenkende und wohlmeinende Mann, dem es Ernst ist um seine Methode. Schade, daß er sich nicht kürzer gefaßt hat, die Schrift wäre dadurch unbedingt genießbarer geworden.

5. Das Buch von der Liebe. Nach Stand und Beschäftigung. Lustige Bilder von Friedrich Friedrich. Wien, Schönewerk. 1865. 16. 20 Ngr.

Dieses Buch gehört im Grunde nicht recht hierher. In humoristischer Weise gibt es in Novellenform Bilder aus dem Liebesleben und zeigt, wie die Liebe sich anders gestaltet „nach Stand und Beschäftigung" der Liebenden. Wenn das Buch einige Minuten hier und da unterhält, hat es seinen Zweck und seine Bestimmung vollständig erfüllt; höhere Ansprüche will es wol selbst nicht erheben.

A. Freiherr von Loën.

Zur Psychologie.

Ueber Empfindung und Bewegung. Von E. Seuhr. Zur Erläuterung des Verhältnisses zwischen Leib und Seele. In drei Vorträgen für Gebildete. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Celle, Schulze. 1865. 8. 15 Ngr.

Das gut geschriebene Schriftchen ist gegen den Materialismus gerichtet. Aus den Stoffen, meint der Verfasser, lassen sich die sinnlichen Erscheinungen nicht begreifen; alle Phänomene kommen durch das Zusammensein von Sinnlichem und Uebersinnlichem zu Stande. Schon in den Krystallen wirken Kräfte, welche nicht den materiellen Stoffen zugeschrieben werden können, und das Samenkorn ist nur der Träger eines idealen Plans. Aber noch deutlicher wirken in Empfindung und Bewegung Ideales und Mechanisches zusammen, Seele und Leib. Das Bild auf der Netzhaut ist noch kein Sehen und letzteres nur durch die Seele möglich. Im Gehirn ist kein Einheitspunkt, aber im Bewußtsein ist Einheit gegeben. Das Gehirn besteht aus fast getrennten Organen, zwischen Groß- und Kleinhirn ist fast kein Zusammenhang da, ein solcher ist auch zwischen den beiden Seitenhälften des Groß- und Kleinhirns nur in geringem Maße gegeben. Man weiß wohl, daß die graue Substanz eine nähere Beziehung zum psychischen Leben hat, aber weder sie noch die Ganglienzellen können dieses erklären. Zur Empfindung und zum Bewußtsein ist also eine individuelle Seele nöthig; sie ist es, „welche die Oscillationen der centralen Nervenfasern in das Bild der uns umgebenden Welt umsetzt. Die wirkliche Welt, welche nur in der Form der adäquaten Sinnesreize an die äußere Oberfläche unsers Wesens herantritt, gibt nur die physikalisch und mathematisch geordneten Veranlassungen zu dieser unwillkürlichen, aber fortwährend schaffenden Thätigkeit der Seele. Die unserm Ich erscheinende Welt ist ein Erzeugniß unserer Seele."

Der Verfasser verwahrt sich aber dagegen, in derselben nur einen trügerischen Schein sehen zu wollen; di schaffende und erhaltende Weisheit habe die wunderba gegliederten Sinnes- und Nervenorgane nicht gebildet fü ein täuschendes Spiel der Phantasmagorie.

Die Seele hat einen unmittelbaren Zusammenhan nur mit den von der Eintrittsstelle des Rückenmarks un der Gehirnnerven mehr oder weniger entfernt liegende Theilen des Hirns, welche gegen den Schnitt gänzli unempfindlich sind, und nur durch diese hindurch m dem übrigen Leibe. Ein bedeutender Theil der Hirnorga mag dazu bestimmt sein, jene näher der Seele angehör gen, für sinnlichen Schmerz unempfindlichen Theile d Gehirns vor jedem heftigen Stoß zu schützen, den d Unruhe des körperlichen Leibes auf sie zu üben vermöch

Die willkürliche Bewegung, meint der Verfasser, „das durchsichtigste Beispiel von der Einwirkung ideal Processe auf körperliche Massen". Von einem mecha schen Anschlagen der motorischen Centralnervenenden r der Tasten eines Klaviers kann nicht die Rede sein, de die Seele hat keine mechanische Kraft, sondern die Vo stellung einer Bewegung und das Wollen derselb

also ganz ideale Einwirkungen, sind für den Mechanismus ein Gebot, welches er „mit der entgegenkommendsten Schlagfertigkeit ausführt“. Die Seele weiß nichts von den mimischen Bewegungen, welche ihre innern Regungen veranlassen; hier wirkt eine Macht, welche ein Interesse daran hat, die Seele an Seelen zu binden und so die gesellige Verbindung der Menschen, zuletzt den Staat herbeizuführen. Der Parallelismus der psychischen und körperlichen Bewegungen ist nur daraus zu begreifen, daß der Mensch aus dem geordneten Naturlauf entsteht. Aber die Seele, als ein Unkörperliches, kann kein Erzeugniß des körperlichen Naturlaufs sein, sie muß aus der idealen Grundlage der Welt hervorgehen. Die Zeugung spricht nicht hiergegen, denn der Trieb hierzu ist selbst psychischen Ursprungs. Die Vorstellung, daß die Welt aus einem Chaos hervorgegangen sei, nennt der Verfasser entsetzlich leer und dumm; die Ordnung der ganzen Natur wurde von Anfang an vorbereitet, und auf ihr beruht auch das Zusammensein von Hirn und Seele, welche letztere für ewige Zwecke angelegt ist. Jede Seele ist zugleich ein Individuelles, Genius, und durch die hervorragenden Genien der Menschheit ist allein deren geistiger Fortschritt möglich geworden.

Die vorliegende kleine Schrift ist insofern zu empfehlen, als sie einige der gegenwärtigen Hauptprobleme der Wissenschaft und deren für jetzt mögliche Lösung in klarer Sprache dem populären Bewußtsein nahe bringt.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Eine in jeder Hinsicht interessante Mittheilung ist die Statistik der Schiller-Aufführungen am wiener Hofburgtheater. Die Gesammtzahl derselben beläuft sich von 1787 bis Ende 1865 auf 1036, was, nach den jetzigen sehr günstigen Tantièmebedingungen dieser Bühne eine Einnahme von 6—[illegible]00000 Fl. repräsentiren würde. Die Zahl der Aufführungen, welche die einzelnen Stücke erlebten, gibt übrigens keinen sichern Maßstab für den Beifall, den sie gefunden, indem einzelne Stücke lange Zeit durch Censurrücksichten von der Bühne fern gehalten wurden. Für die Reihenfolge der Stücke, wie sie in jenen statistischen Mittheilungen beobachtet ist, war die chronologische Folge der Schiller'schen Dramen maßgebend. Nach der Zahl der Aufführungen rangiren diese Stücke in folgender Weise:

„Don Carlos“ 129 mal, „Maria Stuart“ 124 mal, „Cabale und Liebe“ 116 mal, „Die Jungfrau von Orleans“ 90 mal, „Fiesco“ 89 mal, „Wallenstein's Tod“ 84 mal, „Die Braut von Messina“ 69 mal, „Macbeth“ 65 mal, „Wilhelm Tell“ [illegible]7 mal, „Wallenstein's Lager“ 46 mal, „Die Räuber“ 45 mal, „Phädra“ 38 mal, „Demetrius“ 17 mal, „Die Piccolomini“ [illegible]3 mal, „Turandot“ 6 mal, „Der Parasit“ 4 mal, „Der Neffe als Onkel“ 2 mal.

Sehr lehrreich ist indeß die Berücksichtigung des Datums, wann diese Dramen zum ersten mal in Wien zur Aufführung kamen, lehrreich namentlich insofern, als hier der Beweis vorliegt, daß bedeutende Werke nicht gleich in einer Saison den Weg über die Bühnen machen, wie es die modische Ungeduld der Dichter verlangt oder das lächerliche Vorurtheil, welches „Novitäten“ nur als frischen Ausbruch neu von diesem Jahr anerkennt und die Stücke alsbald zum „alten Eisen“ rechnet, wenn zwei unfruchtbare Saisons über ihrem Haupte dahingezogen sind. Man vergißt, daß Dramen von echtem Gehalt auch bei langsamem Erfolg in der Arena der Literatur zuletzt doch über die Schnellläufer den Sieg davontragen, denen nur zu bald der Athem ausgeht.

Ein genaueres Studium jenes interessanten Registers ergibt, daß bei Lebzeiten des Dichters nur zwei seiner Trauerspiele an der wiener Hofburg zur Aufführung gekommen sind, nämlich „Fiesco“ 1787 und „Die Jungfrau von Orleans“ 1802. Diese beiden Stücke sind, wie man aus den Jahreszahlen ersieht, in Wahrheit als Novitäten bald nach ihrer Veröffentlichung gegeben worden und haben sich seitdem mit einer stattlichen Zahl von Vorstellungen auf dem Repertoire eingebürgert. Ihnen folgten „Cabale und Liebe“ 1808, „Don Carlos“ 1809, welche vor jenen beiden in der Zahl der Aufführungen noch einen Vorsprung gewannen, und „Die Braut von Messina“ 1810; namentlich ist „Don Carlos“ mit der höchsten Ziffer der Aufführungen bezeichnet, vielleicht weil Marquis Posa zur Zeit des Metternich'schen Régime als der Bürger kommender Jahrhunderte, auf welche Oesterreich wartete, sich besonderer Sympathien zu erfreuen hatte, obgleich die Censurschere ihm gewiß seine Humanitätsschwärmereien wesentlich beschnitt. Wiederum verging eine Reihe von Jahren, ehe „Maria Stuart“ und „Wallenstein's Tod“ ihren Einzug in der Hofburg hielten. Dies geschah 1814, in dem Jahre des befreiten Deutschland und des Wiener Congresses. Die ziemlich verbreitete Ansicht, daß „Wallenstein's Tod“ früher in Wien nicht zur Aufführung kommen durfte, ist durch diese Angabe widerlegt. Warum aber erschienen beide Stücke so spät? „Wallenstein“ gewiß, weil der Stoff doch zu sehr mit den häuslichen Angelegenheiten der Habsburger verwickelt war; „Maria Stuart“, in der man keine demagogische Ader bei der feinsten Spürnase entdecken kann, offenbar deshalb, weil der Katholicismus, wie er auch in dem Stück verherrlicht werden mochte, doch zu sehr in seinen heiligen Functionen auf die Bühne gebracht schien, wie überhaupt die Kirche in dieser Verherrlichung durch das weltliche Theater nur eine Profanation erblickte. Die Bearbeitungen von „Macbeth“ und „Phädra“ waren schon früher, 1808, aufgeführt worden. Wieder vergingen 13 Jahre, bis „Wilhelm Tell“ erschien, der erst 1827 in Scene ging, eine Verspätung, welche bei dem Rebellen gegen das Haus Habsburg und seinen Hut nur zu leicht begreiflich ist. „Wallenstein's Lager“ und die „Piccolomini“ erschienen erst mit dem Revolutionsjahre 1848, die „Turandot“ 1851, das Fragment des „Demetrius“ 1859. Wir sehen, es bedurfte längerer Zeit als eines halben Jahrhunderts, um das Schiller-Repertoire des wiener Burgtheaters, das anfangs ein sehr spärliches war, zu vervollständigen.

Da darf Frau Birch-Pfeiffer sich schnellerer Erfolge rühmen. Neuerdings hat diese Schriftstellerin mit einem zweiactigen Lustspiel: „Revanche“, am berliner Hoftheater Glück gemacht. Das Stück behandelt die Rache des Grafen von Provence an der Oberin von St.-Cyr, welche dem frivolen Herrn ein Liebesabenteuer verdarb, das derselbe mit einer Schülerin des Instituts angezettelt hatte. Dabei gab sich aber die würdige Dame eine Blöße, welche von dem Grafen mit boshafter Gewandtheit benutzt wurde. Das Stück ist, wie man sieht, keineswegs auf dem Boden deutscher Moralität und Gemüthlichkeit erwachsen; es ist eine Extratour der Verfasserin auf das Gebiet des französischen Hoflebens, das sie seit der „Marquise von Villette“ und „Anna von Oesterreich“ nicht wieder betreten hatte, wo aber ihre dramatischen Lorbern einen ganz guten Boden finden. An dem berliner Woltersdorff-Theater ist eine andere Novität in Scene gegangen: „Mit Wind und Wasser“, von dem ostpreußischen Dichter Wichert, dessen frühere

Dramen: „General York", namentlich aber „Der Withing von Samland" wegen der Gediegenheit des dramatischen Stils Anerkennung verdienen. Das neue Stück hat einen historischen oder vielmehr culturhistorischen Hintergrund; es spielt in der Stein-Hardenberg'schen Epoche der preußischen Reformen, welche den Bann der alten Privilegien auf allen Gebieten des staatlichen und wirthschaftlichen Lebens durchbrachen. Der Held desselben ist ein Müller, der mit der Zähigkeit des Otto Ludwig'schen Erbförsters an seinem Rechte festhält, an seinem Mühlenprivilegium, welches durch die neue Gesetzgebung aufgehoben wird. Die Conflicte mit seiner Familie geben hauptsächlich die Verwickelungen der Handlung her, als deren gewagteste allerdings der Conat einer Brandstiftung bei dem benachbarten Windmüller betrachtet werden muß, zu welchem sich der sonst ehrliche Held durch einen Winkelschreiber verleiten läßt, obgleich er noch im letzten Augenblick von der verbrecherischen Handlung zurücktritt.

Der stuttgarter Hofschauspieler, Dr. Grunert, brachte bei seinem Gastspiel an dem Woltersdorff-Theater in Berlin die Titelrolle des Stücks zu voller Geltung. Wir erwähnen die Thatsache als rühmliche Ausnahme, daß ein gastirender Künstler sich bestrebt, auch neue Dichtungen auf das Repertoire zu bringen. So geboten dies durch das eigne Interesse der gastreisenden Schauspieler erscheint, so selten kann die Chronik des Theaters davon berichten. Immer wieder werden die alten Paradepferde aufgezäumt und geritten, sodaß man den Gastspielen berühmter Künstler immer mit dem unheimlichen Gefühl entgegensieht, wieder lauter aufgewärmten Kohl verspeisen zu müssen und nichts Neues zu entdecken als eine oder die andere Nuance, welche vielleicht besser fortgeblieben wäre. Namhafte Künstler könnten bei ihren Gastreisen der neuern Dichtung denselben Dienst erweisen, wie die Insekten der Pflanzenwelt, indem sie den befruchtenden Blütenstaub weiter tragen. Daß dies nicht geschieht, zeugt von der lockern Verbindung, die zwischen der dramatischen Dichtung von heute und der Schauspielkunst besteht, indem die letztere, wie das ganze Theater, nur allzu geneigt ist, zu vergessen, daß das geistig ernährende Element der Bühne allein in der productiven Kraft der dramatischen Autoren liegt.

Was den letztern unverkümmert bleibt, ist „das Recht auf Arbeit", das neuerdings zur Losung der Frauenemancipation gemacht wurde, obgleich es den Frauen sowenig wie den Sklaven jemals bestritten worden ist. In Deutschland erscheinen jetzt zwei Frauenzeitungen, die eine unter dem Titel: „Neue Bahnen", beide für die praktischen Interessen der Frauenwelt ebenso thätig, wie die Bazars und Victorias für den äußern Aufputz der weiblichen Schönheit. In einer ganz verschiedenen Weise kämpft für die Emancipation der Frauen das neue pariser Journal: „Colombine", in welchem von dem Recht auf Arbeit nicht die Rede ist. Uns liegt die Probenummer dieses neuen Journals vor, dessen Vignette eine hochaufgeschürzte riesige Schöne bildet, eine Art von Titanide mit den kräftigsten Formen, welche mit einer Riesenfeder die in den Staub geworfene, liliputartige Männerwelt aus dem Wege kehrt. Krieg den Männern! ist die Losung des Blattes; die politischen Harlekins, die Kassandras in schwarzen Gewändern, die Pierrots der großen Welt werden gegeißelt; denn all ihr Streben, alle ihre Grimassen haben keinen andern Zweck, als die Frauen zu verführen, zu kaufen, zu zähmen, oder zu verkaufen. Im Feuilleton schildert uns Léonide Leblanc „une princesse de Mabille", eine sehr schöne Dame, die aber Cigarren raucht und ganz die Zigeunersprache des olympischen Zaubergartens spricht. Bereits entwickelt sich einiges Sentiment, und im Fortgang der Novelle werden unzweifelhaft die schwersten Anklagen gegen die Männerwelt zum Vorschein kommen. Das ganze Journal ist vom Männerhaß dictirt. Wie verschieden sich die Emancipationsfrage in Deutschland und Frankreich gestaltet, das lehrt ein Vergleich zwischen der französischen und den deutschen Frauenzeitungen, zwischen den „neuen Bahnen" des dreisten Burschen „Colombine" und denen, welche die deutsche Socialreform [illegible]schlägt und welche für die Frauen vielleicht sehr nützlich, [illegible]falls aber amusant sind.

Ein geflügeltes Wort.

Wir erhalten von Herrn Dr. Hermann Presber aus Fr[illegible]furt folgende Zuschrift: Wenn in d. Bl. Büchmann's [illegible] besprochene treffliche Schrift „Geflügelte Worte" noch [illegible] erwähnt wird, so kann das nur in der Absicht geschehen, [illegible] besagten Hammel zurückzukommen. Besagten Hammel [illegible] det Büchmann mit Recht in einer berühmten französischen [illegible] des 15. Jahrhunderts: „L'Avocat Pathelin." Hier ist [illegible] Kläger durch das unerwartete Erscheinen Pathelin's so be[illegible] daß er seinen Hammelproceß vollständig vergißt und den [illegible]walt des Verklagten eines Tuchdiebstahls beschuldigt, [illegible] der Richter ihm zuruft:

Sus, revenons à ces moutons.

Die eigentliche Quelle aber zu besagtem Hammel möchte [illegible] dem nachfolgenden, äußerst witzigen Epigramm des Martial [illegible] finden sein:

Auf Posthumus, den Advocaten.

Mord nicht, noch Gewaltthat, noch Vergiftung,
Nur drei Ziegen betrifft der ganze Hader,
Die, so klag' ich, der Nachbar mir entfremdet.
Davon heischet der Richter jetzt Beweise:
Du tönst Cannä, den Krieg des Mithridates,
Und Meineide der punischen Verblendung,
Jetzo Marius, Mucius und Sulla,
Keck mit schallendem Ruf, mit Wuthgeberden. —
Nunmehr, Posthumus, sprich von den drei Ziegen!
(Jam dic, Posthume, de tribus capellis.)

Aus diesen drei Ziegen des Martial ist wol — wahrschein[illegible] nach Darwin's Schöpfungslehre — allmählich besagter Ham[illegible] entstanden.

Ein Epigramm und sein Autor.

In Nr. 49 d. Bl. f. 1865 findet sich S. 783 das Epigramm:

Sunt, si quid video, causae mihi quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas et quaelibet altera causa —

mit der Angabe, daß der Verfasser nicht bekannt sei. Wir [illegible]halten die Mittheilung, daß dies Epigramm von dem sein[illegible] vielgenannten Arzt Geheimrath Ernst Heim in Berlin herrü[illegible] es ist dem Bruder desselben, dem Advocaten Hofrath [illegible] Heim in Meiningen, dessen gastliches Haus den Herzog [illegible] von Sachsen-Meiningen und Jean Paul Friedrich Richter [illegible] unter seinen Gästen zählte, zu seinem Geburtstag (13. Juni 17[illegible]) gewidmet, lautet aber in der ersten Zeile:

Si bene rem memini sunt causae quinque bibendi etc.

Eine Uebersetzung von Ramler lautet:

Nach meinem wenigen Bedünken
Gibt's fünf Ursachen, Wein zu trinken:
Man trinkt, den frohen Tag zu ehren,
Man trinkt, den jetz'gen Durst zu stillen,
Man trinkt, dem künft'gen vorzukehren,
Man trinkt des guten Weines wegen,
Man trinkt, ich habe nichts dagegen,
Um jeder andern Ursach' willen.

(Vgl. „Der alte Heim", von Georg Wilhelm Keßler, zw[illegible] Auflage, Leipzig, Brockhaus, 1846, S. 317 fg.)

Das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Im Jahre 1322 führten nach dem Berichte der thüring[illegible]schen Chroniken die Predigermönche zu Eisenach ein geistl[illegible] Spiel auf von den zehn Jungfrauen, welches auf den [illegible]grafen Friedrich mit der gebissenen Wange einen so erschü[illegible] den Eindruck machte, daß er darüber in Schwermuth und [illegible] langes Siechthum verfiel. In der Geschichte des Dramas [illegible]

Theaters ist immer dieses denkwürdigen Vorfalls gedacht, aber es währte lange, ehe ein Spiel von den zehn Jungfrauen an das Licht gezogen wurde. Im Jahre 1847 theilte der verdienstvolle Rathsherr Friedrich Stephan in Mühlhausen ein solches Spiel zugleich mit einem Spiel von der heiligen Katharina mit, ohne jedoch die Zusammengehörigkeit der Dichtung und des Ereignisses zu erweisen, da er die Handschrift für bedeutend jünger hielt. Danach gab Ludwig Bechstein im ersten Bande seiner „Wartburg-Bibliothek" (Halle 1855) das Spiel nochmals und zwar in dramatischer Anordnung und mit einer Uebertragung versehen heraus, und suchte, gestützt auf das höhere Alter der Ueberlieferung, den Beweis zu führen, daß das vorliegende Stück wirklich das berühmte eisenacher sei. Und dieser Beweis fand auch um so eher allgemeine Annahme, als die Dichtung poetisch hervorragend und wirksam ist und namentlich ihr Schluß auf jeden unbefangenen Leser auch heute noch einen großen und erschütternden Eindruck auszuüben vermag. Vor kurzem wurde von dem bekannten Germanisten Max Rieger in Pfeiffer's „Germania" (1865, Band 10, Heft 3) ein zweiter höchst werthvoller Text des Spiels veröffentlicht, der trotz seiner jüngern Niederschrift und seiner durchgängigen Modernisirung doch in einzelnen Fällen das Echte treuer bewahrt hat als die ältere mühlhäuser Handschrift. Rieger theilt im allgemeinen seinen Text urkundlich mit und berücksichtigte in den Anmerkungen die Lesarten der von Ludwig Bechstein gegebenen. Dagegen versuchte er in den schwungvollen, im Tone des Waltherliedes abgefaßten Schlußstrophen hauptsächlich auf Grund der ältern Ueberlieferung eine kritische Herstellung. Und in dieser reinlichen Gestalt ist die Wirkung des Schlusses um so entschiedener. Diese Poesie kann getrost den besten Schöpfungen der vorausgegangenen Glanzzeit an die Seite gestellt werden. Das Spiel von den zehn Jungfrauen ist schließlich zum Gegenstand einer besonderen Betrachtung gemacht worden in einer Dissertation Reinhold Bechstein's (Jena 1866), die vorzugsweise grammatischer und kritischer Natur ist und somit nur die Fachmänner angeht. In der allgemeiner gehaltenen Einleitung versucht der Verfasser, die von seinem Vater geäußerte Ansicht einigermaßen zu modificiren, in der Hauptsache aber gelangt er zu demselben Ergebnisse, daß nämlich „das uns bekannte Stück, abgesehen von den Veränderungen und Zuthaten einer jüngern Zeit, wirklich als das historisch berühmte zu betrachten sei", welches Resultat die Literaturgeschichte ohne Rückhalt annehmen kann.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1866. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 20 Ngr.

Heinrich Anschütz. Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Nach eigenhändigen Aufzeichnungen und mündlichen Mittheilungen. Wien, Sommer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aus Luther's Stube auf der Wartburg an das deutsche Volk. Ein Beitrag zur Reinigung der Volksreligion. Nürnberg, J. L. Schmid. 16. 3 Ngr.

Brennglas, A. (Glaßbrenner), Herr v. Kurzweil im Waggon. Wien, Markgraf. 8. 5 Ngr.

— — Herr v. Lustig auf der Reise. Wien, Markgraf. 8. 5 Ngr.

Breusing, H., Ein Geächteter. Lebensbild. 1ste Abth. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Denin, L., Die göttliche Sendung, oder: Die erprobte Macht des hl. Glaubens. Nach mannigfaltigen Berichten aus der Vergangenheit und Gegenwart. Wien, Gorischek. 8. 10 Ngr.

Drei Jahre in der Unterwelt. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 25 Ngr.

Dümmler, E., Auxilius und Vulgarius. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Papstthums im Anfange des 10. Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erb, F., Seelen-Kunde. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Erlach, J. F. L. v., Die Kriegführung der Polen im Jahre 1863. Aus eigenen Beobachtungen, von März bis August an Ort und Stelle ermittelt. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 21 Ngr.

Förster, C. F., Reflexionen über Gemälde-Gallerien. München, Fleischmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Fröbel, J., Kleine politische Schriften. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gleich, F., Aus der Bühnenwelt. Biographische Skizzen und Charakterbilder. 2 Bdchn. Leipzig, Merseburger. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hofmeister, M., Ein Steckbrief. Recht und Gerechtigkeit im Fürstenthum Reuß Jüngere Linie. Mahnruf an Deutschlands hochherzige Monarchen nebst öffentlicher Antwort für Freund und Feind auf öffentliche Verfolgungen. Stuttgart. 1865. 8. 10 Ngr.

Kogel, R., Die Phantasie als religiöses Organ. Vortrag. Bremen, Müller. 16. 7½ Ngr.

Krummel, L., Geschichte der böhmischen Reformation im 15. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Meyer v. Knonau, G., Ueber Nithards 4 Bücher Geschichten. Der Bruderkrieg der Söhne Ludwigs des Frommen und sein Geschichtschreiber. Leipzig, Hirzel. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Müller, O., Der Wildpfarrer. Historischer Volksroman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Pauli Brief an die Galater. Griechisch nach den ältesten Urkunden mit deutscher Uebersetzung und mit kritischen Anmerkungen herausgegeben von J. T. Vömel. Frankfurt a. M. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

Pfister, H., Geschichte der thüringischen Truppen in dem Feldzuge von 1810/11 in Katalonien. Mit besonderer Rücksicht auf den gotha-altenburger Truppen-Theil. Berlin, Bath. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Potter, T. J., Schloß Percy Grange, oder: Der Ocean des Lebens. Eine Erzählung in 3 Büchern. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. Regensburg, Manz. 8. 20 Ngr.

Proschko, F. J., Ein Hexenproceß. Historischer Roman. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 1ster Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Salzbrunn, Alice, Ein Kranz auf das Grab des Dichters A. Graf v. Platen. Hannover, Klindworth. 8. 15 Ngr.

Sauer, L. T., Die Wupper, in Liedern und Sagen. Barmen, Langewiesche. Gr. 16. 15 Ngr.

Schelhorn, E. v., Dom Pedro V., König von Portugal. Mit einleitenden Capiteln geschichtlichen, geographisch-statistischen und culturhistorischen Inhalts. Nach Quellen der portugiesischen, französischen, deutschen und englischen Literatur bearbeitet. Nürnberg, W. Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Scherr, J., Studien. 3ter Bd. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Schirmer, A., Im Salon der Hauptstadt. Novelle. Wien, Markgraf. 8. 10 Ngr.

— — Baron Schneck der Neckekobold. Novelle. Wien, Markgraf. 8. 10 Ngr.

Seemann, O., Wohin? Eine Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 Ngr.

Stahl, A., Spanien. Reiseblätter. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Stephens, Mrs. A. S., Malaeska. Eine Erzählung. Deutsch von A. Kretzschmar. Leipzig, Kollmann. 8. 22½ Ngr.

Stöger, J. N., Maximilian, Erzherzog von Oesterreich — Este, Hoch- und Deutschmeister. Ein Lebensbild. Regensburg, Manz. Lex.-8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Sociale Studien. Abhilfe gegen den Nothstand der Armen in der Residenz. Schattenbilder der Neuzeit mit heller Beleuchtung ihres dunklen Bestehens. Dornen des Lebens. Von T. N. Wien, Wachter. 8. 4 Ngr.

Swederus, G., Schwedens Politik und Kriege in den Jahren 1808—1814 vorzüglich unter Leitung des Kronprinzen Carl Johan. Deutsche, von dem Verfasser gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. 1ster Thl. Leipzig, F. Fleischer. 2 Thlr.

Therapie des Zeitgeistes. Aphoristische Angabe einiger Mittel zur Heilung des kranken Zeitgeistes. Von A. Philalethes. Wien, Sommer. Gr. 8. 12 Ngr.

Tillier, C., Mein Onkel Benjamin. Ins Deutsche übertragen und mit einem biographischen Vorwort versehen von L. Pfau. Stuttgart, C. Ebner. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Travers, J., Gedichte. Mannheim, Schneider. 16. 15 Ngr.

Uhlhorn, G., Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. 4 Vorträge. Hannover, Meyer. 8. 12 Ngr.

Urlichs, L., Johann Martin v. Wagner. Ein Lebensbild. Ein an Winckelmanns Geburtstage (9. December 1865) in dem v. Wagnerschen Kunstinstitute gehaltener Vortrag. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Volksbibliothek deutscher Classiker. Deutschlands Dichter und Denker von Lessing bis Heine. Herausgegeben von H. Kletke. 1ste bis 4te Lief. Berlin, A. Jonas. 16. à ½ Ngr.

Richard Wagner als Koenig. Schonungslose Enthüllung der geheimen Verschwörung zur Ausführung seines unglaublich verwegenen Planes. München. Gr. 8. 4 Ngr.

Wangemann, Reise durch einen Theil von Böhmen, Mähren und der Slovakei. Im Interesse des lutherischen Gotteskastens unternommen. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Wecklein, N., Die Sophisten und die Sophistik nach den Angaben Plato's. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 18 Ngr.

Weißbrodt, J., Gregor der Siebente. 2ter Thl. Dramatisches Gedicht. Münster, Theissing. 1865. 16. 20 Ngr.

Wetherell, Elisabeth, Die Rose in der Wüste. Aus dem Englischen übertragen von F. C. Drechsler. Leipzig, Wilfferodt. Gr. 16. 6 Ngr.

Wiedersperg, F. Freih. v. und F. Bolgorschek, Lustige Jagdgeschichten. Wien, Markgraf. 8. 5 Ngr.

Wilhelm, G., Hof und Wald. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Wood, Mrs. H., Trevlyn Hold. Deutsch von J. N. Heynrichs. 4 Bde. Leipzig, Matthes. 16. 3 Thlr.

Zell, K., Gebhard v. Zäringen, Bischof von Constanz. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Jungczechische Zustände. Skizzirt und erläutert von einem Deutschgesinnten in Böhmen. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 29. März 1866.

Inhalt: Eine Biographie Wietersheim's. — Beiträge zur criminalistischen Literatur. — Zur Geschichte deutscher fürstlicher Persönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts. Von Heinrich Rückert. — Reiseskizzen. — Zur Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf Sonnenburg. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Biographie Wietersheim's.

Eduard von Wietersheim. Ein Lebensbild von C. D. von Witzleben. Leipzig, Teubner. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Hoffnung, welche wir in unserm Artikel über von Wietersheim's „Geschichte der Völkerwanderung" (vgl. Nr. 34 d. Bl. f. 1865) andeuteten, ist durch die Publication obengenannter Schrift — wenn auch in beschränktem Maße — entsprochen worden, und wir meinen, daß das Publikum dem Verfasser auch dafür zum Dank verpflichtet sein muß. Folgen wir zunächst in raschem Ueberblick dem in sechs Abschnitten skizzirten („I. Einleitung"; „II. Jugend- und Lehrjahre"; „III. Wanderjahre"; „IV. Meisterthum"; „V. Familie"; „VI. Otium cum dignitate") Lebensgange des verewigten Staatsmannes. Vorher aber müssen wir auf einen Umstand noch besonders die Aufmerksamkeit lenken, der auch in der Einleitung dieser Schrift theilweise hervorgehoben wird. Die Lebenszeit Wietersheim's fällt in eine Zeitperiode von welthistorischer Bedeutung nicht allein für die gesammte civilisirte Welt, sondern auch und zwar in tief einschneidender Weise für sein engeres Vaterland. In beiden Beziehungen galt es eine Lebensfrage.

Von den hochgehenden Wogen, welche einen ganzen Welttheil überflutheten, flüchten wir uns hier nur in die Betrachtung der Geschicke Sachsens. Für dies Land handelte es sich — nach seiner Theilung — einfach um die Möglichkeit seiner Forterixstenz, an welcher selbst einsichtsvolle Männer jener Zeit zweifeln durften. Das Schmerzlichste, was ein Land und Volk treffen kann, hatte Sachsen getroffen. Mochte man über den praktischen Werth der sächsischen Politik in der verflossenen Zeitperiode urtheilen, wie man wollte: zweierlei muß auch von ihren Gegnern eingeräumt werden. Einmal hatte Sachsen nicht mehr oder nicht weniger gethan, als die meisten andern Länder des Deutschen Reichs, welche dafür nur Vortheile und Vergrößerung ernteten. Zweitens war die vielgerügte Starrheit Friedrich August's des Gerechten, mit welcher er an seinem kaiserlichen Bundesgenossen festhielt, einfach die Starrheit der Gewissenhaftigkeit. Möglich, daß eine sogenannte höhere Politik andere Bahnen eingeschlagen hätte von größerm Erfolg; daß aber Friedrich August nicht von blinden Vorurtheilen sich leiten ließ, sondern das eigenste Wohl seines Volks im Herzen trug, dafür liegt der thatsächliche Beweis in seiner väterlichen und segensreichen Regierung, in welcher nicht allein der Grund zu einem musterhaft geordneten und blühenden Staatswesen gelegt wurde, sondern auch die dem Lande geschlagenen Wunden bald vernarbten.

Sachsen ward das Opfer seiner geographischen Lage und der politischen Tendenzen seines Nachbars. Das Land verlor nicht allein den größten, sondern auch den reichsten und fruchtbarsten Theil seines Gebiets und die nothwendigsten Lebensadern des Staats wurden durchschnitten. Noch einmal sei es gesagt: dies Schicksal war wol dazu geeignet, auch vor den muthigsten Geistern die bange Frage aufsteigen zu lassen: Hat Sachsen überhaupt noch die Kraft, fortzubestehen oder nicht? Auf diese Frage, auf diese Appellation an die Lebenskraft des sächsischen Volks kann schon ein einziger Blick auf das neueste Staatshandbuch eine glänzende Antwort geben. Mit den Zahlen der Statistik — also mit greifbaren Resultaten — kann es belegt werden: wie die Bevölkerung sich verdoppelt, das Staatsvermögen vermehrt und die Volksbildung gehoben hat. Wir verweisen statt aller hochtrabenden Phrasen auf die Zahlen. Ein seltener Aufschwung aus so tiefem Elend in verhältnißmäßig kurzer Zeit! Um aber das Staatsschiff durch die Klippen dieser schweren, drangvollen Zeit in die allgemeine Wohlfahrt der Gegenwart hinüberzuleiten, dazu bedurfte es der geeigneten Persönlichkeiten, welche ihre Zeit verstanden, die sich entwickelnden Zustände maßvoll an die vergangenen knüpften und, wo das Alte werthlos geworden, zu rechter Zeit das Neue an seine Stelle setzten. Einer dieser Männer war Wietersheim. Er hatte das Glück, in seinen Jünglings- und ersten Mannesjahren eine wahrhaft große Zeit zu durchleben; aber für wie viele Menschen ist ein so günstiges Zusammentreffen erfolglos, weil es ihnen an sittlicher Kraft fehlt! Ihn traf dieses Glück nicht unvorbereitet. Gesundheit an Leib und Seele, außerordentliche Begabung

und sittlicher Adel befähigten ihn auch für die Lösung der großen Aufgaben, welche ihm die Zeit stellte.

Doch geben wir nun in der Kürze die Stadien an, welche sein inhaltreiches Leben zu durchlaufen hatte. Eduard Karl August von Wietersheim wurde den 10. September 1787 in Zerbst geboren, wo sein Vater als Major in fürstlich anhaltischem Dienste stand. Kurz nach seiner Geburt fand eine Uebersiedelung der Familie nach Luxemburg statt, wo sein Vater mit dem Commando des anhaltischen Contingents beauftragt war. Seit 1794, in welchem Jahre der Vater seinen Abschied nahm, wurde der Sohn auf dem Lande, auf dem väterlichen Rittergute Mennsdorf bei Eilenburg, erzogen. Den ersten Unterricht erhielt er durch einen Hauslehrer, die weitere Erziehung dann in Dessau im Institut des Professors Olivier, eines Schülers von Pestalozzi, und im Hause des Professors Feder. Schon 1804 den 30. April wird er in Leipzig als Student immatriculirt und verbringt hier seine Studienjahre, die er bei seinem Abgang mit der ersten Censur beschließt. Noch nicht 20 Jahre alt finden wir ihn bereits im Staatsdienst (Juni 1807) als Auditor beim Oberhofgericht. Im Jahre 1809 tritt er als Assessor in die Landesregierung, bei welcher er fast 18 Jahre verblieb. Dies ist die Sturm- und Drangperiode seines Lebens, zusammenfallend mit den weltgeschichtlichen Jahren 1813—15. Aus dieser Zeit trat der innerlich fertige Mann heraus, ein gestählter, reiner und selbständiger Charakter. Bald nach der Rückkehr des Königs tritt er durch seine Ernennung zum Hof- und Justizrath als ordentliches Mitglied mit Sitz und Stimme in die Landesregierung ein. Das Jahr 1827 beruft ihn als Kreishauptmann des Voigtländischen Kreises nach Plauen, 1828 in gleicher Eigenschaft in den Erzgebirgischen Kreis nach Zwickau. Dann sehen wir ihn in raschem Aufsteigen zu folgenden Aemtern berufen: 1830 wird er Director der Landes-Oekonomie-Manufactur- und Commerziendeputation, zugleich Director der Brandversicherungsdeputation, bald darauf Präsident der aus der aufgelösten Landesregierung hervorgegangenen Landesdirection und infolge einer neuen Behördenorganisation 1835 Director der Kreisdirection Dresden. Schon 1832 war er zum ordentlichen Mitglied des Staatsraths ernannt worden. Dazu kam seine Thätigkeit als Commissar bei den Verhandlungen über Sachsens Eintritt in den Zollverein und als Regierungscommissar bei den ständischen Verhandlungen der ersten Landtage. Nachdem er noch zum Wirklichen Geheimen Rath befördert worden, wurde ihm 1840 das Cultusministerium übertragen, aus dem er 1848, zu gleicher Zeit aus dem Staatsdienst scheidend, austrat, um seine Greisenjahre mit der Darstellung der Geschichte der Völkerwanderung auszufüllen.

Wenn wir nun die Anfänge des Rechtscandidaten an das Ende des greisen Geschichtschreibers knüpfen und die Nomenclatur der dazwischenliegenden Aemter überblicken, dann überkommt uns ein wahrhaftes Staunen über die vielseitige Gewandtheit eines Geistes, der eine so eminente Arbeitskraft auf den verschiedensten Feldern menschlicher Thätigkeit entwickelte. Seine Begabung genügte in umfassendster Weise den Bedürfnissen der Zeit. Aber [illegible] welche Weise erreichte er dies? Herr von Witzleben [illegible] in seiner Schrift: „Seine Hauptstärke bestand wenig[illegible] im Inhalt als in der Art der Leistung; nicht was, [illegible]dern wie er es that, ist sein Hauptverdienst. Er [illegible] eine vorzugsweise contemplative und reflectirende Natur."

Richtig ist es, daß sich Wietersheim's edle, sittlich[illegible] Natur, sein unglaublich geschulter und auf allen Staat[illegible]gebieten tief erfahrener Geist hauptsächlich in der Art [illegible]cumentirte, wie er seine Aemter verwaltete — wie dies [illegible] bei jedem bedeutenden Manne der Fall ist —; aber [illegible] könnte aus obigem Ausspruch sich auch die Meinung [illegible]den, als ob es seiner Wirksamkeit an unmittelbaren Re[illegible]sultaten, an reifen Früchten gefehlt habe. Wir haben schon einmal gesagt, Wietersheim lebte in einer Ueber[illegible]gangszeit, in der es galt, eine neue Staatsmaschine [illegible] bilden, für dieselbe einen neuen Beamtenstand zu scha[illegible] eine neue Staatsökonomie zu schaffen, kurz überall [illegible] regeneriren. Man vergesse nicht, daß hierzu noch [illegible] Einflüsse des Jahres 1830, des Geburtsjahres des [illegible]sischen Verfassungsstaats, kamen. Die Resultate der [illegible]samkeit der Männer, welche unter solchen Umständen [illegible] das Volksleben maßgebend einzugreifen berufen sind, [illegible]gen nicht auf der Oberfläche und werden nicht im Augen[illegible]blick geerntet, sie tauchen erst an den Endpunkten läng[illegible] Zeitabschnitte auf. Oft erst dann, wenn der Urh[illegible] längst dahingegangen ist. Das charakteristische Merk[illegible] eines für seine Zeit wahrhaft befruchtenden Geistes be[illegible] darin, daß er, bei prophetischer Voraussicht der Zuk[illegible] das gegenwärtige Staatsleben maßvoll vorschreiten l[illegible] ohne die nothwendigen Zwischenstufen zu übersprin[illegible]

Sprungweise Entwickelung ist immer von unheilvo[illegible] Rückschritten begleitet. Hier zeigt sich die echte Sta[illegible]weisheit, und der freie, staatsmännische Blick, der [illegible] die „Geschichte der Völkerwanderung" zu einem so be[illegible]tungsvollen Werke reifen ließ, war auch in der ö[illegible]lichen Wirksamkeit Wietersheim's das leitende Prin[illegible] Dies hat er bewiesen durch seine rastlosen Bemühungen für Hebung des Handels, der Gewerbe und des F[illegible]wesens, welche die Möglichkeit zu Sachsens Eintritt [illegible] den Zollverein herbeiführten, an dessen Zustandekommen sein Name ganz besonders geknüpft ist, bewiesen [illegible] den nachhaltigen Einfluß auf die heranwachsenden Be[illegible]ten, rücksichtlich deren Hr. von Witzleben gewiß mit [illegible] von einer „Wietersheim'schen Schule" spricht und den [illegible] bei von Wietersheim eingenommenen Standpunkt tref[illegible] mit den Worten charakterisirt: daß er den Inhalt [illegible] Aufgabe des höhern Beamten „ganz wesentlich im un[illegible]lässigen Aufmerken auf die Fühlung des öffentlichen [illegible] socialen Lebens" erblickte; bewiesen endlich in der [illegible]schen Förderung aller materiellen und finanziellen Inter[illegible]essen, damit der Grundbedingung alles Staatswohls [illegible]nüge leistend. Charakteristisch in dieser Beziehung [illegible] für die Gesundheit und den praktischen Werth seiner [illegible]schauungen die von ihm selbst herrührenden, S. 62 [illegible]geführten Worte: „Die Leute müssen sparen lernen, [illegible] werden sie auch frei sein."

Wesentlich nun hat Wietersheim auch für die Blüte der vaterländischen Schulen und Universität beigetragen, wenn er bei der Leitung auch ihrer Verwaltung zunächst diesem Grundsatz huldigte. Auch hier schaffte er überall einen festen Boden, auf welchem dann blühende, gesunde Zustände in voller Freiheit erwuchsen. Er wendete sich zunächst auf das, was in erster Linie noththat. Daß die Frequenz der Universität zu seiner Zeit von dem heutigen Aufschwung weit entfernt war, liegt in der Natur der Sache; daß ihm aber der Gedanke, die Hochschule Leipzig zum universellen Centrum der deutschen Wissenschaft zu machen, fern lag (wie es auf S. 56 heißt), dies können wir so unbedingt nicht zugeben. Nicht zugeben von einem Manne, der durch das von ihm erlassene allgemeine Regulativ für die Gelehrtenschulen, mit der Vergangenheit brechend, zu dem damals verhältnißmäßig engen Gebiet der humanistischen Bildung das Studium der Geschichte und Mathematik und der deutschen Muttersprache hinzueroberte; nicht zugeben von einem Manne, welcher der Stifter der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig war und der als die höchste Auszeichnung seines Lebens die Ernennung zum Ehrendoctor der Universität Leipzig erkannte. Es ist dies auch der einzige Titel, der bei seinen veröffentlichten Schriften unter seinem Namen zu lesen ist.

Ein rührendes Zeugniß für den Geist, welcher überhaupt den Staatsmann beseelte, enthält der in der Beilage C mitgetheilte Brief, mit welchem Wietersheim als Cultusminister von der Geistlichkeit Abschied nahm. Gleich im Eingang sagt er: „Der Rückschlag eines ungeheuern Weltereignisses auf Europa hat auch meine Entlassung zur Folge gehabt, nicht weil meine Ueberzeugung — überall dem Rufe Gottes in der Geschichte folgend — Aenderungen widerstrebte, sondern weil eine neue Zeit auch neue Männer fordert." Dann formulirt er seine Ueberzeugung in folgenden prägnanten Sätzen: Kein Menschen- und Staatswohl ohne Sittlichkeit. Keine feste Grundlage der Sittlichkeit ohne Religiosität. Keine Religiosität ohne den Glauben an eine Allmacht freier Weisheit und Liebe. Keine reinere, Gemüth und Leben tiefer erfassende Erscheinungsform dieses Glaubens, als die christliche, vor allem die evangelische u. s. w.

Aus allen von uns vorangestellten Betrachtungen wäre das Geheimniß der Wietersheim'schen Erfolge aber immer noch nicht hinreichend erklärt, wenn seine große Begabung und sein rastloser Thätigkeitstrieb nicht von der allgemeinsten Menschenliebe beseelt worden wäre. Dies wurde noch befördert durch die unglaubliche Leichtigkeit, mit der er es verstand, mit allen Schichten des Volks zu verkehren und auf die verschiedensten Interessen mit gleicher Theilnahme und Gründlichkeit einzugehen. Wie unmittelbar ins Leben eingreifend seine Wirksamkeit war, das beweist unter anderm das Gesuch eines Garkochs um Bescheid, „wie er sich gegen seine bösartige Frau zu verhalten habe"; und wie sehr es ihm überall um die Sache und um das Wesen derselben zu thun war, das bezeugt der von ihm unendlich vereinfachte, rasche Geschäftsgang, mit dem er bei der Verwaltung seiner Aemter verfuhr. Solche Erfolge gelingen einer vorzugsweise contemplativen und reflectirenden Natur nicht; und inhaltreich, wie wenige, waren gewiß gerade seine Leistungen. Indeß geben wir dem Verfasser gern darin recht, daß Wietersheim nicht zu den Schöpfern weltbewegender Ideen oder zu den heroischen Naturen zu zählen ist; auch das geben wir gern zu, daß die reflectirende Seite seines Naturells oft bemerkbarer zum Vorschein kam, weil die Gewissenhaftigkeit und die Gründlichkeit, mit der er alles zu prüfen gewohnt war, Wietersheim nicht selten in eine für rascher handelnde Naturen zu breite Deduction verfallen ließ.

Haben wir in Vorstehendem, wenn auch nur flüchtig, eine Idee von der Bedeutung Wietersheim's erhalten, so bekennen wir dankbar, daß wir dies zum größten Theil dem klaren Lebensbilde verdanken, welches uns der Verfasser der vorliegenden Schrift entrollt. Freilich leider nur ein Bild und keine Biographie. Wir können deshalb unser Bedauern, nicht Ausführlicheres erhalten zu haben, nicht unterdrücken; um so mehr, als die bereits in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung" erschienenen Aufsätze über denselben Stoff uns wie die Einleitung zu einer größern biographischen Arbeit erscheinen wollten. Daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen ist, beklagen wir besonders für jene Zeiten, für die nach des Verfassers eigenem Ausspruch eigenhändige Aufzeichnungen und Tagebücher Wietersheim's zur Verfügung standen, welche gerade die interessantesten Jahre seines Lebens begleiten. Wir bescheiden uns aber gern und wollen uns keineswegs zum Richter über den Umfang der dankenswerthen Schrift aufwerfen, zumal da uns jedes Urtheil über den Umfang und die Verwendbarkeit der bisjetzt gebotenen Quellen abgeht. Der Werth der vorliegenden Schrift liegt besonders in ihrer klaren Abrundung, wozu es keiner geringen Mühe und eines tiefern Studiums bedurfte, als es der oberflächliche Leser ahnt. Als Beleg hierfür mag hier nur die treffliche Darstellung der Behördenentwickelung in dem neu erstehenden Staatsleben angeführt werden. Danken wir dem Verfasser, daß er uns in so engem Rahmen ein so anziehendes Bild eines Lebens zu geben verstand, das jedem einzelnen ein Prüfstein werden kann, woran er die Reinheit und Echtheit der eigenen Gesinnungen und Handlungen zu prüfen vermag.

An dieser Stelle ausführlicher auf das Familienleben Wietersheim's einzugehen, will uns fast wie eine Unzartheit erscheinen; doch können wir es uns zum Schluß nicht versagen, uns noch einmal das Bild des Greises zu vergegenwärtigen, der nach den Stürmen seines thatenreichen Lebens, das dem Wohle der Menschheit gewidmet war, den Lebensabend an einem verödeten Herde zubringen mußte. Und doch schrieb dieser Greis, in dieser Einsamkeit, mit einem Herzen voll Menschenliebe und einem wahrhaft Lessing'schen Wahrheitsdrang, in seinen letzten Lebensjahren noch sein großes Werk über die Völkerwanderung! 13.

Beiträge zur criminalistischen Literatur.

1. Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgesetzt von A. Vollert. Fünfunddreißigster und sechsunddreißigster Theil. Dritte Folge. Elfter und zwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1864–65. Gr. 12. Jeder Theil 2 Thlr. *)

Der fünfunddreißigste Theil des „Neuen Pitaval" enthält eine Reihe der interessantesten Criminalgeschichten aus älterer und neuerer Zeit in bunt wechselnder Reihenfolge: Giftmord und Kindesmord, Misbrauch der Amtsgewalt verbunden mit Bestechung und Betrug, Fälschung, Betrug als Geisterbeschwörer und den merkwürdigen Fall eines verrathenen Beichtgeheimnisses. Die geschilderten Verbrechen spielen theils in Deutschland und Oesterreich, theils im südlichen Frankreich und in Finland. Den Reigen eröffnet der berüchtigte Proceß gegen den k. k. österreichischen Feldmarschallieutenant Baron von Eynatten und den Bankdirector Richter wegen Misbrauch der Amtsgewalt, Bestechung und Betrug in Betreff der Lieferungen für die kaiserliche Armee während des letzten italienischen Kriegs. Die Proceßverhandlungen waren zwar seinerzeit in allen Zeitungen zu lesen, aber die mitgetheilten actenmäßigen Auszüge sind darum nicht weniger interessant und enthalten viel Neues. Jedenfalls sind aber die weitern Criminalfälle viel weniger bekannt und sie alle werden den Leser, den Laien nicht weniger wie den Juristen, im höchsten Grade fesseln.

Der zweite Fall: „Die Ehefrau Trösken. Arsenikvergiftung oder Schlagfluß", ist namentlich auch für den Mediciner, den Gerichtsarzt, von hohem Interesse wegen der diametral entgegenlaufenden verschiedenen Gutachten von Chemikern und Aerzten, sowie des Medicinalcollegiums zu Münster und der obersten Medicinalbehörde in Berlin. Die gegen die Ehefrau Trösken vorliegenden Indicien waren so schwerer Natur, daß die Geschworenen keinen Anstand nahmen, entgegen dem Gutachten des Kreisphysikus, der an dem Leichnam keine sichern Nachweise einer stattgehabten Vergiftung auffinden zu können erklärte, ihr Schuldig auszusprechen, und demgemäß das Gericht sie zum Tode verurtheilte. Infolge eines Gnadengesuchs wurde jedoch die oberste Medicinalbehörde zur nochmaligen Begutachtung aufgefordert. Der betreffende Bericht wurde von den berühmten Gelehrten Casper und Mitscherlich erstattet und ist vollständig mitgetheilt. Dieses Gutachten verwarf geradezu die Annahme einer Vergiftung, sodaß von Vollstreckung des ergangenen Todesurtheils selbstverständlich nicht mehr die Rede sein konnte.

Wahrhaft schauerlich ist der dritte Fall: „Das verrathene Beichtgeheimniß." Die sehr gut dargestellte Geschichte ist im höchsten Grade romantisch: Ein durchaus unbescholtener und achtbarer Dorfpfarrer in Croix Dauraba in der Nähe von Toulouse hatte das Unglück, daß er im Beichtstuhle von einem Verbrechen, der Ermordung einer ihm sehr nahe stehenden Person aus den niedrigsten Motiven des Eigennutzes und eines ganz ungerechtfertigten Rachedurstes, Kenntniß erhielt, sowie das weitere Unglück, daß er aus den Umständen selbst über die Person und den Namen seines ihm früher unbekannt gewesenen Beichtlings, des Mörders, durchaus nicht im Zweifel sein konnte. Zwar war der Priester weit entfernt, darum, weil der Ermordete ihm nahe gestanden, den Mörder, der ihm seine That als Beichtgeheimniß zur Kenntniß gebracht hatte, verrathen zu wollen. Vielmehr wurde er hierzu von den Söhnen des Ermordeten unter den härtesten Drohungen gezwungen. Als nämlich das Verbrechen ruchbar und die Leiche des Ermordeten aufgefunden wurde, schöpfte ein Sohn desselben aus dem auffälligen Benehmen des Geistlichen Verdacht, daß dieser Näheres über den Mord wissen, wol gar den Mörder kennen müsse. Er kam darum mit seinen Brüdern überein, dem Priester sein Geheimniß um jeden Preis zu entreißen. Derselbe wurde hierauf in das Haus der Brüder gelockt und ihm, als er nicht leugnen konnte, etwas Näheres über das verübte Verbrechen zu wissen, trotz seiner Berufung auf seinen Priestereid, trotz allen Flehens und Bittens der qualvolle Tod in einem vor seinen Augen zischenden Kessel siedenden Oels angedroht, wenn er nicht den Mörder nenne. Der Pfarrer ließ sich einschüchtern und sich herauspressen, was ihm in der Beichte anvertraut worden war. Aber er blieb von diesem Augenblick an gebrochen an Geist und Körper; das, was er an Seelenqualen ausgestanden und noch täglich ausstehen mußte, ging über seine Kräfte. Nichtsdestoweniger verzieh er von Herzen seinen Peinigern. Aber diese hatten so wenig Ahnung von dem, was sie gegen den armen Priester gefehlt und zu welch großem Verbrechen sie diesen verleitet hatten, daß sie sich sofort nach Toulouse begaben, um den Mörder dem Gerichte zur Anzeige zu bringen. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich denn sogleich heraus, auf welche Weise der Mörder ermittelt worden war. Der Richter war voll Entsetzen und sagte zu ihnen mit bebender Stimme: „Vielleicht wäre es besser, ihr wäret nie geboren worden, als daß ihr den Tod euers Vaters auf solche Weise sühnt, wie ihr es gethan habt. Eure Handlung stürzt den Schuldigen und den Unschuldigen in dasselbe Verderben." So kam es denn auch. Die Untersuchung wurde nicht nur gegen den Mörder, sondern auch gegen den Priester und die drei Brüder eingeleitet. Das Erkenntniß gegen den Priester lautete: „Es sind ihm die Glieder einzeln durch das Rad zu brechen, dann soll er noch lebend auf den Scheiterhaufen gebracht und verbrannt werden." Gegen ihn wurde denn auch nur insoweit Gnade geübt, daß dem Nachrichter verstattet wurde, ihm vorher den Todesstoß zu versetzen. Auch die drei Brüder sollten sterben. Aber das durch den Tod des allgemein beliebten Priesters auf das tiefste erbitterte Volk empörte sich mit einer Entschlossenheit, welche die Localregierung berücksichtigen zu müssen glaubte. Die Sache der jungen Männer wurde von der heißblütigen Bevölkerung zu

*) Der „Neue Pitaval" hat inzwischen eine „Neue Serie" begonnen, die in einzelnen Heften erscheint, von denen das erste, welches die Ermordung des Präsidenten Lincoln behandelt, bereits vorliegt. Wir behalten uns vor, darauf zurückzukommen. D. Red.

Sache aller Väter und Söhne gemacht, man erhob ihre kindliche Pietät bis in den Himmel, man machte ihre Jugend für sie geltend, ihre Unkenntniß der furchtbaren Verantwortung, die sie auf sich geladen u. s. w. Kurz, die Behörde war froh, als eines Morgens ihr die Meldung ward, daß die Gefangenen in Gesellschaft der Tochter des Gefängnißbeamten entflohen seien, und die Verfolgung derselben wurde mehr zum Schein angeordnet.

Der vierte Fall: „Ein Bild aus den Fronverhältnissen Finlands", endigt dagegen wohlthuender, denn hier erhält ein tyrannischer Amtmann für seine willkürlichen und gewaltthätigen Bedrückungen doch wenigstens eine, wenn auch vielleicht nach unsern Anschauungen nicht hinreichende Strafe. Diese Criminalgeschichte ist aber weniger um des geschilderten Amtsmisbrauchs interessant, als weil sie überhaupt ein Stück finnischer Sittengeschichte gibt und einen mehr als oberflächlichen Einblick in das Leben und Treiben, in die Gewohnheiten und Rechtsverhältnisse des finnischen Bauers gewährt. Es ist hier noch viel Naturwüchsiges, noch von der Cultur Unbeleckttes und unsern Anschauungen ganz Fremdes zu finden, namentlich ist die Schilderung der sonntäglichen Kirchenfahrt und die Benutzung derselben, ja des Pfarrers auf der Kanzel als öffentlichen Ausrufers recht ergötzlich zu lesen.

Der fünfte Fall spielt auch in Finland, aber er deckt uns ganz im Gegensatz zum vorhergehenden wieder nur ein düsteres Nachtbild der menschlichen Gesellschaft auf: In mehrfachen Verwandtenmord hat sich in langer Reihenfolge ein kalter verhärteter Bösewicht zu Schulden kommen lassen, für ihn konnte keine Strafe zu hart sein.

Der letzte Fall endlich gehört wieder der neuern Zeit an und spielt im mittlern Deutschland. Es ist die bekannte Fälschungsgeschichte Schiller'scher Handschriften durch den Architekten von Gerstenbergk. Mit wie viel Raffinement auch Gerstenbergk verfahren sein mag, es bleibt doch unbegreiflich, wie er so lange und in so reichem Maße Deutschland und Europa mit gefälschten Schiller-Autographen zu überschwemmen im Stande war, und wie die Sammler und Händler, darunter bekannte Kenner und selbst die eigene Tochter Schiller's, so lange von demselben dupirt werden konnten. Interessant sind die in diesem Processe eingeholten und ausführlich mitgetheilten Gutachten der Sachverständigen über das zu diesen Autographen verwendete Papier und Tinte, über die Manuscripte selbst, an denen zu erkennen ist, daß sie nicht für die Druckereien gefertigt worden, daß sie wenigstens nie in die Druckereien gekommen sind, daß ihre Nieder- oder Abschrift zum Theil in eine Zeit fällt, wo die betreffenden Gedichte u. s. w. bereits im Druck erschienen waren. Es werden in diesen Gutachten eine ganze Masse verdächtige Umstände, welche gegen die Echtheit der fraglichen Autographen sprechen, angeführt und gründlich erörtert.

Auch der sechsunddreißigste Theil des „Neuen Pitaval" enthält eine Reihe von thatsächlich wie rechtlich, criminalistisch wie psychologisch höchst interessanter Strafverhandlungen, darunter den berühmten Proceß des Schneidergesellen Franz Müller, der den Thomas Briggs im Eisenbahnwaggon ermordete, welcher Proceß bekanntlich wegen der damals herrschenden politischen Mißstimmung gegen England in Deutschland mehr Sensation erregt hat, als dies je vorher ein englischer Criminalproceß zu thun vermocht hatte. Jetzt haben die Gemüther hinlänglich Zeit gehabt, sich zu beruhigen, und es wird nicht leicht jemand Anstoß daran nehmen, wenn auch wir Müller mit Bestimmtheit des Mordes beschuldigen und sagen: Müller hat Briggs ermordet, und nicht etwa „soll ermordet haben". Denn mag man im übrigen von der Art und Weise, wie diese Sache damals in England nicht nur von der öffentlichen Meinung, von welcher sich auch sonst ruhige und leidenschaftslose Männer fortreißen ließen, sondern selbst von den Behörden und namentlich auch den Richtern und Geschworenen mit Vorurtheil gegen den Angeklagten und mit einer gewissen leidenschaftlichen, eilfertigen Hast behandelt und beurtheilt wurde, noch so unangenehm berührt sein, so vermag dies dennoch das schließliche Resultat, zu welchem gerade der Unbefangenste nach der reiflichsten Prüfung und der sorgfältigsten Abwägung aller Für und Wider gelangen wird, nicht im geringsten zu ändern. Wenn je die gegen einen Angeschuldigten vorgebrachten Indicien beschwerend und überführend waren, so war es hier: die frühere Armuth und der nachherige Besitz von Geldmitteln, der Besitz von Uhr und Kette des Ermordeten, der Besitz des Hutes des Ermordeten und der an dem Mordplatze aufgefundene Hut des Angeschuldigten, die plötzliche Abreise nach Amerika u. s. w. können trotz aller geltend gemachten Entlastungsgründe kaum einen Zweifel an der Schuld Franz Müller's aufkommen lassen. Jeder, für den die ausführlichen Referate, welche die Zeitungen seinerzeit brachten, nicht überzeugend wirkten, lese hier die vollständigen Verhandlungen, und er wird sich gestehen müssen, daß nur, wer durch politische Vorurtheile gänzlich verblendet ist, sich noch länger der Ansicht hingeben kann, daß hier ein Justizmord vorliege.

Der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes hat es denn auch nicht an Mühe und Fleiß fehlen lassen, alle zu Gunsten Müller's sprechende und damals in der leidenschaftlichsten Weise zu großer Wichtigkeit erhobenen Scheinmomente auf das schärfste zu beleuchten und in ihrem völligen Unwerthe aufzudecken. Für uns haben am meisten Werth gehabt die von dem Verfasser unter Benutzung des trefflichen Schriftchens des frühern königlich sächsischen Staatsanwalts Heinze (jetzt Professor in Leipzig) gezogenen Parallelen zwischen dem englischen und dem französisch-deutschen Strafverfahren. Was dem praktischen Juristen schon lange klar ist, wird hier auch dem größern Publikum zugänglich gemacht, nämlich die überaus großen Mängel unsers Geschworenenverfahrens, welches im Grunde nichts als eine theatralische Schaustellung ist. Der absolute Unwerth desselben wäre auch gewiß schon längst allgemein anerkannt, wenn wir nicht erst mit den Schwurgerichten auch die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Strafverfahrens erlangt hätten, und somit Schwurgerichte

und öffentliches Gerichtsverfahren in den Köpfen des großen Publikums ein untrennbares Ganzes bildet, während beides an sich auch nicht die geringste Verwandtschaft miteinander aufzuweisen hat. Wie in gar manchen Dingen haben sich die Franzosen in ihrer Einrichtung der Schwurgerichte ganz unlösbare Aufgaben gestellt, vielleicht geleitet von dem ihrer Eitelkeit entspringenden, aber ihnen selbst nicht ganz klar gewordenen Drange, in der Reform ihres Gerichtsverfahrens nicht zu sehr die Nachbeter der ohnehin nie mit großer Sympathie betrachteten Nachbarn jenseit des Kanals zu werden.

Der französisch-deutsche Proceß hat die Formen des Anklage-, aber den Inhalt des Inquisitionsprocesses; die Geschworenen sollen vollständig unbeeinflußt bleiben für die Beantwortung von Fragen, deren richtige Auffassung allein oft schon die größten Schwierigkeiten bietet, das den Vorträgen des Staatsanwalts und des Vertheidigers nachfolgende Résumé des Präsidenten soll eine vollständig parteilose Färbung haben, was kaum noch je ein Präsident zu erreichen im Stande war, während es nur zu natürlich ist, daß es in zweifelhaften Fällen gerade den Geschworenen sehr erwünscht sein muß, die Ansicht des erfahrenen, in Geschäften dieser Art routinirten Richters kennen zu lernen, und es darum sich oft ereignet, daß der Geschworene sich an die unbedeutendsten Nebenausführungen des Präsidenten anklammert, wenn er glaubt, daß aus denselben dessen eigene Ansicht über den vorliegenden Criminalfall zu entnehmen sei.

In England instruirt der Richter förmlich die Geschworenen, er klärt sie auf über Gewichtigkeit wie über die Werthlosigkeit sei es der Belastung, sei es der Entlastung. Aber in England steht auch der Richter viel unparteiischer und unbefangener insofern da, als dort in den meisten Fällen nicht der Staat, sondern lediglich der Beschädigte den Angeschuldigten gerichtlich belangt, als selbst die Kronanwälte eine von dem Gerichte durchaus getrennte Stellung einnehmen, der Richter nicht selbstthätig das Verbrechen verfolgt, sondern nur verurtheilt oder freispricht, je nach den Beweisen und Gegenbeweisen, die von den Parteien seiner Cognition unterbreitet werden. In England ist dadurch, der hohen Bedeutung des Richteramts entsprechend, die Stellung des Criminalrichters, der durchaus über den Parteien steht, eine in jeder Hinsicht würdigere als bei uns. Trotz des im vorliegenden Falle allgemein gegen den Angeschuldigten herrschenden Vorurtheils, von welchem selbst die Richter nicht freigesprochen werden können, und gerade deshalb läßt die lichtvolle Darstellung des Verfassers die ungemeinen Vorzüge des englischen Verfahrens recht deutlich hervortreten.

Von den übrigen in diesem Theile behandelten Criminalfällen spielen noch zwei in London, ein neuerer, der nicht weniger berüchtigte Palmer'sche Vergiftungsproceß, und ein älterer Fall (von 1777) der Proceß des Hofpredigers Dr. William Dodd wegen Betrugs und Urkundenfälschung. Der Dodd'sche Fall ist darum höchst interessant, weil er tiefe Einblicke in das kirchliche Leben während des vorigen Jahrhunderts in England gewährt. Dodd war eine sehr talentvolle und gewandte Persönlichkeit. Trotzdem erschei[nt] es doch nahezu unbegreiflich, wie er, wennschon ein vollendeter Heuchler, ohne eigentliche Mittel und ohne sich vor den Augen der Welt zu discreditiren und um seinen ihm allein Stellung, Rang und Einkommen gewährenden moralischen Ruf zu bringen, im Stande war, so viele Jahre hindurch ein höchst ausschweifendes, üppiges, im höchsten Grade cynisches und anstößiges Leben zu führe[n], bis endlich sein wahrer Charakter und seine zahllosen Schändlichkeiten ruchbar wurden.

Neben der Brandstiftung des Peter Zybach, der bekannte Fall des Grimselhospizes, wird uns noch eine wahrhaft gräßliche Mordgeschichte vorgetragen, welche im Großherzogthum Posen spielt und ein Scheusal von einem Weibe zum Gegenstande hat, das um elender nichtige[r] Ursache willen den eigenen Sohn und den Schwager, mi[t] welchem sie selbst lange in ehebrecherischem Umgange lebte durch ein paar, um wenige Groschen gedungene arm[e] Teufel nach einem mit thierischem Branntweinsaufen ver[-] brachten Abend des Nachts in der rohesten Weise ab[-] schlachten läßt.

Von ungemeinem Interesse für den Psychologen sin[d] die geschilderten Seelenkämpfe zweier elenden, verkommene[n] nur noch in der Liebe zu ihren Kindern lebenden G[e-] schöpfe, welche trotz der unleugbaren Liebe und Zun[ei-] gung zu jenen sich gleichwol durch die Noth, in welch[e] sie durch eigene Schuld gerathen waren und durch d[ie] Verzweiflung darüber, daß sie dem Theuersten, was [sie] besaßen, ihren Kindern, auch das Nothwendigste nicht me[hr] zu bieten im Stande waren, zu dem Morde der eigen[en] Kinder treiben ließen. Die Verschiedenheit des Chara[k-] ters wie der geistigen Anlagen der beiden Verbrecher [ist] treffend veranschaulicht durch die eingehende Schilderu[ng] der Verschiedenheit sowol in der Ausführung des Ve[r-] brechens, wie in dem dem Verbrechen nachfolgenden Ve[r-] halten von seiten der beiden Unglücklichen; selbst der Ei[n-] fluß des verschiedenen Geschlechts läßt sich hier unmögl[ich] verkennen.

Der letzte Fall, welchen uns dieser Band bringt, [ist] mehr komischer Art. Derselbe ist durch zwei Bearbeitu[n-] gen für die Bühne theilweise schon dem größern Pub[li-] kum bekannt geworden. Indessen wird auch derjeni[ge,] welcher das Lustspiel „Prinz Lieschen" bereits kennen sol[lte,] sich dennoch an der frischen lebhaften Darstellung die[ser] merkwürdigen Begebenheiten einer an sich ungefährlichen [und] unverdorbenen Abenteurerin ergötzen, deren einziges Verb[re-] chen darin besteht, daß sie die ihr ungerufen und fast [mit] Gewalt an den Kopf geworfene Gelegenheit benutzt, von dem dummen Ehrgeize eines neidischen und dabei d[och] ziemlich unfähigen Landkammerraths einen allerdings etw[as] ausgiebigen Vortheil zu ziehen. Die ganze Betrügerei [ver-] lief aber in so höchst komischer Weise und war für je[den] Unbefangenen, der sich auch nur des allergewöhnlich[sten] Menschenverstandes erfreute, so leicht und so bald [zu] durchschauen, daß wir es sehr erklärlich finden, wie tr[otz-] dessen daß man in damaligen Zeiten (1714) derglei[chen] Dinge sehr ernst zu nehmen pflegte und für Sr[...]

dieser Art sonst wenig Verständniß zeigte, die Uebelthäterin mit einer selbst nach unsern Begriffen nicht sehr strengen Strafe davonkam. Man verwies sie zwar in das Zuchthaus zu Waldheim auf unbestimmte Zeit „bis zu fernerer gnädigster Verordnung", wie es in dem königlichen Rescript vom 11. Juli 1716 hieß; aber Waldheim war damals auch zugleich Armenhaus, und wurde unsere Heldin Sabine Sophie Apitzsch daselbst durchaus nicht wie ein Zuchthaussträfling gehalten. Ihre Entlassung erfolgte aber schon im October 1717.

2. Gustav Geib. Sein Leben und Wirken, dargestellt von Karl Lüder. Leipzig, Engelmann. 1864. Gr. 8. 12 Ngr.

An eine Besprechung des „Neuen Pitaval", d. h. an ein Referat interessanter und merkwürdiger Criminalfälle, ist es wol erlaubt, auch ein paar Worte zur Erinnerung an einen kaum Dahingegangenen anzureihen, der auf dem Felde der Criminalistik wol eine Größe genannt werden darf und sich würdig den Namen eines Feuerbach, Grolman, Abegg, Hitzig, Wächter u. a. anreiht. Zwar dürfte Geib den Laien weniger als den Juristen, insbesondere den Criminalisten bekannt sein, und wol auch für die Zukunft dürfte dies so bleiben trotz der eifrigen Anpreisungen des Verfassers, denn die Leistungen Geib's gehören doch immer nur einer Specialwissenschaft an und seine Verdienste lassen sich eben nur von den Fachkennern gehörig würdigen. Es wird darum auch ganz ohne Erfolg bleiben, wenn das größere Publikum darauf hingewiesen wird, daß Geib in treffenden Ausführungen dargethan hat, wie das Criminalrecht und der Criminalproceß helle Schlaglichter auf die Entwickelung und Culturstufe, ja auf den ganzen Charakter eines Volks zu werfen geeignet, und wie es durchaus nicht bedeutungslos sei, welche Verbrechen und in welchen Proportionsverhältnissen die einzelnen Verbrechen bei den einzelnen Völkern vorkommen. Auch die Stellung der Rechtsgelehrten und der Rechtswissenschaft gegenüber den Forderungen der Zeit und des Volks hat Geib untersucht, aber durch das Eingehen auf das Verhältniß der einzelnen Schulen oder Richtungen innerhalb der Rechtswissenschaft kann er eben nur dem gelehrten Juristen recht verständlich sein. Geib's Schriften eignen sich durchaus nicht zur Zusammenstellung einer dem Laien mundgerechten Blumenlese, wennschon es ein Leichtes wäre, aus seinen Forschungen einzelne weniger bekannte Curiositäten herauszulesen, z. B. über die mittelalterliche Beweisführung vermittelst der Excommunication, über das Begnadigungsrecht des Patriarchen zu Konstantinopel, wie überhaupt über den Rechtszustand in Griechenland unter der türkischen Herrschaft und in der Zeit der nachherigen Unabhängigkeit.

Der Verfasser, der auf seinen Lehrer Geib große Stücke hält, geht darin zu weit und scheint uns schwerlich in dem Sinne des bescheidenen und anspruchslosen criminalistischen Forschers zu handeln, daß er dessen Leistungen und Verdienste bis in die unbedeutendsten Details recht lebhaft auszumalen sich die größte Mühe gibt. Wenn er dabei die stille Hoffnung hegen sollte, daß es ihm gelingen werde, Gustav Geib auch in weitern Kreisen unsterblich zu machen, so ist, das können wir mit Sicherheit prophezeien, diese Hoffnung jedenfalls eine vergebliche. Wir sind weit entfernt, zu bestreiten, daß der im vorliegenden Buche Gefeierte einen Ehrenkranz auf sein Grab verdiene, und ein Erinnerungsblatt an den Dahingeschiedenen wäre gewiß seinen zahlreichen Freunden und Schülern recht willkommen gewesen. Aber der Panegyrikus, den der Verfasser geliefert, scheint unsers Erachtens aus allzu großem Eifer und Bewunderung für den Verstorbenen nicht das rechte Maß gehalten zu haben. 2.

Zur Geschichte deutscher fürstlicher Persönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts.

1. Ludwig der Reiche, Herzog von Baiern. Zur Geschichte Deutschlands im 15. Jahrhundert von August Kluckhohn. Gekrönte Preisschrift. Nördlingen, Beck. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

2. Anna, Kurfürstin zu Sachsen, geboren aus königlichem Stamm zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild aus dem 16. Jahrhundert. Nach archivalischen Quellen von Karl von Weber. Mit Porträt. Leipzig, B. Tauchnitz. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Beide Bücher beanspruchen ein allgemeineres Interesse, obwol sie zunächst der Specialgeschichte einzelner deutscher Länder und ihren maßgebenden Persönlichkeiten gewidmet sind. Ludwig der Reiche, in die Reichsgeschichte zur Zeit ihrer jammervollsten Verwirrung und Zerfahrenheit vielfach verflochten, hätte schon längst eine monographische Bearbeitung vom Standpunkte der politischen Geschichte verdient. An Material dazu fehlt es, wie dieses vorliegende Buch zeigt, keineswegs. Allerdings können die Ergebnisse, die auch die sorgfältigste Forschung zu gewinnen vermag, nicht wol auf die Theilnahme in den weitern Kreisen des gebildeten Publikums zählen, die doch vor allen andern gerade geschichtliche Darstellungen zu erwecken im Stande sind. Aber die deutsche politische Geschichte des 15. Jahrhunderts gehört nicht zu den Materien, aus denen sich irgendeine Befriedigung für den Geist holen läßt. Höchstens ein negatives Resultat könnte dafür gerechnet werden: die Einsicht, daß es trotz aller Leiden und Schäden der gegenwärtigen Zustände damals eben noch viel unerquicklicher im Vaterlande aussah. Der Politiker von Profession wird den wüsten und rohen, meist ebenso kindisch unreifen wie schamlosen Machinationen der Staatskunst jener Zeit oder dessen, was als Staatskunst geachtet wurde, selbstverständlich mit Interesse nachgehen; aber dies Interesse ist ein blos pathologisches, und die Belehrung, die daraus erwächst, ist nur für den Mann von Fach, durch den Ekel, den ihm jene ganze widerwärtige Welt erregt, nicht zu theuer erkauft; jeder andere hat keine Verpflichtung, um einen solchen Preis eine verhältnißmäßig werthlose Waare einzutauschen.

Anders würde sich die Sache stellen, sobald der eigentlich politische Gesichtspunkt beiseitegelassen und der culturgeschichtliche dafür gewählt wird. Wer es versteht diesen in der ganzen Fülle und Tiefe, deren er fähig ist,

zur Geltung zu bringen und zugleich auch die Mittel der äußern Darstellung so weit beherrscht, wie man es von jedem wirklichen Geschichtschreiber voraussetzen darf, kann ohne Frage auch aus solchem Material ein Bild formen, das nicht blos Belehrung im gewöhnlichen stofflichen Sinne des Wortes gibt, sondern auch als ein dauernder Besitz neben die andern dauernden Besitzthümer des Volksgeistes zu treten berechtigt ist. Allerdings müßten die Vorbedingungen, die wir eben bezeichnet haben, genügend erfüllt sein, und daß es nicht leicht ist, sie zu erfüllen, dafür zeugt die Thatsache, gegen welche wol kaum ein gegründeter Widerspruch erhoben werden wird, daß die deutsche historische Literatur an solchen Schöpfungen noch sehr arm ist.

Der Biograph Ludwig's des Reichen scheint sich wenigstens nebenbei ein ähnliches Ziel gesteckt zu haben, doch weil es nur nebenbei berücksichtigt worden ist, kann es auch nicht die Wirkung erreichen, die eine sonst so gediegene und mühevolle Arbeit verdient. Es sollte ein wirkliches Lebensbild eines deutschen Fürsten des 15. Jahrhunderts gegeben werden; es handelte sich hier nicht blos — wie in vielen andern Büchern dieser Art, deren Titel eine Biographie ankündigt, während sie nichts weiter als eine Aneinanderreihung verschiedener historischer Facta sind, an denen der betreffende Held betheiligt ist — um eine Geschichte der Wittelsbach'schen Haus- und Reichspolitik unter dem genannten Herzog. Der Verfasser hat versucht, Ludwig's Individualität als Mensch und Fürst nach allen Seiten hin zu entfalten, aber unwillkürlich hat er doch gerade darauf den meisten Nachdruck gelegt, was am wenigsten für die individuelle Charakteristik des Menschen von Belang ist. Die Haus- und Reichspolitik der Zeit empfängt hier namentlich durch eine umsichtige Benutzung des reichen urkundlichen Materials, das dem Verfasser infolge besonders günstiger äußerer Verhältnisse zu Gebote stand, manchen werthvollen Beitrag. Die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der deutschen Geschichte, für welche selbstverständlich jeder neue Zuwachs an Belehrung, ganz abgesehen von seinem Inhalt, gleich werthvoll ist, schuldet ihm dafür nicht geringen Dank, und es kann nicht fehlen, daß er ihm in der Weise, in der die Wissenschaft überhaupt dies zu thun pflegt, genügend abgestattet wird. Aber hier vertreten wir das Recht eines andern Publikums, als des engen Kreises der Fachgenossen, und wir vertreten es mit um so größerm Nachdruck, als wir unsere Augen nicht vor der Wahrnehmung verschließen können, daß neben der soliden Entfaltung der strengen Fachgelehrsamkeit auf dem Gebiete der Geschichte die Interessen des gebildeten Freundes derselben weniger, als es für beide Theile vortheilhaft ist, wahrgenommen werden; gewiß sind die unablässigen Klagen über die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegen die großartigen Leistungen der neuesten deutschen Geschichtswissenschaft nur allzu begründet, aber man sieht nicht, daß durch sie irgendetwas zum Bessern geändert würde. Man geht nach wie vor an den Erzeugnissen des Faches vorüber, als wenn sie nicht oder nur für die Leute vom Fache vorhanden wären; höchstens erregt ein auch sonst populärer Name auf dem Titel ein flüchtiges Interesse. Aber daß sich dies zu einem dauernden gestalte und daß wir endlich zu einer Geschichtsliteratur gelangen, die wirklich gelesen wird und somit die erste Bedingung erfüllt, die zu ihrer Einbürgerung im Volke und zu alledem, was sich daran knüpft, nothwendig ist — das müßte noch anders angegriffen werden, als es bisher geschehen ist, wo man dem Namen nach zwar auch Geschichte zum Nutzen und Frommen aller andern, die noch nichts oder wenig davon wissen, zu schreiben pflegte, aber in der That eigentlich doch nur die wenigen dabei im Auge hatte, die durch Beruf diesem Studienkreise ganz und gar angehören.

Herzog Ludwig der Reiche würde sich zum Gegenstande eines biographischen Culturbildes trefflich eignen. Er trägt den Typus seiner Zeit und seines Standes so gut wie irgendein anderer seiner fürstlichen Genossen, aber er tritt durch die Gunst der Umstände und durch eine gewisse Originalität seines Wesens doch aus der langweiligen Reihe der gewöhnlichen Menschen seiner Zeit und seines Standes heraus. Es ist schon charakteristisch genug, daß er von Haus aus der Reiche genannt werden konnte, und noch viel mehr, daß er es wirklich war. Die finanzielle Misère war das allgemeine Leiden aller damaligen deutschen Fürsten und ihrer Höfe. Ihre Politi steht zum allergrößten Theil unter dem beherrschenden Einfluß dieses Uebelstandes, der sich um so weniger be seitigen ließ, je schmerzlicher er empfunden wurde und j abenteuerlichere Heilmittel die Verzweiflung hervorsucht Noch war zwar die äußere kirchliche Zucht und Gewöh nung zu streng, als daß man schon zu dem beliebte Rettungsanker der folgenden Jahrhunderte, der Alchem und Goldmacherei, hätte greifen dürfen; dafür mußten ab andere im Grunde nicht ehrenhaftere Hülfsmittel herha ten, allerlei künstlicher Schwindel, um den Unterthan oder denen, die man dafür ausgab, mittels Ungeld u zehnten oder funfzehnten Heller das Geld aus der Tas zu ziehen, päpstliche und kaiserliche Privilegien, die zw selbst wieder den besten Theil des baaren Geldes, d man besaß, verschlangen, aber dafür auch die Aussicht g währten, sich an den Beuteln derjenigen erholen zu dü fen — falls nämlich diese es sich gefallen ließen — sonst durch ihre privilegirte und in jeder Art durch Pe gamente geschützte Position jeden Angriff der fürstlich Habsucht abzuschlagen vermochten. Half dies nicht, w es niemals half, sondern immer nur noch den gähnend Schlund der fürstlichen Armuth weiter klaffen machte, mußte eine systematische Verschlechterung der Münze h fen, wofür jeder andere dem Galgen oder wenigstens Strafe des Handabhauens verfallen wäre. Auch d führte nach einigen scheinbaren Vortheilen schließlich imm noch tiefer in das Elend hinein. So blieb als allerlet Trost die damals wieder zahlreiche und unter solchen V hältnissen rasch zu großem Geldbesitze gelangte Judensch Im Vergleich mit frühern Jahrhunderten hatte man w nigstens so viel nationalökonomische Fortschritte gema daß man diese fleißigen Bienen für gewöhnlich nicht m

tödtete, wenn man ihnen ihren goldenen Seim raubte; man begriff, daß sie nach dem ihnen einmal eingepflanzten Naturtrieb auch noch später einmal ähnliche Ernten liefern könnten.

Der bairische Ludwig der Reiche hätte, mit den Augen unserer Zeit betrachtet, aller dieser nichtswürdigen und fruchtlosen Künste nicht bedurft. Er besaß aus der Erbschaft seines Vetters Heinrich jenen weltberühmten, aber auch wirklichen Nibelungenhort, den einst der Vetter Ludwig der Bärtige aus Frankreich mit herübergebracht hatte. Was auch die rohe Phantasie der Volkssage dazugedichtet haben mag, es ist sicher, daß hier die größte Masse von edeln Metallen und Pretiosen, die sich im Mittelalter irgendwo und irgendeinmal im Besitz eines christlichen Fürsten befunden hat — selbst den burgundischen Kronschatz nicht ausgenommen — zusammengehäuft war. Aber wenn irgendwo das Wort: „Unrecht Gut gedeiht nicht", wahr geworden ist, so geschah es mit diesem höchst wahrscheinlich unrecht von dem ersten Besitzer erworbenen, und gewiß unrecht von dem zweiten, Heinrich von Landshut, dem ersten, Ludwig dem Bärtigen, abgedrungenen Schatze. Der tiefsinnige Grundgedanke der Nibelungensage, der Fluch der an dem Golde klebt, erfüllte sich hier an ganz gewöhnlichen Menschen von Fleisch und Blut, in einer ganz gewöhnlichen Zeit ebenso grausenhaft wie in dem Halbdunkel der Götter- und Heroenmythe. Freilich sieht das nüchterne Auge, wo der Schatz hinkam: er wurde nicht wie jener sagenhafte im Rhein versenkt, sondern durch unsinnige Verschwendung, durch alberne politische Projecte, durch kindisches Fehdengetümmel, daneben auch durch allerlei pfiffige und gewandte Diener und Freunde geistlichen und weltlichen Standes verzehrt. Ludwig's des Reichen Sohn Georg hieß in ganz Deutschland wol auch noch der Reiche, aber er hieß es doch nur und war es nicht mehr, wenigstens nicht im Vergleich mit seinem Vater oder gar seinem Großvater. Die 50 Tonnen Goldes oder 5 Mill. Goldgulden, also nach unserm heutigen Geldwerthe eine Summe von 80 Mill. Fl. sind spurlos verschwunden: wenn man aber weiß, wie es Ludwig der Reiche z. B. bei seiner eigenen Hochzeit oder bei der seines Sohnes Georg hielt und wie er es bei jeder andern ähnlichen Gelegenheit zu halten pflegte, wo es galt, sich als den reichsten Fürsten in deutschen Landen zu zeigen, so begreift man, daß nicht blos 50 sondern 500 Tonnen Goldes nicht ausgereicht haben würden, um allein diese unsinnige Wirthschaft zu bestreiten. Was sonst noch an dem Schatze zehrte, ist schon berührt worden: daher darf es niemand wundernehmen, wenn er auch den reichen Baiernherzog zu allen den Beutelschneidereien seine Zuflucht nehmen sieht, die damals als nicht gerade löblich, aber doch unumgänglich galten, um Hof und Staat wenigstens einigermaßen flott zu erhalten. Er begann mit dem Mittel, das sonst das letzte zu sein pflegte, einer Verfolgung, d. h. Brandschatzung der Juden, in deren Hände freilich der beste Theil jener scheinbar unerschöpflichen Schätze des Fürsten und ebenso auch die Masse des baaren Geldes der Unterthanen übergegangen sein mochte. Wie immer mußte auch hier die Religion herhalten, um das Gewissen der Räuber vor sich selbst zu salviren; aber es wäre darum doch ungerechtfertigt, zu behaupten, daß auch diese Judenverfolgung nicht im letzten Grunde der puren Habsucht entstammte. Dagegen spricht für den gesunden Verstand des Herzogs, daß er erst spät und auch dann noch mit Maß zu dem Mittel der Münzverschlechterung griff. Er that es, gewissermaßen von seinen Nachbarn gezwungen, deren betrügerisches Geld sein Land überschwemmte; aber auch so kehrte sich die Maßregel gegen den Urheber, der dann auch bald davon abstand, während andere seiner Standesgenossen, wenn ihnen die natürliche Schwerkraft des Verkehrs die unvermeidliche Strafe für ihren Betrug brachte, gewöhnlich glaubten, daß sie noch zu wenig gethan hätten und daß nur daran die Schuld des Mislingens liege.

Einen in jeder Hinsicht erquicklichern Eindruck macht das zweite der genannten Bücher, einmal als Buch selbst und dann durch seinen Gegenstand, oder vielmehr, um der sonst so tüchtigen Arbeit über Ludwig den Reichen kein Unrecht zu thun, die Eigenthümlichkeit des Stoffs hat hier von selbst den Bearbeiter auf den Weg leiten müssen, der nach unserer Ansicht eingeschlagen werden muß, wenn wir eine wirklich nationale Geschichtschreibung erhalten sollen. Das Lebensbild einer Frau, und wenn sie gleich Kurfürstin des Heiligen römischen Reichs gewesen ist, wird durch sich selbst von jenem gefährlichsten, wenn auch in der Sache begründeten Untertauchen in dem Sumpfe der sogenannten politischen Geschichte bewahrt. Nicht als wenn überhaupt nicht politische Geschichte geschrieben werden sollte. Wir selbst sind am weitesten von den Marotten Buckle's und seiner deutschen Anhänger entfernt und wissen sehr wohl, daß die politische Geschichte ein ebenso integrirender Bestandtheil der allgemeinen Culturgeschichte ist, wie etwa die Geschichte der Wissenschaften oder der socialen Zustände, und auch ein ebenso interessanter Bestandtheil derselben sein kann, wenn sie nämlich so geschrieben wird, wie dies gewöhnlich nicht der Fall ist. Aber wenn wir, um die Sache recht handgreiflich zu machen, etwa von Langenn's gründliche und lehrreiche Arbeit über den Herzog und Kurfürst Moritz von Sachsen neben diese Biographie seiner Schwägerin stellen, so erscheint uns ganz natürlich, daß das letztere Buch hundert Leser findet, wo das erstere einen, und zwar einen, der es berufsmäßig lesen muß. Die Kurfürstin Anna hat glücklicherweise sich nicht viel mit Politik befaßt, ihre übrigen Pflichten und Geschäfte hätten ihr dazu keine Zeit gelassen, auch wenn sie durch den gesunden Instinct eines allseitig richtig angelegten und entwickelten weiblichen Naturells nicht schon von selbst die diplomatischen Federfuchsereien, worauf doch auch damals die Politik der deutschen fürstlichen Herren und ihrer Diener zumeist hinauslief, gründlich verabscheut hätte. Sie bekümmerte sich zwar auch gelegentlich, wie wir aus diesem Buche sehen,

um das, was ihr Herr und Gemahl auf diesem Felde trieb, aber nur, weil sie sich als gute Hausfrau um alles bekümmerte, was er trieb, und weil andere Dinge, die ihr unendlich mehr am Herzen lagen, z. B. die Verheirathung ihrer Töchter oder anderer ihr nahe stehenden fürstlichen Damen, damit mehr oder minder zusammen-, respective auch gelegentlich allein davon abhingen. Außerdem aber genügte es ihr, das Muster einer vollendeten deutschen Hausfrau im größten Stile darzustellen, natürlich im Sinne ihrer Zeit, die im Kerne noch so ganz volksthümlich oder bürgerlich geartet war. Selbst das fremdartige und meist thatsächlich aus der Fremde geholte Gepränge der Fürstlichkeit, dessen ein so reicher und angesehener Hof wie der dresdener nicht entbehren konnte, wenn er hinter den andern nicht zurückstehen wollte, ändert an dem durchweg bürgerlichen und zwar echt deutschbürgerlichen Typus desselben nichts.

Es dauerte noch geraume Zeit, bis in den Anfang des Dreißigjährigen Kriegs und zu dem Kurfürsten Johann Georg hinab, ehe jener wahrhaft ehrenwerthe Kern von den fremden Schlingpflanzen erstickt wurde, die schon zu der Zeit der Kurfürstin Anna an andern deutschen Höfen, z. B. an dem heidelberger, an dem stuttgarter, an dem wolfenbütteler, sich mit der ihnen eigenthümlichen Zähigkeit eingenistet hatten. Schon in dieser Hinsicht ist das Buch voll des lehrreichsten Materials, noch mehr aber in allen möglichen Branchen des socialen und Familienlebens der Zeit, für welche es eine Art von sittengeschichtlichem Spiegel genannt werden kann. Er reflectirt um so reiner, je reiner und ungetrübter das Material ist, aus dem er besteht. Das Buch ist fast ganz aus authentischen Documenten ersten Ranges, vertrauten Briefen von und an Anna, zusammengesetzt, daneben durch alle möglichen andern urkundlichen Nachrichten ergänzt. Der Verfasser hat meist sehr geschickt das ursprüngliche Wesen seiner Quellen zu bewahren verstanden, wenn er auch ihre Form gewöhnlich seinen heutigen Lesern zu Liebe zu modernisiren pflegt, worin er, wie uns scheint, häufig etwas zu viel des Guten gethan hat, obgleich wir einer puren Mosaik von Quellenstellen in ihrer authentischen Gestalt wenigstens nicht den Namen einer Lebensbeschreibung oder einer geschichtlichen Darstellung geben würden, den dies Buch mit Recht beansprucht.

Heinrich Rückert.

Reiseskizzen.

1. Bairisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den bairischen Hochlandseen. Von Heinrich Noë. Drei Lieferungen. München, Lindauer. 1865. 8. Jede Lieferung 18 Ngr.
2. Der Genfersee. Die Insel Wight. Reiseskizzen. Zweite Folge. Von E. Laubert. Danzig, Kafemann. 1865. Gr. 16. 15 Ngr.

Das schöne Baierland besitzt an seinen Alpen und großartigen Seen die bewunderungswürdigsten Naturschönheiten, wie kein zweites Land der deutschen Erde. In den heißen Sommermonaten ist dort eine Luft, so lieblich erquickend und labend, daß auch die schwächlichsten Organismen in ihr gestärkt werden. Ich spreche dies nicht etwa dem Verfasser des „Seebuch" nach, sondern habe es selbst erlebt bei einem Sommeraufenthalt in Tegernsee. Die weiche elastische Aetherluft, geschwängert von den Ausdünstungen des Sees und den balsamischen Düften der Thal- und Alpenkräuter, gewährt einen ganz unbeschreiblichen Hochgenuß und übt die wohlthuendste Wirkung auf ein aufgeregtes Nervensystem aus. Weder zu warm noch zu kalt, weder zu trocken noch zu feucht, erinnert diese wohlriechende Aetherluft an das ambrosische Pneuma, das die seligen Götter der Hellenen in ihren Himmeln einathmeten. In Tegernsee sah ich auch jenen unglücklichen König, Herrscher eines großen schönen Reichs, aber unglücklich, krank an Geist und Körper. Auch er gedachte in dieser Luft zu genesen, aber der Schmerz seiner Seele war zu groß und die Organe seines Körpers unheilbar verwundet von den rauhen Stößen der Außenwelt. Erst in der Gruft seiner Väter fand er die heißersehnte Ruhe.

Aber nicht nur Fürsten und Könige, reiche Lords und große Kaufherren verleben die heißen Julitage in jenen Alpenregionen, auch Künstler und Schriftsteller besuchen sie alljährlich und veröffentlichen ihre Erlebnisse durch Wort und Bild. Und Heinrich Noë — ein Baier, aber mit voller Seele ein Deutscher — hat sie nicht etwa flüchtig bereist, sondern monatelang dort gewohnt und in Tegernsee das vorliegende „Bairische Seebuch" (Nr. 1) geschrieben. Er ist daher unter allen andern am besten befähigt, eine ausführliche und wahrheitsgetreue Monographie jener großartigen Gebirgsregion zu geben. In der That kann man die drei kleinen Bändchen nicht nur den Touristen, sondern auch allen denjenigen empfehlen, welche sich für Länder- und Völkerkunde interessiren.

In keinem Erdtheile haben sich am Fuße einer Gebirgsregion so viele Seen gebildet, wie hier in den bairischen Alpen zu finden sind. Der Verfasser nennt uns gegen zwanzig, beschreibt aber nur die merkwürdigern, größern, welche einen meilenweiten Umfang haben, wie der Tegernsee, Achensee, Walchensee, Kochelsee, Chiemsee, Starnbergersee, Eibsee, Hintersee, Königssee und Schliersee. Von den andern gibt er nur einige Notizen, schildert uns aber die bairischen und tiroler Alpen mit ihren hohen und merkwürdig gestalteten Spitzen, Rücken und die zu ihnen führenden Wege, Stiege, die tiefen Thäler und furchtbaren Abgründe, die Bewohner und ihr mühevolles Leben; dabei ergötzt er sich auch an den herrlichen Aussichten und spricht mit Entzücken von der schönen Alpenflora und dem eigenthümlichen Thierleben. Noch poesiereicher wird die Flora und das Leben in den großen Thälern am Fuße der Alpen. Wie der Verfasser dergleichen Landschaften schildert, möge folgendes Beispi zeigen:

Ehe man das Dorf Rottach erreicht, öffnet sich der Fern blick auf den Tegernsee, der von hier bis Gmund in einer Läng von ungefähr ein und einer halben Stunde seine tiefgrüne Fl

entspannt. An Größe ist er unter den oberbairischen Seen der siebente, indem Chiem-, Starnberger-, Ammer-, Walchen-, Waginger- und Kochelsee ihm vorangehen; aber an Schönheit ist nach dem Urtheile vieler keiner mit ihm zu vergleichen. Denn seine Ufer im Norden, Osten und Westen jenes anmuthige Hügelland darstellen, welches den Starnbergersee zu einem Liebling der Städter macht, so fallen in seinem Süden ansehnliche Berge in die Flut, Berge, wie sie der Wanderer an jenem See nur in der duftigen Verklärung der Ferne sieht. Der Wall-, Setz- und Hirschberg ragen alle noch in einer mittlern Erhebung von 3500 Fuß über den Spiegel des Tegernsees. Während die südliche Hälfte des Sees an hochalpine Gewässer, wie mir scheint am meisten an den Walchensee erinnert, gehören seine übrigen Gestade mit ihren grünen Matten, ihren Hainen und lichten Wäldern zu den lieblichsten Erscheinungen in der sanftern Natur der Vorlande. Nirgends fallen nackte Wände in den See, sondern das höhere Gebirge erreichst du nur über leicht ansteigende Hügel im Schatten des Laub- und Tannenwaldes. Es liegt eine herrliche Abstufung in dieser Umgebung. In grünen Terrassen senken sich die grünen Berge zu der grünen Flut; den weitspähenden Blick erquickt überall die Farbe des Lebens. Das Paraplui, eine Laube auf der niedrigen Erhöhung einer Landzunge, bietet einen wahrhaft elegischen Ruhepunkt. Von den Bergen schauen die friedlichen Sennhütten herab, leise schlägt die Flut an den Strand, in heimlichem Behagen rauschen die Wälder, die weite Ebene draußen lächelt im sonnigen Schlaf und dich überkommt das Gefühl der Klage, daß du all dieses Friedens erst dann theilhaftig werden kannst, wenn du nichts mehr von dir weißt. Noch schönere und immer schönere Fernblicke über Wasser und Gebirge erreichst du, je höher du die Matten der Hügel hinansteigst, am schönsten vielleicht in der Gegend des Westerhofs und der Neureut. Auch auf der Flut des Sees selbst bewegst du dich durch ein fesselndes Panorama; dazu ist auf keinem See der Alpen die Schiffahrt gefahrloser und im Verhältniß zu seinem Umfange lebhafter. Die Erstarrung, welche ich vom Treiben dieser Welt mit heimgebracht, löste sich vor der lebensvollen Wärme, in welcher jene harmonische Natur athmet

Außer diesen poetischen Schilderungen bringt der Verfasser auch gelegentlich wissenschaftliche Bemerkungen über die Bodenbildungen; wir erfahren, daß der Tegernsee in der Molasse eingebettet ist und bituminöse Kalkbänke enthält, welche von Pflanzenresten, Conchylien und Erdöl durchdrungen sind. Dieses quillt an mehrern Stellen des Weissachthals und tritt mit vielen festen Bestandtheilen zu Tage. Daß auch historische Notizen mit eingeschaltet werden, läßt sich erwarten: Notizen über die nun längst zur ewigen Ruhe gegangenen Mönche, welche sich die schönsten romantischen Landschaften zu ihren Klöstern erwählten und z. B. am Tegernsee die Benedictinerabtei gründeten, von deren Kirche noch die zwei Spitzthürme weit über alle Uferstellen des grünen Sees schauen.

Da Noë nicht blos in den blütenreichen Sommermonaten jene Alpenregion bewohnte und bereiste, sondern auch im Winter während der gefährlichsten Schneestürme sich auf hohe Bergspitzen wagte und einmal beinahe erfroren wäre, so gibt er auch unheimliche Schilderungen der dort wüthenden Elemente, welche alles Leben in ein weißes Leichentuch hüllen. Hätte er nicht auf einer solchen Alpentour in der Nacht eine Jagdhütte des Herzogs von Koburg-Gotha getroffen und darin von dessen Holze ein Feuer angezündet, so wäre er ganz sicher von den Gletschern begraben worden.

Das Volk und dessen Sitten beschreibt der Verfasser ungeschminkt, er erzählt mehrere Facta, durch welche das Leben und Treiben der Alpenbewohner hinreichend charakterisirt wird. Durch ihre Handlungen zeigt er uns, wie sie sind; gute und böse Leute, faule und fleißige, ungläubige und abergläubische führt er uns vor, indem er ihre Thaten erzählt. So erhalten wir ein treues Gemälde des dortigen Culturlebens und erfahren leider, daß es noch auf einer sehr tiefen Stufe, zum Theil noch in den Uranfängen menschlichen Daseins steht.

Der Verfasser der unter Nr. 2 angeführten zweiten Folge seiner „Reiseskizzen", E. Laubert, führt uns an den Genfersee und auf die Insel Wight, zwei gleichfalls schöne Wohnstätten für Naturfreunde, die sich an landschaftlichen Schönheiten ergötzen. Obgleich nur Skizzen, geben sie uns dennoch ein hinreichend treues Bild der herrlichen Gegenden, an denen unsere schöne Muttererde so überreich ist. Bevor er uns an die ewig grünen Ufer des Genfersees versetzt, entrollt er erst ein Bild jener gigantischen Bergriesen mit ihren Schnee-, Firn- und Gletscherfeldern, welche Deutschland von Italien scheiden und in deren Thälern die freien Schweizer wohnen. Er empfiehlt den Besuchern des Genfersees den Uebergang über den St.-Bernhard und sagt:

> Die Aussicht vom Hospiz im Centrum steiler Gebirgswälle ist ziemlich beschränkt, doch würde die Besteigung der angrenzenden Gipfel, von denen der Blick nicht nur die beiden gewaltigen, das Rhônethal umschließenden Ketten, sondern auch den Montblanc mit den benachbarten Nadeln, Pyramiden und Kegeln, viele Quadratmeilen Eis- und Gletscherflächen, Dutzende von Schlünden, Thälern und Abgründen, sowie bedeutende Theile italienischer, schweizer und französischer Territorien umfaßt, jeden dieselbe Unternehmenden reichlich belohnen.

Der Genfer- oder Lemansee enthält im Juli und August die größte Wassermasse, indem sämmtliche Flüsse und Bäche, die sich in ihn ergießen, das Wasser der Hochgebirge von dem dort schmelzenden Schnee zuführen. Nicht weniger als 40 solcher Gewässer bringen ihm aus den vier Himmelsgegenden ihren Tribut, von denen die Rhône das größte ist. Sie strömt als ein starker, trüber Bach 5000 Fuß über dem Spiegel des Oceans von dem Rhônegletscher, erreicht nach dem ersten Viertel ihres Laufs zwischen den gewaltigen Felsendämmen des Wallis von Süden her den See und ergießt sich bei Villeneuve in ihn. Unter den sechs Brücken von Genf fließt sie wieder aus demselben und bildet den einzigen Abfluß des großen Bassins. Der See ist stellenweise 900 Fuß tief und birgt gegen 20 Fischarten. Durch die hohe Lage des Seespiegels — 1100 Fuß über dem Meeresniveau — herrscht dort nicht fortwährend jene brennende Sonnenglut, wie in Italien, dennoch ist das Klima viel milder als in Deutschland. In den herrlichen Gärten erblickt man zwischen Schoten- und Maulbeerbäumen Platanen, Paulownien, Magnolien, Oleander, Myrten und Kirschlorber, bei Vevay und Lausanne auch Stein- und Korkeichen, die Kiefer von Aleppo, Yukka nebst Erdbeerbäumen. An den Terrassen grünen üppige Weinberge und in den

Thälern der Mais, Hanf, Wiesenkohl und zahlreiche Südfrüchte. Auf dem knorrig sich windenden Stamme des Granatbaums strahlen feuerrothe Blumen hervor und auch die Olive soll cultivirt worden sein. Laubert schreibt:

> Wenn nun auch diese italienische Milde des Klimas und die Vegetation eines südlichern Himmels uns nicht beständig um den See begleitet, so verläßt uns doch nirgends der Anblick der schwellenden Hügel und prächtig sammtenen Wiesengrüns. Segentriefende Obstgärten grenzen an wogende Weizenfelder; Gemüsebeete, Tabackpflanzungen, Weingärten wechseln ununterbrochen miteinander ab. Herrliche Wälder im Jorat: Eichen, Buchen und Tannen umranden den Rasenteppich der blumigen Alpentriften, und um die Höfe, deren wir wie in unserer Niederung viel einzelne antreffen, mit weit überstehendem Dach, das Galerie und Außentreppe schützt, um die Dörfer und Städte gruppiren sich hundertjährige, schattenspendende Linden und Ulmen oder Walnußbäume.

Das dort wohnende Völkchen kann der Verfasser nicht loben; er spricht von Unsauberkeit, von zahlreichen Bettlern, von Mangel an Comfort und großer Unwissenheit der niedern Klassen. Die Schweizer führen alles das auf den Mangel an guten Schulen und das außerordentlich straffe und tiefgewurzelte Regiment der Priester zurück.

Was nun die Insel Wight betrifft, den Lieblingssitz der trauernden Königin, so werden gewiß viele überrascht werden, wenn sie lesen, daß dort ein nicht minder schönes Klima die herrlichsten Pflanzen der Südzonen gedeihen läßt. Die wenigen Quadratmeilen der Insel Wight sind in der Weise gestaltet und vertheilt, daß ihre größte Ausdehnung in die Länge fünf Meilen hat, während die bedeutendste Breite von Norden nach Süden kaum über drei Meilen beträgt. Sie hat eine gleichmäßige, nicht zu heiße Sommertemperatur, welche durch den kühlenden Einfluß des sie umspülenden Meers erzeugt wird. Die Lage nach dem wärmern Westen hin und der warme Golfstrom bewirken stets laue Winter. Wenn bei uns bereits die Georginen vom Froste geknickt sind und das letzte Blatt der Malve sich schwarz gefärbt, ja noch tief in der zweiten Hälfte des November finden wir dort vereinzelte Blüten an Myrte und Erdbeerbaum; Verbenen, Rosen und Heliotrop dauern sogar in den December hinein. Selbst während des Januar kann man in den Gärten ein Bouquet zusammenstellen aus Aurikeln und Goldlack, Stiefmütterchen und Seidelbast, Rosmarin und Levkojen, Immergrün, Anemonen und Lauristan; ja letzterer scheint, ein 1—10 Fuß hoher, lange und dichte Hecken bildender Strauch, gerade mit Vorliebe in jenem Monate seine Legionen von zarten Blüten in reichen Dolden zu entfalten.

So schildert uns der Verfasser viele Seiten lang die farbenreichen, wohlduftenden Blumen nebst andern Gewächsen und erzählt, daß zahlreiche Briten ihre Sommertage auf dieser schönen Garteninsel verleben, wo sogar die Cedern vom Libanon, vom Atlas und der neuentdeckte Riese von den Quellen des Sacramento neben der stacheligen Araucaria von Chile friedlich vegetiren. Geschäftige Menschenhände haben dazu noch Prachtgebäude aufgeführt und zwar in den verschiedensten Baustilen, man findet den normännischen, italienischen, den Thurmreichthum der Alhambra, den gothischen Burgenstil und die Façaden der Tudorzeit. Das Klima ist sehr gesund und die Durchschnittszahl der Todesfälle beträgt auf 1000 Köpfe jährlich nur 15.

Dies und noch manches andere Wissenswürdige erfahren wir aus dem kleinen Schriftchen; es verdient also wol empfohlen und gelesen zu werden. 21.

Zur Unterhaltungsliteratur.

An jeden Romanschriftsteller muß die erste und unerlaßliche Forderung gestellt werden, daß er von der eigentlichen Aufgabe der Kunst ein klares und festes Bewußtsein habe, und daß die Ausführung seines Werks hiernach gestaltet und geregelt werde. Die Aufgabe der Kunst aber ist keine andere, als den Menschen in das Reich der Ideen zu erheben. Kein Dichter oder Philosoph hat dies je schöner ausgedrückt als Schiller in dem Gedichte: „Die Künstler." Als der Mensch von dem allmächtigen Vater aller Dinge aus den lichten Regionen einer unvergänglichen Welt in das dunkle sorgenschwere Dasein der Endlichkeit und Sinnlichkeit verstoßen wurde, von wo er in langem Kampfe sich wieder emporarbeiten soll zu dem höhern Lichte, da stieg die Kunst als die einzige himmlische Begleiterin mit dem Verlassenen, Verbannten zugleich hinab auf diese Erde; und indem sie hier mit lieblichem Betruge das verlorene Elysium auf seine Kerkerwand malt, ist sie der himmlische Leitstern, welcher dem Menschen den Weg zurück zum Lichte und zur Wahrheit zeigt. Die Haupteigenschaft eines jeden literarischen Erzeugnisses, das überhaupt auf ästhetische Bedeutung Anspruch macht, muß danach die sein, daß es einen idealen Gehalt habe, und daß seine Grundlage die ideale Weltanschauung des Verfassers sei. Wenn wir finden, daß ein Schriftsteller nicht einmal danach gestrebt hat, seinem Werke einen solchen Inhalt zu geben, so müssen wir über ihn den Stab brechen, und es ist am besten, wenn er vor dem Publikum und von der Kritik so wenig wie möglich beachtet wird; denn er sinkt zur Plattheit und Gemeinheit hinab, und dies sind gerade die schlimmsten Feinde des Idealen. Mag ein belletristisches Werk in manchen Beziehungen noch so mangelhaft und unvollkommen sein, wenn es nur von würdigen Ideen durchdrungen und gleichsam durchleuchtet ist, so steht es immer noch auf ästhetischem Boden und verdient Beachtung und Empfehlung. Erfüllt es diese Bedingung nicht, so verdient es höchstens mit kurzen Worten abgefertigt zu werden. „In der Gegenwart wie in der Vergangenheit", sagt ein französischer Schriftsteller, Paul de Molènes, „fühlt man sich nur durch die Gemeinheiten — die Vulgaritäten — des Lebens wahrhaft bedrückt." Wenn diese Trivialitäten und Gemeinheiten zum Gegenstande von Erzählungen und Romanen gemacht werden, so können dergleichen Producte nicht schnell genug der Vergessenheit anheimfallen. Vor der Lektüre derselben kann man nur warnen.

Die Werke, welche uns zur Beurtheilung vorliegen, sind folgende:

1. Erzählungen, Novellen und Gedichte von Arthur Bitter. Erster Band. Bern, Haller. 1865. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein von M. Norden. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1865. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Verbrechen. Von Miß Yonge. Aus dem Englischen übersetzt. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 1865. Gr. 16. 2 Thlr.
4. Ein hoher Beamter. Mexicanischer Originalroman von Juan Pablo de los Rios. In das Deutsche übertragen von Hedwig Wolf. Wien, Hartleben. 1865. 8. 12 Ngr.
5. Glückskind und Wilddieb. Geschichte aus dem Leben gegriffen von Ludwig von Blum. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1865. 8. 2 Thlr.

Von diesen Werken erhebt sich nur das erste, die „Erzählungen, Novellen und Gedichte" von Arthur Bitter, über die Stufe des Mittelmäßigen und Gewöhnlichen. Es enthält folgende Erzählungen und Novellen: „Egg-Siggeli, der alte Jäger"; „Die Patrioten"; „Die unheimliche Todtenwache"; „Drei Begegnungen"; „Hoch und Niedrig"; „Nur nicht verzagen"; „Der Geißbub". Die leitende Idee, welche der ersten Erzählung zu Grunde liegt, ist die, daß die Religion und die Pflichten, welche uns dieselbe gegen uns selbst und andere auferlegt, höher stehen müssen als alles andere; alle Leidenschaften, und zwar nicht blos die des Hasses, sondern auch die der Liebe, müssen sich diesen Pflichten unterordnen, wenn der Mensch nicht im Widerstande gegen die sittliche Weltordnung zu Grunde gehen soll. Bei „Hoch und Niedrig" liegt zwar ein schon ziemlich verbrauchtes Thema zu Grunde — eine vornehme junge Dame läßt sich von dem Gärtner ihrer reichen Tante entführen und heirathet ihn —, doch ist die Ausführung und die Wendung, welche der Verfasser dem Ganzen gegeben hat, eine sehr glückliche und befriedigende. Auch „Die Patrioten, ein Bild aus bewegter Zeit", worin schweizerische Verhältnisse in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschildert werden, ist besonders zu empfehlen. Die Charaktere und Verhältnisse sind anschaulich, wahrheitsgetreu und anziehend dargestellt. Der Stil ist kräftig und frisch; nur fällt es unangenehm auf, daß einzelne Ausdrücke, wie „just", „schier", allzu häufig wiederkehren. Sonderbarerweise bietet auch der Gebrauch der Präpositionen einzelne Incorrectheiten; „wegen" ist sogar mit dem Dativ construirt. Von Gedichten enthält dieser erste Band nur drei: „Einst"; „Bergstrom, schimmernder Geselle"; „Die Bacchantinnen". Dieselben sind zu unbedeutend, um Anlaß zu einer besondern Besprechung zu geben.

Die „See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein" von M. Norden (Nr. 2) sind zwar einigermaßen lesbar geschrieben und theilweise nicht uninteressant; doch darf man im ganzen nur einen niedrigen Maßstab der Beurtheilung anlegen. Die Charaktere sind matt und flach; die Schilderungen von Gegenden und Verhältnissen könnten lebendiger und anschaulicher sein; die Unterhaltungen der eingeführten Personen sind unnatürlich und monoton und ohne individuelle Färbung.

„Das Verbrechen" von Miß Yonge (Nr. 3) ist von einer wahrhaft erschreckenden Breite und Langweiligkeit. Die allergeringfügigsten Ereignisse des gewöhnlichen Lebens machen den Hauptinhalt aus und werden mit ermüdender Weitschweifigkeit beschrieben. Das Ganze soll eine „Familienchronik" sein, und unter diesem Titel ist von der Verfasserin eine unabsehbare Reihe von höchst unbedeutenden Alltäglichkeiten mit einzelnen dazwischen gemischten bedeutsamern Ereignissen in plan- und kunstloser Weise zusammengewürfelt worden. Die Verfasserin läßt peinlich consequent die auftretenden Personen jeden noch so kleinen nebensächlichen und interesselosen Gedanken ausgesprochen; dadurch bekommt das Ganze eine verwaschene wirkungslose Färbung. Das „Verbrechen" und was damit zusammenhängt, nimmt den bei weitem kleinsten Theil des Buchs ein. Der Inhalt davon ist in Kürze folgender. Ein reicher Mühlenbesitzer, Axworthy, hat zwei Neffen, Samuel Axworthy und Leonard Ward. Der Onkel wird von Sam Axworthy ermordet; doch hat letzterer so schlaue Vorkehrungen und Veranstaltungen getroffen, daß aller Verdacht auf Ward fällt. Da dieser seine Unschuld nicht beweisen kann, wird er zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Nachdem er $4\frac{1}{2}$ Jahre in Haft gewesen ist, kommt seine Unschuld an den Tag, und er wird sogleich in Freiheit gesetzt. Der Charakter Ward's ist nach unserer Ansicht unpsychologisch dargestellt. Er tritt die ihm grundlos zuerkannte Strafe mit großer Resignation an und hat nur den einen ehrenwerthen Zweck vor Augen, überall, auch in der Gefangenschaft, seine Pflicht zu erfüllen. Er verhält sich stets musterhaft, und seine Lage als Gefangener wird daher bald eine ziemlich erträgliche. Als er freigelassen wird, stellt sich plötzlich heraus, daß er in hohem Grade stumpfsinnig geworden und nur nach Commando zu handeln im Stande ist. Es tritt zwar eine Heilung ein, doch geht dieselbe nur langsam vor sich. Dies Stumpfsinnigwerden tritt ganz unmotivirt auf und steht mit dem Charakter Ward's, wie er sich sonst gezeigt hat, im Widerspruche; man müßte denn annehmen, daß die spleenartige Krankhaftigkeit, von welcher das Gemüth Ward's befallen wird, für einen Engländer natürlich sei.

In dem Roman: „Ein hoher Beamter", von Juan Pablo de los Rios (Nr. 4), werden die Schurkereien eines hochgestellten Regierungsbeamten in Mexico während der letzten Zeit der Republik geschildert. Der Inhalt bietet nichts Besonderes: Bestechungen, Veruntreuungen von Staatsgeldern, Verführungen, Duell, Mord, endliche Bestrafung des Schuldigen — das sind die häufig genug behandelten Gegenstände. Die Form des Romans ist eine gänzlich verfehlte: die Darstellung der Charaktere und Ereignisse ist meistens nur skizzenartig gehalten und das Ganze macht den Eindruck eines unfertigen flüchtigen Entwurfs zu einem Romane.

„Glückskind und Wilddieb" von Ludwig von Blum (Nr. 5) kann nur als ein monströses Erzeugniß bezeichnet werden. Der Verfasser sagt in der Vorrede, die auftretenden Persönlichkeiten seien aus dem Leben gegriffen und die Grundzüge ihrer Schicksale der Wahrheit gemäß geschildert. Das mag immerhin der Fall sein. Aber unter

der Hand des Verfassers wird alles zu einem theils lächerlichen, theils widerlichen und wahnwitzigen Zerrbilde. Der Held des Romans, Bernhard Friedrich, tritt die Zehn Gebote im verwegensten Sinne des Worts drei Bände hindurch mit Füßen, ohne je eine Spur von Reue darüber zu empfinden; zuletzt wird er Wilddieb, muß aber dies Gewerbe aufgeben, weil ihm durch einen Schuß, der sich zur Unzeit entladet, die eine Hand zerschmettert wird. Und von einem solchen Menschen heißt es am Schlusse wörtlich:

Eigentlich schlecht und gemein ist er nie gewesen, wie wir gesehen(?!); nur die aufbrausende Thatkraft hat ihn auf unheilige (unheilig und doch nicht schlecht und gemein?!) und schlüpfrige Wege geführt, die doch den edeln Keim nicht in ihm zu ersticken vermochten. Diesen Schutz gewährte ihm das Jagdleben (?! in diesem Falle das Wilddiebsleben), das das K[...] frisch und den Geist aufgeweckt erhält. Nur Leute, die [...] sitzende Lebensart führen, bekommen Migräne, die zu [...] und feindlichen Gedanken führt, die König und Vaterland [...] nichten wollen. Die wahre Kraft ist auch wahrhaft conserva[...] wie die Armee und die Jäger beweisen, überhaupt jede m[...] hafte Hantierung, mag sie sich finden, wo sie wolle, beim F[...] bau wie beim Handwerk.

Eine solche großartige Verwirrung in den Grundbegr[...] fen der Moral ist bedauernswürdig. Was mag der V[...] fasser sich unter „schlecht und gemein" denken, wenn n[...] seiner Auffassung ein Mensch Ehebruch, Diebstahl u. [...] ohne nachfolgende Reue begehen kann, und doch n[...] schlecht und gemein wird. Der Verfasser scheint in [...] That seinen Katechismus gänzlich vergessen zu haben.

Rudolf Sonnenburg

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die Ausbreitung der deutschen Literatur über die bundesstaatlichen Grenzen hinaus, sowie die Theilnahme, welche fremde Nationen ihr zuwenden, verdient jedenfalls zu den erfreulichen Thatsachen gezählt zu werden, über welche die deutsche Journalistik mit Gewissenhaftigkeit Buch führen sollte. Es ist nicht blos der Kern unserer classischen Productionen, dem diese Theilnahme gilt; auch die moderne Literatur, in welcher die unverwüstliche geistige Lebenskraft der Nation in neuen frischen Anläufen zu Tage tritt, findet im Auslande überall Beachtung und Anerkennung.

Zu den neuen deutschen Blättern des Auslandes gehört die seit dem 1. Januar dieses Jahres in Petersburg erscheinende „St.-Petersburger Wochenschrift", redigirt von Eduard Dobbert, von welcher uns die vier ersten Nummern vorliegen. Außer den praktischen und nationalökonomischen Interessen des Gesammtreichs, welche in zahlreichen Aufsätzen vertreten sind, wird auch der Entwickelung der bildenden und theatralischen Kunst Beachtung geschenkt und nach allen Seiten hin namentlich das deutschnationale Interesse in den Vordergrund gestellt. So enthält das vierte Heft einen Aufsatz über die deutsche Sprache in Rußland, dessen Gedankengängen wir zwar nicht durchweg zu folgen vermögen, namentlich wo der Autor sich gegen das reine Hochdeutsch und den Mangel einer mundartlichen Grundlage wendet, der aber einen durchweg patriotischen Geist athmet, wie die folgende Stelle beweisen mag: „Der Gefahr, unter den Einfluß einer fremden Sprache zu gerathen, mit Erfolg zu begegnen, gibt es nur ein Mittel: Bildung im Geiste seines eigenen Volks. Diese aber verlangt auch von den hiesigen Deutschen eine stärkere Betonung der Muttersprache im Umgangs- und Erziehungsplane der heranwachsenden Jugend, eine wärmere Pflege derselben in der Familie. Die Muttersprache vor allem ist der oberste Erziehungsgrundsatz jeder Nation, die etwas auf sich selbst hält. Wir empfehlen ihn auch den Deutschen, die in der ganzen Welt dieser Erinnerung am bedürftigsten sind."

Aus dem Artikel erfahren wir auch, daß die Schriften von Fritz Reuter etwa seit Jahresfrist in gewissen deutschen Kreisen der Residenz begeisterte Leser und Leserinnen finden und daß das Plattdeutsch mit in den Studienplan der fashionabeln Lektüre aufgenommen wurde. Abgesehen von den schätzbaren Eigenschaften des mecklenburger Volksschriftstellers liegt in dieser Thatsache immerhin ein Beweis dafür, wie gewisse literarische Moden eine Art von epidemischer Verbreitung finden.

Die Theaterkritik wird von dem Herausgeber selbst ausgeübt. Mit Recht erwähnt derselbe, daß es vielleicht keine andere Stadt gibt, die dem Theaterfreunde in solchem Grade Gelegenheit bietet, sich mit den verschiedenen Richtungen der d[...] matischen Kunst vertraut zu machen, wie Petersburg, ind[...] man dort, abgesehen von der Oper und dem Ballet, [...] Leistungen dreier der wichtigsten europäischen Völker auf [...] Gebiete des Dramas verfolgen kann. In der That enth[...] gleich die ersten Blätter der Zeitschrift drei gediegene Kri[...] Dobbert's: über ein deutsches Stück: Kleist's „Prinzen von H[...] burg", über ein französisches: „Fabienne" von Meilhac, [...] über ein russisches: „Der falsche Demetrius" von Tscha[...] Das letzte Stück wird als verfehlt bezeichnet; der Held, [...] Schiller's großartigem Plan ein echter Heros, bei Hebbel [...] ritterlich liebenswürdiger Charakter, ist in dem russischen Dra[...] ein leerer, eitler, auf seine hohe Stellung pochender, launi[...] jähzorniger Mensch, der durch keine Seite seines Wesens Sy[...] pathie einzuflößen vermag. Wie es scheint, hat der russ[...] Dichter einen legitimitätstollen Prätendenten aus seinem H[...] den gemacht und in der Zeichnung alle Farben des slawi[...] Realismus verwerthet.

Ein interessanter Artikel Dobbert's behandelt „Das Sch[...] spiel und die Kritik" und macht auf einen keineswegs unw[...] tigen Punkt aufmerksam, dem man die Theilnahmlosigkeit [...] Publikums gegenüber bedeutenden dramatischen Werken und [...] häufig geringen Erfolg derselben bei ersten Aufführungen [...] Recht zuschreiben darf. Dobbert sagt: „Die Besprechung [...] Stücks kann aus leicht ersichtlichen Gründen häufig erst n[...] stattgehabter Aufführung eintreten. In so manchen Fällen [...] ist es wünschenswerth, daß diese Besprechung der Aufführ[...] vorhergehe. So z. B. kann man geschichtliche Dramen [...] dann vollkommen verstehen und genießen, wenn man mit [...] geschichtlichen Ereignissen, die das Thema derselben bilden, [...] der geschichtlichen Atmosphäre, die den Hintergrund des St[...] abgibt, vertraut ist. Darin das Publikum zu orientiren, [...] Sache der Theaterkritik. Ebenso hat letztere das Publikum [...] der Entstehungsgeschichte bedeutender Dramen bekannt zu mach[...] So manches Stück will mindestens ebenso sehr, ja viel[...] mehr, vom culturgeschichtlichen als vom ästhetischen Standpu[...] aus betrachtet und genossen werden. In einem solchen F[...] wird der Leser auf jenen Standpunkt hingewiesen werden m[...] sen. Nicht jedem ist es leicht, einem großen fünfactigen St[...] mit stets gleicher Theilnahme zu folgen. So ist es nicht [...] wichtig, daß der Zuschauer schon im voraus mit dem Gan[...] der Handlung einigermaßen bekannt gemacht werde, dami[...] den wichtigsten Momenten seine größte Aufmerksamkeit schenk[...]

Und in der That, wie anders tritt das Publikum eine[...] Schiller'schen oder Shakspeare'schen Trauerspiel gegenüber [...] wie anders dem Drama eines neuern Dichters, das zum ers[...] male die Gunst oder die Ungunst der Breter erprobt! [...]

gend auf mit jenen Stücken verwachsen, durch schulmäßige läuterungen, hundertfache Commentare Herr ihres Inhalts, von ns aus aufmerkend auf ihre Glanzstellen hat es den vollen jetrübten Genuß der künstlerischen Schöpfung, während bei er neuen Dichtung der historische Hintergrund, der Gang Handlung, die ganze Verwickelung auf einmal erfaßt und ürdigt und gleichzeitig die dramatische und poetische Schön- t genossen werden soll. Bei der Zerstreutheit und wir möch- sagen Halbhörigkeit des Theaterpublikums ist der Dobbert'- Vorschlag jedenfalls beachtenswerth.

Jenseit des Oceans, in den nordamerikanischen Freistaaten, int die deutsche Literatur auch in immer weitern Kreisen rbreitung und Anerkennung zu finden. Auffallend bleibt es nerhin, daß die Production des Mutterlandes allein maß- end ist und daß der Deutschamerikanismus bisjetzt durchaus t Dichtwerk von hervorragender Bedeutung aufzuweisen hat. e „Deutschamerikanischen Monatshefte für Literatur, nst, Wissenschaft und öffentliches Leben", redigirt von Rudolf sow (Neuyork, Expedition des belletristischen Journals), von en uns das Januar- und Februarheft vorliegen, erwähnen ihrem „Literarisch-artistischen Feuilleton" keines deutschen htwerks, das auf transatlantischem Boden entsprossen ist. sto eingehender beschäftigen sie sich mit der dramatischen und manliteratur des deutschen Mutterlandes, und obgleich man t mit allen Urtheilen einverstanden sein kann, welche das ische Feuilleton fällt, so verräth dasselbe doch die anerken- swertheste Kenntniß der neuern deutschen literarischen Er- inungen und ein von allem Coteriewesen unabhängiges Ur- il. Daß in diesen Blättern auch unsere classische Literatur ücksichtigt wird, zeigt ein Artikel von Bloede über die Re- onsphilosophie Goethe's. Auch die neuyorker Theaterberichte häftigen sich mit einer deutschen Schauspielerin, die in Ame- a geradezu Epoche gemacht hat, während sie in Deutschland doch nur der Erfolge an Bühnen zweiten Ranges rühmen nnte. Es ist dies die Soubrette Ottilie Genée, welche den wison, Grunert und andern Künstlern die transatlanti- en Lorbern vorweggenommen hat. Die „Deutschamerikanischen onatshefte" vergessen zwar nicht, den donnernden Beifalls- rm zu erwähnen, mit welchem die glückliche Soubrette gele- ntlich auch in Neuyork begrüßt wurde, stellen sich aber im rigen auf den Standpunkt einer unparteiischen Kritik. Sie nnen ihre Mimik lebendig, obwol nicht immer schön, ihre wegungen anmuthig, aber auch sehr hart an der Grenze des hicklichen hinstreifend oder sie selbst überschreitend und tadeln oft gar zu grellen Farbenauftrag. Im übrigen schenkt neuyorker Bühne der neuen deutschen Dramatik anerkennens- rthe Berücksichtigung, wobei sie sich nicht einmal immer nach Modestücken des diesseitigen Repertoire richtet. Zu be- ern bleibt nur, daß das geistige Eigenthumsrecht der Dra- tiker auf keinem transatlantischen Kabel über den Ocean hin- reicht. Es wäre wünschenswerth, daß von seiten des Deut- n Bundes in Bezug auf Sicherstellung des geistigen Eigen- msrechts der deutschen Autoren, namentlich auch der drama- en, den Bühnen gegenüber, ein Vertrag mit der nordameri- ischen Regierung abgeschlossen würde.

Die englischen Reviews schenken im ganzen der deutschen ratur nur eine gelegentliche Berücksichtigung. Auch in den matisch-musikalischen Plaudereien des „Athenaeum" sind deutsche Opern und Concerte, doch fast niemals deutsche amen erwähnt, obgleich sich das deutsche Drama, sowenig es ade in einer Blütenepoche sich befindet, doch jeden Vergleich der Unproductivität des englischen verbitten muß. Desto er- licher ist es, daß die „London Review" in ihrem Sup- nent unter dem Titel „The literary year" eine Jahres- ie der deutschen literarischen Erscheinungen gibt, welche an lständigkeit wenig zu wünschen übrigläßt und überdies in n kritischen Urtheilen gerecht und maßvoll ist. Freilich kann Fassung derselben nur eine lakonische sein, mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. der neue Auerbach'sche Roman „Auf der Höhe" und Hartmann's „Die letzten Tage eines Königs", welche der Recensent besonders hochstellt, verhältnißmäßig aus- führlicher besprochen sind. Wenn wir dieser fleißigen Arbeit gegenüber noch einen Wunsch aussprechen wollten, so wäre es der, den hervorragendern Werken durchweg eine eingehendere Berücksichtigung zutheil werden und lieber Erscheinungen von ganz ephemerer Bedeutung fallen zu lassen.

Berichtigung. In dem Artikel: „Strauß' neues «Leben Jesu» in England" in Nr. 11 d. Bl. ist S. 174, Sp. 2, Z. 6 v. o. statt: der römischen Urgeschichte, zu lesen: der homerischen Gedichte.

Bibliographie.

Anno 2066. Ein Blick in die Zukunft von Dioscorides. (Aus dem Holländischen.) Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Beichtvater. Roman von dem Abbé ***. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Ausgabe. 1ster Bd. Leipzig, Steinacker. 8. 22½ Ngr.

Blanquet, A., Die Ritter vom Pique-Aß und die Königin des grünen Tisches. Roman. Deutsch von L. v. Alvensleben. 2 Bde. Brünn, Karafiat. Gr. 8. 2 Thlr.

Diedrich, J., Gegen die Kahnis'schen Prinzipien. Neu-Ruppin, Oehmigke. Gr. 8. 5 Ngr.

Draper, J. W., Gedanken über die zukünftige Politik Amerikas. Aus dem Englischen von A. Bartels. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 25 Ngr.

Feddersen, P., Geschichte der schweizerischen Regeneration von 1830 bis 1848. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ste Lief. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 7½ Ngr.

Flentje, L., Das Leben und die todte Natur. Eine Streitschrift gegen die materialistischen Ansichten vom Leben, insbesondere gegen die bezüglichen Lehren Virchow's, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt. Göttingen, Wigand. 8. 10 Ngr.

Floerke, W., Die letzten Dinge. Vorträge. Rostock, Stiller. Gr. 8. 16 Ngr.

Friedrich, C. F., Das sogenannte hohe Lied Salomonis oder vielmehr das pathetische Dramation „Sulamit" parallelistisch aus dem Hebräischen in's Deutsche übersetzt. Königsberg, Schubert u. Seidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Gaiger, J., Herr v. Heiter im Wartesaal. Wien, Markgraf. 8. 5 Ngr.

Genast, E., Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. 4ter Thl. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gilm, H. v., Gedichte. 2ter Bd. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Grabowski, E. Graf, All' Zeit voran! Ein humoristisches Genrebild aus dem neuesten Kriege in Schleswig-Holstein. Berlin, Conrad. Gr. 16. 15 Ngr.

Grün, E., Der Scharfrichter von Köln oder das Mädchen am Rhein. Historische Erzählung. 1stes bis 10tes Heft. Düsseldorf, Spaarmann. Gr. 8. à 3 Ngr.

Hackländer, F. W., Künstlerroman. 1ste Lief. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Haus Rantzau. Eine Familien-Chronik. Celle. Gr. 8. 3 Thlr.

Henrichsen, A. J. F., Zur gegenwärtigen Lage. Vortrag in der Sitzung des Altonaer Schleswig-Holsteinischen Vereins. Altona, Mentzel. Gr. 8. 3 Ngr.

Kotzebue, A. v., Gedanken über die Freiheit des Willens. Dichtung. Aufschluß und Verklärung über und nach dem Ausbruch der Verzweiflung. Nach einem hinterlassenen Manuscript. Neuschönefeld, Thust jun. 3 Ngr.

Langhans, E. F., Pietismus und äußere Mission vor dem Richterstuhl ihrer Vertheidiger. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Laurent, J., Aachener Stadtrechnungen aus dem XIV. Jahrhundert, nach den Stadtarchiv-Urkunden mit Einleitung, Registern und Glossar. Aachen, Kaatzer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mühlfeld, J., Für's Vaterland. Geschichtlicher Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Neubauer, A., Aus der Petersburger Bibliothek. Beiträge und Documente zur Geschichte des Karäerthums und der karäischen Literatur. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 20 Ngr.

Rumers, Hedwig v. (geb. v. Ehrenstam), Der Achatring. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. 3 Bde. Leipzig, C. F. Schmidt. 8. 2 Thlr.

Rosenkranz, W., Die Wissenschaft des Wissens und Begründung der besonderen Wissenschaften durch die allgemeine Wissenschaft, eine Fortbildung der deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Plato, Aristoteles und die Scholastik des Mittelalters. 1ster Bd. München, Weiß. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Rußwurm, H., Neue Lieder eines Kranken. Passau, Elsäßer u. Waldbauer. 8. 7½ Ngr.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Octav-Ausgabe. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 12 Ngr.

Sein und Erscheinung. Fortsetzung und Begründung der in „Ueber Idealismus und Realismus" aufgestellten Theorie des Wesens der Erscheinung. Vom Verfasser von „Idealismus und Realismus". Berlin, Wilhelmi. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall**.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1866.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2⅓ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Poetische Nippsachen. Von **Rudolf Gottschall.** — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von **August Henneberger.** Zweiter Artikel. — Gustav's vom See neuer Doppelroman. Von **Hermann von Bequignolles.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Briefe von Jakob Grimm.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Poetische Nippsachen.

Das lyrische miniature in Format und Inhalt ist in unserer Literatur noch immer genugsam vertreten. Doch wenn früher auf dem Nipptisch unserer Lyrik nur zierliche Porzellanfigürchen oder Blumensträußchen in Duodezdosen standen, so finden sich jetzt auch daneben komische Wurzelmännchen, allerlei Groteskfigürchen, ja bisweilen sogar recht kecke Nuditäten en miniature. Das Ballet der Blumengeisterchen wird dabei frischweg weiter getanzt; die fleurs animées sind auf den niedlichen chinesischen Tischen, in denen uns der poetische Thee servirt wird, noch immer, wie in frühern Zeiten, der beliebteste Schmuck.

Einen Fortschritt begrüßen wir nur darin, daß auch das niedliche Genre sich mehr dem Komischen zugewendet hat; denn gerade die komische Muse muß im ganzen für das Aschenbrödel der Neuzeit gelten. Den „Kladderadatsch" und die „Fiegenden Blätter" in Ehren; doch es erschöpft weder der politische Schlagwitz des ersten, noch die spießbürgerliche Jovialität der zweiten die berechtigten Gattungen der Komik, sowenig etwa das in seiner Art tüchtige bürgerliche Lustspiel von Benedix oder auch die französische Salonkomödie die theatralische Komik erschöpft. Deshalb sind uns alle Versuche willkommen, die Grenzen der komischen Poesie zu erweitern.

Eine im ganzen vernachlässigte Dichtgattung ist das kleine komische Epos, das im vorigen Jahrhundert in unserer vorclassischen Periode recht eifrig cultivirt wurde und nur in Vergessenheit gerieth, seit man nach den höhern Lorbern der Classicität zu streben anfing. Das Muster desselben, welchem Zachariä und andere deutsche Dichter nacheiferten, war mehr noch als Boileau's „Pult" Pope's „Lockenraub", eine der graziösesten Rococodichtungen mit allerliebsten mythologischen Geisterchen, welche gerade durch den Contrast mit dem Salonleben und der fashionabeln Gesellschaft, in welche diese anmuthig parodirende Göttermaschinerie der Rococowelt eingreift, die heiterste Wirkung ausüben. Die Prägnanz des Pope'schen Stils mit seinen epigrammatischen Schärfen übte außerdem einen unnachahmlichen Reiz aus. Auch in den Dichtungen von Zachariä läßt sich indeß eine komische Ader nicht verkennen.

Ein zweiter, namentlich für den Stil des komischen Epos gewichtvoller Einfluß machte sich von England aus im Laufe dieses Jahrhunderts geltend, nachdem Byron's „Don Juan" erschienen war. Hier herrschte, abgesehen von den ernstern Partien der Dichtung, denen lyrische Schönheit sowenig abzusprechen ist wie epische Darstellungsgabe, ein Ton der behaglichsten humoristischen Plauderei vor, der sich besonders darin gefiel, theils allen Gedankengängen bis in das äußerste Ende ihres Fadens nachzugehen, theils von dem Thema soviel wie nur irgend möglich abzuweichen, aus dem Hundertsten ins Tausendste überzuspringen, und der dabei dieser Geschwätzigkeit wol eine dem Anschein nach streng geschlossene metrische Kunstform gab, aber durch die salope Behandlung derselben, namentlich durch profane, bizarre, auf komische Wirkung berechnete Reime diese künstlerische Strenge wiederum parodirte. Es war dies eine Form, durch welche das gleichgültigste Thema pikant gemacht werden konnte; man konnte über ein Nichts sich in einer Reihe der witzigsten Strophen ergehen, und nach dieser Seite hin entsprach der Byron'sche gereimte Feuilletonstil der französischen Feuilletonprosa, wie sie der Vater des pariser Feuilletons, Jules Janin, zuerst in Schwang gebracht.

Die Einwirkung Pope's und Byron's läßt sich nun in den kleinen, vor uns liegenden Nipptischepen nicht verkennen:

1. Die Leiden der jungen Lina. Eine Satire aus unsern Tagen in fünf Gesängen. Von **Albert Roffhack.** Leipzig, Brockhaus. 1866. 16. 16 Ngr.
2. Das Lilienmärchen. Ein Gedicht von **Albert Roffhack.** Leipzig, Brockhaus. 1866. 16. 12 Ngr.

Beide Gedichte sind in ottave rime geschrieben, wie Byron's „Don Juan", doch die durchbrochene Behandlung

läßt die etwas monotone Melodie der italienischen Stanze nicht zur Geltung kommen und lockert spielerisch die üppige Reimfülle. Der Vers verdient alles Lob, sowol wo er den humoristischen Ton anschlägt, z. B. in der Beschreibung der schönen Lina:

Daß sie ein Engel ohne Flügel war,
Braucht kaum bemerkt zu werden. Ebenso
Begreiflich ist, daß reich gelockt ihr Haar
Und daß ihr Auge funkelt lichterloh.
Auch kann der Heldin Nase offenbar
Blos griechisch sein — versteht sich dies nur so
Wie's paßt deutschbürgerlichem Polizei-
Geschmack: nicht allzu grad' und aussichtsfrei —

als auch, wo eine ernstere poetische Haltung vorherrscht, wie z. B.:

O Wirklichkeit, du wirfst den kühlen Schatten
Auf unsrer Träume sonnenwarmes Bild.
Wie war so licht, was wir gesehen hatten,
Wie finster blickt uns an, was sich erfüllt!
Der heitre Himmel über grünen Matten
Verwandelt sich in nebliges Gefild;
Und nüchtern fröstelnd, mit verschlafnen Sinnen,
Weiß kaum der Träumer, was denn nun beginnen?

Was aber dieser „Satire" (Nr. 1) fehlt, ist der Reiz neckischer Erfindung, wie sie Pope's „Lockenraub" auszeichnet. Der Stoff ist doch allzu trivial und dürftig und würde kaum für die alltäglichste Novelle ausreichen. Ein Edelmann, welcher der Tochter eines Bourgeois den Hof macht und sie dann sitzen läßt, als der eigene Vater gegen diese nicht ebenbürtige Heirath protestirt; ein Ball, wo die Bekanntschaft gemacht; eine Spazierfahrt, wo sie bis zur Liebeserklärung fortgesetzt wird; einige episodische Figuren, der alte Nix und sein Sohn, die bürgerliche Mama, der im Stich gelassene Bräutigam Joseph, der pensionirte Major mit seinen immerhin ergötzlichen Fortschrittsvisionen — das ist denn doch ein zu spärliches Inventar für ein komisches Epos in fünf Gesängen. Ohne Frage ist die humoristische Behandlung die Hauptsache; doch muß auch der Stoff mindestens eine komische Pointe haben, die als solche wirkt, und nicht der Subjectivität des Autors überlassen bleiben, alle Kosten eines solchen komischen Epos zu tragen.

An satirischen Excursen fehlt es nun in der Dichtung nicht, die ja eine aus lauter Extrablättern zusammengefügte Mosaik ist. Einzelne dieser Excurse verrathen ein unverkennbares Talent für die Satire; bisweilen athmen sie sogar poetischen Schwung, wie der Excurs über das einige Deutschland bei Beginn des zweiten Gesangs. Eine behagliche Komik entfaltet sich in der Schilderung des dicken Grafen Kurt Wollsack; wir wünschten dies mehr volksthümlich Burleske, dies greiflich Realistische der komischen Schilderung in dem kleinen Epos noch mehr vertreten, indem das Ueberwiegen satirischer Reflexion zu sehr die auch in der Komik unentbehrliche Gestaltungskraft vermissen läßt. Als Probe der mehr allgemeinen satirischen Excurse theilen wir hier den Anfang des fünften Gesangs mit:

O goldne Zeit, da noch in Windeln lag
Die Menschheit! Laßt den Schreier uns verachten,
Der ohne Grund vielleicht behaupten mag,
Dies sei die unbequemste aller Trachten!
Wir wissen doch, wie froh dem ersten Tag
Des Lebens schuldlos wir aus Windeln lachten.
Und dies mag uns denn gegen alles Schrein
Ad hominem ein argumentum sein.

Kunst, Wissenschaft, Gewerbfleiß, der Erkenntniß
Unsel'ge Früchte haben uns verführt,
Und kaum besitzen noch wir das Verständniß
Der Einfachheit, die einst die Welt regiert.
Nun leben wir nach eigenem Bekenntniß
In Lagen, welche äußerst complicirt;
Und Fragen finden jetzt wir, kaum zu lösen,
Wo sonst der Zustand Antwort g'nug gewesen.

Da hieß es früher einfach: Herr und Knecht,
Und keiner wußte drüber was zu sagen,
Und beide fanden sich dabei nicht schlecht:
Der eine schaffte, was ihm aufgetragen,
Der andre gab, was ihm bedünkte recht.
Jetzt aber kennt man sociale Fragen,
Und mehr und mehr, je mehr man Fragen schwirrt,
Macht man die edle Einfalt selbst verwirrt.

Da wurde auch der Unterschied der Stände —
Wie Bauer, Bürger, Priester, Edelmann —
Als die von Gott gesetzten Scheidewände
Geachtet und gewahrt von jedermann:
Indessen jetzt des Bürgers rüst'ge Hände,
Des Bauers schwiel'ge Fäuste rütteln dran,
Und nun der Edeln hochbedrängte Schar
Sich flüchten muß bis hinter den Altar.

Hat nur drei Menschen heut' man zu regieren,
So ist's schon keine Sinecure mehr,
Da ganz bestimmt die dreie rebelliren,
Und, was wir wollen mögen, ungefähr
Das Gegentheil davon zu Ende führen.
Ach, unsern Frauen selber fällt es schwer,
Das weibliche Gesinde — Fortschrittsleute,
Fragt nur sie selbst! — in Zucht zu halten heute.

Wo sind der Macht und Größe Herrscherschritte,
Die einst zum Staub die halbe Menschheit beugten,
Da ragend aus der Knechteschwärme Mitte
Als freie Herren sich die Edeln zeigten,
Geschmückt im Glanze feiner Lebenssitte,
Umschimmert von des Kriegerruhmes Leuchten,
Da noch die Besten alles Beste schmückte,
Und sich an ihrer Pracht die Welt entzückte?

Jetzt aber rechnet jeder zu den Besten
Vor allem *sich*. Kein Platz wird im Gedränge
Dem Großen mehr. Und selbst bei ihren Festen
Lädt *sich* zu Gast und feiert *sich* die Menge.
So zehren wir denn heute von den Resten
Vergangner Herrlichkeit, und ziehn die Stränge
Desselben Wagens alle gleicherweise,
Bis wir dereinst derselben Würmer Speise.

Das „Lilienmärchen" (Nr. 2) gehört mehr der ly schen Arabeskenmalerei an, der Schule der fleurs animé Der Anfang freilich hat einen humoristisch neckischen A strich; später aber geht ein ernster Ton durch das G dicht hindurch, Märchenblumenpoesie in lyrisch volltön den Stanzen. Wir vermissen daher in dem Gedicht Einheit des Tons. Uns gefallen gerade die ersten St phen am besten; diese Blumenpoesie darf nicht zu er genommen werden, ihr muß immer der Schalk im Na sitzen. Die Strophen selbst verdienen indeß alles L wie wir überhaupt bei *Albert Roffhack* die Behe schung der Form durchweg anerkennen müssen. T

Inhalt des Märchens, die Entzauberung der Häßlichkeit durch Liebe, bietet auch in der Durchführung wenig des Neuen. Merkwürdigerweise hat ganz dasselbe Thema, nur in verschiedener Variation, gleichzeitig ein anderer Dichter behandelt:

3. Der Zottelprinz. Ein Märchen in fünf Gesängen von H. Waentig. Leipzig, Matthes. 1866. 16. 15 Ngr.

Auch hier glücklich behandelte ottave rime, auch hier behagliche Plaudereien, wie in Byron's „Don Juan", wie überhaupt eine auffallende Aehnlichkeit in dem angeschlagenen Grundton der Dichtung. Nur erscheint diese Variation reichhaltiger, es ist eine Parallele, ein Gegensatz in ihr, der die Handlung zugleich pikanter und bewegter macht. Der häßliche Zottelprinz liebt das schöne Sonnenröschen; der erste ist ein Ausbund von Klugheit, die letzte steht im Rufe der Dummheit. Die Liebe thut nun ein doppeltes Wunder: der Zottelprinz verwandelt sich in einen schönen Jüngling, und das Sonnenröschen wird ein leidlich gescheites Kind. Die Darstellung ist oft nicht ohne phantastischen Reiz; die Lord Byron'schen Don-Juan-Plaudereien unterbrechen oft den Fortgang der Erzählung. So wendet sich der Dichter z. B. an die Kritiker und Recensenten:

Für guten Rath bin ich von Herzen dankbar.
Doch sagt man mir: „Du möchtest noch studiren
Den Kalidasa, der uns ziemlich gangbar;
Du könntest da so manches profitiren,
Denn allerdings, dein voriger Gesang war
Ganz voll von Schnitzern, welche dich blamiren.
Sprachst du vom Teufel nicht, der, wie bekannt,
In Indien Mahadewa wird genannt?

Auch mußt du dich eingehender beschäft'gen
Mit hindostan'scher Thier- und Pflanzenkunde.
Das würde deine Schilderungen kräft'gen,
Die leider noch sehr mager sind im Grunde.
Aus solchen Dingen braut man heut' ein Säftchen,
Das selbst verwöhnten Lesern steht zum Munde."
So denk' ich, um euch Märchen zu erzählen,
Will ich mich nicht mit langen Studien quälen.

Doch hab' ich nicht ab ovo angefangen,
Was uns Horaz so streng hat untersagt?
Wie Tristram Shandy ist es mir gegangen,
Der, eh' ihm noch der erste Morgen tagt,
Den Leser schon mit der neunmondenlangen
Urvorgeschichte seines Lebens plagt.
Und mochte das beim Biographen gelten,
So werdet ihr den Dichter doppelt schelten.

„Der Zottelprinz" ist ein ganz artiges Märchen. Daß der Held entzaubert wird, ist um Sonnenröschens willen nicht erfreulich. Die Samarkander wären indeß gewiß auch mit dem häßlichen Zottelprinzen als dereinstigem „Zottelkönig" zufrieden gewesen; denn einem Regenten schaden die Zotteln nichts, wenn er nur außerdem die nöthige Klugheit besitzt.

Ein Dichter, welcher zuerst in Deutschland sowol den Ton des Byron'schen „Don Juan" nachgeahmt, als auch die Blumenpoesie in ihrer sinnbildlichen Bedeutung gepflegt hat, ist der Uebersetzer Byron's, Adolf Böttger, von dessen gesammelten Werken jetzt der dritte Band vorliegt:

4. Gesammelte Werke von Adolf Böttger. Dritter Band: Epische Gedichte. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.

Dieser Band enthält außer der exotisch-farbenreichen Dichtung „Habana" das Fragment eines modernen komischen Epos „Till Eulenspiegel" und das Frühlingsmärchen „Hyazint und Lilialide", zwei Dichtungen, welche als die Vorbilder der ebenerwähnten kleinen Epen betrachtet werden können. Es bleibt zu bedauern, daß Böttger den Anlauf, den er im „Till Eulenspiegel" genommen hat, nicht weiter verfolgte — ein derartiges komisches Epos würde in der That eine Lücke in unserer schönen Literatur ausfüllen. Eulenspiegel schließt sich eng an das Muster des Byron'schen „Don Juan" an. In beiden Dichtungen ist der Held eine volksthümliche Gestalt, welche aber von den Dichtern nur in ihrer typischen Bedeutung, ohne Anlehnung an die einzelnen, durch die Volkssage überlieferten Abenteuer, erfaßt und überdies in anachronistischer Weise modernisirt ist; in beiden Dichtungen spielt die Zeitsatire ebenso in der dichterischen Erfindung die Hauptrolle, wie in den freiern Excursen, welche dem Humor des Poeten den schrankenlosesten Spielraum gestatten. Die Stanzen Böttger's sind überdies den Byron'schen auf das genaueste nachgebildet, dieselben humoristischen Enjambements und barocken Reime, welche mit Vorliebe Fremdwörter, Eigennamen u. dgl. auswählen und so bunt sind wie der Kopfputz einer Rothhaut. Die Gestalt des Helden selbst will uns indeß etwas zu frei ins Moderne übersetzt erscheinen. Eulenspiegel ist zunächst kein fashionabler Held; er ist culturgeschichtlich ein Repräsentant der bäurischen Volksschichten; es steckt in ihm etwas von dem Humor der unterdrückten Volksklassen, welcher in diesem Schabernackspielen sich Luft machte, welcher sich freute, seinen Drängern ein Bein stellen zu können. Ein Eulenspiegel in Frack und Glacéhandschuhen wird von Haus aus zu einer abgeblaßten Gestalt. Dann aber bestand das Wesen des Schalksnarrenwitzes meistens in der wörtlichen Auffassung des Gesagten. Auch hierin lag ein vorwiegend volksthümliches Element, die Sprache hatte sich verfeinert, fortgebildet, die ursprüngliche Bedeutung der Worte ging mehr und mehr in abstracter Verallgemeinerung verloren. Indem der Volksnarr diese ursprüngliche Bedeutung wieder hervorkehrte, führte er gleichsam den Genius der Sprache ad absurdum.

Die meisten Eulenspiegeleien sind solche in thatsächliche Schwänke übersetzte Wortwitze. Ob Böttger bei der Vollendung des Gedichts auch diese Seite des Eulenspiegel zur Geltung gebracht haben würde, wissen wir nicht; doch paßte sie nicht zu dem ins Fashionable übersetzten „Till". So viel aus dem vollendeten Theil des Gedichts hervorgeht, wollte Böttger in seinem Helden einen Schalksnarren darstellen, der die Schwächen und Thorheiten der Menschen und zwar insbesondere der modernen Gesellschaft durch lustige Streiche verspottet. Eigentlich entspricht nur ein einziger Schwank in dem Fragment dieser

Absicht — die lustige Geschichte, wie Eulenspiegel die adamitischen Frömmler prellt, indem er ihnen die Kleider fortnimmt, während er gleichzeitig ein hübsches Kind, dessen Vormund zu den Muckern gehört, entführen hilft. Die ganze übrige Satire der Dichtung ist in den Arabesken der Reflexion zu suchen, welche das Thatsächliche mit breitem Ueberschwang überwuchern. Sie ist sehr reichhaltig, gegen die verschiedensten Ausschreitungen des modernen Geistes gerichtet: Frauenemancipation, Musik, Literatur, Kritik, Buchhandel, Pietismus werden gegeiselt. Die Anknüpfung der Excurse ist oft so locker wie möglich — die emancipirte Heldin raucht Cigarren; infolge dessen erhalten wir seitenlange humoristische Extrablätter über das Cigarrenrauchen. Von der Liebe, der Göttin mit den Fiebergluten, springt der Dichter zur Eifersucht über, von dieser zur Pruderie und ihrem „vertrackten Feigenblatt", von dieser zur Schnürbrust, von dieser gar zur Syphilis, vor welcher der Humorist um so weniger Scheu zu haben braucht, als sie ja in einem sehr ernsthaften Lehrgedicht besungen worden ist. Ohne Frage gehören diese Gedankensprünge zum alten Rechte des Humors; doch sollte die Byron'sche Manier, gerade weil sie so bequem ist, von unsern Dichtern mit größerer Beschränkung benutzt werden, sie sollten mehr den Hauptaccent auf die komische Gestaltung und Schilderung legen. Freilich macht schon Jean Paul die richtige Bemerkung, daß die lyrischen Geister, wenn sie sich der Komik zuwenden, in der Regel satirisch werden, eine Behauptung, für die er Schiller und Klopstock als Beweise anführt, während wir in Lord Byron selbst wol den schlagendsten Beleg für dieselbe finden.

Die Böttger'schen Stanzen bleiben dem leichtgeschwätzigen Grundton durchweg treu und sind in ihrer Art trefflich gebaut und fließend. Die ottave rime als Strophenform des komischen Gedichts befördern indeß das plauderhaft Abschweifende durch den dreifachen Reim, der oft gleichsam aus der Bahn bricht und zu andern Gedankengängen hinüberführt. Als Probe für die Böttger'sche Versbehandlung theilen wir die folgenden Enthüllungen aus der Lebensgeschichte des „Zobelgeistes" mit, die uns außerdem am meisten von jener mehr objectiven Komik zu enthalten scheint, die wir der epischen Dichtung in höherm Maße wünschten:

Vorerst doch, Bester, muß ich dir verkünden,
Was ich an Haut und Haaren mußt' erleiden,
Als selbst ich quitt war dieser Erdensünden.
Man schoß mich sammt Gemahlin und den beiden
Geliebten Kindern in des Thales Gründen,
Wußt, anatomisch Fleisch von Haut zu scheiden,
Ließ unbeachtet ganz des Auges Schmelz
Und wusch nur höchst barbarisch uns den Pelz.

Doch dann vereinigt' uns das Schicksal wieder,
Treu gingen wir als Wildschur Hand in Hand,
So unzertrennliche Familienglieder,
Daß oft Verwechslung unsers Selbst entstand;
Uns kauft' ein Graf, der redlich war und bieder,
Doch kein Gefühl für unsern Werth empfand,
Wir wurden ihm bald lästig — und am Ende
Geriethen wir in eines Stutzers Hände,

Der wandelte die Schur in wenig Wochen
In einen pelzverbrämten Schnurenrock,
Mit dem wir Kneipen und Salons durchkrochen
Vom ersten bis ins allerletzte Stock;
Erst halfen wir die Welt ihm unterjochen,
Dann dienten wir ihm noch als Sündenbock,
Daß er, als ihn das Heer der Schuldner hetzte,
Erbarmungslos aufs Leihhaus uns versetzte.

Dort hingen schmollend wir in finstrer Kammer
Mit einer Anzahl gleicher Leidgenossen,
Bis uns erlöst' des Auctionators Hammer
Und Freundschaft wir mit einem Bürger schlossen,
Da schrumpft' ich denn — o großer Zobeljammer! —
Zu einem Klumpen ein sammt meinen Sprossen:
Ich wurde Muff — und vor der Wuth des Windes
Schirmt' ich die Händchen eines zarten Kindes.

Doch kaum, daß wir noch übermüthig jodeln,
Hat unvermerkt sich Schnee ins Haar gemengt!
Ein Trödler läßt uns plump zur Mütze modeln,
Die trägt ein Bauer — ach! und der versengt
Als roher Geist uns beim Kartoffelbrodeln —
So war nun das Familienglück gesprengt;
Die Kinder gingen ein zur ew'gen Ruhe;
Ich und mein Weib nur wurden — Pelzhandschuhe.

Der linke ging in kurzer Zeit verloren
Ich blieb allein, des rechten Ichs Besitzer,
Und ward zu jenem edeln Ding erkoren,
Das aus der Feder wischt manch sünd'gen Schnitzer;
Ich ward was ehrliches herumgeschoren
Von einem altpedant'schen Stubenschwitzer,
Da ließ ich endlich Haare — drauf sein Mädel
Mich aus dem Fenster warf auf deinen Schädel.

Die Polemik, mit welcher Eulenspiegel sich am Schluß gegen das Junge Deutschland wendet, welches damals, als das Gedicht zuerst erschien, gerade die deutsche Schaubühne mit erfolgreichen Dramen bereichert hatte, will uns nicht behagen; sie hätte im Hinblick auf den nachhaltigen Erfolg einzelner dieser Stücke wol wesentlich modificirt werden müssen.

Das Frühlingsmärchen: „Hyazint und Lilialide", welches hier als eine Einschachtelung des „Till Eulenspiegel" und als von diesem verfaßt erscheint, haben wir stets für Adolf Böttger's beste Dichtung gehalten. Es ist allerdings Nipptischpoesie der Blumengeisterchen; aber die Bedeutung des Inhalts greift über die Einkleidung en miniature hinüber. Die Tendenz des Gedichts, das mit dem Revolutionsjahre 1848 ein Datum zeigt, ist freilich eine antirevolutionäre; der Dichter persiflirt die rothe Republik und die Forderungen des Communismus; er schildert den Wirrwarr der elementarischen Gewalten, die Stürme der Anarchie in schwunghaft malender Darstellung; doch das Reich Oberon's ist ein Reich der Harmonie und Liebe:

Und es wandte wundertönig
Oberon sein Wort an sie:
„Euer Schöpfer, euer König
Will des Reiches Harmonie.

„Stürzte trauriger Wahn euch nieder
In des Tods Vergessenheit,
Hebt versöhnend Liebe wieder
Jetzt euch zur Unsterblichkeit.

„Wirkt in euern Elementen,
Eure Macht sei unverkürzt;
O daß alle doch erkännten,
Wie der Haß die Freiheit stürzt!

„Der als Höchster auserlesen,
Sei von seinem Volk ein Stück;
Nicht der Name, nur das Wesen
Gründet eines Reiches Glück.

„Klug durch die Erfahrung räche
Sich die blinde Leidenschaft:
In der Zwietracht liegt die Schwäche,
In der Liebe liegt die Kraft!"

Doch Oberon erklärt sich ebenso gegen die Gewaltherrschaft auf Erden:

Wenn drunten von gebrochnen Eiden
Die Erde wie von Schlangen starrt,
Wenn Freiheit muß in Ketten leiden,
Sie trostlos auf Erlösung harrt — —
Wenn Fürst und Volk sich wechselweise
Bekämpft in angestammtem Haß,
Freiheit und Joch in stetem Kreise
Abwechseln sonder Unterlaß:
So ist dies nur der Staubgebornen
Uraltes schwerverhängtes Los,
Und die Verdammten wie Erkornen
Macht nur der Tod erst fessellos.
Jahrhundert rollt sich zu Jahrhundert
In ewig gleicher Ebb' und Flut:
Verflucht wird, was man einst bewundert,
Gesegnet, was vermodert ruht.

In der Schilderung der elementarischen Mächte ist ein Goethe'scher Hauch nicht zu verkennen, wie auch z. B. der Anfang der Anrede Oberon's an die Geister durchaus an Goethe's Dichtweise, namentlich an den Stil des „Faust" anklingt:

Gemach, gemach!
Nicht wißt ihr, was ihr thut,
Verblendete, bethörte Geister,
In eurer ungestümen Wuth
Stürzt ihr euch selbst in euerm Meister.
Ohnmächt'ge, die mein Schöpferruf
Aus Liebe schuf,
Und denen ich zum Wollustathmen nur
Des Weltenkörpers grenzenlose Bahn,
Den unermeßnen Ocean,
Endlose Luft, der Erde heitre Flur,
Die allbelebt belebende Natur
Aus selbstverleugnend inn'ger Liebe gab.

Eine heitere Episode der Dichtung bildet der Fürst von Berberitz, der von den wilden Gnomen später hingerichtet wird, nachdem sie ihn zum Kaiser erwählt haben. Die Kaiserrede des Fürsten lautet wie folgt:

Ich bin der Fürst von Berberitz
Aus altem Stand und Adel,
Mein Urahn war der große Nix,
War ohne Furcht und Tadel.

Wenn jemals ich das Wort ergriff.
War's nur um euertwillen,
Doch jetzt thu' ich den kühnsten Griff,
Der Wünsche Durst zu stillen.

Ich stamm' aus adlichem Geschlecht
Umglänzt von Heldenglorie,
Hab' funfzig Ahnen, schlecht und recht,
Wie's steht in der Historie.

Daß ich ein Nix, bezweifelt kaum
Das thörichste Gesindel,
Der Wassergeister feuchter Saum
War schon in meiner Windel.

Es reicht tief in die Barbarei
Der Stamm der Barbarratzen,
Im Wappen glänzen stolz und frei
Sechs Schnäbel und zwölf Tatzen.

Aus ratz ward ritz so mit der Zeit
Und aus Barbar ward Berber,
Auch setzt' ein Ahn voll Würdigkeit
Aufs Wappen einen Sperber.

Ob Barbarratz, ob Berberritz,
Gleichviel, was thun hier Namen?
Haha! Ihr seht, ich erbte Witz
Aus meiner Väter Samen.

Drum schlag' ich — leiht mir euer Ohr,
O hört der Liebe Ton nur!
Mich nicht etwa zum König vor,
Es wäre Reaction nur.

Nein, nein, zum Kaiser wählet mich
Und gebt mir eine Krone,
Mein Bild dafür im feinsten Stich
Versprech' ich euch zum Lohne.

Böttger's „Frühlingsmärchen" hat bei weitem nicht den Erfolg gehabt, wie „Waldmeisters Brautfahrt" von Otto Roquette, dem es an Werth doch mindestens gleichsteht. Habent sua fata libelli! Vielleicht holt es in dieser Gesammtausgabe den Vorsprung ein, den der allerdings noch leichter geschürzte Genosse vor ihm voraushat.

Auch eine Nachbildung des „Froschmäusekrieg" in Miniaturformat liegt auf unserm Büchertisch:

5. Chelidonostruthiomachia oder Schwalben- und Spatzenkrieg. Epos in zwölf Gesängen von H. A. P. Malchin, Wendt. 1865. Gr. 16. 10 Ngr.

Dies komische Epos ist dem jungen Grafen Friedrich Franz Grafen von Hahn-Basedow als erste Leseübung gewidmet. Das Gedicht ist prosaisch nüchtern und es läßt sich wenig zu seinem Lobe sagen. Hans der Knecht hilft mit seinem Harkenstiel den von den Spatzen bedrängten Schwalben, und mit Bezug darauf lautet der beste Vers des Gedichts, der letzte:

Wem Gott den Harkenstiel beschieden,
Der brauch' ihn auch wie Hans der Knecht,
Den frommen Schwälbchen nur zum Frieden
Und einzig für das gute Recht.

Leider wird der Harkenstiel meistens in entgegengesetzter Weise gebraucht!

Noch findet sich auf unserm poetischen Nipptisch eine kleine Nudität, halb zugeklebt wie „Der persönliche Schutz":

6. Die Brautnacht. Ein Gedicht in sieben Himmeln. Berlin, Lassar. 1865. 8. 15 Ngr.

Diese „sieben Himmel" haben sehr romantisch klingende Titel: „Hochzeitsfest", „Im Brautgemach", „Phantasien", „Das Spiegelbild", „Süßes Geständniß", „Ein Liebestraum", „Erfüllung"; es sind im Grunde aber nur poetische Cabinetsstücke für Liebhaber, lyrisch-epische Stereoskopen, ein Aphrodisiacum in üppigen Versen, denen

man einen gewissen Fluß und wollüstigen Schwung nachrühmen muß. Ueberhaupt zeigt der Autor ein gewisses Raffinement, nicht blos in der Wahl des Stoffs, indem er einen dem Anschein nach so loyalen Stoff zu sehr frivolen Schilderungen benutzt, als auch in den optischen Arrangements, in den Spiegel- und Traumbildern, durch welche er den Reiz der Situationen zu verdoppeln weiß. Das große Publikum müssen wir indeß vor dieser elegant ausgestatteten Nudität warnen, und die Kritik wäscht, nachdem sie dies gethan, ihre Hände in Unschuld.

Rudolf Gottschall.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Zweiter Artikel.*)

1. Pietra. Tragödie in fünf Aufzügen von S. H. Mosenthal. Leipzig, Weber. 1865. 16. 24 Ngr.

Pietra spielt in den Parteikämpfen der Welfen und Ghibellinen in Italien und zwar in der grausamsten Periode dieser Kämpfe, zur Zeit Ezzelin's. Es finden sich die Herzen Manfred's, des Sohnes von Ezzelin, und Pietra's, der Tochter eines Welfenhauses, dessen vier Söhne Ezzelin getödtet: Manfred nämlich, verwundet auf dem Schlachtfeld, wird von Pietra's Amme aus weiblichem Mitleiden in das Welfenschloß gerettet und Pietra bahnt ihm den Ausgang durch Uebergabe des Schlüssels zu einem geheimen Gang. Mit Mühe gelangt er zu den Seinigen, geführt von der kindlichen Hoffnung, Frieden stiften und dann den glücklichen Liebesbund schließen zu können. Er wird von seinen Parteigenossen gehöhnt und der Schlüssel ihm entrissen, mit dessen Hülfe sie das uneinnehmbare Felsenschloß zu erstürmen gedenken. Die Nachricht von dem bevorstehenden Ueberfall durch den geheimen Gang bringt in das Schloß: Pietra glaubt darin den Verrath des Geliebten erkennen zu müssen und in der durch diesen Gedanken zum halben Wahnsinn Getriebenen erwacht die Rachewuth ihres Hauses, welche das sanfte Gefühl der Liebe eingeschläfert hatte. Sie hetzt einen Vetter, der sie liebt und so zu verdienen hofft, gegen Manfred bei dem beginnenden Kampf. Manfred, von demselben zum Tode verwundet, sinkt zu Pietra's Füßen, erklärt seine Unschuld und stirbt; Pietra gibt sich auf seiner Leiche den Tod. Der geschichtliche Rahmen und der Grundgedanke streift dicht an „Romeo und Julie", aber die Lieblichkeit und der Schmelz der Shakspeare'schen Tragödie, obgleich auch unserm Stück in den Reden der Liebenden nicht fehlend, tritt doch in „Pietra" zurück vor dem Schrecken und Graus, vor der Wildheit der Gesinnung und That, die uns entgegenstarrt und in die wir uns erst künstlich hineinversetzen müssen. Auch im einzelnen ließe sich manches erinnern. Wenn der Vater Pietra's, seine alten Seelenwunden selbst wieder aufreißend, aus der Tochter den ihm längst bekannten Tod seiner Söhne mit allen grausigen Einzelheiten gleichsam wieder herauskatechisirt, was noch dazu, wie es scheint, wir uns als tägliche Gewohnheit denken sollen, so streift das an Unnatur und verfehlt in seiner raffinirten Künstlichkeit des Eindrucks. Aber abgesehen von diesen Bedenken muß auch bei diesem Stück Mosenthal's anerkannt werden, daß dieser Dramatiker zu unsern besten Kräften gehört: da sind nicht nur schöne Verse, eine edle gehobene Sprache, sondern es zeigt sich auch wieder eine große Gewandtheit in der Handhabung der dramatischen Technik. Vortrefflich ist gleich, daß der Dichter seinem Drama den großen geschichtlichen Hintergrund gegeben, und ebenso lobenswerth die Sorgfalt, mit der er das Vergessen des Parteistandpunkts von seiten Manfred's motivirt, indem er wiederholt betont, daß ihn nicht Haß und Blutgier des Parteigängers, sondern die Thatenlust der Jugend, der Drang des Helden in den Kampf getrieben. Die Wirkung des Stücks hat sich auf der Bühne bewährt. Für diejenigen unserer Leser, die etwa noch keine Aufführung desselben gesehen, stehe hier als Probe der Auffassung und Darstellung die Einleitungsscene:

Erster Auftritt.

Tiso von Campetri (ein Greis mit lang herabwallendem weißen Bart und tief überschatteten brennenden Augen, tritt durch die Thür links, im Hintergrund, gefolgt von) Gorello, dem Castellan.

Tiso.

Die Arbeit ist gethan, nun laß uns feiern
Und reich' mir einen Trunk. Ihr morschen Arme,
So matt schon vom Verscharren der Gefall'nen,
So machtlos die Lebendigen zu fällen!
(In den Sessel sinkend.)
O Ezzelin, du Teufelssohn, du Teufel!
Was machtest du aus mir!
(Gorello bringt den Becher.)
Ha, Rebenblut!
Wärst du sein Herzblut, das ich schlürfen könnte,
Zum Jüngling wandeln würdest du den Greis,
Und diese schlaffen Sehnen würden straff,
Wie welkes Gras nach frischem Frühlingsregen!
(Trinkt und gibt den Becher zurück.)
Wo ist mein Kind?

Gorello.

Im Schloßhof bei den Leichen
Der Freunde, die wir von der Walstatt trugen,
Sie hat mit grünen Myrten sie gekränzt,
Eh' man sie heimträgt in die Gruft der Väter.

Tiso (in Schmerz versinkend).

Wer kränzte meine Söhne! Unbestattet,
Der Geier Beute bleichte ihr Gebein!
Ruf' Pietra!

Gorello (durchs Fenster blickend).

Sie und Nora, die Gewandte,
Verbinden die Verwundeten. Dein Neffe —

Tiso.

Mein Neffe lebt?

Gorello.

Betäubt mehr als verwundet
Von Keulenschlägen oder vom Erstaunen,
Daß er besiegt die Söhne Ezzelin's!

Tiso.

Und jene beiden, deren Puls noch bebte,
Die auf der Brust den guelf'schen Löwen trugen?

Gorello.

Es sind die beiden Brüder Caponegro,
Befreundete, die deine Tochter pflegt.

*) Der erste Artikel findet sich in Nr. 25 u. 26 d. Bl. f. 1865. D. Red.

Hier ist nicht Raum noch Zeit, sie lang zu warten.
Die Mäuler hieß ich an die Sänfte schirren,
Sie heimzuführen auf ihr nahes Schloß.

Tiso.

Und all' die andern?

Gorello.

Spült die Brenta fort!

Tiso.

Ihr stießet sie —

Gorello.

Die Ghibellinenleichen!

Tiso.

Wie viel?

Gorello.

An hundert deckten das Gestad'.

Tiso.

Todt alle?

Gorello.

Alle. (Finster.) Jetzt zum wenigsten!
Die Brenta bäumt sich von Gewitterregen
Und rollt sie fort wie Kies. Das war ein Kollern,
Wie wenn Lavinen von den Alpen stürzen;
Was nur im Schild den goldnen Adler trug,
Die Lilien und den Strauß, das flog hinab,
Und wo wir zweifelten, vertilgten wir.
Gott wird sie sichten und die Seinen kennen!

Tiso.

Das wird er! In der Hölle tiefsten Pfuhl,
Was je dem Dämon Ezzelin gedient!

Gorello (flammend).

Wie wir am Felsenstrand der Brenta standen
Und unbarmherzig in den finstern Abgrund
Die Feinde stießen, deren bleicher Mund
Noch röchelnd „Gnade" stammelte, da war mir's,
Als wär's der Jüngste Tag, da Cherubim
Mit Flammenschwertern die zur Hölle schleudern,
Die Gott verworfen, die der Papst verflucht
Und die im Bund mit Ketzern, Sarazenen,
Den Herrn verleugnten und dem Moloch opfern,
Dem Fürsten der Verdammniß, Ezzelin!

Tiso.

Wahr sprichst du, wahr! Ihn hat die Mutter einst,
Hat Adelheid, die Zauberkundige,
Von Lucifer, dem Höllengeist, empfangen,
Auf ihrem Sterbebett hat sie's bekannt!
(Mit erhobenen Armen.)
Sanct-Michael! Wann zückest du dein Schwert,
Um deinen Feind und meinen zu vernichten!

Gorello (feurig).

Bald! Bald erscheint der Tag. Die heut'ge Schlacht
Gab ihm den ersten Biß in seine Ferse.
Seit jenem Unglückstag von Cortenuovo,
Der uns dem zweiten Friedrich unterwarf,
Wuchs Ezzelin, sein Helfer und sein Knecht,
An Macht und Ansehn, wie die gift'ge Mistel,
Die wuchernd ihren Mutterstamm erstickt.
Das edle Blut der Guelfen düngt den Staub,
Der aus den Trümmern ihrer Schlösser weht,
Und bis nach Monza zu der eh'rnen Krone
Streckt lüstern Ezzelin die Räuberhand.
Doch heut' ist Friedrich todt! Der Städtebund
Lombardiens waffnet sich zum zweiten male,
Zum Kreuzzug ruft der Stellvertreter Christi,
Den Bannstrahl schleudernd gegen Ezzelin,
Der Löwe von St.-Mark steht auf, Vicenza,
Die ganze Mark, das edle Este rüstet,
Indeß auf seinem Felsenschloß Bassano,
Am Fuß verletzt, der alte Wüthrich knirscht,
Und seine Streiter, heut' zum ersten mal
Den unsern handgemein, vernichtet fallen.
Manfred, sein Bastardsohn, treibt todt im Strom,
Und Alberich, sein Neffe, floh verwundet;
Der erste Hieb der Axt traf in das Mark!
Wir werden Lust an unsern Feinden schauen!

Tiso
(der während dieser Rede sich allmählich erhob, mit weit ausgestreckten Armen).

Herr! Laß mich leben! Rief ich oft dich an:
Gib mir den Tod! Jetzt ruf' ich: Laß mich leben,
Daß ich an Ezzelin Vergeltung schaue!
Vergeltung! Hat er vier geliebte Söhne,
Wie meine, die er mir gemordet hat?
Kann ich ihn vierfach foltern? Vierfach ihm
Ein blühend Jünglingshaupt vom Rumpfe trennen?
Und doch Vergeltung! Fiel sein Bastardsohn?
Wer ihn erschlug, dem küss' ich Füß' und Hände!
Sein Neffe fiel? Er hat der Neffen drei,
Es ist sein Blut und kann das meine sühnen!
Herr! Laß mich leben! Wenn es Leben heißt,
Gebrochen, öd', verwittert dazustehn,
Ein Grabstein, der der Söhne Namen trägt
Und dem die schlanke, düstere Cypresse
An seiner Seite Trauerlieder rauscht.
Wenn ich noch athme, wenn mein Todfeind auch
Entlaubt, gefällt, zersplittert niedersinkt,
Ein Nichts wie ich: Herrgott, dann will ich dich
Nicht nur gerecht, nein auch barmherzig heißen!
(Pause.)
Es dunkelt. (In sich verloren.) Pietra! sprich den Abendgruß
Vom Märtyrthum der Kinder, dann zur Ruh'!
Wo ist sie? Pietra!

Gorello.

Herr, dort naht sie schon.

2. Edda. Drama in vier Aufzügen von Joseph Weilen. Wien, Hartleben. 1865. 8. 20 Ngr.

Das Drama Weilen's hat viel Aufsehen gemacht, sogar schon vor seinem Erscheinen auf den Bretern, und dann auf einer Reihe von Bühnen Erfolge errungen. Ich habe dasselbe nicht darstellen sehen, und jetzt, wo ich es lese, um es zu besprechen, habe ich vielleicht schon zu viel davon gehört und sind meine Erwartungen allzu hoch gespannt worden. Ich finde die Geschichte allzu romanhaft. Die Friesin Ersabe ist einst von einem schwäbischen Edelmann, den sie aus dem Schiffbruch gerettet, verführt und verlassen und ihr Kind ihr auf Veranlassung der Großältern („sie glaubten wol, es wäre ein Knabe, ein Erbe ihres Namens") geraubt worden. Dieses Kind, von den freiherrlichen Großältern erzogen, hat dem Freischarenführer Carpezan sich vermählt, und so kommt Magdalene (Edda), die Tochter Ersabe's, wieder nach Ostfriesland, welches ihr Gemahl occupirt hat. Sie wird von ihrer Mutter erkannt, fühlt in sich das alte Friesenblut wallen und stellt sich an die Spitze ihrer Landsleute, um das Land von der Bedrückung Carpezan's zu befreien. Es gelingt, aber Carpezan fällt, und in dieser letzten Stunde finden sich die Herzen der geistig getrennten Gatten wieder. Das alles ist wol möglich, aber doch sehr abenteuerlich, selbst

für die Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. Dazu ist die ganze Darstellung etwas weitläufig, die Sprache großentheils sehr modern gehalten. Dagegen ist anzuerkennen, daß der Verfasser in mehrern seiner Gestalten Talent zur Charakteristik zeigt und auch die Mittel für das dramatisch Wirksame zu handhaben weiß. Der erste Act z. B. ist von einer Sicherheit und Gedrungenheit dramatischer Steigerung, vor der man alle Achtung haben muß. Im ganzen muß man Laube dankbar sein, daß er einem Talent wie Weilen die Wege geebnet, und darf hoffen, daß derselbe auf seiner dramatischen Laufbahn noch manche schöne Ehrenpreise sich erringen werde. Zur Probe eine kurze Stelle aus der sechsten Scene des vierten Actes, in welcher Magdalene, nachdem sie sich an die Spitze der Friesen gestellt und den Sieg erfochten, zuerst wieder mit ihrem Gemahl zusammentrifft und sich mit ihm ausspricht:

Carpezan
(tritt, nachdem er das Thor sorgfältig geschlossen, rasch vor).

Endlich allein! Sprich schnell! Vor Räthseln steh' ich schaudernd, die, wenn sie nicht bald gelöst sind, mir den Verstand verwirren. Du — bei meinen Feinden? Du hier — als eine Botin der Friesen? Es ist undenkbar.

Magdalene (ihn fest anblickend).

Du hast dies Volk verachtet! Feiglinge waren sie in deinen Augen! Da versiegte ihre Langmuth und zerbrach ihre Geduld. Deine Soldaten sind versprengt und erschlagen — mit jedem Worte, das ich rede, strömt das Meer weiter über das Land dahin — nur die Leichen deiner Erschlagenen wird die Flut dir zutragen, abgeschnitten bist du von jeder Hülfe von außen! Um dich herum aber, in immer mehr sich verengender Umkreisung, halten freiheitbegeisterte Helden, bereit den letzten Entscheidungskampf an dieser Stelle, dieser letzten Insel, die aus der Flut hervorragt, männlich mit dir auszukämpfen! Nun frage ich dich: Sind sie Feiglinge? Verachtest du mir noch dieses Volk?

Carpezan (nach einer Pause).

Ich sehe dich an — du bist es nicht! Ich höre dich — höre und glaube doch nicht, daß du gesprochen, was ich höre! — Gezwungen haben sie dich, dir mit dem Tode gedroht, wenn du nicht diese Sprache gegen mich führst!

Magdalene.

Ich bin das Weib nicht, das Drohung schreckt. Die Friedensbedingungen eines siegreichen und im Siegesrausche selbst noch edeln Volks erbat ich mir dir bringen zu dürfen und künde sie dir jetzt: Willst du das Land mit dem Reste deines Heers gutwillig räumen? Eine halbe Stunde hast du Frist!

Carpezan (schmerzlich wild).

Das Entsetzliche ist also wirklich? Der Verrath, den ich dem letzten Soldknecht meines Heers zuzutrauen mich geschämt haben würde, er ist begangen, und mein Weib hat ihn begangen, mein Weib hat jedes Band zwischen uns zerrissen, mit Schmach bedeckt ihren Stamm, verunehrt ihren Namen, beschimpft ihren adelichen Schild!

Magdalene (wehmüthig).

Ja, die Freifrau von Wildau war dir alles, ihren Namen hast du gefreit, für ihren Adel zogst du in den Kampf, ihrem stolzen Stamm zu Ehren hausest du wie ein Tyrann in diesem Lande! O Thor! Einem Schattenbilde, einem Schemen zu Liebe brachtest du diese Molochsopfer! Mein Name, Adel, Wappen — alles Trug und Lüge! Diesen ganzen Flitterkram, der mich dir begehrenswerth gemacht, riß der Sturmwind fort! Das Weib, um das du gefreit, lebt nicht mehr!

Carpezan.

Ich verstehe dich nicht!

Magdalene (ihm näher tretend).

Unter diesem widerrechtlich bedrückten Volke ist ein Weib, vielleicht die Unglücklichste des ganzen Volks! Sie hatte geliebt und wurde verrathen, sie hatte ein Kind, man hat es ihr gestohlen, die ihr am nächsten standen, träufelten statt milden Trostes nur scharfen Spott in ihre Wunden. Und dieses Weib, einen unerschöpflichen Schatz heiligster Mutterliebe im Herzen, rief mir zu: Komm an mein Herz, ich bin deine Mutter!

Carpezan.

Täuschest du mich, oder bist du selbst betrogen?

Magdalene.

Betrogen? So glaubte ich anfangs auch, so zwang ich mich zu glauben! Von mir weisen wollte ich, was sich mir, ersehnt seit frühester Jugend und doch nie erreichbar, so wunderbar bot: die Liebe einer Mutter, den Segen einer Heimat. Ich beschwor dich, mich in deinen Arm zu nehmen und mit mir dieses Land zu verlassen. Verächtlich wiesest du mich von dir, du selbst zwangst mich zu bleiben, du warst das Werkzeug der Vorsehung, welche wollte, daß ich mich selbst hier finden und mein verlorenes, armseliges Leben adeln soll! Als ich nach Upstalbom kam, auf den Schauplatz meiner Kinderspiele, sprang aus dem verschütteten Borne meiner Jugenderinnerungen ein langversiegter Quell, erfrischend, neu belebend hervor! Als ich von Sehnsucht ergriffen, zu den Füßen meiner Mutter kniete, schmolz die harte Kruste, die mein Herz umschlossen, und einen Lavastrom der Liebe fühlte ich in mir glühen. Als ich mein Volk vor mir sah, mir theuer von dem Augenblicke schon, da ich, die Fremde, dieses Land betrat, jetzt aber mir verbunden durch Blutsverwandtschaft und Unglück, da — riß es mich in die Mitte dieses schlichten, starken und doch fast verlorenen Volks; nicht ich, ein neuer Mensch in mir, schrie es ihnen zu, daß sie kämpfen, daß sie sich ihrer Unterdrücker wehren sollen, in jenem Augenblicke ward ich zu dem, was ich nun bin und ewig bleiben will: Edda Kielholt, ein Kind dieses Volks!

3. Der Doge von Venedig. Historische Tragödie von Oskar von Redwitz. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 26 Ngr.

Redwitz hat seine dramatische Laufbahn mit „Sieglinde" begonnen. Der Kampf, welcher sich in Sieglindens Seele vollzieht zwischen kindlicher Pflicht und dem christlichen Abscheu vor dem verruchten Wildgrafen, der ihr aufgedrungen werden soll, war gut geschildert. Freilich machen Schilderungen noch kein Drama und die Schlußentwickelung war wol zu schnell: jedenfalls aber stand das Stück bei weitem höher als die mattherzige Parodie auf dasselbe, das „Normallustspiel Sigelind" von W. von Merckel, der einige Schwächen herausgefühlt aber vor lauter berliner Ueberfeinheit nicht die Kraft und den Muth einer derben Satire gehabt hatte. Und doch wurde Redwitz' Stück beinahe einstimmig verhöhnt und verworfen, Merckel's Parodie aber gepriesen, ein trauriger Beweis der Voreingenommenheit eines großen Theils der Kritik! Es folgte „Philippine Welser", mit welchem Schauspiel der Dichter einen wesentlichen Fortschritt macht, obgleich noch zu viel geredet wird in dem Stück und die Composition zu lose ist. Seitdem habe ich kein Stück von dem Verfasser wieder zu Gesicht bekommen bis auf das vorliegende.

Dasselbe beschäftigt sich mit Francesco Foscari, der von 1423—57 den herzoglichen Stuhl in Venedig einnahm

ıd von Heinrich Leo in seiner italienischen Geschichte : den kühnsten und gewaltigsten Naturen gerechnet wird, e Venedig hervorgebracht hat. Unter seiner Herr- haft wurden wichtige und glänzende Kriege geführt, ıer im Innern wurde er von der Partei des Hauses oredano auf äußerste bekämpft. Sie verfolgte die von m begünstigten Männer, im Jahre 1432 hatte sie so- ır die Hinrichtung seines Feldhauptmanns Carmagnola ırchgesetzt. Ja des Dogen eigener Sohn Jacopo ent- ng nicht den Verfolgungen dieser hartnäckigen Gegner, ndern wurde mit Anschuldigungen verfolgt, eingekerkert ıd wiederholt verbannt. Bei einer dieser Gelegenheiten, s sein Sohn um seine Hülfe bat, war es, daß der oge die eines alten Römers würdige Antwort gab: acopo va, e ubbidisci a quello, che vuole la terra, non cercar piu oltre!" Endlich richteten sich die An- iffe der loredanischen Partei gegen den Dogen selbst. weimal (1433 und 1442) hatte derselbe ermüdet sein Amt ederlegen wollen, man hatte ihn bewogen zu bleiben als n einzigen Mann, der den Verhältnissen gewachsen war. er Tod seines Sohnes infolge der ausgestandenen Tor- r und die aufhörende Spannung des Kriegs ließen Fran- sco's Kraft in sich zusammenbrechen, und so wurde er zt, da er sich weigerte, ein Amt, welches man ihm iederholt aufgedrungen, niederzulegen, abgesetzt, und ver- ß, auf einen Stab gestützt, ohne fürstliche Kleidung den alast (25. October 1457). Unwille ergriff das Volk im Anblick des alten beliebten Fürsten in seiner Demü- igung: indessen brachte die Staatsinquisition den Tadel ım Schweigen. Schon am 1. November starb Fran- sco, am Tage, nachdem die Glocken die Wahl des neuen ogen verkündigt. Ein reiches Leben, von dem das Epi- phium rühmt:

Post mare perdomitum, post urbes Marte subactas
Florentem patriam longaevus pace reliqui —

ıd ein ergreifendes Ende.

Diese Zeit und diese Verhältnisse also hat sich Redwitz r dramatischen Bearbeitung erlesen, und das Schauspiel : nicht ohne Wirkung. Zweierlei habe ich an demselben szustellen. Erstens ist die Verwickelung, welche Redwitz f dem gegebenen historischen Grund mit dichterischer reiheit zusetzend, wegnehmend, verändernd aufgebaut hat, elleicht etwas zu complicirt, als daß sie gleich auf den sten Blick ganz klar sich darstellte. Und dann hätten e Verfassungsverhältnisse des wunderbaren Staatswesens, elches man Venedig nannte, wol etwas breiter ausein- ndergelegt werden müssen, damit auch derjenige, der ohne lehrte Vorkenntnisse an das Stück herantritt, in diesem thselhaften Staate sich zurechtfinde. Diese Einwendun- n hindern uns nicht, den Dichter der „Amarant" zu rnerm ernsten und frischen dramatischen Streben, das cht ohne Erfolg bleiben wird, aufzumuntern. (Beiläufig i mir hier die allerdings sehr nachträgliche Bemerkung stattet, daß nach richtiger Etymologie es eben Amarant μάραντος] heißen muß, und der Ausdruck der Ver- underung, daß bei den unzähligen Auflagen und ebenso unzähligen Kritiken die jedes Grundes entbehrende Schreibweise Amaranth meines Wissens immer wiedergekehrt ist.)

4. Ulrich Wikard. Schauspiel in fünf Aufzügen von Placidus Plattner. Zürich, Schultheß. 8. 15 Ngr.

Das Stück spielt während der Kämpfe Kaiser Rudolf's gegen Ottokar von Böhmen: der Schauplatz ist Zug in der Schweiz, und die Grundlage der Verwickelung bilden die Kämpfe des Bürgerthums der Schweizerstadt einerseits gegen die ringsum sitzenden Junker, die von ihren Adelssitzen und Burgen aus sich alle Willkür und Gewaltthätigkeit erlauben, andererseits gegen die Uebergriffe und tyrannischen Gelüste des habsburgischen Amtmanns, der den Kaiser vertreten soll. Der Träger dieses Kampfes nach beiden Seiten hin ist nun eben Ulrich Wikard, ein ehrsamer Schlächtermeister, der, weit gewandert, noch jung vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat. Nach heftigen Conflicten geht der Held mit seiner geliebten Margarethe, deren Schönheit sowol den umwohnenden Adel als den kaiserlichen Vogt entflammt und zu Ungerechtigkeiten hingerissen, wodurch die schon bestehenden Gegensätze zum offenen Kampfe entzündet worden sind, siegreich aus dem Streit hervor. Inwieweit die geschilderten Ereignisse im einzelnen auf historischem Grunde ruhen oder Eigenthum des erfindenden Dichters sind, weiß ich in der That nicht zu sagen. Die Situationen aber sind jedenfalls klar und anschaulich dargelegt, und neben der Staatsaction wirken, wie theilweise schon angedeutet, nicht ungeschickt die Privatverhältnisse und individuellen Leidenschaften der einzelnen handelnden Personen auf den Gang der Entwickelung ein. Der Verfasser zeigt sich als einen Mann von Bildung, der nicht nur die Sprache vollständig in seiner Gewalt hat, sondern auch Gedanken. Nur wie S. 33 Kaiser Rudolf zu der Bezeichnung eines „blinden Herrn" kommt, ist weder an sich noch aus dem Zusammenhang der Stelle ersichtlich, wahrscheinlicherweise am Ende ein Druckfehler. Bei dem gewählten Stoff, der in vielen Verhältnissen und Individualitäten an Schiller's „Tell" anstreift und auch sonst bei dem Leser manche Reminiscenzen wach ruft, ist natürlich eine strenge und ausnahmslose Originalität nicht zu erreichen gewesen.

5. Cäsar Borgia. Drama in fünf Acten von Otto Girndt. Berlin, Brigl. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Name der Borgia ist für die Theatergeschichte mit der Entstehung der romantischen Schule in Frankreich eng verwachsen. War es doch in der Vorrede zu der „Lucrèce Borgia" (1833), wo sich das berühmte Dogma Victor Hugo's, welches das ästhetische Feldgeschrei dieser modernen Himmelsstürmer geworden ist: Das Schöne ist das Häßliche, zu der echt französischen Antithese gipfelte: Attachez dieu au gibet, vous avez la croix. Das uns vorliegende Drama Otto Girndt's macht Cäsar Borgia zu seinem Mittelpunkt. Mit aufrichtiger Achtung müssen wir den dramatischen Schwung anerkennen, welcher in dem Stücke herrscht. Frappante Situationen, vielverschlungene Verwickelungen, schlagende Effecte bilden mit manchem sicher gezeichneten Charakter ein dramatisches

Ganzes, welches die Begabung seines Verfassers an den Tag legt. Dazu kommt ein höchst geistreicher, gedankenvoller Dialog, der nur hier und da sich selbst übergipfelt und in Unklarheit oder allzu subtilen Esprit verfällt. So wäre an dem Drama beinahe alles zu loben, wenn wir die Wahl des Stoffs selbst billigen könnten. Sind wir wirklich so weit, daß nur noch durch die Greuel und gotteslästerlichen Ruchlosigkeiten der Regierung eines Alexander VI. dem abgestumpften ästhetischen Gefühl ein krankhaftes Interesse abgerungen werden könnte? Der Verfasser wird dies selbst nicht glauben: er wird vielmehr erleben, daß die Scenen blutschänderischer Liebe, welche Cäsar seiner Schwester Lucretia weiht, auf der Bühne dargestellt, auch in unserer blasirten Zeit noch das sittliche und ästhetische Misfallen der Zuhörer hervorrufen. Wol hat der geistvolle Verfasser versucht, diesen moralischen Ungeheuerlichkeiten durch den Gedanken der Einheit und Größe Italiens, den er Cäsar unterlegt, ein Gegengewicht zu geben: ich fürchte indessen oder vielmehr ich hoffe, daß dies vor dem gesunden Sinn des Publikums nicht ausreichen wird. Otto Girndt zeigt sich in diesem Drama als so begabt zu poetischer und speciell dramatischer Gestaltung, daß ich den lebhaften Wunsch hege, ihn recht bald seine bedeutende Kraft auf einen trefflichern Stoff verwenden zu sehen. Einstweilen zur Probe der sichern Darstellung und kernigen Gedanken ein Stück aus einer Unterredung zwischen Cäsar und Machiavelli (Act 1, Sc. 7):

Cäsar.

Uns zwei verbinden unsichtbare Ketten.
Ja, Machiavelli, meine Seele weilt
Bei unserm armen Vaterland Italien.
Was wär' aus ihm zu bilden', welch ein Reich,
Wenn ein Gewalt'ger seinen Arm erhöbe
Und schweißte das zerstückte Land in eins!
Doch dies — meint Ihr nicht auch? — sind fromme Wünsche!

Machiavelli.

Wärt Ihr ein Fürst, so wollt' ich sagen: nein!

Cäsar.

Und wär' ich Fürst — wir alle hängen Träumen
Mit Liebe nach —

Machiavelli.

Erlaubt, zum wachen Träumen
Sind auserlesne Geister nur befugt.
Es ist ihr Merkmal für den Menschenkenner.
Verzeiht, ich unterbrach Euch.

Cäsar.

Wär' ich Fürst,
Ich könnte dennoch nie das Werk vollführen.
Ich müßte andre kränken und berauben.

Machiavelli.

Ihr denkt der Legion von kleinen Herren,
Die hier ein Ländchen, dort ein Städtchen haben?

Cäsar.

Sie sind in so berechtigtem Besitz,
Wie der Monarch des größten Reichs der Erde,
Wenngleich von vielen nicht zu leugnen ist,
Daß sie durch Diebstahl und verruchte Tücken
Die Tyrannei errungen. Mancher steht
Jetzt auf dem Gipfel unumschränkter Macht,
Der von gemeinem Bauernvolk entsprossen,
Zum Beispiel Sforza, der in Mailand herrscht,
Und Liverotto. Doch die Unterthanen
Erklären jene kühnen Räuber ehrlich,
Indem sie ihrem Scepter fügsam sind.

Machiavelli.

Weshalb? Die Welt besteht zumeist aus Pöbel!

Cäsar.

Das nutzen jene, und noch mehr: die Menschen
Sind Bestien. Wer sie bänd'gen will, der muß
Mit glüh'ndem Stahl in ihren Rachen stoßen,
Mit Freundlichkeit und Güte wirkt er nichts,
Als daß sie ihn zum Dank dafür zerreißen.

Machiavelli.

Wer so die Welt versteht, der wollte mich
Mit seiner Rücksicht für die kleinen Herrn,
Die an Italien saugen, nur sondiren.
Ich steh' im Dienst der Republik Florenz,
Doch wollte Gott, ich könnt' Italien dienen,
Denn die Zerrissenheit des Vaterlandes
Brennt wie ein Nessushemd auf meiner Brust!

Cäsar (treuherzig).

O Machiavelli, wir sind Leidensbrüder!

Machiavelli.

Das tröstet nicht. Mich könnte nur ein Fürst,
Der ein Italien uns erschüfe, trösten.

Cäsar.

Vielleicht ist das Gemisch von Eigenschaften,
Die ihn bewohnen müßten, nicht verträglich
Mit dem System der menschlichen Natur.

Machiavelli.

Was wir uns denken können, ist auch möglich.

Cäsar.

Wohlan, wie denkt Ihr Euch den Mann?

Machiavelli.

Als einen,
Der die Gesetze seiner Handlungsweise
Von niemand als sich selbst empfing' und wüßte,
Daß manche Tugend uns zu Grunde richtet
Und mancher Fehler uns zum Aufschwung hilft.
Zum Guten muß der Mensch gezwungen werden,
Drum darf der Fürst, den ich mir denke, nicht
Vor scheinbar ungerechten Mitteln schaudern,
Wenn er die Wohlfahrt seiner Völker sucht;
Er muß zu Thaten sich berechtigt fühlen,
Die den Privatmann auf die Folter brächten,
Heut' muß er Fuchs und morgen Löwe sein,
Doch niemals Wolf; denn daß sein Volk ihn fürchtet,
Ist heilsam, nur verhaßt sein darf er nicht.
Auch soll er nie auf Rath von andern warten,
Der nur verwirrt und Ungewißheit zeigt,
Vielmehr ist eine Haltung ihm vonnöthen,
Bei der ihm niemand andern Rath ertheilt,
Als den er selbst im stillen schon gefunden,
Sodaß die Diener seiner Herrschermacht
Nur seinen Willen auszuführen haben.
Seht, solchen Mann braucht unser Vaterland!

Ganz vortrefflich ist auch der Monolog Cäsar's (Act Sc. 3). Ob übrigens das Ganze nicht besser auf vi Acte reducirt würde, bliebe zu überlegen. Von Einz heiten will ich nur erwähnen, daß die originelle Art, n der Verfasser den Charakter Bayard's, des Ritters oh Furcht und Tadel, zeichnet, nämlich als den eines se beschränkten und sehr eingebildeten, wenn auch sehr tapfe

Bramarbas, dem Begriffe, den wir uns von Jugend auf von Bayard's Person gemacht haben, doch zu sehr widerspricht, um uns, so geschickt die Zeichnung auch ist, in einer Scene plausibel zu werden; überdies kann diese Scene recht gut fehlen.

6. Röttelns Fall oder: Der letzte Commandant von Rötteln. Geschichtliches Trauerspiel von A. von Closſmann. Basel, Krüſi.

Es ist die jammervolle Zeit unmittelbar vor den Reunionskammern Ludwig's XIV. und inmitten der Raub- und Brandzüge des sogenannten großen Königs, welche uns in dem Drama Closſmann's vorgeführt wird. Und zwar bildet den Mittelpunkt des Gemäldes die kleine Feste Rötteln (in Niederbaden) und deren heldenmüthige Vertheidigung. Der Commandant versucht in der schmachvollen Zeit deutscher Misère in seinem Kreise ein leuchtendes Beispiel zu geben: ist der Kreis klein, so kann doch das Beispiel und die Lehre weithinaus leuchten zur Besserung und Erhebung. Er vertheidigt tapfer die Festung und sprengt sich endlich mit ihr und den stürmenden Franzosen in die Luft. Ob diese That historisch ist, ist mir unbekannt; jedenfalls zeigt sich die Gesinnung des Dichters als eine durchaus ehrenhafte und in ihrem treuen Patriotismus anerkennenswerthe. Dagegen fehlt es ihm an der nothwendigen dramatischen Technik. Er hat in die politischen Welthändel eine romantische Liebesgeschichte verwoben; aber die Scenen folgen sich, ohne sich nothwendig zu bedingen, d. h. die Handlungen werden nicht immer genügend motivirt. Vorzügliche Aufmerksamkeit wird aber der Verfasser auch auf die äußere Form, insbesondere auch auf das Metrische zu wenden haben. Schon die sehr oft vorkommende weitgehende Anwendung von Anapästen wie:

> Nicht! sagst du? So liebst du einen andern denn —
> Sein Herz ist edel, sein Wort ein heil'ger Schwur —
> Daß er die Mutter Rosa's und ihren Bruder —

oder gar

> Vergiftet! Rosa vergiftet! Ihr eigen Kind —

sind bedenklich; aber Verse wie:

> Sie haben unrecht, der Trank gibt frisches Leben —
> Die Sonne scheint so bleich und düster — auf zuckt's —
> Wie einst dadrüben im baslischen Sanct-Jakob —

fallen ganz aus dem iambischen Rhythmus heraus.

August Henneberger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gustav's vom See neuer Doppelroman.

Gustav vom See gehört zu den beliebtesten neuen Erzählern. Die gediegene Grundlage seiner Erfindungen, die ungezwungene und lebhafte Darstellung, die Freiheit von allen tendenziösen und hypergeistreichen Prätensionen machen seine Romane zu einer willkommenen Lektüre. Daß er zum geschichtlichen Hintergrund derselben meistens die großen Epochen der neuern deutschen Geschichte wählt, den Siebenjährigen Krieg und die Napoleonischen Kriege, zeugt für den richtigen Takt des Romanschriftstellers, der vorzugsweise ein Culturgemälde derjenigen Zeiten entrollen soll, für welche die Gegenwart noch eine sympathische Theilnahme hegt. Dies gilt auch von seinem neuen Doppelroman:

1. Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von H. Markgraf. Neunzehnter Jahrgang. Neunzehnter bis einundzwanzigster Band: Gräfin und Marquise. Roman von Gustav vom See. Drei Theile. Wien, Markgraf. 1864. 16. 1 Thlr.
2. Ost und West. Von Gustav vom See. Des Romans „Gräfin und Marquise" zweite Abtheilung. Vier Theile. Breslau, E. Trewendt. 1865. 16. 2 Thlr.

Wie man auch denken mag über die kühnen Züge Schill's und des Herzogs von Braunschweig — sie waren doch mehr als bloße Abenteuer: sie waren lebendige unwiderlegbare Manifestationen, daß in der deutschen Nation die Widerstandsfähigkeit keineswegs vernichtet worden, daß vielmehr unter dem zerbröckelten Wuste einer überwundenen Zeit junges zukunftverheißendes Leben sich regte. Der wankend gewordene Glaube unsers Volks an sich selbst fand in diesen verwegenen Reiterthaten neue Kräftigung, und wie das ferne Blitzleuchten vor dem hereinbrechenden Gewittersturme, so gingen sie der großartigen Erhebung des Jahres 1813 als die Vorzeichen der bedeutsamen Dinge, die da kommen sollten, voran. Nicht für eine Chimäre floß das edle deutsche Blut in jenen Kämpfen, sondern sie bereiten als die Vorpostengefechte der glorreichen Tage von der Katzbach und von Leipzig die Befreiung des Vaterlandes vor. Das rief allen denen, welche die nationale Begeisterung zu den Fahnen Schill's und des Braunschweigers führte, eine innere Stimme zu, und diese war so mächtig, daß selbst ganz besonnene und praktische Naturen ihr nicht zu widerstehen vermochten. Große Zeiten erregen die Gemüther, daß alles Philisterhafte, Triviale und Engherzige vor ihnen weicht; wo die höchsten Güter der Menschheit in Frage kommen, da schweigen die kleinlichen Sorgen des Tags: es ist eben die Zeit der Krämer und Schreiber vorüber und die Tage der Helden sind gekommen. So wurde Walther Rhoneck, eine nichts weniger als abenteuerlich gestimmte, in ihren tiefsten Regungen höchst friedsam angelegte, echt schlesische Natur, durch die Zeit zum Helden zunächst zum Helden vorliegenden Romans von Gustav vom See, welcher den Leser sofort in die Schrecknisse eines erbitterten Kampfs führt und eine blutige Episode aus dem Rachezuge der Braunschweiger durch das napoleonisirte Deutschland schildert. Vorbei war die stählerne Windsbraut des kühnen Herzogs gebraust, ihre zerschmetterten Opfer hinter sich lassend und im traulichen Apothekerhause eines Harzdorfs finden wir Rhoneck als Schwerverwundeten, zugleich als Retter eines schönen französischen Mädchens, das unter der Obhut des alten Monsieur Biorne in dem erwähnten Dorfe als ein Opfer von Familienintriguen ganz zurückgezogen lebte. Meister Biorne hatte im Getümmel des Kampfes den Tod gefunden und sein Schützling Margot würde ein gleiches Geschick erlitten haben, wenn Rhoneck nicht ihr Schirmengel geworden; so kam sie mit einem gebrochenen Arme davon. Der würdige Apotheker

und sein biederer Freund, der Eisenhammerbesitzer Wehring aus Fichtenau — prächtige grunddeutsche Volkstypen — berathen nun, wie sie den jungen Offizier vor den französischen Spionen verbergen und der ganz verwaisten Margot ein friedliches Asyl verschaffen können, und beschließen, daß Wehring, der Kinderlose, beide nach Fichtenau nehmen solle, wo Rhoneck als Inspector seines Eisenhammers fungiren, Margot der Hausfrau als deren entfernte Verwandte eine Stütze sein möge. Mit der Ausführung dieses Plans beginnt ein reizendes und überaus anmuthiges Idyll in dem romantischen Thale Fichtenau: Margot und Rhoneck genießen dort ein Leben reinsten menschlichen Zusammenseins und beschaulichen Friedens; er, der Lehrer des lieblichen Kindes; sie, seine geist- und gemüthvolle dankbare Schülerin. Der Autor hat über dieses Stilleben inmitten rauher Kriegsstürme den Zauber inniger Poesie gehaucht und die keimende Liebe zwischen diesen reingestimmten Seelen mit einer solchen Zartheit geschildert, daß man sich mit vollster Befriedigung dem Eindruck dieser meisterhaften Darstellung hingibt. Nicht lange indeß sollte das Idyll zu Fichtenau dauern: frankowestfälische Husaren bringen auf der Jagd nach versprengten Braunschweigern in das trauliche Gehege; der scharfe Blick des commandirenden Lieutenants entdeckt sehr bald in dem Wehring'schen Inspector den braunschweigischen Offizier, und Rhoneck's Verhängniß scheint sich erfüllen zu wollen. Da erkennen sich bei einer anmuthigen Begegnung in duftender Laube der französische Lieutenant und Margot als Geschwister, und was keine noch so lockende Aussicht auf Ehre und Geld vermocht hätte, gelingt dem Liebesworte der bittenden Schwester: Rhoneck erhält seine Freiheit wieder und die Husaren ziehen von dannen.

Wie war Margot aus der französischen Heimat in den Harz verschlagen worden? Durch ein großes Verbrechen; ihre unnatürliche Mutter hatte, um dem einzigen Sohne das Familienvermögen ungeschmälert überlassen zu können, weil nur dadurch das äußere Ansehen ihres alten Hauses erhalten werden konnte, den schwachen Vater Margot's dahin bestimmt, daß er die Tochter unter der Obhut des alten Biorne nach Deutschland schickte, damit sie so, zwar ohne Noth, aber in Unklarheit über ihre Verhältnisse und alles dessen beraubt, was ihr durch ihre Geburt zukam, das Erbrecht des Familienstammhalters nicht länger störe. Doch im einfachen Hause des schlichten deutschen Bauern fand Margot, was ihr aller Glanz ihrer pariser Salons nicht gegönnt hätte: das Herz einer zärtlichen Mutter und die schirmende Hand eines treuen Vaters, ja selbst die Rosen der Liebe sollten ihr erblühen, und wenn sie mit Rhoneck selig durch die heilige Stille der Natur wandelte, mochte der Begegnende in ihnen kaum etwas anderes als ein bräutliches Paar erblicken. Aber Rhoneck glaubte nicht an die Bruderrechte des schmucken französischen Offiziers, und während Margot ihr tiefinnerstes Empfinden angstvoll in ihr Herz verschloß und vor eitel Bewunderung, welche ihr die Kenntnisse ihres beredten Lehrers einflößten, das Wort der Liebe für ihn nicht fand, zweifelte dieser an ihren [illegible] fühle für ihn und drängte auch seinerseits seine [illegible] für Margot gewaltsam in die Brust zurück. So [illegible] ein Brief des Jugendfreundes Baron Alfred aus [illegible] sien, der ihm die Inspectorstelle auf den Gütern [illegible] gräflichen Oheims antrug; Rhoneck war von Beruf [illegible] aus Neigung ein tüchtiger Landwirth. Dieser [illegible] gab ihm die langersehnte Gelegenheit, seiner [illegible] Mutter die Tage des Alters zu versüßen und [illegible] gemeinsam ein stilles Heimwesen zu führen. Margot [illegible] steht ja, so wähnte er, die Sprache seines Herzens [illegible] da galt es kein langes Besinnen, und sein Schritt [illegible] sich der schlesischen Heimat zu. Und Margot? [illegible] den Freund nicht mehr an ihrer Seite sah, als keine [illegible] schönen Stunden wiederkehrte, die sie an seiner Hand [illegible] nossen, da fand ihr Herz die Sprache der Liebe; [illegible] es waren auch diesmal Worte nicht, sondern [illegible] Thränen eines unverstandenen, tiefverwundeten [illegible] Der Autor malt hier in einfachen und ungesuchten, [illegible] um so lebenswärmern Farben, wie denn überhaupt [illegible] Margot ein so holdes Geschöpf ist, wie nur eine [illegible] Unschuld und Liebe von der Phantasie eines [illegible] Dichters geschaffen wurde. Lassen wir inzwischen [illegible] got dem tröstenden Mitgefühl ihrer trefflichen Pflege[illegible] und folgen wir Rhoneck in das Land der „Eselsfresser“ [illegible] der „Summerkindel“.

Das war ein wunderlicher Herr, dieser oberschlesische Graf und neue Gebieter unsers Rhoneck: verschwenderisch und geizig, hoch vornehm und niedrig gemein, [illegible] risch und beherrscht, kalt und jäh, voll Berechnung [illegible] doch ohne Maß, roh und geleckt, voll Launen aber [illegible] Grundsatz; neben ihm Comtesse Hedwig, seine schöne [illegible] nehme Tochter: eine von Capricen, geistreichen [illegible] und kosmopolitischen Anwandlungen hin- und hergeworfene [illegible] stolze, allem Großen zugewandte und doch in allem [illegible] Kleinwesen befangene Mädchengestalt; zwei Persönlichkeiten voll Widerspruch und Gegensatz, einem und [illegible] ben Boden entwachsen — die eine wie die steife [illegible] blume, die andere wie die prächtige weiße Rose — ein [illegible] oberschlesischer Bojar, menschlich gemildert durch den [illegible] wenn auch capriciösen Geist der jugendlichen [illegible] Wahrlich, nur der Zuspruch der geliebten Mutter [illegible] redliche Freundschaft Alfred's vermochten Rhoneck's [illegible] liches Verhältniß zu und zwischen diesen beiden [illegible] erträglich zu gestalten und es bedurfte der vollen [illegible] gabe an seinen Beruf, um auf dem neuen Boden [illegible] Thätigkeit standhaft zu bleiben. Sein festes [illegible] Wesen belohnte sich aber; was er irgend für einen [illegible] noch dazu für einen ihm untergebenen Menschen an [illegible] achtung zu empfinden vermochte, das empfand der [illegible] für Rhoneck, sodaß dieser völlig freie Hand in [illegible] der Güterverwaltung und Bewirthschaftung erhielt. [illegible] die Gräfin? Wie sich das Verhältniß dieser zu dem [illegible] spector ihres Vaters entwickelte, wie ohne jede [illegible] Form dieser auch der vornehmen Bojarentochter Lehrer [illegible] Förderer wurde, wie neben der mannhaften, sichern, [illegible] funden und gründlich gebildeten Natur Rhoneck's [illegible]

ngewucherten Klettenranken des Vorurtheils, der Eitelkeit, er Selbstgerechtheit und des Geistreichscheinens von Hedwig's edler Seele abfallend und sie mehr und mehr ein beehrenswerthes, köstliches Frauenbild wurde, dem zuletzt auch Rhoneck's Herz nicht mehr zu widerstehen vermag, sodaß ein idenschaftliches, fast dämonisches Wesen beider sich bemächtigt; wie endlich Margot's sanfter Stern durch diese Wirrnisse heilverkündend hindurchleuchtet und als reife Frucht der gegenseitigen Erkenntniß ein über Freundschaftsbund die vornehme Magnatentochter und den schlichten Sohn des Volks eint — dies hier selbst nur zu registriren, würde das Maß des gestatteten Raums weit überschreiten, weil in diesen Entwickelungen eine Fülle der treffendsten Gedanken, anziehendsten Begebenheiten und Episoden, exquisiten Charakterzeichnungen und gelungenen Schilderungen von Zeit, Land und Leuten zu Tage tritt. Der Autor glänzt darin ganz besonders durch die von erfahrungsvoller Menschenkenntniß dictirten psychologischen Schilderungen, sowie durch das feine Geschick, mit welchem er all diese mannichfachen und widerstreitenden Factoren unter ein klares künstlerisches Princip und in eine durchweg edle Form gebracht hat. Dabei bewegt sich eine durchaus dem Höchsten zugewandte Muse überall auf dem festen Boden des Selbsterlebten und Selbstgeprüften, und die sehr gelungenen Schilderungen ebenso des harzerischen Dorf- und Hüttenwesens, als der eigenthümlichen ländlichen Verhältnisse Oberschlesiens unmittelbar nach dem Unglücksjahre 1806 haben bleibenden culturgeschichtlichen Werth, wie denn der wissenschaftliche und philosophische Reichthum dieses Romans ihn weit über das Niveau der gewöhnlichen selbst bessern Erzählungsliteratur erhebt. Doch um den Inhalt des vorliegenden Romans als treuer Referent andeutungsweise abzuschließen, darf ich nicht vergessen, noch zu berichten, daß Margot, die Schweigsame, die ihre Liebe zu Rhoneck tief verhüllt und von dessen Gefühl für sie nichts ahnt, plötzlich von ihren Aeltern, halb aus Gewissensnoth, halb wegen des Wegfalls der Motive ihrer frühern unnatürlichen Handlungsweise nach Paris zurückgeführt wird, daß aus dem schüchternen Heideröschen eine gefeierte und umschwärmte Marquise sich entpuppt, daß der Herzog von Villeroi das reizende Kind vergeblich zu gewinnen trachtet und daß das arme Mädchen nur in der Liebe ihres Bruders Raoul Trost und Schutz findet inmitten all der feindseligen Angriffe, welche Vorurtheil, Prunksucht und Rangstolz gegen ihr schmerzbewegtes Herz unternehmen.

So endet unser Roman nicht sowol mit einem Abschlusse, als vielmehr mit einer Aussicht, welche ein Mehreres von den Schicksalen der liebenswürdigen Menschen dieser Erzählung verspricht, ein Versprechen, welchem in anmuthigster Weise genügt wird durch „Ost und West" (Nr. 2). Der Titel dieser Fortsetzung ist trefflich gewählt: denn in der That handelt es sich darin ebenso um die Zukunft des im schlesischen Osten weilenden Rhoneck und seiner gräflichen Freundin, wie der im Westen auf den glatten Parkets von Seine-Babel trauernden Margot und ihres ritterlichen Bruders, als um den ungeheuern Kampf, welchen der Osten und der Westen miteinander ausfochten und dessen letzte gewaltige Zuckungen vor Paris ihren Abschluß fanden. Zunächst ist es der Osten, durch dessen Steppen und Eisfelder uns der Autor auf flüchtigen Schlitten führt. In Petersburg finden wir Hedwig mit ihrem Vater wieder, den ein russischer kinderloser Verwandter zum Erben einsetzen will und zu diesem Zwecke nach der großen Zarenstadt beschieden hat. In höchst charakteristischer Lebendigkeit entfaltet der Autor hier das vornehme Russenthum jener Tage unmittelbar vor dem Riesenbrande Moskaus; es kommt dabei im Grunde dasselbe übertünchte Barbarenthum zum Vorschein wie noch heutzutage, allein der Kalmück ist doch noch ungeschminkter vorhanden, die französische Salontünche noch ziemlich dünn aufgestrichen. Fürst Boridow, der Vetter unsers oberschlesischen Grafen, ist eine köstliche Verkörperung jenes befrackten und besternten Moskowiterthums: nämlich Asiate durch und durch und äußerlich feiner Pariser, soweit die ihm innewohnende Brutalität nicht die zarten Manschetten zerfetzt, auf den Boden wirft und mit den Füßen darauf herumtrampelt. Halb und halb beherrscht durch seine Maitresse oder vielmehr durch die Gewohnheit, welche ihn an diese Pflegerin seiner Launen und seiner Entnervung fesselt, sieht Boridow in Hedwig das erste vollendete edle Weib, und sein nur an die knechtische Vergötterung niederer Sklavinnen oder an den blasirten Parfum feiler Koketten gewöhntes Herz entzündet sich in wilder Leidenschaft zu der schönen Deutschen. Ueberhaupt erregt die stolze Gräfin die Gemüther der petersburger vornehmen Männerwelt in hohem Grade, und man wirbt schließlich mit Pulver und Blei um ihre Huld.

Inzwischen ergießt Frankreich seine und der halben Welt Legionen über die russischen Steppen und Heiden; Moskaus Flammenglut loht gen Himmel und die Tage der Beresina werfen Tod und Verderben in die erstarrten Reihen der Helden von Abukir und Marengo. Inzwischen hielt Boridow Hedwig und ihren Vater auf seinen Gütern hinter Moskau in förmlicher Gefangenschaft. Aber der gute Engel der gefährdeten Deutschen blieb nicht fern; zunächst liegt er freilich als schwerverwundeter und fieberkranker französischer Offizier in der stillen Kammer eines treuen Dieners der Gräfin; aber Hedwig's Liebe bannt den Dämon der Krankheit und des Todes, und mit einem kühnen Wagnisse entfliehen beide dem Tigerkäfige des russischen Knäs und langen eines schönen Tags in der schlesischen Heimat der Gräfin an, wo Rhoneck die Güter seines Gebieters in treuer Obhut hatte und in dem französischen Offizier und baldigen Gatten Hedwig's Raoul, den Bruder seiner Margot, erkannte. Nun fiel von manchem Geheimniß der Schleier, und auch der alte Graf, Hedwig's Vater, entkam der Rache seines würdigen russischen Vetters, wohl oder übel den Bund seiner Tochter mit einem der verhaßten Franzosen segnend: wurde sie doch eine Marquise und war doch mindestens eine Mesalliance glücklich vermieden. Die Tage der Erlösung brachen an, und nach den zahlreichen Siegen der deutschen Tapferkeit zog auch Rhoneck in Paris ein. Was sie im

stillen Fichtenau ihm zu sagen nicht vermochte, das bekannten ihm jetzt Margot's bebende Lippen, die selige Gewißheit unwandelbarer Liebe. So herrschte Befriedigung und Glück in Ost und West; nur der Graf vermochte einige Uebellaune nicht ganz zu unterdrücken, daß nun doch schließlich der Makel einer Mesalliance seiner Familie nicht völlig erspart geblieben war.

Der Leser wird aus diesem kurzen Abrisse der zweiten Abtheilung des vorliegenden Romans ersehen, daß sie einen nicht minder reichen Inhalt als die erste enthält und daß die Künstlerschaft des Autors das bunte Material an Begebenheiten, Charakteren, Raisonnements und Schilderei überall in die lebendigste Zusammenwirkung gebracht und zu dichterischer Harmonie verschmolzen hat. Obschon ich durchaus nicht mit allen Ansichten und Behauptungen dieses geistvollen Werks mich einverstanden erklären kann, so bietet es doch eine solche Fülle von [illegible]lichen Beobachtungen, treffenden Gedanken und [illegible]tiven Darstellungen, daß sich niemand von ihm [illegible] wird, ohne neben fesselnder Unterhaltung auf das [illegible]teste geistig angeregt und vielfach belehrt worden zu [illegible]

Der Verfasser dieser Besprechung betont dies [illegible] wärmer, als er die „Wogen des Lebens" von Gustav [illegible] See in Nr. 52 d. Bl. f. 1863 nicht ohne ernsten Tadel [illegible] beurtheilen vermochte: diese waren eben die Verirrung [illegible] begabten Geistes, während die beiden Romane „[illegible] und Marquise" und „Ost und West" durchaus reife [illegible] gesunde Früchte eines kernigen Baums sind und den [illegible] zweideutigen Stempel echter Dichterkraft an sich tragen.

Hermann von Bequignolles

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Von Karl Gutzkow, der sich gegenwärtig in Vevay am Genfersee befindet, laufen günstige Nachrichten ein. Am 17. März, seinem Geburtstage, brachten ihm die dortigen Deutschen in der Nacht ein Männergesangständchen, das mit dem Liede begann: „Wie könnt' ich dein vergessen." Gutzkow sprach, noch ehe sich die Sänger entfernt hatten, aus offenem Fenster Worte des Dankes. Der Autor, dem so herzliche Anhänglichkeit der Volksgenossen eine hochzuschätzende Ermuthigung ist, hat seit kurzer Zeit auch wieder die geschäftliche Correspondenz mit seiner Verlagsbuchhandlung eröffnet und spricht sich über alle Angelegenheiten mit vollkommener Klarheit und Ruhe aus. Am erfreulichsten ist die Nachricht, daß er während seines Aufenthalts am Genfersee bereits einen neuen Band seines historischen, im Reformationszeitalter spielenden Romans vollendet hat, ein Werk, auf welches wir mit um so größerm Rechte gespannt sind, als es der erste historische Roman aus Gutzkow's Feder ist. Bekanntlich hat der Verfasser zu dieser Arbeit die umfassendsten Detailstudien gemacht, sodaß das culturgeschichtliche Colorit gewiß von großer Lebendigkeit und Treue sein wird. Welche Schärfe, Feinspürigkeit und Vielseitigkeit Gutzkow in der Charakteristik der verschiedenen religiösen Richtungen und ihrer theologischen Reflexerscheinungen besitzt, das hat er auf dem Gebiete der protestantischen Kirche in den „Rittern vom Geist", auf dem der katholischen im „Zauberer von Rom" hinlänglich bewiesen. Wir dürfen daher auch von dem neuen Roman eine ebenso treffende und fein nuancirte Charakteristik der verschiedenen sich bekämpfenden Richtungen in dem so bewegten Reformationszeitalter auf historischer Grundlage erwarten.

Aus Breslau läuft inzwischen die Nachricht von dem Tode Neigebaur's ein, welcher auch unsern Blättern manche Mittheilung, namentlich über literarische Bestrebungen Italiens, hat zukommen lassen. Johann Daniel Ferdinand Neigebaur starb nach einer längern Krankheit, welche ihn das erste mal von seiner regelmäßigen italienischen Winterreise zurückhielt, in Breslau am 22. März. Er war als Sohn des Pastors Neugebauer in Dittmannsdorf im frankensteiner Kreise am 24. Juni 1783 geboren und hatte später den Schriftstellernamen Neigebaur angenommen, um sich von den zahlreichen Namensgenossen zu unterscheiden. Er studirte in Königsberg und schlug später die juristische Carrière ein. Im Jahre 1813 trat er als Freiwilliger in die Armee, wurde alsbald Landwehrkapitän und in dem Gefecht bei Lauenburg verwundet und gefangen genommen. Er schied mit dem Charakter eines Majors aus der Armee und bekleidete hierauf verschiedene Justizstellen in Westfalen, in Breslau, Fraustadt und Bromberg, bis er 1832 den Abschied nahm und 1843 zum preußischen Generalconsul in der Moldau und Walachei ernannt wurde. Nachdem er 1847 [illegible] Stellung aufgegeben hatte, nahm er seinen festen Wohnsitz [illegible] Breslau, obgleich er den größern Theil der Zeit auf Reisen und namentlich die Wintermonate fast immer in Turin [illegible] Neigebaur ist einer der productivsten Autoren auf dem Gebiete der Reiseliteratur und der politischen Tendenzschriften [illegible] Griechenland, Italien und Sicilien, die Südslawen, die Moldau und Walachei, Südrußland, über welches er das Werk [illegible] Demidow übersetzte, waren die Lieblingsthemata seiner [illegible] reisten Muse. Namentlich war Neigebaur's Werk über [illegible] lange Zeit ein so beliebter Fremdenführer, wie jetzt [illegible] Werk von Förster. Seine Reiseschriften hatten übrigens [illegible] aus keinen schöngeistigen Anflug und gehörten nicht [illegible] das Gebiet der geistreichen „Spaziergänge und Weltfahrten"; [illegible] waren durchweg sachlich gehalten, reich an statistischen und [illegible]stigen Thatsachen, und theils den praktisch-nationalökonomischen, theils den gelehrt-archäologischen Interessen zugewendet.

Neigebaur darf freilich nicht zu den berühmten Reisenden gerechnet werden, so vieler Menschen Städte er auch gesehen und Sitte gelernt hatte; der Radius des von ihm beschriebenen Kreises war kein großer und erstreckte sich nicht über [illegible] hinaus. Dafür gehört er zu den rührigsten Reisenden, zu denjenigen, die fast immer unterwegs sind, wie er überhaupt [illegible] der originellsten Persönlichkeiten der gegenwärtigen [illegible] Gelehrtenrepublik war. Er hatte bei seinem Tode das [illegible] Alter von 83 Jahren fast erreicht, und dennoch sich in den [illegible]ten Lebensjahren eine Rüstigkeit bewahrt, welche alle Welt [illegible] sein Alter täuschte, um so mehr, als er es ängstlich [illegible] mit grundsätzlicher Ausdauer vermied, einen patriarchalischen Eindruck hervorzurufen. Wie er in seinem Gang und [illegible] seinen Bewegungen noch frisch und lebendig war und [illegible] geistig von regster und vielseitigster Theilnahme, so [illegible] auch in seinem ganzen Wesen alles Greisenhafte sich fern zu [illegible]ten und ein männliches Gepräge seiner Persönlichkeit zu [illegible]ren. Seine „Freizügigkeit" wuchs womöglich noch in den [illegible]ten Jahren. Der Herausgeber d. Bl. erinnert sich, wie [illegible] vor drei Jahren, wenn er sich in der Conditorei von [illegible] in Breslau mit dem Veteranen der Reiseliteratur zu [illegible] halten pflegte, dieser dann beiläufig mittheilte, daß er auf einige Zeit verreise. Nach vier Wochen, die in der Ebbe des [illegible]lebens rasch zu vergehen pflegen, saß er dann wieder auf seinem alten Platz, in die augsburger „Allgemeine Zeitung" vertieft, [illegible]ben, und theilte auf Befragen mit, daß er inzwischen in [illegible] italien gewesen, um der Eröffnung einer neuen Eisenbahn [illegible] Victor Emanuel beizuwohnen. Ein anderes mal traf ihn [illegible] Herausgeber bei seiner Rückkehr von Italien auf einem [illegible] bairischen Bahnhof; er war auf einer Tour begriffen, [illegible]

lde in seinen Kenntnissen auszufüllen und den Dom in dem
ririschen Städtchen Memmingen durch eigene Anschauung kennen
: lernen. Noch im vorigen Jahre, im zweiundachtzigsten sei-
:s Lebens, machte Neigebaur eine Reise nach Madrid.

Seine Theilnahme für Italien, die schon immer mit beson-
rer Vorliebe dem aufstrebenden Piemont zugewendet war,
urde in letzter Zeit eine enthusiastische, seitdem Italien durch
e Unternehmungslust Victor Emanuel's, die schlaue und tief-
rchdachte Politik Cavour's und die ritterliche Tapferkeit Gari-
ldi's aus einem geographischen Begriff ein einheitliches König-
ich geworden war. Er verfolgte mit Eifer die Statistik des
ifstrebenden Reichs, wie er die neue deutsche und italienische
iteratur und Wissenschaft in förderliche Wechselbeziehung zu
zen bemüht war. Seine Revuen über neue italienische Schrif-
: in den „Heidelberger Jahrbüchern", in dem „Serapeum",
welchem er auch seine gründliche Bibliothekskenntniß zu ver-
rthen wußte, und in d. Bl. sind bekannt, und noch kurz
r seinem Tode sandte er statistische Mittheilungen über das
eewesen Italiens u. s. w. an die Redaction von „Unsere Zeit"
t. Neigebaur war nicht blos Reisender; er war ein Gelehr-
:, ein Bibliograph von ausnehmender Bücherkenntniß.

Seinem politischen Glaubensbekenntniß nach war er ein
riger Anhänger der staatsrechtlichen Gleichheit, des persön-
hen Verdienstes und ein ebenso eifriger Gegner des norddeut-
en Junkerthums, dem er eine Geringschätzung geistiger Ver-
nste und wissenschaftlicher Leistungen schuld gab. Er pflegte
mselben namentlich mit Vorliebe den italienischen Adel gegen-
erzustellen, welcher auch in Wissenschaften und Künsten sei-
m Volke voranleuchte. Diese seine Antipathie fixirte sich bei
n in gewissen Formeln und Anekdoten, die ihm im höhern
ter zur stereotypen Belebung des Gesprächs dienten. Doch
r diese Antipathie keineswegs von neuestem Datum. Schon
Jahre 1835 hatte er anonym die „Memoiren eines Ver-
rbenen" herausgegeben und die „Ansichten aus der Cavalier-
rspective", in denen er sich namentlich in der Hauschronik
s schlesischen Adels ausnehmend bewandert zeigte. Alle diese
christen dienten einer und derselben, meist in anekdotisch prickeln-
r Form ausgeprägten Tendenz. Noch neuerdings hatte er in
icher Richtung die Schrift: „Das Junkerthum, wie es ent-
nden ist und wie weit es uns gebracht hat. Von P." (1863)
öffentlicht. Ebenso brach er eine Lanze mit den kirchlichen
ndenzen ohne alle Principienreiterei, man möchte sagen mehr
pikanten Salonstil, indem er durch Geschichtchen aus der
:geschronik sein Thema erläuterte, in der Schrift: „Bilder
s der Geschichte der Kirche seit ihrem Bestehen bis auf unsere
ge" (1865). Doch der Hauptnachdruck ist auf seine kosmo-
itische Natur und Thätigkeit zu legen. Er war einer der
igsten Vermittler zwischen den Nationalitäten, und zwar ge-
e auf den praktischen Gebieten, und außerdem eine der selten-
: Erscheinungen von Rührigkeit und geistiger Frische im hohen
eisenalter.

Briefe von Jakob Grimm.

Im ersten Hefte des jüngst begonnenen elften Jahrganges
„Germania" von Pfeiffer werden Briefe von Jakob Grimm
getheilt, welche an den Herausgeber gerichtet sind. Vorerst
nur 20 Briefe zum Abdruck gelangt, die übrigen werden
den folgenden Heften erscheinen; auch sind Briefe Jakob
imm's an Hoffmann von Fallersleben aus den Jahren 1818
12 in Aussicht gestellt. Haben diese Briefe auch zunächst für
Vertreter der verschiedenen Disciplinen, welche Jakob Grimm
Leben gerufen hat, ausschließlichen Werth, so glauben wir
h, daß alle, welche dem seltenen Manne und seinen Wissen-
iftsgebieten in irgendeiner Weise ihre Theilnahme schenken,
hier veröffentlichten Briefe mit wahrem Genusse und gewiß
h nicht ohne Nutzen lesen werden. In doppelter Beziehung
it der Herausgeber der „Germania", daß seine Mittheilung
Briefe willkommen geheißen werde. „Erstens als Beiträge
zu einer Geschichte der deutschen Philologie und der altdeutschen
Literatur. Das sind sie durch die Mittheilungen über eigene
wie fremde Arbeiten und Plane und durch eine Fülle treffender
Bemerkungen über die alten Autoren, ihre Werke und deren
Ausgaben. Zweitens als Beiträge zu einer künftigen Charak-
teristik des unvergleichlichen Mannes, in dessen Wesen sie tiefe
Blicke thun lassen." Ohne Urtheil, ohne Lob und Tadel geht
es natürlich auch in diesen Briefen nicht ab; und insofern wer-
den sie dem einen oder dem andern nicht gerade willkommen
sein, denn an empfindlichen und eifersüchtigen Seelen ist unter
der deutschen Gelehrtenwelt kein Mangel. Der Herausgeber hat
alle günstigen und ungünstigen Aeußerungen, auch wenn sie ihn
selbst betreffen, unangetastet gelassen, wofern sie nämlich an
wissenschaftliche Erscheinungen sich knüpfen und in deren Geleite
auftreten. Dagegen hat er alle vereinzelt vorkommenden sub-
jectiven Urtheile, die irgend verletzen könnten, grundsätzlich ge-
tilgt und die Lücken durch Striche bezeichnet. „Deren Zahl
ist, wie schon Jakob's Charakter und milde Denkungsart erwar-
ten lassen, nicht groß." Jenen Grundsatz können wir nur bil-
ligen; es wäre aber alsdann auch rathsam gewesen, ihn streng
durchzuführen und weder im Guten noch im Schlimmen irgend-
eine Ausnahme zu machen. Wenn Pfeiffer einmal von seiner
sonst befolgten Weise abgeht und eine Stelle persönlicher Art
über einen noch lebenden Fachgenossen, welcher doch nicht so
ganz ohne Verdienste ist, stehen läßt, so wird das vielfach ver-
letzen; im Grunde scheint uns eine solche Auszeichnung vor an-
dern weniger eine Strafe als eine Ehre zu sein, und dahin
wird Pfeiffer sicher nicht gezielt haben. Grimm's Aeußerung
werden wir erst im fünfundzwanzigsten Briefe, also erst nach
einem Vierteljahre im zweiten Hefte zu lesen bekommen. Eine
gewisse Neugierde werden wir mit vielen theilen und wollen sie
nicht ableugnen. Dennoch würden wir die Fortsetzung der Cor-
respondenz mit um so größerer und edlerer Ungeduld ersehnen,
wenn wir in Erfahrung bringen sollten, daß sich der Heraus-
geber inzwischen besonnen und das ohne Zweifel herbe, wenn
auch gerechte Urtheil Grimm's lieber zu unterdrücken sich ent-
schlossen habe.

Bibliographie.

Colenfeld, A. v., Die eigene Kraft, der wahre Weg zum Reichthum und zur Größe des Einzelnen und der Nation. Nach dem Englischen mit Parallelen. 1ste Lief. Leipzig, M. Schäfer. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutinger, M., Der gegenwärtige Zustand der deutschen Philosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben von L. Kastner. München, Lentner. 8. 27 Ngr.

Dühring, E., Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 3te Abth.: Erläuterungen zu Schiller's Werken. 15tes und 16tes Bdchn.: Schiller's lyrische Gedichte. Erläutert von H. Düntzer. Wenigen-Jena, Hochhausen. à Bdchn. 4 Ngr.

Flegler, A., Erinnerungen an Ladislaus v. Szalay und seine Geschichte des ungarischen Reichs. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Grimm, A. T. v., Alexandra Feodorowna, Kaiserin von Rußland. 2 Bde. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Thlr.

Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen von J. Karsten. Stuttgart, Roth. 8. 20 Ngr.

Johannes Kepler, der große Astronom Deutschlands, in seinem Leben, Wirken und Leiden. Wien, Hartleben. 8. 10 Ngr.

Kohl, J. G., Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mannhardt, W., Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde. 2te vermehrte Aufl. Danzig, Ziemssen. Gr. 8. 20 Ngr.

Martius, C. F. P. v., Akademische Denkreden. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Montalembert, Graf, Geschichte der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Brixen, Theolog. Verlags-Anstalt. 8. 20 Ngr.

Schultz, F., Demosthenes und die Redefreiheit im athenischen Staat. Historische Studie. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Stephens, Mrs. Ann S., Der Engel der Grenze. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

— — Myra oder die Pflegetochter. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, Kollmann. 8. 22½ Ngr.

Wenig, J. B., Ueber die Freiheit der Wissenschaft. Rede. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 12. April 1866.

Inhalt: „Hellas und Rom" von Moritz Carriere. Von **Rudolf Gottschall.** — Skizzen und Bilder von Stadt und Land. Von **Otto Speyer.** — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von **August Henneberger.** Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Unterhaltungslektüre. — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

„Hellas und Rom" von Moritz Carriere.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Von Moritz Carriere. Zweiter Band. Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Neben der wissenschaftlichen Detailforschung, welche die Schätze vergangener Zeiten und Literaturen zu erschließen sucht, macht sich in Deutschland ein, von der Fachgelehrsamkeit oft gering geschätzter, aber deshalb nicht minder wissenschaftlicher Zug geltend, für die Resultate dieser Studien allgemeinere Gesichtspunkte zu gewinnen und aus denselben das Facit für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu ziehen. In Deutschland möge Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" für das maßgebende Werk auf diesem Gebiete gelten, der warme Hauch idealer Auffassung beseelte sie, der Glaube an den Fortschritt der Menschheit war die begeisternde Muse des Autors. So suchte er den bewegenden Gedanken der einzelnen Zeitalter nachzuweisen, den innern Kern aus der Schale der äußern Begebenheiten herauszuschälen, die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Epochen für die Fortentwickelung des Menschengeschlechts zu prüfen. Es geschah dies, trotz des schwunghaften Stils, in durchaus sachlicher Weise, indem in die Geschichte nichts hineingetragen wurde, sondern ihre Thatsachen wie einzelne Posten zu einer geistigen Summe zusammenaddirt wurden. Einen weitern Fortschritt bezeichnet die Hegel'sche Geschichtsphilosophie durch die präcise, oft aber schon zur Formel versteinerte Fassung für die geistige Bedeutung der Volksgeister und Zeitepochen. Bei einem Theil der Schüler artete sie indeß in einen hohlen Formalismus aus, welcher namentlich das trichotomische Schema in einer unerlaubten und verstandeswidrigen Weise den geschichtsphilosophischen Betrachtungen zu Grunde legte und die Weltgeschichte nolens volens unter das kaudinische Joch der logischen Dreieinigkeit beugte. Gegen diesen Schematismus, dessen Constructionen oft geradezu ins Lächerliche ausfielen, machte sich alsbald eine gesunde Reaction geltend, welche freilich zuletzt das Kind mit dem Bade ausschüttete, nichts gelten ließ als die Thatsache, wie sie die kritische Quellenforschung ans Licht gestellt, die Gelehrsamkeit nur in der Specialität suchte, alle auf allgemeinere Standpunkte hinarbeitenden Bestrebungen als müßige Speculationen verdammte. An die Stelle der philosophischen Formel tritt dann freilich ebenso oft die philologische Conjectur oder die sogenannte historische Kritik, bei der es in der Regel ohne sehr gewagte Hypothesen nicht abgeht. Doch diese Abzäunung der einzelnen Fächer macht zuletzt aus der Wissenschaft ein pennsylvanisches Gefängniß mit lauter Isolirzellen. Man muß zur Einsicht zurückkehren, daß nur in der Erhebung zu allgemeinen Gesichtspunkten der wahre Aufschwung des wissenschaftlichen Geistes besteht.

Auch die Geschichte der Kunst ist bisjetzt fast immer als eine Geschichte der Künste behandelt worden: ein Standpunkt, der auch da überwog, wo sie genereller erfaßt wurde, indem man die Kunst auch da zu isoliren suchte und von den allgemeinen Culturzusammenhängen möglichst loslöste. Den innern Zusammenhang nachzuweisen, der zwischen der Entwickelung der einzelnen Künste in ihrem gegenseitigen Verhältniß, der zwischen der Kunst und dem nationalen Geist besteht, die Kunst als einen wesentlichen Factor der Cultur und als einen Träger des idealen Entwickelungsganges der Menschheit zu erkennen, wurde in der Regel versäumt. Diese Aufgabe aber hat sich das obengenannte neue Werk des münchener Aesthetikers gestellt.

Der erste Band dieses Werks, welcher die Kunst in den asiatischen Ländern und Aegypten behandelt, ist bereits in Nr. 34 d. Bl. f. 1863 besprochen worden, wo auch über den allgemeinen Standpunkt desselben eingehende Betrachtungen angestellt wurden. Wir glauben den letztern am besten so zu bezeichnen, daß Carriere die Kunstgeschichte in dem Geiste behandeln will, in welchem Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" die Weltgeschichte behandelt hat. Carriere selbst sagt in dem Vorwort:

Gleich dem frühern Bande dieses Werks, der die Anfänge der Cultur und den Orient behandelt, hat auch dieser den

doppelten Zweck, einmal die gesicherten Ergebnisse der Forschung für einen weitern Kreis allgemeiner Bildung klar und lebendig darzustellen, dann aber auch die Kenner der Einzelgebiete einen Blick auf das Ganze, auf den Zusammenklang des Mannichfaltigen und die Gesetze seines Werdens und Sichgestaltens werfen zu lassen, zu erproben, wie weit es gelinge, das Bild eines geistigen Kosmos zu zeichnen. Das Ganze läßt sich wol auch eine Philosophie der Geschichte vom Standpunkte der Aesthetik nennen, sodaß vorzugsweise die Idee des Schönen, die Kunst betont, aber diese stets in organischer Verbindung mit Staat und Religion betrachtet wird, wodurch ihre mannichfaltigen Formen als der naturgemäße Ausdruck eigenthümlichen Gehalts und bestimmter Gedanken erscheinen.

Die Schwierigkeit des so gestellten Themas liegt nun hauptsächlich darin, den allgemeinen geistigen Zusammenklang hinzustellen, ohne eins der mitwirkenden Elemente ungebührlich zu bevorzugen oder zurückzusetzen. Der Autor muß sich die Frage vorlegen, wie weit er in der Darstellung der einzelnen Künste in das Detail gehen darf, ohne sich darin zu verlieren, wie weit er den Gang der politischen Geschichte oder die Entwickelung der religiösen Vorstellungen zu verfolgen hat, ohne damit die Kunst aus dem ihr von Haus aus angewiesenen Mittelpunkte des Werks herauszurücken. Dennoch werden sich kaum allgemein gültige Maßstäbe hierfür finden lassen. Es kommt alles zuletzt auf den richtigen Takt des Autors an, welcher keine Grenzstreitigkeiten zwischen den einzelnen Gebieten aufkommen läßt. Diesen Takt hat Carriere meistens bewährt. Es gehört dazu eine gewisse künstlerische Inspiration, für welche sich das Wesentliche und Unwesentliche von selbst scheidet.

Werken, welche, wie das vorliegende, allgemeine Resultate der einzelnen Wissenschaften in geschmackvoller Form darlegen, wird leicht der Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht, um so mehr, wenn sie nicht mit Citaten gespickt sind und wenn den Citaten die bei gelehrten Schriften übliche Genauigkeit der Angabe fehlt. Man ist geneigt, eine derartige Behandlung für schöngeistige Verwässerung zu halten und fragt sich, was man denn aus einer solchen Schrift Neues lerne? Es seien ja nur bekannte Thatsachen mit formeller Eleganz eingekleidet, es sei nur ein für den populären Bedarf zugerichteter wissenschaftlicher Extract, parfumirt mit einigen wohlriechenden Tropfen aus dem modernen Espritfläschlein.

Wenn man unter Lernen nur die Aneignung neuer Daten und Thatsachen versteht, nur die Erweiterung der Kenntnisse in der Richtung des Details, so kann man freilich aus dem Werke von Carriere sowenig Neues lernen, wie aus Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" oder aus Humboldt's „Kosmos". Wir schätzen gewiß diese Einzelkenntnisse nicht gering, der Reichthum an denselben ist die nothwendige Voraussetzung zur Gestaltung begründeter Gesammtanschauungen; aber sie bleiben unfruchtbar, solange sie eben wie todtes Material daliegen, nicht lebendig gemacht werden in wissenschaftlicher Architektonik, in bedeutsamen Perspectiven. Ebenso wenig nehmen Werke wie das von Carriere einen vorwiegend kritischen Standpunkt ein. Das Wesen der Kritik ist die Analyse, das Wesen der Carriere'schen Schrift die Synthese, indem sie uns lehrt, die Geschichte selbst als ein harmonisches Ganzes zu erfassen. So darf auch an dieses Werk nicht der Maßstab der Gründlichkeit angelegt werden in dem Sinne, wie man ihn wol an eine Specialgeschichte anlegen kann, daß nämlich der Stoff bis in seine subtilsten Elemente hinein erschöpft sei, sondern das Verdienst der Gründlichkeit kann hier nur die Bedeutung haben, daß keine allgemeine Behauptung haltlos in der Luft schwebe, sondern daß alle durch die Thatsachen begründet werden, deren Detail der Autor vollkommen beherrschen muß, ohne uns davon eine für seine Zwecke überflüssige Rechenschaft zu geben. Wo aber gerade eine einzelne, selbst minder bekannte Thatsache auf die allgemeinen Gedankengänge ein entscheidendes Licht wirft, da muß sie hervorgehoben werden, wie dies auch bei Carriere oft der Fall ist und wodurch zugleich der Beweis geliefert wird, daß der Schriftsteller nicht mit allgemeinen Phrasen feuerwerkert, sondern auf einer gediegenen Grundlage weiter baut.

Möge nun das Werk eine Culturgeschichte vom Standpunkte der Kunst oder eine Kunstgeschichte vom culturhistorischen Standpunkt aus sein, man wird immer die Frage aufwerfen können, ob der Kunst ein so vorherrschender Einfluß auf den Entwickelungsgang der Menschheit eingeräumt werden darf? Denn trotz der Verherrlichung, welche namentlich das ältere Schelling'sche System der Kunst zutheil werden ließ, und trotz der bedeutsamen Stellung, die ihr Hegel in seiner Philosophie als einer der Gestalten des absoluten Geistes einräumt, ist die realistische Richtung der Neuzeit allzu geneigt, ihr diese ideale Höhe streitig zu machen und die Kunst, wenn auch als eine Culturpflanze, doch als eine etwas überschüssige zu betrachten, die nicht im freien Felde, sondern nur auf den Mistbeeten der Cultur gedeiht. Gleichwol zeigt gerade die Betrachtung des geschichtlichen Zusammenhangs der Kunst und Cultur, daß die erstere nur als die Blüthe der letztern aufgefaßt werden muß, als der Gipfel ihrer Entwickelung.

Dies gilt namentlich von dem Kunstvolke κατ' ἐξοχήν, den Hellenen, mit denen sich der vorliegende zweite Band des Werks in seiner größern Hälfte beschäftigt. Die allgemeine Charakteristik von Land und Volk trägt ein lebenswarmes Colorit zur Schau und ist von einem Hauch der Begeisterung durchweht, der in dem einleitenden Sophokleischen Chorgesang eine angemessene poetische Ouverture findet. Gleichwol müssen wir bekennen, daß für uns die Darstellung des hellenischen Geistes durch Hegel, sowol in seiner „Philosophie der Geschichte", wie in seiner „Aesthetik" und „Religionsphilosophie" unerreichbar bleibt und jedenfalls zu den vorzüglichsten Entwickelungen gehört, die sich in seinen Werken finden. Auch kann der Standpunkt derselben wol im einzelnen erweitert, aber nicht im wesentlichen mehr vertieft werden.

Von den ersten Abschnitten der Carriere'schen Darstellung von Hellas tritt der über Homer in den Vordergrund. In die lichtvolle Schilderung des epischen Dichters ist ungezwungen eine Charakteristik der epischen

Dichtung verwebt, deren große Muster der Sänger von Chios für alle Zeiten hingestellt hat. Das Gesammturtheil Carriere's über denselben ist wol in folgender Stelle am prägnantesten ausgesprochen:

So haben wir den Boden für Homer bereitet, in welchem wir mit den Griechen den organisirenden Genius erkennen, der mitten in der lebendigen Fülle des Volksgesangs, der Heldenlieder und Rhapsodien, mit erhabenem Künstlergeiste die beiden Gestalten erfaßt, in welchen das Hellenenthum nach seiner gottfreudigen Jugendlichkeit wie nach seiner geistvollen Männlichkeit am herrlichsten und reichsten sich offenbarte, und der sie zu Mittelpunkten umfassender Dichtungen machte, in welche das Bedeutendste und Schönste aus der Vorzeit eingehen, an welchen das nachfolgende Geschlecht erweiternd fortarbeiten konnte. Er erfand den Stoff nicht, aber er bildete ihn künstlerisch durch, er begründete den Stil nicht, aber er brachte ihn zur Vollendung.

Man wird hier die nähere Beachtung der berühmten Controverse vermissen, welche Schiller zu dem Distichon mit den sehr realistischen „göttinger Würsten" begeistert hat. Auch ist Carriere öfter der Vorwurf gemacht worden, daß er in seinem Werk über Controversen mit einer gewissen Leichtfertigkeit hinweggehe und Fragen, über welche noch sub judice lis est, ohne diese Fraglichkeit zu erwähnen, sehr peremtorisch aus eigener Machtvollkommenheit entscheide. Wir müssen den Autor gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen. Die Controverse gehört mit zu jenem gelehrten Apparat, welcher die Physiognomie des Werks, wenn er mit aufgenommen würde, sicher verunstaltete hätte. Die Controverse ist ohne ein Aufrühren trüber Stoffe nicht möglich, wodurch mindestens die klare Fassung verloren ginge. Sie gehört nur in das Atelier eines Autors, der für die gelehrte Welt im engern Sinne des Worts schreibt. Man muß annehmen, daß Carriere dieselbe innerlich absolvirt und nun nach bestem Wissen und Gewissen sich für seine Beantwortung der streitigen Frage entschieden hat. Ist ein Kritiker anderer Ansicht, so mag er ihn deshalb zur Ordnung rufen. Der Streit mag dann wieder in den kritischen Zeitschriften den nöthigen Staub aufwühlen; doch ein Buch wie das Carriere'sche ist keine Arena für dergleichen Ringkämpfe.

Die Cykliker werden von Carriere in übersichtlicher Weise charakterisirt. Vielleicht hätte auf die Bedeutung hingewiesen werden können, welche das Verhältniß der cyklischen Dichter zu Homer für alle Folgezeit gewonnen. Carriere erwähnt allerdings einige cyklische Versuche des Mittelalters. Doch die Versündigung der Cykliker gegen die Grundgesetze des Epos reicht weit hinein in die poetischen Erzählungen der Neuzeit, ja selbst was man an den biographischen Memoirenromanen, die auf dem modernsten Literaturmarkte so hoch im Curs stehen, tadelt, das findet sich bereits in den Gesängen eines Stasinos und Arktinos. Das Ei der Leda hat sich stets so verhängnißvoll für die Epiker bewiesen, wie das Ei des Columbus für die Politiker.

Die Werke des Hesiod unterwirft Carriere einer eingehenden Analyse, er faßt sein Endurtheil über dieselben in den folgenden Worten zusammen:

Hesiod ist überall nüchterner und lehrhafter als Homer, und die Werke, wie sie vorliegen, sind von sehr ungleichmäßiger Form, es ist nicht so sehr der poetische Genuß als die Tiefe und Fülle des Gehalts in Bezug auf Religion, Sitte und Lebensweisheit, was ihn uns wichtig macht, die Griechen erfüllen durch ihn den Kreis der epischen Poesie, indem sie dem Epos der That auch das des Gedankens oder der Betrachtung hinzufügen.

Die Abschnitte über Delphi, Olympia und Eleusis sind geschmackvoll ausgeführte Culturgemälde, welche ihren Zweck vollkommen erfüllen, die Leser in das religiös gefärbte und bestimmte Nationalleben der Griechen einzuführen. Wol muß der Autor auch hier über manche Controverse hinweggleiten, den Leser gleichsam mit verbundenen Augen an manchem gelehrten Abgrund vorüberführen. Doch er thut dies mit Sicherheit und Grazie, man merkt der harmonischen Darstellung zwar nicht die überwundenen Schwierigkeiten an, wol aber die Fülle von Detailkenntnissen, die ihr zu Grunde liegt.

Die erste Entwickelung der griechischen Lyrik ist so eng mit der Entwickelung der politischen Zustände verknüpft, daß Carriere die Darstellung beider ungezwungen bei der Charakteristik eines Kallinos, Solon, Theognis, Tyrtäus ineinander verweben kann. Dieser Zusammenhang ist lehrreich für alle Zeiten, namentlich auch für die neuere, in welcher sich nur eine veraltete Aesthetik gegen das mit Bewußtsein sich regende Streben zur Wehr setzt, auch lyrisch an die öffentlichen Verhältnisse, an das nationale Element anzuknüpfen. Auch die Lyrik darf nicht aus dem blauen Himmel wie ein Meteorstein herunterfallen; sie muß aus dem Leben des Volks und der Gegenwart herauswachsen. Freilich hat auch die Lyrik der Empfindung, der individuellen Stimmung, wie sie sich in der melischen Poesie der Griechen und ihrer strophischen Gliederung ausspricht, ihr gutes Recht. Wie Carriere aus den melodisch-graziösen Fragmenten der Gesänge der Sappho uns das Gesammtbild der Dichterin wiederherzustellen sucht, das mag als Probe dienen für seine anziehende Darstellungsweise, die nicht von oben herab kritisirt, sondern uns das lebensvolle Bild gibt:

Sappho's Poesie war zunächst dem Familienleben gewidmet, und die erhaltenen Bruchstücke ihrer Braut- und Hochzeitsgesänge sind voll inniger Empfindung, voll Zartheit und Kraft des Ausdrucks. Alle ihre Lieder athmen ein entzückendes Naturgefühl. Wie reizend vergleicht sie die unberührte Schönheit der Braut mit einem Apfel im Wipfel des Baums, indem der Ausdruck des Gedankens sich vor unserm Auge gestaltet und steigert:

So wie der Honigapfel am oberen Zweige sich röthet,
Hoch am obersten Zweig; ihn vergaßen die Pflücker der Aepfel;
Nein, sie vergaßen ihn nicht, sie konnten ihn nur nicht erreichen.

Oder wenn sie ein Mädchen der Hyacinthe vergleicht, welche der Fuß des Hirten im Gebirge zertreten hat, daß die purpurne Blüte am Boden liegt, wer erkennt darin nicht einen Vorklang dessen, was Goethe in den Liedern vom Veilchen und Heideröslein gesungen? Der Abendstern, sagt Sappho, führt alles wieder heim, was die leuchtende Morgenröthe zerstreut hat:

Kühlung säuselt rings in des Quittenbaumes
Zweigen, sanft von bebenden Blättern fließet
Schlummer hernieder.

Die Dichterin selbst fühlte der Liebe Leid und Lust, und sprach das Sehnen und Verlangen wie die Erfahrungen ihres Herzens in wohllautenden Gesängen aus, bei den Musen Heilung suchend. Sie seufzt:

Der Mond ist hinabgesunken,
Das Siebengestirn, und Mitter-
Nacht ist's, es vergeht die Stunde,
Ich aber, ich lieg' alleine!

Sie kann nicht mehr das Gewebe am Stuhl schlagen, die gliederlösende Liebe bewegt sie, diese süßbittere unbezwingliche Schlange. Eros erschüttert ihr Gemüth, wie der Sturm von dem Berge in die Eichen fällt. Betend wendet sie sich zur Aphrodite, ihr bekümmertes Herz auszuschütten; Wunsch und Erwartung, daß der spröde Geliebte zum ungestüm Liebenden werde, kleidet sie zartfühlend und anmuthig in die Antwort der Göttin:

Wenn er jetzt noch flieht, wird er bald verfolgen,
Wenn er sonst Geschenke nicht nahm, sie geben;
Wenn er nicht geküßt, wird er bald dich küssen,
Wolltest du selbst nicht!

Ueber den Grundcharakter der griechischen Lyrik heißt es mit Recht:

In der Kunstlyrik der Griechen steht der einfache Gefühlserguß, die melodische Entfaltung der Seelenstimmung, der Ausdruck des individuellen Gemüths im Liede weit zurück hinter der Freude an Bild und Betrachtung, wenn bald die mythischen Gestalten der Vorwelt eingeführt, bald die Bewegungen des Herzens mit allgemein wahren Gedanken, mit sinnschweren Sprüchen beruhigend abgeschlossen werden. Solche epische und gnomische Zuthaten machen die Stärke und den Glanz der griechischen Lyrik aus; es spiegelt sich darin das mehr in der Anschauung der Außenwelt als in der Tiefe der Innerlichkeit lebende Gemüth.

Als Beweis hierfür kann namentlich Griechenlands schwunghaftester, und wir möchten hinzusetzen, originellster Dichter Pindar gelten. Mindestens war seine Dichtweise so mit dem griechischen Nationalgeist verwachsen, daß sie zu keiner Zeit Nachahmung gefunden hat. Selbst das gelehrige Rom, in welchem die Komödiendichter meistens Menander und Philemon plünderten, Virgil den Homer in den Faltenwurf der römischen Toga kleidet und Horaz seine Strophen von Alkäos und Sappho borgte, hat keinen Nachsänger des großen Pindar aufzuweisen, und was man in späterer Zeit pindarischen Schwung zu nennen pflegte, das bezog sich meistens auf unscandirbare, frei ergossene Gesänge, deren Planlosigkeit in der Regel eine wirkliche, nicht wie bei Pindar eine scheinbare war und denen vor allen Dingen die nationale Grundlage fehlte. Wir halten eine pindarische Poesie in unserer Zeit keineswegs für unmöglich — nur müßte sie freilich nicht an Aeußerlichkeiten anknüpfen, sonst würden moderne Epinikien, welche bei Gelegenheit eines märkischen Pferderennens in unscandirbarer Jockeypoesie die Geschlechter der siegreichen Pferdebesitzer und ihren Ruhm bis in die Zeiten der Quitzows hinauf feierten, dem pindarischen Ideal am nächsten kommen. Wir meinen, daß Victor Hugo in einigen seiner napoleonischen Oden den echten pindarischen Ton angeschlagen hat, welchen Platen nur wegen seiner unmöglichen, kunstreich verkünstelten und von Spondeen erdrückten Odenstrophen verfehlte. Ein an das nationale Leben anknüpfender oder ethisch bedeutsamer Grundgedanke, wie ihn Carriere in einzelnen Gesängen Pindar's nachweist, müßte, illustrirt durch bedeutsame geschichtliche Beispiele und in frei sich ergehenden, aber stets zum Grundgedanken zurückkehrenden Gedankenfolgen, derartigen Gesängen zu Grunde liegen. Soll aber die rhythmische Ungebundenheit nicht ganz ins Vage verlaufen, so muß der regellose Wechsel des Rhythmus durch den Reim ein neues, gesetzlich wirkendes Band erhalten.

Die Abschnitte, welche der griechischen Architektur und den Anfängen der Plastik gewidmet sind, zeugen für das Bestreben Carriere's, die einzelnen Künste stets in ihrer gegenseitigen Beziehung und sub specie des nationalen Geistes zu betrachten. So heißt es von der Architektur:

Nach alledem können wir die griechische Baukunst plastisch nennen im Unterschiede von der malerischen im Mittelalter; das Gleichgewicht von Kraft und Last entspricht der Harmonie von Geist und Materie und jedes Glied des Ganzen trägt den sinnenfälligen Ausdruck seines Begriffs. Wie der Grieche sich heimisch hienieden fühlt, und auch in der Philosophie mehr die Erkenntniß der bestehenden Ordnung als ihres göttlichen Grundes sucht, so gibt der Tempel ein Idealbild des Kosmos; vor ihm, in ihm soll uns nicht die Ahnung eines geistigen Mysteriums durchschauern, sondern das Gesetz der Natur in freudiger Klarheit kund werden. Keine Sehnsucht hebt das Gemüth über das Irdische empor; so breitet der Bau sich behaglich auf der Erde aus, und statt himmelanstrebender Thürme senkt das Dach wie ein Adler seine Schwingen schirmend über den Tempel. Der Kraft der Säulen wird Halt geboten durch den Architrav, der sie alle umspannt wie das Gesetz des Staats die Männer, der auf den Säulen lastet, den sie tragen müssen wie die Menschen das Schicksal, unter dem sie stehen; aber sie thun es gerne wie mit Einsicht in ihre Bestimmung. Wie die Plastik in der Leibesschönheit ihren Triumph feiert und im Hellenenthum das äußere öffentliche Leben vornehmlich ausgebildet ward, so ist auch die Baukunst hier eine Architektur des Aeußern: dieses wird vor allem einladend und prangend gestaltet, und die das Haus des Gottes nach allen Seiten offen umgebende Säulenhalle trägt zugleich die Bildwerke des Frieses und Giebelfeldes, die nach außen hin vom Wesen und Walten des Gottes wie von der Bedeutung des Tempels Zeugniß geben. Ja das Giebelfeld wie die Metopen erscheinen so leer ohne die plastischen Figuren, daß man sie von Haus aus als auf sie berechnet ansehen muß. Die einzelnen Künste gewinnen in Griechenland besondere Existenz, bleiben aber in Beziehung und Harmonie. So sind die Tempelbilder für den Tempel ursprünglich mitgedacht, das Grundgerüst der Architektur wird nirgends von ihnen beeinträchtigt, vielmehr machen sie mit ihm zusammen ein künstlerisches Ganzes aus.

Indem wir in das perikleische Zeitalter treten, erweitert sich der Kreis, welchen die Darstellung Carriere's nach ihren Zwecken zu beschreiben hat. Die Kunst der Prosa, die Beredsamkeit, die Geschichtschreibung, die Philosophie, diese neuen, herrlichen Offenbarungen des griechischen Genius, verlangen Berücksichtigung; das Drama tritt als ein Mittelpunkt des nationalen Lebens hervor. Gerade bei der Charakteristik des Dramas verweilt Carriere eingehender. Das griechische Drama ist neuerdings von L. Klein in der „Geschichte des Dramas" ausführlich behandelt worden und ein Vergleich zwischen den beiden Schriftstellern über dies Thema nicht ohne Interesse. Im einzelnen, wie z. B. in der Parallele zwischen der „Elektra" des Aeschylus und Sophokles, glauben wir bei Carriere den Einfluß Klein's, der auch sonst mehrfach citirt wird, nachweisen zu können. Dem Aeschylus weist Carriere nicht jene hervorragende Stellung an, wie Klein und Victor Hugo; er stellt die drei Dramatiker mit folgenden Worten nebeneinander:

Sophokles tritt zu Aeschylus heran wie Rafael zu Michel

ngelo: der überwältigenden Macht des Tiefsinns und der Er-
ıbenheit, der dämonischen Größe der Charaktere gesellt sich die
rchgebildete Harmonie des edeln Gemüths und der von ihr
dingte Adel der Form, ein Schönheitssinn, der sich vornehm-
h in dem Ausbau des Ganzen, in der Composition bewährt,
ı Wohlklang, in welchem alles zusammenstimmt. Nie ist die
litte in der Verbindung von Würde und Anmuth, in dem
chten Maße, das die Gegensätze ausgeglichen in sich enthält,
wunderenswerther und vollendeter erschienen als in der Stel-
ng des Sophokles zwischen Aeschylus und Euripides. Zwi-
en Aeschylus dem Marathonstreiter, der die altehrwürdige
berlieferung hoch hält und den Willen des Einzelnen dem des
anzen beugt, und zwischen Euripides, der als ein Zögling
: sophistischen Bildung die Subjectivität des persönlichen Gei-
s auf den Thron erhebt und das Ganze dem Reize des Ein-
nen nachsetzt, steht er, der melodische Mund der perikleischen
it, der durch die Schule der Gymnastik und Musik zur Klar-
t und Freiheit des Gedankens voranschreitet und mit dem
meingefühl des Volks die Persönlichkeit in Einklang erhält,
lche dasselbe leitet, indem sie von ihm getragen wird.

Die Erklärung des Aeschyleischen „Prometheus“ hat
s wenig befriedigt; sie ist zu christlich gedacht, zu lamm-
mm. Carriere sagt:

Daß Prometheus Zeus für einen Tyrannen ansieht, für
en eifersüchtig zürnenden Gewaltherrn, das bezeichnet eben
en Charakter, und ist folgerichtig, da der Mensch das Be-
ßtsein seiner Wesens- und Liebeseinheit mit Gott verliert,
nn er mit seinem Willen sich von ihm geschieden hat; wer
Flamme des Zorns in sich entzündet, dem ist Gott der
rchtbare; dem Empörersinne, der das Gesetz verschmäht, ist
eine bindende Fessel; wer der sittlichen Weltordnung wider-
bt, die doch unverbrüchlich ist, der fühlt sie als eisernes
nd, und dies ist die Strafe seines Trotzes. Aber der Eigen-
le kann sich nicht blos im Kampfe gegen die Vorsehung zei-
, er liegt auch schon darin, daß der Mensch dem Rufe Got-
, den Mahnungen und Regungen seiner Gnade nicht Folge
stet. Dies zeigt Io. Von Zeus gesendete Traumstimmen
ben sie eingeladen, sich seiner Liebe hinzugeben, aber sie hat
rauf nicht gehört und irrt nun wie wahnsinnig umher, ein
mbol, wie das ganze Leben des Menschen eine ruhelose Irr-
rt ist, wenn er der göttlichen Führung widerstrebt.

Prometheus ist hier der allein Schuldige, der von
tt Abgefallene, und die Liebe des Zeus zur Io wird
: in eine christliche Gottes- und Gnadenliebe verwan-
t. Doch Zeus selbst wird in der Dichtung oft genug
ein gesetzloser Willkürherrscher proclamirt, und Pro-
theus ihm gegenüber als ein Wohlthäter der Mensch-
t. Es ist kein glückliches Bestreben, aus dem „Prome-
us“ eine Theodicee machen zu wollen. Klein macht im
gentheil den Prometheus zum Vertreter eines „heilig-
mmen Gottbewußtseins“, des Bewußtseins, daß Gesetze
Recht die Grundsäulen der göttlichen Herrschaft sind.
l geben wir Carriere zu, daß Prometheus ein Rebell
doch Zeus ist ein Tyrann — und diese gegenseitige
uldverkettung steht mit den flammenden Zügen der groß-
igen Dichtung an die Pforte der Weltgeschichte geschrieben,
der sie sich von Jahrtausend zu Jahrtausend erneuert.

Aristophanes gehört zur Domäne der witzsprühenden
in'schen Darstellung; doch gibt auch Carriere ein in
en einzelnen Zügen sehr harmonisch zusammengeordne-
Gesammtbild des Dichters und stellt die Urtheile von
gel, Solger, Immermann und Hettner in einer sich
änzenden und erläuternden Weise nebeneinander. In
Bezug auf die einzelnen Stücke ist die Anerkennung der „Vögel“, wenn auch nicht so dithyrambisch wie bei Klein, doch warm und hervorhebend:

Die alten sinnlichen Göttervorstellungen genügen nicht mehr, der Dichter gibt sie preis, aber er vertraut auf fromme Gesinnung, auf selbstbewußte Geisteskraft und Sittlichkeit, daß sie als wahre Herrschermacht ein neues Reich gründen, daß in ihm die so seelenbeflügelten wie flatterhaften Vögel, die Athener, sich wieder zum Ganzen ordnen. Wenigstens wie ein schönes Luftgebilde hat es der Dichter hingezaubert, es schwebt auf beschwingten Rhythmen vor unsern Augen, und wunderbarer Wohllaut rauscht von ihnen herab; alles ist ätherisch leicht und heiter, durchaus harmonisch.

Einer der gelungensten Abschnitte des Werks ist derjenige, welcher die Blüte der hellenischen Plastik behandelt. Die Darstellung des Phidias und seiner Werke verdient durch ihre künstlerische Haltung hohe Anerkennung. „Philipp und Demosthenes“, „Alexander und Aristoteles“ zeigen uns die spätern Entwickelungsphasen des hellenischen Geistes wiederum im engen Zusammenhang mit dem Gange der politischen Geschichte. In der Charakteristik dieses Zeitalters heben wir besonders die Schilderung der Bildwerke der rhodischen Kunst und der neuern attischen Komödie hervor.

Von Hellas führt uns Carriere nach Rom, wo sich der Volkscharakter und der eigenthümliche Culturgeist am schärfsten in der Entwickelung des Staats selbst nach innen und außen ausgeprägt hat. Man kann sagen, daß bei den Römern die Geschichte und die Culturgeschichte mehr als bei irgendeinem andern Volke zusammenfallen. So ist auch Carriere, nachdem er die Grundzüge des Römerthums auch nach seiner rechtsschöpferischen Seite hin fest und kenntlich hingezeichnet und auf die Cultur- und Religionsverhältnisse der alten Italer und die zu den Räthseln der Weltgeschichte gehörenden Etrusker einen Blick geworfen hat, darauf hingewiesen, am Faden der äußern römischen Geschichte das Culturgemälde dieses Volks zu entwerfen oder vielmehr das kunst- und literaturgeschichtliche mehr episodisch in den großen Gang dieser Entwickelung einzureihen. Plautus und Terenz werden von Carriere in der gewohnten Weise, ohne Aufstellung neuer Gesichtspunkte, betrachtet. Das specifisch Römische indeß, was sich in jener ersten Epoche der römischen Poesie geltend machte, wird von Carriere nicht genugsam hervorgehoben. So sagt er von Attius: „Er nahm zwar Stoffe aus der alten römischen Geschichte, aber bearbeitete für sie doch nur Stücke der attischen Meister.“ Dies ist unbegründet. Von Attius, der von Vellejus als Gipfel der römischen Tragödie bezeichnet, von Columella neben Virgil gestellt, auch von Quintilian mit Pacuvius als der bedeutendste Tragiker gepriesen wird, werden einige tragoediae praetextae erwähnt, die wie der „Decius“ und „Brutus“ unmöglich mit Benutzung attischer Meister gearbeitet sein können und auch, wie die vorhandenen Fragmente beweisen, nicht gearbeitet sind.

So mangelhaft die Nachrichten über die tragoedia praetexta und die comoedia togata, die von Carriere sehr unvollständig charakterisirt wird, als im „römischen

Gewande gespielt", auch sein mögen, so mußte der Kunst- und Culturhistoriker doch hier mehr ins Detail gehen, um alles auszugraben, was von dem „selbständig schaffenden" Römergeiste zeugt. So erscheint uns auch in den spätern geschmackvollen Charakteristiken des Virgil, Horaz und Ovid, der Koryphäen des goldenen Zeitalters, der letztere mit Unrecht in den Schatten gestellt. Er ist von diesen dreien der originellste und der am meisten „römische" Dichter, natürlich seines Zeitalters, sodaß wir das „römisch" nicht nach dem Maß des ersten Brutus und Cato und Curius Dentatus messen dürfen. Seine Liebesgedichte sind ein Sittenspiegel der Zeit; seine „Tristia" und „Epistolae ex Ponto" ebenso originell in der Anknüpfung an persönliche Erlebnisse, seine „Metamorphosen" eine phantasievoll freie Behandlung der sich für den dichterischen Gebrauch auflösenden Göttersagen; seine „Fasten" ein römischer Nationalkalender — alles nicht aus Nachahmung hervorgegangene Werke, sondern dictirt durch eine Inspiration, welche für den eigenartigen Inhalt die eigenartige Form findet, während Virgil in seiner „Aeneis" ein Nachdichter des Homer, Horaz in seinen Oden ein Nachsänger der griechischen Odendichter und jener nur in seinen „Georgica", dieser in seinen Episteln und Satiren originell ist.

Die Epoche der römischen Tyrannen nach Augustus ist eine so dämonisch-fesselnde, das Römerthum zieht hier, gerade in seiner Entartung, so merkwürdige Consequenzen des eigenen Wesens, daß wir wol wünschen möchten, Carriere hätte diese Zeit noch farbenreicher, noch mit einer größern Fülle von Detailzügen ausgeführt.

Doch diese Ausstellungen beeinträchtigen nicht den Werth des Werks, welches durch seine geschmackvolle und fesselnde Form ganz geeignet scheint, ein größeres Publikum in den Geist des Alterthums einzuführen, dabei die Arbeit der Vorgänger und die Resultate der Wissenschaft mit kritischer Einsicht benutzt und im einzelnen durch manche neue Lichtblicke und geistreiche Parallelen das große und doch mit maßvoller Beschränkung erfaßte Gebiet glücklich erhellt.

Rudolf Gottschall.

Skizzen und Bilder von Stadt und Land.

Wie der Verkehr der Länder und Völker selbst, so wächst auch die Zahl der Reiseschriftsteller — ich meine die schriftstellerischen Reisenden, nicht die reisenden Schriftsteller — fast in geometrischer Progression. Während noch vor 30 Jahren die ganze deutsche Reiseliteratur aus wenigen Nummern bestand, ist es jetzt kaum noch möglich, der Flut, die jede neue Saison gebiert, jede neue Messe auf den Markt wirft, einigermaßen Herr zu bleiben. Darf uns das in Erstaunen setzen, oder haben wir gar Grund, uns darüber zu beklagen? Nicht im geringsten. Ist es doch an und für sich ein sehr löbliches Beginnen, der übrigen Welt über die von den Reisenden besuchten Länder und ihre Bewohner die Augen zu öffnen; ist doch ein jeder Schriftsteller überzeugt, daß, auch wenn er das Bekannteste beschreibt, sich dasselbe wenigstens in seinem Geiste in neuer, eigenthümlicher und höchst lesenswerther Weise abgespiegelt habe; hat doch jeder „Gebildete" jetzt so viel gelernt, um ein leidliches Tagebuch zusammen[...]ben zu können, durch welches er vielleicht gar noch [...] Theil der Reisekosten zu decken hofft, und ist doch [...] bei alledem das leselustige Publikum noch zahlreicher [...] das schreiblustige, selbst auf Reisen. Die „[...]bücher" bilden bekanntlich einen gangbaren Handels[...] und der Reisende liebt es, im Coupé, wenn die [...]schaft langweilig ist, oder im Gasthof, wenn der [...] ein verdrießliches Gesicht macht, das utile mit dem [...] zu verbinden und sich auf eine nicht allzu kopfanstreng[...] Art eine gewisse Kenntniß der durchreisten oder zu [...]reisenden Gebiete zu verschaffen. Wir hatten deshalb [...] übel Lust, gegenwärtigen Artikel „Schriften von [...] Reisende" zu überschreiben, aber abgesehen von der [...] grammatischen Form, an der freilich deutsche Zeitungsleser, die an ganz andere Solöcismen gewöhnt sind, [...] Anstoß nehmen dürften, sind doch einige von den [...] besprochenen Schriften von zu schwerem Kaliber, [...] in dieser Weise mit der gewöhnlichen Dutzendwaare [...] einen Topf zu werfen. Einfache und harmlose [...]erlebnisse, Natur- und Sittenschilderungen, statistische [...]zählungen und Berechnungen, pikante Anekdoten, [...] und politische Satiren, phantastische Visionen, wissenschaftliche Auseinandersetzungen, Glaubens- und Unglaubens[...]kenntnisse — von dem allen und mancherlei andern [...] bietet uns das Kaleidoskop der vor uns liegenden [...] Schriften die buntesten Proben. Das bildet eben [...] besondern Reiz dieser Gattung von Schriften, daß [...] bei der bequemen Form oder vielmehr Formlosigkeit [...] Buchs alles Mögliche hineinbringen läßt, was dem [...]fasser auf dem Herzen oder auf dem Pulte liegt und [...] vielleicht sonst nirgends hat unterbringen lassen: [...] Grund mit, weshalb auch bedeutende Schriftsteller, [...] Goethe und Thümmel bis auf Heine und Laube und [...] diesen bis zu dem Stahr-Lewald'schen Ehepaar, [...] Tribut zu dieser Gattung von Literatur beigesteuert [...] wenn man auch als den eigentlichen Prototyp der[...] den „Todten Ritter" ansehen muß, dessen von [...] in den „Liedern eines Lebendigen", der Behauptung [...] Dichters zufolge, zersplitterte Lanze sich wol ander[...]ter wieder herstellen ließen.

Wir beginnen mit der nach Umfang und Inhalt [...]spruchslosesten unter den vorliegenden Büchern:

1. Volk und Zustände in Algier. Bilder und Skizzen einer deutschen Dame. Leipzig, Bergson-Sonenberg. [...] 8. 21 Ngr.

Sollten wir das Schriftchen nach den Erwartungen [...]theilen, welche der Titel in uns erwecken mußte, so [...]ser Urtheil höchst ungünstig ausfallen. „Volk und Zustände in Algier!" Wer denkt dabei nicht sofort an ethnographische Schilderungen und statistische Daten? Wer [...] nicht unwillkürlich ein mehr oder weniger vollständiges Gemälde des ehemaligen Raubstaats und seiner [...] unter französischer Herrschaft? Wem kommt dabei [...] Napoleon's III. Brief sur l'Algérie und alle die [...]streitenden Berichte in den Sinn, die er in fran[...] officiösen und unabhängigen Blättern über die [...]

chen stets sich erneuernder Aufstände, über die ewigen
gen der Colonisten, über die ganze Militärwirthschaft
ihre Unvermeidlichkeit gelesen hat? Wir erwarten
schlüsse von einer unparteiischen Beobachterin über
e Zustände, die selbst für uns Deutsche mittelbar eine
eutende Wichtigkeit haben, und was finden wir? Das
rharmloseste Geplauder über die ziemlich alltäglichen Er-
nisse auf einer Reise von Marseille nach Algier und wäh-
d eines Frühlingsaufenthalts in dieser Provinz. Was sie
hen und nicht gesehen, mit wem und wovon sie geplau-
t, was sie gegessen und nicht gegessen, was für mancher-
kleine angenehme und unangenehme Ueberraschungen ihr
eil geworden: alles das hat uns die Verfasserin in
nologischer Folge tagebuchartig aufgezeichnet; aber wei-
auch eben nichts. Nun, wir wollen mit unserer schö-
Landsmännin deshalb nicht allzu streng ins Gericht
en. Wir sind in die Geheimnisse des Handwerks hin-
glich eingeweiht, um zu wissen, daß bei der Titelfabri-
on der Verleger ebenso sehr in Betracht kommt wie der
tor und daß der erstere den Namen des Buchs eben
t gewichtig und verheißungsvoll genug haben kann.
ch glaubt die Verfasserin durch den Zusatz „Bilder
Skizzen" wol hinlänglich den Charakter ihrer Schrift
ichnet zu haben. Aber wir können nicht umhin, bei
er Gelegenheit auf den Unfug hinzuweisen, mit dem
durch gleißende und hochtönende Titel das Publikum
lendet und der Inhalt des Buchs vielmehr verdeckt
offenbart werden soll.

Vom Standpunkte einfacher Reiseskizzen haben wir
en unser Buch wenig oder nichts einzuwenden. Die
rfasserin hat offenbar eine rasche Auffassung für alles
genthümliche, besonders freilich für das Seltsame und Ko-
che, aber auch einen offenen Sinn für das Schöne in
tur und Menschenleben, dabei für eine Dame viel
befangenheit und Muth, welcher letztere wol durch die
n-, oder sagen wir höflicher Wißbegier wesentlich un-
tützt wird, sie plaudert lebhaft und gewandt, schildert
ötzlich und anschaulich. Etwas sehr Bedeutendes darf
n dagegen weder objectiv noch subjectiv, weder in Be-
ung auf die Erlebnisse noch auf die Auffassung des
sehenen und Erfahrenen erwarten. Was sie vom Le-
der Eingeborenen wie der fremden Ansiedler erblickt,
bloße Aeußerlichkeiten. Landschaftliche Schilderungen
nicht ihre starke Seite; dagegen versteht sie es vor-
slich, Personen zu skizziren, Begegnisse und Gespräche
int und lebendig darzustellen und anmuthige Episoden
zuflechten. Ein kleines Juwel der letztern Gattung ist
er deutsche Wäscher". Auch daß die Verfasserin durch
Geschichte der schönen schwindsüchtigen Gräfin und
es unglücklichen Liebhabers ihrem Buche ein gewisses
mantisches Interesse zu geben bemüht war, billigen wir
llkommen, während sie uns den langweiligen Hambur-
„as dull as he is blundering" wol hätte ersparen
nen. Alles in allem können wir den Freunden leich-
Reiselektüre das Büchlein mit gutem Gewissen empfeh-
. Erhalten sie auch von Algier und seinen Umgebun-
nur einen ziemlich mangelhaften, von den socialen
Zuständen seiner Bewohner einen sehr oberflächlichen und von den bürgerlichen und politischen Verhältnissen gar keinen Begriff, so werden sie sich doch wahrscheinlich besser unterhalten, als das bei einer gründlichern Auseinandersetzung statistischer Verhältnisse der Fall gewesen sein würde.

2. Diesseit und jenseit der Alpen. Bilder von der Adria, aus Oberitalien und der Schweiz. Von J. Rodenberg. Berlin, Seehagen. 1865. 8. 1 Thlr.

Auch diese Schrift täuschte uns durch die vielsagende Unbestimmtheit ihres Titels, als uns derselbe zuerst im untern Stockwerk der berliner „National-Zeitung" ins Auge fiel. Wir erwarteten eine Vergleichung italienischer und deutscher Zustände, jedenfalls eine Parallele zwischen Nord- und Südalpenland. Der Inhalt belehrte uns bald, daß wir es auch hier nur mit im wesentlichen ziemlich anspruchslosen Reiseskizzen zu thun hatten, und zugleich, daß das Diesseits und Jenseits im engsten Sinne zu verstehen sei, indem der Verfasser den Südrand der Alpen von Triest, resp. Venedig bis Mailand und Como bereiste und weiterhin, über den Gotthard fahrend, einen Theil des Nordabhangs zu sehen Gelegenheit fand. Er hielt sich dabei — etwa eine kurze Villeggiatur in Brunnen und in Bürglen bei Altdorf ausgenommen — stets auf der großen Heerstraße, ohne irgendwo in das Innere des Gebirgs, geschweige denn in seine verborgenern Thäler und Schluchten vorzudringen. So dürfen wir denn nichts Neues und Ueberraschendes, weder in Bezug auf die Schilderung von Gegenden noch von Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner erwarten. Aber der Verfasser ist bekanntlich ein anmuthiger und gewandter Erzähler, der in behaglicher, oft fast etwas geschwätziger Breite, was er gesehen und erlebt und bei dem Gesehenen und Erlebten empfunden und gedacht, an uns vorüberzuführen versteht. Nach der Widmung zu schließen beschreibt uns der Verfasser seine Hochzeitsreise, und einem jungen Ehemanne, der die frischeroberte Geliebte an der Seite in die schöne Welt hineinfährt, mag man leicht einigen überflüssigen Enthusiasmus zugute halten; ja, es geht vielleicht — ein gewiß nicht zu unterschätzender Vorzug — etwas von der erhöhten Stimmung, die dem Verfasser alles im rosigsten Lichte erscheinen läßt, auf den Leser über. Freilich, wer rechten Geschmack an dem Dargestellten wie an der Darstellungsweise finden soll, darf noch nicht selbst durch Reisen oder Reisebeschreibungen blasirt sein; sonst möchte die hochfliegende Begeisterung des Verfassers, der doch in Italien wie in der Schweiz noch bei weitem nicht das Schönste und Großartigste gesehen hat, leicht eine verkehrte Wirkung auf ihn hervorbringen. Wenn derselbe z. B. bei seiner Rigifahrt mit großer Genugthuung bei den fechstehalbtausend Fuß verweilt, die er sich über den Spiegel des Mittelmeers erhoben hat, so mag dies in unserer Zeit, wo die Riesengipfel der Alpenwelt alljährlich dutzendweise von Dilettanten aller Nationen erklettert werden, bei manchen leicht ein etwas geringschätziges Lächeln hervorrufen. Und doch ist es etwas Schönes um diese fast kindliche Frische, mit der Rodenberg die Schönheiten

Hesperiens und Helvetiens im bewundernden Entzücken genießt und schildert. Auch die hier und da hervortretende humoristische Behandlung und die feine Ausschmückung mit allerlei bunten Arabesken ist anzuerkennen, nur geht die zierliche Miniaturmalerei zuweilen etwas zu weit, zumal wo es sich um so gewöhnliche und altbekannte Dinge handelt wie italienische Barbierstuben, reisende Engländer u. dgl. m. Wenn uns der Verfasser seitenlang detaillirt, was alles an dem bekannten Zeitglockenthurm in Bern vorgeht, wenn die Glocke 12 Uhr schlägt, so fürchten wir, daß nur wenige seiner Leser die Geduld haben werden, ihm bis zum Schlusse zu folgen. Irren wir nicht, so hat jedoch der Verfasser zum entschiedenen Vortheil seines Buchs manche hart an die Grenze des Langweiligen streifende Schilderungen, wie sie in dem Feuilleton der „National-Zeitung" standen, hier weggelassen. Daß er erst spät und beiläufig in einer Anmerkung erwähnt, diese Schilderungen seien bereits anderswo abgedruckt worden, wollen wir nicht rügen; aber es muß einen seltsamen Eindruck auf den mit diesem Umstande unbekannten Leser machen, wenn er S. 6 sagt: „Was ich in einem österreichischen Blatte gesagt, will ich in einem preußischen nicht widerrufen."

Schilderung und Erzählung sind mit meist treffenden, selten neuen oder originellen Bemerkungen durchwebt. Nur die Digression über den schweizer Kuhreihen bringt Bedeutenderes und Eigenthümlicheres, wenn sie auch in ihrer Ausführlichkeit wol kaum in den Rahmen des Buchs paßt. Dagegen hätten wir ihm die bekannten und einigermaßen à propos de bottes mitgetheilten Details aus der schweizer Verfassungsurkunde von 1848 gern geschenkt. Seine Begeisterung für den Stier von Uri datirt allerdings noch vor der Epoche, wo ein Schriftsteller auf richterliches Erkenntniß hin am Schandpfahl öffentlich ausgepeitscht wurde, weil er in einem der herrschenden Kirche feindlichen Sinne geschrieben hatte; aber auch ohne das verräth sich hier eine sehr oberflächliche Kenntniß des sittlichen und politischen Zustandes der Urschweiz, aus welcher der Verfasser ein republikanisch-arkadisches Ideal machen möchte. Weiß er nichts von dem Aberglauben, der Bigoterie und Unwissenheit jener Bergbewohner? Nichts davon, daß man dort unter Umständen das Bekenntniß durch Hunger und Prügel aus dem Angeklagten herausfoltert? Gott bewahre uns in Gnaden vor dergleichen idealen Zuständen!

Am gelungensten scheint uns in dem ganzen Buche die Schilderung von Triest und Venedig. Konnte uns der Verfasser in seinen venetianischen Skizzen kaum etwas Neues bieten, so hatte doch hier seine poetische Auffassungs- und Darstellungsweise eine besondere Berechtigung. Nichtsdestoweniger können wir dem „Märchen" in Versen, in dem er uns die „Königin der Adria" schildern will, keinen rechten Geschmack abgewinnen. Zu einem Märchen gehört Handlung, die hier durch die Gondeln, in denen Othello mit Desdemona und Shylock mit Jessica herangeschwommen kommen, wol kaum genügend vertreten ist. Auch hätte Rodenberg besser gethan, uns die Shakspeare'schen Idealgestalten errathen zu lassen; durch die Erklärung und Benennung kommt ein bedenkliches prosaisches Element in das Gedicht, welches durch die Schlußstrophe:

> Halb schon dem Meer zum Raube,
> Das bläulich sie umkreist,
> So sah ich sie — ich glaube,
> Daß sie Venedig heißt —

nicht eben wieder verwischt wird. Trefflich durchgeführt ist die Parallele zwischen Venedig und Amsterdam, zwischen Tizian und Rembrandt. Natürlich schließt sich daran eine Betrachtung über die Einwirkung des Klimas auf die Menschen und ihre Producte, wie dergleichen jetzt an der Tagesordnung sind. Während man früher diesen außerordentlich wichtigen Factor bei der Beurtheilung der Völker, ihrer Sitten und ihrer Geschichte fast ganz unbeachtet ließ, ist man jetzt in Gefahr, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, zur Freude aller entschiedenen Anhänger Moleschott's und der Darwin'schen Hypothese, aber nicht ohne große Bedenken für das Axiom von der menschlichen Freiheit.

Soviel indessen der Kritiker an unserm Buche auszusetzen finden und obgleich er es im ganzen vielleicht als ziemlich leichte Waare bezeichnen mag: wer es liebt, ehe sich sein Auge im Schlummer schließt, noch durch ein hübsches Stückchen von Europa zu „flaniren", ohne Füße und Geldbeutel in Requisition zu setzen, wird es gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Auch der Verleger hat das Seinige dazu gethan, es dem Publikum zu empfehlen; die Schale seines Buchs, welches auf der Vorderseite oben das Diesseits der Alpen in schneebedeckten Bergketten und dem Rigiwirthshause, in der Mitte und unten das Jenseits in Pinien- und Cypressenhainen, die den blauen See umgürten, in dem Dogenpalast, der Marcuskirche und den Lagunen Venedigs zeigt, ist in seiner Art ein Meisterstück des Farbendrucks. Das Buch eignet sich dadurch nicht nur um so besser zu einem hübschen Weihnachtsgeschenk, sondern erspart auch dem Besitzer, der es doch vielleicht nicht zum zweiten mal liest, die Kosten des Einbandes.

3. Die Stadt der Intelligenz. Geschichten aus Berlins Vor- und Nachmärz. Von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Seehagen. 1865. 8. 1 Thlr.

Vielleicht keine Stadt unsers Welttheils hat innerhalb der letzten 30 Jahre eine durchgreifendere Umwandlung erfahren als Berlin. Nicht nur, daß die Zahl seiner Bewohner sich innerhalb dieses Zeitraums mehr als verdoppelt hat: aus einer bei aller Größe der wesentlich von Hof und Behörden abhängigen, einförmigen und in architektonischer Hinsicht unbedeutenden*), vielfach philiströsen Residenz ist eine selbständige, von eigenem frischen Leben pulsirende, den Zeitgeist in allen seinen Richtunge

*) Wenn H. Hettner in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhundert[s]" behauptet, daß sich unter Friedrich dem Großen die deutsche Baugeschich[te] wesentlich an Berlin geknüpft habe, so ist dabei zunächst im Auge zu b[e]halten, daß auf dem Gebiete der Architektur damals nirgends in Deutsc[h]land wirkliche Kunstwerke geschaffen wurden, dann aber auch jener Be[...]rang vielmehr Potsdam und seinen Umgebungen als der Hauptstadt sel[bst] zu vindiciren.

spiegelnde, an den glänzendsten Privat- und öffentlichen ebäuden reiche Großstadt geworden. Ein Symbol ihres odernen Charakters, vertreten die hohen Schlote der abriken die Thürme der kirchenarmen Stadt. Und diese Wandlung beschränkt sich keineswegs auf das Aeußerliche. as Auftreten der städtischen Behörden, auch der Regie-ung und sogar dem König gegenüber, wie die Wahlen im Abgeordnetenhause verkündigen einen kräftigen, stark-ntwickelten, von Hof und Regierung vollständig eman-cipirten Bürgersinn. Selbst das bisher im übrigen eutschland nicht allzu vortheilhaft bekannte eigenthüm-che Wesen des Berliners hat sich, wie uns scheinen ill, wesentlich verändert. Ist ihm auch der kaustische, weilen etwas cynische Witz verblieben, so hat doch die de Renommisterei und affectirte Blasirtheit entschieden ab-nommen, und — wie es in solchen Fällen zu geschehen legt — der Berliner ist bescheidener geworden, seitdem erst wirklichen Grund erhalten hat, auf seine Vater-adt stolz zu sein. Seitdem Berlin wirklich die „Stadt r Intelligenz", wie Schmidt-Weißenfels sie betitelt, ge-orden ist, hören wir nirgends mehr die alte Prahlerei n dem „Brennpunkt deutscher Gesittung, Kunst und issenschaft".

Ein treues Bild dieser Entwickelung der norddeutschen etropole und ihres jetzigen Charakters nach allen Rich-ngen hin zu liefern, wäre gewiß eine dankbare Aufgabe. ie vorliegende Schrift löst sie — wenn sie sich dieselbe, ie man nach dem Titel vermuthen muß, überhaupt ge-llt hat — nur sehr theilweise. Im leichten und flie-nden Stile geschrieben, führt sie uns im gemüthlichen laudertone bald in die Theater und öffentlichen Con-rte, bald in die Conditoreien, Kaffee- und Bierhäu-r, bald in die Räume des Abgeordneten- und Herren-uses, bald endlich an den Hof und die Salons von zt und ehedem — wobei Schmidt-Weißenfels bekanntlich n Sternberg'schen „Erinnerungen" mehrere wörtlich ent-nte Schilderungen zu verdanken hat — liefert uns kurze d einseitige Charakteristiken einiger der bedeutendsten lite-rischen Erscheinungen der Gegenwart und jüngsten Ver-ngenheit und würzt dieselben mit einer nicht geringen zahl mehr oder weniger pikanter Anekdoten. Von Voll-ndigkeit ist so wenig die Rede wie von einer zusam-nhängenden Entwickelung; die zehn Kapitel sind ganz llkürlich durcheinandergewürfelt. Ebenso willkürlich ist Auswahl der geschilderten Persönlichkeiten, vermuthlich il der Verfasser, unter den Lebenden wenigstens, eben r die erwähnen will, die er persönlich kennen gelernt t. Daraus ist es wol auch zu erklären, wenn z. B. eodor Mundt und seine Gattin Luise Mühlbach weit-ufig behandelt und weit über Gebühr gepriesen werden, hrend das entschieden bedeutendere Stahr-Lewald'sche epaar ganz mit Stillschweigen übergangen wird. Von rnhagen von Ense ist weitläufig die Rede, von den mboldts gar nicht; in den Salons von ehedem hören r viel von Henriette Paalzow, „der Kammerjungfer der istokratie", und Ida Hahn-Hahn, „der Junkerin"; von nriette Herz, Rahel u. s. w. schweigt die Geschichte.

Seltsam muthet uns der Hymnus auf Saphir an, der gewiß am wenigsten zu den echten berliner Erscheinungen gehört und um den die Berliner die süddeutschen Riva-len auch nicht allzu sehr beneiden werden.

Im ganzen möchten wir die Lektüre des Buchs nur denen empfehlen, die mit seinem Gegenstande schon be-kannt sind. In seinem leichten, pikanten Erzählungstone wird es in ihnen mannichfache Anklänge an bekannte Lo-calitäten, Dinge und Persönlichkeiten erwecken und ohne Zweifel eine angenehme Unterhaltung gewähren. Um denen, die Berlin nicht aus eigener Anschauung kennen, ein richtiges Totalbild der Stadt und ihres eigenthüm-lichen Lebens zu geben, ist dasselbe dagegen zu lückenhaft und oberflächlich.

Otto Speyer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das deutsche Drama der Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 14.)

7. Die Varusschlacht, vaterländisches Schauspiel in fünf Hand-lungen von R. Brockhausen. Herausgegeben von Her-mann Wilhelm Bödeker. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1864. Gr. 8. 10 Ngr.

„Varus fato et vi Arminii cecidit", sagt Tacitus. Auf der Erzählung dieses Schriftstellers hat der Verfasser des vorliegenden Dramas sein Stück wesentlich aufgebaut. Da aber gerade in den Mittheilungen über Arminius und die einschlagenden Verhältnisse die Erzählung des Tacitus sehr lückenhaft ist, so hat der Verfasser die Lücken durch Con-jectur ausgefüllt, darin gewiß ebenso in seinem Rechte, als in der Hinzudichtung neuer Personen. Gut ist, daß Armin's patriotischer Sinn endlich noch durch die persön-lich empfundene Härte der Fremdherrschaft den letzten Anstoß zum Losschlagen erhält. Dagegen läßt sich als ein Verstoß nicht verkennen, daß der Verfasser seinen Per-sonen offenbar zu lange Reden in den Mund legt. Die Zeit liegt uns so fern und die deutschen Culturzustände derselben bleiben trotz der unschätzbaren „Germania" des Tacitus in solches Dunkel gehüllt, daß es ungerecht wäre, von dem Dichter ein durchgängiges Einhalten der Local-farbe zu verlangen. Aber wenn Arminius an einer Stelle seine Leute mit „Hurrah" begrüßt und an einer andern Stelle unter Becheranstoßen die Römer dem Segest ein Hoch ausbringen, an einer dritten Stelle gar von einem Zecher ein „Pereat" gerufen wird, so ist dies doch wol zu sehr an das Moderne anklingend, obgleich ich wol weiß, daß den beiden letztern Ausdrücken und Gebräuchen Aehn-liches auch bei den Römern vorkommt („salutem propi-nare" bei Plautus). In der Natur der Sache und unserer Bühneneinrichtungen liegt es, wie ich schon im ersten Artikel bei Besprechung des den gleichen Stoff behandelnden Dramas von Lomnitz aussprach, daß die Haupthandlung, insoweit sie in den Kriegsaffairen sich darstellt, großen-theils in die Zwischenacte fallen muß. Die Wahnsinns-scene der Hulda (Act 4, Sc. 5) will mir nicht recht na-türlich erscheinen, sowie ich mich auch gegen die Erfin-dung erklären muß, daß Segest sich die Tödtung des Varus anmaßen will, weil sie zum Nachtheil der tragi-schen Stimmung an Sir John's berühmtes: „There is

Percy: if your father will do me any honour, so: if not, let him kill the next Percy himself", erinnern würde. Dagegen verdient wieder die Scene Lob, wo der sterbende Varus Thusnelda, die einen römischen Adler vom Schlachtfeld aufgehoben, erblickt:

Was sieht
Mein brechend Auge? Ueber mir der Adler!
Ein Phönix ist er aufgestiegen wieder
Aus seiner Asche. Und du, die ihn hält,
Du hoch und hehr, wie ich noch niemals sah
Ein sterblich Weib — du bist — Germania!
Nach Romas Fall trittst ein du in die Welt.

S. 58 ist durch ein Versehen des Verfassers zu einer Reihe von Bedingungssätzen der Nachsatz weggeblieben: sonst ist die Sprache nicht nur correct, sondern auch würdig. Zur Probe eine Rede des Arminius aus dem ersten Aufzug:

Hermann.

Gerechter Zorn hat seinen Weheruf
In meinem Volk erhoben, und er hallt
Rings in den Stämmen der Germanen wider. —
Wo ward am ersten seine Stimme laut?
Dort in Segest's Gebiete. — Wer entpreßte
Ihn den Mishandelten? Ventidius. —
Ich aber, der ich, fern dem blut'gen Schauplatz,
Mit meinen Mannen bei euch Römern war,
Ich stehe hier gefangen und verklagt,
Und wundersam! Mein Kläger ist Segest,
Und wichtig unter meinen Richtern sitzt
Ventidius. — Ich, sagt Segest, ich soll
Den Aufruhr angezettelt, euch verrathen,
Mit den Empörern mich verschworen haben,
Euch in das ausgespannte Netz zu locken
Und zu ermeucheln. Worauf aber gründet
Sich der Verdacht? Weil ich mich meines Volkes
Warm angenommen, gegen die Bedrücker
Mich laut erklärt und für die frei verbundnen,
Nicht knechtisch unterworfenen Cherusker
Anstatt der Schande Achtung von euch Römern
Gefordert habe. Freilich dergestalt
Pflegt sich die feige Hinterlist zu äußern. —
Ich bin ein Deutscher; glühend schlägt mein Herz
Dem edeln Volke, dessen Sohn ich bin;
Doch schließt die Liebe für mein Vaterland
Die Achtung, die Bewunderung nicht aus,
Die ich der Römer hohem Geiste zolle.
Wer sah auch je die stolze Königin
Der sieben Hügel, ohne ihrem Scepter,
Dem Zauberstab in Ehrfurcht sich zu beugen,
Den sie allmächtig über alle Zonen
Der Erde streckt? Auch mich ergriff der Zauber,
Als ich in früher Jugend schon vom Vater
Als Unterpfand und Zeichen seiner Freundschaft
Euch anvertrauet und nach Rom geschickt war.
Doch mitten in dem Zauberkreis, umringt
Von diesen Riesenbauten, diesen Tempeln,
Die nicht sowol errichtet für die Götter,
Als von den Göttern scheinen, angelacht
Von diesen heilig schönen Kunstgebilden,
In denen eine neue höh're Welt
Der Geist sich schafft, umwehet von den Wimpeln
Der tausend Schiffe vor des Tibers Mündung,
Die den Tribut der Weltgebieterin
Von allen Küsten, allen Inseln bringen,
Geblendet von dem Glanze dieser Waffen,
Die Mavors selbst geschickter nicht zu führen,
Als seine Romuliden, weiß, umdonnert
Vom Jubelruf der Millionen Bürger
Und Bürgerinnen, die zum Capitol
Des Triumphators siegreich Heer begleiten,
Von aller dieser Herrlichkeit umwogt
Und fröhlich selbst darin mitschwimmend, dacht' ich
Doch stets zurück an meine Waldgebirge
Und malte mir das holde Bild der Zukunft,
Wie ich, der Heimat einst zurückgegeben,
Zu gleicher Blüte, ja, ich leugn' es nicht,
Zu schön'rer Blüte noch den zarten Keim
Entfalten möchte, der in meinem Volke,
In einer rauhen Hülle schlummernd, liegt.
Und wie mir selber Rom die Sonne war,
Die ihren heitern goldnen Lebensstrahl
In meine Seele goß, so, hofft' ich, sollte
Es meiner Heimat auch den lichten Morgen
Zu der Entwicklung ihres Lebens bringen.
In dieser Hoffnung sog in alle Poren
Des Geistes ich das Leben Romas ein
Und grüßte freudig den ersehnten Tag,
Wo ich, begleitet von den Legionen,
Von lauter Freunden, Brüdern, wie ich meinte,
Heim wieder kehrte in das Land der Väter.
Ihr wißt es selbst, was zur Verwirklichung
Des schönen Planes, Römer und Germanen
Aufs engste zu verbinden, ich gethan:
Vertrauend führt' ich euch mein Volk entgegen
Und feierlich erneuten wir den Bund
Der Freundschaft. Lehrer solltet ihr uns sein,
Und dankbar wollten wir in euern Schlachten
Mit unserm Arm euch dienen. Freundesdienst
Verhießen wir, doch ihr wollt Sklavendienste.
Statt uns zu lehren, laßt ihr nur die Ruthe
Der Züchtigung uns fühlen. Uns zu heben
Gedachten wir an eurer Hand; ihr tretet
Mit euerm Fuß uns nieder in den Staub.
Nicht zu entfalten, zu verkümmern strebt
Die Keime ihr des Guten, Edeln, Schönen,
Die nicht umsonst der Götter heil'ge Vorsicht
So lebensreich in unsre Brust gepflanzt.
Drum, wie ihr euch auch müht, nie werdet ihr
Den starken heil'gen Trieb in ihnen tödten;
Er wird mit seiner Gotteskraft sie sprengen,
Die Bande, die ihn fesseln, und dann Wehe
Euch Thoren, die ihr diesen Waldstrom dämmtet!
Zerreißen wird er zürnend eure Deiche
Und eure eignen Felder überströmen,
Weil ihr sein friedlich Bett ihm nicht gegönnt!

8. Heinrich Rubenow oder die Stiftung der Hochschule z Greifswald. Drama in fünf Aufzügen von K. Th. P… Zweite für die Bühne bearbeitete Ausgabe mit Rubenow Porträt und Denkstein und historischen Beilagen zu d Abbildungen. Greifswald, Scharff. 1864. Gr. 8. 1 Thl

Das vorliegende Trauerspiel verdankt seinen Urspru ohne Zweifel dem vor einigen Jahren gefeierten Jubiläu der Universität Greifswald, deren Stiftung es darstel Die Gründung einer Hochschule wird in der Regel kau einen Vorwurf zu einem Schauspiel darbieten; indess die Stiftung von Greifswald ist so in die weltlichen A gelegenheiten jener Zeit, in die städtischen Streitigkeit und in die Verhältnisse zu den Herzogen von Pomme verwickelt, daß es dem Stoff an Leben und Bewegu nicht fehlt. Aber der Verfasser hat denselben nicht klarer Entfaltung gebracht. Die Verwickelung wird seltsa

nterbrochen, indem plötzlich mitten in die Entscheidung des obschwebenden Streits (über das Gefolge des erzogs) die Verfassungsfrage der Stadt ziemlich unmotivirt hineingeworfen wird. Schon in der Exposition leibt unerklärt, welches Concil und warum es das Interdict über Rostock ausgesprochen und so die Secession ach Greifswald herbeigeführt; ebenso erfahren wir nicht, arum das Interdict wieder aufgehoben wird. Ebenso enig klar ist der Charakter Rubenow's gezeichnet. In einem Verhalten gegen den Sohn seines Feindes zeigt ich derselbe als die personificirte Gerechtigkeit; als aber ein eigener Neffe gegen das Gesetz fehlt, ist er sofort ereit, denselben entfliehen zu lassen. Der Versuch misingt, und nun kostet es wiederum die äußersten Anstrengungen ihn zu bewegen, daß er zu einem zweiten Versuch ie Hand biete, endlich thut er es doch. Wie reimt sich ieses verschiedene Gebaren? Oder soll etwa gerade dieer Abfall von dem Princip des Rechts seine tragische Schuld sein?

. Zawisch der Rosenberger. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. C. von Wieser. Wien, Gerold's Sohn. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Es sind die böhmischen Wirrnisse nach dem Tode Ottokar's von Böhmen, welche den Stoff dieser Tragödie bilden: der Zeitfolge nach schließt sich dieselbe also n Grillparzer's vortreffliches Drama „König Ottokar's Glück und Ende". Der Verfasser unsers Trauerspiels hat poetisches Talent und es liegt ein zarter poetischer Duft über manchen Partien des Stücks; aber die duftige Sprache der Poesie geht bei ihm oft in Subtilität und Unklarheit über. Theilweise mag es mit an dieser Ueberfeinerung der Darstellung liegen, daß die Exposition für den ersten Anblick durchaus undurchsichtig und in vielen Details unklar erscheint. Möge es dem Dichter gelingen mit seinem poetischen Gemüth noch logische Schärfe zu einen: sie ist nicht die Feindin, sondern die nothwendige Grundlage der Poesie! Dann wird z. B. von der Liebeserklärung:

Ihr flieht vor mir in kalter Hast, umsonst,
Denn kommen will ich wie der König Lenz:
Ich ruf' den Strahl des Maientags zu Hülf',
Der schwimmt im linden Wehen mild um Euch;
Ich hauch' die Perle frischen Morgenthaus,
Es spiegelt sich der Himmel licht in ihr,
Ich weck' das Sehnsuchtslied der Nachtigall,
Das flüsternd durch die stumme Mondnacht zieht. —
Nicht meine, es ist Schöpfungsmacht um Euch,
Die grünen Knospenblätter springen auf,
Was blühen soll, das muß ja blühn! —

as Schöne, Zarte, Melodische bleiben, das Bombastische usgeschieden werden. Uebrigens hat der Verfasser sich wei schleunigst abzulegende sprachliche Eigenthümlichkeiten ngewöhnt. Die erste derselben ist eine wunderliche Art on Epanaphora oder wie man diese Figur nennen will. S. 31:

Und ich, ich, hör', ich will dich nicht mehr hören.

S. 40:

Um jetzt aus deinem eignen Mund zu hören,
Daß deine Schwüre nicht der Liebe blos,
Daß deinen Planen sie gegolten, daß,
Daß der vermessne Wille weiter strebt
Und daß auch ich das nahende Verderben,
Daß ich es theilen soll, mit dir es theilen,
Ich gegen meinen Sohn.

Die zweite Eigenthümlichkeit ist aber sogar ein sprachlicher Fehler. Der Verfasser bildet nämlich die 2. pers. plur. indic. praes. mit einem durchaus ungehörigen Ablaut, von dem ich nicht weiß, ob er vielleicht dem österreichischen Dialekt eigenthümlich ist: (ihr) trägt, fällt (von fallen), frägt, vergräbt, stößt, schlägt, befiehlt. Es wird nur dieser Bemerkung bedürfen, um diese Anstöße aus der sonst, wie gesagt, gehobenen Darstellung unsers Dichters für die Zukunft zu entfernen.

10. Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne. Schauspiel in fünf Acten von Karl Hugo (Hesse). Düsseldorf, Schaub. 8. 15 Ngr.

Es fehlt dem Verfasser nicht an schönen und wahren Gedanken; aber er weiß dieselben noch nicht immer dramatisch zu gestalten. Der Hauptfehler in dieser Beziehung ist der fortwährende Scenenwechsel und die Unzuträglichkeit, die dadurch entsteht, daß in zwei aufeinanderfolgenden Auftritten Handlungen vorgeführt werden, die in dieser unmittelbaren Aufeinanderfolge unmöglich sind. So entschließt sich z. B. Act. 1, Sc. 4, Ludwig auf einem Schloß in der Nähe von Frankfurt zur Annahme der Krone, bewogen durch die Ueberredung seiner Mutter Mathilde, und eben diese beginnt die unmittelbar sich daranschließende Scene, die in Sachsenhausen bei Leopold spielt: vier dazwischenliegende Verse bieten nicht Zwischenraum genug, um dem Zuschauer die Verpflanzung wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Aber in der zunächst darauffolgenden sechsten Scene ist gar schon die Nachricht von der Salbung Ludwig's in Aachen nach Frankfurt gelangt! Wir verlangen keine prosaische Wahrscheinlichkeit und lassen deshalb uns gern gefallen, wenn in die Zwischenacte der Dichter beliebige Zeiträume zusammendrängt; aber während wir vor dem aufgezogenen Vorhang sitzen und die Dauer der ideellen Zeit nothwendig durch die Dauer der wirklichen controliren, ist dergleichen unmöglich. Dann möchte ich den Verfasser noch auf eins aufmerksam machen. Er hat einige sehr realistisch gehaltene Scenen eingeschaltet. Aber die eine derselben, die Disputation der Scholastiker, ist mindestens unnöthig; der komische Bediente macht in seiner Absichtlichkeit keine rechte Wirkung, und zwei andere Scenen, die scheinbare Teufelserscheinung und der Tobsinnsanfall Leopold's, dürften auf der Bühne leicht in Gefahr kommen, gegen ihren Zweck Heiterkeit zu erregen. Dagegen ist die erste der derartigen Scenen in ihrer drastischen Schilderung der Zustände ergreifend, obschon auch hier wol etwas gemildert werden könnte. Und das war es, was ich dem Dichter noch empfehlen möchte: ernste Ueberlegung, wo dergleichen Scenen einzulegen und wie sie auszuführen sind.

11. Dramatisches von J. G. Pfaff. I. Armin, Drama in vier Aufzügen. II. Herodias, Drama in vier Aufzügen. Kassel, Krieger. 1864. 16. 1 Thlr.

Das vorliegende Drama „Armin" behandelt nicht die

Schlacht im Teutoburgerwald, sondern nimmt diese zur Voraussetzung und stellt Arminius' Ermordung dar. Das Ganze bezeugt die classische Bildung und den feinen und geläuterten Geschmack des Verfassers. Nur scheint es, als ob der, wenn auch im edelsten Stil gehaltenen Reden zu viel und der Handlung zu wenig wäre. Im dritten Act steht die dramatische Bewegung fast ganz still und auch sonst hat man die Empfindung ungeduldiger Erwartung, daß die fortdauernden Berathungen endlich zu Thaten werden möchten. Am Schluß könnte man denen, welche etwa die poetische Gerechtigkeit gegen die Mörder und Verräther vermissen wollten, erwidern, daß diese ihre Strafe in dem Bewußtsein ihrer That mit sich tragen; aber die an sich sehr schönen Schlußworte:

Doch du, mein Volk, erhebe deine Klagen
Um dich und um dein künftiges Geschick
Und laß sie an des Himmels Wölbung schlagen!
Was du verlorst, bringt niemand dir zurück.
Wohl wirst du groß sein, Rühmliches vollbringen,
Das neidet dir der Götter Rathschluß nicht;
Den Geist der Zwietracht wirst du nie bezwingen,
Das ist das Urtheil, das der Rächer spricht;
Das ist dein Fluch! Ihn wirst du ewig tragen,
Der, der ihn wenden konnte, liegt erschlagen —

sind in dem Munde der Seherin doch von allzu übler Vorbedeutung und sollten wol durch eine für das deutsche Gemüth versöhnender abschließende Prophezeiung ersetzt werden.

Das zweite Stück: „Herodias", welches nach des Verfassers eigener Auffassung nur ein historisches Bild im dramatischen Rahmen, weder ein Trauerspiel nach dramatischen Regeln, noch ein Bühnenstück sein soll, müssen wir in dieser Rundschau übergehen, in welcher eben nur ganz eigentlich dramatische Schöpfungen besprochen werden sollen.

12. Faust's Tod. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Karl Erdwin Mölling. Philadelphia. 1864. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser führt Faust zunächst nach Florenz zur Zeit der Pest, wo er unter Anleitung Mephisto's der Lust sich hingibt. Warum gerade in Florenz und warum gerade zur Zeit der Pest, ist nicht recht einzusehen. Mephisto veranstaltet den Tod der geliebten Julia und führt Faust durch Mord und Verbrechen zum Königsthron. Hier kommt Faust zur Besinnung und sucht seine Schuld durch hohes Streben und strenge Arbeit im Dienst einer großen Sache im Verein mit Gutenberg zu sühnen, nachdem er den Versucher verabschiedet. So stirbt er endlich versöhnt und begnadigt. Es fehlt dem Verfasser nicht an Gedanken, auch ist das Ganze in gebildeter Sprache und recht leichten Versen geschrieben. Es ist erfreulich zu sehen, daß unsere transatlantischen Landsleute auch in Bezug auf Literatur und Poesie die Heimat nicht vergessen haben, sondern mit derselben sich im nationalen Zusammenhang wissen.

13. Drei neue Theaterspiele von Karl Richard Waldemar Uschner. Leipzig, Deckmann. 1864. 16. 20 Ngr.

Der Verfasser ist ein sehr geistreicher Schriftsteller, wenn auch vorderhand noch kein Dramatiker. Das erste Stück: „Das abgebrochene Ritterspiel", ist zu weitläufig, unwahrscheinlich, theoretisirend (werden doch sogar des Verfassers eigene Stücke darin erwähnt und polemisch erörtert), dabei aber verständig, charakterzeichnend, nicht ohne Scherz. Wenn es in der angeführten Polemik heißt: „Man wirft also den Chrusen'schen (Anagramm von Uschner) Stücken Geschraubtheit des Ausdrucks vor und tadelt, daß sie wie Uebersetzungen aus den ältern Classikern sich anhören", und wenn vorher von ihnen gesagt wird: „Man macht ihnen den Vorwurf, daß sie dem alten Geschmack der Spanier und Engländer huldigend in der Form rhythmisch seien", so ist diese Charakteristik ganz richtig. Gleich das nächste Stück: „Lösung durch ein Wunder", auf welches, wie auf das dritte, jene Charakteristik gemünzt ist, stellt sich in der That als ein durch und durch phantastisches und seltsames Gemälde uns vor Augen, wie einem der großen spanischen Dramatiker abgelauscht; aber neben der Seltsamkeit der Handlung und der Geschraubtheit liegt über dem Ganzen ein feiner Duft von Innigkeit und Poesie. Aehnlich verhält es sich mit dem dritten Stück: „Die Liebesproben des Cervantes", das sich wie ein Schauspiel aus der Blüte unserer romantischen Schule anhört. Möge es dem Dichter gefallen, seiner reichen Poesie den Mantel der Seltsamkeit und Wunderlichkeit abzunehmen: sie wird nur um so mehr erglänzen, und wenn es ihm dann noch gelingt, zu den melodischen Rhythmen (denn diese rechne ich nicht zu dem abzuthuenden „Spanischen"), der ausdrucksvollen, aber zu mäßigenden Sprache, den gut gezeichneten Charakteren dasjenige hinzuzufügen, was das Schauspiel nothwendig erfordert: dramatische Gestaltung, Verwickelung und Entwickelung und, wie Platen sagt, „die Kunst, die jegliches ordnet", so werden schöne Erfolge auf den Bretern, die die Welt bedeuten, sicher nicht ausbleiben. Einstweilen zur Probe von der jetzigen Erscheinung des Dichters eine kurze Rede des Cervantes, gesprochen im Angesicht der Flotte, auf der er sich zum Türkenkrieg einzuschiffen im Begriff ist:

Cervantes.

O farbenreiches Bild der Zeit hier, das
Selbst Romas Malerzunft verblüffte, denn
Der Dichter staunt und kann es nur verschweigen.
Doch fort mit Träumerei, die Morgenbruch
Verscheucht; denn schon entkleidet eben sich
Des eiteln Scharlachstaats die Sonne, die
Um Malergunst gebuhlt, zur Tagesarbeit;
Der Fahrwind drängt zu Bord; das krause Meer,
Sowie ein ausgeruhter Lastenträger,
Hebt sich mit Schiffsfracht wohlgemuth, und wie
Die Elemente, Luft und Wasser und
Die thauerfrischte Erd', ihr Tagewerk
Begannen, beut der Menschen pflichtbetrautes
Geschlecht sich rührig; opfermüth'ge Mütter,
Die Braut, die niegemahnte Schuldnerin
Von Abschiedsküssen, Frau'n mit Proviant
Umdrängen das Geschwader; Priester weihen
Die Fahnen oder bannen die Gefahren
Des Halbmonds mit dem Kreuze; buntgeschmückte
Matrosen, rothbekappt wie Spechte, klettern
Zum Fichtenhorst des Mastkorbs; Lootsen sind

Als flügge Schwalben ungeduldig schon
Dem Schwarm der Flotte vorgeeilt; am Deck
Die Kanoniere, die mit Luntenbrand
Alsbald die schwere Zunge dem Geschütze
Zu lösen wissen, Spielvolk mit Posaun'
Und Zinke, alle sammeln sich zum Tusch;
Schon hebt der General den Taktstock, denn
Das Admiralschiff avancirt, und nur
Mein Troß Neapler lagert noch im Schilfe
Als unfruchtbarer Blütenstaub.
(Musik und Salvenschüsse.)
Neapels Mannen! Diese Kriegsmusik
Ruft uns aus der Umarmung, denn der Herd
Und Liebesglück sind uns gefährdet durch
Ringsschwärmende Korsaren, die wir zwar
Hinausgescheucht, doch in den Grund erst bohren.
Und seht, Italias kraftverbundne Macht
Mit buntem Wimpelschmuck verschwistert sich
Hispanias Flotte, daß der Türke furchtsam
Die Laken streichen wird, hinaus! Doch bald
Zieht ihr in eure Myrtenhaine ein,
Wo heimatlichen Lorber eurer Stirn
Ein holdes Mädchen kränzen wird. Auf! Auf!
Besteigt das Glücksschiff, Neapolitaner!

Irene. Eine Operndichtung von Peter Lohmann. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 10 Ngr.

Operntexte gehören nur sehr mit Auswahl in diese ...uen, die sich mit dramatischer Literatur beschäftigen; ...n nur ein kleiner Theil derselben gehört überhaupt ...: Literatur. Der vorliegende Text zeichnet sich durch ...obene Sprache vor andern derartigen Arbeiten aus; ...h geht durch das Ganze die Entwickelung eines Ge...nkens.

Hiermit schließe ich diesen zweiten Artikel über das ...tsche Drama der Gegenwart. Der nächste Artikel wird ...en Tragödien und Schauspielen auch eine Reihe von ...scheinungen zu besprechen haben, welche der Komödie ...hr oder minder nahe stehen. Für den Augenblick aber ...es genug. Cras ingens iterabimus aequor.

August Henneberger.

Unterhaltungsliteratur.

...ferson Davis. Social-politischer Roman aus dem amerika...nischen Bürgerkriege. Von Bernhard Heßlein. Erste Abtheilung: Der Teufel von Five Points. Erster Band. ...ipzig, G. J. Purfürst. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, der sich schon durch seine „Berliner ...kwickier", „Teufel des Goldes", „Berlins kleine Tyran..." und ähnliche Tendenzromane bekannt gemacht hat, ...r längere Zeit und lange genug jenseit des Oceans, ... uns nun auch in ähnlicher Weise Enthüllungen aus ... Geheimnissen des amerikanischen Lebens geben zu kön... Nachdem zuerst Eugène Sue mit seinen „pariser My...ien" durchgeschlagen hatte, sind viele Schriftsteller von ... leichten Feder in seine Fußstapfen getreten und haben ... die Geheimnisse fast aller namhaften Städte der Welt ...hüllt, wahrhaftig keine eleusinischen, meist schaurig ...ug, um die ernstliche Frage in uns anzuregen, ob das ...s nur annähernd auf Wahrheit und Wirklichkeit beruhen könne und ob in diesem Falle unsere vielgepriesene Culturperiode auch nur eines geringen Preises würdig sei? Leider haben die meisten Mysterienschreiber aus Effecthascherei zu tief in ihre Farbentöpfe gegriffen und übertrieben, wenn sie vielleicht nur recht anschaulich schildern wollten; sie haben Mysterien fabricirt, haben Teufel und im Gegensatze Engel zugleich auf die Bühne und in herzzerreißende Berührungen gebracht und für denselben Geschmack geschrieben, der durch die verschollenen Ritter- und Räubergeschichten befriedigt wurde. Diese Art Literatur fängt denn auch bereits wieder an zu verschwinden wie jene, und wenn in Leihbibliotheken noch hin und wieder nach ihr gefragt wird, so geschieht dies meist von Personen, die von unsittlicher Begier nach Phantasiereizung ergriffen sind und sich wol besser mit andern Dingen beschäftigten als mit Lektüre.

Nur ungern klagen wir auch B. Heßlein an, daß er mitunter zu dieser Mysterienliteratur hinüberneigt und sich von Coulissenreißerei nicht frei genug erhält. Der amerikanische Bürgerkrieg ist für einen social-geschichtlichen Roman ohne Zweifel ein günstiger und sehr zeitgemäßer Hintergrund. Noch bluten die Wunden, die dieser schreckliche Kampf geschlagen, und sie werden noch lange bluten; aber je größer unser Interesse für das Sujet ist, das der Verfasser behandelt, um so berechtigter ist auch unsere Forderung, daß er überall und immer mit größter Strenge auch gegen sich selbst arbeite, nicht blos gegen die Proslaverymänner und ihren Anhang. Er muß stets im Auge behalten, welche Grenzen ihm die licentia poëtica gestattet, und bedenken, daß er sich den bessern Theil des Lesepublikums entfremdet, wenn er fahrlässig schreibt, wenn er statt plastischer und lebensfähiger Figuren nur Caricaturen vor unsere Vorstellung zaubert und uns oft Scene für Scene mit Situationen behelligt, die den gebildeten Leser nur mit Abscheu erfüllen.

Wir sprechen das unverblümt aus, weil der Haupttheil des Romans noch zurück ist. Der Expräsident der Südstaaten ist in diesem ersten, 26 Bogen starken Bande noch nicht einmal genannt, wir erhalten gewissermaßen nur erst eine Exposition und werden mit dem Boden bekannt gemacht, auf dem das eigentliche Stück spielen soll. Deshalb warnen wir den Verfasser, weil es noch Zeit ist, und bitten ihn, sobald er hervorragende historische Figuren vorführt, um keinen Preis zu outriren, wie es, nach dem schon Erschienenen zu schließen, leicht geschehen könnte. Er würde uns sicher kein „getreues Bild der amerikanischen Zustände" vorführen und ebenso sicher kein willkommenes.

Der Verfasser hat aber das Material zu einem werthvollen Werke in Händen, und er scheint auch das Geschick zu haben, es zu schreiben. Ohne Zweifel hat er alle im Romane hervorstechenden Charaktere möglichst treu nach dem Leben gezeichnet, so den echt amerikanischen Mr. Flint, der überall derselbe und Prototyp eines Yankee im bessern Sinne ist. Eifriger Abolitionist, ist er doch auf die Farbigen übel genug zu sprechen und sagt einmal, er sei Abolitionist,

bin's aber für die Weißen. Freund, 's ist nicht die Humanität und Anhänglichkeit an die schwarze Haut, bin kein Niggerfreund, im Gegentheil; aber ich halte diese Sklavenhalterwirthschaft für einen Fluch für uns! Der stete Umgang mit Sklaven entnervt die freiesten Männer, demoralisirt sie, macht sie zu Sklaven ihrer Sklaven. Die Union ist krank, Sir, solange die Niggerwirthschaft bei uns geduldet wird; kommen nicht zur wahren Einheit, nicht zur wahren Freiheit, können unsere Kräfte nicht entfalten und benutzen. O, was wäre die Union ohne die Sklaverei, was wird sie werden, wenn es erst im freien America keine Sklaven und keine Niggers mehr gibt!

Kurz vorher führt Mr. Flint aus:

Jeder Nigger läßt sich zum Affen machen — kommt nur erst in die Sklavenstaaten, Freund, da werdet Ihr nichts als Affen unter den Niggern sehen — 's ist wahrhaftig ein Affengeschlecht — rechne, daß Ihr das noch einmal einsehen werdet, Freund!

Es ist sicher kein geringes Verdienst des Verfassers, daß er für Mr. Flint trotz solcher engherzigen Vorurtheile unser Interesse rege zu erhalten weiß. Er hat ihn eben treu nach der Natur copirt, und auch wir haben wiederholt so denkende und redende Amerikaner kennen gelernt.

Ebenso charakteristisch gezeichnet ist das Ehepaar Jonathan und Dinah mit dem kleinen Bob: er ein schwarzer Prediger und ein Brutus für seine Nation und ihre Errettung aus tausenderlei Banden; sie eine Unglückliche, welche die Grenze, wo das Verbrechen anfängt, bereits nicht mehr kennt, ihrer Kinder beraubt, nunmehr selbst Kinder stiehlt, um aus deren süßen Unschuldsaugen Trost für die Verluste zu schöpfen, die ihr Mutterherz erlitten; Bob endlich ein geborener Schelm voll List und Komik, wider Wissen und Willen seines Herrn unterrichtet und voll Feuer für bessere sociale Stellung der Schwarzen. Jonathan ist der Träger der Titelrolle, der Teufel von Five Points, einem der verrufensten Stadttheile von Neuyork, in dem er den Kampf gegen die Sklavenhalter im geheimen schon begonnen hat. Seine Hauptstütze ist ein Mr. Bousfield, ein reicher Geschäftsmann, der bei Beginn der Erzählung einer Gesellschaft vorsteht, deren Bestrebungen dahin gehen, einen neuerworbenen Bezirk von Kansas mit Antisklavereimännern zu bevölkern und auf diese Weise die Einführung der Sklaverei daselbst zu verhindern. Hören wir zum Schluß unsers Berichts ein Stück eines Gesprächs zwischen dem Teufel von Five Points mit Mr. Bousfield:

„Sind Sie der Meinung", fragte Jonathan mit ängstlicher Miene, „daß, falls es bei uns schlimm werden sollte, die Fürsten von Europa dem Süden Soldaten schicken werden?" — „Sehr möglich, Jonathan, von Napoleon glaub' ich's ganz gewiß — der speculirt auf einen amerikanischen Krieg, möchte gar zu gern festen Fuß bei uns fassen; auch England wird es nicht ungern sehen, calculirt, daß wir Nordamerikaner uns mit der Zeit in Besitz der ganzen Halbkugel setzen würden. Haben allerdings schon ein gutes Stück von Mexico, das viel größer als England ist, seit 1846 annectirt, werden mit der Zeit ganz Mexico bekommen und immer mehr nach Süd und West heraus- und herunterrücken, auch wol nach dem Norden hinauf. Canada ist unser, sobald wir bei uns mit der Sklavenfrage fertig sind. Und wenn es ein mächtiges freies Amerika gibt, nun, dann ist auch die andere Welthälfte geborgen. Ist dann ganz aus mit aller Tyrannei und Despotie, mit Junkerthum und Soldatenspiel, und das ist's, was man in Europa wol einsieht. Napoleon aber und England sind unsere natürlichen und größten Feinde. Das ist der Standpunkt, Jonathan!" — „Dank Ihnen, Sir", sagte Jonathan, „Dank Ihnen für die Belehrung. Ist ein gar zu dummer Mensch, ein solcher Nigger, wie ich, 's fehlt die Uebersicht, wird aber gewiß anders, wenn wir, wie die Weißen, in der Freiheit geboren werden. Kann mir nicht gut denken, Sir, daß wir nur eine höhere Klasse von Affen und wegen unserer schwarzen Haut nicht fähig sein sollten, verständige und brauchbare Menschen zu werden." — „Nur Geduld, Jonathan, Geduld, wird nicht mehr allzu lange andauern, rechne ich, die Blase wird platzen und dann sich's ausweisen, ob's mit der Menschheit vorwärts geht, oder ob Blödsinn und Dummheit ihren ewigen Kreislauf machen sollen. Steckt diese Schriften ein, vertheilt sie, wo Ihr könnt und wo Ihr's gewohnt seid, nicht ohne auf diese aufrührerischen abolitionistischen Schriften zu schimpfen" u. s. w.

Man wird hieraus erkennen, daß der Geist der Befreiung das ganze Buch durchweht. Am Schlusse dieses Bandes ist eine Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten eingeflochten, die für die meisten Leser lehrreich sein wird. Als Motto ist ihr ein Ausspruch des wackern Schurz aus dem Bericht über seine Inspectionsreise in den Sklavenstaaten (Juni 1865) vorgesetzt:

Ich bin überzeugt, das Problem der Sklavenemancipation wird gelöst, sobald das Schulhaus den Platz einnimmt, an dem früher der Prügelpfahl stand.

15.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wenn ein deutscher Dramatiker einen Stoff, wie Galileo Galilei behandelt — und wir haben einige achtbare Dramen, deren Held er ist —, so wird man kaum diese Thatsache einer besondern Aufmerksamkeit widmen; denn für uns Deutsche gehören die Conflicte des Denkens mit den bestehenden Gewalten zu den Lieblingsthematen der Muse; die großen Erfinder und Entdecker, mögen sie Columbus oder Galilei heißen, werden oft und gern von ihr verherrlicht. Anders verhält es sich hiermit bei den Franzosen; derartige Conflicte liegen ihrem Nationalcharakter ferner, und wir werden in ihrer dramatischen Literatur uns vergebens nach solchen Helden umsehen. Der vielgewandte Scribe hat nun in seinem letzten Operntext, in der „Afrikanerin", welche die Königin der letzten deutschen Wintersaison geworden, einen ersten Act gedichtet, in dem der Held Vasco de Gama aus dem Holze der Columbe geschnitzt ist und die theologischen Chorgesänge den Kampf des Aberglaubens u der Wissenschaft abspiegeln. Doch ist dieser Conflict keineswe ein nachhaltiger und verschwindet schon im zweiten Act gege über der Liebesromantik und den durch sie hervorgerufenen Ve wickelungen.

So darf es wol kein Befremden erregen, daß ein fra zösisches Drama „Galileo Galilei" ganz besonderes Aufseh macht, um so weniger, wenn der Dichter dieses Dramas s eines so bedeutenden Namens erfreut, wie **Ponsard**, welch trotz einiger Zugeständnisse, die er dem Geschmack des Ta gemacht, doch als Träger und Vorkämpfer der idealen Richtu des Dramas betrachtet werden muß. Der Dichter einer „L crèce" und „Charlotte Corday" darf mit den Roturiers neuen Civilisationsdramen aus der Demi-Monde durchaus ni in eine Linie gestellt werden. Ponsard hat sein neues Dra einem auserlesenen Kreise von Schriftstellern und Kunstfreund

getragen und damit reichen Beifall geerntet. Ein Drama alilei" kann heutzutage in Frankreich nur als ein den ultra- ntanen Tendenzen hingeworfener Fehdehandschuh betrachtet den. Ponsard's Verse besitzen die nöthige Prägnanz, um Gedanken fest den Gemüthern einzuprägen. Und da in m Helden, der gegen die Autorität kämpft, eine revolutio- e Ader unverkennbar ist, so bleibt es zweifelhaft, ob nicht das politische Regiment in Frankreich Anstoß an diesem stesheroen nehmen, ob „Galilei" die französische Bühnen- ur passiren wird?

Denn gerade in jenem Kreise, in denen der Cäsarismus stets eliebt war, in den Kreisen der Gelehrsamkeit und des stu- ischen Lebens, regt es sich jetzt in Paris bedenklich, und hier en die Anknüpfungen an die Literatur und an das Theater :. Der Kaiser hat den Franzosen gerade das nicht gewährt, Posa von Philipp erbittet: die Gedankenfreiheit! Kräftige nüther erschrecken über das geistige Nivellement der fran- chen Welt, über die Flachheit der Sittenverderbniß, und in ukreich erwacht ein Geist, der eigentlich in Deutschland seine nat hat, der Geist einer idealen Verbitterung über den tlauf, eine Rebellion aus geistigem und sittlichem Unwillen. Das beweisen zur Genüge die letzten Vorgänge bei der führung von Emile Augier's „La contagion" im Odéon, Théâtre français der studirenden Jugend, der classischen ne des Quartier Latin. Die Demonstrationen, mit denen Kaiser vor dem Theater und in demselben empfangen wurde, n über die Stimmung, die in diesen Kreisen herrscht, kei- Zweifel übrig. Was dem Drama Augier's von Haus ein großes Interesse verlieh, war das Gerücht, in dem en desselben werde eine sehr hochgestellte Persönlichkeit, die Tafelrunde des second empire gehörte, auf die Breter ge- zt werden; man erwartete in Herrn von Estrigaud den orbenen Herzog von Morny wiederzufinden. Doch erreicht Speculant des Augier'schen Dramas bei weitem nicht die e der Genialität, zu welcher sich der Herzog erhoben, der t als „Decembriseur" Politik und Finanzspeculationen gleich- z zu machen verstand. D'Estrigaud steht nirgends so auf Höhe der Situation, um seinem Vorbilde hierin gerecht erden. Er ist ein Avanturier der Börse und der fashiona- Liebe, hat ein Verhältniß mit einer Schauspielerin Na- te und liebt außerdem die Tochter eines Bürgers, Tenan- die mit einem Marquis verheirathet ist, kurz, er ist eine hung von Börsenmann und Roué, wie man sie in dem gen Paris bereits hinter den gewöhnlichsten Alltagsgesich- findet. Tenancier soll den Gegensatz zu Estrigaud bilden, in Bürger der alten guten Zeit, als ein antediluvianischer alter, den der Dichter mit besonderer Liebe behandelt hat. Stück ist übrigens sehr schwach in seiner Composition und zt aus einer Mosaik von Episoden, die nur in einem zufälli- Zusammenhang miteinander stehen. Dennoch hatte dasselbe en Erfolg, obgleich man bei einem so auf Demonstrationen ehenden Publikum nur schwer sondern konnte, was der tischen Kritik und was der politischen Tendenz angehörte.

Die Verfasser des durchgefallenen Trauerspiels: „Hen- Maréchal", haben dasselbe inzwischen durch den Druck ver- tlicht und suchen in der Vorrede sich als Märtyrer einer le hinzustellen und die Theilnahme des Publikums durch Mittheilung zu erregen, daß sie sich nur im Besitz einer e von 12000 Francs befinden. Französische Blätter mei- dazu, das wäre allerdings wenig für einen Gentleman, doch immer etwas, wenn man außerdem das Kapital eines itigen Talents besitze. Was sagen die deutschen Drama- dazu? Sie werden gewiß sich hüten, das Mitleid des ikums durch Angabe ihrer Vermögensverhältnisse anzurufen, ich sie ihre Renten oft nur — von der Schiller-Stiftung zen.

Von den Bestrebungen der neuen französischen dramatischen atur gibt übrigens eine theatralische Revue ein keineswegs erschöpfendes Bild. Vom Buchdrama wollen die Franzosen mit Recht nichts wissen; dennoch werden viele Dramen zu dieser wenig angemessenen Existenz verdammt und zwar durch die Theatercensur. Was diese erlaubt, ist hinlänglich bekannt; sie drückt bei dem Cancan der Dramatiker die Augen zu, wie nur irgendein Gensdarm in dem Jardin Mabile und der Closerie de Lilas. Doch erst, was sie verbietet, gibt uns die complementären Farben zu ihrem Bilde. Von diesen Stücken erfährt man im ganzen wenig; denn rien ne réussit que le succès, und Bücherdramen sind in Frankreich, wie bei uns, todtgeborene Kinder. Man fragt sich, schreiben denn die Franzosen keine historische Tragödie? Ist die Bahn, die Victor Hugo mit seinem „Cromwell" betreten hat, gänzlich verlassen worden? Wol werden auch derartige Historien geschrieben, doch die Censur läßt sie nicht auf den weltbewegenden Bretern erscheinen, welche allein dem Skandal der Gegenwart, den Börsenmillionärs, den Theaterprinzessinnen, der Demi-Monde und den Nuditäten der großen Schaustücke und Revuen gehören. Wir erfahren sogar von einer Trilogie: „Louis XIV." von Adolphe Mony, deren zweiter Theil: „La Reine noire", zur Heldin die Maintenon hat und von dem Philosophen Jules Simon mit einer höchst anerkennenden Kritik eingeleitet wird. Das ist freilich keine Empfehlung für die Bühnencensur, am wenigsten, wenn dieser Philosoph auf die Geschichte Frankreichs als auf eine vernachlässigte Quelle der dramatischen Dichtung hinweist und von der Poesie nicht Apotheosen, sondern Belehrungen verlangt. Gewiß ist Adolphe Mony zu lehrreich in seiner Trilogie, und wie auch die Selbstherrscher in den Tuilerien wechseln mögen, es bleibt der Autokratie immer etwas Gemeinsames, sodaß gewisse Lectionen der Weltgeschichte als bedenkliche Anspielungen erscheinen. Uebrigens wird dem Mony'schen Werk eine ausgezeichnete Diction nachgerühmt, auch soll es ihm nicht an dramatischen Effectscenen fehlen. So wird unter anderm eine Schauerscene erwähnt, wo das rothe Eisen, bestimmt einem Märtyrer das Galerenzeichen aufzudrücken, plötzlich aus den Händen des Henkers in die des Opfers übergeht, welches ihn zu Boden wirft und an der Stirn zeichnet.

Auch andere, nicht tragische Stoffe fallen als Opfer der Bühnencensur. Theodore Barrière's „Malheur aux vaincus" wurde nicht auf der Bühne zugelassen. In der That bietet schon der Titel dieses Dramas für böswillige Auslegung mancherlei Stoff dar. Es ist dies Barrière's sechsundzwanzigstes Stück, und der Autor soll gesagt haben: „Mir geht es jetzt herzlich schlecht, denn außer meinem Handwerk bin ich für nichts zu gebrauchen. Doch halt, mir fällt ein, ich kann ja selbst Censor werden!" Der Chronikschreiber der „Revue britannique" fügt dieser Anekdote den Wunsch hinzu: Barrière möge nach wie vor Censor bleiben, doch — Censor der Sitten, wie er es in seinen frühern Stücken gewesen, und nicht die Dramen seiner Collegen censiren.

Bibliographie.

Müller, M., Ein Vortrag über die Vorträge oder Wie ist durch das gesprochene Wort am besten auf das Volk zu wirken. Allen Freunden des Volksunterrichts gewidmet. Leipzig, Waldow. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfeiffer, F., Reisebericht über die in Salzburg und Tirol angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Philippson, P., Biographische Skizzen. 1stes bis 3tes Heft. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Protestanten-Verein und die moderne Kultur. Erwägungen eines der Kirche Entfremdeten. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Rüling, Freih. M., Gedichte. Nach seinem Tode herausgegeben. Wien, Lechner. Gr. 16. 20 Ngr.

Schletterer, H. M., Uebersichtliche Darstellung der Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Treumund, J., Schloß Friedelhausen. Ein Sittengemälde aus dem Jahre 1615. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 24 Ngr.

Vogt, Marie Luise, Verschiedene Lebenswege. Drei Erzählungen. Mannheim, Wittwer. 16. 1 Thlr.

Westphalen, F. O. W. H. v., Westphalen der Secretär des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Biographische Skizze. Gr. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 19. April 1866.

nhalt: Die Aesthetik als Formwissenschaft. Von Adolf Zeising. — Ein neuer Faust-Commentar. Von Rudolf Gottschall. — lizzen und Bilder von Stadt und Land. Von Otto Speyer. (Beschluß.) — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Aesthetik als Formwissenschaft.

:sthetik. Von Robert Zimmermann. Zweiter, systematischer Theil. — A. u. d. T.: Allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft. Wien, Braumüller. 1865. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir sind mehrmals in der Lage gewesen, den ästheti- ;en Schriften der jüngsten Jahre nicht diejenige wissen- ;aftliche Bedeutung beilegen zu können, welche sie den istungen ihrer Vorgänger gegenüber für sich in Anspruch nehmen suchten. Um so mehr freut es uns, in dem :s hier vorliegenden Werke ein solches gefunden zu ha- n, welches wirklich die principiellen Fragen der Aesthe- nicht nur von einem wesentlich neuen Standpunkte, ndern auch mit tief eingehender Gründlichkeit, wissen- ;aftlichem Ernst und philosophischer Durchbildung in ntersuchung zieht. Der allgemeine Standpunkt, den der rfasser desselben einnimmt, sowie seine umfassende Be- antschaft mit den Forschungen und Doctrinen früherer sthetiker und seine durch Schärfe und Feinheit des Den- :s sich auszeichnende Selbstthätigkeit auf diesem Literatur- ziet ist uns bereits durch frühere Arbeiten desselben, ins- ondere durch seine verdienstvolle „Geschichte der Aesthe- ' in rühmlichster Weise bekannt geworden. Wir wis- daraus, daß er ein eifriger Anhänger und berufener rtbildner der Herbart'schen Schule ist, die sich in die- : Theil der Philosophie hauptsächlich dadurch charak- isirt, daß sie als den eigentlichen Kern und alleinigen und sämmtlicher ästhetischer Erscheinungen die Form ieht, und daher bestrebt ist, alle Phänomene des Schö- : und Häßlichen im Gebiete der Natur und der Kunst glich als Wirkungen formeller Eigenschaften zu erklä- . Diese Grundansicht offenbart sich in allem, was : bisjetzt vom Autor kennen gelernt haben, und daß er selbe auch in diesem seinem neuesten Werke festhält, ja ; er die eingehende Begründung und vollständige Dar- ung derselben als die eigentliche Aufgabe desselben be- chtet wissen will, erhellt schon daraus, daß er die darin dergelegte Aesthetik sogleich auf dem Titel als „Form- senschaft" bezeichnet hat.

Bekanntlich ist diese Ansicht noch keine allgemein ver- breitete; ja es ist noch nicht allzu lange her, wo man in Theorie und Praxis mehr der entgegengesetzten Ansicht huldigte. Insbesondere war es die von der Hegel'schen Philosophie ausgehende Kunstdoctrin und Kunstthätigkeit, welche das eigentliche Wesen und den innersten Mittelpunkt des Schönen in der Idee, im substantiellen Gehalt der ästhetisch-wirkenden Erscheinungen erblickten und der Form höchstens eine secundäre und nebensächliche Bedeutung einräumten; und wenn sich auch die spätern Vertreter der Hegel'schen Schule, Vischer an der Spitze, von diesem einseitigen Substantialismus losgerissen haben, nimmt doch der ebengenannte Aesthetiker noch in seiner Abhandlung „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst" so weit seinen Standpunkt auf seiten derer, welche das Hauptgewicht auf den Inhalt legen, daß die Form noch weit entfernt ist, als ein gleichberechtigtes, geschweige als ein zur Präponderanz oder Alleinherrschaft berufenes Element anerkannt zu werden. In der praktischen Kunstübung aber verhält es sich kaum anders. Neben denjenigen Dichtern und Künstlern, welche vorzugsweise durch Weiterbildung und Vervollkommung der Formtechnik zu wirken suchen, besteht noch immer eine überwiegende Anzahl solcher, welche den Hauptaccent auf die Wahl des Stoffs, auf den zum Ausdruck zu bringenden Gedankengehalt legen, ja der Erfolg von Richtungen, wie sie durch Cornelius und Kaulbach in der Malerei, durch Richard Wagner und Liszt in der Musik repräsentirt werden, ist der unzweideutigste Beleg dafür, welche weitgreifende Geltung der Substantialismus nicht blos in seinen taktvoll und maßvoll verfahrenden, sondern auch in seinen einseitigen und extremen Vertretern bis auf den heutigen Tag noch genießt.

Eine größere Geneigtheit, der Form die auf ästhetischem Gebiet ihr gebührende höhere Anerkennung zu verschaffen, haben diejenigen Anbauer der wissenschaftlichen Aesthetik gezeigt, welche sich einen von der Hegel'schen Schule unabhängigen Standpunkt gewahrt haben, und Schreiber dieser Zeilen darf sich wol selbst zu denjenigen Aesthetikern rechnen, welche der Hegel'schen Anschauung gegenüber zuerst und am nachdrücklichsten die weitgreifende

Wichtigkeit der Form und der in der Form sich ausdrückenden Verhältnisse neu hervorgehoben und nicht blos im allgemeinen behauptet, sondern durch eine beträchtliche Anzahl neuer und schlagender Belege aus den verschiedensten Sphären der Kunst und Natur nachgewiesen haben. Gleichwol ist mir auch unter diesen Aesthetikern wie unter den Kunsthistorikern außerhalb der Herbart'schen Schule keiner bekannt geworden, welcher die Form geradezu als das alleingültige Princip der Aesthetik hingestellt und den stofflichen Gehalt der ästhetisch-wirkenden Erscheinungen als etwas für ihr ästhetisches Verhalten völlig Indifferentes und Gleichgültiges bezeichnet hätte.

In und mit der Aufstellung dieser Grundansicht hat also die Herbart'sche Schule einen völlig neuen oder wenigstens mit gleicher Consequenz nur von ihr verfolgten Weg betreten, und da das uns vorliegende Werk Zimmermann's das erste ist, welches diesen Grundgedanken mit wissenschaftlicher Strenge und Ausführlichkeit nach allen Seiten und Richtungen hin darzulegen, zu begründen und zur Geltung zu bringen sucht, so hat es schon als solches auf eine möglichst allgemeine und näher eingehende Würdigung in den Kreisen der Wissenschaft Anspruch, und man wird ihm selbst dann, wenn es das von ihm zu Erweisende nur theilweise zur Evidenz gebracht haben sollte, eine hohe Achtung nicht versagen können, weil schon darin ein unverkennbares Verdienst liegt, eine so hochwichtige Frage, wie die in ihm behandelte, einer gründlichen Untersuchung unterworfen zu haben.

Ehe wir uns darüber aussprechen können, ob oder inwieweit uns der Verfasser von der Wahrheit seiner Theorie zu überzeugen vermocht hat, müssen wir uns wenigstens die erste Grundlegung derselben in Kürze vergegenwärtigen.

Die Aufgabe der Philosophie überhaupt sieht der Autor mit Herbart in der Bearbeitung von Begriffen: denn die Gegenstände, über welche philosophirt werde, seien zunächst nicht die Dinge selbst, sondern die Vorstellungen, die sich das Denken von den Dingen mache. Während es die Psychologie mit der subjectiven Bethätigung des Vorstellens zu thun habe, beschäftige sich die Philosophie mit dem, was durch das Vorstellen vorgestellt werde, also mit den objectiven Vorstellungen oder Begriffen der Dinge. Jeder Begriff bestehe aus Inhalt und Form. Sofern er als Bestandtheil in einen andern Gedanken eingehe, sei er Inhalt (Stoff, Materie); sofern er selbst andere Gedanken als seinen Inhalt umschließe, sei er Form. Demgemäß könne sich die Philosophie einerseits mit der Form, andererseits mit dem Inhalt befassen. Thue sie das erstere und sehe dabei gänzlich vom Inhalt ab, so sei sie Logik; thue sie das letztere, d. h. untersuche sie den Inhalt der Begriffe von seiten ihrer Uebereinstimmung mit den Dingen selbst und suche sie die Begriffe, falls sie mit den Dingen in Widerspruch befunden würden, zu berichtigen, so sei sie Metaphysik. Im einen wie im andern Fall befasse sie sich lediglich mit den Begriffen als solchen, d. h. betrachte dieselben nur als Abbilder äußerlich gegebener Objecte, ohne sich darum zu bekümmern, was diese Abbilder dem sie in sich tragenden Subjecte seien. Wesentlich anders dagegen verfahre sie, sofern sie Aesthetik sei. Insofern habe sie es nicht mit den Begriffen als solchen, sondern gerade umgekehrt mit ihrem Verhalten zum Subject zu thun, d. h. sie kümmere sich nicht darum, wie sich dieselben als Abbilder zu den sie vorstellenden Außendingen verhalten, sondern ziehe nur in Betracht, wie dieselben innerhalb des Subjects auftauchen: da Bilder auf das Subject wirken und von demselben um dieser Wirkung willen mit einem Zusatz versehen werden, durch welchen das Subject sein Wohlgefallen oder Misfallen an den Bildern ausdrücke.

In diesem Zusatze erblickt der Autor das eigentliche Charakteristicum des Aesthetischen. „Das Bild sammt dem Zusatz macht erst den ästhetischen Begriff", sagt er; „an ihm, der auf diesem Wege nicht ist, sondern erst im Subject wird, hat auch das Subject seinen Antheil." Mit ihm und seiner Bedeutung für das Bild beschäftige sich daher zunächst die weitere Betrachtung. Die Thätigkeit des Subjects bei der Ertheilung desselben, welche im allgemeinsten Wortsinn Gefühl genannt werde, sei dessen ästhetisches Verhalten dem Bilde gegenüber. Dieses könne entweder blos theoretisch, d. h. das Bild annehmend oder ablehnend, billigend oder misbilligend, oder zugleich praktisch, d. h. das abgelehnte Bild zu einem annehmlichen umbildend sein. Im ersten Fall sei das ästhetische Verhalten ein kritisches, im zweiten Fall ein künstlerisches. In beiden Fällen beziehe sich der das Wohlgefallen oder Misfallen ausdrückende Zusatz nicht auf das Verhältniß des Bildes zur Sache, sondern auf das Verhältniß desselben zum Subject, also nicht auf die Wahrheit und Richtigkeit, sondern auf die Annehmlichkeit des Bildes. Während sich die theoretische Weltanschauung gegen die Annehmlichkeit des Bildes gleichgültig und gefühllos verhalte, gehe bei der ästhetischen Weltansicht gerade der bes Theil des psychischen Lebens in der gefühlvollen Auffas sung der dem Bilde eigenthümlichen Eindrücke auf — of so sehr, daß man sich nur des Wohl- oder Wehgefühl selbst, nicht auch der veranlassenden Vorstellung und de der Vorstellung entsprechenden Sache bewußt werde.

Nach dem Ort ihrer Entstehung seien die Zusät stets subjectiv; nach ihrer Veranlassung dagegen müss zwischen ihnen unterschieden werden. Was das Subjec zur Billigung oder Misbilligung eines Bildes veranlass könne entweder der Inhalt der Vorstellung selbst, abgese hen vom Subject, oder umgekehrt das Subject, abgesehe vom Inhalt der Vorstellung, oder drittens das Zusam menwirken beider sein. Im ersten Fall seien die Zusät rein objective, absolute; im zweiten Fall rein subjectiv relative; im dritten Fall gemischte. Nur die rein object ven seien nothwendige und allgemeine, die beiden ander dagegen zufällige und individuelle. Daher könne ma jene auch fixirte, diese vage nennen.

Zu den vagen Zusätzen seien alle diejenigen zu rec nen, die aus den Vorstellungen des Nützlichen und A genehmen entspringen. Bei ihnen sei das Gefallen u Misfallen stets durch zufällige Stimmungen und Bestr bungen bedingt. Auf sie lasse sich daher keine Wisse

jaft gründen. Solle überhaupt eine Aesthetik möglich in, so könne sie nur auf die fixirten Zusätze gegründet erden.

Aber auch diese seien nicht ohne Ausnahme zu einer ssenschaftlichen Grundlage verwendbar. Es gebe fixirte isätze, in denen der Zusatz nur ein dunkles Gefühl sei, h. in denen man sich nur des Gefühls selbst, aber cht des sie veranlassenden objectiven Grundes klar be- ißt werde. Diese seien für die Wissenschaft ebenso un- auchbar, wie die vagen Zusätze. So seien von allen isätzen, in denen die ästhetische Anschauung wurzele, :r diejenigen der fixirten Zusätze zu einer wissenschaft- hen Begründung der Aesthetik verwerthbar, bei denen h auch das Was, wodurch der Inhalt des Bildes den isatz im Subject erzeugt, deutlich vorstellen und ange- n lasse; dieser Bedingung entspreche aber nur derjenige isatz, in welchem sich das ästhetische Gefühl zu einem hetischen Urtheil gestalte. Nur das ästhetische Urtheil o, bei welchem sowol das Bild wie der Zusatz klar rgestellt werde, mache eine Aesthetik möglich.

Der Verfasser wendet sich nun zur Erörterung der :age, ob und unter welchen Bedingungen ein ästhetisches :theil überhaupt möglich sei, und kommt dabei zu fol- ndem Resultat. Mit dem fixirten Gefühl habe dasselbe mein, daß es allein durch den Inhalt der veranlassen- n Vorstellung, abgesehen von der individuellen Gemüths- ge des Vorstellenden, in letzterem hervorspringe. Die erste edingung für dasselbe müsse daher die Absonderung aller dividuellen Erregungen, das vollendete Vorstellen des orstellungsinhalts selbst sein; außerdem aber dürfe dieser ihalt auch nicht in einer andern Form als in der des ßen Vorstellens, namentlich in der eines Strebens oder egehrens auftreten: denn wenn noch etwas zur Entste- ng des Zusatzes beitrage, was nicht im Bilde liege, sei : Zusatz kein objectiver, fixirter, sondern nur ein vager; d wenn die Vorstellung nur in der Form des Stre- is, nicht in jener des vollendeten Vorstellens gegeben , dann sei überhaupt ein Bild des Inhalts, zu dem : Zusatz gehört, noch nicht vorhanden, der Zusatz be- he also nur in einem noch dunkeln, unruhigen Gefühl. n also wirklich für ein klares, fixirtes Gefühl gelten zu nen, müsse das ästhetische Urtheil, was es beurtheile, vollendeter Gegenwart besitzen, das Subject mit seinen ividuellen Stimmungen und Begierden müsse dabei völlig den Hintergrund treten, es müsse sich im Zustande er völlig ruhigen, ganz dem Bilde hingegebenen Con- nplation befinden und in diesem lediglich das Bild selbst i Zusatz hervorrufen lassen.

Außerdem aber müsse das ästhetische Urtheil noch etwas len, es müsse auch die Frage beantworten können, lches Bild im Subject gerade diesen und welches jenen isatz erzeuge. Das sei eine Bedingung, die das dunkle irte Gefühl für sich niemals erfüllen könne. Die theo- ische Auffassung sei klar, denn sie stelle das Vorgestellte : sich ohne Zusatz aus dem Subjecte vor; die ästhetische rch das Gefühl dunkel, denn sie stelle die veranlassende rstellung nur durch den Zusatz und ununterscheidbar von demselben vor. Wenn nun ein und derselbe Gegenstand sich sowol theoretisch, als durch das Gefühl ästhetisch auffassen ließe, so würde er das eine mal klar durch eine Vorstellung ohne Zusatz, das andere mal dunkel durch einen Zusatz ohne Vorstellung gedacht. Gleichwol scheine ein und derselbe Gegenstand (Vorstellungsinhalt) nur eine adäquate Auffassung zulassen zu können. Man habe die Wahl: entweder derselbe Gegenstand lasse nicht zwei Auffassungen zu; oder das zweimal verschieden Aufgefaßte sei nicht derselbe Gegenstand. Ein Widerspruch liege vor. Ein Drittes sei undenkbar. Gleichwol brauche man blos die Thatsache ins Auge zu fassen, daß der Naturforscher und der Aesthetiker beide mehr als häufig dieselben Gegenstände jeder auf seine Weise betrachten, um den Widerspruch ebenso sehr als gegeben, wie als undenkbar zu erkennen. Ein und dasselbe plastische Werk sei dem Mineralogen ein bloßer Stein, dem Kritiker ein Halbgott. Ein und dasselbe lasse zweierlei Auffassungen zu, die es gleichwol nicht zulassen dürfe. Einmal ohne Zusatz vorgestellt, erzeuge es, das andere mal vorgestellt, den Zusatz. Wie habe man sich diesen Widerspruch zu lösen? Man folgere, daß zu demjenigen, welches für sich vorgestellt, keinen Zusatz erzeugte, etwas hinzugekommen sein müsse, um es zu demjenigen zu machen, als welches es den Zusatz erzeuge. Aber dieses Hinzugekommene für sich allein erzeuge ebenso wenig den Zusatz, sondern nur indem es zum Ersten hinzukomme. Ohne jenes vorgestellt, werde es gleichfalls ohne Zusatz, also rein theoretisch vorgestellt. Der Grund des Zusatzes liege daher weder im Ersten, noch im Zweiten für sich allein vorgestellt, sondern nur indem beide zusammen vorgestellt würden.

Hiermit hat sich der Autor den Weg zum eigentlichen Kern und Grundgedanken seiner Theorie gebahnt. Der nächstfolgende Paragraph (54) spricht denselben in seiner Allgemeinheit aus. Es heißt darin wörtlich:

Der Zusatz gehört also nicht dem Ersten und nicht dem Zweiten, sondern beiden zusammen. Das Bild, zu dem er gehört, ist kein einfaches. Jedes von beiden, insofern es für sich allein, abgesondert vom Zusatz vorgestellt wird, ist unästhetisch. Beide zusammen, insofern sie den Zusatz erzeugen, sind ästhetisch. Das Bild hat Materie und Form. Jene beiden, insofern sie jedes für sich abgesondert vom Zusatz vorgestellt werden, also unästhetisch sind, machen die Materie; ihr „Zusammen“ macht die Form des Bildes aus, die den Zusatz mit sich führt. Die Materie des Bildes, außerhalb der Form, gefällt nicht und misfällt nicht, ist ästhetisch gleichgültig. Die Form des Bildes, die allerdings nicht ohne die Materie desselben vorgestellt werden kann, und nur an ihr vorgestellt den Zusatz mit sich führt, ist es, die dieses gefallend und misfallend macht; der Zusatz gehört zu der Form des Bildes.

Hiernach faßt der Autor die Hauptresultate seines Gedankenganges noch einmal kurz zusammen. Er sagt:

Kein Einfaches gefällt oder misfällt ästhetisch. An dem Zusammengesetzten gefällt und misfällt nur die Form. Die Theile außerhalb der Form, die Materie, sind ästhetisch gleichgültig. In diesen drei Sätzen ruht die Grundlage einer Aesthetik als reiner Formwissenschaft nicht nur, sondern als Wissenschaft überhaupt.

Bis hierher vermögen wir dem Autor zunächst nur zu folgen. Gehen wir nun dazu über, unsere eigene Ansicht

darüber auszusprechen, so müssen wir zwar von vornherein gestehen, daß uns seine Entwickelung nicht in aller und jeder Beziehung zu überzeugen vermocht hat, zugleich aber mit Freudigkeit anerkennen, daß er in derselben sehr wesentliche Gesichtspunkte zur Geltung gebracht und sich für mehrere der wichtigsten ästhetischen Cardinalfragen in einer die Wissenschaft so wahrhaft fördernden und so allgemein beherzigenswerthen Weise entschieden hat, daß ihr Verdienst von jedem Unbefangenen hoch angeschlagen werden muß. Unter denjenigen Momenten seiner Principiendarlegung, die ganz besondere Beachtung verdienen, mögen nur folgende hervorgehoben werden.

Zunächst gebührt dem Verfasser die lebhafteste Anerkennung dafür, daß er als das eigentliche Untersuchungsobject der Philosophie überhaupt und der Aesthetik insbesondere nicht unmittelbar die Dinge an sich, sondern die Begriffe und Vorstellungen, welche wir davon in uns tragen, betrachtet. Er beweist damit, daß er trotz der Unbefangenheit, mit der er bei der nähern Ausführung seiner Theorie den berechtigten Forderungen des Realismus Rechnung trägt, weit entfernt ist, jenem rein äußerlichen Formalismus das Wort zu reden, in welchem Vischer ein Analogon des jetzt herrschenden Materialismus erblickt, und dies ist um so höher zu schätzen, als es unserer über der Außenwelt die Innenwelt nur allzu sehr vergessenden Zeit gar sehr noththut, wieder einmal an die Bedeutung der Begriffe und Vorstellungen erinnert zu werden, zumal selbst unter den jüngsten Aesthetikern der Neuzeit es nicht an solchen gefehlt hat, welche diese Bedeutung verkannt und gegen solche ihrer Vorgänger, die sich noch mit der Erörterung und Feststellung von Begriffen befassen zu müssen glaubten, einen förmlichen Vernichtungskrieg eröffnet haben. Um der Entschiedenheit willen, mit der er diesen sogleich in seinem allgemeinsten Princip entgegentritt, muß er von allen wirklich wissenschaftlichen Bearbeitern der Aesthetik (nicht blos von denen der Herbart'schen Schule) als willkommener Mitkämpfer begrüßt werden.

Hiermit im engsten Zusammenhange besteht das Verdienst, welches er sich um die Aesthetik durch die scharf betonte Anerkennung und Hervorhebung des in den ästhetischen Begriffen mitwirkenden subjectiven Elements — des sogenannten „Zusatzes" — erworben hat. Allerdings hat er damit nichts wesentlich Neues zur Geltung gebracht. Nicht nur die Wissenschaft, sondern auch das populäre Bewußtsein hat den mehr oder minder subjectiven Charakter der Geschmacksurtheile frühzeitig erkannt, ja von manchen Forschern ist der Antheil des Subjects an ihnen dergestalt als die Hauptsache betrachtet, daß sie darauf hin eine objective Bestimmung des Schönen gar nicht mehr für möglich gehalten haben. Aber gerade das Bestreben, dieser übertriebenen Betonung des Subjectiven entgegenzutreten und der Aesthetik eine feste Basis zu sichern, hat einzelne Systeme dazu verführt, die subjectiven Momente im Aesthetischen ganz unberücksichtigt zu lassen oder ihnen wenigstens nicht im gebührenden Maße gerecht zu werden. Dieses Fehlers hat sich namentlich die Hegel'sche Schule schuldig gemacht. Selbst Vischer behandelt diese Seite des Schönen nur ganz beiläufig, „und ich befand mich daher, als ich meine „Aesthetischen Forschungen" schrieb, in der Lage, zuerst wieder neben der Objectivität auch die Subjectivität des Schönen zu der ihr geziemenden Geltung zu bringen und dieselbe als ein wesentlich mitwirkendes Moment sogleich in die Grundbestimmung des Schönen mit aufzunehmen. Aber obschon ich dies in unzweideutiger und nach beiden Seiten hin sorgfältig abwägender Weise gethan und meine Ansichten darüber noch in einem speciellen Aufsatz: „Ueber den objectiven und subjectiven Charakter des Schönen" („Morgenblatt" f. 1859) ausführlich auseinandergesetzt habe, und obschon Carriere gleichfalls sogleich im ersten Satz seiner Aesthetik auf die beiden Factoren des ästhetischen Processes nachdrucksvoll hinweist, ist doch die Scheu vor einer Anerkennung der subjectiven Mitbethätigung bei der Auffassung der Dinge im ästhetischen Sinne noch immer nicht überwunden, wie unter anderm daraus hervorgeht, daß mich der sonst mir in mehrfacher Beziehung richtungsverwandte Eckart ausdrücklich wegen meines Standpunkts in dieser Beziehung tadelt, und es ist daher keineswegs als eine überflüssige Arbeit zu betrachten, wenn jetzt auch Zimmermann für die Mitbethätigung des Subjects im ästhetischen Verhalten in die Schranken tritt; im Gegentheil, es ist um so dankbarer aufzunehmen und um so mehr zu beherzigen, als er auf wesentlich anderm und selbständigem Wege zu demselben Endresultat, wie Carriere und ich, gelangt ist.

Nur zustimmen können wir ferner dem Autor in denjenigen Expositionen, durch die er das ästhetische Verhalten einerseits vom theoretischen (logischen und metaphysischen), andererseits vom sensualen und praktischen unterscheidet und dadurch das Schöne einerseits vom Wahren und Richtigen, andererseits vom Angenehmen und Nützlichen abgrenzt. Die letzte dieser Grenzbestimmungen verdient noch insofern eine besondere Anerkennung, als e[r] damit in einem wichtigen Punkte über Herbart selbst hinausgeht und namentlich schärfer und klarer als dieser das Aesthetische vom Ethischen unterscheidet.

Endlich können wir auch dem Endergebniß seiner Fundamentaluntersuchung, wonach das ästhetische Bild stet[s] ein Zusammengesetztes sein, und eben das „Zusammen[sein] der in ihm vereinigten Bestandtheile die Form desselb[en] ausmachen soll, unsern aufrichtigen Beifall nicht versage[n], wenngleich wir durch den Gedankengang, durch den [er] schließlich zu diesem Resultat gelangt ist, nicht in gleiche[m] Grade befriedigt sind, und das Endergebniß selbst d[er] Sache nach nicht als ein so außerordentliches und vo[m] Herbart'schen Standpunkte allein erkanntes anzusehen v[er]mögen, als es dem Wortlaut nach zu sein scheint.

Daß das Schöne überhaupt und ebenso die schö[ne] Einzelerscheinung niemals etwas so schlechthin Einfach[es] ist, wie es nach manchen Definitionen der Aesthetiker [zu] sein scheint, wird von denen, die sich möglichst bequ[em] eine Erkenntniß desselben verschaffen möchten, noch gar [zu] häufig verkannt, und darum kann von seiten der Wisse[n]schaft nicht oft und nachdrücklich genug darauf aufmerks[am]

macht werden. In gleicher Weise ist auch die Erkennt-
ß, daß die Form unter den Eigenschaften der Dinge
rade diejenige ist, wodurch sich das Ding in seinen ver-
iedenen Bestandtheilen zu einer Einheit zusammenfaßt und
sofern das Ding gleichsam in seiner Totalität darstellt,
ch keineswegs eine so allgemein verbreitete, daß es nicht
ththäte, wieder und wieder diese Wahrheit zum Bewußt-
n zu bringen; und darum ist es in diesem wie in
tem Fall eine verdienstliche Förderung der Wissenschaft
ht nur, sondern auch des allgemeinen Bewußtseins, daß
: Autor diese beiden gewichtigen Sätze zu Fundamental-
zen seiner Aesthetik gemacht hat. Insoweit also zollen
r ihnen unsere volle Anerkennung.

Je mehr wir aber hiermit nur unsere eigenste und
erste Ueberzeugung aussprechen, um so mehr fühlen
r uns verpflichtet, nun auch mit gleicher Offenheit an-
zeben, warum wir uns mit der Begründung und Be-
ung der beiden Sätze nicht in gleichem Grade einver-
nden erklären können.

Daß der ästhetisch-wirkende Gegenstand nicht einfach,
ndern zusammengesetzt sein müsse, folgert der Verfasser
iglich aus der Thatsache, daß derselbe sowol eine theo-
ische wie eine ästhetische Auffassung zuläßt. Liegt aber
dieser Folgerung irgendein zwingender Grund vor?
nn nicht die Möglichkeit der doppelten Auffassung auch
der Nichteinfachheit des Subjects, statt in der des Ob-
ts, ihren Grund haben? Ja, liegt nicht diese Folge-
ng im vorliegenden Fall weit näher, da ja hier unter
n „Subject" wirklich verschiedene Persönlichkeiten (z. B.
s eine mal ein Naturforscher, das andere mal ein Kunst-
ler) verstanden werden, bei denen es ganz natürlich,
nothwendig ist, daß die Wirkung eines und desselben
jects auf sie eine verschiedene sein muß, gerade wie die
rkung eines und desselben fallenden Steins eine andere
wenn derselbe einmal auf eine Steinplatte, das andere
l auf eine Wasserfläche fällt? Selbst die verschiedene
rkung eines und desselben Gegenstandes auf ein und
selbe Subject nöthigt noch nicht zu dem Schluß des
rfassers. Denn auch hierbei kann der Grund lediglich
der Veränderlichkeit und Zusammengesetztheit des Sub-
s liegen! Allerdings kann der Verfasser hiergegen ein-
nden, er habe für diejenige ästhetische Auffassung, die
ästhetisches Urtheil zulassen solle, ein völlig ruhiges,
fferentes, sich gleichbleibendes Subject postulirt und ein
hes müsse auch als einfach gedacht werden. Aber ist
se Forderung erfüllbar? Wo und wann in aller Welt
tirt ein solches Subject? Wo und wann ist das mensch-
e Ich eine solche tabula rasa, daß es die Wirkung des
etischen Objects ohne jedwede Mitwirkung von seiner
ite in sich aufnähme? Ja, ist ein Wesen, das in dem-
en Momente zugleich völlig unthätig sein und dennoch
r die von außen empfangenen Eindrücke sein Wohl-
allen oder Misfallen aussprechen soll, nur denkbar?
fenbar liegt zur Annahme eines schlechthin einfachen,
der ästhetischen Auffassung sich völlig gleichbleibenden
bjects schlechterdings kein Grund vor, ja sie ist un-
glich, wenn wir uns nur einigermaßen der tausend-
fältig sich durchkreuzenden Regungen und Bewegungen un-
sers Geistes- wie unsers Sinnenlebens erinnern. Ist aber
das Subject nothwendig als ein zusammengesetztes und
veränderliches zu denken, dann sind wir auch durch nichts
genöthigt, aus der verschiedenen Auffaßbarkeit eines Ob-
jects auf dessen Zusammengesetztheit zu schließen. Ließe
sich also dieselbe nicht auf anderm Wege erweisen, durch
die Folgerung des Verfassers würde sie nicht erwiesen
sein und mit ihrem Wegfall würde auch die auf die Zu-
sammengesetztheit des Objects gestützte Formtheorie ihrer
Begründung verlustig gehen.

Glücklicherweise aber ist die Zusammengesetztheit der
ästhetischen Objecte aus gar vielen andern Gründen zu
erweisen; ja sie bedarf kaum eines Beweises. Wo ist denn
überhaupt ein ästhetisch-wirkender Gegenstand, an dessen
Zusammengesetztheit sich zweifeln ließ? Folgt nicht dieselbe
mit Nothwendigkeit schon daraus, daß alle ästhetischen
Objecte als sinnliche Erscheinungen, als Raum- oder Zeit-
bilder aufgefaßt werden, welche ja stets eine bestimmte
Ausdehnung, einen raum- oder zeitausfüllenden Stoff und
eine beides in sich zusammenfassende Form besitzen? Wo,
sei es in der geistigen oder sinnlichen Welt, ist überhaupt
etwas schlechthin Einfaches zu entdecken? Selbst der mathe-
matische Punkt, der einfachste aller Begriffe, schließt schon
wieder den Begriff einer unendlichen Vielheit in sich, denn
er ist nothwendig zugleich als der Inbegriff einer unend-
lichen Vielheit verschiedener, in ihm sich durchkreuzender
Richtungen zu denken. In der That hätte es also des
etwas schwer nachzugehenden Gedankengangs, durch den
sich der Verfasser zu den Fundamentalsätzen seiner Form-
theorie den Weg gebahnt hat, nicht bedurft. Die That-
sache, daß das ästhetische Object etwas Zusammengesetztes
ist, würde auch ohne denselben einleuchtend gewesen sein.

Gewichtvoller ist der Satz, durch welchen die Form
als das „Zusammen" des im ästhetischen Object vorhan-
denen, für sich unästhetischen Inhalts bestimmt wird, denn
es wird damit von vornherein der Begriff einer leeren,
inhaltlosen Form zurückgewiesen. Leider gibt es derer,
welche sich noch nicht zu einer gleichen Auffassung der
Form durchgearbeitet haben, immer noch viele, und der
Autor hatte daher nur allzu viel Grund, gegen die Misdeu-
tungen dieser sich verwahrend, in der Vorrede zu schreiben:

> Wer unter Form nur das leblose, irdene Gefäß eines von
> innen aus dasselbe durchleuchtenden und durchwärmenden über-
> sinnlichen Gehalts sich denkt, kann, ja muß vor einem Begin-
> nen zurückweichen, welches mit dem Versuch, das Schöne nur
> in die Form zu verlegen, die Schale zu behalten, den Geist
> herauszutreiben scheint. Der Herbart'sche Begriff der Form als
> eines ästhetischen Verhältnisses bleibt solchen Folgerungen fern.

Vom Schreiber dieser Zeilen hat der Verfasser eine
solche Misdeutung nicht zu fürchten. Obschon er nicht
eigentlich zur Herbart'schen Schule gehört, hat er doch
die tiefe und weitgreifende Bedeutung der Form nicht
weniger als die Anhänger dieser Philosophie erkannt und
dies nicht blos in seiner „Proportionslehre" und seinen
„Aesthetischen Forschungen", sondern in allen seinen auf
diese Frage bezüglichen Schriften, namentlich in seinen
durch Ulrici's Zeitschrift veröffentlichten „Morphologischen

Untersuchungen" documentirt. Nach dem Endergebniß der letztern vereinigen sich ihm in der Qualität der Form, soweit dieselbe an endlichen Erscheinungen beobachtet wird, alle Qualitäten des Endlichen, die idealen wie die realen, die quantitativen wie die substantiellen, weil eben die Form in ihrer Allgemeinheit diejenige Qualität ist, welche die einander entgegengesetzten Qualitäten der Quantität und Substantialität, des Umfangs und Inhalts, in sich zu einer Einheit und Bestimmtheit zusammenfaßt. Insofern ist ihm die Qualität der Form unter den drei Qualitäten des Endlichen die vollkommenste Repräsentation der schlechthin allgemeinen Qualität, d. h. der Bewegung. Während die Bewegung in der Quantität nur als inhaltlose Expansion (Raum und Zeit), in der Substantialität nur als umfanglose Concentration oder Intension (als Kraftcentrum oder Stoffatom) erscheint, zeigt sie sich in der Form als eine sich um ein bestimmtes Centrum herum abschließende Expansion und zugleich als eine irgendein Quantum der Expansion zur Einheit zusammenfassende Concentration. Nach ihm vereinigt also die Form in sich die zwei einander entgegengesetzten Grundformen der absoluten Selbstbewegung, die einfache Position und die Disposition, die Intension und die Extension im Gebiet der endlichen Erscheinungen ebenso, wie es im Gebiet des Unendlichen die compositiven Formen der absoluten Selbstbewegung, nämlich Gesetz, Freiheit und Leben, thun, und sie hat daher für die endlichen Erscheinungen dieselbe Bedeutung, wie die ebengenannten Begriffe für das Unendliche, d. h. sie waltet in den endlichen Dingen einerseits als Princip des Gesetzes, andererseits als Princip der Freiheit und wird für sie durch die unaufhörliche Setzung und Aufhebung dieses Gegensatzes zu ihrem eigentlichen Lebensprincip, welches sich uns als nimmer ruhende Umgestaltung und Metamorphose, als ein innerhalb gewisser Gesetze frei vor sich gehender Wechsel der Formen, der zugleich ein Wechsel der Substanzen und Größen, des Inhalts und des Umfangs ist, zu erkennen gibt. Demgemäß ist ihm die Form die vollkommenste Erscheinungsweise des Endlichen, jedoch nicht in ihrer starren Gesetzmäßigkeit, noch auch in ihrer ungezügelten Freiheit, sondern in ihrem zugleich frei und gesetzmäßig verlaufenden Entwickelungsproceß, in ihrer rhythmisch geordneten, einerseits aus sich herausstrebenden, andererseits in sich reflectirenden Selbstentfaltung. Die Form, in diesem Sinne genommen, ist daher für das endliche, einzelne Ding dasselbe, was das Leben überhaupt für das unendliche allgemeine Sein, d. h. es ist dieses selbst in seiner Totalität, in seinem zugleich intensiven und extensiven, innerlichen und äußerlichen Dasein. Es wird daher etwas als Ding nur gedacht, sofern es zugleich als Form gedacht wird. Eine Pflanze z. B. ist eine Pflanze nur vermöge ihrer bestimmten Form, oder genauer vermöge der Reihenfolge von Formen, welche zusammengenommen das Leben der Pflanze ausmachen. Die Form ist ihm somit diejenige Qualität, in und mit welcher das Quale zum Quid wird, in welcher der Begriff der Qualität des Endlichen mit dem Begriff der Einzelsubstanz oder des einzelnen Dings zusammenfällt.

Bei diesen vom Referenten selbst aufgestellten und ausführlich begründeten Ansichten über die Form kann es demselben natürlich nicht einfallen, im System des Verfassers einen todten Formalismus wittern oder darin eine Ueberschätzung der Form erblicken zu wollen. Im Gegentheil, er begrüßt dasselbe als eine verdienstvolle Unterstützung derjenigen Anschauung, die er selbst für die allein wahre und richtige hält. Wenn er trotzdem in seinen „Aesthetischen Forschungen" Anstand genommen hat, die Form als das alleinige Object der Aesthetik hinzustellen und die Aesthetik geradezu als Formwissenschaft zu proclamiren, so ist dies lediglich darum geschehen, weil die ästhetische Auffassung selbst zu allen Zeiten die Form nicht in so weitgreifendem Sinne gefaßt, sondern neben ihr auch von Stoff und Umfang als zwei von ihr unterscheidbaren Eigenschaften des Schönen gesprochen hat und wahrscheinlich auch stets bei diesem Sprachgebrauch beharren wird, da die Art und Weise, wie die ästhetischen Erscheinungen auf uns wirken, selbst dazu nöthigt, nur die zusammenfassende Umgrenzung und gliedernde Abgrenzung derselben als Form aufzufassen, dagegen sich alles, was durch sie zusammengefaßt und abgegrenzt wird, im Gegensatz zu ihr als Stoff zu denken, unbekümmert darum, ob das ästhetisch Wirkende am Stoff ebenfalls in formellen Verhältnissen seinen Grund hat. Selbst die wissenschaftliche Betrachtung wird sich dieser Unterscheidung niemals ganz entziehen können und daher auch dem Stoff, d. h. der als Stoff aufgefaßten Formen, eine ästhetische Bedeutung zuschreiben müssen. Immerhin halten wir es für wohl gerechtfertigt, auch einmal eine Aesthetik aufzustellen, welche auch die im Stoff sich verhüllenden Formen als solche zur Geltung zu bringen sucht; nur können wir darin weniger eine neue Behandlung in sachlicher, als in terminologischer Beziehung erblicken.

So viel über die principielle Grundlage des Zimmermann'schen Werks. Wollten wir dem Verfasser auch in den darauf ausgeführten sehr umfangreichen, vielgegliederten, ja hier und da auch etwas labyrinthischen Ausbau folgen und uns nur einigermaßen kritisch mit ihm auseinandersetzen, müßten wir ein Buch schreiben dreimal stärker als das seinige. Selbst eine übersichtliche Mittheilung des Inhalts gestattet dasselbe nicht, theils weil auch sie einen viel zu großen Raum in Anspruch nehmen würde (die vom Verfasser selbst gebotene Uebersicht umfaßt nicht weniger als 16 enggedruckte Großoctavseiten), theils weil die Darstellungs- und Entwickelungsmethode des Verfassers etwas so Eigenthümliches und nicht leicht Wiederzugebendes hat, daß man nothwendig ihn selbst lesen muß, wenn man ihn einigermaßen wahrheitsgemäß auffassen will. Wir begnügen uns daher, das Buch hier nochmals allen denen, welche Neigung haben, sich wirklich in ernster und nachdenkender Weise mit den ästhetischen Fragen zu beschäftigen, als ein lehrreiches Product tiefeindringenden Forschens zum Studium zu empfehlen. Sollte sie auch darin auf manches schwer Eingängliche und Befremdende stoßen und vielleicht die Erörterungen über die verschiedenen Formen der Natur und des Geistes abstract

und spiritualistischer finden, als der ursprüngliche Standpunkt des Verfassers erwarten läßt, so werden sie doch daneben des Wahren und Interessanten, Aufklärenden und Anregenden so viel antreffen, daß sie die daran gewandte Mühe nicht bereuen werden. Adolf Zeising.

Ein neuer Faust-Commentar.

Bei jedem neuerscheinenden Faust-Commentar darf man wol nach der Legitimation fragen; denn die Zahl dieser Commentare hat bereits eine bedenkliche Höhe erreicht. Oft macht es den Eindruck, als ob das deutsche Publikum derartige Commentare lieber lese, als die betreffenden Dichtungen selbst, ein Eindruck, welcher auch noch durch den großen buchhändlerischen Erfolg der literarhistorischen Werke verstärkt werden könnte. Fast scheint es, als brauche der deutsche Leser eine Art von Voresser, der ihn von der Genießbarkeit der Speisen überzeugt und über die Zumuthung an seine Kauwerkzeuge beruhigt. Auch der Ruhm muß erst literarhistorisch und anthologisch zurechtgemacht sein, ehe ihn das deutsche Publikum anerkennt. Ist aber dieser Ruhm ein fait accompli, so gewinnt er abermals etwas Unnahbares und verbirgt sich in den Wolken, in denen z. B. Klopstock's „Messiade" dem Lesehunger der Gegenwart entrückt ist und in denen auch der zweite Theil des Goethe'schen „Faust" sich vor dem Lesefieber der Zeitgenossen in vornehmer Zurückhaltung verbirgt.

Es liegt nun ein neuer Faust-Commentar vor uns:

Vorlesungen über Goethe's Faust. Von F. Kreyßig. Berlin, Nicolai. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kreyßig hat sich durch seine Erläuterungen der Shakspeare'schen Dramen auf dem Gebiete dieser wiederkäuenden Literatur hervorgethan, ja er hat, wenigstens im Vergleich mit Gervinus, sich eine gewisse Unabhängigkeit des Urtheils bewahrt und hin und wieder Anflüge von Kritik an den Tag gelegt, welche freilich nur wie leise Schattirungen hervortreten und überhaupt nur sichtbar werden, wenn man sie gegen das volle Licht der Gervinus'schen Apotheose hält. Wir dürfen daher zunächst bei seinem Faust-Commentar fragen, ob in demselben ebenfalls nur die beliebte Glanzwichse in Anwendung gebracht wird, von welcher die Literatur der deutschen Classiker-Commentare einen nahezu unerschöpflichen Vorrath besitzt? Wir müssen ferner fragen, ob sich in den Erklärungen selbst wenigstens dies oder jenes neue Moment vorfindet oder ob allermindestens die Form der Einkleidung durch ihre Vorzüge das Erscheinen des Werks rechtfertigt?

Schon in Betreff des ersten Punktes müssen wir indeß zugestehen, daß Kreyßig gegenüber der Goethe'schen Dichtung mehr den kritischen Standpunkt hervorkehrt, als er dies gegenüber den Shakspeare'schen Dramen gethan, und daß er berechtigte Einwände zur Sprache kommen läßt, wenn er auch dann für die Vertheidigung des Dichters diesen oder jenen Gesichtspunkt geltend macht. Das Verschwinden Faust's nach Valentin's Ermordung und dem Tod der Kindesmörderin im Gefängniß, nicht um wie der Faust der Volkssage dem rächenden Richter in die Hand zu fallen, sondern um sich auf langer Lebenslaufbahn zu höhern menschlichen Zielen zu erheben, die Art und Weise, wie die Elfen dem Helden sodann die Vergangenheit aus der Seele baden, erregt auch Kreyßig's gerechte Bedenken:

> Auf Gretchen liegt Blutschuld wie auf Faust — aber wer möchte die halb bewußtlose That des verzweifelnden Mädchens mit der Tödtung Valentin's vergleichen, mit jenem Stoße, den Faust, auf Mephisto's Ermunterung zwar, aber doch mit kaltem Blute und freiem Willen nach dem durch seinen Genossen gelähmten Gegner führt, nach dem Bruder seiner Geliebten! Und von der Stätte des Mordes ging es dann lustig fort in den tollen Lärm der Walpurgisnacht; nicht ganz freilich ohne Gewissensbisse, wie wir sahen, und nicht mit der verhärteten Gemeinheit der Stammgäste des Hexensabbats, aber doch immer mit ganz leidlichem Appetit und mit unverkennbarem, phantastisch-poetischem Aufschwung. Kann nun, so erlauben wir uns unbeschadet unserer Pietät gegen Goethe zu fragen, kann Faust's immerhin aufrichtiges Mitleid mit Gretchen's Unglück, kann sein verspäteter Versuch, wenigstens das Aeußerste von der Geliebten abzuwenden, irgendwie genügen, um, nicht etwa die menschliche und göttliche, sondern auch nur die sogenannte poetische Gerechtigkeit mit solchen Thaten auszusöhnen? Die Poesie aller Völker und die der Faust-Dichtung zum Grunde liegende Volkssage selbst gibt eine verneinende Antwort. Der Faust des Volksstücks fährt um viel geringerer Verschuldungen willen zur Hölle, dem Don-Juan der romanischen Dichtung geht es nicht besser, aber dem Helden unserer idealistisch-humanen, classischen Dichtung, dem poetisch-philosophischen Vertreter unsers Volks von moralischen Denkern bekommen alle jene Dinge ganz vortrefflich. Ein wenig Ruhe, eine Veränderung des Orts, das freundliche Walten der zwischen Gut und Böse keinen Unterschied machenden Naturgeister, d. h. der einfache Fortschritt des physiologischen Lebensprocesses wird hinreichen, „des Herzens grimmen Strauß zu besänftigen, des Vorwurfs glühende Pfeile zu entfernen, sein Inneres von dem erlebten Graus zu reinigen". Gerade als ob es Erlebnisse, „Schicksale" und nicht vielmehr freie Thaten eines verantwortlichen, vernünftigen Wesens wären, um die es hier sich handelt! Daß unsers Erachtens diese ganze auffallende Wendung, dieser Uebergang aus der Tragödie in den weiten, ruhigen Strom des dramatischen Epos bei der Annahme einer geistig ebenbürtigen Geliebten Faust's geradezu ästhetisch unmöglich wäre, haben wir schon oben angedeutet. Aber es sei ferne von uns, darum der Blasphemie uns schuldig zu machen, als habe etwa „Goethe der Aristokrat" dem schlichten Bürgermädchen gegenüber für entschuldbar und verzeihlich gehalten, was gegen eine gebildete Dame verübt, keinerlei poetische Nachsicht verdient haben würde. Sein Verfahren läßt sich im Gegentheil nur dann, wenn nicht künstlerisch rechtfertigen, so doch verstehen, wenn man aus den später hinzugekommenen Ergänzungen des ersten Theils die Ueberzeugung von dem mächtigen Anwachsen und der sehr bedeutenden Umbildung gewonnen hat, die im Fortschritt des Gedichts und der Goethe'schen Lebensentwickelung sich mit dem ursprünglichen Plane vollzog.

Unser Autor sucht also das, was man als einen ethischen Mangel des Helden betrachten durfte, durch die innere Nöthigung zu entschuldigen, welche für den Dichter darin lag, daß sich die Dimensionen der Dichtung, an der er ja fast sein ganzes Leben hindurch fortschuf, vor seinem innern Auge erweiterten und daher das Gretchendrama zu einer Episode eines weltweiten Epos herabgesetzt wurde. Ja, Kreyßig brauchte nicht einmal so zu betonen, daß Faust für seine Verschuldung gegen

Gretchen gleich zur Hölle hätte fahren müssen. Der Fortgang der Handlung im „Faust" ist nicht ohne eine gewisse Lebenswahrheit; denn wie vielen, die nachher auf der Weltbühne noch eine große Rolle spielten, sind derartige Jugendsünden durch gütige Elfen aus der Erinnerung hinweggespült worden, und wenn alle der Teufel holen sollte, die einmal ein Mädchen verführt haben, so würde neben den Fausts auch mancher Wagner die Reise in die Unterwelt antreten müssen. Derartige Bedenken würde man in den weimarischen Kreisen sehr philisterhaft und unpoetisch gefunden haben. Doch wir verlangen jetzt mit Recht vom Dichter, daß er diese Prosa des Weltlaufs durch sittliche Motive adle. Goethe brauchte nicht die ganze reiche Zukunft des Helden dieser Jugendsünde zu opfern, doch ebenso wenig zu einem so äußerlichen Mittel zu greifen, wie die Magie der Elfen, um seinen Faust, der schon durch seine Metamorphose vom würdigen Stubengelehrten zum jugendlichen Lebemann in der Einheit seiner Persönlichkeit, namentlich wenn man die Dichtung als dramatisch festhalten will, bedenklich erschüttert worden, noch einmal durch Hinwegtilgung der Erinnerung in einen nun gar innerlich verjüngten und wesentlich neuen Menschen zu verwandeln. Setzt doch sogar der Glaube an persönliche Unsterblichkeit die Erinnerung, das Gewissen, die Continuität des Selbstbewußtseins voraus; ein magisch-gewaltsames Unterbrechen derselben hebt nothwendig die Einheit der Persönlichkeit auf. Goethe konnte immerhin seinen Helden thatkräftig in die verschiedensten Verhältnisse der Welt und des Lebens eingreifen lassen, deshalb brauchten Anklänge an die Vergangenheit nicht ausgeschlossen zu sein, einzelne Herzenstöne, wie sie gerade dieser Dichter so meisterhaft anzuschlagen versteht, hätten genügt, um das Band zwischen dem Faust des ersten und zweiten Theils festzuhalten; sie waren um so unerlaßlicher, wenn der Dichter am Schluß noch einmal an diese Vergangenheit anknüpfte und Gretchen's Erscheinung in die mystisch-seraphischen Schlußchöre verwebte.

Wenn Kreyßig übrigens von einem Uebergang aus der Tragödie in das dramatische Epos spricht, so würde die Auffassung des ersten Theils als einer geschlossenen Tragödie doch ebenfalls begründete Zweifel herausfordern. Ohne Frage concentrirt sich das tragische Interesse um die Liebe Faust's und Gretchen's; dennoch kann die Behandlung dieses Liebeshandels, wenn man sie als eine dramatische betrachten will, doch nur für im hohen Grade skizzenhaft gelten. Nur die Einleitung des Liebesdramas, Faust's Geschenk, Mephisto's Kupplerbesuch, die Gartenscenen sind mit sorgfältiger dramatischer Motivirung entworfen und erregen daher auch für das Geschick der Betheiligten gespannte Theilnahme; ebenso gibt die Kerkerscene einen dramatischen Abschluß. Doch alles, was dazwischen liegt, ist in lyrische Skizzen aufgelöst, ist Stimmungsgemälde und läßt gerade jene Accente des dramatischen Zusammenhangs vermissen, ohne deren Betonung sich eine Handlung opernhaft verflüchtigt. Ein Beweis für diese fragmentarische Haltung liegt wol darin, daß Goethe einzelne Scenen, wie die Wald- und Höhlenscene, wie ein dramatisches Versatzstück hin- und hergeschoben. Kreyßig sagt hierüber:

Hier folgt nun im ersten Fragment eine wahrhaft mephistophelisch-realistische Wendung des Gedichts, deren verletzende und für seinen Helden wahrhaft compromittirende Härte Goethe offenbar selbst gefühlt und später in der vollständigen Ausgabe des ersten Theils wohlweislich gemildert hat. Faust's bittere Reue, seine Flucht in Wald und Höhle, seine Rückkehr zu den Aufregungen und Genüssen geistigen Lebens tritt in der frühesten Gestalt des Gedichts erst ein, nachdem er Gretchen genossen und zu Grunde gerichtet hat und wird so der bestialischen Gemeinheit Mephisto's nur zu natürlich zur willkommenen Zielscheibe. Wie das Gedicht jetzt vor uns liegt, ist die Sache denn doch ganz anders. Entschlossen, seinen Helden nicht untergehen zu lassen, fühlte Goethe in der Schlußredaction des ersten Theils sich sehr mit Recht bewogen, Faust's unverwüstlich edle und göttliche Grundlage mehr zu betonen, und verlegte jene erste Trennung von Gretchen aus der Zeit des trivialen Rückschlags der befriedigten Leidenschaft in die des ersten Hochgefühls sich erwidert wissender Liebe, unmittelbar hinter das erste Gartengespräch. So gewinnt es den Anschein, als suche Faust in einer Erneuerung der idealen Natur- und Lebensanschauungen seiner frühern Jahre instinctmäßig Schutz gegen die sein besseres Selbst umdrängende Begierde.

Wir wollen gern zugeben, daß die Intentionen Goethe's bei Umstellung dieser Scene die richtigen waren. Dennoch wird jeder unbefangene Leser und Hörer sich sagen müssen, daß man ihr wol anmerkt, sie habe anfangs nicht an dieser Stelle gestanden. Der ganze Ton derselben paßt nur dann, wenn die nächtliche Liebesscene bereits vorüber war. Was geht ihr jetzt voraus? Nur die Gartenscene mit ihrer Liebeserklärung. Nun vergleiche man damit die folgenden Stellen der Scene:

> Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
> Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
> So tauml' ich von Begierde zu Genuß
> Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Kreyßig interpretirt zwar: „Noch wechselt sein Ste ben nur die Genüsse, nach denen es jagt und in dem Besitz es dann wieder nach Begierde verschmachtet." Doch in dem Zusammenhang der Verse bezieht sich die Stell ganz direct auf das schöne Bild, auf Gretchen, und der letzte Vers läßt keinen Zweifel, daß der Genuß bereit vorausgegangen. Die cynischen Anspielungen des Mephistopheles, wie z. B.:

> Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
> Ums Zwillingspaar, das unter Rosen weidet —

ebenso die Anwandlungen leidenschaftlicher Reue bei Faus

> Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben,
> Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben —

erscheinen an dieser Stelle theils unpassend, theils übe trieben, während sie an ihrer frühern, nach Gretchen's vol kommener Hingebung, ihren guten Sinn hatten. So h der Dichter die Scene wol verpflanzt, aber nicht genug sam beschnitten, um sie für ihren neuen Standort ga geeignet zu machen.

Doch auch so erhalten wir keine Antwort auf d Frage, welche der Dramatiker beantworten mußte, waru Faust Gretchen verläßt? Nach der Scene mit Valent schiebt Mephisto den Blutbann vor, mit dem er sich nic abzufinden weiß. Ist Mephisto ein so stümperhafter Teuf

daß er nicht einmal das verrichten kann, was jeder bürgerliche Liebhaber unter Umständen zu Stande bringt, Gretchen aus der Stadt in die Arme ihres Geliebten zu entführen? Ueberdies sind die Mörder ja unbekannt; denn Valentin hat wichtigere Dinge zu sagen, als sie zu nennen, und wird auch gar nicht nach ihnen gefragt; sie selbst sind aber, als die Volksmenge andrängt, bereits verschwunden. Der Kindesmord Gretchen's aber ist ebenfalls eine Thatsache, die gleichsam hinter der Scene liegt, die nur in ihren Folgen vor uns hintritt, aber keineswegs so selbstverständlich ist, daß sie der Dramatiker gar nicht hätte zu motiviren brauchen. Wir sehen, vom Standpunkt der Tragödie aus fehlen auch diesen am meisten dramatischen Scenen des ersten Theils alle dramatischen Stützen und Tragebalken. Wir sprechen damit keinen Tadel gegen den Dichter aus, sondern nur gegen die Rubricirung seiner Dichtung. Ein dramatisirtes Gedankenpoëm, wofür wir auch den ersten Theil des „Faust" halten, kann sich, um den Fortgang der Handlung zu bezeichnen, mit Andeutungen begnügen, die für ein Drama nicht ausreichend waren, hier aber, wo der einzelne Fall mehr in seiner typischen Bedeutung erfaßt wird, von dem Leser bereitwillig ergänzt werden.

Was den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust" betrifft, so steht Kreyßig ungefähr in der Mitte zwischen den Bewunderern und Anklägern desselben. Er gibt zu, daß wir in diesem Theil das Meisterstück des blühenden, vollkräftigen Künstlers hinter uns ließen, um uns in das an sich anschließende Vermächtniß des alternden Denkers zu vertiefen; er verkennt, bei aller Schönheit und Lieblichkeit einzelner Stellen, nicht „die unliebsamen Spuren des höhern Alters" und der in Manier erstarrenden Kunstfertigkeit:

Die vielberufene Goethe'sche Geheimrathssprache, das Spielen mit seltsamen Wortbildungen, die vornehm und feierlich sich ankündigenden Trivialitäten, die gezierten, geistreich-bedeutend thuenden Redepantomimen und Bücklinge, mit welchen das Heer der Nachahmer nachher so argen Unfug in dem deutschen Schriftwesen getrieben, sie treten nirgends so deutlich und massenhaft auf, als in den „Wanderjahren" und hier.

Er fährt weiter in der allgemeinen Beurtheilung der Dichtung fort:

Noch störender, namentlich für die größern, dilettantischen Leserkreise ist aber die stufenweise zunehmende Verflüchtigung der Handlung in keineswegs durchweg geschmackvolle und leicht verständliche Allegorien, verbunden mit der schon im ersten Theile, in der Walpurgisnacht und dem Walpurgisnachtstraum, nur zu bemerkbaren encyklopädischen Redseligkeit des Dichters, welche die Durchführung des Hauptgedankens nach Laune und Gelegenheit unterbricht und kreuzt, um Bestrebungen und Stimmungen mannichfachster Art einen Ausdruck zu geben. Weit mehr als im ersten Theile des Werks tritt die Person des Dichters hinter den Personen, resp. Masken des Dramas, tritt eine Reflexion über die Handlung mitten im Gange der Handlung hervor. Mephisto namentlich, der beiläufig, wie wir sehen werden, seinen satanischen Charakter wieder zu gutem Theile mit dem des personificirten, nüchternen Menschenverstandes und scharfen Witzes vertauscht, übernimmt mehrfach geradezu die Rolle des Chors und wendet sich mitten im Dialog mit allerhand Randglossen an die Zuschauer.

Dann räumt er dem zweiten Theil freilich wieder den nicht geringen Vorzug ein, einen noch bedeutendern und tiefern Gedankengehalt zu besitzen, als sein berühmterer und beliebterer Vorgänger, und über Goethe's innerstes Seelenleben, über seine endgültigen Ueberzeugungen und Lebensergebnisse belehrende und wahrhaft erhebende Aufschlüsse zu gewähren. Auch im einzelnen ist Kreyßig keineswegs ein bewundernder Anbeter. Das Maskenspiel bei Hofe rechnet er zu den verschnörkeltsten und unerquicklichsten Theilen des ganzen Gedichts, tadelt die vornehmthuenden Seltsamkeiten, die geheimnißvoll symbolischen Spielereien; er gibt gleichfalls das unerquickliche Beiwerk der classischen Walpurgisnacht zu. Den Uebergang aus dem geheimnißvollen Halbdunkel derselben in die sonnenklare, ideale Symbolik der Helena nennt Kreyßig einen jähen Sprung; es kommt ihm vor, als habe Goethe sich genöthigt gesehen, den gordischen Knoten der an dieser dunkelsten Stelle des Gedichts zum Unentwirrbaren sich verschlingenden Allegorien mit kühnem Hiebe zu zerhauen. Nicht minder tadelt er den Euphorion als einen auch für die nothwendige Allegorie ziemlich willkürlichen und für den nicht eingeweihten Leser geradezu verwirrenden Zusatz. Ferner hebt er mit Recht hervor, daß Byron als der Modernste unter den Modernen die wesentlichen Eigenschaften der Antike vermissen ließ und sich gar nicht einmal für das Symbol eignete, welches der Dichter brauchte. Der magische Hokuspokus und Firlefanz des vierten Acts will denn doch auch unserm Commentator zu gesucht erscheinen, namentlich als im Lager des Kaisers „ein wirklich recht schwülstiges und nahezu kindisches Spielen mit allerlei allegorischem, aufgeputztem und von den verschiedensten Seiten zusammengeschlepptem historischen Notizenkram" beginnt. Gleicher Tadel trifft das bunte, phantastisch-allegorische, opernhafte Schlußtableau, jene wenig ästhetische und noch weniger in ihrem Inhalt erquickliche Engel-, Heiligen- und Teufelsmaskerade.

Wir sehen, Kreyßig tritt der Dichtung durchaus nicht im Stil der Apotheose und des kniefälligen Interpretationseifers gegenüber, der noch aus der Noth selbst eine Tugend macht; er sucht unbefangen das Gelungene und Mislungene, das Schöne und das Verzierte, Vergriffene zu sondern. Gleichwol legt er in Betreff des zweiten Theils seine kritische Axt nicht energisch genug an die Wurzel. Er hebt mehrfach „die größern dilettantischen Leserkreise" hervor, für welche die Allegorien der Dichtung schwer verständlich sind; er sucht nachzuweisen, wie sich Goethe an dieser oder jener Stelle selbst nicht herausfinden konnte, statt ein für allemal vorauszuschicken, daß die allegorische Dichtweise überhaupt und namentlich für eine größere Dichtung eine gänzlich unberechtigte Form ist, und daß alle Mängel des Gedichts durch das Wesen der Allegorie von Haus aus mitgegeben sind. Alles Allegorische wird immer theils spielend, theils weitschweifig sein, namentlich aber in dramatischer Form, und es war eine unglückliche Vorliebe des alternden Goethe für die Allegorie, wodurch sein „Erwachen des Epimenides" ebenso ungenießbar wurde, wie der zweite Theil des „Faust", und zwar

nicht blos für dilettantische Leserkreise, denn in Bezug auf den Genuß der Dichtung gibt es keine Dilettanten, und wenn eine Dichtung nur für esoterische Kreise verfaßt ist, so taugt sie von Haus aus nichts. Ob wir nun im einzelnen nicht wissen, wo Homunculus bleibt, ob uns Euphorion ein minder glückliches Einschiebsel erscheint, das ist alles gleichgültig: der ganze Faden der Allegorie ist von den Müttern und dem Homunculus bis zur classischen Walpurgisnacht, zu dieser sich ganz phantasmagorisch auflösenden Helena-Tragödie, so verkünstelt und verzwickt geschlungen, daß es auf einen Knoten mehr oder weniger in demselben nicht ankommt.

Was nun aber den bedeutendern und tiefern Gedankeninhalt des zweiten Theils betrifft, so können wir, trotz der unleugbaren Gedankenfülle desselben, diesen Vorzug nicht unbedingt einräumen. An Gedanken von allgemein menschlicher Tragweite ist der erste Theil bei weitem reicher; es sind aber im zweiten Theile Specialitäten, Kunstgeschichte, naturwissenschaftliche Theorien, Historisches, selbst Nationalökonomisches, nebst allerlei mythologischem Detail, was sich in den Vordergrund schiebt. Diese Verbreiterung schafft von selbst eine größere Fülle; aber ein solcher Reichthum geht deshalb nicht in die Tiefe. Vor allen Dingen aber gilt für die Dichtung nur derjenige Gedankeninhalt, der uns in schöner harmonischer Form entgegentritt, mit welchem das Gestaltungsvermögen Schritt hält. Daß dies nicht der Fall ist, gibt Kreyßig selbst an mehrern Stellen zu.

Wenn er hervorhebt, daß Mephistopheles gegen den Schluß der Dichtung hin mehr als der Diener des Faust erscheine, so ist dies wol nicht aus einer besonders künstlerischen Intention des Dichters hervorgegangen, sondern deutet wiederum auf das Erlahmen seiner schöpferischen Kraft hin. Der Mephistopheles des zweiten Theils hat zwar sarkastische Einfälle genug; aber er greift nicht mehr als der Geist, der stets verneint, in die Handlung ein, während er in den mehr allegorischen Theilen des Gedichts vollständig zur Maske wird. Gerade aber, wo Faust sich mit dem Weltlauf einläßt, in den Dienst des Staats, der Schönheit, der praktischen Wirksamkeit tritt, da mußte dieser verneinende Geist zeigen, wie sich all dies Wirken gegen ihn selbst kehrt, wie der Keim der Zerstörung in allem Schaffen liegt. Dazu ist der Teufel zu altersschwach geworden, und selbst die Lüsternheit, mit welcher er die himmlischen „appetitlichen Racker" betrachtet, kann nicht für diesen Mangel entschädigen.

Fragen wir nun nach dem Neuen, welches uns das Buch von Kreyßig darbietet, so ist dies im ganzen nicht in der Detailerklärung zu suchen, über welche die Acten im wesentlichen geschlossen sind, obgleich Kreyßig auch hier und dort einzelne hellere Reflexe aufsetzt. Uns scheint das Hauptverdienst dieses Commentars darin zu liegen, daß er uns mit großer Klarheit die Genesis des ersten Theils auseinanderlegt, die zuerst gedichteten Partien von den später hinzugekommenen scharf sondert und so die Dichtung gleichsam vor unsern Augen entstehen läßt. Wenn auch den Literaturforschern die Reihenfolge bekannt ist, in welcher die einzelnen Scenen des „Faust" sich aneinanderschlossen und die Stelle, die sie im Entwickelungsgang des Dichters bezeichnen, so ist das große Publikum doch eher gewöhnt, den ersten Theil des „Faust" als ein in zusammenhängender Folge gedichtetes Ganzes zu betrachten. Als der Dichter das erste Faustfragment schrieb, schwebten ihm die spätern, Himmel und Erde umfassenden Dimensionen der Dichtung nicht von fern vor. Dieselbe ging kaum über den Gegensatz von Wissensmüdigkeit und Lebenslust hinaus; Faust verwandelte sich mit Hülfe des Mephistopheles in einen Don Juan; denn als solcher, wenn auch etwas germanisch verinnigt, erscheint er in den Gretchenscenen. Dabei war alles von entzückender Frische und Ursprünglichkeit, der Faust-Monolog, wie die Studentenscene im Keller und die Gretchenscene. Doch indem sich der Stoff dem Dichter vertiefte, indem er daran weiter arbeiten wollte, genügten ihm die Motive des Gedichts nicht mehr; er mußte sie vertiefen. Erst die zweite Ausgabe des „Faust" vollendete 1806 den ersten Theil durch Hinzufügung der Vorspiele, des zweiten Monologs, der Faust bis zum Selbstmordentschlusse führt, des Osterspaziergangs und der Entwickelung des Verhältnisses zwischen Faust und Mephistopheles, weiterhin der Ermordung Valentin's, der Walpurgisnacht und der Katastrophe im Kerker,

aller jener Theile des Gedichts, welche darauf berechnet sind, in den tiefern, ewigen Grund der individuellen Handlung einen Blick zu eröffnen und den im Feuer der frischen jugendlichen Schöpferkraft auf den ersten Wurf gelungenen Kern der Tragödie, zu einem die Gesammtheit eines Menschendaseins umfassenden dramatischen Lehrgedicht, oder wenn man lieber will philosophisch-lehrhaftem Drama sich entwickeln zu lassen, wobei denn nicht zu verkennen und nicht zu leugnen ist, daß schon hier in demselben Maße, als sich die Perspective erweitert, hier und da die Farben zu verblassen, die Formen zu zerfließen beginnen.

Und an einer andern Stelle, in der vierten Vorlesung, sagt Kreyßig über diese Zusätze:

Im Gegensatz gegen die leidenschaftlichen Ergüsse des ersten Bruchstücks, das erkennen wir sofort, waltet hier überall klare, besonnene Umschau und Berechnung. Die Darstellung ist immer noch überreich an dichterischen Schönheiten allerersten Ranges. Die zur Virtuosität ausgebildete Herrschaft über die Sprache verführt den Dichter hier noch nicht zu den im zweiten Theile oft genug störenden Künsteleien und Willkürlichkeiten des Ausdrucks. Der Dichter zeigt sich noch im Vollbesitze seiner Gestaltungskraft, und mehrere Abschnitte, z. B. der Osterspaziergang und der Anfang der nächsten Scene („verlassen hab' ich Feld und Auen" u. s. w.) zählen wir unbedenklich zu dem Schönsten und Ergreifendsten, was Goethe überhaupt geschaffen. Doch fehlt es andererseits auch nicht an kleinen Reibungen zwischen den jugendlich feurigen Grundgewalten des ersten Entwurfs und der mächtig gereiften und vertieften Lebensanschauung, mit welcher der vollendete Künstler und Denker an dessen Fortführung geht. Die Form ringt hin und wieder, und nicht immer ganz glücklich, mit dem die Grenzen der Erscheinungswelt überschreitenden Gedanken und weit mehr als in den Scenen des ersten Bruchstücks müssen wir uns daran erinnern, daß die Handlung zwischen den Gebieten des Wirklichen und des Sinnbildlichen dahinschwebt, daß sie oft weit mehr andeutet und bedeutet, als sie wirklich zeigen kann.

Offenbar wird eine Betrachtung des „Faust" von diesem Gesichtspunkte aus den Lesern neue Perspectiven

eröffnen und den Schlüssel zur Lösung mancher Schwierigkeit bieten, die sich ohne Rücksichtnahme auf die verschiedene Entstehungszeit der einzelnen Scenen befremdlich aufdrängt.

Außerdem erscheint uns beachtenswerth, wie Kreyßig den Charakter Gretchen's auffaßt, eine Auffassung, mit der wir um so mehr sympathisiren, je mehr uns die süßlich naive Darstellung dieser Rolle von seiten namhafter Darstellerinnen durchaus auf einer Bühnenschablone zu beruhen scheint, deren Berechtigung wir stets in Zweifel gezogen haben. Gretchen ist ein frisches Mädchen von gesunder Sinnlichkeit und unbefangener Hingabe an den Augenblick. Dem Dichter schwebten dabei offenbar seine rheinischen Jugendbekanntschaften vor. Wer den rheinländischen Volkscharakter kennt, der weiß, daß da keine Spur jener „zurechtgemachten" Naivetät ist, wie sie in norddeutschen Salons grassirt. Gretchen ist ein Kernmädchen, keine jener diminutiven Zierpuppen, als welche wir sie oft auf der Bühne sehen. Daß dies Gretchen nur ein kleines, niedliches, allerliebstes Wesen sein müsse, ist offenbar ein Vorurtheil. Wenn sie das „ewig Weibliche" vertritt, wie ihre excentrischen Verehrer glauben, so hat der Dichter dies wenigstens ironisch genug mit Putzsucht, Klatschsucht und ähnlichen nicht gerade zur Ekstase begeisternden Eigenschaften des weiblichen Charakters ausgestattet. Gegen Gretchen als weibliches Ideal, namentlich aber als Vertreterin paradiesischer Unschuld macht Kreyßig mit Recht folgende Bedenken geltend:

Schon jene paradiesisch-ideale, auf völliger Unbekanntschaft mit dem Bösen ruhende Unschuld, mit deren Heiligenschein man Gretchen zu umgeben pflegt, hält vor der genauern Betrachtung nicht Stich. Wol entgegnet die liebe Einfalt auf Faust's Frage „nach ihrem Herzen" recht naiv: „Was will der Herr damit?" Aber daß sie die Frage nicht verstanden, glaube wer Lust hat und wer den „Faust" nicht gelesen. Es ist ja dasselbe Gretchen, die einst am Brunnen so frisch bereit zu sein pflegte, wenn es mit scharfen Zungen über arme, gefallene Mädchen herging, die dann das „Schwarze noch schwärzte" und mit ihrer Tugend so schön sich wußte! Dasselbe Gretchen, deren schnippische, sitt- und tugendreiche Antwort auf Faust's ersten, unverschämten Antrag mit voller Sachkenntniß ertheilt wurde, wie sie selbst es nachher ausdrücklich bestätigt:

> Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn,
> Es konnte niemand von mir Uebels sagen.
> Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
> Was Freches, Unanständiges gesehn?
> Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
> Mit dieser Dirne gradehin zu handeln.

So handelt Gretchen von Anfang an en connaissance de cause, wie es sich von der Freundin des tugendhaften Lieschen und der „zum Kuppler- und Zigeunerwesen auserlesenen" Frau Martha nicht anders erwarten läßt, zumal ihr überdies Mephisto gleich von vornherein mit seiner Bemerkung über den „Galan" sehr reinen Wein eingeschenkt hat. Sie macht sich eigentlich keinen Augenblick eine Illusion über die Natur ihres Verhältnisses zu Faust. Man denke sich einmal die entscheidende Verabredung, „ich ließ' dir gern heut' Nacht den Riegel offen" u. s. w., aus den Zauberklängen der Goethe'schen Verse in die Prosa der Umgangssprache übersetzt und frage sich aufrichtig, ob nicht in jeder Dorfgeschichte das Interesse für die Heldin einen schweren Stand gegen diese Scene haben würde? Wohlgemerkt! Faust weiß wol sehr schön von „ewiger Liebe" zu phantasiren, „deren Ende Verzweiflung sein würde", aber er findet sich nicht gemüßigt, auch nur ein Wörtchen oder einen Gedanken über das Verhältniß einfließen zu lassen, in welches er diese „Ewigkeit" zu den Bedingungen des zeitlichen Lebens zu setzen gedenkt.

Gretchen erscheint unserm Autor als ein reich ausgestattetes Naturwesen, das die Natur ebenso wol in ihrer Beschränktheit als in ihrer Güte vertritt und, von den geistig-sittlichen Gewalten der Gesellschaft nur ganz oberflächlich berührt, dem ersten Ansturm des durch die Sinne mächtig unterstützten Gefühls unterliegt. Treffend ist namentlich die Bemerkung, daß man nicht vom Schicksal Gretchen's sprechen dürfe wie von einem Symbol der Tragödie ihres Geschlechts, als wäre es des Weibes Bestimmung, sich den Herzensbedürfnissen fahrender Genies zu opfern. Die Darstellerinnen aber mögen die Consequenzen der Kreyßig'schen Auffassung für ihr Spiel zu ziehen versuchen. Gretchen darf nicht mit jener Naivetät gespielt werden, in welcher sich Sentimentalität und Koketterie nur schlecht verkleiden, nicht als ein Gänschen, das gar nicht weiß, was sie thut, und vor lauter Unschuld zu Fall kommt, sondern als ein kernhaftes, frisch sinnliches Mädchen, das ihrem Gefühl ohne Moralbedenken folgt und gerade die Schwächen weiblicher Natur durch die Frische des Colorits, mit welcher es sie ausstattet, in eine hervorhebende Beleuchtung rückt.

Was nun schließlich die Vorzüge des Kreyßig'schen Stils anbetrifft, so bestehen sie in der Durchsichtigkeit und Wärme, in dem ästhetischen Gleichmaß der Darstellung, die nur sehr ausnahmsweise in den bei derartigen Commentaren üblichen Gallimathias verfällt und sich auch von der Vielerklärerei möglichst fern hält. Ohne einige Jongleurkünste der Auslegung geht es freilich bei dem zweiten Theil von Goethe's „Faust" nicht leicht ab; darum ist dieser auch ein Lieblingssteckenpferd für Gevatter Nußknacker und Compagnie.

Rudolf Gottschall.

Skizzen und Bilder von Stadt und Land.

(Beschluß aus Nr. 15.)

4. Daheim und draußen. Bunte Bilder von H. Lessing. Berlin, Springer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ein dicker Band voll glänzend geschriebener Feuilletonartikel, die mit ihren leichten Witzspielen, ihrer feinen Satire und eleganten Tournure gewiß manchen von den langweilig-ernsten Tiraden der Leitartikel oder den nichtssagend-hochtönenden Berichten der Correspondenten in dem obern Stock der Zeitungen ermüdeten Leser erfrischt und in bessere Laune versetzt haben. Ob ihnen dies unbestreitbare Verdienst auch jetzt noch zukommt, wo sie in drohend geschlossener, fast unabsehbarer Reihe vor uns aufmarschiren? Wir hegen leise Zweifel, wenigstens wenn wir von uns selbst auf andere schließen dürfen. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein; aber noch viel weniger von Confect und süßem Schaum. Wir haben nichts dagegen, daß ein Feuilletonartikel seine Bestimmung darin sieht, verwöhnte Gaumen zu kitzeln; aber wenn wir ein ganzes Buch verdauen sollen, verlangen wir einfache und solide Speise, sonst verderben wir uns den Magen und verlieren den Appetit vor der Zeit. Fünfhundert

Seiten voll ebenso witziger als der Natur der Sache nach oberflächlicher Betrachtungen im Anschluß an zum Theil halb vergessene Tagesfragen und Ereignisse, oder an locale, dem auswärtigen Leser gleichgültige oder unverständliche Verhältnisse — wer hat Lust und Muth sie durchzulesen, als höchstens ein gewissenhafter Recensent? Wol hat der Verfasser selbst das Bedürfniß empfunden, sich darüber zu rechtfertigen, daß er „mit Hülfe eines Verlegers einen großen Theil seiner Familie, die an verschiedenen Orten daheim und draußen zerstreut war, um sich versammelt und durch den schützenden Einband ein Band um alle Genossen geschlungen hat". Wir begreifen diese Freude an der geistigen Vaterschaft bei dem Verfasser, bezweifeln aber sehr, ob der Leser sein Interesse an den Kindern theilen wird. Was der erstere für sein Buch anführt, ist nach seinem eigenen Geständniß nur eine captatio benevolentiae. Den einzigen stichhaltigen Grund für den Wiederabdruck und die Zusammenstellung dieser Aufsätze, den dauernden innern Werth derselben, übergeht er weislich mit Stillschweigen. In der That können wir denselben bei aller Achtung vor dem reichen Geiste und der glänzenden Darstellungsgabe des Verfassers nicht als vorhanden anerkennen. Die Artikel kommen uns vor wie schöne Blumen, die man, als sie fast verblüht, abgeschnitten und nun, nachdem sie ihren Duft verloren, zu einem halbwelken Strauß geordnet hat. Der Verfasser meint, sie hätten von den Wellen der Spree, der Seine und der Themse einen erfrischenden Hauch empfangen. Aber wirken die Dünste, die von diesen Flüssen innerhalb der großen Centra des Lebens an ihren Ufern aufsteigen, wirklich so erfrischend? Und wenn auch, ist das ein Grund, uns die Todten vorzuführen, die, wie er selbst sagt, das lebendige Wasser wieder ausgeworfen habe?

Der Verfasser hat sich den seit einiger Zeit in Berlin mit großem Erfolge cultivirten, schillernden und blitzenden Feuilletonstil der Franzosen in hohem Grade zu eigen gemacht. Er schlägt die geistige Volte mit einer Virtuosität, wie uns dergleichen diesseit des Rhein noch nicht vorgekommen ist. Er setzt die gefährlichsten Titel an die Spitze seiner Aufsätze: Titel, bei denen man gleich an einen Preßproceß, Gefängnißstrafe und zurückgewiesene Nichtigkeitsbeschwerden seitens des Obertribunals denkt, und schlägt dem Staatsanwalt im Texte hernach die ergötzlichsten Schnippchen, sodaß selbst ein Fouché mit langer Nase wieder abziehen müßte. Wer sucht in der That in dem „Schmerzensschrei der kleinen Herren" eine statistische Darlegung, daß von den Militärpflichtigen des potsdamer Regierungsbezirks im Jahre 1858 nicht weniger als 2639 unter dem Maße waren, nebst einer Ermahnung, die staubigen Straßen der Hauptstadt von des Heiligen römischen Reichs Streusandbüchse öfter und wirksamer zu besprengen? Wer in dem „Berliner Jokeyclub" eine Empfehlung des Instituts der Dienstmänner? Wer in den „Anarchischen Bewegungen" eine Philippica gegen das zu schmale berliner Trottoir? In dem ominösen „Il y a des juges à Berlin" eine Betrachtung über die große Anzahl der Stadtgerichtsräthe? Auch in weniger bedenklichen Fällen liebt der Verfasser die gesuchten Titel. Ein Komet ist ihm „Ein hoher Reisender", die Indogermanen vor der Völkertrennung „Eine glückliche Familie", eine Photographie von A. von Humboldt's Studirstube „Der Geist im Zimmer", zwei Nilpferde mit ihrem Wärter „Casanova und die Aegypter" u. s. w. In „Pius IX. und ein Kurfürst" finden wir gar eine begeisterte Anpreisung der Prophezeiungen des Nostradamus, von dem der Verfasser ein gläubiger Verehrer zu sein scheint.

Es ist eine Eigenthümlichkeit solcher aus Witzfeuerwerken bestehender Geistesproducte, erst nach langer Einleitung auf allerlei Umwegen zu dem Hauptgedanken zu kommen, denn nicht das Was ist ihnen die Hauptsache, sondern das Wie. Aber wer mag ein Buch lesen, das alle zehn Seiten mit einer halb so langen Einleitung von vorn anfängt? Eine Menge winziger Körperchen mit ungeheuern Köpfen, und wie es denn bei solchen Misgeburten zu geschehen pflegt, doch nur ein Theil des mächtigen Schädels mit Gehirn ausgefüllt: man mag einige wenige der wunderlichen Gestalten mit dem pfiffigen, zuweilen seltsam verzerrten Gesichtsausdruck mit Interesse betrachten, bald genug wird man des Schauspiels überdrüssig werden.

Gut angebrachte Citate sind eine treffliche Würze solch leichter literarischer Kost und unserm Verfasser stehen dieselben in solcher Anzahl aus den verschiedensten Quellen zu Gebote, daß wir sein treffliches Gedächtniß oder seine reiche Excerptensammlung à la Jean Paul bewundern. Dabei versteht es Lessing vortrefflich, die pedantische Form der wörtlichen Anführung zu vermeiden und durch feine Anspielungen wie auf den Lesern bekannte Dinge dem Selbstgefühl derselben zu schmeicheln. Auch wollen wir es ihm bei der Entstehungsart des Buchs nicht zu hoch anrechnen, daß dieselben Citate, Beispiele und Illustrationen nicht selten zweimal, in einzelnen Fällen dreimal wiederkehren (vgl. S. 98 mit 147 u. a. m.). Dagegen hätte er hier wie bei den zahllosen, meist trefflich gelungenen, zuweilen aber auch gesuchten und gezwungenen Wortspielen das ne quid nimis etwas mehr bedenken sollen.

Der Werth der einzelnen Artikel des „Daheim", das heißt der Berlin betreffenden Aufsätze, ist außerordentlich verschieden: manche wie „Moderne Stenographie", „Eisen und Baumwolle", „Die Montagsgäste" u. s. w. sind allerleichteste Waare, andere wie „Der Mikrokosmus der Gegenwart", „Lasterhafte Tugenden" u. a. dagegen reich an treffenden Bemerkungen voll ernsten Inhalts in humoristischer Form. Die zahlreichen politischen Anspielungen haben jetzt zum Theil ihre Bedeutung und ihr Interesse verloren, zum Theil sind sie bereits fast unverständlich geworden. In dem „Ministerium der kalten Tage" läßt sich der Verfasser, der Herrn von Bismarck und Genossen mit dem rauhen Wetter verschwinden läßt, als schlechte Propheten erwiesen.

Das „Draußen" spielt im Vergleich zum „Daheim" wenigstens dem Umfange nach eine höchst unbedeutende Rolle, indem es kaum den fünften Theil des Werkes

einnimmt. Der erste Artikel „Das kaiserliche Paris und seine Götter" gibt uns nur zunächst eine Charakteristik der Weltstadt in dem neuen Kleide, welches dieselbe unter dem Regimente des Erwählten vom 2. December und seines Aedilen Haußmann angelegt hat. Das alte historische Paris ist verschwunden. Licht, Luft und die alles verrathenden Spiegel sind die charakteristischen Zeichen der heutigen Stadt. Die Barrikaden unmöglich zu machen, macadamisirt man die Hauptstraßen. Für die äußere Aufklärung geschieht alles, für die innere Erleuchtung nichts. Wie die heimische Presse, so werden die von außen kommenden Zeitungen auf das sorgfältigste überwacht, und „Le journal n'est pas arrivé aujourd'hui" ist die gewöhnliche Antwort, die der Fremde auf seine Frage nach einer deutschen oder englischen Zeitung in den Cafés erhält. Den Kaiser selbst bezeichnet Lessing — wol nicht besonders glücklich — als den modernen Fabius Cunctator, behauptet, er schwanke beständig zwischen Ormuzd und Ahriman hin und her und glaube das Volk glücklich zu machen, indem er ihm Wohlstand und materielle Freiheit gewähre, dagegen die geistige vernichte. Die Deutschen warnt er dringend vor dem „Hecht im Karpfenteiche", dessen Namenschiffre N B er als NB, nota bene, deutet.

Die „Englischen Charakterstudien" sind im wesentlichen eine Lobrede auf den englischen Nationalcharakter, in dem sich nach der Auffassung des Verfassers Nützlichkeit und Sittlichkeit, Reales und Ideales gegenseitig durchdringen und vereinigen sollen. Uns scheint, zumal nach der grellen Beleuchtung, die der englische Nationalcharakter nach mehr als einer Seite hin in den letzten Jahren erfahren, diese Auffassung selbst, mehr als für eine wahrheitsgetreue Charakteristik ersprießlich, Reales und Ideales in sich zu vereinigen. Wenn die Engländer das mächtigste Volk der Welt sind, so ist das neben den ausgezeichneten körperlichen und geistigen Eigenschaften ihrer Rasse vor allem ihrem gesunden Realismus zu verdanken, welcher sich in der großen Politik als der ausgeprägteste nationale Egoismus offenbart. Darüber ist längst kein vernünftiger und unbefangener Beobachter mehr im Zweifel, und ihr Gebaren Italien, Dänemark, Polen und Nordamerika gegenüber hat neuerdings treffliche Illustrationen zu dieser Nationaltugend geliefert. Kommen ihre Handelsinteressen in Gefahr oder werden materielle Opfer verlangt, so kommt es ihnen ebenso wenig darauf an, ihre bisherigen Schützlinge zu verleugnen, wie mit dem Despotismus zu liebäugeln, oder mit den Sklavenbaronen zu sympathisiren, sobald ihre Baumwollindustrie bedroht ist. Fällt die Sache, mit der sie es gehalten, so sind sie die ersten, ihren Freunden das vae victis! in die Ohren zu donnern. Und wie es mit ihrer häuslichen Sittlichkeit bestellt ist, lehren uns die endlosen Skandalprocesse, welche die londoner Blätter füllen. Ihre Freiheit wird freilich fast nur durch Sitte, Herkommen und nationale Vorurtheile beschränkt; aber diese erweisen sich dafür als desto ärgere Tyrannen und bringen die Heuchelei und Intoleranz zur schönsten Blüte. Wenn sogar ein Stuart Mill öffentlich erklärt und gewissermaßen zu erklären gezwungen ist, daß er die Sätze der englischen Hochkirche oder, wie der Verfasser sie nennt, Hofkirche Wort für Wort unterschreiben wolle, so kann sich ein ehrlicher Deutscher eines gewissen moralischen Ekels unmöglich erwehren. Freilich in Bezug auf thatkräftiges Handeln, auf praktischen Sinn, auf Ordnung und Reinlichkeit sogar wie auf die Erziehung zum thätigen Leben können wir noch vieles von ihnen lernen, darin hat der Verfasser recht. Sonst aber, dünkt uns, sollten er und viele andere uns dies pharisäische Volk nicht allzu unbedingt als Muster hinstellen.

Der letzte Aufsatz „Loyale Poeten" ist eine ziemlich unbedeutende Betrachtung über die letzten Reste walisischer Barden und celtischen Bardengesangs, die der Verfasser auf einem Streifzuge durch Nordwales kennen lernte.

5. In den Voralpen. Skizzen aus Oberbaiern von einem Süddeutschen. Drei Abtheilungen. München, Gummi. 1865. 8. 2 Thlr.

Wenn der Verleger der vorliegenden Schrift in seiner Ankündigung sagt, daß die darin enthaltenen Schilderungen sich durch Neuheit in der Darstellung, Frische, gesunden Humor und Gedankenreichthum vor allen ähnlichen Erscheinungen auszeichneten, so ist das, wenn wir auch die Anpreisung nicht unbedingt unterschreiben können, doch mehr als eine gewöhnliche Buchhändlerreclame. Ein eigenthümlich frischer und origineller Geist belebt die drei zierlichen Bändchen, von denen das erste uns von München die Isar aufwärts über die Menterschwaig bis zur Mündung der Loisach, dann längs der Ufer dieses Flusses bis nach Benedictbeuern und endlich wieder nach Tölz an der Isar führt, während das zweite Wanderungen längs der Amper vom Ammersee aufwärts zu ihrer Quelle im Hochgebirge und abwärts zu ihrer Mündung in der Ebene schildert, und das dritte ein Bild des freundlichen Starnbergersees und seiner Ufer, der Lieblingssommerfrische der Münchener, vor uns entrollt.

Der Verfasser hat, einem Rathe Petrarca's in seinen „Epistolae familiares" folgend, seinen Namen verschwiegen. Ohne eine Indiscretion zu begehen, dürfen wir wol die Vermuthung aussprechen, daß es der eines bekannten münchener Gelehrten sein würde. Mit einer lebendigen Auffassung für das Naturschöne, mit einem feinen Kunstgefühl, mit einem scharfen Blick und mit lebhaftem Interesse für die mannichfaltigen Erscheinungen des Volkslebens verbindet er in Tiefe und Breite ausgedehnte historische Kenntnisse und gründliches Wissen in Bezug auf die vergleichende Sprachforschung. So folgen lebendige Naturschilderungen, historische Nachweisungen über Klöster, Schlösser und Städte, Beschreibungen von Ortschaften, Darstellungen von Volksscenen und Volkssitten einander im buntesten Wechsel. Nur die allzu speciellen Chroniken, in Betreff der Klöster zumal, hätten wir etwas abgekürzt gewünscht; aber der Verfasser meint, es gebe eben viele Leser, die an solchem Notizenkram Geschmack fänden. Auch die geognostischen und paläontologischen Digressionen, resp. Phantasien (vgl. z. B. I, 134—135

die Charakteristik der Molasseperiode) hätten wir, so lebendig sie geschrieben sein mögen, dem Verfasser gern erlassen; sie bilden ebenso wie die detaillirte Auseinandersetzung der Verdienste Fraunhofer's um die Optik und Mechanik doch gar zu unmotivirte Episoden. Aber der Verfasser folgt wol überhaupt gern dem Worte des Directors im „Faust": „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Deshalb flicht er in den erzählenden und beschreibenden Theil bald polemische Tiraden gegen politische und religiöse Parteien, gegen das Theater, dessen Zeit er vorüber glaubt, oder gegen Pensionsanstalten für junge Mädchen; bald literarisch-kritische Excurse, wie z. B. über das „Wessobrunner Gebet", bald Auseinandersetzungen über die Pfahlbauten, bald wieder Skizzen aus der Edda und phantastische Visionen ein, zu denen die nordische Mythologie Namen und Gestalten geliefert. Der Stil ist scharf, knapp und anschaulich, ohne alle Uebertreibungen, zuweilen etwas zu abgebrochen und lakonisch. Von dem sine ira et studio will der Verfasser nichts wissen; was ihm nicht gefällt, wird ohne Umschweif verworfen. Er ist geistreich und witzig, aber sein Geist und Witz haben etwas Scharfes und Bitteres, das von dem echten Humor weit abliegt. Nur für die schöne Natur zeigt er eine entschiedene Vorliebe, die ihn zuweilen in eine begeisterte Stimmung versetzt, welche er freilich bald genug selbst verspottet. Von wohlthuender Menschenliebe, die auch durch die schärfste Satire versöhnend hindurchblicken kann, haben wir wenig bemerkt. Nach rechts und links Fronte machend, gibt es kaum irgendeine bedeutende Richtung der Gegenwart, sei es auf politischem, religiösem oder socialem Gebiete, die er nicht Gelegenheit nähme, mit der ätzenden Lauge seines Spottes zu begießen. Er will so wenig von der preußischen Spitze und den Berlinern, wie von dem Soldatenspielen der Mittel- und Kleinstaaten etwas wissen, sowenig von der Fortschrittspartei, in der er freilich in schwer begreiflicher Verkennung der Wahrheit nur die Vertretung der gröbsten materiellen Interessen „der Bourgeoisie" sieht, noch von dem deutschen Reformverein etwas wissen; er ist kein Freund „der unheimlichen Macht der Kirche", er verwirft ebenso wol „die parfumirten Droguen der katholischen Kirchenlehre im Gegensatz zur einfachen Wahrheit", als die „von den ungeschlachten sächsischen Doctoren angestiftete sogenannte Reformation", welche letztere er weit unter den Jansenismus stellt! Er vergöttert „den unsterblichen Arouet", vermuthlich, weil dieser, wie er selbst, polemisch gegen alles Mögliche und für die Aufklärung in abstracto auftrat, obwol der Voltaire'sche Deismus ihm im Grunde ebenso widrig ist wie alle bestehenden Formen des Christenthums. Denn der Verfasser steht auf dem Standpunkte des entschiedensten Nihilismus. In der ganzen Welt des Lebendigen sieht er nur the fleeting show, alles ist nur ein wesen- und zweckloses Spiel der Naturkräfte. „Ich bin", apostrophirt er einen Todten, „der Staub, der wandelt und vom Lichte der Sonne beschienen wird; du bist der Staub, der einst gewandelt und dem das Licht der Sonne geschienen hat. Bald werden wir auch diesen geringen Unterschied voneinander verlieren, und wenn wir das Unglück hätten, dann noch denken und empfinden zu können, ein ungeheueres Gelächter über die große Vexirschachtel, in der wir herumgetrillt sind, aufschlagen." Aber es wird ihm selbst bange in dieser fürchterlichen Leere, die er um sich und vor sich sieht: „Irrwahn des Augenblicks", ruft er, „komm uns zu Hülfe! Umfange uns mit dem Gaukelspiel von Ziel und Zweck!"

Aus dieser unglückseligen Ueberzeugung von der vollständigen Nichtigkeit alles individuellen Lebens erklärt sich der bittere, menschenfeindliche Ton, der überall zum Vorschein kommt. Denn wider seinen Willen empört sich sein Innerstes ebenso gewaltig gegen diese entsetzliche Lehre von der Bedeutungslosigkeit des eigenen Daseins und seiner vollständigen Vernichtung, wie bei allen Menschen von reichem Geist und tiefer Empfindung. So kämpfen Verstand und Gemüth einen schweren Kampf, und hinter der mephistophelisch lächelnden Maske gewahren wir unschwer den schmerzlich verzogenen Mund und das umflorte Auge. Wol mag uns des herrlichen Geistes jammern, der sich selbst zum Unglück und zugleich zur Unfruchtbarkeit verdammt, der den Quietismus als das Höchste preisen und mit den Anhängern Buddha's nach der Seligkeit des Nirvana streben muß; aber wie er selbst im Anschauen der Wunder der Schöpfung sein System vergißt und unbewußt zum Spiritualisten wird, so wollen auch wir, seine Leser, uns in dem Genusse seiner plastischen Schilderungen nicht durch die bittern, verletzenden Ausfälle stören lassen. Nur die Bemerkung können wir zum Schlusse nicht unterdrücken, daß, wenn der Verfasser auf dem betretenen Wege weiter wandelt, die Leser dieser Zeitschrift ihm wol nicht oft mehr begegnen, vielleicht aber die Wanderer im bairischen Hochgebirge ihn als Bewohner einer jener Klöster finden werden, deren Geschichte er uns in dem vorliegenden Buche erzählt.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Dem Vernehmen nach wird die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft, außer dem Shakspeare-Jahrbuch, auf dessen Verdienste wir in d. Bl. aufmerksam gemacht haben, ohne seine zu streng wissenschaftliche Einseitigkeit zu verschweigen, auch die populäre Seite ihrer Aufgabe von jetzt ab in Betracht ziehen und eine deutsche Volks- und Bühnenausgabe Shakspeare's zu veröffentlichen beginnen. Die Shakspeare-Gesellschaft lenkt damit in Bahnen ein, welche wir von Haus aus als wünschenswerth erkannten. Was Shakspeare als Dichter in seiner Zeit war, seine Originalität, seine Bedeutung für die eigene Nation, seine Stellung in der Entwickelung der Weltliteratur nachzuweisen, seinen Text zu revidiren, seine Textrevisoren zu controliren: das ist nur die eine Physiognomie des Januskopfes, den die Gesellschaft repräsentirt, und zwar würde dies Gesicht, bei seiner philologischen Strenge und Abgeschlossenheit, keine fesselnde Anziehungskraft auf das große Publikum ausüben, so viel Reiz diese Feier der Shakspeare-Mysterien auch für die Eingeweihten

ıen mag. Deshalb bildet die neuere volksthümliche Seite e nothwendige Ergänzung des Shakspeare-Cultus; es ist der ıakspeare, wie er auf der deutschen Bühne in der Gegen- rt theils lebendig ist, theils Leben gewinnen soll. Und da bei dem Unterschied der Zeiten und Bühnenverhältnisse doch nal unmöglich ist, uns den altbritischen Shakspeare zu geben, er leibt und lebt, mit all der Eigenthümlichkeit, die einem it altbritisch dressirten ästhetischen Gewissen bisweilen als :masse erscheint, so ist die Nothwendigkeit einer scenischen richtung allgemein theoretisch zugegeben und immer schon ktisch ausgeführt worden, sodaß es sich dabei nicht um Prin- cipfragen, sondern um ein Mehr und Minder der Zuge- bnisse handelt, die man entweder der Originalität des Dich- oder dem Zeitgeschmack zu machen hat.

Für eine solche Bühnenausgabe finden sich nun beträcht- · Vorarbeiten. Da sind die scenischen Einrichtungen und arbeitungen Shakspeare'scher Stücke von Franz Dingelstedt, Heinrich Laube, von Eduard Devrient, Karl Gutzkow, dor Wehl, Julius Pabst u. a. Die Nothwendigkeit solcher rbeitungen hat sich stets den praktischen Bühnenleitern von selbst gedrängt. Haben wir doch in Schiller's „Macbeth" den veis, daß auch unsere classische Literatur einen „Bühnen- ıkspeare" für unerlaßlich hielt. Und wir können nicht um- selbst auf die Gefahr, von den Nachzüglern der romantischen ule und den Shakspeare-Orthodoxen gesteinigt zu werden, die- Schiller'schen „Macbeth" ganz geeignet zu finden für die ischen Zwecke unserer Bühne. Auch können wir die Besei- ng einzelner Stellen, die wir als ἀδιάφορα betrachten, für Attentat auf den tragischen Gehalt des „Macbeth" erklären, überhaupt die Energie des Shakspeare'schen Stils keines- s durch den nicht minder energischen, wenn auch klarern geschmackvollern Stil Schiller's beeinträchtigt worden ist. sprechen natürlich immer von einer Bühneneinrichtung, t von einer Uebersetzung, von der wir im Gegentheil die ste Treue bis auf das Costüm der Sprache und die nicht zerwischende Eigenthümlichkeit der Diction verlangen, sodaß t den Archaismen insoweit ihr Recht gewahrt wird, als die ısicht auf das Verständniß und den verschiedenen Sprach- ıus nur irgend erlaubt. Die Genialität des Uebersetzers ist ganz andere, als die des Bearbeiters; sie beruht auf einer schmelzung der glücklichen Inspiration, aus der die Sprach- er hervorgehen, auf einem Hineinleben in den fremden ıler, dessen Eigenheit dann in seiner sprachlichen Wieder- rt ungefährdet erhalten sein muß.

Franz Dingelstedt, dessen Bearbeitung der Shakspeare- orien für die heutige Bühne zeigt, wie sich auch scheinbar erstrebendes durch freie Behandlung, durch aufgesetzte Lichter,) weitere Perspectiven und durch Anwendung unserer berei- en scenischen Mittel dem Theater der Gegenwart assimiliren hat seiner Uebersetzung von Beaumarchais' „Figaro's Hoch- (fünfundzwanzigstes Bändchen der „Bibliothek ausländischer iker"; Hildburghausen, Bibliographisches Institut) ein Vor- vorausgeschickt, in welchem, abgesehen von der geistvollen alteristik des Dichters und der Geschichte seines Lustspiels, ıach den Entstellungen des Brachvogel'schen Romans doppelt ommen sind, der Unterschied zwischen „Bearbeitung" und ersetzung" scharf hervorgehoben ist. Dingelstedt ist dazu o berufener, als er dasselbe Lustspiel, von dem er hier eine Uebersetzung bietet, vorher bereits für die deutschen zen bearbeitet hat. Er erwähnt ausdrücklich in der ede, „daß in der hier erscheinenden Gestalt das Stück zu Aufführung auf der deutschen Bühne nicht geeignet ist. Bearbeitung und eine Uebersetzung sind zwei sehr ziedene, zum Theil sogar entgegengesetzten Zwecken dienende .e. Wir haben uns, dem Lustspiel Beaumarchais' gegen- in beiden versucht, und wünschen, daß unsere Uebersetzung lesenden Publikum ebenso freundlich möge aufgenommen werden, wie es unserer Bearbeitung seitens des Theaterpublikums an mehreren Orten geschehen ist".

Es muß schon für ein besonderes Glück gehalten werden, wenn in Deutschland nicht die Theatercensur die Bearbeitung der ausländischen oder, was noch schlimmer ist, der einheimischen dramatischen Productionen übernimmt. Die österreichische Bühnencensur hat hierin früher Erstaunliches geleistet. So erfahren wir z. B. aus der „Neuen Freien Presse", in welcher Gestalt im Jahre 1808 Schiller's „Cabale und Liebe" am Burgtheater zur Aufführung gekommen ist. Aus dem Präsidenten wurde ein „Vicedom", aus dem Hofmarschall von Kalb — ein „Obergarderobemeister" gemacht. Es muß besonders schön und ergreifend geklungen haben, wenn Ferdinand im letzten Act seine Luise dreimal fragt: Hast du den Obergarderobemeister geliebt? Die bedenklichste Aenderung war aber offenbar die, daß Ferdinand in den „Neffen" des Vicedoms verwandelt wurde, offenbar weil der Censur der Conflict zwischen Vater und Sohn zu grell und empörend erschien. Durch diese wohlwollende Aenderung, welche nur den respectus parentelae, nicht die Sohnespietät verletzen ließ, brachte man aber einige Hauptscenen des Stücks um allen Effect. Dabei erfahren wir, daß die Scene, in welcher der Kammerdiener des Fürsten der Lady Milfort die kostbaren Diamanten überbringt, auch noch gegenwärtig am Burgtheater ausfällt. Es wäre jedenfalls an der Zeit, diese brillante und wirksame Scene dem Schiller'schen Stücke wieder einzufügen. Wenn „Wallenstein" und „Tell" gegeben werden, wenn die Rebellion gegen das Haus Habsburg auf der Bühne zulässig ist, so kann man gar keinen Grund absehen, warum der gegen den frühern kleinstaatlichen Menschenverkauf protestirende Kammerdiener von der Burg ausgeschlossen wird?

Bibliographie.

Alpenrosen. Illustrirte Zeitschrift für Haus und Familie. Herausgegeben unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller und Künstler. 1ster Jahrgang. 1866. 12 Hefte. Bern, Haller. Gr. 4. 2 Thlr.

Andresen, A., Die deutschen Maler-Radirer (peintres-graveurs) des 19. Jahrhunderts, nach ihren Leben und Werken. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bernhardt, W., Die Afrikanerin in Meseritz. Große phantastische Oper von Scribejar. Berlin, E. Mecklenburg. 8. 2½ Ngr.

Bogdanowitsch, M., Geschichte des Krieges im Jahre 1813 für Deutschlands Unabhängigkeit. Aus dem Russischen mit Genehmigung des Autors. 1ster Bd. 1ster und 2ter Abschnitt. St. Petersburg. Gr. 8. 6 Thlr. 26 Ngr.

Petrus Canisius. Lebensbild eines christlichen Helden aus dem 16. Jahrhundert. St. Gallen, Sonderegger. 1865. 8. 2 Ngr.

Cäsar, J., Die Universität als Genossenschaft. Festrede. Marburg, Elwert. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.

Frauenstädt, J., Das sittliche Leben. Ethische Studien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frey, F. H., Hans Sachs. Dramatisches Gedicht. Augsburg, Schlosser. 16. 15 Ngr.

Freytag, L., Preußens Ruhm. Drei politische Gedichte. Bremen. Gr. 8. 5 Ngr.

Gegenwart und Zukunft. Ein Zeitbild. Halle, Fricke. 8. 22½ Ngr.

Glagau, O., Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck. Berlin, Lemke u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hallner, K., Der Polizei-Spion. Roman aus dem Leben eines Wiener Polizei-Agenten. 2 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr.

Heimwärts! Eine Geschichte aus unsern Tagen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 28 Ngr.

Heinze, T., Anna Luise Karschin. Eine biographische und literaturhistorische Skizze. Anclam, Dietze. Gr. 4. 8 Ngr.

Iburg, W. v., Die Giftmischer. Erzählung. Aachen, Cremer. 1865. 8. 18 Ngr.

Kleinert, P., Augustin und Goethe's Faust. Vertrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 6 Ngr.

Lavergne-Peguilhen, M. v., Schleswig-Holstein. Socialpolitische Studien. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 1 Thlr.

Seyfried, F. Ritter v., Rückschau in das Theaterleben Wiens seit den letzten 50 Jahren. Wien. 1864. 8. 20 Ngr.

Spörri, H., Zwingli-Studien. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Tann, G., Traurige Zeiten. Historischer Roman. Bern, Haller. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1866. Begründet von L. Lauterburg. In Verbindung mit Freunden fortgesetzt von F. Lauterburg. 15ter Jahrgang. Bern, Haller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tschudi, J. J. v., Reisen durch Südamerika. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Neuere orientalische Literatur
aus dem Verlag von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

INDISCHE STUDIEN. Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. ALBRECHT WEBER. IX. Bd. 3 Hefte. 8. 4 Thlr.

Ein werthvolles Sammelwerk der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Sprache, Geschichte und Literatur des indischen Alterthums.

GRAUL, CH. KURAL OF TIRUVALLUVER. High-Tamil Text with Translation into Common Tamil and Latin, Notes and Glossary. Published after the Author's death by W. GERMANN. 8. 8 Thlr.

Diese Ausgabe erschliesst das altberühmte buddhistische Heldengedicht der Tamulen durch beigefügte lateinische Uebersetzung, sowie durch Commentar und Glossar der nähern Kenntniss in der europäischen Gelehrtenwelt; ebenso ist es durch Hinzufügung einer Uebersetzung in das Vulgärtamulische ein nicht unwesentliches Mittel für vergleichende Sprachforschung.

JÜLG, B. DIE MÄRCHEN DES SIDDHI-KÜR. Kalmükischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch. 8. 5 Thlr.

Die erste vollständige Wiedergabe in Urtext und Uebersetzung der für Geschichte und Sprache der mongolischen Völkerschaften wichtigen Märchensammlung des Siddhi-Kür; von um so höherm Werth, als hierbei zum ersten mal ein Wörterbuch der kalmükischen Sprache, dieses Schlüssels der eigentlich mongolischen Sprachen, geboten wird. Die Uebersetzung der Märchen erschien auch in besonderer Ausgabe unter dem Titel:

KALMÜKISCHE MÄRCHEN. Die Märchen des Siddhi-Kür oder Erzählungen eines verzauberten Todten. Ein Beitrag zur Sagenkunde auf buddhistischem Gebiet. Aus dem Kalmükischen übersetzt von B. JÜLG. 8. 24 Ngr.

Diese Einzelausgabe wird allen Sammlern und Freunden von Sagenliteratur erwünscht sein.

LAUTH, F. J. MANETHO UND DER TURINER KÖNIGS-PAPYRUS. Unter sich, mit den Denkmälern und andern Urkunden verglichen und kritisch geprüft. Der 30 Dynastieen Manetho's erste Hälfte: von Menes bis Amosis. Mit 10 Taf. und 1 Titelbilde. 8. Autogr. 3 Thlr. 10 Ngr.

Forschungen über den monumentalen Nachweis der Continuität in Manetho's Königsliste, von höchster Wichtigkeit als Grundlage für die älteste Geschichte Aegyptens und damit zugleich der gesammten Menschheit.

LAUTH, F. J. LES ZODIAQUES DE DENDERAH. Mémoire où l'on établit que ce sont des Calendriers commémoratifs de l'époque gréco-romaine. Avec 7 planches dont 2 coloriées. 4. 4 Thlr.

Die grosse Frage einer Bestimmung der Chronologie der altägyptischen Geschichte wird durch diese Arbeit ihrem Ziele wesentlich näher geführt, indem der Verfasser an dem berühmten monumentalen Thierkreis von Denderah die Grundlage aller Chronologie gewinnt, nämlich das altägyptische Jahr nachweist und die zwölf Monate in ihre Symbole, die fünf Epagomenen und ihre Embleme, sowie den höchst wichtigen Vierteltag aufzeigt.

KREMER, A. VON. DIE HIMJARISCHE KASIDE. Herausgegeben und übersetzt. 8. 20 Ngr.

Arabischer Text und deutsche Uebersetzung eines besonderer Beachtung verdienenden arabischen Gedichts von Neiwân Ibn Sa'îd Ibn Sa'd Ibn Abî Himjer el-Himjerijj, eines Sprösslings des Hauses der Fürsten von Marâtid, der Herren von Amrân.

KREMER, A. VON. ÜBER DIE SÜDARABISCHE SAGE. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ursprünglich nur zu einem Commentar der Himjarischen Kaside bestimmt, hat sich diese Arbeit zu einer Abhandlung über die Völkerzustände von Südarabien erweitert, nach vielfach neuen Quellen reiches Material zur Kenntniss der Geschichte, Ethnographie und Sprache darbietend.

Renan's neues Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Apostel.
Von
Ernest Renan.
Autorisirte deutsche Ausgabe.
In 6 Lieferungen zu je 5 Ngr.

Gleichzeitig mit dem französischen Original erhält das deutsche Publikum die erste Lieferung des mit so großer Spannung erwarteten neuen Werks von Renan, dem weltberühmten Verfasser des „Leben Jesu", in einer von diesem autorisirten deutschen Uebersetzung. Es führt den Titel: „Die Apostel", und wird bei den Freunden wie bei den Gegnern Renan's dasselbe epochemachende Aufsehen erregen, wie sein „Leben Jesu". In Gewißheit eines ebenso umfassenden Absatzes wurde der Preis der deutschen Ausgabe äußerst niedrig gestellt.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und gleich den übrigen Lieferungen, welche rasch aufeinander folgen werden, in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei Otto Wigand in Leipzig sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit
vom Standpunkte der Anthropologie.
Von
Ludwig Feuerbach.
Gr. 8. 1866. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Ursprung der Götter
nach den Quellen des
classischen, hebräischen und christlichen Alterthums.
Von
Ludwig Feuerbach.
Gr. 8. 1866. 2. Aufl. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 26. April 1866.

Inhalt: Zur Literatur über Dante und Petrarca. Von Theodor Paur. — Neue Novellen. Von Rudolf Gottschall. — Zur Culturgeschichte Polens. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur über Dante und Petrarca.

1. Dante Alighieri's Leben und Werke. Von Franz X. Wegele. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Dante's Bildniß nach Giotto. Jena, Mauke. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von allen Schriften über Dante, welche das verflossene Jahr der Säcularfeier bei uns in Deutschland, theils neu, theils wiederum aufgelegt, zum Vorschein gebracht hat, ist ohne Frage am bedeutendsten die zweite, mit Recht als vermehrt und verbessert angekündigte Ausgabe der Biographie und literarhistorischen Darstellung des Dichters von F. X. Wegele. Was dem Werke bei seinem ersten Erscheinen einen hervorragenden Werth sicherte, war der Umstand, daß der Verfasser sich lediglich auf den historischen Standpunkt stellte und von diesem den Gegenstand nach allen seinen organischen Bestandtheilen im Zusammenhange, als ein Glied in der Kette der gesammten Culturentwickelung, zur Anschauung brachte. Auch die ästhetische Würdigung, so geflissentlich sie der Verfasser zurückstellte, gewann durch diese Art der Behandlung einen festern Boden, da die eigenthümliche Schönheit von Kunstwerken sich niemals losgelöst von dem geschichtlichen Ursprunge ihrer Schöpfer und für sich betrachten lassen wird. Indeß soll hier nicht von der Vortrefflichkeit des Werks im allgemeinen, die bekannt ist, sondern nur von dem Verhältniß der vorliegenden zweiten Ausgabe zur ersten, im Jahre 1852 erschienenen, die Rede sein.

Im großen und ganzen ist das frühere Gerüst des Werks unberührt stehen geblieben; in der Ausführung dagegen sind einige Abschnitte wesentlich umgestaltet, und in unzähligen Einzelheiten zeigt fast jede Seite die vorsichtig nachbessernde Hand. Das letztere ist sogar vielfach am Stile, unter anderm daran sichtbar, daß eine Menge in der ersten Ausgabe ohne Noth gebrauchter Fremdwörter ausgeschieden sind. Die seither erschienenen Arbeiten über Dante oder über das Zeitalter desselben, sowie manche früher noch unberücksichtigt gelassene, hat der Verfasser gründlich verarbeitet und die gewonnene Ausbeute für seine Arbeit sich zu Nutze gemacht. Dahin gehören C. Hegel's Werk über die Städteverfassung Italiens, Toschi's „Geschichte Bonifaz' VIII." und Fraticelli's „Vita di Dante". Diesen und andern verdankt die zweite Ausgabe manche Erweiterung, Berichtigung und urkundliche Begründung. Andererseits hat der Verfasser, hier noch sorgfältiger und tiefer eingehend als früher, die verschiedenen Schriften Dante's ihrem Ideengehalte nach miteinander verglichen; dies ist unter anderm bezüglich der politischen Partien der Schrift über die Monarchie, des „Convito" und der „Commedia" der Fall. Außerdem finden sich Breiten der Darstellung verkürzt, manches ganz beseitigt oder in die Anmerkungen verwiesen, oder auch neu hinzugefügt, z. B. am Schlusse des Werks die Erörterung der Fragen, wie sich Dante zur gegenwärtigen nationalen Bewegung des italienischen Volks verhalte und inwieweit seine Anschauung von der Entwickelung der Kirche und des Papstthums eine unbefangene, streng geschichtliche sei. Eine sehr schätzenswerthe Bereicherung der zweiten Ausgabe sind ferner die Regesten zu Dante's Leben und das darauffolgende Namenregister.

Was nun die wesentlichen Umgestaltungen betrifft, so greifen sie hauptsächlich in das Verständniß der ideellen Beziehung der „Vita nuova" zum „Convito", dann in die Auffassung der Tendenz und Grundidee der „Commedia" ein. Früher bekannte sich der Verfasser zu der Witte'schen Annahme eines Conflicts zwischen Glauben und Wissen, zwischen der unbefangen kindlichen, religiös-gläubigen und der zu selbständigem Denken gelangten philosophischen Ueberzeugung bei Dante unmittelbar nach dem Tode Beatricens; er faßte demgemäß die in der „Vita nuova" geschilderte und beklagte und im „Convito" nochmals angedeutete Untreue gegen die aus dem Leben geschiedene Jugendgeliebte symbolisch als die Abwendung von der göttlichen zur weltlichen Erkenntniß auf und sah dann mit Witte ebenso in der reuigen Wiederkehr zur verklärten Beatrice auf der Höhe des „Purgatorio" die bewußte Verleugnung der Weltweisheit und die Rückkehr zum Glauben der Offenbarung. In der neuen Ausgabe gesteht der Verfasser ein, daß er nicht mehr den Muth habe, sich zu dieser Annahme zu bekennen, ja, er geht so weit, zu bezweifeln, daß Dante je sich einer Philosophie

hingegeben, die einen autonomen Standpunkt für sich in Anspruch nahm und sich im Gegensatz zur Theologie und Offenbarung bewegte. Es wäre eine ebenso schwierige Aufgabe, diesen Zweifel zu begründen, wie denselben zu widerlegen, und es soll hier weder das eine noch das andere versucht werden; dagegen trete ich dem Verfasser ohne Rückhalt darin bei, daß bei sorgfältigster Erwägung aller einschlagenden Momente die symbolische Deutung jenes Abfalls nicht haltbar, statt dessen alles einfach, natürlich und menschlich als die Darstellung einer vorübergehenden Untreue gegen das Andenken der wirklichen Geliebten, deren geistige Erscheinung ihm dann um so verklärter entgegentritt, aufzufassen sei, und daß der Dichter erst hinterher die Rückbeziehung auf die vergessene Geliebte, zum Zwecke der Popularisirung des philosophischen Materials, in den Anfang seines „Convito" „hineingeheimnißt" habe. Auch Witte selbst kam dieser unmittelbarern Auffassung des Verhältnisses im allgemeinen, in den Anmerkungen zur zweiten Auflage der „Lyrischen Gedichte" Dante's, schon nahe genug. Damit hängt denn weiter eine veränderte Ansicht von der Zeit der Abfassung der „Vita nuova" zusammen; während der Verfasser früher für die Dauer dieser Jugendliebe, für Abfall und Rückkehr, welche in dem schmalen Raume des Werkchens zusammengedrängt sind, naturgemäß eine Reihe von Lebensjahren des Dichters annehmen, deshalb auch eine viel spätere Abfassung, nämlich unmittelbar anschließend an den Beginn der „Commedia" im Jahre 1300, folgern mußte, verlegt er nun die Vollendung des Haupttheils in das Jahr 1292 und betrachtet den Schluß, welcher von den Pilgerzügen nach Rom und von der Vision spricht, als spätere Zuthat. Zu dem letztern ist er genöthigt, indem er die Pilgerzüge mit der Jubiläumsfahrt des Jahres 1300, die Vision mit dem Gegenstande der „Commedia" identificiren zu müssen glaubt. Beides erscheint indeß nicht geboten: über jenes habe ich mich anderswo kurz ausgesprochen („Ueber die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's) und sehe keinen Grund, davon abzugehen; was das Verhältniß der beiden Visionen betrifft, so bestreite ich die Identität derselben allerdings insofern, als ich in der einen nur die Andeutung der frühesten Conception, ohne deutlich erkennbare Umrisse und bestimmte chronologische Anlehnung, in der andern dagegen die fest und sicher ergriffene planvolle Ausführung erblicke, und finde einen Beleg dafür unter anderm in der schlichten Versicherung Dante's am Ende der „Vita nuova": „E di venire a ciò io studio quanto posso." Diesen Unterschied halte ich für wesentlich und meine, daß die Hypothese einer spätern Zufügung des Schlusses unnöthig, derselbe vielmehr mit der ganzen Dichtung in das frühere Jahr zu stellen sei.

Die andere wesentliche Umgestaltung betrifft die Ansicht von der Grundidee der „Commedia", insofern sie sich aus der Deutung des einleitenden ersten Gesangs ergibt. Früher faßte der Verfasser den dunkeln wilden Wald, in welchem der Dichter sich verloren, als das von Gott abgewandte sündige Leben, die Rettung Dante's aus demselben als seine Heimkehr auf den Weg des christlichen Heils auf: jetzt hat er die einerseits zu allgemeine, andererseits zu beschränkte Annahme einer allegorischen Darstellung der Seelengeschichte des Dichters zur Anschauung eines poetischen Weltgerichts, ebenso wol in allgemeiner Fassung wie in specieller Beziehung auf jenes Zeitalter, erweitert. Die persönlichen Schicksale des Dichters erscheinen ihm nun als das Untergeordnete, dieser selbst vielmehr als der Vertreter der ganzen Menschheit. Es muß auffallen, daß einer solchen Erweiterung gegenüber der Wald lediglich den durch den Sturz des Kaiserthums und die Entartung des Papstthums zerrütteten Zustand der damaligen Welt bedeuten und die drei Thiere wiederum durchaus keine politische, sondern nur die allgemeine moralische Bedeutung der drei Laster haben sollen. Offen gestanden, das scheint mir nicht übereinstimmend mit der eigenen Aussprache des Dichters und der durchgreifenden Haltung seines Gedichts. Ich glaube, man irrt nicht, wenn man bei allen hervorragenden Gestaltungen in demselben einen Doppelsinn findet, einen allgemeinen und einen besondern, und so scheinen mir Wald und Thiere zugleich einerseits das gottverlassene Leben und die Hauptlaster, andererseits, gewissermaßen näher angesehen, die Verwirrung der damaligen Politik und die Hauptfactoren derselben — von dem Standpunkt Dante's —, Florenz, Frankreich und die römische Curie, symbolisch darzustellen. Nur dürfte man nicht so ins Specielle gehen, daß man z. B. den Löwen geradezu schon auf die Person des Karl von Valois bezöge, was allerdings schlecht zu dem feststehenden Zeitpunkte der Vision passen würde; dagegen kann doch nicht geleugnet werden, daß Frankreich dem Dichter schon seit Jahrzehnten das fertige Bild der Tücke und Gewaltthätigkeit darbot. In ähnlicher Weise läßt sich meines Erachtens der Doppelsinn an Virgil, an Beatrice nachweisen, und ebenso an dem noch unerklärten Veltro, dem gegenüber auch der Verfasser im Schwanken bleibt, wenigstens vermuthen. Uebrigens verfährt derselbe in seinen Auslegungen äußerst scharf, läßt sich keinen Umstand entgehen und sieht dem Dichter bei der Zusammensetzung seines Allegorienwerks sehr aufmerksam auf die Finger. Ueberhaupt schreitet er in der Forschung wie in der Darstellung so sichern Wegs, daß auch da, wo man ihm nicht beistimmen kann, die Erwägung seiner Gründe reiche Frucht trägt.

Schließlich im Interesse einer gewiß nicht ausbleibenden dritten Auflage noch einige kurze Bemerkungen und Berichtigungen. In der Anmerkung S. 49 wäre wol hinzuzufügen, daß die vorhandene italienische Uebersetzung des Brunetto Latini'schen „Trésor" von einem Zeitgenossen des Autors, Namens Giamboni, herrührt. Auf S. 58 findet sich die Angabe, Dante's Familie sei „wahrscheinlicher lombardischen (d. i. als römischen), jedenfalls wol deutschen Bluts" gewesen; dazu aber fehlt jeder Nachweis. Dann ist auffallend, daß der Verfasser bei der Darstellung der Ereignisse in Florenz, welche die Verbannung Dante's zur Folge hatten, wie in der ersten Ausgabe, so ausschließlich dem Berichte des Dino Compagni folgt, daß er die widersprechenden und ergänzenden Mittheilungen in der „Vita" des Lionardo Bruni weder aufnehmend noch wider-

legend berücksichtigt, sondern, abgesehen von zwei unwichtigen Hinweisungen darauf, vollkommen ignorirt, ganz wie auch Floto in seiner Biographie Dante's gethan. S. 394 ist aus Versehen Lucia, anstatt die Jungfrau Maria, als die zuerst zur Rettung Dante's Anregende genannt, während die betreffende Terzine der „Commedia" selbst, welche darüber keinen Zweifel läßt, auf S. 436 in den Anmerkungen abgedruckt ist. Ferner stimmen die Verweisungen auf Kapitel aus Malespini S. 21, 69, 70, 75 nicht mit den gangbaren Ausgaben des Chronisten überein. Dann sind eine Anzahl Druckfehler aus der ersten Auflage in die neue herübergekommen: so S. 299, Anm. 2, in der Briefstelle von Dante: communicat und lamare, statt: commaculat und laniare; S. 523: Wilhelm **dem Guten**, statt: Wilhelm **der Gute**; S. 550, Anm. 2, in der Textstelle aus Dante's „De Monarchia": discuplis, statt: discipulis; S. 575, Anm. 1, in der Stelle aus Machiavelli's „Ist. fior.": disegrare und sear, statt: disegnasse und far; und Anm. 2, in der Stelle aus Machiavelli's „Discors.": nitirata, statt: ritirata.

Das vor dem Titel beigefügte Jugendporträt des Dichters nach Giotto's Freske ist leider keine Zierde des Werks, und hätte der Verleger besser gethan, für einen bloßen Umriß des Profils zu sorgen, als die herrlichen Züge durch verfehlte Schattirung verderben zu lassen; auch würde bei einer Wiederholung für fernere Ausgaben die Richtung des Kopfs, dem Originale gemäß, nach der entgegengesetzten Seite zu nehmen sein.

2. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Erster Theil. Die Hölle. Neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe nebst einem Porträt Dante's, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle. Leipzig, Teubner. 1865. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr. *)

Diese neue Ausgabe des als ausgezeichnet anerkannten Werks bietet zunächst den deutschen Dante-Freunden den Vortheil eines bedeutend ermäßigten Preises, ungeachtet die Ausstattung gegen die frühere, wenn auch compendiöser, an Gediegenheit und Eleganz nicht zurücksteht. Die Karte und die zwei Grundrisse der Hölle sind geblieben, die sonstigen Kunstbeilagen der alten Ausgabe dagegen mit einer schön ausgeführten Copie des Dante-Jugendporträts von Giotto vertauscht, an welchem nur ein fremdartig scharfer Zug am Auge auszusetzen sein möchte. Was das Verhältniß des Werks selbst zur frühern Ausgabe betrifft, so erklärt der Verfasser in der Vorrede, daß er keine förmliche Ueberarbeitung beabsichtigt, sondern blos offenbare Irrthümer beseitigt und die nach den neu erschienenen Quellen und Forschungen nothwendig gewordenen Zusätze und Aenderungen gemacht habe. Der Text der Uebersetzung ist fast durchaus unverändert geblieben, was gewiß jeder, der sie genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, gutheißen wird. Zu den wenigen Verbesserungen gehört die in Gesang 2, V. 42, wo das alcuna endlich doch affirmativ gefaßt ist, wogegen sich der Verfasser in der frühern Ausgabe sträubte; dagegen ist es wol nicht zu billigen, daß derselbe in Gesang 1, V. 60 und Gesang 5, V. 28 dabei stehen geblieben ist, das tace und muto des Originals nicht wörtlich zu übersetzen, wie mit Recht Witte in seiner Uebersetzung gethan, da Begriff und Eindruck beider Wörter bei den Italienern wie bei uns Deutschen gewiß dieselben sind, also der Dichter diesen frappanten Wechsel der Vorstellung, wie in andern Fällen, offenbar beabsichtigt hat. Die vorhandenen Textesverbesserungen sind dem Sinne nach meistens nach Anleitung Blanc's („Versuch einer blos philologischen Erklärung u. s. w.") vorgenommen worden.

Bedeutender erscheinen die Aenderungen in den erklärenden Anmerkungen, die bekanntlich zusammen den vollständigsten, gründlichsten, in der Ansicht unbefangensten Commentar zur „Göttlichen Komödie" bilden, welchen, wenn nicht die neuere Dante-Literatur überhaupt, so doch die deutsche aufzuweisen hat. Hier ist vor allem die von der frühern abweichende Auffassung in den beiden Noten zu „Hölle", Gesang 1, V. 12 und Gesang 2, V. 20, in welchen die Deutung der grundlegenden Allegorie des ganzen Gedichts enthalten ist, zu beachten. In der alten Ausgabe waren die moralische und die politische Deutung als gleichberechtigt nebeneinander aufgestellt, während in der neuen die moralische den Vorrang vor der andern erhält, in Anlehnung an Dante's eigene Aussage in seinem Briefe an den Fürsten von Verona. Dann wird das Verhältniß der allegorischen Beatrice zu den beiden himmlischen Frauen, deren der zweite Gesang erwähnt, genauer bestimmt und die donna gentil nicht mehr als die schöne Frau, die den Dichter der Jugendgeliebten untreu macht, allegorisch die Philosophie, sondern als die Jungfrau Maria verstanden. Viele der übrigen Anmerkungen sind, besonders ihrem zeitgeschichtlichen Inhalt nach, aus den in den letzten Jahren veröffentlichten Commentaren des 14. Jahrhunderts ergänzt. Namentlich ist Francesco da Buti berücksichtigt worden; indeß nicht in allen Fällen, wo es vielleicht erforderlich war. So ist Gesang 22, V. 89, Anm. 11 bezüglich des Michael Zanche wörtlich die frühere Mittheilung wiederholt, daß der Genannte die Frau des gefangenen Königs Enzio geheirathet, und es dem Verfasser nicht gelungen sei, ein Mehreres, das ihm zur Last falle, aufzufinden, während gerade Francesco da Buti an der betreffenden Stelle berichtet, daß M. Zanche durch Betrug und Bestechung, während der Gefangenhaltung Enzio's in Bologna, sich die Herrschaft über Sardinien zu sichern gewußt habe. Zu Gesang 27, V. 66, 110 in Anm. 13 ist ebenfalls wieder aufgenommen, daß G. Villani nichts von der Theilnahme Guido's von Montefeltro an der Einnahme Prenestinas durch betrügerischen Rath wisse; das konnte indeß nur von der Editio princeps (1537) gesagt werden, nicht von den spätern Ausgaben, welche allerdings eine dahin lautende Stelle haben. Dagegen bedurfte es, glaube ich, einer Begründung, warum in der historischen Skizze zu Gesang 6, Anm. 7 die frühere Angabe, daß zur Zeit Dante's in Florenz **sechs** Prioren die Regierungsgewalt übten,

*) Inzwischen ist auch der zweite Theil des Werks: Das Fegfeuer erschienen. D. Red.

aufgegeben und die Zahl dieser verdoppelt worden. Sollten nämlich auch die urkundlichen Beweise für die Sechszahl nicht vollkommen feststehen, so lassen sich deren doch für die Zwölfzahl beim Beginn des 14. Jahrhunderts meines Wissens noch viel weniger finden. Sehr passend ist jetzt am Schlusse des siebenten Gesangs die richtige Auffassung der „Trägen im Zorne“ geltend gemacht worden, gegenüber der entschieden irrthümlichen Ansicht, daß hier von den Trägen überhaupt die Rede sein solle. Außer diesen Einzelheiten zu künftiger Verbesserung noch zwei Druckfehler. Im Texte der Uebersetzung, Gesang 7, V. 124, ist aus der frühern Ausgabe das fehlerhafte „und“ statt: „uns“ in die neue herübergekommen, und S. 144, Anm. 6 das in der ersten Ausgabe richtig gegebene „su'l“ in das verfehlte „sul“ umgeändert worden.

3. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt von Karl Witte. Berlin, v. Decker. 1865. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Zu den zahlreichen ältern und jüngsten Uebersetzungen der „Göttlichen Komödie“ gesellt sich nun noch diese des hervorragendsten deutschen Dante-Forschers, die demnach schon um des Namens ihres Verfassers willen die größte Beachtung verdient. Der Leser kann sich hier von vornherein eines guten Grundes und Bodens versichert halten und mit vollem Vertrauen dem Texte der Uebersetzung, sowie den beigefügten Erläuterungen folgen. In der bündig abgefaßten Einleitung, welche den Charakter des Zeitalters, die Lebensentwickelung Dante's und die Grundidee der „Göttlichen Komödie“ im Verhältniß zu den andern Hauptwerken desselben entwickelt, hält sich der Verfasser überall vorsichtig an die eigenen Worte des Dichters und entwirft ein einfaches und klares Bild, das zusammen mit den knapp gehaltenen, doch für den wirklichen Bedarf erschöpfenden Texteserklärungen am Ende des Bandes dem Laien in der Dante-Literatur ein vollständiges, gründlich gesichtetes Material zur Belehrung bietet. Nirgends scheint mir die kirchliche Stellung Dante's treffender als hier mit den Worten ausgedrückt: „Katholik im schönsten Sinne, welcher das allgemein Menschliche bezeichnet.“

Als Uebersetzer hat Witte, wie früher Kopisch und Philalethes, neuerdings Blanc und Eitner, von der Freiheit des reimlosen Jambus Gebrauch gemacht und sich dadurch die Verpflichtung um so strengerer Worttreue in der Nachbildung des Textes auferlegt. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, würde indeß, wenn man es genau nimmt, manche Stelle ohne Zwang noch mehr mit dem Wortlaut des Originals harmoniren können, als sie es thut, z. B. im sechsundzwanzigsten Gesang der „Hölle“ die Verse 91 (diparti'), 92 (sottrasse), 94 (dolcezza di figlio), 96, 97 (wo lo qual dovea Penelope far lieta ganz unübersetzt geblieben), 102 (alto mare aperto, übersetzt durch „weite, schrankenlose Meer“, was zu viel und zu wenig gibt), 119 (wo die Verneinung an unrichtiger Stelle), 127 (vedea), 138 (percosse), 139—142 (con tutte l'acque, sopra noi richiuso, auch die Umstellung der beiden Theile in V. 141 des Originals ist nicht zu billigen). Hier und da stört ein Hiatus, z. B. in V. 127 des erwähnten Gesangs: „zeigte uns“. In Gesang 33, V. 29 der „Hölle“ ist der Druckfehler „Wölfin“ statt „Wölflein“ (lupicini) zu verbessern. Sonst empfiehlt sich die Witte'sche Uebersetzung durch Leichtigkeit und Präcision des Ausdrucks.

Das Werk ist gleichzeitig in zwei Ausgaben erschienen, einer bequem und prachtvoll ausgestatteten in Großoctav und einer kleinen zu billigem Preise, die indeß nicht einen Buchstaben weniger als jene enthält und in der Seitenzählung mit derselben genau übereinstimmt. Auch die schöne Copie des Dante-Kopfs von Rafael's „Disputa“ ist ihr in verkleinertem Maßstabe beigegeben. Einen besondern Vorzug der äußerlichen Einrichtung vor allen andern Uebersetzungen hat das Werk darin, daß fortlaufend über jeder Seite des Textes in der Mitte die Zahl des Gesangs und der Verse, links Zahl und Namen des betreffenden Kreises der drei Regionen sammt Inhalt, rechts die hervorstechenden Einzelheiten, Beispiele und Personen zur raschen Orientirung beim Nachschlagen angegeben sind: eine sehr empfehlenswerthe Anordnung, die der Verfasser schon seiner großen kritischen, sowie der kleinen Textausgabe der „Divina commedia“ hatte zutheil werden lassen.

4. Die Komödie des Dante Alighieri. Deutsch von Alexander Tanner. Erste und zweite Lieferung. München, Fleischmann. 1865. 8. 1 Thlr.

Diese Uebersetzung, wovon mir die zweite Hälfte der „Hölle“ zur Beurtheilung vorliegt, ist ebenfalls ein schätzenswerther Versuch, das schwierige Werk dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Der ziemlich umfänglich Commentar dazu ist nach des Verfassers Absicht auf solch Leser berechnet, die erst anfangen, sich mit der Dichtun bekannt zu machen; er räth deshalb, der Lektüre jede Gesangs die der Erläuterungen vorangehen zu lassen. Wa den Text der Uebersetzung betrifft, so ist das Bemühe des Verfassers, wie er selbst sagt, dahin gerichtet gewese „in einer Form, die auf den Namen eines poetischen Kunst werks Anspruch macht, nicht nur dem vollen Inhalte, so dern auch den oftmals launenhaften, aber immer chara teristischen Eigenheiten im Stile des Originals gerecht werden“. Das heißt, viel versprechen, mehr, als wol d Kräfte irgendeines Uebersetzers im vorliegenden Falle halten im Stande sein werden, und wir müssen uns d bei bescheiden, daß dem Verfasser eben auch nur etw Mäßiges gelungen ist. Manche Stellen sind vortreffli und zeigen, bei aller Treue, einen originalen Charakt andere spinnen den Faden mit sichtbarer Anstrengung fo noch andere müssen als mislungen bezeichnet werden. letztern gehört im sechsundzwanzigsten Gesang, V. 91: „V Circen heimgekehrt“ für diparti', ganz gegen den no wendigen Sinn, indem von Heimkehr gar nicht die R sein soll; außerdem fehlt dem Particip der grammatis Anschluß. In V. 96 desselben Gesangs ist die Einsch bung des „nur“ vom Uebel; in V. 139 das „zerrt“ stark für fe' girar; V. 142 „zusammenklaffte“ für su chiuso der begrifflich widersprechenden Zusammensetz wegen unmöglich. Derart ließe sich noch manches anführ

Die reichhaltigen Erläuterungen zum Texte sind

unterrichtend und bieten auch demjenigen, der nicht mehr Anfänger ist, manche beachtenswerthe feine und geistreiche Bemerkung zum Verständniß der dichterischen Eigenthümlichkeit Dante's. Einzelnes bedarf auch hier der Berichtigung, z. B. auf S. 260 die Angabe, daß Beatrice im Jahre 1290 geboren sei; es ist dies vielmehr das Jahr ihres Todes. Ferner, die Verwunderung des Verfassers beim zwölften Gesang, daß Dante nichts von dem Aufsitzen, Reiten und Absteigen bei der Geleitung der beiden Dichter durch den Centauren Nessus sagt, erscheint überflüssig, da in der betreffenden Stelle des Originals wirklich nur von Geleitung (si gli *guida* — Noi ci movemmo con la *scorta* fida), also von einem Voran- oder Nebenhergehen, die Rede ist und nichts anderes angedeutet wird. Ich möchte vermuthen, daß hier die verwandte Scene der classischen Walpurgisnacht in Goethe's „Faust" auf die Vorstellung des Verfassers ihren Einfluß geübt habe. Und wenn der Verfasser bezüglich Guido's von Montefeltro und seines schändlichen Raths zur Einnahme Prenestinas (Gesang 27) bemerkt, daß außer Dante's Erzählung „keinerlei beachtenswerthes Zeugniß" vorliege, welches Guido mit diesem Ereigniß in Verbindung bringe, so ist dagegen der sehr bestimmt mit Dante übereinkommende Bericht des Chronisten G. Villani (VIII, 23; vgl. oben die Beurtheilung von Nr. 2) als wenigstens doch beachtenswerth geltend zu machen.

5. Dante's Göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. Der fünfte Gesang der Hölle in zweiundzwanzig Uebersetzungen seit 1763—1865. Zusammengestellt von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau. 1865. 8. 25 Ngr.

Eine höchst sorgfältig angelegte, bibliographisch genaue, für das Studium der deutschen Dante-Uebersetzungen wie der deutschen Uebersetzungskunst überhaupt, insbesondere auch der deutschen Metrik in ihrer Fortbildung von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart, ertragreiche Zusammenstellung, die nur unter den außergewöhnlich günstigen Verhältnissen, deren sich der Verfasser an der Bibliothek zu Weimar erfreut, versucht werden konnte. Erschöpfende Vollständigkeit in Ausgaben und Lesarten war hier erste Pflicht, und diese ist von dem Verfasser gewissenhaft erfüllt worden. An 22 Uebersetzungen eines hervorragenden Gesangs der „Hölle", auf welchen die Uebersetzer ohne Zweifel ihr bestes Geschick verwendeten, von Bachenschwanz' langweiliger und ungenauer Prosabearbeitung an bis zu den unglaublich zahlreichen, miteinander um den Preis ringenden Versuchen des letztverflossenen Jahres sehen wir uns eine, bald fortschreitende, bald wieder rückläufige Reihe von Wandlungen vorgeführt: nach der ersten Wiedergabe in Prosa die Jagemann'sche in reimlosen Jamben; die von A. W. Schlegel in der Halbterzine, deren Eindruck noch in der Gegenwart frisch und ansprechend; von Edmund, Bode, Förster, von Kannegießer und Streckfuß in der vollkommen ausgebildeten Terzinenstrophe; seit 1828 von Philalethes, Heigelin, Kopisch wieder in reimlosen Jamben; seit 1840 von v. Berneck und Graul abermals in der ausgebildeten Terzinenform; in den letzten Jahren von Witte, Blanc, Eitner aufs neue in reimlosen Jamben, dazwischen von J. Braun in freigestellten Reimzeilen, kühn aufgefaßt und in den gelungensten Partien an poetischer Haltung alle vorangehenden Nachbildungen überragend. Hieran schließen sich Bruchstücke aus demselben fünften Gesang von einigen andern, z. B. F. Notter, dessen vollständige Uebersetzung in Terzinenform wol bald zu erwarten ist. Andere Uebersetzungsversuche der jüngsten Zeit konnten nur in der Vorrede kurz angeführt werden, z. B. von A. Dörr in Darmstadt, welcher zu der von Schlegel eingeführten Form der Halbterzine zurückgekehrt ist und dessen in Zeitschriften vorliegende Proben sich durch Treue und poetisch gehaltenen Ausdruck empfehlen.

In metrischer Beziehung ist es von Interesse, zu beobachten, wie seit der ersten Jambenübersetzung die Anwendung des Versausgangs schwankte. Im Widerspruche gegen die im Original fast ausnahmslos gebrauchte weibliche Versendung zwingt sich Jagemann zu durchweg männlichen Versausgängen, sodaß er z. B. sogar mit „bedaurst" schließen kann. Vernünftigerweise, in Uebereinstimmung mit der Natur unserer Sprache, wechselt dagegen Schlegel mit weiblichen und männlichen Versausgängen. Bode und Förster nehmen es wieder ängstlicher und gebrauchen, gleich dem Original, nur weibliche Schlußsilben. Auch Kannegießer beginnt damit, führt jedoch in den spätern Auflagen seiner Uebersetzung den Wechsel mit männlichen Ausgängen ein, und dabei blieben und bleiben zum Glück die nachfolgenden Uebersetzer. Andererseits ist das unablässige Bemühen Kannegießer's und Streckfuß' um Herstellung eines genauen und lesbaren deutschen Textes beachtenswerth. Der erstere ist indeß darin nicht immer glücklich gewesen: so konnte er, nach wiederholtem Aendern und Umwerfen, zuletzt noch zu dem Verse kommen (Gesang 5, V. 10), der entschieden ungeschickter als in den vorhergehenden Ausgaben lautet: „Wo in der Höll' er werd' hinfort gequälet."

Im Anhang sind dann noch eine Menge kürzerer und längerer Uebersetzungsproben aus andern Gesängen der „Göttlichen Komödie" vom 17. Jahrhundert an, längere von Schelling, A. Wagner und G. Regis mitgetheilt. Die rühmlichst bekannte Uebersetzungskunst des letztern hat sich auch in dieser schönen Stelle bewährt; doch ist sie, wie die Uebersetzungen dieses Meisters vielfach, durch einige schlechte Reime verunziert. Bei Goethe, von welchem die reizende Strophe über die Naturphilosophie angeführt ist, bin ich im Zweifel, ob nicht außerdem, und vielleicht als Hauptstelle, die Terzinenübersetzung von 27 Versen aus dem zwölften Gesang der „Hölle" aufzunehmen war, welche in der sechsbändigen Quartausgabe der Werke (V, 586) als Bestandtheil eines Aufsatzes über Dante, abgedruckt ist. Sie bewegt sich indeß fast durchaus so in den Reimangeln der Streckfuß'schen Uebersetzung letzter Ausgabe, daß nur wenige Stellen völlig verändert, und zwar nicht verbessert, sind und deshalb mir die Vermuthung entgegensteht, daß die ganze Stelle nicht Goethe's eigene Arbeit, sondern einer der frühern Aus-

gaben von Streckfuß, welche ich nicht zur Vergleichung habe, entlehnt sei. Der Verfasser wird das selbst am besten entscheiden können.

---

6. Gedichte des Francesco Petrarca. Uebersetzt von Wilhelm Krigar. Zweite Auflage. Hannover, C. Rümpler. 1866. 8. 1 Thlr. 22⅓ Ngr.

Die erste Auflage des Werks ist mir unbekannt, eine Vergleichung damit also nicht möglich; da indeß der Verfasser selbst nichts bemerkt, so ist anzunehmen, daß er keine Aenderungen getroffen oder daß sie nur geringfügig sein können. Ueberläßt man sich unbefangen, ohne auf das Original zu blicken, der Lektüre dieser Uebersetzung, so wird man erfreut durch Leichtigkeit des Ausdrucks, durch Geschmeidigkeit und Reinheit der Form, und auch bei Vergleichung mit dem Urtexte wird man ihr im allgemeinen das Verdienst einer treuen und geschmackvollen Nachbildung nicht absprechen können. Geht man jedoch in das Einzelne ein, greift eins der längern Gedichte heraus und vergleicht es, Vers für Vers, mit dem Original, so überzeugt man sich mit Bedauern, wie viel bei strenger Festhaltung der uns Deutschen so schwierigen Strophenformen und Häufung der Reime von dem Gedankeninhalte des Originals in der Regel verloren geht, und man wird geneigt, in solchem Falle zu Gunsten des Wortsinns dem Uebersetzer die Reime ganz zu erlassen. Krafft in seiner Uebersetzung der „Lyrischen Gedichte" Dante's hat darum wol recht gethan, diese Fessel von sich zu streifen. Zur Probe einige Bemerkungen bezüglich der berühmten Canzone Petrarca's an Cola di Rienzi (S. 75), die der Verfasser, was nicht zu billigen, da sie gerade zu den schwierigern gehört, ohne jedes Wort der Erläuterung gelassen.

Zu Ende der zweiten Strophe heißt es:

> Denn sollte Mars Geschlechte
> Nach eignem Ruhme je die Augen wagen —

nämlich: zu erheben wagen, alzar, wie im Original steht, was jedoch der Uebersetzer aus Noth beseitigte. In der vierten Strophe:

> Daß man des langen Bürgerzwistes schone —

wo das Schlußwort „schone" für den einfachen Wortlaut des Originals:

> Dal lungo odio civil ti pregan fine —

lediglich des Reims wegen gewählt worden und ohne diesen Zwang sicherlich nicht gewählt worden wäre. In der zweiten Hälfte der fünften Strophe:

> Und willst du recht des Gottes Tempel führen,
> Wo jetzt des Aufruhrs Fackel wird geschwungen:
> Erst Herr nur ein'ger Zungen,
> Die so entflammte Wallung wird sich legen —

wo ebenfalls „führen" und „Zungen", beides gegen die Forderung des Urtextes in guardare und faville, blos des Reims wegen ihre Stelle gefunden haben. Zu Anfang der sechsten Strophe:

> Dich Unerschütterlichen zu vernichten,
> Wie kann es nur ein Stamm des Raubes wähnen,
> Der dir Verfolgung bringt, sich selber Leiden —

für die Worte des Dichters:

> Orsi, lupi, leoni, aquile e serpi
> Ad una gran marmorea colonna
> Fanno noia sovente, ed a se danno —

wo also der Uebersetzer die im ersten Verse durch ihre Wappenbilder angedeuteten Familien sehr verallgemeinert und unklar als „Stamm des Raubes" bezeichnet und das schöne Bild der marmornen Säule, abgesehen davon, ob die Beziehung auf Cola Rienzi die richtige, ganz aufgegeben; und weiterhin in derselben Strophe finden wir als Versausgänge „Vergüter", „Behüter", ersteres der Zeile angehörig:

> Der großen Mutter schändlicher Vergüter —

welche im Original lautet:

> Irreverente a tanta ed a tal madre.

Wie gezwungen, wie unbequem für die Vorstellung ist die Wiedergabe dieser einfachen deutlichen Worte! Und warum das alles? Aus keinem andern Grunde, als aus leidiger Reimnoth. Gewähren denn aber die richtig gefundenen Gleichklänge, wenn sie so schlecht mit dem Wortsinne, mit der geistigen Form des Originals harmoniren, irgendeinen billigen Ersatz für den Verlust der Hauptsache? Das möchten die Uebersetzer von gereimten Gedichten mit schwieriger Strophirung jedesmal sorgfältig erwägen, ehe sie sich für die peinliche Festhaltung der Strophenform des Originals entscheiden. Eine so treue Wiedergabe des Inhalts und der Form kann und wird in günstigem Falle gelingen; erzwingen aber läßt es sich nicht in allen Fällen.

So viel über den Text der Gedichte. Was das denselben vorangehende, 13 Seiten umfassende Leben Petrarca's betrifft, so fügt der Verfasser versichernd bei, es sei nach italienischen Quellen bearbeitet. Es ist das auch sichtbar; dabei aber muß gleich auf der ersten Seite ein historischer Irrthum auffallen. Des Dichters Vater Petrarca ist nicht, wie der Verfasser mittheilt, erst durch das Fehlschlagen der Friedensverhandlungen des Cardinals Niccola da Prato in Florenz (1304) zur Flucht nach Arezzo genöthigt worden, sondern sein Name befindet sich schon unter den Verbannten des April 1302, wie Dino Compagni berichtet, meines Wissens die früheste Erwähnung des Mannes. Ferner ist am Schlusse der Titel des Werks von Abbé de Sade ungenau angegeben, derselbe lautet in Wirklichkeit nicht: „Mémoires pour la vie de Petrarque", wie ihn unrichtigerweise auch Wachler in seiner Literaturgeschichte angibt, sondern: „Oeuvres choisies de François Petrarque etc. avec des Mémoires sur sa vie, tirés de ses oeuvres etc." Es ist das an und für sich etwas Unbedeutendes; aber wer Titel von Büchern anführt, sollte diese zuvor in Händen gehabt haben; sonst ist es besser, die wörtliche Anführung zu unterlassen, damit der Leser nicht irregeleitet werde.

Theodor Paur.

Neue Novellen.

Die Novelle ist ein Lieblingskind der Zeit; sie hat in der That viele Vorzüge, die man heutigentags gern aufsucht. Sie ist kurz und appellirt nicht an die Geduld der Leser, ebenso wenig an das Gedächtniß derselben; sie unterhält, ohne daß man große Anläufe nehmen oder Entschlüsse zu fassen braucht. Man durchläuft eine Novellensammlung wie eine Gemäldegalerie, hier ein Genrebild, dort ein geschichtliches Tableau oder Porträt, hier die Staffage für ein Landschaftsbild. Was auf den ersten Blick nicht behagt, dabei bleibt man nicht stehen. Eine gelungene Novelle ist ein Cabinetstück, ein Kunstwerk en miniature, man kann es immer wieder betrachten. Bei so großen, dem Zeitgeschmack einleuchtenden Vorzügen ist es kein Wunder, wenn auch die begabtern Autoren sich mehr und mehr der Novelle zuwenden. Paul Heyse hat in derselben das seiner Begabung am meisten entsprechende Genre gefunden. Auch ein anderer namhafter Lyriker, Moritz Hartmann, hat sich mit Vorliebe der Novelle zugewendet:

1. Nach der Natur. Novellen von Moritz Hartmann. Drei Bände. Stuttgart, E. Ebner. 1866. 8. 3 Thlr.

Hartmann's Talent hatte immer einen vorzugsweise epischen Zug, und die ruhige Schilderung ist ihm willkommen. Der Dichter hat nichts Dithyrambisches, nichts mächtig Packendes; ihm fehlt der geniale Ungestüm, der auch bei künstlerischer Ermäßigung doch immer die treibende Seele der lyrischen und dramatischen Dichtung ist, die wir bei allen wahrhaft großen Dichtern auf diesen Gebieten finden. Dafür besitzt er ein die Weltbilder klar widerspiegelndes Auge; seine Dichtweise hat etwas vom Stereoskop; fest und bestimmt, mit plastischer Sicherheit gibt sie die Formen wieder. Zu dieser Anschaulichkeit kommt die Grazie der Darstellung hinzu, ein episches Gleichmaß, das sich durch die geschilderten Affecte und Effecte nicht aus dem Takt bringen läßt. Ein warmer Ton der Empfindung beseelt überdies die Erzählungen. Auch hat Moritz Hartmann viel erlebt und gesehen: das Revolutionsjahr von 1848 in Frankfurt und Wien, pariser Zustände, die ihm durch jahrelangen Aufenthalt vertraut sind, den europäischen Süden und Osten. Bei der Bedeutung, welche gerade die reale Welt in ihrer anschaulichen Aeußerlichkeit für den Epiker hat, ist ein solcher reicher Weltverkehr für ihn ein unschätzbarer Vorzug. Denn nicht nur geben ihm diese Erlebnisse den Anstoß und Stoff zu manchen Erzählungen, auch die gediegene Grundlage für die Einzelglieder ihrer Architektonik, für solide Trag- und Strebepfeiler, während sonst leicht der luftige Bau der Phantasie den Boden verliert.

Alle diese Vorzüge sind nun in den Hartmann'schen Novellen unverkennbar, welche, mit Ausnahme der einzigen und keineswegs hervorragenden: „Die letzte Montaut", dem modernen Leben entnommen sind und nicht in das Genre der geschichtlichen Novellen gehören. Die Wahl der Stoffe ist eine etwas bunte, und nicht alle entsprechen dem Wesen der Novelle, das in der Darstellung einer, aber kritischen Situation besteht. Einzelne sind mehr skizzenhaft; andere holen zu weit aus und haben einen fast romanhaften Verlauf. Doch fehlt es keiner an interessanten Zügen und treffenden Schilderungen. Gleich die erste Novelle: „Die Ausgestoßenen", zeugt von Hartmann's Talent für lebendige und spannende Darstellung. Die Ausgestoßenen sind der Scharfrichter und seine Tochter, zu welcher letztern der Held der Erzählung, ein Theolog, anfangs ohne zu wissen wer sie ist, in ein Liebesverhältniß tritt. Erst als er im Auftrage seines Vaters die Scharfrichterei besucht, um einer vornehmen alten Jungfer, die an Nervenanfällen und Krämpfen leidet, das Hemd eines demnächst hinzurichtenden Mörders zu besorgen, welches Eigenthum des Scharfrichters wird und wegen seiner magisch-heilsamen Eigenschaften ein gesuchter Artikel ist, erkennt er, daß diese Scharfrichterei die Wohnung der Geliebten ist. Er lauscht am Fenster:

Ein überraschender Anblick bot sich mir dar, ein Anblick, der mich überzeugte, daß ich doch recht gegangen und mich bei Meister Vogt, dem Henker, befand. In der Mitte der Stube drehte ein vorgebückter Mann in einem Leinwandkittel einen großen Schleifstein. Ein anderer Mann mit langen grauen Haaren, in Hemdärmeln und großer Sammetweste mit langen Schößen, in faltigen Stiefeln, die über die Knie reichten, stand, ebenfalls gebückt, an der andern Seite des Schleifsteins und drückte ein kurzes, eigenthümlich geformtes Schwert, das an seinem äußersten Ende beinahe so breit wie ein Beil war, und sich gegen den Griff zu bis zur Schmalheit eines gewöhnlichen Schwertes verjüngte, auf den Stein nieder, von welchem zugleich mit einzelnen Wassertropfen ganze Büschel von Feuerfunken sprühten, die bei der nur dämmerigen Beleuchtung der Stube deutlich sichtbar waren. Weder der Knecht noch der Herr sprachen ein Wort, sie schienen ihr Geschäft mit großer Andacht zu betreiben. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann mit den langen Haaren das Schwert, prüfte seine Breite mit den Augen, und seine Schärfe mit den Fingerspitzen; manchmal sogar fuhr er längs der Schärfe mit der Zunge hin, um deren Unebenheiten mit den empfindlichern Nerven zu erkennen. Er schüttelte dann den Kopf, legte das Schwert der Länge nach wieder auf den Stein, und der Knecht begann wieder bald schneller, bald langsamer zu drehen. Tiefe Stille herrschte ringsumher, sodaß ich das Pfeifen des Steins und manchmal das metallische Summen des Schwertes hören konnte, des Schwertes, das binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Menschen vom Leben zum Tode bringen sollte. Es war mir eigenthümlich, unsaglich zu Muthe; es war mir, als sähe ich einem Verbrechen zu, und ich war wie gebannt, regungslos und starr, und trotzdem fühlte ich, wie es nach und nach fieberisch in allen meinen Adern zu pochen begann. Und das kam daher, daß sich meiner eine unendliche und ahnungsvolle Begierde bemächtigte, noch eine dritte Person genauer zu sehen, welche sich ebenfalls in der Stube befand, und zu dem unheimlichen Beginnen der beiden Männer die Kerze hielt. Es war ein Mädchen, das mir aber den Rücken zukehrte, und dessen Kopf von dem Vorhange des Fensters verhüllt blieb. Doch konnte ich erkennen, daß sie bei ihrem Geschäft mit derselben Ruhe und Andacht verweilte, wie die beiden Männer. Ach, ich konnte mehr erkennen! Der kleine Fuß, den ich sah, das Kleid und die Contouren des Schattens auf dem Vorhange waren mir zu wohl bekannt, aber ich wollte nicht glauben, was ich mit leibhaftigen Augen sah. Ich träumte, ich täuschte mich — der schauerliche Anblick des Schleifens des Richtschwertes, das Bewußtsein, mich beim Henker zu befinden, alles das weckte Hallucinationen, verwirrte mein Gehirn, und hüllte mich in böse Träume, die das Entfernteste ineinanderwirrten und das Lieblichste verzerrten. Aber der Henker

sprach ein Wort, er wollte das Schwert genau betrachten, die Person mit dem Leuchter in der Hand beugte sich vor, das volle Licht fiel auf ihre ruhigen Züge, und ich konnte leider nicht mehr an Träume glauben — sie war es, es war Pauline!

Gleichwol bleibt er seiner Liebe treu, heirathet das Mädchen, lebt aber durch das Vorurtheil getrennt und ausgestoßen von der Gesellschaft. Auch in eine andere kleine Stadt, in die er zieht, und wo seine Frau anfangs in allen Kreisen gern gesehen wird, weil man ihren verhängnißvollen Stammbaum nicht kennt, folgt ihm die unwillkommene Entdeckung, indem der Vater zu einer Execution hingerufen wird und ein Zufall den Familienzusammenhang enthüllt.

Trotz der lebendigen Schilderung hat diese Novelle den Beigeschmack des neufranzösischen Hautgoût. Ein Scharfrichter, der zugleich ein feingebildeter Mann ist, erscheint uns als ein romantischer Widerspruch, ein pikanter Contrast, dem die innere Wahrheit fehlt. Auch vermissen wir hier die äußere realistische Wahrheit. Eine Scharfrichterei der Neuzeit kann gar nicht jenen harmlos idyllischen Anstrich haben, welchen Hartmann mit so pastoralen Farben ausmalt; sie ist ein industrielles Etablissement, welches seine Nähe nicht weniger eindringlich geltend macht, als eine Poudrettefabrik, und dem Geruchssinn nicht erlaubt, in der Irre zu gehen. Ebenso mag ein Scharfrichter heutigentags ein ganz tüchtiger Industrieller sein, der von der Verwerthung der Cadaver für die verschiedensten technischen Zwecke die richtigsten Kenntnisse besitzt; aber zu einer durch die Humaniora geläuterten Idealfigur wird er schwerlich taugen.

Dasselbe Misverhältniß zwischen der geringen Bedeutung des Stoffs und der künstlerischen Behandlung bietet die letzte Novelle: „Die Brüder Mathieu", welche ziemlich umfangreich und in Kapitel eingetheilt ist. Was uns an dieser Geschichte spannt, ist doch nur dasselbe, was uns die Lektüre des „Pitaval" fesselnd macht; es sind stoffartige Wirkungen eines etwas verwickelten Criminalfalls, bei welchem überdies mehr die äußere Verkettung der Begebenheiten, als die psychologische Motivirung von Interesse ist. Die Schilderung aber ist ausnehmend klar; die Scenerie, der Waterloolöwe und die umliegenden Ortschaften, tritt anschaulich vor uns hin und die Beleuchtungseffecte sind mit malerischem Geschick angebracht.

In der Novelle: „Rostet nicht", ist das alte Fräulein Oberforstmeister eine tüchtige Charakterstudie; „Die Gypsfigur", eine italienische Eifersuchtsgeschichte, von lebendigem Colorit. Das Motiv, daß der Vater, der im künstlerischen Eifer die Büste der eigenen schönen Tochter allzu hellenisch modellirt, dadurch zu allen unheilvollen Verwickelungen Veranlassung gibt, ist originell und im Grunde echt tragisch. Unbedeutend dagegen ist die „Modenesische Geschichte". „Der Flüchtling" ist vielleicht die gelungenste Novelle der Sammlung, mindestens bringt die erste Hälfte die anziehendsten Schilderungen. Ein frankfurter Revolutionär, der über die Dächer flüchtend in die Mansarde eines hübschen Mädchens geräth und dort verborgen wird, bis die Gefahr vorüber ist, muß als der Held eines immerhin pikanten Abenteuers erscheinen. … besteht aber der Reiz der Behandlung gerade darin, … die an und für sich pikante Situation in ein ideales … gerückt wird.

Es war ein schönes Paar, das sich da in der … der Mitternacht in einer entlegenen Dachstube gegenüber… alle holden und gefährlichen Möglichkeiten der Jugend … ten über ihren Häuptern. Sie fühlten wol ihre Nähe … den „Dämmer weben" und sie neigten ihre jungen Häupter … schwiegen.

Daß Hartmann diese Scenen mit so großer … behandelt hat, gibt ihnen diesen echt deutsch … idyllischen Zug. Selbst der sittlich gehaltenste franz… Schriftsteller hätte nicht vermocht, über das Pikan… Situation hinwegzuschlüpfen, er hätte mindestens die … legenheit benutzt, seiner Muse für ihre Enthaltsam… Testimonium morum auszustellen. Bei Hartmann … nicht nur der frivole Beigeschmack, sondern daß er … erscheint wie selbstverständlich und wird nicht … betont. Die Führung der Novelle gegen den Schl… ist etwas künstlich und minder befriedigend als die… trefflichen Introductionsscenen.

„Eine Stunde im Leuchtthurm" ist eine bei … Fassung inhaltreiche Skizze. Die aufopfernde und … thige Freundschaft der beiden alten Leuchtthurmwächter … einen rührenden Eindruck. „Nein" behandelt eine … schneidende Episode aus der modernen Gesellschaft … und ironisirt die „vornehme Partie", nach welcher … glanz- und ehrsüchtige Bureaukratie sehnt. Ein Fam… vater aus diesen Kreisen, der das Glück seiner … und seine Ersparnisse einer glänzenden Partie seiner … ter opfert, wird durch das „Nein", das dieselbe am … ausspricht, gerettet. „Deutsch, Französisch und Engl… sind nationale Charakterbilder aus einer pariser … loge, dem Anschein nach photographisch aufgenommen … geschickt retouchirt. Der dritte Band enthält zwei … ßere Novellen: „Der goldene Schlüssel", eine roman… Boudoiravanture, und „Das Schloß im Gebirge", … uns etwas abenteuerlich forcirt erscheinen will. … ist die erste kleinere Skizze: „Eine Entführung in … men", ein Tableau einer Kampfscene, die sich mit … Plötzlichkeit vor unsern Augen entrollt; „Eine … aber behandelt ein rührendes Motiv in anekdotischer … und doch sehr wirkungsvoll.

Hartmann's Novellen gehören nicht zu dem … lichen Leihbibliothekenfutter; sie sind Erzeugnisse eines … sinnigen Geistes und eines formsinnigen Darstellung… und deshalb gebildeten Lesern bestens zu empfehlen. … selbe gilt von der folgenden Sammlung:

2. Historische Novellen. Von Adolf Stern. Leipzig, … 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die geschichtliche Novelle darf noch weniger … willkürlich in die Historie zurückgreifen, als der … liche Roman; denn der letztere gebietet über einen … Apparat, um uns zu fesseln, und kann durch die … umfassender Culturgemälde Ersatz für den fehlenden … pathischen Charakter seiner Stoffe bieten. Die … aber, die uns nur eine Situation vorführt, darf …

ht auf einem aschgrau farblosen Hintergrunde auftra-
z, da ihr zur Erläuterung des Fernstehenden und
emdartigen der Raum fehlt. Es kommt auch in der
jat selten vor, daß ein Novellist einen mittelalterlichen
rrnisch anzieht, und selbst van der Velde, Tromlitz und
umenhagen hatten den richtigen Instinct, mit wenigen
d meist nicht glücklichen Ausnahmen, ihre Stoffe der
schichte der Neuzeit zu entlehnen. Von den vorliegenden
torischen Novellen spielt die erstere: „Vor Leyden", im
derländischen Unabhängigkeitskriege, die dritte: „Serrez
rangs", gehört dem napoleonischen Zeitalter, die vierte:
die Wiedertäufer", der Reformationszeit an, während
zweite: „Gluck in Versailles", eine kunstgeschicht-
je Novelle aus der Zeit des französischen ancien ré-
ne ist.

Alle diese Novellen haben entschiedene Vorzüge epi-
en Stils, namentlich aber erinnert die letzte: „Die
iedertäufer", an das Walter Scott'sche Vorbild, was
lebendige Schilderung landschaftlicher Eigenthümlich-
betrifft. Der nationale Unabhängigkeitskampf der
ederländer, die deutschen Befreiungskriege, die religiö-
Bewegungen der Reformationszeit haben aber alle
en Gehalt, der uns sympathisch berührt, weil der
mpf gegen die Fremdherrschaft wie gegen die starre
torität in geistigen Fragen auch für unsere Zeit be-
chtigt ist. Es ist der Boden der durch die Reforma-
n eroberten Gewissensfreiheit und des innern Selbst-
timmungsrechts, auf welchem gerade diese Bewegungen
vachsen sind.

In der Novelle „Vor Leyden" bildet die Belagerung
Stadt durch die Geusenschiffe den Mittelpunkt der
ndlung; sie ist mit anschaulicher Lebendigkeit geschildert.
r Held der Novelle ist ein junger Niederländer, dessen
ter vom spanischen Blutrath gerichtet worden war, der
r, von der Leidenschaft zu einer Spanierin ergriffen, sei-
n Vaterlande untreu und erst durch die Treulosigkeit
Geliebten zu seiner Pflicht zurückgerufen wird. Er
auf dem ersten Geusenschiff, dem „Egmont", welches
Führung des Kampfes hat, voll Rachedurst und
hnsucht nach seiner, in der belagerten Stadt sich auf-
tenden Mutter. Das Wiedersehen zwischen ihr und
n Sohn ist vielleicht zu effectvoll ausgemalt. Sonst ist
Darstellung tadellos und trägt das Gepräge des histo-
hen Ernstes bei anziehender Detailmalerei.

In der Novelle „Gluck in Versailles" ist das Costüm
Rococozeit glücklich getroffen und durchgeführt; auch
et sie einige treffliche Genrebilder aus dem Hofleben
ow stairs. Der Inhalt ist anekdotischer Art. Ein jun-
, etwas querköpfiger Musiker voll trotzigen Selbstbewußt-
ns verschmäht untergeordnete Hofconnexionen, um Car-
e zu machen, und erblickt in Gluck selbst nur eine
tatur der höfischen Kreise. Wir erfahren nun, wie
der wohlwollende Maëstro eines Bessern belehrt und
edelmüthig die erwünschte Organistenstelle, wie die
nd seiner Geliebten verschafft.

In „Serrez les rangs" ist der Held ein in den Rei-
der westfälischen Armee als Major dienender Deut-
scher, Wolf Hagen. Es ist die Zeit nach dem unglück-
lichen Feldzug in Rußland; der deutsche Befreiungskrieg
beginnt. An die Deutschen im Feindesheer tritt der Con-
flict heran zwischen der Treue gegen das Vaterland und
gegen die neuen Fahnen, denen sie folgen. Wolf Hagen
hat an der Beresina miterlebt, wie die Deutschen von
den Franzosen als Futter für Pulver vorgeschoben und
mit dem Befehl: „Serrez les rangs" grausam geopfert
wurden, er schwor damals, nicht länger bei diesen Fah-
nen zu bleiben. Von der Geliebten, die im Herzen für
die deutsche Sache begeistert ist, verlangt er die Billigung
dieses Entschlusses, und als diese ihm den Entschluß in
das eigene Gewissen schiebt, ihm keine bestimmte Ant-
wort auf seine Frage ertheilt, weil sie meint, daß der
Mann, was er für die höchste Pflicht erkannt, nicht von
der Laune eines Weibes abhängig machen dürfe: da be-
schließt er anfangs, ein Knecht des Königs Jérôme zu blei-
ben, doch von der Begeisterung der Seinen mit fortgeris-
sen, leitet er im nächsten Gefecht den Uebergang zu
den Feinden, fällt selbst dabei den Franzosen in die
Hände, wird aber von der Geliebten befreit. Der Con-
flict, den Wolf Hagen durchkämpft, hat eine echt tragische
Bedeutung; die militärischen Tableaux, namentlich auch
die Scene an der Beresina, sind lebendig ausgemalt, und
nur die Nachgiebigkeit gegen die vermeintliche Ansicht der
Geliebten beeinträchtigt, wie diese selbst mit Recht empfin-
det, das Interesse an dem sonst so männlich gehaltenen Wolf
Hagen als eine Schwäche, die nicht ganz consequent
erscheint.

Die letzte Novelle: „Die Wiedertäufer", schildert uns
Abkömmlinge und Anhänger der münsterschen Sekte, die
in den fast unzugänglichen Moorgegenden westlich von der
Ems eine Zuflucht gefunden. Doch auch hier werden sie
von den verfolgenden Rathsherren aus Emden und Ham-
burg aufgespürt, bis die Verfolgungswuth des Eifrigsten,
des Niklas Lorenzen aus Hamburg, dadurch gelähmt wird,
daß ein greises Sektenhaupt ihn selbst als einen frühern
Jünger der verbrecherischen Sekte enthüllt; der Liebe, die
sein Neffe Friedrich zu dem Wiedertäufermädchen Hilda
empfindet, darf so seine feindliche Gesinnung nicht mehr
entgegentreten.

Die epische Darstellungsweise Stern's, die sich immer
als stilvoll zeigt, tritt namentlich in dieser Novelle in
ihren Vorzügen hervor. Ohne die im „Laokoon" ein für
allemal gezeichneten Grenzlinien zwischen der Dichtung und
der Malerei zu verwischen, weiß unser Novellist doch von
der Nachbarkunst alle erlaubten Hülfsmittel zu borgen,
um seinen Schilderungen lebendiges Colorit, feste Umrisse
und eine sich dem innern Auge einprägende Anschaulich-
keit zu sichern. Das Auf- und Absitzen der Reiter, die
Einkehr und gastliche Ruhe in dem Moorhof, das durch
den Moor dahinflüchtende Mädchen, die Ansiedelung der
Sektirer im Schutz der Einöde — das glauben wir alles,
wie auf der Leinwand, in meist stimmungsvoller, land-
schaftlicher Beleuchtung vor uns zu sehen; doch ist es nir-
gends in malerischer Ruhe erstarrt; es ist die unerlaßliche
poetische Bewegung darin. Wir greifen zum Beweis eine

beliebige Stelle heraus. Friedrich, des hamburger Rathsherrn Neffe, hat tags vorher ein reizendes Mädchen durch den Moor entfliehen sehen. Um sie aufzufinden, wagt er sich in die Oede:

Er klomm den Hügel hinan, wo sie gestern die Pferde angepflöckt hatten. Im feuchten Moos stieß er auf die Spuren ihres Mahls, er sah die Stelle, wo Herr tom Plan geruht, und blickte vom Abhang jenseit der Linden auf das Moor hinaus. Die dürftigen Buchweizenfelder, die Gräben, die Lachen zwischen den dunkeln Erhebungen des Bodens, fernhin die Sandzunge mit wucherndem Heidekraut unterschied er jetzt im Morgenlicht besser, als gestern in der Mittagsglut. Aber die Gestalt war nicht zu gewahren, und so scharf er weithin spähte, kein anderes Zeichen von Leben erkennbar, als die er schon am Tage zuvor entdeckt. Die Sonne zertheilte auch über der fernen Fläche die Nebel, der Umkreis erweiterte sich, aber in all der Oede erblickte er keinen Punkt, der ihm Hoffnung eingeflößt hätte, daß er ihm zum Ziel dienen könne. Der junge Mann stieg endlich hinab und versuchte den Pfad wiederzufinden, dem er gestern gefolgt war. Er gelangte bald genug zu jener braunen Flut, jenseit deren er das Mädchen zuerst und zuletzt deutlich erblickt, ihre Züge und die Schönheit ihrer Gestalt erkannt hatte. Unschlüssig wie gestern prüfte er die Lache, und da er nirgends eine Furt entdeckte, entschloß er sich rasch, sie zu umgehen. Doch fand er es schwierig, zwischen den nassen, einsinkenden Stellen des Moors jene zu erreichen, die einen Pfad abgaben, und je höher der Tag stieg, um so unsicherer ward sein Gang. Im flirrenden Sonnenstrahl schien der Boden oft trocken, und wich dennoch unter den tastenden Tritten des jungen Mannes. Nach stundenlangem Mühen gewann er die Heidestrecke, die gleich einer Insel aus der braunen Einöde des Moors ragte. Schwärme surrender Insekten flogen um die rothen Blüten; die Heide, in die sich Friedrich zu kurzer Rast streckte, war brennend heiß. Und vor sich und hinter sich blickt' er auf eintönig dunkle Flächen, sodaß ihn fast ein Grauen überkam. Jetzt erst schalt er das Suchen nach dem fremden Mädchen Thorheit! Wie wollt' er die finden, die vielleicht am äußersten Saum der stundenweiten Ebene lebte, vielleicht in einer der Heiden, deren sich mehrere in der Ferne vom dunkeln Boden abhoben. Wie er da lag mit müden Gliedern, mit brennendem Durst, mit mattem Blick auf die Moorferne, hätte ihn der Vetter Rathsherr schauen sollen, um des Abenteuerlustigen zu spotten! Und doch — sobald er des Rathsherrn und seiner Sippen und Hamburgs gedachte, faßte ihn ein trotziges Entzücken, so weltfern, so frei und allein zu sein. Wär' es mit gesunden Sinnen zu träumen gewesen — er hätte in diesen Einöden bleiben mögen, allem Druck von daheim für immer zu entrinnen.

Man könnte die epische Ausmalung für die Novellenstoffe, die doch nur eine Situation in mehr dramatischer Pointirung behandeln, zu weitschweifig finden, und was für den historischen Roman ein glänzender Vorzug wäre, in der Novelle als einen Mangel empfinden. Doch die Schönheiten der künstlerischen Ausführung tragen über dies Bedenken hinweg, um so mehr, als die Grenze zwischen Roman und Novelle in Bezug auf den Unterschied der Stilfärbung noch eine schwankende ist.

Zu diesen streng objectiven Novellen und ihrem plastischen Gepräge bildet die subjective Färbung der Novellen von Hermann Schiff mit ihren humoristischen Gedankensprüngen und barocken Wunderlichkeiten einen scharf hervortretenden Contrast. Der Verfasser des „Schief-Levinche" ist ein literarischer Veteran, der seine Jugendfeldzüge unter den Fahnen der Romantik gemacht hat; und in der That wüßten wir ihn mit keinem Autor besser zu vergleichen, als mit Amadeus Hoffmann. Hermann Schiff ist der E. T. A. Hoffmann des Ghetto, ebenso phantasiereich bis zum Phantastischen, ebenso kraus original in Erfindung und Darstellung, ebenso kaustisch in seinem Humor und so gespenstig in seinen Visionen, ebenso geneigt zu romantisch-schöngeistiger Plauderei über Literaten und Literatur, mag er sie nun in die Erzählungen selbst verweben oder als „Corolarien" ihnen anheften. Es liegen folgende Schriften vor uns:

3. Das verkaufte Skelet. Novelle von Hermann Schiff. Nebst Anhang: Corolaria I: Karl Gutzkow's jüngste Tha[t]. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.
4. Die wilde Rabbizin. Novelle von Hermann Schiff. Nebst Anhang: Schabbesschmuh der Familie Absatz. Humoristisch-politische Gespräche aus den Jahren 1850—51. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 24 Ngr.
5. Heinrich Heine und der Neuisraelitismus. Briefe an Adolf Strodtmann von Hermann Schiff. (Corolaria II.) Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.
6. Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsfloh. Novelle von Hermann Schiff. (Corolaria IV.) Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.

Wem wird bei diesem Rattenkönig von Titeln nicht bereits ganz romantisch-wunderlich zu Muthe? Ein verkauftes Skelet, eine wilde Rabbizin, ein Gesinnungsfloh — das ist schon ein ganzes poetisches Curiositätencabinet! Un[d] die Novellen und Corolarien — der leider auf Unterscheidungen ausgehende menschliche Verstand sucht zwischen beiden, da sie der Verfasser doch einmal unterschieden, auch einen Unterschied festzuhalten; er ist so glücklich, zu entdecken, daß die „Corolarien" eine Art von literarischen den Novellen angehängten Causeries zu bedeuten haben. Will er aber von dieser Entdeckung die Probe machen, so stimmt sie wiederum nicht; denn Corolaria IV i[st] selbst eine Novelle. Uns wird also, was die Titel betrifft, von all dem Zeug so dumm, als ging' uns d[as] Mühlrad der Romantik im Kopf herum. Und das i[st] eben der Humor davon! Willkür und Laune sind die höchsten geistigen Potenzen, und wir Systematiker werden m[it] Recht an der Nase herumgezogen.

Von den Novellen erschien uns übrigens „Das verkaufte Skelet" am pikantesten, ganz in Callot's Manie[r,] etwas gruselig zwar, nußknackerartig grinsend in sein[en] Porträts, nicht ohne criminalistische Scheußlichkeiten [in] seinen Begebenheiten; aber diese Mischung doch im Hexe[n]kessel so zusammengerührt, daß der Humor den Löffel füh[rt.] Der Rabbi Nußknacker von Andernach, der Hauptheld d[er] Ouverture, wird uns alsbald folgendermaßen geschilder[t:]

Denken Sie sich, meine Herren, einen leibhaftigen Nu[ß]knacker; einen Riesenkopf von fabelhafter Dicke, zwischen hoh[en] spitzen Schultern, auf einem Rumpfe, der sich nach unten [hin] mehr und mehr verzwergt. Kurzer Hals; Brust und Rück[en] geformt wie Schnabel und Hintertheil eines Schiffs; die Ar[me so] lang, daß sie fast bis an die Waden reichten; die Beine w[ie] die eines acht- bis zehnjährigen Knaben, sodaß es unbegreifl[ich] schien, wie sich solch schwerer Oberkörper auf diesen gebre[ch]lichen, winzigen Stützen aufrecht erhalten und fortbeweg[en] konnte. Indeß kroch der Rabbi schwerfällig, Schritt vor Schr[itt]

an einem gewichtigen Krückstock, und einer seiner Zöglinge, die bei ihm Talmud studirten, mußte ihn stets führen und unterstützen. Denken Sie an die bekannte nürnberger Waare; die Augen tellergroß, aber schwarz statt blau; der Bart nicht weiße Baumwolle, sondern schwarzgrau; im übrigen die ganze Figur belebt, beseelt und lebhaft, und Sie haben den leibhaftigen Rabbi vor Augen. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß seine Händchen und Füßchen kleine Meisterstücke an Zierlichkeit waren.

Mit diesem Rabbi Nußknacker spielte der Held der Geschichte, Professor Sturmöller, als junger Mann, eine Schachpartie in Andernach. Es galt quitte à double; frühere Spielschulden des gegen den Jünger in Verlust gerathenen Meisters sollten getilgt werden. Bei dieser Partie rührt den alten Rabbi der Schlag:

Seine Fäuste lösten sich. Der dicke Kopf sank hintenüber, die Elefantenaugen waren roth entzündet aus ihren Höhlen getreten, die blaugeschwollene Zunge blökte thierisch aus dem breiten Munde. Die fürchterliche Gestalt fing an zu wanken und stürzte am Ende mit Schachbret, Lichtern, Tisch und Stuhl polternd und krachend zu Boden.

Das Bild macht einen unauslöschlichen Eindruck auf den Jünger, der 25 Jahre lang das „apoplektische Riesenantlitz“ sich nicht aus dem Sinn schlagen kann. Da erscheint plötzlich in heller Mittagsstunde der lebendige leibhaftige Nußknacker; es ist der Sohn des Alten, Manasse, der von dem Professor bald als Famulus engagirt wird und sich in einer Schutzrede gegen die Beschuldigung des Leichendiebstahls zu anatomischen Zwecken, die gegen seinen Herrn und Meister vorgebracht wurde, als tüchtigen literarischen Polemiker bewährt. Nun streift die Geschichte ins Criminalistische — der „schöne Joseph“, der Mörder des verscharrten Mädchens, wegen deren man den Professor beschuldigte, wird hingerichtet. Bei der Execution zählt Manasse mit der Secundenuhr, die Herzschläge des Delinquenten. Er empfiehlt dem Henker Eile, damit er nicht eine Leiche köpfe. Später verkauft Manasse sein Skelet an das londoner anatomische Museum, wird von Sturmöller, als er überflüssigerweise, um ihn von seinen, nicht mehr vorhandenen Wahngebilden zu heilen, als Gespenst des Vaters sich verkleidet, durch den Wurf mit einem eisernen Tintenfaß getödtet, und Sturmöller nimmt sich dann selbst das Leben.

Ei, Meister Ariosto, wo habt Ihr all das tolle Zeug her? Wer's kurz vor dem Einschlafen liest, dem könnten die Handtücher an der Wand im Mondschein beweglich werden oder der Alp könnte ihn drücken, indem die Fratzen des alten und jungen Rabbi Nußknacker ihm den Athem rauben. Doch in seiner Art ist's eine originelle Phantasmagorie, in welcher die Menschen sich plötzlich in anatomische Präparate verwandeln und vor uns auf- und niederklappen!

Die zweite Novelle: „Die wilde Rabbizin“, ist ohne alle phantastische Ausschmückung, ein provinzielles Synagogenbild; es gestattet manchen belehrenden Blick in die praktische Handhabung der jüdischen Theologie und der Ritualgesetze, streift aber doch einzelne Punkte der letztern, welche sich an der Grenze des für den guten Geschmack Zuträglichen befinden. Im ganzen bewährt sich Schiff auch hier als tüchtiger Genremaler, der derbe Striche nicht verschmäht, aber durch resolute Anwendung derselben auch eine tüchtige Wirkung erreicht. Wir wissen nicht, ob zur „wilden Rabbizin“ irgendeine synagogische Dame von Fleisch und Blut Modell gesessen hat — keinesfalls ist das Porträt geschmeichelt. Die üppige Jüdin gemahnt an die ägyptische Potiphar.

Die „Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsfloh“ machen den harmlosesten Eindruck; diese Idylle im hamburger Gang ist mit wirklichem Humor gezeichnet; die junge Putzmacherin ein recht frisches Lebensbild. Gegenüber der tendenziösen Literatur nimmt Schiff den romantisch-ironischen Standpunkt ein. Wozu aber diese Hoffmann'sche Taufe: „Gesinnungsfloh“? Wir haben mit aller Anstrengung unsers Witzes keine Aehnlichkeit des Helden mit jenem von Mephisto verherrlichten Thierchen entdecken können, und wissen überhaupt nicht, was ein „Gesinnungsfloh“ eigentlich bedeutet? Vielleicht das Herumhüpfen mit den Gesinnungen? Das erscheint gesucht und wenig einleuchtend! Dagegen ist der eigenthümliche hamburger „Duft“, der über diesen Genrebildern schwebt, pikante Atmosphäre der Alsterstadt, selbst ohne den „Oberalten“ und seine bei dem Kunstdiebstahl abgedeckte Perrüke.

Die beiden Corolarien über Heine und Gutzkow sind literarische Plaudereien, wie man sie früher liebte, nicht ohne Geist und Humor; doch man wünscht heute mehr eine bei der Sache bleibende Haltung. Man hält es für leicht, genial zu sein, wenn man sich den Zügel schießen läßt. Wir erfahren vieles, was uns nicht interessirt, Heine'sche Familienverhältnisse, die Verwandtschaft Heine's und Schiff's, den Gegensatz von Neu- und Altisraelitismus. Obgleich Heine Schiff unterstützt und zuerst ermuthigt hat, wird sein Porträt doch mit sehr ironischen Zügen illustrirt und namentlich seine Schrift über Shakspeare's Frauen in einer dem Anschein nach aufgewärmten Kritik aus den „Deutschen Jahrbüchern“ mit großer Schärfe niedergemetzelt. Gleichwol heißt es wieder, daß von dem Neuisraelitismus die Neuzeit ausgeht und wenigstens bis hierher die Urheber deutscher Volksbildung, wie unreif dieselbe auch sein möge, zwei getaufte Neuisraeliten waren, Heine und Börne. Wir erkennen die literarische Bedeutung beider Männer an; doch die deutsche Volksbildung ist aus andern Quellen hervorgegangen. Wenn dagegen Gutzkow in der andern Corolarie als Stifter der Gesinnungsliteratur bezeichnet wird, so kommt dies der Wahrheit offenbar näher, wie überhaupt die Wärme, mit welcher Schiff von diesem bedeutenden Autor spricht, alle Anerkennung verdient. Die Reflexionen über den Selbstmord erinnern in ihren springenden Gedankengängen an die Art und Weise, in welcher Bogumil Goltz derartige Themata zu behandeln pflegt; nur ist Goltz mehr jeanpaulisirend und Schiff hat mehr die Manier des Kater Murr. Gern stimmen wir übrigens, nach den neuesten erfreulichen Nachrichten über Gutzkow's Befinden, in Schiff's Worte ein: „Glückauf zur mislungenen That!“

Rudolf Gottschall.

Zur Culturgeschichte Polens.

Studien zur Culturgeschichte Polens von K. Adler. Erster Band. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der letzte Aufstand der Polen hatte noch einmal die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf das unglückliche Land gelenkt; während die einen seinen Verzweiflungskampf mit dem Gefühle schmerzlich bewegten Mitleids verfolgten, sahen andere darin nichts als die Consequenz, welche aus der ganzen Vergangenheit Polens, aus seiner innern und äußern Geschichte mit Nothwendigkeit folgen mußte, und wollten in dem sich vorbereitenden Untergange der polnischen Nationalität als einer selbständig bestehenden nichts erkennen als den naturgemäßen Abschluß der Entwickelungslinie, welche polnische Geschichte und Cultur bisher verfolgt haben. Ob diese Ansicht die berechtigte gewesen ist, muß die Zukunft lehren; wie sich die Dinge seit der Niederschlagung des Aufstands gestaltet haben, scheint allerdings das erfolgreiche Fortschreiten der mit neuen Kräften in Angriff genommenen Russificirung Polens ihr bereits eine thatsächliche Bestätigung in Aussicht zu stellen. Wo aber die letzten Ursachen dieses über die einst machtvoll herrschende und, wie es schien, zu einer glänzenden Zukunft berufene Nation hereinbrechenden Schicksals zu suchen sind, das ist eine Frage, welche nicht für die Gegenwart allein, sondern namentlich auch für den künftigen Geschichtschreiber dieser letzten Kämpfe von der allerhöchsten Bedeutung ist. Zu ihrer Beantwortung aber muß man nicht, wie es bisher und zwar namentlich in dem Eifer leidenschaftlichen Parteikampfes geschehen ist, blos auf die politische Geschichte Polens Rücksicht nehmen, sich nicht darauf beschränken, aus ihr ein langes Sündenregister zusammenzustellen, auf Grund dessen dann der Nation die Lebensfähigkeit, das Recht einer selbständigen nationalen Existenz abgesprochen wird. Das ist ein ebenso einseitiges wie unbilliges Verfahren: nicht in ihrem politischen Auftreten allein bethätigt sich eine Nation als solche, vielmehr wird ihre politische Geschichte durchaus getragen und vollständig bedingt durch die Art und Weise ihres innern Lebens. Diejenigen sowol, welche unbeirrt durch die letzten Ereignisse der polnischen Nationalität eine Fortdauer nicht nur, sondern vielleicht gar eine Zeit neuer Machtentfaltung und neuen Glanzes verkündigen, als auch die, welche ihr schlechthin die Kraft und damit auch das Recht selbständiger Existenz absprechen, beide müssen die Argumente für ihre Meinung sehr viel weniger in der politischen, als vielmehr in der Culturgeschichte Polens suchen. Denn die Cultur eines Volks ist die Grundlage auch seiner politischen Thätigkeit, und nach der Culturstufe, die es einnimmt, bemißt sich erst der Platz, auf dem es sich in den großen politischen Fragen erheben kann.

Bei der Bedeutung der Culturgeschichte gerade für diese im politischen Gebiete so vielfach, von so entgegengesetzten Standpunkten aus und oft mit so viel leidenschaftlicher Erregtheit behandelten Frage ist der Versuch, die Cultur Polens in ihrer historischen Entwickelung darzustellen, als ein durchaus zeitgemäßer zu bezeichnen und schon deshalb heißen wir die uns vorliegenden Studien über diesen Gegenstand willkommen. An liebevollem Versenken in seinen Stoff, an gewissenhafter Benutzung des einschlagenden Materials, der Quellen sowol wie älterer und neuerer Bearbeitungen, hat es der Verfasser nicht fehlen lassen; auch ist die Darstellung leicht und gewandt, ja für den stellenweise doch etwas harten und spröden Stoff hin und wieder etwas gar zu blühend und geradezu phrasenhaft. Ueberhaupt — und dadurch ist die Liebe des Verfassers zu seinem Stoff und seine Hingabe an denselben zum guten Theil um die rechte Frucht gebracht — fehlt es dem Buche an demjenigen, was gerade für dergleichen Untersuchungen, wie sie uns hier geboten werden, eine Grundbedingung ist, an streng wissenschaftlicher Methode und an Kritik. Die ganze Art und Weise, in der er namentlich gerade die schwierigsten Punkte, die ethnographischen und linguistischen, behandelt, trägt durchaus den Stempel des dergleichen Forschungen immer beeinträchtigenden Dilettantismus an sich. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als an solchen Stellen, wo der Verfasser aus der Menge der ihm vorliegenden, einander widersprechenden Quellenangaben durch kritische Prüfung ein entscheidendes Ergebniß zu gewinnen bemüht ist, oder wo er mit einem größern wissenschaftlichen Apparat gegen die Auffassung polemisirt, welche ein anderer Autor über einen streitigen Gegenstand vorgetragen hat; gerade d macht sich der Mangel an einer wirklichen, d. h. de Sache nicht blos, sondern zunächst den von ihr Nachrich gebenden Quellen und deren Beschaffenheit wirklich a den Grund gehenden Kritik besonders fühlbar; die Unter suchung ist da mehr ein Tasten und Fühlen, als ein mi Behutsamkeit, aber Sicherheit Vorwärtsgehen und syste matisches, auf bestimmten Kriterien beruhendes Sichten un Scheiden. Allgemeine Betrachtungen und oft ziemli nichtssagende Gemeinplätze sollen da die wirklich stre logische Schlußfolgerung ersetzen. In denjenigen Parti dagegen, wo es sich nicht sowol um eine kritische Prü fung und Untersuchung als vielmehr darum handelt, na den in den Quellen sich findenden Angaben von eine bestimmten Zweige der polnischen Cultur ein Bild z entwerfen und die Art darzustellen, in der gerade na dieser einen Richtung hin das nationale Leben der Pole sich bethätigt hat, bieten uns diese Studien recht intere sante und auch in der Darstellung und der ganzen Cha rakteristik wohlgelungene Abschnitte. Je mehr der Ve fasser eben den sichern Boden wirklichen Lebens und re ler Verhältnisse unter sich fühlt, desto freier und gewan ter bewegt er sich: daher ist die zweite Hälfte des vorli genden Buchs ungleich interessanter und werthvoller a die erste.

In der ersten Hälfte dieses ersten Bandes sein „Studien zur Culturgeschichte Polens“ nämlich holt d Verfasser ziemlich weit aus. Obgleich er im Vorwo selbst bemerkt, daß „zur Beantwortung einzelner wichtig Fragen, namentlich nach ihrer innern Seite, das quellenm ßige Rüstzeug oft nicht ausgereicht habe, und daß der weite

Ausbau solcher Lücken, sowie eine lebendige Verarbeitung, eine historische Durchdringung des gesichteten Materials, die wegen zu beschränkter Zeit nicht möglich war, der Zukunft vorbehalten bleiben mußte", vertieft er sich doch von vornherein gerade in Fragen, bei denen die von ihm selbst ausgesprochene Beschränkung als eine höchst bedenkliche bezeichnet werden muß. Während er gleich das erste, die vorhistorische Zeit behandelnde Kapitel mit der Bemerkung beginnt, „daß die Urgeschichte des polnischen Volks in tiefes Dunkel gehüllt ist und der Geschichtschreiber rathlos vor einer Kluft steht, die sich nicht überschreiten läßt", vertieft er sich doch unmittelbar danach in diese von ihm selbst erst als unlösbar bezeichnete Frage. Ausgehend von den Sagen der Polen, welche ihnen nicht ursprünglich eigen, sondern fremden Völkern abgelauscht oder durch Vermischung mit fremden Völkern erst zu ihnen verpflanzt seien, geht der Verfasser die lange Reihe von Hypothesen durch, welche über die ältesten Wohnsitze der Slawen aufgestellt worden sind, zieht auch die über die Schädelbeschaffenschaft der einzelnen Völker angestellten Untersuchungen heran und kommt schließlich zu dem Resultate, daß die Polen ein Mischvolk sind: „Der polnische Bauer gehört zu der Orthognathen, er ist mithin entweder Germane oder Kelte, während der Lechite Prognathe, Slawe ist." Ueber dieses Resultat seiner Untersuchung wollen wir mit dem Verfasser nicht weiter rechten; als eine wunderliche Verirrung aber müssen wir es bezeichnen, wenn er diese Ansicht zu unterstützen und als richtig nachzuweisen sucht dadurch, daß er die in einer dem Jahre 1068 angehörigen Urkunde vorkommenden polnischen Ortsnamen „Sulimir, Milon, Cechen, Belin, Sulon" u. s. w. zusammenstellt „mit den in Ossian's Gedichten so häufig vorkommenden Namen Duchonor, Kamal, Stukulin" u. s. w. Und auf Grund dieser Zusammenstellung, welche Macpherson zum Range einer Quelle für wichtige ethnographische Forschungen erhebt, wird dann weiter geschlossen: „Es erhellt hieraus (!), daß die untern Volksschichten, die Bauern und die Hörigen, nicht slawischer, sondern keltischer Rasse waren und ihre Nationalität in einigen polnischen Districten noch bis zu dieser Zeit bewahrten." Dieser Satz, wonach Slawen und Iren ethnographisch zusammengehören, wird dann weiterhin gestützt durch eine genauer durchgeführte Parallele zwischen dem Polen und dem Iren, die an sich ohne Zweifel sehr viel Richtiges und manche treffende Bemerkung enthält, aber doch unmöglich als eine wissenschaftliche Argumentation gelten kann. Da des Verfassers Bestreben doch offenbar darauf gerichtet ist, Polen und Iren als einander wirklich nahe verwandte Völker nachzuweisen, so wird man dann wieder ganz irre daran, wenn es auf einmal heißt: „Irländer und Polen, auch wenn sie ethnologisch nicht unmittelbar zusammengehören sollten, sind wenigstens diejenigen Abzweigungen des iranischen Grundstocks, die vielleicht infolge der äußern Lage sich innerlich in den Hauptzügen so nahe getreten sind, daß beide Völker zum Verwechseln sich ähnlich sehen." Dies kann man doch nur dahin verstehen, daß durch die äußern Bedingungen ihrer Existenz Polen und Iren, die eigentlich nichts weiter gemein haben, einander ähnlich geworden sind, nicht aber die Gemeinsamkeit der Abstammung der Grund der sich in ihrer Geschichte und Cultur zeigenden Aehnlichkeit ist. Inmitten einer so wenig klar geordneten und der strengen Logik ganz ermangelnden, rein scheinbaren Kritik macht es dann einen doppelt befremdlichen Eindruck, wenn bei der genauern Durchführung der zwischen Polen und Iren aufgestellten Parallele die von beiden Völkern gleichmäßig geltende Bemerkung „Schmuz bedeckt Haus und Hof" belegt wird durch ein stolzes Cf. Tacitus „Germania" (c. 46): „sordes omnium ac topos".

Aehnliche Fehlgriffe wie die hier näher besprochenen ließen sich aus den ersten Abschnitten der „Studien" noch mehrfach nachweisen. Der Mangel an einer wirklich methodischen Kritik macht sich auch bei dem über die Einwanderung der Slawen, sowie dem über ihr Religionswesen und ihre Mythologie Gesagten wiederholt sehr bemerkbar. Erst da, wo der Verfasser auf wirklich historischen Grund und Boden kommt, ist das von ihm Gebotene geeignet, ein lebendigeres Interesse und größere Befriedigung zu erregen. Richtig weist er darauf hin, wie es auch für die Gestaltung der ältesten polnischen Culturverhältnisse von entscheidender Bedeutung gewesen ist, daß den Slawen ebenso wie den Germanen der strenge Begriff eines eigentlichen Staats sehr lange völlig fremd geblieben ist. Daraus erklären sich die Formen, in denen die socialen und politischen Verhältnisse der Polen zuerst eine Art von Festigkeit und Dauer gewannen; schon in den Anfängen der wirklich historisch klarern Zeit stehen sich so Edelleute und Hörige gegenüber, beide, wenn auch im Innern mit mancherlei Abstufungen, ganz und vollständig voneinander geschieden. Die älteste nachweisbare Form der Verfassung beruhte auf dem Geschlechtsgau, an dessen Spitze der Fürst stand, berathen von den Aeltesten und in wichtigen Fragen gebunden an die Entscheidung der Gemeinde der freien waffenfähigen Männer. Aber schon von dem die vorhistorische und historische Periode trennenden Zeitpunkte an beginnt ein allmähliches Zurücktreten dieser demokratischen Verfassung. Mit dem Auftreten Piast's, dessen Person noch so üppig von Sagen und Erfindungen umrankt ist, beginnt dieser Uebergang zu einer monarchischen, ja bald einer absoluten Monarchie. Die ziemlich gleichzeitig beginnende Verbreitung des Christenthums in Polen ist dieser Umwandlung noch sehr förderlich gewesen, und der immer mehr zur Geltung gelangende christliche Glaube hat zugleich mit der namentlich durch Boleslaus I. fast zum Absolutismus ausgebildeten königlichen Gewalt ganz besonders die allmähliche Verschmelzung der verschiedenen Theile zu einem einheitlichen Reiche angebahnt und vorbereitet.

Von diesem Zeitpunkte an verfolgt der Verfasser der „Studien" die Geschichte Polens nach ihren wichtigsten Momenten bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, indem er jedoch den entschiedensten Nachdruck auf die durch sie bedingte Entwickelung der Cultur der Polen legt. In den wichtigsten

Hauptzügen wird der Kampf geschildert zwischen der schnell zu bedeutender Macht gelangten Kirche und dem von entschieden absolutistischem Streben erfüllten Königthume; der Einfluß, den dieser innere Kampf auch auf die äußere Stellung des Reichs üben mußte, auch die hohe Bedeutung, welche die namentlich im 12. Jahrhundert so massenhaft begonnene deutsche Colonisation für die gesammten Culturverhältnisse hatte, wird in gebührender Weise gewürdigt. Nach einem kurzen Blick auf die Stellung, welche die Stände nach Ablauf dieser ersten wichtigen, wirklich historischen Periode zueinander einnehmen, folgt eine genauere Uebersicht über das, was während derselben von den Polen in den einzelnen Gebieten, auf denen sich die Cultur besonders bethätigt, geleistet worden ist: Schulen, Geschichtschreibung, Dichtung, Kunst, Landbau, Handel, Lebensweise, Gewerbthätigkeit u. s. w. werden der Reihe nach durchgegangen. Den Schluß bildet eine Uebersicht über die Geschichte des Wladislaw Lokietek und Kasimir's des Großen; die politischen Veränderungen, welche nach seinem Tode mit der Erhebung des Königs Ludwig von Ungarn zu seinem Nachfolger vorgehen, zeichnen auch in der polnischen Culturgeschichte einen [illegible] schiedenen Abschnitt und bedeutungsvollen Wendepunkt.

Bis zu ihm reicht dieser erste Band der „[illegible] zur Culturgeschichte Polens". Da in den demnächst [illegible] bearbeitenden Abschnitten die Schwierigkeiten, deren Ueber- windung dem Verfasser in dem ersten Theile dieses [illegible] des so wenig geglückt war, sich nun mehr und mehr [illegible] lieren und er immer festern und realern Boden für [illegible] culturhistorischen Studien gewinnt, so können wir der [illegible] setzung derselben mit Interesse entgegensehen, zumal [illegible] bei den sehr umfassenden Vorarbeiten und der [illegible] Kenntniß der Quellen gerade für die nächsten Ab[illegible] eine Fülle interessanten, einen ganz besonders [illegible] Einblick gewährenden Details erwartet werden kann.

Hans Prutz

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Mit Julie Rettich hat nicht nur das wiener Burgtheater, sondern die deutsche Schauspielkunst ein Hauptzierde verloren. Am 11. April starb die begabte Künstlerin nach langen schmerzlichen Leiden an einem unheilbaren innern Uebel. Ganz Wien betheiligte sich an der Leichenfeier; Heinrich Laube, der sich allmählich in einen Leichenredner verwandelt sieht und in diesem Jahre bereits die zweite oraison funèbre am Grabe seiner Getreuen hält, setzte ihr in kurzen, aber warmen und schlagkräftigen Worten ein ehrendes Denkmal.

Julie Rettich war in ihrer Jugend eine Schülerin Tieck's und feierte bereits als Fräulein Gley bei ihren Gastreisen Triumphe an den ersten deutschen Bühnen. Sie hat ihr Engagement in Wien nur einmal mit einem Engagement in Dresden vertauscht; seit dem Jahre 1835 gehörte sie unwandelbar der wiener Hofbühne an. Seit 1832 war sie mit einem Mitglied derselben, Herrn Rettich, vermählt.

Die Bedeutung der darstellenden Kunst ist eine um so größere, wenn diese als Trägerin literarischer Richtungen auftritt. Das bloße Virtuosenthum kann diese Bedeutung nie erlangen, indem es heute in diese, morgen in jene bunte Haut fährt und sie alle nur zum Putze trägt. Auch Frau Rettich vertrat eine poetische Richtung, den schwunghaften Idealismus, das getragene Pathos, eine Richtung, die dem Zeitgeschmack einigermaßen entfremdet ist und von den Anhängern der realistischen Schule als veraltet und abgelebt bezeichnet wird. Der Kothurn soll auf der Bühne der Gegenwart keine Geltung mehr finden; auch die Tragöden sollen sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist und sich beileibe nicht gegen das Gesetz der Lebenswahrheit versündigen. Nun ist zwar der declamatorische Singsang und die gezierte Schönthuerei gewiß keine empfehlenswerthe Eigenthümlichkeit der Schauspielkunst. Ebenso wenig aber darf man zugeben, daß dieselbe durchaus nur auf dem Boden der trivialen Alltagsprosa zu wurzeln hat, ohne durch einen Hauch der Begeisterung getragen und geadelt zu werden; ebenso wenig darf man den Verzicht auf stilvolle Darstellung als einen Fortschritt preisen, oder triumphiren, wenn die Tragödie auf das Niveau des Conversationsstücks herabgedrückt wird. Es gibt große Aufgaben der Poesie, die sich ein für allemal nicht in das Gewand mattherziger Lebenswahrheit kleiden lassen: Aufgaben, denen gleichsam das Feuer des Idealismus von der Stirn leuchtet, und deren innerste Bedeutung verloren geht, wenn sie mit jener Gleichgültigkeit gegen den höhern Sch[illegible] gespielt werden, deren sich der Realismus befleißigt. [illegible] Darsteller gleichen in Bezug auf ihre Rolle den Entomologen, welche einen Schmetterling, um seine Farben und Zeichnung genau zu untersuchen und seine Species festzustellen, so lange [illegible] den Händen hin- und herdrehen, bis der ganze Flügelstaub [illegible] seinen Schwingen verwischt ist. Frau Julie Rettich [illegible] vielleicht in der feierlichen Gemessenheit der Declamation [illegible] und wieder zu viel thun; doch alle ihre Darstellungen [illegible] stilvoll, athmeten Adel und Würde und jene Pietät gegen [illegible] Dichter, deren sich die entgegengesetzte Richtung nur zu [illegible] entkleidet, indem sie der Poesie eine dienende Rolle anweist [illegible] alles wie eiteln Flitter gleichgültig behandelt, was sie nicht [illegible] eigenem Aufputz verwenden kann. Die Künstlerin war nicht [illegible] eine vortreffliche Trägerin der Schiller'schen Rollen; auch [illegible] rich Halm und Putlitz fanden in jüngster Zeit für ihre trag[illegible] Aufgaben auf dem Gebiete der Mutterrollen in ihr eine [illegible] vorragende Vertreterin. Ihre Thusnelda hat dem „Fechter [illegible] Ravenna" die Bahn zu durchgreifenden Erfolgen geöffnet; [illegible] hat sie „Das Testament des Großen Kurfürsten" und „Don [illegible] von Austria" zuerst zur Geltung gebracht. Der Dichter F[illegible] Halm hat ihr stets warme Verehrung zugewendet und sie [illegible] fach in lyrischen Ergüssen gefeiert. So wuchtvoll [illegible] Frau Rettich in ihren Darstellungen war, so einfach [illegible] würdig war sie in ihrer Häuslichkeit, und so sehr sie in [illegible] Abendgesellschaften eine geistige Elite zu versammeln [illegible] war, so wenig aufdringlich mit ihrem eigenen Geist, so emp[illegible] lich und dankbar war sie hier für alles, was von der [illegible] geboten wurde, mochte es nun irgendeine poetische Gabe [illegible] oder eine geistvolle Bemerkung und Anregung.

Die Tragödinnen sterben, aber die Tragödien nicht. [illegible] mer neue Dichter versuchen sich auf diesem Gebiet, welches [illegible] dem Publikum mit so geringer Gunst betrachtet wird. [illegible] Berlin ist das Trauerspiel eines bisher unbekannten D[illegible] Theodor Schlemm: „Roxelane", zur Aufführung ge[illegible] dessen Stoff der türkischen Geschichte entlehnt ist und [illegible] Art von Stoffen gehört, welche namentlich die franz[illegible] Tragödie im vorigen Jahrhundert liebte. Uebrigens hat [illegible] Stoff, wie aus einem hinterlassenen Fragment hervorgeht, [illegible] auf Lessing seine Anziehungskraft ausgeübt. Theodor Schlemm hat denselben indeß mit allen historischen Wurzeln aus [illegible] Erde herausgegraben und als große Haupt- und Staats[illegible]

handelt, welche namentlich in den letzten Acten in einen verworren Knäuel von Begebenheiten ausläuft, sodaß sich die Muse s Dichters mit einem gewissen Behagen in den Blutlachen det, welche so oft das Innere des türkischen Serails befleck. Die Tragödie hat übrigens lyrischen Schwung, und einne Acte, namentlich der dritte, sind nicht ohne poetischen erth. Doch in Bezug auf den Stoff hat sich der Dichter enbar vergriffen. Wir haben hierin bereits andere Ansichten s die Vertreter des französischen Kothurns, dessen Einfluß bst seine Gegner im vorigen Jahrhundert nicht ganz verleugten. Wir wollen den allgemein menschlichen Conflict nicht einem unsern Sympathien fremden Costüm abgespielt sehen, d was liegt uns ferner, als eine türkische Seraillintrigue? utterliebe, Edelmuth, alle andern menschlichen Ingredienzien s Stoffs, muthen uns fremdartig an; denn wir haben uns der Schale die Zähne ausgebissen, ehe wir zum Kern durchringen vermochten.

Trotz des Kriegslärms schießt der Journalismus immer ich ins Kraut — überall begegnen uns Ankündigungen und obenummern neuer Journale. In Berlin erscheint der „Cotant“, als Vertreter der neuen Löwenthal'schen Cogitantenmeinde, welche bekanntlich dem Naturalismus huldigt und en Glauben und Cult verschmäht. Das Blatt enthält nchen naturwissenschaftlichen Artikel von Werth. Das Beben, die Schriftsteller vom Buchhandel zu emancipiren, wie neuerdings in einem Vorschlage dieses Blattes sich ausspricht, fte indeß so erfolglos sein, wie es sich überall, wo es bisher tauchte, gezeigt hat — denn schon das Gesetz der „Theilung Arbeit“ weist auf eine Sonderung der Berufssphären hin, en jede die ganze und volle Thätigkeit verlangt.

Von Wien aus wird eine „Internationale Revue“ angedigt, welche besonders bestimmt scheint, dem „Magazin für die ratur des Auslandes“ Concurrenz zu machen. Die Liste der Mitleiter weist sehr viele respectable Namen auf, wie dem Publikum viß auch die Verheißungen des Herausgebers in Bezug auf i Inhalt willkommen sein werden. In München erscheinen Münchner Blätter für Literatur und Kunst“, herisgegeben von Max Schlägel, von denen uns die Probemmer vorliegt. Der Herausgeber sagt: „Da wir glaut, daß die Verflachung der Kunst und Poesie in unsern Ta nicht so fast in der Selbstüberschätzung der sich in der ntniß einer akademischen Grammatik sicher fühlenden Kunstgerschaft, als zumeist in der von Dilettantismus, Principgkeit und persönlichen Rücksichten getragenen localen Kritik en Grund findet, haben wir es uns vorgenommen, nach den g geltenden Gesetzen der Kunst den absoluten und relativen rth von Kunst- und Literaturproducten zu bestimmen, die Gespräche des Tags auftauchen und niedergehen, und über che jedermann zur Regelung und Bildung seiner eigenen sichten sich gern Rath erholen möchte in der kritischen Presse.“ erkennt als die Hauptmerkmale und Hauptschwächen der dernen Kunst und Poesie den Akademismus, die Effectsucht die verkehrte Behandlung der historischen Kunst. Den Entlelungen, die der Verfasser von diesen drei als Verirrung beneten Richtungen gibt, kann man im allgemeinen nur beistim. Außerdem enthält die erste Nummer die anerkennende Bechung eines lyrischen Dramas von H. Frey: „Hans Sachs“, ncert- und Theaterkritiken und mehrere Gedichte von unchem Werth.

Noch erwähnen wir die „Zeitschrift für bildende nst“, welche unter der Mitwirkung namhafter Kunstschriftsteller unter der Redaction von Karl von Lützow in Leipzig bei mann erscheint. Bestimmt, die eingegangenen wiener „Recenen für bildende Kunst“ zu ersetzen, will das neue Journal so unabhängig von localen, persönlichen und confessionellen ksichten auftreten, wie diese wiener Zeitschrift, und außer emeinern Artikeln und Essays der Tageskritik, Correspondenz Kunstberichten seine Spalten öffnen und eine regelmäßige „Kunstchronik“ bringen, welche auch alle für den praktischen Verkehr wichtige Notizen mittheilt. Die beiden ersten Hefte der Zeitschrift liegen in eleganter Ausstattung vor. Unter den Artikeln, welche sie enthalten, heben wir den Lübke'schen Aufsatz: „Ueber die heutige Kunst und Kunstwissenschaft“ und die Charakteristik „Kaulbach's als Illustrator deutscher Frauengestalten“ hervor. So wird die Zeitung gewiß ihrem Zweck entsprechen, „alles Bemerkenswerthe und Schöne, was die Kunst der Gegenwart, vornehmlich in Deutschland hervorbringt und anstrebt, den größern Kreisen des gebildeten Publikums durch Wort und Schrift vor die Seele zu führen“, und gerade, indem sie ein Hauptgewicht auf die Kunstanschauung selbst legt, nicht in erster Linie den Scharfsinn, sondern den Schönheitssinn zu entwickeln und zu nähren streben.

Bibliographie.

Basler, L., Club und Stunde. Novellencyclus. Basel. 1863. 8. 12 Ngr.

Becker, A., Des Rabbi Vermächtniß. Roman in 3 Abtheilungen. 1ste Abtheilung: Der Maler. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Dritter Band. — A. u. d. T.: Das Nibelungenlied. Herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

— — Dasselbe. Erster Band. — A. u. d. T.: Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Deutinger, M., Bilder des Geistes in den Werken der Kunst. Gezeichnet in der Belvedere-Gallerie zu Wien. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben von L. Kastner. München, Lindauer. 8. 24 Ngr.

Erfahrungen und Läuterungen. Charakterbild in Briefen von dem früh vollendeten J. C. L. gefallen im amerikanischen Kriege 6. Oktober 1863. Zürich. 8. 12 Ngr.

Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. 10ter Bd. — A. u. d. T.: Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Galen, P., Der Erbe von Betty's-Ruh. Roman. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Gerstäcker, F., Unter Palmen und Buchen. 2ter Bd. Unter Palmen. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Goebel, C., Sklaverei und Emancipation der schwarzen Rasse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Geschichtliche Abhandlungen. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 12 Ngr.

Hugo, V., Die Meer-Arbeiter. Roman. Aus dem Französischen. Einzige rechtmäßige deutsche Original-Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Kleist-Retzow, H. H. v., Der Adel und die Kirche. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 8 Ngr.

Koner, W., Heinrich Barth. Vortrag. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Kopp, J. C., Dramatische Gedichte. 4tes Bdchn. Lucern, Bertschinger. 8. 24 Ngr.

Kraußold, Die sociale Bedeutung der Arbeiterfrage vom ethischen Standpunkt. Vortrag. Bayreuth, Grau. Gr. 8. 4 Ngr.

Krüger, J., Jüdische Parodieen und Schnurren. 1stes Heft. Altona, Verlags-Bureau. 16. 5 Ngr.

Kulke, E., Salomon Sulzer, Prof. und Obercantor. Biographische Skizze. Wien, Herzfeld u. Bauer. 8. 8 Ngr.

Martin's, H., Novellen. 1ster u. 2ter Bd. Dresden, Wienecke. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Molitor, W., Das Theater in seiner Bedeutung, und in seiner gegenwärtigen Stellung. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Müller, M. J., Beiträge zur Geschichte der westlichen Araber. 1stes Heft. München, Franz. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Norden, M., Die Dänen hinter dem Danewerk. Historischer Roman aus der jüngsten Vergangenheit Schleswig-Holsteins. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Renan, E., Die Apostel. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1ste bis 4te Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Rückert, F., Sawitri. Leipzig, Hirzel. Gr. 16. 12 Ngr.

Sailer, J. M., Weisheitslehre in Maximen für junge Männer von Stand und Rang. Vorgetragen im Jahre 1818. Regensburg, Pustet. 8. 12 Ngr.

Schindhelm, Abhandlung über Hamlet von Shakespeare. Coburg. 4. 7½ Ngr.

Schmidt, O. u. F., Das Alter der Menschheit und das Paradies. 2 Vorträge. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Senn, J., Bürgermeister Hans Waldmann's Leben und Ausgang. Mit Benutzung der seit Füßli's Biographie bekannt gemachten und eigener archivalischen Forschungen; nebst Beilagen. St. Gallen, Sonderegger. 1865. 8. 9 Ngr.

Thommes, J. H. v., Geschichte von England zur Zeit der Tudors. 1ster Bd. 1ste Lief. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 3. Mai 1866.

Inhalt: „Gespräche mit einem Grobian." Von **Rudolf Gottschall**. — Die Frage über die Heimat des Meier Helmbrecht. Von **Reinhold Bechstein**. — Bunsen's „Leben Jesu". Von **Moritz Carriere**. — Neue Novellen und Romane. Von **Gustav Hauff**. — **Feuilleton**. (Literarische Plaudereien; Zur Literatur volksthümlicher Dichtkunst und dergleichen in Schlesien.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

„Gespräche mit einem Grobian."

„Göttliche Grobheit", ruft Börne einmal aus, und er betete kein Traumbild an; denn er war einer der Hochmeister und Gebietiger in dem Orden der Grobiane; aber seine Grobheit hatte in der That einen idealen Zug; es waren Keulenschläge eines Hercules, der den Augiasstall unserer politischen und literarischen Zustände ausmistete und der lernäischen Schlange der Afterkritik die Häupter zerschmetterte.

Was ist aber nach Börne aus der „göttlichen Grobheit" geworden? Sie gehört keineswegs zu den hervortretenden Zügen in der Physiognomie des Zeitalters. Wenn man die Literatur unsers Jahrhunderts mit der des vorhergehenden vergleicht, so wird man finden, daß wir in dieser Hinsicht erfreuliche oder wenn man will bedauerliche Rückschritte gemacht haben. Die Polemik der Gelehrten, Kritiker, Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts war eine handfeste; wen sie packten, den schüttelten sie gehörig durch, und daß unsere großen Dichter auch in diesem Artikel etwas leisten konnten, das beweisen wol die „Xenien" zur Genüge, die in den flüssigen Springquellsäulen ihrer Distichen genug erdschwere Grobheiten herauf- und herunterspülten.

Wir sind bei weitem artiger geworden. Schon die jungdeutschen Autoren, die auf Börne folgten, wirkten mehr durch Ironie, Satire, durch allerlei auflösende Agentien. Der dreinschlagenden Energie Wolfgang Menzel's ist längst der Athem ausgegangen; Julian Schmidt blies die Kartenhäuser der neuen Dichtung mit dem Blasebalg Hegel'scher Phrasen um, und nur Lassalle machte einen Versuch mit literarischer Grobheit, der den besten Leistungen des vorigen Jahrhunderts in diesem Genre ebenbürtig war. Doch diese Grobheit war nicht mehr „göttlich"; es war ein rein persönliches Massacre, und wenn hin und wieder ein Journalist, was ihm an ästhetischer Bildung fehlt, durch plumpes Auftreten zu ersetzen sucht, so weiß man schon, was man zu erwarten hat, und geht den klappernden Holzschuhen möglichst weit aus dem Wege.

Börne's „göttliche Grobheit" scheint mit Börne ausgestorben zu sein; und doch dürfte es ihr in unserer Zeit nicht an Stoff fehlen. Es fordert so vieles auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst zu Invectiven heraus; man wird so oft der „lammherzigen Gelassenheit" müde; man möchte nicht einzelne Personen, denn das ist ungöttlich, sondern ganze Richtungen in die Pfanne hauen; doch die Cultur, die alle Welt beleckt, erlaubt solche ungeleckte Bärentatzen in der Literatur nicht mehr. Es sind nur die Sonderlinge, denen man verstattet, sich so rücksichtslos zu geberden. Da ist der Philosoph Schopenhauer, der seine Grobheiten wie cyklopische Felsblöcke den Größen der deutschen Speculation an den Kopf wirft; da ist der humoristische Socialkritiker Bogumil Goltz, der die moderne Welt unter seiner Gedankentraufe, bisweilen auch mit taubeneiergroßen Hagelkörnern des Witzes übel zurichtet und ihr ganz das Costüm verdirbt. Doch das sind Ausnahmen, die man als solche gelten läßt. Am gröbsten sind noch immer die Theologen; doch wer mit Pfingstzungen zu sprechen glaubt, braucht kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Auch gilt es bei ihnen meistens, die Ketzer auszurotten, und da sind doch die kolossalsten Grobheiten noch immer ein schwaches Surrogat für die Scheiterhaufen, über die man früher disponirte.

Inzwischen hat sich in unserer Literatur ein neuer Grobian angemeldet, der seine Etikette unbefangen zur Schau trägt und sich seinen literarischen Paß auf diesen Namen ausstellen läßt:

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Grobian arbeitet in dem Börne'schen Genre der „göttlichen Grobheit"; er schlägt nie auf einzelne los, sondern entladet sein geistiges Ungewitter über unsere ganzen Culturepoche; er hält seine Gardinenpredigt dem gegenwärtigen Menschengeschlecht und der Verkehrtheit der Richtungen auf allen Gebieten. Doch er ist im Grunde ein philosophischer Idealist und entpuppt sich so in seinem Schlußprogramm; er hat seine Hoffnungen auf die Zukunft nicht vergraben; er ist kein Timon von Athen, welcher sich nur in Verwünschungen ergeht; er ist ein

Misanthrop, doch kein Menschenhasser ohne Reue. Bei aller Schwarzseherei und Gelbsüchtelei hat er noch einen, wenn auch schwachen Glauben an ein Besserwerden auf Erden.

Wir müssen übrigens zwischen dem Autor des Werks und dem Grobian, dessen Worte er einregistrirt, unterscheiden. Die Form dieses Werks ist eine Art von novellistischer Einschachtelung. Der Verfasser findet zwei der Aristokratie angehörige Universitätsfreunde nach längerer Zeit wieder. Beide waren Gegensätze; der eine energisch, stattlich, rücksichtslos, cholerisch aufflammend gegen das Unrecht und stets bereit, es zu rächen; der andere schüchtern, wohlwollend, liebenswürdig. Der erste hatte sich inzwischen zu einem auf seinem Schloß allein lebenden, weltfeindlichen Eremiten entwickelt; er ist eben unser Grobian; der andere kam in seine Nähe, wurde sein einziger Besucher, lebte in fortwährendem Krieg mit dem patentirten Inhaber der misanthropischen Weltanschauung und schrieb sich aus Verzweiflung alle Grobheiten auf, welche ihm in diesen Disputationen zutheil wurden. Das ist das Manuscript, welches unser Autor als der dritte Freund veröffentlicht.

Damit wir nicht durch das einseitige Gewicht dieser Grobheiten erdrückt werden, hat der Autor in dem liebenswürdigen Gegner auch die entgegengesetzte Weltanschauung zu Worte kommen lassen. Ja er vergönnt dem letztern gegen den Schluß des Buchs hin gewissermaßen die Stimmführung, und seine schwunghafte Dithyrambik trägt sogar insofern den Sieg davon, als sie zuletzt auch den immer in der Hinterhand bleibenden Grobian nöthigt, seine Trümpfe auszuspielen und mit seinem Glaubensbekenntniß herauszurücken.

Der Verfasser hat alle Varietäten von Grobianen mit der Genauigkeit eines Kunstgärtners sortirt. Dennoch hat er auf ein Eintheilungsprincip nicht Rücksicht genommen, welches wir als berechtigt anerkennen. Es gibt Grobiane aus Talent und Grobiane aus Neigung, solche, die es sein müssen, weil sie einmal von Natur aus klobigem Holze gehauen sind, und solche, die es sein wollen, weil sie glauben, so am eindringlichsten auf die Menschen zu wirken und ihre höhern Zwecke zu erreichen. Der Verfasser gehört offenbar zu den letztern; die Grobheit ist seinem Naturell, auch seinem schriftstellerischen, fremd; es ist eine Maske, die er vornimmt, eine Rolle, die er spielt. Man merkt es, daß man es mit einem im Grunde feinbesaiteten Autor zu thun hat, der mehr nach der Auflösung der Dissonanzen hinstrebt, als daß er daran Gefallen fände, durch kecke Griffe auf den Tasten zu imponiren. Dennoch athmet das Werk eine wohlthuende Frische; es ist wie ein die Nerven stählendes Bad, in das man mit Vergnügen untertaucht. Ueberhaupt sehnt man sich, bei der Ueberschwemmung mit geistloser Waare, danach, auch in dieser nicht streng wissenschaftlichen Form mit Geist zu verkehren. Und geharnischt ist dieser Geist, wie der im „Hamlet", from top to toe.

Gleich von Anfang empfängt der Held dieser unplatonischen Dialoge unsern Autor mit einer Philippika gegen die deutschen Schriftsteller, der es keinesfalls an attischem Salz fehlt. Er findet in seinem Universitätsfreund „den deutschen Literaten, wie er leibt und lebt, kahl, kahl — und doch zufrieden, doch vergnügt! Es ist eine unverwüstliche Gattung." Keiner von ihnen habe den Muth original zu sein.

Frech sein und sonst nichts, das ist leicht! Aber wo ist der Mann von Talent, Gehalt und Reife, der sich fühlte und sich gehen ließe, rücksichtslos, einer Welt von Flachköpfen gegenüber? Die Masse der Flachköpfe, das ist das Publikum! Dieses ist aber die große Gottheit des Jahrhunderts — und ihm will man gefallen! Da wird nun hingeschielt, was der Bestie wol behagen möge! Da wird geschniegelt und gebügelt und geschminkt! Das Buch wird herausgeputzt wie eine Buhldirne, und mit dem Ehrgeiz der Buhldirne schickt es der Autor in die Welt! Gefallen, gefallen — und gut dafür bezahlt werden! Pfui über euch! Ist das ein Ziel? Und was ihr verdient, das wird euch dann! Ihr gefallt, man nascht euch ab und wirft euch verächtlich beiseite! Von Rechts wegen! Von Rechts wegen!

Wo ist einer unter euch, der den Stolz und den Ehrgeiz, ich will nicht sagen des Genius, sondern nur des tüchtigen Kerls hätte? Wo ist einer, der seine wahre Mission als Autor begriffen hätte? Streicheln und kitzeln wollt ihr! Aber ihr solltet überwältigen, übermannen und befruchten! Die Welt, die Masse, das ist die Dirne! Uebermüthig gegen den Schweifwedler, erwartet sie im stillen um so sehnlicher den Helden und schmachtet, von ihm unterjocht zu werden! Wo ist der Held? Wo ist der Himmelssohn, der mit den Töchtern der Erde ein Geschlecht von Giganten erzeugt? Gott erbarme sich unser!

Unser Autor erwähnt „einen, der sich ganz danach einrichtet, diesem Bedürfniß abzuhelfen". Doch der unerbittliche Grobian meint, „wenn's damit gethan wäre, sich zu recken und zu strecken, gespreizt einherzuschreiten und kolossale Reden zu halten, dann wär' er der rechte Mann! Der Kerl will eigentlich auch nicht die That selber thun, sondern nur für einen gelten, der's kann! Di Ehre haben möcht' er! Und nun schneidet er Gesichte und nothzüchtigt sein Gehirn und zieht nie gehörte Phrasen aus ihm heraus und will uns glauben machen, da wär' Ursprünglichkeit, Ueberfluß, Genie! Gewalt ist's, di er sich selber anthut." Es ist dies die einzige Stelle i den Gesprächen, in welcher ein bestimmter Autor erwähn wird. Offenbar ist Friedrich Hebbel gemeint; doch da große Lesepublikum, dem dieser Autor ziemlich unbekann ist, wird sich kaum orientiren können, auf wen es dies Charakteristik zu beziehen hat.

Eine andere Philippika gegen die Genußgierigen un Geistfaulen findet sich im neunten Gespräch. Vortrefflic ist besonders die Stelle, an welcher der Grobian übe den Erfolg sich ausspricht:

Erfolg — das ist das Zauberwort der Epoche! Wer Er folg hat, sofort hat, d. h. wer der Masse gefällt, vor dem wir man sich in den Staub. Die Kritik hat gar keinen andern Eh geiz, als der Welt bekannt zu machen, welches Werk Erfol gehabt habe und welches keinen. „Die Menge kauft, der Pöb klatscht — der Autor ist ein großer Mann!" — Hundepac Verächtliche Scribler! — ist das eure Aufgabe? Die Ideale sol ihr aufstellen der Kunst und dem Pöbel seinen rohen Geschma verweisen! Des Werkes sollt ihr euch annehmen, an dem d Esel vorübergeht, weil es zu gut ist für ihn und zu schön Sagen sollt ihr ihm, was schön ist und warum! Statt dess wartet ihr submissest, worüber der neue Souverän sein Woh

gefallen zu äußern geruhen möchte. Und das Product, auf welchem seine Augen gnädigst weilen, fängt an zu schimmern für euch und in magischen Farben zu glänzen. Ihr seht es schön und beginnt es zu preisen und könnt nicht Worte genug finden des Ruhms, und werdet ordentlich genial in schmeichelbrünstigem Lobgesang. „Welche Lichter, welch ein Pulsschlag des Lebens! Mit welch unwiderstehlicher Gewalt packt es uns und reißt es uns hin! Die Wirkung ist berauschend, betäubend, wir kommen von Sinnen — das ist eben das Ziel und der Gipfel der Kunst!“ Lakaien! Lakaien! Verderblichere Schranzen als diejenigen, die um einen Thron herumlungernd in Gold glänzen, und die man endlich doch verachten gelernt hat! Wird man euch nicht auch verachten lernen, pflichtvergessene Sudler?

Diese Strafpredigt hat namentlich ein nicht unbeträchtlicher Theil der deutschen Theaterkritik ein Recht, auf sich zu beziehen. Der Erfolg gilt für ein Gottesgericht. Kein Kritiker wagt ein Stück zu loben, das dem Publikum nicht gefallen hat. Man sucht alle Schwächen des Werks hervor, um das Urtheil dieses Souveräns zu motiviren. Wo wäre ein kritischer Grobian zu finden, der dem Publikum ins Gesicht sagte: „Ihr seid dumme Kerle! Das Stück ist ausgezeichnet, ihr versteht es nur nicht! Wir wollen euch die künstlerischen Intentionen des Dichters, die Vorzüge der Ausführung, seine großen Schönheiten auseinandersetzen!“ Und das ist dasselbe Publikum, das bei Shakspeare, Schiller und Goethe, bei Dichtern, deren Größe ihnen von der Wiege an vorgesungen wurde, bisweilen mit offenem Munde zuhört und sein Misfallen hinunterschluckt, nur aus angelerntem Respect! Wir zweifeln nicht, daß dies Publikum, wenn es nur auf sein eigenes Urtheil angewiesen wäre, einen „Hamlet“ sehr confus, einen „Lear“ sehr absurd, einen „Don Carlos“ unmotivirt und gefühlsüberschwenglich finden und mit dem Applaus, mit dem es selbst bei den classischen Tragödien geizt, wenn nicht berühmte Virtuosen ihn auf sich zu lenken wissen, ebenso zurückhaltend sein würde, wie bei manchen modernen Tragödien, deren innerer Zusammenhang ihm nicht geläufig ist. Eine Kritik, die nur ein Echo des Publikums ist, verzichtet auf ihren wahren Beruf und ist nur eine Gelegenheitsmacherin für die schlimmen Neigungen eines verderbten Geschmacks. Denn wenn das ideale Streben und die dichterische Mission auch bei der Kritik keine Unterstützung mehr finden, so dürfen sie ihre Partie verloren geben. Das Publikum hat daran immer nur geglaubt, wenn die Kritiker und Commentatoren ihm „tausend Laternen angezündet“ hatten. Unser Grobian ist übrigens skeptisch genug, auch unsern Classikern für die nächste Zukunft kein günstiges Horoskop zu stellen:

Ich habe den Beweis geführt, daß auf dem Felde der schönen Literatur die Zerfahrenheit und das Verderben eben am größten ist und alles in Aeußerlichkeit und Flachheit unterzugehen droht. Ich habe bewiesen, daß ich ein Recht habe, berühmt zu sein und an ein Ende der Herrlichkeit auch unserer Classiker zu glauben. Diese Classiker haben Geist und Schwung und Ideengehalt; man wird sie, wenn man noch etwas weiter fortgeschritten ist, für langweilig, phantastisch und prätentiös erklären, und sie werden aus der Mode kommen. Ist das etwa nicht möglich? Haben wir keine Beispiele? Gibt es nicht deutsche Dichter, die bereits außer Curs gesetzt worden sind? Große Namen unserer Literaturgeschichte! Aber niemand liest sie mehr. Wer verbürgt uns, daß es den zweien oder dreien, die sich bisjetzt noch oben erhalten haben, nicht ebenso ergehen wird? Der Geschmack ändert sich; und von einem Geschlecht, das den Aposteln des Tags folgt, läßt sich alles erwarten!

Der Gesichtskreis unsers Helden ist übrigens keineswegs auf die schöne Literatur beschränkt, obgleich er später sogar unter die Poeten geht und uns Proben eigener Poesie mittheilt, denen es allerdings nicht an derben Pointen, wol aber an dichterischem Hauche fehlt. Es sind alle Gebiete des Lebens, Politik, Philosophie und Gesellschaft, in welche der Grobian mit seiner Diogeneslaterne hineinleuchtet. Namentlich in Bezug auf Philosophie finden sich höchst treffende Bemerkungen. Der Held oder vielmehr der Autor ist ein Gegner des Materialismus auf der einen, des blos gelehrten, unwissenschaftlichen Buchstabenwesens auf der andern Seite. Er beschuldigt die Gegenwart geradezu der Denkfaulheit. Er sagt:

Die Nation hat sich von dem eigentlichen Denken — vom Denken des Geistes, vom Denken des Ganzen — abgewendet; ihr Vertrauen haben die Aufdecker der „Sachen“, die Naturforscher und Historiker, vorzugsweise, wo nicht ausschießlich erlangt. Genommen wird dem menschlichen Geiste damit eben das Wissenswertheste. Geleugnet wird die Möglichkeit der wirklichen Erkenntniß, der wirkenden Einsicht in das Ganze, in das Centrum der Dinge — und zugegeben nur die Kenntniß: die Kenntniß der Erscheinungen — des Gewirkten, Gewordenen, Aeußerlichen! Von diesem aus werden höchst vorsichtige Schlüsse versucht auf die nächsten Ursachen, die man selbst als gewordene und mittelbare erkennen muß — und weiter geht man nicht. Man steigt nicht empor zu den obersten Ursachen, zu der Ursache der Ursachen — zum ewigen Princip der Dinge.

Vollkommen begründet ist, was weiterhin von den „wissenschaftlichen Handwerkern“ gesagt wird. Wir möchten noch schärfer betonen, daß in dem Vorwiegen dieser Species ein bedenklicher Unterschied unserer Epoche von der vorausgehenden classischen liegt. Es ist wol selbstverständlich, daß jedes Streben der Begrenzung bedarf, daß ars longa, vita brevis est und daß die Gelehrten und Forscher sich nicht blos auf eine Disciplin, sondern innerhalb dieser Disciplin wieder auf eine Specialität beschränken, um gerade dadurch die Wissenschaft zu fördern. Nur darf das Bewußtsein des geistigen Zusammenhangs darüber nicht verloren gehen, der offene Blick der Bildung für alle Schätze des Geistes, der Kunst und Natur, das Band, welches das Einzelne mit dem Ganzen verknüpft. Setzt sich aber ein Gelehrter auf einen Isolirschemel hin, wo er sich nur durch die Weisheit seiner Facultät oder noch mehr seiner Specialität elektrisiren läßt, ist ihm die ganze Welt ringsum mit Bretern vernagelt, so darf man dieser sich noch dazu meistens überschätzenden Gelehrsamkeit ein testimonium paupertatis nicht versagen. Während nun in unserer classischen Zeit das große Zeichen der Humanität die verschiedensten geistigen Richtungen verbrüderte, während die Naturforscher wie Alexander von Humboldt und Oken mit der Poesie und Philosophie einträchtiglich zusammenlebten, während die Alterthumsforscher auch den gleichzeitigen Schöpfungen der Gegenwart die regste Theilnahme zuwendeten, während wiederum unsere großen Dichter nicht bloße Versdrechsler und poetische Formschneider waren, sondern gleichzeitig

Naturforscher, Philosophen, Historiker, kurz, während die geistige Welt ein harmonisches Ganzes, ein alle umfassender Kreis war, so schneidet sich jetzt jeder ein Segment heraus und kümmert sich nicht mehr um das Ganze; der Naturforscher hält die Philosophie und Poesie für überwundene Faseleien; für den Alterthumsforscher existiren die Bestrebungen der Gegenwart nicht; ja es gibt Professoren der deutschen Literatur, die sich um die Ausgaben mittelalterlicher Autoren große Verdienste erworben haben, welche aber von den Talenten der Gegenwart weniger wissen als eine Schauspielerin oder ein eifrig das Theater besuchender Commis; und unter den Dichtern wiederum gibt es beliebte und gefeierte Größen, welche das Dichten für eine ganz abgeschlossene Kunst halten, für ein so apartes Vergnügen, daß „Vernunft und Wissenschaft" nichts damit zu thun haben, und wol gar glauben, ihr Naturquell werde beschädigt, wenn sie ihm durch künstliche Wasserleitungen von anderwärts geistige Strömungen zuführten. Solche Zustände aber, so sehr sie die Kunstfertigkeit im einzelnen fördern, so wesentliche Bausteine sie für den Ausbau der Wissenschaft herbeitragen mögen, sind doch anarchisch und nicht mit den Fortschritten der Industrie zu verwechseln, welche allerdings dadurch bewirkt werden, daß Tausende in den Fabriken jahraus jahrein dieselben kleinen Hantierungen treiben und zu größter mechanischer Kunstfertigkeit bringen — allerdings ohne die Freude, ein Ganzes zu schaffen und auf Unkosten ihrer Intelligenz, welche bei so maschinenmäßiger Thätigkeit nothwendig verdummen muß. Wir schlagen hier Töne an, welche der Grobian recht voll auf seinen Saiten greift:

Welch ein widerspruchsvolles Wesen ist der Mensch! Ein ausgezeichneter Forscher in seinem Fach — und auf der andern Seite ein Pferd, ein Kamel! Hier erfreuendes Licht, dort grauenerregende Finsterniß! Hier imponirend, respectabel, ja ehrwürdig — dort in Dummvornehmheit, Eitelkeit und Neid so gemein, daß man sich eine Peitsche in die Hand wünscht, um ihn damit bearbeitend sich gütlich zu thun! Kenntniß des Fachs, Kenntniß des Handwerks — keine Selbstkenntniß! Darum keine Ahnung von der Häßlichkeit und Widrigkeit seines moralischen Verhaltens! Darum keine Bildung, keine Humanität! Ein Mann der Wissenschaft, und zugleich ein Bauer, ein Protz — ein Flegel! Wo kommt's aber her? Von dem geistlosen Atomismus im Reiche der Wissenschaft — von der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit"! Wäre nicht jeder ein Hochmuthsnarr und würde er seine Ehre nicht darein setzen, alles allein wissen zu wollen — gäbe der eine dem andern, was er hat, und nähme er von ihm, was er bedarf, dann ginge die Sonne auf, wo jetzt finstere Nacht herrscht, und mit dem Licht käme die richtige Selbstschätzung, die Geselligkeit, die Liebenswürdigkeit — die Höflichkeit! Mit alledem aber ein ungeheuerer Gewinn an Bildung, Macht und Glückseligkeit! Aber nein, die bloße Hoffart, das dummstolze Herabsehen, das ist viel süßer, das hat viel mehr Werth als jener Gewinn! Und man verschmäht ihn, blos um sich ferner an seiner eigenen moralischen Köstlichkeit zu laben! Solch ein diabolischer Zauber liegt im Egoismus — in der Blindheit des unerleuchteten und ungebildeten Selbst!

Die Quintessenz der Weltanschauung unsers Grobians erfahren wir indeß erst am Schlusse des Werks in einem umfassenden Credo, dessen Inhalt wir hier summarisch zusammenfassen wollen. Er wendet sich nach der Reihe an alle Träger unsers staatlichen und geistigen Lebens. Von den Fürsten verlangt er, daß sie die Einheit, Macht und Größe des Gesammtvaterlandes mit allen Kräften erstreben, daß sie Patrioten und Philosophen der Gesinnung nach sind und Männer von Charakter, Geist und wahrem Wissen in ihre Nähe ziehen, um von ihnen die ganze Wahrheit zu hören. Die deutschen Volksstämme sollen sich gegenseitig lieben. Für die deutsche Nation den materiellen Einheitsstaat herbeiführen zu wollen, ist eine Tollheit, ein Gedanke, der nur von despotischen, ebenso antihistorischen wie antiphilosophischen Köpfen ausgeheckt und von servilen dienstsüchtigen Tröpfen angenommen werden konnte. Man soll den abscheulichen Irrthum aufgeben, als ob der Ungerechte und Unverschämte der beste Politiker wäre. Wenn die Deutschen von dem, was sie sich in Kammervorträgen und Zeitungsartikeln, in Volksreden, Toasten und Festgesängen enthusiastisch versprechen, nur ein Zehntel praktisch halten, so werden alle ihre patriotischen Wünsche in Erfüllung gehen. Die Demokraten sollen nicht darauf losarbeiten, an der Spitze fanatisirter Massen die schlimmsten aller Despoten zu werden, die Adelspartei den Traum aufgeben, als ob ihr die Herrschaft angeboren sei und zu „Rittern des Geistes" werden. Die einzelnen Confessionen sollen nicht an Satzungen festhalten, die mit erwiesenen Wahrheiten in Widerspruch treten, die Theologen bei den Philosophen und bei den Männern der empirischen Wissenschaft in die Schule gehen, die Philosophen wiederum die Cardinalwahrheit einsehen, daß das Erkennen abhängig ist vom Sein, und überdies durch sittliche Reinheit und Intelligenz den Praktikern und Empirikern als Muster vorleuchten; die Empiriker, die Natur- und Geschichtsforscher, die Schoskinder der Epochen, haben zu begreifen, daß die Kenntniß eines Theils, den man studirt hat, noch keineswegs berechtigt, über das Ganze und die andern Theile, die man nicht studirt hat, zu urtheilen; sie sollen das Prahlen und Dickethun mit ihrem Metier abstellen.

Von den Künstlern verlang' ich, daß sie sich den neuen Gehalt, wie ihn die Wissenschaft zu Tage fördert, aneignen und demgemäß neue, frische, lebendige Formen schaffen. Ich verbitte mir bei ihnen die Meinung, als ob sie blos noch das Natürliche und Menschliche darzustellen hätten, und fordere, daß sie das Göttliche in neuer Auffassung dazufügen lernen. Die Poeten mach' ich darauf aufmerksam, daß die äußere Form und die appetitlichste, blendendste Ausputzung derselben nicht das Ziel ihrer Kunst sein kann, daß sie vielmehr das edelste und mächtigste Seelen- und Gemüthsleben in sich zu erwecken und dieses auch in den lebendigsten Formen auszuprägen lernen müssen. Ich verlange von ihnen, daß sie die Sprache der Götter nicht dazu misbrauchen, um ihre persönlichen unbedeutenden Erlebnisse und kindischen Gefühle an den Mann zu bringen, sondern daß sie diese Sprache ehren, indem sie dem Würdigen, Großen, Erhabenen — dem Ewigen ihren Zauber leihen und dem Ideal des Lebens die Seelen gewinnen. Den Dichtern muth' ich noch insbesondere zu, daß sie begreifen, warum Dichten und Denken zusammen genannt wird, und daß sie sich an Hoheit und Cultur des Geistes den Denkern zur Seite stellen. Praktiker und Empiriker möchten heute gar zu gern allein Männer sein und sich der Poeten nur zur Unterhaltung bedienen. Ich verlange, daß die Poeten dies nicht dulden und der Welt beweisen, daß sie nicht blos zum Vergnügen der Menschen, sondern zu ihrer edelsten Erziehung in der Welt sind.

Der Tagespresse soll die Wahrheit über alles gehen. Der schreibende Politiker und der Kritiker darf niemand die Ehre lassen, daß er von persönlichen Rücksichten freier sei als er. Die Jugend sei bescheiden, freisinnig und hochstrebend und urtheile nicht anmaßend über die Leistungen gereifter Männer ab; sie erwecke in ihrem Gemüth wieder die schöne Tugend der Pietät. Die letzte aber wichtigste Forderung ist, daß die Genien und die Talente, die Sommitäten sämmtlicher Fächer in unserm Volk sich geistig einander zuwenden und einen Bund schließen, um den großen Zwecken der Gegenwart mit organisirten Kräften zu dienen.

Wenn alle diese Forderungen erfüllt werden, will unser Grobian an eine bessere Zeit glauben; doch fürchtet er sehr, es werde nicht der Fall sein. So fehlt also der Thürschwelle seines Idealismus nicht das Pentagramm, welches den Teufel nicht herausläßt.

Das Buch ist, wie wir sehen, sehr ernst gemeint: es ist das Glaubensbekenntniß eines Philosophen, welcher den Materialismus als System wie in allen Zeitrichtungen bekämpft und nur dabei hin und wieder zu sehr an jene Schablone erinnert, welche die „theistische Philosophie" sich für den geträumten Fortschritt ihrer Speculation über unsere großen Denker hinaus zurechtgemacht hat. Daß den „Rittern des Geistes" in Staat, Kunst und Wissenschaft die Zukunft gehört, scheint uns sowenig fraglich, als dem Verfasser, und für ebenso zweifellos halten wir's, daß weder alle namhaften Dichter, noch alle namhaften Gelehrten der heutigen Zeit zu den „Rittern des Geistes" gehören, sondern oft groß im Kleinen sind und ihren Ruf einer Specialität verdanken.

Im ganzen läßt sich unser Grobian weniger auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ein, auf das persönliche Verhalten, wie es die Popularphilosophie zum Gegenstande zu nehmen pflegt; es sind mehr die allgemeinen geistigen Interessen, denen er seine Grobheit widmet. Doch finden sich in dem Werk auch einzelne recht ergötzliche Partien, wo er von dem Kothurn auf den Soccus herabsteigt. So z. B. der Abschnitt über die Thierähnlichkeit der Menschen:

Hast du wol schon recht bedacht, wie deutlich und bestimmt in den Menschen die Thiere wieder erscheinen? Von außen und innen, nach ihrer Physiognomie und der Grundrichtung ihrer Seele! Weswegen man die Menschen auch von Urzeiten her Ziegen, Hunde, Katzen, Schafe, Büffel u. s. w. genannt hat. Jetzt ist das leicht; aber wer's zuerst gethan und treffend gethan hat, war ein schöpferischer und ein freier Geist! Wer zuerst eine wirkliche menschliche Gans eine Gans nannte, war ein Genie! Denn was fehlt hier zur Charakteristik? Die alberne Schönheit, das zarte weiße Gefieder, die flaumige Brust, das schwirgende Gehirn und der Schnabel, der ein Geschnatter ausführt, welches uns desperat macht — alles das ist im Bilde ergriffen und tritt uns vor die Seele!

Auch die guten Eigenschaften der Thiere treten im Menschen wieder hervor, und die Inhaber sind sich dessen mit ungemeinem Stolz bewußt. Willst du einem Säbelhelden die wirksamste Schmeichelei sagen? Nenne ihn einen Löwen — und der dankbarste Blick wird dich lohnen. Auch der Adler macht einen trefflichen Effect; und ich habe einen und den andern Herrn gekannt, der vergnügt schmunzelte, wenn man ihn einen Bären hieß. Wer gilt nicht gern für einen Fuchs? Sogar der Wolf ist noch wohlthuend. Die Sängerin hat kein höheres Ideal, als Nachtigall zu werden, und ich kenne lyrische Poeten, die drei Nächte nacheinander vor Entzücken nicht schliefen, wenn sie ein Recensent mit dem Vogel auf Eine Linie stellte!

Ferner gehört hierher die Specification der verschiedenen Grobiane, die Charakteristik der Arten, welche der Autor mit dem Scharfsinn eines Naturforschers unternimmt. Den Anfang macht der Naturgrobe, der Lümmel; ihm verwandt ist der Protz, nur modificirt durch das Bewußtsein des gefüllten Geldsacks. Dann folgen der Dummgrobe, der seine Dummheit vor Entlarvung schützen will; der boshafte Grobian; der Grobian aus Eitelkeit und Vornehmheit; der Grobian aus Rechthaberei; der vorsichtige Grobian, den die vielseitigste Befriedigung seines Bedürfnisses nie in Händel verwickelt; der Grobian aus Berechnung, der, um emporzukommen, auf die Untergebenen seinen Fuß setzt.

Einen humoristischern Eindruck macht derjenige, welchen der Volkswitz als „kleine Kratzbürste" charakterisirt hat. Die pygmäenhafte Figur gehört zur Sache. Denn wenn die Dreistigkeit, beziehungsweise Frechheit des Bürschchens auch aus seinem innersten Wesen stammt, so trägt die Kleinheit der Gestalt doch zu ihrer Ausbildung und Schärfung bei. Das Gefühl, von oben angesehen oder gar übersehen zu werden, empört den Ehrgeiz des Zwergs, und er trägt nun Sorge, sich den andern gleichsam in ganzer Figur unter die Nase zu stoßen. Seinem Längenmaß eine Elle zusetzen, das kann er nicht; aber unverschämt sein, das kann er, und darum ist er's. Wie die Menschen nun einmal sind, gelingt es auch der „Kratzbürste" nicht selten, ihre Zwecke zu erreichen; ja wenn sie zufällig eine gewisse Macht, Geld oder Einfluß besitzt, kann sie förmlich imponiren. Auf der andern Seite jucken uns aber gerade ihr gegenüber die Finger. Man kann sich oft nur sehr schwer enthalten, ihr Ohrfeigen zu geben, und gibt sie ihr denn zuweilen auch wirklich. Dadurch läßt sich aber die rechte Kratzbürste nicht abschrecken; der Trieb ist stärker in ihr als das Ehrgefühl, und so erträgt sie lieber die Folgen, als daß sie sich das Vergnügen der Arroganz nehmen ließe.

Dann folgen noch der Grobian aus Verlegenheit; der Grobian aus Unfähigkeit, Widerspruch zu ertragen; der drollige Grobian; der witzige Grobian, der die Narren mit dem Schwert des Geistes schlachtet als Opfer zur Ergötzung des Publikums, und der Grobian der Gerechtigkeit, zu denen der Held des Werks gehört. Er sieht, daß die Welt verkehrt ist und versucht, sie in die richtige Stellung zurückzuschimpfen:

Was ihn und seine Ergüsse vor dem Schicksal, widerlich zu erscheinen, rettet, ist der tiefe melancholische Ernst als Quell derselben — auf der andern Seite die subjectiv motivirte, gesunde Uebertreibung und der Humor, der mit dem ehrlichsten Zorne so eins wird, daß beide nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Der Gereizte kann ein kleines Unrecht so extravagant strafen, daß er selber ein unvergleichlich größeres begeht; aber darin liegt eben der Spaß, und ich wenigstens hab' es ihm niemals übel nehmen können. Genug, daß er im Unrecht nie die Initiative ergreift, immer wartet, bis ein anderer es begeht, und dann nur ungerecht wird im Namen der Gerechtigkeit!

Die „Gespräche mit einem Grobian" wird man nicht ohne das Gefühl wohlthuender Erquickung aus der Hand legen; denn es geht ein gesund frischer Ton durch das Werk und die auf das Große und Ganze gerichtete Gesinnung erhöht den Eindruck dieses Tons. Eine gleichsam aus den Wolken des Idealismus herablangende Faust

zerschlägt den modernen Nipplischkram — und das ist ein Geklimper, das man sich zur Abwechselung einmal besser gefallen läßt, als das fortwährende Geklimper der Versballadensänger.

Rudolf Gottschall.

Die Frage über die Heimat des Meier Helmbrecht.

Meier Helmbrecht und seine Heimat. Von Friedrich Keinz. Mit einer Karte. München, Fleischmann. 1865. Gr. 8. 16 Ngr.

Mit einer seltenen Uebereinstimmung haben unsere Literarhistoriker der Erzählung Wernher's des Gartners vom Bauernsohn Helmbrecht das höchste Lob gespendet. Welches auch immer die Vorzüge und Schönheiten des Gedichts sein mögen, welche die Beurtheiler nach dieser oder jener Richtung hin geltend machten und hervorhoben, so wird doch sein hauptsächlichster Werth ohne Zweifel in der Volksthümlichkeit des Stoffs und seiner Behandlung zu suchen sein. Treffend hat Franz Pfeiffer die Dichtung die „erste wahrhaftige deutsche Dorfgeschichte" genannt, und Gustav Freytag hätte kein anschaulicheres Bild von dem Leben wie von den Gesinnungen des deutschen Bauernstandes alter Zeit geben können als durch seine Nacherzählung des Gedichts vom Meier Helmbrecht.

Trotz ihrer poetischen und culturhistorischen Bedeutung ist aber die Dichtung selbst noch lange nicht so bekannt, wie wir es wünschen müßten. Die Fabel ist in Kürze folgende: Der Meier Helmbrecht hatte einen Sohn, der ebenfalls Helmbrecht geheißen war. Derselbe war hoffärtigen Sinnes, stolzirte in schönen Kleidern einher und begehrte an den Hof, um fortan ein edleres ritterliches Leben zu führen. Alle Bitten des Vaters, zu Hause und wie seine Altvordern ein Bauer zu bleiben, waren vergebens. So läßt er ihn endlich ziehen, nachdem er ihm noch einen Hengst geschafft. Der Junge kommt auf eine Burg geritten, tritt in die Dienste eines Raubritters und bald macht er seinem schändlichen Gewerbe alle Ehre. Nach einem Jahre kehrt er auf kurzen Besuch in das Vaterhaus zurück. Des Vaters Ermahnungen, von seinem ins Verderben führenden Leben abzulassen und fortan bei den Seinen zu bleiben, sind wieder in den Wind gesprochen. Helmbrecht verlangt von dannen und veranlaßt seine nicht minder hoffärtige Schwester, einem seiner Gesellen als Gemahlin zu folgen. Als die Bande zur Hochzeitsfeier vereint ist, überrascht sie der Scherge und nimmt sie mühelos gefangen. Nur Helmbrecht läßt man am Leben, aber er verliert seine Augen, dazu wird ihm eine Hand und ein Fuß abgehauen. So kommt er als Krüppel nach Hause; doch der unversöhnliche Vater weist ihn zurück, aber die Mutter steckt ihrem immer noch geliebten Kinde heimlich ein Stück Brot zu. Hierauf zieht er mit seinem Führer weiter und geräth in die Hände rachedurstiger Bauern. Sie mishandeln ihn und knüpfen ihn dann an einem Baume auf. Seitdem sind Straßen und Wege ungefährdet.

Zuerst wurde der Helmbrecht im fünfundachtzigsten Bande der „Wiener Jahrbücher der Literatur" (1839) nach dem berühmten ambraser Codex durch Joseph Bergmann mitgetheilt. Eine kritische Ausgabe besorgte [illegible] Haupt im vierten Bande seiner Zeitschrift, [illegible] noch eine zweite Handschrift, eine berliner, [illegible] Danach ist das Gedicht noch öfters gedruckt [illegible] nur in Sammlungen, wie z. B. in von der [illegible] „Gesammt-Abenteuer" und in Goedeke's „Deutsche [illegible] tung im Mittelalter". Die erste selbständige [illegible] lichung bietet uns das vorliegende Buch von [illegible] Keinz. Daß der „Helmbrecht" später auch in der [illegible] Franz Pfeiffer herausgegebenen Sammlung der „[illegible] Classiker des Mittelalters" Aufnahme finden muß, [illegible] sich von selbst. Es wird dies in dem Bande [illegible] hen haben, welcher eine Reihe von kleinern [illegible] Schwänken u. dgl. enthalten soll.

Ist somit durch die gegenwärtige Ausgabe von [illegible] und die künftige von Pfeiffer dieses wichtige und [illegible] Denkmal unserer schönen Literatur des Mittelalters [illegible] gänglicher gemacht, dann wird es ferner auch nicht [illegible] von der Lektüre auf Schule und Universität [illegible] sen bleiben. Nächst dem Nibelungenliede und den [illegible] dichten Walther's von der Vogelweide scheint [illegible] „Helmbrecht" als Beispiel der epischen Kunstdichtung [illegible] solche Bevorzugung ganz besonders zu verdienen. [illegible] in sprachlicher, metrischer, geschichtlicher und [illegible] Hinsicht bietet das Gedicht eine Fülle von wichtigen [illegible] menten dar, und andererseits wird ihm die [illegible] und wärmste Theilnahme der Schüler und Hörer [illegible] sein. Und wenn auch eine Stelle halbwegs [illegible] Natur gegen die Heranziehung in den Schulunterricht [illegible] denklich machen sollte, so kann sie ohne Schaden [illegible] Zusammenhang einfach hinweggelassen werden, [illegible] auch bei Ovid und Homer zu geschehen pflegt, [illegible] die anstößigen Stücke aus den Ausgaben verbannt [illegible]

Schon der Titel des Buchs von Keinz: „Meier [illegible] brecht und seine Heimat", läßt erkennen, daß [illegible] blos eine Textmittheilung in ihm zu suchen haben, [illegible] dern daß es sich hier auch um eine Frage [illegible] lich principieller Art handelt. Und ohne eine solche [illegible] wol auch schwerlich von Keinz eine neue [illegible] Leben gerufen worden sein. Die Frage nach der [illegible] des Meier Helmbrecht, mit andern Worten [illegible] nach dem Schauplatze, auf welchem Wernher's [illegible] vom Meier Helmbrecht spielt, ist gegenwärtig in der [illegible] deutschen Literaturwissenschaft gewissermaßen die [illegible] frage, wie solche in allen Disciplinen die [illegible] Fachs immer von Zeit zu Zeit in erhöhtem [illegible] ziehen und beschäftigen. Betrifft nun eine [illegible] dieser Art ein so hervorragendes und dem [illegible] Interesse naheliegendes Dichterwerk, dann kann [illegible] fehlen, daß auch weitere Kreise die Neigung [illegible] mindestens mit den Ergebnissen eines [illegible] Kampfes vertraut zu machen. Zwar besitzt die [illegible] brechtfrage bei weitem nicht die Wichtigkeit wie die [illegible] über die Entstehung und den Dichter des [illegible] liedes oder selbst wie die über Namen, Stand und [illegible] mat Walther's von der Vogelweide; aber dennoch [illegible] bedeutsam genug, um ein allgemeineres Interesse [illegible]

en und zu verdienen. Und darum sei in d. Bl. über
laß, Verlauf und gegenwärtigen Stand der Streitfrage
aller Kürze berichtet. Glücklicherweise ist hier die
ihl zwischen Für und Wider auf die ästhetische Wür-
ung des Gedichts selbst ohne jeden bestimmenden
r verderblichen Einfluß.

Wie so oft in fruchtbarster Weise, ist auch diesmal
Anregung zu einer neuen wissenschaftlichen Frage von
mz Pfeiffer ausgegangen: er trat auch hier einer weit-
breiteten und allgemein angenommenen Ansicht ent-
en, der Ansicht nämlich, als sei der „Helmbrecht“ in
ern gedichtet und später in Oesterreich umgedichtet.
se Entscheidung würde wahrscheinlich nicht so bestimmt
gesprochen worden sein, man würde dem Gedicht in
emeinerer Weise eine bairisch-österreichische Heimat nach
en Sprachverhältnissen zugewiesen haben, wenn nicht
hm selbst der Schauplatz der Begebenheit durch drei
snamen bestimmt würde. So sagt der Dichter zum
ise der kostbaren Kleidung, welche er seinen Helden,
jungen Helmbrecht, tragen läßt, daß kein Bauer zwi-
n Hohenstein und Haldenberg jemals auf seinen Leibrock
jen Fleiß verwendet habe. Und ferner: als der alte
mbrecht seinem auf Besuch eingekehrten Sohne in Er-
igelung des Weins anräth, Wasser zu trinken, so
t er ihm als den besten Brunnen auf Erden die
lle von Wanghausen. So lauten die Namen in der
raser Handschrift, welcher Haupt mit Recht bei seiner
schen Bearbeitung den Vorrang eingeräumt hat. An-
aber werden die Namen in der berliner Handschrift
liefert: hier ist Helmbrecht's Heimat zwischen Wels
dem Traunberg zu finden, hier ist als die trefflichste
elle die zu Leubenbach genannt. Es liegt nun auf
Hand, daß die eine der beiden Handschriften gefälscht
n muß, gleichviel aus welcher Absicht es geschah. Mit
Bevorzugung der ambraser Handschrift im Ganzen
man auch im Einzelnen ihre Ueberlieferung der Na-
als die richtigere und echte an.

Ueber den Namen Wanghausen kann kein Zweifel
Dieser Ort liegt in der Nähe von Burghausen
Braunau am rechten Ufer der Salzach, Nebenfluß des
. Wanghausens Quelle ist heute noch berühmt und
cht. Die beiden andern Namen, Hohenstein und Hal-
erg, die nicht von vornherein so einfach und klar zu
n sind, hat man auf verschiedene Orte zu beziehen
acht. Schließlich galt als ausgemacht, daß das mit-
änkische Hohenstein und Haldenberg am Lech in dem
icht gemeint seien. Diese Benennungen im Verein
der unzweifelhaften von Wanghausen führten zu dem
bniß, daß der Schauplatz des Gedichts nach Baiern
etzen sei.

Diese Ansicht verwarf Franz Pfeiffer in einer Ab-
lung seiner Akademieschrift „Forschung und Kritik auf
Gebiete des Alterthums“ (I; Wien 1863), weil sie
innern Widersprüchen beruhe; ihm schienen im Ge-
heil die Namen der berliner Handschrift die echten zu
„Von Wels bis zum Traunberg (jetzt Traunstein)“
nur Umschreibung für „Traungau“. Der genannte
Ort Leubenbach (jetzt Leonbach) liegt in der Nähe von Wels. Andere Umstände treten hinzu, die Annahme dieser österreichischen Heimat des Gedichts noch wahrscheinlicher zu machen. Uns genügt hier das Resultat; wer sich für die Erwägungen Pfeiffer's näher interessirt, sei auf die lehrreiche Abhandlung selbst verwiesen. Von allgemeinerer Wichtigkeit ist aber noch Pfeiffer's Deutung des Namens Gartner, Gartenære, welchen der Dichter Wernher führt. Es heißt nichts anderes als „Wanderer, Fahrender“. Und daß Wernher wirklich zu der Klasse der Fahrenden Sänger gehörte, geht aus Stellen im Gedicht unzweifelhaft oder höchst wahrscheinlich hervor.

Pfeiffer's neue Ansicht fand theils Anerkennung, theils Widerspruch; aber nicht diejenigen, welchen Pfeiffer zunächst entgegnet hatte, suchten die ältere Annahme von der bairischen Heimat des Gedichts festzuhalten, der Widerspruch kam vielmehr von einer Seite, woher man ihn nicht erwartet hatte.

Archivar Muffat veröffentlichte im Morgenblatt der „Bairischen Zeitung“ vom 8. October 1863 einen Aufsatz, in welchem er sich für die Namen der ambraser Handschrift entschied, doch stellten sich außer Wanghausen die beiden Berg- oder Burgnamen nicht ganz sicher heraus. Dagegen war von ganz besonderer Wichtigkeit seine Entdeckung von der Existenz eines Helmbrechtshofs in der Nähe von Wanghausen, und diese bot willkommenen Anhalt und Anlaß zu weiterer Forschung.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Friedrich Keinz, unternahm zur Betreibung mundartlicher Studien eine Reise nach Passau und wurde von seinem Lehrer, Professor Konrad Hofmann in München, aufgefordert, er möge doch bei dieser Gelegenheit Untersuchungen über den „Meier Helmbrecht“ anstellen. Das that der junge Gelehrte denn auch, und da er sich des Raths und der Beihülfe eines der gründlichsten Kenner der dortigen Gegend, des Pfarrers Saxeneder in Ueberackern, erfreute, so waren seine Forschungen, wie es schien, mit dem überraschendsten Erfolge gekrönt. Professor Hofmann gab darauf in dem Sitzungsberichte der münchener Akademie (vom 5. November 1864) vorläufige Nachricht, welche auf die in Aussicht gestellte weitere Ausführung seines jungen Freundes äußerst gespannt machte. Das schon jetzt mitgetheilte Ergebniß lautete in der Hauptsache: Die ältere, neuerdings von Muffat verfochtene Ansicht von der bairischen Heimat des Gedichts bleibt zu Recht bestehen, Pfeiffer's Hypothese ist nicht stichhaltig. In nicht allzu langer Frist erschien schließlich die erwartete Schrift von Keinz.

Sie enthält außer der Darlegung der Streitfrage und der gewonnenen Ergebnisse den Text des Gedichts nach der Recension von Haupt, jedoch mit Berücksichtigung der von Pfeiffer in seiner Abhandlung vorgebrachten Verbesserungsvorschläge; es folgen Anmerkungen, die zum Theil auch dem Fachmanne Neues und Wichtiges bieten, sonst aber für einen weitern Leserkreis berechnet sind; den Schluß bildet ein kurzgefaßtes, fürs erste ausreichendes Glossar. Eine beigegebene kleine Karte orientirt über den Schauplatz des Gedichts.

Und welches sind nun die Beweise, daß das Gedicht wirklich in der Umgegend von Wanghausen spielt? Zuerst fällt der Helmbrechthof ins Gewicht. Die Namen Hohenstein und Haldenberg finden sich in der Nähe, wenn auch der letztere in der Form Aldenberg, Ajdenberg. Die im Gedicht erwähnten localen Angaben von einem schmalen Steig und einer Kienleite haben sich wirklich entdecken lassen. Ueber den im Gedicht auftretenden Meier Ruprecht bringt der Verfasser nichts Sicheres bei, aber wenigstens einzelne beachtenswerthe Vermuthungen. Der Dichter wird von Keinz als ein Bruder Gärtner, Klostergärtner des benachbarten Klosters Ranshofen aufgefaßt. Ferner kommt eine wirklich merkwürdige Sage hinzu, und diese überrascht und besticht fast noch mehr als die Entdeckung jener Ortsnamen. Mitten in einem Walde, nicht weit vom Helmbrechtshofe entfernt, steht eine Kapelle; fragt man alte Leute, was es damit für eine Bewandtniß habe, so erhält man die Antwort: hier habe man jenen Soldaten aufgehängt, der seinen Aeltern entlaufen war, um ein liederliches Leben führen zu können. Allerdings wird das zu der Vermuthung führen, daß hier die Stelle sei, wo Helmbrechtel hing. Zu allen diesen Gründen tritt nun noch schließlich die Sprache, welche durch die Mundart der dortigen Gegend, sowie durch dort herrschende Gebräuche vielfach erklärt werden kann.

Nach Vollendung der Schrift stellten Keinz und Pfarrer Saxeneder weitere Forschungen an, und diese werden in Form von Nachträgen durch Konrad Hofmann in den Akademieberichten (vom 13. Mai 1865) veröffentlicht. Zugleich theilte Professor Hofmann mit, daß die Zahl derer, welche die Untersuchung mit Aufmerksamkeit verfolgt haben, nach den „aus allen Gauen deutscher Philologie" zugekommenen Briefen zu schließen, eine überraschend große sei. „Ein einziger unter allen verhält sich noch zweifelnd, alle übrigen stimmen der neuen Helmbrechtsthesis unbedingt, mancher der besten Namen mit freudigem Glückwunsche bei." Es lag nahe, in diesem einzigen Zweifler Franz Pfeiffer zu vermuthen; aber um so mehr mußte es überraschen, von ihm ein Zeugniß, wenn auch kein unmittelbares, zu erhalten, daß er sich für besiegt, die Aufstellungen von Keinz für beweiskräftig und überzeugend halte. Denn in der von Karl Bartsch gelieferten bibliographischen Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie im Jahre 1864 (in Pfeiffer's „Germania", zehnter Jahrgang, drittes Heft, 1865) ist das Buch von Keinz schon mitgenannt und der Titelanführung der Zusatz beigefügt: „Diese Abhandlung weist mit voller Evidenz die Heimat des Gedichts nahe an der Salzach nach." Würde Pfeiffer sich im Gegensatze zu der Ansicht des Bibliographen gewußt haben, dann hätte er als Herausgeber sicher ein Fragezeichen oder eine sonstige Bemerkung nicht unterlassen. Der Zweifler mußte somit ein anderer sein; und wer es war, hat uns später Pfeiffer's „Germania" gezeigt.

Die Nachträge zu dem Keinz'schen Buche sind natürlich unbedeutender als die ersten Entdeckungen. Zumeist erstrecken sie sich auf sprachliche Dinge. Ein Moment aber hat hervorragenderes Interesse. Es hat sich herausgestellt, daß sich in einem Orte in der Nähe des Klosters Ranshofen noch zu Anfang unsers Jahrhunderts eine Handschrift befunden hat, welche vom Räuberhauptmann Helm handelte und welche ohne Zweifel eine Modernisirung des Gedichts von Helmbrecht war.

So weit der Verlauf der Helmbrecht-Hypothese, wie sie von Keinz gegeben ist. Alle öffentlichen Besprechungen, soviel uns deren zu Gesicht gekommen sind, stimmten zu, doch sind wir keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß es auch ungläubige oder mindestens unentschiedene Beurtheiler gegeben hat. Zu letztern rechne ich mich selbst. Die Entdeckung der Namen Hohenstein und Aldenberg in Wanghausens Nähe schien mir das wichtigste Moment zu sein, und das bestimmte mich, den Schauplatz der Erzählung bis auf weiteres dort anzunehmen. Dagegen halte ich sämmtliche andere Beweise für unzureichend. Die Sprache kann gar nicht in Betracht kommen, denn der andere Schauplatz, der Traungau, gehört zu demselben Dialektgebiete. Die Sage von dem gehängten Soldaten, welche sofort als eine dunkle und modificirte Erinnerung an das tragische Ende Helmbrecht's gefühlt wird, kann bei näherer und ruhiger Betrachtung nicht als Beweis gelten. Man sehe sich anderwärts nach solchen Sagen um, und man wird finden, daß sie alle nicht sehr al[t] sind. Sagen mythischer Natur dauern wol in unver[-] wüstlicher Kraft über Jahrhunderte, aber derartige histo[-] rische Sagen bleiben in der Regel nicht lange in de[r] Erinnerung der Geschlechter haften. Wo dennoch solch[e] uralte Sagen bekannt sind, hat die Sagenliteratur s[ie] aufgefrischt oder neu vermittelt. Jene Sage vom ge[-] hängten Soldaten sieht ganz so aus, als sei sie auf ein[e] Begebenheit des Dreißigjährigen Kriegs zurückzuführe[n]. Und ist denn das Aufknüpfen an einen Baum etwas so Wichtiges und Seltenes gewesen, daß es 600 Jahre lan[g] dem Gedächtnisse nicht entschwinden kann? Was nu[n] endlich die Handschrift von „Helmbrecht" anlangt, so bewei[st] dies Moment nicht im entferntesten, daß die Begebenhe[it] eine Theilnahme an der Erzählung ausschließlich hier a[n] ihrem engern Schauplatze hervorgerufen habe. Unter de[n] Manuscripten, welche die Klosterherren zu Ranshofen be[-] saßen, werden eben auch Gedichte zur Unterhaltung nich[t] gemangelt haben.

Der einzige, welcher öffentlich gegen Keinz aufgetrete[n] ist, und in gewissem Sinne an Pfeiffer's Beweise fes[t-] gehalten hat, ist bisjetzt Karl Schröder, derselbe, de[m] wir einen so schönen Aufsatz über die höfische Dorfpoes[ie] in Gosche's „Jahrbuch für Literaturgeschichte" verdanke[n]. In einer Abhandlung in der „Germania": „Heimat un[d] Dichter des Helmbrecht", weist er die von Keinz vorg[e-] brachten Gründe zurück und hebt zugleich in höchst gei[st-] voller Weise die ganze Frage in ein idealeres, den eng[en] Grenzen eines Schauplatzes entrücktes Gebiet. Jene Nac[h-] träge hat Schröder übrigens nicht gekannt; denn se[in] Aufsatz nimmt auf sie keine Rücksicht. Schröder we[ilt] gegenwärtig in Spanien, dahin werden Akademieberich[te] nicht so schnell gelangen. Nachträge würden aber oh[ne]

Zweifel auf die neue Anschauung nicht im mindesten Einfluß ausgeübt haben.

Mit Recht hält Schröder nicht viel von den beigebrachten sprachlichen Argumenten. Daneben scheinen ihm auch innere Gründe gegen die Annahme von Keinz zu sprechen, welche wir alle für schlagend halten. Wichtiger aber ist, daß Schröder den Schauplatz der Handlung für gleichgültig erklärt gegenüber der bedeutungsvollern Frage nach der **Person des Dichters**. Und er findet Wernher den Gartenäre in jenem bekannten Bruder Wernher, dem Genossen und Nachfolger Neidhard's von Reuenthal auf dem Gebiete der dörfischen Hofpoesie. Er ist ein fahrender Mann gewesen, und dies stimmt völlig zu Pfeiffer's Deutung, daß der Beiname des Dichters von „Helmbrecht" sich auf seinen Sängerstand beziehe. Schröder sieht ferner in Helmbrecht nicht eine bestimmte historische Persönlichkeit, sondern lediglich einen fingirten Repräsentanten der ganzen verderbten Jugend. Nach meiner Ueberzeugung läßt sich indeß beides sehr wohl vereinen. Wie unsere heutigen Novellisten ihre Gestalten aus dem Leben nehmen, ohne sie jedoch bis auf das Haar zu copiren, so wird der Dichter des „Helmbrecht" auch eine wirkliche Begebenheit erfaßt und mit poetischer Erfindung verklärt haben.

Weitere Erörterungen werden hoffentlich noch mehr Licht in die ganze Frage bringen. Welche Ansicht aber auch schließlich die Oberhand behalten mag, so wird der Hauptgewinn doch darin bestehen, daß die Untersuchung zunächst für das Verständniß schwieriger Stellen im Gedichte von großem Vortheil gewesen ist, wofür wir dem jungen Gelehrten zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Ebenso aber wird auch die wissenschaftliche Theilnahme, welche in jüngster Zeit der Erzählung in reicherm Maße gefördert wurde, zu einer allgemeinern Würdigung hinleiten. In dieser Beziehung billigen wir die Textmittheilung von Keinz, und für die Hülfsmittel, die er beigegeben, werden ihm die Leser dankbar sein. Im Texte hätten einige Druckfehler leicht vermieden werden können.

So sehr es zu wünschen wäre, daß in Pfeiffer's Sammlung das Gedicht bald erschiene, so vortheilhaft wird einer neuen Ausgabe ein längerer Aufschub sein. Inzwischen können weitere Untersuchungen zu schönen Ergebnissen führen, auch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß sich in irgendeiner versteckten Klosterbibliothek Süddeutschlands noch eine neue und gute Handschrift von „Meier Helmbrecht" entdecken lassen werde.

Reinhold Bechstein.

Bunsen's „Leben Jesu".

Der neunte Band von Bunsen's „Vollständigem Bibelwerk für die Gemeinde" bringt uns das Leben Jesu, an welchem er seit vielen Jahren arbeitete. Er hat es unvollendet hinterlassen; Holtzmann hat das Buch aus den Papieren des Verstorbenen zusammengestellt und das „Lebensbild" von Jesus eingefügt, das Bunsen einmal losgelöst von den kritischen Untersuchungen als klares Ergebniß derselben für einen Kreis von Freunden schrieb und drucken ließ, ohne es zu veröffentlichen. Das Werk ist auch in einer Separatausgabe erschienen.*) So liegen allerdings vollständig ausgeführte Abschnitte neben schematischen Skizzen, Schilderungen, die zum Gemüth sprechen, neben gelehrten Verhandlungen über Chronologie und Quellen; aber auch so wissen wir der Familie und dem Herausgeber Dank, daß sie uns diese Blätter nicht vorenthalten haben. Gerade die Darstellung von der Geburt und Jugend Jesu und die Leidensgeschichte sind vollendet, und hiermit für die Methode wie für die Ziele Bunsen's das Wichtigste und Maßgebende.

Bunsen gehört zu den Männern, die für sich selbst einen Zwiespalt zwischen den Ergebnissen der Wissenschaft und dem religiösen Glauben nicht ertragen, die aber die Vernunft darum nicht gefangen geben unter kirchliche Lehrformeln, sondern für die Erfahrungen und Forderungen des Gemüths nach einem Ausdruck suchen, der mit den Thatsachen und Gesetzen des natürlichen und geschichtlichen Lebens nicht streitet, vielmehr selber ihr Räthsel lösen hilft. Wie ihm das Gute und das Wahre im innersten Grunde eins sind, so wird ihm ein selbstbewußt sittlicher Wille zum Princip alles Daseins. Wie er für sich in Jesus das Vorbild des menschlichen Lebens und die Offenbarung Gottes nach seiner Liebe und Wahrheit gefunden, so möchte er um keinen Preis das Volk in unwissend Gläubige und in ungläubig Wissende auseinanderfallen lassen, vielmehr es einigen unter dem Panier der freien und befreienden Wahrheit, die im Gewissen der Menschheit ihre Bestätigung hat. Wollten andere zwischen dem historischen und idealen Christus unterscheiden, so stellt Bunsen gerade den einen im andern dar; er zeigt, wie die Ideen Gestalt gewonnen, und begleitet wiederum die Geschichte mit Betrachtungen, welche ihre ewige Bedeutung auslegen, wobei er es liebt, die biblische Ausdrucksweise in die Sprache unsers Jahrhunderts zu übersetzen. Es sind zwei Factoren, die leiblich sinnliche Gegenwart, die historische Persönlichkeit, und dann der schöpferische göttliche Gedanke, das Ewige, das im Thatsächlichen zur Erscheinung kommt und dem Individuellen seine Bedeutung gibt; Bunsen will sie nirgends getrennt wissen; er sagt vielmehr: „Wenn das Geschichtliche überhaupt verständlich werden soll, muß eine Idee sich in ihm offenbaren, und wenn die Idee eine lebendige, wirksame sein soll, und nicht eine bloße Abstraction, so muß sie Geschichte werden oder geworden sein." Wir können in diesem Satze das Charakteristische von Bunsen's ganzer Weltanschauung finden, und stimmen ihm vollkommen bei, so viel wir auch im einzelnen gegen die Ausführung zu erinnern haben.

Bunsen geht als ein Historiker aus Niebuhr's Schule ans Werk; Quellenkritik ist die Grundlage der geschichtlichen Darstellung; sie sondert das Thatsächliche und seine Spiegelung in den Gemüthern, aber sie gewahrt auch in der sinnbildlich mythischen Hülle den Kern des Gedankens und vergißt nicht, daß eben nur der Eindruck großer Persönlichkeiten und Thaten eine sagenhaft verklärende

*) Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu von **Christian Karl Josias Bunsen**. Herausgegeben von **Heinrich Julius Holtzmann**. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schilderung hervorruft. Bunsen sieht innerhalb der Weltanschauung der Gegenwart, welche das göttliche Walten in der Gründung und Aufrechthaltung der natürlichen und sittlichen Weltordnung, nicht aber in deren mirakulöser Durchlöcherung sieht. Was den Naturgesetzen widerstreitet oder sie aufhebt, was nicht logisch sich rechtfertigen läßt, sondern der Denknothwendigkeit widerspricht, das kann auch nicht geschichtliche Wirklichkeit sein und noch weniger zu einem Beweise der Wahrheit oder der Göttlichkeit verwandt werden. Dabei aber sucht Bunsen dem Mythischen doch weit weniger Boden einzuräumen als Strauß; er bemüht sich, thatsächliche Gründe und Veranlassungen der Sage festzuhalten, einen prosaischen und factischen Niederschlag aus ihr zu gewinnen. Wenn von der Verfinsterung der Sonne bei Jesu Tod und vom Zerreißen des Vorhangs im Tempel die Rede ist, so vernimmt er die Töne urchristlicher Begeisterung, die in kühnen Bildern die große Weltepoche bezeichnet, und sagt ganz direct: „Man verdirbt alles Herrliche dieses Gedankens, wenn man ihn zur Geschichte machen will, also zum Unsinn." Aber an andern Stellen urtheilt er anders. Wenn Jesus den Jüngern sagt, sie sollten sich vor dem Sauerteig der Pharisäer hüten, und sie das buchstäblich nehmen und misverstehen, so fragt er: wie war's mit der Speisung der Fünftausend? Ich meine, da liegt es nahe zu erkennen, auch sie war eine geistige: der eine Lehrende macht Hunderte satt, und wenn man Umfrage bei den Hörern hält, so ist mehr vorhanden, als er ausgegeben, weil jeder in seinem Gemüth das Gehörte ausgebildet und eigenthümlich erweitert hat. Aber Bunsen behauptet hier die Thatsache, daß Jesus, was die Jünger vorgefunden und was er hatte aufkaufen lassen, dem Volke mittheilte; dadurch seien alle begeistert worden, und es hätten alle, welche Vorräthe gehabt, sie gleichfalls zum besten gegeben. Das sei das Wunder der Gemeinschaft, daß alle genug haben, wenn jeder für das Ganze erwirbt und den dürftigen Brüdern einen Theil dessen gibt, was er entbehren kann. Die Versuchungsgeschichte, die uns mit großartiger Bildlichkeit die Thatsache darstellt, daß auch Jesus die Lockungen des Bösen erfahren, sie aber überwunden hat, erhält die ebenso unnöthige als seltsame äußerliche Grundlage, daß Jesus sich durch übertriebenes Fasten ein Hungerfieber zugezogen und sein Geist mit dessen Vorspiegelungen gekämpft habe. Die Weinverwandlung zu Kana macht er zu einem Hochzeitsspaße, ganz wie der Nationalist Paulus. Jesus hat einen Schlauch besonders guten und schweren Weins in Bereitschaft gehalten und in die leeren Wasserkrüge vertheilt; als der Vorrath der Gastgeber zu Ende war, ließ er Wasser aufgießen, und der Speisemeister wie alle andern fanden das Getränk köstlich, „es war erfrischend und wohlschmeckend, und sein Genuß erhöhte die heitere Stimmung der Gäste, ohne den Rausch zu vermehren". Aber daß der biblische Erzähler ein Wunder berichten will, hat Bunsen vergessen, oder vielmehr er meint, daß sich seit der Auferstehung so vieles für die Apostel mit dem Schimmer des Mirakulösen umzogen habe.

Wir stehen hier an der Stelle, wo Bunsen in Widerspruch mit der Evangelienkritik der Tübinger Schule tritt. Er hält fest, daß das Evangelium des Johannes von dem Jünger selbst verfaßt sei, und zwar geschrieben, um der vielfachen und schwankenden Ueberlieferung einzelner Ereignisse und Reden Jesu einen festen geschichtlichen Rahmen zu bereiten, in den sie sich einordnen soll, und Bunsen wendet vielen Fleiß und Scharfsinn auf, um die Erzählungen der drei ersten Evangelien in den Gang des vierten hineinzuschieben. Es ist Sache der Fachkritik, das Einzelne zu prüfen; hier kann nur bemerkt werden, daß ein befriedigendes Resultat schwerlich gewonnen ist. Die Synoptiker geben das Christusbild, Johannes den Christusbegriff; sie sind historisch, er philosophisch; sie gehen von Thatsachen aus, er von der Idee; was er erzählt, soll die Idee veranschaulichen, keineswegs aber ein festes Schema geben, um danach die andern Berichte zu berichtigen und in Zusammenhang zu bringen. Vielmehr scheint das der rechte Gebrauch, der vom Johannes-Evangelium zu machen ist, daß man das ideale Verständniß von Jesu Wort und That, den Einblick in die ganze Tiefe und Größe seiner Persönlichkeit dadurch gewinnt. So verfährt Bunsen bei der Geschichte von Christi Geburt. Er weist durch die Kritik der evangelischen Berichte selbst nach, daß es die Ansicht der Zeitgenossen war, Jesus sei reell Joseph's und Maria's Sohn, ideell der Sohn Gottes; aus dem Zusammenwirken dieser Factoren bildeten sich die verschiedenen Erzählungen; Johannes gibt den Schlüssel zu ihrem Verständniß. Sein Prolog besagt es:

Die ganze Schöpfung ist die freie That der ewigen Liebe, welche vor aller Zeit aus der Seligkeit des ungetheilten Seins sich in die Kämpfe und Leiden des Werdens hingab, damit der Geist im Endlichen persönlich werde... Das göttliche Wort ist das Leben und Licht alles Gewordenen — das Werdende hat sein Leben und Verständniß im ewigen Sein. Die Menschwerdung Gottes in Jesu kann nur verstanden werden durch Annahme des wahren Innewohnens der Gottheit im Menschen als Endgedanke und Ziel der Schöpfung.

Die Auferstehung faßt Bunsen als Wiederbelebung des Leibes Jesu, der nicht in Verwesung und Auflösung übergegangen; vielmehr sei der Tod eine jener vollen Bewußtlosigkeiten gewesen, wobei die Muskelreizbarkeit und Empfindlichkeit aufhört, wo also das Leben wieder erwache oder erweckt werden kann. „Wenn man diese Ansicht, um sie den Gläubigen zu verleiden, einen Scheintod nennen will, so thue das jeder auf sein Gewissen." Aber wie soll man sie denn sonst nennen? Strauß und Weiß haben dargethan, daß die Erscheinungen des Auferstandenen das geistige Gepräge tragen; der verklärte, geistig fortlebende Christus offenbarte sich den Jüngern. Paulus stellt seine Vision ganz in eine Reihe mit den andern Erscheinungen des Auferstandenen und knüpft daran die Zuversicht der Unsterblichkeit der Seele; wie könnte er das, wenn Christus zwar aus einem Scheintod wieder lebendig geworden, dann aber bald nachher gestorben wäre? Wie hätte das den Umschwung im Geiste der Apostel hervorbringen können? Ein andermal lesen wir: „Die erlösende That Christi, die Erfüllung des ewigen Rathschlusses de

erlösenden Liebe Gottes zu dem Menschengeschlecht ist nicht seine Auferstehung, sondern sein freiwilliges, gottergebenes Sterben, die Besiegelung eines gottgeweihten Lebens."

Die Darstellung der Passion ist die Krone von Bunsen's Werk. Sie liegt vollständig ausgearbeitet vor; Klarheit und Wärme, Tiefe des Gedankens und der Empfindung durchdringen sich in ihr. Hier kann man deshalb auch nichts Einzelnes ablösen, weil das Ganze als solches weihevoll wirkt; aber einige der einleitenden Worte mögen zum Schluß eine Stelle finden:

Es gibt im Leben eines jeden ernsten Menschen einen Zeitpunkt, wo er empfindet, daß, nachdem die Kunst des würdigen Lebens geübt ist, nur eins noch übrigbleibt, nämlich die Kunst des würdigen Sterbens zu erlernen und zu bewähren; dem Tode zu begegnen nicht als einem Leiden, sondern das Sterben zu üben als die höchste That dankbarer, wenngleich mit Schmerzen verknüpfter Ergebung. Das ist der große Scheidepunkt des irdischen Daseins und der Ewigkeit; jenes hat den Untergang zu leiden, diese, die Ewigkeit, hat sich zu erheben aus der Knechtsgestalt, welche bisher ihre Herrlichkeit verhüllte.... Wenn das Göttliche im Menschen von der Zeit zurückgestoßen wird, als wäre es das Ungöttliche, dann bleibt ihm der Welt gegenüber nichts übrig als das Bekenntniß der Wahrheit ohne Rücksicht auf die Vermittelung mit den Zuständen der Gegenwart. Es gilt dann, Zeugniß abzulegen wider die Welt. Aber nur wer selbstlos und unverbittert der Welt entsagt, darf sie vor Gott und der Nachwelt verklagen; nur wer aus reiner Liebe zur Menschheit sich opfert, führt einen neuen Tag der Menschheit herauf. Dies hatte noch nie ein Mensch der Geschichte außer Jesus thatkräftig und mit klarem Bewußtsein der innern Reinheit empfunden, und wer hat es seitdem bis auf den heutigen Tag? In Jesus aber war es Natur geworden, der lebende Gottesgeist war in ihm verkörpert. Er nur erkannte, daß jetzt der Tag des Zeugnisses und des Gerichts gekommen sei, daß zur Lösung der verhängnißvollen Verwickelung und zur weltumfassenden Verherrlichung Gottes in der Menschheit nichts Geringeres gefordert werde, als daß er muthigen und klaren Geistes sofort in den Tod gehe. Durch den Tod zum Leben — das war sein Glaube wie für sich so für die Menschheit!

Moritz Carriere.

Neue Novellen und Romane.

Es liegen uns folgende Werke zur Besprechung vor:

1. Von Nah und Fern. Von Ferdinand Pflug. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1866. 8. 24 Ngr.
2. Ein Dichterherz. Novelle von Ferdinand Pflug. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1866. 8. 24 Ngr.
3. Deutsche Abende. Eine Novellensammlung. Achter Band. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1865. 8. 18 Ngr.
4. Graf Talleyrand's Jugendliebe. Historischer Roman aus der französischen Revolutionszeit von Mathilde Gräfin Reichenbach. Dresden, Wolf. 1866. 8. 1 Thlr.
5. Schill und seine Gefährten. Von Karl von Kessel. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1866. 8. 24 Ngr.
6. Anno Neun und Dreizehn. Biographisches Gedenkblatt aus den deutschen Freiheitskämpfen. Von Robert Byr. Innsbruck, Wagner. 1865. 8. 2 Thlr.
7. Drei Treppen hoch. Bilderbuch eines alten Junggesellen von Arnold Wellmer. Berlin, Gerschel. 1865. 16. 15 Ngr.
8. Vom Baum der Erkenntniß. Zukunftsroman von E. M. Vacano. Berlin, Lassar. 1865. Br. 8. 1 Thlr.

Von diesen Werken gehören die sechs ersten zusammen und fallen in die Klasse der geschichtlichen Novellen und Romane. Unter diesen selbst gebührt der Preis den zwei erstgenannten Werken von F. Pflug, welche reine Novellen sind und den Charakter der Poesie mit der Treue gegen die geschichtliche Wahrheit vermählen. Die Novelle ist in mehrfacher Hinsicht einer Versetzung mit der Geschichte günstiger, als der breiter ausgeführte, darum leichter mit andern Gebieten zusammenstoßende Roman. F. Pflug zeichnet uns, wie wir dies vom Novellenschreiber erwarten, eine ungewöhnliche Situation, eine einzelne bedeutende Erscheinung des Menschenlebens, in der die Umstände von verschiedenen Seiten so zusammenwirken, daß alles zur That und zur Entscheidung hindrängt; durch dieses drastische Element bekommen die Novellen eine gewisse dramatische Haltung. „Von Nah und Fern" erzählt die Belagerung Rathenows durch die Schweden und die Entsetzung dieser Stadt durch den Großen Kurfürsten unmittelbar vor der Schlacht bei Fehrbellin. Hedwig, die Tochter des Bürgermeisters, ist eifersüchtig auf Johanna, die begünstigte Geliebte des brandenburgischen Obersten Henning, und sinkt dadurch zur Verrätherin herab. Dieser Verrath wird durch die Geistesgegenwart Johanna's und ihres Vaters, des Herrn von Briest, vereitelt, die Schweden werden durch erlogene Nachrichten vom Tode des Kurfürsten getäuscht, und eben da Gefahr im Verzug ist, langt der Kurfürst auf Eilmärschen selbst an und entsetzt die Stadt; Hedwig stirbt, bei dem Kampfe zufällig von einer Kugel getroffen. Die Darstellung ist lebendig, von einem frischen Hauch des Patriotismus durchdrungen; manchmal glaubt man Pulver zu riechen. Daß die Liebe zur novellenhaften Verwickelung benutzt worden ist, läßt sich nicht tadeln; es kommt nur darauf an, wie die Liebe als Einschlag benutzt wird. Mars und Venus waren von jeher befreundet und der größte Feldherr des Alterthums, Cäsar, erkor die Venus zu seiner Beschützerin und gewann die Schlacht bei Pharsalus mit dem Feldgeschrei: „Die siegreiche Venus!"

Einen ähnlichen Charakter trägt die zweite Erzählung, die uns in den nordamerikanischen Freiheitskampf versetzt. Ein für England gepreßter Soldat, Namens Marsbach, früher jenenser Student, soll auf die falsche Beschuldigung einer Verschwörung hin gehängt werden. Seine Geliebte, ein Hessenmädchen, schwimmt über den Delawarestrom, erscheint dem zusammengeschmolzenen und muthlosen amerikanischen Heer, unter dessen Führern nur Washington auf Fortsetzung des Kriegs dringt, als Reiterin, zeigt ihm den Weg zu den Feinden, ihr Geliebter wird befreit, die Schlacht von Washington gewonnen.

Lobende Erwähnung verdient auch Nr. 2: „Ein Dichterherz." „Die Geheimnisse des Cabinets stecken sich gern in die Falten eines Weiberrocks", sagt Fiesco bei Schiller. Die Gräfin Sibilska, eine Creatur des Ministers Brühl, hat sich bei der Einnahme von Torgau im zweiten Schlesischen Krieg absichtlich von den Preußen aufheben lassen, um in der Nähe des Feindes besser spioniren zu können. Wie sie nun fürchtet, entlarvt zu werden, weiß sie den Dichter Gleim, damals Secretär des Fürsten von Dessau, theils durch ihre Schönheit,

theils durch das Vorgeben, sie sei Wilhelmine, die Freundin seines Freundes Kleist, zu bewegen, daß er sie aus der Stadt Meißen rettet. Gleim kommt dabei selbst in Lebensgefahr, die Gräfin wird zuletzt doch gefangen, ihr Portefeuille mit wichtigen Briefen wird von den Preußen erbeutet, auf diese Briefe hin wird die blutige und siegreiche Schlacht bei Kesselsdorf geschlagen, die Gräfin unter Hohn freigegeben, Gleim, der zuerst als Spion gehängt werden sollte, gerechtfertigt und vom alten Dessauer mit der Zusicherung erfreut, er werde ihm eine Stelle verschaffen, wo er ungestört seinen Phantastereien nachhängen und Kriegslieder schreiben könne. Sonderbarerweise läßt der Verfasser den alten Dessauer brüllen, daß die Fenster davon klirrten!

Ein ziemlich unbedeutendes Werk ist Nr. 3: „Deutsche Abende." Die erste Novelle erzählt die Geschichte der Karoline Haltemann, eines braunschweiger Bauernmädchens, das aus angeborenem Thatendrang 1809 in männlicher Kleidung in ein französisches Husarenregiment eintrat, den Feldzug in Spanien mitmachte, in einer Schlacht verwundet als Jungfrau sich zu erkennen gab und schließlich ihren Oberst heirathete. Die Erzählung ist nach den Anmerkungen zu schließen geschichtlich; aber diese wahre Geschichte gereicht dem deutschen Volk eben nicht zum Ruhm. Der Entschluß des Landmädchens wird durch die damalige moralische Verkommenheit der deutschen Heere nicht hinlänglich begründet; Karoline nennt sich zwar hier und da schuldig, aber man vermißt die Nemesis, und das Gerede von der Bestimmung des Menschen, die unvermeidlich sei, kann dem Ganzen weder zur Klarheit noch zur Wahrheit verhelfen. Wäre in Frankreich etwas Aehnliches vorgekommen, wie hätte da die patriotische Entrüstung dem Schriftsteller die Feder geführt! Die zweite Erzählung „Verschollen" ist ein grelles Nacht- und Schauderstück, in Plan und Ausführung unmotivirt, übertrieben, sich selber überstürzend. Erträglicher ist die dritte Novelle: „Mondscheinstudien", aus der wir ersehen, daß man, wie Fallmerayer sagt, mit etwas Mondschein und Wellengebrumm nebst obligater Liebessentimentalität dem Deutschen in der Fremde ruhig die Taschen leeren und Fesseln an die Arme legen kann.

Mit Nr. 4: „Graf Talleyrand's Jugendliebe", von **Mathilde Gräfin Reichenbach**, betreten wir das Gebiet des Romans; leider ist die epische Muse der Verfasserin nicht günstig gewesen. Sie will nachweisen, daß kein Mensch so schlecht ist, um nicht mitunter in seinem Leben glänzende Lichtpunkte wach rufen zu können — namentlich dann, wenn er mit edlern Naturen in nähere Beziehung tritt —; „doch wehe diesen letztern, sie ziehen nur gar zu leicht einen Theil der Strafe auf sich, die der Schuldige verdient". Sie schildert Talleyrand's Liebe zu der edeln und schönen Sängerin Julie Contade. Diese Liebe, die den jungen Seminaristen unwillkürlich ergreift, geht freilich nicht tief; andere Einflüsse, die des Grafen Mirabeau, der Dubarry, der Frau von Staël, Josephinens, welchen Frauen Talleyrand ebenfalls schmeichelt, überwiegen bei ihm; schon S. 27 lesen wir, daß das Werk der Erlösung der Sängerin gar nicht gelang, daß Eigennutz und Leichtsinn bei ihm siegten. Contade's Schuld lag darin, daß sie den Maler Wilmsohn, der sie wirklich liebte, mit leerer Hoffnung hinhielt. Ihre Kunst steht ihr aber als Schutz- und Rettungsengel zur Seite; Wilmsohn erntet den Lohn seiner Treue, indem er zuletzt doch noch mit der Sängerin sich verbindet; Talleyrand aber, von der Sängerin aufgegeben und des Glaubens an edlere Weiblichkeit bar, sinkt immer tiefer. Die Scenen des geschichtlichen Gemäldes, das sich durch eine lange Reihe von Jahren hinzieht, sind ziemlich äußerlich aneinandergereiht; ein kühler moralisirender Zug geht durch das Ganze. Besser hätte die Verfasserin gethan, wenn sie Talleyrand's Frivolität aus der unverdienten Zurücksetzung in seiner Kindheit erklärt hätte. Sie streift dieses Motiv an, führt es aber nicht sorgfältig genug aus. Daß sie die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt, nicht gelöst hat, ist klar. Ernstlichen Tadel verdienen nicht blos der übermäßige Gebrauch von Fremdwörtern — ein Uebelstand, der fast bei allen diesmal von uns besprochenen Schriften hervortritt —, sondern auch, und zwar noch mehr, die auffallenden Fehler gegen die gewöhnlichsten Regeln der Grammatik. „Wegen" verbindet die Verfasserin beharrlich mit dem Dativ, „lauschen" einmal mit dem Genitiv, mit dem Casus der Apposition springt sie höchst ungeschickt um u. s. w.

„Schill und seine Gefährten", von **Karl von Kessel** (Nr. 5), soll offenbar eine historische Novelle sein, aber im Unterschied von Pflug's Werken kommt hier we- der die Geschichte noch die Dichtung zu ihrem Recht. Das Poetische soll wahrscheinlich darin liegen, daß di Liebe den Einschlag im Gewebe bildet; leider schließt di Novelle mit der Begnadigung und glücklichen Verheira thung zweier Theilnehmer an Schill's Zuge. Dadurc wird das heroische Interesse von dem bürgerlich famili ren verschlungen. Was das Geschichtliche betrifft, so si einzelne Scenen, wie das Treffen bei Dodendorf, sel ausführlich, andere, wie das Gefecht bei Damgarten, ga kurz berichtet. Neu ist die Angabe, daß der holländisc General Carteret nicht von Schill, sondern von Schul einem frühern Spion der Franzosen, der sich später zu Deutschthum bekehrte, erschlagen oder nach der Les unserer Novelle erschossen wurde. Als Merkwürdigkeit die Scene mitzutheilen, wie Schill von seiner Braut A schied nimmt: „Als er leise eintrat, saß sie eben Flügel und sang mit tiefbewegter Stimme das sch Lied, welches Goethe in seinem «Egmund» Klärchen den Mund legt. Gerade glitten die Worte:

> Lacht uns das Leben, so ruft uns das Grab,
> Alles, was athmet, sinkt endlich hinab —

über ihre Lippen" u. s. w. Selbstverständlich komn diese Worte im „Egmont" gar nicht vor.

„Anno Neun und Dreizehn", von **Robert B** (Nr. 6), dem Land Vorarlberg gewidmet, will ganz gar Geschichte sein; nur das äußere Gewand soll in neuester Zeit so stark verbreiteten biographischen Ron

entlehnt sein. Der Verfasser erzählt den Antheil des Appellationsraths und im Jahre 1809 Generalcommissars Anton Schneider an der Erhebung des Ländchens Vorarlberg in dem genannten Jahre. Infolge dieses Antheils kam Schneider, nachdem die Bewegung gescheitert war, zuerst auf Hohenasperg, nachher nach Lindau ins Gefängniß; er wurde zuletzt befreit und zum Appellationsrath in Wien ernannt. Als bei Napoleon's beginnendem Sturz Oesterreich noch eine zweideutige, zuwartende Stellung einnahm, wurde Schneider, von dem man glaubte, sein Feuergeist werde sich nicht innerhalb der von der Diplomatie vorgeschriebenen Schranken halten und das Volk vor der Zeit zum Losschlagen drängen, infolge einer Angeberei auf den Spielberg gebracht; im April 1814 wurde er endlich befreit, er starb 1820. Seine zweite Gefangenschaft theilte aus ähnlichen Gründen Hr. von Hormayr. Eine Hauptquelle des Verfassers waren die Mittheilungen der Witwe Schneider's, die ihrem Manne durch ihre treue Sorge und liebevolle Theilnahme das Los der Gefangenschaft erleichterte. Ueber die Bedeutung des Ausstandes lesen wir, daß er in den Proclamen der spanischen Junta wie des schwedischen Königreichs erwähnt wurde und daß Südamerika in seinen Befreiungskriegen wie ein nachahmenswerthes Vorbild den Namen Vorarlbergs nannte. Seinen Zweck, dem Dr. Schneider ein Ehrendenkmal zu setzen, hat der Verfasser erreicht. Die Schrift ist von politischem und kirchlichem Freisinn durchdrungen; für nichtvorarlbergische Leser dürfte die Darstellung leicht zu breit und gedehnt sein. Neu ist die Bemerkung, daß Pygmalion dem zaudernden Jupiter seinen Blitzstrahl rauben wollte und darum an den Felsen geschmiedet wurde.

Mit Nr. 7: „Drei Treppen hoch“, von A. Wellmer, begeben wir uns vom Schauplatz der Weltgeschichte hinweg auf das Gebiet des Stillebens, gemüthlicher Skizzen und Familienscenen. Bei der Lektüre mußten wir mehrmals an Wilhelm Hauff's „Freie Stunden am Fenster“ denken, womit wir der Originalität und dem Talent des Verfassers, der namentlich die Kinderwelt allerliebst zu schildern versteht, nicht im mindesten zu nahe treten wollen. Besonderes Gelungenes hervorzuheben ist schwer. Ein unnachahmlicher Hauch weht durch das Ganze; wir möchten dem Verfasser sogar vor dem mehrfach gezierten Bogumil Goltz im „Buch der Kindheit“ den Vorzug geben. Kein Leser und besonders keine Leserin wird das artige Büchlein ohne Befriedigung aus der Hand legen; ja, um auch mit dieser banalen Phrase zu schließen, man kann das Büchlein zu verschiedenen malen und in verschiedenen Stimmungen in die Hand nehmen und es immer aufs neue mit Vergnügen lesen.

Etwas ganz Neues ist Bacano's Zukunftsroman: „Der Baum der Erkenntniß“ (Nr. 8), ohne Jahreszahl, mit einem entzückten Menschengesicht, an das sich ein Menschenpaar anschließt, auf dem Titelblatt. Nachdem der Verfasser laut der Vorrede alles gekostet, was zu kosten war, muß er noch auf den Rath eines Doctors vom Baum der Erkenntniß essen. Er lernt die Welt und die Natur, die Wissenschaften und die Historie; er sucht die Erkenntniß in der Religion; endlich reicht ihm der Doctor eine Schale, aus der eine grüne Flamme leckte und die mit göttlichem Hatchis gefüllt war:

> Die einzig menschenmögliche Frucht der Erkenntniß heißt Phantasie. Das Recept zur Gottähnlichkeit besteht einzig in der göttlichen Narrheit. Trink den Hatchis, das Vergessen der Leiden und der Hoffnungen und des bewiesenen Plus und Minus, und du wirst ein Buch schreiben, in welchem die Seele der Welt zuckt. Trink dir einen Rausch, träume, und du wirst Gott gleich sein.
>
> Bei diesen Worten rauschte und flatterte es um uns her — viel tausend fromme wachsgelbe Engel schwirrten davon und verdeckten im Fliehen ihre Augen mit den bis in die Spitzen erröthenden Flügeln, ich ergriff die Schale, trank und ward ein göttlicher Narr. Und das habe ich geträumt.

Dies ist der Schluß der Vorrede. Die Geschichte ist selbstverständlich eine Liebesgeschichte; Giulio Farnese liebt die schöne Anita; sie erwidert diese Liebe und bleibt ihm auch unter den Versuchungen des Hofs Victor Emanuel's getreu; Giulio wird nach Sardinien versetzt; durch die Kraft seines Willens gelingt es seiner Seele, sich vom Körper loszuringen und zu seiner geliebten Anita zu schweben. Er macht einen zweiten Ausflug zu Anita; als er aber nach dreitägiger Abwesenheit nach Hause kommt, findet er seinen Körper nicht mehr; man hat letztern für todt gehalten und begraben, und nun ist seine Seele verdammt, verloren für das Leben und die Liebe ewig körperlos im Weltenraume zu schweben. Anita verbindet sich mit einem reichen Russen von aristokratischem Körperbau und gesteht diesem, daß sie seit dem ersten Augenblick, wo sie noch die Braut eines andern, wo Giulio noch nicht todt war, wo sein Blick zuerst den ihrigen traf, diesen russischen Prinzen Sigmund Sergejewitsch Tolstoi geliebt habe, ihn allein! Eine erschreckliche Zusammenhangslosigkeit freilich, ein vollkommener Widerspruch mit dem Bisherigen, aber charakteristisch für den Zukunftsroman. Giulio's Seele flieht mit einem Schrei des namenlosesten Jammers, durchrast in einer Secunde Aeonen von Welten, dringt durch die Welt der Naturgeister, macht ein Fest auf dem Blocksberg mit und besucht die zwölf Höllen, in denen die Tyrannen, die Hochmüthigen, die Mörder, besonders auch die Unkeuschen u. s. w. schmachten. Er fährt zuletzt in den Himmel, läßt seine Klage vor Gott ertönen und Gott erhört seine Bitte. Der Schluß lautet:

> Ich werde in einer neuen Gestalt vor Anita erscheinen, in einer Gestalt, die sie noch mehr lieben wird, als sie mich jemals geliebt hat. Diesen Morgen hat der Priester ihre Trauung vollzogen, und in dieser Nacht, Gott hat es mir versprochen, werde ich wieder erzeugt werden, und ich, der ich Anita so sehr geliebt habe, werde bald ihr Kind sein!

Das also nebst einigem politischen und religiösen Liberalismus wäre der Roman der Zukunft; die Vorstellung von der Seelenwanderung auf das Gebiet des Romans angewandt. Das Sonderbarste ist, daß Anita die treue Liebe des Schwärmers gar nicht verdient. Ich glaube, daß der Zukunftsroman keine Zukunft haben wird und ziehe die classischen Romane der Vergangenheit vor.

Ueppiges, Unsittliches habe ich nicht gefunden; vergleicht man aber Vacano's schriftstellerische Vergangenheit mit dem Zukunftsroman, so wird man an Goethe's Wort über Frau von Krüdener und an Wieland's Entwickelungsgang erinnert, nur daß bei Vacano die beiden Extreme in umgekehrter Ordnung auseinander folgen als bei Wieland.

Gustav Hauff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Der hin- und hergehende Fluß der Weltliteratur ist gegenwärtig in voller Strömung; namentlich sind es die großen englischen und deutschen Dichter, die sich bei andern Nationen immer mehr einbürgern. Byron, der die polnische, russische und selbst magyarische Literatur durch seine elegisch-düstere Weltanschauung, wie chevaleresk bewegte Romantik beherrscht, ist dem Genius der deutschen Sprache durch die vortreffliche Gildemeister'sche Uebersetzung, auf welche wir zurückkommen werden, von neuem assimilirt worden; Shakspeare gewinnt in Frankreich durch die in Deutschland mit Unrecht geringgeschätzten Bemühungen Victor Hugo's und der Seinen immer mehr an Terrain, wenn sich auch die andern romanischen Nationen noch vollkommen ablehnend gegen den britischen Dichter verhalten und hierin Rümelin thatsächlich recht geben, welcher diese Ablehnung einerseits aus dem romanischen Volksgeist, andererseits aus einer Schranke des Shakspeare'schen Genius zu erklären sucht. Dafür erscheint jetzt eine indische Uebersetzung Shakspeare's, welche von den deutschen Feuilletonisten zum Theil mit der Bemerkung angezeigt wird, wie seltsam sich Shakspeare im Indischen ausnehmen werde. Diese Bemerkung geht aber aus der Unkenntniß der ältern indischen Dramatik hervor. Das älteste dramatische Sittengemälde der Hindus: „Mrichchakali oder das Kinderwägelchen", vom Fürsten Sudraka, erinnert in dem Wechsel von Ernst und Scherz, von Vers und Prosa, in der Art und Weise der Charakteristik, in der locker motivirten Verknüpfung der abenteuerlich bewegten Handlung, in der sentenzen- und bilderreichen Diction, in allen seinen Vorzügen wie Schwächen durchaus an die altbritische Dramatik und ihren vornehmsten Repräsentanten Shakspeare. Wir finden in diesem Drama eine Gerichtsscene, die sich an Spannung mit der im „Wintermärchen" und „Kaufmann von Venedig" messen kann. In Bhavabuti's Dramen gibt es Stellen von jener düstern Macht des Grauenhaften, wie sie den Hexenscenen im „Macbeth" eigen ist, andere wieder, welche an die holden Liebesplaudereien in „Romeo und Julia" erinnern. Und selbst in Kalidasa's Zauberschauspielen begrüßt uns oft, bei aller Verschiedenheit des Costüms, der poetische Hauch, der uns aus dem „Sommernachtstraum" und dem „Sturm" entgegenweht — duftige Naturpoesie und traumhafte Gestalten, mögen sie indische Apsarasen oder nordische Elfen sein. Es ist nicht die phantasmagorische Situation, es ist die poetische Grundstimmung, die diesen Dichtungen gemein ist. Und haben nicht Gestalten wie Sakuntala etwas von jener harmlosen Weiblichkeit, welche so viele Frauengestalten Shakspeare's, seine Imogen, seine Desdemona charakterisirt, eine Weiblichkeit, die mehr schlicht und hingebend, als im Sinne der Gretchen und Klärchen modern naiv ist?

Shakspeare ist also ein arischer Geistesverwandter der altindischen Dramatiker. Wie er sich gegenüber der neuesten indischen Dramatik, die ins Possenhafte verflacht und verwässert ist, ausnehmen wird, das wissen wir nicht; jedenfalls aber immer wie einer der Riesen, die von den Gipfeln altindischer Cultur auf das pygmäenhafte Treiben der Gegenwart herabsehen! Die britische Eroberung hat den alten Volksgeist aus seinen Bahnen geworfen; es ist eine der besten Errungenschaften, eine der versöhnlichsten Thaten dieser aufdringlichen Civilisation, wenn sie dem uralten Culturvolk einen indischen Shakspeare bringt. Die Hindus werden ihn neben Sudraka und Bhavabuti stellen und in ihren Unterdrückern die alte Stammesgemeinschaft anerkennen.

Inzwischen ist Schiller's „Braut von Messina" ins Neugriechische übersetzt worden und auf dem Theater zu Athen zur Aufführung gekommen. Man könnte fragen, welche Sympathien der Neuhellenismus gerade für dies Trauerspiel hegt? Gewiß sind diese Sympathien nicht durch den Stoff und das dunkle Schicksal, das in dieser Tragödie herrscht, hervorgerufen worden, so dunkel sich auch das über Neuhellas waltende Schicksal gestalten mag, sondern durch die Form, indem die Erinnerung an den Nationalruhm des alten Griechenland und seiner Bühne gerade durch die Chöre wieder wach gerufen wird. Es wandeln doch wiederum Chöre über die Bühne an derselben Stätte, wo sie vor Jahrtausenden gewandelt sind — Aeschylus, Sophokles, Euripides treten lebendig vor die Seele der Epigonen. Offenbar verdankt das Schiller'sche Stück als die einzige moderne „Chortragödie" gerade dieser Eigenthümlichkeit die Bevorzugung, die ihr in Neuhellas zutheil geworden.

Die Franzosen übersetzen inzwischen Adolf Müllner's „Schuld", eine Schicksalstragödie, bei der sie wol blos der unleugbare Bühneneffect anlocken mag, der von der im ersten Monolog gesprungenen Saite ab unheimlich schrill durch das ganze Stück geht.

Während die Franzosen sich in unsere abgetragenen Kleider hüllen, wobei noch immer der Sprung aus der Buchhandlung auf die Bühne zu thun übrigbleibt, nehmen wir die neuesten französischen Dramen frisch von den Bretern weg, auf denen sie kaum aufgetaucht sind. Daß dies immer wieder geschieht, obgleich nur ausnahmsweise eins dieser Stücke einen nachhaltigen Erfolg als deutsches Repertoirestück erringt, obgleich viele, die in Paris den größten Erfolg errungen haben, auf einzelnen deutschen Bühnen offenbares Fiasco machen: das beweist doch, daß das Register der deutschen Dramatik ein Loch haben muß, insofern sie den Zeitspiegel ihrem Publikum nicht genugsam vorhält, mit einem Worte zu sehr Familiengemälde, zu wenig Culturgemälde ist. Daß die französische Dramatik diese Lücke ausfüllt, indem sie die größern Strömungen des politischen und gesellschaftlichen Lebens in den Familiensalon hinüberleitet, das ist der Grund der stets erneuten Aneignungsexperimente; daß aber diese französische Cultur wiederum etwas Fremdartiges für uns hat, das ist die Ursache, daß diese Experimente nur in einzelnen Städten, wie in Wien, theilweisen Erfolg haben.

Das jüngste Stück von Sardou: „La famille Benoiton", das bereits in Berlin am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater einen sehr blassen Succeß davongetragen, scheint nun an der wiener Burg, wo „Der Pelikan" Augier's noch immer nicht nur seine Jungen, sondern auch die Theaterkasse füttert, ebenfalls nicht durchgeschlagen zu haben. Doch ein Theil der Kritik, welche mit den Producten von der Seine stets sehr wohlwollend und glimpflich umgeht, während sie an den neuern deutschen Dramen ein zerfleischendes und bluttriefendes Richteramt übt, stellt dem Stücke das Horoskop, es werde allmählich sich auf dem Repertoire einbürgern, wenn sich auch das Publikum am ersten Abend nicht habe mit der Novität vollständig befreunden können. „Eine Familie nach der Mode" — denn unter diesem Titel wird das Sardou'sche Sittengemälde an der Burg aufgeführt — ist eine Satire auf den Luxus; doch die Erfindung in dem Stücke ist gering, d

Situationen gehen in die Breite; die erst mit dem dritten Acte eintretenden Verwickelungen lösen sich in einer versöhnenden, aber deshalb unbefriedigenden Weise. Die Satire dieser französischen Lustspieldichter hat etwas ungemein Gutmüthiges. Nachdem sie den Tanz um das Goldene Kalb geschildert und zwar in einer Weise, welche die gemeinsten Gesinnungen zu Tage treten läßt, begnügen sie sich mit irgendeiner äußerlichen Ehrenerklärung ihrer Helden und Heldinnen und legen dann das Pflaster der Versöhnung auf die geschlagene Wunde. Auch die vielgerühmte Technik Scribe's, die in der That in Bezug auf die einheitliche Verkettung der Handlung nichts zu wünschen übrigließ, ist in den neuesten Dramen Sardou's und Augier's nicht mehr wieder zu erkennen. Der Composition derselben fehlt der organische Zusammenhang; es sind satirische Crayonskizzen, an einen losen Faden der Handlung gereiht.

Daß unsere Buchhändler anfangen, die Franzosen in Bezug auf den Glanz ihrer **Prachtausgaben** nachzuahmen, ist gewiß anerkennenswerth, obgleich nur ein ganz ausnahmsweiser Erfolg einen deutschen Verleger ermuthigen kann, Velinpapier an einen Autor zu wagen. Es sind neuerdings indeß nicht blos lyrische Dichter, sondern auch Erzähler, welche dieser Auszeichnung theilhaft werden. Von **Uhland's** „Gedichten" erscheint eine Prachtausgabe mit geschmackvollen größern und kleinern Vignetten und Initialen (Stuttgart, Cotta, 1865 und 1866); von **Karl von Holtei's** „Schlesischen Gedichten" ist ebenfalls eine durch den Maler von Heyden mit frischem Volkshumor illustrirte Prachtausgabe erschienen (Breslau, E. Trewendt, 1866). Eine [illegible] Ausgabe von **Fritz Reuter's** „Ut mine Stromtid" (Wismar, Hinstorff) ist mit Holzschnitten nach Zeichnungen von [illegible] Pietsch illustrirt, welcher als der humoristische Cruikshank des mecklenburger Dickens erscheint. Ohne Illustrationen, aber in großem Format und stattlicher Ausstattung liegt die zweite [illegible] Auflage der „Heldensagen" von **Firdusi** in der vortrefflichen und glänzenden poetischen Nachbildung von **Adolf Friedrich von Schack** vor uns (Berlin, Hertz, 1865), während die Hirzel'sche Verlagsbuchhandlung auf den ausdrücklichen [illegible] des verstorbenen **Rückert** seine Dichtung „Sawitri" aus brahmanischen Erzählungen in eleganter Miniaturausgabe [illegible] ließ. Um den Inhalt derselben unsern Lesern ins [illegible] zurückzurufen, führen wir die einleitenden Verse an:

Geliebte, komm, daß ich dich mit der Sag' erfreue,
Wie überwand den Tod Sawitri's Gattentreue;
Schon Damajanti's Bild hast du mit Lust erblickt,
Wie von Verzauberung den Gatten sie entstrickt.

Auch von Sawitri wirst du hören sanft gerührt,
Die von des Todes Band den Gatten selbst entschnürt,
Vom Erdenzauberbann kann Frauentreu' entbinden,
Nur diese Treue kann den Tod auch überwinden.

Zur Literatur volksthümlicher Dichtkunst und dergleichen in Schlesien.

Aus Troppau in Schlesien ist uns vom dortigen Gymnasialprofessor **Anton Peter** (in dessen Selbstverlage 1865 erschienen) der erste Band eines der volksthümlichen Literatur Oberschlesiens gewidmeten umfangreichen Werks unter dem Titel: „Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien, gesammelt und herausgegeben von **Anton Peter**", zugegangen. Das ganze Werk ist auf drei Bände berechnet, von denen der vorliegende erste [illegible] nach seinem wesentlichen Inhalte aus einer Sammlung von [illegible]liedern, Kinderspielen, Volksliedern, Volksschauspielen und [illegible]wörtern besteht, wogegen der zweite Band Sagen, Märchen, Gebräuche und Volksaberglauben enthalten soll, der dritte [illegible] für literarhistorische, sachliche und sprachliche Erläuterungen zu den ersten beiden Bänden bestimmt ist. Der Herausgeber hat es sich seit längerer Zeit angelegen sein lassen, in einzelnen Bezirken und Ortschaften des ehemaligen troppauer Kreises Schlesiens alles Volksthümliche, was sich dort in Sitte und Sprache der Bewohner in vollem Leben oder in treuer Erinnerung erhalten hat, zusammenzutragen, zu sichten und zu ordnen. Das Werk ist die Frucht seiner diesfallsigen mehrjährigen Arbeiten. Es soll ein deutliches und treues Bild der, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, „von dem Nivellirungsproceß bedrohten Volksindividualität meines Heimatlandes" darstellen und theils zur Charakteristik der Bewohner jenes Landstrichs in den verschiedenen Beziehungen ihres gemüthlich-poetischen Lebens und ihrer Volksthümlichkeit beitragen, theils auch den Interessen des Sprachforschers und Culturhistorikers dienen. Zu diesem Zweck ward aus dem reichlich zusammengetragenen Schatze eine sorgsame Auswahl getroffen und namentlich alles ausgeschieden, was in sittlicher oder religiöser Beziehung irgend anstößig erscheinen könnte oder was nicht aus dem eigensten Wesen des Volks gewissermaßen herausgewachsen und in ihm feste Wurzel geschlagen hatte. Der Herausgeber hat es dabei nach seiner Versicherung mit dem Ordnen und Sichten des Materials ebenso gewissenhaft als streng genommen, und er hat besonders in Ansehung der Volkslieder und ihrer Aufnahme nur von der vollen Ueberzeugung sich leiten lassen, daß sie „wahres und volles Eigenthum des Volks geworden seien". Im einzelnen ist der Inhalt der im ersten Bande dargebotenen Sammlung (S. 1—455) ungemein reichhaltig, aber man darf es dabei mit der besondern Anordnung und Vertheilung des Stoffs nicht so gar genau nehmen. Die „Kinderlieder" enthalten namentlich Wiegenlieder, Reime und Sprüche für die ersten Kinderjahre, Kindergebete, Sprach- und Gedächtnißübungen, Märchenlieder, Jahreslieder, Sprüche von Handwerkern, Spott- und Neckreime und Räthsel, dagegen die „Volkslieder" ebenso Balladen und Romanzen, als Liebeslieder, Jäger-, Hirten- und Schäferlieder, Soldaten- und Handwerkslieder. Unter den mitgetheilten Reimen, Räthseln und Spielen der Kinder finden sich viele Anklänge an Aehnliches in verschiedenen Ländern Deutschlands, ja sogar an Kinderlieder in England und Schottland. Manches ist übrigens nur in dem oberschlesischen Volksdialekte mitgetheilt und also für Nichtkenner desselben weniger verständlich. Die „Volksschauspiele", die Erschaffung der Welt sammt der Menschwerdung Jesu Christi, und die drei „Christkindelspiele" erinnern an ähnliche dramatische Productionen in andern katholischen Ländern Deutschlands.

Bibliographie.

Aschmann, R., Drei Jahre in der Potomac-Armee oder eine Schweizer Schützen-Compagnie im nordamerikanischen Kriege. Richtersweil. 1865. 8. 20 Ngr.

Erdmann, Ueber Dummheit. Vortrag. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Fels, E., Die Rose von Delhi. Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Fiat lux! Vertheidigung der wahren Freimaurerei gegen innere und äußere Feinde, nebst Gedanken zur Reform des Bundes. Vom Verfasser der Schrift „Adhuc stat". Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Gerlach, v., Die Freiheits-Tendenzen unserer Zeit. Vortrag. Berlin, Heinicke. 8. 5 Ngr.

Germak, I., Kategorische Briefe. Als Illustration zum IIten Thle. von Goethe's Faust und als Anhang zu Chalibäus historischer Entwickelung der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel. Przemysl. Gebr. Jeles. Gr. 8. 1 Thlr.

Hirschfeld, F. S. v., Die Offenbarung Johanni's des Theologen, in nichttheologischen Commentaren erläutert. Saarbrücken, Möllinger. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Kaulich, W., Ueber die Freiheit des Menschen. Ein Beitrag zur Moralphilosophie. Prag, Lehmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Mund, C. D., Erlebnisse eines Arztes. 1ste Abth. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Opel, J. O., Wallenstein im Stift Halberstadt. 1625—1626. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Oppenheim, H. B., Vermischte Schriften aus bewegter Zeit. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Raumer, F. v. — Sein Leben von ihm selbst erzählt. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strackerjan, K., Das Plattdeutsche als Hülfsmittel für den Unterricht. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Strauß, D. F., Kleine Schriften. Neue Folge. Berlin, F. Duncker. 8. 2 Thlr.

Wickede, J. v., Ein Husarenofficier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Leberecht v. Bredow's bearbeitet. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall**.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 10. Mai 1866.

Inhalt: Polak's Werk über Persien. — Oesterreich seit dem Jahre 1809. Von Hans Prutz. — Reißmann's Biographie Robert Schumann's. Von Hermann Kopff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Polak's Werk über Persien.

Im Jahre 1850 faßte der damalige persische Großvezier Mirza Taphi Khan Attebek, genannt Emir Nizam, einer der tüchtigsten Minister, welche Persien in neuerer Zeit besessen, den Entschluß, in Teheran eine Militärschule nach europäischem Muster zu errichten und damit eine Lehranstalt für Medicin zu verbinden, an der sowol Militär- als Civilärzte gebildet werden sollten. Er wandte sich zu diesem Zwecke nach Wien, da er bei Russen, Engländern oder Franzosen irgendwelche politische Einflüsse fürchtete, und gewann für diese Militärschule mehrere österreichische Offiziere und für das medicinische Lehrfach den Dr. Polak. Doch im Jahre 1851 fiel der Emir als das Opfer von Palastintriguen und wurde auf königlichen Befehl hingerichtet. Die eben angekommenen Oesterreicher verloren dadurch ihren Mäcen und hatten sich natürlich der Gunst seines Nachfolgers nicht zu erfreuen, der jeder Schöpfung seines Vorgängers principiell feindlich gesinnt war. Indeß führte der Schah doch im ganzen den Plan des Emirs aus. Es wurde eine Militärschule begründet, an welcher Polak den Unterricht in der Medicin übernahm und durch Vorlesungen, durch medicinische Werke, die er in persischer Sprache erscheinen ließ, durch eine Poliklinik und durch ein auf seine Veranlassung errichtetes Spital, das aber, weil die persischen Beamten das Gold zu essen pflegen, nicht in Flor kommen konnte, seine Schüler heranzubilden suchte. Polak wurde auch zum Leibarzt des Schah ernannt und gewann in dieser Stellung natürlich einen tiefern Einblick in das Hofleben und die Regierungsformen, als sonst einem Europäer vergönnt gewesen wäre, freilich nur, um sich auch hier zu überzeugen, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, indem Teheran in Bezug auf die Regierungsweisheit unter einem und demselben geistigen Breitengrade mit mancher europäischen Hauptstadt liegt. Nur zeigt sich dort der Absolutismus „splitternackt, daß man jede Rippe ihm zählt“, während ihm in Europa ein Mäntelchen umgehangen wird. Die Resultate seines neunjährigen Aufenthalts in Persien hat Polak in folgendem Werke niedergelegt:

Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen von Jakob Eduard Polak. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 4 Thlr.

Polak's Werk ist keine touristische Schrift, welche Land und Leute am Faden einer Reisebeschreibung schildert und durch mancherlei Reiseabenteuer, wie durch Widerspiegelung der Frische, mit welcher erste Eindrücke zu wirken pflegen, anregende Unterhaltung gewährt. Polak hatte Muße, diese ersten Eindrücke zu revidiren und theilt erst das sichergestellte Facit mehrfacher Prüfungen mit. Er selbst sagt in der Vorrede:

> In meinem Buche habe ich mich bemüht, die Verhältnisse frei von aller Voreingenommenheit möglichst objectiv darzustellen. Ein neunjähriger Aufenthalt im Lande, die Kenntniß der persischen Sprache und der einschlagenden Literatur, die ich mir daselbst angeeignet, meine Stellung als Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran und später als Leibarzt des Schah, vielfache Reisen in die verschiedenen Städte und Provinzen, setzten mich in die Lage, die Hauptstadt sowol wie alle Gegenden des weitgestreckten Reichs, seine nach Abstammung, Sprache und Religion vielgestalteten Bewohner, die politischen, ethischen und Culturzustände, soweit es dem Fremden möglich ist, kennen zu lernen. Es versteht sich außerdem von selbst, daß über den weiblichen Theil der Bevölkerung, sowie über das Familienleben im Orient überhaupt, nur der Arzt einen auf eigener Anschauung fußenden Bericht zu geben im Stande ist. Ich vermied bei der Abfassung, fremde Quellen zu benutzen; ich wollte, daß das Buch mir gehöre, daß ich allein für seine Vorzüge und seine Fehler einzustehen hätte:
>
> Besser steht mein eigen Wams, geflickt,
> Als erborgtes, reich mit Gold gestickt. (Saadi.)

Polak's Werk darf als ein zusammenhängendes ethnographisches Gemälde betrachtet werden, welches den Nationalcharakter der Perser, ihre staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, ihren religiösen Cultus, Nahrung, Kleidung, Familien- und Geschlechtsleben, Bildung, Wissenschaften und Künste, Polizei, Industrie und besonders eingehend auch die persische Heilkunde mit einer Fülle von Detailzügen darstellt, wie sie nur dem Augenzeugen lebendig sein kann, und dabei auch manches neue Licht auf die jüngste Geschichte Persiens fallen läßt.

Gleichwol können wir das Bedauern nicht unterdrücken, daß Polak nicht mehrere seiner interessanten Reisen in das

Land, auf die er gelegentlich zurückkommt, auch in touristischer Weise dargestellt und uns so ein lebendiges Bild der verschiedenen persischen Städte und Landschaften entworfen hat. Man wird es immer als einen Mangel empfinden, daß wir z. B. von des Reiches alter Hauptstadt Ispahan nicht eine ebenso eingehende Schilderung erhalten wie von Teheran, daß wir dem Verfasser nicht auf seiner Reise nach dem dichterberühmten Schiraz mitten durch die räuberischen Nomadenstämme hindurch folgen dürfen oder auf der Tour nach Masanderan 1854, wo er bei der Rückreise im Thal des Häras die ungebahnten Wege des persischen Reichs in ihrer ganzen Gefährlichkeit kennen lernte. Gerade die einzelnen Streifblicke, die der Autor gelegentlich auf diese Touren wirft, die anekdotischen Züge, die er uns von denselben mittheilt, lassen um so mehr bedauern, daß nicht eine oder die andere dieser Reisen uns im Zusammenhang erzählt wird.

Der Gesammteindruck dieser ethnographischen Schilderungen bleibt jedenfalls ein niederschlagender, indem wir sehen, wie ein altes Culturvolk von trefflichen Anlagen unter dem Drucke des Despotismus und einer der geistigen Entwickelung wenig förderlichen Religion und Sitte verkümmert. In Persien herrscht der offenkundige Verfall, mindestens in allem, was zum staatlichen Gemeinwesen gehört. Tritt ein energischer Minister auf, der das, was im Staate faul ist, zu reformiren sucht, wie Emir Nizam, so wird er wegen usurpatorischer Tendenzen verdächtigt und gestürzt. Ueberall tritt die Regierungsmaschine und die durch den Despotismus geschaffene Volkssitte der freien Entfesselung der productiven Kräfte hemmend in den Weg. Gegen die Erpressungen der Gouverneure steht dem überbürdeten Landmann kein Weg der Klage offen:

Eine Beschwerde beim Gouverneur, mit dessen Wissen und Willen die Ausplünderung erfolgt, würde natürlich völlig fruchtlos sein. Macht er sich auf den Weg nach der Hauptstadt, um beim Schah, dem Born der Gerechtigkeit (adâlet medâr), sein Recht zu suchen, so ist er in Gefahr, unterwegs von den Spionen des Gouverneurs aufgegriffen und für seine Verwegenheit gezüchtigt zu werden. Falls er aber glücklich die Hauptstadt erreicht, wie soll er dem Schah seine Klage vorbringen, da kein Unbekannter demselben auf Schußweite sich nahen darf und jeder, der etwa aus der Ferne durch Schwingen einer Bittschrift (arizeh) dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht, von der höfischen Umgebung als ein Wahnwitziger (diwâneh) bezeichnet und sofort den Augen des Herrschers entzogen wird! Die einzig mögliche Aussicht auf Erfolg bietet das Asyl bei einer einflußreichen Person.

Mit den Gouverneurstellen treibt die Regierung förmlichen Handel:

Von vornherein hat der Ernannte eine Summe von beiläufig 40000 Tuman = 480000 Francs an die Privatkasse des Schah zu erlegen und einen gleichen, wenn nicht noch höhern Betrag zu Geschenken an die Königin-Mutter, die Minister, Staatssecretäre, Kammerherren (pischchedmet) u. s. w. zu verwenden. Immense Kosten verursacht die Anschaffung von Pferden, Zelten, Teppichen und was sonst zur Entfaltung des nöthigen Pomps für nothwendig erachtet wird. Das Geld dazu borgt er sich gegen hohe Zinsen, zwischen 18—40 Procent. Da nun seine Bestallung immer nur auf ein Jahr lautet, von Neujahr (21. März) bis zum nächsten Neujahr, so trachtet er danach, gleich im ersten Jahre nicht nur alle die ausgelegten Summen wieder einzubringen, sondern auch sich ein Vermögen zu machen, zumal er nicht sicher ist, daß die Regierung nach Ablauf seiner Verwaltungszeit ihn mit Recht oder Unrecht zur Rechenschaft zieht und er seine Straflosigkeit wiederum durch bedeutende Summen erkaufen muß. Aus diesem Grunde ziehen es die Steuerpflichtigen vor, wenn der schlechteste Gouverneur längere Zeit im Amte bleibt, als wenn ihn rasch ein besserer ablöst, denn jener ist, wie man sich ausdrückt, wenigstens „satt“. Welch ungeheuere Summen die Gouverneure erpressen, mag man daraus abnehmen, daß zwei Onkel des Schah, Issâ Khan und Amir Aslan Khan, während mehrjähriger Verwaltung ihrer Stellen trotz des großen Aufwandes jeder beinahe eine Million Tuman auf die Seite gebracht haben sollen. Der Schah weiß das sehr wohl, glaubt aber es nicht ändern zu können. Er gab in meiner Gegenwart dem Nachfolger Issâ Khans bei seinem Abgange nach der Provinz Chamse folgende Instruction: „Mein Onkel hat die Provinz ziemlich hart mitgenommen; sieh zu, daß die Leute leben können, denn sie sind arm und geduldig (fakir ädem est).“ Dennoch ward kurze Zeit darauf demselben Issâ Khan das Gouvernement einer andern Provinz anvertraut, und das in der officiellen Zeitung abgedruckte Diplom lautete: „In Betracht, daß Issâ Khan durch gute Behandlung der Rayets (rayet-peresti) und durch Pflege der Landescultur sich besonders ausgezeichnet, ernennen wir ihn zum Gouverneur von Ispahan, damit er in gewohnter Weise das Wohl dieser Provinz fördere...“

Eine andere drückende Last für das Land besteht in den Reisen des Schah und der Regierungsbeamten. In jedem Dorf, das der Schah berührt, müssen ihm Geschenke überreicht und Lebensmittel für sein ganzes Gefolge ohne Entgelt geliefert werden. Wohlhabende Gemeinden senden daher Geschenke an die Kammerherren, damit diese durch allerhand Vorspiegelungen den Schah zur Wahl einer andern Route bestimmen. Es gelingt ihnen in der Regel, und der Zug geht dann gerade durch die ärmern Bezirke, welche die Mittel zur Bestechung der Höflinge nicht aufbringen konnten.

Was die schon an und für sich ungleich und ungerecht, weil nach frühern Bevölkerungsverhältnissen vertheilten Steuern betrifft, so wissen sich die Mächtigen, in deren Händen der umfänglichste Grundbesitz ist, der Steuer zu entziehen, ein Ausfall, der von den kleinen Eigenthümern getragen werden muß. Ja, auch eine Analogie der mecklenburgischen Bauerausschlachtungen findet sich in Persien:

Altpersischer Ueberlieferung gemäß ist jedes Dorf in sechs gleiche Theile (dung) getheilt, deren jeder einem andern Besitzer gehören kann. Dies wird von Mächtigen oder von Leuten, die einen Mächtigen zum Freunde haben, als bequeme Handhabe benutzt, um ein Gut „billig“ an sich zu bringen. Man kauft ein Dung und zwingt dann durch allerhand Chicanen die Eigenthümer der übrigen fünf Antheile, dieselben weit unter dem Werthe herzugeben.

Ueberall wird die productive Thätigkeit durch die Rechtlosigkeit der Zustände gehemmt. Das Aufsuchen von Quellen und die Anlage von Leitungen und Kanälen bildet ein eigenes Gewerbe, das der Mukanni (Brunnengräber), welcher bei dem regenlosen Himmel Irans für den Landbau durchaus unentbehrlich ist. In der That wird auch hierin wie im Zertheilen und Ableiten der Flüsse Tüchtiges geleistet; doch auch hier verdirbt die schlechte Staatswirthschaft wieder, was der thätige Fleiß geschaffen

Es existiren zwar alte Gesetze, welche das Abgraben einer ...ießenden Quelle oder Leitung streng verbieten. Allein die Nächtigen kehren sich nicht an diese weisen Vorschriften, sondern graben in der Nähe einen etwas tiefern Stollen oder entziehen gar durch directe Communication einem Kanal sein Wasser. So werden die Felder eines Dorfs plötzlich der Vegetation beraubt, die Einwohner müssen es verlassen, und Ortschaften, welche frühere Reisende auf ihren Karten verzeichneten, verschwinden spurlos, höchstens machen noch einige Ruinen und ...pperstauden die Stelle, wo sie gestanden haben, erkennbar. Die Kanäle, wodurch einst den 500000 Einwohnern der alten Stadt Rages Wasser in hinreichender Menge zugeführt wurde, ...d jetzt dermaßen zerstört, daß sie den kleinen Bedarf des auf ...n Trümmern von Rages stehenden Fleckens Schah-abdulazim ...um nothdürftig zu liefern vermögen.

Bei der Unvollkommenheit des Pflugs und der andern ...ndwirthschaftlichen Instrumente und dem Schaden, wel...hen Insekten, namentlich Heuschreckenschwärme den Saa...n zufügen, hat der Landbau überhaupt in Persien einen ...hweren Stand. Dennoch verstehen die Ispahaner und ...e Gebern von Yezd sich trefflich auf den Gartenbau und ... die geschickte Handhabung des Spatens, mit Anwen... von Düngmitteln, die aus künstlichen Düngerfabri... Ispahans hervorgehen. Ebenso ringen die Gebirgs...hner mühsam dem Boden eine kärgliche Ernte ab, ...em sie, an den Felsterrassen hinaufsteigend, jedes kleine ...chen Erde mit Getreide bebauen und jeden Baum ...h Umzäunungen gegen Schneelavinen schützen. Nicht ... Volke selbst liegt daher das Hemmniß der Entwicke...g, sondern in den traurigen Staatsverhältnissen.

...ie vom Landbau gilt dies von der Industrie. Auch ...t die Regierung nicht das Geringste zur Hebung ...erbfleißes, begünstigt im Gegentheil durch ein ...aftiges Zollsystem die Einfuhr fremder Waaren; ... an Straßen und Verkehrsmitteln, an vollkomme... ...erkzeugen und Maschinen, an Kapitalien und Cre... ...ennoch leistet Persien in der Fabrikation von Shawls ...eppichen, von Filzen, von Glas u. s. w., ebenso in ...teinschleiferei ganz Tüchtiges. Die persischen Ge... ... sind reich an Schätzen, doch liegt der Bergbau noch ... im argen. Größere Fabriketablissements nach euro...chen Mustern und auf Staatskosten, mit denen der ... Schah den Versuch machen wollte, lassen sich in ...en nach Polak's Ansicht nicht erfolgreich begründen, ... es an den nöthigen Arbeitskräften fehlt, weil es fer... ...unmöglich ist, den maßlosesten Unterschleifen und Ver...ungen bei Verwaltung der Etablissements vorzubeu... ...nd weil die Herbeischaffung von Maschinen und ...en aus so weiter Ferne und auf den ungebahnten ...en des Landes mit kaum zu überwindenden Schwierig...n verbunden sein würde. Die gemachten Experimente ...iner Papiermühle, einer Stearinkerzenfabrik u. s. w. ...ten Polak's Ansicht. Meist aber trug wieder die ...wirthschaft die Hauptschuld an dem Mislingen ...ehmungen. So scheiterte eine Zuckerraffinerie ... daran, daß die Producenten von der Regierung ...geltlichen Ablieferung der Cassonade gezwungen ... und deshalb den Anbau des Zuckerrohrs einzu...n begannen. Eine Baumwollspinnfabrik wurde mitten in der Wüste erbaut, wo Wasser und Brennmaterial fehlen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil in der Nähe das Jagdrevier des Königs liegt und das Etablissement einen bequemen Platz zum tæmäschä (Spectakel) bietet. So ist es in letzter Instanz überall die despotische Regierungsform, deren willkürliche Anforderungen mit der Entwickelung des Landes in Widerspruch treten.

Nicht einmal die Hauptstütze der absolutistischen Gewalt, das herrliche Kriegsheer, erfreut sich in Persien der wünschenswerthen Organisation. Der Sold wird so unregelmäßig gezahlt, daß der Cavalerist, um sein Pferd zu ernähren, oft genöthigt ist, Waffen und Rüstzeug als Pfand zu versetzen. Auch ist die Disciplin so lax, daß die Soldaten auf ihren Märschen nicht nur wie Heuschrecken über die Früchte der Obstbäume herfallen, sondern auch die Bäume selbst umhauen und sie sammt allem Holzwerk, was in und an den Bauerhäusern zu finden ist, verbrennen; kein Fenster, keine Thür, kein Dachsparren, kein hölzernes Geräth wird von ihnen verschont. Nahen sich Truppen einem Dorfe, so flüchten daher die Einwohner mit ihren Habseligkeiten in das Gebirge. Von seiten der Offiziere geschieht nichts, um die Mannschaft vom Stehlen abzuhalten. Im Gegentheil sehen sie es nicht ungern, wenn der Soldat auf fremde Kosten lebt, weil sie dann fast seinen ganzen Sold in ihre Tasche stecken können. Ja sie verschmähen nicht, geraubte Pferde und Maulthiere für sich selbst als den ihnen zukommenden Antheil an der Beute in Anspruch zu nehmen. Wie sich diese Truppe im Kriege bewährt, das berichtet ein Augenzeuge der Belagerung von Bender-Abassi, der schwedische Arzt Fagergreen in einem Briefe, in welchem er das gegen den aufsässigen Imam von Maskat ins Feld rückende Expeditionsheer zunächst als im höchsten Grade undisciplinirt, schlecht genährt und fast zur Hälfte fieberkrank schildert. Er schreibt dann weiter:

Sie kennen noch nicht die Kriegsweise der Perser; sie ist von dem europäischen System wie Tag von Nacht verschieden. An eine regelmäßige Belagerung mit Parallelen, Laufgräben, Anlage von Batterien, ist bei ihnen nie zu denken; führten doch die 8000 Soldaten nicht ein Dutzend Grabscheite mit sich. In den Kriegen der Perser kann ein Zufall, eine Bagatelle die Schlacht verlieren oder gewinnen machen; ein einziger von einer Kugel getroffener Soldat kann die ganze Armee entweder in Schrecken oder in Wuth versetzen; gelingt es nur, zwei bis drei vorwärts zu bringen, so folgen die andern wie Schafe, wo Gefahr, oder wie Löwen, wo Aussicht auf Beute vorhanden ist. Weder Commando noch Gehorsam gibt es am Tage der Schlacht, jeder folgt der eigenen Eingebung.

Auch die andere Stütze des absolutistischen Regiments, die Priester, namentlich die aus dem Volk hervorgehenden Mulas, scheint in Persien ziemlich morsch zu sein. Die Mulas sind vom Bürgerstand gehaßt, von der Regierung aber als Anstifter von Meuterei und Aufruhr gefürchtet. Der Kampf zwischen Staat und Kirche dreht sich in Persien vorzugsweise um das Asylrecht, welches von energischen Ministern als eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit betrachtet und möglichst eingeschränkt wird. Früher galt in Persien jede Imamsade (Begräbnißstätte eines der nächsten Verwandten Ali's) sammt ihrem Umkreise für ein

Asyl; außerdem auch die Moscheen, das Zeughaus und, höchst charakteristisch für persische Sitten, die Pferdeställe.

Gesindel aller Art hauste im Rayon der Moscheen, um nachts auf Raub auszuziehen und sich dann wieder unter deren Schutz zu bergen. Aufrührerische Priester boten mit solchen stets zu Excessen geneigten Banden der Autorität der Regierung Trotz, ja der Scheik-ul-Islam von Tabris setzte sich einst an der Spitze von nicht weniger als 20000 Lutis in Marsch gegen die Hauptstadt. Unter der Regierung des vorigen Königs Mehmed Schah erhob der Imam-Dschumah von Ispahan, ein verschmitzter und gewaltthätiger Priester, ebenfalls gestützt auf zahlreiche Haufen von Lutis, offen die Fahne der Empörung. Nach blutigen Kämpfen, worin von beiden Seiten Tausende getödtet wurden, mußte die Regierung sich zu einem Compromiß verstehen.

Neben dieser durch rechtgläubige Priester verursachten Rebellion spielt der Aufstand ungläubiger Sekten in der neuesten persischen Geschichte eine große Rolle. Die Sekte der Babis muß auch schon insofern für ein interessantes Phänomen gelten, als sie den Beweis liefert, daß gewisse Ideenkreise unter den verschiedensten Religionsformen auftauchen. Die Babis sind persische Communisten, welche den Koran leugnen, den Communismus der Güter und die volle Emancipation der Frauen einführen, ein mohammedanisches Wiedertäuferthum, welches sich in Persien sogar auf einen Ahnherrn, den von Thomas Moore in wenig schmeichelhafter Weise verherrlichten „Propheten von Khorassan" berufen kann. Der Stifter der Sekte, ein gelehrter Seide, nannte sich bab eddin (Pforte des Glaubens) und fand zahlreiche Anhänger, gerade unter den Gelehrten des Reichs. Babeddin wurde zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Er stand, an eine Mauer gelehnt; die Soldaten schossen ungern und schlecht; der Prophet benutzte den Pulverdampf, um durch ein Loch der Wasserleitung zu entkommen. Er wäre gewiß als zum Himmel gefahrener Wundermann von seinen Getreuen angebetet worden, wenn man ihn nicht an der andern Seite der Mauer entdeckt und dort erschossen hätte.

Damit dieser Sekte kein Bestandtheil des europäischen Revolutionsapparats fehle, ging auch von ihr ein Attentat auf den Schah aus, indem einer ihrer Anhänger eine Pistole auf den „Punkt, gegen den die Welt sich neigt", abfeuerte. Schon früher war der communistische Aufstand, namentlich in Masanderan, entbrannt, wo die Aufständischen mehrere feste Plätze nahmen und erst nach langem Kampfe durch die Uebermacht der königlichen Truppen unterdrückt werden konnten. Obgleich in Persien die frühern grausamen Todesstrafen meistens abgeschafft sind, so glaubte man doch, dieser Sekte gegenüber, welche die Grundfesten des Glaubens und der Sitte zu untergraben trachtete, dieselben wiederum ausnahmsweise in Anwendung bringen zu müssen, um so mehr, als der Schah durch die Sektirer, die sich unter den Hof- und Staatsbeamten überall in seiner nächsten Nähe befinden sollten, sein Leben fortwährend bedroht sah. Er verordnete daher, alle Babis aufzuspüren und ins Gefängniß zu werfen. Jedem Corps, jeder Branche des Civil- und Militärstandes sollte wenigstens ein Babi zur Hinrichtung übergeben werden, damit, falls im einen oder andern Corps noch heimliche Anhänger der Sekte wären, diese sich die Theilnahme an der Execution für immer bei ihren Glaubensgenossen compromittirten. Man amputirte stückweise, räderte, brannte, trieb Hufeisen in die Sohlen, bohrte Löcher in den Leib und steckte brennende Lampen hinein u. s. w., und jeder einzelne im ganzen Corps mußte sich an der Verübung der Martern betheiligen. Selbst das Kriegsministerium erhielt seinen Löwenantheil an diesen Executionen.

Eine Sekte, welche die Emancipation der Frauen predigte, hatte natürlich auch Anhängerinnen unter dem zarten Geschlecht. Die Frau des Großvezier's sogar stand im Verdacht, eine „Babi" zu sein. Namentlich aber war die gelehrteste Frau Persiens, Gurret-el-ayn (Augenweide), eine eifrige Bekennerin der neuen Lehre. Diese gelehrte Frau war überdies, wodurch sie sich von den meisten gelehrten europäischen Damen unterschied, von großer Schönheit. Sie wurde daher auserlesen, vom Kriegsminister und seinen Adjutanten zu Tode gemartert zu werden, eine Execution, welche sie, wie Polak, der zugegen war, bezeugt, mit übermenschlicher Stärke erduldete. Dies Pröbchen persischer Staatsretterei wirft auf die dortigen Culturzustände ein eigenthümliches Licht; wir mögen uns immerhin glücklich preisen, in Ländern zu leben, wo die Kriegsminister mit schönen emancipirten Damen in einer minder raffinirten Weise verkehren.

An der Spitze dieser so vielfach bedrohten, innerlich morschen Regierungsmaschine steht nun der „König der Könige", der Schah Nassereddin, der seit 1848 regiert und anfangs über mehrere Prätendenten und aufständische Provinzen erst den Sieg davontragen mußte, ehe er seiner Krone sicher war. Wir erhalten von diesem Fürsten durch Polak, der als Leibarzt stets in nächster Beziehung zu ihm stand und mancherlei Gespräche mittheilt, die er mit ihm geführt, ein photographisch treues Bild. Sein Hauptstreben ist die Mehrung des Reichs unter allen Umständen, selbst den gefahrdrohendsten und mislichsten, ein Princip der Regentenweisheit, auf welches weder das Morgenland noch Schah Nassereddin ein Monopol besitzt. Ohne gerade von Natur grausam zu sein, hat er doch seine Regierung durch einige, nur für den Orient minder auffallende despotische Schandthaten befleckt. Die eine ist die Hinrichtung des Emirs Mirza, seines Wohlthäters und des größten persischen Ministers der Neuzeit, aus Eifersucht auf dessen Macht; die andere die meuchlerische Ermordung des afghanischen Prinzen Jussuf, der sich der Gastfreundschaft des Schahs zu Teheran erfreute, im Garten des königlichen Schlosses. Der zum Nachfolger designirte Kronprinz Kassim ist der Sohn einer ehemaligen Tänzerin. Doch die Heraldiker mußten beweisen, daß die Tänzerin aus der Familie der Sassaniden abstamme. Tout comme chez nous. Im Ministerium findet unter den verschiedenen Vezieren auch der Polizeimeister der Hauptstadt, der Keldey von Teheran, seinen Platz, was ebenfalls eine europäische, nur minder naiv ausgesprochene Analogie bietet; unter den Hofbeamten finden sich neben den Köchen, wegen der Gefährlichkeit ihres Amts von dem Schah

besonderer Schonung behandelt werden, und neben den Läufern mit der Schellenkappe auch der Scharfrichter, der Hofmaler, der Hofpoet, der Hofastronom, der Hofhistoriker. Der Schah traut übrigens keinem seiner Diener und Beamten; wenn er ihnen schmeichelt, sie beschenkt und mit Lob überhäuft, so geschieht es nur aus Besorgniß, daß sie ihn sonst verrathen möchten. Ebenso traut niemand am Hofe dem Schah und seinen Worten; er ist trotz seiner zahllosen Dienerschar der am schlechtesten bediente Herr. Seine Gesetze werden nicht befolgt; seine Verfügungen, in der officiellen Zeitung proclamirt, kommen nicht zur Ausführung. Er weiß es wohl und fragt deshalb nie nach dem Vollzug seiner Befehle. Die Strenge des Despotismus wird überhaupt durch die patriarchalische Beimischung desselben gemildert. Der Schah bekümmert sich theilnehmend um die häuslichen und Familienangelegenheiten seiner Diener, um ihr directes und indirectes Einkommen. Bisweilen überreicht ein ganz untergeordneter Diener dem Monarchen ein Lamm, einen Hut Zucker oder eine Schüssel Candis. Der Schah erkundigt sich nach dem so kräftig unterstützten Anliegen und erfährt in der Regel, daß sich der Diener verheirathen will und es auf eine allerhöchste Beisteuer abgesehen ist. Niemand darf mit leeren Händen vor dem Antlitz des Königs erscheinen, selbst wenn er ihn um eine Gnade bitten will. Die asiatischen Gesandtschaften bringen Pferde, Shawls, Reis, Taback, Wollen- und Seidenwaaren, die europäischen Waffen, Gemälde, Orden u. s. w.; doch ist man in Teheran sehr praktisch und geht auf den Kern der Dinge. Sobald sich die Gesandten entfernt haben, tritt der Schatzmeister hinter einem Vorhang hervor, um jedes Stück, die Diamanten in der Fassung eines Ordens genau nach dem Geldwerth zu taxiren. Die Farben des Schah, die zu seinen Prärogativen gehören, sind weit davon entfernt, europäische aschgraue Modefarben zu sein. Das Leibroß hat eine durch Henna erzeugte goldgelbe Farbe und eine goldene Kugel am Schweif, das Zelt des Schah und sein Regenschirm sind roth.

Was die allgemeine Lage des Reichs betrifft, so schildert sie Polak in keineswegs günstigen Farben:

Wir finden eine Dynastie, welche bisjetzt nur schwache Wurzel gefaßt hat, einen König, dem zwar nicht guter Wille abgesprochen werden kann, der aber weder Kraft noch Ausdauer besitzt, um seine Absichten durchzuführen, und eine entartete Priesterkaste, von welcher der Schah nicht als legitimer Herrscher anerkannt wird, weil er nicht aus der Familie des Propheten stammt, die in ihren Augen allein zum Khalifat berechtigt ist. In den Provinzen, den Bedrückungen der Gouverneure preisgegeben, herrscht Unzufriedenheit: der Süden war von jeher schwer zu regieren und stets in halber Empörung; der Osten ist von Turkomanen und Chiwanern bedrängt und durch Wegführung der Bewohner entvölkert; die reichen und ergiebigen Provinzen am Kaspischen Meere wurden durch lange Misregierung dahin gebracht, daß sie nichts sehnlicher als eine russische Occupation wünschen und in der That auch schon zweimal darum anhielten; selbst die der Dynastie bisher treueste Provinz Azerbeidschan haben die Gouverneure durch systematisches Aussaugen zur Verzweiflung getrieben; kurz nirgends findet sich eine Spur von Liebe und Anhänglichkeit an König und Thron. Die Industrie liegt danieder, weil sie mit den Fortschritten der europäischen nicht concurriren kann. Aus alledem möchte man schließen, daß mit der Zeit das Land eine Beute der europäischen Mächte werden, daß namentlich das Gebiet am Kaspischen Meer unvermeidlich an Rußland fallen müsse. Bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Bevölkerung wäre allerdings ein Zug von 10000 Mann, wie zu Zeiten Xenophon's, nichts Unmögliches, ja die Hälfte dürfte vielleicht genügen, um ganze Provinzen zu erobern. Anders stellt sich die Frage, ob und wie das Eroberte auf die Länge zu erhalten sein würde. In einem alten Culturlande kann man nicht tabula rasa machen. Mag der Sieger die unterjochte Nation mit Güte oder mit Strenge behandeln, sie wird die Erinnerung an ihre Selbständigkeit nicht aufgeben und aus der Gefahr, ihre Nationalität zu verlieren, immer neue Kraft zum Widerstand schöpfen.

Mit diesen traurigen Zuständen und Misständen der Regierung und des öffentlichen Lebens fast nach allen Seiten hin contrastirt nun der im ganzen tüchtige Kern des Volks, der sich auch in den von Polak eingehend geschilderten Sitten und Gebräuchen ausspricht. Der Perser bietet in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus: das Haar ist schlicht, doch der Haarboden sehr dicht, der Bart daher sehr stark entwickelt, der Schädel schön oval, die Stirn nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet, die Augen groß mit gewölbter Hornhaut, die Augenbrauen bogenförmig, das Kinn schmal, die Knochen dünn, Hände und Füße von besonderer Schönheit. Sehr große und sehr kleine, sehr fette und sehr magere Individuen finden sich selten; ebenso wenig scharf ausgeprägte oder schlaffe Gesichtszüge. Die Gewohnheit des Persers, sich stets zu beherrschen, Geberdenspiel und Gesticulationen zu vermeiden, läßt nicht zu, daß häufig wiederkehrende Affecte auf die Bildung der Physiognomie Einfluß ausüben. Ebenso gleichmüthig erträgt der Perser Glück und Unglück und lebt nur in der Gegenwart. Im Umgang ist er angenehm; er versteht es, immer etwas Verbindliches zu sagen, und wird nie eine Bitte rund abschlagen, sondern er zieht es vor, zu versprechen und nicht zu halten. Er hängt fest an seiner Familie, seinem Stamm, Verrath in der Familie ist fast unerhört. Es ist charakteristisch, daß die persische Sprache für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen kein Wort hat, trotzdem sie sonst sehr fein ausgebildet ist. Desto reicher ist die Gesellschaftssprache an Titulaturen und Complimenten; auch Knechte aus reichen Häusern tituliren sich Särkar (Excellenz). Ueber eine vornehme Abart des Persers, welche den höhern europäischen Pflastertretern entspricht, gibt Polak folgende Auskunft:

Unter den höhern Klassen, ferner unter den Beamten und Schriftgelehrten, den sogenannten mirza, mustäfi (Secretäre), muharrer (Stilisten), munschi (Correctoren), sowie unter den zahlreichen Luxusdienern, begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in dem Roman „Hadschi Baba" von Morrier unübertrefflich geschildert ist. Der Perser hat einen eigenen Namen für sie geschaffen, er nennt sie fuzul, und ihr Benehmen, ihr ganzes Thun und Lassen fuzuli. Der Fuzul ist ein Mensch, der sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen, überall aber auf seine Weise Profit (mædächel) zu machen und fremdes Gut an sich zu ziehen, nach persischem Ausdruck „zu essen" versteht. Er ist vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und trachtet sie auszubeuten. Kriechend wie ein Wurm vor den Obern, ist er voll Anmaßung gegen den Untern, den er seine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt.

Er lügt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großem Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intriguirt und verleumdet; er sucht auf alle Weise denjenigen niederzudrücken, der ihm einst nützlich war, denn er will nicht dankbar sein; er kann es nicht ertragen, eine Verpflichtung gegen jemand zu haben. Er weiß einige Gedichte, Verse und Epigramme zu citiren, und hat stets eine geeignete Bemerkung in Bereitschaft. Er schickt sich in alle Lagen des Lebens und ist zu allem brauchbar, zum Minister wie zum Pferdeknecht. Er betheuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: „Gau churdem!" (Ich aß Koth!) In Ispahan besonders gibt es Fuzuls von reinstem Wasser, daher Morrier weislich den Helden seines Romans dort erziehen läßt. Ein Muster von Fuzul war der vorige Großvezier, Mirza Aga Khan, selbst für die Perser ein Phänomen, man nannte ihn fuzul ibne fuzul (Fuzul Sohn des Fuzul). Er gelangte unter Mehmed Schah in den Staatsdienst; der damalige Minister, Hadschi Agassi, gegen den er intriguirte, äußerte sich über ihn: „Wenn der Diw (böser Geist) von Demawend auf die Ebene Teherans herabsieht und daselbst den Aga Khan bemerkt, so zieht er sich bescheiden zurück, denn er erkennt, daß er einen Meister gefunden."

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Oesterreich seit dem Jahre 1809.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Zehnter Band: Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

In einem Augenblicke wie dem gegenwärtigen, wo Kriegsbereitschaft und Mobilmachung, Armirung der Festungen, Truppenconcentrationen und Pferdeankäufe die Parole des Tags sind, wo eine kleine, aber laute Zahl von politischen Heißspornen den allgemeinen Ruf nach Aufrechterhaltung des Friedens durch ein martialisches Säbelgerassel zu übertönen bemüht ist, wo die beiden deutschen Großmächte schon die Hand am Schwert haben und einander dabei doch an Versicherungen der vollkommensten Friedfertigkeit zu überbieten streben, wo jedermann erstaunt nach Grund und Zweck des mit solcher Emphase in Aussicht gestellten Kriegs fragt, ohne doch eine wirkliche Antwort darauf bekommen zu können, wo man mit Recht hinweist auf die innern Zustände der beiden zum Kriege rüstenden Staaten und sich dabei unmöglich davon überzeugen kann, daß dieselben einer großen, glanzvollen Action nach außen hin besonders günstige Aussichten eröffnen, und es fraglich erscheinen muß, ob eine solche selbst nur als Abzugskanal einigermaßen ihre Dienste thun würde: in einem solchen Augenblicke ist es, so sehr das Interesse auch der Zukunft zudrängt, doch ganz besonders fesselnd und lehrreich, sich rückwärts zu wenden, den Gang zu verfolgen, welchen die Ereignisse namentlich im Innern der Staaten genommen haben, der Entwickelung nachzugehen, aus der die Probleme entstanden sind, deren Lösung die Aufgabe gerade der nächsten Wochen und Monate sein muß. Welches Interesse die kriegslustigen Politiker Preußens in dem ganzen Conflict verfolgen, ist bekannt; es erklärt sich daraus auch ihr Bestreben, möglichst als der angegriffene, nur gezwungen zu den Waffen greifende Theil zu erscheinen, eine Rolle, von der es für das erste zum mindesten zweifelhaft bleiben muß, ob sie sich mit einigem Erfolge wird durchführen lassen. Räthselhafter noch muß die Kriegslust Oesterreichs erscheinen: denn inmitten einer großen Krisis, durch welche die früher zur neuen Aufführung des Staatsgebäudes gelegten Grundsteine wiederum beseitigt sind und Oesterreich wieder in den sich in seiner Geschichte so oft darbietenden Zustand des Provisoriums, des vollständigen Schwebens versetzt worden ist, wird niemand den geeigneten Zeitpunkt zur Führung eines Kriegs finden wollen, der fast mit Nothwendigkeit nach Norden und Süden gleichmäßig geführt werden müßte. Und gerade Oesterreichs Zusammensetzung, sein ganzes staatliches Gefüge ist so außerordentlich eigenthümlicher Art, daß selbst von glänzenden Erfolgen nach außen hin eine Lösung der im Innern noch schwebenden Fragen nicht erwartet werden kann, äußere Verluste aber die Noth und Verwirrung im Innern nur ins Unendliche steigern und verschlimmern können.

Ein Blick auf die jüngste Vergangenheit Oesterreichs bestätigt diesen Satz, er enthüllt zugleich die gewaltigen Schwierigkeiten, welche Oesterreich im Falle eines größern Kriegs zu überwinden haben würde und welche man vor allen, ja fast ausschließlich in seinen innern Zuständen zu suchen hat. In dieser Hinsicht ist das Erscheinen eines Werks gerade jetzt doppelt freudig zu begrüßen, in welchem — man kann wol mit Recht sagen zum ersten mal — eine klare, unparteiische und sachkundige Darstellung von Oesterreichs Entwickelung während der letzten funfzig Jahre gegeben wird. Die von Karl Biedermann herausgegebene „Staatengeschichte der neuesten Zeit", welcher wir schon die trefflichen Werke von Reuchlin über Italien, von Rochau über Frankreich, Pauli über England, von Bernhardi über Rußland u. s. w. verdanken, hat mit den uns vorliegenden beiden Theilen der „Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809" von Anton Springer eine Fortsetzung erhalten, welche an Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit in Benutzung der hier gewiß doppelt schwer zugänglichen Quellen, an Gediegenheit und Klarheit des Urtheils ihren Vorgängern würdig zur Seite tritt; an Frische, Lebendigkeit und Eleganz der Darstellung sowie an Werth gerade für die Politik der Gegenwart manche derselben übertrifft. Der Verfasser ist ein trefflicher Kenner österreichischer Zustände, tief eingeweiht in das Getriebe der Parteien, welche in den letzten Jahrzehnten besonders entscheidend in die Schicksale des Kaiserstaats eingegriffen haben, dabei vorurtheilsfrei und selbst nicht befangen durch bestimmte Tendenzen in der einen oder andern Richtung. So ist denn das vorliegende Werk eine wirkliche Bereicherung unserer historischen Literatur, zugleich eine Quelle, aus der man sich über die so complicirten und eben deshalb so schief aufgefaßten und so unrichtig beurtheilten Verhältnisse des nationalitätenreichen Staats sowie über die in ihm miteinander ringenden Interessen völlig neue Anschauungen und damit die Grundlage zur richtigen Erkenntniß auch der gegenwärtig schwebenden Fragen erwerben kann. Und man thut dieses mit Freude und Genuß an der frischen und

lebensvollen Darstellung, welche die handelnd auftretenden Personen mit plastischer Lebendigkeit vorführt, und der man, wenn man mäkeln wollte, höchstens stellenweise etwas weniger sprudelnden Humor wünschen möchte; da aber mag man mit Recht antworten, daß mehr als sonst irgendwo gerade bei einer Darstellung der Geschichte Oesterreichs in den letzten funfzig Jahren das Horazische „difficile est satiram non scribere“ seine Anwendung findet.

Springer's Geschichte Oesterreichs greift weiter zurück als die sonstigen in der „Staatengeschichte“ erschienenen Werke; während sonst die Wiener Verträge den Ausgangspunkt bezeichnen, beginnt Springer schon mit dem Wiener Frieden vom Jahre 1809. Mit gutem Grunde geschieht dies: denn jener Friedensschluß bezeichnet den Punkt, wo Oesterreich sich von Deutschland lossagte. Aeußerlich war dies schon durch den Verzicht auf die deutsche Kaiserkrone 1806 geschehen; der innere Bruch wurde erst im October 1809 vollzogen: „Das deutsche Volk ging von nun an seine eigenen Bahnen, in Wien aber wurde eine selbständige österreichische Politik eingeweiht.“

Bis zu diesem Ausgangspunkte, von dem an recht eigentlich die neueste Geschichte Oesterreichs zu datiren ist, führt uns das erste Buch in großen, aber sichern und scharfen Zügen die bisherige Entwickelung der habsburgischen Monarchie vor und hebt lichtvoll dasjenige hervor, was in der Folgezeit von besonderer Bedeutung geworden ist, worauf die Strebungen und Gegenstrebungen in den spätern Kämpfen namentlich mit beruht haben. Es werden dabei einige allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt, welche die Gesammtauffassung, die der Verfasser von dem Gegenstande hat, am schärfsten zu bezeichnen, zugleich in das scheinbare Chaos, das der Unkundige vor sich zu haben glaubt, Licht und Klarheit, Ordnung und Übersichtlichkeit zu bringen geeignet sind. Springer erkennt in der Entwickelung Oesterreichs in den neuern Zeiten gerade das Widerspiel zu der der übrigen modernen Staaten, findet in ihm gerade das Umgekehrte von dem sonst Beobachteten:

Die Geschichte Oesterreichs in den neuern Zeiten beginnt mit der Erkenntniß seiner äußerlichen Zusammensetzung aus verschiedenartigen, einander fremden oder entfremdeten Theilen und schildert in ihrem Fortgange die Bemühungen der Herrscher, diesem Uebel abzuhelfen und so weit wenigstens eine Einheit zu schaffen, daß das Auftreten Oesterreichs als europäische Macht die möglichste Förderung erfahre. Diese Bemühungen wecken in den einzelnen Theilen des Staats das Bewußtsein ihrer möglichen Selbständigkeit, verwandeln ihre Gleichgültigkeit zueinander in einen offenen Gegensatz und reizen zum Widerstande gegen die Einigungs- und Verschmelzungspläne. So offenbaren die Zustände Oesterreichs sonach das Gegenbild zu denjenigen Vorgängen, die in Deutschland und Italien wahrgenommen werden. Während es hier die Volksgeister sind, die nach einer innigern Vereinigung der nur künstlich getrennten Theile streben, und die Regierungen die Scheidung und Trennung gewahrt wissen wollen, betreibt in Oesterreich die Regierung das Einigungswerk und sind die Ueberlieferungen und Wünsche des Volks vielfach auf die Lockerung und Lösung der staatlichen Bande gerichtet.

Die Richtigkeit dieser allgemeinen Schilderung wird dann im einzelnen durchgeführt, es wird gezeigt, wie diese centrifugale Bewegung unmittelbar beginnt mit dem Erlaß der neuen Erbfolgeordnung in der Pragmatischen Sanction, durch welche die Erbländer „untrennbar und unauflöslich“ miteinander verbunden wurden, wie gleich in den Zeiten Maria Theresia's das einigende und bindende Element zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der Monarchie nicht ein allgemeines, alle gleichmäßig durchdringendes und erfüllendes österreichisches Rechtsbewußtsein, eine österreichische Nationalanschauung war, sondern wie statt der Liebe zum Vaterlande die Liebe zur Kaiserin und die Ehrfurcht vor ihrer Person den Staat zusammenhielt. Von entscheidender Bedeutung ist für die Erweckung und Stärkung der Sondergelüste in den Theilen des Reichs die Regierung Joseph's II. geworden; durch seine Reformen machte er sich nur Feinde und legte den Grund zu dem separatistischen Streben, das von nun an die unter dem habsburgischen Scepter vereinigten Nationalitäten erfüllte und durch welches der neuesten Geschichte Oesterreichs ganz besonders der ihr so eigenthümliche Charakter aufgedrückt worden ist. Die Aufhebung und Beschränkung der ihr bisher zustehenden Privilegien trieb die Aristokratie der deutsch-slawischen Provinzen zu offener Opposition, der zur Durchführung seiner Reformen in Ungarn begonnene offene Verfassungsbruch schuf ihm und seinen Nachfolgern eine Quelle stets erneuter Wirrsale, seine Aufklärung erweckte ihm in der Kirche und allen unter ihrem Banne Befangenen leidenschaftliche Gegner, sein Betonen des deutschen Wesens gegenüber dem slawischen, die geringschätzige, fast verächtliche Beurtheilung und Behandlung des letztern mußte auch den innern Frieden zwischen beiden Stämmen stören. Selbst das Gute, was er sonst geschaffen, vermochte in den Augen seiner Unterthanen diese Uebelstände nicht aufzuwiegen; denn während durch die ihm gewährte Hebung und Erleichterung der bisher so hart bedrückte und der Willkür der großen Grundherren preisgegebene Bauernstand für die Reformen Joseph's gewonnen wurde, ohne doch in allen seinen Wünschen und Forderungen befriedigt zu werden, wurde er denselben wieder entfremdet durch ihre Ausdehnung und Erweiterung auch zu einer Sittenreform. Als Joseph II. die in den Anschauungen des Volks einmal so fest gewurzelten Gebräuche anzurühren wagte, als er auch sie durch Decrete und Rescripte im Sinne der Aufklärung beseitigen wollte, da fand er auch in dem niedern Volke, das bisher noch am wenigsten gegen seine Neuerungen eingenommen gewesen war, einen so kräftigen Widerstand, daß er ihn nicht zu brechen vermochte. Gerade die letzten Jahre seines Lebens hat Joseph II. das Gebäude wiederum zusammensinken sehen müssen, an dessen Aufführung er seine beste Kraft gesetzt hatte; und es mußte das so geschehen, denn das Gebäude der josephinischen Reformen war von oben nach unten gebaut, es fehlte ihm die Grundlage, auf der allein es sich aufrecht zu erhalten vermocht hätte; der Herrscher hatte ein Volk reformirt, das nicht reformirt sein wollte; allen Ständen, allen Schichten hatte er daher Opfer auferlegt,

die sie nur widerwillig brachten, und für welche ihnen die Neuerungen keinen oder doch nur einen nicht genügenden Ersatz gewährten. Daraus erklärt sich auch das Schauspiel, welches unmittelbar nach dem Tode Joseph's II. sich in allen Theilen des Reichs gleichmäßig wiederholte:

Alle Landtage hatten sich unmittelbar nach Kaiser Joseph's Tode versammelt, alle beinahe gleichlautende Wünsche an den Thron gerichtet. Wiederherstellung der alten ständischen Vorrechte, Rücknahmen der Steuergesetze und der den Bauern gewährten Befreiungen, Aufhebung aller die Juden und Freigeister, die Protestanten und Ausländer begünstigenden Maßregeln, Wiederbelebung der kirchlichen Macht, Restauration der frühern Selbständigkeit der einzelnen Provinzen: so lauteten im wesentlichen die Forderungen, über welche man sich in Troppau und Linz, in Brünn und Innsbruck, in Görz und Freiburg geeinigt hatte.

Eine vollständige Wiederherstellung des alten Zustandes erfolgte denn freilich nicht; die Regierung, nur auf Vermeidung principieller Streitigkeiten bedacht, gewährte einzelne wichtige Zugeständnisse, wußte durch halbe Nachgiebigkeit und geschicktes Beschwichtigen die sonst noch gestellten Forderungen beiseitezuschieben und allmählich in Vergessenheit zu bringen. Am meisten Schwierigkeiten machte die Beschwichtigung der oppositionellen Regungen in Ungarn, wo man mit Eifer und nicht ohne bittere Ausfälle auch gegen die neue Regierung, die Leopold's II., für die von Joseph II. beseitigte Verfassung eintrat; aber auch hier ging die Regierung durch formelle Nachgiebigkeit auf dem Reichstage von 1790 als Siegerin hervor, indem zwar die alte Verfassung wiederhergestellt wurde, aber nur als „ein Rahmen für eine kräftige politische Thätigkeit des Volks, welchen leer und unausgefüllt zu erhalten durchaus im Interesse des Hofs lag". Die Plane, welche die Regierung nach glücklicher Beseitigung der sich anfangs mit frischem Eifer regenden ständischen Opposition zu einer Umgestaltung der Gesetzgebung gehegt hatte, blieben unausgeführt, die von seiten des Volks darauf gesetzten Hoffnungen unerfüllt infolge der am 1. März 1792 erfolgten Thronbesteigung Franz' II. und des gleichzeitigen Hereinbrechens der jahrelangen großen Kriege. Es würde zu weit führen, wollten wir den Wechselfällen derselben im einzelnen nachgehen, die einzelnen Acte genauer verfolgen, aus denen sich das höchst unerquickliche Schauspiel zusammensetzt, das Oesterreich während der nun folgenden zwanzig Kriegsjahre darbietet:

Diese zwanzig Kriegsjahre streuten die Saat zu den Leiden und Misverhältnissen, welche noch lange nach zurückgekehrtem Frieden auf dem Volke lasteten und den Staat drückten. Sie lehrten die Regierung, im Volke und dessen Gütern nur die Rüstkammern zu künftigen Kriegen zu erblicken; sie gewöhnten dieselben daran, die Finanzen und die ganze innere Verwaltung aus fremdartigen Gesichtspunkten zu beurtheilen und was den kriegerischen Interessen nicht unmittelbar diente, zu vernachlässigen; dem Volke aber wurde die Meinung eingeimpft, der Staat habe keine wichtigere Bestimmung, als regelmäßig in den Seckel des Bürgers zu greifen und ihm das Ueberflüssige, nicht selten auch das Nothwendige zu nehmen.... Im Gegensatze zu den meisten, insbesondere zu den deutschen Staaten, welche während der französischen Revolutionskriege gleichzeitig eine entscheidende Wandlung der Verwaltung und Verfassung vollzogen, blieb Oesterreich von den Kriegsereignissen in seinen innern Zuständen unberührt. Es war die Macht Oesterreich und nicht das Volk in den Kampf gezogen; jene jubelte über die gewonnenen Siege und klagte über die erlittenen Niederlagen, das Volk trafen diese Wechselfälle nicht.

Wol regte sich hin und wieder im Volke ein gewisser patriotischer Schwung, aber die Regierung, weit entfernt denselben zu benutzen und zu verwerthen, hatte nichts Eiligeres zu thun, als derartige Bewegungen, welche die inmitten der kriegerischen Wechselfälle mit eiserner Consequenz festgehaltene „Stabilität" zu bedrohen schienen, zu ersticken und todtzumachen; wol drang auch in den höhern Regionen die Ueberzeugung durch, daß man an eine Reform der langsam schleichenden Staatsmaschine Hand anlegen müsse, namentlich war es Erzherzog Karl, der sich von der Nothwendigkeit einer solchen überzeugte, dem Kaiser auch positive Plane und Entwürfe vorlegen ließ. Bei der verworrenen Zusammensetzung der Behörden aber, dem völligen Mangel an bestimmten Abgrenzungen zwischen den Befugnissen derselben, dem willkürlichen Eingreifen besonderer Hofcommissionen (z. B. der „Militär-Verpflegs-Systemisirungs-" und „geistlichen Vermögens-Ausmittelungshofcommission") war an eine wirkliche Durchführung seiner wohlgemeinten Reformprojecte auch gar nicht zu denken. Statt aller Antwort auf die nachdrücklichen Mahnungen des Erzherzogs aber handelte Kaiser Franz II. unerschüttert nach der ihn einmal ganz beherrschenden und von ihm als das Muster aller politischen Weisheit gepriesenen Ansicht, diejenige Administration sei die beste, wo „die ganze Staatsverwaltung von selbst als ein wohl eingerichtetes Uhrwerk, wenn sie einmal in gehörigen Gang gesetzt ist, fortlaufe". Das österreichische Staatsuhrwerk aber war wahrlich nicht zur Verwirklichung dieses Ideals geeignet; ging es überhaupt, so geschah es nur mit Knarren und Stocken, noch häufiger aber war sein Stillstand ein totaler. Bei derartigen innern Zuständen, bei der unüberwindlichen Trägheit, welche selbst in den Zeiten der dringendsten Gefahr auf der Regierung lastete, konnten die Erfolge, die der Krieg brachte, denn freilich keine bedeutenden sein, Verlust auf Verlust mußte schnell folgen. Der Wiener Frieden vom Jahre 1809 verkleinerte Oesterreich um fast 2000 Quadratmeilen und mehr als 3 Millionen Einwohner.

Bei normal gebildeten Staaten pflegt ein solcher Schlag, wie er hier Oesterreich traf, nur die Kraft der Regierenden wie der Regierten zu höherer Anspannung zu treiben; solche Krisen pflegen da den Beginn eines neuen Zeitalters, einer theilweisen oder totalen Wiedergeburt zu bezeichnen, jedenfalls aber einen völligen Bruch mit der Vergangenheit; ganz anders in Oesterreich: das Princip der Stabilität, des Vermeidens jeder Bewegung um jeden Preis, das für Oesterreich schon während der letzten Jahre maßgebend gewesen war, wurde jetzt erst recht zum obersten Grundsatz im gesammten Staatsleben erhoben und zwar auf das Innere ebenso wie auf das Aeußere angewandt. Die Politik des Stillstandes und des Gleichgewichts ist es, als deren Repräsentant der habsburgische Staat nun auftritt, mit einem Erfolge

nzend, daß man sich immer tiefer in die Unübertrefflichkeit ies noch dazu so sehr bequemen Systems hineinlebte.

Drei Factoren wirken in der Begründung und Durch- rung des auf Stillstand und Gleichgewicht beruhen- Systems zusammen: die Persönlichkeit Kaiser Franz' II., des Fürsten Metternich und die finanziellen Bedräng- e Oesterreichs. Bei ihnen verweilt daher das Sprin- 'sche Buch auch besonders eingehend, und ihre Ent- 'elung gehört mit zu den vorzüglichsten Partien des zen Werks; namentlich gilt dies von der Charakteristik Kaisers und Metternich's, die man geradezu als isterstücke bezeichnen möchte. Große Erwartungen hat t von Franz II. niemals gehegt; niemand aber hat von vornherein so einschneidend scharf und dabei so tig beurtheilt als Joseph II., welcher den damals sieb- jährigen Erzherzog 1784 aus Florenz nach Wien men ließ, um ihn dort zu dem seiner einst wartenden rscherberufe auszubilden. Die Urtheile, welche er über m Zögling aufzeichnete, stellten diesem und den einst :n Händen anvertrauten Staaten wahrlich kein gün- s Prognostikon:

Er ist ein verzogenes Mutterkindchen, welches für unend- groß und gefährlich alles dasjenige beurtheilt, was es thut was seine Person betrifft, und dasjenige für gar nichts hnet, was es andere für sich thun oder leiden sieht; die altung seiner eigenen Person erscheint ihm allein unendlich tig... Unter seinen Jahren kindisch, durchbringt er seine Zeit ig und unüberlegt mit Tändeleien; er ist grob in seinen drücken, bellend in seiner Stimme und verschluckt die Wör- theils aus Trägheit, theils aus übelverstandener Schüchtern- Nur ein Mittel greift bei ihm an und zwar das unan- hmste, weil es den plattesten, materiellsten und unempfind- len Charakter eines Menschen vorstellt, nämlich Furcht und eu vor Verdrießlichkeiten... Edle moralische Motive machen ihn nicht den geringsten Eindruck, nicht Ehrgeiz, nicht Va- ndsliebe, nicht Rechtschaffenheit und Redlichkeit in Erfüllung r Pflichten, nicht einmal Religionsgrundsätze.

Was Joseph so über den jungen Erzherzog aussprach, nur in noch höherm Grade von dem Kaiser. Man- an Ernst und Scheu vor allem, was solchen erfor- , unerschütterliche Gleichgültigkeit gegen alles Allge- te und Höhere, Argwohn und Mistrauen, Liebe für Kleinliche, Furcht vor jeder kräftigen Persönlichkeit — us setzte sich der Charakter Franz' II. zusammen, aus en Motiven entsprangen die Grundsätze, nach denen ie Schicksale der ihm anvertrauten Völker leiten wollte, deren Anwendung und Erhebung zu allgemeiner schaft er auch die ihm zunächst nicht untergebenen iten zu beglücken bemüht war. Mit verschmitzter auheit aber wußte er diese Eigenschaften zu verbergen r scheinbarer Gutmüthigkeit und spießbürgerlichen nieren, welche er mit großem Erfolge zur Schau zu :n wußte. Wenn er im unverfälschtesten Oesterrei- sich vernehmen ließ, so übte das gerade auf die rn Klassen des Volks einen stets neuen Zauber aus, ließ sie in dem Kaiser einen edeln, in herablassender von seiner Höhe zu ihnen herabgestiegenen Vater Volks verehren. Diese persönliche Beliebtheit, deren Franz sich wohl bewußt war und die er mit dem besten Erfolge auszubeuten verstand, vermochte freilich nicht auch in die Staatsgeschäfte etwas Leben und ernste Bewegung zu bringen. Hatte sein Abscheu vor ernster Beschäfti- gung, sein Hang zu Spielerei und Tändelei ihn früher dazu gebracht, daß er mit Frau und Adjutanten Blinde- kuh spielte, es in eleganten, tadellosen Lackirarbeiten dem geübtesten Fachmanne gleichzuthun bestrebt war, so wurde, da dergleichen die Zeit eines Kaisers denn doch auf die Dauer nicht ausfüllen konnte, später nur der Gegenstand des Spiels geändert, aber Spiel und Tände- lei blieb sein ganzes Thun und Treiben bis zum letzten Augenblick: jetzt spielte er mit dem Staate und den Staatsgeschäften. Denn nicht die großen Fragen, die Dinge, die wirklich staatsmännische Thätigkeit erforderten, zogen ihn an, sondern die kleinen und kleinlichsten Ver- richtungen; in der Kanzlei als Subalternbeamter, zum Ausfertigen von Rescripten, Registriren, Heften, Siegeln und Schnüren, da wäre Kaiser Franz an seinem Platze und gewiß ein Musterbild gewesen. Aus dieser Neigung des Kaisers für das allertrivialste Detail des Kanzleidienstes, aus seinem Hang zum Kleinlichen und Einzelnen sowie aus einer unsaubern Neugierde erklärt sich auch Franz' II. Liebe zum Horchen und Spioniren: mit Wohlgefallen ließ er sich Privatverhältnisse zutragen, welche ihn gar nichts angingen, in denen er auch nichts that, um die zu wissen aber ihm allein schon ein Vergnügen war; das dann noch dazukommende Mistrauen, die Furcht vor seiner Umgebung und vor jeder freiern Regung auch in weitern Kreisen ließen aus dieser Neugier und Klatschsucht ein weitverzweigtes Polizeisystem hervorgehen, dessen Haupt- mittel die niedrigste Spionage und patriarchalische Will- kür des Kaisers waren, denn die interessanten Functionen eines Polizeichefs übte derselbe mit ganz besonderm Wohl- gefallen aus. Des Kaisers rechte Hand dabei, nament- lich beauftragt mit dem Aushorchen und Beobachten der mistrauisch angesehenen kaiserlichen Brüder, war der Ba- ron Kutschera, der die ihm zugetheilte hohe und einfluß- reiche Stellung eines Generaladjutanten weder politischer noch militärischer Tüchtigkeit oder gar einer einnehmenden Persönlichkeit, sondern einzig und allein dem Umstande verdankte, daß er die Bratsche spielte und für die kaiser- lichen Privatquartette unentbehrlich war. So wurde die Polizei die eigentlich herrschende Macht in Oesterreich, und ihr kaiserlicher Chef, der des Glaubens lebte, sie ganz willkürlich zu leiten und in seiner Hand zu haben, war, wie das in solchen Fällen eben zu geschehen pflegt, selbst von ihr geleitet und ohne sein Wissen ganz von ihr ab- hängig. Der Grundsatz, auf dem die ganze Weisheit dieses Polizeiregiments beruhte, läßt sich kurz dahin zu- sammenfassen, daß der Staat das Privateigenthum des Fürsten sei, und demgemäß verwechselte die Administration nur allzu häufig den Staatshaushalt mit einer Privat- wirthschaft. Dem entsprach denn auch die Einrichtung der höchsten Behörden, in denen die eigentlichen Central- punkte der ganzen Verwaltung geschaffen sein sollten.

Weder der einer bestimmten Form ganz ermangelnde Staatsrath, der „nicht über den Ministern stand, ihnen aber auch nicht geradezu untergeordnet war, der überhaupt kein permanentes deliberatives Collegium, sondern nur mit der passiven Leitung der Administration beauftragt war“, noch das in seinem Wirkungskreise ebenso unbestimmte und verschwommene Conferenzministerium, in das als Staatsminister zu kommen man vielfach einer Pensionirung gleichachtete, noch die vielfachen General- und Specialcommissionen vermochten wirkliche Thätigkeit zu entfalten, und so kann man denn mit Recht von dem österreichischen Staate zur Zeit des Kaisers Franz das Bild gebrauchen:

> Würde jemandem die Aufgabe gestellt, eine Maschine zu erfinden, die sich zwar mit gewaltigem Lärm dreht, aber doch niemals fortbewegen kann, er fände dieselbe in der österreichischen Staatsverwaltung, wie sie unter Kaiser Franz und meist durch seine Schuld sich ausgebildet hatte, auf das sinnreichste gelöst.

Was Kaiser Franz für die innere Politik Oesterreichs war, das war Fürst Metternich für seine auswärtige. Der Mann, der auf die Schicksale Oesterreichs einen so verhängnißvollen Einfluß geübt hat, war nicht einmal ein Kind des Landes; als ein Fremder, in einer andern Umgebung und unter ganz andern Eindrücken Aufgewachsener kam er erst als Minister dauernd in den Kaiserstaat; 1809 übernahm er das Ministerium, welches aufzugeben ihn erst die Stürme des Jahres 1848 zwangen. Als Nichtösterreicher war Metternich durch keine gemüthlichen Bande an das von ihm zu lenkende Reich gebunden, auch ihm war dasselbe immer nur Ausgangspunkt, Object, niemals aber Ziel und Zweck seiner Thätigkeit. Aus dieser Thätigkeit aber leuchtet nirgends eine Spur geistiger Bedeutung hervor, nirgends stößt man innerhalb dieses neununddreißigjährigen Ministeriums auf Handlungen, die aus einer allgemeinern, höhern Idee entsprungen wären. Die ganze Denk- und Auffassungsweise, auf der Metternich's Politik beruhte, paßte vortrefflich zu der des Kaisers selbst: beiden fehlte es an Ernst; Tändelei war die Triebfeder ihrer Handlungen, nicht die Interessen des Staats, sondern ihre eigenen, persönlichen Interessen sind es, denen sie dienen, und nur insoweit eigentlich nehmen sie wirklich auf den Staat Bezug, als dieser mit jenen zusammenfällt; und in einer Hinsicht wenigstens ist dies der Fall: „Der Absolutismus ist bei Franz II. Herzensangelegenheit, bei Metternich mehr Verstandessache.“ Beide vereinigt ferner die unüberwindliche Furcht vor jeder freiern Regung; da eine solche ihr künstliches Gleichgewichtssystem so leicht über den Haufen werfen konnte, so hinderten sie, indem die Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit nicht in jedem einzelnen Falle zum voraus zu erkennen war, lieber gleich überhaupt jede Bewegung, und das Princip, um welches sich die gesammte österreichische Politik drehte, war der absolute Stillstand. Und wie verschieden waren bei aller innern Harmonie diese beiden Männer, deren Namen mit der trübsten Zeit der österreichischen, ja der europäischen Geschichte überhaupt so unlösbar eng verflochten sind. Dem kleinlichen, spießbürgerlichen und ungelenken Kaiser steht der elegante [illegible] vole, dabei persönlich liebenswürdige Diplomat zu [illegible] freundliche Herablassung mit fürstlicher [illegible] ein überaus geringes und flaches Wissen mit der [illegible] es in der gewandtesten Weise zu gebrauchen und zu [illegible] werthen, Meisterschaft in allen Künsten der [illegible] mit dem Vermögen, sich jeder ihm entgegentretenden [illegible] dividualität anzupassen — das waren die [illegible] ten, durch welche Metternich seine Erfolge und [illegible] Bedeutung für die Geschicke Europas erlangte, die ihm [illegible] seiner Begabung wahrlich nicht gebührte. Eine [illegible] Persönlichkeit konnte eben nur in solchen Zeiten zu [illegible] fast beispiellosen Geltung kommen; mehr oder [illegible] deutlich hat das Metternich selbst gefühlt; daher [illegible] scheu vor jeder selbständig und thatkräftig [illegible] Persönlichkeit, sein Haß gegen jede Macht, die sich [illegible] ihm geltend machen wollte, seine Eifersucht auf jeden [illegible] Staatsdienste erprobten tüchtigen Mann. Solche [illegible] ängstlich von jeder amtlichen Thätigkeit fern gehalten, [illegible] unbedingt gehorsame, unterwürfige und kriechende [illegible] lichkeiten waren es, die er zur Verwendung kommen [illegible] geistlose, blindlings seine Befehle ausführende [illegible] wollte er haben, nicht aber solche, die eine eigene [illegible] nung in einer selbständigen Ansicht zu haben [illegible] Bezeichnend ist dafür eine Anekdote, die im Jahre [illegible] in Wien umlief und die Springer anführt:

> Fürst Franz Dietrichstein, welcher 1809 den [illegible] gewordenen Staatsdienst aufgab, traf im Theater einen [illegible] und wies ihm den gegenüber sitzenden Metternich mit den [illegible] ten: „Kein bedeutender Kopf, aber er läßt sich zu allem [illegible] chen!“ Gleich darauf sprach der Fremde in der Loge des [illegible] nisters vor, der ihn nun wieder auf den Fürsten Dietrichstein aufmerksam machte mit der Bemerkung: „Ein sehr bedeutender Kopf, aber man hat ihn zu nichts brauchen können!“ [illegible] bedeutende Kopf Dietrichstein's, so mußten noch viele [illegible] tüchtige Männer feiern und mit verschränkten Armen der [illegible] schaft der Feigen, Schlechten und Kleinen zusehen.

Daß die Persönlichkeit des Kaisers ebenso wenig [illegible] die Metternich's danach angethan war, die Aufgaben, welche Oesterreich nach dem Wiener Frieden gestellt [illegible] ren, zu lösen oder auch nur denselben gewachsene [illegible] ner an den richtigen Platz zu stellen, leuchtet auch [illegible] flüchtigen Charakteristik beider wol zur Genüge ein. [illegible] blieben dieselben, so dringend sie auch einer Erledigung bedurften, ungelöst; weder die einheitliche Gesetzgebung, die zu einer Nothwendigkeit geworden war, noch die [illegible] nung der heillos zerrütteten Finanzen, noch endlich [illegible] lange vergeblich erstrebte Verständigung mit Ungarn [illegible] zu Stande. Folgenreicher aber und verhängnißvoller [illegible] die Vernachlässigung der beiden andern Punkte [illegible] gänzlich unterlassene oder doch nur halb und im [illegible] sprechendsten Sinne in Angriff genommene Lösung [illegible] Finanzfrage werden.

Die ausführliche Darstellung, welche uns in [illegible] Springer'schen Werke von der Finanzpolitik Oesterreichs seit Maria Theresia gegeben wird, öffnet einen [illegible] in das chaotische Gewirr, das in ihr herrschte, [illegible] Unverstand und die Unredlichkeit der Regierung, [illegible]

hendenden Zusammensturz durch halbe und trügerische Maßregeln immer aufs neue hinauszuschieben bemüht war. Schon Maria Theresia machte den Anfang mit Ausgabe der schicksalschweren Bankzettel, „dem wahren und eigentlichen Geheimmittel der österreichischen Finanzkunst, welches immer wieder aufgegriffen wurde, wenn jede andere Hülfe versagen wollte“. Trotz dessen waren die Finanzverhältnisse Oesterreichs unter Maria Theresia im Vergleich mit der dann folgenden Zeit noch glänzend zu nennen; seit Joseph II. aber ging es fortwährend bergab: „Seit dem Jahre 1782 bis zu dieser Stunde herab schließt jede Jahresrechnung des Staats mit einem Deficit.“ Während die Ausgaben von Jahr zu Jahr stiegen, blieb die Productionskraft des Landes auf dem alten Fleck, wurden keine neuen Einnahmequellen geschaffen, aus denen die gemehrten Bedürfnisse hätten befriedigt werden können. Die österreichischen Finanzmänner gewöhnten sich daher von der Hand in den Mund zu leben: Anleihen und Bancozettel waren die Mittel, mit denen man den in immer drohenderer Nähe erscheinenden Staatsbankrott aufzuhalten und hinauszuschieben bemüht war, und namentlich der letztern bediente man sich seit der höchst erfreulichen Entdeckung, „daß das ganze Geschäft der Bancozettelausgabe nur von der Dienstwilligkeit des Papiermüllers und Druckers abhänge, und so lange man über Papier und Druckerschwärze gebiete, die Emission fortgesetzt werden könne“. Bald hatten diese Scheine denn auch beim Publikum jede Geltung verloren und nichts vermochte dem raschen Sinken ihres Curses Einhalt zu thun; wiederholt trat daher die Regierung mit sogenannten Finanzpatenten vor das Volk, in welchen regelmäßig das [illegible] Bedauern über die bisherige schlechte Finanzwirthschaft ausgesprochen, vollständigste Besserung gelobt und [illegible] ein neues Mittel vorgeschlagen wurde, die Schuld zu tilgen, die Bancozettel einzulösen und den öffentlichen Credit wiederherzustellen. Entweder aber waren diese zur Abhülfe eingeschlagenen Wege überhaupt untauglich, oder die Noth des Augenblicks zwang doch zu stets neuer Ausgabe von Papiergeld, das sich bald als ganz werthlos erwies, oder die Regierung gebrauchte das für kurze Zeit wiederhergestellte Vertrauen, nur um ihren leeren Seckel wieder einigermaßen zu füllen. Der Krieg und der ihm folgende unglückliche Friede legten nur neue Opfer auf, steigerten die Forderungen an die erschöpften Finanzen des Staats nur noch höher. Selbst solche Gewaltmittel, wie die im December 1809 verordnete Einziehung alles Silbers für die kaiserliche Münze und seine Einprägung vermochten nichts mehr, die Antheilscheine an der zur Tilgung der Schuld bestimmten Staatslotterie waren bald ebenso werthlos wie die Bancozettel. Versuch jagte von nun an Versuch, ohne daß einer eine mehr als ganz momentane Wirkung hervorzubringen vermocht hätte. In Handel und Wandel machten sich diese trostlosen Zustände in der empfindlichsten Weise geltend, selbst die geringen Einnahmequellen, welche bisher noch mit einiger Regelmäßigkeit geflossen waren, drohten zu versiegen. Als alle Mittel erschöpft waren und alles von Furcht vor dem drohenden Staatsbankrott erfüllt war, da nahm die Regierung — Hofkammerpräsident und damit Leiter der Finanzen war Graf Joseph Wallis — ihre Zuflucht zum Staatsstreich: denn nichts anderes, und zwar ein beispiellos gewaltthätiger Staatsstreich war das berüchtigte Finanzpatent vom 20. Februar 1811:

Versiegelt war das geheimnißvolle Actenstück, das über Wohl und Wehe von Millionen entschied, an die Provinzialbehörden abgesendet worden, diese mußten am 15. März um 6 Uhr morgens die Siegel erbrechen, eine Stunde später den öffentlichen Anschlag besorgen. Lange vor Tagesanbruch waren auf den Straßen aller Städte große Menschenhaufen versammelt, die dem verhängnißvollen Augenblicke entgegenharrten und eine tiefere Aufregung zeigten, als wenn die Stunde einer entscheidenden Schlacht sie treffen sollte. Mit gieriger Hast griffen sie jedes Wort des Patents auf; wer nicht nahe genug stand, nicht lesen konnte, ließ sich den Inhalt erklären, auch der Gleichgültigste hielt schon in den nächsten Stunden das berüchtigte Papier, das Haß säete und Mistrauen gegen den Monarchen zum Gemeingefühl machte, eifrig in den Händen. Einige wenige mochten sich freuen, sie waren unverhofft reich geworden, andere, und ihre Zahl war die größte, fluchten und klagten, sie hatte über Nacht das Los des Bettlers getroffen.

Reduction des Werths der Bancozettel, die in einem Betrage von mehr als 1000 Millionen umliefen, war das einzige Mittel, das die rathlos gewordene Regierung noch konnte, wobei sie sich noch dazu gar nicht darüber täuschte, daß selbst diese verminderte Summe in Metallgeld zu realisiren eine Unmöglichkeit sein würde. Durch das Finanzpatent wurden die Bancozettel auf den fünften Theil ihres Nennwerths herabgesetzt, sie sollten gegen Einlösungsscheine eingetauscht werden, mit denen eben nur ein neues werthloses Papier auf den Markt kam, denn diese hatten auch keine Art von Metalldeckung hinter sich; doch wurden dieselben als einzig gültiges Papiergeld decretirt. Einstimmig war die öffentliche Meinung in dem unbedingten Verdammungsurtheil, das sie gegen das Finanzpatent aussprach: in einzelnen Fällen kamen seine Wirkungen einer achtzigprocentigen Vermögenssteuer gleich, legten also dem einzelnen unerhörte Opfer auf, welche um so mehr schmerzen mußten, da dennoch keine unwandelbare Währung gewonnen, nur neue Verwirrung und neuer Verlust für die Zukunft in Aussicht gestellt war. Alle Polizeimaßregeln, durch welche man dem Finanzpatente unbedingte Geltung zu verschaffen suchte und unter der die kleinen Gewerbtreibenden, die eine Steigerung ihrer Preise wagten, besonders zu leiden hatten, blieben vergeblich, Vertrauen zu der Finanzpolitik der Regierung ließ sich nicht erzwingen. So blieb denn im wesentlichen alles beim alten: die Regierung griff bald wieder zu dem einfachsten und bequemsten Mittel, ihrer momentanen Verlegenheit abzuhelfen, sie gab neues Papiergeld aus, trotz des neuen Namens — „Anticipationsscheine“ hieß es diesmal — ebenso werthlos als alles frühere, ja sie entblödete sich nicht, ihre Zuflucht zu handgreiflichem groben Betruge zu nehmen, indem sie die Menge der Scheine heimlich bedeutend vermehrte, im ganzen das umlaufende Papiergeld verdreifachte. Der mit dem Finanzpatent von 1811 geführte Staatsstreich war

kein rettender gewesen, nach wie vor blieb der Staatsbankrott in drohendster Nähe.

Eine ganz besondere Bedeutung gewann die so schwer auf Oesterreich lastende Finanznoth in Rücksicht auf das Verhältniß zu Ungarn: aus den Verhandlungen, durch welche man das ungarische Königreich mit seinen großen Hülfsquellen zur Uebernahme eines Theils der Staatslast heranzuziehen bemüht war, ging jener langwierige Verfassungsstreit hervor, der nach fast vierzigjährigem Ringen zu so blutigen Kämpfen führte, der in der Hauptsache noch heutigentags seiner Lösung entgegenharrt. Den Vorwürfen der Gleichgültigkeit gegen das Staatswohl und kleinlicher Selbstsucht, mit welchen man von Wien her sehr freigebig gegen sie war, antworteten die Ungarn mit dem Hinweis auf ihre altverbrieften Rechte, auf die wie ein Palladium hochgehaltene Verfassung. Die Aussichtslosigkeit aller Verhandlungen zeigte sich gleich auf dem Reichstage von 1811, auf dem es sich für die Regierung namentlich darum handelte, dem Finanzpatente auch in den Ländern der ungarischen Krone Geltung zu verschaffen. Bei dem zähen Widerstande des Reichstags und dem starren Festhalten der Regierung an den einmal gestellten Forderungen kam man keinen Schritt vorwärts; die Bemühungen des erstern, der eine unbedingte Verwerfung der Vorlagen nicht auszusprechen wagte, durch theilweise Zugeständnisse die letztere zu befriedigen, blieben erfolglos; auch hier nahm die Regierung endlich zum Staatsstreich ihre Zuflucht, indem sie ungeachtet aller dagegen erhobenen Einsprache das Finanzpatent am 1. September mit allen seinen Bestimmungen auch in Ungarn als Provisorium einführte. Der Conflict, der so nicht gelöst, sondern nur noch verschärft war, wurde in den nächsten Jahren freilich einigermaßen zurückgedrängt und in Vergessenheit gebracht durch die großen äußern Ereignisse, welche zu dem endlichen Sturze des Napoleonischen Kaiserthums führten. Die eigenthümliche Rolle, welche Oesterreich unmittelbar vor und dann in den Freiheitskriegen selbst spielte, ist bekannt genug: bedurfte es noch eines Beweises dafür, daß der habsburgische Staat jeden Zusammenhang mit Deutschland und seinen Interessen aufgegeben habe, so wurde er gerade damals in der schlagendsten Weise geführt; nicht blos die Regierung war den eigentlich nationalen Bestrebungen vollständig entfremdet, auch im Volke hatte sie dergleichen Regungen längst zu ersticken gewußt; inmitten der nationalen Begeisterung, welche seit dem Gottesgerichte vom Jahre 1812 durch Deutschland brauste, steht daher Oesterreichs Herrscherhaus und Volk kalt und theilnahmlos da, und als es endlich zur Theilnahme an dem allgemeinen Kampf gebracht wird, so gibt es auch nur kleinlichen, selbstsüchtigen Berechnungen nach, nicht aber einem schwungvollen, mächtigen Impulse, wie er namentlich das Preußen jener glorreichen Tage erfüllte. Daß die Völker, welche für Abschüttelung des Napoleonischen Jochs kein Opfer gescheut, dann um die wahre Frucht des erfochtenen Siegs, welche sie auch für die politische Entwickelung im Innern gehofft hatten, betrogen wurden, war zuerst und vor allem das Werk der österreichischen Diplomatie. Mit dem Wiener Congreß beginnen die glänzenden Freudentage derselben, da feiert Metternich seine Triumphe, die für Deutschland ebenso verhängnißvoll wurden, wie für das reorganisirte Italien. Die ungeahnte Kraft, welche das deutsche Volk zum Theil wenigstens in dem Befreiungskampfe gegen Napoleon entfaltet hatte, hatte Kaiser Franz und Metternich mit Furcht und banger Sorge für die Zukunft erfüllt; das Ziel, auf das sie daher rastlos hinstreben, ist von nun an die Fesselung und Bändigung dieser Kraft, die, wenn sie sich entfalten konnte, allerdings das System des Gleichgewichts und Stillstandes mit einem Schlage über den Haufen geworfen haben würde: Furcht ist das treibende Motiv in der österreichischen Politik seit dem Wiener Congreß, aus der ihn erfüllenden Furcht erklärt sich Franz' II. Polizeiregiment im Innern ebenso wie die auswärtige Politik des Fürsten Metternich. So beginnen denn die eigentlichen „Jubeljahre der Reaction“: die neapolitanische Revolution, welche dieselbe einen Augenblick ernstlich zu bedrohen schien, trug nur dazu bei, die von Metternich verkündeten Principien auf dem Congreß von Laibach zu allgemeiner Anerkennung und Herrschaft zu bringen, der Politik des absoluten Stillstandes zu neuen Siegen zu verhelfen. Bewegung im Innern zeigte sich nur im Gebiete der Finanzen und in den Beziehungen zu Ungarn. Die Finanznoth, welche sich seit dem Ende der Befreiungskriege mit erneuter Wucht fühlbar machte, veranlaßte eine ganze Reihe neuer Versuche ihr abzuhelfen; jetzt waren es namentlich stets erneuerte Anleihen, in welcher die Finanzkunst des Grafen Stadion das Rettungsmittel gefunden zu haben glaubte, das auch für eine kurze Zeit den Schein der Blüte und Kraft erzeugte, dann aber zu einem um so unheilbarern Siechthum führte. Diese finanzielle Noth sowie die Forderung von Truppenaushebungen sind die beiden Punkte, um welche sich der zwischen der Regierung und Ungarn geführte Kampf dreht, der dann mehr und mehr erweitert zu einem mit leidenschaftlicher Erbitterung geführten Principienstreit führt. Da man die Berufung des Reichstags absichtlich unterließ, so wurden die Comitatsversammlungen der Sitz einer eifrigen Opposition, welche mit Nachdruck auf die zahlreichen Verletzungen der Verfassung hinwies, ohne zunächst irgendwelche positive Reformvorschläge zu machen; in der strengen Beobachtung dieser Defensivstellung, dem sorgfältigen Vermeiden jeder Offensive lag der Hauptvortheil, den die ungarische Opposition der Regierung gegenüber hatte, der denn endlich auch dahin führte, daß man sich in Wien zur Einberufung des Reichstags entschließen mußte; der dafür angegebene Grund, daß die letzte Gemahlin des Kaisers die ungarische Königskrone noch nicht empfangen hatte, war nur ein Vorwand, hinter dem der Hof die erlittene Niederlage vergeblich zu verbergen bemüht war. Der im Jahre 1825 eröffnete Reichstag blieb fast zwei Jahre beisammen; so heiß es in den Debatten zuweilen herging, so schwere Anklagen von seiten der Deputirten gegen die Regierung erhoben wurden, einen nennenswerthen Vortheil erkämpften sie nicht, der thats

liche Sieg blieb auch diesmal dem mit zäher Ausdauer an seinen ursprünglichen Forderungen festhaltenden Hofe. Die Form der Verfassung war aufs neue gesichert, die so nothwendige Reform ihres Inhalts war auch diesmal nicht gelungen.

Hans Prutz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reißmann's Biographie Robert Schumann's.

Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke. Dargestellt von August Reißmann. Berlin, Guttentag. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Buch gehört zu denjenigen, welche sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren werden. Der wißbegierige Dilettant ist nur zu gern geneigt, jedes neue Product auf diesem Gebiete bona fide zu acceptiren, sobald es, gleich dem vorliegenden, sich nicht übel liest und recht unterhaltend oder in leichtgeschürzter Weise belehrend erscheint; und so hat das größere Publikum denn auch Reißmann's Buch höchst dankbar und hochachtungsvoll aufgenommen. Dem tiefer Blickenden dagegen wird solch harmloses Genießen leider recht ärgerlich gestört, sobald sich ihm die Ueberzeugung aufdrängt, daß das gepriesene Werk in der Hauptsache mit der heutzutage beim Büchermachen landläufig gewordenen Routine zusammengeworfen ist, welche sich die von andern mühsam erforschten Thatsachen leichten Kaufs aneignet und dieselben entweder mit einseitig dilettantischen Ergießungen ohne objectiv-wissenschaftliche Durchbildung versetzt oder auch wol wörtlich abschreibt und das übrige in der Hauptsache aus frühern eigenen Werken ergänzt. Reißmann führt sein Buch mit folgenden Worten ein:

> Das Leben unsers großen Meisters bietet in seinem äußern Verlauf kaum hinreichend Stoff für eine besondere eingehende Darstellung. Bis auf das furchtbare Ereigniß, das ihn uns entriß, zeigt es nur wenig hervorragende Momente, und auch diese entziehen sich meist noch einer eingehenden Darstellung aus Gründen schuldiger Rücksicht und Pietät.... Den äußern Verlauf seines Lebens berücksichtigte ich nur so weit, als er auf des Meisters innere Entwickelung Einfluß gewinnt. Bei diesem untergeordnetern Theil meiner Arbeit konnte ich mich auf Wasielewsky's mit Fleiß gesammelte Mittheilungen über das Leben Schumann's und den von ihm veröffentlichten Briefwechsel stützen.

Dies hat jedoch Reißmann in einer keinesfalls zu rechtfertigenden Weise gethan, nämlich Wasielewsky's Werk stellenweise wörtlich abgeschrieben, den ganzen ersten Abschnitt aber mit so wenig Kritik übertragen, daß er nicht einmal die interessanten Erinnerungen, welche Schumann aus seinem Leben im dritten Band der „Neuen Zeitschrift für Musik" (S. 1 fg.) und in seinen „Gesammelten Schriften" (II, 125 fg.) mittheilt, herangezogen hat. Ziemlich wörtlich ferner findet man aus Reißmann's „Geschichte der Musik" S. 259—263, desgleichen aus seinem „Deutschen Lied" die Abschnitte über Schubert, Schumann, Heine, Eichendorff und Chamisso wieder. Wenn aber ferner Reißmann in den obigen Eingangsworten bedauert, noch „Rücksichten" auf Lebende nehmen zu müssen und damit zugleich die Ansicht ausspricht, daß Schumann uns noch viel zu nahe stehe, als daß bereits richtige Beurtheilung seiner Lebensschicksale und ein umfassenderes Verständniß seiner Schöpfungen durchgedrungen sein könne, so durfte Reißmann gerade deshalb doch unmöglich über das Unzeitige, jetzt schon ein biographisch-kritisches Werk über Schumann zu veröffentlichen, im Zweifel sein und hätte sich, anstatt kurzweg blos die Mittheilungen eines andern nachzuschreiben, welcher eingesteht, daß ihm das Material noch nicht hinreichend zur Verfügung stehe, unsern dauernden Dank gewiß in ganz anderm Grade erworben, wenn er die, in der Sammlung von Thatsachen*) bestehenden, nöthigen Vorarbeiten für eine zukünftige Biographie weiter fortgeführt hätte. Zugleich aber läßt sich kaum annehmen, daß ein so intelligenter Kopf wie Reißmann ernstlich der Meinung sei: von den Lebensverhältnissen und Vorkommnissen hätten nur die „hervorragendern" Einfluß auf die geistige Entwickelung, daß er irgend in Zweifel sein könne über die immerwährende Wechselwirkung zwischen der gesammten innern und äußern Entwickelung eines Künstlers.

So anerkennenswerth die Wärme, mit welcher Reißmann seinen Stoff behandelt, so störend sind die oft sich findenden willkürlichen Annahmen. So erblickt Reißmann in Schumann's Spiel mit Namen einen wesentlichen Charakterzug, will immer von der Ansicht ausgehen, es sei Schumann überall um Darstellung des ihn innerlich Erregenden zu thun gewesen, bei jedem einzelnen Liede aber um Erringen eines neuen Standpunktes. Lediglich eine ernstere Krankheit habe Schumann auf contrapunktische Studien geleitet und schon 1848 höre infolge von Kraftzersplitterung**) seine Blütezeit auf. Die Bedeutung der Form habe Schumann erst 1840 durch die Liedcomposition kennen gelernt, während er doch bereits mehrere größere Sonaten vorher componirt hatte. Seltsame Meinungen finden sich über Heine (S. 80) und Eichendorff (S. 88). Bei Schubert sei „die Klavierbegleitung nothwendig, um die strophische Liedform herauszubilden. Schumann dagegen stuft die Accente melodisch ab, daß***) die einzelne Strophe nicht sowol durch bestimmten melodischen Zug, sondern vielmehr durch die melodisch abgestuften Accente nach den Reimschlüssen hindrängt" (wörtlich zu lesen S. 82). Wenn folglich Reißmann S. 102 sagt: „Wir begegnen fast überall jener Phraseologie, wie sie heute der kritisirende Dilettantismus übt", so spricht er sich selbst das Urtheil, desgleichen, wenn er in einem Athemzuge auf die neudeutsche Richtung schimpft und eingesteht: „Das Gefühl wird sich immer gegen alles Neue und Ungewohnte abwehrend verhalten und oft die eigene Unfähigkeit, eine erweiterte oder ganz organisch umgestaltete Form als solche zu fassen, dem Kunstwerk als Makel aufbürden." Während Wasielewsky correct mittheilt, daß die

---

*) Hierher würden auch (von Reißmann noch viel zu ungenügend gegebene) Mittheilungen über die Entstehung einzelner Partien größerer Werke besonders bei der Faustmusik gehören.

**) Vgl. Wasielewsky, S. 233.

***) Der Stil ist überhaupt oft nachlässig oder ungelenk; manche Ausdrücke, wie „berückend", werden bis zur Unerträglichkeit gemisbraucht; Plurale wie „Horne" sind uns neu.

von Schumann gegründete „Neue Zeitschrift für Musik“ bis zum heutigen Tage in die Hände von Dr. Brendel überging, verschweigt dies Reißmann und nennt statt Brendel Dr. Lorenz, welcher bekanntlich nur so lange interimistisch fungirte, bis sich Brendel und Schumann geeinigt hatten.

Dem Studium aller Schumann'schen Schöpfungen hat sich Reißmann meist sehr eingehend und liebevoll gewidmet und ist bemüht, seinen Meister möglichst hoch zu stellen, geräth nur leider bei dem Versuch, ihm eine bestimmte „Mission“ zu vindiciren, ihn als ein „nothwendiges Glied“ in der Kunstentwickelung hinzustellen, wiederum in subjective Meinungen. Sehr beherzigenswerth ist das S. 213 über die Einseitigkeit der Epigonen Schumann's Gesagte, nur vertheidigt Reißmann viel zu schroff den höchstens relativ haltbaren Gedanken: ein Kunstwerk erhalte nicht durch den Inhalt (?), sondern vielmehr durch die Form dauernden Bestand. Beherzigenswerth ist ferner das S. 227 über die heutige tyrannische Herrschaft subjectiven Gefallens an bestimmten Richtungen und S. 231 über die krankhaft sentimentale „Gefühlsduselei“ unsers Salonbänkelsängerthums Gesagte. So findet sich denn in diesem Buche ein Gemisch von Werthvollem und Unbrauchbarem, Scharfsinnigem und Oberflächlichem, und es erfüllt immerhin mit Bedauern, wenn man eine von Haus aus so tüchtige Kraft, von der heutigen Nonchalance angesteckt, immer mehr in schroffe Ueberhebung und Willkür sich verlieren sieht.

Hermann Zopff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Am Geburtstage Shakspeare's und am Gründungstage der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft (23. April) hat der Vorstand derselben folgenden Aufruf erlassen: „Der Jahrestag der Geburt Shakspeare's gibt dem Vorstande der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft Anlaß, an alle Freunde der dramatischen Poesie und somit an jeden, der auf Bildung Anspruch macht, ein ernstes Wort der Mahnung zu richten. Wir sagen: an alle Freunde der dramatischen Poesie. Denn es ist ein arges Misverständniß, dessen Quelle wir nicht aufdecken wollen, wenn man gemeint hat, daß die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft nur den Zweck habe, das gelehrte Studium Shakspeare's zu verbreiten und die Shakspeare-Literatur durch eine Anzahl neuer Schriften zu vermehren. Ihr Zweck war und ist vielmehr die Förderung des Sinnes für echte dramatische Dichtung überhaupt, die Erhöhung des Interesses an allen wahrhaft künstlerischen Leistungen der Bühne, vor allem die Hebung des deutschen Dramas zu neuer Blüte. Für diesen Zweck ist uns die Anregung zu einem tiefern Studium Shakspeare's, zu häufigern und würdigern Aufführungen seiner Stücke, zu bessern Uebersetzungen seiner Werke, wie der ganze literarische Apparat, der dazu erforderlich ist, nur Mittel, das wir ergriffen haben, weil es das zweckentsprechendste ist, welches uns zu Gebote steht. Wir hofften für unsere Bestrebungen eine allgemeine Theilnahme um so eher zu gewinnen, als es leider offen zu Tage liegt, daß der Sinn für das höhere Drama zu sinken, der Geschmack des Publikums zu verwildern und mehr und mehr leeren scenischen Schaustellungen, rohen Spectakelstücken, sinn- und charakterlosen Possen sich zuzuwenden beginnt. Unsere Hoffnung ist getäuscht worden. Obwol die Shakspeare-Gesellschaft bei ihrer Gründung von allen Seiten mit lautem Zuruf begrüßt wurde, obwol der erste Band des Shakspeare-Jahrbuchs, das wir herausgegeben, nicht nur in den deutschen, sondern auch in den englischen Journalen die günstigste Aufnahme gefunden, so hat sich doch die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft nur wenig vermehrt. Sie ist bisjetzt noch so gering, daß wir die beabsichtigten größern Unternehmungen, eine neue, wohlfeile, auf Leser aller Klassen berechnete Uebersetzung der Shakspeare'schen Dramen, eine scenische, den Bedürfnissen der Bühne entsprechende Bearbeitung derselben, Preisaussetzungen zur Lösung besonders schwieriger Aufgaben u. s. w. vertagen müssen oder doch nur in kleinen bescheidenen Anfängen einleiten können. Ueberzeugt indeß, daß wir ein gutes Werk begonnen haben, geben wir das Vertrauen auf eine bessere Zukunft nicht auf. Wir glauben, daß es nur die Ungunst der Verhältnisse, die aus der politischen Lage Deutschlands entspringende Unruhe und Aufregung, die daraus erklärliche Lässigkeit und Vergeßlichkeit ist, die unsern Bestrebungen die gebührende Unterstützung entzieht. Wir hoffen aber, daß es nur einer ernsten Mahnung bedarf, um die deutschen Fürsten wie die deutsche Nation zu überzeugen, daß es schlechthin keine Verhältnisse, keine Umstände, keine politische oder sociale Lage gibt, welche es rechtfertigen könnten, die Bildung des Volks zu vernachlässigen, daß im Gegentheil die Freiheit und Einheit, welche die deutschen Stämme mit Fug und Recht in Anspruch nehmen, nur Bestand gewinnen und zum Segen ausschlagen kann, wenn das Volk eine Höhe der Bildung erreicht hat, die es in den so schwierigen politischen und socialen Fragen urtheilsfähig macht, und daß es für die Erkenntniß der in der Geschichte waltenden Gesetze, für die Förderung politischer Einsicht, für die Hebung patriotischer Gesinnung keinen bessern Volkslehrer gibt als — Shakspeare. Darum nicht trotz, sondern gerade wegen der anscheinend so ungünstigen Verhältnisse richten wir die Bitte an alle Klassen des Volks, den Bemühungen der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft eine kräftigere Unterstützung zuwenden zu wollen und damit nicht zu zögern, bis vielleicht der begonnene Bau wieder zerfallen ist.“

Wir theilen diesen Aufruf hier mit, in der Hoffnung, daß die authentische Interpretation, welche der Vorstand hier selbst von den Tendenzen der Shakspeare-Gesellschaft gibt, in weitern Kreisen Anklang finden und wesentlich dazu beitragen wird, die Zahl seiner Mitglieder zu vermehren.

Die Hebung des deutschen Dramas zu neuer Blüte ist gewiß ein Ziel „des Schweißes der Edeln werth“, und die Pflege des großen britischen Dichters, die genauere Erkenntniß eines Genius, dessen Schwächen so lehrreich sind wie seine Vorzüge, kann wesentlich dazu beitragen, auch dem Drama der Zukunft den Weg zu bahnen.

Allerdings sind die Hebungsversuche des deutschen Dramas oft misglückt, indem die Hebebäume an verkehrter Stelle angesetzt wurden; nöthig bleiben sie aber immer; denn auch die letzte Saison hat wieder gezeigt, wie die leerste und oberflächlichste Bühnenproduction fast überall herrscht und wie Productionen, die von poetischem Streben dictirt sind, trotz der Erfolge an größern Bühnen, trotz anerkennender Würdigung von seiten der Kritik, nur mühsam sich Bahn brechen und überall gegen den seichtesten Tageskram zurückstehen müssen.

Professor Kinkel hat dem Vernehmen nach an Stelle des Professors Lübke die Professur für Kunstgeschichte am Polytechnicum in Zürich übernommen. Wir freuen uns, daß eine tüchtige Kraft wieder den entsprechenden Wirkungskreis gefunden hat. Denn wir waren immer der Ansicht, daß die poetische Begabung Kinkel's eine mäßige sei und nicht über das Dilettantische hinausgehe, daß er mehr zu den poetischen

Naturen, zu den an- und nachempfindenden, als zu den berufenen Dichtern gehöre, eine Ansicht, in welcher uns nicht nur sein langes Schweigen gegenüber einer Fülle von durchaus dramatischen und tragischen Erlebnissen, sondern auch die Fremdheit, mit welcher seine Poesie gerade den sein Leben bestimmenden revolutionären Gedanken gegenübertritt, nur bestärken konnte. Wir wissen zwar nicht, was im Pulte dieses Dichters schlummert, und werden uns freuen, wenn unsere Ansichten als vorläufig durch eine poetische That desselben widerlegt werden sollten. Doch weder die formellen Vorzüge der rheinischen Ballade: „Otto der Schütz", noch einzelne gelungene Gedichte von echt poetischem Stimmungshauch konnten uns bisher in unserer Meinung irremachen. Dagegen ist gerade die poetisch sinnige Anschauungsweise Kinkel's eine ausgezeichnete Mitgift, wo es gilt, die Bedeutung und Entwickelung der bildenden Künste darzustellen.

Nicht minder hartnäckig in seinem Schweigen ist der „Lebendige", Georg Herwegh, von dem jüngst verlautete, daß er in Zürich eine Insolvenzerklärung erlassen habe. Was die Insolvenz seiner Lyrik betrifft, so können und wollen wir an dieselbe nicht glauben; denn hier haben wir es mit einem Talente von echter Schwungkraft zu thun, dessen Flügel unmöglich ganz erlahmen konnten. Gebot seine Muse auch nicht über ein ausgedehntes Register von Tönen — diejenigen, welche sie erklang, hatten eine ins Mark greifende Energie. In Herwegh's Pult kann unmöglich eine vollkommene Oede herrschen, wenn er auch das nonum prematur in annum des Horaz bis fast auf den dreifachen Termin ausgedehnt hat. Als Politiker der That Horazischer Reminiscenzen beschuldigt, mochte er im Unmuth sein poetisches Heiligthum vor dem profanen Volke so absperren, wie der Besiegte von Philippi gethan. Wir wissen, daß Herwegh in seiner Jugend sich mit mancherlei Dramenstoffen „André Chenier" u. s. w. trug — sollten nicht einzelne vollendete dramatische Dichtungen die lange Pause erfüllen, welche zwischen dem zweiten Bande der „Lieder des Lebendigen" und der Gegenwart liegt? Sollte sich nicht die unleugbare epigrammatische Schärfe des Dichters irgendeine Form geschaffen haben, worin sie zu glänzen vermag? Aufrichtig würden wir bedauern, wenn ein dichterisches Talent von solcher Verve des Anlaufs, mit solchem Geist und Fluß echter Begeisterung und vortrefflicher formeller Schulung auf immer verstummt wäre und der „Lebendige" die Worte des sterbenden Hamlet zu seinem Motto erwählt hätte: „The rest is silence!"

Vielleicht glaubt der Lyriker auch nur, daß die Gegenwart das Organ zur Würdigung echter Talente verloren hat und daß er gegenüber den Modepoeten mit seiner echt männlichen Stimme, auch wenn er spräche, kein Gehör finden würde. In dieser Ansicht liegt viel Wahrheit. Gerade die Epoche, in welcher Herwegh seine Triumphe feierte, schien eine Wiedergeburt der deutschen Lyrik in Aussicht zu stellen, indem das männliche Publikum ihr auf einmal lebhafte Theilnahme zuwendete. Jetzt ist diese Epoche längst vorübergegangen; die Politik ist nicht mehr lyrisch und die Lyrik nicht mehr politisch, und wo sie es noch ist, findet sie keine begeisterten Hörer mehr.

Hat doch ein anderer Sänger, der gleichzeitig mit Herwegh in die Saiten griff, Robert Prutz, bis in die jüngste Zeit hinein neben zahlreichen andern lyrischen Ergüssen auch treulich der männlichen Muse gehuldigt und seine Terzinen in den „Herbstrosen" haben den echten Vollklang männlich ernster Poesie. Und wie gering ist der Widerhall, den sie gefunden und finden konnten in einer Zeit, in der das Boudoir wieder die höchste Instanz für die Lyrik geworden ist! Robert Prutz ist jetzt zu unserer großen Freude von einer Krankheit, die ihn längere Zeit heimgesucht hatte, wiederhergestellt und hat jüngst in Stralsund zahlreich besuchte Vorträge über „Vier Jahrhunderte europäischer Literaturgeschichte, von Dante bis Shakespeare", gehalten. Aus vielen pommerschen Städten sind ihm Einladungen zugegangen, dieselben Vorlesungen auch dort zu wiederholen.

Auch von Alexander Jung erfährt man, daß er in ostpreußischen Städten literarische Vorlesungen hält, welche lebhaften Anklang finden. Wir wünschen nach allen Seiten hin eine weitere Fortbildung dieser Sitte und schätzen eine Propaganda nicht gering, welche gerade in das stagnirende geistige Leben der kleinern Städte, deren Empfänglichkeit deshalb keine geringere ist, durch den lebendigen Vortrag bedeutsame Anregungen bringt und den Zusammenhang derselben mit den größern Culturcentren wach hält.

Bibliographie.

Dupuy, E., Der falsche Erbe. Erzählung aus der vornehmen Welt. 4 Bde. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 4 Thlr.

Ettmüller, L., Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. 3ter Bd. Erzählende Dichtungen des 13. bis 16. Jahrhunderts. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Falke, J., Geschichte des modernen Geschmacks. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Heigel, K. A., Novellen. Berlin, Gerschel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Held, C. F. W., Moderne Weltanschauung und Christenthum. Ein Vortrag. Breslau, Mälzer. 8. 7½ Ngr.

Herbert, L., Nikolaus und Metternich. Roman und Geschichte. 1ste Abth.: Kaiser Alexander und Großfürst Constantin. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Herzogthümer seit dem 15. November 1863. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 Ngr.

Holtei, K. v., Haus Treustein. Roman. 3 Thle. Breslau, E. Trewendt. 8. 5 Thlr.

Im Zellengefängniß. Bilder aus der Verbrecherwelt, nach Erfahrungen in einer Strafanstalt von einem ehemaligen Strafanstaltsprediger. 2 Bde. Wittenberg, Koelling. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Immisch, R., Die slavischen Ortsnamen im Erzgebirge. Bautzen, Schmaler u. Pech. 4. 15 Ngr.

Keinz, F., Zur Heimbrecht-Kritik in Pfeiffer's Germania. München, J. A. Finsterlin. Gr. 8. 3 Ngr.

Knecht, F. J., Das moderne Antichristenthum. Seine Ursachen und seine Waffen. Ein offener Brief an Herrn Karl Scholl, Prediger der freireligiösen Gemeinden zu Mannheim und Heidelberg. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Leibing, F., Natur, Kunst und Menschen in Ober-Italien und der Schweiz. Psychologische Skizzen. Leipzig, Fritsch. 8. 20 Ngr.

Mattyus, I. v., Italiens staatliche Umgestaltung mit besonderer Rücksicht auf Süditalien. Eine politische, sociale, kirchliche und militärische Studie. Wien, Hartleben. Gr. 8. 12 Ngr.

Mayer, A., Der Zweikampf ehedem und heute. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 20 Ngr.

Oberst Alexander Graf Mensdorff-Pouilly im Sommerfeldzuge 1849 in Ungarn. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Menß, E., Das Weihnachtsfest und die Kunst. Vortrag. Breslau, Mälzer. 8. 7½ Ngr.

Morel, G., Aus Italien. Dichtungen in deutscher Uebertragung. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 16. 21 Ngr.

Nagy, K., Die Sonne und die Astronomie. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 4 Thlr.

Neumann, H., Ueber Lear und Ophelia. Ein Vortrag. Breslau, Korn. Gr. 8. 3 Ngr.

Pachler, F., Beethoven und Marie Pachler-Koschak. Beiträge und Berichtigungen. Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.

Reichensperger, A., Georg Gottlob Ungewitter und sein Wirken als Baumeister zumeist aus Briefen desselben dargestellt. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 24 Ngr.

Riedel, A., Aphorismen über die Evangelien des Herrn. Ein Beitrag zur Apologetik des neuen Testamentes. Augsburg. 8. 9 Ngr.

Schenkel, D., Ernst Moritz Arndt, ein politischer und religiöser deutscher Charakter. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 24 Ngr.

Schrader, A., Adeline. Original-Roman aus dem Leben. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 16. 2 Thlr.

Siebel, C., Gruß aus Rheinland. Neue Blüthen rheinischer Dichtkunst. Elberfeld, Reinhardt. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die schlechteste Staatsverfassung. Erörterung eines Unparteiischen. Halle, Fricke. 8. 6 Ngr.

Tschischwitz, B., Shakspeare's Staat und Königthum. Nachgewiesen an der Lancaster-Tetralogie. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 8. 12 Ngr.

Tuarko, M. v., Zerrbilder eines verkommenen Genies. Berlin, Lassar. Gr. 8. 15 Ngr.

Voigt, J., Goethe's Faust. Gemeinfaßlich dargestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Wachenhusen, H., Der Mann in Eisen. Roman. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waldburger, J., Einst und Jetzt. Erzählungen aus dem Schweizerlande. 1stes und 2tes Bdchn. Stäfa. 1865. Gr. 16. 22½ Ngr.

Wartenburg, K., Deutsche Opfer. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Winterfeld, A. v., Nachhall der Garnison-Geschichten. Vergessenes und Verlegtes. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LE GUIDE DIPLOMATIQUE.

Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un Traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples

par Le B^N CHARLES DE MARTENS.

Cinquième édition, entièrement refondue par M. F. H. Geffcken.

2 Vol. en 3 Parties. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Dieses seit langer Zeit schon für jeden Staatsmann, für das Personal von Gesandtschaften, Consulaten und Regierungsbehörden als unentbehrlich anerkannte Handbuch hat in vorliegender fünfter Auflage von sachkundiger Hand vollständige Umarbeitung und Ergänzung gefunden, und zwar sowol in seinem historischen und theoretischen Theil, als auch namentlich in dem die Bedürfnisse des diplomatischen Verkehrs der Gegenwart befriedigenden praktischen Theil des diplomatischen Formenwesens und der Mustercorrespondenz. Die neue Bearbeitung ist somit fast als ganz neues Werk zu betrachten, das auch Besitzer früherer Auflagen nicht werden entbehren können.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von George Henry Lewes.

Aus dem Englischen übersetzt von Julius Victor Carus.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's" auch in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwickelung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Durch vorliegende von Professor Carus gefertigte Uebersetzung wird das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition, partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und Lithographien ...

Erster Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Der bekannte Verfasser gibt in dem vorliegenden ... Bande seines lang erwarteten Reisewerks die Schilderung seiner Reise durch einen Theil von Brasilien und ... darein die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er während seiner officiellen Stellung als ausserordentlicher ... sandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am kaiserl. brasilianischen Hofe zu sammeln Gelegenheit hatte. ... nehmlich die socialen und politischen Verhältnisse ... lend, liefern seine auf authentischen Daten beruhenden Schilderungen ein klares Bild des Landes und seiner ... wohner und gewähren zugleich eine höchst angenehme ... terhaltende Lektüre. Die zahlreichen Abbildungen, ... Originalskizzen oder Photographien, sowie die Karten ... Pläne sind aufs sorgfältigste in Holzschnitt und Lithographie ausgeführt, sodass die Ausstattung in jeder Weise ... Werthe des Werks entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das sittliche Leben.

Ethische Studien von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien" sind dem größern ... deten Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegensatz ... den bisherigen abstracten Sittenlehren, das sittliche Leben ... Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, ... schen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils ... den, theils fördernden Einflüsse nachzuweisen, die es ... empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das praktische Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlag:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, ... Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. ... Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 ...

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 17. Mai 1866.

Inhalt: Polak's Werk über Persien. (Beschluß.) — Oesterreich seit dem Jahre 1809. Von Hans Prutz. (Beschluß.) — Neue Romane. Von Hermann von Bequignolles. — Zur Weltschmerzliteratur. Von Gustav Hauff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Ein Kopernicaner des Alterthums.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Polak's Werk über Persien.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Die Mittheilungen Polak's über Wohnungen, Kleidung, Speisen, Familienleben sind sehr eingehend und bringen in ihrem Detail eine Fülle von Curiositäten, sodaß man in der That, ähnlich wie jener Cardinal darüber, wo Meister Ariosto all das tolle Zeug hernehme, sich wundern muß, woher die Völker der Erde all das tolle Zeug nehmen, durch welches sie sich voneinander in ihren Gebräuchen gleichsam zu unterscheiden suchen. Was Wohnungen betrifft, so liebt der Perser zu bauen, zu erweitern, doch nicht zu erhalten und zu repariren. Auch dies liegt zum Theil an der Unsicherheit der staatlichen Zustände. Die Familien der Großveziere bringen oft ganze Stadttheile an sich und bebauen sie mit neuen Palästen; bei dem Fall des Veziers stehen die Häuser leer oder werden auf Befehl der Regierung niedergerissen und gestampft.

Die innere Einrichtung des Hauses, das den Straßen nur die kahlen Mauern zeigt, ist wie bei den alten Griechen und den andern Orientalen, nur daß sich gegenüber dem Haupteingang der große Saal befindet, dessen vordere Wand aus einem Fenster von 2—300 Dukaten Werth besteht; kaleidoskopische Figuren aus Flechtwerk und buntem Glas bilden die obere Hälfte des Fensters; die untere wird durch fünf Balkensäulen durchbrochen, in denen sich schwere, ebenfalls buntfarbige Coulissenfenster bewegen. Dies kostspielige Meisterwerk wird nun aber nie gewaschen und nie ausgebessert, wenn auch die kleinen Glasstücken sich losgelöst haben, höchstens mit Papier verklebt. Die Thüren sind so niedrig, daß der Europäer in der Regel mit dem Kopf oder Schienbein anrennt. An Zugluft ist der Perser gewöhnt; dem Gast wird in heißen Tagen derjenige Ort als Ehrenplatz angewiesen, wo der Wind von allen Seiten durchstreicht. Der Plafond des Saals ist mit Stuccaturen und Vergoldungen überreich geschmückt; der Estrich mit dem Hauptluxus der Perser, mit Teppichen belegt. Die meist flachen Dächer dienen in den heißen Sommermonaten zur Schlafstätte. Unter den Nahrungsmitteln spielt der Reis des Tschillaw und Pillaw die Hauptrolle, demnächst das Brot, das für Europäer ungenießbar ist, dem Perser aber noch zu andern Zwecken als zur Nahrung dient:

Es erspart ihm: den Löffel, in eine flüssige Suppe wird so viel Brot gebrockt, bis sie mit den Fingern gegessen werden kann; den Teller, man legt die Portionen darauf vor; die Serviette, man wischt sich während des Essens die fettigen Finger daran ab; sogar das Packpapier, da Braten oder sonstige fette Speisen für die Reise darin eingehüllt werden.

Von Fleischsorten ißt der Perser fast ausschließlich Schaf-, Lamm- und Hühnerfleisch, außerdem mancherlei Wild. Sperlingssuppen gelten als besonders stärkend, auch als bewährtes Aphrodisiacum. Von Säuren und sauern Conserven werden unglaubliche Quantitäten verzehrt, namentlich von unreifen Früchten der verschiedensten Art, dann von mancherlei Essigconserven. Die Scherbets sind das Lieblingsgetränk. Süßigkeiten sind ebenso beliebt. Die Eßzeit ist kurz gemessen, sie dauert höchstens 15 Minuten. Während des Essens herrscht vollkommene Stille, ein Princip, dem übrigens auch deutsche Eßkünstler, wie Karl Schall, huldigten, um sich in ihrem Cultus nicht zu unterbrechen. Die Etikette verlangt, daß der Schah immer bei Appetit sei. Er greift nach der Landessitte ebenfalls mit den Fingern in den Tschillaw und weiß durch das Gefühl den guten vom schlechten zu unterscheiden. Daher sagt er oft, er begreife nicht, wie man mit Werkzeugen essen könne, da doch der Geschmack bei den Fingern anfange.

In Bezug auf die Kleidung fehlt es auch nicht an jenen Curiositäten, durch welche die Völker sich gegenseitig parodiren. Während bei uns der Frack für das anständigste Kleidungsstück gilt, erscheint den Persern jedes Kleid unanständig, welches nicht vorn übergeschlagen werden kann. Ihr Käba ist ein bis über das Knie reichender Rock mit weiten Schößen. Während bei uns die Etikette bei jeder feierlichen Gelegenheit Glacéhandschuhe verlangt, gilt es in Persien für unanständig, sich mit Handschuhen vorzustellen. Während wir aus Artigkeit den Hut abnehmen, setzen die Perser ihre spitze Lammfellmütze (Kullah) auf, sobald ein Gast angemeldet wird. Den runden europäischen Hut findet der Perser schon deshalb lächerlich,

weil er dem Topf, worin er seinen Tschillaw bereitet, ähnlich sieht. Da die Kullah aus schwarzen Bucharafellen gefertigt wird, so gehen für den Ankauf derselben große Summen ins Ausland. Der Schah verordnete, daß die Längenachse der Kullahs verringert werden sollte und die Polizei schnitt unbarmherzig an den Kullahs der Vorübergehenden das überschreitende Längenmaß ab. Doch drang der Alleinherrscher nicht durch; die Mode erwies sich mächtiger als er. Was das Hutabnehmen betrifft, so erzählt Polak folgende Anekdote:

> Ich war bereits sieben Jahre im Lande, als der Schah mich eines Tags mehrere Stunden im Vorzimmer warten ließ. Müde und gelangweilt schlief ich auf dem Teppich ein. Dies wurde dem König hinterbracht; er näherte sich leise und rief plötzlich mit lauter Stimme: „Hekim berchiz!" (Stehe auf!) Halb schlafend raffte ich mich auf, stotterte einige Worte der Entschuldigung und nahm zum Gruße auf europäische Weise die Kullah ab. Allgemeines Gelächter des ganzen Hofs strafte mich für diesen groben Verstoß gegen die Sitte des Landes.

Das Schuhausziehen vor dem Eintritt ins Zimmer ist eine bekannte orientalische Sitte.

Der Schah kleidet sich halb europäisch, halb persisch. Seine abgelegten Kleidungsstücke verfallen den Hofdomestiken. Nach wenigen Tagen werden auch die Schuhe und die Kullah gewechselt, und nicht selten geschieht es, daß die Kleider u. s. w. als abgelegt verschwinden, ehe noch die neuen aus dem Magazin geholt worden sind, woraus sehr komische Verlegenheiten erwachsen. Bei guten Stoffen läßt man das Fabrikzeichen am Kleide; ja man bringt es da an, wo es am meisten in die Augen fällt. Der Sohn des Kriegsministers ließ sich eine Uniform aus feinem lyoneser Moiré machen. Der kunstfertige Schneider nähte ihm die Etikette auf den Rücken, wo sie dann im großen Salon des Schahs bewundert werden konnte.

Eine große Rolle spielen die Shawlfabrikate, welche zu Gewändern für Männer wie für Frauen, zu Turban und Leibgurt, zum Einfassen der Kleider, zu Borduren, zum Bedecken der Teppiche, zu Thürvorhängen u. s. w. benutzt werden. Ein großer Theil des mobilen Vermögens ist in jedem guten Hause in Shawls angelegt. Der Schah verschenkt als besondere Auszeichnung ein Shawlkleid, einen Rock aus der „gesegneten Garderobe des Königs", ein Act der Investitur, der Chalat heißt; der Glückliche muß sich dann in dem neuen Kleide bei Hofe präsentiren. Später darf er es verschenken oder wieder verkaufen und der Schah erkundigt sich gelegentlich, wie viel er dafür erhalten. Auch das steht im offensten Widerspruch mit unserer europäischen Sitte. Ueber den Luxus der Frauen klagt man in Teheran, wie in Paris, nur sind es dort nicht die Roben, sondern die faltenreiche Pluderhose, welche das hauptsächlichste Corpus delicti bildet, indem mit diesem Kleidungsstück eine maßlose Verschwendung von Stoff und enormer Luxus getrieben wird. Bei Begegnung einer Frau muß man übrigens anständigerweise die Augen abwenden, während die europäische Sitte oft das Gegentheil verlangt. Die Pantoffeln der Frauen sind so klein, daß nur die Fußspitze dar[...] findet, mit welcher sie auch nur auftreten können.

Polak schildert ausführlich die persischen Jagden. [...] Schah ist selbst ein eifriger Jäger und natürlich [...] immer, der das Wild erlegt. Jedes Rebhuhn, [...] er zielte, wird ihm, wenn er's auch nicht getroffen, [...] der Begleitung gebracht. Zu diesem Zweck führt [...] folge immer frischgeschossene Rebhühner in den Jagd[...] Auch die Gymnastik, selbst die Zimmergymnastik wird [...] den Persern getrieben. Unter den Uebungen befinden [...] Hüpf- und Stampfbewegungen, vor allem eine die [...] muskeln stärkende Schwimmbewegung im Trocknen, [...] wir in der Schreber'schen Zimmergymnastik vermissen.

Die emancipationslustigen Babis haben in [...] noch ein großes Feld der Thätigkeit vor sich; den [...] schönen Perserinnen mit dem runden Gesicht, das [...] Dichter als Mondgesicht preisen, mit den großen, [...] delförmig geschlitzten, wollusttrunkenen Augen, den [...] gewölbten, über der Stirn zusammengewachsenen [...] leben so eingeschlossen wie möglich in ihrem Frauengemach [...] und betreten die Straße nur vermummt in der [...] indigoblauen Hülle, welche den ganzen Körper von [...] zu Fuß wie ein Domino einhüllt. Gleichwol lieben [...] die Abenteuer, und gerade dies ungraziöse Straßen[...] unterstützt sie bei ihren geheimen Ausflügen. Polak [...] wähnt, daß die Perserin sehr neugierig, kokett und [...] süchtig ist, Eigenschaften, welche die gemeinsame Ab[...] mung der indogermanischen Rassen bestätigen, aber [...] die Unterscheidung der Frauen im Morgen- und Ab[...] land sehr schwache Stützpunkte bieten. Die Hoch[...] feierlichkeiten, wie sie unser Autor beschreibt, bilden [...] eine neue Variante für die analogen Gebräuche [...] Völker. Als specifisch persisch erscheint nur der Gebrauch [...] daß die beiden Gatten sich bestreben, sich gegenseitig [...] erst auf die Füße zu treten, weil nach einem herrschenden [...] Vorurtheil die Oberhand im Hause dem zutheil wird, [...] in diesem Wettstreit Sieger bleibt. Ein ähnlicher [...] glauben grassirt in Bezug auf die Mittel, einen [...] zu bekommen. Dazu gibt es allerlei Amulete. Den [...] züglichsten Zauber aber übt ein Minaret in der [...] von Ispahan, genannt kune-bircadichi (natibus [...] aus. Es führen zwölf Stufen zu ihr heran; auf jede[...] selben wird eine Nuß gelegt, welche die Pilgerin [...] dem Gesang einer entsprechenden Strophe podice [...] muß. Uebrigens herrscht bei dem Handels- und Ge[...] stand in den Städten, sowie auf dem Flachland [...] den Nomadenstämmen die Monogamie, wenngleich [...] Perser Weiber in unbeschränkter Zahl nehmen kann [...] seine Fürsten und Prinzen ihm hierin mit dem besten [...] spiel vorausgehen. Die Monogamie ist im Orient [...] Regel, die Polygamie die Ausnahme. Es gibt [...] zwei Arten von Ehefrauen, die „Akdi", die eigentliche [...] frau, die in einer dauernden Ehe lebt, und die „[...] eine Frau nur auf eine vertragsmäßige Zeit, die [...] Stunde bis zu 99 Jahren variiren kann. [...] Expeditionen oder Bedienstungen in der Provinz [...] der Perser nie seine Akdi oder eine seiner Akdis [...]

tern ihm vier verstattet sind, sondern heirathet fast an jeder Station, wo er sich länger aufhält, eine Sighe.

Das Werk Polak's ist ausnehmend reich an derartigen charakteristischen Details, und wir würden den uns zugemessenen Raum weit überschreiten, wollten wir auch nur das besonders Auffällige und Pikante aus allen Abschnitten ausziehen. Was er über die Diener, Sklaven und Eunuchen, über Bäder und Begräbnißstätten, über die religiösen Feste, die medicinischen Zustände, die Aerzte und Apotheker, die Krankheiten und Heilmittel sagt, das möge man in dem höchst unterhaltenden Werke selbst nachlesen. Als besonders anziehend heben wir im ersten Theile die lebendige Beschreibung des Neujahrsfestes hervor, das einem mit buntesten Masken und fremdartigen Thierköpfen ausgeschmückten Carneval gleicht, und im zweiten Theile den Abschnitt über die Narkotika, in welchem über die berauschenden Lieblingstränke der Orientalen, Haschisch und Opium, zum Theil ganz neue Data mitgetheilt werden.

Nur ein Abschnitt, der von der persischen Bildung, von den Wissenschaften und Künsten handelt, verdient hier noch nähere Beachtung. Polak beschäftigt sich nur mit der Gegenwart und ist weit davon entfernt, uns eine persische Literaturgeschichte zu liefern oder Charakterbilder des Firdusi, Saadi und Hafis zu entwerfen. Doch erkennt er den Einfluß an, den die Poesie auf die persische Bildung ausübt. Nach dem zehnten Jahre gehört die Lektüre und Erklärung der Dichter zu den wesentlichsten Lectionen:

> Ihre Verse leben im Munde des gesammten Volks, der Gebildeten wie der Ungebildeten. In Saadi, dem didaktischen Dichter, welcher fast alle möglichen Lebensverhältnisse bespricht und in Epigrammen (bayt) weise Verhaltungsmaßregeln gibt, findet der Perser, so oft er an einem Scheideweg steht, analoge Fälle, an denen er sich Rath erholen kann. Die Bücher des Hafis offenbaren ihm sein Los (fâl); er sticht hinein, und der Satz, der sich zufällig bietet, dient ihm als Orakel, welchem er blindlings folgt. Der göttliche Ferdausi begeistert ihn dermaßen, daß er dessen Fabeln für historische Facta nimmt, an den durch mehrere Jahrhunderte fortgesetzten Kampf Iran's mit Turan glaubt und ernsthaft die Frage aufwirft, ob Rustam's Thaten oder die des verehrten Khalifen Ali größer gewesen seien!

Die Zahl der Versmacher ist in Persien Legion; sie machen meistens Gedichte, um einen neuen Rock oder eine Mahlzeit zu erbeuten. Als Polak einst dem König vorlas, wie Peter der Große bei seiner Anwesenheit in Paris von den Poeten so belästigt wurde, daß er eiligst die Stadt verließ, bemerkte der Schah, er werde auch zuletzt genöthigt sein, die Hauptstadt der Poeten wegen zu verlassen. Uebrigens macht der Schah selbst Gedichte und hat außerdem einen poeta laureatus bei Hof, die Sonne der Sänger, der glückliche Ereignisse und Feste mit seinen Versen verherrlicht. Auch stellen die Schahs von Persien Anthologien aus den persischen Dichtern (Diwans) zusammen, welche auf Staatskosten gedruckt werden. Doch sind die neuern Poesien mit denen der alten Meister nicht zu vergleichen und nur ephemere Erscheinungen.

Die geographischen Kenntnisse der Perser sind spärlich; von Europa kennen sie nur die durch Gesandtschaften bei ihnen vertretenen Nationen. Die deutsche Geographie macht ihnen das meiste Kopfzerbrechen; sie können nie begreifen, daß der padischah austria und der kral-e-pruss beide „Nemseh" sein sollen. Der Schah argumentirte immer dagegen: „Wenn ich der Padischah von Iran bin, kann es doch nicht zu gleicher Zeit ein anderer sein!" In der That werden auch die Deutschen noch lange an dieser Nuß zu knacken haben.

In der Geschichte sind die Perser etwas besser bewandert. Die persische Geschichtschreibung beginnt mit dem Islam; die Vorzeit erschöpft sich für den Perser in den Sagen des Firdusi. Das Hauptwerk für die muselmanische Geschichte ist Mirchand's berühmtes Buch: „Ruzet es sæfâ." Der jetzige Schah ließ durch den Reichshistoriker Mirza Toki, genannt die Zunge des Reichs, und einen andern Gelehrten eine Fortsetzung dieses Werks bis auf die Gegenwart schreiben, sowie eine besondere Geschichte des Stammes und der Dynastie der Kadscharen. Bei dem schlechten Geschmack, der jetzt in Persien herrscht, wurde der Stil so schwülstig, mit Wortspielen, Citaten, Epigrammen und barocken Reimen überladen, daß der Schah, wenn er sich ein Kapitel aus dem Machwerk vorlesen läßt, bei besonders wunderlichen Stellen oder Reimen in ein schallendes Gelächter ausbricht. Nicht alle Schahs lachen so naiv über die Werke ihrer Reichshistoriographen. Wie man indeß officiell neuere Geschichte schreibt, das sieht man in Persien, wo alles noch wenig durch die Cultur beleckt und überkleistert ist, am deutlichsten:

> Ist es schon in jedem Lande schwer, die Geschichte der letzten Tage in usum Delphini zu schreiben, so häufen sich die Schwierigkeiten in Persien auf alle erdenkliche Weise. Das ganze Werk soll nichts als eine Apologie des Königs und des letzten Veziers enthalten. Nun bietet aber die Geschichte der Kadscharen keineswegs immer glorreiche Thaten. Während sie jetzt Anhänger Ali's, Vertheidiger und Repräsentanten des Schiismus sind, fochten doch notorisch ihre Ahnherren gegen die Aliden an der Seite der Yeziden. Dem Reichshistoriker liegt es also ob, alle diese Facta zu verdrehen oder zu ignoriren, die verübten Mord- als glorreiche Waffenthaten, die erlittenen Niederlagen als eclatante Siege darzustellen. Aber noch mehr. Kaum war das genannte Buch fertig und im Druck erschienen, so fiel der Minister Mirza Aga Khan in Ungnade und wurde ins Exil geschickt. Mit seinem Fall erhielt der Verfasser die Aufgabe, alle die zahlreichen Stellen, worin dem Vezier und seiner ruhmvollen Wirksamkeit Weihrauch gestreut war, zu streichen oder statt des Lobes Tadel einzutragen. Natürlich mußte das Buch zum großen Theil umgedruckt werden.

Von neuern europäischen Geschichtswerken ist die Geschichte Napoleon's nach dem Buche von Walter Scott und die Peter's des Großen und Karl's XII. nach Voltaire ins Persische übersetzt. Der jetzige Schah ließ außerdem die Geschichte Alexander's des Großen nach europäischen Quellen, die der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I. von Baron Korff und die der Regierung desselben ins Persische übertragen und ist in allen diesen Stoffen bis auf die speciellsten Daten hin zum Erstaunen der europäischen Gesandten bewandert.

Die Buchdruckerei wurde zu Anfang dieses Jahrhun-

derts in Tabris eingeführt; doch können die Perser den gedruckten Lettern keinen Geschmack abgewinnen. Weit größern Aufschwung nahm die Lithographie. In jeder größern Stadt gibt es eine oder mehrere lithographische Anstalten und alle bedeutendern Manuscripte werden lithographirt. Den höchsten Werth legt man indeß in Persien auf den Besitz von Manuscripten, wie überhaupt die Schreibekunst in Blüte steht:

Ein Manuscript, welchem der Kenner bleibenden Kunstwerth beilegt, muß auf chinesischem Papier geschrieben sein, von Anfang bis Ende ein Buchstabe wie der andere, die gleichen Buchstaben sogar mathematisch congruent, der Eingang und die Kapitelanfänge mit zarten Goldarabesken in blauem Felde aufs geschmackvollste verziert, der Einband (schäß) aus zwei auf dem Rücken gehefteten Pappdeckeln bestehend, mit Malereien von Schiraz oder Ispahan geschmückt. Bei Taxationen schätzt man oft den Werth eines einzelnen Buchs auf die Summe von 500 Dukaten.

Auch die Publicistik ist in Persien nicht mehr unbekannt; natürlich gibt es nur eine officielle Presse. Polak berichtet hierüber:

Seit mehrern Jahren erscheint in Teheran wöchentlich einmal in einem kleinen Foliobogen eine lithographirte officielle Zeitung (ruznämeh-dauleti), zum jährlichen Abonnementspreis von 2⅓ Dukaten. Vornan stehen die Hofneuigkeiten, Auszeichnungen und Ernennungen u. s. w. Der Name des Schahs ist stets von einigen hochtrabenden Titeln und von Gebeten für seine Erhaltung begleitet. Dann folgen die Berichte aus den Provinzen, immer mit etwas andern Worten desselben Inhalts: „Dank der Gerechtigkeitsliebe und Umsicht des Gouverneurs, erfreuen sich die rayet (Unterthanen) ungestörten Glücks; volle Unparteilichkeit und Gerechtigkeit herrscht bei Erhebung der Steuern; die Wege und Brücken sind sicher und in gutem Zustand.“ Erzählungen von wunderbaren Heilungen in den Imamzadehs, von Misgeburten u. s. w. füllen den übrigen Raum. Reicht der Stoff nicht hin, so bleibt entweder eine Seite leer oder es werden Nachrichten aus Europa dem in Konstantinopel erscheinenden türkischen Journal entlehnt, mithin die fränkischen Padischahs und Krals als Lückenbüßer benutzt. Auch einige Decrete und Verordnungen gelangen darin zur Veröffentlichung, um die aber, wenn sie einmal gedruckt sind, kein Mensch sich mehr bekümmert. Kämen die erlassenen Instructionen zur Ausführung, so müßte volle Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Religionen, gewissenhafteste Besteuerung u. s. w. die Regel sein; leider aber straft der Erfolg alle diese schönen Verheißungen Lügen.

Während der englisch-persischen Wirren brachte die Zeitung polemische Leitartikel und Manifeste, welche in ziemlich beleidigendem Ton gegen die englische Nation und deren Repräsentanten Partei nahmen; sie waren darauf berechnet, theils den Engländern Furcht einzujagen, theils die indolenten Einwohner gegen eine Nation, welche das Heiligthum der Familie antaste, einzunehmen, das persische Volk zu einem Religionskrieg (dschehad) zu fanatisiren oder wenigstens ihm das Geld dazu (?) unter einem plausibeln Vorwand abzunehmen. Aehnliche Artikel wurden durch die Presse in Bender Karadschi (Indien) veröffentlicht. Besonders machte ein in Teheran geschriebener und in Bender abgedruckter Artikel viel Aufsehen, indem darin alles Unheil, welches England über Asien und den Islam insbesondere gebracht, mit großer Geschicklichkeit dargelegt war und zu energischer Abwehr aufgefordert wurde. Er soll viel zur Vorbereitung der indischen Meuterei beigetragen haben. Ebenso wurde das „Journal de Smyrne“ in persischem Interesse subventionirt; die Redacteure erhielten Auszeichnungen vom Schah; kurz, man versteht es bereits, zu politischen Zwecken die Hebel der Presse anzusetzen.

Gegen Angriffe europäischer Journale ist der Hof sehr empfindlich; fortgesetzte Ausfälle gegen einen Minister können ihn aus seinem Amt vertreiben; denn die misbilligenden Artikel werden von der Gegenpartei colportirt und mit Erfolg ausgebeutet, da man hier solche Zeitungspolemik für den Meinungsausdruck der betreffenden Regierung ansieht.

Bibliotheken und Bildergalerien befinden sich in Persien noch in der Kindheit. Die Bibliothek des Schahs enthält nur 300 persisch-arabische Manuscripte und einige gedruckte europäische Bücher, die horizontal übereinander liegen, mit dem Rücken gegen die Wand und mit dem Schnitt, auf dem der Titel des Buchs mit großen Buchstaben zu lesen ist, nach außen gekehrt. Die europäischen illustrirten Prachtwerke im Besitze des Schahs, meistens Geschenke europäischer Gesandtschaften, liegen ganz unbenutzt da. Die Illustrationen werden herausgeschnitten und von den Höflingen zur Ausschmückung ihrer Frauengemächer benutzt.

Die Bildergalerie des Schahs besteht aus Porträts europäischer Monarchen, ebenfalls Geschenke der betreffenden Höfe. Doch da dieselben nicht ausreichen, um alle vier Wände damit zu bedecken, so werden die Lücken mit bunten berliner Lithographien: Badende Mädchen u. dgl. m. ausgefüllt:

Ein Prinz verkaufte dem Schah das von Swoboda in Oel gemalte Porträt einer pariser Soubrette, indem er es für ein Werk Rafael's (kär-e-Rafail) ausgab, und auf die Klage, daß der Preis von 200 Dukaten zu hoch sei, erwiderte er: „Rafael's Gemälde werden in Europa mit 5000 Dukaten bezahlt.“

Wie reich das anekdotische Material in Polak's Werk ist, werden unsere Proben und Auszüge hinlänglich bewiesen haben. Jedenfalls ist es die umfassendste Ethnographie Persiens, die wir besitzen, und wird wesentlich dazu beitragen, unsere, durch die altpersische Literatur zu hoch gespannten Begriffe von diesem alten Culturvolk auf das bescheidene Maß zurückzuführen, welches für die Gegenwart allein Geltung haben kann. 17.

Oesterreich seit dem Jahre 1809.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Die mit dem Aufstande der Griechen neu auftauchende orientalische Frage, in der sich die Furchtsamkeit und Schwäche der äußerlich so zuversichtlich einherschreitenden Metternich'schen Politik so vollständig enthüllte und zu einer recht empfindlichen Niederlage führte, der Ausbruch der Julirevolution, der Aufstand der Polen, für den sich in Ungarn und Böhmen bald offene Sympathien zeigten, die revolutionären Bewegungen, welche Italien durchzuckten, alles das trug dazu bei, gerade die letzten Jahre Franz' II. zu bewegten und sorgenvollen zu machen, ihn und Metternich aber zugleich aufs neue von der Unübertrefflichkeit ihres politischen Systems zu überzeugen. Es gelang alle die drohenden Stürme zu beschwichtigen, das als politisches Ideal verehrte Unveränderlichkeit hatte sich abermals bewährt, der Sieg der Reaction war entschieden, zum Theil freilich etwas auf Kosten Oesterreichs, denn die eigentliche Oberherrlichkeit im reactionären Europa ruhte von nun an in den Händen des Za

Nikolaus. Denselben in dieser Stellung noch mehr zu befestigen, dazu trug der in Oesterreich erfolgende Thronwechsel ein Bedeutendes bei. Kaiser Franz II. starb am 2. März 1835 und es folgte ihm sein Sohn Ferdinand, der trotz seiner 42 Jahre von den Staatsgeschäften nicht die geringste Kenntniß hatte, geistig ganz unbedeutend, körperlich schwächlich und an Epilepsie hinsiechend — ein Mann also, der an eine Ausübung seines Herrscheramtes auch nicht im entferntesten denken konnte, der die ruhige Muße, deren er sich bis dahin erfreut, dem lästigen Regieren unendlich vorzog, namentlich vor allem Unterschreiben einen unüberwindlichen Abscheu hegte, bei dem es von seiten seiner Umgebung der genauesten Aufsicht bedurfte, wenn er nicht bei jedem öffentlichen Schritt einen seine Würde preisgebenden Misgriff und Verstoß begehen sollte. Unter solchen Umständen konnte man dem Kaiser Ferdinand eben nicht mehr als den Namen lassen und mußte zur Führung der wirklichen Staatsgeschäfte eine dauernde Regentschaft einsetzen. Zu diesem Zwecke wurde die Staatsconferenz eingerichtet, in welcher des Kaisers Generaladjutant Graf Clam Martinitz einen bedeutenden Einfluß im militärisch-absolutistischen Sinne ausübte, ohne doch den Bestrebungen des persönlich ehrgeizigen Grafen Kolowrat ganz einen Damm entgegensetzen zu können. Damit aber war auch nicht das Geringste gebessert: denn auch jetzt charakterisirte sich die Regierung nur durch Mangel an Einheit und fest ausgeprägter Entschiedenheit in der Handhabung eines leitenden Systems, Schwankungen, Zögerungen, Unsicherheit und Lähmung in den wichtigsten Acten der Gesetzgebung und Verwaltung". So erstarrte denn die gesammte Regierung mehr und mehr und schien einer aussichtslosen Apathie und Leblosigkeit verfallen zu sein. Die Zersetzung, die den ganzen Staat ergriffen hatte, schritt unaufhaltsam vor und bald zeigten sich sehr bedenkliche Vorboten der herannahenden Krisis.

Zuerst und am nachdrücklichsten wurden solche Vorboten bemerkbar auf dem im Jahre 1832 berufenen ungarischen Reichstage, dessen Berathungen einem früher gegebenen Versprechen der Regierung gemäß sich ausschließlich mit den seit einem Menschenalter geforderten und vorbereiteten Verwaltungsreformen, den sogenannten Operaten, beschäftigen sollten. Auf diesem Operatenreichstage begann die eigentlich nationale Bewegung in Ungarn und insofern ist er auch für die spätern Schicksale des Landes von der durchgreifendsten Bedeutung geworden, und wie so oft, so gingen auch hier von den scheinbar äußerlichsten und unwichtigsten Fragen die epochemachendsten, eine Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse nach sich ziehenden Anregungen aus. Ein Brückenbau gab den Anstoß zu einer vollständigen Veränderung in den wichtigsten Standesverhältnissen Ungarns: um nämlich die Kosten zu der zwischen Ofen und Pesth zu erbauenden Kettenbrücke aufzubringen, sollte von jedem, der dieselbe passirte, ein Zoll, ein Brückengeld erhoben werden; der ungarische Adel war aber der Verfassung nach steuerfrei, konnte also nicht mit dazu herangezogen werden. So unscheinbar das anfängliche Object des Streites war, es handelte sich dabei doch um eine der wichtigsten Principienfragen. Bei ihrer Verhandlung trat namentlich der edle und einflußreiche Graf Stephan Széchenyi besonders in den Vordergrund. Széchenyi, ein begeisterter Anhänger alles Englischen im Gebiete des Verfassungswesens ebenso wie in dem der Industrie und des Handels, dabei erfüllt von einem großartigen Plan, Ungarn zum England Osteuropas umzugestalten, hatte sich zuerst 1825 einen Namen gemacht durch die opferfreudige Freigebigkeit, mit der er den Grund legte zur Stiftung der dann so glänzend ausgestatteten magyarischen gelehrten Gesellschaft in Pesth, und sich durch den unablässigen Eifer, mit dem er alle gemeinnützigen Unternehmungen, Associationen, Bauten, Verschönerungen förderte, eine ungemeine Popularität erworben, sodaß er in den dreißiger Jahren gewiß der gefeiertste Mann in Ungarn war. Er machte nun bei den Berathungen über den Bau der Donaubrücke den Vorschlag, der Adel möge in diesem Falle auf sein Privilegium der Steuerfreiheit verzichten; derselbe wurde angenommen und damit eine Maßregel ergriffen, deren bedeutungsvolle Consequenzen damals noch den wenigsten ganz klar geworden waren. Das positive Resultat, welches durch den Operatenreichstag zu Stande gebracht war, als derselbe nach vierzigmonatlicher Dauer 1836 geschlossen wurde, entsprach den großartigen Hoffnungen, die man im Volke bei seinem Zusammentritt auf ihn gesetzt hatte, freilich nicht ganz; die von den Patrioten gehoffte unbedingte und alleinige Herrschaft der magyarischen Sprache war nicht herbeigeführt, wenn auch die Grenzen ihrer gesetzlichen Geltung bedeutend erweitert worden waren; die erwartete Verwaltungsreform war doch auch nur zum kleinsten Theile durchgeführt, und in der Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels mochten viele eine Erschütterung und Untergrabung der alten Verfassung erblicken. Doch war man für den Augenblick wenigstens zufrieden, denn die Zugeständnisse, die sie gemacht hatte, stellte die Regierung selbst als nur vorläufige dar und eröffnete damit Aussicht auf noch weitergehende liberale Reformen. Bald aber sollten diese Hoffnungen sehr herabgestimmt werden: auf Grund der verheißenen weitern Zugeständnisse begann von seiten der Opposition eine lebhafte Agitation, auf welche die Regierung mit rücksichtslosen, gewaltthätigen polizeilichen Maßregelungen antwortete. Damals zuerst wurde der Name Ludwig Kossuth's genannt: die während des Operatenreichstags von ihm begründete Landtagszeitung war durch ihre frische, etwas schwülstige und bombastische, aber ganz oppositionell gefärbte Tendenz schnell zu großer Beliebtheit gekommen; alle Versuche der Regierung, sie zu unterdrücken oder ihre Verbreitung zu verhindern, mislangen; nach dem Schlusse des Reichstags wollte Kossuth seine Thätigkeit in ähnlicher Weise fortsetzen, wurde verhaftet und nach zweijähriger Untersuchungshaft zur Verbüßung einer Kerkerstrafe von vier Jahren nach Munkács abgeführt. Die einmal in Fluß gekommene Bewegung aber war nicht mehr zum Stehen zu bringen. Auf dem 1839 gehaltenen neuen Reichstage

erhob die Opposition kühner und zuversichtlicher ihr Haupt; bei den neuen Principienkämpfen, welche zwischen ihr und der Regierung ausgefochten wurden, kam sie selbst mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß das Heil Ungarns nicht mehr zu hoffen sei von einem unveränderten Festhalten der alten Constitution, sondern allein von einer zeitgemäßen, principiellen Umgestaltung derselben. Die lebhaften Debatten, welche sich über die Vertretung der großen Städte auf dem Reichstage entspannen, trugen dazu bei, diese Ansicht noch weiter zu verbreiten, und das frische thatkräftige Leben, das in der Versammlung pulsirte, mußte, so ließ sich mit Sicherheit voraussagen, bald die engen Banden des Bestehenden sprengen und nach neuen, freiern Formen streben. Die politische Regsamkeit, die in Ungarn herrschte, zog die Augen auch der übrigen Theile der Monarchie auf sich, sie forderte zur Nachahmung auf und gab so den Anstoß, daß auch in Tirol — da freilich im ultramontansten Sinne —, in Böhmen, in Oesterreich selbst eine neue ständische Bewegung begann, die für den Augenblick freilich nichts Positives ausrichtete, aber den unaufhaltsam über das alte Reich hereinbrechenden Verfall noch wesentlich beschleunigen half. Die immer rathloser, unthätiger, energieloser dastehende Regierung ließ die Zügel, die sie bisher wenigstens in der Hand gehalten hatte, wenn sie sie auch nicht zu führen gewußt, allmählich ganz fallen:

Auch der Glaube an die Zukunft schwand; nur rohe, mechanische Kräfte hielten noch das Reich aufrecht. Wer es mit Oesterreich gut meinte, mußte mit ängstlichem Bangen den kommenden Tagen entgegensehen. Was sollte an die Stelle des herrschenden Systems treten, wenn dieses, innerlich schon längst haltlos, durch einen äußern Stoß zusammenbrach? Wer sollte die Macht erben, wenn die gegenwärtigen Staatslenker durch irgendein Ereigniß beiseitegeschoben wurden?

Mit diesen Worten leitet Springer die im zweiten Theile seines trefflichen Werks behandelte Geschichte der österreichischen Revolution ein. Er zeigt, wie die Genesis dieser Revolution zu suchen ist in dem Erwachen des nationalen Bewußtseins in den verschiedenen Stämmen, welche unter dem Scepter Habsburgs vereinigt waren, wie diese Nationalitätsbestrebungen eben nur deshalb so gefährlich werden konnten, weil die Regierung ihnen gegenüber so ganz rath- und hülflos dastand, und weil durch dieselben zugleich zwischen den Völkern Oesterreichs Haß und Zwietracht gesäet wurde. Am deutlichsten zeigten sich diese nationalen Tendenzen zuerst in Böhmen in der seit Beginn der vierziger Jahre immer höher gehenden czechischen Bewegung, in der des Unwahren und Gemachten so viel war, die dennoch zu so großer Bedeutung kam, weil sie sich zuerst auch des literarischen Gebiets mit gutem Erfolge bemächtigte; slowakische, illyrische, slawische und panslawistische Bestrebungen folgten bald und geriethen zum Theil miteinander in den heftigsten Streit, wie namentlich die Slowaken und Illyrier über ihre Nationalitätsrechte mit den Ungarn: eine Fehde, die auch auf die fernere Entwickelung der politischen Verhältnisse vom tiefgreifendsten Einfluß gewesen ist. Wichtiger aber als diese Bewegungen waren für den Augenblick die Vorgänge in Ungarn, wo eine Umgestaltung der politischen Parteien, eine totale Veränderung der Ziele, die man erstrebte, und der zu ihrer Erreichung angewandten Mittel sich vollzog. Von nun an tritt Ludwig Kossuth immer bedeutender in den Vordergrund und lenkt durch den ungeheuern Einfluß, den er gewinnt, die Schicksale seines Vaterlandes in eine sehr verhängnißvolle Bahn. Die Darstellung, welche Springer von der agitatorischen Thätigkeit Kossuth's, seinen Absichten und Planen und den Mitteln, deren er sich zu ihrer Erreichung bediente, gibt, gehört mit zu den trefflichsten Abschnitten des ganzen Werks, und die Charakteristik, die von ihm entworfen wird, zeugt zugleich von der strengen Unparteilichkeit und Unbefangenheit des Geschichtschreibers. Kossuth, durch die Amnestie vom 29. April 1840 aus seiner Haft befreit, begann sofort wieder seine journalistische Thätigkeit, und zwar mit dem glänzendsten Erfolg; das von ihm gegründete und geleitete Blatt „Pesti Hirlap" (Pesther Zeitung) nimmt in der Geschichte der ungarischen Revolution einen besonders hervorragenden Platz ein. Aus Opposition gegen die darin verkündeten Lehren wurden andere Zeitungen gegründet, sodaß in der politischen Tagesliteratur Ungarns zu jener Zeit ein Leben und eine Regsamkeit herrschte wie sonst kaum irgendwo. Durch die Geltung und das Ansehen seines Blattes hatte Kossuth bald eine bedeutende Macht in den Händen, indem er die öffentliche Meinung fast unbedingt beherrschte. Dadurch wurde der Schauplatz des politischen Kampfes ein ganz anderer als bisher; die Kämpfer, die Art des Kampfes änderten sich und endlich wurden auch die Ziele, um die man kämpfte, ganz andere: nicht mehr um Vertheidigung der alten Verfassung handelte es sich, sondern diese, einst als das Palladium Ungarns verehrt, wurde selbst Gegenstand des Angriffs, ihr Bestand wurde durch die neue Richtung, in welche die Bewegung kam, gefährdet. Treffend heißt es in dieser Hinsicht:

Ungarn war bisher der politischen Agitation keineswegs fremd geblieben. Blieben die Bitten oder Forderungen des Reichstags unerhört, so erhoben sich in den Comitatsversammlungen die mahnenden und drohenden Stimmen. Jetzt übernahm ein einzelner Mann diese Rolle, und darin und in der weitern Thatsache, daß in den Congregationen sein Ruf nur widerhallte, liegt die große Neuerung. Kossuth war in einer trefflichen Agitationsschule gebildet worden. Mit jugendlicher Begeisterung hatte er die polnische Revolution 1830 begrüßt, nicht allein die allgemeine menschliche Theilnahme für sie bereit gehalten, sondern auch in seinen politischen Anschauungen sich durch dieselbe bestimmen lassen. Alle Schritte seines heimatlichen Comitats zu Gunsten der Polen fanden an Kossuth einen eifrigen Vertheidiger, der Glaube an den festen Zusammenhang der ungarischen und polnischen Interessen einen treuen Anhänger.... So trat Kossuth an die Spitze des „Pesti Hirlap": stark in den Künsten, die öffentliche Meinung an sich zu fesseln, fruchtbar in dem Auffinden der Mittel und Wege, sich zahlreiche Bundesgenossen zu schaffen, beharrlich in der Vertheidigung der persönlichen Rechte und der individuellen Freiheiten, entfremdet jedoch der eigentlichen Verfassungspolitik, unfähig eine folgerichtige Reform der Constitution zu vertreten.

Ganz ähnlicher Art war seine Wirksamkeit als Publicist; er wirkte weniger durch den Gedanken als durch die Form:

Er riß jeden Leser unwiderstehlich mit sich fort, bestach seine Phantasie, verführte seinen politischen Sinn.... Kossuth wirkte durch lebendige, künstlerische Reize, die andern durch bloße wissenschaftliche Argumente. Die blendende Außenseite der Thätigkeit Kossuth's barg aber mannichfache Schwächen in sich. Seine politische Bildung stand hinter jener der meisten ungarischen Staatsmänner weit zurück. Persönliche Verhältnisse hatten es ihm verwehrt, durch weite Reisen und mannichfache Umschau in der Welt den Umfang seiner Kenntnisse, den Umfang seiner Interessen zu erweitern.... Was er von den politischen Bestrebungen der Gegenwart, den Strömungen der Zeit kannte, verdankte er der augsburger „Allgemeinen Zeitung", zu deren eifrigsten Lesern er seit seiner Jugend gehörte. Dieses Blatt, in frühern Jahren die Hauptquelle politischer Weisheit für die meisten Oesterreicher, belehrte ihn über den Gang der Ereignisse im westlichen Europa, belehrte ihn, dank der ausführlichen Berichte aus der französischen Deputirtenkammer und dem englischen Unterhause, in der Methode der parlamentarischen Opposition und machte ihm die liberalen Stichwörter geläufig. Es bot ihm nicht genug Nahrung, um als Staatsmann aufzutreten, es gewährte ihm aber hinreichende Anregung, um seine Rolle als Agitator glänzend durchzuführen.

Agitatorisch war die ganze Wirksamkeit Kossuth's: ohne mit einem bestimmten Programm, positiven Reformen und klaren Vorschlägen zur Herbeiführung einer bessern Staatsform vor seine Landsleute treten zu können, wußte er durch den blendenden Glanz seiner Worte, das brillante Feuerwerk seiner Rede doch ihren Sinn zu befangen, und ohne ihrem Verstande wirklich etwas zu bieten, doch ihre Leidenschaften zu entfesseln; an dem Bestehenden zu rütteln vermochte Kossuth, nicht aber an seine Stelle Besseres zu setzen. Noch in viel glänzenderer und wirksamerer Weise kam dieser eigentliche Grundzug in seinem Wesen zur Geltung, nachdem er im Laufe des Jahres 1844 die Redaction des „Pesti Hirlap" infolge eines Streits mit seinem Verleger niedergelegt hatte. Während die von ihm gegründete Zeitung in den Besitz von Szalay und Eötvös überging und unter ihrer Leitung zum wahren Organ der Reformpartei wurde, bediente sich Kossuth von nun an zur Verfolgung seiner politischen Plane des lebendigen, unmittelbar auf die Massen wirkenden Worts: er trat als Volksredner auf und gewann als solcher eine noch viel größere Gewalt über die Geister, als er sie jemals besessen:

Mit seltener Freigebigkeit hatte ihn die Natur mit allen Gaben eines großen Volksredners ausgestattet. Er besaß alle äußerlichen Eigenschaften, welche die Meisterschaft der Rede bedingen, den Wohllaut und die reiche Modulation der Stimme, Kraft und Ausdauer derselben auch bei dem längsten Gebrauche, und ausdrucksvolle, für die Aeußerung jeder Empfindung und Leidenschaft fähige Mienen als den steten lebendigen Begleiter des Worts. Ebenso wenig mangelten Kossuth die geistigen Mittel, welche den glänzenden oratorischen Erfolg sichern. Politische Beredsamkeit war in Ungarn heimisch, wie vielleicht in keinem andern Lande.... Aber auch die besten Redner erkannten willig an, daß sie mit Kossuth vielleicht wetteifern, nimmermehr aber ihn überragen konnten, einzig stand er namentlich als Volksredner. Keine größere Rede des Mannes ist bekannt, die nicht die Zuhörer zu stürmischem Enthusiasmus hingerissen, ihn nicht am Schlusse seiner Ansprache zum unbedingten Herrn über ihren Willen gemacht hätte. Welchem geheimnißvollen Zaubermittel verdankte er diesen unerhörten Erfolg?... Er redete stets nach dem Sinne der Menge, meinten seine Neider und Gegner. Sie trafen mit dieser Behauptung zum Theil das Richtige. Der Beifall der Zuhörer war allerdings der unmittelbare Leitstern seines oratorischen Strebens. Es geschah nicht selten, daß Kossuth mit ganz andern Ansichten und Rathschlägen seine Rede schloß, als er dieselbe begonnen hatte. Begrüßte ihn bereits ein Beifallssturm bei dem Betreten der Rednerbühne, so hütete er sich wohl, denselben durch unwillkommene Aeußerungen zu dämmen; in einem solchen Falle fehlte es auch seiner Rede an Folgerichtigkeit nicht. Anders wenn er über einen neuen Gegenstand sprach, der Zuhörer nicht sicher war und sich ihre Stimmung erst erobern mußte. Schwankend sprach er die ersten Worte, ohne feste Bestimmtheit entrollte er seine ersten Gedanken. An der Unbeweglichkeit der Zuhörer merkte er, daß er noch nicht den rechten Ton angeschlagen und die Richtung seiner Rede ändern müsse. Er suchte sich zu orientiren, wohin die Stimmung der Zuhörer trieb, zu errathen. Ihre bewegtere Haltung, ihr freundlicher Zuruf wies ihm den Weg. Jetzt endlich traf er das zündende Wort, den schlagenden Satz, der mit endlosem Jubel beantwortet wurde; jetzt erst fühlte er sich vollständig Herr seiner Rolle. Damit änderte sich aber auch das Verhältniß zu seinen Zuhörern. Wenn sie ihn bisher gelenkt hatten, so riß er sie nun seinerseits hin und entrückte sie weit ihrem ursprünglichen Standpunkte. Der Wärme des Beifalls hatte es bedurft, um ihn die Gewalt der eigenen Natur finden zu lassen. Im glühenden Strome ergossen sich seine Worte, immer stürmischer wuchs seine Leidenschaft, immer kühner entfaltete sich seine politische Phantasie. Am Schlusse der Rede war die Erhitzung Kossuth's auf die ganze Versammlung übergegangen, alle Zuhörer im Zustande der Berauschung.

Aus dieser wunderbaren Begabung Kossuth's erklärt sich die magische Gewalt, die er auf die Massen ausübte und durch die er zur immer höhern Erhitzung der Leidenschaften und damit zu dem schließlich über Ungarn hereinbrechenden Verhängniß ausnehmend viel beigetragen hat. Schon gingen in Ungarn die Wogen des politischen Kampfes hoch und höher, die Agitation der Czechen trat immer zuversichtlicher auf, in den deutsch-slawischen Provinzen Oesterreichs theilte man die das gesammte Deutschland erfüllenden Reformbestrebungen; in demselben Grade aber, wie die allgemeine Aufregung und Bewegung stieg, wurde die Regierung immer unthätiger und unbeweglicher und schien in völlige Lethargie versunken; da kam die Kunde von dem Ausbruch der Februarrevolution, da brachen auch über Deutschland die Märztage herein.

Die Geschichte des Jahres 1848 gehört wahrlich nicht eben zu den glänzenden und ruhmvollen Abschnitten in der Entwickelung Deutschlands; trübseliger aber und unerquicklicher als in Oesterreich stellt sich uns das Bild der revolutionären Bewegung jenes Jahres nirgends dar. Auch nicht ein wahrhaft bedeutender Mann tritt in ihr auf, die beiden miteinander ringenden Parteien sind gleich arm an Persönlichkeiten, welche nur auf einige allgemeinere Geltung Anspruch machen könnten. Unklarheit über das, was man eigentlich will, Mangel an Verständniß für das, was man fast zu seiner eigenen Ueberraschung an Concessionen von der ohnmächtigen Regierung erlangt hatte, planlose Großsprecherei kennzeichnen die meisten der in der österreichischen Bewegung für kurze Zeit bedeutender hervortretenden Persönlichkeiten; gänzliche Ohnmacht, Rathlosigkeit und Schlaffheit, ein willkürliches Schwanken zwischen den entgegengesetztesten Beschlüssen und Maßregeln — das sind die einzigen Eigenschaften, welche man von der

wiener Regierung in jenen Tagen aufzuzählen hat. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob Oesterreichs letzte Stunde herangekommen sei, die völlige Zertrümmerung desselben auf keine Weise mehr werde aufgehalten werden können. So ernst die Zeiten waren, so sind jene Tage doch reich an der bittersten Selbstironie und ein Zug unwillkürlicher Satire geht durch manche Ereignisse und manche Bestrebungen. Die Nationalitätsbewegung, welche zuerst der Ausgangspunkt eines neuen Lebens in Oesterreich überhaupt gewesen war, artete theilweise geradezu ins Lächerliche aus. Namentlich gilt dies von der czechischen Bewegung; sie fand, wie das in revolutionären Zeiten zu geschehen pflegt, namentlich auch in dem Costüm ihren Ausdruck und die Schneider waren insofern in ihr ein sehr wesentlicher Factor:

Es gab zwar in Böhmen kein Nationalcostüm; bereits seit Jahrhunderten hatten der Adel, die Bürger die in Deutschland übliche Tracht angenommen, dem wandelbaren Geiste der Mode freudig gehuldigt. An dieses Hinderniß kehrten sich die Czechen nicht. Des Theaterschneiders Erfindungsgabe mußte die mangelnde Ueberlieferung ersetzen. Seltsam nahm sich das Werk seiner Phantasie wol aus. Er hatte keck von alten östlichen Völkern Kleidungsstücke geborgt, den Polen, Serben, auch den Magyaren geplündert, an grellen Farben und unerhörten Schnitten es nicht fehlen lassen. Wer einen solchen „Nationalczechen" erblickte, wähnte sich unwillkürlich in die Zeiten des Carnevals versetzt. Wer hätte auch glauben sollen, daß Reiterstiefeln, ein polnischer Rock, eine russische Mütze, ein türkischer Säbel keine Maske, sondern die gewöhnliche Tracht eines ehrsamen Handwerkers bilden, daß der goldverbrämte Sammetmantel, die Tricothose die Glieder eines simpeln Kanzleischreibers umhüllen.

Die Lage Oesterreichs war, wie es schien, eine verzweifelte; in Prag war die Bewegung zuerst zum offenen Ausbruch gekommen, der Deputations- und Petitionssturm gegen die rathlose Regierung war von dort aus begonnen; in Wien gab der 13. März den Dingen zuerst eine entscheidende Wendung: Metternich wurde zur Abdankung und Flucht gezwungen, Bildung einer Nationalgarde, Verleihung einer Constitution der Regierung abgepreßt und dadurch das Zugrundegehen des alten Oesterreich ausgesprochen. Schnell griff die Bewegung um sich: Graz, Tirol, die Kroaten folgten dem gegebenen Beispiele mit mehr oder weniger Energie und Erfolg; die Lombardei erhob sich, Venedig fiel ab; in Ungarn schien jeden Augenblick dasselbe zu erwarten zu sein. Mit Recht wird gerade diese Zeit bezeichnet als die „Jubelwochen der Revolution". Der uns zugemessene Raum gestattet es nicht, auch hier im einzelnen der ebenso einsichtigen wie lebensvollen Darstellung Springer's nachzugehen; wie derselbe die Dinge und Personen jener bewegten Zeit beurtheilt, zeigen Aeußerungen wie diese:

Zwei Ereignisse werden auch in den fernsten Zeiten bei der Betrachtung der wiener Märzrevolution als Wunder erscheinen und das größte Staunen erregen: die wiener Bevölkerung, welche soeben das schwere Joch der alten Regierung gebrochen, die feststehenden, mächtigen Gewalthaber zum Zittern gebracht hatte, fand nichts Eiligeres zu thun, als sich unter die Herrschaft Unmündiger und Unverständiger zu beugen; und es gab auch jetzt noch Männer, welche die Resignation besaßen, sich an die Spitze der Geschäfte zu stellen und Ministerposten anzunehmen.

Daß dieses Urtheil, so streng es erscheinen mag, richtig und durchaus begründet ist, beweist die Darstellung, wie sie Springer von dem weitern Verlaufe der Ereignisse gibt. Durch die parlamentarische Epoche und die wunderlich unklaren Bestrebungen, wie sie sich auf den Reichstagen der kleinern Provinzen ebenso wie auf dem wiener und agramer zeigten, während der ungarische dem äußersten Schritte immer näher kam, führt er zur Krisis der Revolution, welche durch die blutigen Octobertage bezeichnet wird. Von ganz besonderm Interesse ist die Entwickelung der Beziehungen zwischen den Kroaten und Ungarn, durch welche es zuerst zum Bürgerkriege kommt, zugleich aber in den Kroaten eine zur Dynastie stehende, conservative Partei entsteht. Die Persönlichkeit, welche in diesen merkwürdigen Vorgängen eine besonders bedeutende Rolle spielt, ist der Banus von Kroatien, Jellachich, welcher, ohne durch staatsmännische oder politische Fähigkeiten eigens dazu berufen zu sein, ohne eigentliche Consequenz in seinen Handlungen, doch der Held der kaisertreuen Partei, der Liebling der Armee und in vieler Augen sogar geradezu der Retter Oesterreichs wird, und zwar — und darin liegt das für die Zustände jener Zeit besonders Charakteristische — eigentlich gegen den Willen der von ihm geretteten Dynastie, von dem nach Innsbruck geflüchteten Kaiser auf Andringen des ungarischen Ministeriums förmlich mit Acht und Bann belegt. So schnell der an sich unbedeutende Jellachich auf die Höhe der Situation erhoben worden war, ebenso schnell sank er, als die Verhältnisse sich einigermaßen zu klären anfingen und die Regierung zu handeln begann, in seine frühere Unbedeutendheit zurück.

Nach der Einnahme von Wien durch den mehr Proclamationen als Kugeln schleudernden Fürsten Windischgrätz ging das Revolutionsdrama in den deutsch-slawischen Provinzen schnell seinem Ende entgegen. Die Verlegung des Reichstags nach dem kleinen und unbedeutenden, von aller Welt abgeschnittenen mährischen Orte Kremsier trug wesentlich mit dazu bei; die Bildung des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion, die Abdankung Kaiser Ferdinand's, die Thronbesteigung des achtzehnjährigen Franz Joseph I., dessen eigentlich zunächst zur Nachfolge berufener Vater Erzherzog Franz Karl auf seine Rechte Verzicht geleistet hatte, bezeichneten entscheidende Wendepunkte in der von oben herab befolgten Politik. Die Octroyirung einer Verfassung verhüllte nur schlecht die Rückkehr zum Absolutismus; die Siege in Italien, die Niederwerfung des zuletzt von Kossuth mit leidenschaftlich dictatorischer Gewalt geleiteten Ungarn vollendeten dieselbe; mit Görgei's Capitulation bei Vilagos war die Revolution zu Ende des Jahres 1849 gebändigt.

Es begann die Periode einer ganz reactionären Regierung; die Summe ihres zehnjährigen Wirkens wird gezogen:

Die Diplomatie hatte viel von ihrer frühern, mit Recht gerühmten Scharfsichtigkeit, das Heer ohne sein Verschulden v… von seiner Schlagfertigkeit verloren; die Justiz, von Arbeit überbürdet, versagte den Dienst, die Verwaltungsmaschine stock…, die Finanzen, die Macht des Reichs nach außen, seine Kr…

nach innen erschienen gleichmäßig bedroht. Eine unumschränkte Machtsumme war in die Hände der Regierung gelegt worden; als sie abtrat, geschah dieses mit dem Bekenntnisse, daß die Entwickelung des Staats nach zehnjähriger Pause wieder da anknüpfen müsse, wo die Revolution stehen geblieben war.

Eine schwere, aber lehrreiche und gewiß nicht fruchtlose Schule hat Oesterreich in diesen zehn Jahren durchgemacht: der schmachvolle Ausgang des absolutistischen Systems hat selbst seinen Anhängern in der schlagendsten Weise dargethan, daß ein großes Reich zu seiner gedeihlichen Entwickelung des zustimmenden und mitwirkenden Willens des Volks auf die Dauer nicht entbehren kann:

Der jammervolle Bankrott des Absolutismus hat den österreichischen Völkern das Selbstbestimmungsrecht mehr gesichert als die revolutionäre Gewalt des Jahres 1848. Das ist der Lohn für das lange Leiden, das ist die Frucht der historischen Entwickelung Oesterreichs in der neuern Zeit überhaupt; die österreichischen Völker tragen jetzt die freie, aber auch die volle Verantwortlichkeit für das Schicksal des Reichs; es ist ihr Verdienst, wenn dieses zu mächtiger Blüte emporsteigt; es ist aber auch nur ihre Schuld, wenn das Bild der Zukunft dunkle Farben zeigt. Sie haben das Recht und die Pflicht der Selbstbestimmung.

Mit diesen Worten schließt Springer sein Werk. Wie es uns scheinen will, eilt er damit dem Gange der Dinge etwas voraus; so reif wenigstens liegt die Frucht des Selbstbestimmungsrechts doch noch nicht in dem Schose der österreichischen Völker; noch schweben die wichtigsten Fragen ungelöst, und scheinbar schon gewonnene Lösungen sind durch die Vorgänge der letzten Monate wieder in Frage gestellt worden. Wenn aber aus einer klaren und rückhaltlosen Erkenntniß und freimüthigen Beurtheilung der Vergangenheit, einer freilich davon nicht zu trennenden strengen und oft schmerzlichen Selbstkritik eine Richtschnur gewonnen werden kann, um sich danach durch die Wirren der Gegenwart und die Probleme der Zukunft zu finden, so möge man eine solche für Oesterreich namentlich in dem vorliegenden trefflichen Werke suchen, dem wir eben aus diesem Grunde, namentlich auch in dem Staate selbst, dessen Geschichte es behandelt, die allerweiteste Verbreitung wünschen.

Hans Prutz.

Neue Romane.

Gern betrachte ich die zu beurtheilenden Bücher auf meinem Schreibtische als lebendige Wesen, ja als die Autoren selbst, welche gekommen sind, mir hohe und tiefe, ernste und heitere Geschichten zu erzählen und welchen ich mit feinem und dankbarem Ohr zu lauschen habe. Oft freilich möchte das willige Ohr sich wieder schließen, und nicht selten heißt es geduldig hören, was ungehört weniger verwerflich wäre. Dann aber entschädigt Gelungenes und Treffliches die ermüdete Geduld, und im ungetrübten Genusse des Schönen wird auch das Urtheil über das minder Gute milder und humaner. Denn ein Richter über die Arbeit des Geistes ist eben kein Henker, sondern ein Mahner zum Bessern und ein Helfer zum Ziele.

1. Der Große Kurfürst und seine Zeit. Historischer Roman von Luise Mühlbach. Zweite Abtheilung: Der Große Kurfürst und sein Volk. Vier Bände. Dritte Abtheilung: Der Große Kurfürst und seine Kinder. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1865—66. 8. 10 Thlr.

Die erste Abtheilung dieses Romans litt zwar, wie ich in Nr. 33 d. Bl. f. 1865 nicht verschwiegen habe, an mancherlei Gebrechen und bemühte sich den großen Brandenburger zum begehrten Futter der Leihbibliotheken gehörig zuzurichten; allein sie brachte doch manche gelungene Einzelheit und einige hübsche charakteristische Züge. Davon aber ist in der zweiten und dritten Abtheilung des vorliegenden bändereichen Machwerks wenig mehr zu verspüren, und die breite Langweiligkeit, welche bogenlang die unbedeutendsten Dinge auseinanderquirlt und sich in der allergewöhnlichsten Klatschtantenmanier ergeht, verwischt jeden Reiz der Situation und jede frische lebensvolle Regung. Nicht „Der Große Kurfürst und sein Volk", sondern „Der Große Kurfürst und seine Frau" sollte die zweite Abtheilung heißen; denn wie er um diese wirbt, wie er mit ihr lebt und welcherlei Intriguen gesponnen werden, um Unfriede und Buhlschaft in die junge Ehe zu schmuggeln, das wird des Breitesten abgehandelt, und besonders der oranischen Milchwirthschaft im Haag der größte Antheil gewidmet. Trat Friedrich Wilhelm schon aus der ersten Abtheilung dieses Romans als eine ziemlich zweifelhafte Größe in die zweite Abtheilung, so empfängt ihn die dritte als einen Ehemann von der traurigsten Gestalt und entläßt ihn als einen erbärmlichen Vater und noch schlechtern Patrioten — in Summa als einen wahren Jammerbesen und Kunkelhelden. Zwar hat die Verfasserin wie schon in der ersten Abtheilung auch in den fernern acht Bänden allerhand historischen Schein für sich aufgeboten, indem sie sich geberdet, als wandere ihre Muse Hand in Hand mit derjenigen der Geschichte; allein die Gestalt, welche sie für den Großen Kurfürsten ausgibt, gleicht dem historischen Brandenburger so wenig wie die Schlafhaube einem Ritterhelme. Auf diese Weise wird heutzutage Geschichte gemacht: kann man sich da wundern, wenn der Roman die großen Männer bei der gekräuselten Manschette statt bei der mannhaften Rechten faßt? Wenn die Geschichte Roman wird, erben diesen die Kinderfrauen und die Waschweiber.

2. Volkserzählungen aus Schleswig-Holstein. Erster Band. Schleswig, Heiberg. 1864. 8. 15 Ngr.

Sehr gut gemeint, sehr fleißig geschrieben; aber müssen Volkserzählungen langweilig sein?

3. Sibylle von Cleve. Historischer Roman in drei Bänden von Julius Bacher. Berlin, Janke. 1865. 8. 5 Thlr.

Keine gewöhnliche bequem hingeschriebene Geschichte für gedankenlose Leser und solche, die es werden wollen! Diese durchaus solide Arbeit ruht auf festem historischen Fundamente und erweist sich durchweg als die Frucht ernster und tiefer Studien. Es ist die düstere Biographie des edeln Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, welche dieser Roman in dichterischer Behandlung erzählt, und da sich in derselben der fürstliche Dulder fast nur

leidend verhält, während seine edle Gattin, Sibylle von Cleve, unablässig für die Befreiung des Gatten bemüht, die That vertritt, so erhält die vorliegende Erzählung das Recht, den Namen ihrer Heldin zu führen. Ueber die Leichen der erschlagenen Sachsenkrieger und über die Trümmer des wittenbergischen Fürstenhauses braust der kalte blanke Triumphzug Kaiser Karl's V., bis der Sieger vor der Großheit eines furchtlosen Weibes, welches für Leben und Freiheit des geliebten Gatten ringt, und vor der schweigsamen Hoheit eines frommen Dulders, der Gott höher achtete als alle Pracht der Welt, sich in seinem Herzen überwunden bekennen muß. Daher sein Haß gegen Sibylle und Johann Friedrich! Doch Moritz, der Sieger von Mühlberg, befreit den gefangenen Kurfürsten, und während dieser, von der Liebe seines treuen Volks und seiner Familie umgeben, glaubensfreudigen Herzens im Kreise der Seinen sein Auge schließt, haucht Karl, vereinsamt und vergessen, unter den dumpfen Grabgesängen der Mönche seine kranke Seele aus. Dort im Tode Leben — hier nichts als Tod, des Endes Ende!

Julius Bacher hat diese bedeutsamen Vorgänge in durchaus angemessener Art zu einem ergreifenden Ganzen gestaltet und in der Zeichnung seiner Charaktere eine ebenso große Klarheit und Schärfe als streng historische Individualisirung an den Tag gelegt. Die Sprache ist correct und edel und nirgends begegnet man der Absicht, durch jähe und blendende Beleuchtung, gleichviel ob dieselbe begründet oder nicht begründet ist, Effecte zu erzielen und Affecte zu erregen; im Gegentheil wäre da und dort ein bewegteres Tempo und rascherer Fluß der Darstellung zu wünschen; man stürzt nicht Felsenstücke in den Strom, ohne daß er aufbraust und höhere Wogen schlägt. Allzu gleichmäßig und allzu moderirt, wie sie ist, ermüdet diese Erzählung an einigen Stellen, und in dem Bestreben, scharf zu charakterisiren, ist der Autor nicht selten in das Starre verfallen. Besonders die Gestalt Karl's V. leidet unter dieser Versteinerung; auch möchte die gänzliche Abwesenheit aller edlern Motive in diesem Charakter sich weder dichterisch noch historisch rechtfertigen lassen. Selbst die Kurfürstin Sibylle hat in Bacher's Behandlung oft Momente, wo der warme menschliche Pulsschlag in den barocken Formen einer kalten Reflexion erstarrt, und die Umgebung Karl's macht mit Ausnahme von Moritz durchweg den Eindruck von Skeleten. Ungemein lebenswarm, treu, frisch und menschlich wahr sind dagegen Johann Friedrich, Cranach und Moritz geschildert, während die anmuthigen Gestalten Rahden's und der Prinzessin Elisabeth die wohlthuendste Wirkung üben. Im ganzen verdient dieser Roman eine ernste Beachtung und den Antheil aller derer, welche den Ernst künstlerischer Aufgabe und Arbeit schätzen.

4. Erzählungen von Iwan Turgénjew. Deutsch von Friedrich Bodenstedt. Autorisirte Ausgabe. Zweiter Band. München, Rieger. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie trefflich auch in diesem zweiten Bande Turgénjew'scher Erzählungen die kunstgewandte feinfühlige Arbeit des Uebersetzers gelungen ist, so kann doch den einzelnen Abschnitten der vorliegenden Sammlung vom poetischen und künstlerischen Standpunkte durchaus nicht der hohe Werth zuerkannt werden, welcher den Inhalt des ersten Bandes charakterisirt. Gleich die erste Erzählung „Erscheinungen" ermangelt in jeder Art der Klarheit und Gegenständlichkeit: ein wildes Spiel krankhaft erregter Phantasie, wie etwa der Sturm die Nebel und die Wolken hetzt und zaust, ungeheuerlich und gespenstig, ein Fieberparoxismus, ein Phantom des Wahnsinns, gehüllt in glänzenden poetischen Flitterkram, das sind diese „Erscheinungen", deren Schwächen der Autor recht wohl gefühlt hat und daher mit einem kleinen Vorwort zu entschuldigen bemüht war. Er verbittet sich darin allen Verdacht „versteckter Anspielungen". Aber was soll denn schließlich das ganze unheimliche Vampyrstück anders bedeuten, wenn nicht einen Versuch, die Chlorosis poetisch darzustellen: nur hat, wie in der Erzählung selbst der blutsaugerische Kobold sein Opfer erschöpft und entkräftet, so das widerliche Thema dieser Geschichte den Autor künstlerisch entmannt und zum Spielball einer Caprice herabgewürdigt.

Viel besser steht es um die zweite Erzählung: „Jakob Passinkow"; hier ist wieder wirkliches, warmes und wenn auch specifisch russisches, so doch echt menschliches Leben, und in dem ersten Bande seiner Erzählungen hat Turgénjew bewiesen, wie anschaulich, objectiv und charakteristisch er dies zu schildern und zu gestalten weiß. Daß aus dem kindlichen Gemüth Passinkow's nicht nur deutsche Herzlichkeit athmet, sondern Jean Paul'sche Farben leuchten, kommt dem liebenswürdigen Moskowiten nur zu statten, es macht den Eindruck, wie wenn man in weiter Fremde ein heimisches Volkslied hört, und zudem darf man in der That den Russen den Deutschen der slawischen Welt nennen. Um dieses Bild der Herzensreinheit und Gewissenhaftigkeit gruppirt sich die vornehme russische Gesellschaft wie eine Heerde Wölfe um das verirrte Lamm, das sie zu zerfleischen im Begriff ist; gemüthlos, sarkastisch, egoistisch, prahlerisch, scheingebildet und jeden Augenblick bereit, diejenigen zu zerreißen, die ihr den Spiegel der Wahrheit vorhalten. Der wehmüthige Zug, der alle Turgénjew'schen Erzählungen charakterisirt, stimmt auch die Biographie Jakob Passinkow's in Moll und erscheint als der veredelte Ausdruck jener melancholischen Resignation, welche tief im Kern des echten und nationalen Russenthums waltet. Inwiefern sich darin ein Verzweifeln an der Erhebung aus Barbarei und Blasirtheit ausspricht, möchte man allerdings dasselbe für vollkommen berechtigt halten, wenn man die letzte Erzählung des zweiten Bandes Turgénjew'scher Erzählungen: „Erste Liebe", gelesen hat und recht gut weiß, daß die geradehin scheußlichen Vorgänge dieser Geschichte ohne jede Uebertreibung unmittelbar aus dem russischen Gesellschaftsleben entnommen sind. Unschuldige Kinder im deutschen Sinne kennt das civilisirte, vornehme Rußland kaum: Knaben opfern ohne Scheu der venus vulgivaga, und daß Vater und Sohn auf einer Fährte Cupido's jagen, setzt dort nicht in Erstaunen. Wo aber die Grundlage gesunder staatlicher Gestaltung, wo die

Familie brüchig ist, da kann Recht, Freiheit und Menschenwürde zu keiner Erhebung und organischen Gestaltung gedeihen. Es darf gewiß nicht an der Zukunft des russischen Volks gezweifelt werden; aber nicht aus den frivolen Salons Moskaus und Petersburgs wird das Heil kommen, sondern wo vor dem stillen Heiligenlämpchen der alte Glaube und die alte Treue einfältigen Herzens betet: aus den Hütten und aus den Wäldern!

5. Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche von C. Guenot. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In unsern Tagen, wo die frivole und leichtfertige Literatur, die sonst sich in die geheimsten Cabinete reicher Wüstlinge vergrub, ungescheut den offenen Markt überflutet und, schamlos in großen und kleinen Zeitungen feilgeboten, überall hin ihre trübe Flut jagt, gereicht es zu ganz besonderm Verdienste, im Gegensatze zu diesem giftigen Wesen dem Volke eine gesunde Lektüre zu bieten, welche das Herz erquickt und den Geist erhebt. Die „Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche" von C. Guenot erfüllen diesen Zweck in schlichter und treuherziger Weise: sie verleugnen zwar ihren katholischen Standpunkt nicht; allein sie halten sich dabei fern von aller Engherzigkeit und sind durchweg in einem echt christlichen Geiste geschrieben. Der erste Band schildert in ergreifender Darstellung die letzten Tage Jerusalems, während der zweite Band die ersten Apostel Galliens und ihren frommen Glaubenseifer zum Gegenstande hat.

6. Gefallene Würfel. Novellen von Ludwig Eckardt. Erster und zweiter Band. Manheim, Schneider. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Werth dieser „Gefallenen Würfel" ist ein sehr ungleicher, je nachdem sie nur Gefäße für Reflexionen oder selbständige kleine Kunstwerke zu sein sich bestreben. In ersterm Falle entgehen sie kaum der Langweiligkeit, in letzterm Falle genügen sie durch ansprechende Frische nicht zu hoch gespannten Erwartungen. Oft will der wenig ergiebige Stoff dem Erzähler seine Wahl nicht danken, oft stört eine forcirte Stimmung und ein tendenziöses Pointiren die objective Behandlung. Im ganzen sieht der Autor Menschen und Dinge fast nur durch die Brille einer subjectiven, etwas doctrinären Meinungen, und so fühlt man sich in seinen Schilderungen selten auf festem Grunde. Wo er indeß die Brille abnimmt und ohne Nebenabsichten seine künstlerische Aufgabe sicher aufs Korn nimmt, da bleibt auch ein erquickliches Resultat nicht aus, und selbst der Humor stellt sich ihm dann zur Verfügung, wie die „Geschichte eines Toastes" in sehr ergötzlicher Weise darthut. Mehr Freiheit der künstlerischen Arbeit und weniger Schnörkel einseitiger Maximen würden manche dieser Erzählungen in weit günstigerm Lichte erscheinen lassen. Der Autor hat sich von dem Ballaste der Schönrednerei recht ernstlich loszumachen, wenn er mit seinen Dichtungen lebendig wirken will; er bevormundet seine Menschen gar so schulmeisterlich, die doch aus sich selbst heraus reden und handeln sollen.

7. Aus den Tagen zweier Könige. Vaterländische Erzählungen von Friedrich Adami. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 2 Thlr.

Der erste Band dieser „vaterländischen Erzählungen", welche das in Wahrheit sind, was sie sein wollen: patriotisch warme Schilderungen aus Preußens Volks- und Königsgeschichte, zeigt den ehrenfesten, frommen und sparsamen Friedrich Wilhelm I., wie er auf strammem Waldritte am „Abende" hinter die Schliche und Seitensprünge des Thorschreibers Schnitt und des Calculators Nitsche kommt und wie er dabei am folgenden „Morgen" nicht nur die Spreu vom Weizen und den Verführer vom Verführten hausväterlich wohl zu scheiden weiß, sondern auch am rechten Orte mild Gnade zu üben und streng Gerechtigkeit walten zu lassen versteht. Während so in „Ein Abend und ein Morgen Friedrich Wilhelm's I." die bürgerlichen Schleicher ihre Strafe empfangen, werden an der „Confidenztafel Friedrich's des Großen" (zweiter Band vorliegender Erzählungen) die vornehmen Intriguanten in Gestalt des Ingenieurgenerals Walrave zu scharfer Verantwortung gezogen. Hier wie dort ist es der gerechte König, der das Gute fördert, wo immer es ihm begegnet, und die lichtscheue Bosheit ebenso im groben Tuchkittel als im gestickten Sammetrocke unnachsichtlich straft: das suum cuique in derb unmittelbarer königlicher Praxis. Meisterhaft sind in beiden Erzählungen die einzelnen Charaktere gezeichnet: echte und porträtmäßige Typen ihrer Zeit und Zustände, wirken diese farbenfrischen, naturwahren Gestalten, ein lebensvolles Ganzes, zusammen und interessiren ebenso sehr durch die Wahrheit ihres Auftretens, wie durch die anregenden Begebenheiten, welche von ihnen ausgehen oder sich um sie gruppiren: der leichtsinnige, aber gutmüthige Thorschreiber Schnitt, der pfiffige Gauner Nitsche und seine keifende Haushälterin, die beiden anmuthig chevaleresken Pagen Ferrabe und Natzmer, das treue, schwer heimgesuchte Weib des verführten Thorschreibers und dessen liebliches Knäbchen, das so rührend zu beten weiß, die hohen ritterlichen Degen Winterfeld und Huck, der heimtückische, boshafte und verschlagene Walrave, die prächtigen Soldatenfiguren und über all diesen lebensfrischen Charakteren hoch emporragend die Königsgestalten Friedrich Wilhelm's und Friedrich's, das bunte mannichfaltige Ganze mächtig beherrschend. Ernst und Humor finden sich in diesen Schilderungen glücklich vereint, und der erquickliche echt patriotische Ton, der wie frische Seeluft erfrischt, macht diese „vaterländischen Erzählungen" zur geeigneten Volkslektüre. Je weniger von dem, was unter der ehrbaren Firma „vaterländisch" zur Oeffentlichkeit gelangt, den höhern ästhetischen, sittlichen und historischen Principien entspricht, und je mehr es dabei entweder auf bloßen schwächlichen Anekdotenbrei oder wol gar auf perfide Verdrehung der Thatsachen, auf Verleumdung und Verschimpfung herauskommt, um so verdienstlicher erscheinen Arbeiten wie die vorliegenden, in welchen der Ernst und die Wahrheit der Geschichte sich mit warmem Patriotismus zu einem achtbaren poetischen Ganzen verschmolzen hat.

8. Diemanshof und ein halbes Jahrtausend. Familiengeschichte von George Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 5 Thlr.

Auch dieser „Diemanshof" mit seinem halben Jahrtausend ist eine echt vaterländische, ehrenfeste und ehrwürdige Geschichte aus der tiefen und gemüthvollen Welt des deutschen Haus- und Familienlebens in der fesselnden und lebendigen Art George Hesekiel's erzählt und in der Biographie der verschiedenen Geschlechtsherren des Diemanshauses Jahrhunderte deutscher Geschichte durchwandernd. Der alte Criminalrath Ridag von Diemanshof, der letzte seines Geschlechts, eine überaus zierliche und anmuthige Gestalt, hatte es unternommen, die Geschichte seiner Familie und seines Erbgehöfts zu schreiben, und es ist dem Leser gestattet, zugleich mit dem jungen Erben und Neffen des selig entschlafenen Raths in die saubern Manuscripte zu blicken und darin bis zum Ende des 12. Jahrhunderts zurückzupilgern. Gleich von Anfang erweisen sich die Ridags als mannhafte und furchtlose Leute, von welchen sogar einer, der Mohr genannt, in den Venusberg sich verirrte, jedoch, obschon eine schöne italische Gräfin die Rolle der Frau Holle übernommen hatte, sein Leben lang ein bleicher, stiller, mit sich und der Welt zerfallener Mann blieb. Besser und fröhlicher wußte sich sein Sohn, Veit Lothar Ridag, ins Leben zu finden und zu schicken; denn als er der Kamelwirthin gegen die frechen Angriffe eines wüsten Strolchs tapfer und ritterlich beistand und es ihm dabei geschah, daß er dem Buben den Schädel einschlug, zwang ihn das peinliche Gericht und die mächtige Sippe des Gefallenen das heimische Städtchen Halberstadt zu verlassen und in der Fremde sein Heil zu suchen. Bald finden wir ihn wieder als wohlbestallten Landsknecht, seines Hauptmanns Stolz und des alten Frundsbergers besondern Liebling. Seiner Tüchtigkeit und Umsicht blieb schließlich der Lieutenantsdegen nicht versagt; aber nachdem er in Mailand einen Ridag getroffen, das Glück feuriger südlicher Liebe genossen und sogar in die Gehege jener italischen Gräfin seines Herrn Vaters gerathen war, hinterließ ihm die Schlacht bei Pavia ein steifes Bein, sodaß er die Heimat, wo seiner ersten Heldenthat nicht mehr im Bösen gedacht wurde, wieder aufsuchen und sich dort auf dem Diemanshofe zu Ruhe setzen mußte. Die Kamelwirthin erfreute sich noch des besten Wohlseins; aber nicht sie, die noch immer hübsche, wenn auch sehr dick gewordene Wittib, sondern ihr rosiges Töchterlein fesselte das Herz des alten Landsknechts, also daß sie sein wackeres Eheweib wurde und Herr Veit Lothar in behaglicher Ruhe seine Tage beschließen durfte, nicht ohne sich den Ruhm eines allezeit Mehrers des Diemanshofs und des Diemansgeschlechts erworben zu haben und der neuen evangelischen Lehre Martin Luther's ein tapferer Kämpe gewesen zu sein. „Victoria!" waren die letzten Worte des ruhmreichen Landsknechts-Hauptmanns, des „Landfahrers wider Willen", und wie er damit die weltliche Glorie seines Kriegerlebens ausdrücken mochte, durfte sein Nachkomme Martin Ridag dieselbe Devise über sein geistliches und gelehrtes Wirken schreiben: denn er war in evangelicis und litteris ein ganz gewaltiges animal disputax und wußte auch in andern Dingen sein Ziel mit Standhaftigkeit zu erreichen, sodaß er nicht nur ein kursächsischer Informator wurde, sondern sich auch die ehrsame Hofjungfrau Maxel trotz aller Hindernisse zum Weibe gewann und mit ihr als wohlwürdiger Pfarrer nach Markedorff verzog. Aber nun hatte der gute Martin seine beste Zeit gehabt; denn in einer fürchterlichen Nacht erwürgten ihm die schwedischen Mordbrennerscharen sein Weib und seine Kinder und ließen ihm nichts als sein eigenes armes, nacktes Dasein und ein kummervolles, tiefgebeugtes Herz. So suchte er Zuflucht auf dem heimischen Diemanshofe, wo er in frommer Resignation gottergeben seine Tage auf 83 Jahre brachte und mit seinem Symbolo: „Gottes Wort, fester Hort, hier und dort!" sein gottgefälliges Leben beschloß.

Ueber die stummen Grabhügel unterschiedlicher Ridags vom Diemanshofe führt der Chronist endlich bis zu seiner eigenen Wiege, die Calderon eine umgekehrte Bahre nennt. Wie nun Herr Johann Lothar Ridag ein fröhliches Studentenleben führt, der makellosen Ehre seines Berufs ein großes Opfer bringt, die liebliche erste Gattin sich mit allerhand Abenteuern gewinnt, eine schauerliche Criminalgeschichte zu sich selbst in allernächste Familienbeziehung treten sieht, als königlich preußischer Criminalrath im Kometenjahre 1811 den alten Diemanshof erblich übernimmt, wie er die schwere Zeit der fränkischen Tyrannei, die ihm den geliebten Sohn entreißt, mannhaft übersteht, eine zweite Gattin wählt und, der letzte seines Namens, in heiterer Beschäftigung mit den Classikern des Alterthums von einem langen ernsten und thätigen Leben ausruhend, seine letzte Stunde übersteht, wie schließlich der Diemanshof die Ridags nicht überleben konnte und endlich an anderer Stätte junges Leben und junge Liebe einen neuen Diemanshof erbaut: alle diese mannichfaltigen und anziehenden Vorgänge füllen den letzten Band dieser rechten und echten Familiengeschichte, an deren treuer und zuverlässiger Hand der Autor eine Fülle historischer Bilder vor Augen führt, deren charakteristische Schilderung überall den Meister verräth. Das eigenartige städtische und bürgerliche Leben der vorlutherischen Zeit, der Reformationsperiode, des Dreißigjährigen Kriegs, sowie der Tage vom Ende des vorigen und vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wilde, abenteuerliche und romantische Wesen und Treiben der deutschen Landsknechte, die Greuel der kroatischen und schwedischen Söldnerbanden: wie frisch und gegenständlich ist das alles gezeichnet und mit welcher Sauberkeit, mit welchem Fleiße sind die einzelnen Gestalten behandelt, ist das Detail gesondert und vertheilt. Stelle man nur die fünf Hauptpersönlichkeiten nebeneinander: der bleiche, verfallene Mohr vom Hörselberge, der kecke, ritterliche Landsknechts-Hauptmann und Kampfgenoss des alten Frundsbergers, der fromme, reine, gläubige Martin, der lebenslustige, weltkundige Kammerrath und der zierliche, kindliche, berufstreue, geistvolle Criminalrath: welch fesselnde Galerie superber Charakterköpfe und Specialtypen ihrer Zeit und ihrer Stände! Alle aber durch

nimmt von dem reinen Feuer deutscher Zucht, Treue und Biederkeit, das selbst in dem unglücklichen Mohr trotz Hörselberg und Venuszauber nicht ganz vernichtet werden konnte. Soll und muß an dem so gelungenen Ganzen etwas getadelt werden, so ist es die blutige und bedenkliche Geschichte von des Kammerdieners Riemschneider heimlicher Liebe und Ehe mit der schönen Marquise: weil der Ton dieser Episode in seinem frivolen Anhauche ganz und gar nicht paßt zu der durchweg und selbst in der Hörselberg-Erzählung sich nicht verleugnenden, deutsch ehrbaren Färbung der gesammten Darstellung, und weil jene mörderische Liebesepisode psychologisch und menschlich nicht recht motivirt erscheint. Hier und da ermüdet auch wol der Gang der Erzählung; allein auch Vater Homer wird solcher Schwäche bezichtigt, und es ist im allgemeinen so viel Leben im Diemanshofe, daß ein wenig Ruhe an dem behaglichen Kamin des gastlichen Hauses mehr erquickt als abspannt. Das Gebiet der Familiengeschichte ist ein so weites und in seinen Details so unerschöpfliches, daß unsere Poeten sehr weislich handeln, diesen Schacht eifrig zu befahren: bewegen sie sich dabei doch auf recht eigentlichem deutschen Grund und Boden. Es soll das Heiligthum der Familie sicherlich keiner Nation abgesprochen werden, denn man würde sie damit als von der Menschheit gelöst erklären; allein kein Volk der Erde hat die Tiefe und Gemüthsinnigkeit des Familienlebens so erfaßt wie das deutsche, das eigentliche Volk der Familie. Darum ist auch die deutsche Geschichte wesentlich eine Familiengeschichte.

Hermann von Bequignolles.

Zur Weltschmerzliteratur.

Mühselig und beladen. Les tristesses humaines von der Gräfin **Gasparin**. Von der Verfasserin autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Neumann. Berlin, F. Schulze. 1865. 8. 1 Thlr.

Daß alles Gescheite schon einmal oder schon öfter gedacht und gesagt worden, daß man daher nur versuchen müsse, es noch einmal zu denken und zu sagen, und daß die Originalität darin liegt, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen, dies ist eine Wahrheit, die in alter und neuer Zeit von den größten Geistern, von Aristoteles und Goethe, ausgesprochen worden ist. Auch der Weltschmerz ist durchaus nicht, wie viele meinen, ein Erzeugniß der Gegenwart; nur das Wort ist neu, die Sache hingegen ist so alt wie die Welt. Weltschmerzlich ist das Buch Hiob und der Prediger Salomo; weltschmerzliche Stellen finden sich bei dem heitern, sonnenhellen Homer, wie bei Sophokles; Lucian ist nur weltschmerzlich zu verstehen; die zwei verbreitetsten Religionen der Welt, das Christenthum und der Buddhismus, gehen von der Voraussetzung aus, daß die Welt eitel und der Mensch schlecht ist.

Dieses Thema hat denn die Verfasserin mit mehr Gewandtheit als Geist behandelt. Sie weiß die verschiedenen Arten von Schmerz beredt aufzuzählen; aber eigentliche Originalität vermißt man. Sie nennt S. 247 ihre Vernunft eine gewandte Schwätzerin und hat damit wider Willen das ganze Buch charakterisirt. Ein so schmerzliches Thema muß man mit Humor behandeln; einen Anflug von Humor hat auch das vorliegende Werk, aber es ist nicht ein gesunder, aufbauender, ausgleichender, sondern nur ein zersetzender, auflösender Humor. Diese rhetorisirenden Ausmalungen von sehr bekannten Sachen, dieses Gemisch von Predigt und philosophischer Betrachtung, diese übertriebenen, unklaren, unruhig abspringenden Schilderungen sind nicht geeignet, den Leser zur Klarheit, Ruhe und Harmonie zu führen; sie wirken auf die Dauer ermüdend. Ein solches Werk, wenngleich von einer Gräfin und Französin herrührend, ist die Uebersetzung ins Deutsche nicht werth; aber die alte Klage ist ja noch immer wahr, daß wir die Franzosen nicht genug bewundern können. Bei Philosophen, wie Schopenhauer, wird das Thema des Weltschmerzes weit eingehender und tiefer behandelt; wer aber den Weltschmerz poetisch dargestellt sehen will, weiß ohnedies, wohin er sich zu wenden hat. Die Verfasserin weiß zur Lösung des Räthsels nur moralische und religiös-mystische Betrachtungen anzuführen; letztere findet man ohne die widerliche Zugabe philosophirender Anstrengungen in jedem Gebet- und Predigtbuch.

Die Quintessenz des Buchs ist, daß das Leid hinführt zu des Himmels Pforte, indem es unter dem Kreuze niederstreckt, an dem das Lamm Gottes der Welt Sünde trägt; der Mensch kommt durch Leiden zur Selbsterkenntniß, wird mit Sehnsucht nach der Ewigkeit erfüllt, lernt zu Gott und Jesus beten und gewinnt die Macht, auch andere zu trösten. Mit Recht sagt der Uebersetzer in der Vorrede:

> Die Verfasserin versteht sich schlecht auf das Klassificiren der Schmerzen. Ihre Schilderung wirft uns von einem finstern Bilde in das andere; an einem sehr losen Faden aneinandergereiht fallen sie auseinander, bunt, mit greller Färbung, oft in höchst überraschender Folge und Gruppirung und doch in unendlicher Monotonie selbst des sprachlichen Ausdrucks. Diese Monotonie stimmt unendlich wehmüthig und wirkt mehr oder weniger abstimmend auf das Gemüth. Es ist schwer, in solchem Labyrinth sich zurechtzufinden. Nikolaus Lenau's betrübende Melodien läßt sie in neuen Weisen erklingen u. s. w.

Ja wohl, in neuen, aber nicht in originellen Weisen. Die Verweisung auf das Jenseits, worauf die Verfasserin schließlich hinauskommt, löst das Räthsel noch nicht. Warum nun dieses Werk übersetzen? Und zwar nach dem ausdrücklichen Wunsch der Verfasserin wörtlich übersetzen? Und noch dazu mit verschiedenen sprachlichen Härten und Fehlern gegen Etymologie und Syntax übersetzen? Der Verfasser bemerkt, eine gewisse Verwandtschaft des Stoffs liege in diesem Werk der weiblichen Dulderseele mit der Auffassung der Gralsage bei Wolfram von Eschenbach. Wie gesucht diese Vergleichung ist, liegt auf der Hand. Mögen andere Leser glücklicher sein, mir ist es beim besten Willen nicht gelungen, mich in das Buch hineinzulesen und das Fremde mir zu amalgamiren.

Gustav Hauff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Am Vorabend eines großen innern Kriegs, welcher die Zeiten des Dreißigjährigen und Siebenjährigen Kriegs für Deutschland zu wiederholen droht und dessen Dauer und Ausgang unabsehbar sind, darf auch die Literatur, eine der nicht geringzuschätzenden Friedensmächte, fragen, welche Zukunft sich ihr in so verhängnißschwerer Zeit erschließt.

Daß Kriege mit ihrer Aufregung, mit der Zerrüttung, die sie in alle bürgerlichen Verhältnisse bringen, mit ihren Schrecken und Greueln weder das literarische Schaffen noch die buchhändlerische Vermittelung desselben ermuthigen können, steht ebenso fest, wie daß Bürger- und Bruderkriege alle traurigen Folgen in weit höherm Grade, in weit schärferer Ausprägung empfinden lassen. Und daß der bevorstehende Krieg ein Bürger- und Bruderkrieg, ein Krieg zwischen deutschen Stämmen ist, das läßt sich nicht fortleugnen, so oft es versucht ist, selbst wenn man sich für die Nothwendigkeit einer Blut- und Eisenpolitik begeistern und alle sentimentalen Anwandlungen ganz beiseitesetzen will.

Ein Blick auf die Vergangenheit zeigt uns, daß der Dreißigjährige Krieg unserer Literatur keine classische Epoche gebracht hat, sondern nur jene „Simpliciana“, jene genrehaften Annalen der Verwüstungen und der wilden Wirthschaft, welche die Auflösung aller Verhältnisse im Gefolge hatte. Daß die schlesische Dichterschule gleichzeitig einige Dichtungen von Werth producirte, daran waren die Kriegshändel unschuldig. Die Einwirkung der politischen Verhältnisse auf die Poesie ist nie eine unbedingte und wird von unsern pragmatischen Literaturhistorikern oft überschätzt. Ein dichterisches Genie kann wie Archimedes selbständig fortschaffen und dem eindringen Soldatenschwarm zurufen: „Noli turbare circulos meos.“ Der Dichter bleibt Dichter, aber ihm fehlt das Publikum. Die Nation wird von andern Interessen bestürmt, und soll sich ein Dichter dieser auch in der Poesie hochberechtigten Interessen bemächtigen, so müssen dieselben eine durchaus krystallklare und herzerwärmende Fassung und Lösung gefunden haben. Die innere deutsche Politik hat aber von jeher fast nur zu Elegien Veranlassung gegeben und einen verwickelten gordischen Knoten von Hof- und Staatsactionen dargeboten, den auch kein Poet von Gottes Gnaden mit seinem Schwerte zerhauen kann.

Man wird uns vielleicht den Siebenjährigen Krieg entgegenstellen, die warme Begeisterung, die aus Gleim's Grenadierliedern, aus Ramler's Oden, aus den Gedichten von Kleist und Uz spricht und noch bei Klopstock ein so lebendiges Echo findet. In der That hat die geniale Persönlichkeit eines dichtenden Königs, der revolutionäre, gegen die kaiserliche Reichsanarchie gerichtete Charakter des Kriegs die Physiognomie eines Cabinetskriegs wie eines Bruderkriegs verwischt, welche sonst aus diesen siebenjährigen Kämpfen schärfer hervorgetreten wäre, und auch die Dichter begeistert, Partei für den heroischen Kriegsfürsten des deutschen Nordens zu ergreifen. Daß ein hervorragender Kopf wie Ephraim Lessing dem preußischen Kriegswesen, wenn auch als untergeordnetes Rad der Verwaltungsmaschine, als Secretär eines commandirenden Generals attachirt war, daß er Gelegenheit hatte, die tüchtigen militärischen Charakterköpfe jener Zeit in der Nähe zu studiren, diesem Umstand verdanken wir ein Stück, welches als die beste literarische Errungenschaft jener Kriegsepoche betrachtet werden darf — das Lustspiel: „Minna von Barnhelm.“ Für Goethe selbst gab der große Friedrich nur Anregung zu jenem kleinen Kindheitsbegebniß, welches uns in „Wahrheit und Dichtung“ in so heiterer anekdotischer Fassung entgegentritt.

Auch die Blütezeit unserer classischen Literatur in Weimar war eine kriegerisch bewegte, und es ist allbekannt, wie sich Goethe die Kriegsfurie vom Leibe hielt und noch später 1813 während der Schlacht bei Leipzig chinesische Studien trieb. Die Metamorphosen des Staates interessirten ihn weniger [illegible] Metamorphose der Pflanze. Doch im ganzen [illegible] der rheinbündlich brudermörderischen Färbung, welche [illegible] Feldzüge mit charakterisirte, Kriege nationaler [illegible] gegen den äußern Feind, die in den deutschen [illegible] Begeisterung erwecken durften, wie sie in großen [illegible] Alterthums lebendig war. Den Lyrikern der [illegible] ging jedenfalls Schiller voraus, der den allgemeinen [illegible] schen Geist machtvoll in seinen Dramen ausprägte, in [illegible] stein ein Gegenbild zu Napoleon schuf, in der „Jungfrau“ [illegible] „Wilhelm Tell“ patriotischem Kampfesmuth und der [illegible] rung gegen die Fremdherrschaft hinreißenden Ausdruck [illegible]

Jene Kriegszeit hat unsere großen Dichter nicht [illegible] doch sie hat den thatkräftigen unter ihnen bedeutende [illegible] gegeben, energischen Schwung, und die andern wenigstens [illegible] in ihrem stillern Schaffen gestört. Doch die Kriegs[illegible] rief damals gegen den fremden Eindringling ins Feld — [illegible] kein Kampf, der den deutschen Norden gegen den [illegible] den waffnete.

Wenn jetzt die Kriegswürfel fallen, so werden die [illegible] Talente deshalb nicht verstummen. Die großen [illegible] Gott und Welt, von Leben und Liebe, welche stets [illegible] an die Brust der Poeten klopfen, haben mit dem [illegible] nichts zu thun, und wer da vermag, Gestalten zu [illegible] frischem Leben oder höherer Bedeutung, der wird [illegible] Atelier ruhig fortarbeiten, friedlich der Zukunft [illegible] ihm erst Hörer und Leser zu ruhigem Genuß versammelt. [illegible] lich, daß auch ihm diese Zukunft dann ein Verdammungs[illegible] zuruft, weil er den Kampf um sich so still mit [illegible] ob fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlugen, [illegible] allgemeinen Brand um sich rauchen sah in seiner [illegible] Einsiedelei, ohne die sibyllinischen Bücher seiner Poesie, [illegible] nen Käufer finden, in die Flamme zu werfen; [illegible] man ihm zuruft, er habe es versäumt, für sein [illegible] kämpfen, dichtend zu kämpfen, er sei ein schlechter [illegible] Bürger gewesen. Doch Goethe war kein Arndt und [illegible] kein Körner — man muß jede dichterische Natur mit [illegible] nen Maße messen und nicht verlangen, daß die stillen [illegible] des Waldes wie die Boviste mit Geräusch auseinander[illegible]

Diejenigen Dichter aber, welche das os magna [illegible] haben und gern zuvorderst auf der Warte der [illegible] werden harren müssen, ob der Krieg eine [illegible] ideellem Gehalt entbindet, welche sich nicht dictiren, nicht [illegible] ren, nicht durch Erlasse anberaumen und an [illegible] läßt — eine Begeisterung, deren Feuerzeichen wir am [illegible] desselben nicht entdecken können. Denn wenn jemand [illegible] Ab- und Zurüstungen und Entrüstungen, von diesen [illegible] fliegenden Noten, wo alles zwischen den Zeilen [illegible] nur mit sympathischer Tinte geschrieben ist, von [illegible] matischen Zauberphotographien sich hätte begeistern [illegible] so wäre dies niemand anders gewesen als der [illegible] ling der Camönen, als Aristophanes.

Freilich, wie die Flamme sich den Sturm schafft, [illegible] sich jeder Krieg seine Begeisterung. Es ist möglich, [illegible] der Nation auch die Poesie große Losungen in [illegible] findet. Bisjetzt hat sie das volle Recht, nichts [illegible] den als — den Frieden.

Die literargeschichtlichen Publicisten, welche in [illegible] lehrten Dreifelderwirthschaft der Poesie schon längst [illegible] liegen zugetheilt, während sie Politik und kritische [illegible] in voller Blüte stehen lassen, werden nun freilich [illegible] Krieg sei ein Glück für die Literatur, indem er [illegible] „Schund“ beseitige, der jetzt die literarische [illegible] sentire, und die radicalen Reactionäre werden [illegible] das Hinwegräumen „des skrofulösen literarischen [illegible] die Hände klatschen. Wir denken nicht so gering [illegible]

bedeutendern Productionen der Gegenwart, mit denen sich zu beschäftigen allerdings jene Großwürdenträger der Literaturgeschichte für unter ihrer Würde halten, während sie dem „Schund" der Vergangenheit das Oel ihrer oft ziemlich trübe brennenden Nachtlampen opfern; wir gönnen auch den unbedeutenden literarischen Schöpfungen das Recht ihrer harmlosen Existenz.

Die Theilnahme der Nation an den Schöpfungen der Dichter steht schon jetzt dicht am Gefrierpunkte — noch einen Grad herunter, und Null ist erreicht. Die Publicistik hat die Poesie verdrängt. War dies schon der Fall in zeitungspapierner Friedenszeit — wo bleiben die Dichter, wenn die Kanonen donnern und eine Saat von Extrablättern die lesende Welt in fieberhafte Spannung versetzt?

Wol ist es möglich, daß eine ernste Zeit auch wieder den Sinn in den Gemüthern weckt und damit den höhern Gattungen der Poesie die Bahn ebnet, von denen sich der Sinn der Gegenwart abgewendet hat. Dann wird das Wort den groß angelegten und wahrhaft bedeutenden Talenten ertheilt werden, dann wird die Ode, die Tragödie, das Epos den Platz einnehmen, den jetzt das Lied, das Conversationsstück, die Posse und Novelle behaupten; dann wird die Literatur den Faden wiederfinden, der von den Höhen unserer classischen Epoche zu einer echt modernen Poesie führt, von gleicher Tiefe und Macht der Weltanschauung, von gleichem Adel der künstlerischen Form, aber bereichert mit der Fülle der Gedanken und Erscheinungen, welche ein mächtig fortschreitendes Jahrhundert hervorgerufen hat.

Doch ebenso möglich ist es, daß der innere Krieg unsere Cultur auf Jahrzehnte lang verwüstet und so brach legt, daß kein literarischer Pflanzer auf dieser Brandstatt ernten kann; und daß nicht nur der skrofulösen schönen Literatur, sondern auch der vollsaftigen Historie und Publicistik nichts übrigbleibt als die Klage des Marius auf den Trümmern von Karthago. Denn auch ihre Ideale werden aus der Bluttaufe nicht so frisch gewaschen hervorgehen, daß man sie auf den Tribunen als Leibwäsche zur Schau hängen kann; sie werden vom Krieg in das Bette gestampft und in den Graben geschüttet werden. In dem Krieg gilt nur der Krieg, da herrscht nur der Säbel; politische Systeme und politische Reden sind keine brauchbare Fourage und Munition und werden selbst auf Bestellung nicht gearbeitet werden; alle die bürgerlichen Größen mit Gelehrsamkeit und Weisheit, mit ihren rednerischen und ihren Begabungen verschwinden gegen den Soldaten, der mit dem ersten Kürassier in „Wallenstein's Lager" „auf das Getümmel unter sich stolz herniedersieht von seinem Thier".

Für alle Fälle aber wird der Krieg in die Journalistik fahren wie der Herbststurm in welke Blätter. Und gerade die vergessenen Unterhaltungsjournale werden seine Ungunst am meisten empfinden. Daß auf diesem Gebiete neben dem Anerkennenswerthen viel Flaches und Unbedeutendes sich breit macht, daß geradezu eine Hyperproduction vorherrscht, welche dem Strebenden den Weg verengt, ist eine unleugbare Thatsache. Wenn daher rechts und links gefallene Blätter um uns rascheln, wollen wir uns nicht einer allzu tiefen Melancholie hingeben.

Noch ist der entscheidende Würfel nicht gefallen; doch der Krieg scheint unaufhaltsam, und dennoch können wir nicht mit dem Halberstädter „Grenadier" im Jahre 1756, dem das Jahr 1866 ein politischer und strategischer Zwillingsbruder zu werden verspricht, singen:

> Weil alle Welt
> Krieg will, so sei es Krieg!

Man könnte eher sagen, daß alle Welt ihn nicht will.

Ein Kopernicaner des Alterthums.

Lange vor dem thorner Mathematiker und Astronomen des 16. Jahrhunderts, Nikolaus Kopernicus, gab es schon Kopernicaner, welche die Bewegung der Erde gelehrt haben und deren Lehren sich mit die Ansichten des Kopernicus vollständig decken. Alexander von Humboldt bezeichnete als wahre und als die „einzigen Kopernicaner des Alterthums" den Chaldäer Seleukos und den Griechen Aristarchos von Samos, von denen jedoch den erstern das Alterthum selbst so wenig kannte, daß er nur an sechs Stellen in den Schriften der Alten beiläufig erwähnt wird, und auch bis in die neueste Zeit herrschte über ihn die größte Unklarheit und Unsicherheit in Bezug auf Zeitalter und Heimat. Um so verdienstlicher ist eine kleine Schrift: „Der Chaldäer Seleukos. Eine kritische Untersuchung aus der Geschichte der Geographie von Sophus Ruge" (Dresden, Schönfeld, 1865), welche den Gegenstand mit Gelehrsamkeit und Kritik behandelt und die bisherige Ungewißheit gründlich zu beseitigen im Stande ist. Der Verfasser setzt zunächst fest, daß Seleukos ein Chaldäer aus der Stadt Seleukeia am Tigris und aus der Landschaft Babylonien am Erythräischen Meere gebürtig war, und daß er in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. lebte. Zugleich werden seine Lehren auf dem astronomischen und physischen Gebiete zusammengestellt und beleuchtet, nach denen er nicht nur die rotirende Fortbewegung der Erde behauptete und bewies, sondern auch mit den Erscheinungen der Ebbe und Flut gründlicher sich beschäftigt und die periodischen Bewegungen des Oceans genauer untersucht hatte. Der Verfasser weist dabei weiter nach, daß Seleukos und der genannte Aristarchos allein im ganzen Alterthum die Idee von der rotirenden Bewegung der Erde um die Sonne aufgestellt haben, und zwar so, daß letzterer den Gedanken nur als Hypothese auffaßte, Seleukos dagegen ihn mit Gründen bewies, und außerdem stellt er diesen Seleukos als den ältesten Gelehrten dar, der „ein abgeschlossenes Südmeer postulirte". Wir empfehlen die kleine Schrift und ihre vielfach anziehenden und wichtigen Ergebnisse um so mehr den Astronomen und Geographen, je mehr der Verfasser darin recht hat, daß „das System des Seleukos in den äußersten letzten Fäden bis in unsere Zeit hineinreiche, und der Chaldäer selbst um seiner einflußreichen Stellung willen es wohl verdiente, im Gebiet der Astronomie und Geographie als der große Stern im Osten bezeichnet zu werden".

Bibliographie.

König Alfred. Trauerspiel. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 16 Ngr.

Bastian, A., Die Voelker des oestlichen Asien. Studien und Reisen. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Cervantes Saavedra, M. de, Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Uebersetzt von L. Tieck. Mit 376 Illustrationen von G. Doré. 1ste Lief. Berlin, Sacco Nachf. Imp.-4. 10 Ngr.

Fontane, T., Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Genthe, F. W., Reineke Vos Reinaert Reinhart Fuchs im Verhältniss zueinander. Beitrag zur Fuchsdichtung. Eisleben. 4. 15 Ngr.

Germonik, L., Rosamunde von Auersperg. Ballade nach den Slovenischen Preßern's im Nibelungenversmaß wiedergegeben. Laibach. 1865. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Der Wassermann. Ballade aus dem Slovenischen Preßern's ins Deutsche übertragen nebst einer mythologischen Studie. Laibach. Gr. 8. 4 Ngr.

Gladisch, A., Die Hyperboreer und die alten Schinesen. Eine historische Untersuchung. Leipzig, Hinrichs. 4. 12 Ngr.

Hardegg, G. D., Das ewige Evangelium oder die Mittel zur Lösung der socialen Frage. Versuch eines Programms für die Freunde Jerusalems in Europa, Asien und Amerika. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 10 Ngr.

Herbert, L., Erinnerungen an Leopold I. König der Belgier. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heyne, O., Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 25 Ngr.

Schlagintweit, E., Die Gottesurtheile der Indier. Rede. München. Gr. 4. 12 Ngr.

Schneider, F., Erinnerungen aus den Feldzügen der Württemberger. 1806 und 1807 in Schlesien. Episoden. Gefechtsberichte. Denkwürdige Thaten Einzelner. Nach archivalischen Quellen gesammelt und herausgegeben. 1stes Heft. Stuttgart, Aue. 8. 15 Ngr.

Stein, C., Die Todsünden der Bühne. Schilderungen aus dem Bereich der demi-monde d'artiste auf Erlebnisse und Beobachtungen begründet. Dresden, Wolf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Woltmann, A., Holbein und seine Zeit. 1ster Thl. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schlägel, M., Aus drei Kriegen. Erzählungen in Versen. München, Franz. 16. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 24. Mai 1866.

Inhalt: Bulwer's „Milesische Märchen". Von Rudolf Gottschall. — Ein neuer ditmarscher Dichter. Von Franz Sandvoß. — Die erste Theilung Polens. Von Adolf Stern. — Musikalische Literatur. Von Hermann Zopff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bulwer's „Milesische Märchen".

Bulwer ist jedenfalls einer der vielseitigsten und geistreichsten Schriftsteller des neuen England. Die Zeit, in welcher seine Romane Mode waren, ist freilich fast vorübergegangen. Gleichwol dürfen sie in doppelter Hinsicht, sowol was die spannende Erfindung und Darstellung als auch was die Fülle geistreicher Reflexionen betrifft, welche sie enthalten, den Vergleich mit den fashionabeln Romanen der neuesten englischen Blaustrümpfe und Humoristen nicht scheuen. Seine geschichtlichen Romane ruhen auf umfassenden Culturstudien, welche er mit großer Anschaulichkeit zu verwerthen wußte; seine mehr socialen Romane geben interessante gesellschaftliche Spiegelbilder. Bulwer besitzt nicht die Plastik Walter Scott's; doch entschädigt er dafür durch die weitern Perspectiven seiner geistigen Bildung. Wollte man den allerdings weder durch den Sprachgebrauch noch durch die neuere Aesthetik acceptirten Unterschied festhalten, den Schiller zwischen naiver und sentimentaler Poesie aufgestellt, so würde man Scott zu den naiven und Bulwer zu den sentimentalen Poeten rechnen müssen. Auch im Drama hat sich Bulwer versucht, und obgleich er, bei der Oede der dramatischen Literatur des heutigen England, noch immer als ein einäugiger Bühnenkönig unter den Blinden betrachtet werden kann, obgleich seine Dramen auch als Bühnenstücke sich bedeutender Erfolge zu rühmen haben, so fehlt ihnen doch der dramatische Kern, und die Beschränkungen der Form, in welche sich Bulwer's Formtalent, wenngleich ohne den specifischen Instinct des Bühnenautors, rasch zu finden wußte, hinderten die freie Entfaltung der reichen geistigen Mittel, über welche Bulwer sonst gebietet. Ein satirisches Gedicht: „The new Timon" und sein „King Arthus" zeigten, daß der Autor auch den rhythmischen Kothurn nicht verschmähte, auch hier stand er den zeitgenössischen Dichtern noch immer ebenbürtig an der Seite. Einen neuen Beweis seiner Vielseitigkeit gab Bulwer durch seine soeben erschienene Sammlung poetischer Erzählungen, welche den achthundertvierzehnten Band der Tauchnitz Edition der englischen Autoren bildet:

The lost tales of Miletus. By *Sir E. Bulwer Lytton.* Leipzig, B. Tauchnitz. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

In der That zeigt uns diese Sammlung Bulwer's Talent von einer neuen Seite, bewährt große Vorzüge epischen Stils und darf überhaupt in Bezug auf Inhalt und Form als eins der originellsten Erzeugnisse des neuen englischen Parnasses betrachtet werden, bei welchem in allerjüngster Zeit, selbst Tennyson nicht unbedingt ausgeschlossen, die blaustrümpfliche Färbung bedenklich überwiegt. Mindestens hat in der englischen Lyrik die Richtung der Seeschule über die Byron'sche den Sieg davongetragen.

Die „Milesischen Erzählungen", als deren ursprünglicher Autor Aristides aus Milet gilt, welcher vermuthlich im 1. oder 2. Jahrhundert v. Chr. lebte und welche „Sisenna" ins Lateinische übersetzte, sind uns im Original und in der Uebersetzung verloren gegangen. Wir dürfen diesen Verlust um so mehr bedauern, als uns damit eine ganz eigenthümliche Dichtgattung des Alterthums verloren ist, welche noch dazu mit dem beliebtesten Genre der modernen Erzählung die größte Aehnlichkeit hatte. In der That war Aristides der Boccaccio des Alterthums. Das Interesse, das seine Erzählungen einflößten, beruhte theils auf romanhaften Motiven, die erst später bei Apulejus und den ersten Romandichtern wiederkehren, theils auf sowol spannender als auch pikant-frivoler Schilderung. Es war mithin das Element der stoffartigen Reize, welches wir sonst im Aether der classischen Dichtung vergebens suchen, was diesen Erzählungen eine besondere Anziehungskraft verlieh. Wir können dies noch beurtheilen, denn der Stoffkreis, der in ihnen ausgebeutet wurde, ist uns bekannt aus den Werken der Grammatiker, aus den Angaben der Scholiasten, aus einzelnen Proben, die sich namentlich bei Athenäus und Parthenius, sowie bei Apulejus, dem eigentlichen Wiedererwecker und Erneuerer der milesischen Novellenform, finden.

Aus diesen Angaben, Fragmenten und Proben hat es Bulwer nun unternommen, einen kleinen Cyklus milesischer Erzählungen zusammenzustellen, deren Ausführung

ganz ihm angehört und deren Reiz vorzugsweise in dem beweglichen Phantasiespiel besteht, für welches der Boden des Alterthums gleichgültig geworden ist, indem es alle seine festen Gestalten auflöst und selbst die Träger seiner Götterwelt in Karyatiden der arabeskenreichsten Phantasiebauten verwandelt.

Bulwer selbst erwähnt in der Vorrede der großen Popularität, deren sich die „Milesischen Erzählungen“ bei Griechen und Römern zu einer Zeit erfreuten, als die Dichtung beider Völker den höchsten Gipfel ihrer Entwickelung erreicht hatte. Parthenius aus Nicäa theilt uns die Umrisse zahlreicher Liebesgeschichten mit und zwar in durchaus nüchterner, schmuckloser Form. Der „Goldene Esel“ des Apulejus dagegen gibt uns, wie Bulwer meint, ein Bild von der Art und Weise, in welcher die milesischen Erzähler ihre Fabeln ausschmückten und welche schon ganz die vielseitigen Vorzüge der neuen Novellisten in sich vereint: lebendige Satire, üppige Phantasie und aufregende Abenteuer. Bulwer fährt fort:

Aus solchen Angaben des Charakters und der Eigenthümlichkeit der verlorenen milesischen Fabeln und aus den Ueberbleibseln der einst in volksthümlicher Gunst stehenden Mythen und Erzählungen, welche sich nicht nur in solchen Sammlungen alter Legenden, wie die von Apollodor und Conon, sondern auch zerstreut bei den Scholiasten oder bei Pausanias und Athenäus finden, habe ich mich bestrebt, einige Erzählungen zu gestalten, die als schwache Proben dienen mögen für die verschiedenartigen Stoffe, an denen diese alten Erzähler ihre Erfindungskraft übten. Ich habe von den hellenischen Mythen diejenigen ausgewählt, deren Grund nicht von den großen Dichtern des Alterthums in noch verschiedenen Werken schon vorweg mit Beschlag belegt worden ist und welche daher für das große Lesepublikum nicht ohne den Reiz der Neuheit sind. Auch habe ich in dieser Auswahl alle mehr frivolen Themata vermieden, zu denen, wie man wol befürchten muß, die Boccaccios von Milet bisweilen herabstiegen, während ich mich bestrebte, Stoffe auszuwählen, deren einstige Volksthümlichkeit von Elementen abhing, welche der Kunst in jedem Land und in jeder Zeit sympathisch sind, Stoffe, die sich ganz von selbst zu erzählender Gestaltung oder dramatischer Situation hergeben und fähig sind, jenen Grad menschlicher Theilnahme hervorzurufen, welcher der erfolgreichen Anwendung aller mehr phantastischen Motive des Wunderbaren nie zu fehlen pflegt.

Auch über seine Behandlungsweise spricht sich Bulwer in der Vorrede aus:

Ich mache keinen Anspruch darauf, daß die hier mitgetheilten Erzählungen den Stempel jener ursprünglichen Form milesischer Dichtung tragen, deren Spur wir doch nur vermuthungsweise verfolgen können. Ich habe vielmehr gesucht, die Mythen, auf denen sie beruhen, in jenen Gesichtspunkt zu rücken, wie sie etwa den Zeitgenossen des Apulejus erschienen sein würden, bei welchem die Spur der milesischen Fabel vorzugsweise aufgesucht werden muß; eine Zeitepoche, während welcher die aus alten heidnischen Mythen hergeleiteten Fabeln, bei der Wiedererzählung, etwas von jenem „modernen Empfinden“ annehmen, welches sich damals bereits mehr oder weniger deutlich in den Geistern geltend machte. Ich zweifle nicht daran, daß die liebliche Geschichte von Amor und Psyche, welche den am meisten poetischen Theil des „Goldenen Esels“ bildet, einer weit ältern Zeit angehört als der des Apulejus; doch das moderne Gefühl, welches sich an den tiefern Gedankenströmungen erfreut und sich nicht mit einer blos sinnlichen Kunst begnügt, herrscht in der Behandlungsweise des Apulejus vor und konnte überhaupt der Dichtung nur eingehaucht werden von einem Schriftsteller, welcher entweder den Geist des Christenthums oder den der spätern Platoniker in sich aufgenommen hatte. Indem der Verfasser daher diese Dichtungen betrachtet, nicht als ob sie von einem Zeitgenossen des Sophokles, oder des Ovid, sondern von einem Zeitgenossen des Apulejus oder von einem seiner minder begabten Nachfolger in der Wiederbelebung oder Umgestaltung der griechischen Romantik verfaßt worden wären, gewinnt er den Vortheil, daß die Hauptschwierigkeit in der Behandlung der classischen Mythen durch einen modernen Schriftsteller wesentlich erleichtert, wenn nicht gänzlich entfernt wird; denn wenn sich auch das moderne Empfinden bisweilen in dem Hinweis auf die Wahrheiten, welche aller Dichtung zu Grunde liegen, geltend macht, so hört es doch auf, ein Anachronismus zu sein und ist berechtigt für die Epoche, in welche man die Gestaltung der Geschichte verlegen darf; gerade wie die Art und Weise, in der Apulejus die Erzählung von Amor und Psyche platonisirt, der Zeit, in der er lebte, und den Einflüssen, denen seine Phantasie unterworfen war, entspricht.

Die äußere dichterische Form der Bulwer'schen „Milesischen Erzählungen“ ist nun eine durchaus eigenthümliche. Bulwer will aus dem Ausdruck des Ovid: „Milesia carmina“ nachweisen, daß Aristides wenigstens einige seiner Erzählungen in Versen geschrieben habe. Die Wahl einer rhythmischen Form bedarf zwar keiner Rechtfertigung, wol aber das neue Experiment mit einer reimlosen Strophe. Wir glauben, daß die antike Reimlosigkeit aus Rücksichten auf ein entsprechendes Colorit bei so phantastisch freien Stoffen durchaus kein Erforderniß, daß im Gegentheil der Reim gerade bei so üppigen Phantasiespielen durchaus geboten war. Wie trefflich stehen die dreifachen Reimguirlanden der ottave rime der üppigen Muse des Meisters Ariosto zu Gesicht, die im Grunde doch nur die „Milesischen Märchen“ der mittelalterlichen Romantik erzählte! Der blanc-vers kann wol größere dramatische Kraft entfalten, doch ist der Autor, obgleich er in der Vorrede das Element dramatischer Spannung betont, das diesen Erzählungen eigen ist, in der That weit mehr auf die Hülfsmittel epischer Darstellung hingewiesen. Die neue, reimlose Bulwer-Strophe, wie man sie im Gegensatz zu den gereimten Spenser- und Byron-Strophen nennen könnte, besteht nur aus vier iambischen Zeilen von verschiedener Länge und Gruppirung: die zwei ersten sind fünffüßige Jamben mit männlicher, die letzte ein fünffüßiger Jambus mit weiblicher Endung, die dritte ein dreifüßiger Jambus; die beiden letzten werden auch umgestellt mit lauter männlichen Endungen. Es ist der blanc-vers der Tragödie, nur durch den Dreifüßler unterbrochen. Das Schema ist folgendes:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —	oder:	◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —		◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
◡ — ◡ — ◡ —		◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡		◡ — ◡ — ◡ —

Wir wissen nicht, ob diese Strophenform für englische Ohren einen besonders melodischen Tonfall hat. Jedenfalls ist sie sehr einfach, ohne jede rhythmische Schwierigkeit, welche den fortbleibenden Reim rechtfertigen könnte, und macht den Eindruck eines Drameniambus, dem bei jeder dritten oder vierten Zeile der Athem zu früh ausgeht. Einige Erzählungen sind übrigens durchweg in fünffüßigen Jamben geschrieben; die „Bridals in the spirit land“ in vierfüßigen reimlosen Trochäen, „Corinna

gar in einer Art von verstümmelter alcäischer Strophe. Bulwer entschuldigt sich, daß er nicht Hexameter oder Distichen gewählt; doch paßten diese noch weniger für den Stoff und die Behandlungsweise, welche gerade den Eindruck des alterthümlich Classischen und episch Würdevollen vermeiden mußte.

Indeß hat der Dichter dem epischen Stil der großen Musterdichtungen doch eine Eigenthümlichkeit entlehnt, aus welcher sehr viele Schönheiten seiner Gedichte hervorgegangen sind — die epische ausgeführte Vergleichung. Wenn er die lyrische Kürze und Gedrängtheit in der Beschreibung betont, auf welche er sein Augenmerk gerichtet habe, so mußte er diese zahlreichen Vergleichungen ausnehmen, welche von den Metaphern, wie sie Lyrik und Drama anwenden, in ihrem ganzen Wesen verschieden sind. Denn während die letztern in ihrer Schlaghaftigkeit als phantasievolle Abbreviaturen zu betrachten sind, welche Gedanken und Bild vermählen, gefällt sich die epische Vergleichung gerade darin, zwei für die Anschauung dichterisch ausgearbeitete Bilder durch ein tertium comparationis zu verbinden, das nur als der gemeinsame Angelpunkt für zwei sich selbständig bewegende plastische Bilder betrachtet werden kann. Derartige Vergleichungen kommen bei dramatischen Dichtern, wie Schiller und Shakspeare, nur selten vor; Goethe aber, bei dem die epische Neigung überwog, ist reich daran, namentlich in „Iphigenie“ und „Tasso“, doch diese selbständig ausgemalten Cabinetstückchen der Poesie beeinträchtigen die Energie des dramatischen Stils. Wir erinnern nur an die beiden mit ausgeführten Schlußgleichnisse des „Tasso“, deren dichterisch schöne Marinemalerei nur um so empfindlicher die Katachrese hervorhebt, durch welche der Dichter uns zumuthet, uns den Helden zuerst als Welle und dann in einem Athem als Schiffer vorzustellen.

Derartige Vergleichungen finden sich nur ausnahmsweise in den poetischen Erzählungen von Byron und Moore, in denen fast durchweg die Metapher vorwiegt. Desto reicher sind diese „Milesischen Erzählungen“ Bulwer's daran, und dies ist der einzige Punkt, durch welchen sie mit der antiken Epik zusammenhängen. Er vergleicht z. B. seine Heldin, über welche plötzlich der Gedanke der Liebe kommt, einer Nachtigall, welche von der Lyra eines Meisters vollendete Musik gehört hat, sich nun allein ins Dickicht stiehlt, mit ihren eigenen Melodien nicht mehr zufrieden und, verfolgt von früher ungekannten Klängen, sie wiederzusingen versucht zu eigenem Entzücken, doch immer vergebens, weil ihr der Schlüssel fehlt, der die Musik erschließt. Nicht minder ausführlich vergleicht er den Helden der ersten Erzählung, den jungen Prinzen Zariartes, in gleicher Lage mit einem Hirsche, welcher, der erste in der Heerde, plötzlich von einem Pfeil getroffen, zum kühlen Rand der strauchbewachsenen Quelle kriecht, indem er dies Jagd- und Waldbild noch mit einer Fülle von Detailzügen ausschmückt. Vor der Schlacht zwischen Scythen und Medern rollt des Zariartes Wagen mit seinen weißen Rossen die schnellgetrennten Reihen entlang, doch schnellgeschlossen folgen sie dem Wagen, wie nach dem Blitz der Hagel und Wirbelwind des Sturms; die Scythen hatten ihre Streitkräfte zersplittert, „wie Waldströme in Bäche zersplittern die Riesenwogen, deren gesammelte Macht Sündflut wäre“:

As torrents split in rills
The giant waves, whose gathered might were deluge.

Die Schönheit des sicilischen Hirtenknaben war so nahe der männlichen Schönheit, wie in der Stunde, wenn schläfrige Veilchen erwachen, des Morgens reiner Stern der Sonne ist, ehe sie in größerer Strahlenglorie sich verliert:

As in the hour, when drowsy violes wake,
The pure star of the morn
Nears to the sun ere lost in ampler glory.

Ueberall ist das Bild der Vergleichung Selbstzweck, mit dichterischer Schönheit in allen einzelnen Zügen ausgemalt. Wol finden sich auch schlaghafte Metaphern:

Krieg ist der Wolke Kind,
Und oft am stillsten grade vor dem Donner.

War is the child of cloud
Oftentimes stillest just before the thunder.

Doch bestimmen sie weniger die Physiognomie der Dichtungen.

Das erste Gedicht: „Der geheime Gang“ („The secret way“) ist dem Athenäus entnommen. Das Wunderbare darin ist von geringer Bedeutung und beruht nur auf Traumbildern der Liebe. Eine scythische Prinzessin und ein persischer Fürst lieben sich auf diesem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege, ohne indeß ihre Adresse zu kennen. Um Grenzstreitigkeiten zu vermeiden, trägt der scythische Herrscher seine schöne Tochter dem Perserfürsten an. Dieser lehnt den Antrag vornehm ab; es kommt zu Krieg, zu Schlachten, Belagerungen. Der Scythenfürst hat sich, gegen die Landessitte, eine hochgethürmte, feste Burg gebaut, der Priester ohne Wissen des Fürsten einen geheimen unterirdischen Gang graben lassen, der hinaus in die freie Steppe führt. Doch der Fürst will selbst davon nicht Gebrauch machen; seine Tochter soll sich aus den vornehmsten Kriegern einen Gatten wählen und mit ihm zu den Nomaden fliehen. Doch ein anderer Häuptling, dem der Schlüssel und die Leitung der Flucht — wie es uns scheinen will, an und für sich überflüssigerweise, wenn auch nothwendig für den Schlußeffect — anvertraut wird, erscheint, um selbst die Krone zu erlangen, als Verräther vor dem Perserkönig und zeigt ihm den geheimen Weg in die Festung. Die Tochter des Scythenkönigs soll gerade bei glänzendem Gelag den Bräutigam sich wählen und dem Erwählten als Zeichen seines Glücks den vollen Pokal reichen; zitternd schreitet sie die Reihen entlang, doch plötzlich verklären sich ihre Züge, sie reicht den Pokal einem schönen Jüngling, der vor ihr mit ausgestreckten Armen auf den Knien liegt: „Zariartes, der Perser!“ Die beiden Traumbilder grüßen sich. Er ist durch den geheimen Gang ins Schloß eingedrungen — natürlich folgen gezogene Schwerter, Versöhnung und Liebesglück! Die Erfindung der Geschichte ist romantisch; das Schlußtableau würde in jeder Oper als höchst

wirkungsvoll Glück machen. Das Unwahrscheinliche in der Motivirung zu kritisiren, erscheint als wenig angemessen; denn wir befinden uns ja in dem Zauberreich der „Milesischen Märchen". Im ganzen aber hat diese Erzählung noch die meiste Verwandtschaft mit ähnlichen Dichtungen von Byron und Moore.

Durchaus originell dagegen ist die zweite: „Tod und Sisyphus" („Death and Sisyphus"). Man kann sie pikantgeistreich nennen und Bulwer hat in ihr den leicht spielenden Ton getroffen, der sich für die moderne Behandlung solcher mythologischen Fabeln eignet. Bulwer hat den aus den alten Mythographen und aus einzelnen Glossen der Scholiasten entlehnten Stoff frei für seine Zwecke gestaltet und sogar in jener Stelle, an welcher er die Wirkungen des gefangenen Todes auf den religiösen Cultus der Menschen schildert, dem „Plutus" des Aristophanes einzelne Züge nachgedichtet.

Die Erde schreit zu Zeus um Rettung vor Sisyphus, dem Erzräuber, der sogar des Zeus Orakel bestechen will, um seine gestohlenen Ochsen gut zu verkaufen. Zeus schickt nach Hermes; der Tod soll rasch den Räuber in seine Hände geben, daß er ihn in die Unterwelt geleite. Der Tod erscheint bei Sisyphus, der ihn sehr artig bittet, Platz zu nehmen. Kaum sitzt der Tod, als aus dem Stuhl von Cyklopenarbeit hundert stählerne Bande herausspringen und den Tod fesseln, der sich nicht rühren kann. Sisyphus trinkt auf seine Gesundheit und verhöhnt ihn. Dann aber beginnt er gemüthlich mit ihm zu plaudern, gibt ihm zur Genüge zu essen und zu trinken, sodaß der Tod sich allmählich etwas vermenschlicht und anfängt sich wohl zu fühlen. Zeus war eine Zeit lang in seine Privatgeschäfte vertieft, welche nur den Eingeweihten in den Mysterien bekannt sind und welche der Dichter profanen Ohren nicht verkündigen will; als er wieder Muße findet, sich um die Erde zu bekümmern, bemerkt er, wie unaufmerksam er von den Menschen behandelt wird. Kein Bitten, kein Klagen — die Sterblichen fürchten den Tod nicht mehr. Es ist dies eine geistreiche Wendung und glücklich durchgeführt. Hermes begibt sich in die eingeschlafene Unterwelt; Pluto erhebt sich zürnend, ein Sturm fährt über die Erde, und die Sterblichen verspotten den Donnerkeil — der Schiffer auf der See lacht über den Sturm: „Der Tod ist festgebunden, wir können nicht ertrinken"; der Tempelräuber verlacht den Blitz: er kann nicht tödten; die Ehebrecherin ruft: „Vergib mir, Zeus!" Doch der Geliebte entgegnet: „Laß den Sturm rasen, küss' mich! Kein Tod, kein Zeus!" Doch Pluto schmelzt mit dem Hauch, der Phlegethon in Flammen gesetzt hat, des Sisyphus stählerne Bande wie Wachs und schickt den Tod wieder an sein Werk:

Bring' mir den Schiffer, der den Sturm verlacht,
Das Kind, deß Wiege nicht die Mutter kennt,
Den Ehebrecher in der Sünde Glut,
Und sag': „Zeus herrscht und Tod!"

Zuerst aber muß Sisyphus sein Geschick erfüllen. Der Schlaue bittet die liebende Gattin mit süßer Schmeichelrede und dem Versprechen eines Armbandes von Perlen, daß sie ihn wie lebend betrachten möge, wenn auch seine Seele für einige Zeit dem Körper entfliehen müsse, um Zeus guten Rath zu ertheilen; die Gattin gehorcht. Als Charon nun von dem Räuber den Obolus verlangt, weist er ihn zurück, weil er weder begraben noch verbrannt sei. Das Zwiegespräch zwischen Charon und Sisyphus erregt ein Gelächter bei den Schatten, das bis zu Pluto's Thron dringt. Da der unbegrabene Sisyphus nicht zu Pluto kommen kann, so kommt dieser zu ihm und warnt ihn. Der Räuber aber meint, er gehöre noch nicht zu seiner Jurisdiction, da er noch nicht den Styx passirt habe. Es sei dies die Schuld seines schlechten Weibes, das seiner Leiche das Begräbniß verweigere. Wenn er ihm wieder erlaube, zur Erde zurückzukehren, so werde er sein Weib zu ihrer Pflichterfüllung anhalten und dann den drei Richtern heitern Sinns vor die Augen treten und sein schuldloses Leben beweisen. Pluto erlaubt es ihm; Sisyphus kehrt zurück auf die Erde und in seinen eigenen Leib und läßt sich das Essen nach den Strapazen der unterweltlichen Reise vortrefflich schmecken. Nun hatte er auf derselben mit Hermes gewettet, daß er noch diesen Abend auf Erden zur Nacht speisen werde, und Hermes ihm für diesen Fall seine Fürsprache bei Zeus zugesagt. So wird dem Räuber denn verstattet, auf Erden zu weilen, bis er selbst den Tod rufen würde. Er beginnt ein neues Leben, wird König, baut Tempel, pflegt die Cultur; doch alles nur um seiner selbst willen, um seinen Thron zu stützen, bis er endlich im Alter dahinsiechend selbst den Tod ruft und in der Unterwelt die bekannten Strafen erduldet.

Die Erzählung hat, abgesehen von der humoristischen Färbung, erhabene Stellen von lakonischem Wurf, treffende Schilderungen, und ist jedenfalls als die Perle der ganzen Sammlung zu betrachten.

Die dritte Erzählung: „Corinna oder die Pangrotte zu Ephesus", knüpft an eine Sage an, welche diese Grotte betrifft. Sie soll über einem der Eingänge zur Unterwelt errichtet gewesen sein. In ihr befand sich eine Statue der Artemis, an welche die Rohrflöte befestigt war, die ihr Pan als Friedenszeichen geweiht. Diese Grotte bot eine Art von Gottesgericht für Mädchen, die sich von irgendeiner Anschuldigung reinigen wollten. Wenn sie die Grotte betraten und die Panflöte gab einen Klang von sich, so waren sie von jeder Schuld freigesprochen, wenn nicht, so verschwanden sie. Die Erfindung der Geschichte ist von selbstverständlicher Einfachheit; nur ein paar Stellen sprechen durch den Reiz der Schilderung an. Als die Heldin den Entschluß faßt, die Entscheidung dem Orakel anheimzugeben, heißt es von ihr:

Auf stand sie plötzlich, strahlend in Majestät,
Sah furchtlos ihm in das Aug', erhaben schön;
Sanft war ihr Lächeln, ihr Blick,
Doch ihn schreckte ihr sanftes Wesen.

So friedlich erhebt sich der Mond über Rhodope,
Entschleiernd die Eisgefilde von Thrazien,
Wenn ringsum Frieden und Licht,
Doch ringsum Nacht auch und Winter.

Pikanter ist die kurze Erzählung von Kalchas' Geschick. Der Wahrsager soll nur dann sterben, wenn ihn ein anderer in seiner Wahrsagekunst übertrifft. Da kommt ein Strolch, der ihm in seinem Weingarten verkündet, er werde zwar die Trauben keltern, doch der Wein gehöre einem andern. Kalchas lacht der Weissagung, läßt, als der Wein aus diesen Trauben ausgegoren und trinkbar ist, den Strolch zum Gelage bitten. Kalchas, den Becher in der Hand, erzählt den Gästen die Prophezeiung und ersucht den Propheten in Lumpen, zu widerrufen. Doch dieser weigert sich und bleibt bei seiner Verkündigung:

Trink, und ich bin dein Sklav,
Doch trinkst du nicht, sollst du der meine sein.

Ueber diese unerschütterliche Dreistigkeit entsteht ein schallendes Gelächter; die trojanischen Sklaven, die nie lacht, seit Ilium fiel, werden angesteckt von der Lachlust; die Vorschneider lassen das Messer aus der Hand fallen und halten sich die Seiten. Auch Kalchas kann sich nicht länger beherrschen, erhebt den Becher, indem er auf den Landstreicher blickt, der in der allgemeinen Lust mit unbeweglichem Ernst dasteht, wie Athene's Eule, verspottet von Staarmatzen; er bricht dann in ein unauslöschliches Gelächter aus, bis sein Angesicht sich purpurn färbt, der Becher seiner Hand entsinkt, bis er selbst zur Erde stürzt und lachend mit den Worten stirbt: „Der größere Seher ist gefunden!" Ein amusantes Geschichtchen, wozu eine Glosse des Servius zu den Eklogen des Virgil Bulwer die Anregung gab, mit ironischer Pointe und launreich ausgemalt.

„Der Sohn der Oreade, eine sicilische Legende", ist eine antike Idylle, halb im Stil des Theokrit, halb in der Ovidischen „Metamorphosen" gehalten. Ein Schäfer, der eine Nymphe liebt, wird ihr untreu im Arm einer schönen Prinzessin, Glauce. Da schwebt an einem Morgen nach durchschwelgter Nacht die Nymphe aus der Fontaine des Saals hervor, küßt den Treulosen und sein Auge erblindet:

Und Glauce schließt, erwacht, ihn in den Arm,
Doch traurig ruft er aus: „Ich seh' dich nicht,
Verloren ist für mich
Auf immer deiner Schönheit blüh'nde Zier.

Mit deiner Schönheit schwand auch meine Liebe,
Die Flamme brennt nicht, wenn das Licht erlosch,
Der Götter Willen ist's,
Nicht du, sie haben's über mich verhängt."

Er läßt sich wieder zurückführen in seine idyllische Einsamkeit, bittet an dem Quell der Najade die verlorene Schwester:

Von deinem Kuß starb alle Schönheit rings,
Damit mir deine lebensvoller strahlt;
Ins Antlitz schau' ich dir,
Seh' um dein Haus die kühlen Lilien schimmern,

Wo unter Wogen, die kein Sturm erschreckt,
Die Blume sonnenscheu die Sterne grüßt!
Nimm mich zu dir und küss'
Mir unter deiner Flut das Auge hell.

So geschieht es, die Nymphe holt den Schäfer zu sich hinab in die azurne Tiefe. Die Erzählung ist reich an malerischen Schönheiten von sanft üppigem Charakter.

„Das Weib von Milet" schildert die Strafe, die ein edler Gallier über ein treuloses Griechenweib verhängt. Die Erzählung, den Erotika des Parthenius entnommen, fesselt durch den Gegensatz zwischen verderbter Civilisation und sittenstrenger Barbarei.

„Hochzeiten im Geisterland" ist eine sinnvolle Phantasmagorie. Auf den Inseln der Seligen im Schwarzen Meere, wo die Heldenschatten weilen, sucht Leonymus von Kroton, den der Schatten des Lokrischen Ajax verwundet hat, Heilung bei ihm selber, da nach dem Spruch des pythischen Gottes nur der die Wunde heilen kann, der sie geschlagen hat. Da erblickt er Helena und Achilles, zu seinem Erstaunen vermählt im Geisterlande. Als er sich darüber verwundert, sagt ihm der Pelide, daß in der That die Schwester der Sterne hier seine Gattin ist:

Ihr unsterblich Theil ist Schönheit,
Mein unsterblich Theil ist Ruhm;
Ruhm und Schönheit sind auf ewig
In der Sel'gen Reich vermählt.

Die Phantasmagorie klingt wie eine lyrische Symphonie melodisch aus.

Die letzte Erzählung: „Cydippe oder der Apfel", ist eine Zaubernovelle, die bei den griechischen und römischen Schriftstellern gleich beliebt war; Kallimachus schrieb ein Gedicht: „Cydippe", Ovid (oder Sabinus) eine Heroide: „Acretius und Cydippe". Der am Altar der delischen Artemis der schönen Cydippe in den Schos geworfene Apfel, in welchen Acretius ein ihr in den Mund gelegtes Liebesgelübde mit dem Jagdmesser eingeschnitten, übt seine Zaubermacht aus, indem die andern Freier in Schlafsucht verfallen, in den Hades hinabsteigen und dort erfahren, daß sie Cydippe nicht heirathen dürfen, bis dann der Rechte kommt, den der Apfel verkündigt hat. Die Handlung ist bewegt, lebendig, inhaltsreich; die poetische Schilderung dagegen steht etwas gegen die andern Erzählungen zurück, indem das stoffartige Interesse überwiegt.

Bulwer's „Milesische Märchen" nehmen unter den neuern englischen Dichtungen immerhin einen hervorragenden Rang ein. Bulwer ist ein geistreicher Autor, den wir gern auf lyrisch-epischem Gebiete begrüßen, wo das Prädicat „geistreich" nur den weißen Raben zuertheilt werden kann. **Rudolf Gottschall.**

Ein neuer ditmarscher Dichter.

Leeder und Stückschen in Ditmarscher Platt von Boysen van Nienkarken. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn ich es unternehme, bei den Lesern d. Bl. einen neuen ditmarscher Dichter einzuführen, so könnte ich das mit einer stolzen Tirade über die Bedeutung und, soviel ich etwa davon auftreiben könnte, über die Geschichte der Dialektdichtung. Doch glaube ich das dem Leser erlassen zu dürfen. *)

Also ohne Formalitäten: Herr Boysen van Nienkarken — das Publikum! Der Dichter ist ein gelehrter Kenner seiner gelehrter Forschung wahrhaftig nicht unwerthen

*) Wir glauben anmerken zu müssen, daß die Bedeutung der Dialektdichtung in jüngster Zeit wesentlich überschätzt wird. D. Red.

niederdeutschen Mundart, aber seine Liebe zu der heimischen trauten Sprache ist nicht lediglich die des Sprachforschers, sie ist vielmehr das innigste Mitfühlen mit dem ganzen Schatze von Gemüth und Phantasie, von Verstand und Witz, von Lust und Leid, der sich aufs reinste in reinbewahrter Sprache und Sitte ablagert; sie ist eine zarte, keusche, auf höchste Achtung gegründete Liebe, wie sie nur der Dichter oder solche Sprachforscher haben, die wie Jakob Grimm der Sprache ihre tiefsten Klänge und zartesten Empfindungen abzulauschen verstehen.

Der Sprachforscher und der Dichter, der Volksdichter nämlich, geben sich die Hand in den reizenden Dichtungen, die wir etwas näher betrachten wollen: eine Vereinigung, die nicht so selten sein sollte, als sie es leider ist, denn wenn uns irgendetwas von unserm blasirten Subjectivismus heilen kann, so ist es die Achtung vor reiner Volksthümlichkeit, wie sie aufmerksamem Hinhorchen auf die Sprache sich ergibt.

Es kann scheinen, als trete in Boysen's Gedichten die Rücksicht auf Sprachliches zu sehr hervor, als beeinträchtige den eigenen dichterischen Gedanken diese staunenswerthe Virtuosität im Aneignen des oft Entlegenen und vereinzelt dem Volksmunde Entschlüpfenden. Aber mag auch hier und da des Guten zu viel geworden sein, immer ist ein eigenthümlich anheimelndes Gefühl — eben der Respect vor der Volksindividualität — die Schuld solcher Fehlgriffe.

Ich kenne von hochdeutschen Dichtern außer dem sprachgewaltigsten, Goethe, nur noch Rückert, der es versteht, die verborgene Poesie des Wortes zu eigener poetischer Gestaltung zu nutzen. Schiller ist überall viel zu beschäftigt mit dem Gedanken, als daß er dem Worte, das sich ungesucht einstellt, scharf ins Auge blicken sollte. Goethe und Rückert hegen die Worte wie Freunde, sprechen mit den einzelnen gleichsam vertraut, Schiller behandelt sie wie Soldaten, die ihm seine Geistesschlachten schlagen sollen; ihre Wortindividualität ist ihm nichts. Daher der Vocabelschatz jener beiden fast unerschöpflich, der Schiller's fast dürftig.

Und doch ist es Schiller, der die uns unbewußte Denkkraft und Poesie der Sprache anerkennt, wenn er sagt:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Der Leser könnte gerade dieses Distichon gegen Boysen kehren, wenn ich ihm nun nicht auch sagte, daß Boysen bei aller Anbequemung an heimatliche Redensarten, Naturlaute und Idiotismen der eigenen Gestaltungsgabe keineswegs ermangelt. Denn allerdings sie ist das A und das O aller Poesie, und im andern Falle dürften wir Boysen zwar wol den feinsten Kenner und verständnißinnigsten Zeichner seines Volksthums nennen, aber keinen Dichter.

Mich hat gewundert, daß Klaus Groth, selber der gepriesenste ditmarsische Dichter und ein großer Kenner seiner Mundart, diese Seite an unserm Dichter zu vermissen scheint.

Jedenfalls — sagt er von Boysen in seiner Anzeige („Kieler Zeitung") — ist es im ganzen und großen die Poesie, die in der heimischen Sprache steckt, die ihn hauptsächlich berührt und belebt. Seine Gestalten, seine Empfindungen treten dagegen im allgemeinen in den Hintergrund; sie sind oft fast nur wie das Band zu dem Wortstrauß, der Faden, an dem er seine seltsamen Klänge aufreiht, die eine geheime Macht über seine Seele gewonnen haben und den Leser wiederum ähnlich anklingen, eine Sprachmusik, eine Sprachmalerei ganz eigener Art.

Diesem Urtheil stimme ich nicht bei und denke den Leser überzeugen zu können, daß wenigstens in der Plastik der Empfindung Boysen ganz Treffliches und Einziges bietet. Um so lieber lasse ich den competentern Richter sich über unsers Dichters seltenes Sprachtalent aussprechen:

Sorgsam und liebevoll, wie ein Botaniker nach Blumen, ist er umhergewandert nach dem Wortschatz des ditmarsischen Volks. Er hat sich nicht etwa begnügt mit dem natürlichen Vorrath, den er aus dem Vaterhause, den Knabenspielen, dem Nachbarsgespräch mitgebracht in die bewußten Jahre. Er hat das Seltenste zu erhorchen, das Unzugänglichste zu finden gewußt. Denn das Wort gleicht auch darin der Pflanze, daß einige in Unzahl wie die Heide und das Gras allenthalben da sind, in jedem Munde sich finden, das Gespräch und die Rede füllen; andere entstehen eigensinnig, einsam und sparsam nur auf besonderm Boden, nur am Seestrande: der Fischer, Schiffer oder Strandläufer gebraucht diese Worte, in seiner Phantasie sind sie erwachsen, nur sein Ohr und Gedächtniß versteht sie lebendig und hegt sie fort; in der stillen Krankenstube: Wärterinnen, Wehmütter haben ihre Geheimwörter, der Aberglaube hat sie, Spieler und Schwärmer, einzelne Familien mit besondern Eigenheiten; ja auch im gewöhnlichen Lebenskreise tauchen einzelne Vocabeln im Volksmunde nur wie seltene Vögel auf, kaum genau kenntlich in ihrer flüchtigen Erscheinung. Boysen ist der Mann, diese Vögel zu haschen. Ich darf in dieser Sache wol so weit mitreden, um zu behaupten, daß kaum ein Mann existirt, der ich möchte sagen den geheimen Wortschatz der plattdeutschen Sprache so lebendig beherrscht als unser Autor.... In sprachlicher Genauigkeit ist er ein Muster.

Was den Titel „Leeder und Stückschen" betrifft, so belehrt uns die Wortverdeutschung, daß Leed (Lied) die schwungvollere, gehobenere Art des Singens, „Stückschen" dagegen die niedere, ein Gesangstück, Tanzstück, Reimstück oder Erzählung bedeute.

Als Probe eines solchen „Stückschen" hebe ich zunächst das reizende von dem kleinen strammen, blauäugigen und flachsköpfigen Hembenmatz — so würden wir sagen für Hempsteert — heraus (S. 18):

Du lütje [1] Hempsteert,
Du büst keen Dreelak [2] weert!
Un doch so zuckersöt,
Du lütje Kuulenback [3]!
Mit runne Been und Föt
Un dicken, fetten Nack.

Du lütje Flaßhoar [4],
Wat hest for'n Pull [5] doar!
Und rein so'n root Gesich;
Doar fleegt de Lucken [6] ran;
Ik löw [7], dat smücker [8] nich
En Engel wesen [9] kan.

Du lütje Blauoog!
Wo [10] hee in Eck flagg:

1 Kleiner. — 2 Dreeling, Dreier. — 3 Grübchenwange. — 4 Flachshaar. — 5 für eine Haartolle. — 6 fliegen die Locken. — 7 glaube. 8 schmucker, schöner. — 9 sein. — 10 wie. —

He hett siin Mooder tickt [11],
Nun schuelt [12] he schelmisch sik um,
Ob er dat ook wull stikt,
Und steit fær Hægen [13] krumm.

Du lütje Foartoo [14]
Nu moak man gau [15] too!
Doar kiik, diin Mooder weent!
Wo leggt den Kopp he an:
„Dat weer ja bös nich meent"
Und stichelt [16] wat he kan.

Du lütje Guuthart [17],
Se hett di bloot narrt [18].
Wo kun diin Mooder wull
Op di ins tœrni warrn [19]?
Dee is dat Hart so full,
Dat kan ni leddi [20] warrn.

11 angestoßen. — 12 seitwärts, von unten sehen. — 13 vor Freude, vor Behagen. — 14 Fahrzu. — 15 schnell. — 16 schmeichelt. — 17 Gutherz. — 18 sie hat nur gespaßt mit dir. — 19 einmal zornig werden. — 20 leer.

Ist das nicht ein Meierheim'sches Kinderbild voll Leben und Wärme? Ebenso reizend ist ein anderes S. 58. Das Kind hat sich gestoßen und die Mutter tröstet es:

Herrje mi nee!
Du hest di stött?
Wo deit dat wee!
Dat hett wull blött (geblutet)?

Nun nur schnell zur Kammer hin, da gibt's einen Happen Brot, das wird denn wol den großen Schmerz lindern.

Die Liebe zur Heimat, dem wogenumbrandeten, winddurchbrausten Lande, und seinem dadurch auch im Gemüth gekräftigten Menschenschlage klingt überall durch. Das „Plattdüdsch" gibt jeder Herzenssache erst den rechten Schlag, aber es hat doch den Schalk im Nacken. Das Land ist nur klein, da wogt die See, die graue Möve schießt dahin, wenn der Sturm sie aufregt; aber schön sind seine reichen Fluren in heller, warmer Sommerzeit wie nichts anderes, und die Menschen sind noch von der alten Art, zornmüthig, trotzig und kraus. „Ihr Ditmarschen", ruft der Dichter ihnen zu, „rühret doch wieder die Zungen wie eure Väter sangen, hat euch doch Klaus Groth wunderbare Lieder gedichtet; oder schämt ihr euch eures schlichten Plattdeutsch? Laßt euch nicht bethören, macht es wie die Alten, die sprachen wie ihnen der Schnabel gewachsen war und was sie wußten so für gut hielten."

Drum bliiwt man aller Wegen
Gehöri liikuut [1] platt
Und as de Olen dægen [2],
So gellt [3] ji würkli wat.

1 ungezwungen. — 2 gediegen. — 3 geltet.

Daß die Naturschilderungen am häufigsten das unendliche Meer zum Gegenstande haben, ist nicht zu verwundern. Unser Dichter weiß uns aber die Musik des Meeres so bezaubernd wiederzugeben, daß auch von seinen Versen gelten kann, was er von denen seines Meisters Klaus Groth sagt:

Doar ward een rein, wosücken (wie)
Man kan't ni seggen, to Mod.

Man höre S. 132:

Sitt ik's Oabends op en Diik,
Glemt de Tiid und bulkt de Wagg,
Driiw ik rœwer, dröm mi riik,
Heer und bliid an't Enn van'n Dag.

Das ist nach Groth's Uebersetzung: „Sitz' ich abends auf dem Deich, leuchtet die Flut fern auf und wogt die Welle empor, so treib' ich in Gedanken hinüber, träume mich reich, freudig und glücklich am Ende des Tags."

Zu den glücklichsten Naturbildern gehört die Schilderung des Moores in Nacht und Nebel, und ich wüßte fast nur Goethe's „Erlkönig" mit dem „Moorkerl" (S. 14) zu vergleichen.*) Nächtlich, heißt es, hält dort die wilde Jagd ihren Umzug mit dem Moorkerl, und wer dann da geht, kriegt seine Tracht. Dennoch wagt sich ein kühner Wanderer bei später Zeit und trotz dem wogenden Nebel hinein. Beängstigend schön ist die Schilderung seiner immer mächtiger werdenden, der Reflexion Stand haltenden Visionen; immer entsetzlicher wird die Angst, und weg- und steglos irrt der Arme immer im Kreise herum, denn je eifriger er seinem Gespenst zu entfliehen trachtet, um so schlimmer regt er sich auf, bis er gänzlich, von Anstrengung und Angst gebrochen, zusammensinkt. Am Morgen sehen ihn mit Grauen die Leute, die da gegangen kommen: „Du lieber Gott, ein todter Mann! Das hat der böse Moorkerl gethan." Zwar was das Goethe'sche Gedicht zu so wunderbarer Wirkung hebt, der Kampf der durch den Vater vertretenen Reflexion gegen die endlich auch ihn ergreifenden Hallucinationen des Kindes, das fehlt in unserm Gedichte, aber der Leser wird genöthigt, seine eigene bessere Einsicht gegen die Bangigkeit des armen Mannes einzutauschen und mit Grauen die überlegene Macht des sogenannten Aberglaubens anzuerkennen. Oder wer kann sich der Wirkung dieser Verse entziehen:

Doar seeg, wat foat [1] en umme Nack
So gnaterswart [2] und gluupt [3] so scheef
Und rit [4] em oppen Huckeback [5]
As een, de Gott nich allto leef? [6]

De Kerl, de löppt [7] fær Angst in Draf [8]
Und strengt sik an, as goll't [9] den Doot;
Ja weer he man van't Moer heraf,
Den, föelt he [10], weer he uut de Noot.

De Swarte moakt en Oogverschrön [11];
Doo, dünkt em, süücht he'n seker Spoer [12];
He rünnt [13], em brennt de Soal und Tön [14],
Doch jümmerloos [15] in' Krink [16] op't Moer.

Dat drückt siin Hart und Hals tosoam,
Dat drückt en as en bliern Loot [17];
He grest und bewt [18], he sliikt all [19] soam,
To Kopp hin schütt [20] em hitt [21] dat Bloot.

1 faßt. — 2 glänzend schwarz. — 3 schnelle Blicke, besonders Seitenblicke werfen. — 4 reitet. — 5 Rücken. — 6 lieb. — 7 läuft. — 8 Trab. — 9 als gälte es. — 10 fühlt er. — 11 Blendwerk. — 12 sieht er eine sichere Spur. — 13 er rennt. — 14 Zehen. — 15 immerfort. — 16 Kreis. — 17 bleiernes Gewicht. — 18 schaudert und bebt. — 19 schleicht schon. — 20 schießt. — 21 heiß.

Erinnerte dieses Lied an den „Erlkönig" oder, wie er richtiger heißen sollte, den „Elfenkönig", so variirt der

*) Das bekannte Gedicht der Annette von Droste-Hülshoff: „Der Knabe im Moor", dürfte hier auch mit herangezogen werden. D. Red.

„Bruutsee" (S. 130) das alte Volksthema von der Lorelei. Alle Pfingsten steigt aus dem Bruutsee die ertrunkene Braut jammernd und kämmt ihr Haar mit goldenem Kamme und singt dabei:

> En Leed, dat hett so'n eegen Klang,
> Dat treckt [1] een dœr und dœr dat Hart,
> Dat singt so truuri und so bang
> Van truue Leew ern harrsten Smart. [2]

1 zieht. — 2 treuer Liebe ihrem härtesten Schmerz.

Ueberhaupt ist in den Liedern Boysen's der Volkssage breiter Raum gegeben, und immer erfreut die schöne Harmonie des Inhalts mit der Form. Neben der Sage tritt die zarteste Schonung dessen hervor, was der hochmüthigen Bildung als Aberglaube verächtlich erscheint. Vielerlei Anklänge an den Volksglauben und an Volksgebräuche, die letzten verkümmerten Reste alten heidnischen Gottesdienstes, werden jeden anziehen, der Sinn dafür hat.

Dahin gehört z. B. das „Beekenbrennen" (S. 40), das Anzünden des Walpurgisfeuers, ein gewiß uralter Opferbrauch zum Empfange des Frühlings. Das „Beekenschoof", ein Bund Stroh, brennt dabei.

Oder es wird der den Thau brauende Voß (Fuchs), oder der Kindersegen bringende Hoadeboar (Adebar) erwähnt.

In das Gebiet des Thierepos gehört die reizend erzählte Geschichte vom „Foß und Wulf". Beide haben einem Bauern ein Faß Butter gestohlen; als es aber zum Theilen der Beute kommt, betrügt der Fuchs nicht nur den Wolf um seinen Antheil, sondern beweist ihm gar noch, und zwar in höchst ergötzlicher Weise, daß er, der Wolf, selbst die Butter heimlich ausgefressen habe.

S. 138 ist von der Jungmühle die Rede. Das muß eine schöne Sache sein, reflectirt der Dichter, doch eins ist dabei schlimm, daß nur Frauen auf derselben jung gemahlen werden können, und was sollte er als alter Mann mit einer jungen? Daher ist's besser, er lebe nur mit seiner alten so fort.

S. 167 lesen wir eine eben wegen ihrer Naturwüchsigkeit rührende Liebesgeschichte. Zwei Liebhaber werben um die Tochter des Wirths (so nennt der Arbeiter den Herrn). „Ja, Jungens", sagt ihnen der Alte, „einer kann sie doch nur freien, aber da ihr euch doch nicht in Güte einigen werdet, so drescht einmal in die Wette um die Braut." Der Erfolg ist, daß beide den Tag und die Nacht durch ununterbrochen dreschen, bis der neue Tag zwei Leichen beschien.

Unsere Lyriker klagen über Misachtung der lyrischen Dichtung und in specie der ihrigen; etwas mag die Zeitrichtung verschulden, die uns gegen das rein Literarische, das Tendenzlos-Schöne gleichgültiger macht; aber die Herren mögen sich auch fragen, ob uns mit der ewigen Wiederholung ihrer Liebesklagen und ihrem sonstigen moralischen Katzenjammer gedient sein könne. Was ihnen leider so oft fehlt, das ist fröhliche Gesundheit und Volksthümlichkeit, die sich nicht für zu gut hält, den „gemeinen Mann" in seinem Denken und Empfinden zu belauschen, die ein inniges Zusammenstimmen mit dem Volkscharakter ist. Ohne Absichtlichkeit, ohne langweilige und den Volksgeist beleidigende Predigertendenzen soll sich der Dichter von seinem leidigen „Ich" emancipiren und, indem er die reinsten Blüten des Volkslebens erfaßt, dennoch zugleich ein Bildner und Erzieher des Volks werden.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich Boysen's Dichtungen diesen Charakter reiner Volksartigkeit zuspreche und sie in dieser Hinsicht geradezu als mustergültig hinstelle. Wir finden das Höchste und Feinste des Gefühls, wir finden das Derbe und vielleicht Rohe, aber nie das Gemeine, nie das sittlich Widrige. Wer sie noch nicht hat, der kann hier aus diesen Gedichten die tiefste Hochachtung vor dem Volke lernen, nicht vor dem ersten besten aus der Masse, doch vor dem guten Geiste braver, arbeitsamer, frommer, genügsamer und gemüthvoller, dabei witziger und richtig und fein urtheilender Menschen, die der sogenannte „Gebildete" zu seinem Schaden, sicherlich zum Beweise seiner schalen Anbildung, über die Achsel ansieht. Eine andere Frage ist, ob dieses unverdorbene Volk, das Boysen so glücklich ist zu kennen, noch überall in Deutschland zu finden sei. Ich behaupte, für den rechten Dichter, für den wahren Freund des Volks: ja und überall.

Mit Freude sehen wir in Boysen den zugleich mitten inne und über dem Durchschnittsniveau der Volksbildung stehenden Mann, der sich zwar nie seines Vorzugs begibt, aber auch nie ihn beleidigend hervorkehrt. Wie ein Erfahrener unter seinesgleichen darf er auch warnen und lehren. Mit voller Seele, wie dem Dichter ziemt, preist er den Fortschritt der Welt ohne die alberne romantische Elegie von der guten alten Zeit; aber er erinnert daran, daß Verstand und Geld allein das Glück noch nicht erkaufen, Herz und Muth müssen gediegen sein. Du sollst etwas auf dich halten, aber ohne Ziererei; „habe lieber ein zufriedenes Herz als eiteln Putz", und ähnliche Lehren begegnen wie gelegentliche Reflexion bei gegebenem Anlaß. So muß der Anblick des Mondes dem bäurischen Betrachter den Werth eines immer vergnügten, leichten Sinnes nahe legen. Kommt ja einmal Aerger, dann ist's besser, sich gleich ordentlich Luft zu machen, als ihn lang heimlich an der Leber fressen zu lassen. Ein Thaler, der für ein gutes Werk über den Deich fällt, ist Zehrgeld für den Himmel. Beim Küssen sei nicht feierlich behutsam, sondern herzhaft zugegriffen. Hüte dich vor Ausschweifung, aber sei auch kein Duckmäuser.

Wir sind dem Leser noch schuldig, einige Belege für die außerordentliche Befähigung unsers Dichters zu Stimmungsbildern zu geben. Etwas wunderbar Träumerisches hat das Lied vom Rudern auf dem blanken Strome, die Schilderung der Naturstimmen, das Anklingen von frühester Jugenderinnerungen. Wie schön ist das Abschiedslied: „O sluck ni soo, miin söte Diern", — ich will's gleich in Prosa umsetzen: „Ach schluchze nicht so, meine süße Dirne, mir ward das Herz ja wirklich voll: ich muß ja weg, es hilft kein Zieren; nun fasse dich nur und halte dich schmuck. Mein Herzküchlein, meine weiße Taube, meinst du nicht, daß ich hier lieber bliebe und des Abends bei dir in der Stube säße und dich ansähe aus lauter Liebe

komm, faß mich um mit beiden Händen und halt' dich frisch bis übers Jahr, dann sehe ich dich auch immer an und gehe nicht wieder weg, nicht wahr?"

Schöner als die Sehnsucht der Schiffersbraut erscheint uns die der Mutter (S. 35). Schon hält ihr der Tod die Hand und lange Jahre hat sie auf die Wiederkehr des Sohnes geharrt, nun wünscht sie ihn vor dem Tode nur noch einmal zu sehen, das Herzeleid schnürt ihr den Busen zusammen. Aber auch humoristische Situationen! Eine Frau klagt der Nachbarin ihr großes Herzeleid. Ihr Mann war fischen gegangen und kriegte blos eine „Pogg" (einen Frosch). Schon hat sie eilig Butter und Nelken gekauft, und — was fängt sie nun an?

Etwas reelleres Herzeleid hat jenes Mädchen, das mit des Nachbars Sohn manchmal „geklönt" und sich dadurch den Liebsten entfremdet hat.

In die große Masse solcher Lieder finden sich hier und da ernsthafte dichterische Erzählungen, Balladen eingereiht. Zu den schönsten rechnen wir die Variation der Tellsage „Henning Wulf". „Die Ditmarscher in der Kirche zu Oldenwöerden" (S. 171) hat ebenfalls den Freiheitstrotz des Volks zum Gegenstande. Graf Geert will den Stolz der Bauern brechen; er bringt den rothen Hahn mit und verbrennt die Kirche auf dem Hügel, die Bauern aber brechen aus und jagen den Grafen zum Lande hinaus, nachdem sie die Seinigen erschlagen. Wieder eine Geschichte von dem schönen Bauernstolze gegenüber herrischem Uebermuthe schildert „Der Graf von Bökelnborg" (S. 200): „In Argem gibt der Bauer sich nie", heißt es da unter Anderm. „Iisern Hinnerk" (S. 175), der Holstengraf, ist den Engländern, „wot ne Hark bedüdt". Er wird von allen hochgeehrt vom Könige von England, aber man spottet über seine geringe Abkunft; da geht er zur Adelsprobe in den Löwenzwinger hinab und fordert die ahnenstolzen Edelleute auf, das dem Löwen an den Schweif gebundene Kränzlein zu holen.

Rührend ist die Ballade von „Anna und Reimer". Es ist Sturm, und da ist's Anna, als ob Reimer durchs Fenster ihr winke. Die Schwester, um sie von ihrer Phantasie zu heilen, geht mit ihr hinaus an den Außendeich, aber wirklich finden sie dort den gestrandeten Geliebten. Anna stirbt bald, und ihre letzten Worte sind: „Reimer, du hast gewinkt, ich komme."

Ich kann nicht besser schließen, als indem ich noch ein Gedicht mittheile, das mehr als alles bisher Gesagte den Beweis für meine Behauptung geben wird, daß Boysen nicht bloßer Sprachjäger und Sprachkünstler, sondern ein Dichter von Gottes Gnaden ist. Es ist S. 112 „Der Bach":

Bek.

Du helle Bek, wat jalpst [1] du doar
Int Leesch [2] und Rüschen [3] lank
Und süchst so leidi [4] uut saerwoar,
As dedst du'n gunden Fank?

[1] munter, ausgelassen sein, hüpfen. — 2 Schilf. — 3 Binse. — 4 schalkhaft, launig. —

Wat glemst [5] du mank de Ellern daer,
Was schuelst [6] du achter't Loof
Und gluddserst [7] as en mallés [8] Gaer [9],
Dat inne Eck rin stoow [10]?

Du lütje Schelm, na segg mi moal —
Und hoel ook reine Snuut —
Du keemst van't Försterhuus herdoal —
Wo? seeg doar wuls heruut [11]?

Du lachst! ja töf [12], du hest wat seen
Und wullt mi dat ni seggn:
Du roadst et all, woleen ik meen [13],
Wonem miin Hart deit leugn [14].

See wusch van Morgens sik in die?
Och Bek, vertell mi wat:
Se harr keen Dook um' Bossen — nie [15]?
Doar weer't wull witt [16] und glatt?

Und mit de roode Mund ok keem
See an di dich und neeg [17],
As see di mit de Hand opneem
Und liik [18] in't Oog rin seeg?

Ik be di [19], loop nu doch ni weg,
Ik heff ja ook man narrt [20] —
Och nä! dat is von di ni rech —
Mie bubbert [21] rein dat Hart. —

5 blinkend leuchten. — 6 verstohlen hervorschauen. — 7 kichern. — 8 albern, ausgelassen. — 9 Kind. — 10 stob. — 11 Wie, sah da jemand heraus? — 12 warte. — 13 erräthst es schon, wen ich meine. — 14 wohin mein Herz Verlangen hat. — 15 Busen — nicht? — 16 weiß. — 17 dicht und nahe. — 18 gerade. — 19 ich bitte dich. — 20 ich habe ja nur gespaßt. — 21 klopft, pocht.

Franz Sandvoß.

Die erste Theilung Polens.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens. Von Johannes Janssen. Freiburg i. Br., Herder. 1865. Gr. 8. 22 Ngr.

Die Geschichte der ersten Theilung Polens gehört zu denjenigen Gegenständen historischer Darstellung, bei denen eine gewisse Objectivität und Unparteilichkeit schwer zu erreichen und darum auch selten zu erwarten ist. Je nach der Meinung, welche sich der Darstellende über die Opportunität der Theilung, über ihre Folgen für die theilenden Staaten und das getheilte Land gebildet hat, wird das Urtheil verdammend oder beschönigend lauten. Die größere Zahl der neuern deutschen Historiker, die im Wachsthum und Gedeihen des preußischen Staats die Zukunft Deutschlands erblickt, kann sich einer gewissen Befriedigung über die erworbenen Provinzen nicht entschlagen und scheut eine eigentlich sachliche Darstellung von Vorgängen, mit deren Resultaten sie in der Hauptsache einverstanden ist. Nur von einer Seite her, deren historische Anschauungen sonst mit Recht schwere Zweifel und Bedenken erregen, scheint man neuerlich geneigt, die thatsächlichen Vorgänge bei der polnischen Theilung, alle Greuel und Unverantwortlichkeiten, die mit diesem bedeutendsten Act der Arrondirungspolitik verbunden waren, offen darzulegen. Die katholische Geschichtschreibung hat dazu ihre besondern naheliegenden Ursachen. Polen, dereinst der bedeutendste slawische Staat, welcher der römischen Kirche angehörte, einer der wenigen katholischen

Staaten, in denen die (allerdings sehr verweltlichte) Geistlichkeit auch im vorigen Jahrhundert eine bedeutende politische Rolle spielte, gerieth wesentlich in die Hände Preußens und Rußlands, zweier akatholischer Mächte. Rußland begann vom Augenblick der Besitznahme weitaus des größten Theils der polnischen Gebiete die römische Kirche zu Gunsten der griechischen zu beeinträchtigen, zu bedrücken, es setzt bis auf diese Stunde fort, was seit 1772 eingeleitet, es sucht ganz Polen zur russisch-griechischen Kirche hinüberzuziehen.

Unter diesen Umständen darf es nicht wundernehmen, daß beinahe alle hervorragenden katholischen Historiker unserer Tage die Theilung Polens vor ihr Forum gezogen haben. Und für die Geschichtswissenschaft ist es jedenfalls vom höchsten Vortheil, daß wenigstens von einer Seite her die Opportunität der Thatsachen stark in Zweifel gezogen, wenigstens von einer Seite die Pflicht empfunden wird, schmachvolle Vorgänge zu enthüllen, gleichviel wodurch sie entstanden sind und welche bessern Folgen sie hatten. Wie man auch Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der polnischen Theilung ansehen möge, der Verlauf der Ereignisse war derart, daß es gut ist, wenn irgendwie die Entrüstung darüber wach erhalten wird.

Selbstverständlich ist auch eine Darstellung aus dem angedeuteten Gesichtspunkte mit Vorsicht aufzunehmen. Es würde eine bedenkliche Unbefangenheit sein, ohne weiteres jede Erzählung, die sich auf Mittheilungen aus dem vaticanischen Archiv stützt, als vollkommen wahr und bewiesen zu erachten. Der Verfasser der vorliegenden „Genesis der ersten Theilung Polens" hat es aber kein Hehl, daß es vornehmlich der vierte Band der von Augustin Theiner, dem Vorsteher des geheimen vaticanischen Archivs, herausgegebenen „Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae" ist, welcher ihn zu seiner Arbeit angeregt hat und dessen bisjetzt unveröffentlichte Documente er als entscheidend betrachtet. Unter diesen Documenten nehmen wiederum die Berichte der päpstlichen Nuntien zu Warschau, Visconti und Durini, die erste Rolle ein. Wie weit deren Referate vollkommen glaubwürdig und sachlich sind, kann freilich nur eine eingehende Untersuchung und Vergleichung mit andern Quellen erweisen. Keineswegs schließt der Standpunkt, welcher Vertretern des Heiligen Stuhls eigenthümlich ist, aus, daß die Nuntien scharfe Beobachter und einsichtige Beurtheiler der socialen Zustände wie der politischen Vorgänge gewesen sein können. Und jedenfalls ist es dem Verfasser geglückt, eine gewisse Uebereinstimmung, die in den Berichten der Nuntiatur und in denen anderer Gesandtschaften zu Warschau herrscht, scharf hervorzuheben. Ueber den Zweck seines Buchs spricht er sich in der Einleitung aus:

> Ohne alle Rücksicht auf politische Verhältnisse und politische Fragen der Gegenwart, wollte ich die vergangenen Dinge so darstellen, wie ich nach bester Ueberzeugung glaube, daß sie sich wirklich zugetragen; ich wollte diese Dinge überall mit ihrem rechten Namen nennen, nichts übertreiben, nichts bemänteln oder verschweigen, nicht, wie es neuerdings so vielfach geschehen, fruchtlos moralisiren, über Ereignisse und Personen bei jeder Gelegenheit ein ägyptisches Todtengericht abhalten, sondern durch einfache Darlegung des thatsächlichen [illegible]
> einsichtigen Leser zu einem selbständigen Urtheil [illegible]

Daß diese Objectivität nicht völlig wörtlich [illegible]
men ist und unser Verfasser seine Voransch[illegible]
Absichten so gut hegt, wie jeder andere Histori[illegible]
freilich schon aus den nächsten Sätzen derselben [illegible]

> Die polnische Theilung verdient für uns ein [illegible]
> weil man, wie man auch immer über sie urtheilen [illegible]
> leugnen kann, daß seit derselben die Revolution [illegible]
> render Bestandtheil des neuern Staatsorganismus [illegible]
> ist und daß sie also in ihren Folgen noch heute [illegible]

Betrachten wir Janssen's Schrift im einzelnen, [illegible]
den wir zunächst, daß der Verfasser mit seinem [illegible]
über die „polnische Verfassung", über die [illegible]
unwürdige Adelsanarchie mit andern Historikern [illegible]
stimmt. Es war naturgemäß, daß bei der [illegible]
und Zerrissenheit des polnischen Staats die [illegible]
Mächte frühzeitig Theilungsplane zu hegen began[illegible]
dieselben besonders vom preußischen Hofe [illegible]
ausgingen. Andererseits lernte Rußland einen [illegible]
schenden Einfluß auf Polen oder den thatsächlich[illegible]
des Königreichs hauptsächlich um des Drucks auf [illegible]
land und Westeuropa willen als eine Lebensnoth[illegible]
für sich ansehen. Der Verfasser verurtheilt nur [illegible]
die preußischen Theilungsabsichten, er sieht Polen [illegible]
mauer gegen moskowitische Barbarei an und [illegible]
zu Preußens schwersten politischen Sünden, [illegible]
mäßigen Ländergewinn diese Vormauer niederge[illegible]
haben. Nach allem, was wir von den polnischen [illegible]
den wissen, unterschied sich freilich der Damm [illegible]
wesentlich von der Flut, Barbarei war gegen [illegible]
gesetzt. Ein geeinigtes und mächtiges Polen [illegible]
für Preußen nicht minder eine Drohung [illegible]
Rußland es jetzt ist, und die Geschichte der [illegible]
densritterstaaten an der Ostsee hatte den Beleg [illegible]
daß dies keine Phantasie war. Und nicht minder [illegible]
felhaft scheint uns, daß heute Preußen mit den [illegible]
ßisch-polnischen Provinzen weit eher in der [illegible]
Rußland Widerstand zu leisten, als es ohne diese [illegible]
auch nur Polen (d. h. einem regenerirten [illegible]
Spitze zu bieten vermocht hätte.

Wie dem aber auch sei: Sache der Polen [illegible]
ihrem Staat eine bessere und sicherere Grundlage [illegible]
leihen als die Erwägungen westeuropäischer Mäch[illegible]
denen Polen als eine Schutzmauer gegen Rußland [illegible]
wendig sein und bleiben sollte. Die unberufen[illegible]
liche Einmischung großer Nachbarstaaten in die [illegible]
Verhältnisse resultirte aus der glorreichen [illegible]
ward nur möglich durch die polnische Aristo[illegible]
Janssen, indem er des allmählichen Anwachsens [illegible]
formpartei in Polen gedenkt, meint, es sei [illegible]
die Wiedergeburt Polens schwere und langjährige [illegible]
Kämpfe gekostet hätte:

> Aber die Polen konnten mit Recht auf [illegible]
> weisen, welches auch dreißigjährige blutige [illegible]
> durchgemacht habe und dennoch wieder erstanden [illegible]
> durften wol die Hoffnung aussprechen, daß sie [illegible]
> deutscher Seite bei der Wiedergeburt ihres [illegible]
> behindert werden würden.

Wenn der Verfasser mit diesen Worten andeuten will, als habe Deutschland seine Regeneration ohne Anfechtung und Einmischung auswärtiger Mächte erreicht, so widerspricht dem doch der einfachste Rückblick auf die deutsche Geschichte des 17. Jahrhunderts. Hätte Deutschland in seinem Volke, vor allem in seinem Bürgerthum nicht noch einen Lebenskern besessen, es wäre wol kaum dem Schicksal Polens entgangen. Fremde Heere haben zu letzterm weit weniger beigetragen als die unglaubliche Verblendung der herrschenden Kaste. Schon die Königswahl von 1733, deren Janssen nicht gedenkt, bietet dafür einen schlagenden Beweis. Die Majorität des Adels, der die Nation bedeutete, hatte Stanislaus Leszczynski erwählt, die Minorität beharrte auf der Krönung und Gegenkönigschaft August's III. von Sachsen. Sicher aber trug das russische Hülfsheer, welches Danzig bombardirte und Litauen überzog, zum Siege des letztern wenig bei. Der Wankelmuth, die Indisciplin, die Eigensucht und Käuflichkeit der herrschenden Klassen, welche in wenig Wochen die ungeheuere Majorität des nationalen Königs in eine Minorität, die verschwindende Minorität des Sachsenfürsten in eine Majorität verwandelten, gaben den Ausschlag. Die Parteiwuth, welche den fremden Mächten Thor und Thür öffnete, die Unfähigkeit, sich den verkommenen Zuständen zu entwinden, steigerten allein den übeln Willen der Nachbarmächte zu einer vernichtenden Gefahr.

Die polnische Königswahl von 1764 war der letzte Wendepunkt im Geschick des unglücklichen Volks. Die Erwählung Stanislaus Poniatowski's, des ehemaligen Geliebten der russischen Kaiserin, beruhte bereits auf einem [illegible] Vertrag (vom 11. April 1764) zwischen Rußland und Preußen, der gleichsam das Todesurtheil Polens aussprach. Kraft dieses Vertrags verbanden sich Preußen und Rußland, die Wahl eines eingeborenen Polen zu erzwingen und zu gleicher Zeit durch Aufnahme der Dissidentenfrage einen Anhalt zu fortdauernder Einmischung in die polnischen Verhältnisse zu gewinnen.

Hier stoßen wir auf den Kern des Janssen'schen Buchs. Die Dissidentenfrage hat, wie jeder dem Verfasser zugeben wird, mehr als jede andere den Vorwand zur Einmischung der fremden Mächte, zur Vernichtung Polens geboten. Bekanntlich hatte im 16. Jahrhundert die Reformation Eingang auch in Polen gefunden. Neben Lutheranern, Calvinisten und Mährischen Brüdern war hier die Sekte der Socinianer besonders zahlreich; es gab außerdem Bekenner der griechisch-orthodoxen (schismatischen) Kirche, sowie zahlreiche unirte Griechen. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts hatte der Einfluß der Jesuiten den katholischen Restaurationsfanatismus, der in den romanischen Ländern nach und nach erlosch, in Polen heimisch gemacht. Schritt für Schritt wurden die Dissidenten rechtloser und wenig half ihnen, daß im Frieden von Oliva (1660) England, Brandenburg und Dänemark ihre bürgerlichen Rechte garantirten. Mit großem Geschick benutzte die herrschende Kirche die Uneinigkeit unter den Dissidenten selbst, unterdrückte zuerst die von den Griechen und Calvinisten vielleicht mehr als von den Katholiken verabscheuten und verdammten Socinianer und wendete dann ihren Verfolgungseifer gegen die übrigen „Sekten". Die Reichstagsbeschlüsse von 1717 und 1736, durch welche die Dissidenten von Reichsämtern und Reichsversammlungen ausgeschlossen wurden, bewiesen, daß die katholische Stimmung im Wachsen begriffen war, und das blutige Trauerspiel von Thorn im Jahre 1724 zeigte, wohin mindestens eine gewisse Partei zielte.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift behauptet allerdings, daß die Dissidenten völlige Toleranz genossen hätten. Dies muß im allgemeinen als richtig anerkannt werden. In Westpreußen zumal, wo die größern Städte ihre aus der deutschen Zeit stammende Autonomie behauptet hatten, und an der russischen Grenze, wo die Zahl der griechischen Christen sehr bedeutend war, beschränkten sich die directen Bedrückungen auf einzelne wenige Fälle. Daß aber der Fanatismus sich geltend machte, wo ihm Spielraum gegeben war, daß eine Partei sich katholischer erwies als die Kirche selbst, gesteht Janssen ganz ausdrücklich zu:

> Was die griechisch-unirte Kirche Polens betrifft, so dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Polen lateinischen Ritus sich auf das schwerste gegen dieselbe versündigten. Als die schismatisch-griechischen Ruthenen sich im Jahre 1594 mit der katholischen Kirche Polens verbanden, wurde ihnen der Vollgenuß aller religiösen und bürgerlichen Rechte und Freiheiten, welche die Katholiken lateinischen Ritus genossen, gewährleistet. Letztere aber waren, wie oft sie auch im Laufe der Zeit von den Ruthenen selbst und vom römischen Stuhl dazu aufgefordert wurden, niemals zur Erfüllung ihrer Versprechungen zu bewegen. Mit blinder Bevorzugung des lateinischen Ritus hielten die Polen die ruthenischen Bischöfe vom Eintritt in den Senat und von den Reichstagen fern, verweigerten den Laien des griechischen Ritus die bürgerlichen Rechte, und verlockten, ja nöthigten dieselben zum Uebertritt in die lateinische Kirche.

Beim Auftreten der Dissidentenfrage im Jahre 1764 kamen alle diese Zustände in Betracht. Der dissidentische Adel besaß Duldung, wünschte aber Gleichberechtigung zu erlangen. Rußland und Preußen unterstützten die Forderungen der Dissidenten,

> um im Senat und auf den Reichstagen eine stets gefügige politische Partei zu besitzen, und beide Mächte wollten diese neuen Souveränetätsrechte ihrer Clienten garantiren, um bei jeder Gelegenheit sich in die innern Angelegenheiten Polens einmischen zu können. Wenn deshalb die Polen den russisch-preußischen Anforderungen einen unbeugsamen Widerstand entgegensetzten, so lag ihrer Energie im allgemeinen nicht religiöser Fanatismus, sondern nur eine richtige Würdigung der politischen Verhältnisse zu Grunde, eine richtige Erkenntniß aller der Unabhängigkeit Polens drohenden Gefahren.

Das ist ein Punkt, in dem die Meinung aller nichtkatholischen Beurtheiler jener des Verfassers diametral entgegensteht. Janssen schließt sich völlig der Anschauung an, welche auf dem polnischen Reichstage von 1766 Bischof Soltik von Krakau vertrat. „Als Bischof", erläuterte der Kirchenfürst, „müsse er über die Reinheit des Glaubens wachen, als Senator darauf hinweisen, daß nichts der innern Ruhe eines Staats verderblicher sei als eine Vielheit von Sekten." Soltik schlug vor, man solle den Dissidenten durch ein bestimmtes Gesetz unter harter

Bestrafung verbieten, in Zukunft ähnliche Ansprüche zu erheben.

Dies war einfach der Standpunkt des non possumus — der ultramontanen Ausschließlichkeit. Wir meinen, daß es staatsklug gewesen wäre, den Dissidenten Gleichstellung zu gewähren und den unbestreitbar eigensüchtigen Absichten Preußens und Rußlands dadurch die Spitze abzubrechen, daß man die Dissidenten an das Interesse des polnischen Staats fesselte. Die Erfahrung hatte zur Genüge gelehrt, daß religiöse Intoleranz den Staatszwecken nicht förderlich sei. Unter Heinrich IV. dienten zahlreiche Hugenotten Frankreich so treu als die Katholiken, als dagegen Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhob, fand er in den Reihen aller Feinde den glühenden Haß und das Talent seiner vertriebenen Unterthanen! Die Gleichberechtigung der Dissidenten, die zur Zeit schlechte polnische Staatsbürger sein mochten, würde dieselben weit eher in Patrioten verwandelt und sie von Anrufung fremder Mächte zurückgehalten haben als Bischof Soltik's vorgeschlagenes Strafgesetz, welches ihnen alle Ansprüche für die Zukunft untersagen sollte.

Wenn indeß die „polnische Nation", d. h. der stimmführende Adel, der Meinung war, nicht kirchlich-fanatisch, sondern bedachtsam-patriotisch zu handeln, als er die Forderungen der Dissidenten und ihrer Schutzmächte abwies, so hätte er diesen Patriotismus nicht minder energisch und kräftig in den Fragen der Reform bethätigen müssen. Unmittelbar nach dem Regierungsantritt Stanislaus Poniatowski's war es gelungen, einige Festsetzungen zu treffen, welche der greulichsten Anarchie eine Schranke setzen und die Aufhebung des staatszerrüttenden liberum veto anbahnen sollten. Rußland und Preußen forderten die Aufhebung dieser Bestimmungen, die „Wiederherstellung der polnischen Freiheit". Wenn der polnische Adel so viel staatsmännische Schärfe besaß, um in der Gleichberechtigung der Dissidenten einen dauernden Einfluß der Nachbarmächte zu wittern, so hätte er vor allen Dingen die andern Forderungen dieser Mächte zurückweisen und die getroffenen Reformen, in denen die Lebensrettung des Staats lag, behaupten müssen. Daß dies nicht der Fall war, daß alle heilsamen Einrichtungen von der Majorität zu Gunsten des alten wüsten Zustandes wieder beseitigt wurden, beweist klar genug, daß es wol möglich war, die Slachciczen in religiöser Weise zu fanatisiren und zu standhafter Opposition zu treiben, daß hingegen von irgendwelchen Erwägungen in Bezug auf den Staat bei ihnen nicht die Rede sein konnte. Sie verweigerten den Dissidenten die Gleichberechtigung und stellten auf Begehr fremder Mächte den anarchischen Zustand ihrer „Republik" her, beidemal, weil es ihren rohen Instincten und Leidenschaften entsprach.

Rußland und Preußen beharrten auf ihrem Begehr bezüglich der Dissidenten, die letztern griffen zu den Waffen und bildeten nach polnischem Brauch „Conföderationen" zu Sluck und Thorn. Wenn selbst in diesem Augenblick eine Anzahl von Dissidenten nach Janssen's Anführung von der bewaffneten Conföderation abmahnten und erklär-
ten, das Wohl des Vaterlandes müsse dem
ner Privilegien voranstehen, so ist dies ein
für die Richtigkeit der Behauptung, daß es
sen sein würde, die dissidentische Partei in
tische umzuwandeln.

Selbstverständlich rechtfertigt dies die
welcher vor allem Rußland auftrat, nicht im
Janssen bringt eine Reihe von empörenden
er schildert aber auch die niedrige
Königs und eines großen Theils der polnischen
träger, Glieder der hohen Geistlichkeit nicht
Als letztes Ziel der russischen Politik um 1766
der Verfasser die Trennung des katholischen
Rom und die Errichtung einer Nationalsynode,
Rußland abhängig gewesen sein würde. Hegten
sen diesen Plan ernstlich, so ließen sie ihn
vor Errichtung der Conföderation von Bar, die
bruar 1768 geschlossen ward, fallen. Die
föderation versuchte die Unabhängigkeit Polens
fengewalt herzustellen. Sie erfreute sich directer
indirecter französischer Hülfe und anfänglich
gewissen Begünstigung von seiten Oesterreichs,
wachsendem Mistrauen die polnische Politik
und Preußens beobachtete. Die Conföderirten
allerdings auch, die den Dissidenten unter russi-
schem Drucke endlich eingeräumte Gleichberech
der aufzuheben, und brachten sich dadurch vor
in den Ruf eines beschränkten Fanatismus,
Conföderation wol seine Stätte fand, aber ihr
erschöpfte. Janssen betont bei der Schilderung
gänge mit Hohn den Irrthum der damaligen „
der französischen Aufklärer, welche für
ihre barbarischen Russenhorden Partei nahmen
Conföderirten von Bar nichts anderes zu
ten als Narren und Elende. Man braucht
nung des Verfassers über Voltaire und seine
nossen in keiner Weise zu theilen und kann
Art, wie der „Philosoph von Ferney" der „
des Nordens" huldigte, verächtlich und kindisch
den. Daß es Katharina gelang, an den
Encyklopädisten Bewunderer zu gewinnen,
ganze Regierung brutalste Despotie war,
einheimische Verwaltung und auswärtige Politik
manität ins Gesicht schlug, beweist nur, daß
schaft und der Erfolg der Phrase ein stetig
des Uebel ist. Thatsächlich wurden die
„Beurtheiler" von den liberalen Redensarten
geblendet, verachteten den Widerstand der Polen
derten die aufgeklärte Zarin, welche gegen
liche Land ihre Zaporogerhorden, ihre
ström sandte, die in wahrhaft entsetzlicher
und Greuel über Greuel verübten.

Nichts wirkt überhaupt — darin wird jeder
Janssen zusammentreffen — so widrig und
in dem ganzen Trauerspiele als die freche
mit welcher volltönende Phrasen von Reinheit
ten, von aufrichtiger Liebe zur Republik Polen,

und Gerechtigkeit die schmuzigsten Intriguen, die schreiendsten Ungerechtigkeiten, die brutalsten Gewaltacte begleiteten. Selbst Friedrich der Große leistete hierin mehr, als für seinen Ruhm zuträglich ist, wurde aber wie billig von Katharina II. weit übertroffen, bei deren Zuschriften, Manifesten und sonstigen Erklärungen niemand zu sagen vermag, ob die Heuchelei oder der Cynismus abstoßender wirken.

Die Wirren, welche aus der Conföderation von Bar und der Gegenconföderation der höfisch russischen Partei hervorgingen, brachten weitern Anlaß zur Theilung Polens. Preußen betrieb dieselben zweifelsohne am eifrigsten. Daß Rußland nicht zu theilen wünschte, ist klar genug, es gedachte eben ganz Polen für sich in Besitz zu nehmen. Widerstrebend überließ es zuletzt einen ansehnlichen Theil der projectirten Beute an Friedrich II. Oesterreichs Rolle in dieser ganzen Angelegenheit war die denkbar kläglichste. Es agitirte und protestirte gegen die Theilung, fügte sich und nahm zuletzt zur „Erhaltung des Gleichgewichts“ selbst einen sehr ansehnlichen Theil. Was auch von österreichischen Documenten über die erste Theilung noch ans Tageslicht komme: der Gang der österreichischen Politik war der bezeichnete und wiederholte sich peinlich getreu bei der spätern Theilung. So scheint uns das Gefühl der Polen, welche die Oesterreicher nach allen auf den wiener Hof gesetzten und nun schmählich getäuschten Hoffnungen doppelt haßten, weit richtiger, als die Annahme, daß Oesterreich wegen seines anfänglichen Widerstrebens unter den Theilungsmächten den mindesten Tadel verdiene.

Die theilenden Mächte erzwangen einen Bestätigungsreichstag, der vom April 1773 versammelt war. Janssen vervollständigt aus den Briefen der Nuntiatur das bekannte abschreckende Bild dieses Reichstags. Rohe Gewalt von seiten der Theilungsmächte, feile Corruption von seiten des größern Theils der Polen, ein rauschender Festjubel in Warschau, während das Land aus allen Wunden blutete, dies waren die Eindrücke, die gleichmäßig alle Beobachter empfingen. Selbstverständlich gab es Ausnahmen, rühmliche Ausnahmen, denen der mannhafte Schlosser das Wort gewidmet hat: „Wenn man daran denkt, wie sich die deutschen Fürsten zu Bonaparte's Zeiten betragen haben, so müssen mit ihnen verglichen die polnischen Magnaten Scävolas und Catos genannt werden.“ Aber bei aller Bewunderung einzelner polnischer Aristokraten, bei der tiefsten Theilnahme für das Geschick Polens, bei dem vollsten Abscheu gegen das Verfahren der theilenden Mächte, ist es dennoch nicht möglich, die Hauptschuld auf diese zu werfen. Je eifriger der Beweis geführt wird, wie früh, besonders in Preußen, Theilungsgedanken gehegt wurden, wie bereits ein Jahrhundert vor der wirklichen Theilung die Nachbarmächte ihre Plane auf die Anarchie der polnischen Zustände zu bauen begannen, um so empörender, sinnloser, unverantwortlicher erscheint das Wesen und Gebaren der polnischen Aristokratie.

Der Verfasser führt zum Schluß die Worte der Protestation der Conföderirten von Bar an: „Wir protestiren vor ganz Europa gegen die Theilung Polens, gegen alle Maßregeln, Gesetze und Verträge, die man in Warschau mit Gewalt durchgeführt hat und die gegen das Naturrecht, Völkerrecht und die Unabhängigkeit Polens verstoßen.“ Daß er bedeutsam hinzufügt: „Diese Worte verjähren nicht“, wird vielfachen Widerspruch hervorrufen. Nirgends aber wird seinem Buche die Anerkennung fehlen, auf welche eine verdienstliche, in vielen Einzelheiten durchaus neue, in der Darstellung lebendige und vortreffliche Schrift auch bei Gegnern ihres Grundgedankens jederzeit vollen Anspruch hat.

Adolf Stern.

Musikalische Literatur.

1. Dreiundachtzig neu aufgefundene Originalbriefe Ludwig van Beethoven's an den Erzherzog Rudolf, Cardinal-Erzbischof von Olmütz. Herausgegeben von Ludwig Ritter von Köchel. Wien, Beck. 1865. Gr. 8. 22⅔ Ngr.

Vorstehende Sammlung beleuchtet nicht nur Beethoven's Verhältniß zu seinem fürstlichen Protector und Schüler, sondern erschließt auch manche uns noch neue Seite in seinem Charakter. Der Herausgeber sagt darüber in seinem beiläufig sonst ziemlich zopfig-engherzigen Vorwort:

> Das schöne Verhältniß zwischen Beethoven und dem Erzherzoge Rudolf, worüber diese Briefe zum ersten male vollen Aufschluß geben, war das eines titanischen, schöpferischen Genius zu einem kunstbegabten, großmüthigen, milden Mäcen. Es war dieses Verhältniß auf ein wechselseitiges Bedürfen und Gewähren gegründet und darum auf eine dauerhafte Basis gestellt: Beethoven gab nicht minder, als er empfing, während der Erzherzog entgegennahm und gewährte. Beethoven mußte seine Geisteswerke von dem empfänglichen und selbstproducirenden Fürsten erkannt und mitempfunden; weshalb es jenem das reinste Vergnügen verschaffen mußte, jedes neugestaltete Werk dem Erzherzoge vorzuführen und der freundlichst anerkennenden Aufnahme gewiß zu sein: er sah auch, daß sein musikalischer Einfluß den Erzherzog zu eigenen, nicht gewöhnlichen künstlerischen Productionen anregte, worüber Beethoven seine Freude und Zustimmung oft in emphatischer Weise kundgibt. Beethoven hatte aber auch mancherlei Bedürfnisse, und diesen gegenüber kam der Erzherzog in ebenso ausdauernd thätiger als zarter Weise entgegen.

Eigentliche Kunstfragen werden in den vorliegenden Briefen höchstens flüchtig berührt; höchst anziehend dagegen ist es, Beethoven in seinem engsten Privatverkehr kennen und schätzen zu lernen. Der Inhalt dreht sich wesentlich um Beethoven's ins Stocken gerathene Unterstützung seitens seiner fürstlichen Gönner und um die Vormundschaft über den Herrn Neffen, ferner um vielfache Entschuldigungen wegen des unordentlich gegebenen Unterrichts, nebst stetem Versprechen, sich darin zu bessern, endlich um einige Anliegen wegen Aufführung seiner Werke und um warme Empfehlung einiger jüngerer Musiker. Trotz des somit überwiegend materiellen Inhalts leuchtet doch Beethoven's wahrhaft hochsinnige, für alles Schöne empfängliche, oft humoristische Anschauung überall hindurch. Durch alle diese Briefe geht ein rührend pietätvoller, oft sogar unterwürfiger Ton, aber lediglich deshalb so ergeben, weil der Schreiber in seinem erlauchten Zögling den Mann von ebenfalls hochherziger Gesinnung verehrt. Zwar haftet Beethoven's Stil etwas Herbes, oft auch Unlogisches oder sprachlich

Unrichtiges an; doch auch diese Schlacken documentiren charakteristisch genug einen souveränen Trotz gegenüber dem Herkommen, welcher die sprachlichen Ausdrücke umschafft. Unerschöpflich ist sein Reichthum an denselben in seinem dem Erzherzoge als Mensch und Künstler gespendeten Lobe, während andererseits viele Stellen tief sittliche, wahre Religiosität athmen.

2. Beethoven's Klaviersonaten. Für Freunde der Tonkunst erläutert von Ernst von Elterlein. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. 1866. 8. 20 Ngr.

Das Werkchen verdient mit Recht den Anklang und die Verbreitung, welche es bereits gefunden, denn die Art und Weise, wie uns der Verfasser Beethoven's Sonaten zu insinuiren bestrebt ist, zeugt von Ernst und tieferm Studium. Die Wärme, mit welcher er sich seiner Aufgabe gewidmet hat, verleitete ihn bei dem ersten Erguß hin und wieder zu subjectiven Ueberschwenglichkeiten. An deren Stelle ist jetzt ruhigere, objectivere Beleuchtung getreten, überhaupt ist namentlich die Besprechung der letzten Sonaten umgearbeitet worden. Was früher Einleitung war, findet sich jetzt in verschiedene Abschnitte zerlegt (1, 2, 3 und 5), der dritte und fünfte Abschnitt enthalten Neues, besonders letzterer eine Zusammenstellung mehrfacher Gesichtspunkte, unter die sich die einzelnen Sonaten bringen lassen. Ueberhaupt hat das Buch durch Berücksichtigung der neuesten Beethoven-Literatur (Marx, Thayer, Kullak u. s. w.) werthvolle Bereicherungen erhalten. Besonders haben, wie auch das Vorwort zur dritten Auflage besagt, Marx' Biographie Beethoven's und Thayer's chronologisches Verzeichniß ausgedehntere Berücksichtigung und Benutzung erfahren, ohne dadurch entbehrlich geworden zu sein.

Hermann Zopff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

So sehr auch die Tagespolitik das Interesse fast ausschließlich in Anspruch nehmen mag, so findet sich doch in deutschen Zeitungen und Zeitschriften auch auf dem von den Redactionen jetzt stiefmütterlich behandelten Gebiete der Literatur und des Feuilletons manches Anregende, welches Beachtung verdient.

Sehr gefreut haben wir uns, in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" Karl Gutzkow's Feder wieder zu begrüßen. Seine Beschreibung eines „Besuchs in Coppet, zum hundertjährigen Geburtstag der Staël" ist wol der erste Abstecher auf das journalistische Gebiet, welchen der Dichter seit seiner Genesung unternommen hat, und, soviel uns bekannt, seitdem überhaupt seine erste in die Oeffentlichkeit gelangte Federprobe. Und der Stil Gutzkow's ist so frisch, pikant, so geist- und seelenvoll vibrirend wie in des Autors besten Tagen. Er war der einzige Besucher, der zum Grabe des hundertjährigen Geburtstagskindes pilgerte, ein Grab „das halb an das Platen-besungene Grab im Busento, halb an das Mausoleum Hadrian's, die Engelsburg, erinnert. Leben und Tod sollte es zugleich bezeichnen, Sichtbarkeit und Unzugänglichkeit. Inmitten eines Mauerrings ohne Pforte, von Tannen, Buchen, Pappeln eines völlig abgesonderten Gehölzes überwachsen, verschließen zwei Gräber die sterblichen Reste der Staël und ihres zweiten Gatten, des Hrn. von Rocca. Niemand darf diese Einfriedigung betreten. Wild wachsen darinnen Baum und Busch, Blumen, Moos und Unkraut durcheinander. Wurm und Schmetterling, Vogel und Eidechse können sich darin ergehen nach Gefallen. Drüber waltet der Baldachin des Himmels mit den Sternen der Nacht; die Säulen, welche ihn tragen, sind der Jura, der Salève, der große Molé. Kein enger Sarg schließt das weite Herz ein, das verhältnißmäßig früh zu schlagen aufhörte, und doch ist seine Asche nicht in alle Winde zerstreut. Man hat hier die Pyramide der Wüste, den Aschenkrug der Via Appia und die mondbeschienene Harfe Ossians in den flüsternden Wipfeln der Bäume beisammen. Romantischer Traum der Berechnung! Hundert Schritte weiter die — Eisenbahn dem See nahegerückt, und die Expropriationsgesetze hätten diese seltsame Grabstätte, die sich gegen den Glauben an ewige Vernichtung sichtbar wehren zu wollen scheint, unbarmherzig durchschnitten."

Im Arbeitszimmer der Staël, in welchem der Rollsessel des alten Herzogs von Broglie steht, begeistert sich der Dichter zu folgenden Reflexionen: „Ein Geisterhauch weht uns auch hier nicht kalt, sondern glühend heiß an wie blühendes, empfindendes, handelndes Leben. Das ist der Zauber des genius loci. Der Wächter auf der Zinne einer Burg stößt ins Horn, als sollten über Wald und Berg geharnischte Mannen klimmen, an ihre Schilde schlagend mit Schwertern, die unter den Hohenstaufenfahnen kämpften, und ein Lichtschimmer, der das Fenster einer einsamen Dachstube erhellt, vergegenwärtigt un Dichter und Denker, als sähen wir nicht von ihnen die Bücher die vielleicht mit Staub bedeckt in einer Bibliothek modern, sondern den urgegenwärtigen Augenblick, wo ihre Feder fü schrieb. So auch kann die Gegenwart uns erscheinen wie sch nachgeborene Zeit, die rinnende Stunde, die um die Vergan genheit trauert, selbst schon wieder dahingegangen, und was i ihr lebt Schatten, Bild und Nebel geworden. Hier aber sin keinem der einst hier gesprochenen großen Worte die Flüg des Lebens genommen; noch brennen die glühenden Farben mit denen Künstlerhand die menschlichen äußern Erscheinunge festhielt, wie Funken des göttlichen Lichts, die unzerstörbar sin Diese geöffneten Lippen sind beredt, diese Wangen können l chen, diese Augen weinen; zahllose Herzen stimmen in Geda ken und Empfindungen ein, die eine ganze Epoche bewegte Gesetze des Urtheils, des Geschmacks vorschrieben und fortz gend bis auf uns herab wirkten. Nie wird die Einbildung kraft erlöschen, wenn ihr Feuer durch Pietät geschürt wird. den Katakomben Roms, in den Sälen des capitolinischen M seums leben Paulus, Petrus, Augustus, Livia, Drusus, u im Braccio nuovo des Vaticans Rom und Griechenland ni untergegangen sind. So sitzen auch hier auf den alten Sesse mit den verschossenen Ueberzügen, in den weiten Röcken u den hohen Kragen und breiten Rabatten, den mächtigen Hal binden, den gelben Stulpen an den hochgehenden Stiefeln Opponenten Napoleon's, Wahrer der von ihm verachteten M schenwürde und der gefesselten Völkerfreiheit, Frauen darunt die den sinkenden Muth der Männer anfeuerten und das Pal dium natürlicher Unbefangenheit, dieser Reglerin aller W verwirrung, bewahrten. Die Welt, die sich hier einst beweg ist eine Culturgruppe, die in ihrer organischen Zusammenge rigkeit der unzerstörbaren Dauer dadurch nichts verlieren ka daß zu ihr der Lorber gehört, dessen Blätter welken, die Na tigall, die zu schlagen aufhört, Frauenzauber, der mehr als je andere Schöne auf Erden dem Gesetz der Vergänglichkeit un worfen."

Wie Gutzkow, der Wiedergenesene, so beschäftigt a Friedrich Hebbel, der Verstorbene, lebhaft das Inter der Zeitgenossen. Die Gesammtausgabe seiner Werke, die Hoffmann und Campe in Hamburg erscheint, schreitet rüstig f Inzwischen ist Emil Kuh, dessen Pietät gegen den Dichter

hsten Lobes würdig wäre, wenn sie ihn nicht einseitig und :bissen machte gegenüber den andern Dichtern der Gegen- rt, eifrig bemüht, die Actenstücke zur Biographie Hebbel's ammenzutragen und schon im voraus in den Zeitungen zu öffentlichen. Zu diesem Zweck hat er sich außer der „Presse" h noch die „Wiener Zeitung" annectirt, in welcher er neuer- gs über das Verhältniß Hebbel's zu Ludwig Tieck Aufschlüsse t. Diese Beziehungen sind uns stets von großer Wichtigkeit den Entwickelungsgang des Dichters erschienen; denn gerade bbel's Hinneigung zur romantischen Schule war von ver- gnißvollem Einfluß auf seine dramatischen Productionen, seine Vorliebe für das Phantastisch-Ungeheuerliche, wie für Barock-Wunderliche genährt, ebenso wie für Stoffe aus den ten der Götterdämmerung und uralter Mythen oder aus r sonderbar beleuchteten Märchenwelt. Wir haben nament- die Märchenlustspiele: „Der Diamant" und „Der Rubin", ter nur als verfehlt bezeichnen können, als schwächliche Aus- er der romantischen Schule, und nehmen gern Act davon, auch Emil Kuh, einer der begeistertsten Apostel Hebbel's, unserm Urtheil übereinstimmt. Er sagt in dem ersten Ar- „Friedrich Hebel und Ludwig Tieck" in der „Wiener Zei-]": „Auch Hebbel hat im «Rubin» das Märchenhafte, das r selbst willen da zu sein wünscht, und das Allegorische, Bezüge nach außen sucht, miteinander verneſtelt. Im amant», der lange vorher gedichtet wurde, stehen sich wieder phantastischen und die komischen Charaktere und Situationen und willkürlich gegenüber, ohne daß es dem Poeten ge- lt wäre, in der Stimmung einen gemeinsamen Boden zu innen. Wie der «Rubin» an den «Zerbino» in dem her- ehobenen Sinne mahnt, so der «Diamant» an den «Blau- ». Hebbel wollte gleich Tieck das unpoetische Lustspiel, das Aftermuse im Prolog zum «Diamant» dem Dramatiker fehlt, meiden und das poetische Lustspiel Shakspeare's und Spanier in deutschen Formen zur Geltung bringen. Nicht olitischen und religiösen Anspielungen, nicht der stammelnde tigam und die mit den klügsten Reden ausgestattete cheneinfalt sollen den Inhalt des Lustspiels bilden, «nicht Bastardwitz, der wie ein nachgemachter Blitz aus Glas und kläglich springt». «Ich will», ruft der erzürnte Dichter, s aus der Tiefe dringt. Ich will kein illustrirtes Wort, heute glänzt und morgen dorrt, will Menschen, die wie :ln brennen und, ohne daß sie's selbst erkennen, wie ein chtet Alphabet dem sind, der die Natur versteht, und däm- d über den Gestalten will ich ein wunderbares Walten, wenn auch ganz von fern, der Geist, der alle Welten lenkt, veist.» Aber hier deckten sich nun einmal Kraft und Er- niß durchaus nicht."

Wie Emil Kuh der eifrigste Vorkämpfer Hebbel's, so ist nnes Minckwitz der begeistertste Apostel Platen's. Doch dieser erkennt jetzt in den Lustspielen des Meisters die anke an, die in dem einseitig literarhistorischen Charakter ben liegt. In seinen im „Morgenblatt der Bairischen Zei- ' veröffentlichten Literaturbriefen aus Leipzig weist er auf teuen Stil der Komödie hin, den Platen angebahnt. Wir haben mehrfach darauf aufmerksam gemacht, daß unsere che Dramatik einer Verjüngung bedarf, einer Erweiterung Perspectiven, einer künstlerischen Wiedergeburt; denn unser iel ist zu einseitig bürgerlich and deshalb ohne poetischen], unsere Posse ist bisjetzt in rohen Anläufen stecken ge- n. Minckwitz sagt: „Für Lustspiel sowol wie für Trauer- hat Platen die großen Contouren gegeben, und zwar für stere ganz positive klare Striche. Denn wir dürfen nur das isch-polemisch-satirische Element aus «Gabel» und «Oedi- uns wegdenken, und wir haben das Bild deutlich gezeichnet us, wie er das Lustspiel auf seiner höchsten Stufe geformt wollte. Ein Lustspiel ohne jene literarischen Füllungen, ließlich einen lediglich literarhistorischen Werth behaupten n, dafür aber ausgestattet mit nationaler Sittenmalerei, mit witziger Betrachtung der Staatszustände und mit heiterer Vorführung bedeutsamer Zeitgenossen und lächerlicher Misgriffe von seiten berühmter wie unberühmter Größen, ein solches freies, edles und wahrheitliches Lachspiel würde die Aufgabe erfüllen, die Platen auf dem Gebiete der Komik für unsere Nation aufstellte. Die wechselnden Formen hatte er bereits in der wünschenswerthen Art ihrer Verwendung dergestalt ausgebaut, daß der Nachfolger blos zuzugreifen brauchte, wenn er im Geiste des Vorgängers fortzuarbeiten gedachte."

So sehr indeß eine Verjüngung der komischen Bühnenpoesie wünschenswerth sein mag, so darf man doch nicht vergessen, daß auch den neuen Dichtern noch jene Schranke gegenübersteht, die Platen selbst so scharf bezeichnet:

> Größres wollt' ich wol vollenden, doch die Zeiten hindern es.
> Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes.

Jedenfalls ziemt es den Talenten, auf diesem Gebiete weitere Versuche zu machen. Sie werden sich jedenfalls ersprießlicher zeigen für die deutsche Nationalliteratur als jene Experimente der Sprach- und Verskunst, von denen uns das „Edinburgh Review" in seinem Artikel „Musae brittannicae" berichtet, für die englische.

Wir erfahren nämlich, wie eifrig man sich im Lande Shakspeare's und Byron's mit Uebersetzungen englischer Gedichte ins Griechische und Lateinische beschäftigt, was für die Blüte classischer Philologie in England ein günstigeres Zeugniß ausstellt als für das Bestreben, die Poesie im modernen Geist fortzuentwickeln. Es sind flores und amoenitates der Nebenstunden, Liebhabereien berühmter Staatsmänner, eine Art von philologischem Sport. Da übersetzt Lord Littleton Milton's „Comus" in griechische Verse, dann im Verein mit Lord Gladstone allerlei englische Gedichte von Tennyson und Goldsmith ins Lateinische und Griechische. Wir zweifeln, daß unsere deutschen Minister, so gelungene Noten sie schreiben mögen, sammt und sonders nur einen lateinischen oder griechischen Vers zu Stande brächten. Von andern werden Tennyson, Walter Scott und selbst Verse von Shakspeare den todten Sprachen mit vielgepriesener Gewandtheit angeeignet. Geht es so fort, so wird die englische Poesie selbst bald einem todten Meere gleichen! Denn wo Sprach- und Verskunststücke und derartige dilettantische Bestrebungen so überwuchern, da schläft der poetische Genius.

Bibliographie.

Apel, F. H., Drei Monate in Abyssinien und Gefangenschaft unter König Theodorus II. Zürich, Meyer. 8. 12 Ngr.

Goldammer, H., Ueber Fr. Fröbel's Weltanschauung. Vortrag. Berlin, T. Enslin. 8. 7½ Ngr.

Hausen, H. Freih. v., Die Akademie der Wucherer. Humoreske. Dresden. Gr. 8. 8 Ngr.

Hofmeister, A., Für Schloß Oberstein, die Residenz der Reußen-Fürsten bei Gera. Culturhistorische Beiträge zur Charakteristik der Gegenwart nebst fernerer öffentlicher Antwort für Freund und Feind, auf fortgesetzte öffentliche Verfolgung. Constanz, Magg. 8. 6 Ngr.

Horn, F., Gedichte. Berlin, H. Müller. Gr. 16. 15 Ngr.

Kiy, V., Der Pessimismus und die Ethik Schopenhauers. Berlin, Hayn. Gr. 8. 15 Ngr.

Körber, J., Das Geheimniß der Einheit und Verschiedenheit der vier Evangelien. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Meyer, J., Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789 zugleich in ihrem Verhältniß zum politischen Leben, zur Gesittung und Literatur. 1ste Abth.: Von David bis zum Ausgang der romantischen Schule. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Panitz, Ueber Sprachbewußtsein. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Pfalz, F., Die germanischen Ordalien. Leipzig. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Quast, F. v., Carl Friedrich Schinkel. Vortrag. Neu-Ruppin, Oehmigke u. Riemschneider. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Reformbestrebungen vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Reformation des Eigenthumsrechts zur Lösung der socialen Frage oder Mammonismus und Socialismus. Berlin, Langguth. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Freiherren von Regensberg. Pamphlet eines schweizerischen Juristen. Bern, Haller. Gr. 8. 20 Ngr.

Rittberg, H., Späne aus epikureischem Gedankenholze. Ein Buch für Alle, die weder das Leben für eine Hölle, noch die Erde für ein Jammerthal ansehen. Berlin, Grothe. Gr. 16. 16 Ngr.

Röck, H., Die Aufgabe des Protestantismus. — Religion und Christenthum. 2 Vorträge. Freiburg im Br., Schmidt. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 31. Mai 1866.

Inhalt: Lustspiele und Possen. Von Emil Müller-Samswegen. — Vom Büchertisch. — Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch". Von Karl Simmer. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lustspiele und Possen.

Durch unsere eigene Schuld hat sich dieser Artikel über Gebühr verzögert. Wir sind zu dieser persönlichen Bemerkung genöthigt, um das Aphoristische desselben, wo es hier und da auftreten sollte, zu entschuldigen. Manche der vorliegenden dramatischen Sachen und Sächelchen erscheinen bereits halbveraltet; auf nichts lagert sich der Staub so leicht und so dick, wie auf eine gewisse Sorte von Possen und Schwänken. Wären wir mit unserm Artikel einige Monate früher erschienen, so würden wir manches der vorliegenden Stücke einer eingehendern Besprechung werth gehalten haben; heute hat bereits an diesem und jenem der unerbittliche Zahn der Zeit seine Kritik zu üben begonnen. Da wir denn doch aber die dramatischen Sachen nicht mit einem Strich vom Tische wischen können, so wollen wir uns helfen, so gut es geht. Etwas, das dürfen wir nicht verschweigen, hat unsere Zögerung der Mehrzahl der vorliegenden Werke genützt: sie hat uns milder gestimmt. Mit vielen dieser Stücke würden wir vor Monaten scharf ins Gericht gegangen sein, heute sehen wir sie etwas gnädiger an, weil sie uns heute nicht mehr so unangenehm berühren, wie bei dem ersten Eindruck. Dies gilt besonders von der dramatischen Sorte, die sich auf den Ehrentitel „Volksstück" etwas zugute thut, um unter dieser Firma der Aesthetik an allen Ecken und Enden Schnippchen zu schlagen und Nasen zu drehen.

Die vorliegenden Sachen unter einen Hut zu bringen, wird uns weder einfallen, noch würde uns der Versuch gelingen. Auf der Bühne von heute treten sich zwei Richtungen immer greller gegenüber. Die eine betont noch immer nach den Lehren der Aesthetik „das Verdienst", die andere sucht nur „den Verdienst". Je dreister die letztere dies thut, um so mehr treibt sie die andere in die Enge. Bereits hat die letztere so weit gesiegt, daß sich „das Verdienst" nur in engster Verbindung mit „der Verdienst" blicken lassen darf; „das Verdienst" ohne diese Association unterliegt bereits vollständig. Die Kritik eines Blattes wie dieser „Blätter" steht da den dramatischen Productionen in einer keineswegs beneidenswerthen Lage gegenüber. Sie soll und darf nicht, wie das Localrecensententhum, mit den Wölfen heulen; sie darf sich nicht rechtfertigen mit dem Satze: „Was gefällt, das gefällt"; sie darf sich durch pomphafte hundertmalige Wiederholungen eines Stücks nicht bestechen lassen. Sie sollte daher alles, was sich dreist und keck außerhalb der Aesthetik erklärt, rücksichtslos durchstreichen. Allein wird damit der Verdienst beeinträchtigt?! Nein, er setzt dann das Geschäft erst recht der Aesthetik zum Trotze fort. Freilich will er mit diesem Trotz nur sein nicht ganz ruhiges Gewissen einschläfern. Denn obgleich er die Aesthetik sehr verächtlich ansieht, schielt er doch nach nichts eifriger als nach einem Urtheile in einem Literaturblatte. Nur gilt ihm beurtheilt und gelobt werden als eins. Trifft beides nicht zusammen, so sieht er den Kritiker höhnisch an und ruft mit allerliebster Schlagfertigkeit etwa: „Nun dann nicht, lieber Mann", oder eine ähnliche Allerweltsphrase.

Um dieser und anderer kritischer Unannehmlichkeiten willen dürfen wir dem „höhern Blödsinn", diesem echten Apostaten der Aesthetik, wenn er uns entgegentritt, doch nicht ausweichen. Können wir ihn auch nicht ad absurdum führen, so müssen wir ihn doch an seinen schwachen Seiten, deren er gar viele besitzt, fest fassen; vielleicht schlägt ihm doch noch ab und zu das Gewissen, wenn wir ihn ein wenig schütteln. Ist es nun nicht höchst lächerlich, daß er sein eigenes Wesen so gern unter einem prahlenden Anzuge verbirgt, wenn er als „Die Breter, die die Welt bedeuten", einherstolzirt kommt, oder wenn er gar unter der Firma „Dilettantenbühne" seine Händchen kindlich bittend zu uns aufhebt?

1. Die Breter, die die Welt bedeuten. Gesammelte Possen und Schwänke von H. Salingré. Erster Band. Mit zwei Illustrationen. Berlin, Lassar. 1864. 8. 1 Thlr.
2. Eduard Bloch's Dilettantenbühne. Achtzehnter Band. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Thlr.

Nehmen wir aus dem zweiten Buche das nach dem Französischen bearbeitete reizende Proverbe: „Ich esse bei meiner Mutter", und allenfalls noch das einactige Schlesinger'sche „Am Freitag" aus, so bleibt in beiden Büchern

der echte und rechte berliner höhere Blödsinn übrig. Den Verdienst können wir diesem höhern Blödsinn nicht nehmen, aber auch das Verdienst nicht geben. Schon der achtzehnte Band „Dilettantenbühne"! Nach zehn Jahren beziffert sich diese Dilettantenbühne vielleicht hundertundachtzig. Armer Platen, der du schon bei Kotzebue von „schmieren, wie man Stiefel schmiert", sprachst, was würdest du jetzt sagen! Hättest du uns doch für die Literatur wenigstens ein so vernichtendes Wort geschaffen, wie die bildende Kunst in ihrem „cacat — — — — —" ein solches besitzt. Wenn dergleichen Possen und Schwänke durch beliebte Darsteller getragen werden, so mag man sie auf der Bühne gelten lassen, man mag über die Späße und Schnurren lachen, denkend, es seien Improvisationen einer grotesken Künstlerlaune. Aber gedruckt werden sollten sie nie, wenigstens zum Lesen niemand in die Hand gedrückt werden. Wir wollen mit dem höhern Blödsinn an dieser Stelle um keine seiner sonstigen Sünden rechten, nur um den Ton seiner Sprache. Ist denn die Arbeit eines Lessing, eines Goethe, eines Schiller, die eines Grimm ein so billiges Gut, daß man auf dem Idiom der gebildeten Sprache mit Füßen herumtreten darf? Möge sich der höhere Blödsinn immerhin damit brüsten, er lasse sich zum ordinären Jargon und gelallten Kauderwelsch nur herab, um beides zu verpönen. Wer glaubt ihm das! Wer traute seiner Impotenz diese Kraft zu! Wer wüßte vielmehr nicht, daß ihn die gebildete Sprache ärgert, und daß er daher immer mehr plebejische Ausdrücke und Wendungen courfähig zu machen sucht. Wer wüßte nicht, daß er am liebsten mit der Halbbildung gegen die Bildung offen Fronte machte! Wenn sich freilich selbst ein namhafter Autor nicht entblödet, ein entsetzliches „Mang die Wäsche" auf den Theaterzettel zu setzen, und ein anderer diesen Hohn auf die Bildung noch mit einem „Mang des Ballet" überbietet, was soll man dann den untergeordneten Helden des höhern Blödsinns nicht zugute halten!

3. Eduard Bloch's Volkstheater. Fünftes bis neuntes Bändchen. Berlin, Lassar. 1865. Gr. 8. — Nr. 5. Cora, das Kind des Pflanzers. 22½ Ngr. Nr. 6. Berliner Kinder. 20 Ngr. Nr. 7. Montjoye, der Mann von Eisen. 25 Ngr. Nr. 8. Das Glas Wasser. 25 Ngr. Nr. 9. Gute Nacht, Hänschen! 22½ Ngr.

Mit diesem Volkstheater darf man sich schon eher einverstanden erklären, obschon auch gewiß manches Vergängliche mit unterlaufen wird. Allein dies Vergängliche wird wenigstens durch Bedeutendes gedeckt. Ueber Scribe's „Glas Wasser" enthalten wir uns natürlich jedes Wortes. Desgleichen lassen wir „Cora, das Kind des Pflanzers" schnell passiren, da es wol für ein augenblicklich abgethanes Stück gelten kann, auch von uns selbst in d. Bl. bereits besprochen worden ist. Denn es macht keinen Unterschied, daß es uns jetzt in einer andern Bearbeitung vorliegt. Das Stück war in der ersten Zeit des amerikanischen Bürgerkriegs an der Tagesordnung, es beleuchtete in drastisch greller Weise eine brennende Tendenzfrage, wußte zu packen und ging seiner Wege, nachdem es sattsam beklatscht war. Kehrt seine Zeit einmal wieder, nun so wird es allenfalls wieder einmal etwas packen. Nicht minder dürfen wir uns über Salingré's „Berliner Kinder" kurz fassen. Die Bühnen sind über dies Stück bereits zur Tagesordnung übergegangen, und wo diese „Berliner Kinder" etwa noch erscheinen, da zeigen sie sich als durchaus aufgewärmte Speise. Im ganzen zählt diese Posse zu den erträglichen. Aber was heißt bei solchen Possen Originalität, was eigenes Blut, was eigenes Leben?! Heute leben sie, morgen sind sie todt, übermorgen haben sie einem andern Autor zu einer noch originalern Posse verholfen. So bliebe uns denn von diesem Volkstheater „Montjoye" und „Gute Nacht, Hänschen!".

Ueber Octave Feuillet's Schauspiel „Montjoye" sind so vielfache Urtheile laut geworden, daß wir mit dem unserigen sehr post festum kommen. Obschon das Stück auch auf den deutschen Bühnen ein nicht gewöhnliches Interesse erregte, so darf es doch wol schon für ziemlich beseitigt gelten. Auch selbst das geistvollste Stück einer bestimmten socialen Zeitrichtung entgeht nicht der Gefahr, während es noch heute en vogue ist, vielleicht schon morgen durch eine andere literarische Strömung außer Curs gesetzt zu werden. Und wie strömt es schnell auf den pariser Bühnen! Unserer unmaßgeblichen Meinung nach zählt „Montjoye" zu den bedeutendsten Erzeugnissen der neuern französischen Dramatik; es ist ein Stück, das zwar den Deutschen mehrfach eigenthümlich anmuthet, weil es mehr frappirt als hinreißt, das aber vom französischen Standpunkte aus durch seine vorzügliche Lebenswahrheit mehr denn blos flüchtig interessirt. Solch ein Schauspiel ist, das liegt in der Natur der Sache, viel leichter glänzend begonnen und glänzend weitergesponnen, als glänzend zu Ende geführt. Auch das Ende des „Montjoye" erscheint mehr abgebrochen als abgeschlossen. In vorliegender Auflage hat sich des „Montjoye" C. M. Bacano, der Verfasser verschiedener pikanter Sachen im ärgsten Hautgoût, angenommen und einen neuen fünften Act hinzugedichtet. Offen gesagt, er hätte es bleiben lassen sollen. An Feuillet reicht seine Kraft bei weitem nicht heran. Es hat ihn nicht passend und consequent gedünkt, daß Montjoye, der Mann von Eisen, zu Kreuze krieche. Ja aber, wie dieser Montjoye bei Bacano endlos zu reflectiren sich erlaubt, um sich dann zu erschießen, das ist erst recht ein Zu-Kreuze-Kriechen. Wo bleibt da die vollendete Wahrheit, wie sie aus Feuillet's vier ersten Acten überall hervorleuchtet? Sie wird in eine Pistole geladen und auf Montjoye abgedrückt, als wäre er ein zwanzigjähriger, in allen Lebensgenüssen und Lebenshoffnungen fertiger Jüngling. Lieber wäre es uns, Montjoye verlöre in irgendeiner Situation, in der er wenigstens handelnd auftritt, durch reinen Zufall das Leben. Da dem nicht so, geben wir Feuillet's fünftem Acte entschieden den Vorzug, ohne uns indeß zu verwundern, wenn Bacano's Erfindung vielleicht durch einen das Absonderliche liebenden Darsteller den Sieg über Feuillet's ursprünglichen Schluß davontragen sollte. Das Publikum liebt das Bizarre, wird es ihm nur auf silberner Schüssel und mit Aplomb präsentirt.

Von „Montjoye" zu Arthur Müller's Lustspiel: „Gute Nacht, Hänschen!" — ein gewaltiger Sprung. Freilich repräsentirt das letztere auch ein ganz anderes dramatisches Genre als das erstere. Wir thäten gewiß unrecht, wollten wir beide in Vergleich zu stellen auch nur versuchen, wollten wir uns wol gar zu Gunsten des erstern erklären. Sehen wir doch „Gute Nacht, Hänschen!" heute schon viel freundlicher an als vor einigen Monaten. Damals dachten wir: diese sogenannten historischen Lustspiele scheinen nur eines leidigen Spiels mit der Geschichte wegen geschrieben zu sein, so recht geschaffen, um billig Tendenz zu treiben und mit patriotischen Schlagwörtern die Armseligkeit der Personen zu bedecken. Heute schreiben wir's dem Autor zugute, daß sein „Gute Nacht, Hänschen!" vielleicht für sein relativ bestes Lustspiel gelten darf, ohne ihn damit für den verhältnißmäßig nur flüchtigen Erfolg auch dieses Lustspiels entschädigen zu können. Vor einigen Jahren waren die historischen Lustspiele sehr in Mode, heute weniger, und dieser Rückschlag nimmt leider einem Stücke wie „Gute Nacht, Hänschen!" einen guten Theil seines Werthes.

Dem wohlfeilsten patriotischen Bedürfnisse machen sich einige Stückchen von L. Hibeau (Méron) dienstbar, die wir hier nur nennen wollen, um auf das Uebermaß derartiger Erzeugnisse hinzuweisen. Da liegt ein Festspiel: „Blücher in Höchst", vor uns, ein anderes: „Episode aus dem Jahre 1813" betitelt, ein drittes: „Großbeeren. Patriotische Episode aus dem Freiheitskriege", ein viertes: „Der Kurfürst und die Pächterin", sämmtlich von einem Verfasser, einem gewiß redlich strebenden und bescheidenen Ansprüchen genügenden Bühnenschriftsteller, aber sämmtlich höchst vergängliche Waare.

Sehen wir uns weiter nach Sammelwerken um, so fällt uns

4. Ferdinand Nesmüller's Theater. Erster Band. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

in die Hand. Nesmüller zählt zu den rühmlich bekannten Charakterkomikern und ist gegenwärtig Director des zweiten Theaters zu Dresden. Wie ein Schauspieler und Dramatiker in einer Person zu schreiben versteht, ist allbekannt. Wir finden denn auch bei Nesmüller eine gewisse äußere Routine, wie sie eben nur durch die vollständige Bekanntschaft mit dem Theater erreicht werden kann, nebenbei aber auch die Leichtigkeit in der Motivirung, welche gewissenhaften Dramatikern, die nicht zugleich Schauspieler sind, nie recht anstehen will. Nesmüller vermeidet den höhern Blödsinn, soweit dies in Possen irgend geht, sein Ton hält sich stets in den Schranken des Anstandes, seine poetische Ader fließt freilich nicht tief, seine dramatische Kraft reicht auch nicht sehr weit; allein für Bühnen von dem Genre zweiter Theater möchten seine Stücke eine recht erträgliche Kost sein. Unter den Stücken dieses Theils zeichnet sich das Liederspiel „Die Zillerthaler" am meisten aus; das Stückchen ist ja noch jetzt auf vielen Bühnen etwas mehr als ein blos willkommener Lückenbüßer. Gleiche Verbreitung haben die andern Stücke nun freilich nicht gefunden, vielleicht weil das Genrebild „Eine Soldatenfamilie" und die Posse „Die Frau Tante" als Possen nicht toll genug sind, das Lustspiel „Die Pflegekinder" aber als Lustspiel zu viel possenhafte Elemente enthält. Ueber das Zaubermärchen „Der Gnome und sein Narr" enthalten wir uns jedes Urtheils, da solchen Werken erst Darstellung und Ausstattung echten Werth verleiht. Oettinger bezeichnet in der Vorrede zu diesem Bande gerade dieses Stück als das werthvollste von allen. „Wol weiß ich", sagt Oettinger, „daß es sich aus mehr als einem Grunde, welcher jedem, der dies pikante Märchen liest, von selbst ins Auge springen wird, weit besser lesen als aufführen läßt; dies schmälert jedoch nur den dramatischen Werth, ohne dem literarischen Werthe Abbruch zu thun." Nach unserm Dafürhalten braucht ein Schriftsteller von heute zum Märchen gar nicht mehr zu greifen, da er Mittel und Wege genug zur verblümten und unverblümten Wiedergabe seiner Gedanken besitzt. Der literarische Werth eines dramatisirten Märchens ist daher bestreitbar, wenn sich dieser literarische Werth in der Darstellung und Ausstattung nicht mit zwingender Gewalt als ein dramatischer geltend macht. Da wir einmal Oettinger reden lassen, so wollen wir auch seine weitere Auslassung anfügen. „Das, was nach meiner Ansicht auf der deutschen Bühne noch eine große, bedeutungsvolle Zukunft haben kann, ist das politisch-satirische Märchen, das die socialen Zeitfragen abzuspiegeln versteht. Das, was unserer vielbewegten Zeit, die mehr und mehr zu politischem Bewußtsein erwacht, am meisten fehlt, und das, was sie am schmerzlichsten vermißt, ist das satirische Lustspiel. Es fehlt uns vor allem ein Aristophanes und dann ein Carlo Gozzi, der die nackte Wirklichkeit mit ihren tausend brennenden Wunden und ihren tausend socialen Gebrechen in die Märchenwelt überträgt und die Phantasie des Zuhörers dadurch anregt, die mysteriösen Schleier, in die der Dichter jene Wirklichkeit eingehüllt, zu lüften mit lüsterner Schadenfreude." — Wolle man nur nicht vergessen, daß diese Schadenfreude nicht ein Zeichen politischer Kraft, sondern ebenso gut politischer Ohnmacht sein kann. Und dann, da die Sehnsucht nach einem deutschen Aristophanes in vielen Köpfen steckt, ist nicht die griechische Cultur trotz Aristophanes zu Grunde gegangen?! Bestätigt nicht gerade Aristophanes nur den Verfall dieser griechischen Cultur?! Haben wir nun das Privilegium, zu glauben, die deutsche Cultur würde sich mit einem deutschen Aristophanes wie ein Phönix erheben?! Vielleicht liegt gerade darin, daß ein deutscher Aristophanes noch nicht gedeiht, das beste Zeichen für unser politisches Streben und Bewußtsein. Geduld nur, wenn es mit deutscher Cultur einmal Matthäi am letzten steht, dann wird uns ein deutscher Aristophanes gewiß nicht fehlen! Vor der Zeit aber brauchen wir uns zu diesem nicht zu gratuliren.

5. Gesammelte Lustspiele und Volksstücke von Martin Schleich. Zweiter Band. München, Gummi. 8. 2 Thlr.

Dieser Band enthält folgende Stücke: „Drei Candidaten", fünfactiges Lustspiel; „Die letzte Hexe", dreiactiges Volksstück; „Ansässig", gleichfalls dreiactiges Volksstück;

„Das Kanonenfieber", einactiger Schwank: vier Stücke von sehr verschiedenem Werthe. Schleich, ein in München sehr beliebter Humorist, besitzt unleugbar vielen Humor, auch einen richtigen Blick für die komischen Beziehungen gewisser Gesellschaftskreise; nur um recht volksthümlich zu wirken, fehlt ihm die rechte dramatische Mache, andererseits die rechte Auswahl in den komischen Scenen. Er läßt sich zu viel gehen. Von dem zuletzt genannten Schwank, der sich auch Komische Kriegsscene betitelt, dürfen wir ganz absehen, da wir uns kaum denken können, daß irgendein Publikum diese Persiflage auf soldatischen Muth ruhig hinnehmen würde. Auch scheinen die beiden Volksstücke speciell auf bairischen Localgeschmack berechnet zu sein; irren wir nicht, so war „Die letzte Hexe" vor einigen Jahren ein in München gern gesehenes Stück. Ein norddeutscher Kritiker findet an dem Localgeschmacke leicht zu tadeln, da er sich nicht einreden läßt, daß gewisse komisch sein sollende Scenen weiter als über München oder einige bairische Städte reichen. Wo z. B. ein Zunftzwang, wie ihn der Verfasser in seinem „Ansässig" zur leitenden Idee macht, nicht existirt, ist dieses Stück ganz wirkungslos. Es nützt nichts, daß der Verfasser die Handlung allgemein in einer deutschen Hauptstadt spielen läßt. Berlin und mit ihm viele deutsche Hauptstädte würden sich wahrscheinlich für die Ehre ergebenst bedanken. Das Stück kann nun einmal nirgends weiter wie in München spielen. Ueber das, wenn wir nicht irren, preisgekrönte Lustspiel „Drei Candidaten" dürften die Acten wol für geschlossen anzusehen sein. Trotz der interessanten Idee und mancher recht komischen Situationen fehlt der rechte dramatische Zug. Zu viel komische Einzelheiten, welche die Handlung zersplittern, und zu wenig Glanz des Dialogs, wie ihn ein feineres Publikum nun einmal beansprucht. Man kann dies aufrichtig bedauern, da die „Drei Candidaten" nicht nur unter den Schleich'schen Stücken die erste Stelle einnehmen, sondern auch weit mehr literarischen Werth in sich tragen als manches vielbeklatschte gangbare Stück. Aber auf dem Gebiete des bürgerlichen Lustspiels thut es nun einmal eine ganz bestimmte Schablone. Wer diese besitzt, der besitzt auch das Publikum.

Mit offenem Bedauern fügen wir zwei Stücke an, mit Bedauern über die vergebliche Mühe ihrer Autoren. Das eine

6. **Als Solcher.** Lustspiel in zwei Aufzügen von **August Kolemüller.** Jena, Frommann. 8. 10 Ngr.

sei hier nur flüchtig als ein abermaliger Beleg erwähnt, wie nutzloserweise sich die Dramatiker in Kosten und gespannte Erwartungen stürzen. Nicht besser und schlechter wie hundert andere Stücke rechtfertigt es seine Veröffentlichung in keiner Weise. Bei einer reisenden Gesellschaft, zumal im Heimatsstädtchen des Autors, mag solch ein Stück allenfalls einmal passiren, bis zur Buchdruckerpresse sollte es sich aber gar nicht versteigen.

Das andere der beiden Stücke:

7. **Tartüffe Junior, oder Martin Geldermann und seine Erben.** Lustspiel in fünf Aufzügen von **H. L. Klein.** Neuwied, Heuser. 16. 20 Ngr.

rechtfertigt seine Veröffentlichung an und für sich wol durch den Fleiß seines Verfassers, allein bedeutende Früchte wird es schwerlich eingetragen haben. Ein Lustspiel in Versen, ein fünfactiges Stück in Alexandrinern, das überrascht zunächst, weil sicherlich Muth dazu gehört, ein fünfactiges Lustspiel in Versen zu schreiben. Dieser poetische Muth kann sich zunächst als eine richtige Selbsterkenntniß des Autors kennzeichnen. Eine abgeblaßte Handlung, eine dürftige Intrigue kann durch das poetische Gewand an Reiz gewinnen, welches sogar bis auf gewisse Punkte die Armseligkeit der Handlung zu ersetzen vermag. Auf die Länge aber wird dieser poetische Muth nur dann reizen, wenn er sich als etwas ganz Besonderes ausweisen kann. Zeigt er uns immer nur ein gewisses hausbackenes Gesicht, so wird er die Dürftigkeit der Handlung nicht nur nicht verschönen, sondern wird sich auch selbst um seine Berechtigung ganz und gar bringen. Wie das in diesem Lustspiele klappt und nur klappt. Freilich verschuldet dies das Versmaß. Alexandriner taugen nun einmal nicht mehr für ein größeres Gedicht, obenein für ein in gegenwärtigen Verhältnissen ruhendes Lustspiel, das Leben und Bewegung erheischt. Nur zehn Seiten Alexandriner lullen den Leser schon so in einen gewissen Tritt hinein, daß er die Verse wie an einer Drehorgel ableiert. Der Leser kann sich alsdann leicht einer Ungerechtigkeit gegen den Dichter schuldig machen, indem er über einzelne Schönheiten hinweglies[t] und die Arbeit in ihrer Totalität nicht ganz nach Verdienst würdigt. Der Verfasser erregte schon auf dem Titel durch „Tartüffe Junior" Erwartungen, die er schwer löse[n] konnte. Es hieß da, sich sehr zusammennehmen, dam[it] der Vergleich nicht ganz und gar hinke. Um dem Ver[-] gleiche auch nur einigermaßen gewachsen zu sein, hätte e[r] das oft behandelte Erbschleichereithema origineller ausführ[en] müssen, als er dies gethan. Gewiß wird sich der Auto[r] durch unsere Bemerkungen für seine viele Mühe nicht ent[-] schädigt halten, selbst wenn wir sein ehrenwerthes Strebe[n] und den durchaus anständigen Ton seiner Sprache willi[g] anerkennen. Wir geben deshalb ein kurzes Beispiel, w[ie] es uns gerade in die Hand fällt. Hier Act 2, Auf[-] tritt 13:

Florian (allein).

Elender Heuchler du! Jetzt kenn' ich dich genau:
Du schenkst mir deine Gunst und gibst mir eine Frau,
Daß du auf diesem Weg dein hohes Ziel erreichst,
In Geldermann's Vertraun und letzten Willen schleichst.
So kommst du mir, der mit dem alten Manne brach,
Weil er mir, meinem Sinn und Herzen widersprach!
Zum Köder wählst du mich, der keinen Reichthum schätzte,
Als man mir dünkelhaft den freien Stolz verletzte!
Drum locktest du mich her. Doch war's dein eigner Trug
Ich werde wieder gehn. Wohin? Weiß ich's! Genug:
Ich fühle Muth in mir und also darf ich hoffen;
Dem kühnen Herzen steht die weite Welt ja offen.

Wir haben noch über zwei Lustspiele zu berichten, wel[che] sich auf der Bühne nicht den allseitigen Erfolg errung[en] haben, der ihnen unter gewissen Voraussetzungen wol [ge-] bührt hätte:

8. Der verlorene Sohn. Lustspiel in drei Aufzügen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1865. 8. 1 Thlr.
9. Den Kopf oben! Lustspiel in fünf Acten von Friedrich Friedrich. Leipzig. 1864. Gr. 8.

Bei dem „Verlorenen Sohne“ von Hackländer legt schon der Name des Autors für sich ein Wort ein; es thut das nicht minder der Titel des Lustspiels. Ein verlorener Sohn braucht ja nicht immer nur der Held einer thränenreichen Tragödie zu sein, er kann sich doch auch einmal recht lustig geben. Es spricht mithin manches für dies Stück, auch die Gewandtheit des Autors in Verknüpfung der Fäden und der richtige Blick für komische Figuren. Hackländer führt uns in einem gewissen Brooker ein Prachtstück eines in Wetten machenden Pferdehändlers vor; er besteigt sogar mit dem Baron von Raynval das Paraderoß des Groteskkomischen sehr anständig. Auch zeigt sich in der Art, wie sich der verlorene Sohn nach manchen Zwischenfällen seine Elisabeth erringt, die feine Hand eines bewährten Schriftstellers. Allein alles dies söhnt uns mit den Attituden des verlorenen Sohnes nicht aus. Seine ganze Stellung ist zweideutig. Er möchte sich immerhin damit trösten, daß er sich eigentlich nur aus Langeweile, oder aus Schmerz über die jungfräuliche Sprödigkeit seiner heißgeliebten Elisabeth, oder aus Grimm über Familienverdrießlichkeiten in ein wüstes Leben und auf die nobeln Passionen geworfen habe; allein damit alle übrigen Verwandten, daß er trotzdem der beste Mensch in der ganzen Familie sei, das darf er schlechterdings nicht. Vorgänge wie die geschilderten mögen sich im Leben gerade abspielen, und in manchen Familien mag sich ein verlorener Sohn gerade so den edelsten Menschen dünken lassen. Was indeß im Leben gilt, darf deshalb noch nicht auf der Bühne gelten. Sonst gäbe es am Ende nichts Schöneres und Interessanteres als einen verlorenen Sohn zu spielen, wenn man nur eine Mutter besitzt, die den „verlorenen“ stets vor dem Schuldthurm bewahrt, und einen Stiefbruder, den man als einen Heuchler halb und halb entlarven kann. Hackländer hat sich seines „Verlorenen Sohnes“ wegen mehrfach den Vorwurf frivoler Darstellung zugezogen. Bei strengem Gerichte wird dieser Vorwurf unvermeidlich sein. Der Autor schielt bald auf die Solidität des Wandels, bald auf die nobeln Passionen. Mit lächelnder Miene läßt er's unentschieden, ob die Solidität den nobeln Passionen vorzuziehen sei, jedenfalls erklärt er die letztern für interessanter als erstere. Mit der Solidität ist es überhaupt im Stücke sehr schwach bestellt. Der Stiefbruder des „verlorenen Sohnes“ erweist sich als halber Heuchler, die Schwägerin des „verlorenen“ stößt durch Unliebenswürdigkeit ab, und die Mutter des „Verlorenen“ mag zwar der berühmten Frau Haitzinger in der wiener Hofburg außerordentlich gut stehen, allein als Muster einer guten Hausfrau und Mutter darf sie keineswegs gelten.

Mit Verwunderung fragen wir: weshalb hat sich das Lustspiel „Den Kopf oben!“ nicht mehr Bahn gebrochen? Derartige historische Stücke sind doch sonst auf den Bühnen gesuchte Artikel. Sitzt das Publikum den patriotischen Stücken jetzt etwa mit Abspannung gegenüber? Oder wagen sich die Directoren immer nur an Lustspiele, die nach ganz bestimmten Schablonen gearbeitet sind? Oder huldigt der Autor in seinem Stücke zu stark dem Localpatriotismus? Das letztere kann doch wol nicht zutreffen. Denn das ehemalige Königreich Westfalen, in welchem das Lustspiel Anno 9 spielt, ist jetzt doch für ganz Deutschland neutrales Gebiet. Weder norddeutscher, noch süddeutscher Geschmack dürfte sich durch die Vorgänge in diesem Lustspiele verletzt fühlen. So muß denn wol das Publikum augenblicklich der historischen Lustspiele etwas müde sein. Es ist freilich auch mit patriotischen Anklängen an die Freiheitskriege die Jahre hindurch übersättigt. Und dann wagen die Directoren nicht gern, wenn ihnen ein Stück mit kühner Conception entgegentritt. Kühn ist die Intrigue des Stücks allerdings angelegt, noch kühner zu Ende geführt. Wenn auch jedermann die Frische der Sprache willig anerkennt, so möchte doch mehr als einer vor dieser Kühnheit erschrecken. Der Held, ein patriotischer Wagehals erster Größe, ein von der Polizei des Hieronymus proscribirter Edelmann, Namens Hirschfeld, verschafft sich unter dem Namen eines simpeln Gelehrten Fränkel Eingang bei dem Polizeidirector, der auf ihn zu fahnden gezwungen ist, dupirt nicht nur diesen, sondern sogar den Commissar der geheimen französischen Polizei, verliebt sich dann ernstlich, er der Fränkel, in eine der Töchter des Polizeiraths und verlangt vom Papa, daß ihm dieser, ihm dem Eugen von Hirschfeld, die Tochter zur Gattin gebe, und das alles in den Stunden, in welchen ihm die Schlinge schon zehnfach am Halse hängt. Zehnmal liegt er eigentlich schon im tiefen Kerker, aber immer kommt er mit dem Kopfe oben wieder heraus. Da heißt es am Schlusse: plaudite, plaudite! Mehr denn einer aber denkt: ebenso gut konnte der Held jetzt am Galgen hängen oder durch eine Kugel hingestreckt sein. Hat auch der Zuschauer dem Dichter in seinen Motivirungen und Situationen willig zu folgen, so sind doch derartige Reflexionen, welche das Resultat in sein Gegentheil umkehren, bei einer zu kühnen Conception des Autors unabweislich und beeinträchtigen unbedingt den Erfolg.

Schließlich sei noch auf eine uns gerade vorliegende Bearbeitung von Shakspeare's „Wie es euch gefällt“ durch Julius Pabst hingewiesen. Bei der praktischen Kenntniß der Bühne, wie sie sich der Bearbeiter in seiner Stellung am dresdener Hoftheater errungen, eine Kenntniß, die er ja schon durch Bearbeitungen anderer Shakspeare'scher Stücke hinlänglich bewährte, wird es einer Empfehlung dieser Bearbeitung um so weniger bedürfen, als sich dieselbe bereits an Shakspeare's dreihundertjährigem Jubiläum auf der dresdener Hofbühne hinlänglich erprobt hat.

Emil Müller-Samswegen.

Vom Büchertisch.

1. Petöfi. Ein Lebensbild von Alfred Teniers (Sigmund A. Herzl). Wien, Last. 1866. 16. 10 Ngr.

Eine mit ansprechender Wärme geschriebene Lebensskizze des ungarischen Dichters. Wesentlich Neues bringt weder Biographie noch Charakteristik, die sich mit gelegentlichen Streiflichtern begnügt. Doch sind die von dem Biographen selbst neu übersetzten Lieder, welche den Text unterbrechen, willkommene Zugaben wegen ihres ungekünstelten Flusses; z. B.:

Wol lebten Größere als ich,
Und doch erlosch ihr Stern,
Was euer in der Zukunft harrt,
Ihr Lieder, wüßt' ich gern?

Ob ihr noch lebt, wenn über mir
Am Grabe das Gras sich neigt?
Ob ihr, wenn einst die Leier sprang,
Noch tönet — oder schweigt?

Mag all' die Lieder, die ich schrieb,
Der Zeiten Sturm verwehn —
Bleibt nur mein Lied, das dich besingt,
Mein schönstes Lied bestehn.

Und ewig wird das Lied bestehn,
Und heilig wird es sein —
Vom Himmel stammt's, von deinem Aug',
Du blonder Engel mein! ...

2. Die Zurechnungsfähigkeit oder Verbrechen und Seelenstörung vor Gericht. Eine Betrachtung der Seelen- und Körperzustände, welche des Menschen Freiheit beschränken. Ein Vademecum namentlich für Richter, Staatsanwälte, Vertheidiger, Geschworene, Erzieher, Aerzte von Johann August Schilling. Augsburg, Schlosser. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser der „Psychiatrischen Briefe“ hat in diesem Werke seiner echten Humanität und Menschenliebe ein neues Denkmal gesetzt, indem er den dunkeln Motiven nachgeht, durch welche die Menschen in ihrer Willensfreiheit beschränkt und in Schuld verstrickt werden, ohne daß dieselbe ihnen moralisch zugerechnet werden darf. In der Regel wird von den Gerichten und den Gerichtsärzten nur auf die augenfälligsten Störungen Rücksicht genommen, auf Blödsinn, Geistesverwirrung und gewisse leicht nachweisbare Manien. Dagegen bleibt das große Feld physiologischer Ausnahmezustände, wie sie z. B. mit dem weiblichen Geschlechtsleben zusammenhängen, oft unbeachtet. Mit Recht warnt Schilling vor den Justizmorden, die aus dem Mangel einer genauen ärztlichen Controlirung des körperlichen und geistigen Zustandes der Beklagten von seiten eines tüchtig gebildeten anthropologisch-psychiatrischen Arztes hervorgehen. Wo es sich um Schuld und Strafe handelt, müssen Richter und Arzt sich vor allen Dingen über die große Frage einigen: War der Mensch zur Zeit seiner That wirklich und vollkommen psychisch frei oder nicht? Daß zur Beantwortung dieser Frage mehr gehört, als die banalen Begriffe von Geistesstörung, welche im Publikum und auch bei vielen, nicht mit der Seelenheilkunde vertrauten Aerzten im Schwange sind: das beweist das ganze, mit großer Sorgfalt und mit liebevollem Eingehen in die Fülle der sich ausdrängenden Detailfragen ausgearbeitete Werk, welches [...] offenbar wichtigsten Theil der medicina forensis [...] schöpfender Weise darstellt.

Es zerfällt in einen allgemeinen Theil, in [...] die geistigen Störungen überhaupt und der Stand[...] der Aerzte, Richter und Philosophen bei denselben, [...] die Zurechnungsfähigkeit und die psychische Frei[...] Menschen betrachtet wird, und einen speciellen Theil [...] wiederum in folgenden Abschnitten ausgeführt wird: [...] Menschen Anlage betreffs Ausbildung von Geistes[...]gen“; „Die Entwickelung der zu psychischen Stör[...] führenden jeweiligen Anlagen des Körpers und Geis[...] „Die Störungen des Gemüths“; „Die Störungen [...] Denkvermögens“; „Die Störungen der Triebe, [...]störungen, Wahnthaten“. Die Darstellung ist [...]nen von hohem Interesse.

Der Verfasser illustrirt sein Thema überall durch [...] Fülle von Beispielen, die, meistens aus dem Leben [...]griffen, dem Hausschatz der eigenen Erfahrungen [...]men sind und nicht zu jener Sorte gehören, wie [...] Rande der Collegienhefte über Psychologie [...] der Väter Zeit aufmarschirt stehen. Viele der [...]ten Geschichten sind spannender und erregender [...] oft psychologisch unhaltbaren Erfindungen der [...] Dabei schreibt Schilling mit ebenso viel Wärme wie [...] geiselt das Vorurtheil rücksichtslos, wo es ihm [...] Weg tritt, und macht besonders der officiellen [...] niemals die Honneurs, sondern stellt sie bloß, [...] verdient. Ueberall aber tritt uns der Geist echter [...]nität entgegen, der namentlich der ärmsten und [...]sten Klasse Gerechtigkeit zu verschaffen sucht. [...] interessant ist, was Schilling über die partiell [...] gestörten außerhalb der Irrenhäuser sagt. Auch [...]ten und Schriftsteller kommt er zu sprechen. [...] dies in einem Zusammenhang, der für die Dichter [...] schmeichelhaft ist. Er meint, es gibt gewisse [...] Naturen, Temperamente, die besonders zu [...] Vorstellungsleben disponiren und zuletzt zum [...] führen. Leicht entzündbare Geister mit lebhaft [...] Phantasieleben eilen oft rasch dem Wahnsinn [...] citirt Hoffmann, der es selbst ausgesprochen, daß [...] gar vielen unglücklichen Dichtern der Begeisterung [...]stand bis zu Ideen des Wahnsinns gesteigert habe. [...] denn ein Wunder“, fährt Schilling fort, „[...] Dichter mit Recht im gewöhnlichen Leben für [...] Käuze, Sonderlinge u. dgl. gehalten werden? [...] ja selbst der so nüchterne Goethe eine gewisse [...] des Gehirns als eine nothwendige Bedingung des [...]rischen Talents. Es gibt wirklich Wahnsinns[...] ganz und gar den poetischen Exaltationen gleichen. [...] erschreckende Anzahl von Dichtern und Dichterinnen [...] fielen in Schwermuth oder Wahnsinn?“ Gleiches [...] phantastischen Künstlern der Fall! Die Klasse [...] Musiker, erotischer Dichter und halbnärrischen [...]risten, sagt Dr. Lingowitz, die im Gewande [...]nender Genialität nur ihre Gehirnirritation [...] sehr groß. Viele sterben gewöhnlich früh [...]

aber halten noch vorher ihren Durchgang durch das Irrenhaus.

Das Register wahnsinniger Dichter und Künstler, welches Schilling aufführt, enthält indeß doch einige Namen, deren Legitimation eine höchst zweifelhafte ist. Man wird sich mindestens wundern, z. B. Tieck und Mozart unter denjenigen aufgeführt zu finden, welche im Wahnsinn starben. Umgekehrt citirt der Verfasser Beispiele, daß Irrsinnige sich in Dichter verwandelt haben. So schreibt ein geheilter Irrer: „In meiner frühern Zeit des Wahns fühlte ich mich so selig, als wäre ich ein höheres Wesen. In Masse strömten mir die Gedanken zu. Ich habe die sublimsten Dinge gedacht, die ich jetzt nicht mehr zu denken vermöchte. Oft war ich ganz lyrisch gestimmt und dabei fortwährend in einer Art entzückender Begeisterung. Es trieb mich mit Gewalt, Verse zu machen. Jetzt bin ich ganz prosaisch, aber gottlob gesund!" Unser Autor scheint überhaupt über den Zusammenhang zwischen Dichtung und Wahnsinn seine eigenen Gedanken zu haben, die man zwischen den Zeilen lesen kann.

Vom grünen Tisch. Bilder, Figuren und Geschichten aus den deutschen Spielbädern von Michael Klapp. Berlin, Behrend. 1865. Gr. 16. 15 Ngr.

Feuilletonistische Skizzen aus den deutschen Spielhöllen Baden, Wiesbaden und Homburg, meist lebendig ausgeführt und von Beobachtungstalent zeugend, hin und wieder humoristisch ausgemalt, während bisweilen die Anekdote sich, wie in dem Abschnitt „Aus dem Tagebuche eines Spielers", zur Novelle erweitert.

Ueber antike Gewichtsteine. Mit einer Tafel von F. R. (Friedrich Ritschl). Bonn 1866. (Aus dem zwölften Hefte der „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" besonders abgedruckt.)

Mit gewohnter Schärfe untersucht der berühmte Philolog und Alterthumsforscher die Bedeutung jener antiken Gewichtsteine, welche stets von gebrannter Erde, ganz roh und kunstlos gearbeitet, fast ausnahmslos abgestumpfte Kegel oder abgestumpfte Pyramiden bilden und sämmtlich ein wenig unterhalb der Spitze, quer durchbohrt sind und von denen nur wenig Exemplare Schrift, einen einzelnen Buchstaben oder allenfalls einen abgekürzten Namen tragen. Rietschl beweist, daß dies keine Maßgewichte, wie man zum Theil annahm, ebenso wenig Netzsenker bei dem Fischfang, sondern Beschwersteine oder Schwergewichte bei der Weberei, Garnbelaster oder Zettelstrecker waren, deren Gebrauch aus den Analogien anderer primitiver Culturzustände und aus vielen Stellen alter Schriftsteller, z. B. des Aristoteles hervorgeht. Die kleine Abhandlung ist scharfsinnig und einleuchtend abgefaßt.

Katechismus der deutschen Literaturgeschichte. Von Paul Möbius. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 1866. 8. 12½ Ngr.

Da es für die Zukunft der Literatur keineswegs gleichgültig ist, „wie die Jungen zwitschern", und man hoffen muß, daß sie dies in etwas anderer Weise thun, als die Alten gesungen haben, so verdienen alle diejenigen Schriften besondere Beachtung, welche darauf ausgehen, die junge Welt, das Geschlecht der Zukunft, in die Literatur einzuführen. Der „Katechismus" von Paul Möbius, der indeß in den neuen Auflagen die eigentliche Katechismusform aufgegeben und das literarhistorische Frag- und Antwortspiel in einen Anhang verwiesen hat, verdient die Anerkennung, daß er mit verständiger Auswahl die reichen Schätze der deutschen Literatur sichtet und alles Verdienstliche und Hervorragende mit vieler Wärme der Jugend ans Herz legt. Auch ist die neue Zeit mit vollem Recht weit ausführlicher als die ältere behandelt, deren Studium der Fach- und Universitätsgelehrsamkeit überlassen bleiben sollte, während gerade unsere classische und neueste Literatur kennen zu lernen mit ihren reichen, für das Leben selbst so werthvollen Bildungselementen, die Aufgabe der Schulen und Gymnasien ist. Die Behandlung der classischen Literatur, die Charakteristik unserer großen Dichter ist eingehend und prägnant. Was die jüngste Epoche der Literatur betrifft, so sind die darauf bezüglichen Abschnitte durchaus keine Excerpte aus beliebten, aber einseitigen Literaturgeschichten, sondern sie tragen bei aller compendiarischen Kürze das deutliche Gepräge selbständiger Forschung und selbständigen Urtheils. Dies ist wesentlich gerade für ein zum Gebrauch der Jugend bestimmtes Werk; denn nichts wäre verderblicher, als mit literarischen Parteistreitigkeiten, welche höchst einseitige Schätzung zeitgenössischer Dichter im Gefolge haben, schon das Urtheil des heranwachsenden Geschlechts zu verwirren. Manches größere Literaturgeschichtswerk, das mit gläubiger Anlehnung aus irgendeinem Vorgänger schöpft, könnte aus dem „Katechismus" von Möbius vortheilhaft seine Register ergänzen und seine Urtheile berichtigen. Volle Uebereinstimmung des Urtheils in Bezug auf die Literatur der Gegenwart wird indeß wol nie zu erzielen sein. So möchten auch wir einzelne der in den Vordergrund gestellten Schriftsteller mehr zurücktreten, dagegen wiederum andere, namentlich begabte Dichter, wie Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Karl Beck mehr hervorgehoben sehen. Doch die Jugend, die sich an dieser Schrift heranbildet, wird ohne Frage die zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller im ganzen richtig würdigen.

6. Die deutsche Schaubühne. Organ für Theater, Musik, Kunst, Literatur und sociales Leben. Herausgegeben und redigirt von Martin Perels. Siebenter Jahrgang. 1866. Erstes bis drittes Heft. Leipzig, Leiner. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Nachdem die wiener „Recensionen" eingegangen, ist die „Deutsche Schaubühne" das einzige im größern Stil gehaltene Organ, welches die Interessen der gegenwärtigen Bühne mit allgemein ästhetischen Principien in Einklang zu bringen sucht. Lange Jahre hindurch wurde die Zeitschrift von Feodor Wehl mit Takt und gewohnter Unparteilichkeit redigirt. Jetzt ist sie wieder in die Hände ihres ursprünglichen Herausgebers, Martin Perels, übergegangen, der im ganzen das Wehl'sche Programm innehält: Mittheilung neuer Stücke, selbständige dramaturgische Artikel, Biographien und Charakteristiken einzelner berühmter Künstler, Charakteristiken des Schauspielpersonals

der einzelnen Bühnen und Monatsrevuen über die Leistungen der Theater. Doch wenn sich bei Wehl das Zünglein der Wage mehr auf die ästhetische Seite neigte, so bei Perels, und gewiß zum äußern Vortheil des Unternehmens, mehr auf die praktische. Hin und wieder möchte man freilich wünschen, daß der Herausgeber seiner burschikosen Frische einen kleinen Dämpfer aufsetzte; doch im ganzen thut der wenig blasirte, ja begeisterte Ton wohl, in welchem er sich des Bessern auf diesem Gebiete annimmt. Auch ist es zu loben, daß die dramaturgische Analyse sich zum Theil neuern Werken zuwendet, wie z. B. der Charakter des Raleigh in Laube's „Essex" von dem Herausgeber selbst analysirt wird. Auch in den Revuen ist die Mittheilung eingehender Kritiken über neue Dichtwerke aus mehrern deutschen Hauptstädten, namentlich aus Dresden, zu loben. Doch wären sie wol noch freier zu halten von den banalen Phrasen der Alltagskritik und vom Theaterklatsch, so pikant dieser für gewisse Kreise sein mag.

7. Illustrirter Kalender für 1866. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Einundzwanzigster Jahrgang. Leipzig, Weber. 1866. Hoch 4. 1 Thlr.

Auch dieser Jahrgang ist so trefflich redigirt und ausgestattet wie die frühern; man erhält durch denselben in der That in nuce die Cultur- und Geistesarbeit des verflossenen Jahres, sowie die zusammenfassende Chronik seiner Hauptereignisse. Die illustrirte Chronik enthält einen Geschichtskalender, einen Kirchen- und Schulkalender, einen Militär- und Marinekalender, einen landwirthschaftlichen Kalender, einen Handels-, Gewerbs-, Wissenschafts-, Kunst- und Modenkalender. Sehr reichhaltig ist besonders der statistische Kalender, welcher nach allen Seiten hin erschöpfende Uebersichten gibt.

8. Schiller-Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schiller'schen Werke bilden. Aus dem Nachlaß von Paul Trömel. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Paul Trömel war, wie wir aus dem von Heinrich Brockhaus verfaßten Vorwort der „Schiller-Bibliothek" erfahren, ein überaus tüchtiger Buchhändler von bedeutenden literarhistorischen und bibliographischen Kenntnissen, der, nachdem er als Associé in einen Zweig der Firma eingetreten, leider durch einen frühen Tod hinweggerafft wurde. Von ihm existirt außerdem eine Schrift „Ueber die Literatur der deutschen Mundarten" (1854), eine „Bibliothèque américaine" (1861), welche Heinrich Brockhaus wegen der den einzelnen Titeln beigefügten historischen und bibliographischen Notizen sowie wegen der geschmackvollen Ausführung des Ganzen als ein kleines bibliographisches Meisterwerk bezeichnet, eine „Uebersicht der wichtigern Erscheinungen auf dem Gebiete der Bibliographie im Jahre 1854" (1855); auch leitete Trömel die 1856 begonnene „Allgemeine Bibliographie" und den „Centralanzeiger für Freunde der Literatur", sowie die „Bibliografia polska", die seit 1861 erscheint.

Trömel's „Schiller-Bibliothek" sollte schon im November 1859 als Festgabe erscheinen. Doch verschiedene ähnliche Arbeiten sowie die in den zahlreichen Schriften, welche das Schiller-Jubiläum hervorrief, niedergelegten Bemerkungen und neuen Aufschlüsse veranlaßten Trömel, mit seiner Schrift noch zurückzuhalten. In den folgenden Jahren wurde dieselbe immer wieder durchgesehen, vermehrt und in der Weise zu Ende geführt, wie sie jetzt vorliegt. Anfangs verfolgte Trömel einen weitern Plan, später beschränkte er sich darauf, ausschließlich diejenigen Drucke sorgfältigst aufzuführen, welche für den Schiller'schen Text auf immer als Grundlage dienen müssen. In der Beurtheilung des kritischen Werthes der verschiedenen Ausgaben glaubte er die Ergebnisse der Forschungen Joachim Meyer's um so mehr mittheilen zu müssen, als dessen „Beiträge zur Feststellung des Schiller'schen Textes" (Nürnberg 1858—60) nicht in den Buchhandel gekommen sind.

Man darf vollkommen in das Lob einstimmen, welches Heinrich Brockhaus der Schrift seines verstorbenen jungen Freundes zollt, indem er die bei der Ausarbeitung bewiesene unermüdete Sorgfalt und aufopfernde Liebe anerkennt. Die buchhändlerischen Angaben sind außerordentlich genau und correct, die Aufzählung der einzelnen in den verschiedenen Jahrgängen der „Thalia" und des „Musenalmanach" abgedruckten Gedichte gewissenhaft. Die Trömel'sche „Schiller-Bibliothek" wird jetzt, da ein Erlöschen des Cotta'schen Privilegiums im nächsten Jahr in Aussicht steht und zahlreiche neue kritische Ausgaben von Schiller's Werken vorbereitet werden, an Bedeutung gewinnen als unschätzbarer Rathgeber für alle diejenigen Herausgeber, denen es Ernst ist mit einer gewissenhaften auf die ursprünglichen Ausgaben gegründeten Revision des Textes.

9. Ueber Goethe's historische Stellung. Eine Abhandlung von Georg Gerland. Nordhausen, Büchting. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Unter den zahllosen Gesichtspunkten für Goethe, welche seine Allseitigkeit fordert, begegnen wir in vorliegender Schrift einem, der ihn besonders von der geschichtlichen Seite in Betracht zieht. Das Unternehmen ist dankenswerth, die Ausführung gelungen. Diejenigen, welche oft Goethe's Verhältniß zur Geschichte und im besondern zu seiner Nation angefochten haben, werden hier die vollständigste Widerlegung finden. Die Schrift ist reich an fruchtbaren Gedanken. Das eigentliche Wesen deutscher Bildung, deren universeller Repräsentant eben Goethe ist, wird glücklich gewürdigt, bei welcher Gelegenheit denn auch ein wichtiges Streiflicht auf die Franzosen fällt. Wir empfehlen das Büchlein dringend als eine Zierde unserer reichen Goethe-Literatur. Nur zweierlei müssen wir rügen: daß der Verfasser Jean Paul unerwähnt läßt, und daß er sich einmal in einem seiner Aussprüche bis zum Unglaublichen übernimmt, wenn er im Stande ist, von England zu sagen: „von welchem wir bisjetzt noch wenig Gutes empfangen haben!" Das in der That ist eine Uebereilung ohnegleichen.

10. Ueber die wahre und bleibende Bedeutung der Naturphilosophie Schelling's. Von Hubert Beckers. München, Franz. 1864. Gr. 4. 16 Ngr.

Es ist in unsern Tagen Mode geworden, auf Schelling, den Naturphilosophen, mit Geringschätzung herabzusehen. Wer sich aber durch die Mode bestimmen läßt, der wird zuletzt Lug und Trug ernten. Die außerordentlichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft in der Gegenwart unterschreiben wir mit vollster Anerkennung. Wer aber hat in neuerer Zeit den ersten Anstoß dazu gegeben? Kein anderer wie Schelling. Die wohlbegründete Forderung der Jetzigen, das Reale über dem Idealen nicht zu vernachlässigen, Schelling hat sie bereits mit mächtiger Hand ins Werk gerichtet. Wir befinden uns gegenwärtig in der entgegengesetzten Richtung von Fichte dem Aeltern. Wenn dieser mit dem gewaltigen Subject seines „Ich" die Natur verdeckte, so verdecken wir mit dem gewaltigen Object der Natur wieder das Subject, aus dem erst das Object erklärlich wird. Was viele der heutigen, oft blos materialistischen Naturforscher an der Natur eigentlich haben, wissen sie selbst nicht, und, was das Unwissenschaftlichste ist, sie wollen es auch gar nicht wissen. Es ist gleich schlimm, alles auf das Atom zurückzuführen wie alles auf die Substanz. Auch Schopenhauer hat mit Recht solches Gebaren der allein exact sein Wollenden lächerlich gemacht. Wer sich darüber unterrichten will, wie eigentlich es sich mit Schelling's Naturphilosophie verhält, der lese obige vortreffliche Schrift. Die Schrift ist voll tiefer Ideen, Erörterungen, Hinweisungen, verbindet damit Belege aus Schelling's Werken und läßt daraus ein Gesammtbild der Forschungen des genialen Denkers entspringen, welches zur größern Vertiefung heutiger Naturwissenschaft viel beitragen wird, jedoch auch jeden Gebildeten durch Klarheit und Abrundung der ganzen Darstellung anzieht und zu weiterm Durchdenken anregt. Möchte die gediegene Schrift in vieler Hände kommen!

11. Kant und die Epigonen. Eine kritische Abhandlung von Otto Liebmann. Stuttgart, Schober. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Der Zusammenhang aller Wissenschaften beruht auf einem Grundgesetz. Wenn der Fortbau einer einzelnen unterbrochen wird, auch an sie wird wieder die Reihe kommen. Die Vernachlässigung der Philosophie rächt sich in unserm Zeitalter durch die schroffsten Einseitigkeiten. Um so freudiger begrüßen wir die, welche in der Gegenwart eine neue Aera philosophischer Forschung verbürgen. Unter ihnen steht in erster Reihe Otto Liebmann in seinem obigen beachtenswerthen Buch. Indem der geistvolle Verfasser thatsächlich beweist, auf Kant müsse zurückgegangen werden, unterwirft er den königsberger Weltweisen selbst einer scharfen Kritik, aus der sich aber auch ergibt, was des Unwandelbaren von Kant errungen worden ist. Aber — das Kantische „Ding an sich" ist unhaltbar. Aus diesem Anfange gewinnt der Verfasser eine Methode, die ebenso überraschend, originell, wie dennoch ungesucht, einleuchtend ist. Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Fries, Schopenhauer betrachtet er nach demselben Verfahren. Zuerst gibt er ihre Lehre, dann seine Kritik. Bei allen findet er das „Ding an sich", wenn auch in anderer Gestalt. Auch bei ihnen muß es also verworfen werden. Der Scharfsinn dieser ganzen Untersuchung beweist sich besonders glänzend in der Darstellung bei Kant, Herbart, Schopenhauer. Der speculative Refrain unsers vortrefflichen Autors ist und bleibt: auf Kant muß — aber ohne das „Ding an sich" — zurückgegangen werden. In Bezug auf Schelling weichen wir vom Verfasser ab. Nur da wird er ihm vollständig gerecht, wo er auf den Schopenhauer'schen Willen zu sprechen kommt. Was der Verfasser über das Individuum und das Gefühl beibringt, wie er bei dieser Gelegenheit die Kunst hervorhebt, verdient die wärmste Anerkennung. Ist irgendein Buch geeignet, einer gewissen Versunkenheit in die Gedankenlosigkeit ein rettendes Seil zuzuwerfen, so ist es das vorliegende.

12. Gesundheit, Krankheit, Tod. Ein Vortrag von G. A. Lauer. Berlin, Hertz. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Verfasser sieht in der Natur eine Offenbarung Gottes; die Seele ist für ihn ein selbständiges Wesen, mit dem Körper auf unbegreifliche Weise verbunden und in beständiger Wechselwirkung stehend, aber in ihrer Wesenheit frei. Gesund ist die Seele nur, wenn in ihr die Liebe zu Gottes Gesetz lebendig und damit in ihr der Friede ist. „Wer ein schlechtes, unversöhntes Gewissen hat, der leidet Seelenschmerz und ist darum nicht gesund. Wessen Busen von Leidenschaften durchwühlt wird, der hat Flecken auf seinem innern Auge und keinen Blick für den wahren Werth der Dinge und Verhältnisse und noch viel weniger für die Erhabenheit und Reinheit Gottes." Der Verfasser beginnt mit der Aufstellung zweier allgemeiner Grundsätze für die Erhaltung der Gesundheit: 1) „Jeder prüfe, was seinem Leibe zuträglich oder schädlich ist"; 2) „Der Körper sowol als die Seele müssen hart behandelt und in beständiger Uebung all ihrer Kräfte gehalten werden" — wobei aber der Verfasser vor Uebertreibung der sogenannten Abhärtung warnt. Bei der Erwägung von Gesundheit und Krankheit spricht er manche beherzigenswerthen Gedanken aus, weist auf den Zusammenhang von Armuth und Krankheit hin und erinnert an die Pflichten der Glücklichen gegen die Armen und Kranken. Eine ruhige und ergebene Gemüthsstimmung wirkt wohlthätig auf das körperliche Leben und auf Genesung, wofür der Verfasser einen von Baudens berichteten Fall anführt, wo ein Araber von unglaublicher Seelenruhe von einer unter gewöhnlichen Umständen hoffnungslosen Verwundung genas. Er handelt dann von dem Verhalten der Aerzte und Patienten und erklärt zur Genesung die bewußte freiwillige Mitwirkung des Patienten für nothwendig. Der Aberglaube behauptet auf dem Gebiete der Krankheit noch immer eine gewisse Macht, selbst unter den gebildeten Ständen, wofür der Verfasser specielle Angaben beibringt, wie für die noch immer blühende Charlatanerie, welche ganz öffentlich einhergeht, während der Aberglaube meistens im Dunkeln arbeitet. (Z. B. Stärkmehlarten, welche auf den

Aeckern der Mark wachsen, werden mit arabischen Namen belegt und zu enormen Preisen verkauft: Revalenta arabica u. s. w.) Vom Tode sagt er: „Für den Eintritt in die sogenannte Große Armee gilt das Gesetz der allgemeinen Dienstpflicht mit absoluter Strenge, ohne Freilosung, ohne Invaliditätserklärung, ohne Reclamation, ohne Stellvertretung. Freiwillige jedoch werden nicht gern gesehen.“

Der Verfasser meint, ein Ueberschreiten des Alters von 100 Jahren sei sehr selten und die Fälle von 150, ja 180 Jahren, welche angeführt werden, entbehrten des sichern Beweises. Die Zweifel in dieser Beziehung scheinen indeß zu weit getrieben und einige Beispiele solch hohen Alters sind so gut beglaubigt, als es nach den Umständen nur möglich ist, so namentlich jene des Peter Torton und Petracz Czartan, die beide 185 Jahre alt wurden, des Thomas Parre von 152 Jahren u. a. Manche Menschen haben eine wahrhaft lächerliche Todesfurcht: „Das Leben lieben und den Tod nicht fürchten“, sagt der Verfasser, „das ist die schwere Aufgabe, welche wir zu lösen haben.... Wenn wir an dem Lager eines Sterbenden stehen, so mögen es Gedanken der Hoffnung und des Friedens sein, welche unsere Seele erfüllen.“

13. Die Abendmahlskinder. Gedicht von Tegnér. Aus dem Schwedischen von G. Hildet. Königsberg, Hübner und Matz. 1864. 16. 10 Ngr.

14. Esaias Tegnér's Axel. Aus dem Schwedischen von G. Hildet. Königsberg, Hübner und Matz. 1864. 16. 10 Ngr.

Den zahlreichen Verdeutschungen der Tegnér'schen Gedichte reihen sich die vorliegenden, wenn sie auch nicht geeignet sind, ihre Vorgängerinnen in den Schatten zu stellen, doch als gute und sorgfältige Arbeiten in würdiger Weise an, sowie auch die Verlagshandlung durch eine hübsche Ausstattung das Ihrige gethan hat, um diesen Ausgaben beim Publikum freundliche Aufnahme zu sichern.

15. Der Apostel Paulus. Von A. Hausrath. Heidelberg, Bassermann. 1865. Gr. 8. 24 Ngr.

Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, den großen Apostel des Christenthums, seines mystischen Heiligenscheins entkleidet, als einen Mann der Geschichte uns menschlich näher zu bringen. Sollen aber dergleichen fleißige und gediegene Arbeiten auch dem Laien zugänglicher werden, so wird es nöthig sein, daß sie farbiger und lebensvoller gehalten seien, wodurch weder der Würde des Gegenstandes noch der ernsten Form geschichtlicher Darstellung Abbruch geschehen wird.

16. Sammlung von classischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. Einundzwanzigster Band: Geschichte meiner religiösen Meinungen. Von J. H. Newman. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. Schündelen. Köln, Bachem. 1865. 8. 1 Thlr.

Das Buch, das die Selbstbiographie eines zum Katholicismus übergetretenen Geistlichen der englischen Hochkirche enthält, ist mit Wärme und Lebendigkeit und mit gründlicher Kenntniß theologischer Streitfragen geschrieben. Ueberall erweist sich der Schreiber als ein ernste Charakter, als ein klarer Geist, der jedoch, dem Einfluß eines rückwärtsfließenden Gedankenstroms erliegend, in den Bestrebungen der Gegenwart nur Bethätigungen eines un göttlichen Geistes erkennend, endlich Ruhe findet in de Kirche Roms und es zuletzt offen ausspricht, daß di Welt zu wählen habe zwischen Atheismus und Kathol cismus. Die kurze Inhaltsangabe wird darthun, welche Lesern mit der Lektüre des Buchs gedient sein mag.

17. Reise auf der Insel Lesbos von A. Conze. Mit einn Anhang und 22 lithographirten Tafeln. Hannover, C. Rüm ler. 1865. Gr. 4. 8 Thlr. 10 Ngr.

Wer die Reiseliteratur der letzten Jahre mit Interes beachtet und namentlich dieses Interesse den wissenschaf lichen Reisewerken über die Länder und Landstriche d türkisch-griechischen Orients zugewendet hat, dem ist au seinerzeit die „Reise auf den Inseln des Thrakisch Meers“ nicht entgangen, welche der Verfasser der vorl genden „Reise auf der Insel Lesbos“ im Jahre 18 herausgegeben hat. Seine Reise auf dieser letztern In war die Fortsetzung der erstern, nämlich der in de früher erschienenen Reisewerke beschriebenen Reise auf d Inseln Thasos, Samothrake, Imbros und Lemnos, wel er im Sommer 1858 unternommen hatte, und das geg wärtige Reisewerk schließt sich diesem frühern genau Beide vervollständigen gewissermaßen die von Ludwig R in vier Bänden (1840—45 und 1852) herausgegeben Schilderungen der Inseln des griechischen Archipelag ohne jedoch dieselben geradezu abzuschließen. Der Ve fasser der vorliegenden Reise erkennt dies in gewis Hinsicht und mindestens in Betreff von Lesbos insof selbst an, als er ausdrücklich bemerkt, daß er den gesamm Stoff, den er namentlich auf seiner lesbischen Reise wonnen, nicht durchgearbeitet habe, daß er vielmehr m ches nur als „rohes Material“ hier übergebe, das da von andern weiter verarbeitet und für manche Unt suchung als eine nicht ganz unbrauchbare Grundlage nutzt werden könne. Auch sonst hat er, wie es sche auf manche Richtungen der Alterthumsstudien seine sondere Aufmerksamkeit weniger gerichtet, als dies z. bei Roß der Fall ist. Dabei war auch nach dem, w er bemerkt, seine Reise auf Lesbos, wie bedeutend di Insel unter den Stätten griechischen Lebens einst a war, für bildende Kunst und deren Geschichte im gan sehr unfruchtbar, und er hat sich daher vorzugsweise d topographischen Theile der Arbeit, der manches N enthält, mit größerer Liebe zugewendet. Indeß füllt d schon im allgemeinen seine Reisebeschreibung, insofern auf eigener fleißiger Anschauung und dem Ernst wis schaftlicher Studien beruht, eine Lücke in der einschlag den Reiseliteratur aus, in welcher bisher die Insel L bos von Fremden und Einheimischen ungebührlicherw vernachlässigt worden war, und ist auch im einzelnen w geeignet, in verschiedenen Richtungen über die dortig Zustände aufzuklären und die Insel selbst unserm Inter und der Kenntnißnahme von ihr näher zu rücken.

Vornehmlich gilt dies allerdings von den topographi-
'n Verhältnissen der Insel, die der Verfasser vorzugs-
se berücksichtigt und wozu ihm die durch den größten
eil der Insel gemachte Rundreise den erforderlichen
laß und reichen Stoff gewährte. Seine diesfallsigen
ttheilungen und Angaben finden in einzelnen, durch
e und scharfe Zeichnung, sowie durch saubern Druck
auszeichnenden lithographirten Tafeln und Karten den
prechenden Ausdruck. Gleichwol erkennt der Verfasser
t nur den Mangel einer genügenden Karte von Les-
, sondern auch die großen Lücken an, die seine Tafeln
das Innere der Insel lassen, da deren Ausfüllung
erhalb des Zwecks lag und die von ihm für die Kü-
linie benutzten vortrefflichen Aufnahmen der englischen
niralität ihn hierbei im Stich ließen. Andere Tafeln,
dem Reisewerk beigegeben sind, geben lesbische In-
iften, Denksteine, basreliefartige und ähnliche Kunstdenk-
er des Alterthums wieder, die bisher meist ungedruckt
unbekannt gewesen und welche besonders der Epi-
ohik zugute kommen. Auf anderes in dieser Bezie-
g, namentlich auch auf Sammlungen von Alterthü-
n, die an einzelnen Punkten der Insel von Griechen
elegt worden, macht der Verfasser künftige Reisende
nerksam.

Außerdem gewährt die vorliegende Reise auch über
stische und culturhistorische Gegenstände und Verhält-
: mancherlei Aufschluß und empfiehlt sich dadurch
dem Interesse solcher Leser, die außerhalb des engen
ses wissenschaftlicher Alterthumsfreunde stehen. Die
ße und Wichtigkeit der in Rede stehenden, meist ganz
lichen Insel kommt jenem Interesse in hohem Grade
egen, und manche Naturschilderungen des Verfassers
n demselben besondere Nahrung. Die Behauptung
; boshaften Franzosen: „Propre au dehors, sal
ledans, c'est la devise de l'Orient", die der Ver-
r zwar in Betreff der ersten Hälfte des Vordersatzes
durchweg als richtig ansieht, die er jedoch ganz für
Hauptstadt der Insel, Mitylene, gelten läßt, darf
gen niemand in seinem Interesse irgendwie irremachen.

Johann David Passavant. Ein Lebensbild von **Adolf Cornill.** Frankfurt a. M., Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. 1864. 4.

Ein Lebensabriß des bekannten frankfurter Malers und
lforschers Johann David Passavant, der sich als Schrift-
r durch sein geschätztes Werk: „Rafael von Urbino und
Vater Giovanni Santi" (3 Thle., Leipzig 1839 und
3), bekannt gemacht hat. Dieses Lebensbild Passa-
s dürfte insofern auch über die Freundeskreise des
ilers hinaus Interesse erwecken, als Cornill selbst eine
ze des Lebens, Wirkens und der Zeit Rafael's mit
flochten und zugleich eine Schilderung der romanti-
Ideale Passavant's und seiner Freunde, sowie von dessen
geschichtlichen Leistungen in ihrer Bedeutung zu dem
zen Leben seiner Zeit entworfen hat und in der noch
iden dritten Abtheilung den Nachweis liefern wird,
die sich fortentwickelnde Zeit die Romantiker, und so-
auch Passavant, vereinsamt hinter sich ließ, diese uns
aber dennoch das Ideal einer künftigen Versöhnung von Religion, Kunst und politischem Leben entgegenhalten. Das ganze Werk ist geeignet, uns einen Ueberblick über die neuere Kunst in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung zu verschaffen.

Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.** Vierte Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wer, wie wir, das „Historische Taschenbuch" von Raumer gleich am Anfange seiner Laufbahn beobachtet hat, dem wird es um so erklärlicher erscheinen, wenn dasselbe nicht nur in den gebildeten Kreisen, für die es eigentlich und zunächst bestimmt ist, immer mehr Anerkennung gefunden, sondern sich auch die Achtung derjenigen Historiker erworben hat, die größere Bauwerke auf dem Gebiete der Geschichte aufgeführt haben: sie haben Bausteine aus dem „Historischen Taschenbuch" für ihre Bauwerke entlehnt. Deshalb nimmt man jeden neuen Jahrgang desselben nicht ohne eine gewisse Erwartung in die Hand, und eine Täuschung hat noch keiner der 35 Jahrgänge bereitet, wie jeder zuversichtlich behaupten kann, der ununterbrochen ihr aufmerksamer Leser gewesen ist.

Sehen wir jetzt zuvörderst im allgemeinen, was uns der neueste Jahrgang gebracht hat:

1. Venedig, der Rath der Zehn und die Staatsinquisition. Von **Karl Hopf.**
2. Die politische Anlage und Thätigkeit der verschiedenen deutschen Stämme. Eine culturgeschichtliche Skizze. Von **Heinrich Rückert.**
3. Fürstenromantik im 15. Jahrhundert. Von **Franz Löher.**
4. Pfalzbaiern gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Skizze. Von L. H.

Wenn die Worte eines alten Epigramms „Venetam posuisse Deos", die unfehlbar ihr poetisches Gewand dem tiefen Eindrucke sinnlicher Anschauung verdanken, dieses Gewandes entkleidet und in ihrem historischen Sinne aufgefaßt werden, so erkennt man sofort, daß der Verfasser jenes Epigramms ein Menschenwerk in den Lagunen des Adriatischen Meers vor sich sah, das sein größtes Erstaunen, seine höchste Bewunderung erregte. Empfängt nun aber auch der gegenwärtige Beschauer dieses Menschenwerks einen ganz andern Eindruck als der Epigrammatiker, so wird er dennoch, wenn er wahrhaft historischen Sinnes ist, sich ähnlichen Gefühlen nicht verschließen können, wie sie einstens Gibbon empfand, als er, vom Kapitol herab auf die Trümmer des alten Rom schauend, die Größe, die Herrlichkeiten und die Schicksale dieser einstigen Weltbeherrscherin vor seiner Seele vorüberziehen ließ. Und er wird solchen Gefühlen um so zugänglicher sein, wenn ihm bekannt ist, was ein Dichter Venedigs, plebejischen Stammes, 1420 aussprach:

O Stadt, hochthronend über allen Reichen,
So weit das Christenthum im heil'gen Bunde
Umschlingt die Völker in der weiten Runde,
Der ganze Erdball kennt nicht deinesgleichen.

Doch steht eine derartige wohlbegründete Verherrlichung einer weltberühmten Stadt nicht beispiellos da. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit nur an das allerdings etwas derb gehaltene und auf die Volksnerven berechnete Epigramm des Lysippus auf die Stadt Athen, die sowol vom streng geschichtlichen Gesichtspunkte aus als von dem der architektonischen Werke betrachtet mit dem alten Venedig so manchen Vergleichungspunkt darbietet. Es lautet:

Du bist ein Klotz, wenn du Athen noch nicht gesehn,
Ein Esel, wenn Athen dir nicht gefiel,
Ein dummes Thier, wenn du betrübt von ihr nicht scheidest;
Hellenisch ist die Stadt, den Rosen ähnlich,
Süß duftend, doch mit Dornen auch begabt.*)

Und solcher Dornen hatte das übrigens so herrliche und bewunderungswürdige Venedig gar viele: sie heißen Staatsinquisition, der Rath der Zehn, Bleidächer, Generalvergifter u. dgl. Diese Dornen sind es insbesondere, die uns der Verfasser der an erster Stelle genannten Monographie eingehend und belehrend in einer Weise schildert, welche dafür Zeugniß ablegt, daß er durch tüchtiges und umfassendes Quellenstudium sich die Befähigung erworben habe, seine Aufgabe zu lösen. Uebrigens erfährt man bei dieser Gelegenheit von dem Verfasser, daß in Venedig und Wien noch zahlreiche Urkunden, die für die Geschichte der berühmten Lagunenstadt von Wichtigkeit sind, mit sieben Siegeln verschlossen gehalten werden, sodaß abgesehen von Daru, der, was man auch sagen mag, doch eine neue Bahn für Venedigs Geschichte gebrochen hat, die viel umfassendern Werke von Alberi, Romanin und Thomas noch keineswegs als völlig erschöpfende angesehen werden dürfen. Was den besondern Zweck der in Rede stehenden Monographie betrifft, so hat der Verfasser, unterstützt von seinen gelehrten Studien und von eigener Anschauung, den „Dornen“ Venedigs theils die Spitze ganz abzubrechen, theils dieselben wenigstens abzustumpfen sich bemüht; seiner Vertheidigung der historischen Gerechtigkeit liegt aber keine advocatorische Dialektik zum Gunde, wie den Vertheidigungen des Tiberius und der Kleopatra von Stahr, sondern er hat seiner Arbeit den Werth eines Bausteins gegeben, den niemand beiseitelegen darf, der künftig der Königin des Adriatischen Meers ein historisches Denkmal errichten will.

Aus der zweiten Abhandlung, die einen Gelehrten zum Verfasser hat, der sich seinen Aufgaben immer gewachsen zeigt, die indeß doch den einen und andern Widerspruch hervorrufen wird, ohne daß darunter der Werth des Ganzen leidet, heben wir einen Punkt darum hervor, weil er unsers Bedünkens mit Recht eine Meinung bekämpft, die sich weder vor dem Forum geschichtlicher Urkunden noch angesichts der factischen Verhältnisse und Erscheinungen der Gegenwart vertheidigen läßt. Die gewöhnliche Meinung ist: slawisches Blut hat sich mit dem deutschen Grundstock vielfach gemischt und ihn mehr oder minder

durchdrungen. Schon Gaupp hat 1849 in einer
dern Schrift: „Das deutsche Volksthum in den
landen der preußischen Monarchie“, dieser Meinung
historische Berechtigung wenigstens bezüglich des
schen Staats mit guten Gründen abgesprochen.
Verfasser geht aber weiter und sagt im wesentlichen
gendes: Eine eigentliche materielle Blutmischung
den deutschen Einwanderern und den sehr dünn
slawischen Bewohnern hat so gut wie gar nicht
funden; die bekannten Bestimmungen des Sach
und aller andern hier geltenden Rechte legen allein
schon genügendes Zeugniß ab. Ebenso wenig ist
ältere Zeit eine Germanisirung im eigentlichen
d. h. ein bloßes Hinübertreten des slawischen
zu dem deutschen, ohne seine materielle Substanz
dern, anzunehmen. Dieser Proceß ist in den
den der preußischen Monarchie erst sehr spät vor
gangen und gehört eigentlich ganz der neuern
obgleich er auch da lange nicht so ausgedehnt
wie die oberflächliche Kenntniß annimmt.
nach urkundlichen Zeugnissen an sich in den meisten
Landschaften nur sehr dünne (?) slawische Bevölkerung
scheint aber die lange Dauer und Hartnäckigkeit der
mit den Deutschen zu widersprechen) ist von den
Ansiedlern entweder einfach verjagt worden oder
vor ihnen zurückgewichen oder nach einem auch
über die Berührung zweier antipathischer Rassen
denden Naturgesetz vor der stärkern deutschen Art
verschwunden. Und fast die nämlichen Verhältnisse
für das preußische gelten auch für das österreich
lonisationsgebiet; auch da hat nur selten und
in neuerer Zeit eine Germanisirung der ältern
rung stattgefunden, und was deutsch ist, in
auch wie in Preußen deutsches Blut. Eine wirkliche
manisirung dagegen hat die jetzt ganz deutsch
slawischen Stämme und Völkertrümmer am obern
und an der Rednitz, an der Pleiße und Elster
lande und auf dem linken Ufer der Niederelbe
Allein auch hier ist eine eigentliche Blutvermischung
schen Deutschen und Slawen niemals eingetreten,
es sind die Slawen nur durch ihre deutsche
und durch den Einfluß der deutschen Cultur
worden, ohne ihr Blut zu ändern. Uebrigens
materielle Reinheit des Bluts für die Geschichte
sein; es gibt ganz andere Momente, welche
nalität bestimmen. Die rein deutsche Nationalität
Bewohner des südlichen und westlichen Deutschland
gerade in den Strichen Schwabens, Baierns
Rheinlande, welche sich gern vorzugsweise die
schen zu nennen pflegen, würde von jenem grob
listischen Standpunkte aus großer Anzweiflung
sein; denn hier hat sich, wie alle geschichtlichen
lehren, eine sehr weitgehende Vermischung der
die doch eben auch nur Einwanderer waren,
einige Jahrhunderte früher, als es in Oesterreich
Preußen geschehen ist, mit den schon lange
gen Celten und Römern vollzogen; sie ward

*) Vgl. Hudson, „Geographi minores“, II, 10. Das spanische Sprichwort bezüglich Granadas: „El que no ha visto à Granada, no ha visto maravilla, etc.“ dürfen wir wol als ziemlich allgemein bekannt voraussetzen.

Hinderniß der Gesetzgebung oder unüberwindliche Antipathie der Rassen aufgehalten. Uebrigens sind die Gesetze und Bedingungen, muß hinzugefügt werden, unter denen Völkervermischungen eintreten und bei unbesiegbaren Antipathien niemals zum Vollzug gelangen, nicht sowol — wenigstens in den meisten Fällen — auf dem Gebiete der Geschichte als im Bereiche der Anthropologie — natürlich ohne ihre englische Entartung — und der Ethnographie zu suchen; die Geschichte hat dergleichen Erscheinungen wol zu constatiren, aber um ihre Erklärungsgründe wird sie die beiden genannten Wissenschaften angehen müssen; darum ist es keine Willkür, wenn die Geschichte sie in den Kreis ihrer Hülfswissenschaften gezogen hat. Bemerken wollen wir, daß es S. 215 statt „in duce" „in exercitu" heißen muß; ebenso ist S. 213 in dem Citat aus der „Lex Salica" gewiß statt „audar" „audax" zu lesen und ebendaselbst statt des unförmlichen „incolumna", unstreitig „incolumi"; ob in dem Original wirklich ad catholica fide steht, müssen wir dahingestellt sein lassen, weil uns dasselbe nicht zur Hand ist, kann aber unangefochten bleiben, weil, wer die Klagen des Gregor von Tours kennt, wissen wird, daß in der Uebergangsperiode, wo Barbaren anfingen lateinisch zu schreiben, dergleichen Donatschnitzer nichts Seltenes waren.

In der dritten Monographie mit der Ueberschrift: „Fürstenromantik im 15. Jahrhundert", führt uns ihr Verfasser, Franz Löher, auf ein historisches Gebiet, dessen genaue Kenntniß er in seiner Biographie der Jakobäa, der durch klare und anziehende Darstellung ausgezeichneten Schrift, in so beifallswürdiger Weise bekundet hat, daß ihm das Auftreten eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften in München (Hofmann) wol schwerlich in der Meinung der gelehrten Welt zu schaden im Stande gewesen ist.

Das Mittelalter namentlich in seiner zweiten Hälfte zeigt in auffälligster Weise die einander widersprechendsten Charakterzüge; auf der einen Seite die roheste, an Unmenschlichkeit grenzende Barbarei, auf der andern dagegen eine, man möchte fast sagen mit künstlerischer Strenge geregelte Courtoisie; neben Wortbrüchigkeit, Verrath und Mord tritt uns gleichzeitig eine Treue, eine Ehrenhaftigkeit entgegen, die für das gegebene Wort selbst das Leben einzusetzen kein Bedenken trägt. Aber gerade in der Mitte dieser Erscheinungen liegt das ebenso interessante als merkwürdige Feld der Romantik: es ist dasselbe jedoch so gut wie verschwunden. Unser Verfasser sagt:

Die Gründe davon sind leicht zu entdecken, denn es gab im Mittelalter zehn- und zwanzigmal mehr regierende Häuser und fürstliche Personen. Jedes große Land hat nun einen einzigen König; damals zerfielen sie, auch wo sich bereits das Königthum mächtig emporhob, noch in zahlreiche Fürstenherrschaften. Dazu kamen die vielen Barone, die an Adel und der Freiheit des Geschlechts sich nahezu einem Fürsten gleich hielten; und in der That nahmen sie etwa Rang und Stellung ein, wie jetzt die Mediatisirten in Deutschland. All diese Fürstlichen und Hochadelichen strömten mit Frauen und Töchtern mit Rittern und Reisigen an großen Turnieren und Festen zu der Residenz der Fürsten, deren Höfe ohnehin schon ein ziemlich größeres Gefolge von Herren und Damen und Dienstleuten zählten, als heutzutage irgendwo, es sei denn in Indien und Persien, gewöhnlich ist. Wo aber viele Genossen da sind, da entsteht auch lebendiger Verkehr, und wo Verkehr sich entwickelt, gibt es Anstoß, Leidenschaft und Geschichten. Wenn vielbelebte Gruppen im Festsaal auf- und niederwogen, wird da nicht mehr zu erzählen sein, als wo jeder einzelne auf seinem Gute oder Dörfchen sitzt? Einen zweiten Grund macht uns die jüngste Zeit anschaulich. Wie viel Bomben und Schicksale wurden durch Revolutionen in die Fürstenschlösser geschleudert! Nun war das Mittelalter zwar fromm und gläubig, jedoch stellten Aufruhr und Umwälzung sich im Grunde genommen fast überall so häufig ein, wie etwa jetzt die Putsche in den Schweizerstädtchen. Lebendiger war der Parteikampf, unaufhörlich hoben und senkten sich die großen Volkswetter, sie rissen, plötzlich aufbrausend, die am höchsten standen, plötzlich in den Abgrund, und die nächste Glücksflut hob andere an ihre Stelle. Es braucht aber die Romantik übermächtige, unberechenbare, unheimliche Gewalten; in den leichterregten Volksmassen, in ihren dunkeln, edeln oder schrecklichen Instincten lag etwas von der Naturgewalt, die mit Leben und Geschick der einzelnen spielt wie mit einem Spielball. Wohl zu beachten ist noch ein dritter Unterschied vom heutigen Leben. Mitten im Heranstürzen und Wogen der mittelalterlichen Parteikämpfe fühlte sich die Persönlichkeit freier, frischer und ursprünglicher als in unserer gebildeten Zeit. Sitte und Anstand, Recht und Religion, überhaupt festere Gewöhnung halten jetzt — und wir sagen dabei von Herzen: Gott sei Dank! — die Leidenschaften mehr im Zaume, wenigstens lähmen sie die wildesten Ausbrüche. Im Mittelalter dagegen, wo germanisches Fehderecht den Leuten noch im Arme zuckte, griff man auf der Stelle zur Selbsthülfe. Gedanken an Flucht, Mord, Entführung erzeugten sich rasch und unwiderstehlich. Trotz der Abstufung der Stände trat, wo es Recht und Rache galt, der Mensch dem Menschen näher und suchte, wie hoch auch der Feind stehen mochte, das Weiße in seinem Auge. So entschlossen man das eigene Leben hinwarf, so leicht nahm man auch fremdes Leben mit.

Uebrigens hat der Verfasser dadurch, daß er das Sagenhafte und romantisch Gefärbte, was sich auf dem Schauplatze der Zeit und des vielbewegten Lebens der Jakobäa zeigt, möglichst streng von dem Geschichtlichen getrennt zu halten bemüht gewesen ist, seiner Monographie auf der einen Seite den Reiz einer romantischen Erzählung bewahrt, während er ihr auf der andern Seite den Werth einer historischen Arbeit sichert.

Daß der Verfasser der „culturhistorischen Skizze", welche die letzte Stelle in dem vorliegenden Jahrgange des „Historischen Taschenbuch" einnimmt, nicht nur mit schriftstellerischer Befähigung ausgestattet, sondern auch mit tüchtigem Quellenstudium ausgerüstet an seine Arbeit gegangen sei, dafür spricht ebenso wol jede Seite des Textes als das reiche Material in den Anmerkungen; er hat uns ein höchst anschauliches und treu gezeichnetes Bild von den innern Zuständen Baierns im 18. Jahrhundert geliefert. Wer die Memoiren des Ritters von Lang kennt, dem kann allerdings ein derartiges Bild keine unerwartete Erscheinung sein. Doch tritt ein Unterschied uns entgegen. Während nämlich Ritter von Lang, den man als Memoirenschreiber einen Geistesverwandten Varnhagen's von Ense nennen darf, nicht ohne böse Zunge und ohne Tendenz schreibt, hält sich unser Verfasser objectiv, obschon nicht ohne diejenige warme Theilnahme, die jeden Historiker ehrt, wenn er die Geschicke seines Vaterlandes zu schildern hat. Noch einen andern Vergleich müssen

wir aber anstellen. Gleichzeitig mit der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Baiern so übel hausenden Fürsten- und Adelsregierung, mit der zugleich die höhere Geistlichkeit nach alter Väterweise im Bunde stand, regierte in Sachsen Friedrich August III.; ein schärferer Gegensatz zwischen den beiden Regierungssystemen läßt sich nicht denken: diese Ueberzeugung drängt sich jedem auf, der die Schilderungen unsers Verfassers liest und Sachsens innere Geschichte in jenem Zeitraume vor seiner Seele vorüberziehen läßt. Wir haben übrigens des Verfassers Skizze, in der aus jener Vergangenheit wahrhaft Unglaubliches vorkommt, während sie der Gegenwart volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, mit unausgesetztem Interesse gelesen.

Karl Zimmer.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wir haben neulich versucht nachzuweisen, daß die gegenwärtige politische Situation der poetischen Stimmung ungünstig ist. Gleichwol sind unsere Lyriker und Dramatiker nicht müßig. Es fehlt nicht an Mahnungen, Warnungen, an Friedensrufen und lyrischem Kriegsgeschrei; namentlich wird das zweite Aufgebot der Gelegenheitspoesie mobil gemacht, welche in ruhigen Zeiten ihr poetisches Rüstzeug, so viel oder so wenig davon vorhanden sein mag, in den Landwehrkammern hängen hat.

Die Bühnenschriftsteller befolgen den Goethe'schen Wahlspruch: „Wer den Augenblick erfaßt, der ist der rechte Mann!" Wir haben daher jetzt Aussicht auf eine dramatische Poesie der „Mainlinie" — auf Stücke im Norden und Süden, welche dieselbe nie passiren, ohne Gefahr, drüben Fiasco zu machen.

Schon die „Verse Friedrich's des Großen" von Sacher-Masoch, ein historisches Lustspiel, welches an den österreichischen Bühnen mit vielem Beifall gegeben worden ist, mußte an dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin die Erfahrung machen, daß dem österreichischen Patriotismus an der Spree keine Lorbern blühen. Und doch fiel die Aufführung dieses Stücks noch nicht in die acute Krisis der deutschen Politik.

Neuerdings hat nun Arthur Müller, der die Gelegenheit beherzt beim Schopfe zu fassen weiß, nachdem er am münchener Actientheater mit seinem „Haberfeldtreiben" Altbaiern bei seiner schwachen oder vielmehr starken patriotischen Seite gepackt, in Berlin wiederum der hegemonischen Begeisterung des Preußenthums einen Lustspielstoff unterbreitet, der für den bestimmten Zweck geschickt genug gewählt ist. Es galt die Kleinstaaterei, welche durch die neueste preußische Mobilmachung mitbedroht wird, lächerlich zu machen, und wenn auch das Miniaturbild eines kleinsten Staats zur Unterlage der Persiflage genommen wird, so braucht man doch kein Sonnenmikroskop, um das reichsunmittelbare Infusionsthierchen zu recht stattlicher klein- und mittelstaatlicher Größe heranwachsen zu sehen. Das Drama ist ein fünfactiges Lustspiel mit dem Titel: „Ein Preußenritt ins deutsche Reich", und fand an der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne lebhaften Beifall. Das Stück ist, wie die „National-Zeitung" sagt, eine stramme Soldatenkomödie, die in ihrer Knappheit und raschen Abwickelung frisch und lustig anzuschauen ist. Der Ton, der in ihr angeschlagen wird, ist nicht selten eigenthümlich burschikos und riecht nach der Stallwache, die Situationen sind manchmal ganz unglaublich wundersam, es geht aber alles so rasch vorüber, daß man gar nicht zur Besinnung kommt. Wir befinden uns im Spätherbst 1762, Preußen und Oesterreich haben einen mehrmonatlichen Waffenstillstand abgeschlossen, den Vorläufer des lange ersehnten Friedens, aber im Reiche gärt und brodelt es noch immer weiter, die kleinen Herren können nicht so rasch zur Raison kommen, ihnen gefällt das „Soldatenspielen", der kleinliche Ausdruck ihrer kleinen Souveränetät. Da fegt ein preußisches Husarenregiment unter Generalmajor von Kleist durch einige deutsche Länder und zwingt sans façon einen der Herren nach dem andern, seine Truppen von der Reichsarmee zurückzuziehen. Zum Schluß statten die Preußen dem Reichsgrafen von Siegen ihren Besuch ab, mit dem sie noch ein besonderes Hühnchen zu pflücken haben, denn seine Gemahlin, die durch die Maitresse des Grafen insultirt wird, hat sich unter den Schutz Friedrichs' des Großen gestellt. Ein Rittmeister (Hans von Roda), ein Unteroffizier und ein Trompeter vom Regiment Kleist sprengen zuerst in das Städtchen und beginnen da allerdings einen seltsamen Tanz aufzuführen. Was uns hier vorgeführt wird, ist eine tolle Soldatenschnurre voll Uebermuth und Lustigkeit, das Treiben am kleinen Hofe wird allerliebst, aber freilich zumeist übertrieben possenhaft geschildert; alle Figuren vom Grafen herunter bis auf den letzten Soldaten der im ganzen 50 Mann starken Armee sind derbe, kecke Holzschnitte, voll Witz und Leben, mit Scherzen und treffenden Anspielungen wird nicht gespart, und gegen den Schluß hin wird die Geschichte gar ernst und bedenklich. Es soll dem armen Grafen an Hals und Kragen gehen, indessen mit Hülfe einiger Soldatenwitze weiß der gewandte Verfasser rasch wieder die tragische Maske in die komische zu verwandeln, und die Komödie endigt, wie sich's gebührt, mit Verlobung und Trompetengeschmetter.

Uebrigens hat Arthur Müller auf der Bühne mit einem gegenwärtig für preußische Theater noch zeitgemäßern Stücke „Die Verschwörung der Frauen", debutirt, welches jene bekannte Episode aus dem ersten Schlesischen Kriege behandelt und in demselben resolut volksthümlichen Stil gehalten ist wie die neueste Komödie. Die Bühnen im Norden und Süden werden sich mit derartigem patriotischen Proviant versehen müssen, damit die Mühle nicht still steht; denn die Aussichten für das deutsche Theater sind keine glänzenden in den Stürmen eines innern Kriegs. In den Mittelstaaten aber bedürfen die Theaterdirectoren eines diplomatischen Tics und Taktes, um den voraussichtlich wechselnden Stimmungen und Stellungen gerecht zu werden — und man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie gleichzeitig die preußische und die österreichische Nationalhymne aufgeschlagen auf ihrem Pulte liegen haben, um je nach Bedarf die Instrumentalmusik ihres Orchesters schwarzweiß oder schwarzgelb anzustreichen.

Während indeß die österreichische Lyrik bisjetzt stumm ist, fährt die preußische mit vollen Segeln! Namentlich sind die Musen und Grazien in der Mark mobil gemacht und tummeln sich in dem Inseratentheil der „Kreuzzeitung". Es ist höchst interessant, daß der Januskopf des politischen Theils der Zeitung sich auch kenntlich unter dem Redactionsstrich zeigt, daß nur schauerliche Gerlach'sche Friedensrufe abwechseln mit kriegslustigen Marsch- und Siegesliedern. Da singt ein Dichter:

Steh fest, mein liebes Preußenland,
Noch bist du nicht geschlagen;
Wol steht der Feind im Böhmerland
Und will das Kampfspiel wagen;
Allein der Herr wird vor uns ziehn,
Gerüstet ihm entgegen.

Derselbe Dichter des Bismarck-Liedes:

Bis ins Mark drang uns die Kunde
Von dem Blind'schen Mordversuch,
Der sich in der Abendstunde
An dem sieb'nten Mai zutrug —

ist auch der Ansicht, daß Preußen nicht mehr zurückkann:

Und vorwärts nun, mein Preußenland,
Wir können nicht zurück;
Den Blick nach oben hingewandt,
Nach unten mit Geschick,
Denn, thut nur jeder seine Pflicht,
Hat Beust noch lange Preußen nicht.

Ein anderer, weniger im Kraftstil der Parolebefehle dichtender Sänger führt in der Nibelungenstrophe das preußische Staatsschiff durch Sturm und Flut:

Wie mächtig und wie stattlich durchsegelt es die Flut!
Wie trotzt es so gewaltig des schwarzen Sturmes Wuth!
Aus von der Gallion schaut Borussia ernst und klar,
Die Klinge in der Rechten und auf dem Helm den Aar —

während ein dritter in einem in der That formschönen Gedicht „Die preußische Heerschau" folgende an Schenkendorf und die deutsche Kaiserkrone anklingende Schlußverse bringt:

Den Tag von Hohenfriedberg schmettern
Trompeten hundert Jahr und mehr.
„Galop"! dieselben Reiter wettern
Zermalmend ihren Donner her.

Heißblütig wie die Flut des Geysers
Quillt aus der Erde Schar auf Schar,
Und um den Gipfel des Kyffhäusers
Zieht ruhevoll der Königsaar.

Derselbe geharnischte Sänger, der die hohenstaufenschen Anklänge liebt, findet in einem gesunden Krieg die beste Heilung der Wunden Deutschlands:

Gehadert ist genug geworden,
Zu welchem End'? — seht Deutschland an,
Ein einz'ger Stern steht noch im Norden,
Der König Weißbart lobesan.

Laß deine rasselnden Geschwader
Sich stürzen in den heil'gen Krieg,
Daß dieser tausendjähr'ge Hader
Verstummen muß vor deinem Sieg.

Dieser „heil'ge Krieg" wird aber von der Gerlach'schen …enspartei unter dem Inseratenstrich der Kreuzzeitung durch… nicht für heilig gehalten. Da ruft der eine Dichter kräftig … aus:

Unmöglich ist's, daß unter Trümmerhaufen
Des Vaterlandes Hort zusammenbricht;
Wem frommte Sieg, den Ströme Bluts erkaufen,
Das fluchbeladen auf zum Himmel spricht?

In einem andern Gedicht in ottave rime läßt sich der… Dichter nicht minder kräftig vernehmen:

Ich seh' das Schwert zum Bruderzwiste blinken,
Der Zwietracht Flamme lodernd angefacht;
Den letzten Stern zum Abschiedsgruße winken
Im Donnergrollen der Gewitternacht.
So soll der Freund von Freundesstoße sinken,
Der Aar verbluten auf des Thurmes Wacht,
Bis unterm Hohngelächter blinder Thoren
Das Heiligthum des Vaterlands verloren?

Ein anderer Sänger aus Anhalt schließt sein Friedenslied … einem „Kyrie Eleison":

Die Kämpfer treten auf, zwei Löwen gleich,
Zwei edle Brüder stammverwandt,
Die schönsten Heere so die Welt gesehn,
Unüberwindlich Hand in Hand.
Nun messen sie als Freunde sich zum Tod —
Kyrie Eleison, barmherz'ger Gott!

Während so in der Kreuzzeitung Krieg und Frieden selbst … Kriege liegen, ein Spiegelbild der auch über dem Strich … uneinigen und auseinandergesprengten feudalen Partei, … echter Dichter, Robert Prutz, in der „Neuen Stettiner …ung" jene mahnenden Terzinen ertönen, deren ehernen Voll… wir bereits in den „Herbstrosen" mit Freuden begrüßten. … Gedicht „Mai 1866" beginnt mit folgenden Strophen:

Ja, das ist Krieg! Drommeten hör' ich tönen,
Die Trommel ruft und lockt von Ort zu Orte,
Geschütze rasseln, Rosseshufe dröhnen.

Cohorte drängt sich klirrend auf Cohorte,
Entrollte Banner flattern in den Lüften,
Und kreischend öffnet sich die Januspforte.

Was grünst du, Saat? Was soll, o Lenz, dein Düften?
Denn eine Ernte kommt, da wird der Schnitter
In rothem Blute stehn bis zu den Hüften.

Statt Blütenflocken regnet's Eisensplitter,
Der Keim des Wohlstands, halb erst aufgegangen,
Ersäuft in ungeheuerm Kriegsgewitter.

Und hinterdrein, mit fieberbleichen Wangen,
Ins Hungertuch den ränd'gen Leib geschlagen,
Die Seuche kommt, die furchtbare, gegangen,

Da statt Kanonen rasseln Leichenwagen,
Und was des Krieges grimmer Zahn verschonte,
Das wird der Pest als Opfer hingetragen.

Doch nun der Preis, um den es sich verlohnte,
Auf Einen Wurf sein Alles so zu setzen
Und muthig zu bestehn das Ungewohnte?

Die Feinde wo, die ihre Schwerter wetzen,
Die Ehre unsers Landes hinzumorden,
Und unser Recht, das heil'ge, zu verletzen?

Woll'n etwa sich des Nordpols gier'ge Horden,
Baschkir sich und Kalmück noch einmal treffen
Zum Stelldichein an unsers Rheines Borden? — —

O nein, es will — entsetzensvoll zu sagen! —
Der Deutsche will, in furchtbarer Verblendung,
Mit Deutschen in den Bruderkampf sich wagen!

Wohl hat der Krieg auch eine heil'ge Sendung,
Es wiegt kein Volk in ewig gleichen Gleisen
Sich sanft empor zum Gipfel der Vollendung.

Schon aus dem Mund der Alten hört' ich preisen
Den Krieg als einen Vater aller Dinge,
Und was kein Balsam heilt, das heilt das Eisen.

Vielleicht, wer weiß — die Hoffnung ist geringe,
Daß ohne Blut, von Bruderhand vergossen,
Der Bau der deutschen Einheit uns gelinge.

Schon lange sahn, gleich drohenden Kolossen,
Ein Wetter wir am Horizonte stehen,
Kometenhaft, von Leichenduft umflossen.

Soll jetzt das Rad der Weltenuhr sich drehen
Und naht sich die Entscheidung großer Thaten —
Wir sind bereit; was sein soll, wird geschehen.

Doch dieser Krieg, geschürt von Diplomaten,
Gezeugt im Cabinet, in nächt'ger Stunde,
Das ist der Krieg nicht, den die Seher rathen —

und schließt nach einer heftigen Anklage der innern Politik Preußens, nach einer Beschwörung der Könige, ihren Purpur nicht zum Nessuskleide zu machen, mit den Kraftworten:

Die Sündflut wolltet ihr; ihr sollt sie haben.

Bibliographie.

Dehnike, R., Blut und Gold oder: Das Gottesgericht in Amerika. Zeitgeschichtlicher Roman. 1ste und 2te Lief. Berlin, Mecser. Gr. 8. à 3 Ngr.

Grimme, F. W., Das Sauerland und seine Bewohner. Soest, Nasse. 16. 7½ Ngr.

Heller, S., Ahasverus. Ein Heldengedicht. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Essenkische Leute. Ein socialer Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Meyer von Waldeck, F., Die Erbin von Glengarp. Schauspiel. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Pasch, E., Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius mit besonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung desselben von A. Stahr. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 24 Ngr.

Schirmer, A., Aus aller Herren Ländern. Gesammelte Erzählungen und Skizzen. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Schlemm, T., Roxolane. Tragödie. Berlin. Lex.-8. 20 Ngr.

Stein, L., Die Verwaltungslehre. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Die Lehre von der innern Verwaltung. Die wirkliche innere Verwaltung und das Verwaltungsrecht. 1ster Thl. Das Bevölkerungswesen und sein Verwaltungsrecht. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 7. Juni 1866.

Inhalt: Lehren der Lebensweisheit. Von **Rudolf Gottschall.** — Zur deutschen Special- und Landesgeschichte. Von **Heinrich Rückert.** — …el als akademischer Redner. — Werke über Gesang. — Ein Jungfernroman. Von **Hugo Oelbermann.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Zur Literatur der italienischen Dialekte; Ein Brief G. A. Bürger's.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Lehren der Lebensweisheit.

Unsere Zeit ist der tiefern philosophischen Forschung abgeneigt; es ist nur noch eine kleine Gemeinde, die sich für „metaphysische Grübeleien" interessirt. Ohne Frage droht durch die vorwiegende Richtung auf das Nächstliegende und Handgreifliche dem geistigen Leben eine bedenkliche Verflachung; doch kommt diese Einseitigkeit wiederum einem oder dem andern Genre zugute, das, wenn auch seine Bedeutung eine geringere ist, doch immerhin seinen Werth hat, während es von den großen Denkern mehr als billig vernachlässigt worden ist. Nichts haben unsere großen philosophischen Systematiker mehr über die Achsel angesehen als die sogenannte „Lebensphilosophie", der sie in ihren Himmel und Erde umfassenden Gedankenbauten kaum den verborgensten Winkel einräumten. Schon die Psychologie wurde, wie auch Hegel's Lehre „vom subjectiven Geist" hinlänglich darthut, stiefmütterlich behandelt, und auch von den Berechnungen und Seelenausmessungen der Herbartianer, von ihrer psychologischen Statik ist immerhin noch ein weiter Weg bis zu jener Popularphilosophie, wie sie z. B. Garve nach dem Muster des tusculanischen Briefschreibers oder Maaß in seinem ganz vortrefflichen „Versuch über die Leidenschaften" (1805) gepflegt hatten. Die theologische und politische Kritik der Junghegelianer war ausschließlich auf allgemeine, große Ziele gerichtet und konnte derartige Lebensstudien nur als ein überflüssiges Privatvergnügen von mehr blaustrümpflicher als philosophischer Färbung betrachten. Erst Schopenhauer ließ sich wieder auf eine mehr populäre Lebensphilosophie ein, nicht blos in seinen „Parerga und Paralipomena", sondern auch in seinem Hauptwerke, „Die Welt als Wille und Vorstellung" und ohne Frage verdankt er diesen geistvollen Anregungen, diesen mit stilistischer Meisterschaft durchgeführten Betrachtungen über die verschiedensten Probleme, die dem einzelnen als solchem nahe liegen, einen nicht geringen Theil des Erfolgs, den seine Schriften jetzt auch bei minder metaphysisch gestimmten Geistern gefunden haben, den sie aber so lange entbehrt hatten, als die Metaphysik de pur sang unumschränkt den philosophischen Markt in Deutschland beherrschte.

Gegenwärtig ist man um so productiver auf dem Gebiete der Moralphilosophie; wir haben bereits mehrfach in d. Bl. Veranlassung gehabt, auf derartige Erzeugnisse hinzuweisen, einzelne hervorragende Erscheinungen, wie Dühring's „Werth des Lebens", sind nach Gebühr gewürdigt worden. In vieler Hinsicht dürfen auch die „Gespräche mit einem Grobian", die wir neulich besprochen haben, hierher gerechnet werden, wenngleich in ihnen die Richtung auf die allgemeinen Probleme überwiegt. Wir finden jetzt wieder auf unserm Büchertisch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Werken, welche in der Form der Skizze, des Aperçu, der Abhandlung, des Gesprächs Lehren der Lebensweisheit zu verbreiten suchen und ein ganzes Füllhorn von Sentenzen vor uns ausschütten. Im ganzen bewegen sie sich auf der mittlern Linie zwischen Montaigne und dem Fürsten Ligne, zwischen ernst-sinniger Betrachtung und witzig-spielerischer Beleuchtung.

1. Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt in Aphorismen von J. G. Kohl. Bremen, Müller. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Wer vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat, der kann nicht nur mancherlei erzählen, sondern, wenn er Beobachtungsgabe besitzt, auch einen Schatz von Erfahrungen einsammeln, der sich in Sentenzen und Aperçus in allgemein gültiger Weise verwerthen läßt. Johann Georg Kohl ist einer unserer bekanntesten Touristen, und zwar hat er sich im ganzen größern Ruhm durch seine sachliche Darstellungsweise erworben als durch eine subjectiv geistreiche Beleuchtungsmanier, wie sie bei den jungdeutschen Weltfahrern üblich war. Daß er indeß nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch ein feiner Selbstdenker ist, der sich über Welt, Leben, die Eigenthümlichkeit der Menschen, ihre Leidenschaften, über Glück und Unglück in geistreich formulirten Sentenzen und Reflexionen ergeht: das beweist die obige Sammlung von Aphorismen, die eine in jeder Hinsicht reichhaltige zu nennen ist. Neues und Frappantes auf diesem Gebiete zu sagen, ist schwer — und doch muß man von einem Aphorismus gerade verlangen, daß er einen frappirenden Eindruck mache. Viele Aussprüche Kohl's besitzen eine unleugbare Prägnanz. Auch ist die Form des Werks nicht die einer Sammlung von

vereinzelten Sentenzen, sondern sie sind büschel- und bündelweise unter einer gemeinsamen Ueberschrift gruppirt. Der Aphorismus ist oft nur die Schlußpointe einer längern Betrachtung, die man indeß meist auch mit Behagen durchliest. Wir stoßen hin und wieder auf psychologische Beobachtungen, welche selbst einen wissenschaftlichen Werth in Anspruch nehmen dürfen, so z. B. was Kohl über die Gewohnheiten der Sinne sagt und durch mancherlei alltägliche Vorfälle beweist: „Unsere Sinne lernen und behalten Dinge gleichsam für sich, die wir selbst, so zu sagen, nicht wissen." Oder wenn er von dem „Nachtwandeln bei Tage" spricht, indem der Körper zum Beispiel zuweilen ganz richtig und zweckmäßig handelt, obwol unser Wille, unser Selbstbewußtsein nicht am Ruder sitzt.

Zuweilen ertappst du dich darauf, daß du irgendwo hingegangen bist, z. B. in eine benachbarte Kammer, zu diesem oder jenem Möbel, und dich nun diesem gegenüber findest, ohne zu wissen, was du da zu holen beabsichtigtest. Endlich fällt dir die Schere ins Auge, und du besinnst dich nun, daß du eben diese suchtest, um mit ihr etwas zu zerschneiden. Von andern Gedanken zwischendurch beschäftigt, hattest du dies mittlerweile vergessen. Dein Körper aber hatte den gegebenen Impuls des Willens gleichsam für sich bewahrt, hatte sich nach Ablauf deiner Zwischengedanken, ohne daß sich dein Befehl die Schere zu suchen erneuerte, erhoben, die rechte Stube, den rechten Tisch für sich gefunden, streckte nun sogar wol auch die Hand nach dem richtigen Ort aus, bis er auf einmal zauderte, welcher von den verschiedenen dort liegenden Gegenständen eigentlich gemeint sei, wobei ihm dann schließlich deine rückkehrende Besinnung und dein erwachtes Gedächtniß zu Hülfe kommen mußten, um die Schere zu entdecken.

Ebenso begründet ist, was Kohl über die Lust am Aergerlichen sagt, über die Ueberraschungen, die unser Gedächtniß uns bereitet, über die „Doppelspatseelen", die alles gleichsam durch das Medium eines sogenannten Doppelspats anzublicken scheinen, sodaß sie von jedem Gegenstande oder Vorfalle ein zweifaches Bild in sich aufnehmen, Seelen, die alles gleichzeitig von der vortheilhaften Seite sehen und von der entgegengesetzten. Einer der besten Abschnitte des Werks ist überhaupt der über die „Charaktere", in welchem Kohl in die Fußstapfen eines Theophrast und Labruyère tritt, während er in den „Physiognomischen Fragmenten" supplementarische Skizzen zu Carus' „Symbolik der Gestalt" liefert. Treffend sind namentlich die Bemerkungen über den alltäglichen Ausdruck unsers Antlitzes, der bei dem einsamen Menschen wo nicht ein trüber und trauriger, doch ein ernster und gleichgültiger ist. „Es ist, als wenn Schmerz und Lust in der Einsamkeit in uns schlummern." Nicht minder treffend ist die Darlegung der „Verschiedenen Typen in ein und derselben Physiognomie", des Rassetypus, des nationalen Typus, des Familientypus und zuletzt des individuellen. Von den beaux jours unsers Antlitzes sagt Kohl:

Wie in allen Dingen, so gibt es auch in der Schönheit und in dem Ausdrucke der Physiognomien unserer Mitmenschen eine auffallende Ebbe und Flut. Beide wechseln, wie das Wetter, und nehmen ab und zu, wie der Mond. Zuweilen ist dieser Wechsel zwar sehr erklärlich, und man kann naheliegende Ursachen dafür nachweisen. Er ist recht häufig z. B. nur ein Reflex des wechselnden Zustandes unsers Wohlbefindens, oder der Ebbe und Flut in unsern Stimmungen und Gemüthsbewegungen. Wir strahlen von Heiterkeit und Wohlsein, weil wir eine gute Nacht gehabt haben, oder „wir sehen uns nicht mehr ähnlich", weil Kummer und Krankheit das gewöhnliche Gepräge unsers Antlitzes entstellten, und weichen dann diese vorübergehenden Leiden, so erscheinen wir wieder als die Alten. Mitunter aber ist auch viel Unerklärliches dabei. Das Gesicht hat seine ganz ungebetenen und unbegründeten beaux jours, die ihm kommen, wie dem Firmamente der Sonnenschein. Umgekehrt hat es seine grauen Tage, an denen selbst die größte Schönheit sich etwas trübt und verdunkelt. Der gescheite Mann sieht heute viel klüger und intelligenter aus als gestern, dann wieder einmal entdecken wir bei ihm einen Anflug von Stumpfheit. Doch mit solchen Dingen sind nur die Porträtmaler recht vertraut, und wer davon etwas mehr erfahren will, muß sich bei ihnen des Nähern erkundigen. Sie erkennen in dem Teint- und Farbenwechsel, in den leisen Formenmodulationen, in der Muskelanspannung, Rundung oder Abplattung der Physiognomien, die sie studirt haben und mit denen sie sich täglich beschäftigen, so viel Wandel, wie ein Naturbeobachter in dem Wellenschlage und dem Farbenspiegel der Meeresoberfläche.

Die ersten Abschnitte des Werks haben ein specielles literarisches Interesse; sie sind dem „schriftstellerischen Schaffen, den Autoren und Künstlern" und „dem Genie" gewidmet. Von vielen dieser allgemeinen Betrachtungen lassen sich lehrreiche Nutzanwendungen in Bezug auf bestimmte literarische Erscheinungen machen. Dies gilt z. B. von dem Gleichniß, das uns Kohl unter der Ueberschrift „Qualmende Lichter" vorführt:

Der Proceß, der im Kopfe der Dichter und Schriftsteller bei der Gebärung und Gestaltung ihrer Gedanken vor sich geht, hat viel Aehnliches mit dem Zündungs- und Verbrennungsprocesse in der Flamme des Lichts. Solange die Ideen noch keine Worte angenommen haben, schlummern sie und sind latent, wie die elektrische Materie in der Natur. Wenn die Elektricität durch irgendein Ereigniß aufgeregt, geweckt und in Thätigkeit gebracht wird, concentrirt sie sich und sucht zu zünden und zu leuchten. Die Worte sind das Oel und der Docht, welche der Gedanke gebraucht, um in der Welt zu existiren und zu leuchten. Ist die Elektricität (der Geist) recht energisch und stark, so packt er den Docht und das Oel (die Worte) recht nachdrücklich, verzehrt und verschmilzt sie mit Begierde, assimilirt sie sich vollständig, macht sich ein knappes Gewand daraus und bricht als reine, helle, schlanke und erfreuliche Flamme hervor. Ist er dagegen nicht kräftig, so geschieht der Verbrennungsproceß unvollständig. Das Licht trübt sich und qualmt, der Schriftsteller macht viel unnütze Worte, die nicht durchgeistet sind und die einen lästigen Ueberschuß von Rauch, Ruß und Schwärze (Salbaderei) geben.

Wie viele derartige „qualmende Lichter" gibt es auch in der neuern deutschen Literatur, namentlich unter den „poetisirenden Philosophen" von Steffens bis auf die Gegenwart! Fast alle Hauptvertreter der romantischen Schule gehören zu den „qualmenden Lichtern", und auch ein Theil der Weltschmerzpoesie brannte und brennt mit sehr unvollständigem Verbrennungsproceß. Und dennoch finden sich unter den Dichtern im Verhältniß noch weniger derartige „Qualmer" als unter den Philosophen, Politikern, ja selbst unter den Literarhistorikern. Quandoque dormitat Homerus, und auch das Licht der großen, phantasiereichen Genies brennt nicht immer mit klarer Flamme. Auffallender ist's, daß beschränkte, dem Anschein nach klare Köpfe im „Qualmen" oft Bedeutendes leisten. Man übersieht dies wegen der nüchternen Ausdrucksweise — und doch gibt es „abstracte Phrasen", in denen sich ausgezeichnet „salbadern" läßt.

Unsere poetischen Zierbengel und akademischen Wachspuppen, die so glatt geleckt sind, als wären sie dem Schaufenster eines Frisirladens entsprungen, werden sich nun in die Brust werfen, da der Vorwurf des „Qualmens“ sie nicht zu treffen scheint. Doch Kohl schiebt auch dieser Arroganz einen Riegel vor in seinen Betrachtungen über „Makellosigkeit“, worin er den „Gesichtern von schablonenhafter Regelmäßigkeit“ den Text liest und überhaupt darauf hinweist, daß Regelmäßigkeit noch lange nicht die Schönheit selber und daß sie langweilig sei. Er sucht das Victor Hugo'sche Paradoxon: „Le laid c'est le beau“ in seiner Berechtigung nachzuweisen und findet selbst in den Schönheitspflästerchen, in den accroches d'amour und sonstigen absichtlichen Unregelmäßigkeiten der Damentoiletten einen Beleg dafür.

Auch auf dem geistigen Gebiete, auch bei den Productionen der Literatur und Kunst wird eine allzu große Correctheit verworfen. Und fast wunderbar klingt es — beinahe nicht weniger parador als Victor Hugo's obenangeführter Ausspruch vom Häßlichen und Schönen — was in dieser Beziehung ein berühmter französischer Kritiker sagt, indem er sich so vernehmen läßt: „Je mehr große Schönheiten ich in einem poetischen Werke entdecke, desto weniger bin ich überrascht, auch großen Fehlern darin zu begegnen. Wenn du mir von einem Gedichte sagst, daß es viele Schwächen habe, so ist damit noch nichts entschieden, und ich kann dabei durchaus nicht wissen, ob es schlecht oder vielleicht ganz ausgezeichnet sei. Sagst du mir aber von einem andern Producte, daß es völlig makellos sei, so bin ich schon beinahe gewiß, daß — die Richtigkeit deiner Bemerkung vorausgesetzt — das Gedicht nicht eminent sein wird.“ Eine vollkommene Makellosigkeit wirkt beim Stile und bei der Versification ebenso abstoßend wie bei der menschlichen Physiognomie, und ein völlig gleicher und regelrechter Aufbau der Gedanken ist im Stande, uns in Schlaf zu magnetisiren. Wir verlangen nach Sprüngen und Abschweifungen, wir bedürfen des Absenkens des Tons und der Stimmung, um wieder mit ihnen aufsteigen zu können.

Ohne Frage haben die Werke großer Dichtergeister, eines Shakspeare, Victor Hugo u. a., auch große Schwächen — wer würde aber deshalb einen „Cato“ von Addison oder Gottsched, wer ein makelloses, preisgekröntes Trauerspiel der Neuzeit diesen Productionen vorziehen? Dies klingt fast trivial, und doch muß man immer darauf zurückkommen; denn es grassirt gerade bei uns der sogenannte gesunde Menschenverstand, die absolute Nüchternheit, der bornirte gute Geschmack, die ganze Aufgeblasenheit der Phantasie- und Geistlosigkeit in einer empörenden Weise und verwirrt das Maß, mit dem man die Talente mißt. Es ist wenigstens ein Glück, daß unsere Zeit keine Genies zu Tage fördert, wie wir ja von kritischen und sonstigen Nivelleurs fortwährend hören; denn wäre es so, man würde sie gewiß nicht erkennen.

Auch Kohl stellt Betrachtungen darüber an, warum die Propheten in ihrem Vaterlande nichts gelten. Er sagt ebenso treffend wie schön:

Das, was die Genialen von den gemeinen Alltagsleuten unterscheidet, ist oft nur eine Kleinigkeit, die eben nicht sehr in die Augen fällt. Sie haben mit uns übrigen fast alles gemein. Sie besitzen sie nebenher noch gleichsam einen etwas versteckten sechsten Sinn, vermittels dessen sie die Welt und Dinge in einem ganz andern Lichte erblicken als ihre Mitmenschen. Sie hegen im Innersten ihrer Seele einen zwischen Felsen verborgenen See, wie die große amerikanische Höhle in Kentucky den „Echosee“, in welchem alle Töne und alle Strahlen von außen auf völlig verschiedene Weise reflectiren und resoniren. Es ist für andere sehr schwer, diesen innern Spiegel, jenen besondern sechsten Sinn, dessen Organe nicht so zu Tage liegen wie Augen und Ohren, bei den außergewöhnlichen Menschen herauszufinden. Dazu gehört schon ein Kennerauge.

Und an einer andern Stelle fügt er hinzu:

Es gehört ein sehr hoher Grad von Intelligenz dazu, nicht nur um zu wissen, was man selber vermöge, quid valeant humeri, sondern auch um einen andern mit angemessener Bescheidenheit nach seinem ganzen Werthe zu erkennen und anzuerkennen. Ueberall gibt es dennoch einzelne Ausgezeichnete, die aber stets nur von einem äußerst kleinen Cirkel sehr kluger Freunde richtig geschätzt werden. Diese Ausgezeichneten finden durchweg in der Welt recht viele Gelegenheit, Resignation zu zeigen, und müssen auf Schritt und Tritt, sich bescheidend, von ihren Mitbürgern denken: sie wissen nicht, was sie thun.

Noch ein hinzukommendes Moment ist gerade die Verranntheit der Kritik in gewisse feste Axiome, zu denen sich gerade ein schöpferisches Genie oft in schroffen Gegensatz stellt. Die Kritik ist conservativ, das Genie ist revolutionär — und wie soll ein naseweiser Gernegroß die Größe des Genies, ein theoretischer Phrasenreiter seine geniale Praxis würdigen?

Die großen Männer sind natürlich nicht zu allen Zeiten groß. Auch deshalb werden sie selten erkannt:

Große Redner, Schauspieler oder Musiker hat man verhältnißmäßig noch am meisten Gelegenheit, in dem Momente selbst, wo die Gottheit sie erfüllt und wo sie bei Anstrengung aller ihrer Kräfte ganz sie selbst sind, zu erblicken und zu beobachten. Am schlechtesten kommen hierin, wie auch in mancher anderer Hinsicht, die Dichter und Schriftsteller weg. Der Natur ihres Geschäfts gemäß pflegen sie ihren Umgang mit der Muse in aller Stille und in unbelauschter Einsamkeit. Sie haben da auch ihre Feierstunden, ihre großen Augenblicke des Entzückens und der Verklärung. Aber niemand bekommt sie in dieser Verklärung, in der sie ihre schönen Werke schaffen, ihre Großthaten verrichten, zu sehen. Vor dem Publikum erscheinen sie nur nachher in ihrem prosaischen alltäglichen Zustande, wo sie oft ausgebranntem Feuerwerke gleichen.

Wenn übrigens Kohl meint, daß die Dichter sich für etwas ganz Exceptionelles halten und es sie verletzt, wenn sie nur so mit der gewöhnlichen Elle gemessen werden wie andere Christen, daß sie in allen Visiten und Einladungen nur Huldigungen sehen, die man ihrer Muse darbringt, und sich enttäuscht fühlen, sobald ein Freund sie blos aus persönlicher Neigung besucht, oder wenn sie wo als gutmüthige, unterhaltende Tischgenossen eingeladen werden — so vergißt er doch dabei, daß solche sträfliche Neigungen und Launen der Poeten in unserer Zeit, in der die „ästhetischen Thees“ nicht en vogue sind, gar keine Ermuthigung mehr finden und daß im Gegentheil die Poeten heutigentags es vorziehen, incognito zu erscheinen und ihren poetischen „Stern“ unter dem Mantel zu verbergen; denn diesem Stern läuft heutzutage niemand mehr nach, weder ein Weiser aus Morgen-, noch ein Weiser aus Abendland, höchstens die Thersites der Gesellschaft und die Zoilus der Kritik, um ihn in den Staub zu treten.

2. Von menschlichen Schwächen. Ein Versuch von Sigmund Schott. Breslau, E. Trewendt. 1865. 16. 27 Ngr.

Auch dieses Werk bietet eine angenehme und anregende Lektüre. Es enthält keine Feuerwerke eines blendenden Esprit, ist nirgends auf schlagende Pointen zugespitzt, doch das hindurchgehende Gleichmaß der Darstellung, das verständig abwägende und unbestechliche Urtheil, das sich in allen diesen Betrachtungen offenbart, machen einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Der Verfasser liebt das Citat, den Hinweis auf die „vergessenen fremden Gedanken", wie er in der Vorrede sagt; er beruft sich auf die Autorität zahlreicher geistesverwandter Schriftsteller, auf Cicero und Petronius, auf Larochefoucauld und Labruyère, auf Montaigne und Seume; er verschmäht es nicht, gelegentlich auch mit Sentenzen aus Shakspeare, Schiller und Goethe seine Reflexionen zu schmücken. Doch dies geschieht ohne alle Aufdringlichkeit an durchaus geeigneter Stelle und raubt seinen eigenen Gedankengängen nicht den Reiz der Originalität.

Das Werk enthält zwölf Studien, von denen jede in zusammenhängender Darstellung ihren Gegenstand zu erschöpfen sucht: „Von der Unzufriedenheit und dem Neide"; „Von der Ueberschätzung des Geldes"; „Vom Kleinmuth"; „Von der Selbstüberhebung"; „Vom Ehrgeiz"; „Von der Unart"; „Vom Lügen"; „Vom Irrthum, Aberglauben und Unglauben"; „Von der Unduldsamkeit"; „Vom Parteigeist"; „Vom Unbestand"; „Von der Lesewuth".

Daß Schott sich nicht in Gemeinplätzen ergeht, zeigt z. B. der Abschnitt: „Vom Lügen." Ueber den Werth und die Pflicht der Wahrheitsliebe ließe sich wol kaum etwas Neues sagen. Dagegen ist das Kapitel der „Nothlüge", welches ja schon im Katechismusunterricht seine Stelle findet, ein sehr ergiebiges für eine Betrachtung, die nicht einmal zu sophistischen und jesuitischen Hülfsmitteln zu greifen braucht, um die durch die socialen Verhältnisse gebotenen Abweichungen von dem Moralgesetz zu rechtfertigen. Freilich beginnt mit den Lehren der Nothlüge das Gebiet der Casuistik, wo jeder einzelne Fall als solcher sich legitimiren und gleichsam seinen Dispens nachweisen muß. Schott sagt:

Sonderbar: einen lügenhaften Menschen glauben wir alle verachten zu dürfen, und stärker als mit dem Bezicht der Lüge wird ein Ehrenmann, oder wer dafür gehalten sein will, nicht leicht beleidigt; gleichwol lügt alle Welt und macht Anspruch darauf, belogen zu werden.

Napoleon sagte: „Die Wahrheit ist immer plump", und „alle Gebildeten sind auch Heuchler".

Um nicht zu gestehen, daß ein so häßliches Ding, wie die Unaufrichtigkeit, ein nothwendiger Bestandtheil aller Gesittung sei, fragt man sich wol, ob man nicht schon mit dem Grundsatz durchkomme: zu schweigen, wo man die Wahrheit nicht sagen darf, ihr Gegentheil aber nicht sagen will. Die Gelegenheiten zu Anwendung dieses Grundsatzes sind häufig; man darf sich auf Kant berufen: „Die Verheimlichung eines guten Theils seiner Gedanken findet jeder kluge Mensch nöthig", und man sollte sich, wo das Schweigen eine Lüge entbehrlich macht, letztere in allweg ersparen. Aber die Menschen haben es schon seit lange dahin gebracht, daß man diesen Schlupfwinkel nicht so leicht aufsuchen kann, sondern Rede mit Ja oder Nein stehen muß....

Mag man immerhin es als einen Grundsatz ... daß Lügen und eigennütziges Verschweigen unter ... den unsittlich seien: im einzelnen kann der Grundsatz ... durchgeführt werden, und es ist besser, hierüber ... willig zu werden. Diese Lügen, Nothlügen im ... werden von Sitte und Herkommen nicht blos den ... dern dem Benehmen überhaupt angesonnen, und ... gehören dazu auch die zahlreichen Redensarten ... welchen niemand mehr einen andern Werth beilegt, ... daß ihre Verweigerung für einen absichtlichen ... den Brauch, somit für eine Beleidigung gelten würde.

Das Recht der Nothlüge hat schon Plato ... ten eingeräumt. Welche Pflicht dürfen wir ... die der Wahrheit oder der Barmherzigkeit? Dem ... den Freunde, der, um sich zu sammeln und ... noch seine Verfügungen treffen zu können, die ... verlangt, sind wir sie schuldig; aber wir dürfen ... enthalten, wenn wir wissen, daß er nicht in der ... sung ist, sie zu ertragen, daß er nicht belehrt, ... beruhigt sein will. Schott fragt ferner: „Wenn ... ber, der plündernde Soldat uns anfährt, ob ... verabfolgt haben, müssen wir der Wahrheit zu ... ser Rockfutter auftrennen oder die geheime ... gen? Macht unsere Lüge, daß nichts mehr ... ehrlos?" Wir sind nach seiner Ansicht ferner ... lüge verpflichtet, wenn fremde Ehre uns ... die wir auf andere Weise nicht retten können. ... jemand aus seinen Lastern kein Hehl macht, so ... das Schamlosigkeit, wenn er sie aber versteckt, ... Letztere ist eigentlich eine Huldigung, welche ... der Tugend darbringt. Auch in Krieg und Frieden ... man gewisse Dienstleistungen, deren Ziel das ... Beste, deren Inhalt dagegen Lüge und Verrath ... kleidet oder als angeblicher Ueberläufer muß der ... der für sein Land einen ehrlosen Tod wagt, sich ... lichen Lager durchlügen. Wo indeß der Jesuitismus ... politischen Parteien anfängt, den Schott treffend ... da hört die Nothlüge auf. Unser Autor ... von den Lügen aus Liebhaberei und Gleichgültigkeit ... theilt dann aber der Aufrichtigkeit das vollste ... ist ihm das bequemste Ding in der Welt. Ein ... Gesicht und jener fast unnachahmliche Ton der ... welche ein lauteres Herz bekundet, sind Empfehlungen ... die schon aus höchster Noth gerettet und die ... kunst gegründet haben. Wo man Aufrichtigkeit ... dung gepaart findet, da wird der Umgang in ... ein Genuß.

Zu den interessantern Abschnitten des Werks ... auch der „Vom Parteigeist", der für die Zeitgenossen ... beachtenswerthe Winke enthält, und der letzte „... Lesewuth". Die Einleitung desselben behandelt ... wuth, die wir indeß mehr für ein harmloses ... gnügen halten würden, wenn nicht die Verleger ... deutschen Buchhändler dazukäme, welche alle ... Crayonskizzen der Dilettanten gleich in den ... bringt. Wenn statt 10000 Werken jährlich ... schienen, so würde auch darunter nicht einmal ... wuth leiden; denn die übrigen 9000 werden ... gel nicht gelesen.

Der Aufsatz enthält übrigens manche treffende Bemerkungen. Die Kritiker werden bedauert, die sich wol auch über die ermüdende Arbeit aufhalten, gleich den Oberknechten in den großen badener Schlächtereien die Schafe hundertweise über den Haufen zu stechen. Nun, wir sind nicht so grausam — wir begnügen uns damit, sie zu waschen und zu scheren, und bringen nicht blos die Electoralwolle, sondern jede in ihrer Art gute Wolle, die wir dabei heraussortiren, auf den Markt. Wir wissen, daß nicht alles Superelecta sein kann! Sagt doch auch Schott mit Recht:

Es läßt sich entfernt nicht behaupten, daß blos die alten und neuen Classiker unsere Beachtung verdienen: auch in den Schriften geringern Ranges findet man beneidenswerth schöne Stellen, die, wären sie häufiger, ihren Urheber unter die Unsterblichen eingereiht hätten und die weit vorzüglicher sind als vieles durch Classiker Geschriebene, das nur wegen seiner Herkunft verehrt wird und im übrigen an Hesiod mahnt: „Die Hälfte ist oft besser als das Ganze."

Ueber die Gedankenfaulheit, welche durch die Lesewuth erzeugt wird, sagt unser Autor ebenfalls manches Berücksichtigenswerthe. In der That ist die Lektüre für viele auf dem Lande, was eine Hängematte auf der See ist. Man läßt sich angenehm schaukeln und gibt sich dabei seinen Träumereien hin. Schott sagt:

Hatten in früherer Zeit, da die Literatur eine wichtigere Rolle spielte, als ihr das hastige Leben heute noch einräumen kann, die Schriftsteller mehr gegen einen durch die Kritik angestifteten Widerspruchsgeist der Leser sich vorzusehen, so ist jetzt umgekehrt zu bedauern, daß der Leser es in der Regel zu leicht nimmt und über sorgsam bebaute Gedankenbeete gerade so hinweggalopirt, wie über die Prairien der Jagd und Indianergeschichten. Freilich hält es schon Labruyère seiner Zeit vor, daß sie nur noch lese, um zu lesen, nicht um sich zu bilden. Allein nachdem die äußere und innere Befähigung zum Lesen seitdem so viel allgemeiner geworden ist, hat das Lesen vollends an Tiefe verloren, was es an Breite gewonnen. Die Bildung, soweit sie auf Lesen beruht und für den gewöhnlichen Umgang genügt, wird uns jetzt spielend beigebracht durch die Conversationslexiken und eine Unzahl mitunter sehr gut geleiteter Zeitschriften, welche, um ihren Lesern auch das Heilsame, aber Trockene beizubringen, es mit anderm trefflich zusammenmischen, daß es eingeht wie Wurmsamen mit Honig. Die Folge dieser Erleichterungen im Lernen ist eine vielseitige Oberflächlichkeit und die Einbildung, alles zu wissen, weil man in alles eine kurze Bemerkung, den Rückstand einer flüchtig gemachten Bekanntschaft hineinwerfen kann, und eine weitere Folge ist der Heißhunger nach mehr Lesen: ähnlich jedem erst erworbenen Bedürfnisse, zum Beispiel dem des Rauchers, der nun einmal dampfen will und, wenn er die gewohnten Cigarren nicht bei der Hand hat, sich lieber mit schlechten als gar nicht behilft.

Eine gesunde Lektüre muß geistig anregend wirken — dies kann man dem vorliegenden Werke nachrühmen.

4. Marc Aurel's Meditationen. Aus dem Griechischen von F. C. Schneider. Zweite verbesserte Auflage. Breslau, E. Trewendt. 1865. 16. 15 Ngr.

Marc Aurel, der Denker auf dem Thron, ist den meisten nur als ein stoischer Philosoph bekannt, vor dessen Erhabenheit sie eine heilige oder bequeme Scheu empfinden. In der That finden sich in seinen „Meditationen", die uns hier in einer gelungenen Uebertragung einhergebracht werden, genug Sentenzen, in denen sich die stoische Seelenstärke ausspricht. Wie oft weist Marc Aurel auf die Ewigkeit und das Weltall hin! „Mit dem All verglichen wird uns alles als ein Körnlein und mit der Ewigkeit verglichen wie ein Handumdrehen." Er spricht es aus, daß der wohlgesittete und ehrfurchtsvolle Mensch zur Natur, der alles spendenden und wieder nehmenden, sagt: gib, was du willst, und nimm, was du willst, und zwar aus reiner Folgsamkeit und Liebe; er mahnt, mit den Göttern zu leben, ihnen zu zeigen, daß wir zufrieden sind mit dem, was uns beschieden; daß wir thun, was der Genius will, den uns der höchste Gott als ein Stück von ihm selbst zum Leiter und Führer gegeben hat. Dieser Genius aber ist der Geist, die Vernunft eines jeden. Mit dem Blick zu den Sternen erhebt er sich über den Schmuz des Erdenlebens. Ihm ist diese Welt ein Strom des Werdens, wo eins das andere jagt, unser kurzes Leben aber kaum der Rede werth. „Hinter dir eine Ewigkeit und vor dir eine Ewigkeit — was für ein Unterschied, ob du drei Tage oder drei Jahrhunderte zu leben hast."

Diese erhabenen Gedanken, die übrigens sowenig an eine bestimmte Schule wie an ein bestimmtes Zeitalter geknüpft, sondern den großen Weisen aller Zeiten, den Dichtern, Denkern und Propheten gemein sind, würden uns doch, wenn man sie einzeln heraushöbe, ein falsches Bild von den Meditationen des römischen Cäsars geben; wir würden glauben, daß sie sich immer in einer gewissen Erdferne bewegten und daher nicht im Stande wären, den Schatz praktischer Lebensweisheit zu bereichern, der doch den meisten am nächsten liegt; wir würden uns den stoischen Weisen in jener etwas abstoßenden Selbstgenugsamkeit denken, wie er uns etwa aus den Kapiteln von Cicero's „De finibus" entgegentritt. So erscheint aber Marc Aurel durchaus nicht; es befindet sich unter seinen Sentenzen eine beträchtliche Zahl, welche auf den täglichen Lebensverkehr Bezug hat, und gerade in diesen prägt sich eine liebenswürdige, humane, im besten Sinne christliche Gesinnung aus. Eine kleine Blumenlese aus denselben mag dies beweisen:

Schmiege dich in die Verhältnisse, die dir gesetzt sind, und liebe die Menschen, liebe sie wahrhaft, mit denen du verbunden bist.

Gewöhne dich, wenn du jemand sprechen hörst, so genau als möglich hinzuhören, und dich in seine Seele zu versetzen.

Es ist ein dem Menschen eigenthümlicher Vorzug, daß er auch die liebt, die ihm weh gethan haben. Und es gelingt ihm, wenn er bedenkt, daß Menschen Brüder sind, daß sie aus Unverstand und unfreiwillig fehlen, daß beide, der Beleidigte und der Beleidiger, nach kurzer Zeit den Todten angehören werden, und vor allem: daß eigentlich niemand ihm schaden, d. h. sein Inneres schlechter machen kann, als es vorher gewesen.

Sobald dir jemand weh gethan hat, mußt du sogleich untersuchen, welche Ansicht über gut und böse ihn dazu vermochte. Denn sowie dir dies klar geworden, wirst du Mitleid fühlen mit ihm und dich weder wundern noch erzürnen. Entweder nämlich findest du, daß du über das Gute gar keine wesentlich andere Ansicht hast als er; und dann mußt du ihm ver-

zeihen. Oder du siehst den Unterschied; dann aber ist's ja nicht so schwer, freundlich zu bleiben dem, der — sich geirrt hat.

Was du thust, setze stets in Beziehung auf der Menschen Wohlfahrt; was dir widerfährt, nimm hin und beziehe es auf die Götter, als auf die Quelle aller Dinge, aus der jegliches Geschehen herfließt.

Hat mich jemand beleidigt — mag er selbst zusehen. Es ist seine Neigung, seine Art zu handeln, der er folgte. Ich habe die meinige, sowie die Natur des Alls sie mir gegeben, und ich handle so, wie meine Natur will, daß ich handeln soll.

Ueber diese Uebereinstimmung stoischer Maximen mit dem Christenthum und über die Modificationen, welche der Stoicismus durch die Persönlichkeit, die Bildung und Weltstellung seines gekrönten Vertreters erleiden mußte, über die geschichtlich nachgewiesenen, mit den Maximen anscheinend unvereinbaren Verfolgungen, die Marc Aurel über die Christen verhängte, spricht sich der Uebersetzer in einem Anhang eingehend aus.

4. Königliche Wahrheiten. Von Henry Ward Beecher. Aus dem Englischen. Berlin, G. W. F. Müller. 1865. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieses Werks ist der Bruder der abolitionistischen Romandichterin, welche mit „Onkel Tom's Hütte" so großes Aufsehen erregt hat. Henry Ward Beecher hat schon früher eine ähnliche Sentenzensammlung: „Lebensgedanken", herausgegeben und sich in England damit einen großen Leserkreis erworben. Die „Königlichen Wahrheiten" zerfallen in drei Abschnitte: Glaube, Liebe, Hoffnung. Wir sehen schon aus dieser Eintheilung, daß wir es mit der bekannten theologischen Schablone zu thun haben. Auch die Sentenzen selbst treffen wol oft das Rechte, wenn sie von der Vergänglichkeit der menschlichen Dinge, von dem eiteln Maßstab materieller Güter, von der Nichtigkeit der sogenannten gemachten Leute sprechen, die durch so und so viel Pfund Sterling zu dem werden, was sie sind; es spricht sich in einzelnen Gleichnißreden ein liebenswürdiger Natursinn aus, in zahlreichen Sprüchen wohlthuende Wärme der Empfindung — dennoch macht diese Sammlung nicht den Eindruck, den wir von der Schrift eines Selbstdenkers erwarten dürfen; es sind mehr jene erbaulichen Betrachtungen, deren Grundlagen und Folgerungen gegeben sind. Wer aber eine Sammlung von Sprüchen herausgibt, von dem verlangen wir, daß er eine eigene Welt- und Lebensanschauung hat, daß er seine Spitzen selbst klöppelt und uns nicht einen auf andern Maschinen bereiteten Bobinet verkauft. Mindestens verlangen wir dies in Deutschland. In England, wo der Theekessel den ganzen Tag brodelt, ist es vielleicht anders. Da schmeckt die Weisheit nicht ohne theologischen Theeaufguß und die Moral nicht ohne ein kirchliches Herunterkanzeln.

5. Anna. Philosophische Gespräche. Herausgegeben vom Verfasser des „Quellwassers". Leipzig, Steinacker. 1866. 8. 15 Ngr.

Victor weiht Anna in einige speculative Fragen ein. Schauen und Wissen, die Welt, der Mensch, der menschliche Geist, die Spiegelungen Gottes in der Welt werden in einem Dialog entwickelt, der durch anschauliche Vergleichungen manches dunkle Problem erhellt. Ueber Ursache und Wirkung, über das Selbstbewußtsein, über das Verhältniß von Materie und Geist werden Aufschlüsse ertheilt, die geeignet sind, Laien und Frauen in die Philosophie einzuführen. Ein hinzukommender Theolog Glaubrecht beginnt nun mit Victor ein im ganzen wenig erquickliches Turnier über Offenbarung und Vernunft, Wunder u. s. w., in welchem sich beide gegenseitig mit den landesüblichen Lanzenstößen aus dem Sattel zu heben suchen. Den Schluß bildet eine philosophische Novelle: „Flamme, Glut, Asche", eine Geschichte geistiger Entwickelungen und Wandlungen. Dem Buche fehlt eine einheitliche Fassung und Haltung. Auch ist der Grundton zu abstract und etwas überschwenglich.

6. Unterhaltungen mit meinen jungen Freundinnen. Eine Festgabe von Marie Harrer. Hannover, Hahn. 1866. Gr. 16. 24 Ngr.

Die Herzen der „Backfische" sind bildsam, und da von solchen unscheinbaren Backfischen das Glück der künftigen Generationen abhängt, so kann ihnen nicht genug Vernunft gepredigt werden. Was die Wirkungen dieser Predigten betrifft, so verhält sich der Sänger des Frauenhymnus: „Ehret die Frauen", sehr skeptisch dagegen, denn er läßt seinen Wallenstein sagen:

> Seid ihr nicht wie die Frauen, die beständig
> Zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,
> Wenn man Vernunft gepredigt stundenlang?

Doch vielleicht haben die „jungen Freundinnen" noch kein erstes Wort gesprochen, und Marie Harrer redet ihnen im ganzen sehr verständig zu, nicht von oben herab, nicht salbadernd, sondern schlicht und schlagend; sie ist keine Rigoristin, sie rühmt den Gesellschaftstanz und seine Freuden, und wenn sie auf die Leiden der Hausmusik hinweist, so trifft sie damit einen wunden Fleck des Zeitalters. Sie spricht über Sympathie, Dankbarkeit, Zufriedenheit und Unzufriedenheit, Höflichkeit, Lächerlichkeit, über Schauspielkunst, über den Frieden und viele andere Dinge, doch immer kurz und anregend. Dann schiebt sie wieder ein Natur- oder Gartenbild dazwischen, wie z. B. „Unter der Esche", und zeigt sich als eine Blumistin von Fach, welche einen Napoleon I. von einer Jeanne d'Arc, einen Faust von einem Cavagnac, eine Vestalin von einer Mademoiselle La Regle zu unterscheiden weiß. Namentlich ist der letztere Unterschied den jungen Rosen der Pensionsinstitute ans Herz zu legen, welche vielleicht noch in jeder Mademoiselle La Regle eine Vestalin zu sehen glauben! Vor frühen Verlobungen werden die Mädchen gewarnt, wenn die Vereinigung noch in zu weiter und ungewisser Ferne liegt — gewiß mit Recht, denn die ewigen deutschen Bräute, deren Brautschaft länger dauert als der Siebenjährige Krieg, gehören zu den wehmüthigsten Exemplaren der weiblichen Species. Ueberhaupt sträubt sich die Verfasserin gegen die Behauptung, daß das Weib nur in der Ehe glücklich sein könne, daß folglich das Glück einer Hälfte der Menschheit auf die

Willkür der andern Hälfte derselben, also auf Zufall angewiesen sei. Damit hängt es zusammen, daß sie von den Aeltern verlangt, sie sollen die Töchter zu einer weiblichen Berufsthätigkeit erziehen, die sie fähig macht, sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Die Forderungen der Zeit an die junge Mädchenwelt sind, nach ihrer Ansicht: die Fähigkeit, sich selbst zu erhalten, die Fähigkeit, andern zu nutzen, die Fähigkeit, sich in andere zu finden, und die Fähigkeit, in der Einsamkeit glücklich zu sein.

Unsere jungen Freundinnen werden die Plaudereien von Marie Harrer nicht ohne Nutzen lesen und manche förderliche Anregung daraus schöpfen, wenn sie eigener Gedanken fähig sind. Dies letzte ist leider nicht immer der Fall; denn es wird den armen Kindern so viel eingetrichtert, daß kein Platz mehr bleibt für ein ursprüngliches Denken. Möchte sich Marie Harrer in ihrem nächsten Buch mit ihren ältern Freundinnen unterhalten und ihnen verständigere Erziehungsgrundsätze predigen, als jetzt im Schwange sind! **Rudolf Gottschall.**

Zur deutschen Special- und Landesgeschichte.

1. Chronik der Oberpfalz. Herausgegeben von G. Hubmann. Erster Band: I. Chronik von Schwandorf. Amberg, Pohl. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Die staatliche und sociale Gestaltung Frankens von der Urzeit an bis jetzt. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands von J. Freih. von Rotenhan. Baireuth. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Die beiden Landschaften, deren Geschichte die vorliegenden Bücher behandeln, sind durch ihre Ausdehnung und durch ihre Vergangenheit vor vielen andern Gegenden Deutschlands mit einem sehr reichen historischen Material ausgestattet. Doch ist die so lobenswerthe Richtung der Geschichtswissenschaft der Gegenwart zu Detailstudien und monographischen Arbeiten ihnen verhältnißmäßig noch weniger zugute gekommen als ihren Nachbarländern, z. B. Schwaben und dem eigentlichen Baiern, oder auch Böhmen und Oesterreich. Mancherlei äußere und innere Veranlassungen erklären ein solches Zurückbleiben hinreichend; um so dankenswerther muß jeder Versuch sein, das Versäumte nachzuholen und die Behandlung der Localgeschichte auf dieselbe Höhe zu stellen, die sie anderwärts erreicht hat.

Die Oberpfalz, welcher der Verfasser der ersten Schrift angehört, ist von der Natur nicht glänzend ausgestattet worden. Weder der Boden selbst noch die Lage des Landes ist für die Entfaltung eines reichern Culturlebens günstig zu nennen. Dennoch hat auch hier das Mittelalter mit geringen äußern Hülfsmitteln viel Tüchtiges und Interessantes hervorzubringen gewußt: eine Anzahl nahrhafter Städte, von denen freilich keine über Mittelgröße hinausgelangt ist, belebte das an sich so arme und öde Land; mehrere bedeutende Handelsstraßen, die nach einem der größten Brennpunkte des Verkehrs, Regensburg, zogen, trugen nicht wenig dazu bei, die Ungunst der natürlichen Ausstattung zu überwinden. Es fehlte auch hier nicht an einer Menge größerer und kleinerer Dynasten, und die Masse des niedern Adels ist auch hier wie überall bis zum 16. Jahrhundert wahrhaft staunenerregend. Seine Existenz ruhte hauptsächlich auf der eines noch zahlreichern Bauernstandes; gerade so wie auch die vielen und zum Theil sehr begüterten geistlichen Stifter ihre eigentliche Nahrung aus diesem untersten und darum gedrücktesten Stande zogen. Wie anderwärts gingen auch hier unzählige Fehden durch das Land, sammt den andern großen Plagen, die das Mittelalter charakterisiren: große Seuchen, Hungersnoth u. dgl. Aber alles dies und selbst nicht einmal die raffinirten Verwüstungskriege im größern Stile, die seit dem 15. Jahrhundert an die Stelle der localisirten und gewissermaßen dilettantischen Fehde traten, konnten die Volkskraft und den Volkswohlstand brechen. Noch im Laufe des 16. Jahrhunderts stand die Oberpfalz ihren Nachbarländern weder in nationalökonomischer noch in allgemein culturgeschichtlicher Bedeutung nach. Regensburg, das große Emporium des osteuropäischen Handels, war zwar seit dem 14. Jahrhundert allmählich zurückgekommen, weil die Donau, von deren Gunst es lebte, in ihrem Unterlaufe durch die Festsetzung der Türken auf der Halbinsel des Balkan aufhörte, ein europäischer Culturstrom zu sein, und das Hinterland von Regensburg mußte allmählich auch etwas von der Ungunst der allgemein europäischen Handelsconjuncturen fühlen. Doch war von früher her noch so viel Kapital und, was mehr ist, eine solche Fülle von bürgerlichem Fleiß und bürgerlicher Gewerbthätigkeit in den Städten der Oberpfalz, daß das Ende des 16. Jahrhunderts auch hier, wie in den andern Gegenden Deutschlands, durchschnittlich als die Epoche ihrer wenigstens scheinbar größten Blüte bezeichnet werden kann. Was für die Städte galt, konnte auch mit einigen Einschränkungen von dem Lande und seiner Bevölkerung behauptet werden. Obwol die Städte, gestützt auf ihre Privilegien, systematisch alles thaten, um das platte Land niederzuhalten und in ihrem Interesse auszubeuten, so wirkte doch ganz von selbst ihr materielles Wohlbefinden über die Schranken ihrer Ringmauern hinaus und kam dem Bauervolke zugute, weil es für seine Rohproducte in den wohlhabenden Städten den natürlichen Markt hatte, der auch nicht durch die unsinnigsten Beschränkungen des freien Verkehrs vernichtet werden konnte. Die hier wie überall seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts und seit dem Eindringen des römischen Rechts gesteigerten Ansprüche der Landes- und Gutsherrschaften an die Leistungsfähigkeit ihrer bäuerlichen Unterthanen drückten doch nicht so stark auf deren materielles Befinden, wie das wilde Fehdegetümmel der frühern Jahrhunderte oder die Raubkriege des 15. und des Anfangs des 16. Aber seit dieser Zeit, länger als ein Jahrhundert, bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein blieb die Oberpfalz von dieser Landplage verschont. Der Umsturz der alten Kirche und die Einführung des gereinigten Evangeliums gab zwar zu mancherlei sittlichen und socialen Wirren Veranlassung, aber der Wohlstand der Bevölkerung wurde nicht dadurch beeinträchtigt, wenn auch die reichen Stifter jetzt leer standen und fürstliche Pfleger an die Stelle der Klostervögte traten.

Da war es der Dreißigjährige Krieg oder richtiger die gewaltsame Wiederherstellung der alten Kirche, etwa seit dem Jahre 1618, wodurch der ganze materielle und geistige Zustand des Landes verändert und dasselbe nach der einen wie nach der andern Beziehung hin recht eigentlich in eine Wüstenei verwandelt wurde. Für einen kleinen Theil der Oberpfalz, wozu auch Schwandorf gehört, datirt diese verhängnißvolle Epoche noch einige Jahre früher als der Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Der Pfalzgraf und Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg war 1614, wie er selbst und die Jesuiten behaupteten, aus innerer Ueberzeugung, wie die andern Zeitgenossen und die Nachwelt behauptet hat, aus politischer Speculation, um sich den Beistand der katholischen Mächte Spanien und Oesterreich in der jülich-cleveschen Erbschaftsangelegenheit zu sichern, zum Katholicismus übergetreten. Er war als Besitzer der sogenannten jungen Pfalz oder Pfalz-Neuburg zugleich auch der Herr eines Theils der Oberpfalz, und wie in seinen andern Landen benutzte er auch hier das angebliche jus reformandi, welches der Augsburger Reichsabschied von 1555 den Territorialherren eingeräumt haben sollte, um gegen sein ausdrückliches Fürstenwort den Katholicismus wieder einzuführen. Der andere größere Theil der Oberpfalz stand unter der Herrschaft der kurfürstlichen Linie, deren Haupt damals Friedrich V. war, der bekannte Winterkönig traurigen Andenkens. Als seine Katastrophe 1620 mit der Schlacht am Weißen Berge erfolgte, wurde die Oberpfalz erst provisorisch und dann definitiv an Herzog oder nachher Kurfürst Maximilian von Baiern, den „Glaubenshelden", übergeben. Der Westfälische Friede bestätigte ihn auch formell rechtlich in dieser Eroberung, die er, wie die Folgen zeigten, weniger für sich und sein Haus als für die Kirche gemacht hatte. Denn von 1620 an begann die wüthendste Gegenreformation, die neben dem furchtbaren Drucke der Kriegszüge und der fast ununterbrochenen Anwesenheit fremden Kriegsvolks die Oberpfalz verwüstete. Auch hier, wie in dem benachbarten Böhmen, verließ ein großer Theil der Bevölkerung der Städte noch zu rechter Zeit das unglückliche Land. Was durch Intelligenz und Bildung an sich hervorragte oder hervorragen sollte, alle Angehörigen des geistlichen Standes, alle Lehrer der höhern und niedern Schulen waren von selbst die ersten im Exil, aber ihnen folgten auch sehr viele begüterte Bürger, städtische Beamte, Gewerbtreibende u. s. w., sodaß in jedem Sinne nur die Hefe der Bevölkerung übrigblieb. Freilich war sie der Zahl nach hier, wie überall und zu aller Zeit, zahlreicher als die edlern Bestandtheile, aber die weitere Geschichte des Landes zeigt recht deutlich, was es auf sich hat, wenn die intelligente und social hervorragende Minorität ganz vernichtet wird. Von den andern Folgen des Dreißigjährigen Kriegs hatte sich das Land so gut wie andere deutsche Länder allmählich, wenn auch langsam, wieder erholt. Hatten doch viele, wie z. B. Würtemberg, Sachsen, Hessen, noch viel stärker gelitten, aber es war ihnen doch nicht der rechte Lebenskeim ausgebrochen worden.

Der neuburgische und bairische Antheil der Oberpfalz blieben zwar bis 1777, bis zum Erlöschen der eigentlich bairischen Linie des Hauses Wittelsbach, getrennt voneinander, aber ihre Geschichte war im wesentlichen dieselbe. Die materielle Cultur des Landes konnte nach einer solchen Katastrophe und unter dem mehr und mehr um sich greifenden Druck der modernen Bureaukratie und des modernen Steuerwesens kaum über das Niveau des allertiefsten Verfalls in der schrecklichen Zeit des großen Kriegs sich erheben. Nur die wiederhergestellten Klöster und die neuen Stiftungen für die eigentlichen Handhaben und Säulen des gewaltsamen Bekehrungswerks, für Jesuiten und Kapuziner, gediehen wieder zu einiger Blüte, theilweise auch zu Reichthum. So wurde das Inventar des Cistercienserklosters Waldsassen bei seiner 1803 erfolgten Aufhebung blos an edeln Metallen auf 11 Mill. Fl. amtlich veranschlagt und der Besitzstand an Grund und Boden, Renten und nutzbaren Rechten aller Art, der nirgends summirt zu finden ist, muß jedenfalls noch drei- oder viermal so viel werth gewesen sein. Waldsassen galt allerdings für das reichste aller Klöster der Oberpfalz, aber ein anderes, Speinshardt, für beinahe ebenso reich. Desto armseliger sah es in den Städten und auf dem platten Lande aus. Keine einzige oberpfälzische Stadt hat bis in unser Jahrhundert hinein die Bevölkerungszahl von 1618, dem Beginne des Dreißigjährigen Kriegs, wieder erreicht, und die Menge der eingegangenen Dörfer, deren Fluren mit andern vereinigt wurden, bezeugt allein schon genügend die Verödung des platten Landes. Dazu kamen noch verschiedene male im Laufe des 18. Jahrhunderts arge Kriegsverheerungen, so während des Spanischen Erbfolgekriegs, des Oesterreichischen und der französischen Revolutionskriege, die namentlich 1796 hier einen Hauptschauplatz hatten. Jourdan's Armee, die vom Rhein aus die Donau entlang nach Wien vordringen sollte, wurde hier in der Oberpfalz wiederholt vom Erzherzog Karl geschlagen und schließlich wieder über den Rhein geworfen.

Alles dies zusammen hat die Oberpfalz seit dem 17. Jahrhundert zu dem gemacht, was sie noch jetzt ist, obgleich in den letzten 20 Jahren der allgemeine materielle Aufschwung Deutschlands auch bis hierher wenigstens sich bemerklich gemacht hat. Das Land gilt noch jetzt sprichwörtlich in ganz Süddeutschland als ein ärmliches, trauriges, das Volk zwar als fleißig und genügsam, aber auch als roh und beschränkt. Es ist noch immer ein bairisches Sibirien, wenn auch nicht gerade das allerschlimmste. Wenigstens möchte der Bairische Wald, vielleicht aber mit Unrecht, an Ort und Stelle noch verrufener sein.

Jedenfalls erklärt sich aus dem Gesagten, weshalb weder die allgemeine noch die Specialhistoriographie sich mit Vorliebe diesem Lande zugewandt haben. Es erklärt sich aber auch aus der Geschichte des geistigen Lebens in dieser Oberpfalz, seitdem sie durch Jesuiten und Kapuziner wieder katholisch und zwar recht bigot katholisch gemacht worden ist, weshalb sie selbst so wenig zur Aufhellung und Darstellung ihrer eigenen Geschichte thun konnte. Das meiste ist noch von regensburger Gelehrten geschehen, und die regensburger Zeitschrift des historischen Vereins für diese Lande hat wenigstens begonnen, was

aufzuräumen und Licht zu machen. Um so dankenswerther ist der Vorsatz des Herrn Hubmann, durch eine Reihe von ähnlichen Monographien wie die vorliegende sich um die Geschichte seiner Heimat verdient zu machen. Nach diesem einen Versuche zu urtheilen, kann man nur Gutes und Lehrreiches erwarten, und es ist zu hoffen, daß einige Mängel, die dieser Arbeit noch anhaften, später verschwinden werden.

Daß mit Schwandorf begonnen wurde, ist von dem Verfasser nicht weiter motivirt, und wir gestehen, daß auch wir uns keinen andern Grund als den bloßen Zufall maßgebend denken können. Der Ort gehört zu den unbedeutendern Städten selbst in dortiger Gegend, die keine einzige Stadt von Mittelgröße — nach dem Maßstabe der Gegenwart und anderer in der Cultur weiter fortgeschrittener Länder gemessen — besitzt. Schwandorf zählt nur 2000 Einwohner, ist auch sonst nicht durch Merkwürdigkeiten in der landschaftlichen Umgebung oder der Kunst, oder der Industrie und Technik ausgezeichnet. Es ist ein ganz gewöhnliches Landstädtchen in einer leidlich fruchtbaren und leidlich hübschen Gegend, wenigstens im Vergleich mit den andern Theilen der Oberpfalz. Daß es den Kreuzungspunkt der Nürnberg-Regensburger und Regensburg-Böhmischen Bahn bildet, mag ihm für die Zukunft wichtig werden, für die Gegenwart ist daraus noch nichts weiter als eine bescheidene Anzahl neuer oder neugebesserter und aufgeputzter Häuser entstanden. Dennoch enthält die Geschichte des Orts auch für nicht einheimische Leser Interessantes genug, um wie viel mehr für die Eingeborenen selbst. Alle möglichen Quellen, gedruckte und ungedruckte, Bücher und Archivalien, sind, wie billig, hier ausgebeutet, und das Ergebniß ist, wie überall, ein sehr lohnendes gewesen. Denn wenn auch die frühern Jahrhunderte des Mittelalters nur ein dürftiges Licht durch einzelne urkundliche Erwähnungen der städtischen Rechtsverhältnisse und der kirchlichen Stiftungen erhalten, so gewährt doch das von dem Verfasser benutzte Material für die Geschichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts eine reiche Ausbeute von nicht blos localem Werthe.

Auch hier drängt sich wieder eine sehr gewöhnliche Bemerkung auf, die aber trotzdem zu Nutz und Frommen unsers gegenwärtigen sogenannten gebildeten Publikums noch einmal ausgesprochen werden soll. Die Tüchtigkeit, der Verstand, die derbe Kraft und heitere Lebenslust, zugleich aber auch die ernste Sinnigkeit und ehrliche Frömmigkeit des deutschen Bürgerthums dieser Zeit ist eine unerschöpfliche Quelle der interessantesten und lehrreichsten Gestaltungen des öffentlichen und Privatlebens gewesen, deren Bedeutung selbst von unserer Geschichtswissenschaft lange noch nicht nach Gebühr gewürdigt ist, geschweige denn, daß der unendlich reiche Stoff im ganzen oder auch nur in irgendeiner Einzelheit, sei es des Orts oder der Sache, genügend dargestellt wäre. Man erkennt dies am besten, wenn man an relativ so kleine und unbedeutende Gebilde, wie z. B. eben dies Städtchen Schwandorf herantritt und mit Hülfe authentischer Documente das Detail seiner Entwickelung studirt. Wie überall, so zeigt sich auch hier das bewundernswürdigste Geschick unsers mittelalterlichen Bürgerthums zur Selbstregierung: die Staatsgewalt ist selbst einem so winzigen Gemeinwesen gegenüber nichts weiter als eine in weite Ferne gerückte, eigentlich nur mit dem Rechte einer gewissen Oberaufsicht und Restriction betraute fremde Macht, und der Gehorsam, den sie findet, beruht auch hier im wesentlichen nur auf dem freien Ermessen der Bürgerschaft, deren Interessen sich durch ein solches bedingtes und freies Anlehnen an eine Landesherrschaft besser gewahrt finden, als in vollständiger Isolirung. Denn diese taugte, wie der Erfolg zeigt, schon in damaliger Zeit nur für größere Gemeinden: Städte wie Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Köln u. s. w. mochten in jeder Beziehung richtig rechnen, wenn sie ihre thatsächliche oder ausdrücklich anerkannte Unabhängigkeit als ihr kostbarstes Gut hüteten; wenn aber Städtchen wie Isny, Buchhorn, Wangen u. a., die nur dem Namen aber nicht der Sache nach sich über die Bedeutung eines größern Dorfs erhoben, ganz selbständig sein wollten, wozu sie nach dem Buchstaben ihrer Privilegien berechtigt waren, so fuhren sie selbst am schlechtesten dabei und brachten es mit den verzweifeltsten Anstrengungen nicht weiter als zu einem jahrhundertelang fortgesetzten Dahinsterben. Allerdings kam später eine Zeit, wo die landesherrliche Gewalt ihre Sammthandschuhe auszog und ihre natürliche eiserne Faust brauchte. Damit erdrosselte sie die Freiheit und den Wohlstand nicht blos dieser kleinen Stadt, sondern auch aller ihrer größern und mächtigern Schwestern in ganz Deutschland. Aber den Freien Städten fiel in dieser Zeit aus andern Ursachen auch kein besseres Los: höchstens, daß ihre Bürger für gewöhnlich vor gewaltsamen Störungen in ihrem Glauben geschützt blieben, nachdem einmal die Schreckenszeit der spanischen und liguistischen Bekehrer in Pickelhauben und Lederkollern überstanden war. Aber von Freiheit, Kraft und Wohlstand im altbürgerlich-deutschen Sinne war in ihren Mauern seit dem 17. Jahrhundert auch nicht mehr zu finden, als in denen der landesherrlichen Städte.

Bis zu dieser großen Katastrophe des altdeutschen Bürgerthums und Städtewesens hat nun auch das kleine Schwandorf seine Autonomie aufs entschiedenste und reichlichste ausgeübt. Es hat sich nach eigenen Bedürfnissen, wenn auch mit landesherrlicher Genehmigung und nach dem Vorbilde anderer Städte seine besondere Verfassung und sein besonderes Recht gegeben und aufs lebendigste fortgebildet, sobald sich irgendein Bedürfniß dazu zeigte. Der Rath der Stadt hat, wie der von Worms, Basel, Strasburg, Nürnberg, die auswärtige Politik, d. h. die Verhältnisse der Stadt zu der Landesherrschaft und den fürstlichen und adelichen Nachbarn umsichtig und energisch geleitet und sich, wenn es ihm paßte, an den Fehden und Kriegen der Zeit betheiligt. Wie anderwärts war auch hier die Bürgerschaft wehrpflichtig und wehrtüchtig und die Stadt nach den Begriffen selbst noch einer Zeit, in der man schon die Feuerwaffen gebrauchte, ein hinlänglich fester Platz, der noch im 17. Jahrhundert sogar seine

eigene genügende Artillerie besaß. Handel und Verkehr auf den großen Straßen nach Nürnberg, Regensburg und Prag wurden nach Kräften und im Sinne der Zeit gefördert, in der es für das höchste Ziel galt, wenn einer dem andern durch Privilegien und Monopole das Wasser von seiner Mühle abzuleiten verstand. Im Innern der Stadt wurde die Polizei im weitesten Umfang ihres Begriffs schon frühe und verständig durchgeführt — auch hier dieselbe Erscheinung wie anderwärts, Handel und Gewerbe, bei aller Achtung vor der Autonomie der einzelnen Genossenschaften, streng beaufsichtigt, dabei auch die Sicherheits-, Gesundheits- und Sittenpolizei nicht vergessen. So schreiben die Rathsbeschlüsse aus dem 16. Jahrhundert schon eine ganz genaue Controle aller Fremden vor, besonders der Landsknechte, was äußerst verständig genannt werden muß, wenn man den Unfug bedenkt, den diese „gartenden Brüder" auf dem platten Lande anrichteten. Abends nach dem Läuten durfte niemand ohne brennende Laterne ausgehen u. s. w.

Besonders umfassend und praktisch sind die Bestimmungen der Feuerlöschordnung, aber auch die Präventivmaßregeln gegen Feuersgefahr. Da war die ganze Bürgerschaft oder vielmehr Einwohnerschaft bei hoher Geldstrafe verpflichtet, beim Löschen jedesmal selbst mitzuwirken unter der Leitung einer besondern Feuercommission aus dem Rathe, da hatte jedes Haus eine bestimmte Zahl Feuereimer und Haken zu stellen und zu unterhalten; kein Brennholz durfte in die Häuser selbst gebracht werden, und in die größern Hofstätten auch nur eine geringe Quantität davon, sogar die Schmiede und Schlosser mußten ihre Kohlen vor der Stadt abladen lassen und sie erst folgenden Tags in ihre Werkstatt bringen. Auch hier spielen die sogenannten Luxusgesetze eine große Rolle, besonders in der Zeit nach der Einführung der gereinigten Lehre, wo man wenigstens den guten Willen hatte, den Uebermuth des Fleisches zu dämpfen und sich eines ehrbaren, züchtigen und einfältigen Lebens zu befleißen, und wo zugleich die guten, behaglichen Zeiten die Versuchung zum Gegentheil so viel stärker an den Menschen brachten. Da finden sich detaillirte Gesetze über Weinhochzeiten und Bierhochzeiten, d. h. solche, wo neben dem Bier auch Wein als Tischtrunk gegeben wurde, und solche, wo man es bei dem damals noch gering geachteten Bier bewenden ließ. Bei einer Weinhochzeit gab es fünf Gerichte, bei einer Bierhochzeit nur vier. Bei beiden durften die Gäste nur zwei Stunden beim Mahle sitzen bleiben und dann noch drei Stunden sich Bewegung schaffen mit einem ehrsamen Tänzchen auf dem Rathhause, wie überall in den damaligen Städten, falls nicht besondere städtische Zech- und Tanzhäuser erbaut waren. Ueberhaupt ging man dem Tanzen in dem damaligen Sitteneifer stark zu Leibe, freilich ohne es ganz ausrotten zu können. So sollte nur am Sonntag vor der Mittagspredigt bis zum Vesperläuten getanzt werden dürfen, Zuwiderhandelnde wurden mit bedeutender Geldstrafe gebüßt und die Spielleute sofort vom Büttel in das sogenannte Narrenhäusel geführt, ein besonders schimpfliches Gefängniß für gemeines Volk und gemeine, aber an sich unbedeutende Vergehen aller Art, Straßenunfug, Schlägereien, Schimpfereien, Felddiebstähle u. s. w.

Ebenso individuell charakteristisch, aber dem Gegenstand nach noch interessanter und ein ehrwürdiges Zeugniß für den tüchtigen Geist des Bürgerthums sind die verschiedenen Bestimmungen, Anordnungen und Einrichtungen, die sich auf Kirche und Schule beziehen. Auch hier war die Periode von der Reformation bis 1618 die gesegnetste und reichste, und das kleine oberpfälzische Städtchen hat selbst nach heutigem Maßstab wahrhaft Großes in der Pflege der Volksbildung durch Kirche und Schule geleistet. Das wurde alles mit einem male rasirt, als die Jesuiten und Kapuziner unter dem Schutze der liguistischen Soldateska einzogen, denn wenn auch dem Namen nach noch mehrere Schulen fortbestanden, so brachten sie es doch eben zu keiner andern Existenz als zu einer solchen dem Namen nach. Um das Wesen und Treiben der Gegenreformation zu begreifen, dient nichts besser als eine Vertiefung in das Detail, wie es die Specialgeschichte allein bieten kann. Insofern hat die Abtheilung dieser Ortsgeschichte, welche die gewaltsame Wiedereinführung des Katholicismus behandelt, zugleich auch einen universalhistorischen Inhalt. Der Verfasser, wahrscheinlich selbst Katholik, hat hier aus allen ihm zugänglichen Quellen, namentlich aus den officiellen und officiösen Schriften der Jesuiten ein Bild gezeichnet, das niemand ohne tiefste Erregung der Seele betrachten wird. Die unerhörten Frevel an den heiligsten Gütern und Interessen der Menschheit, die in diesem kleinen Landstädtchen eines vergessenen Winkels von Deutschland verübt wurden, das Gewebe von bösartiger Brutalität und heimtückischer List, womit hier ein rathloses und eingeschüchtertes Häuschen umgarnt wurde, die gänzliche Unterbindung und Zerstörung aller edeln Theile des zwar kleinen, aber einst doch so gesunden und gediegenen Organismus, die hier für alle Zeiten schonungslos durchgesetzt wurde — das alles spiegelt nur im Kleinen, aber eben deshalb um so wirkungsvoller und greller, was durch weite Landschaften unsers Vaterlandes damals geschehen ist und was bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgehört hat, eine eiternde Wunde an unserm Volkskörper zu sein.

Der Verfasser nennt überall die Sachen und die Dinge bei ihrem rechten Namen, obgleich er, wie eben erwähnt, Katholik zu sein scheint und nirgends ein inneres Interesse oder auch ein tieferes geschichtliches Verständniß für die Sache der Reformation zeigt. Von da an konnte es auch in Schwandorf geschehen — wie es überall nach gleichen Vorgängen geschehen ist —, daß die Erbauung einer Wallfahrtskirche mit erdichteten Wundern und die Herbeirufung der Väter Kapuziner, die Gründung und Dotirung eines Klosters für sie die wichtigsten Ereignisse der weitern Geschichte des Orts bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts bilden. Die Freiheit der Bürger, die Triebkraft der städtischen Gesetzgebung und Selbstverwaltung, die Waffenfähigkeit und Wehrkraft der Bevölkerung, die Sorge für Kirche und Schule als Volksbildungsanstalten: dies und

tausend andere große und schöne Dinge sind untergegangen. Dafür hatte man jene Wallfahrtskirche und die Kapuziner, die durch ihre bekannten populären Künste, wenn man dies edle Wort so misbrauchen darf, ja auch Geld und Menschenverkehr in das Städtchen brachten, dafür hatte man jährliche und halbjährliche Processionen auf den Kreuzberg, nach Langenfeld u. s. w.

Die gegebenen Umrisse mögen genügen, um das Lehrreiche und Interessante auch eines scheinbar so ganz localen Stoffs darzuthun. Der Verfasser hat sich jedenfalls damit ein Verdienst um die Wissenschaft erworben, das um so höher anzuschlagen ist, je mehr äußere Schwierigkeiten aller Art bei solchen im gewöhnlichen Wortsinn höchst undankbaren Arbeiten überwunden werden müssen. Wir wünschen ihm guten Fortgang in seiner Unternehmung. Um sie einer möglichsten Vollkommenheit näher zu bringen, dürften vielleicht einige Bemerkungen hier noch am Platze sein. Wie billig, sind die meisten der benutzten Quellen aller Art nur auszugsweise der fortlaufenden Erzählung eingeflochten. Es würde die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Materials sehr erhöhen, wenn dies nicht in einer oft etwas freien Uebersetzung, sondern urkundlich treu in der Sprache des Originals geschähe. Durch erklärende Anmerkungen könnten auch die gewöhnlichen Leser befriedigt werden, auf die der Verfasser rechnet. Besonders wichtige noch ungedruckte Actenstücke müßten aber ohne eine große Steigerung des Umfangs in einem besondern Anhang vollständig gegeben werden. An solchen größern und kleinern Verstößen und Unrichtigkeiten kann es in einer derartigen Arbeit nicht fehlen. Der Localhistoriker ist namentlich immer da in Gefahr, wo er von seinem engen, ihm völlig vertrauten Gebiet auf ein anderes oder gar auf das weiteste der allgemeinen Geschichte herübergreifen muß, wozu er doch so oft genöthigt ist. Fühlt er sich selbst nicht sicher genug, so müßte er auf irgendeine Weise eine wirklich sachverständige Hülfe zu verschaffen suchen. Hier ist dies nicht geschehen, und so sind denn manche wunderliche Dinge stehen geblieben, z. B. daß in dem Westfälischen Frieden den deutschen Landesfürsten das Recht gegeben worden sei, die Religion der Unterthanen zu bestimmen, folglich auch eine Gegenreformation durchzusetzen, ein Recht, das sie bis dahin nicht besessen haben sollten; dahin rechnen wir auch die Anmerkung 4 auf S. 101 über Jan van Weert oder, wie er hier heißt, Jean de Weert, worin der Verfasser auch nicht über Barthold's „Johann von Weert" von 1826 hinausgekommen ist, und anderes Derartige mehr.

„Die staatliche und sociale Gestaltung Frankens u. s. w.", von J. Freiherrn von Rotenhan (Nr. 2), ist ein Buch von ziemlichem Umfange und verheißt durch seinen Titel, einen Beitrag zur Geschichte Deutschlands mittels Darstellung der Geschichte eines seiner größten, schönsten und lebendigst entwickelten Glieder. So berechtigt aber auch die Stellung einer solchen Aufgabe an die Geschichtschreibung der Gegenwart ist, so sehr wir auch geneigt sind, dem wahrhaft patriotischen und gebildeten Sinne, der aus jedem Worte der Darstellung uns wohlthuend berührt, unser volle Anerkennung entgegenzubringen, sowenig können wir doch zugeben, daß es dem Verfasser gelungen ist, seine so große und schöne und wahrhaft edel erfaßte Aufgabe zu lösen. Einmal hat der Mangel an genügenden Detailvorarbeiten geschadet, dann aber auch seine eigene ungenügende Bekanntschaft mit den großen Fortschritten, die auf dem weiten Gebiete der Geschichte — und er will es im weitesten Sinne des Worts gefaßt wissen — namentlich seit den letzten 30 Jahren dieses Jahrhunderts gemacht worden sind. Von der ersten bis zu der letzten Seite treten beide Grundmängel so störend hervor, daß dadurch eigentlich die ganze, gewiß mit vieler Mühe und jedenfalls mit wärmstem Interesse für eine große und heilige Sache gemachte Arbeit unbrauchbar wird. Und zwar nicht blos für die eigentlichen Leute vom Fach, deren es doch immer nur wenige gibt, sondern für jeden Leser. Denn jeder Leser hat das Recht, zu verlangen, daß das, was ihm als geschichtliche Thatsache geboten wird, so weit wahr und beglaubigt sei, wie es der Fortschritt der wissenschaftlichen Kritik und der wissenschaftlichen Forschung und Arbeit überhaupt ermöglicht. Was soll man aber sagen, um weniges aus sehr vielem anzuführen, wenn bei der Darstellung des deutschen oder fränkischen Heidenthums noch der Gott Püstrich, Krodo u. s. w., kurz alle die Gespenster figuriren, die seit Grimm geradezu lächerlich geworden sind; wenn der Ursprung des deutschen Turnierwesens und was damit zusammenhängt noch so dargestellt wird, als enthielten die unverschämten Lügen und Faseleien Rüxner's die volle, historische, urkundliche Wahrheit; wenn selbst auf dem Gebiete, auf dem der Verfasser in jedem Sinne des Worts recht eigentlich zu Hause ist, auf dem Gebiete der Geschichte der freien Reichsritterschaft, nur die antiquirten Sätze der alten Reichsstaatsrechtslehrer wiederholt werden und die neuere, so unendlich weit fortgeschrittene rechtshistorische Forschung gar nicht berücksichtigt ist?

Heinrich Rückert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Lobeck als akademischer Redner.

Auswahl aus Lobeck's akademischen Reden. Herausgegeben von A. Lehnerdt. Berlin, Weidmann. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist bei Besprechung dieser „Reden" nicht weiter nöthig, auf Lobeck's Verdienste und auf seine Bedeutung als Gelehrter, Sprach- und Mythenforscher, als Philolog und akademischer Redner noch besonders aufmerksam zu machen. Auch dem Leserkreis d. Bl. steht er hoffentlich nicht so fern, daß sie nichts von ihm wissen sollten, und es darf dann auch als gewiß angenommen werden, daß jeder, der etwas von ihm weiß, auch gern mehr von ihm erfährt. Dazu dient nun auch die vorliegende „Auswahl" seiner akademischen Reden, die während seines längern Aufenthalts als Professor der Beredsamkeit an der Universität in Königsberg von 1814—60 einen besondern Theil seiner Amtsthätigkeit ausmachten. Lobeck hatte dort nämlich alljährlich zweimal bei den feierlichen Redeacten, welche die königsberger Universität

begeht, am 18. Januar, dem Krönungstage des ersten, und am Geburtstage des jedesmal regierenden Königs (am 3. Aug. und 15. Oct.) die Festrede zu halten. Er hat deren zu den angegebenen Zwecken im ganzen achtzig verfaßt. Dies ergibt sich im einzelnen aus einem der Auswahl voranstehenden ausführlichen Aufsatz (S. 29—70), in welchem der auf dem Titel genannte Herausgeber, der gegenwärtige Director des Gymnasiums zu Thorn, „Lobeck als akademischen Redner" charakterisirt und wobei er gleichsam zu den hier mitgetheilten Reden einen lehrreichen, vieles aufklärenden Commentar liefert. Geschieht dies auch zunächst nur für die Schüler und Verehrer Lobeck's, so werden doch diese Reden auch in einem weitern Kreise Theilnahme erwecken. Freilich gehört dazu die Kenntniß der lateinischen Sprache. Denn ein Theil der in vorliegender Auswahl mitgetheilten vierzig Reden ist in lateinischer Sprache verfaßt und gehalten worden, und kein wahrhaft Urtheilsfähiger wird dies bei einem professor eloquentiae, bei einem Lehrer der altclassischen Literatur an einer deutschen Universität tadeln wollen. Auch empfehlen sich diese in der classischen Sprache des alten Latium gehaltenen Reden durch die Klarheit der sprachlichen Darstellung und die Verständlichkeit des einfachen, ungesuchten Ausdrucks. Wir unterschreiben in dieser Hinsicht ganz und gar das Urtheil des Herausgebers, das er im allgemeinen über diese Reden fällt, daß sie, „leicht verständlich, selbst dem der Sache ferner Stehenden einen willkommenen Einblick in mancherlei Gebiete des classischen Alterthums gewähren, und daß ein jeder den Eindruck empfangen wird, daß hier der edelsten Männer einer aus der Fülle seines Herzens spricht, nicht mit feierlicher Würde und hochtönender Phrase, wie mancher in gleichem Falle, aber stets mit feinem Geist und natürlicher Anmuth und deshalb — nie langweilig". Dies alles gilt von den lateinischen, wie von den deutschen Reden der vorliegenden Auswahl. Im einzelnen behandeln diese Reden die verschiedensten Gegenstände theils aus den Gebieten des Alterthums, theils aus andern näherliegenden Kreisen, und durchgängig ist die Auswahl selbst eine ebenso feine und geschmackvolle, wie die Behandlung und die Wahl der Gesichtspunkte und der Anschauungen, die der Redner dabei einnimmt und festhält. Daher verbreiten auch die Reden in ihrer klaren, classisch durchsichtigen Darstellung über die verschiedenartigsten Gebiete des Wissens und Nachdenkens besonderes Licht. Dies ist um so mehr da der Fall, wo der Verfasser mit der Leuchte seines Wissens das fern voneinander Stehende, in der Geschichte und im Leben der Völker wie in ihrer verschiedenartigen geistigen Auffassungsweise in innern Zusammenhang bringt. Deshalb gewähren die Reden Lobeck's nicht nur einen flüchtigen Genuß, vielmehr bieten sie bleibenden Gewinn auch insofern dar, als sie zu weiterm Eingehen in manche Gegenstände und Gebiete des Alterthums und der neuern Zeit besonders anregen. Wir heben zu diesem Zwecke und zu weiterer Verständigung über die Gegenstände der Reden einige der in deutscher Sprache gehaltenen hervor, die schon an und für sich das Interesse in Anspruch nehmen, z. B. „Ueber den Glauben des Alterthums an eine über den Geschicken der Völker waltende Nemesis", „Wie hoch nach der Meinung des Alterthums der Einfluß einer schönen Naturumgebung auf die geistige Bildung anzuschlagen sei", „Ueber den Hang der Völker des Alterthums zur religiösen Mystik", „Ueber den Glauben der Alten in Bezug auf Fortschritt und Rückschritt", „Verfolgung des freien Worts im Alterthum", „Von der gelehrten Misanthropie", „Ueber politische und kirchliche Restaurationsversuche", „Die Wissenschaft, das Menschenwürdigste, und die Griechen, ihre edelsten Pfleger", „Restaurationsversuche auf dem Gebiete der Wissenschaften". Die lateinischen Reden führen noch tiefer in die Kreise des classischen Alterthums ein und befriedigen das Interesse des gebildeten Lesers in einer oft überraschenden Weise. Für die Philologen und solche, die ihm geistig näher stehen, sind von besonderm Interesse die reichhaltigen Mittheilungen des Herausgebers über den literarischen Nachlaß desselben, welche geeignet sind, tiefere Blicke in das geistige Leben des Mannes zu gestatten, und die namentlich von seinem unermüdlichen Fleiße und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit rühmliches Zeugniß ablegen. 3.

Werke über Gesang.

1. Kurze Anleitung zum gründlichen Studium des Gesanges von Ferdinand Sieber. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 15 Ngr.
2. Aphorismen aus dem Gesangsleben. (Didaktisches, Humoristisches, Polemisches.) Von Ferdinand Sieber. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 15 Ngr.

Durch Veröffentlichung einer ganzen Reihe größerer und kleinerer Werke über Gesang und Gesangunterricht hat sich der Verfasser der vorliegenden Schriftchen schon seit längerer Zeit einen weiter verbreiteten Namen erworben. Wie auch das Vorwort des ersten besagt, entstand dasselbe dadurch, daß der Verfasser in der „Neuen Zeitschrift für Musik" eine Reihe alphabetisch nach dem Inhalt geordneter Aufsätze unter dem Titel: „A-b-c der Gesangskunst", erscheinen ließ. Die günstige Aufnahme derselben veranlaßte zu weiterer Veröffentlichung als selbständige Broschüre, und auch diese fand solchen Anklang, daß unter anderm infolge eines Aufrufs der holländischen „Cäcilia" 1856 eine Uebersetzung in das Niederländische erfolgte. In der vorliegenden neuen Auflage ist die alphabetische Anordnung beibehalten, einige Abschnitte aber sind neu hinzugefügt, andere vergrößert oder umgearbeitet, andere wiederum mehr zusammengezogen. Von den meisten dieser jetzt vielfach auftauchenden Schriftchen gilt das Wort: „Prüfet Alles u. s. w." In jedem Falle aber, mag man nun mit den Ansichten des Verfassers ganz oder nur theilweise übereinstimmen, enthält das Schriftchen viele anregende Einzelheiten.

Noch mehr gilt dies von dem unter dem Titel „Aphorismen" veröffentlichten Schriftchen, in welchem sich Sieber in völlig zwangloser, meist witzig-geiselnder Weise über die auf seinem Gebiete eingerissenen Verirrungen und Misbräuche ergeht, andererseits aber auch manche direct beherzigenswerthe Anregung gibt. Dergleichen Nadelstiche fördern of

mehr als alle noch so weisen Schulregeln, denn sie haben das Verdienstliche, massenhaften Ballast zu beseitigen, welcher unsere Sänger an technisch wie geistig vollendeter Abrundung ihrer Leistungen hindert.

3. Erfahrungen und Rathschläge für angehende Sänger und Gesanglehrer mit besonderer Berücksichtigung schlechter oder verdorbener Stimmen sowie der Krankheiten der Stimmorgane von Hermann Zopff. Leipzig, J. Schubert. 8. 8 Ngr.

Da der Titel schon den ganzen Inhalt angibt, so hätten wir so gut wie gar nichts hinzuzufügen, wenn uns dieser Inhalt nicht, so gering auch der Umfang des Büchelchens, durch seinen Reichthum an Erfahrungen und neuen Gesichtspunkten wahrhaft überrascht hätte. Der Verfasser muß mit einem wahren Bienenfleiße aus allen möglichen Werken alles Aneignungswürdige gesammelt und an seinen Schülern, wie er selbst sagt, mit besonderer Vorliebe an schlechten Stimmen, ausprobirt haben, weil man an diesen nothgedrungen viel stichhaltigere Erfahrungen mache. Manche Rathschläge zur Verbesserung schlechter Stimmen erscheinen höchst seltsam, aber wir wollen gern der Bitte des Verfassers entsprechen, darüber nicht eher zu urtheilen, als bis wir dieselben ebenfalls ausprobirt haben, und nicht übersehen, daß wir hier zum ersten mal eine für schlechte oder verdorbene Stimmen geschriebene Gesangschule vor uns haben. Was uns aber ferner hohe Achtung abnöthigt, das ist der wahrhaft wissenschaftliche Geist, mit dem der Autor seinen Stoff auf Grund tieferer physiologischer und medicinischer Studien durchdrungen hat; seine Rathschläge basiren auf tiefer Kenntniß der Functionen des menschlichen Körpers, und besonders der Abschnitt über naturgemäße Heilung der Krankheiten der Stimmorgane, über die Diätetik derselben, ist als wesentliche Bereicherung der betreffenden Literatur hervorzuheben. Auch ist das Büchelchen mit einer Menge kleiner, sehr handlicher Notentabellen und Solfeggien ausgestattet, und hat uns besonders die aus den neuesten Forschungen mit dem Kehlkopfspiegel resultirende Tabelle über die Register in hohem Grade interessirt. 22.

Ein Jungfernroman.

Diese Ueberschrift ist etwas kühn. Denn in dem Roman, von dem ich „singen und sagen“ soll, spielt weder eine Jungfer die Hauptrolle, noch ist er von einer Jungfer verfaßt. Aber wenn man die erste Rede eines neuen Parlamentsmitgliedes dessen Jungfernrede nennt, warum sollte man den ersten Roman eines neuen Mitgliedes der Schriftstellerwelt nicht dessen Jungfernroman nennen dürfen? Der Roman trägt den Titel:

Vitibuck. Roman von Adolf Katsch. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wer, was ist Vitibuck? Vitibuck ist ein Berg, auf dem Hans von Graffenberg, nach allerlei Schicksalen, als Veit Graffen oder Bruder Veit sein Dasein als Einsiedler beschließt. Seine in Diamanten bestehende bedeutende Hinterlassenschaft vergräbt er am Fuße einer siebenstämmigen Weißbuche jenes Bergs. Glücklicher Finder ist nach 100 Jahren der lustige Oberschauer Herr Zachäus, der gern Reisen macht, und der Gedichte herausgibt, um — o Mirakel! — Reisekosten herauszuschlagen! Er sieht in einem Wirthshause ein Gemälde ehrwürdigen Alters, ein Porträt, und es fällt ihm auf, daß es dem Bruder Veit ähnlich sehe. Wie so? Hat er denn jenen Klausner gekannt? Unmöglich; aber letzterer ist ihm eines Nachts als Gnom erschienen: der Rahmen des Porträts soll einem neuen Platz machen, und dabei entdeckt man ein dahinter verborgenes starkes Heft beschriebener Papiere. Auf dem obersten Blatte steht, daß der Finder Universalerbe sei und den vergrabenen Schatz, dessen Versteck auf dem letzten Blatte genau beschrieben wird, zu heben habe.

Der erste Band des Romans enthält in erster Hälfte die tragische Jugend- und Familiengeschichte des Herrn von Graffenberg, des spätern Bruder Veit, also des Erblassers, und in zweiter Hälfte des Herrn Zachäus Lust und Leid. Das erste Kapitel des zweiten Bandes behandelt das Drum und Dran der Auffindungsgeschichte des Manuscripts. Von da ab bis zum letzten Drittel des dritten Bandes reicht das Manuscript mit den Erlebnissen Hans Graffenberg's und seiner Anna, und im letzten Drittel „Durch Nacht zum Licht“ theilt Herr Zachäus mit einem noch lebenden Urenkel Veit's, einem gewissen Graffen, mit welchem, sowie mit seiner Familie der Leser im Verlauf der Bände hier und da in Beziehung gesetzt wurde, das Vermögen. Das Ganze schließt somit zu allseitiger Zufriedenheit und obendrein mit etlichen Hochzeiten des jüngsten Nachwuchses.

Ein Kunstwerk bessern Stils ist der Roman nicht, er entbehrt sowol organischer Gliederung als auch sorgsamer Feile. Er ist eine Mosaikarbeit, als solche reich an schönen Einzelheiten, an Stellen, aus denen der Geist und das Wissen seines Verfassers oft überraschend hervorleuchtet. Einzelne Episoden und das ganze Manuscript (an und für sich ein etwas veraltetes Hülfsmittel der Erzählung!) sind zu ausgedehnt und lassen beim Leser eine rechte Wärme für die Entwickelung schwer aufkommen. Leserinnen mache ich auf die reizende Beschreibung von Anna's Wuchs aufmerksam (I, 51). Mit der Liebe Anna's geht es etwas schnell. S. 64: „Anna, liebst du mich?“ — „Ja, ich liebe dich!“ — „Immer?“ — „Immer!“ S. 97 liegt ein Mann auf dem Schmerzenslager, der S. 90 bereits gestorben. Aber dergleichen kann dem Besten passiren. Schlimmer ist, daß von S. 109—149, auf 40 Seiten, nichts passirt als Vorbereitungen zu einem Sonntagsausflug en famille. Die breitgeschlagene Spukromantik ist doch auch veraltet und zudem etwas aufdringlich vorgetragen. Die lange politische Debatte von S. 261 ab wäre als Leitartikel einer Zeitung am Orte, nicht aber als Unterredung mit der Geliebten. Die Irokesenabenteuer des dritten Bandes hätte ich dem Autor auch lieber erlassen, wenigstens in der vorhandenen breiten Ausführung. Wesentlich sind sie doch nicht.

Alles erwogen, sind die meisten Fehler der Dichtung keine, welche aus Mangel an Geist, Idee, Erfindungs-

gabe, Schilderung u. s. w. hervorgehen, sondern Fehler des noch ungeordneten Reichthums an diesen schönen Gütern. Erstlingswerke geistreicher Schriftsteller gleichen ja fast immer den sogenannten „französischen Suppen", d. h. die einzelnen Ingredienzien schmecken gut und charakterisiren den originellen Compositionsversuch eines begabten Kochs, aber das Ganze würde wohlschmeckender sein, wenn es einfacher und verkochter wäre.

Der Roman, als Ganzes betrachtet, könnte befriedigen, wenn das Manuscript in den übrigen Erzählungsstoff hineingearbeitet wäre. Wie er jetzt vorliegt, befriedigt der Roman nur zwei Klassen von Lesern; diejenige, welche gern nach „pikantem Salat" greift, ohne höhere Ansprüche zu machen, und diejenige, welche zwischen den Zeilen die dichterische Kraft des Autors, die Zukunftsfähigkeit seines Talents herauszufühlen vermag und demselben daher den Augenblick gern zugute hält. Zu letzterer Klasse zähle ich mich diesem Product gegenüber. In diesem Sinne befriedigt er mich, und in diesem Sinne darf ich sagen, daß Adolf Katsch sich mit ihm aufs vortheilhafteste in die deutsche Romanliteratur eingeführt hat.

Hugo Oelbermann.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Friedrich Bodenstedt hat seine Stellung als Dramaturg des münchener Hoftheaters wieder aufgegeben. Vielleicht singt uns Mirza-Schaffy nächstens ein Lied über die Theaterzustände in Tiflis. Ueberhaupt ist die Dramaturgenstellung, die, eingeklemmt zwischen Intendanz und Direction auf der einen und Regie auf der andern Seite, unmöglich Gedeihliches wirken kann, in jüngster Zeit mit Recht in Miscredit gekommen. Eine berathende Stimme ohne jeden executiven Einfluß wird überall leicht entbehrt werden; denn es hängt nur vom guten Willen ab, ob und inwieweit man auf sie hören will. Wo man die Absicht hat, eine hervorragende dramaturgische Kraft für die Bühne fruchtbar zu machen, da möge man ihr auch die Initiative einräumen und sie mit einer maßgebenden Stellung bekleiden. Dadurch nur hat Dingelstedt in München und Weimar so Bedeutendes für die deutsche Bühne leisten können; dadurch hat Laube auf die Ausbildung der Schauspielkunst selbst einen so durchgreifenden Einfluß gewonnen, und Männer wie Putlitz in Schwerin, Bequignolles in Wiesbaden, dem die uneingeschränkte Leitung des Schauspiels dort übergeben ist, Meyern in Koburg-Gotha können noch jetzt Fruchtbringendes für die neuere dramatische Literatur und für die darstellende Kunst durch Förderung eines künstlerischen Ensemble durchsetzen.

Ein Dramaturg, wenigstens nach der frühern Auffassung dieser Stellung, hatte die Pflicht, über die eingehenden Stücke sein Urtheil abzugeben, sich mit den Schauspielern über die Auffassung ihrer Rollen zu verständigen, hier und dort nachhelfend in das Studium einzugreifen, auch bei den Lese- und Theaterproben sich mit gutem Rath und weiser Auslegungskunst zu bethätigen, ferner als Wörterbuch zu dienen, das man nachschlägt, wenn man mit der Aussprache der Namen auf einem gespannten Fuße lebt, oder als geschichtliche Encyklopädie, bei der man sich Raths erholt, wenn die für die praktische Kunst wichtigsten Fragen der Geschichtswissenschaft, die nach dem Porträt oder Costüm, die Gemüther der darstellenden Künstler beunruhigen.

Dem Anschein nach war ein solcher Dramaturg das Factotum oder vielmehr das Orakel der Bühne. Doch mit den Orakeln ist's in der neuesten Zeit eine misliche Sache, wo jeder seinen delphischen Dreifuß bei sich im Hause hat, am mislichsten beim Theater, wo die heiligen Eichen von Dodona das Rauschen verlernt haben und nur auf die Coulissen gemalt sind.

Macht geht vor Weisheit — das ist in der gemalten Welt so wie in der wirklichen, und auch die andere Sentenz paßt auf das Theater: Es ist unglaublich, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird! Was soll daher ein weises Orakel hinter den Coulissen? Es kommt hinzu, daß der Ausspruch des Montecuculi: Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und wieder Geld, der jetzt in Bezug auf die Kriegführung seine Bedeutung verloren hat, noch immer von der Theaterführung gilt, daß aber gerade die dramaturgische Weisheit mit diesem obersten Satz meistens in eclatantem Zwiespalt lebt.

Der Dramaturg liest die eingehenden Stücke und bezeichnet einzelne mit der ersten Nummer. Intendanz und Direction halten seine Weisheit in Ehren; aber sie geben die Stücke nicht, sie versprechen sich keinen Kassenerfolg von ihnen oder sie gefallen ihnen ganz einfach nicht. Ist da der Dramaturg nicht überflüssig?

Er studirt den Schauspielern die Rollen ein, wenn er überhaupt das Zeug dazu hat. Er muß dazu nothwendig einen lehrhaft überlegenen Ton annehmen, doch der Darsteller erkennt mehr oder minder laut seine Berechtigung nicht an, denn er ist sich bewußt, das alles aus eigenen geistigen Mitteln weit besser leisten zu können. Muß er doch die Rolle nehmen, wie sie ihm paßt — und er kann, wenn er einen Shakspeare'schen Helden spielt, nicht als ein fleischgewordenes Kapitel aus Gervinus über die Bühne stelzen, daß man den weitbauschigen Commentar um seine Leistung herumschlottern sieht. Paßt er nicht zu seiner Aufgabe, so wird er sie schlecht spielen, und wenn ihm ein Gervinus von morgens bis abends nachliese und sich noch des Nachts zu ihm ins Bett legte, um ihm fortwährend zu souffliren, was Shakspeare wollte. Doch auch auf die berechtigten Winke wird er nicht achten, auf Winke, die, wenn sie der machthabende Bühnenleiter ertheilt, gewiß vom vortheilhaftesten Einfluß auf die Durchführung seiner Rolle sein würden; doch wozu auf einen Dramaturgen hören, der ihm weder nützen noch schaden kann? Bekanntlich sind diejenigen Weltbürger am einflußlosesten, denen die Fähigkeit versagt ist, schaden zu können. Dies gilt aber von der kleinen Weltbühne des Theaters in ganz besonderm Grade. Autorität ohne Weisheit wird angebetet wie das goldene Kalb; Weisheit ohne Autorität mag sehen, wo sie bleibt! Ist da ein Dramaturg nicht überflüssig?

Er besetzt die Rollen, doch der Regisseur ändert ab, was ihm beliebt; er wünscht bei den Proben diese oder jene Anordnung, Stellung, Gruppirung: der Regisseur schüttelt sein Kaleidoskop — und alles steht umgekehrt. Er wünscht Mondschein: der Regisseur nimmt Neumond an, weil es zu viel Mühe macht, Beleuchtungseffecte anzubringen, oder weil der lichtgetränkte Trabant der Theaternächte sich nicht in einem erleuchtungsfähigen Zustande befindet. Ist da der Dramaturg nicht überflüssig?

Nur wer die Macht hat, hat das Recht. Dieser Lassalle'sche Satz, der in Bezug auf politische und sociale Verhältnisse als eine Art Blasphemie von dem Rechtsbewußtsein verabscheut wird, findet bei dem Theater eine uneingeschränkte Anwendung. Deshalb keine Dramaturgen — sondern dramaturgisch gebildete Machthaber, Intendanten oder technische Directoren, die in ihrem Wirkungskreise keinen Widerspruch zu dulden brauchen.

Gegenwärtig sind die Intendanzen in Hannover und Dessau erledigt. Hoffen wir, daß die Wahl bei ihrer Wieder-

leitung auf künstlerisch strebsame und gebildete Persönlichkeiten zählt, welche auch der modernen dramatischen Literatur zu ihrem Rechte verhelfen und Oper und Ballet, diese theuern Lieblingskinder der Höfe, mindestens nicht auf Kosten des Schauspiels bevorzugen, das, wie die Hauptbücher aller Directionen nachweisen, wesentlich dazu beitragen muß, durch seine soliden, nicht mit Herstellungskosten beschwerten Erträge das Gleichgewicht des Budgets zu erhalten. Es entspricht sehr wenig dem demokratischen Zug der Zeit und den berechtigten Anforderungen der Nation, daß man das Heil der dramatischen Kunst und Dichtkunst immer wieder von den Hoftheatern erwarten muß. Doch solange es keine **Stadttheater** im eigentlichen Wortsinn, das heißt den Städten gehörige, auf Kosten der Communen und zu ihren künstlerischen Ehren verwaltete und geleitete Bühnen gibt, bleiben die Hoftheater der einzige Halt der dramatischen Kunst. Die jetzige politische Krisis wird dies in überzeugender Weise lehren. Man kann von einem Theaterdirector, der doch im wesentlichen Geschäftsmann ist, keinen Opfermuth verlangen. Ein Theaterdirector muß zwar in vieler Hinsicht ein dickes Fell haben; doch das Talent desselben zum Märtyrerthum darf man mit Recht bezweifeln. Viele werden sich jetzt ihres guten Rechts bedienen und, kommt es zum Kriege, ihre Kunstbuden zuschließen. Dem Vernehmen nach wird schon jetzt in Breslau auf Theilung gespielt — und doch steht der Krieg erst vor der Thür. Dies geschieht in einer Stadt von 160000 Einwohnern! Viele andere große Stadttheater wackeln schon lange wie hohle Zähne — der Krieg wird sie ganz ausreißen. Dann sind die armen Schauspieler frei wie die Vögel in der Luft, und auch tüchtige hochgebildete Kräfte vermehren nur das große arbeitslose Proletariat, das eine solche Krisis im Gefolge hat. Wie ganz anders, wenn die Bühnen städtisch, permanent, von den Städten selbst wie andere Institutionen gehalten und garantirt würden! In ernster Zeit fällt der Kunst gerade eine große Aufgabe zu! Der Privatunternehmer ist im Gegentheil darauf angewiesen, alles was **zieht**, gleichgültig mit welcher Kraft, hervorzusuchen, und müßte er sich die „Sündflut" aus Paris verschreiben und einige hundert ertrinkende Evastöchter dazu mit den plastisch-mimischen Tricotreizen. Mit den großen Leidenschaften drängen sich in bewegter Zeit auch die gemeinen Instinkte hervor — es ist Sache der nationalen Leitung, die ersten über die letzten triumphiren zu lassen. Ihr Städte, schützt die Kunst und die Künstler, nehmt die Theater in die Hand, macht sie zu Nationalinstituten — das ist der Ruf, der dringlichst in der jetzigen Krisis an euch ergeht!

Zur Literatur der italienischen Dialekte.

In Nr. 23 d. Bl. f. 1865 gedachten wir unter dieser Aufschrift des im vorigen Jahre in Mailand erschienenen „Saggio di uno studio sopra i parlari vernacoli della Toscana" von Gherardo Nerucci. Abermals ist uns ein ähnlicher Versuch zugekommen, der sich mit den Volksdialekten von Welschtirol beschäftigt und als Schulschrift des Gymnasiums zu Roveredo unter dem Titel: „Studi sopra i dialetti volgari del Tirolo italiano", ebendaselbst im Druck erschienen ist. Der Verfasser der Schrift ist der dortige Gymnasiallehrer Prof. Ch. **Schneller.** Wir können dieselbe als einen ebenso interessanten als werthvollen Beitrag zur tiefern Erforschung und Kenntniß der italienischen Dialekte bezeichnen, der die Beachtung der deutschen Sprachforscher in um so höherm Grade verdient, je mehr der Verfasser die Gelegenheit benutzt hat, im Dialekte der Welschtiroler auch germanische Elemente nachzuweisen. Die gegebenen Nachweise führen ohne weiteres auf den innern Zusammenhang zurück, der mit dem in den sogenannten „sette communi" von Vicenza noch heutzutage üblichen deutschen Dialekte stattfindet und in früherer Zeit auch mit dem in den „tredici communi" im Veronesischen gewöhnlichen deutschen Dialekte stattfand, die man bekanntlich mit zurückgebliebenen Ueberresten alter cimbrischer Niederlassungen in Verbindung brachte. Der hier behandelte Gegenstand ist von um so größerer Wichtigkeit, je mehr seine Auffassung und Behandlung an das gesprochene und in der unmittelbaren Umgangssprache des Volks lebende Wort sich anschließt. Die Ergebnisse der Untersuchung äußern daher auch ihren Einfluß auf die Erörterung und Entscheidung der Frage wegen der Nationalität der Welschtiroler, wie sie zugleich auf manche geschichtliche und culturhistorische Seite im Leben des Volks ihr eigenthümliches Licht werfen. Vorgefaßte Meinungen von angeblich celtisch-römischer Abstammung der italienisch redenden Tiroler können auch nach den Studien des Verfassers jenen Einfluß in Ansehung der Nationalität nicht schwächen oder gar abweisen. Indeß ist das sprachliche Interesse der vorliegenden „Studi" der eigentliche Schwerpunkt der ganzen Sache. Ihre Behandlung wendet sich theils der innern Wortbildung des Dialekts, theils der etymologischen Worterklärung zu. Der den größern Theil der Schrift umfassende „Saggio di un vocabolario comparativo" ist von besonderm Interesse, und die hier gegebenen etymologischen Erklärungen gewähren der eingehendern Beschäftigung mit diesem Gegenstande ein reiches Feld und manche unerwartete Befriedigung, auch wenn einzelne etymologische Vergleiche die Grenzen einer erlaubten Kühnheit überschreiten. Weiteres erwarten wir demnächst von den Bemühungen des Verfassers für Vergleichung der Dialekte Welschtirols und Oberitaliens, sowie für die etymologische Beleuchtung deutscher, mehr oder weniger volksthümlicher Wortformen. Auch der Literatur der Volkssagen und Volkslieder des italienischen Tirol werden diese Bemühungen zugute kommen.

Ein Brief G. A. Bürger's.

Die erste Ausgabe von Bürger's Gedichten erschien bekanntlich 1778. Der Dichter wohnte damals in Wöllmarshausen bei Göttingen und schrieb von da aus an seinen Freund und Verleger den folgenden charakteristischen Brief.

W. d. 5. Mai 1778.

Der bekränzte Titel ist ein ..... titel, monsieur Superklug! Der mit diesem Zeichen ⌑ sähe viel gescheidter aus. Meinethalben, du alberner Geselle! Um des Ducatens willen ersuche ich Herr Stöckern nochmals an der Subscr. Liste das beste zu thun. Ich wünschte daß die Einlage „Entschuldigung" hinter dem Subscr. Verz. angehängt werden könte.

Die Kupfer kommen paginirt zurück. Ich höre von Sprengel, daß Ihr schon paginirt habt. Da solte euch der T. hohlen. Denn ich habe, um die Kupfer nicht alle auf einen Klump zu stellen, eines auf eine andere paginam verlegt, als wovor es anfangs als Vignette stehen solte. Zu pag. 29 schickt sichs sehr gut. Um Gottes willen! macht mir auf die lezte keinen Schweinkäse.

Den Rev. Bog. wil ich Hr. Stöckern auch noch einmal bestens empfehlen, denn der wilde Sprengel macht mir soviel Spectakel, daß ich nicht weiß, ob ich einen Kopf habe oder nicht. Adio! G. A. B.

Eine Reihe anderweitiger Episteln Bürger's an J. Ch. Dieterich, welche ebenso derb und mitunter sehr cynisch, auch mit originellen Randzeichnungen verziert sein sollen, ist der Dieterich'schen Buchhandlung vor Jahren abhanden gekommen: möchte der gegenwärtige Besitzer sie wenigstens publiciren!

Bibliographie.

Pflanz, J. A., Der Freihof. Ein Beitrag zum Volksschulwesen und zur Volksbildung. Rottweil, Deggingert. Gr. 8. 5 Ngr.

Plank, C., Politische Geschichte Württembergs von der Kaiserwahl Rudolphs von Habsburg bis zu dem preußischen Bundesantrag vom 9. April 1866 auf wiederholte Einberufung einer deutschen Nationalversammlung. Stuttgart, Koch. 8. 18 Ngr.

Spielhagen's, F., gesammelte Werke. Neue, vom Verfasser veranstaltete, revidirte Ausgabe. 1ster Bd. Berlin, Janke. Br. 8. 10 Ngr.

Wichert, E., Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Winckell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi. Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

Berg, Karl Heinrich Edmund von. Die Staatsforstwirthschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jester, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von C. H. E. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Püschel, Alfred. Kurzgefaßte Forst-Encyklopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter. Für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer u. s. w. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

— Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

In demselben Verlage erschien:

d'Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feinern Angelkunst. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cartonn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. **Julius Wenck,**

Director der herzoglichen Gewerbschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbststudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue wohlfeile Ausgabe der

Schiller-Galerie

von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

In 10 Lieferungen zu je 12 Ngr.

Erste und zweite Lieferung.

Um der mit Recht so allgemein beliebten „Schiller-Galerie" von Pecht und Ramberg den Weg in die weitesten Kreise des Volks zu eröffnen, veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Ausgabe derselben in Octav zu dem außerordentlich wohlfeilen Subscriptionspreise von nur 12 Ngr. für jede Lieferung. Allen Verehrern Schiller's ist hierdurch Gelegenheit geboten, gegen eine geringe monatliche Ausgabe diese werthvolle, des Dichters würdige Illustration der Schiller'schen Werke sich anzuschaffen. Jede der 10 Lieferungen enthält 5 Stahlstiche mit erläuterndem Texte.

Die erste und zweite Lieferung sind in allen Buchhandlungen vorräthig, und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Tübingen. Im Verlage der H. Laupp'schen Buchhandlung — **Laupp & Siebeck** — ist soeben erschienen:

Aesthetik

von

Dr. **Karl Köstlin,**

ord. Professor der Philosophie an der Universität Tübingen.

Zweite Hälfte. 1. Lieferung.

(Bogen 23—44.)

Größtes 8. Brosch. 2 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 20 Ngr.

Der hier erschienene Theil des Köstlin'schen Werks enthält die Aesthetik des Universums. Er gibt zum ersten mal eine vollständige, mit steter Rücksicht auf die Naturwissenschaft behandelte Darstellung des ganzen Kreises der Formen und Erscheinungen der Natur (Plastik der Körperwelt, Licht, Farbe, Ton), sowie der einzelnen Naturgebiete (unorganische und organische Welt).

Wir können das ungeachtet streng wissenschaftlicher Haltung allgemein faßlich geschriebene Buch jedem Gebildeten, auch Frauen, die sich für die Aesthetik interessiren, empfehlen.

Die erste Hälfte hat denselben Preis!

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sonne und die Astronomie

von **K. Nagy.**

8. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser verfolgt in diesem Werke einen selbständigen Weg bei seiner Darstellung der Naturgesetze und tritt dam[it] vielfach bisherigen Anschauungen entgegen. Seine Forschun[gen] erstrecken sich über die verschiedensten Theile der Astr[o]nomie und der Physik, und erscheint daher das Werk als ei[n] wichtiger Beitrag zur Aufhellung mancher noch dunkeln Punk[te] auf diesen Wissenschaftsgebieten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 14. Juni 1866.

Inhalt: Neue „Kleine Schriften“ von David Strauß. Von Rudolf Gottschall. — Unterhaltungsliteratur. — Zur deutschen Special- und Landesgeschichte. Von Heinrich Rückert. (Beschluß.) — Ein philosophisches Gespräch. Von David Asher. — Ein neues System des deutschen Staatsrechts. Von Aurelio Buddeus. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue „Kleine Schriften“ von David Strauß.

Ein Autor wie Strauß, der so voluminöse Antecedenten aufzuweisen hat, wird gewiß nicht in Verdacht einer besondern Vorliebe für den Essay und das Feuilleton gerathen. Er gehört nicht zu denen, die es lieben, ihr Holz klein zu hacken. Gleichwol erscheint bereits die zweite Sammlung „Kleine Schriften“, ein Beweis dafür, daß, wo gehobelt wird, Späne fallen. Eine auf das Große und Ganze gerichtete Thätigkeit läßt noch Schnitzel und Abfälle übrig, die ebenfalls ihren Werth haben. Die neue Sammlung führt den Titel:

Kleine Schriften von David Friedrich Strauß. Neue Folge. Berlin, F. Duncker. 1866. 8. 2 Thlr.

Wenn wir dieselbe durchblättern, können wir gleichwol das Bedenken nicht unterdrücken, daß in diesen literarischen Mixed-pickles und Tutti-frutti der Grundsatz: Varietas delectat doch auf die Spitze getrieben ist. Die Zusammenstellung macht einen bunten, fast kaleidoskopischen Eindruck: literarhistorische Skizzen, Leichenreden, Familienreminiscenzen, politische und unpolitische Gespräche, Novellen — es gemahnt wie ein literarischer Ausverkauf. Hierzu kommt, daß der Werth des Mitgetheilten durchaus kein gleichmäßiger ist. Wo die Physiognomie des Autors indeß scharf hervortritt, wie dies wol meistens der Fall ist, da erfreuen wir uns an der Gediegenheit, Bestimmtheit und Klarheit, welche die Darstellungsweise von David Strauß charakterisiren und in allen seinen Schriften einen so harmonischen und wohlthuenden Eindruck machen.

Gleich die erste und umfangreichste Abtheilung der Sammlung gibt sich als ein Fragment, welches doppelt bedauern läßt, daß der Autor es in solcher Form zum Abdruck gebracht und damit auf die Vollendung verzichtet hat. Strauß selbst sagt in der Vorrede:

Nahezu die Hälfte des Raums nimmt eine Jugendgeschichte Klopstock's ein. Sie ist das Bruchstück einer beabsichtigten Klopstock-Biographie; wie diese selbst nur das erste Stück einer Reihe von deutschen Dichterleben sein sollte, die ich vor sieben Jahren zu schreiben im Sinne hatte. Mein Absehen ging auf die drei Paare: Klopstock — Wieland; Lessing — Herder; Goethe — Schiller. Dabei wollte ich anschaulich machen, wie theils innerhalb der Paare jedesmal der zweite Mann die Ergänzung des ersten ist; theils die Paare unter sich in der Art eine Stufenleiter bilden, daß, nachdem das erste Paar durch das zweite beseitigt und der Grund tiefer gelegt ist, in dem dritten sich das erste in höherer und reicherer Weise wiederholt. Von der französischen Conventionspoesie losgerissen, eröffnet sich die deutsche Dichtung der Neuzeit, wie billig, mit dem höchsten Idealismus in Klopstock; dessen Fleischlosigkeit aber einen Gegensatz, wie die Wieland'sche Sinnlichkeit, die auch alsbald wieder nach den französischen Mustern zurückgreift, nothwendig fordert. Während vor Lessing hierauf weder Klopstock's hohle Idealität, noch Wieland's niedriger Realismus bestehen, sofern er auf Shakspeare als das Muster und auf den recht verstandenen Aristoteles als den Gesetzgeber einer höhern, vollern Kunst verweist, und für das Drama nach diesen Grundsätzen gearbeitete Musterstücke selbst liefert: wird seine verstandesscharfe Kritik durch Herder's Gefühligkeit und nachschaffende Einbildungskraft ergänzt, der seinerseits die Schätze der Volks- und Völkerpoesie für uns erschließt. Und indem nun alle Hoffnungen und Verheißungen für die deutsche Dichtung in Goethe sich überschwenglich erfüllen, läßt er doch an seiner Seite noch für einen Schiller Raum, der in gewissem Sinn ein größerer Klopstock, ihm — man darf freilich nicht sagen als einem höhern Wieland, aber doch wieder als der Idealist dem Realisten gegenübertritt. Näher zugesehen übrigens sind es doch nur zwei, nicht drei Rangstufen, worein diese zugführenden Genien sich ordnen. Gerade die Hälfte von ihnen, mit dem dritten Paare nämlich auch einen Mann des zweiten, hat das deutsche Volk als Classiker im engsten Sinne in den Olymp des modernen Geistes erhoben. Und merkwürdig, wie in diesem neuen Olymp noch immer jene Typen gelten, welche die plastische Phantasie des Griechenvolks in dem alten als die Urbilder der verschiedenartigen menschlichen Trefflichkeit aufgestellt hat. Oder denken wir uns nicht unwillkürlich in unserm deutschen Dichterhimmel Goethe als den ruhig thronenden, alles überschauenden Vater Zeus; Schiller als den kühn vorschreitenden Apollon, auf dessen Schulter der Köcher klingt; Lessing aber (wie ihn der formende Künstler auch unbewußt dargestellt hat) als

. . . des Atlas beredten Enkel,
Der die rohen Sitten der neuen Menschheit
Klug durch Sprache bildete, sammt der edlen
Schule des Ringkampfs — ?

Aber anzufangen hatte ich mit Klopstock, und dazu ließ ich mich Vorarbeiten zum Theil wenig lockender Art nicht verdrießen, wie sie noch in weitschichtigen Excerpten vor mir liegen. Lustig ging ich hierauf an die Ausarbeitung; bis ich mich durch den Mangel eines, wie mir schien, wichtigen Documents aufgehalten fand.

Wir erhalten also die Jugendgeschichte Klopstock's, welche mit seiner Reise nach Kopenhagen abschließt. Der Verfasser des „Leben Jesu" ist bekannt durch den Fleiß seiner Forschungen, durch die Unermüdlichkeit, mit welcher er allen Quellen seiner Stoffe nachspürt, durch die freie kritische Herrschaft über dieselben. Ungründlichkeit werden ihm auch seine Gegner nicht zum Vorwurf machen können. Nimmt man hierzu seine klare Darstellungsweise, welche den pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten durchsichtig widerspiegelt, so stellen diese Vorzüge seinen Beruf für die literaturgeschichtliche Biographie außer Zweifel. Sein „Hutten" und andere Werke haben mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden. Doch gerade für die Darstellung der neuern deutschen Literaturgeschichte ist Strauß besonders befähigt, indem sein unparteiisches und feinfühliges Geschmacksurtheil, das sich in der Schule Lessing's heranbildete, auch zur Abwägung der Verdienste unserer Classiker in ihrem gegenseitigen Verhältniß die geeigneten Gewichte besitzt. Das Bedauern, das wir über die Nichtvollendung des beabsichtigten Werks empfinden, ist daher größer als der Genuß, den uns das vorliegende Bruchstück gewährt.

Im ganzen erscheint unsern Zeitgenossen die Persönlichkeit Klopstock's in so dämmernden Umrissen, daß eine Ausfüllung derselben schon deshalb willkommen sein muß. Der Sänger des „Messias" verflüchtigt sich zu einer Idealgestalt, welche mit seinem Helden den Mangel an Fleisch und Blut gemein hat. Der jugendliche Dichter der ersten Gesänge des christlichen Heldenepos entsprach aber durchaus nicht diesem Charakterbilde, das man sich durch seine Dichtung gleichsam durchzeichnet; er zeigt im Gegentheil, wie wir aus den Briefen der Zeitgenossen ersehen, profane Züge, welche selbst seine Verehrer damals überraschten. Klopstock, der Aelteste von 17 Geschwistern, war bekanntlich der Sohn des Commissionsraths Klopstock in Quedlinburg, wo er 1724 geboren wurde. Da sein Vater später ein Gut an der Saale pachtete, so fand der Knabe Gelegenheit, sich in frischer Luft zu tummeln, und bildete sich mit den Genossen zu einem recht naturwüchsigen Wildling aus:

> Man hing sich Stieren an den Schweif, die, mit einem Stecken gereizt, den kecken Jungen im Kreise herumschleuderten, daß ihm Hören und Sehen verging; man badete im Fluß, trotz des Verbots der ängstlichen Mutter, und der Vater ermahnte, nur nicht zu ertrinken; man sprang früh vor Tag (davon freilich wußte auch der Vater nichts) mit den beiden Hunden, Schäfer und Satan, über die Hofmauer, um in den Wäldern des Nachbars Baron mit dessen Söhnen Hasen zu jagen.

Später, nachdem das Pachtunternehmen nicht die gewünschten Resultate gehabt, zog sich die Familie wieder nach Quedlinburg, wo Klopstock auf dem Gymnasium geringe Fortschritte machte. Anders war es in Schulpforta, wohin er später gebracht wurde (6. November 1739). Hier legte Klopstock einen festen Grund in Betreff der alten Sprachen, erwarb sich die vertraute Bekanntschaft mit ihren Formen, sog den Geist des classischen Alterthums ein, was ihm später bei seinem Bemühen um Neu-
belebung der deutschen Poesie sehr zu statten kam.
in Schulpforta, wo die Dichtkunst im Schw
dichtete auch Klopstock Idyllen, die sein Jug
Janozki in seinen „Kritischen Briefen" als wohlg
zeichnet, Oden, denen eine natürliche Zärtlich
danken, glücklicher Reichthum an neuen Bildern
ständige Ausführung zugeschrieben wird. Ueb
ten Klopstock's Gedichte eine stille und gesetz
und nahmen das Gemüth mit einer süßen Reg
Seine Abneigung gegen die Sprachwissenschaft
und gegen die Philologen, welcher er später
„Gelehrtenrepublik" so rücksichtslosen Ausdruck g
sprach er schon damals mit Entschiedenheit au
werden Züge von Charakterfestigkeit berichtet,
durchs Leben hindurch bewahrt hat. Er selbst
übrigens noch im hohen Alter, daß er auf Sch
den Plan zu seinem „Messias" beinahe ganz
habe. In seiner lateinischen Abschiedsrede sprach
dem Wesen und Berufe des epischen Dichters;
den Deutschen Vorwürfe, daß sie diesen höchst
bisjetzt versäumt:

> So dringt der Ruhm epischer Dichtung immer
> unsere Grenzen vor; aber herüber kommt er nicht.
> er noch die kalten Nordländer besuchen, als er die
> blickt. Jedes Volk in Europa wird mit dem Namen
> dendichters prangen; nur wir Deutsche, träg und
> gefühl, werden eines solchen auch dann noch entbehr
> rechter Unwillen ergreift meine Seele, wenn ich die
> sucht unsers Volks in diesem Stücke wahrnehmen m
> Beschäftigung mit elenden Tändeleien suchen wir
> des Genies; durch Gedichte, die zu keinem andern
> entstehen scheinen, als um unterzugehen und nicht
> wagen wir, ganz unwerth des deutschen Namens,
> Unsterblichkeit erringen zu wollen." Wie kühn
> Vorfahren in den Waffen! Ja auch wir noch sind
> losophie, in den Wissenschaften überhaupt, nicht
> wir streben empor, selbst das stolze Ausland erke
> nur die Dichtkunst scheint bei uns dazu verurtheilt,
> würdigen Händen berührt und am Boden gehalten
> Werfet mir nicht ein, wir haben doch Dichter, die
> Mittelmäßigkeit erheben: ich rede hier vom Heldenge
> höchsten Werk der Poesie, und ein solches hat von
> ten noch keiner geschaffen.

Ja, er kündigt bereits den Sänger der Zu
indeß ist wol kein Zweifel, daß er die folgende
Apostrophe an sich selbst gerichtet hat:

> Sollte jedoch vielleicht unter den jetzt blühenden
> Dichtern derjenige noch nicht zu finden sein, welch
> ist, sein deutsches Vaterland mit diesem Ruhme zu
> o, so brich an, du großer Tag, der uns diesen Sän
> ken soll; nähere dich schneller, o Sonne, der
> schauen und mit freundlichem Antlitz zu bestrahlen
> wird! Tugend möge ihn, und mit der himmlischen
> eint, Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Vor
> erschließe sich der Natur ganzes Feld und der anbe
> gen Religion andern unzugängliche Höhe; selbst
> hunderte Reihe bleibe ihm nicht ganz verhüllt und
> diesen Erzieherinnen werde er gebildet, der Mensch
> sterblichkeit, Gottes selbst, den er vornehmlich preisen

So fertig war der Dichter bereits, als er
verließ, fertig mit seinem Lebensplan, den er
führte, ohne auf sonderliche Hemmnisse zu sto

eigentliche Sturm- und Drangperiode hat Klopstock nicht durchgemacht; er verlor sich nie im Gestrüpp, sondern ging immer den gebahnten geraden Weg. Daß er mit seinen Empfindungen sich zunächst an ein Mädchen wandte, welche dieselben nur im geringen Maße erwiderte, warf weder sein Leben noch sein Dichten aus der geebneten Bahn, sondern befruchtete seine etwas monotone Poesie mit einem ein wenig dissonirenden Motiv, das ihr nur zu statten kam. Marie Sophie Schmidt, die Fanny der Klopstock'schen Oden, eine Dame von stolzem Wuchs und imposantem Aeußern,

Schön wie ein festlicher Tag, frei wie die heitre Luft,
Voller Einfalt wie du, Natur —

die Schwester eines Universitätsfreundes, hat sich das Verdienst erworben, gerade durch die geringe Begeisterung, mit der sie den Huldigungen des Dichters entgegenkam, seinem Pegasus einen Sporn gegeben zu haben, der ihn zu höhern Flügen reizte. Die Beziehungen Klopstock's zu dieser spröden Schönen werden von Strauß mit derselben Klarheit geschildert, mit der er irgendeinen Mythus in seine Bestandtheile aufzulösen weiß. Von gleich trefflichem literarhistorischen Pragmatismus, der natürlich ein erschöpfendes Quellenstudium zur Voraussetzung hat, zeugen die Abschnitte, in denen Strauß die „Deutschen Literaturzustände vor Klopstock's Auftreten", seine „Dichterischen Entwürfe" und „Die ersten Wirkungen des Messias" schildert.

Doch wir wenden uns zu der glänzendsten Episode in Klopstock's Jugendleben, welche durch seine bekannteste Ode verherrlicht ist und welche auch Strauß ausführlich und anziehend schildert: zu dem Besuch, den der Dichter in Zürich machte, indem er einer Einladung Bodmer's folgte. Diese Episode illustrirt sowol den Charakter des Dichters scharf genug, als sie auch zu Parallelen mit der Gegenwart auffordert, namentlich was das Verhältniß der Poeten zum Publikum betrifft.

Man konnte es den Literaturfreunden und Literaturfreundinnen der damaligen Zeit nicht übel nehmen, wenn sie sich unter dem jungen Dichter der „Messiade" einen [illegible], etwas erdfremden Schwärmer dachten, der, in das Anschauen seiner über Wolken schwebenden Gestalten versunken, für alles, was auf Erden kreucht und fleucht, kaum einen beachtenden Blick übrighatte. Schon der Halberstädter Dichter und Dichtermäcen Gleim mußte indeß, nachdem er Klopstock's persönliche Bekanntschaft gemacht, bekennen, daß er sich ein falsches Bild von dem Dichter entworfen hatte. „Was ist Klopstock für ein fürtrefflicher Mann", schreibt er; „ich habe mir ihn immer wie einen Homer mit der Miene eines Propheten vorgestellt: wie schön ist es, daß er auch ist wie unsereiner." Und paßt die folgende, bei Gleim spielende Scene, der Klopstock noch mit 72 Jahren eine Ode „Der Wein und das Wasser" gewidmet hat, nicht eher für einen Epikuräer und Dithyrambendichter, als für den heiligen Sänger?

Im Gartenzimmer des Weinschenken saßen sie bei altem Rheinwein, während im Garten die Rosen in voller Blüte standen. Sich davon Kränze zu winden, war diesmal dem deutschen Anakreon nicht genug: im Einverständniß mit dem Wirthe wurde vielmehr alles, was von Rosen im Garten zu finden war, gepflückt, und Boden und Tisch damit bestreut, sodaß die Flasche nur noch halb, die Gläser kaum noch daraus hervorragten. So unter Gesang und frohem Gespräch verstrich die Nacht; das Wachslicht brannte noch auf dem Tische, und die Trinker hatten die zweite Flasche noch nicht geleert, als schon die Morgensonne in die Fenster blickte. Jetzt brachen die Freunde auf, Klopstock mit der Kerze in der Hand, die er unterwegs ausblies.

Auf seiner Reise nach Zürich, die er mit den Genossen in einem Reisebriefe den zurückbleibenden Freunden schilderte, bleibt Klopstock in gleicher Weise seiner anakreontischen Stimmung getreu. In Nürnberg will er durchaus schöne Mädchen sehen, macht der artigen Schwester einer Blumenmalerin im Atelier derselben den Hof, ohne mehr Eindruck zu machen wie auf Fanny, und gedenkt mit einer etwas frivolen Wendung der Schwaben, welche die Freude, zwar nicht die Göttin edler Herzen, aber doch so etwas ihr Aehnliches kennen. In Schaffhausen schreibt er: „Ich habe den Nymphen des Rheinfalls ein Gelübde gethan, Wein an ihren Ufern zu trinken; bald werde ich es erfüllen!" Wein und Mädchen bilden für ihn die Staffage aller Schöpfungswunder. Gewiß sehr schön und menschlich — doch für den Sänger des großen Erlösungsepos befremdend genug. Noch ungünstiger für diesen gestaltet sich freilich das Bild, welches der Mitreisende Sulzer in dem gemeinsamen Reisebrief von ihm entwirft. Während Mädchen und Wein doch noch zum poetischen Inventar aller Zeiten gehören, verfallen die charakteristischen Eigenschaften, die hier von Klopstock hervorgehoben werden, der baarsten Prosa. Quandoque dormitat Homerus — doch Klopstock soll von 24 Stunden $17^1/_4$ verschlafen haben. Und gerade von einem apokalyptischen Sänger erwartet man eher visionäre Nachtwachen, da Visionen selten dem verschlafenen und ausgeschlafenen Geist, meistens dem schlaflos Ueberreizten erscheinen! Auch der Appetit des Dichters ging über das Manna der Wüstenheiligen und Styliten hinaus. Bei Gelegenheit einer schäferlichen Mahlzeit von saurer Milch im Thüringischen schreibt Sulzer: „Unser epischer Dichter hat dabei gezeigt, daß er nicht ein bloßer Dichter ist; er spülte die Schüsseln aus und zeigte dabei so viel Genie als in seinen Gedichten."

Schon vor seiner Ankunft hatte Klopstock bei Bodmer brieflich angefragt, ob auch für seinen Umgang geeignete Mädchen um den Weg seien, eine Frage, welche Bodmer etwas beunruhigte. Er suchte nun aus der Noth eine Tugend zu machen und zu verhüten, daß der Jüngling in unrechte Hände falle. Deshalb sollten sein Freund Heß und dessen junge Frau diese Seite seines Verkehrs überwachen und ihm die Fannys von Zürich zeigen. So wurden die weiblichen Wesen in Zürich, welche die Klopstock'sche Dichtung zu empfinden wußten und würdig schienen, den Dichterjüngling anzuziehen, ausgewählt, zunächst zum Zweck jener Spazierfahrt auf dem Zürichersee, welche in der deutschen Literaturgeschichte so berühmt werden sollte. Man gesellte sich paarweise; unserm Dichter, der

an diesem Tage vielleicht sein rothes Sommerkleid anhatte, wurde die anmuthige junge Frau des Anstifters der Partie, des Dr. Hirzel, als Partnerin zutheil. Doch die schwarzen Augen der Schwester des jungen Kaufmanns Schinz machten ihn bald den blauen seiner Partnerin untreu:

Sie war das jüngste und schönste Mädchen der Gesellschaft, und ihre Aehnlichkeit mit einer frühen Kinderliebschaft zog den Dichter noch besonders an. Er sagte ihr das und noch viel anderes Schöne; worauf sie ihm zu bedenken gab, wie hoch derjenige von ihr geschätzt werden müsse, der sie zuerst gelehrt habe, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen. Er küßte die reizende Schülerin, die ihr Auge in ehrerbietiger Verlegenheit niederschlug: offenbar wußte sie mit ihrer Vorstellung von dem heiligen Sänger die Galanterien des poetischen Jünglings, den sie jetzt vor sich sah, nicht recht zu reimen. Und wie er ihr erst vorgekommen sein mag, als der muthwillige Werdmüller aus ihrem Handschuh eine Cocarde auf Klopstock's Hut machte?

In einem Dorfe, vier Stunden von Zürich, machte man Mittag, trank mit tiefer Ehrfurcht auf das Wohl der göttlichen Fanny, und brach nach Tische dann nach einer reizenden Halbinsel, die Au, auf, wo man im Eichenwald wandelte. Als es wieder zu Schiff ging, erreichte Klopstock's Untreue gegen Madame Hirzel, wie er selbst bekennt, den höchsten Grad; denn er führte Demoiselle Schinz statt ihrer ins Schiff. Auf einem andern kleinen Inselchen, wo nur für fünf Freunde mit ihren Schönen Raum war, eroberte der Dichter noch von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß. Ueber die ganze Seefahrt schreibt er an Schmidt: „Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf einmal als diesen schönen Tag gefreut." Durch sein zwangloses Benehmen und die poetischen Freiheiten, die er sich nahm, hatte Klopstock indeß die weibliche Welt von Zürich erschreckt und namentlich seine Schinzin zurückgestoßen. Der würdige Bodmer aber mochte kopfschüttelnd die Verse seiner eigenen Ode lesen, in welcher er seine Sehnsucht nach Klopstock so schwärmerisch aussprach:

Komm! Offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper
 Auch am Gestade der Sihl und der Limmat,
Daß wir mit unsern Augen das Wunder beglaubigen können,
 Welches für unsere Tage bewahrt war:
Eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen,
 Die des Messias Gedanken zu denken,
Die die göttliche Liebe des menschenfreundlichen Gottes
 In dem unendlichen Umfang zu fühlen,
Und in den herrlichsten Tönen, den würdigsten Kindern der Dichtkunst
 Und Harmonie, zu beleben vermochte!
Hier auch am Ufer der Limmat sind würdige Freunde der Tugend,
 Würdig, die Tugend im Körper zu sehen.

Klopstock's Seele schien sich im Kerker des irdischen Stoffs ganz wohl zu behagen, was Bodmer denn doch befremden mußte. Auch war der Sänger so unartig, sich für Bodmer's „Noachide" gar nicht zu interessiren und stumm und theilnahmlos zu bleiben, als er ihm aus dem Gedichte vorlas. Der „Messias", zu dessen Fortsetzung der gastfreie Bodmer ihm in seinem Hause Muße und Stille geben wollte, rückte kaum weiter. Bodmer stellte den frommen Sänger wegen seines zerstreuten Lebenswandels zur Rede. „Wir haben", sagte er ihm, „in den [illegible] des «Messias» einen heiligen, strengen Jüngling [illegible]tet." — „Haben Sie etwa geglaubt", erwiderte [illegible] „ich äße Heuschrecken und wilden Honig?" Nach [illegible]natlichem Aufenthalt bei Bodmer zog Klopstock [illegible] in Rahn's Haus. Der enttäuschte Dichter der „[illegible] entwarf darauf in einem Briefe an einen Freund [illegible] des Gesammtbild von Klopstock's Lebenswandel in [illegible]

Er lebte hier ganz dissipirt. Die jungen Herren [illegible]nem Alter, die mit ihm auf dem See gewesen, [illegible] täglich Gesellschaften. Er aß hier oder dort zu Mittag, [illegible] zu Nacht, blieb die ganze Nacht durch daselbst und [illegible] folgenden Morgen nach Haus; ging spät zu Bette [illegible] noch später auf. Er trinkt sehr stark und mag den [illegible] vertragen, wiewol mit vielen Beschwerden seines Magens [illegible] vergnügtesten war er, wenn er bei Mädchen [illegible] sagt, er hätte ein großes Vergnügen, die Charaktere [illegible]chen auszuforschen. Auf der Seefahrt hatte er [illegible] kennen gelernt, deren Unschuld und natürlichen [illegible] mein bewunderte. Es schien, daß er in rechtem [illegible] wäre. Er gab es nur für Galanterie, die mit seiner [illegible] Langensalz sich sehr gut vertrüge. Er hat an dieser [illegible] Geliebte, die ihn, wie er sagt und schreibt, vor [illegible]müthig mache und undankbar gegen seine Liebe sei; [illegible] begegnet sie ihm, das Eheversprechen ausgenommen, [illegible]schaftlich. Sie schreibt verständig und geistreich. . . . . [illegible] sich ordentlich bei ernsthaften Männern, zu denen ich [illegible]gen mußte, ennuyirt. Keine Neugierigkeit über die [illegible] und Civilverfassung von Zürich oder von andern [illegible] Keine Neugierigkeit, die Alpen von weitem oder in der [illegible] zu betrachten. Wenn Sulzer den tubum (von der [illegible]nen Bodmer'schen Wohnung aus) nach den Schnee[illegible] richtete, so war der seine nach den Fenstern der Stadt [illegible] Kein Verlangen, meine Bücher u. s. w. zu sehen, [illegible] zu lesen. Ein halbes Dutzend galopins hatten [illegible] ihn von mir zu führen. Er schien in meinem Hause [illegible] meiner Gesellschaft düster und verdrießlich. Bei den [illegible] Herren war er ganz badin. Herr Breitinger ist [illegible] gekommen; aber bisher hat er ihm nicht einen Besuch [illegible] Von égards, von considération, weiß er sehr wenig. [illegible] hat mich nicht selten an seinem Rücken stehen lassen, [illegible] Jünglingen seine ganze Aufmerksamkeit gegeben hat. [illegible] über Tische oder beim Nachtessen allein bei ihm war, [illegible] ich ihn fragen, wenn er reden sollte, und seine [illegible] ganz launisch. Erst ward er gesprächiger, wenn er [illegible] Mädchenbesuch heimkam oder fröhlich getrunken [illegible] versteht weder Englisch noch Italienisch. Seine [illegible] schwach, und er fürchtete sich schier vor der Gelehr[illegible] vor der Pedanterei selbst. . . . Er ist höflich genug [illegible] Manieren; doch nach der Höflichkeit der leipziger [illegible]

Man wird den Widerspruch, der zwischen [illegible]ter Klopstock und dem Menschen Klopstock [illegible] wenn wir diese treffliche Schilderung seines zür[illegible]enthalts lesen, wol im allgemeinen damit erklären, daß ein jugendliches Dichtergemüth vor allem [illegible] ist für die Eindrücke, die ihm entgegentreten. [illegible]habene Stoff beflügelt seine Muse; die Anmuth [illegible] Schönheit und des frischen Lebens regt sein [illegible] seine Sinne an. Ueberhaupt wenn der Dichter [illegible]ßen Wechselgeschäfte mit den Musen hinter sich [illegible] er im Leben nur klein Courant aus. Ein Mi[illegible] seine Millionen zu Hause, wenn er spazieren [illegible] erscheint wie jeder andere Sterbliche. Doch [illegible] abgesehen haben wir der Beispiele genug, daß [illegible]

Mensch sich keineswegs in solcher Weise decken, wie unsere moralisirenden Aesthetiker behaupten. Großer Reichthum der Phantasie, Empfänglichkeit, Beweglichkeit, die Gabe, sich in andere Charaktere und Situationen zu versetzen, sind für den Dichter unerlaßlich. Doch starke Charaktere sind nur stark durch die Einseitigkeit des Wollens, durch die von keiner Reflexion angekränkelte Festigkeit der Thatkraft, durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihre Zwecke verfolgen. Es sind dies Gegensätze, die sich ausschließen. Mit Recht behauptet Rümelin, daß Shakspeare im Hamlet sich selbst geschildert habe. Hamlet ist eine Dichternatur. Wenn nun nach dem neuesten Modedogma die Poeten an sich selbst arbeiten sollen, um tüchtige Individuen und ganze Kerle zu werden, so sind sie ohne Zweifel als Menschen und Christen hierzu verpflichtet. Nur darf man sich nicht der Illusion hingeben, als würde ihnen damit alles andere von selbst zufallen, und mag zur Abkühlung an das bekannte geflügelte Wort: „Gute Leute und schlechte Musikanten", erinnern.

Bei Klopstock findet indeß der erhabene Gesang und das verliebte Wesen, das messianische Priesterthum und die profane Courmacherei noch ein vermittelndes Band in der Empfindsamkeit, welche in seinem eigenen Naturell wie in der Zeitrichtung lag. Die „Messiade" ist eine empfindsame Dichtung, die von der schlichten und markigen Kraft der Evangelien ebenso weit abliegt, wie von Milton's und Dante's großartiger Plastik. Der sentimentale Teufel Abbadona hat schon früh zahlreiche Anfechtungen nicht blos von ehrlichen Theologen, sondern auch von allen, welche keine Zwitterwesen der Phantasie vertragen, erdulden müssen. Ja in demselben Zürich, in welchem Klopstock von der jeunesse dorée und von den ehrwürdigen Vertretern der Literatur so begeisterte Anerkennung fand, schrieb später der Maler Füßli an Merck: „Den größten Theil von Klopstock's Andachtsreden hole Gott und beinahe alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel! Die facultas lacrimosa, dieses Schönpflästerchen der deutschen Poesie, die teleskopirten Augen, unnennbaren Blicke und der ganze theologische Hermaphroditismus sind vergänglichere Lumpen als die, auf welche sie gedruckt sind." Die facultas lacrimosa ist indeß von einer gewissen Leichtlebigkeit gar nicht so himmelweit getrennt. Ist doch nichts rührender als die französischen Demi-Monde-Dramen!

Ein zweiter Punkt, der uns ins Auge fällt, wenn wir Klopstock's Jugendleben verfolgen, ist die Empfänglichkeit, welche das Publikum, vorzugsweise Mädchen und Frauen, damals der Poesie entgegenbrachte. Der buchhändlerische Absatz, den die Meisterwerke Klopstock's und Goethe's anfangs fanden, darf deshalb gewiß nicht überschätzt werden. Bei Klopstock fehlen uns die nähern Daten. Doch welche gerührte, begeisterte Zuhörerschaft versammelte sich um die vorlesenden Dichter! Wie kalt und nüchtern erscheint dagegen der Beifall der modernen Theecirkel, welche noch etwa der veralteten Sitte huldigen sollten, außer dem Confect auch Poesie zum Thee zu genießen! Als Klopstock und Gleim in Magdeburg den reichen und gebildeten Kaufmann Bachmann besuchten, da entwickelte sich in dem Garten auf der Elbinsel ein echt poetisches Leben:

> Klopstock bewohnte mit dem Hofprediger Sack, der, früher in Magdeburg angestellt, jetzt aus Berlin herübergekommen war, eins der kleinen Gartenhäuser. Besonders die Frauen- und Mädchenwelt war es hier, die sich um den Messiasdichter drängte. Sie saßen im Ringe um ihn her, von einem Kreise von Männern eingeschlossen; er mußte ihnen von Lazarus (Semida) und Cidli vorlesen, und sie belohnten ihn mit ihren Thränen. Der junge Dichter fand, „daß es eine ungemein süße Sache sei, wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und verehrt wird". Auch was er von Abbadona noch weiter handschriftlich ausgearbeitet hatte, mußte er lesen, und es wurde unter Sack's Vorsitz eine förmliche Berathung über das fernere Schicksal des rührenden Teufels gehalten. Der Beschluß fiel zu seinen Gunsten aus: der Dichter sollte sich schriftlich zu seiner Beseligung verbindlich machen; aber Klopstock hielt seine poetische Freiheit aufrecht und verweigerte die Unterschrift. Sofort kam Madame Sack mit Abdrücken und Abschriften Klopstock'scher Oden hervor, selbst solcher, von denen dieser meinte, daß nur Bodmer sie besitze; und besonders zwei, natürlich eben die rührendsten von denen an Fanny, sollte der Dichter selbst vorlesen. Das vermochte er nicht; Gleim las sie endlich, und er „verbarg sich hinter den Reifröcken und Sonnenschirmen". Man fragte ihn nach Fanny, man wollte wissen, begreifen —: er versicherte, sie stehe noch weit über seinem Lobe, und blickte auf die in Rührung schwimmenden Augen um ihn her „wie in die Elyseischen Felder".

Der Sinn für Poesie ist allerdings in unserer Zeit ein bei weitem schwächerer geworden! Und wie könnte dies auch anders sein, wenn gänzlich unpoetische Geister, denen die Musen ausgeblieben sind, die Literaturgeschichte schreiben und Tonangeber der kritischen Meinungen geworden sind! Fehlen doch auf unsern Universitäten die Lehrstühle für neuere Literatur, für Poetik und Geschichte der Poesie; wird doch auf unsern Gymnasien die moderne Poesie nur beiläufig mit in Betracht gezogen! In allerjüngster Zeit finden sich zwar überall Anläufe zum Bessern und wo sich Begeisterung für poetisches Schaffen zeigt, da ist sie im ganzen gesunder, als sie in jener Epoche empfindsamer Hingebung war.

Strauß hat seiner „Jugendgeschichte Klopstock's" zwei kleine Beilagen hinzugefügt, von denen die erste „Zerstreute Bemerkungen über Klopstock's Messias" bringt, die zweite „Ueber das Metrische in Klopstock's Oden" spricht. Beide enthalten feine Aperçus, namentlich über Fragen der Metrik, wie z. B. über Klopstock's Trochäen im vorletzten Fuße des Hexameters. Strauß hält, mit Voß und gegen Platen, die völlige Ausschließung des Trochäus aus den fünf ersten Füßen des deutschen Hexameters durch den Zwang, den sie auferlegt, für allzu theuer erkauft, und erklärt sich gegen die neugebildeten Odenmaße Klopstock's. Da alle diese Versarten ursprünglich nicht dem Genius unserer, sondern der griechischen Sprache entstammen, so folge augenscheinlich, daß unsere Sprache in Bezug auf dieselben sich nur nachbildend, niemals neubildend oder schöpferisch verhalten könne:

> Ich stelle getrost den Satz auf, daß jedes Versmaß, dessen Schema dem Gedicht vorgedruckt werden muß, um von dem Leser gefunden zu werden, im Deutschen (von Uebersetzungen

ist natürlich nicht die Rede) nichts taugt. Mein Beweis ist der. Ein Gedicht wird nur dann recht genossen, wenn Inhalt und Form, Gedanke und Versmaß, mit- und ineinander aufgefaßt werden Das ist aber bei Gedichten jener Art nicht möglich. Entweder achtet man auf das Versmaß, und verliert den Sinn; oder man achtet auf den Sinn, dann entgeht einem das Versmaß. Beides ineinander kann man nur dann genießen, wenn das Versmaß von der Art ist, daß es, wenigstens dem gebildeten Ohre, sich leicht einprägt; daß ich es beim aufmerksamen Lesen der ersten Strophe von selbst finde, und beim Lesen der zweiten schon auswendig weiß. Und das wird über die gewöhnlichsten Horazisch-Catullischen Maße hinaus nicht leicht der Fall sein; auch bei Klopstock's und Platen's selbsterfundenen Vierzeilen nicht, die das Natürliche und Einleuchtende jener alten Maße selten oder nie erreichen.

Wenn wir „Klopstock's Jugendgeschichte" hinter uns haben, beginnt in dem Werke von Strauß die Olla-potrida von Abhandlungen. Der dem Andenken an seine Mutter gewidmete Aufsatz, wie die Leichenrede, die er seinem Bruder hielt, sind insofern von Interesse, als sie zeigen, welche warme Pietät einen Autor beseelt, der lange Zeit hindurch für einen Ogre galt, mit welchem man die Kinder aus dem Schlafe schreckte. Das kleinbürgerlich Idyllische in dem ersten Aufsatze macht einen wahrhaft poetischen Eindruck. Das Charakterbild des Königs Wilhelm von Würtemberg ist scharf skizzirt, ebenso, wenn auch mit der Vorliebe freundschaftlicher Gesinnung, das Justinus Kerner's. Die „Erinnerungen an Möhler, aufgezeichnet von einer verstorbenen Protestantin", scheinen uns nicht recht in die Sammlung zu passen; es sind confessions, wenn man will, pikanter Art, die sich eher im „Zauberer von Rom" poetisch verwerthen ließen. Aus den „Gesprächen", deren Dialog im ganzen scharf und schlagend ist, ersehen wir, daß Strauß in Bezug auf Schleswig-Holstein gute Gründe für die Annexion durch Preußen anzuführen weiß, daß er einem gesunden Krieg als einer moralischen Luftreinigung das Wort redet, daß er sich gegen die Vollendung unfertiger mittelalterlicher Bauwerke, wie des Kölner Dom erklärt, weil in Kunstspielerei vollendet wird, was im frommen Ernst begonnen worden, und daß er sich gegen die Abschaffung der Todesstrafe erklärt — lauter mit Entschiedenheit eingenommene Standpunkte, die nicht minder entschiedene Gegner finden werden.

Ueber „Barbara Streicherin von Aalen", die Geliebte Schubart's, gibt Strauß aus ungedruckten Quellen die Auskunft, daß sie eine Magd gewesen sei, mit welcher Schubart ein Verhältniß gehabt. Hiernach mögen die Romandichter, wie Brachvogel, ihre biographischen Memoirenromane corrigiren. Die Humoreske: „Der Papierreisende", behandelt die Klage des in Tieck-Hoffmann'scher Weise personificirten Semikolons über Vernachlässigung von seiten der neuern Schriftsteller, deren Stil deshalb die Taille fehlt. „Die Göttin im Gefängniß" ist eine Phantasie in Callot's Manier über die aus der münchener Glyptothek verbannten Venusstatuen.

Das ist der bunte Inhalt der Neuen Folge von David Strauß' „Kleinen Schriften". Wir würden sie etwas weniger musivisch wünschen, trösten uns aber damit, daß, wo dieser Autor seinen Papierkorb ausschüttet, wir noch auf den verlorensten Zettelchen eine stilistische Kalligraphie finden, die unwiderstehlich für ihn einnimmt.

Rudolf Gottschall.

Unterhaltungsliteratur.

Edel und Adel. Wüstenleben und wüstes Leben. Roman von Friedrich Volkmar. Erste Abtheilung: Die Kinder der Wildniß. Vier Bände. Zweite Abtheilung: Die Söhne des Adels. Vier Bände. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 8 Thlr.

Wir müssen es uns schon erlauben, in unserer Analyse dieses Romans eingehender zu sein und die Grenze ein wenig zu überschreiten, welche die „Blätter für literarische Unterhaltung" mit gutem Fug den Berichterstattern über bloße — Unterhaltungslektüre gestatten. Denn der Verfasser will uns nicht blos fesselnd unterhalten, sondern auch angenehm belehren und belehrend den Schwachen die Wege der Wahrheit und des Rechts lieb machen und sie zur Pilgerschaft auf denselben stärken. So reiht sich Volkmar würdig den großen Romanschriftstellern unserer Zeit an: Gutzkow, Freytag, Auerbach und wenigen andern, und wenn er uns im Laufe der Zeit noch ähnliche und noch reifere Werke lieferte wie „Edel und Adel", so dürften wir auch sie sicherlich nicht blos als unbestreitbare Vortheile für unsere schöne Literatur bezeichnen, sondern auch als werthvolle Bausteine zur Errichtung der Tempel des vernunft- und sittengemäßen Fortschritts. Unverkennbar strebt der Verfasser diesem Ziele nach, und daß er doch keine bloßen Tendenzromane schreibt, das ist einer der großen Vorzüge seines Werks, die wir bereitwillig anerkennen und um derentwillen wir ihm ein aufmerksames und dankbares Publikum wünschen.

Die acht Bände, aus welchen beide Abtheilungen bestehen, bilden ein ununterbrochenes Ganzes und spielen sich im Laufe weniger Monate ab. Nur gegen den Schluß überspringt der Verfasser einige längere Zeiträume und führt seine Helden nicht blos bis an die Schwelle des mühsam errungenen günstigen Geschicks, sondern zeigt auch, daß und wie sie sich in demselben bewähren, wie die Unedeln aber stets wieder zurückfallen, wie keinerlei directe, nur materielle Wohlthaten im Stande sind, ihnen Begriff und Maßstab des wirklichen, edeln Lebensgenusses und damit ein dauerndes Wohl zu sichern. Auch besonders das „Glück", soweit es nur „Gnadenbrot" des Schicksals ist, wird mit virtuoser Feder geschildert, und bei der scharfen Zeichnung der hervorstechenden Charaktere glauben wir uns oft genug in das tägliche Leben versetzt, während doch nur Romanfiguren und erdichtete Situationen uns umgeben. Der Schauplatz der Geschichte ist theils in den Ländern am Rothen Meere, an der schmalen Verbindungsbrücke von Afrika und Asien, theils im Herzen von Deutschland; die Zeit reicht bis in die neueste Gegenwart, sodaß am Schluß noch Schäden genug aufgedeckt werden können, die für unsere modernsten Misverhältnisse in socialer, kirchlicher und staatlicher Hinsicht bezeichnend sind. Durch das Ganze geht ein lehrreicher Parallelismus

der Lebensformen im Orient und im Occident, ein stetes Anzeigen der Gegensätze, wie sie jenseit und diesseit des Mittelmeers, wie sie beim Christenthume und beim Islam die Aufmerksamkeit des Beobachters erregen.

Der Hauptheld ist Traugott von Hochstern oder Mutabid, wie er seinen Namen arabisch übersetzt hat. Ihm begegnen wir auf den ersten Seiten und nehmen erst auf den letzten und ungern von ihm Abschied. Er ist ein so mit allen Vorzügen ausgerüsteter Mann, so klar, wahr und edel, dabei so energisch, daß wir in ihm bald den dominus tractans des ganzen Romans erkennen. Klägliche Familienverhältnisse und die Junkerhaftigkeit der Kreise, denen er seiner Geburt nach angehört, machen aus ihm, den rechtlichen Erben großer Gütercomplexe, einen „Verstoßenen", der dem Untergange unrettbar verfallen gewesen wäre, wenn seine überaus tüchtige Natur das überhaupt zuließe. Er durchpilgert zunächst den amerikanischen Norden, bricht aber bald nach Aegypten auf, um von dort in die Wüstengebiete sich zu begeben, in welchen er bei einem koptischen Stamme die Sühnung alter Sünden seines Vaters ins Werk setzen zu können hofft. Zwei Jahrzehnte vorher hat dieser mit einem andern Junker bei jenen Stämmen nicht blos verkehrt, beide haben auch glühend schöne Landestöchter geheirathet und sie bei Beginn der Zeit des Ueberdrusses, trotz der den seltsamen Ehen entsprossenen Kinder, schnöde verlassen. Diese Verlassenen, diese Kinder der Wildniß, aufzusuchen und in den Schutz der christlichen Cultur zurückzuführen, ihnen die geraubten Heimatsrechte zu verschaffen, das ist die Aufgabe, die Mutabid, der selbst verstoßene Bruder von Ali und Leila, sich stellt. Ohne irgend erhebliche Anhaltspunkte, nur von den deutschen Behörden in Kairo unterstützt, tritt er seine eigenthümliche Forschungsreise zu den Beduinen an und erfüllt seine Sendung, wenn auch erst nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten und Gefahren, auf das vollständigste und glänzendste; denn am Schluß des letzten Bandes sind Ali, Leila und Abdallah, die Sprößlinge deutscher Junker, die misachteten Findlinge und Bastarde der Wüste, achtungswerthe und wohlbegüterte deutsche Rittergutsbesitzer.

Man erkennt wol, daß Volkmar sich eine nicht blos seltsame, sondern auch schwierige Aufgabe gestellt hat; denn bei diesem steten Verschmelzen der fremdartigen, mit großer Sachkenntniß geschilderten Elemente der Levante mit denen unserer unmittelbarsten Umgebung war es leicht, störende und lächerlich wirkende Fehlgriffe sich zu Schulden kommen zu lassen. Mit virtuoser Sicherheit hat der Verfasser das zu vermeiden gewußt und seine „verwickelten Wirren" so befriedigend entwirrt, daß wir oft vermutheten, er kenne die Länderstrecken von Aegypten bis Palästina aus eigener Anschauung und längerm Aufenthalt an Ort und Stelle.

Dem Romanschriftsteller ist es erlaubt, den Zufall in der Welt seiner Schöpfung eine große Rolle spielen zu lassen, wenn er nur den Deus ex machina nicht allzu häufig zu Hülfe ruft. So finden wir von vornherein bei Mutabid als Diener den als Sklaven aufgewachsenen und stets auf das schnödeste behandelten Abdallah, den ehelichen Sohn des Barons von Wardow, beide energische Naturen und beide in Reitkunst und Turnen und in den Wagnissen des Wüstenlebens wohlbewährt und als Freunde und unbewußte Bundesgenossen eng verbrüdert. Sie werden in den Krieg und das Räuberunwesen der Wüste gedrängt, um den Geschwistern, die Mutabid aufsucht, näher zu kommen. Sie retten einem für todt daliegenden jungen Häuptlinge das Leben, indem sie ihn mit größter eigener Gefahr vom Schlachtfelde rauben — die Situationen dabei sind ebenso wahrscheinlich als anschaulich geschildert —, und dieser Häuptling, durch einen heimtückischen Nebenbuhler verdrängt, ist eben Ali, der gesuchte Stiefbruder Mutabid's. Allmählich errathen und erfahren wir, daß der Vater beider, der alte Baron von Hochstern, aus erster, durch seine Schuld äußerst unglücklicher Ehe einen Sohn, Traugott oder Mutabid, hatte, nach dem Tode der ersten, in bitterstem Herzeleid verstorbenen Gattin eine zweijährige Expedition nach Aegypten ausführte und die dort gesetzlich geheirathete Mirjam (Maria) mit zwei Kindern schmählich in größter Bedrängniß zurückließ, um sofort, diese Ehe als ungültiges Intermezzo behandelnd, in Deutschland eine dritte, aber wieder ebenbürtige Ehe einzugehen — ebenbürtig, aber nicht gesetzlich gültig, weil Mirjam noch lebte, als der alte Baron dieses Ehebündniß schloß, der sich mithin der Bigamie schuldig machte. Dieser dritten Ehe entstammt Arthur, der Prototyp des in Grund und Boden verdorbenen Junkerthums in der engern Bedeutung des Wortes, während eine Tochter dieser Ehe, Adele, trotz der übelsten Vorbilder in der eigenen Familie, den Grundsätzen Traugott's, bürgerlich-fortschrittlichen Grundsätzen, huldigt und als ein ebenso geistvolles wie anmuthiges Wesen vor uns erscheint. Während Arthur stumpfsinnig und nur seinen unedeln, aber adelichen Gelüsten ergeben ist und deshalb in gewissermaßen typischer Weise untergeht, lebt in ihr ein Geist der Ursprünglichkeit und Initiative, der sie, die Vertreterin der Fortschrittsidee im Adelsstande, sowol vor den orientalischen als den bürgerlichen Frauengestalten, so anziehend dieselben geschildert werden, doch in ebenso charakteristischer als vortheilhafter Weise auszeichnet. De gustibus non est disputandum, wir aber geben Adele vor allen Frauen des Romans den Vorzug. Ihre und Arthur's Mutter, deren Ehe schließlich als gesetzlich unzulässig erkannt wird, ist ein wahrer und ekelhafter Abschaum alles dessen, was von bornirtem Adelsstolze und kläglicher Geldspeculation gedacht werden kann, die Heuchelei und Frömmelei in höchster Potenz, keine Spur einer sittlichen Lebensbasis; trotzdem leuchtet es uns ein, daß Adele ihre Tochter und Arthur, der Bube, ihr Sohn sein kann. Wir können derartige Beispiele im täglichen Leben gewahren.

Wir haben bereits in die zweite Abtheilung des Romans vorgegriffen, aber wir können, indem wir zu Mutabid zurückkehren, der noch Leila retten mußte, unmöglich auf alle die tausendfältigen Verwickelungen aufmerksam machen, die Mutabid lösen muß, um seinem Ziele erfolgreich zuzustreben, die aber sämmtlich fesselnd sind.

Er muß beide Stiefgeschwister nicht blos finden, sondern er muß auch genügender Documente habhaft werden, um den Anforderungen der heimatlichen Rechtsverhältnisse und den Bestimmungen des Civilstandes genügen zu können. Dabei muß er seine Geschwister in praktischer Weise vom Islam zum Christenthume überführen, nicht als nüchterner Dogmatiker, sondern als ein wirklich vom Geiste christlicher Ethik und Liebe durchglühter Mensch, und dieser Aufgabe unterzieht er sich in so vortrefflicher Weise, so sachlich und persönlich richtig, daß wir dem Verfasser für diese Partien seines Werks unsere besondere Anerkennung aussprechen müssen. Bei Mutadid ist wahres Christenthum, und bei seinen Jüngern entsteht wahres Christenthum, während auch der Gegensatz nicht fehlt, das heuchlerische Pfaffenthum, gezeichnet in dem pietistischen Candidaten, dem sein Beruf nur Milchkuh ist, der Unfrieden und Unglück in den ihm zugänglichen Familien stiftet, um besser schmarotzen zu können, und dem wir es deshalb recht von Herzen gönnen, daß er schließlich den kürzern zieht. Der Verfasser beweist, daß ihm auch die humoristische Ader nicht versagt ist, wenn er ihr in diesem Werke auch nur spärlichen Fluß gestattet; wir empfanden wenigstens in uns die volle Wirkung, die der Humor hervorbringen soll, als wir die Stelle lasen:

Traugott und Gertrud ritten zusammen, denn die enge Gasse leidet nur zwei Reiter nebeneinander. Traugott blickte die Straße nach dem Jaffathore hin. „Da ist schon wieder jenes Bleichgesicht" (der Pietist, der den Orient durchstreift). Er zog sein Kopftuch herab und wandte sein Gesicht der Begleiterin zu; die Pferde griffen aus. Der so Bezeichnete stand dicht am Reitwege auf dem engen Fußsteig Ruch Ilminak. „Geh zur Rechten", rief Traugott und sprengte dicht an ihm vorüber. „So ein ungeschliffener Beduine lernt doch nimmer Sitte", brummte der Candidat, als er seine bespritzten Kleider ansah. Er stand noch ärgerlich da und wischte seine Kleider ab, als Dietrich an ihm vorüberritt und ihm ein wenig spöttisch seinen Gruß zurief. „Muß auch der dich noch auslachen", brummte der Candidat. Doch er soll es noch kriegen, wenn wir wieder in die Heimat kommen. Werde es schon einzurichten wissen, daß das hohe Consistorium von seinem Rationalismus Wind kriegt.

Diese kleine Stelle, wie unerheblich für sich sie erscheinen mag, wirkt im Romane unvergleichlich. Und recht so! „Schmuz auf ihr Haupt", wie Mirza Schaffy sagt.

In Dietrich, Gertrud und ihrem Bruder, dem Arzte, lernen wir drei weitere interessante Personen des Romans kennen, lebensvoll und wahrheitgemäß in der Auffassung und Darstellung, unserm Kreise, unserer Bekanntschaft, möchten wir sagen, entnommen. Dietrich ist Orientalist und Docent, der in wissenschaftlichen Absichten sich der Reise der Geschwister angeschlossen hat und Leid und Freud der Wüstenzüge mit ihnen theilt, um sich ein tieferes Verständniß des Orients möglich zu machen. Die Geschwister sind reiche Bürgerliche, stehen auf der Höhe der heutigen Cultur und wollen im Orient gelebt haben, um ungestört durch Ferneleid, wie Freiligrath es nennt, der Vorzüge des Culturlebens in der Heimat sich erfreuen zu können. Der Verfasser läßt diese drei schon früh mit Mutadid zusammentreffen, der mehrfach Gertrud aus den bedenklichsten Situationen rettet und bald zu ihr in ein inniges Seelenbündniß tritt. Alle diese bunten Vorgänge sind oft mit wahrer Meisterschaft gemalt, und je mehr wir uns mit den Mitgliedern dieser immerhin abenteuerlichen Gesellschaft befreunden, um so mehr befriedigt es uns, daß Mutadid, der seines Zieles halber sein Incognito noch nicht ablegen darf, von seinen Landsleuten als der verstoßene Traugott von Hochstern errathen und auch seiner Antecedentien wegen von ihnen hochgeachtet wird, noch mehr, daß die Reichthümer der Geschwister zum Theil in Landgütern angelegt sind, die vordem Theile des Hochstern'schen Erbes waren, von dem alten Baron aber leichtsinnig contrahirter Schulden wegen veräußert werden mußten.

Nachdem noch eine größere Reihe orientalisch echter Figuren, Situationen und Vorgänge vorgeführt wurde und die Gesellschaft unserer Freunde noch durch Selma, die frühere Hirtin, eine sehr realistische Mignon der Wüste, ihren Bruder Jusuf, dessen geliebte Lulu und andere vermehrt ist, bewegt sich der Schauplatz nach Aegypten, den Nil hinauf und wieder herab, wobei nicht selten poetische Bilder der mannichfaltigen Trümmerstätten eingeflochten werden. Dabei ist zu bemerken, daß diese Reisen für uns auch dadurch fesselnder werden, daß nicht Locomotiven den Dienst versehen, sondern entweder Kamele oder echt arabische Stuten, die Sabicha, eine Schimmelstute, in die auch der Verfasser verliebt zu sein scheint, wenn er sie z. B. „wie eine Gerte um seinen Schenkel biegt", der Falke, die Zahira u. s. w. Ein Theil der Reisegesellschaft trifft früher in der Heimat ein, um den Sitten des Adels zu um so grellerer Folie zu dienen. Dann kommt auch Mutadid mit den geretteten Kindern der Wildniß und den Documenten, und nun beginnt eine Lösung des Knotens, die zumal in manchen Einzelpartien nicht besser sein könnte. Leila war in Kairo einmal von einem Gouverneur Achmet in seinen Harem entführt, aus dem sie durch verschlagene Listen Abdallah's und kühne Operationen seiner Genossen Ali und Mutadid gerettet wird; in der Heimat wiederholt sich die Entführung, aber von zwei Junkern und zu einer Bordellwirthin hin wird sie nun geführt, und die Junker sind ihr Bruder Arthur und dessen Freund, der junge von Wardow! Auch jetzt gelingt natürlich die Rettung zu rechter Zeit durch unsere Freunde; die Edeln stehen mehr und mehr siegreich den Adelichen gegenüber, sodaß unser modernes Junkerthum das Buch kaum ohne Abscheu lesen wird. Bei diesen letzt erwähnten Scenen ist uns aufgefallen, welch geringen Unterschied der Verfasser zwischen Harem und Bordell macht. Sollte er recht haben, wäre die von Mohammed freigegebene und für die distinguirten Mohammedaner vorschriftsmäßige Vielweiberei, wäre die unwürdige Stellung des orientalischen Weibes wesentliche Ursache der Uncultur in diesen von der Natur so reich gesegneten Gebieten, so möchte der Gedanke wol weitere Unterstützung finden, eine Reformation und Melioration des Islam mit allen irgend zulässigen Mitteln anzubahnen, vielleicht sogar mit gewaltsamen, wie es im Plane des Kaisers Nikolaus gelegen hatte. Aber weder die Russen noch die Franzosen

sind irgend geeignete Reformatoren, und wenn sich nicht die Cultur selbst, von einem klaren und energischen Sultan geleitet, dieser Mission unterzieht und ein zweiter Prophet durch den Fanatismus die Völker beherrscht, wird sie sich kaum noch Bahn brechen können. Was hilft ein Otto, ein Georgios auf griechischem Throne, solange Byzanz schlechtere Herrscher hat, als die letzten griechischen Kaiser waren?

Wir wollen zu unserm Buche nicht zurückkehren, um die schließlichen, durchaus befriedigenden Lösungen vor den Lesern zu entwickeln, und nur sagen, daß sie sämmtlich mit der Logik der Thatsachen und Ethik zusammentreffen und den Eindruck der Befriedigung bei uns hinterlassen. Aber wir wollen noch einige Stellen herausgreifen, um an ihnen erkennen zu lassen, wie der Verfasser schreibt und von welcher Grundtendenz er geleitet ist.

Die sterbende Maria, die Braut Dietrich's, unterhält sich mit der jungen Baronin Adele und sagt:

Nun sieh, Adele, nun kommt die Welt mit ihrer Thorheit und meint: die einen seien berufen als Herren, doch die andern gesetzt als Knechte; auch lehren falsche Prediger, Gott habe die einen erwählt und die andern verdammt, das Bekenntniß scheide und richte die Menschen. Satzung auf Satzung bauen sie, wie die Pharisäer thaten, sie machen Christi Lehre von der Bruderliebe zu einer Schlinge, daß sie in ihrer Heuchelei die Andersdenkenden erwürgen. Das ist die Giftblume, die in Scheinheiligkeit den Tod und nicht das Leben birgt. Weißt du wol, der Vater lehrt: ein Glaube, der nicht in reiner Liebe sich bewähre, sei ein eitel Werk des Hochmuths? Ach, daß dich nicht der Hochmuth der Welt und ihre Heuchelei in die Irre führen; sie treten nahe an dich heran.

An einer frühern Stelle wird über das Christenthum gesprochen:

Ja, das ist gerade das Unglück bei uns Protestanten in Deutschland — klagte der Candidat — wir sind zu sehr von der sogenannten Aufklärung angesteckt. Da meint ein jeder die Lehre zu kennen und verachtet die Segnungen der Kirche. Die Lehre der Kirche, wie wir sie in den Symbolischen Büchern haben, das ist die Säule und die Richtschnur unsers Glaubens. Man wähne nicht, man dürfe ohne Nachtheil für sein Seelenheil davon abweichen.

Da wäre ich nun anderer Ansicht — meinte Dietrich —. So hoch auch mir die Reformatoren stehen, sie waren Menschen und als solche dem Irrthum unterworfen, wir können in ihrem Geiste nur wirken, wenn wir die Gemeinde von jedem Glaubenszwang lösen. Aus dem Born der Schrift sollen wir schöpfen, lehrt Luther, und wie uns das Bild vom Wesen Gottes und seinem Heilsplan, der in Christo sich vollendete, aus ihr entgegentritt, so mögen wir es im Gemüthe hegen und bewahren, dann sind wir wahre Christen. Das Wesen Gottes aber ist die Liebe, die Entwickelung der Geschichte ist die Enthüllung eben seines Wesens, und das Christenthum ist der Grund alles sittlichen Strebens, weil es die Liebe Gottes lehrt und die Bruderliebe fordert.

Das sind doch nur vage Aufstellungen — meinte der Candidat —, alles, auch der Glaube will eine Form haben, denn sonst verfliegt er unsern Blicken, darum gibt uns die Kirche die Form in den Symbolen.

Referent gesteht zum Schluß, daß er den Roman „Edel und Adel" mit Vergnügen seiner Familienbibliothek einverleibt hat, um ihn noch oft wieder zur Hand zu nehmen, zu eigenem Nutz und Frommen und um ihn den Seinigen ebenfalls nicht blos empfehlen, sondern auch hinreichen zu können. Er wünscht, bald weitere Geisteserzeugnisse des Verfassers angezeigt zu finden, denn er glaubt in dem Verfasser einen Charakter gefunden zu haben, wie Mutadid und Dietrich. 15.

Zur deutschen Special- und Landesgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Wir reihen diesen Bearbeitungen der deutschen Special- und Landesgeschichte auch noch die eben erschienene erste Abtheilung des fünften Bandes von Palacky's böhmischer Geschichte an:

3. Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften von Franz Palacky. Fünfter Band. Das Zeitalter der Jagelloniden. Erste Abtheilung: K. Wladislaw II. von 1471—1500. Prag, Tempsky. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Zwar sind wir überzeugt, daß eine Einreihung dieses Werks in unsere allgemeine Rubrik keineswegs im Sinne des Verfassers der Geschichte Böhmens liegt. Ist er doch einer der bedeutendsten Vorkämpfer und auf wissenschaftlichem Felde jedenfalls der bedeutendste für die vollständige Isolirung Böhmens und seiner Geschichte, geht ja doch die eigentliche Tendenz seines großartigen und mühevollen Lebenswerks, dieser Bearbeitung der böhmischen Geschichte, dahin, zu beweisen, daß sein Heimatland zu selbständiger geschichtlicher Entwickelung von der Natur und Vorsehung bestimmt war und blos durch die Tücke des Zufalls, die Bosheit und Schwäche der Menschen zu einem Anhängsel des Deutschen Reichs und Oesterreichs gemacht worden ist. Denn daß es ein Theil Deutschlands sei, wie wir andern uns einbilden, halten die Wächter der czechischen Krone für die größte aller Majestätsbeleidigungen. Wir andern sehen in unserer Einfalt eben nur die Landkarte an, und diese spricht deutlich genug für uns. Wenn es überhaupt einen „geographischen Begriff" Deutschland gibt, und den hat uns selbst ein Metternich als polizeilich erlaubt zugestanden, so ist Böhmen ein nothwendiger Bestandtheil desselben, so gut wie Franken oder Baiern oder Thüringen, und wie die andern innersten Landschaften Deutschlands, seine Kernländer, allerdings nur im geographischen Sinne, heißen mögen. Rechnen wir dazu auch ohne alle weitern Nebengedanken die statistische Thatsache, daß dieses Land von beinahe zwei Millionen deutscher Leute bewohnt wird, die innen und auswendig ebenso schlecht und recht deutsch beschaffen sind wie die andern, die nun einmal für Deutsche gelten, so erhält jene blos geographische Thatsache noch eine sehr belangreiche Bestätigung. Wenden wir uns aber vollends zur Geschichte, ohne ihr mit irgendeinem zugebrachten idealen Ziele Gewalt anzuthun, so sagt sie uns, daß es einst eine Zeit gab, wo eben nur Deutsche im schönen Lande Böhmen wohnten und daß sogar sein in der ganzen civilisirten Welt gebräuchlicher Name dies

beweise. Freilich ist das lange her, und jedenfalls sind die drei Millionen Czechen ebenso wol berechtigt, das Land als ihre Heimat anzusprechen, als es einst die Markomannen und Hermunduren gewesen sind oder gegenwärtig noch ihre Nachbarn aus deutschem Blute.

Wer die spätere Geschichte des halb czechischen, halb deutschen Böhmen ohne alle weitern Tendenzen betrachtet außer der einen, ehrlich und redlich der Wahrheit ihr Recht anzuthun, kommt zu demselben Resultate wie der Geograph und der Archäolog. Böhmen hat zwar viele Jahrhunderte lang es versucht, sich von Deutschland abzuschließen und eine Geschichte auf eigene Hand zu machen, indem es sich bald an die übrige Masse der Slawen, der nächsten Verwandten des einen Bestandtheils seiner Bevölkerung, anzulehnen, bald ganz auf sich selbst zu stellen trachtete. Aber das eine wie das andere misglückte und mußte nach der Nothwendigkeit, nach den fest gegebenen Bedingungen seiner Lage und seiner Culturbeziehungen misglücken. Es ist ihm dadurch eine an dramatischem Inhalt reiche Entwickelung während des Mittelalters erwachsen, die eben deshalb einem weniger an die Sache als an die Form sich haltenden oder einem durch allerlei Vorurtheile geblendeten Auge wie eine ganz selbständige Geschichtsbildung erscheinen mag, während es doch nur ein verunglückter Anlauf dazu war. Sobald sich Deutschland einmal im Beginn des Mittelalters, wir wollen sagen durch Karl den Großen, politisch und religiös consolidirt und einheitlich gestaltet hatte, wirkte auch seine natürliche Anziehungskraft auf Böhmen und dies trat von selbst in der einen wie in der andern Hinsicht in eine von da an nie mehr völlig abgeschüttelte Zugehörigkeit zu seinem natürlichen Körper. Vorher in der Zeit eines Samo und ähnlicher Experimente des Slawenthums sich selbständig zu gestalten, mochte es jene natürliche Zugehörigkeit periodisch ganz vergessen haben. Aber die Weltgeschichte hat auch jene ungeschlachten Experimente ganz vergessen, und nur der todte Buchstabe des historischen Wissens und die Romantik einiger Querköpfe der Gegenwart hat ihnen noch eine Art von Scheinleben gerettet.

Wir wollen den weitern Phasen der böhmischen Geschichte des Mittelalters nicht folgen: wir erinnern nur an die große Revolutionsperiode der Hussitenzeit und was sich daranschließt. Auch hier handelte es sich im letzten Grunde um eine Reaction des slawischen Elements gegen den welthistorisch hergebrachten Zusammenhang mit Deutschland und der in ihm concentrirten socialen, politischen und kirchlichen Gestaltung des Abendlandes oder der christlichen Culturwelt im specifischen Sinne. Durch eine grenzenlose Aufstachelung aller Elemente des nationalen, religiösen und socialen Fanatismus schien diese Revolution ihr Ziel erreicht und Böhmen von Deutschland für immer losgerissen zu haben. Doch bald genug zeigte sich die Haltlosigkeit seiner Isolirung, und die bedeutendsten Kräfte aller Art wurden völlig nutzlos in dem Kampfe gegen die Logik der Geschichte und ihrer großen Thatsachen verbraucht. So gestaltet sich der dramatische Inhalt der böhmischen Geschichte zu einem tragischen. Die Tragik

erfüllte sich nach vielen Verschürzungen des
der Katastrophe von 1620, in der Schlacht
Berge und was darauf folgte. Seitdem hat
Geschichte mehr gehabt, während fast alle
Deutschlands, auch viel kleinere und viel
berufene, gerade von der Zeit an zum Ersatz
pendirte Gesammtgeschichte unsers Vaterlandes
Geschichte und zwar oft recht intensiv zu machen
den. Ob das moderne Czechenthum durch
beschwörung seiner Gespenster, bald des
bald seiner eigenen autochthonischen Selbstg
dazu berufen ist, der Zukunft des Landes
Richtung zu geben, soll hier nicht untersucht
die ewigen Gesetze aller Geschichtsentwickelung
darüber klar sein, daß selbst ein momentaner
discher Erfolg dieser finstern Mächte schließlich
selben Ziele wie im Mittelalter führen muß.

Palacky hat in dem vorliegenden Halbband
desgeschichte eine Zeit darzustellen, in welcher
Erlöschen jener fanatischen Isolirungsversuche
politische Schachzüge verborgen werden sollte.
hört die Wahl eines polnischen Prinzen,
Sohnes des polnischen Königs Kasimir Jagello,
von Böhmen, ein Werk der nationalen, d. h.
und hussitischen Partei, die, beide ursprünglich
mals schon nicht ganz mehr einander begriff
Nachdem der größte Staatsmann und Herrsch
Zeit, Georg von Podiebrad, der Vorgänger
in dem Versuche, ein national-böhmisches, isolirtes
wesen, gestützt auf eine nationale Kirche und einen
Glauben, den Utraquismus, zu gründen,
gescheitert war, experimentirte man mit pansl
Tendenzen. Diesen allein verdankte Wladislaw
hebung und größtentheils auch den freilich
lichen Bestand seiner Herrschaft.

Sein großer Vorgänger war doch nicht im
gewesen, das ganze Gebiet des böhmischen Staats
außer dem eigentlichen Böhmen bekanntlich
Mähren, Schlesien und die beiden Lausitzen
sammenzuhalten. König Matthias von Ungarn,
politischer Routine und kriegerischen Eigenschaften
sen, an günstiger Stellung nach allen Seiten
legen — trotz der Türkengefahr und des Kaisers
rich IV. —, hatte Georg weit über die Hälfte
mählich abgerungen. Er trat als der Vorkämpfer
katholischen Kirche auf, und diesem Titel allein
er noch mehr als seinen übrigen hervorragenden
schaften den besten Theil seiner Erfolge.
sich mit unvergleichlicher Gewandtheit drehen
er blieb in den Augen des päpstlichen Stuhls,
zen katholischen Kirche und des rechtgläubigen
immer der Ketzerkönig.

Wladislaw war nun zwar gut katholisch,
war doch von Georg's Partei, der utraquistisch
kratie, auf den Thron gehoben und mußte sich
Auch sie begnügte sich damals schon recht gern
bloßen Gleichberechtigung neben dem Katholicismus

auch das wollte ihr die alte Kirche und konnte es ihr nicht zugestehen. Entweder alles oder nichts war — ja in solchen Dingen immer ihr Wahlspruch, wenn auch nicht die thatsächliche Regel ihres Verhaltens. So kam der sehr harmlose polnische Prinz auf dem böhmischen Throne zu der fatalen Rolle eines Beschützers der Ketzer, was in den Augen der Kirche ebenso schlimm war, wie selbst ein Ketzer zu sein. Damit hatte er nicht blos Bann und Interdict und alle möglichen andern geistlichen Vexationen fortwährend auf dem Nacken, wie sie einst seinen Vorgänger Podiebrad zu Tode gequält hatten, sondern auch den König Matthias, der auch ihm gegenüber sehr gern seine alte Rolle zu Ehren der Kirche fortspielte. Da ihm der eine rasche Griff nach der Krone, als Georg gestorben war, misglückte, weil bei den bisherigen Anhängern Podiebrad's die Antipathie gegen den Katholicismus und die Sympathie für den Slawenprinzen die politische Berechnung überwog, nach der alles für Matthias sprach, so wollte er doch wenigstens so viel davon behalten, als er schon hatte, d. h. halb Mähren, den größten Theil von Schlesien und die Lausitzen, und womöglich noch mehr dazu erwerben. Zwar glückte ihm das letztere nicht, aber das erste setzte er durch, und Wladislaw konnte seinen völligen Untergang nur durch immer größere Concessionen an die ihm treu gebliebene aristokratische Partei in Böhmen abwenden, bis ihn endlich der Tod des Königs Matthias 1490 von diesem seinem gefährlichsten Feinde befreite, ja ihm sogar auch noch zu dem ungarischen Throne verhalf.

Diese zwar bunten, aber ebenso wenig erfreulichen, wie von wirklich geschichtlichem Gehalt erfüllten Vorgänge bilden den Gegenstand der Darstellung dieses fünften Bandes. Palacky selbst ist davon als czechischer Patriot wenig erbaut, aber er sucht die Ursachen da, wo sie nicht zu finden sind. Die persönliche Nichtigkeit des Königs Wladislaw, die dadurch beförderte Unbotmäßigkeit und eigennützige Anmaßung des Adels, die Intriguen und Feindseligkeiten der Ungarn, der tödtliche Haß der Kirche, die Zweideutigkeit und Schwäche des Kaisers — dies und anderes mehr waren nur die Symptome, aber nicht die Ursachen der Verwirrung und des Herabsinkens der böhmischen Krone. Wir haben schon oben die wahren Ursachen dargestellt. Freilich wissen wir recht wohl, daß der böhmische Geschichtschreiber sie nicht anerkennen wird. Wir bemerken noch, was sich für jeden Kenner dieses großen Werks von selbst versteht, daß auch der vorliegende Band eine Fülle von unbekanntem oder unbenutztem Material, meist aus Archiven entnommen, enthält, und daß die Darstellung die gewohnte einfache und klare und, soweit nicht Vorurtheile im Wege sind, auch eine unparteiische und gerechte ist.

Als einen interessanten Beitrag zur ältern süddeutschen Localgeschichte sammt weitern Ausblicken in die allgemein deutsche Geschichte der Urzeit und des Mittelalters reihen wir den erwähnten Schriften noch ein eben erschienenes Werkchen an:

4. Urzustände Alemanniens, Schwabens und ihrer Nachbarländer bei ihrem Uebergang zur ältesten Geschichte Germaniens, in historisch-geographisch-statistischen Umrissen nach neuen, durch Kritik und Vergleichung der Quellen darüber gewonnenen Ansichten dargestellt von H. Haas. Erlangen, Deichert. 1865.

Der Verfasser ist einer der verdienstvollsten Forscher auf dem Felde der fränkischen und süddeutschen Specialgeschichte und in weitern wissenschaftlichen Kreisen, denen derartige Specialarbeiten, auch wenn sie in das Fach einschlagen, selten genügend bekannt und zugänglich sind, hauptsächlich oft genannt wegen der von ihm angeregten Streitfrage über die älteste Genealogie des Hauses Hohenzollern, worin er namentlich mit den neuesten preußischen Historikern und Genealogen, Riedel, Märker u. s. w., in lebhafte Fehde verwickelt wurde, deren Ausgang für den wirklich Unparteiischen noch immer zweifelhaft erscheinen muß. In dem vorliegenden kleinen Büchlein sind eine Menge wichtiger ethnographischer Fragen, mehr nach einem gewissen idealen als nach einem streng rationellen Schema aufgeworfen und, so gut es eben bei der Enge des Raums und dem Umfange der Aufgaben gehen kann, der Entscheidung näher gebracht, so über die Wohnsitze der Burgunden auf dem rechten Rheinufer, über die Grenzen zwischen ihnen und den Alemannen und Schwaben, über die Geographie Schwabens zur Zeit der Gaue, ebenso über eine ganze Reihe von Punkten aus der deutschen Kriegsgeschichte jener Zeit, auch aus dem Rechtsleben, Glauben und Sitte des Volks oder der einzelnen Stämme. Den Schluß bildet die gedrängte Ausführung des Inhalts einer ältern Schrift desselben Verfassers „Ueber die Nibelungensage", worin wieder einmal der Versuch einer historischen Anlehnung des Mythus gewagt wird. Heinrich Rückert.

Ein philosophisches Gespräch.

Wohin? Eine Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert von Otto Seemann. Berlin, Springer. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Das nur 87 Seiten umfassende Schriftchen will, wie das Motto: „Gutta in lapidem", besagt, nur als ein kleiner Beitrag zur Erörterung der großen Fragen, welche die Philosophen aller Jahrhunderte beschäftigt haben und namentlich in unserer Zeit wieder in den Vordergrund getreten sind, angesehen sein. Gott, Unsterblichkeit, Willensfreiheit, Vergeltung, Weltschöpfung und Weltregierung sind die Gegenstände, welche in einem Gespräch zwischen einem Pastor, Blunau, und einem Denker, Tardow, verhandelt werden und zwar in einer so schönen und faßlichen Sprache, daß das Büchelchen sowol dem Inhalte als auch der Form nach als ein bedeutendes bezeichnet werden darf. Wenn der Verfasser die gedachten Gegenstände auch nicht erschöpft, so weist doch jede Zeile darauf hin, daß er aus dem Vollen schöpft und leicht ein viel umfangreicheres Buch hätte schreiben können. Ob es aber dadurch inhalt- und lehrreicher geworden wäre, ist sehr zu bezweifeln. Für unsere hastige, unruhige Zeit scheinen die dicken Bücher überhaupt nicht mehr geeignet, jedenfalls nicht, wenn sie

auf das große Publikum berechnet sind und auf dieses wirken sollen. Wir halten es deshalb für einen Vorzug, daß der Verfasser sich weise beschränkt und seinen Lesern in prägnantester Kürze die Quintessenz der philosophischen Systeme aller Zeiten gereicht hat. Daß der Pastor den Glauben und das Dogma vertritt, versteht sich von selbst; es sei nur bemerkt, daß der Verfasser dafür gesorgt hat, unparteiisch ihm alle für die geoffenbarte Religion sprechenden Gründe in den Mund zu legen und deren Sache wacker vertheidigen zu lassen. Der vorurtheilslose Leser wird sich aber dennoch gestehen müssen, daß der Gegner überall den Sieg über den Vertreter der Glaubenssätze davonträgt und die Sache der Vernunft überall einen glänzenden Triumph feiert. Aber wann wird sie, die Vernunft, zur allgemeinen Anerkennung gelangen? Oder, wann werden wenigstens die Gelehrten und Gebildeten über die vorerwähnten Fragen einig werden und die Jahrhunderte währende Streiterei über sie ein Ende nehmen? Die Welt würde entschieden dabei gewinnen, wenn so viele Köpfe, die sich mit diesen Fragen beschäftigen und das leere Stroh immer wieder von neuem dreschen, ihren Scharfsinn auf nützlichere und fruchtbringendere Dinge verwenden möchten. Hier mag Seemann das Wort nehmen, damit der Leser mit seiner Argumentation bekannt werde. Tardow sagt zu Blunau: „Die Natur der Dinge ist es, mit der wir zu thun haben; diese Natur kennen zu lernen, ist unsere Aufgabe, uns ihr anzubequemen, darin besteht unser Glück. Gegen sie zu handeln, macht elend, mit ihr zu gehen, verleiht uns Kraft." Ferner S. 47: „Soweit Fortschritt möglich ist unter den Menschen — und das ist nicht sehr weit —, vermehrte Bildung allein kann ihn anbahnen." In Betreff der Willensfreiheit heißt es S. 59: „Ja, ich behaupte (Tardow spricht), die Sittlichkeit hat mit der Freiheit durchaus nichts zu schaffen. Es gibt keinen freien Willen, und dennoch waltet sittliches Streben in jedem Menschen, der nicht des Verstandes beraubt ist. Was verstehen Sie unter den Worten «freier Wille»?" Blunau erwidert, der freie Wille sei bekanntlich das Vermögen der Selbstbestimmung. Darauf Tardow: „Nun hat aber der Mensch sich nicht selbst bestimmt; kein Atom seines Wesens, seine Schwäche und Kraft, seine Empfänglichkeit oder Stumpfheit, die Art seiner Erziehung, den Ort und die Zeit seiner Geburt, nichts, gar nichts hat er bestimmt, folglich ist er durchaus unfrei." An einer andern Stelle (S. 67): „Verwandeln Sie nur eine Minute lang Ihre Liebe in Haß, Ihre Achtung in Geringschätzung, Ihre Zuneigung in Widerwillen, oder umgekehrt, schenken Sie einfach durch «freies Wollen», ohne vorhandenen Grund, der Zanksucht, der Unreinlichkeit, der Bosheit Ihre Sympathie, und wenn keins von beiden Experimenten eine Spur von Erfolg aufweist, dann gestehen Sie ein, daß die Verbindung des Wortes «frei» mit dem Wollen nur Schall ist ohne Gedankeninhalt." Wir könnten noch viele andere Stellen anführen, die unsere ganze Zustimmung haben; die wenigen aber werden genügen, zu zeigen, von welchem Geiste das Schriftchen durchweht ist und wie gefällig die Form, in welcher der gewichtige Inhalt dargereicht wird. Daß der ... den der Verfasser auf den „Stein" hat fallen lassen ... aushöhlen werde, erwarten wir zwar nicht, auch ... selbst einer solchen Hoffnung sich nicht hingeben: ... härtung von Jahrtausenden können nur Jahrtausende ... auflösen; daß aber trotzdem Millionen mit dem ... denken und übereinstimmen, die blos durch äußere ... sichten, durch ihre Stellung, durch Interesse oder ... nur durch falsche Scham, weil sie bisher einer ... Lehre gehuldigt und ihren Irrthum nicht bekennen ... abgehalten sind, ihre Zustimmung zu erkennen zu ... daran zweifeln wir keinen Augenblick. Trösten wir ... einstweilen mit dem alten Spruche: „Magna est ... et praevalebit."

David ...

Ein neues System des deutschen Staats...

System des deutschen Staatsrechts von Hermann ... Erste Abtheilung: Einleitung in das deutsche ... Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1865. Gr. 8. 2 ...

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese Anzeige ... geistig hochbedeutsamen Arbeit vor dem Leser ... während ein neuer deutscher Krieg entbrennt. In ... furchtbarer Epoche mag es fast wie kalte Ironie ... Abgeschlossenheit erscheinen, über Pulverdampf und ... fenblitze, über die grauenhaften Menschenopfer des ... und das weithin jammernde Menschheitselend ... nach dem Urwesen und Rechtsgrund und Endzweck ... Staats wie der Staatsgewalt überhaupt, um ... Zusammenhalt dieser mit den geschichtlichen Grund... der deutschen Staaten im besondern ein System des ... schen Staatsrechts sich erbauen zu sehen. Aber ... der Priesterdienst strenger Wissenschaft jemals ... gebietender und geheiligter, als indem er durch ... und Verwüstungen einer zerstörenden Gegenwart, ... erschütterlichen Vertrauen auf die vieltausendjährigen ... rungenschaften der Cultur seine unbefleckte Fahne ... trägt, um sie dereinst über allen blutbefleckten ... phäen als unverlierbares Siegesbanner auch der ... sten Menschheitsentwickelungen aufzupflanzen — den ... der Geschichte ein ehrendes Denkmal, den Ueberlebenden ... zu aufrichtendem Troste, den heranwachsenden Geschlech... tern als festen Sammelpunkt.

„Nicht Einmischung philosophischen Raisonnements ... politischer Betrachtung in das Positive, wol aber ... stigung des positiven Stoffs durch Darlegung des ... Zusammenhangs zwischen dem positiv Gewordenen ... den höhern, allgemein menschlichen Ideen und ... macht das Wesen einer wahrhaft wissenschaftlichen ... stellung aus." Dieser Satz des Vorworts stellt ... als wohlerfülltes Programm des Werks dar, ... dies aus dessen hier zunächst vorliegender ersten ... lung erkennen läßt, die doch zugleich vermöge ihrer ... thümlichen Gestaltung sich als eine in sich abgeschlossene ... Arbeit darstellt: auch dies in strenger Würdigung ... thatsächlichen Verhältnisses der Staatswissenschaft ... blos zur fachmäßigen Jurisprudenz, sondern ... zu dem Leben des öffentlichen Geistes unserer ...

Dieser ringt nach Abstreifung der Fesseln beengender Schulphilosophie, ohne die Vollberechtigung des philosophischen Geistes und des wissenschaftlichen Nachdenkens abzuleugnen; denn seine Systeme sind in unsere staatsrechtlichen Bestände hineingewachsen, und der modernen Gegenwart blieb die Aufgabe, diese Gedanken nach ihren praktischen Bedürfnissen umzugestalten oder ihnen anzupassen. Die Abhängigkeit der wissenschaftlichen Staatslehre vom Fortschritte des praktischen Staatslebens und vom mitarbeitenden Geiste der Nation stellt dem denkenden Staatslehrer „vor allem“ die schöne, aber auch schwierige Aufgabe, „die besten Gedanken seiner Zeit und seines Volks, die leitenden Ideen der Gegenwart klar zu erfassen und wissenschaftlich zu fixiren“. In diesem Geiste einer höhern und wissenschaftlichen Popularität „zeitgemäß und volksthümlich“ zu sein, ist das Ziel des Schulze'schen Werks.

Es umfaßt die Einleitung und den vorbereitenden Theil des staatsrechtlichen Systems und schließt sich somit als Propädeutik der später zu erwartenden speciellen Darstellungen des Verfassungsrechts, des Regierungsrechts der deutschen Staaten und des öffentlichen Rechts des Deutschen Bundes als organisches Ganzes in sich selber ab.

Wir dürfen flüchtig an demjenigen Theil der Einleitung vorübergehen, welcher den Begriff des Staatsrechts und seine Stellung im System der Rechtswissenschaft überhaupt, die Eintheilungen des Staatsrechts, die Quellen des deutschen Staatsrechts, sowie dessen Grund- und Hülfswissenschaften erörtert, da man sich hierbei auf dem strengen Fachgebiete der Rechtsphilosophie und der Rechtshistorie zu bewegen haben würde. Heben wir dagegen mit besonderer Betonung den vortrefflichen Abriß einer nach Perioden organisch gegliederten Literaturgeschichte des deutschen Staatsrechts hervor, welche von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durchgeführt ist: nicht deshalb aber, um die außerordentliche Literaturkenntniß des Verfassers zu preisen, sondern hauptsächlich, um auf die organische Bedeutung dieser scheinbar episodischen Darstellung für den Grundgedanken des ganzen Werks hinzuweisen. Die scharfgefaßte literarhistorische Skizze erscheint nämlich in ihrer pragmatischen Behandlungsart gleichsam als Carton und Farbentafel des Gesammtbildes deutscher Staats- und Rechtsgeschichte, welches den ununterbrochenen Zusammenhang unserer Staats- und Rechtsentwickelung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart zu entrollen hat. Sie ist nicht blos eine Literaturgeschichte des deutschen Staatsrechts, sondern sozusagen eine histoire intime des Staats- und Rechtsgeistes der Nation, welcher sich in den literarischen Vertretern und Erscheinungen der verschiedenen Geschichtsperioden klarer und jedenfalls unverfälschter offenbart, als in den von äußern Umständen und der Gewalt der Ereignisse vielfach gegen die Idee der Urheber und den Willen der Ausführer festgestellten oder doch beeinträchtigten positiven Gestaltungen des praktischen Staats- und Rechtslebens. Je mehr überdies in neuester Zeit gerade von sogenannten Koryphäen der Staatswissenschaften, selbst in sogenannten Nationalwerken, gegen die historische Gerechtigkeit für die erhabensten Geister der Nation gesündigt worden ist, wenn sich aus deren Principien und Systemen kein politisches Kapital für gewisse moderne Parteidoctrinen münzen ließ, desto wohlthuender berührt die wissenschaftliche Unparteilichkeit und Würdigung, mit welcher der Verfasser auch diejenigen geistigen Potenzen, mit deren Endergebnissen er offenbar nicht zusammenstimmt, in ihrer Richtung charakterisirt und anerkennt. Die von manchen Seiten in Unterschätzung früherer Perioden anmaßlich überschätzte Leistung der Staatsrechtswissenschaft in unserer Gegenwart ist, nach dem Schlußurtheile des Verfassers, allerdings „der Reichspublicistik völlig ebenbürtig, ja übertrifft dieselbe unzweifelhaft an Formvollendung, rechtshistorischer und philosophischer Begründung, allgemeiner staatswissenschaftlicher Ausbildung und vor allem an staatsmännischem Geiste“. Allein ebenso wenig wird verschwiegen, daß für die höhere Cultur einer so eminent praktischen Wissenschaft zum wissenschaftlichen Geist auch „allgemeine Theilnahme an staatsrechtlichen Studien“ treten muß, deren Voraussetzung „allseitig befriedigende, fest begründete, Dauer versprechende staatliche Zustände“. Erst wenn wir aus den unruhigen Bestrebungen und chaotischen Drängungen der Gegenwart zu staatlichen Zuständen gelangt sein werden, welche Deutschlands nationale Bedürfnisse befriedigen, kann „auch die Staatswissenschaft ihre schönsten Blüten treiben und eine Zierde im Ehrenkranze der deutschen Nation werden“.

Den Uebergang von diesem historischen Gemälde der literarischen Kundgebungen des deutschen Geisteslebens in Staat und Recht zur wissenschaftlichen Gruppirung der Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts vermittelt die schematische Aufstellung der Aufgabe, Methode und des Systems eines deutschen Staatsrechts. Wir dürfen deren Einzelheiten, da die den Verfasser leitenden Grundgedanken schon angedeutet wurden und es sich uns in d. Bl. nicht um streng wissenschaftliche Discussionskritik handeln kann, wol unberührt lassen. Ebenso streifen wir nur mit flüchtigen Worten an dem ersten Buche des vorbereitenden Theils hin, welches mit den oben berührten allgemeinen „Grundzügen“ der philosophischen Begründung (Begriffsfeststellung) des staatsrechtlichen Stoffs gewidmet ist. Der Begriff des Staats selbst, wie die Feststellung seines Zwecks und seines Rechtsgrundes (Theorien der göttlichen Stiftung, der Uebermacht, des Patrimoniums, des Vertrags, der Vernunftnothwendigkeit) gehen an uns vorüber. Seine materiellen Grundlagen in Land und Volk, sowie deren organische Zusammenfassung in der Staatsgewalt, die Eigenschaften dieser und die verschiedenen Gestaltungen ihrer thatsächlichen Erscheinung, endlich auch die Verbindung mehrerer Staaten unter bestimmten Formen (einfache und zusammengesetzte Staaten, Personal- und Realunion, Staatenbund und Bundesstaat) führt zu dem Deutschland allein im „Reich“ eigenthümlichen Gebilde der Staatenverbindung, zu dem „Staatenstaat“ oder „Staatenreich“.

Damit steht das Schulze'sche Werk vor seiner unmittelbaren Aufgabe, vor dem deutschen Staatsrecht. Die „Geschichtliche Entwickelung des staatlichen Rechtszustandes in Deutschland“, ausgehend von des Deutschen Reichs

Entstehung und fortgeführt bis auf unsere unmittelbare Gegenwart, bildet den Abschluß (zweites Buch) der hier vorliegenden propädeutischen Abtheilung. Dieser Abschluß entwirft das Gesammtbild der deutschen Entwickelung in Staat und Recht, um solchermaßen für die Aufrichtung eines systematischen deutschen Staatsrechts die positive Basis der pragmatischen Thatsachenreihe unerschütterlich zu begründen. Die fest und deutlich gezogenen Linien der Darstellung finden ihren Ausgangs-, wie ihren Zielpunkt hauptsächlich in dem Nachweise der Continuität unserer Entwickelungen von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. So gewinnt die Gegenwart vor den Augen des Lesers einen nicht blos theoretischen, sondern auch praktischen Zusammenhang selbst mit den frühesten Perioden unsers Staats- und Rechtslebens. Während aber den Rechtshistoriker selbst bei vollständiger Anerkennung für diesen Culturpragmatismus die wirklich abgeschlossenen Geschichtsepochen früherer Zeiten, einer gewissen natürlichen Nothwendigkeit zufolge, mit Vorliebe beschäftigen, liegt dem historisch entwickelnden Staatsrechtslehrer vorzugsweise die Aufgabe ob, die Gegenwart in lebendigen Zusammenhang zu bringen mit denjenigen staatlichen Zuständen, aus denen sie unmittelbar hervorgewachsen sind.

Diese von den deutschen Staatsrechtslehrern der neuen Schulen oft versäumte Aufgabe charakterisirt nun die rechtshistorischen Entwickelungen des Verfassers, wie auch schon bei Gelegenheit seiner literaturgeschichtlichen Uebersicht angedeutet wurde, recht eigentlich. In dem „Reichsstaatsrechte“, wie es sich von 1648—1806 gestaltete oder auch misgestaltete, finden wir die unmittelbaren Grundlagen unserer heutigen föderativen und territorialen Verfassung nachgewiesen. Ja hier hängen einzelne Partien des Staatsrechts der Gegenwart noch so eng mit dieser jüngsten Vergangenheit zusammen, daß ein wissenschaftliches Verständniß mancher praktisch wichtigen Lehren ohne Kenntniß des Reichsstaatsrechts geradezu unmöglich ist. In diesem Sinne hat der Verfasser selbst einen zusammengedrängten Abriß des Reichsstaatsrechts der Darstellung der Reichsauflösung und des Rheinbundes vorangestellt und in der letztern, wie in der weitern Ausführung über die Gründung und Gestaltung des Bundes bis zu den modernen Bundesreformbestrebungen sorgfältig und consequent auf die hier einschlägigen Momente jener frühern staatsrechtlichen Gestaltungen zurückgewiesen. Aber noch mehr. Die staatsrechtliche Historie und Systematik der neuern Zeit ließ durchschnittlich die Verfassungsgeschichte der deutschen Einzelstaaten in ihrer unserm Jahrhundert angehörigen Entwickelung ganz oder nahezu unbeachtet. Hier klaffte eine wohlempfundene und dennoch unausgefüllte Lücke, obschon offenbar hier der Schwerpunkt unserer ganzen neuern staatsrechtlichen Entwickelung zu suchen ist. Die Ausfüllung dieser Lücke erscheint unserm Erachten als einer der Hauptvorzüge des Schulze'schen Werks, indem es anstrebte, „anknüpfend an das Territorialstaatsrecht der letzten Reichszeit und die innere staatliche Entwickelung der Rheinbundstaaten, nicht blos eine statistische Zusammenstellung, sondern eine Entwickelungsgeschichte der deutschen Verfassungen in ihren leitenden Gedanken und ihren wichtigsten Typen zu geben“.

So scheiden wir von dem stoff- und gedankenreichen propädeutischen Theile der Schulze'schen Arbeit mit um so größern Erwartungen für das System des deutschen Staatsrechts, je klarer und bestimmter diese Grundlegungen darauf hinweisen, daß wir dort einen Aufbau werden aufsteigen sehen, dessen Ausführungen der geistigen und thatsächlichen Continuität des deutschen Lebens in Recht und Staat organischen Ausdruck zu verleihen bestimmt sind.

Aurelio Buddeus.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die neuesten Depeschen vom theatralischen Kriegsschauplatz lauten: in Wien die Romantik, in Berlin die Antike!

Die Kunst zieht sich vom Schauplatz der Tagesereignisse in ihren selbstgenügsamen Himmel zurück, und schillert in Wien spanisch, in Berlin griechisch! Im Hofoperntheater gab man für den Fonds des patriotischen Hülfsvereins die „Preciosa“ unter Mitwirkung der ersten Mitglieder des Burg- und Hofoperntheaters, sodaß die Primadonnen im Chor die Zigeunerlieder mitsangen. Wenn irgendetwas beweist, daß Deutschland am Vorabend großer Ereignisse steht, und daß die Welt aus den Fugen zu gehen droht, so ist es diese Thatsache. Die Aufführung war natürlich eine ausgezeichnete, wie sie der Wolff'schen Dichtung wol noch nie zutheil geworden ist. Doch darf man allerdings fragen, warum gerade dieses Stück zu einem patriotischen Zweck ausgewählt worden und ob das Gebiet der Kunst ein so vollkommen neutrales ist, daß die künstlerischen Mittel zu den patriotischen Zwecken in gar keinem Verhältnisse stehen! Mondscheinromantik, Zigeunerlager, Guitarrenspiel im Schatten der Kastanien, geraubte Kinder, verliebte Ritter — wie paßt das für eine Zeit der Kriegsrüstungen und der numerirten Armeebefehle? Ja, wenn das schmucke Zigeunermädchen die Zukunft der österreichischen Heeres- und Staatsmacht aus den Linien der Hand hätte prophezeien können! Doch so bleibt von Bezüglichem nur der eine Invalide übrig, der Schloßvogt Pedro, der den künftigen Invaliden weniger zum Muster dienen, als zum Trost gereichen kann. Denn als Vertreter der „großen Retirade“ kann er nicht sehr erhebend auf patriotische Gesinnungen wirken, wol aber durch seinen frischen Humor beweisen, daß man auch noch mit nur einem Bein ein ganz flotter Bursche sein kann.

Laube's glänzendes Regietalent fand hier eine Gelegenheit zur Bewährung, da hier in der Hofoper dem Feldherrn zahlreiche Truppen und jene Ausstattung zu Gebote gestellt wurde, welche nicht zu den starken Seiten des sonst so rühmlichen Burgtheaters gehört.

Am berliner Hoftheater gab man die „Antigone“ von Sophokles und lauschte mit Andacht auf die Verkündigungen des ewigen, durch keine Kronjuristen festgestellten Rechts. Dies Collegium über Staatsrecht und Naturrecht, das Hr. von Hülsen durch den alten Sophokles seinen Berlinern lesen läßt, wurde beifällig aufgenommen. Die kunstsinnige Majorität des Publikums wußte indeß jene Ausbrüche des theatralischen Enthusiasmus zu verhüten, der auch bei den alten Griechen die Hervorrufe bei offener Scene nicht entbehren wollte. Bei dieser Gelegenheit ziemt es auch literarischen Blättern gegen diesen Mis

krach anzukämpfen, welcher der dramatischen Literatur in ihrer Erscheinung auf der Bühne so verderblich ist. Es gibt bei denjenigen Theatern, welche mit der gemeinschädlichen Einrichtung eines Zwischenvorhangs gesegnet sind, eine dreifache Art des Hervorrufs, um die großen Künstler und diejenigen, die dem Publikum so erscheinen, auszuzeichnen; einmal der Hervorruf nach dem Schluß des Stücks und nach den Actschlüssen, dann der Hervorruf während der Verwandlung, indem an einigen Theatern die in solcher Weise ausgezeichneten Darsteller durch eine Lücke des Zwischenvorhangs hervortretend den Dank der Menge einkassiren, und zuletzt der Hervorruf bei offener Scene. Das applaudirte Mitglied, mag es nun moralisch vernichtet oder auch physisch getödtet sein, kehrt zurück und unterbricht den Fortgang der Handlung, um sich lächelnd vor dem Publikum zu verneigen. Daß nun ein solches Gebaren jede dramatische Illusion stört, ist wol selbstverständlich, und es wäre an der Zeit, jeden Hervorruf bei offener Scene durch die Theatergesetze zu verbieten. Ein guter Applaus verschafft ganz die gleiche Auszeichnung, und das Publikum verlangt keineswegs, daß ihm darüber durch ein Compliment des Darstellers dankbar quittirt wird. Das Hervorrufen während der Verwandlungen thut bei den Theatern, die den monströsen Zwischenvorhang besitzen, geringern Schaden, weil dieser Zwischenvorhang selbst schon die Handlung hinlänglich aus den Fugen bringt und es auf ein Mehr oder Weniger der Störung nicht ankommt. Das Hervordrängen der Schauspielereitelkeit, sobald sie aus dem Rahmen einer künstlerischen Ausführung heraustritt, darf nimmer geduldet werden, wie überhaupt der Uebermuth der reproducirenden Kunst schon dadurch auf ein bescheideneres Maß herabgedrückt werden könnte, daß man auf die sogenannten „dankbaren Rollen" hinweist, in denen an bestimmten Stellen das Publikum immer applaudiren wird, ob ein großer Meister oder ein strebsamer Anfänger Träger der Rolle ist. Die Ueberschätzung der reproducirenden Künste gegenüber den producirenden ist ein Grundirrthum der Zeit und zwar ein verhängnißvoller für die Entwickelung des Theaters.

Das Theater an der Wien soll nun mit Hülfe der wiener Commune unter Wasser gesetzt werden. Die Direction hält es für zeitgemäß, sich fernere Zugstücke von Paris zu verschreiben und grandiose Waldidyllen mit Drehscheibenromantik zur Aufführung zu bringen. So soll „La biche au bois" in Scene gehen als großartiges Ausstattungsstück, und die wiener Commune hat für die glänzenden Wasserfälle dieser „Spectakel-Féerie" der Direction ein Wasserquantum von 180 Eimer für den Tag zur Verfügung gestellt. Paris liefert den Geist und Wien das Wasser.

Ihr wollt die Sündflut; wohl, ihr sollt sie haben!

singt Prutz in seinen, bereits gerichtlich verfolgten Terzinen. Inzwischen ist auch ein anderer Sänger in die politische Arena getreten. Hermann Lingg hat folgendes Heerbannlied gedichtet, welches als die mittelstaatliche Marseillaise betrachtet werden kann:

Heerbannlied.

Ernst ist mein Sinn und schlicht und recht,
Mein Bart ist gleich dem Flachse,
In Dün' und Wald blüht mein Geschlecht,
Daß übers Meer es wachse —
Ich bin der Sachse.

Mein Bart ist roth, der Berg mein Schloß,
Mir blüht des Liedes Gabe —
Die Sturmfahn' schwing' ich, Schwert und Roß
Sie gehn mit mir zum Grabe —
Ich bin der Schwabe.

Mein Mark ist stark, ist Löwenmark,
Kein andrer Stamm ist freier —
Kommt her! Kein Teufel ist so stark,
Noch schlägt ein Herz getreuer —
Ich bin der Baier.

Ein blanker Stahl ist meine Brust,
Doch fröhlich mein Gedanke,
Am Reigen hab' ich meine Lust
Und einem firnen Tranke —
Ich bin der Franke.

Nach Süd, Ost, West, Nord steh'n wir vier
Zum Schutz der deutschen Eiche,
Und rauscht Sanct-Michael's Panier,
Sind unsre Schwerterstreiche
Ein Hort dem Reiche.

Die Feinde schicken wir nach Haus
Bedeckt mit Blut und Schrammen,
Und kommt die Hölle selbst zum Strauß,
Wir lachen ihrer Flammen —
Wir stehn zusammen.

Das Costüm dieses „Heerbannliedes" ist freilich, wie aus dem Flachsbart des in Dünen und Wäldern hausenden Sachsen hervorgeht, ein durchaus mittelalterliches, ein Costüm, wie es für das Epos „Die Völkerwanderung" paßt. Dennoch blickt Bamberg aus jeder Zeile. Die Form hat Mark und Kraft.

Wir erfahren, daß der berühmte Aesthetiker Vischer seine Universitätsstellung in der Schweiz aufgegeben hat und einem Ruf nach Tübingen Folge leistet. Vischer's großes Werk ist noch lange nicht nach Verdienst gewürdigt. Unleugbar hat die schwerfällige Einkleidung in fortlaufende Paragraphen, welche die äußere Massenhaftigkeit des Ganzen in so unbequemer Weise hervortreten läßt, seiner Verbreitung Schaden gethan. Hoffentlich wird bald eine neue Auflage des Werks erscheinen, in welcher dieser äußerliche Misstand beseitigt wird. Ein anderer, mehr die Sache selbst betreffender frommer Wunsch wäre eine größere Berücksichtigung der modernen Literatur in den Beispielen, durch welche Vischer seine streng formulirten Paragraphentexte erläutert. Die Beschränkung auf die anerkannte Classicität gibt den einseitigen Anstrich einer Vornehmheit, welche ein so geistreiches Werk leicht entbehren kann. Die frischere Beziehung zur Gegenwart wird die Vorzüge des Werks in ein um so helleres Licht stellen.

Bibliographie.

Arneth, A., Ritter v., Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Aschbach, J., Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Festschrift zu ihrer 500jährigen Gründungsfeier. Wien. 1865. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Ascherson, P., A. Engler, M. Kuhn und C. Reimann, Eine Karpatenreise. Ausgeführt im August und September 1864 und beschrieben. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 10 Ngr.

Bentheim-Tecklenburg, M. Graf zu, Dichtungen. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 20 Ngr.

Brix, A., Skizzen aus dem nördlichen Eismeere nach Tagebuch-Aufzeichnungen. 2 Vorlesungen. Stralsund, Hingst. 8. 12 Ngr.

Brosig, A., Reinerzer Bade-Geschichten. Erzählungen nach dem Leben. Breslau, E. Trewendt. 16. 10 Ngr.

Carey, H. C., Briefe über schriftstellerisches Eigenthum. Nach dem amerikanischen Original übersetzt. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Die Hülfsquellen und der Krieg Nordamerika's. Ein Vortrag. Nach dem amerikanischen Original übersetzt. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Castro, A. de, Geschichte der spanischen Protestanten und ihrer Verfolgung durch Philipp II. Nach dem Spanischen bearbeitet von H. Hertz. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dahn, F., Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Feudalzeit. Nach den Quellen dargestellt. 4te Abth. Die Edicte der Könige Theoderich und Athalarich und das gothische Recht im gothischen Reich. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Penn, H., Der Untergang Metullums. Trauerspiel. Laibach. 12. 10 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 7te Folge. Versunkene Sterne. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Plaßmann, J., Aus der Bai von Paranagua. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Reinkens, J., Die Geschichtsphilosophie des heiligen Augustinus. Mit einer Kritik der Beweisführung des Materialismus gegen die Existenz des Geistes. Rede. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 9 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 21. Juni 1866.

Inhalt: Der fünffüßige Jambus. Von Rudolf Gottschall. — Der Krieg von 1815. Von Karl Gustav von Berneck. — Zur Geschichte der Philosophie. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der fünffüßige Jambus.

Von allen deutschen Versmaßen erscheint der fünffüßige Jambus als das bequemste, einfachste, wir möchten sagen, als so selbstverständlich, daß er das Nachdenken und Forschen nach seiner Herkunft und Berechtigung erspart. Die Schiller'schen Tragödien mit ihren geflügelten Worten namentlich haben ihn in der Literatur und in dem Gedächtniß des Volks eingebürgert — ein fünffüßiger Jambus dichtet sich gleichsam von selbst. Um so mehr werden die Dichter, die ihn aus dem Aermel schütteln, und das Publikum, das an seinen Tonfall gewöhnt ist, erstaunen, daß ein deutscher Gelehrter ihn zum Gegenstand einer umfassenden Abhandlung gemacht hat, von welcher die erste Abtheilung vorliegt, eine Abhandlung, welche die Universität Leipzig der hundertjährigen Wiederkehr des Tages (19. October 1765) widmete, an dem Johann Wolfgang Goethe in die Zahl ihrer Studirenden aufgenommen ward:

Ueber den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe. Von Friedrich Zarncke. Erste Abtheilung. Leipzig. 1866. 4.

Unsere leichtlebige Dichterjugend wird rasch mit dem Vorwurf der Pedanterie bei der Hand sein, wenn sie eine Abhandlung von beinahe hundert Quartseiten über einen so bequem zu handhabenden Vers durchblättert, und wird ebenso rasch ihren Goethe citiren:

> Dann lehret man euch manchen Tag,
> Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
> Getrieben, wie Essen und Trinken, frei,
> Eins! zwei! drei! dazu nöthig sei.

Doch wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß Pedanterie niemals in der gründlichen Erforschung eines Gegenstandes liegt, sondern in den fertigen Schablonen, die auf alle angewendet werden. Das kritische Magisterthum, dem der Zopf hinten hängt, rekrutirt sich aus den absprechenden Literarhistorikern, welche in der Luft schwebende Meinungen mit apodiktischer Gewißheit predigen oder ein dialektisches Spinngewebe von „Richtungen" aus sich herausspinnen und darin die Poeten wie die armen Fliegen fangen. In diesen Literaturgeschichten a priori, in diesen schematischen Constructionen, denen die Ergründung des individuellen Lebens, der Eigenart des Talents fehlt, durch welche der Dichter zum Dichter und zwar zu diesem Dichter wird, da ist die Pedanterie zu Hause, welche mit der echten Gelehrsamkeit so wenig zu thun hat, daß eine gewisse Ignoranz ihre nothwendige Voraussetzung ist.

Ganz anders verhält es sich mit der Forschung, so sehr sie ins einzelne gehen mag. Ein liebevolles Versenken in den Gegenstand kann nie zur Pedanterie werden; denn die Pedanterie ist der Ausdruck subjectiven Dünkels, der über den Objecten schwebt oder sie ins Prokrustesbette eines fertigen Schemas preßt. Wer sich dem Gegenstand hingibt, der strebt nach Wahrheit, glaubt sie aber nicht schon fertig, wie einen gefangenen Vogel, in der zugeschlossenen Hand zu halten. Für die Wahrheit fällt auch das Kleinste ins Gewicht; denn das Grundwesen der Erscheinungen liegt oft im Kleinsten ausgeprägt. Aus der Zelle erst erkennen wir das Wesen der Pflanze; die Botanik ist erst durch das Mikroskop zu einer Wissenschaft geworden. So ist es auch, um die Eigenthümlichkeit eines Dichters zu ergründen, durchaus geboten, ihm in alle Eigenheiten seines Stils zu folgen, unter denen die Behandlung des Verses eine hervorragende Stelle einnimmt. Die außerordentlich fleißigen Erläuterungen, welche Zarncke über die Behandlung des fünffüßigen Jambus durch Lessing, Schiller und Goethe gibt, tragen nach unserer Ansicht mehr zur Kenntniß dieser Dichter bei, als jene nicht philosophischen, sondern nur philosophirenden Werke, in denen die Literarhistoriker theils ihre Schulweisheit, theils ihren persönlichen Geschmack in oft willkürlichen Urtheilen an den Mann bringen, indem sie die Werke der Poeten nur wie die Nägel betrachten, an die sie ihre eigenen Bildnisse hängen.

Woher stammt zunächst der fünffüßige Jambus? Man hält ihn in der Regel für einen Herkömmling des englischen Blanc-Verses, ohne seinen Stammbaum weiter zu verfolgen. Zarncke verfolgt diesen weiter mit jenem Aufwand von Gelehrsamkeit, über den er spielend gebietet

und der ihm die nöthigen Daten augenblicklich zu Gebote stellt. Der fünffüßige Jambus ist, diesen Untersuchungen zufolge, rein modernen Ursprungs und sein Vaterland ist Frankreich. Das älteste, in ihm abgefaßte Sprachdenkmal, der Boëthius (sicher aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts), gehört der provenzalischen Literatur an. Aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er schon früher der gemeinsame Vers der volksmäßigen romanischen Heldengesänge war. Er ging ursprünglich nur stumpf aus, war also nur Zehnsilbler. Die Cäsur war stets nach der zweiten Hebung, wodurch der Vers in zwei ungleiche Hälften zerfiel, daß die kürzere Hälfte voranstand und so der Vers einen kräftigen aufsteigenden Rhythmus erhielt. Der Regel nach macht jeder Vers ein logisches wie rhythmisches Ganzes aus, strenger Abschluß des Sinnes am Ende des Verses wird verlangt. Das Alexius-Lied und das älteste erhaltene volksmäßige epische Gedicht: „La chanson de Roland", zeigen bereits eine reiche Menge weiblicher Ausgänge. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts kam in Frankreich der Fünffüßler für das Epos in Abnahme und wurde durch den zwölfsilbigen Vers mit strenger Cäsur nach der dritten Hebung, den Alexandriner, verdrängt. Desto mehr breitete er sich in der Lyrik aus, wo die Cäsur stets nach der vierten Silbe eintrat, wo man indeß an dieser Stelle eine schwebende Betonung gestattete. Aus der provenzalischen Lyrik ging der Vers über in die andern europäischen Literaturen. Im 16. Jahrhundert wurde er indeß in Frankreich allgemein und erhielt den Beinamen des vers commun. Ronsard schrieb in ihm seine „Franciade", Jodelle, der Vater der französischen Tragödie, den zweiten, dritten und fünften Act seiner „Kleopatra". Doch bald wurde er in allen Dichtgattungen von dem Alexandriner aus dem Felde geschlagen.

Ueber den italienischen Endecasillabo, die metrische Grundlage der verschiedenen Strophenbildungen, der stets ein weiblich austönender Elfsilbler mit vorzugsweise männlicher, nicht an eine bestimmte Silbe gebundener Cäsur ist, ein Vers, der noch gegenwärtig der weitaus gewöhnlichste ist und dem Epos, der Tragödie, und der Komödie, der Satire, der Epistel und allen größern Dichtungsarten dient, erhalten wir von Zarncke nähere Auskunft. In England findet sich derselbe schon früh. Chaucer dichtete bereits beinahe ohne Ausnahme in ihm und scheint ihn aus der französischen und italienischen Literatur, mit der er vertraut war, hinübergenommen zu haben. Der Alexandriner konnte neben ihm nicht aufkommen. Seine Cäsur ist völlig frei; die unstrophische Poesie, Drama wie Epos, haben den Reim verworfen. Bereits das älteste Trauerspiel Englands, der „Gorboduc" (1562) ist in reimlosen Fünffüßlern geschrieben. Ueber den Jambus, wie er von Shakspeare und seinen Zeitgenossen behandelt wird, hätten wir gewünscht, daß Zarncke sich noch etwas eingehender ausgesprochen; es wäre dies von Wichtigkeit für seine Charakteristik der deutschen dramatischen Jamben unserer Classiker geworden, die anfangs von Shakspeare's Vorbild mehr oder minder abhängig waren. Auch hätte er noch erwähnen können, daß mit dem Herilberwirken der französischen Literatur und der Alexandriner des classischen Dramas überhaupt der englische Fünffüßler ein anderes Gepräge bekam. Der freie Faltenwurf der Enjambements und der von Vers zu Vers hinübergreifenden Perioden hörte auf; er wurde enger zusammengerafft, rhythmisch anschließender. Zwar Otway schrieb noch wesentlich seine Tragödien in dem freiern übergreifenden Jambentypus des altbritischen Dramas; doch Congreve's „The mourning bride", Rowe's „The fair penitent" und andere Stücke verrathen bereits den correctern, französischen Stil und lassen auch im reimlosen Jambus meistens den Wortsinn mit dem Verse zugleich abschließen, wozu der französische Reim nöthigte. Daß der reimlose Vers im Drama dauernd der herrschende blieb, sucht Zarncke durch folgende Betrachtung zu motiviren:

> Ich glaube, dieser Proceß hat sich mit einiger Nothwendigkeit vollzogen und ist ein wohlbegründeter gewesen. Denn in der That erscheint die blos rhythmische, durch kein weiteres sinnliches Element, wie Reim, Alliteration, Assonanz, unterstützte Form beim modernen Verse nicht ausreichend für die Lyrik und das Epos. Man halte uns nicht die Alten entgegen, denen die rhythmische Form genügt habe. Ihr Versbau war durch zwei Umstände wesentlich von dem unserigen unterschieden. Einmal stand der Rhythmus, der auf der Quantität beruhte, in einem ununterbrochenen, weil principiellen, Gegensatze zu dem Wortaccente, und dies erzeugte jene ununterbrochene schwebende Betonung, die den Werken der Alten einen so wunderbaren Reiz verleiht. In dem modernen Verse und zumal bei den Engländern und Deutschen fällt dieser Reiz fort, weil hier die Regel gilt, daß Wortaccent und Versaccent zusammenfallen. Sodann ist sowol die Wortstellung wie der Ausdruck in der poetischen Sprache der Alten in weit höherm Grade von der Prosa unterschieden, als das zumal bei den Engländern und Deutschen der Fall ist. Daher bedarf die moderne Poesie da, wo das Wort und die Form allein wirkend auftreten, noch einer weitern sinnlichen Unterstützung außer dem Rhythmus. Ungebundener ist nur das Drama, weil hier Wort und Form nur der eine Factor zur Erzielung der beabsichtigten Wirkung sind; denn das Drama wird erst durch die Aufführung complet; auch wo wir uns mit der Lektüre begnügen, haben wir sie im Sinne. Beim Drama empfindet nicht blos der innere Sinn, für den Wort und Rhythmus bestimmt sind, und sein Vermittler, das Ohr, sondern auch der äußere Sinn, das Auge. Daher genügt für das Drama eine minder geschlossene und minder reiche poetische Form, die für Lyrik und Epos nothwendig wird, weil diese selbständiger sind; denn wenn auch beide der Musik zu ihrer Ergänzung sich bedienen können, so bleibt diese doch etwas Hinzutretendes, was man von der Aufführung bei dem Drama nicht sagen kann, wo vielmehr, wollte man die Sache auf die Spitze stellen, eher das Wort etwas zur Aufführung Hinzutretendes genannt werden dürfte; denn es gibt bekanntlich Aufführungen ohne Worte.

Wir finden also den fünffüßigen Jambus in drei Hauptformen bei den drei Nationen ausgeprägt, welche durch die steife Einförmigkeit des französischen, durch die melodische Mannichfaltigkeit des italienischen, durch die fast an die Prosa hinanstreifende Freiheit des englischen Verses vertreten werden. In Deutschland hat sich ein Vers von fünf Hebungen unabhängig von französischem Einfluß gebildet, sicher schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts, indem man eine Reihe viermal gehobener Verse mit einem längern von fünf Hebungen, am liebsten mit klingendem Ausgang schloß. Wo indeß die Strophe mit

diesem Verse beginnt oder ganz aus ihm besteht, glaubt Zarncke eine Entlehnung aus der provenzalisch-französischen Literatur annehmen zu müssen. Friedrich von Hausen (gest. 1190) und Rudolf von Fenis (gest. vor 1196), die beide nachweislich nach romanischen Mustern gearbeitet, haben den Vers zuerst zu ganzen Strophen verwendet und zwar ohne die Fessel der unbeweglichen Cäsur. Außer den beiden genannten Dichtern haben vor Walther von der Vogelweide noch Albrecht von Johannsdorf, Hartwig von Raute, Bligger von Steinach, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Hartmann von Aue sich dieses Verses bedient. Bei Walther von der Vogelweide findet sich der Vers nur einzeln, niemals durch eine Strophe durchgeführt. Auch nach Walther kommt er mehr einzeln vor, zu Anfang, Mitte und Ende der Strophen; selbständig seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts nur noch in zwei Beispielen. Ein neuer Anstoß kam im 16. Jahrhundert aus Frankreich. Trotz dessen wurde die Cäsur anfangs, wie z. B. in Lobwasser's „Psalmen“, die aus dem Französischen des Clement Marot und Beza übersetzt waren, mit Freiheit behandelt.

Erst die deutschen Poetiker und Regelschmiede machten die Cäsur zu einer bindenden und hemmenden Regel. Martin Opitz wies in seinem Buche „Von der deutschen Poeterei“ auf die viersilbige, männliche Cäsur des vers commun als auf ein unverbrüchliches Gesetz hin, und man ist ihm darin gefolgt. Hanmann und Philipp Zesen im „Hochdeutschen Helikon“ gestatteten noch die Cäsur nach der sechsten Silbe, doch auch hier mußte die einmal acceptirte unbeweglich und immer männlich sein. In der Praxis überwucherte indeß der Alexandriner. Zarncke hat mit großer Sorgfalt die in fünffüßigen Jamben geschriebenen Gedichte oder Versreihen in den Dramen von Opitz, Paul Flemming, Andreas Gryphius, von Hoffmannswaldau, Günther und Haller aufgesucht und nachgewiesen. Mit großer Anmuth behandelte Hagedorn den Vers, obgleich er sich streng an die Cäsur nach der vierten Silbe hielt; er wußte ihm durch reizende Abwechselung in den Reimstellungen eine größere Mannichfaltigkeit zu geben. Als letzter Prophet der starren Cäsur trat Gottsched auf, der alle Stümper schalt, „die in den fünffüßigen Versen den Abschnitt bald nach der vierten, bald nach der sechsten Silbe, bald gar nicht machten“. Doch über diese metrische Orthodoxie siegte alsbald die mit dem wachsenden Einfluß der englischen Literatur hereinbrechende Ketzerei. J. J. Pyra, ein Gegner Gottsched's, S. G. Lange und andere Freunde Bodmer's bedienten sich bereits der freiern Cäsur, die Bodmer selbst in seinen Uebersetzungen aus dem Englischen Thomson's mit vollem Bewußtsein anwandte. Ihm folgten Wieland, Kleist, der in den gereimten fünffüßigen Jamben die Cäsur noch mit Strenge anwendete, in den reimlosen den Abschnitt des Verses aber nicht immer an dieselbe Stelle setzte, um „durch den beständigen Gleichlaut den Leser nicht zu ermüden“. Klopstock erkannte zwar die Verdienste des fünffüßigen Jambus an, gab aber dem Hexameter den Vorzug. So begann der erstere auf dem Gebiete des Epos zurückzutreten, während er sich auf dem des Dramas siegreich die Bahn brach. Zarncke hat die vereinzelten Fünffüßler in den Dramen vor Opitz sorgsam nachgewiesen. Die eigentliche Form des ältern deutschen Dramas war der viermal gehobene Vers, sodaß Hans Tirolff den Fünffüßler als eine selbständige „Erlängerung“ des Vierfüßlers betrachten konnte, um „dem sentenzreichen Latein und der künstlichen Eleganz bester das nachzugehen“. Mit Opitz kam der Alexandriner im Drama zur Herrschaft, später die Prosa, welche der Bequemlichkeit der Darsteller noch besser entsprach, sodaß selbst Goethe und Schiller, jener die „Mitschuldigen“, dieser den „Don Carlos“ für die Aufführung in Prosa überarbeiten mußten.

Der Einfluß des englischen Dramas machte sich indeß immer mehr zu Gunsten unsers Verses geltend. Johann Elias Schlegel, anfangs ein Gegner desselben, unternahm es doch, Congreve's „Trauernde Braut“ in fünffüßigen Jamben zu übersetzen, wobei er männliche und weibliche Endungen regelmäßig abwechseln ließ. Johann Friedrich von Cronegk schrieb 1755 oder 1756 ein Drama in Fünffüßlern: „Der ehrliche Mann, der sich schämet, es zu sein“, und ließ darin alle Verse klingend ausgehen. Joachim Wilhelm von Brawe dichtete seinen „Brutus“ dagegen in Fünffüßlern mit lauter männlichen Ausgängen. Erst Johann Heinrich Schlegel gab in seiner Uebersetzung von Thomson's „Sophonisbe“ dem Vers volle Freiheit mit Rücksicht auf die Ausgänge und zeigte sich auch als einsichtiger Kenner und Beurtheiler desselben, indem er die Cäsur nach der vierten Silbe zwar als wohlklingend anerkannte, aber bei längern Gedichten ermüdend durch die Einförmigkeit des Wohllauts fand, indem er ferner zugestand, „daß auch ein zehn- oder elfsilbiger Vers ohne Cäsur deshalb nicht des Wohlklangs entbehre und ohne Beschwerde in einem Athem ausgesprochen werden kann“. Später gab Schlegel die Uebersetzung der übrigen Trauerspiele Thomson's in gleich frei behandelten Versen und konnte in der Vorrede zum dritten Bande bereits sagen, daß dies Silbenmaß in Deutschland immer mehr Beifall gewinne, wobei er als Vorzüge desselben vor dem Alexandriner die verschiedenen Arten der Cäsuren und die zur Declamation besser abgemessene Länge der Verse hervorhob.

Ein noch glänzenderes Lob ward dem fünffüßigen Jambus zutheil von seiten eines jüngern Kritikers, der, wie alle echte Kritik es soll, sich nicht blos nörgelnd über vergangene Leistungen aussprach, sondern auch anregend für die Zukunft wirkte. Herder schob in die zweite Auflage der „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ (1768) ein Kapitel ein, das hauptsächlich diesem Vers galt, dem er gleichsam mit folgenden Worten ein günstiges Horoskop stellte:

Er hat auch an innerm Gehalt, an Abwechselung und Declamation so große Vorzüge, daß ich wünschte, er möchte in heroischen Trauerspielen den unnatürlichen Alexandriner verdrängen, den wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen erbten, weil er den Schauspielern und Autoren selbst die Arbeit erleichtert. Erleichtert, aber beiden zum Nachtheil; jenen, weil er sie einer

einförmigen Declamation, die eine halbe Scansion heißen kann, oft wider Willen nähert; diesen, weil er der wahren Affectsprache, einer lebendigen Erzählung und dem Dialog äußerst viel monotonischen und abgemessenen und zerschnittenen Zwang auflegt. Unter anderm mag es also vielleicht auch daher gekommen sein, daß die besten Versificatoren in diesem Stil, Schlegel, Cronegk und neuerlich Clodius, oft so sehr die Sprache der Leidenschaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen, als auf der andern Seite Lessing und in affectvollen Stellen Weiße sich mit diesem Silbenmaße nicht so recht vertragen können. Sollte es gar sein, daß diese Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern mit schuld wären an jener untheatralischen, undialogischen und monotonischen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrsprüchen, Sentenzen und Sentiments um sich wirft und manche Scenen unserer besten Dichter verdirbt — wollen wir denn nicht einmal dem Vorurtheil entsagen, als sei diese Versart die natürlichste für unsere Sprache? Und wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehrern Denk- und Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können? Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich der Materie anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben, nicht sich beständig in Jamben jagen, nicht in einerlei Cäsuren verfolgen, nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten, nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmaß einkerkern, das Ramler in seinem „Batteux" verzeichnet, um zu hinken, wenn die Region da ist, hinken zu sollen. Wenn die Materie alles belebt und bewegt, wenn das Silbenmaß zu plappern und zu fragen, zuvorzukommen und hineinzufallen weiß, wenn es einer hohen Declamation Töne und Ruhepunkte vorzählt, so wird es von selbst dem vorigen Klopstockischen Silbenmaße an Freiheit und Vortheilen nahe kommen, doch aber, daß die Zügellosigkeit desselben in einigen Schranken geht. Es wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt; und am letzten würde uns selbst die englische Sprache, die in diesem Silbenmaße schon so viele Schätze ausbewahrt, etwas nachstehen müssen.

Wie Zarncke mit Recht bemerkt, hat Herder hier mit seinem seltenen Anempfindungstalent gut charakterisirt und richtig vorausgesehen. Indeß sogleich entsprach der Erfolg nicht seinen Erwartungen. Es bedurfte eines neuen Anstoßes, es war nöthig, daß ein wirklich bedeutender und genialer Inhalt in dieser Form niedergelegt ward, um sie der nationalen Literatur völlig zu erobern. Dies ward vollführt durch Lessing's „Nathan".

Nach dieser umfassenden Einleitung geht Zarncke an die Lösung seiner Hauptaufgabe, die Analyse des fünffüßigen Jambus in den Dichtungen Lessing's, Schiller's und Goethe's. Als die Eigenthümlichkeiten des Lessing'schen Fünffüßlers im „Nathan" bezeichnet Zarncke die Kühnheit seiner Enjambements, die man fast ein unausgesetztes Hinüberstürmen in den nächsten Vers nennen möchte, und das Brechen des Rhythmus, den Antagonismus des Verses und Satzes, der hier an die Stelle einer gänzlich fehlenden Cäsur tritt. In Bezug auf das Enjambement macht Zarncke mit Recht darauf aufmerksam, daß die Verschmelzung zweier Verse um so enger ist, je näher die durch das Versende getrennten Begriffe zusammengehören, daß man zwischen solchen Worten an den Versenden unterscheiden müsse, die Träger und Ausdruck einer bestimmten Vorstellung sind und solchen, die nur auxiliarer Natur sind, wie Pronomina, Partikeln, Hülfszeitwörter u. s. w.

Bei Lessing sind die Enjambements der zweiten, [illegible]
tern Art sehr gebräuchlich, wodurch ein hastiges [illegible]
springen von Vers zu Vers veranlaßt wird.

Zarncke hat mit erstaunlichem Fleiß die Be[illegible]
diese seine Behauptungen aus Lessing's „Nathan" [illegible]
zusammengetragen und zu diesem Zweck viele [illegible]
Verse aufmarschiren lassen. Er untersucht dies [illegible]
wie später die Schiller'schen, mit dem Mikrosk[illegible]
können ihm in diese minutiöse Detailforschung [illegible]
gen; wir erwähnen dagegen, daß die Jamben[illegible]
in Gutzkow's „Uriel Acosta", namentlich was [illegible]
mehrere Verse hinübergreifende Periodik des [illegible]
kens betrifft, an die in Lessing's „Nathan" [illegible]
obgleich bei Lessing im ganzen das staccato, bei [illegible]
kow das ligato überwiegt. Offenbar steht der [illegible]
sche Vers an der Grenze der Prosa; es ist [illegible]
ein Vers, der sich fortwährend selbst verleugnet; [illegible]
es an Melodie und Grazie. Gerade deshalb [illegible]
trotz seiner Vorzüge für die dramatische Convers[illegible]
Deutschland keinen festen Boden und mußte zur[illegible]
als lyrisch hochbegabte Dichter, wie Schiller und [illegible]
denen sich die ewigen Melodien durch alle Glie[illegible]
wegten, den Jambus für das Drama ausbildeten. [illegible]
sing war kein Lyriker.

Schiller's „Don Carlos" stand freilich, wie [illegible]
mit Recht bemerkt, noch unter den Einflüssen [illegible]
sing'schen Verses. Die Enjambements, der Antag[illegible]
von Vers und Satz finden sich hier wie bei [illegible]
auch die häufigen Wiederholungen desselben Wortes [illegible]
was bei Lessing mehr eine Emphase des Verstandes, [illegible]
bei Schiller Emphase des Gefühls. Was die Cä[illegible]
trifft, so folgert Zarncke aus einer Stelle seiner [illegible]
in welcher er das Vorhandensein der Cäsur für [illegible]
außerordentliche Schwierigkeit des Trimeters erklär[illegible]
Recht, daß Schiller der Ansprüche, welche auch der [illegible]
füßler auf eine Cäsur und die kunstgerechte Beh[illegible]
derselben habe, sich gar nicht bewußt war. Doch [illegible]
Dichter „in seinem dunkeln Drange ist sich des [illegible]
Weges wohl bewußt", und so gibt auch Schiller [illegible]
Veranlassung, über die Cäsur seiner Verse sich [illegible]
sprechen und weitere Untersuchungen hierüber [illegible]
zweite Abtheilung in Aussicht zu stellen, wo der [illegible]
sche dramatische Fünffüßler näher analysirt werde[illegible]
Mit welcher Sorgfalt Zarncke die Vierfüßler, Sech[illegible]
und Siebenfüßler in allen Schiller'schen Dramen [illegible]
sucht und dem Publikum denuncirt hat, wie er den [illegible]
päßten und Trochäen und dem Hiatus nachspürt, [illegible]
jambements unter der Lupe prüft — das möge [illegible]
der fleißigen Arbeit selbst ersehen. Aus den Unte[illegible]
der einzelnen Dramen in Bezug auf die Versbeh[illegible]
lassen sich nicht unwichtige Folgerungen für die [illegible]
Physiognomie derselben ziehen. Der „Don Carlos" [illegible]
mit seinen Lessing'schen Enjambements allein. Der [illegible]
im „Wallenstein" strebt deutlich dahin, dem Rh[illegible]
seine Integrität zu wahren; den „Wallenstein", die „[illegible]
Stuart" und „Jungfrau von Orleans" faßt Zarncke [illegible]
sammen als Repräsentanten einer im wesentlichen [illegible]

Art des Versbaues, wenn auch in Betreff des Enjambements, des klingenden Ausgangs, der Häufigkeit der Anapäste sich einzelne Abweichungen finden. Da in diesen Dramen die Anapäste häufig eintreten, möchte er diese ganze Periode die Periode der Anapäste nennen. In der „Braut von Messina" und „Wilhelm Tell" herrschen dagegen die Trochäen vor. Diese Dramen sind metrisch freier, rhythmisch dagegen geschlossener, indem die Selbständigkeit des einzelnen Verses in ihnen noch mehr hervortritt. Den „Tell" nennt Zarncke auch von seiten des Versbaues das reichhaltigste, mannichfaltigste, jedenfalls das klangvollste Stück Schiller's. Lessing hatte an den englischen Vers, Schiller an den Lessing'schen angeknüpft. Ganz entgegengesetzt war der Ausgangspunkt und damit auch die ganze Weise des Goethe'schen Verses; dieser ist nach Zarncke der episch-lyrische Vers der italienischen Stanzen, und auch die Jamben seiner Dramen sind die Jamben seiner Lyrik geblieben.

In jüngster Zeit ist die Berechtigung des fünffüßigen Jambus überhaupt als eines Hinkverses namentlich von Minckwitz in Frage gezogen und für die Tragödie der griechische Trimeter empfohlen worden, ein Vers, dessen plastische Hoheit, Melodie und Schönheit gewiß anzuerkennen, der aber für die charakteristische Schärfe und Beweglichkeit der modernen Dramatik zu antik-plastisch, zu marmorschön ist, wenn er als durchgängige metrische Grundlage eines Trauerspiels in fünffüßigen Jamben eingeführt wird. Wenn indeß Minckwitz überhaupt einen Wechsel der metrischen Systeme innerhalb eines Trauerspiels empfiehlt, wodurch der Trimeter auf die angemessenen Stellen, in denen ein gleichmäßig erhabener Schwung herrscht, eingeschränkt würde, so kann man ihm ja beistimmen; denn wer wollte die Garantie übernehmen, daß der fünffüßige Jambus in alle Ewigkeit Stammvers und Träger deutschen Dramas sein wird? Hat er sich doch schon einen sehr undramatischen Gesellen, den vierfüßigen Trochäus, als Begleiter gefallen lassen müssen! Ein Wechsel der vier-, fünf- und sechsfüßigen Jamben, und zwar gereimter Jamben, der im ganzen vorwiegende Vers im „Faust", hat für gewisse volksthümliche Stoffe ein gutes Recht, und ein geschmackvoller Wechsel der Metra, je nach dem Charakter der Scenen, mit feinem Taktgefühl durchgeführt, kann ebenso künstlerisch wie dramatisch sein, vorausgesetzt, daß er nicht in jene Formenspielerei ausartet, mit welcher die Romantiker in ihre Dramen alle erdenklichen Strophenbildungen, Sonette und terze rime, stopften.

Den fünffüßigen Jambus halten wir indeß für keinen Hinkvers, sondern für einen Vers, der die echte Energie des dramatischen Anlaufs besitzt und bei kunstgerechter Behandlung auch verschiedene, dem Charakter der einzelnen Scenen entsprechende Modificationen zuläßt. Gerade in Bezug hierauf kann das Studium der Zarncke'schen Schrift lehrreich für unsere jüngern Dramatiker sein. Es gibt Situationen, in denen die verständige Motivirung, die pointirte Charakteristik oder der Stil der idealisirten Umgangssprache vorherrscht. Für diese Scenen ist die Lessing'sche Behandlungsweise des Fünffüßlers geboten und wird die Physiognomie dieser Situationen um so schärfer bezeichnen, je mehr die auf der Höhe des tragischen Conflicts, des Affects, der Leidenschaft stehenden Situationen durch jenen schwunghaftern Fünffüßler hervorgehoben werden, wie ihn Schiller und namentlich Goethe behandelt haben, der mit feinerer architektonischer Gliederung durch die Cäsur, mit rhythmischer Abgeschlossenheit und Gedankeneinheit melodisch austönt.

Rudolf Gottschall.

Der Krieg von 1815.

Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris. Von Julius Königer. Mit einer Karte. Leipzig, Hirzel. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ueber den Krieg von 1815 sind in neuester Zeit mehrere Werke erschienen, unter welchen das des jüngst verstorbenen Obersten Charras das meiste Aufsehen gemacht, weil es durch die französischen Entstellungen der Geschichte zuerst der Wahrheit eine Gasse gebrochen hat. Den gleichen antibonapartischen Standpunkt nimmt das Werk von Quinet ein (vgl. Nr. 16 d. Bl. f. 1864). Andere ausländische Darstellungen jenes Kriegs, welche in den letzten Jahren veröffentlicht sind, einzelne treffliche Monographien und Beitzke's Werk haben das Material bereichert, zu welchem auch Häusser in seiner deutschen Geschichte einiges, vorzüglich aber Bernhardi in seiner „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31" das Wichtigste beigesteuert haben. Dennoch fehlte es bisher, wie der Verfasser des vorliegenden Werks mit Recht bemerkt, über den Krieg von 1815 und die damit zusammenhängenden Verträge an einer umfassenden, gleichmäßig durchgeführten Arbeit. Eine solche hat Königer versucht und wir glauben, in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Urtheil, das bei bedeutenden Werken meist der Kritik der Presse vorauseilt, unsere Ueberzeugung begründen zu können, daß dieser Versuch trefflich gelungen ist. Er selbst sagt bescheiden, daß er seine Arbeit nicht eine Quellenschrift nennen kann, da er nicht so tief auf die Urkunden zurückgehen konnte, um aus ihnen ein wesentlich neues Licht über die entscheidenden Ereignisse zu verbreiten. Doch ist er der Meinung, daß nach den letzten zur Veröffentlichung gelangten Werken von Bernhardi, Charras u. a. aus jenen Urkunden überhaupt nicht mehr viel zu entnehmen sei, höchstens ließe eine umfassendere Benutzung der österreichischen Archive manche neue Aufklärung erwarten. Den bisherigen Darstellungen gegenüber hofft er den Zusammenhang der Begebenheiten aus den Acten des großen Generalstabes in Berlin und im Kriegsarchiv zu Darmstadt, deren Einsicht ihm gestattet worden, sowie durch Benutzung regimentsgeschichtlicher Quellen, die bisher nur zu sehr vernachlässigt geblieben sind, vollständiger, als es bisjetzt geschehen, hergestellt und dadurch über manche Punkte mehr Licht verbreitet zu haben. Wir erkennen das an und fügen hinzu, daß die Klarheit und Schärfe, mit welcher er überall die Gesichtspunkte den Lesern aufgestellt hat, dem Werke zum

höchsten Verdienst gereichen. Beitzke's „Geschichte des Jahres 1815“ hat er nicht mehr mit seiner Schrift vergleichen können, den deutschen Standpunkt setzt er bei „dem verdienten Verfasser der Freiheitskriege“ voraus.

Wir haben letztere, wie auch Beitzke's „Krieg von 1812“ in d. Bl. (Nr. 20 f. 1855, Nr. 48 f. 1856 und Nr. 15 f. 1857) mit Anerkennung besprochen. Das Referat über die „Geschichte des Jahres 1815“ (Nr. 9 und Nr. 39 d. Bl. f. 1865) ist von einer andern Feder. Wenn Königer sagt: „Der Gegenstand ist wol groß genug, um auch zwei und mehr Arbeiten von besonderer Eigenthümlichkeit zuzulassen“, so wird das durch einen Vergleich seines Werks mit dem Beitzke'schen nur bestätigt. Letzteres beginnt mit den allgemeinen Verhältnissen nach dem ersten Pariser Frieden, schildert die Siegesfreuden in Deutschland und den Empfang der sieggekrönten Krieger im Vaterlande sehr detaillirt nach den Zeitungsberichten von 1814 (was doch wol besser den Schluß der Geschichte von 1814 gebildet hätte!) und erklärt, eine Geschichte des Wiener Congresses nicht einmal versuchen zu wollen, für eine Geschichte des Jahres 1815 allerdings ein Fehler, wenn er auch aus Bescheidenheit begangen worden ist. Königer dagegen, nach einer kurzen Einleitung „über die Zeichen, unter denen die Neugestaltung Deutschlands begonnen hat“, geht frisch ans Werk und stellt die Geschichte des Congresses, gestützt auf die besten und neuesten Quellen, so vortrefflich und bündig dar, daß jeder Leser, der sich nicht aus Klüber, Angerberg, Bernhardi, de la Garde, Gagern, Pertz, Gentz u. s. w. mühsam selbst unterrichten will oder kann, das klarste Bild der wichtigen, für Deutschland leider so traurigen Verhandlungen gewinnt. Den deutschen Standpunkt nimmt auch Königer mit ehrenvollster Gesinnung ein. Sein Werk schildert dann die Wiederaufrichtung des französischen Kaiserreichs, wie Beitzke, vorherrschend nach französischen Quellen, ignorirt aber nicht, wie dieser vollständig gethan, Charras und Quinet, welche bei allem Nationalgefühl dies nicht mit dem Bonapartismus identificiren.

Die Misregierung der Bourbons wird von Königer ebenso scharf getadelt, die Lage Napoleon's und seine Schritte gleich eingehend behandelt, aber die straffere Darstellungsform hat Raum gespart, während in dem andern Werk bei der populärern und darum breitern Besprechung fast der ganze erste Band damit gefüllt wird. Dagegen ist bei Königer der Krieg an sich, wenigstens für den militärischen Leser, nicht bis in die Einzelheiten des taktischen Verlaufs behandelt worden, die gewiß in der Schilderung vielen sehr lieb gewesen wären. Beitzke gibt darin nach den ausführlichen Werken von Grolman-Danitz, Reiche, Sibourne u. s. w. mehr und in trefflicher Darstellung. Für den strategischen Theil der Arbeit haben aber Königer mehr Quellen zu Gebote gestanden, vorzüglich, wie schon erwähnt, das Archiv des preußischen Generalstabes, welches Beitzke nicht hat benutzen können. Memoiren ersetzen die officiellen Actenstücke und vertraulichen Correspondenzen niemals. Ohne Einsicht in diese werden alle Combinationen fehlgehen und der wahre Zusammenhang der Thatsachen erhält keine richtige Erklärung. Daß aber Beitzke Charras nicht hier und auch in Bezug auf die politischen Verhältnisse benutzt hat, daß er dessen Werk nicht in seinem historischen Werthe gewürdigt, sondern nur als Parteischrift betrachtet und sich lieber an die Bonapartisten gehalten hat, ist zu bedauern. Dadurch und daß er ganz unverhohlen für Napoleon's Belassung auf dem Throne spricht, hat sein Werk eine gewisse einseitige Färbung bekommen. Wer in der Zeit, als Deutschland sich eben von der schmählichsten Unterjochung durch seine großartige Erhebung und das Blut seiner Söhne befreit hatte, den Gedanken in die Verhandlungen geworfen hätte, jenen Mann, der es unterdrückt und namentlich Preußen mit Füßen getreten, im Besitz einer Macht zu lassen, die er bei günstiger Gelegenheit unfehlbar zur Rache benutzt haben würde, der wäre wol kaum mit Geduld angehört worden. Der zweite Pariser Frieden bildet in beiden Werken das dritte Buch und ist bei Königer wiederum ausführlicher behandelt.

Wir wollen nach diesen sich aufdrängenden Vergleichspunkten beide Arbeiten in ihrer Eigenthümlichkeit nicht weiter nebeneinanderstellen. Aus dem Werke Königer's schenken wir dem Wiener Congresse eine besondere Aufmerksamkeit, weil jene, im Volke meist unbekannten Verhandlungen in unsern Tagen durch das neue Streben nach einer bessern Gestaltung Deutschlands wieder an Interesse gewinnen. Die Schilderung der ganzen Versammlung in Wien, des „großen bunten Gewirres aus allen Völkern und Ständen“, ist ebenso anziehend wie elegant geschrieben. Die Kaiserstadt, welche damals nur 80000 Einwohner zählte, beherbergte wol 100000 Fremde, darunter 700 Gesandte der verschiedenen Mächte und ehemaligen deutschen Reichsstände; 67 deutsche Herzoge, Fürsten, Grafen und Herren waren persönlich erschienen.

Tafeln, Jagden, Concerte, Bälle, Theater, Maskeraden, Carrousels, Feuerwerke lösten unaufhörlich einander ab und drängten sich oft zur nämlichen Zeit zusammen. Prachtvolle Wagen durchkreuzten vom Morgen an nach allen Richtungen die Straßen, reichgekleidete Läufer, den Stab mit silbernem Apfel in der Hand, bahnten ihnen vor den Hufen der Pferde den Weg; auf den Spaziergängen und den öffentlichen Plätzen drängten sich zu Fuß und zu Pferde die Galakleider und Uniformen aller Höfe und Heere Europas, dazwischen der Troß der Diener in ihren glänzenden, mannichfaltigen Livreen und unter all dieser bunten Welt, bald zurückgedrängt, bald hereinflutend, die Menge des Volks.

Was war aber die ernste Aufgabe des Congresses, welchem anfangs die Völker, besonders das deutsche Volk mit gläubigem Vertrauen entgegensahen? Die Aufrichtung einer neuen Ordnung der Dinge! Diese mußte, wie der Verfasser in einer vortrefflichen Folgerung auseinandersetzt, auf der Wiederaufrichtung eines starken Deutschland begründet werden. Deutschland war in den letzten Jahrhunderten an innerer Ordnung und äußerer Macht verfallen, während im Osten und Westen zwei Mächte von ungemessenem Ehrgeiz und Eroberungsdrang abwechselnd emporkamen: Rußland und Frankreich. An beide hatte Deutschland Schritt für Schritt an Macht und Land verloren, beiden hatte es mittelbar und unmittelbar mi

nem Blut und seinen Waffen gedient. Die Vernichtung utschlands, die Theilung der Macht zwischen beiden) endlich ihr Kampf auf Leben und Tod: das war ntlich der Hauptinhalt der Zerrüttung, welche über ropa gekommen. Darum war es keine Anmaßung, in in einer Schrift: „Adresse an die allerhöchsten auf Congreß versammelten Monarchen im Namen der tschen Nation", die Wiederaufrichtung Deutschlands die Begründung des Gleichgewichts in Europa zu- mengebracht wurden. Was allein dem Welttheil den eden, den schwer geprüften Völkern die Ruhe sichern ite, das war ein starkes Deutschland in der Mitte opas. Diese Wahrheit war damals im Munde aller atsmänner, und es konnte gar nicht anders kommen, daß die deutschen Fragen der Brennpunkt der Ver- blungen wurden und daß in ihnen der Kern des eits auch da lag, wo die Frage, wie bei dem Handel Polen, einen andern Namen trug. Es fehlte aber daß dem allgemeinen Gefühl von der Wichtigkeit die- Fragen bei den Staatsmännern in Wien auch die nntniß und der gute Wille entsprochen hätten; viel- : kamen gleich, sowie sich's um die wirkliche Ausein- rsetzung handelte, die Selbstsucht und der besondere heil, die alten und die neuen Versäumnisse mit ins l.

Die Neugestaltung Deutschlands war überdem die e, bei welcher sich die meisten Interessen durchkreuz- sie war durch die vorhergegangenen Verträge am zsten geordnet, in der Verfassungsangelegenheit noch nicht, hier blieb die ganze Verwirrung der Rechte der Zeit vor und nach dem Untergange des Reichs; nnern waren die Forderungen fast aller Staaten mit- der im Widerstreit. Aus diesen Verhältnissen wuch- leich zu Anfang des Congresses drei Fragen hervor, sehr bald den Gang der Verhandlungen vollständig schten. Es war die Frage um Polen aus dem lten Gesichtspunkte der Machtstellung Rußlands zu pa, besonders zu Deutschland und der Entschädigung ßens; die Frage um Sachsen, ebenfalls aus dem letztern de und zugleich aus dem der innern Auseinandersetzung chlands; die Frage um die deutsche Verfassung auf d der gerechten Wünsche des deutschen Volks und der einen Sorge um die Befestigung des europäischen ensystems. In diesen drei Fragen drängt sich die be des Congresses hauptsächlich zusammen, sie bilden wiegender Bedeutung seine Geschichte.

er Verfasser beleuchtet nach dieser Bezeichnung der n in scharfer Charakteristik die Fürsten und Staats- r, welche zu ihrer Lösung berufen waren, er sucht vecke, Ansichten und Stimmungen der Großmächte ann der deutschen Staaten nachzuweisen, um dar- erklären, daß nicht zwei Staatsmänner auch nur die Hauptsachen einerlei Meinung hatten und daß oßen Grundsätzen nur einer, der des Gleichgewichts, nnt war, während sich anderer, wie Nationalität reiheit, nur wenige bewußt waren. Besonders hebt schwierige Stellung Preußens hervor, „das auf den Congreß kam, ohne über die schwersten Fragen einen klaren Plan und ohne irgendeinen zuverlässigen Verbündeten zu haben. Der rechte Staatsmann fehlte, Fürst Hardenberg nahm seine Aufgabe viel zu leicht. Die Verhältnisse lagen ungünstig und verworren, doch konnte eine weitsehende Politik erkennen, daß in der deutschen Entschädigungsmasse Land genug für Preußens Ansprüche war, daß England kein wirkliches Interesse hatte, diesen Ansprüchen entgegen zu sein, und daß sich mit Oesterreich vielleicht eine Linie der Ausgleichung finden ließ. So viel wir heute wissen, ist aber in allen diesen Punkten nicht einmal ein ernstlicher Versuch gemacht worden." Die Stellung des Freiherrn von Stein zu den Fürsten und Diplomaten ist mit gerechter Vorliebe gezeichnet. Das deutsche Volk sah auf diesen Mann, als müsse sich in seinem Wirken die neue Zukunft des Vaterlandes begründen. „Das waren Hoffnungen nach Art des Volks, die über des einzelnen Mannes Vermögen gingen, denn kein Mensch kann dem andern und kein einzelner Mann kann einem Volke die eigene innere Arbeit abnehmen, die zur Gründung eines neuen Daseins gehört. Was aber ein Mensch kann, das hat Stein gethan."

In dem Verlauf der Verhandlungen erkennt der Verfasser drei Momente:

Zuerst hat es den Anschein, als stehe das Friedenswerk fest, ja noch mehr, es sieht einen Augenblick aus, als bestände eine wirkliche Mittelmacht in Europa, als seien Oesterreich, Preußen und England einig genug, um Frankreich niederzuhalten und Rußlands übermäßige Ansprüche zurückzuweisen. Da tritt aus schwankender Lage plötzlich die erste Wendung hervor, daß Preußen sich mit Rußland vereinigt (6. November 1814). Dem entgegen schließen sich Oesterreich, England und Frankreich näher zusammen, und aus der zunehmenden Verbitterung der Verhandlungen entsteht der zweite Augenblick, das geheime Bündniß dieser drei Mächte (3. Januar 1815). Es sieht danach aus, als würden der Südwesten und der Nordosten Europas in Waffen auseinandertreffen, aber die Gefahr bringt die Mächtigen, auf denen die Verantwortung liegt, zur Besinnung, und schon sind die Hauptschwierigkeiten geebnet, als ein drittes Ereigniß alle Arbeit des Congresses zu vernichten droht, die Rückkehr Napoleon's von Elba nach Frankreich.

Diese drei Momente ergeben dem Verfasser die Kapitel für seine Geschichte der Verhandlungen. In der sächsischen Frage hat er auch die neuerdings veröffentlichten „Denkwürdigkeiten des Grafen Senfft", 1810—13 sächsischer Minister des Auswärtigen, benutzt, um das Verhalten des Königs von Sachsen, die Agitationen und den Einfluß seiner Umgebung, welche allein die traurige Katastrophe in Lüttich verschuldet haben, wahrheitsgetreu darzustellen. Der Aufruhr bei den Truppen wird später an seinem Ort nach sächsischen und preußischen Quellen, hier auf die Acten im Archiv gestützt, ohne Parteilichkeit erzählt. Der sächsische Hauptmann, welcher mit seiner Compagnie die Wache bei Blücher gehabt und die angebotene preußische Majorsstelle ausgeschlagen hat, ist hier richtig genannt, Geibler, nicht von Keibel, wie Beitzke den Namen gibt; wir haben diesen Offizier persönlich gekannt.

Wie der Congreß mit der Schlichtung seiner Aufgaben nicht vorrückte, so litt die Frage um die innere deutsche

Verfassung am meisten. Zur Zeit des Aufrufs von Kalisch hatte Stein kühne Hoffnungen für die Erneuerung Deutschlands, er dachte noch an die Möglichkeit eines einzigen Oberhauptes, an Kaiser und Reich. Seine Entwürfe wurden immer beschränkter und entsagungsvoller, als der Frieden von Paris ein föderatives Band für die deutschen Staaten festsetzte. Schon vorher, im März 1814, hatte er ein Directorium von Oesterreich, Preußen, Hannover und Baiern vorgeschlagen, doch sonst ein großes Maß gemeinsamer Angelegenheiten und innerer Freiheiten in Aussicht genommen. Im Sommer 1814 ging aus den Verhandlungen zwischen Stein, Solms-Laubach und Hardenberg ein neuer Entwurf hervor, wonach Oesterreich und Preußen das Directorium erhalten, aber nur mit einem Theil ihrer deutschen Länder dem Bunde beitreten sollten; die nothwendigen allgemeinen Forderungen wurden sehr herabgesetzt; namentlich konnte Stein nicht mit dem Verlangen einer Vertretung der Landstände der einzelnen Staaten durch Abgeordnete beim Bunde durchdringen. Dieser Entwurf wurde dann nach neuen Berathungen zu Baden bei Wien dahin abgeändert, daß die beiden Großmächte mit allen ihren deutschen Ländern beitreten sollten, Deutschland in sieben Kreise mit Kreisobersten an der Spitze (Oesterreich und Preußen für je zwei Kreise, Baiern, Hannover und Würtemberg für je einen) getheilt und die Bundesversammlung aus dem Rath der Kreisobersten und dem Rath der übrigen Stände zusammengesetzt werde; daß Oesterreich das Geschäftsdirectorium, doch blos als „formelle Leitung" führe; daß ferner das Kriegsrecht der Bundesglieder gegeneinander aufgehoben werde, ebenso das Recht zu auswärtigen Kriegen, Bündnissen oder Subsidienverträgen für alle Bundesglieder, die nicht noch außerhalb des Bundes Besitzungen haben; für jeden Bundesstaat wurde eine landständische Verfassung und die Gewährung bestimmter bürgerlicher Rechte verheißen. Der Verfasser bemerkt dabei: auch der österreichische Minister (Metternich) hielt diese Punkte für das mindeste, was für Deutschland verlangt werden müsse. Allein auch er sollte erfahren, was es mit der „vollen Souveränetät" der Mittelstaaten auf sich habe, die er in den Verträgen zu Ried und Fulda so eilig gewesen war, zu gewährleisten.

Baiern und Würtemberg legten schon in der dritten Sitzung des deutschen Ausschusses, zu der sie neben Oesterreich, Preußen und Hannover zugelassen waren, gegen diesen Entwurf Widerspruch ein, sie wollten kein Regierungs-, kein Gesandtschaftsrecht, kein Recht zur Kriegführung und zu Verträgen abtreten, keine Doppelstimmen für Oesterreich und Preußen im Rath der Kriegsobersten, kein Recht der Berufung an den Bund, überhaupt keinerlei Beschränkung der Souveränetät. Würtemberg fand namentlich, es könne nicht die Absicht sein, „aus verschiedenen Völkerschaften, z. B. Preußen und Baiern, eine Nation zu schaffen", Baiern erklärte, das Recht der Verträge sei eine Forderung des bairischen Nationalstolzes, und verlangte für sich, mit Oesterreich und Preußen im Directorium zu wechseln. Beide sprachen von fünf gleich-
berechtigten Häuptern und ließen darin Sachse[n]
das sie doch sonst gegen Preußen vertheidig[ten]
Das war auch Metternich zu viel. Unter [...]
und Preußens Zustimmung wurde durch die [...]
Hannovers eine förmliche Widerlegung der bai[risch-wür-]
tembergischen Ansprüche eingebracht. Dadurch [...]
der Widerstand der beiden Rheinbundskönigreich[e ...]
brochen, da sie keinen Ernst sahen, die Sache [...]
fall ohne sie und selbst gegen sie durchzusetzen, [...]
polnische und sächsische Handel keine Einigkeit zwi[schen]
ihnen gegenüberstehenden Staaten verrieth. Fürst [...]
tröstete den König von Würtemberg mit der A[...]
Frankreich, das doch ihr natürlicher Verbünde[ter ...]
sich schon wieder heben werde. Daneben traten [...]
ehemaligen Reichsunmittelbaren um Wiederherstellung [...]
Rechte auf den Plan. Gagern, der oranische [...]
dachte sich einen Wahlkaiser, der nur wenig [...]
Wähler, die übrigen Fürsten, hervorragen dürfe, [...]
zur Seite noch zum Ueberfluß eine kräftige Fürsten[oppo-]
sition, im Nothfall auch einen Fürstenbund, wie [...]
seph's II. Zeiten. Der Schwäche Deutschlands, [...]
solchen Einrichtungen hervorgehen könne, hoffte [...]
ein recht starkes oranisches Königreich als „Bollw[erk ...]
den Nordosten Frankreichs", zu begegnen. Endlich [...]
reichten am 16. November 29 Kleinstaaten eine [...]
Oesterreich und Preußen, in welcher sie mit Entsch[iedenheit]
das Recht in Anspruch nahmen, neben Baiern und [Wür-]
temberg bei der Aufrichtung der deutschen Verfassung [mit-]
zuwirken, gleichzeitig aber sich bereit erklärten, [...]
gen Opfer an ihrer Souveränetät zu bringen, [...]
Ganze bestehen und auch ihren Unterthanen die [...]
sungsmäßige Freiheit gewährt werden könne; als [...]
stein der deutschen Verfassung verlangten sie die [...]
eines gemeinsamen Oberhauptes. An demselben Tag[e ...]
aber Würtemberg an, es könne sich nicht mehr [...]
schuß betheiligen und durch nichts zu einem Verz[icht ...]
unbestrittene Rechte bewogen werden als durch die [...]
welche es dafür erhalte. Damit war der Aus[schuß ...]
gelöst. „Die Sorge um die polnisch-sächsischen [...]
nahm die Staatsmänner nun ganz hinweg. Die [...]
Verfassung trat in den Hintergrund, beim Congre[ß ...]
die schwerste Frage, um die er zusammengekommen [...]
vergessen."

Später wurde die Erneuerung des deutschen [...]
thums wieder zum Anfang der Verhandlungen [...]
auch Stein bot seinen Einfluß dafür auf. [...]
Hauptschwierigkeit lag in dem Widerstande der [...]
deutschen Staaten gegen die Opfer an Macht [...]
ständigkeit, welche gebracht werden mußten, [...]
Kaiserreich möglich sein sollte, und wenn auch [...]
derstand gebrochen wurde, an der Uneinigkeit [...]
Oesterreich und Preußen über die Frage:

Wem von beiden gebührte die Würde? In den [...]
Verhandlungen war stets Oesterreich genannt worde[n ...]
hatte ohne Zweifel auch großen Anspruch durch sein[e ...]
durch die Jahrhunderte, in welchen die Kaiserkron[e ...]
verbunden war. Allein, war nicht zur glänzendste[n ...]
Kaiserthums die Krone von einem Hause auf da[s ...]

übergegangen? Durfte sich das Haus Hohenzollern nicht dem Hause Lothringen gleichstellen, das noch kein Jahrhundert in Oesterreich herrschte? Und vor allem, war Preußen nicht bei Deutschlands Befreiung mit unvergleichlichen Thaten und Opfern vorangegangen?

Es mischten sich neben dem Congreß die Zeitungen und viele andere Stimmen in die Frage; eine Menge von Vorschlägen tauchte auf: Franz I. sollte Kaiser, Friedrich Wilhelm III. König von Deutschland werden; oder der letztere sollte für Norddeutschland erblicher Reichsverweser oder Kronfeldherr neben dem Kaiser sein; oder es sollte Preußen Reichsverweser an der Elbe, Baiern an der Donau sein; oder es sollten 15 Kreise mit den Fürsten als Stammesvorstehern gebildet werden; oder es sollten Preußen und Oesterreich ganz aus dem Bunde bleiben. Ein in Wien erschienenes Schriftchen, das aber wol in Frankreich verfaßt war, empfahl geradezu einen neuen Rheinbund. „Anfang März mußte die Kaiserfrage als gefallen gelten. Nicht sowol der offene Widerstand hatte dagegen entschieden, als das Gefühl, daß sie nicht zu verwirklichen sei; weder Oesterreich noch Preußen hätte gewagt, seine Kraft dafür einzusetzen." Auch die deutsche Gesammtberathung über die Grundzüge einer Verfassung, welche Stein beantragte und die Bevollmächtigten von 32 Fürsten und Städten von Metternich und Hardenberg forderten, kam nicht zu Stande. Beide Minister sprachen ihre Zustimmung aus, die preußischen reichten auch ihre Entwürfe ein, in denen drei Punkte bezeichnet waren, von denen man nicht abgehen dürfe: kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen; aber Napoleon's Rückkehr kam dazwischen, und in übereilten Verhandlungen, „bei welchen keiner mehr zu seinen ersten Gedanken und zu seinem eigenen Werke stand", wurde endlich die deutsche Bundesacte beschlossen. Der Verfasser zeichnet diese Verhandlungen und weist die damals gemachte Entschuldigung: eine mangelhafte Bundesverfassung sei besser als gar keine, mit der Bemerkung zurück: „Etwas Mangelhafteres konnte in keinem Falle herauskommen, wol aber wäre wahrscheinlich vieles zu retten gewesen, wenn Preußen mit jenen kleinern Staaten, die meist in seinem Gebiet lagen und mit seinen Heeren in den Krieg gingen, bei seiner ersten Stellung geblieben wäre." Wir sind der lichtvollen und gelungenen Geschichte des Congresses, welche Königer gibt, in der Hauptfrage gefolgt, weil dieselbe nach langer Vertagung eine erneute Wichtigkeit gewonnen hat.

Karl Gustav von Berneck.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte der Philosophie.

1. Grundriß der Geschichte der Philosophie von J. E. Erdmann. Erster Band: Philosophie des Alterthums und des Mittelalters. Berlin, Hertz. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte Geschichtschreiber der neuern Philosophie unternimmt es in dem vorliegenden Werke, den Gesammtentwickelungsgang der Philosophie nach seinen wesentlichen Momenten und in seiner gesetzmäßigen Folge vorüberzuführen. Dasselbe ist zwar zunächst für den akademischen Hörerkreis berechnet, wie es denn aus dem Bedürfniß des Verfassers hervorging, seinen Schülern in conciser Form den Inhalt seiner Vorlesungen über Geschichte der Philosophie in die Hand zu geben; aber schon eine flüchtige Durchsicht des Buchs zeigt, daß es nicht nur im ganzen, was die Auffassung und Construction des Stoffs betrifft, sondern auch in einzelnen Partien, wegen der darin enthaltenen selbständigen Quellenforschung, auf einen größern Werth als den eines bloßen Schulcompendiums Anspruch erheben darf. Erdmann gehört zu den berufensten, aber auch maßvollsten Vertretern der Hegel'schen Philosophie; es wird uns darum der Geist derselben in der Gesammtansicht über die Philosophie und ihre Geschichte begegnen.

Die Philosophie entsteht, indem bei dem Thatbestande des Daseins (der Welt) nicht stehen geblieben, sondern zum Erkennen seiner Gründe, endlich seines absoluten Grundes, d. h. seiner Nothwendigkeit und Vernünftigkeit, fortgegangen wird. Darum aber ist sie nicht ein Werk blos des einzelnen Denkers, sondern wie ein Volk seine Weisheit und seinen Willen durch den Mund seiner Weisen und Gesetzgeber, so spricht der Weltgeist die seinige oder die Welt die ihrige durch die Philosophen aus.... Wie der Weltgeist durch die verschiedenen Zeitalter hindurchgeht, worin die Weltgeschichte besteht, so sein Bewußtsein, die Weltweisheit, durch die verschiedenen Zeitbewußtsein hindurch, worin eben die Geschichte der Philosophie besteht. Dort wie hier geht nichts verloren, vielmehr wird, was die eine Zeit und Philosophie zu ihrem Resultate hat, für die folgende Stoff und Ausgangspunkt. Darum ist der Unterschied, ja der Widerstreit der philosophischen Systeme kein Beweis dagegen, daß in allen Philosophien sich nur die eine Philosophie entwickele, sondern spricht geradezu für diese Behauptung.

Erdmann theilt die Geschichte der Philosophie in die drei Hauptperioden des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit. „Da erst der Grieche das γνῶθι σεαυτόν vernimmt, so heißt philosophiren oder das Wesen des Menschengeistes begreifen wollen, occidentalisch, mindestens griechisch denken, und die Geschichte der Philosophie beginnt mit der Philosophie der Griechen." Damit ist über die philosophischen Regungen und Thaten des Orients ein wenig günstiges Urtheil formulirt, aber wenn der Menschengeist der Culturarbeit derselben bedurfte, um auf die Stufe des Griechenthums zu gelangen, so sind auch jene für die griechische Philosophie nicht bedeutungslos, sondern eine wichtige Vorarbeit. Die Aufgabe der Philosophie, den Menschengeist zu erfassen, ist nur dann nicht zu enge gefaßt, wenn man daneben festhält, daß der Menschengeist sich erst aus dem allgemeinen Weltzusammenhange verstehen kann und sein Begriff den der Welt überhaupt voraussetze oder involvire. Wenn die Philosophie des Orients vor allem den Weltgrund und die Weltentwickelung zu denken suchte, so ist dieses Bestreben, ob es von einem werthvollen Erfolg belohnt war oder nicht, doch schon die Erhebung des Menschengeistes zu jenem Bewußtsein, das ihn frei macht. Die Unterschätzung desselben rührt gewöhnlich davon her, daß uns seine Resultate noch nicht hinlänglich genug bekannt sind. Seitdem wir auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der Architektur und Plastik den Zusammenhang zwischen dem Orient und Griechenland deutlicher verfolgen können, vermögen wir auch die

Leistungen beider nach ihrem Werthe gerechter zu beurtheilen. Wie der Verfasser das Wesen des christlichen Geistes eingehender bestimmt hat, so wäre es auch wünschenswerth gewesen, wenn er eine genauere Charakteristik des hellenischen gegeben hätte, denn dieser ist für die Gestaltung der Philosophie gleichfalls bestimmend gewesen.

Indem Erdmann die Gnosis, Patristik und Scholastik in die Geschichte der Philosophie hereinnimmt und, im Mittelalter sie zusammenfassend, dieses als eine Hauptperiode derselben erklärt, durchbricht er den engern Gesichtskreis, in welchem in dieser Beziehung Hegel eingefangen war, der über das Mittelalter nicht schnell genug hinwegkommen zu können glaubte. Hegel sagte:

Die Scholastik ist nicht durch ihren Inhalt interessant; denn bei diesem kann man nicht stehen bleiben, sie ist keine Philosophie. Sondern dieser Name bezeichnet eigentlich mehr nur eine allgemeine Manier, als ein System, wenn von einem philosophischen System die Rede sein könnte.... Es ist keinem Menschen zuzumuthen, daß er diese Philosophie des Mittelalters aus Autopsie kenne, da sie ebenso umfassend und voluminös, als dürftig und schrecklich geschrieben ist.

Bei Erdmann wird die mittelalterliche Philosophie zu einer Stufe in der Entwickelung derselben, und diese Auffassung ist gewiß einer philosophischen Betrachtung der Geschichte, wonach das Mittelalter überhaupt eine nothwendige Culturstufe bilden muß, entsprechender als die entgegengesetzte. Er erklärt ausdrücklich, daß ihn das Beispiel derer nicht zur Nachahmung reize, die damit anfangen zu behaupten, das Mittelalter habe keinen gesunden Gedanken zu Tage gefördert, und dann sich um dasselbe nicht weiter kümmern. Er halte es vielmehr für besser, zuerst die Lehren dieser Männer zu studiren und dann zu fragen, ob sie, die uns unter anderm unsere ganze philosophische Terminologie geschenkt haben, der Dogmatik nicht einmal zu gedenken, wirklich für gar nichts zu rechnen sind.

Diese größere Werthschätzung der Geistesarbeit der Denker des christlichen Mittelalters, resp. der Scholastiker und Mystiker, einerseits, sowie andererseits die mannichfachen Lücken in unserer Kenntniß derselben haben denn nun auch Erdmann veranlaßt, dieselbe einem genauern Studium zu unterziehen. Und wenn sich nun schon fast durchgehends in seinem Buche zeigt, daß er nicht blos auf die Vorarbeiten anderer basire, sondern die Werke der Philosophie, die er darstellt, größtentheils selbst gelesen habe — denn sie alle selbständig zu durchforschen ist bei dem ungeheuern Umfange dieser Literatur nicht zu fordern —, so tritt diese Bekanntschaft mit den Quellen doch gerade in der Darstellung der Scholastik recht augenfällig hervor, weil es hier oftmals noch galt, die grundlegende Arbeit erst zu thun. Wir bemerken dies namentlich bei Bonaventura, Albert, Raimund Lull, Duns Scotus, Occam, Nikolaus von Cusa u. a. Eine besondere Mühe, wie er dies in der Vorrede selbst hervorhebt, hat Erdmann auf die Darstellung der Ars magna des Lullus verwendet, die uns durch ihn überhaupt zum ersten male wieder bekannt und klar gemacht wird. Freilich kann ich es nicht übersehen, daß mancher dieser mittelalterlichen Denker trotz allem denn doch zu kurz gekommen und zu wenig ausführlich behandelt worden ist. So hätte, um nur eins hervorzuheben, Wilhelm von Auvergne, der in so scharfsinniger Weise gegen die Ewigkeit der Welt argumentirte, nicht mit ein paar dürftigen Notizen abgefertigt werden sollen. Ich verkenne es nicht, daß die Natur der ganzen Arbeit Kürze zur gebieterischen Nothwendigkeit machte, aber gewiß wäre es besser gewesen, die bibliographischen Angaben mehr zusammenzudrängen, um Raum für die Darstellung der Lehren zu erhalten. Auch die Kirchenväter sind wol insgesammt zu summarisch behandelt. Immer aber wird man diesen Theil der Erdmann'schen Arbeit als einen sehr verdienstvollen Beitrag zur Förderung unserer Kenntniß der scholastischen Philosophie bezeichnen dürfen.

Erdmann bestimmt die christliche Weltperiode als diejenige, wo sich der Geist mit Gott versöhnt weiß, und er glaubt jede Zeit als christlich erklären zu dürfen, in welcher diese Idee Platz gewinnt. So kommt er dazu, auch den Neuplatonismus zur christlichen oder mittelalterlichen Philosophie zu rechnen, wobei er auf manchen Widerspruch stoßen wird. Die philosophische Entwickelung der alten Welt endigt mit der Forderung eines mystischen Erkenntnißorgans, weil das natürliche für die Erfassung der Wahrheit nicht auszureichen scheint. Sie setzt das Absolute als überweltlich und kann darum nicht hoffen, es mit einem weltlichen Erkenntnißorgan zu erreichen. Aber mit dieser Position einer übernatürlichen Erkenntnißkraft ist der Neuplatonismus nur eine andere Form des Skepticismus, der gleichfalls daran verzweifelt, mit der natürlichen Einsicht die großen Probleme lösen zu können. Gehört nun dieser ganz wesentlich zur alten Philosophie, so gewiß auch der Neuplatonismus, der von jenem nur die Kehrseite ist. In Plato wie in Aristoteles liegen schon ganz bestimmt die Keime zu dieser letzten Gestalt antiker Philosophie, weil bei beiden jener Dualismus zwischen Materie und Geist, leidendem und thätigem Verstand, Welt und Gott sich findet, die in letzter Instanz auch die denkende Vermittelung dieser Gegensätze und darum die Realisirung der Philosophie als des Gott und Welt umspannenden Begriffs unmöglich macht. Im Neuplatonismus kommt dieser Dualismus zum vollkommenen Bewußtsein, und aus diesem geht wieder jenes Postulat hervor.

Aber vielleicht noch größern Widerspruch wird Erdmann damit erfahren, daß er das Mittelalter zu weit in die Neuzeit hineinerstreckt. Ich rechte mit ihm noch nicht darüber, daß er die italienischen Naturphilosophen und die Rechtsphilosophen des 16. Jahrhunderts zu demselben rechnet, denn er läßt sie wenigstens in die Renaissance- oder Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit fallen; aber daß noch Baco von Verulam und Thomas Hobbes unter die Kategorie Mittelalter registrirt werden, dürfte denn doch kaum angehen. Die Gründe, welche Erdmann in §. 257 für diese Anordnung geltend macht, genügen mir nicht; ich erkenne in Baco und Hobbes die Bahnbrecher für die empiristische und materialistische Strömung in der neuern Philosophie. Baco steht

einer andern als in einer polemischen Beziehung zum
telalter und er ist sich auch vollkommen bewußt, eine
Richtung einzuleiten. Für den groben Mechanis-
der Hobbes'schen Weltanschauung entdecke ich im
en Mittelalter keinen Vorläufer, derselbe ist specifisch
ern und ist der mechanischen Naturphilosophie von
tesius und der mechanischen Naturbetrachtung von
lei und Newton innigst verwandt. Kein größerer
rschied ist denkbar als der zwischen der Naturphilo-
e des Giordano Bruno und des Hobbes. Ja, dessen
ats- und Rechtslehre erscheint geradezu wie ein idea-
Reflex der factischen politischen Zustände, der absolu-
Monarchie, mit der die Neuzeit sich einleitete und die
jr bald zur Blüte gelangte. Und die ganze Con-
tion des Staats aus den Menschen-Atomen, die sich zu
zusammenfinden, erinnert zugleich wieder an die
tsphilosophie von Spinoza, die gleichfalls den Staat
nisch werden läßt und nicht an den idealen Grund
ben in der Menschennatur denkt, den zuerst Aristo-
erkannt und hervorgehoben hat. Die Teleologie,
e alle Systeme des Mittelalters charakterisirt, ist bei
bekämpft, ist bei Hobbes völlig aufgegeben, und so
en beide mit Descartes und Spinoza in die Reihe
modernen Philosophen.

Der Verfasser, dem von seiten des Referenten eine
chtige Hochachtung entgegenkommt, möge diese Aus-
ngen als solche betrachten, die von einem andern
dpunkt der Construction der Geschichte der Philoso-
hus nothwendig folgen. Mein Endurtheil über die
Arbeit darf ich aber dahin abgeben, daß sie unter
en summarischen Darstellungen der Geschichte der
sophie, die wir bisher besitzen, wol weitaus den er-
Rang einnimmt.

chichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit.
allgemein faßlicher Darstellung von Friedrich Miche-
Braunsberg, Peter. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

er Verfasser der vorliegenden Schrift ist in der ka-
hen Gelehrtenwelt als ein fleißiger und strebsamer
tsteller bekannt. In die philosophische Schule ist
Schlüter in Münster gegangen, der sich in seinen
mit der tiefsinnigen Theosophie Böhme's und Baa-
berührt und, obwol den Standpunkt des katholischen
as fest bewahrend, sich doch einen offenen und libe-
Sinn für die philosophische Arbeit in der Gegen-
bewahrte. Dieser Sinn ist nun auch auf Michelis
gangen, und so finden wir, daß er an manchen
seiner neuesten Schrift Widerspruch erhebt gegen
nterdicte, womit eine neuere wissenschaftliche Rich-
nnerhalb des Katholicismus, die sogenannte Neu-
ik, jeden von ihren Ansichten abweichenden Denker
t. Michelis hat vor einigen Jahren eine größere
über das Verhältniß der Philosophie Plato's zum
hen Dogma veröffentlicht und darin derselben eine
Beziehung zu dem letztern vindicirt. Ich konnte
mit diesem Resultate nicht befreunden; denn die
lage des Platonismus, die Ideenlehre, vermag die
lichkeit, sei es die göttliche, sei es die menschliche,
in ihrer Bedeutung nicht zu erfassen; mit diesem Mangel
kann sie aber dem christlichen Geiste, der die tiefste Wür-
digung der Persönlichkeit fordert, nicht gerecht werden.
Indeß auch diese Bestrebung Michelis' zeigt, wie sehr es
bei ihm zur Herzenssache geworden ist, Philosophie und
christliches Dogma zu versöhnen und bei aller Verehrung
des letztern auch jener Werthschätzung und Anerkennung
zu zollen. In der vorliegenden Schrift erstrebt nun
Michelis nichts Geringeres als „eine von der Wurzel aus
in allen ihren Wendungen innerlich corrigirte und kritisch
berichtigte Darstellung der Geschichte der Philosophie zu
geben". Das heißt mit andern Worten, der Verfasser
will einen neuen, seinen Standpunkt der Betrachtung
derselben zur Geltung bringen. Vollkommen klar tritt
uns derselbe nicht entgegen, wenn wir ihn nicht aus fol-
genden Andeutungen herauslesen dürfen:

Wir anerkennen nur diejenige Auffassung als die allein richtige, welche, wie in der Geschichte überhaupt, so auch in der Geschichte der Philosophie trotz aller zeitweiligen Rückschritte und Hemmungen im großen und ganzen nur einen Fortschritt anerkennt.... Die Geschichte der Philosophie ist daher nur zu verstehen im Fortgange der menschlichen Entwickelung überhaupt; sie ist gewissermaßen das Gewissen, die innere Stimme, welche diese Entwickelung in ihrem Fortgange sich zum Bewußtsein bringt und sie überwacht.

Diese Auffassung der Geschichte der Philosophie bietet nun zwar nichts anderes dar, als was längst zur wissenschaftlichen Ansicht geworden ist, aber, indem Michelis sie zugleich vom kirchlichen Standpunkte aus aufrecht hält, entsteht für ihn die Aufgabe, das Dogma in einem freundschaftlichern Verhältniß zur Philosophie zu denken, als gewöhnlich auf Seite der Kirchlichgesinnten der Fall ist. Und vielleicht, daß sich für ihn nur von hier aus seine eigenthümliche Ansicht über die Geschichte der Philosophie ergibt. „Das Christenthum", sagt Michelis, „ist nicht als Philosophie in die Welt getreten, sondern als Thatsache, als die gnadenreiche Thatsache der Menschwerdung des Sohnes Gottes zur Erlösung der Menschen und Restitution der Creatur im ganzen... Aber in dieser Thatsache sind die Wahrheiten enthalten, welche die Lösung der von der Philosophie gestellten Fragen ergeben." Nach seiner weitern Ausführung bereitet die Philosophie wol diese Lösung selbst vor, aber das letzte entscheidende Wort vermag sie nicht zu sprechen. Sie ist demnach wol ein Führer bis dicht an die Schwelle des Christenthums, und namentlich Plato ist in dieser Führerschaft hervorragend, aber die Schwelle selbst vermag sie nicht zu überschreiten. Das Christenthum ist unserm Verfasser die Vollendung der Philosophie, weil die vollkommene Lösung ihrer Probleme. Aber er setzt hinzu:

Die absolute Wahrheit war im Christenthum gegeben nicht als ein im Bewußtsein der Menschheit Fertiges, sondern als ein Samenkorn, in dessen Entwickelung die Geschichte der Menschheit sich vollenden soll. Für diese Entwickelung ist die universale Form gegeben in der göttlichen Institution der Kirche, und der Kirche ist in ihrem Ursprunge auch noch durch unmittelbare und besondere göttliche Fürsorge in der außerordentlichen Berufung des Apostels der Heiden ihre besondere Beziehung zu der hellenischen Geistesbildung und Philosophie angewiesen und sichergestellt.

Dies heißt aus der theologischen Sprache in die wissenschaftliche übersetzt, die christliche Lehre in ihrer primitiven Form bedurfte der philosophischen Thätigkeit, um zu ihrer immer reichern Entwickelung zu kommen. Die Philosophie hat demnach bei Michelis in doppelter Hinsicht dem Dogma Dienste zu leisten — es zu fundiren und das Gegebene dann im einzelnen an der Hand der kirchlichen Autorität tiefer zu erforschen und mehr auszugestalten. Von diesem Standpunkt aus, der im wesentlichen doch kaum freier ist als der scholastische, werden dann die Leistungen der Geschichte der Philosophie gewürdigt, und diejenigen kommen dann natürlich am besten weg, die mit dem Dogma am meisten harmoniren. Von der Scholastik selbst sagt Michelis ziemlich zahm, „daß sie die der christlichen Philosophie gestellte Aufgabe noch nicht vollständig löste, weil ihr nach dem Gange der weltgeschichtlichen Entwickelung die dazu nöthigen Mittel noch nicht geboten waren. . . . Wäre mit diesen Mitteln unmittelbar an die wirklichen Keime der vollen Lösung der Aufgabe, welche die Scholastik auf ihrem Höhepunkte in sich aufgenommen hatte, angeknüpft worden, so hätte nichts gehindert, die Weiterentwickelung der Philosophie zum höchsten Ziele in ruhigem Processe fortzuführen."

Ich begnüge mich mit dieser Charakteristik des Standpunkts, von dem aus dieser Ueberblick über die Geschichte der Philosophie abgefaßt ist, und füge nur noch hinzu, daß der Verfasser in demselben, wie auch schon in seinem frühern Werke über Plato, eine Auffassung zu verfechten unternimmt, die allem, was die fleißigste und eindringendste Untersuchung derselben unwiderleglich sichergestellt hat, geradezu widerspricht, daß es ihm unmöglich wird, den großen Philosophen der neuern Zeit vollständig gerecht zu werden, daß endlich der von ihm behauptete Fortschritt in dem Entwickelungsgange der Philosophie aus seiner Darstellung keineswegs hervorgeht und er die Construction desselben nicht genügend durchgeführt hat. Uebrigens ist des Verfassers Streben, der Philosophie innerhalb des Katholicismus eine größere Werthschätzung zu verschaffen, lobenswerth und können wir demselben nur günstigen Erfolg wünschen.

3. Aristoteles. Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles von G. H. Lewes. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, ist er seit Jahren mit dem Versuche beschäftigt, eine Darstellung der hauptsächlichen Momente der wissenschaftlichen Entwickelung auszuarbeiten, von der das vorliegende Buch den ersten Theil bildet. Wenn er aber hinzufügt, daß dasselbe als Monographie wol keine Vorgänger habe und es keine Schrift gebe, die mit einiger Ausführlichkeit die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles darstelle, indem das Buch von B. F. Meyer: „Aristoteles' Thierkunde", sich eng auf die Grenzen der Naturgeschichte beschränke, so ist dies nicht ganz richtig; denn gerade das Buch von Meyer, in dem wir einen der vorzüglichsten Kenner des Aristoteles in Deutschland zu verehr[en] unternimmt es bereits, die ganze Naturwissensch[aft des] Aristoteles darzustellen, wobei nun freilich die Z[oologie] die meiste Berücksichtigung gefunden hat. Und [auch] nicht zutreffend finde ich es, wenn Lewes in der [Vorrede] noch behauptet, daß infolge eines verzeihlichen, [ver]hängnißvollen Irrthums der Katholicismus von [den Über]lieferungen der antiken Geisteswelt sich losriß — gerade das Gegentheil ist wahr, die ganze Sch[olastik / Wissen]schaft des Mittelalters ging an dem Gängelb[and der] classischen Autoritäten, vornehmlich des Plato [und Ari]stoteles, und die Neuzeit begründete sich gerade [auf die] Verwerfung derselben; und dadurch, daß sie die [Wirklich]keit nicht mehr mit den Augen der antiken Schr[iftsteller,] sondern mit *eigenen* Augen anzuschauen begann, [nahm] die Wissenschaft, vor allem die Naturwissensch[aft einen] neuen erfolgreichen Aufschwung. Diese Oppos[ition ist] nicht zu beklagen, weil sie nothwendig war, wenn [die Neu]zeit zur Entwickelung einer nicht blos eingebildete[n, son]dern richtigen Erkenntniß der Wirklichkeit gelangen [sollte.] Sie mußte ganz allein ihren eigenen Kräften zu ve[rtrauen] und mit denselben zu arbeiten anfangen, und er[st] wenn sie in solcher Arbeit in sich selber groß ge[worden] war, konnte sie in eine neue Beziehung zur antike[n Gei]steswelt treten; denn nun war ihr Verhältniß nic[ht mehr] das eines Unmündigen einer schwer imponirende[n Autori]tät gegenüber, sondern ein freies Verhältniß, in [dem sie] den Werth der antiken Bildung auch erst richt[ig zu be]urtheilen in den Stand gesetzt wurde.

Was das eigentliche Verdienst dieser neueste[n Schrift] des ebenso geistvollen als gelehrten Autors, der [sich mit] der Biographie Goethe's in Deutschland längst e[inen ge]achteten Namen gemacht hat, begründet, das fin[de ich in] der Kritik, die er vom Standpunkte der heutigen [Natur]wissenschaft aus über Aristoteles übt und wodurch [er den] Werth der Leistungen desselben auf dem Boden [der em]pirischen Forschung allerdings auf ein sehr bes[cheidenes] Maß zurückführt. Lewes erweist sich darin nicht [nur als] einen gründlichen Kenner der hier einschlägigen [Schriften des] Aristoteles, sondern auch ebenso vertraut mit den [gegen]wärtigen Resultaten der Naturwissenschaft. Die[se Kritik] erachte ich deshalb als wichtig, weil noch zu[m Theil eine] sehr übertriebene Bewunderung einiger dieser [Leistungen] des Aristoteles herrscht, die sich nun freilich dur[ch solche] Untersuchungen als eine unbegründete erweist [und bei de]nen, die sie hegen, eben nur aus einer man[gelhaften] Kenntniß oder einem halben Verständniß des [Aristoteles] sich herschreibt.

Und auch dies möchte ich als eine höchst a[nerkennens]werthe Eigenschaft des vorliegenden Buchs anfü[hren, daß] es, wie namentlich in dem Abschnitt über Zeu[gung und] Entwickelung, die Resultate der Naturwissensch[aft] lichtvoll zusammenstellt. Wir erfahren dad[urch,] daß auch wir noch mit vielen ungelösten Rä[thseln zu] ringen haben. Ich unterlasse es, mit dem [Verfasser in] einzelnen Punkten zu rechten, aber ich gla[ube] bemerken zu müssen, daß er es unterlassen hat

heben, daß jener Grundbegriff der Entwickelung, den wir heutzutage auf allen Gebieten zur Geltung bringen und der die vorzüglichste Leuchte gerade für die ganze Erklärung des Naturlebens ist, von Aristoteles zuerst entdeckt wurde und daß alle spätere Aufklärung und Vertiefung dieses Begriffs der Formulirung und Begründung desselben bei Aristoteles nichts mehr hinzufügen konnte. Da dieser Begriff, obwol von Aristoteles auch in seiner speculativen Physik wiederholt und erläutert, doch wesentlich in der Metaphysik desselben begründet ist oder vielmehr diese ausmacht, so ist Aristoteles nicht durch seine eigenen Leistungen auf dem Gebiete der empirischen Naturwissenschaft, nicht als empirischer Forscher, sondern gerade als speculativer Denker für dieselbe bedeutend. Wird dieses wesentlichste Verdienst des alten Philosophen nicht gehörig ins Licht gestellt oder gar übersehen, so ist die richtige Würdigung dessen, was er für die Naturwissenschaft leistete, unmöglich. Dies ist der Hauptfehler in Lewes' Buch und er scheint sich wol daher zu datiren, daß derselbe besser die physischen als die metaphysischen Schriften des Aristoteles kennt. Lewes' Urtheil über denselben schließt sich in folgenden Sätzen ab:

> Weit davon entfernt, den Namen eines großen Beobachters zu verdienen, hat er kein Recht darauf, weder eine hohe noch niedrige Stellung unter den speciell als Beobachter ausgezeichneten Männern, im wissenschaftlichen Sinne des Worts, einzunehmen. Es mislang ihm nicht blos, die Wissenschaft mit werthvollen und wichtigen Details zu bereichern, welche als solide Unterlagen für Speculationen dienen können, er würdigte nicht einmal die Grundbedingungen erfolgreicher Beobachtung. Er brachte zwar viele Thatsachen zusammen, aber er prüfte sie nie... Des Aristoteles Name ist groß, nicht weil er große Entdeckungen gemacht hat, sondern weil er in tiefer und ausgedehnter Weise den Geist der Entdecker beeinflußte.

Dies kommt zuletzt doch dahin hinaus, daß der Werth des Aristoteles auch für die Naturforschung nur von seinen Leistungen als philosophischer Denker aus erkannt werden könne und daß, wenn man von den Grundbegriffen seiner Philosophie keine Notiz nimmt, man schon von vornherein den richtigen Maßstab für die Schätzung seiner wissenschaftlichen Bedeutung nicht mitgebracht hat. Dies ist die Frage, inwieweit jene für die tiefere Auffassung der Natur überhaupt fruchtbar waren; denn waren sie es, dann sind die empirischen Forscher auch heute noch dem alten Philosophen zu Dank verpflichtet. Mit jenen Begriffen hätten sie selbst an die Erforschung der Natur zu gehen und nicht an seine eigenen empirischen Resultate dürften sie sich halten, die nach der ganzen Lage der Verhältnisse, wo alle nöthigen Hülfsmittel fehlten, kaum anders, schwerlich besser ausfallen konnten. Wir wiederholen es noch einmal, man darf nie vergessen, daß ein Denker wie Aristoteles nach seiner historischen Stellung entweder gar nicht oder nur durch seine metaphysischen Begriffe für die empirische Wissenschaft späterer Zeiten bedeutend sein kann. 23.

Unterhaltungsliteratur.

Ein deutsches Grafenhaus. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser, dem wir unsers Erinnerns auf dem Gebiete des Romans zuerst begegnen, hat uns in zwei aufeinanderfolgende Generationen eines gräflichen Familienlebens den Einblick gestatten wollen, theils um die Einwirkung der älterlichen Thaten und Unthaten auf das Schicksal der Epigonen erkennen zu lassen, theils um eine vergleichende Betrachtung der beiden geschilderten Epochen möglich zu machen. Die Idee ist glücklich zu nennen und auch die Ausführung keineswegs mislungen. Wir überzeugen uns, daß der Verfasser seine Studien am Leben selbst gemacht und scharf zu beobachten gelernt hat. Wollten wir tadeln, so könnten wir auf einzelne Fahrlässigkeiten wol aufmerksam machen, sogar auf Verzeichnungen, z. B. daß Graf Anton und sein Factotum Federlein von vornherein keineswegs in dem Charakter des schnöden Egoismus und verächtlicher Kriecherei und Falschheit gehalten sind, der sie im weitern Verlaufe kennzeichnet. Es ist immer gewagt, die Leser anfänglich für die Repräsentanten der Untugend zu interessiren, besonders wenn dies in so leichter Colorirung geschieht, wie Byr es bei den zwei seiner genannten Figuren thun zu müssen geglaubt hat. Später wird die Darstellung markiger, und zumal im dritten Bande lassen Erfindung, Entwickelung und Dialog oft wenig zu wünschen übrig. Der zweite Band, in dem der Verfasser mit fast zu großer Breite die Hohlheit des herabgekommenen Adels und seine um so absurdern Prätensionen schildert, hat uns am wenigsten befriedigt; auch finden wir es nicht motivirt, daß als einziger Repräsentant der bürgerlichen Fortschrittspartei nur der Architekt vorgeführt wird, gleich als ob ein Porträt solcher Art, das immerhin ähnlich, sogar getreu sein mag, genügte, um bei dem Leser eine richtige Vorstellung von dieser Partei der heutigen Bevölkerung unserer Culturstaaten zu erwecken.

Der Prinz unterscheidet sich von dem bloßen Genießling, wie der Lessing'sche in „Emilia Galotti", wenig, ebenso sind die Schranzen dieselben, was auch wol in der Natur der Sache begründet sein mag. Die Charaktere von Roman und Albert, auch von Julius und Kotuschitzki sind schärfer und richtiger in Anlage und Durchführung, als dies von den Figuren des ersten Bandes zugestanden werden darf.

Von den eingeflochtenen Raisonnements geben wir zur eigenen Beurtheilung einzelne Beispiele:

> Eine Frau, die sich ängstlich Mühe gibt, zu gefallen, gefällt gescheiten und weltbewanderten Menschen nie, weil ihr das Imponirende fehlt, das jede natürliche Ganzheit mit sich bringt. Indem sie jede Geberde bewacht, sich jedes entschlüpften Wortes schämt, zeigt sie, daß sie sich für besser geben will, als sie ist, und wird am Ende noch gar unterschätzt. Aus lauter Sorge um Aeußerlichkeiten zeigt sie oft den Verstand nicht, den sie hat. Der natürliche Mensch octroyirt seine Sitten und seine Ansichten. Dadurch daß er selbst an ihrer Unfehlbarkeit keinen Zweifel hegt, hebt er ihn meist auch bei andern und wird selbst wider Willen geschätzt. Auf diese

Weise allein kann eine Frau wahrhaft herrschen. In dieser Weise herrschte Frau von Kotuschitzki, die Frau des Majors von Stallenberg litt unter der Versetzung in einen ihr fremden, nicht zusagenden Grund. Als Gänsehirtin hätte sie zweifellos bedeutenden Effect gemacht.

Nicht minder zutreffend äußert sich über die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts die Försterstochter Fritzi, obgleich wir doch fast meinen möchten, daß ihr Raisonnement etwas zu sehr über den Ideenkreis einer Försterstochter, die noch nicht in die Welt hinausgekommen ist, hinausgeht. Sie sagt zu Roman:

Die Frau lebt im Augenblick der Gegenwart, sie verliert ihn nicht durch vergebliches Zurückblicken und vergeudet ihn nicht durch Heranwünschen und Erträumen einer fraglichen Zukunft. Die Gegenwart ergreift uns und wir gehören ihr, deshalb auch mag es kommen, daß man uns untief und leichtsinnig nennt oder kindisch. Nun, den letzten Ausdruck will ich mir noch am liebsten gefallen lassen, denn es ist doch niemand glücklicher als die Kinder, und das Wort, das also viel besser klingen sollte als „reich“ oder „mächtig“, ist nur vom Neide der Männer in Spott verwandelt worden, weil sie misgünstig die Unmöglichkeit einsehen, kindisch zu sein, das heißt, natürlich weiter zu leben, wie es der Augenblick bringt, ohne sich durch Launen selbst zu quälen. Man nennt uns launenhaft, und doch ist nur die Unnatur einer mit Gewalt festgehaltenen Stimmung — Laune, die neidisch auf das natürliche Ausleben unsers Wesens schmäht.

Wir versagen es uns nicht, noch aus dem Schluß des letzten Bandes briefliche Geständnisse des mit der Försterstochter Fritzi glücklich verheiratheten Grafen Roman mitzutheilen, um zu zeigen, wie der Verfasser die socialen Aufgaben unsers heutigen Adels formulirt:

Unsere alten Stammbäume bedürfen der Auffrischung. Sie wurzeln im Volke und dahin müssen die Zweige zurückgeführt und abgesenkt werden, um neu anzuwurzeln, denn der Stamm ist morsch geworden. Wie der Riese Antäus muß er aus der Berührung mit der Erde, die seine Mutter ist, neue Kraft schöpfen, wenn wir Riesen werden wollen gegen die Macht des Feindes, die Uebergriffe der Regierung, gegen die deprimirenden Einflüsse der Plattheit, Hohlheit und der Selbstsucht und für unser Vaterland, das der tüchtigen Führer bedarf für die höchsten und edelsten Ideen, die im Materialismus — nicht ohne unsere Schuld — unterzugehen drohen. Ein reges, thatkräftiges Leben innerhalb unserer Kreise ist unsere Pflicht, nicht aber ein feiges, träges, oder doch nichtiges Courtisanenthum, gleich gefügig und servil gegen oben, wie schroff und dünkelhaft gegen unten, so eine Existenz hinfristend, in der wir unsern Mitmenschen wie Schauspieler erscheinen, die mit völliger Verkennung der ewigen Wahrheit ihre Rolle außer dem Theater weiter spielen wollen und erstaunlicherweise in der gewöhnlichen Welt auf Stelzen einherschreiten.

Wir schwärmen für die Natur, und doch scheuen wir sie so sehr, weil wir sie nicht begreifen. Das helle klare Wasser könnte die Schminke von den gemalten Wangen und Lippen löschen. Wir sollen aber nicht das Derbe, Rohe aus der Natur in uns aufnehmen, nur unsers Zusammenhangs mit ihr sollen wir uns bewußt werden. Nicht bildungslose, indolente, pöbelhafte Menschenanfänge sollen wir werden, sondern der schlafende Sinn in uns muß geweckt werden, der uns stolz darauf sein lehrt, zu unserm Volk zu gehören.

So werden wir Riesen; was uns jetzt mächtig gegenüber steht, das ist mit uns, das sind wir selbst: das Volk! Und an die Stelle des blöden einseitigen Menschenurtheils, des ohnmächtigen Einzelstrebens, tritt der Gesammtwille — die Stimme des Volks — von deren reinem Ausdrucke es allezeit heißen wird: „Vox populi, vox Dei!“

Die Fabel des Romans wollen wir nicht analysiren, es führte zu weit. Nur sei bemerkt: es ist ungenügend motivirt, daß außer dem Förster niemand weiß, daß der fatalistische Schuß, dessen Opfer die Sängerin Silvia wird, ohne irgendwelche Schuld des Grafen, ihres Geliebten, sich entladen und ihr den Tod gegeben hat. In einer zweiten Auflage wird der Verfasser hier leicht nachhelfen können.

15.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

An dem **münchener Volksactientheater** ist das dritte Preisstück „Ketten“ mit minder günstigem Erfolg in Scene gegangen als die beiden ersten; man macht sogar dem Preiscomité Vorwürfe, daß es dies Stück mit jenen in gleiche Linie setzen konnte. Auch moralische Bedenken macht die Kritik gegen dasselbe geltend. Als Verfasser hat sich der etwas extravagante Romandichter **Emil Vacano** genannt, dessen üppige, oft giftige Phantasieblüten im Schlamme des Theaterskandals emportreiben, umgaukelt von allerlei Leuchtkäfern des Esprit. Es ist von Haus aus schwer abzusehen, wie eine so irrlichtelirende Phantasie sich an die Regeln der dramatischen Form zu binden vermochte. Doch scheint mehr der für das sittliche Gefühl unbefriedigende Ausgang des Stücks, als die Mängel der Composition und dramatischen Technik den geringen Erfolg des Dramas verschuldet zu haben.

Im ganzen ist das münchener Actientheater, wenn man nach den Berichten der dortigen Blätter schließen darf, wie fast alle zweiten Bühnen der großen Hauptstädte, durchaus noch nicht in das rechte Fahrwasser eines Volkstheaters gerathen. Dies ist um so bedauerlicher, je höher die Aufgabe dieser Volkstheater gefaßt werden muß. Das Experimentiren mit wiener und berliner Possen hat in den Mittelstaaten nur ausnahmsweisen Erfolg und kommt in der Regel nur auf importirte Trivialitäten heraus. Das eigene Gewächs dramatischen Landweins erscheint auf die Länge nicht genießbar. Werden nun mittenhinein von den Hoftheatern abgelehnte Tragödien, Rührdramen, Conversationslustspiele gegeben, so kommt eine Olla-potrida von Bühnenschaugerichten zu Stande, welche eben nur zeigen, daß man von lauter Abfällen sein Dasein fristet. Diese Theater müssen sich ihre eigenen Stücke schaffen, sie müssen sich mit namhaften Dichtern in Beziehung setzen und dadurch die Volksposse und das Volksstück im großen Stil lebensfähig zu machen suchen. Wenn die wiener Theater an pariser Ausstattungsstücke die immensesten Kosten vergeuden, an Stücke, bei denen doch der Accent nur auf der Scenerie, auf der Statisterie, auf mimoplastischen Ensemblescenen ruht und das Verdienst des Poeten in dem des Arrangeurs aufgeht — sollten sich nicht auch poetischere Gedanken und tiefere humoristische Einfälle deutscher Dichter zu solcher scenisch-glänzenden Verwirklichung eignen? Ist denn die pariser Firma unerlaßlich? Freilich, den deutschen Poeten gegenüber, die sich auf keine französischen Kassenerfolge berufen und dadurch die deutschen Directionen zu kühnen Griffen in ihre Kasse ermuthigen können, setzt sich die dramaturgische Weisheit alsbald mit ihren Wenn und Aber auf das hohe Pferd! Da soll nicht von der Schablone abgewichen werden,

und doch liegt gerade hierin die einzige Bürgschaft eines Fortschritts über den Schlendrian, einer Wiedergeburt des Volksschauspiels und der Volksposse.

Das münchener Actientheater hatte durch seine Preisausschreibung den rechten Weg eingeschlagen, nicht durch die Krönung der Dichter und Prämiirung ihrer Leistungen, was als gleichgültig und zufällig bezeichnet werden muß, sondern weil es einen Vorrath von Originalproductionen ins Leben rief, von denen sich doch einige als mehr oder weniger brauchbar bewähren mußten. Leider hat diese Saison erst die Schauspielpreisstücke gebracht, die weit wichtigern Possen- und Märchendramen, die jedenfalls zugleich Ausstattungsstücke sind, bleiben für die nächste im Rückstand. Wie indeß auch die Preisaustheilung in Betreff der Schauspiele erfolgen mag — Repertoirestücke für die deutschen Bühnen scheinen mit jenen Dramen nicht gewonnen zu sein.

Inzwischen hat Paul Heyse, der preisgekrönte Dichter der „Sabinerinnen", wiederum mit einer Tragödie einen Preis gewonnen, freilich ohne es zu wissen und zu wollen: auf dem classischen Boden des alten Hellas. Eine Wiedergeburt der Künste schwebt noch immer als Ideal auch den Neuhellenen vor, obgleich sehr viele wichtige Voraussetzungen dafür fehlen. In architektonischer Hinsicht wird Athen mit Prachtgebäuden verschönt werden — durch die Liberalität des Baron von Sina, und talentvolle Bildhauer, wie der junge Grieche Drosis, werden das Giebelfeld des neuen Akademiegebäudes mit den Werken ihres Meißels schmücken. Auch die Poesie wird gepflegt. Neuerdings fand in der Universität die Ertheilung von Preisen für poetische Productionen statt, welche M. Buzinos gestiftet hat. Die Zahl der eingesendeten Dichtungen bewies, daß der griechische Parnaß nicht so übervölkert sei wie der deutsche, wo bei solchen Gelegenheiten eine Sündflut von poetischen Erzeugnissen über die unglücklichen Preisrichter hereinbricht. Es waren in diesem Jahre nur zehn Dichtungen eingeschickt worden, darunter drei Tragödien. Den Preis erhielt ein Trauerspiel: „Antinoos". Der Rector der Universität eröffnete vor dem versammelten Auditorium den versiegelten Zettel, welcher den Namen des Verfassers enthielt, und fand statt desselben folgende Worte: „Die Tragödie ist nicht Original, sondern eine freie Uebersetzung des »Hadrian« des deutschen Dichters Heyse." Griechenland, das schon im Laufe der Zeiten so viel eingebüßt, war um einen preisgekrönten Tragödiendichter ärmer geworden. Die Universität mußte nun zwei Gedichte krönen — das eine dieser Gedichte war von demselben Autor, der den „Hadrian" übersetzt hatte. Das architektonisch wohlaufgebaute und sprachlich schöne Trauerspiel Heyse's müßte indeß, statt in die neugriechische Sprache, versuchsweise in die altgriechische Sitte übersetzt werden — dann würde sich eine allerdings censurwidrige Parodie ergeben, welche die sentimental feinen Pointen bis zu sinnverräubender Anstößigkeit vergröberte, aber die jetzt unklaren Motive klärte und so die schärfste Kritik der Dichtung gäbe.

Von künstlerischen Thaten deutscher Bühnen ist nicht viel zu berichten. Franz Dingelstedt läßt der Aufführung des Shakspeare'schen Historiencyklus in Weimar jetzt die Aufführung der römischen Historien folgen, und hat mit Kunstsinn und Bühnenkenntniß den „Coriolan" und „Julius Cäsar" eingerichtet und zur Aufführung gebracht. „Antonius und Kleopatra" soll nachfolgen. Diese Bestrebungen, das Geschichtsdrama im großen Stil zu pflegen, werden bei der weimarischen Bühne wesentlich durch einen Künstler wie Otto Lehfeld unterstützt, der für das markig Große mit ganz besondern Naturgaben ausgerüstet ist und den energischen Stil der Shakspeare'schen Dramatik machtvoll auszuprägen versteht.

Freilich, für das Geschichtsdrama der neuern Zeit sind die Aussichten ungünstiger, die Bühnen schwieriger, die Kritik abmahnend. Und doch befinden wir uns mitten in einer Epoche weltgeschichtlicher Bewegung. Gerade deshalb, meint Hieronymus Lorm im Literaturblatt der „Presse". „Von der Poesie fordere man für den Augenblick nicht mehr als eine Recapitulation vergangener Ernten, eine Nachährenlese, wie sie in biblischen Tagen der Armuth gegönnt war." „Anthologien, Biographien, Nachlaßdichtungen u. s. w. halten die Erinnerung an die Größen von ehemals wach." Wir haben uns stets gegen diese Ordonnanzen erklärt, welche der Literatur und der Poesie ein Halt zurufen, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde. Hier aber erscheint die Motivirung eine besonders unglückliche, wenn Lorm meint: „War nicht die Epoche, welche die modernen Classiker unserer poetischen Literatur reifte und gleichzeitig die Revolutionen der philosophischen Geister zu dem fast ausschließlichen Interesse der Nation machte, war sie nicht eine Epoche historischer Stille und politischen Unbewußtseins für Deutschland?" Im Gegentheil, es war die Epoche weltgeschichtlicher Kämpfe, die Epoche, in der das alte Deutsche Reich zusammenbrach, und der Wiederhall der großartigen Zeitgeschichte ist auf jeder Seite der Schiller'schen Dramen zu finden. Daß die Zeit nach 1848 in Bezug auf die Lyrik gegen die vorausgehenden Decennien im ganzen zurücksteht, mag man Lorm zugeben; in Bezug auf Roman und Drama ist dies durchaus nicht der Fall. Auch darf man nicht vergessen, daß sich die Wirksamkeit unserer Classiker auf längere Epochen vertheilt, die Goethe's z. B. auf 60 Jahre, und daß es auch mitten in der Blütenzeit der Classicität unfruchtbare Lustren und Decennien gab, während wir womöglich in jedem Jahre einen Regen von unsterblichen Werken verlangen. Auch das letzte Jahrzehnt hat auf allen Gebieten der Poesie einzelne Erscheinungen aufzuweisen, die unserer Literaturepoche keineswegs das ungünstige Zeugniß ohnmächtigen Epigonenthums ausstellen, sondern selbst für die Anthologen, Biographen und Sammler der Zukunft willkommenen Stoff darbieten.

Bibliographie.

Beiträge zur Geschichte Westfalens von J. S. Seibertz, J. Kayser, W. Spancken und W. E. Giefers. Paderborn, Schöningh. Gr. 4. 10 Ngr.

Constant, V., Preussen. Ein Sendschreiben an den Grafen v. Bismarck. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 10 Ngr.

Erdmann, H., Herder, als Religions-Philosoph. Inaugural-Dissertation. Hersfeld, Maier. Gr. 8. 12 Ngr.

Habicht, L., Irrwege. Erzählungen und Novellen. 3 Bde. Breslau, E. Trewendt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hartenfels, A. v., Reise-Schilderungen zweier „Meerumschlungenen". I. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 4 Ngr.

Heinrichs, Emilie, Leibrenten. Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Hannover, Wedekind. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jacobi, C. G. J., Vorlesungen über Dynamik nebst 5 hinterlassenen Abhandlungen desselben herausgegeben von A. Clebsch. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Kadner, B., Einfachheit ist das Siegel der Wahrheit. Ein Vortrag. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 3 Ngr.

Kahl, A., Reisen durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens. Natur- und Sittenschilderungen, mit besonderer Bezugnahme auf das volkswirthschaftliche Leben jener Nationen. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 2 Thlr.

Knecht, F. J., Das moderne Antichristenthum. Seine Ursachen und seine Waffen. Ein offener Brief an Herrn Karl Scholl, Prediger der freireligiösen Gemeinden zu Mannheim und Heidelberg. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Köstlin, K., Aesthetik. 2te Hälfte. 1ste Lief. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kugler, B., Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzuges. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Laube, H., Der deutsche Krieg. Historischer Roman in 3 Büchern. 3tes Buch. Herzog Bernhard. 2 Bde. Leipzig, Haessel. 8. à 1 Thlr.

Nohl, L., Musikalisches Skizzenbuch. München, Fleischmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paulus, E., Bilder aus Italien. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 15 Ngr.

Polko, Elise, Am Theetisch einer schönen Frau. Erinnerungen an den Kaiser Alexander I. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 27 Ngr.

Pressensé, E. v., Jesus Christus. Seine Zeit, sein Leben und sein Werk. Autorisirte deutsche Ausgabe von C. Fabarius. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rasch, G., Das preußische Regiment in Schleswig-Holstein. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Schubert, F. C., Gedichte. Augsburg, Rieger. Gr. 16. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS

über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. **Henry Lange.**

30 Blätter in Farbendruck.

Folio. In 6 Lieferungen 6 Thlr. Cartonnirt 6 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 7 Thlr.

Inhalt: 1. **Planigloben.** 2. **Erdkarte.** 3. **Europa.** 4. **Deutschland.** 5. **Mitteleuropäische Staaten I.** (Das nordwestliche Deutschland, Holland und Belgien.) 6. **Mitteleuropäische Staaten II.** (Preussen, Posen und Polen.) 7. **Mitteleuropäische Staaten III.** (Das südwestliche Deutschland, die Schweiz und Ober-Italien.) 8. **Mitteleuropäische Staaten IV.** (Galizien, Ungarn und Siebenbürgen.) 9. **Oesterreich.** 10. **Preussen, Schleswig-Holstein und Dänemark.** 11. **Die Schweiz.** 12. **Spanien und Portugal.** 13. **Frankreich** (und Algerien). 14. **Italien.** 15. **Türkei und Griechenland.** 16. **Grossbritannien und Irland.** 17. **Skandinavien** (und Island). 18. **Russland.** 19. **Asien.** 20. **Südöstliches Asien.** 21. **Südwestliches Asien.** 22. **Nordamerika.** 23. **Vereinigte Staaten von Nordamerika.** 24. **Mittelamerika und Westindien.** 25. **Südamerika.** 26. **Brasilien** (und Uruguay.) 27. **Australien und Polynesien.** 28. **Australien** (und Neu-Seeland). 29. **Afrika.** 30. **Nordöstliches Afrika.**

☞ *Die gegenwärtig besonders interessirenden Karten Nr. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 14. sind, in handlichem Format gebrochen, einzeln zum Preise von je 8 Ngr. zu haben.*

Dieser erst vor kurzem vollständig gewordene Atlas ist auf Grundlage der neuesten Forschungen bearbeitet. Er verbindet Klarheit und Uebersichtlichkeit mit wünschenswerther Reichhaltigkeit, indem es möglich geworden ist, mittels planmässiger Eintheilung und sparsamer Raumbenutzung auf 30 Karten das geographische Material erschöpfend unterzubringen. Die technische Ausführung zeichnet sich durch gute Disposition und gefällige Darstellung aus. Lange's „Geographischer Handatlas" kann somit zu allgemeinstem Gebrauch empfohlen werden, namentlich auch zur Orientirung bei der Zeitungslektüre.

Ein competenter Beurtheiler sagt: „Sauberkeit des Stichs und Colorits, nebst passender Beschränkung des Details ohne dürftig zu werden, empfehlen Lange's Handatlas schon für das Auge. Dazu fanden wir durchgehends Correctheit und Verwerthung der bewährtesten neuen Forschungen, ferner eine taktvolle Auswahl in dem, was allgemeines Interesse beanspruchen darf, sowie in Anordnung und Ausfüllung der einzelnen Blätter — kurz, nach unserer Meinung ist dem Publikum und der Schule durch das Werk ein sehr dankenswerther Dienst geleistet und auch der Wissenschaft eine nicht unbedeutende Förderung zutheil geworden."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MÉDITATIONS
SUR L'ÉTAT ACTUEL DE LA RELIGION CHRÉT[IENNE]
PAR **M. GUIZOT.**

Edition autorisée pour l'étranger. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser lässt den im Jahre 1864 er[schie]nenen „*Méditations sur l'essence de la religion* ch[rétienne]" einen neuen Band folgen, welchem um so mehr ein [...] Interesse gewidmet sein wird, als derselbe die inn[eren und] äussern Zustände der Kirche, der katholischen sowie [der] protestantischen, in der unmittelbaren Gegenwart zum Ge[gen]stand seiner Darstellung hat. Die acht Abschnitte [des] Bandes behandeln: *le Réveil chrétien en France au 19[e siècle]; le Spiritualisme; le Rationalisme; le Positivisme [...] théisme; le Matérialisme; le Scepticisme; l'Impiété, [l'In]différence et la Perplexité.*

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Das sittliche Leben.
Ethische Studien von
Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien" sind dem gebil[de]ten Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegen[satz zu] den bisherigen abstracten Sittenlehren, das sittliche [Leben im] Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, [politi]schen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils [hemmen]den, theils fördernden Einflüsse nachzuweisen, die es [...] empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das [...] Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlag:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, [...] Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und [Stoff"]. 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. [...]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PASSAGES FROM THE WORKS OF SHAKS[PEARE]
selected and translated into German

Ausgewählte Stellen aus Shakspeare's [...]
übersetzt (mit gegenübergedrucktem Original) [...]
Gustav Solling.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese Auswahl von Stellen aus Shakspeare's [...] und Gedichten mit neuer deutscher Uebersetzung [...] sern Publikum Englands wie Deutschlands [...] Sie empfiehlt sich einerseits durch elegante Ausstattung [...] Büchertisch, andererseits durch die Auswahl der [...] Gebrauch in Lehranstalten und zum Selbststudium [der eng]lischen und deutschen Sprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

irscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 28. Juni 1866.

alt: Gedichte. Von **Rudolf Gottschall.** — Der Krieg von 1815. Von **Karl Gustav von Berneck.** (Beschluß.) — Romane und
lungen. Von **A. Freiherrn von Loën.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Auerbach und König Belsazer; Ungedruckte Verse von
Ernst Schulze.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Gedichte.

Neue Sonette von Albert Möser. Leipzig, Matthes.
866. 16. 10 Ngr.

Das Sonett hat in unserer Lyrik nur Berechtigung,
ı es in vollendeter Form erscheint, nicht als Studie.
Sonett als Studie wird stets den Eindruck kläglicher
ıhascherei machen; man wird stets die Zeilen heraus-
n, die angeleimt sind, um den vierten Reim, oft
ı den dritten möglich zu machen, oder die Reime, die
a Minerva einer Zeile aufgedrungen sind. Ein So-
muß frei sein von Inversionen, von allen syntakti-
Unregelmäßigkeiten und mehr als jedes andere Ge-
dem natürlichen Fluß der Rede folgen, weil sonst
Gewebe der Reime als eine Zwangsjacke empfunden
, welche der Dichter sich überdies ganz unnöthiger-
anlegt. Nicht minder erforderlich ist die Reinheit
Reime; denn der Zweck ihrer Vervielfachung kann
nur Erhöhung des Wohlklangs sein — und dieser
k wird ja durch unreine Reime geradezu vereitelt.

Dann muß ein Sonett durchaus architektonisch gebaut
es muß „Taille" haben. Ein Sonett ohne Taille
ne Misgeburt. Und zwar muß der Haupteinschnitt
Gedankens zwischen den acht ersten und den sechs letz-
Zeilen liegen. Am gelungensten ist jedenfalls der Bau
Sonetts, wenn die vier ersten Zeilen die Strophe,
ier zweiten die Antistrophe und dann die sechs letz-
die Epistrophe enthalten, wenn der Gedankengang
Satz und Gegensatz zum harmonischen Abschluß
ırchgeführt wird.

Albert Möser hat bereits in seinen „Gedichten" eine
chtliche Zahl von Sonetten mitgetheilt, denen sich
„Neuen Sonette" anschließen. Sie gehören im gan-
wol zu den bessern, die in neuester Zeit gedichtet
en sind, obgleich sie keineswegs alle vor strengerer
ung bestehen. Es fehlt in ihnen nicht an jenen lah-
interpolirten „Zeilen", die man, nach der Analogie
Flickwörter, „Flickzeilen" nennen könnte, die gleich-
in dem poetischen Proceß nicht mit aufgegangen und
prosaisches Residuum in der Retorte zurückblieben
sind. So z. B. gleich in dem ersten Sonett „Musik" die vierte Zeile:

> Nichts ist, was mir gleich euch die Brust befreit,
> Ihr Töne, ob auch Schmerz mich herb verzehre,
> Hold tritt mir nah, was liebend ich verehre,
> Des Grams vergess' ich, den mir Kaltsinn leiht.

Hier ist der Gedanke matt, das „leiht" offenbar des Reims wegen da. Der „Kaltsinn", der an der Stelle, wo er steht, überdies den Vers etwas choliambisch macht, „leiht" keinen Gram, denn man „leiht" nur, was man wiedererhalten will, was man als eigen besitzt, und der Kaltsinn selbst pflegt sich nicht sonderlich zu grämen. Der ganze Vers ist stumpf und gezwungen und als ein lahmer Gaul in das Viergespann mit eingereiht. Auch „Flickreime" finden sich bisweilen, wie z. B. im neunten Sonett:

> Dich, Jüngling, schuf Natur sich selbst zum Ruhme,
> Ein Wunderbild ragst du im Schwarm, im dichten,
> Denn du bist schön, und in des Busens Schichten
> Schläft dir der Keim zu höchstem Menschenthume.

„Des Busens Schichten" klingt geschmacklos; man kann das bewegte Leben der Menschenbrust nicht mit einer geologischen Lagerung vergleichen. Obgleich dies Wort an zweiter Reimstelle steht, ist es einer jener vierten Reime des Sonetts, die von dem Dichter zu den drei übrigen hinzugepreßt werden. Im übrigen sind die Reime „rein". Allerdings finden sich auch einige „reine Reime" im Sinne der französischen rimes pures, indem „hart" und „harrt", „namenlose" und „Lose", „fühle" und „Gefühle", „begründen" und „Gründen" gereimt wird.

Was die Stellung und Verschränkung der letzten drei Reimpaare betrifft, so ist sie mit Recht eine mannichfach wechselnde. Nur gegen das folgende Reimschema möchten wir uns erklären:

> So liebt ihr's, stets dem Höchsten mich zu einen,
> Als Zeugen, daß mich Göttliches durchzittert —
> Ihr lindert auch, wie herb sie sei, die Klage:
>
> Wenn Trennungsleid, verschmähter Liebe Plage
> Und Haß und Bosheit mir den Sinn verbittert,
> Stets hab' ich Trost, kann ich nur weinen, weinen.

Hier sind die Reime der ersten und sechsten Zeile zu weit auseinandergerissen, als daß nicht ihr Zusammen-

klang ein schwächlicher oder vielmehr ganz vereitelter würde; denn das Ohr hat den ersten bereits vergessen, wenn es bei dem sechsten ankommt.

Der architektonische Bau der Sonette ist fast durchweg gelungen; die innere Gedankengliederung markirt sich scharf in den strophischen Gliedern der Dichtform.

Die Grundstimmung des Dichters, wie sie bereits aus seinen Gedichten bekannt ist, hat sich in den „Neuen Sonetten" nicht verändert; sie ist eine düstere, schwermüthige und tönt oft in Klängen des Weltschmerzes aus, ohne daß diese in Bezug auf genialen Ausdruck an Byron, in Bezug auf originelles Colorit an Nikolaus Lenau heranreichten. Den Dichter flieht das Glück; ihn verschmäht die Liebe. In der Geliebten, deren Geist dem ewig Schönen vertraut schien, entdeckt er schmerzlich enttäuscht ein Wesen, dem es eine Lust ist, „des Alltags(?) Pfad zu wallen", im Staube zu kriechen und am Nichtigen sich zu behagen. Diese Geliebte hat ihm mit bitterm Hohn Wunde auf Wunde geschlagen. Dennoch singt der Dichter der Liebe einen Hymnus:

So herrscht sie starr, ein himmlisches Verhängniß,
Und läßt dich nicht, ob Huld dir lohnt dein Werben,
Ob, was du liebst, der Glut stets bar geblieben:

Wol klopft das Herz, das Gunst nicht fand, in Bängniß,
Zertreten zuckt's und wünscht sich, bald zu sterben,
Und sieh, es bricht, doch hört's nicht auf zu lieben.

Andern Grund zur Schwermuth gibt dem Dichter das Trachten der Zeit nach flüchtigen Gütern, das Prunken mit nichtigem Flittertand, die Entfremdung gegenüber den höchsten Geisteszielen. Der Dichter, der Hüter des Schönen, steht vereinsamt in dieser Zeit. Der Mensch ist seinem Urbild abgewendet, krankt im Bann von erdgebornen Trieben; dies Geschlecht ist boshaft, kalt und bar der Treue. Fortwährend wendet sich der Dichter gegen das Alltagsleben, welches nur das „Stetsgemeine" erzielt. Er begegnet im Walde einem Leichenbegängniß; auf einem schwarz ausgeschlagenen Sarge sitzt ein betrunkener Schwarm. Da faßt ihn tiefes Mitleid mit dem „Menschenstamme"(?) und der Menschheit Würde scheint ihm Dunst und Wahn. Mit einer poetischen Paraphrase des bekannten Verses: „Was ist der Mensch, halb Thier, halb Engel", schließt er dies Sonett und seine Betrachtungen ab:

Ich sah's: der Mensch, wenn rein des Ew'gen Flamme
Sein Herz durchloht, kann sich den Göttern nahn,
Doch auch, dem Thier gleich, stampf vergehn im Schlamme.

Wir sind den hauptsächlichen Gedankengängen des Dichters gefolgt, um den geistigen Inhalt der Gedichte zu erfassen. Derselbe ist etwas monoton, und hin und wieder verkleidet sich in formell anmuthender Wendung ein trivialer Gedanke. Es ist ein Idealismus, der sich gleichsam noch nicht die Hörner abgelaufen hat, der dem Weltlauf mit entschiedener Feindlichkeit gegenübertritt, doch der dabei auf den Kern der Dinge geht, das Ewige sucht im Vergänglichen und gerade darin ein Moment echt dichterischen Aufschwungs findet. Der Dichter liebt es, sich an große Denker anzulehnen, hier an Spinoza, dort an Sokrates; oft haben die Sonette eine Gedankenfärbung, welche der der Shakspeare'schen Sonette verwandt ist, wie das Sonett:

Die Zeit.

Und ob ein Gott dir goldne Liebe leiht,
Und ob du schwelgst in Seligkeit verloren,
Glaub' nicht, dir sei vollkommnes Glück erkoren,
Ein grimmer Erbfeind stört es stets: die Zeit.

Durch sie wird Schönstes dem Vergang geweiht,
Es stirbt jedwede Lust, wenn kaum geboren,
Stets abwärts rauscht der Sturmesflug der Horen,
Und was verflog, kehrt nicht in Ewigkeit.

Wohl rufst du, wenn dir Jubel schwellt die Brust:
„Steh still, o Zeit!" — Umsonst! Du siehst es bange,
Wie täglich mehr sich leert der Zauberbronnen:

Was du genießest, sieh, es ist Verlust,
Es sinkt dein Glück in stetem Niedergange,
Und eh du's denkst, ist Lieb' und Sein verronnen.

Andere klingen wieder in der Ausdrucksweise an Shakspeare an, wie das zwölfte:

O sünd'ge nicht! Laß nicht der Liebe Bild
Zu schnöd-gemeine Lust sich dir verkehren!
Du bist gemacht, Vollendung uns zu lehren
Und rein zu sein und schön und engelsmild.

Wenn Eklem üpp'ge Gier im Busen schwillt,
Den Abschen vor sich selbst nur wird es mehren;
Doch will, was hold, sich im Genuß verzehren,
O Schmerz! dann hat die Tugend keinen Schild.

Geheiligt wird das Laster, Wegwurf schön,
Der Buhlschaft Lockung wird Sirenensang,
Im Zauberkleid naht der Versuchung Drache:

Und was sich hielt auf reinsten Götterhöhn,
Irr' an sich selbst flieht's der Entsagung Zwang
Und stürzt sich in der Lüfte schlamm'ge Lache.

In einzelnen hat der Dichter Form und Gedanken einem schönen harmonischen Ganzen vermählt. sprechen für seinen Dichterberuf. Er möge nur noch sich hüten, alltägliche Gedanken vornehm einzukleiden. er nicht äußerlich aufgreift, sondern innerlich aus sich ausgebiert, das hat Stimmung, Wurf und Form. theilen zum Schluß zwei der besten Sonette mit:

Gedenke mein, wenn mich der Tod bezwang!
Des Busens Glut wird mich, wie bald! verzehren,
Nicht unbeweint möcht' ich verschwebend kehren
Zur alten Nacht, der ich vordem entsprang.

Gedenke mein! Ich fühl' es ahnungsbang:
Dir wird ein Gott des Glücks noch viel bescheren
Und gnäd'gen Sinns noch lang' der Parze wehren,
Wenn mich schon längst die dunkle Gruft verschlang.

Kein irdisch Bild hab' ich gleich dir geliebt,
Die Seele mein hab' ich an dich verloren,
Mir selbst entschwebt wohnt sie in dir allein:

Verstoß sie nicht, auch wenn mein Leib zerstiebt,
Dein Herz sei ihr zum Grabmal auserkoren;
O hör' mich flehn: Sei treu! Gedenke mein!

Des Menschen Aug' durchschweift des Weltalls Räume,
Des Busens bangen Sehnsuchtsdrang zu heilen,
Von Klippenrändern schaut's hinab, von steilen,
Und starrt entzückt in wilder Brandung Schäume.

s schweigt mit Lust im Grün der Waldesbäume,
Wenn sonn'ge Strahlen licht die Laubnacht theilen,
n Himmelsweiten mag es gerne weilen,
Wenn rings die Welt sich wiegt im Bann der Träume.

och auch vom Schönsten scheidet's bald verdrossen,
nd Ruhe, Ruhe findet nie das irre,
is sich sein Strahl in andres Aug' ergossen:

as war's, was es gesucht im Weltgewirre,
ann hält es Rast, die Sehnsucht ist zerronnen,
nd leuchtend spiegelt's trunkner Liebe Wonnen.

ie Tochter des Kain. Dichtung von Adolf Böttger. Wien, Schönewerk. 1865. 16. 20 Ngr.
eilige Tage. Gedichte von Adolf Böttger. Wien, Schönewerk. 1865. 16. 20 Ngr.

dolf Böttger schließt mit der Sammlung von Dichn, die er jetzt herausgibt, keineswegs seine dichterische gkeit ab. Die beiden vorliegenden Bändchen bewei daß seine Muse noch Neues schafft. „Die Tochter Kain" (Nr. 2) ist eine poetische Erzählung in reimlo ierfüßigen Trochäen, welche in ihrem Grundgedan vie in ihrem Colorit an zwei bekannte Dichtungen rt, an Byron's „Heaven and earth" und an Lane's „La chûte d'un ange". Wir werden in jenes ndflutliche Zeitalter versetzt, in welchem die Engel mit den Geschlechtern der Menschen verkehren und händel anknüpfen mit den Töchtern der Sterblichen. m Gedankeninhalt nach kann man das Gedicht eine icee der Unschuld nennen, deren reine Macht, unerschütt urch alle Verlockungen des Lasters, deren klarer Blick, lendet durch die verschiedenen Masken, die es an t, am Schlusse den Sieg erkämpft.

er Held dieses höllischen Schubladenstücks ist ein ge r Engel, Jetzar Horra. Wir werden gleich in me es, in den Dunst der Finsternisse geführt, wo die Weltengeister hausen. In dantesker Beleuchtung nt Satan, neben ihm die mit einzelnen allegorischen en skizzirten Todsünden und einige andere, die nicht in den kirchlichen Rahmen des höllischen Sieben s passen. Unter ihnen befindet sich Jetzar Horra, ngel der Begierde, der seinen Ehrgeiz dareinsetzt, kinder zu verführen, welche ihm eigensinnig wider . Er zeigt dem Satan Kain's Tochter, Thamar, keusch bleibt in der Mitte üpp'ger Schwestern:

„Die Gedanken ihrer Unschuld
Strahlen auf der offnen Stirne,
Wie erschloßne Lilienblätter,
Die kein Wetter noch versehrte.

Diese scheint fast unbesiegbar,
Trotzte stets mir mit Verachtung!
Doch sie wird, sie muß sich beugen,
Kraft der Schwachheit eines Weibes.

Weh! entgeht sie unsern Mächten!
Aufgebaut ist dann für ewig
Der Versöhnung Regenbogen
Zwischen Gott und zwischen Menschen!

Bei der List der Schlange schwör' ich:
Einen Tag und eine Nacht nur!
Und sie ist mein eigen — oder
Ich zermalme diesen Erdball!

Niederweinen soll der Himmel
Schmerzerpreßte heiße Thränen
Um die ihm verlorne Seele,
Die zerrissen die Versöhnung."

Satan drauf: „Es gilt die Probe,
Bist du Sieger, will ich's lohnen;
Sollst ein Höllenjahr gebieten
Ueber mich und meine Horden."

Wir werden nun zu Thamar geführt, welcher Kain die Geschichte des Brudermordes erzählt und welche für die Schuld des Vaters Vergebung vom Himmel erfleht. Da erscheint ein Fremdling:

Stolzen Ganges, schönen Wuchses,
Lieben Angesichts und Grußes.

Freundlich aufgenommen, enthüllt er sich als Japhet, der Sohn Abel's, und alsbald findet Thamar in ihm alles Schöne und Gute, als wäre er ein Engel Gottes, wie er den Aeltern im Paradiese erschien. Doch auch der Verführer erscheint dem Mädchen „mit rabenschwarzen, fledermausgerippten Flügeln". Er gibt ihr einige Proben seiner höllischen Dialektik, predigt den Genuß, verhöhnt die Langeweile der Unsterblichkeit, welche Thamar für sich in Anspruch nimmt:

Ach! Das ew'ge Quinkeliren,
Flügelschwingen, Blickverdrehen
Der einfältig frommen Engel
Peinigt ärger als die Hölle.

Siehe mich, ich bin unsterblich,
Aber bin ich darum glücklich?
All mein Glück besteht alleinig
In der Theilung meines Wesens,

Wenn ich euch der süßen Wonne
Theilhaft mach' auf eurer Erde,
Daß ihr in dem Trieb zum Schaffen
Groß euch dünkt wie euer Schöpfer.

Wie eu'r Schöpfer, der die Sonnen,
Der die Welten sammt Geschöpfen
Nur sich schuf zum bunten Spielwerk,
Weil die Einsamkeit ihn ekelt.

Eine Hand voll Sternenfunken
Warf er in den feuchten Aether,
Und sie lebten und sie wuchsen,
Formten sich zu Strahlenwelten.

Euer kleiner Ball von Erde
Mitten drunter, und ihr Menschlein
Mit dem Uebermaß der Schwächen
Dient ihm recht zur Unterhaltung.

Denn er gab euch nur fünf Sinne,
All das Ird'sche zu erfassen,
Aber vorbehielt sich klüglich,
Einen sechsten euch zu leihen —

Einen sechsten, der des Werdens
Und Bestehens Urgesetze
Offenbart im Weltgeheimniß,
Das so gern ihr möchtet lösen.

Doch so viel ihr forscht und klügelt,
Findet ihr doch nie den Schlüssel,
Denn die Pforte zu dem Räthsel
Hält der Wahnsinn zugeriegelt.

Nur wer meiner Macht sich hingibt,
Mir Vertrauen schenkt und Liebe,

Der durchschaut mit Geisteraugen
Uebermenschliches Verborgne.

Doch Thamar ist bibelfest und widersteht allen Argumentationen. Der Engel führt sie nun zur Schwester Thirsa, die ein neugeborenes Knäblein stillt, führt sie in eine Höhle überreich an Schätzen, die er ihr verheißt, zeigt ihr in Meerestiefen seine Mutter Lilith:

Dichte Wolkendünste wallen
Wogend aus dem tiefen Abgrund;
Eine graue Meeresfläche
Dehnen sie sich unabsehbar.

Bleicher schimmern dann die Nebel —
Steigen, fallen und zerreißen,
Bis als dünne, leichte Schatten
Sie in Licht und Luft zerrinnen.

Und es fließt ein gold'ger Aether
Durch die grenzenlosen Räume,
Ueberall belebt von Wundern,
Die sich regen und bewegen.

Unbekannte Riesenpflanzen,
Deren Blütensterne flammen
Blauen Lichtes, zittern lieblich
Wie sich küssend ineinander.

Unter ihrem duft'gen Schirme
Wiegen sich auf Silberwölkchen
Eines Weibes üpp'ge Glieder,
Schaumgeborne, ros'ge Glieder.

Wollust brennt aus ihren Lippen,
Athmet aus des Busens Wogen,
Aus des süßen Nackens Fülle,
Den ein finstrer Geist des Abgrunds,

Im Gefühl der Lust verloren,
Bebend küßt und heiß umklammert —
Da schleicht Jetzar Horra näher
Sich zu Thamar hin und flüstert:

„Siehe, dieses Weib ist Lilith,
Das ist meine schöne Mutter,
Ew'ge Jugend, ew'ges Lächeln
In dem Aug' voll Sinnlichkeiten.

Was sie denkt, wird zu Gestalten,
Was sie fühlt, wird zu Geschöpfen,
Lauter lüsternen Geschöpfen,
Die der Menschen Hirn besuchen.

Thamar! Willst du mich besel'gen,
So wie Lilith jenen Engel,
Leih' ich deiner Menschenschönheit
Ew'ger Jugend gleiches Lächeln!"

Zuletzt erscheint der böse Geist in Japhet's Gestalt, doch Thamar erkennt an seinem Blicke, daß er nicht Japhet ist. Am Schluß versöhnt die Liebe der aus allen Versuchungen siegreich hervorgehenden Tochter Kain's zum Sohne Abel's und ihr glücklicher Bund die erste Mordschuld.

Die Dichtung hat zwar mancherlei Anklänge an Byron und Lamartine; auch stehen die Trochäen etwas entlaubt ohne den Schmuck der Reime. Dennoch ist die Erfindung annehmbar, und daß es der Ausführung nicht an dichterischem Hauche fehlt, beweisen die bereits mitgetheilten Stellen.

Wir begegnen Adolf Böttger am liebsten auf dem Gebiet der lyrisch-epischen Erzählung; in seinen Gedichten vermissen wir den tiefern Gedankeninhalt; [illegible] im ganzen unter der Herrschaft der Phrase. [illegible] mehr oder weniger auch von den „Heiligen Tagen" [illegible] Heilig sind dem Dichter die Tage, die entweder [illegible] und Glaube" oder „Geist und Welt" dazu gemacht [illegible] die kirchlichen Festtage Weihnachten, Ostern, [illegible] die Johannis- und Erntefeste, wie die Gedenktage [illegible] Männer und Thaten. Shakspeare, Lessing, [illegible] Goethe, Felix Mendelssohn, Jahn, die Schlacht [illegible] Leipzig, die Gründung der leipziger Universität [illegible] von dem Dichter in den verschiedensten Strophen, [illegible] rime, Sonetten u. a., besungen. Die Verse sind [illegible] der Gedankengang meist klar und gefällig; doch [illegible] dem Stil Energie und charaktervolles Gepräge. [illegible] wenige dieser Gedichte haben echt lyrische Stimmung; z. B. das Gedicht „In der Frühlingsmondnacht":

Wenn nachts ein Weh die Brust beschleicht
Und marternd scheucht den Schlummer,
Blick' in den Mond — und bald entweicht
Als Wehmuth all dein Kummer.

Siehst du der Wölkchen dicht Gewühl
Vor seinem Strahl zerrinnen:
Löst sich Gefühl dir um Gefühl
Auch in dem Busen drinnen.

Der Seele Schwingen möchten sich
Zum höchsten Fluge breiten,
Du weinst, ja weinst so bitterlich
Und schwelgst in Seligkeiten —

oder resolute Kraft, wie: „Vor einem Tausbecher" [illegible] dem Schlußvers:

O trieben all, die Höllengraus
Verspüren schon auf Erden,
Sich selbst zuerst den Teufel aus:
Dann würd' es besser werden!

Die meisten, namentlich in der zweiten Abth[illegible] sind „Gelegenheitsgedichte", in denen die Gelegenh[illegible] äußere Veranlassung auch oft noch mit manchen [illegible] schen Wendungen in die innere dichterische Gestaltung übergreift.

4. Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom [illegible] Poesie in Breslau. Fünfte Sammlung. Leipzig, [illegible] haus. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlesien darf sich zwar im 19. Jahrhundert [illegible] dritten Dichterschule rühmen; dennoch ist es [illegible] preußische Provinz, in welcher die literarische Pro[illegible] am meisten in Blüte steht, sie hat selbst vor den [illegible] landen und vor Ostpreußen, obgleich auch diese [illegible] zen in Sangesgenossenschaften und Dichteralbums [illegible] sches Gesammtstreben offenbarten, einen unleugbaren [illegible] sprung. Die Geburts- und Taufscheine namhafter [illegible] steller weisen öfter auf die schlesische Heimat hin, [illegible] bei der Verschiedenheit der Richtungen, welche [illegible] ren eingeschlagen haben, anzunehmen geneigt [illegible] Phantasiereichthum des schlesischen Volksstammes, [illegible] sanguinische Beweglichkeit und Empfänglichkeit, [illegible] keit zu begeisterten, ja exaltirten Stimmungen [illegible] leugbar ebenso viele Eigenschaften, die das [illegible]

len bilden helfen, namentlich aber für die Lyrik ins Gewicht fallen. Die neuern schlesischen Lyriker Friedrich von Sallet, Max Waldau, Graf Strachwitz haben daher auch bei aller Verschiedenheit einen gemeinsamen Zug, der sich in dem Gedankenernst des erstern, wie in der glänzenden geistigen Beweglichkeit des zweiten und dem energischen Aufschwung des dritten gleichmäßig ausprägt. Von dramatischen Dichtern brauchen wir blos auf Ernst Raupach hinzuweisen, der ein Jahrzehnt hindurch die norddeutsche Bühne beherrschte, auf Heinrich Laube, auf Gustav Freytag, der als Romandichter noch einen weiter verbreiteten Ruf gewonnen als die Schlesier Karl Spindler, Wilibald Alexis und Robert Giseke; wir brauchen nur auf den kritischen Hitzkopf Wolfgang Menzel hinzuweisen und zum Schluß auf den typischen Vertreter der provinzial-schlesischen Dichtung in Lyrik, Drama und Roman, Karl von Holtei, den Veteranen, welchen bei seinen letzten Rundzügen von Stadt zu Stadt die ganze Provinz gefeiert hat, um den großen Reichthum Schlesiens an Schriftstellern und Dichtern, die in der gegenwärtigen Literaturepoche eine hervorragende Rolle spielen, der Mitwelt ins Gedächtniß zu rufen.

Doch auch abgesehen von den namhaften Vertretern des schlesischen Parnasses regt sich in weitesten Kreisen der Provinz der poetische Trieb. In Breslau bestanden längere Zeit zwei Dichterkränzchen, welche sich neuerdings unter den Fahnen eines „Vereins für Poesie" versammelten und in dem uns vorliegenden „Album schlesischer Dichter" bereits die fünfte Sammlung dichterischer Gaben veröffentlichten. Wir vermissen in dieser Sammlung einige Dichter, die uns in den frühern begegneten und als die begabtesten, mindestens formgewandtesten erschienen, wie J. B. Dietrich. Was wir ferner vermissen, ist, wir möchten sagen, der moderne Gedankeninhalt, eine gemeinsame geistige Richtung. Geschichten aus dem Alterthum, mittelalterliche Balladen, neue Genrebilder wechseln mit leichtern Liedern, mit dichterischen Monologen. Es fehlt nicht an Abwechselung, doch an einem durchgreifenden Stilgepräge, das die freiere Bewegung der einzelnen Talente nicht hemmen oder gar ausschließen würde. Es ist im ganzen Experimentalpoesie. Am wenigsten aber machen die Gedichte den Eindruck, welchen der Prologdichter Rafael **Finckenstein** proclamirt, als habe der Verein Großes zu schaffen sich erkühnt, und als messe die Jugend die herniederblinkenden Sterne „mit dem Auge des Titanen". Großes und Titanisches haben wir in der Sammlung vergeblich gesucht; auch wollen wir ihr das nicht zum Vorwurf machen. Denn das zu schaffen, ist immer nur eigengearteten Begabungen gegeben, und der titanische Kothurn verwandelt sich allzu leicht in einen Soccus, wenn ihn Talente von mittlerm Wuchs an die Füße schnallen.

Das Finckenstein'sche Widmungsgedicht hat einige hübsche Strophen; doch ist es ungleichmäßig gearbeitet und verfällt oft in baare Prosa. Eine „verdorrende Quelle" ist ein uncorrecter, eine „aufgemachte Bahn" ein nicht richtiger Ausdruck; denn man macht die Thüre auf, aber nicht die Stube. Verse wie die folgenden:

> Denn es fehlt nicht an der Lust zum Dichten,
> Und so manchem ist die Muse hold,
> Aber auch dem besten wird mit nichten
> Einer Anerkennung Ehrensold —

sind gereimte Prosa.

Wenn der Dichter übrigens Opitz, Gryphius, Günther feiert, doch von dem abgeblühten Lenz der schlesischen Poesie singt:

> Hier und da wol sich ein Vöglein flüchtet
> Auch von uns zum deutschen Dichterwald,
> Froh, wenn heut', wo alles singt und dichtet,
> Nicht vergebens seine Stimme schallt —

so brauchen wir blos auf die obenerwähnten Namen zu verweisen, um diese Klage als eine gänzlich unberechtigte zu bezeichnen. Denn der gegenwärtige Antheil Schlesiens an deutscher Poesie ist kein diminutiver.

Von Finckenstein sind überdies zwei „Prologe zur Shakspeare- und Dante-Feier" mitgetheilt, schwunghaft in einzelnen Versen, aber ebenfalls oft durch unschöne Wendungen getrübt, wie:

> Sie stammte nicht aus jener frechen Schule,
> Die schon in Babylon herumgeranzt.

Das Gedicht „Ins Stammbuch eines jungen Mädchens" ist zart empfunden, doch auch hier finden sich Wendungen, die aus allen Himmeln stürzen, wie die folgende:

> So rein, wie du aus Gottes Hand gekommen,
> Die Seele noch von keinem Hauch befleckt,
> Verbleibe auch zu deinem Nutz und Frommen,
> Bis dich der Himmel aus dem Traume weckt.

Recht frisch singt der Deutschamerikaner **Hugo Andriessen**, wenngleich er's mit der Metrik nicht so genau nimmt und muntere Daktylen in seine Jamben mit hereinhüpfen läßt. Die Gedichte von **Friedrich Barchewitz** sind ungleich an Werth; doch nicht ohne lyrische Stimmung in Herbst- und Winterbildern. In den „Malerliedern" findet sich das folgende hübsche Gedicht:

> Im Walde einsam steht ein Haus,
> Die Fenster klein, sein Dach ist moosig.
> Da tritt ein holdes Weib heraus
> Mit einem Knaben, blond und rosig.
>
> Der Buchen Kronen, kühl und grün,
> Durchbrechen glänzend goldne Lichter;
> Wie eine Ros' und Knospe blühn
> Die beiden schönen Angesichter.
>
> Hoch steht das Weib und drückt voll Lust
> Ans Mutterherz den holden Knaben:
> So muß Maria an der Brust
> Das Jesuskind getragen haben.
>
> O, erstes liebes Bild, das mir
> Auf meiner Irrfahrt hier begegnet,
> Mein erster Rasttag sei vor dir
> Und diese Stunde hoch gesegnet!

Die Gedichte von **Klara Bestd** gehören zu den besten der Sammlung; sie sind stimmungsvoll und pointirt:

Warum?

> Warum muß jener Sonnenstrahl
> In diese enge Gasse schlüpfen,
> Da doch viel andre frei im Thal
> Hin auf des Baches Wellen hüpfen?

Weil dort in feuchter Dunkelheit,
Von schwerem Elend tief umnachtet,
Bang' nach des Lichtes Seligkeit
Von Thränen trüb' ein Auge schmachtet!

Das Gedicht „Vorsicht" ist durch das unglückliche Wort „Schelmigkeit" leider entstellt, sonst enthält es ganz vortreffliche Verse:

Vor dem rechten Frühlingsgruß
Kommt erst Sturmesbrausen.

Tritt das Leben dir recht zart,
Spielend, süß entgegen,
Fürchte, daß dir's aufgespart
Sturm auf fernern Wegen!

Doch, wenn's dich mit Trotz und Groll
Zeitig packt und schüttelt,
Hast du schon, was kommen soll,
Und bist wach gerüttelt.

Karl Beuthner liebt Blumenlyrik, fleurs animés; die Schneeglöcklein und Herbstzeitlosen läuten in „Der Blumen Lenztag" und „Der Blumen Sommertag", doch schwebt über den formklaren Gedichten eine phantasievolle, wenn auch etwas blendende Beleuchtung, ähnlich wie sie die Lampen eines illuminirten Gartens auf die Blumenboskets und Buschrondels fallen lassen.

Siegfried Eisenhardt wirft „Den Gewaltigen" einen poetischen Fehdebrief zu. Sie sollen den Unterdrückten Gerechtigkeit, dem Bürgersinn Vertrauen entgegenbringen, dann wird die Geschichte ihren Ruhm verkünden:

Und wenn Jahrhunderte vergangen
Und selbst der letzte Purpur fällt:
Ihr werdet unvergänglich prangen
Im Heldenbuch der ganzen Welt.

Uns scheint der eventuelle Preis zu überschwenglich für die That; denn Gerechtigkeit ist doch die verdammte Pflicht und Schuldigkeit jedes Sterblichen.

Dorothea Erstling hat ein paar sinnige Erstlingsversuche geliefert; der Duft dieser geopferten Erstlinge ist der Kritik angenehm. Es ist ganz hübsch gedacht, wie Hölle und Himmel sich um das Dichterherz streiten, wie Gott dem unsteten Schmerz ein ganzes Reich, die Einsamkeit, schenkt! „Das Reich der Phantasie" ist ein buntes Gemälde mit freien Rhythmen und der sinnreichen Schlußwendung, daß ein einziger prosaischer Hauch ihre ganze Schöpfung in Schutt und Asche wandelt.

Eumenes, Mitglied aus Iserlohn, vertritt in der Sammlung das antikisirende Element, besingt „Saône und Rhône" in tadellosen, spondäischen Distichen, bringt zwei Erzählungen aus dem Alterthum: den etwas zu langathmigen „Kallistratos" und die holde „Rhodopis", eine Aegypterin, deren vom Adler geraubter Schuh auf den Fürsten Amasis eine ähnliche Wirkung ausübt, wie der Pantoffel der schönen Ilse auf den Mann der „Verlorenen Handschrift" — nil novi sub sole. Von den Epigrammen heben wir das folgende hervor:

Die Sonnenuhr.

Leuchtet mir Phoibos klar, dann zeig' ich die wandelnde Stunde;
Aber ich zeige sie nicht, hüllt er in Wolken sich ein.
Thue desgleichen wie ich! Die heiteren Stunden des Lebens
Zeichn' und merke dir, Freund, aber die trüben vergiß!

Ein anderer Alterthumsfreund ist Robert [illegible]ler, der den Stil der im Alterthum spielenden [illegible]schen „Balladen" uns nachahmend zu Gehör [illegible] diese mit etwas fremdartig klingenden Titeln: „[illegible] und Laodamia", „Katreus und Althämenes", „[illegible] geschmückten Erzählungen liest, der glaubt in „[illegible] in den „Kranichen des Ibykus", im „Siegesfest" [illegible]tern — so bekannt gemahnen uns diese Strophen:

Und Freude in den hohen Hallen
Umsteht geschmückt den Herrscherthron,
Da hört man Jubelchöre schallen
Dem eingebornen Königssohn.

Da muß man doch nolens volens an Schiller [illegible]

Freude war in Trojas Hallen —
Jubelchöre hört man schallen u. s. w.

Einen mehr humoristischen Ton schlägt A[illegible] Harnisch an, wie in dem ersten Lied mit dem [illegible] „'S ist alles mein", und in dem vinopathischen [illegible] „Meinem hydropathischen Vetter." Diese Gedichte [illegible] frisch, einfach, sangbar und erinnern an die Lieder [illegible] Kopisch.

Max Heinzel ist uns aus frühern schlesischen [illegible]teralbums als ein formgewandter Sänger bekannt, [illegible] Empfindung oft mit wohlthuender Innigkeit [illegible] Dies bestätigt sich auch hier wieder in den [illegible] „Lebewohl", „Sonntagsfeier", „Sommermittag". [illegible] letztere lautet:

Wenn die Sonn' am Sommermittag
Ihren glühsten Brand versendet
Und aus ihrem Strahlenborne
Höchsten Glanzes Fülle spendet,
Liegt ein wunderbares Schweigen
Ueber Wald und Flur ergossen,
Als ob schlaf- und traumbefangen
Erde still ihr Aug' geschlossen.
Doch sie schläft nicht und sie schweigt nur,
Klangesarm zu dieser Frist,
Weil das seligste Entzücken
Ohne Wort und Sprache ist.

Die französischen Nachdichtungen sind leicht [illegible] man merkt ihnen nicht die Mühe des Uebersetzers [illegible] Daß der Dichter indeß „Alboin und Rosamunde" [illegible] Ballade besungen hat, erscheint wenig gerecht[illegible] einem bis zur Trivialität abgetragenen Stoffe, [illegible] zwar in fließenden Versen behandelt, dem aber [illegible] charakteristische Seite abgewonnen wird.

Friedrich Klose tritt als Platenide auf; er [illegible] seinen Meister in ottave rime, deren reine, [illegible] und nicht abgebrauchte Reime alles Lob verdienen. [illegible] Ausnahme machen nur „widmen" und „Rhythmen". [illegible] Schiller wird gefeiert in den trochäischen Tetrametern [illegible] Platen'schen Lustspielchöre, in einer Dichtung, der [illegible] an Schwung fehlt, die indeß historisch zu weit [illegible]

Alexis Lomnitz ist ein Poet, bei dem die [illegible] reiche Reflexion vorwiegt, theils in kleinern [illegible]tern und Denksprüchen:

Leicht wol ist es, im Gedränge
Vorzugehen mit der Menge;
Doch der Menge vorzugehen
Werden wenige verstehen! —

ls in größern Elegien wie: „Vor dem Porträt meiner tter“, der allegorischen Dichtung „Dornenröschen“ dem lyrischen Monolog „Camoëns“.

Theobald Nöthig trifft den liederartig musikalin Ton. Das Lied: „Mit dem Volke“, erinnert an Sangesweise Béranger's. Malwine Peisker besingt Glauben an Unsterblichkeit in dem Gedicht: „Das : Ziel“; H. Pleban gibt eine blutige Waldballade: .e drei Fichten“; Otto Postel schreibt den Namen ıendorff auf seine Dichterfahne und besingt demzufolge äume“ und „Die blühende Linde“. Am gelungensten das Gedicht: „Fahr' wohl“, mit den schlichten, doch men Schlußversen:

Fahr' wohl, es kann nicht anders sein!
Still deck' ich alles zu.
Mein Herz, nach Lust und bittrer Pein,
Nun fand es endlich Ruh'.

Nicht denk' ich dein voll Bitterkeit,
Die einst mir alles war.
Ich segne dich dafür noch heut';
Fahr' wohl auf immerdar!

Robert Rückwardt ist etwas verschwommen in seielegischen Lyrik und gebraucht in seiner, den Helvon Düppel gewidmeten Epinikie bisweilen prosaische ıdungen:

Denn ein Ereigniß — laßt es so mich nennen,
Und wär's auch nicht die Schlacht bei Salamis,
Der düppler Sturm —, wir müssen es bekennen,
Er war ein Trost in diesem Aergerniß.

Ansprechend sind die beiden Gedichte von A. Schaberg, die Ballade: „Nordische Liebe“ und die Epi- „An den Präsidenten des deutschen Turnvereins zu :ſt“. Das schwunghafte „der Versammlung deutscher riftsteller“ gewidmete Gedicht von Hugo Södern ist bereits in deutschen Blättern veröffentlicht wor-

Unklar und in der Form noch nicht reif sind die ichte von K. Walter. In dem Gedichte „An die :“ kommt folgende, für die Menschheit wenig schmeiıafte Stelle vor:

Dankt ihm! Dank für euer Leben!
Irdisch lebt der Mensch als Thier;
Doch sind ew'ge Engel wir
Dort einst — wo die Sterne schweben.

Eine taube Nuß ist das barocke Epigramm „An einen ıhmacher“:

Verbrecher, bedenk' deine Werke!
Dein Thun ist ein ewiges Scheiden:
Vom Vaterland trennst du die Völker.

Von den mitgetheilten Gedichten von Albert Weiß ent die stimmungsvolle Ballade „Lochlevin“ den Preis. Das umfangreichste Gedicht der Sammlung ist „Maria :la“ von A. Graf S***, eine poetische Erzählung, ıe den auch von Puschkin in „Der Bronnen von Bak-Serai“ behandelten Stoff in fließenden Versen von meist bigem Colorit und stellenweise dramatischer Kraft reucirt. Als Probe diene die einleitende Schilderung Steppen der Ukraine:

Kein Weg — kein Steg auf weiter Au',
Kein Berg, soweit der Himmel blau!
Die tiefe Ebne weit und breit
Entrollt das Bild der Ewigkeit.
Kein Pflug entzieht (?) im Furchengleis
Dem müden Bauer seinen Schweiß.
Nur Rinder schleichen mit Beschwerde
Im feuchten Gras der fetten Erde,
Und Trappen flattern schen im Lauf
Mit trägem Flügelschlage auf.
Doch horch! Da kommt es angesprengt —
Ein Pferdetrupp, der seitwärts drängt,
Und immer näher stürmt's heran.
Ein Schimmel führt die Heerde an.
Die Nüster schnaubt — es weht der Schweif,
Noch feucht vom letzten Morgenreif:
Dahinter tobt der Rappen Schar,
Ein Geisterbild, des Lichtes bar.
In reiner Luft, die blau und hell,
Entsprüht als Dampf des Athems Quell.
Des Wieherns Ruf — der Feuerblick,
Der Sehnen Mark — das Stahlgenick,
Das volle Haar — die dichte Mähne —
Das sind die Stuten der Ukraine!
Sie stutzen — bäumen, hart bedrängt;
Vielleicht hat sie ein Wolf zersprengt;
Vielleicht, daß sie des Sturmes Nahen
In einem Schneegewölke sahen.
Dann ist's der letzte Frost im Jahr;
Denn rings beut sich der Frühling dar.
Schon zieht der Krähen Schwarm nach Nord
Zum kältern Land der Düna fort;
Schon sprießen Blumen über Nacht
Im Boden auf voll bunter Pracht;
Und schon entfaltet die Natur
Den Zauberreiz der weiten Flur.

Nur einzelne Wendungen sind nicht vollkommen correct oder streifen an die Prosa.

Von der dichterischen Begabung, welche dem schlesischen Volksstamm eigen ist, legt dies Album neues Zeugniß ab. Es sind Bestrebungen der jüngern dichterischen Generation, die in jeder Hinsicht Aufmunterung verdienen.

5. Gedichte von Marie Harrer. Hannover, Hahn. 1866. 12. 1 Thlr.

Die Mehrzahl dieser Gedichte gehört in das Gebiet der pädagogischen Lyrik und wird am meisten von Erzieherinnen und Müttern nachempfunden werden. Die Verse sind fließend; im ganzen herrscht der reflectirende Ton vor. Die Grundstimmung ist fromme und humane Gesinnung, die stets der menschlichen Leiden eingedenk ist. Die Formgewandtheit der Verfasserin zeigt sich in den Nachdichtungen englischer, französischer und spanischer Poesien. Ganz trefflich ist namentlich das schöne Victor Hugo'sche Gedicht: „Blume und Schmetterling“, übersetzt. Schade nur, daß gerade der Alexandriner, der die Pointe des Gedichts trägt:

So fasse Wurzel oder laß mich Schwingen tragen,
Wie du, mein Freund —

um seine Cäsur gekommen ist.

6. Gedichte von Rheinfels. Stuttgart, Kröner. 1866. 16. 18 Ngr.

Stimmungsvolle Klänge, meist an ein Naturbild, an die verschiedenartige Beleuchtung der Tag- und Jahreszeiten anknüpfend, doch in der Form nicht genügend durch-

gebildet. Hin und wieder finden sich unmotivirte Inversionen; auch ist die Zahl ganz unreiner Reime allzu groß. Wir theilen als Probe des Gelungenen ein hübsches Gedicht mit:

Rosenzeit.

Die Nachtigall, vom Lenz gesandt,
Sie sang zumal bei Nacht,
Da sind die Rosen, liebentbrannt,
Gar plötzlich aufgewacht.
Nun ist mein Herz voll Seligkeit,
Das kaum noch trüb und todt:
Willkommen, wonnesame Zeit
Mit Rosen weiß und roth.

So wohlig ruht es mir im Herz,
Vorbei ist aller Gram,
Es blüht die Liebe allerwärts,
Weiß nicht, wie schnell es kam.
Nun ist die Welt voll Herrlichkeit
Nach aller Wintersnoth:
Willkommen, wonnesame Zeit
Mit Rosen weiß und roth.

Nun ruh' auch du, mein Lieb, mit mir
Im duft'gen Rosenreich,
Mit rother und mit weißer Zier
Schmück' ich dich engelgleich!
In solcher Lust lach' ich dem Neid,
Den mir die Welt entbot:
Willkommen, wonnesame Zeit
Mit Rosen weiß und roth.

Auf deine Wangen roth und weiß,
Wie dort die Rosenpracht,
Drück' ich, mein Lieb, viel Küsse heiß,
In liebesprüh'nder Nacht.
Und singe da in Lust und Freud,
In deinem Arm ein Gott:
Willkommen wonnesame Zeit
Mit Rosen weiß und roth!

7. Gedichte von C. (König Carl XV. von Schweden.) Aus dem Schwedischen. Berlin, Stilke und van Muyden. 1866. Gr. 16. 10 Ngr.

Ein königlicher Sänger, der sich ein warmes Empfinden für die Natur, eine schlichte, tüchtige Gesinnung bewahrt hat, der ungekünstelt dichtet, wie's ihm ums Herz ist, gehört gewiß zu den seltenen Erscheinungen in der Literatur. Die Gedichte des jetzt regierenden Königs von Schweden, der sich durch die Energie, mit welcher er eine volksthümliche Reform der schwedischen Repräsentation durchgesetzt, in der Geschichte Schwedens einen dauernden Namen gemacht hat, sind von solcher Stimmung und Gesinnung durchdrungen. Wir haben heutigentags eine große Zahl gekrönter Schriftsteller, doch solche stille Naturlyrik liegt ihnen fern. Der Schwedenkönig besingt die weiße, zartstengelige Lilie, die grünen Haine von Beckaskog, die Schönheiten seines Sommerschlosses Drottningholm am Mälarsee, Abendstimmen und Mondnacht, preist den keuschen Geist der Frau, dem die Könige des alten Régime keine Hymne gesungen hätten. Freilich, in dem letzten Gedicht: „Vormals!“ in den schlagkräftigen Trochäen weht altnordischer Kampfesmuth, patriotischer Ruhmesdurst. Es ist ein Aufruf, der alten Heldenschatten, die in den Gräbern schlummern, und ihrer schönen Thaten würdig zu sein:

Wir erwachen
Auch vielleicht noch
Aus dem Schlummer,
Der uns fesselt,
Scharen uns um
Früh're Fahnen,
Folgen unserm
Edeln Vorbild,
Kämpfen wie es
Helden ziemet,
Leben, wirken,
Sterben mannhaft!

Doch wen erquickte nicht die Gesinnung, die sich in dem Gedicht „Die Einsamkeit“ ausspricht? Der Schmetterling räth dem königlichen Dichter, das Leben zu genießen in flüchtigem Wechsel; doch der Dichter sagt ihm: meine Bahn ist nicht die deine! Da hört er eine andere Stimme, die Stimme des Felsens:

„In der Einsamkeit, o Jüngling,
Wohnt die hohe, wahre Kraft.
Blicke stolz empor, allein,
Und du bietest Trotz den Stürmen
Und des Blitzes Himmelspfeilen.
Macht und Ehre stammen nimmer
Aus dem Dunkel der Verwesung.
Nur mit einer Brust von Stein
Meidest du des Lebens Schmerzen,
Auf der Höhe, kalt und einsam,
Strahlt die goldne Herrscherkrone.“

Also spricht der graue Felsen,
Doch erblick' ich schon am Abend
Seine Purpurkron' erblassen
Mehr und mehr. Der Himmel gab sie
Und der Himmel nahm sie wieder,
Bald birgt sich der Fels im Dunkel
Wie die kleinste, zarte Pflanze.
Und ich denke: Kurze Größe,
Glanz der Macht, geträumte Ehre,
Wie so bald seid ihr entschwunden!
Heil'ge Sehnsucht, die mich fesselt,
Himmelsblitz, der du mich brennest,
Du bist ewig! Ich will nicht
Wie der Fels mich dir verschließen.
Lieber leiden Lebensschmerzen,
Als lebendig zu versteinern,
Lieber Glut vom Himmel bringen,
Als aus Misgunst und aus Hochmuth
Ewig in der Höhe frieren.

Das sind Worte, die den Dichter schmücken und den König ehren.

Rudolf Gottschall.

Der Krieg von 1815.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Der Geschichte des Wiener Congresses läßt König eine Darstellung des „Feldzugs von Belle-Alliance“ fol- gen, für welchen er interessantes und werthvolles Materi in den Archiven gefunden: Aufschlüsse über manche bish unaufgeklärte Thatsache, Ansichten der Feldherren, die s in ihren Correspondenzen und Berichten ausgesproch haben. Blücher zeichnet sich darin wieder in seiner draft schen Weise aus. Welchen Eindruck der alte Feldhe

Wellington bei der bekannten Besprechung am
Juni gemacht, hören wir aus einem Manuscripte
rnberg's, welches Königer ebenfalls im Archive des
ußischen Generalstabes gefunden und benutzt hat. Dörn-
z wohnte jener Besprechung bei, zu ihm sagte Wellington,
Blücher fortritt: „What a fine fellow he is"; „Was
ein prächtiger Kerl!" würde das zu übersetzen sein.
i großen Entschluß Gneisenau's, nach der verlorenen
lacht bei Ligny auf Wavre mit Preisgebung seiner
bindungen zu marschiren, den auch Beitzke in seiner
en Bedeutung darstellt, weist Königer als schon wäh-
d der Schlacht, nicht erst auf dem Rückzuge gefaßt
). Ein authentischer Brief des jetzigen Generals von
ssow bestätigt, was Königer darüber im Archiv ge-
den hat. Die nächsten Folgen des Siegs, seine Opfer
seine Bedeutung werden in einem besondern Kapitel
zestellt. Auch die zerrüttenden innern Folgen, die
immer mit großen Thaten verbunden sind, werden
t verschwiegen; der Verfasser theilt aus den Acten des
neralstabes Blücher's Befehl vom 20. Juni mit, in
chem er ausspricht, daß die Armee durch die letzte
lacht größtentheils in Unordnung gekommen sei, und
die eigenmächtige Entfernung einzelner von den Re-
entern die strengsten Strafen bestimmt. Aus dem
hlasse des Feldmarschalls Knesebeck lesen wir, was
cher an diesen und an den König geschrieben, als
die neue Wendung der Dinge in Paris angezeigt
er um einen Waffenstillstand gebeten wurde. Ersterm
irt er: „Ich werde durchaus keinen dergleichen ver-
lichen Vorschlägen Gehör geben, sondern gerade auf
is losgehen, wenn ich nicht durch den Tod oder die
lieferung Bonaparte's, die Uebergabe aller Festungen
der Sambre, Maas, Mosel und Saar, und die Ein-
nung der Provinzen bis zur Marne mit Sicherheit
diesem verrätherischen Volke unterhandeln kann." An
König meldet er dasselbe und fährt fort: „Ich hoffe,
ich hierbei ganz Ew. Majestät Willen gemäß handle
bitte nur allerunterthänigst, die Diplomatiker dahin
weisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der
dat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augen-
ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen
nkreich zu sichern."

Blücher's Adjutant, Graf Nostiz, wurde dann zu neu
knüpften Unterhandlungen nach Laon geschickt; er hatte
edingte Vollmacht, aber nur auf folgende Bedingun-
1) Auslieferung Napoleon's; 2) Uebergabe von Pa-
3) Uebergabe sämmtlicher Festungen an der Maas,
sel und Sambre nebst Laon, Lafère und Soissons.
Verhandlungen wurden sehr warm und zerschlugen
der Haß gegen die Bourbons äußerte sich dabei sehr
r: „Eher könnte ein donischer Kosack den Thron von
nkreich besteigen als Ludwig XVIII.", sagte Sebastiani.
Denkschrift, welche Nostiz über diese Unterhandlung
ereicht, ist ebenfalls im Archiv und enthält, abweichend
Bernhardi, noch die Mittheilung, daß Lafayette über
oleon's Auslieferung, welche die andern als gegen
die Ehre der Nation erklärten, geäußert habe: „Das
werde keine Schwierigkeiten machen", worauf er seine Ge-
fährten in ein Nebenzimmer geführt habe und mit ihnen
bald befriedigt zurückgekehrt sei. Nostitz meint, er habe
wol die Auskunft in einer Entweichung Napoleon's nach
Amerika gefunden. Darauf kam noch ein letzter Erfolg
der französischen Waffen, der Ueberfall von Versailles,
für welchen Königer's Werk außer deutschen Quellen noch
die Erzählung eines französischen Offiziers im Archiv
des Generals benutzt hat; wir könnten noch manche De-
tails von preußischen Offizieren hinzufügen. Die Ver-
bündeten rückten am 7. Juli in Paris ein; Blücher
wollte weder einen feierlichen Einzug, noch für sich ein
Quartier in der Stadt, quartierte aber, trotz der Warnun-
gen Wellington's und gegen die Wünsche Ludwig's XVIII.
seine Soldaten bei den Bürgern ein, ließ alsbald die Zu-
rücknahme der geraubten Kunstschätze beginnen, gab Be-
fehl, die Brücke von Jena zu sprengen, und legte der
Stadt eine Kriegssteuer von 2 Millionen Francs, sowie
die Ausrüstung und Bekleidung für 110000 Mann und
die Auszahlung eines zweimonatlichen Soldes für die
Armee auf.

Die Transactionen darüber sind nach Briefen Gnei-
senau's an Knesebeck geschildert. Wir lesen auch, wie
Gneisenau dem Könige seine Auffassung über den Frie-
den vorgelegt hat. Die Stimmung der Gemüther sei
eine völlig andere als vor 15 Monaten und im größten
Theile von Frankreich gegen die Bourbons, nur „alte
Frauen, abgelebte Männer, Höflinge ohne Charakter und
Muth" seien königlich, die übrigen Jakobiner oder Bo-
napartisten. „Es würde auch gegen die Meinung von
Ew. Maj. Armee verstoßen, Blut für die Wiederein-
setzung eines Hauses zu vergießen, das Ew. kön. Maj.
kein Wort des Dankes für den wiedereroberten Thron
gesagt hat, das gegen das gegebene Versprechen die preu-
ßischen Kunstschätze zurückhielt und zuletzt, alle Gesinnun-
gen der Ehre und Dankbarkeit vergessend, ein Bündniß
gegen Ew. Maj. schloß" (auf dem Congreß 1814). Zur
Sicherung Deutschlands müsse Frankreich auf die Gren-
zen unter Ludwig XIII. zurückgeführt werden, es müsse
alle Festungen und Landstriche abtreten, deren Flüsse sich
in die Mosel, Maas, Schelde und Lys ergießen. Preu-
ßen müsse Mainz, Luxemburg, Thionville und Longwy
für sich fordern, von Baiern könne man vielleicht die alten
Stammlande Ansbach und Baireuth wiedererwerben, wenn
man dafür sorge, daß dieses in Elsaß oder Lothringen
entschädigt werde. Aber Preußen konnte auf keinen Ver-
bündeten in dieser Auffassung zählen. Vergebens legte
Wilhelm von Humboldt dem Ministerrath eine schlagende
Widerlegung der künstlichen Ausführungen Kapodistrias'
über den Zweck des Kriegs vor, in welcher er daran er-
innerte, daß die Verbündeten sich nirgends verpflichtet hät-
ten, das französische Gebiet unberührt zu lassen; man habe
allerdings nur gegen Napoleon Krieg führen wollen, aber
Frankreich habe dessen Sache erwählt, es würde die Fol-
gen seiner Siege angenommen haben, es müsse auch die

Folgen seiner Niederlage mit tragen. Das Recht, Abtretungen zu verlangen, sei unzweifelhaft, die Pflicht dazu, den eigenen Völkern gegenüber, sei es nicht minder. Hardenberg entwickelte dann in einer besondern Denkschrift die Forderungen näher; für Deutschland wäre das nordöstliche Lothringen und der Elsaß mit ihren Festungen, namentlich Metz und Strasburg zu verlangen. Die deutschen Mittelstaaten stimmten diesen Forderungen bei, welche allein geeignet waren, die große Frage wirklich zu schlichten; Baiern erklärt sich dafür, auch wenn es keinen unmittelbaren Gewinn davon haben sollte, und der Kronprinz von Würtemberg arbeitete selbst eine Denkschrift aus, in welcher besonders die durch die bittere Erfahrung der Jahrhunderte bewiesene Abhängigkeit Südwestdeutschlands von Frankreich mit Klarheit und Wärme dargelegt wurde: nur das ganze linke Ufer des Oberrhein gebe Bürgschaft, daß nicht von dieser Stelle aus das Gleichgewicht von Europa wieder umgestürzt werde.

Oesterreich war aber nur mit halbem Herzen bei der Sache, England und Rußland entschieden dagegen, und so kam denn der zweite Pariser Frieden unter seinen für Deutschland traurigen Bedingungen zu Stande. Der Verfasser sagt: „Wenn Oesterreich, Preußen und das übrige Deutschland auf die gemäßigten und gerechten Forderungen der natürlichen Grenze sich vereinigt und fest darauf bestanden hätten, selbst bis zu dem Punkt, daß ihnen England und Rußland den Austrag des Handels allein überließen, so bleibt kaum ein Zweifel, daß sie durchgedrungen wären. Aber das war das Schwierige, das kaum Denkbare, daß sie sich vereinigten, und darin lag die Stärke des Standpunkts von England und Rußland." Während der Friedensverhandlungen ging der Festungskrieg fort. Blücher war voll Aerger über Wellington, der „jetzt mehr den französischen als den englischen General spiele"; zugleich machte ihm die Sicherheit der Monarchen bei den Unruhen in Paris Sorge. „Ich muß Ew. Maj. beschwören", schrieb er, „entweder mehr Kraft gegen diese schändliche Stadt zu zeigen und sie in Furcht und Zaum zu halten, oder diesen Ort zu verlassen und in einer ehrlichen deutschen Stadt diese Welthändel zu entscheiden und zu Ende zu bringen." Die Geldnoth in Preußen hatte den Sold für drei Monate rückständig gemacht, endlich brachte es der Finanzminister Bülow dahin, daß die Zahlung durch Vermittelung berliner Bankiers in Paris erfolgen könne. Blücher lehnte die Annahme ab, und die Art, wie er es that, beweist, welche Gesinnung ihn und sein Heer beseelte. Er schrieb dem Könige: „Die Armee habe nur Ehre gesucht und dem schwer heimgesuchten Vaterlande helfen wollen; sie verlange jetzt nur das Unentbehrliche, namentlich für die Verwundeten und die Kranken: sie wolle sich lieber auf das Aeußerste beschränken, als das mühsam zusammengebrachte Einkommen ihres Landes nach Frankreich ziehen und so dies Land noch bereichern." Dem Minister theilte er denselben Entschluß mit und fügte hinzu: „Die Armee ist kein Söldnerheer, das um jeden Preis abgelohnt werden muß, sondern sie ist mit der Nation eins, und wenn es nöthig ist, Opfer zu bringen, so ist sie von jeher entschlossen gewesen, es zu thun, wenn nur dadurch dem Vaterlande Nutzen erwachsen kann."

Nach den Schlußbetrachtungen unsers Werks über die Heilige Allianz, welche der Verfasser eine aus edler Absicht entsprungene Täuschung nennt, über den Bund der vier Großmächte zur Aufrechthaltung der eben begründeten Ordnung der Dinge in Europa, der die Quelle der nachfolgenden europäischen Politik wurde und das Zeitalter der Congresse ankündigte, folgt noch die traurige Frage: „Und Deutschland?" Wir heben nur einiges aus der Besprechung derselben hervor: „Waren nicht über drei Viertel der Krieger, welche die Schlachten auf den Feldern Belgiens schlugen, waren nicht drei Viertel der Opfer, welche der Krieg kostete, deutsche Männer? Wie kam es denn, daß Deutschland allein fast ohne Frucht, daß es ohne jede Erfüllung seiner gerechten Hoffnungen aus diesem Kriege hervorging? Haben es die Fremden gethan? Haben es seine Staatsmänner gethan? Beide haben ohne Zweifel ihren Antheil, ihre große Schuld daran. Es ist gut, wenn wir aus dem Kriege von 1815 die Lehre lernen, daß Deutschland von den Fremden niemals etwas zu erwarten hat, daß in großen Stunden das Vertrauen auf die Einsicht, den Willen und die Kraft der Staatsmänner getäuscht werden kann." Aber der Krieg von 1815 enthält in seinem Ausgang noch eine andere Lehre: „War noch in Wien neben der Vertheilung von Macht und Land zu Anfang viel und im Verlauf der Verhandlungen immer weniger die Rede von der Errichtung freier nationaler Staatsgemeinschaften für die Völker, so hatte man in Paris kaum noch eine Erwähnung davon."

Der Verfasser betont, daß die Macht der großen Bewegung im deutschen Volke nicht mehr ausgereicht hat, das große Ziel der Vereinigung seiner alten Grenzlande mit Deutschland zu erreichen, wie sie auch zu Wien nicht ausgereicht, eine wirkliche deutsche Verfassung zu gründen. „Es gibt Zeiten im Leben der Völker, wo der mächtige Wogendrang einer großen Erhebung das gemeinsame Ziel, das alle wollen, unwiderstehlich erreicht. Eine solche Zeit waren die Jahre 1813 und 1814, ein solches Ziel war der Sturz der Fremdherrschaft. Wäre es möglich gewesen, daß mit gleicher Macht noch ein zweites Ziel, die Gründung des neuen deutschen Staats, in der Bewegung gelegen hätte, es wäre in Wien und Paris vollzogen worden, sei es von diesen, sei es von andern Staatsmännern. Damit ist keine Anklage und keine Herabsetzung gegen die Thaten unserer Väter ausgesprochen. Sie haben das Ihre gethan; es ist genug für ein Geschlecht, ein solches Joch abzuwerfen, wie es die Schuld vieler Jahrhunderte über Deutschland gebracht hatte." Und zum Schlusse: „Es bleiben mitten unter dem Eindruck getäuschter Hoffnung die großen Thaten der deutschen Waffen erhebend und ermuthigend stehen. Für das andere genügt die Erfahrung, daß Großes auf Erden niemals zu dauerndem Bestande erwachsen ist, wenn es nicht die Arbeit vieler Geschlechter war." Die Reife des Urtheils, welche der Verfasser in

i so jungen Jahren bekundet, läßt es bedauern, daß
n seinem engern Vaterlande einst doch keinen umfas-
ern Wirkungskreis für seinen Geist finden kann; es
das auch ein Uebelstand der Zersplitterung Deutsch-
s in kleinere Staaten, daß in denselben so manche
e Begabung in den zugemessenen beschränkten Ver-
nissen sich nicht für höhere Dienste nach ihrer Kraft
ntfalten vermag. In der Wissenschaft aber hemmen
staatlichen Schranken nicht, wie viele Männer, auf
he Deutschland stolz sein kann, bewiesen haben, und so
n wir auch, von dem Verfasser des „Kriegs von
5", über welchen er die Acten ziemlich abgeschlossen
noch manches andere verdienstvolle Werk zu lesen.

Karl Gustav von Berneck.

Romane und Erzählungen.

Der Jesuit. Roman von dem Abbé ***, Verfasser des „Verfluchten" und der „Nonne". Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Steinacker. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser des „Verfluchten" und der „Nonne"
it in der Form des Romans einen neuen Angriff auf
Katholicismus, diesmal übrigens einen wirklich sehr
ächlichen und überaus langweiligen. Er erzählt uns
Geschichte eines jungen Franzosen aus vornehmer Fa-
, der, von den Jesuiten erzogen, in die Geheimnisse
Ordens eingeweiht wird. Die Erfahrungen bei der
n Papstwahl, noch mehr aber die Revolution in Pa-
von 1848 bringen den zum Priester geweihten Je-
nzögling zu der Ueberzeugung, daß der Orden eine
e Umwandlung erfahren und ein mächtiger Bundes-
sse für die Reformideen sein müßte. Der Gedanke
t seinem Herzen alle, seinem Verstande aber sehr
g Ehre. Der Plan, den Jesuitenorden zu einem
chrittlichen Geheimbunde umzugestalten, ist jedenfalls
aus naiv, er ist aber durchaus nicht das einzige Naive
iesem Roman. Die Art und Weise z. B., wie der
eral Rothaan, bekanntlich ein überaus geistreicher
nn, den jungen Pater über die Theokratie des Jesui-
dens belehrt, die Frage: „Das hatten Sie wol nicht
muthet, Herr Pater?" ist doch zu kindlicher Natur.
großer Weitläufigkeit gibt Rothaan eine Eintheilung
Diplomaten in geriebene und gutmüthige, als ob er
dieser allbekannten Weisheit eine große Entdeckung
cht hätte. Die Erzählung von der Stellung des
itengenerals zur Ferdinandinischen Gesellschaft ist ge-
das Einfältigste, was bisjetzt auf Rechnung der Je-
n erfunden worden ist. Mitunter findet sich eine
gute Bemerkung, z. B. über die Armuth des
ens, der Vergleich mit den andern Mönchsorden,
die Bedeutung der Freiheit des Unterrichts u. s. w.
n kommt wieder augenscheinlich Apokryphes, z. B.
aufgezeichneten Unterredungen des jungen Paters mit
m General, die ganze Erzählung von der Revolution
Paris, überhaupt das ganze geschichtliche Material.
Die Hauptanklage der Jesuiten richtet sich in diesem
Buche gegen Erbschleicherei und Spionirsystem, von welchen praktische Beispiele angeführt werden. Daß die Jesuiten in der Verbindung zweier Brüder eine amicitiam male olentem sehen, daß die Lehre vom Königsmord nicht feierlich verurtheilt wurde, während ihre Erörterung allerdings verboten ist, gibt dem Verfasser Raum zu Conjecturen.

Der Leser erwarte dabei eben nicht viel Interessantes, Romanhaftes in diesem ewig langen Buche. Da hat Sue seine Sache besser verstanden, viel glücklicher auf den Geschmack seiner Leser speculirt. Die Jesuiten in diesem Buche sind im Grunde alle etwas zu leicht zu betrügen und viel zu wenig patentirte Verbrecher. Wer heutzutage über die Jesuiten schreiben will, muß eine ganze Portion Galle, Gift, Dolch und übernatürliche Verbrechen aus seinem Tintenfaß schöpfen können, sonst ist er langweilig. Ein Ideal hat der sogenannte Herr Abbé übrigens vorgeführt: den Jesuitenpater Montgazin. Nur schade, daß er der ersten Versuchung nicht widersteht und durch fortgesetzten Ehebruch doch auch einige sittliche Bedenken gegen den Idealismus des Verfassers hervorrufen dürfte. Der Held des Romans aber, der Graf und Pater Sainte-Maure, ist beklagenswerth unklar und überspannt. Michelet und Quinet, die Ordensregeln, die Demokratie und die Straßenmesse begeistern ihn abwechselnd und bringen in seinen ohnehin nicht großen Geist einen chaotischen Wirrwarr.

2. Die Verstoßene. Erzählung von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wachenhusen gehört zu jener Klasse von Schriftstellern, die am besten Erschautes oder Erlebtes erzählen, oder die wenigstens einen realen oder historischen Hintergrund für ihre Romane bedürfen. Lebhafte Auffassung und geistreiche Wiedergabe des Erlebten zeichnen diesen Schriftsteller aus; mit psychologischer Feinheit findet und zeichnet er die Motive. Weniger groß aber ist seine Erfindungsgabe, und auch die vorliegende Erzählung bewahrheitet diesen Ausspruch. Eine nicht eben sehr fein angelegte Erbschleicherei bildet den Stoff. Commerzienrath von Havelmann hat früher ein junges Mädchen verführt, deren Mutter ihn mit dem Fluche schreckt, er würde in seinen Kindern die Strafe für sein Vergehen erhalten. Dieser Fluch bestimmt alle seine Handlungen, der Aberglaube beherrscht ihn und überall erscheint ihm in seiner Befangenheit als Wille des Schicksals, was doch im Grunde nur in seiner Einbildung besteht. Das Dämonische dieses Aberglaubens zu schildern, wäre eine Aufgabe gewesen, die der ganzen Erzählung ein erhöhtes Interesse und einen gewissen Werth gegeben hätte. Der Commerzienrath hätte selbst, im Drange seinen Aberglauben zu rechtfertigen, die Erfüllung des Fluchs gewissermaßen herbeiführen müssen. Statt dessen erscheint er von Anfang an von einer fixen Idee befangen, die seinen Hausarzt eine Gehirnerweichung fürchten läßt. In solchem Zustande wird er das Opfer gröblichsten Betrugs, der so plump angelegt und ausgeführt wird, daß eben nur eine Zufälligkeit nöthig war,

um ihn an das Tageslicht zu bringen. Eine Gaunerbande gewöhnlichster Klasse versteht es, ihm seine unschuldigen Kinder zu verdächtigen, und das mit Mitteln, die nur bei einem an Gehirnerweichung leidenden Manne angewendet werden konnten. Unglaublich ist die Einführung Eveline's, ihr Verweilen im Hause und daß ihre Indiscretion, mit der sie durch einen gefundenen Brief sich über die Geheimnisse des Hauses unterrichtet, nicht Bedenken erregt; unglaublich ferner, daß man, nachdem sie länger im Hause ist, nicht einmal ihren Familiennamen kennt, daß der Graf sich nicht erklärt, als man ihn mit Lydia findet u. dgl. Der Commerzienrath erfährt durch einen Geschäftsfreund, sein Sohn habe eine große Summe veruntreut; das Natürlichste wäre, weiter nachzuforschen, schon um das Geld zu ersetzen; er unterläßt auch dies, macht wenigstens nur einen einzigen Versuch dazu u. s. w. Freilich, solchem unglaublichen Benehmen gegenüber war es den Gaunern leicht, den Vater zu betrügen, und den Lesern bleibt die beruhigende Gewißheit, daß solchen Intriguen zum Trotz die verleumdeten Kinder doch wieder siegen müssen. Das geschieht denn auch sehr einfach durch die Rückkehr des Sohnes in das älterliche Haus. Zuletzt endet alles zur vollkommenen Zufriedenheit, der Commerzienrath erfährt nicht einmal, daß sich der Fluch an seiner natürlichen Tochter erfüllt hat, ihr Schicksal und das Elend der einst von ihm Verführten vergißt er „im Anschauen der so glücklichen Gegenwart“.

Die Charaktere sind auch nicht gerade besonders interessant: Odard, Eveline, ihr Bruder sind einfache Gauner, Pater Benvenuto ist ein fanatischer Mönch, der Commerzienrath ein unzurechnungsfähiger Mensch, die Geschwister und der Graf greifen nirgends thätig in die Handlung ein. Dabei ist Wachenhusen mit dem Prädicat Charakter schnell bei der Hand, Lydia wird S. 9, Eveline S. 19 ein Charakter genannt, wie man denn überhaupt heutzutage jeden, der nicht ganz schablonenmäßig ist, mit diesem Ehrentitel betraut.

Eine Bemerkung sei hier noch gemacht: Es ist auffallend, wie sich durch die Vielschreiberei und durch die Uebersetzungswuth der Stil verschlechtert. Selbst bei Wachenhusen finden wir ganz ausländische Wendungen, z. B. gleich S. 4 in dem Satze: „Ein so großes Zahlengenie, wie er war, unterhielt es ihn“ u. s. w. S. 17 schreibt er vom „duftenden Glase der Weinreben“; S. 18 läßt er Eveline „mit ihrem geschlitzten Auge“, obgleich sie doch wol deren zwei hatte, jemand ansehen; S. 27 wiederholt er sehr unschön „vielleicht“; S. 105 steht jemand „plastischer“ vor einer Dame. Wie kann man von Gedanken, welche die Tiefe suchen, sagen, sie „verschwimmen“; wie unklar construirt ist überhaupt der ganze Satz: „Ohne sich unwohl zu befinden, fühlte sie doch eine Lähmung, eine Erschlaffung, in welcher unsere Gedanken sich niemals erheben, sondern die Tiefe suchen, in welcher ihr Colorit stets ins Dunkle verschwimmt“.

3. Die Jakobiner in Oesterreich. Historischer Roman von Eduard Rüffer. Prag, Steinhauser. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Daß die Aufgabe des Romans in der stufenweisen sittlichen und ästhetischen Entwickelung eines Charakters besteht, und daß auch der historische Roman diese Grundbedingung erfüllen muß — das alles scheint so bekannt und steht so fest, daß man ordentlich Scheu trägt, es zu wiederholen. Immer wieder aber begegnen wir Romanschriftstellern, die über das Wesen des Romans selbst im Unklaren sind. So ist auch in den „Jakobinern in Oesterreich“ von der Entwickelung eines Charakters gar nicht die Rede. Der Verfasser gibt ein Bild von den Zuständen des Kaiserreichs nach dem Tode Joseph's II. Eine Reihe sittengeschichtlicher Gemälde werden vor uns aufgerollt und diese durch zwei einfache Liebesgeschichten, lose genug, verbunden. Jedes einzelne Kapitel erscheint wie eine Exposition, ohne innern und äußern Zusammenhang. Eine Verwickelung ist nirgends versucht, eine Entwickelung ist demnach nicht zu erwarten, die Lösung macht denselben episodenhaften Eindruck wie das ganze Buch überhaupt.

Der Verfasser hat es nicht einmal versucht, die verschie denen handelnden Personen und die geschilderten histori schen Facta in einen gewissen Zusammenhang zu brin gen. Die deutsch-österreichische, die ungarische, die böh mische Bewegung gehen nebeneinander her; eine Einhei der Bestrebung, des Ziels, ein Berühren der verschiedenen Elemente ist nirgends zu erkennen. Im ganzen Buch stehen Gewitterwolken am Himmel, und der Leser hat de ermattenden Eindruck, den eine Gewitterschwüle hervor bringt; man wünscht zuletzt nichts sehnlicher als ein tüch tiges Wetter, das die Luft reinigt; aber es verzieht sich ehe es zum Ausbruch kommt. Der Verfasser läßt z wenig geschehen und zu viel reden; in den Handlunge aber muß sich der Charakter des Helden entwickeln, un nicht durch Gespräche und Selbsterläuterung. Der Sto ist dabei glücklich gewählt — wenn wir nicht irren, i er übrigens schon von Franz von Pulszky in seinen „Ja kobinern in Ungarn“ benutzt —, aber die Ausführung i mislungen. Fast in jedem Kapitel werden neue Perso lichkeiten vorgeführt, welche Reden halten, Verschwörunge anzetteln, Intriguen ersinnen, Programme entwerfen. D Illuminaten, die ungarischen Aristokraten, der böhmisch Landtag stellen ihre Forderungen; der Kaiser Leopol wird in Scene gesetzt, um seine Ansichten über Religio u. s. w. auszusprechen. Das Unglück Ungarns wird S. 15 189, 204, 254 erzählt u. s. w.

Bei allen sichtbaren Vorstudien beweist der Verfass eine oft seltsame Unkenntniß der geschilderten Verhältniss Unglaublich ist es jedenfalls, daß der hohe Adel in Wie solche Grundsätze ausspricht wie S. 84 und 95, daß ei geriebene geheime Polizei ihre Geheimnisse im Kaffeehau ausschwatzt wie S. 217. Eine ungarische Gräfin gi sich wol schwerlich Rendezvous in einer Weinkneipe, lä mende Gesundheiten pflegt man nicht an kaiserlichen Ta feln auszubringen, fremde Gesandte übergeben überhau keine versiegelten Schreiben ihres Cabinets, noch wenig aber in der S. 104 angegebenen Formlosigkeit u. dg Psychologisch undenkbar ist, daß ein liebendes, rein Mädchen wie Elsi sich so verführen läßt, unwürdig i das Benehmen Hebenstreit's, als er Elsi verführt finde

ärmlich sein Wunsch, daß die einst Geliebte durch ihre hönheit „die Feinde berauschen und verblenden" möchte.

Der ganze Verschwörungsapparat ist sehr kindlicher tur, die Entdeckung der geheimen Verbindungen dem der durchaus angemessen. Ermüdend wirkt das ewig Wiederholende, nicht nur im Politischen, sondern auch Romanhaften. Hebenstreit's Liebe zu Elsi, Martiic's Liebe zu Marie stehen in gar keinem organischen sammenhang mit dem Geschichtlichen, oder wenigstens einem so geringen, daß niemand beide Liebesgeschichten missen würde, wenn sie fehlen sollten. Vergiftete Rose Schlafpulver, beider Frauen Warnung, sind auch als Parallelsituationen zu bemerken, von denen das ch überhaupt, wie schon bemerkt, viele aufzuweisen hat.

Wir würden in unserm Tadel nicht so ausführlich esen sein, wenn wir nicht auch in dem Buche ein lliches Streben und Talent zu historischer Schilderung gefunden hätten. Mit großem Fleiße sind die besten Quellen benutzt, dann freilich wieder auch anonyme Broschüren u. dgl. Oefters macht der Verfasser dem Romanhaften Concessionen, wie in dem ganzen Auftreten „der schwarzen Jakobiner". Rüffer ist starker Reactionsriecher, sehr entschiedener Preußenfeind und sonst noch etwas unklar in seinem politischen Urtheile. Die Verschwörungen, die auf die Lostrennung Ungarns, auf eine aristokratische Republik u. s. w. gerichtet waren, hält er für ebenso harmlos, wie das Benehmen des Offiziers Hebenstreit, der als Vorsitzender der Illuminaten in Wien den Orden „in Verbindung mit den Männern der Revolution in Paris" brachte u. s. w.

Schließlich sei noch bemerkt, daß einzelne hübsche Stimmungsbilder und eine poetische Episode „Der Palatin" erwähnt zu werden verdienen.

A. Freiherr von Loën.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wer plaudert jetzt von Literatur? In einer Zeit der Kriegsirungen, der brennenden Brücken, der Gefechte? Doch jeder dat muß seiner Fahne treu bleiben. Das Banner der Liter ist die Fahne deutscher Einheit, die einzige, die noch auf: steht im Sturme der politischen und kriegerischen Bewegen, deren Ende nicht abzusehen ist. Der Parnaß ist zwar strategisch oder taktisch wichtiger Berg, es lassen sich keine hütze auf demselben aufpflanzen; doch auch die Musen lassich nicht von demselben verscheuchen und wahren ihr Palum im Kampfgetümmel.

Für die geistige Signatur eines Zeitalters bleiben die äge der Literatur immer so wichtig wie die kriegerischen gnisse, wichtiger als jene Kämpfe, welche den Mitlebenden edrohlich nahe rücken. Und alle jene Kämpfe, deren letztes iltat nicht dem nationalen und damit dem geistigen Fortt zugute kommt, welche ins Blaue verlaufen, als ein Ringen Gewalt mit der Gewalt, welche Klio nur unwillig mit ih Griffel verzeichnet — sie sind vergänglicher in der Erinneg der Nachwelt als das kleinste Kunstwerk der Poesie, der lerei, als irgendein schöpferischer Gedanke, welcher fortzeu wirkt und fruchtbringend für künftige Geschlechter.

Der Satz: „Inter arma silent musae", darf wol nicht so landen werden, als müßte nun im Waffenlärm des Kriegs ganze Werk der Musen verleugnet werden, als müßten sich ratur und Kunst für bankrott erklären oder mindestens mit euzten Armen zusehen und Eindrücke empfangen, bis der g mit seinem Schrecken vorüber sei.

Es wäre dies ebenso einseitig wie der schon früher an die ratur ergangene Befehl der literarhistorischen Chefs, mit der duction einzuhalten, politisch sich mit zu bethätigen und gleich die Terrassen aufzubauen, auf welchen die glänzenden ten der Poesie der Zukunft ihre Pracht entfalten sollen.

Wer nicht mitkämpft, mag im Herzen noch so lebendig tei ergreifen, die Spannung gegenüber großen Ereignissen eine noch so bedeutende sein — das Lesen der Extrablätter das Kannegießern kann nicht die Muße eines denkenden anes ausfüllen; er bedarf der Erhebung und Sammlung de mitten in den auf ihn losstürmenden Eindrücken des enblicks. Und diese Erhebung und Sammlung wird immer die Literatur gewähren, welche doch auch für die politischen mpel der Gegenwart die Formel gibt und den bleibenden n von der vergänglichen Schale löst.

Wir werden daher nach wie vor fortfahren, mit unsern Lesern zu plaudern über literarische Stoffe, und wenn die eigentliche Chronik der Gegenwart spärlicher fließt, wenn namentlich die Bühne, wie es fast den Anschein gewinnt, auf einige Zeit lang aus der Reihe der mitzählenden Factoren unsers geistigen Lebens mehr oder weniger gestrichen werden sollte — so wollen wir um so aufmerksamer den Anregungen folgen, welche innerhalb der Journalistik selbst die literarischen Strömungen wach erhalten.

Aus dem „Deutschen Dichtergarten" erfahren wir, daß die Vorbereitungen des Comité zur Herausgabe der Schriften Otto Ludwig's bisjetzt ohne das gewünschte Resultat geblieben sind. Unter dem Nachlasse des Dichters fanden sich vor: 1) lyrische Gedichte (deren schönste der Freund des Entschlafenen, Hofschauspieler J. Lewinsky, am Todestage des Dichters, 25. Febr. d. J., in Wien öffentlich vortrug); 2) Novellen; 3) Dramen; 4) ein großes ästhetisches Werk: „Studien über Shakspeare." Am schwächsten sind die Novellen, meist nach vorhandenen Mustern gearbeitet oder um Geld zu erwerben in der Eile zusammengesetzt. Niemand würde in ihnen den Dichter von „Zwischen Himmel und Erde" wieder erkennen. Diesen Theil des Nachlasses hatte Berthold Auerbach in Berlin zur Revision. Gedichte sind nur wenige vorhanden, doch zeichnen sich einige von ihnen durch erstaunliche Fülle und Kraft des Ausdrucks und Tiefe der Auffassung aus. Es ist nur eben schade, daß der Gedichte so wenige sind, daß es schwer dienlich wäre, eine noch viel kleinere Anzahl von ihnen auszuwählen und in Druck zu legen. Dramen sind mehrere vollendet, viele im Bruchstück, andere blos als Apparat vorhanden. Unter den vollendeten Dramen befindet sich kein besonders erwähnenswerthes, sie stammen sämmtlich aus der vorbereitenden Lebensperiode des thüringischen Denkers und Dichters. Unter den Fragmenten ist vor allen der vollendete erste Act eines Trauerspiels: „Tiberius Gracchus", zu nennen, der zu dem Schönsten gehört, was je in unvollendeten, ungefeilten Stücken geschrieben wurde. Am bedeutendsten (in seinem Nachlasse) erscheint Otto Ludwig als Aesthetiker. Er stellt geradezu die ganze neuere Aesthetik auf den Kopf, indem er es ausspricht, daß Schiller, der Abgott des deutschen Volks, das Vorbild so manchen Sängers, den Dichter der Epigonenzeit auf Abwege geleitet habe, aus denen ihn nur ein zweites Genienpaar erretten konnte. Ihm ist das falsche Pathos in der Seele zuwider, die bewunderte Todtenklage Thekla's z. B. ist ihm unnatürlich und verabscheuenswerth.

Wir haben diese Einseitigkeit der Otto Ludwig'schen Rich-

tung immer um so mehr bedauert, als sie es zugleich war, welche dem Entwickelungsgange dieses Talents enge Schranken anwies und ihn zu jenen Absonderlichkeiten führte, welche demselben, bei allem Hang zum Volksthümlichen, d. h. zu realistischen Lebensschilderungen, doch gerade jede große, volksthümliche Wirkung unmöglich machten.

Wenn Otto Ludwig das falsche Pathos bei Schiller verdammt, so ist bei ihm selbst ebenso oft ein gesuchter und manierirter Schwulst des Ausdrucks zu beklagen. Wilhelm Buchholz kann in den geistreichen „Anregungen zur Beurtheilung des Schwülstigen und Einfachen in der Kunst", welche die „Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung" enthält, mit Recht auch aus Otto Ludwig Beispiele des Schwülstigen citiren. Nach Buchholz findet der schwülstige Autor die höchste Kunst in der Ueberspannung des Kunstbogens, eine Ueberspannung, die sich am treffendsten mit der Verrenkung menschlicher Gliedmaßen vergleichen läßt. Der tödtliche Gedanken- und Gefühlsschwindel, in welchen uns der Schwulstmacher zu versetzen sucht, meint Buchholz, kann auf doppelte Weise verursacht werden. Einestheils durch die Anschwellung verschiedener unnatürlicher Gleichnisse und Bilder, andererseits durch eine einzige abgeschmackte Kolossalhyperbel bildlicher Art. Er fährt fort: „In der ersten Art werden also einzelne von dem Ungeschmack in die Welt geworfene Lappen zusammengerafft, um sie, so gut es eben geht, aneinanderzuflicken. Diese Art des Schwulstes ist die gewöhnliche, und selbst sehr begabte Dichter haben sich mitunter, verleitet durch den unseligen Hang zur Effectmacherei, zu solchen phantastischen Flickarbeiten hergegeben. Folgende Stelle im Otto Ludwig'schen Roman »Zwischen Himmel und Erde« liefert uns dafür eine kleine Probe: »Er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine (beim Tanzen) mehr unter sich, kaum noch die junge Frau, die neben ihm schwamm, an seiner rechten Floßfeder hangend, die Schönste unter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.« Es ist blos schade, daß der Dichter nicht zum Schluß gesagt, der mit Floßfedern ausgestattete Tänzer sei der leibhaftige Hecht im Karpfenteiche gewesen. Während wir schon auf eine so humoristische Lösung gefaßt waren, läßt jedoch der Poet den jedenfalls im Meer der Wonne schwimmenden Tänzer, dessen Frackschwänze vermuthlich die Floßfedern sein sollen, plötzlich zum Daumen an der Hand des Balles werden, ein Bild, das wir uns vermöge der freundschaftlichsten Phantasie nicht um das geringste besser vorstellen können als jenes berühmte Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel abhanden gekommen ist. So hat der Verfasser — ganz nach Manier der Schwulstmacher — durch undenkbare, sich gegenseitig abstoßende Bilder das zu ersetzen gesucht, was ihm an Natürlichkeit der Anschauung gebrach."

Bei Otto Ludwig wie überhaupt bei den Realisten findet sich neben großer Nüchternheit auf der einen Seite, auch ebenso viel Schwulst auf der andern, weil ihnen die Inspiration fehlt, die mit hinreißender Magie den Strom der Gedanken in erhabenem Gleichmaß aus ihrer Urne schüttet. Doch kann man auch in der Witterung des Schwulstes zu feinspürig sein; namentlich ist Reichthum kein Schwulst — was würde aus Shakspeare, aus Jean Paul, aus Schiller? — sondern der Schwulst stellt sich gerade bei der Armuth ein, wenn sie sich wie der Fuchs in der Fabel auf die Zehen stellt, um Trauben zu naschen, die für sie ewig sauer sein müssen. Auch hierüber macht Buchholz treffende Bemerkungen: „Im rechten Gebrauch der Tropologie verräth sich eben namentlich der wahre Poet. Bilder müssen aus dem eigenen Gegenstande hervorwachsen, müssen ungesucht wie von selbst kommen und nicht zurückgehalten werden können. Dann empfinden wir auch ihre unmittelbare sinnliche Macht, und bei einem durch die Natur der Sache hervorgerufenen Drange nach tropischen Ausdrücken ist sogar dem poetischen Darsteller, ohne daß er für seine Person etwa die übele Benennung eines Bilderjägers zu befürchten hätte, eine üppige Prachtentfaltung gestattet, eine Prachtentfaltung, die in ihrer harmonischen Totalität von um so größerer Wirkung ist, als wir zwischen dem Verglichenen überall innere geistige Aehnlichkeiten entdecken. Wer sollte nicht entzückt sein, wenn Klytämnestra bei Aeschylos zum heimkehrenden Agamemnon sagt:

> Mit froher Seele kann ich nun aus aller Noth
> Siegreich gehoben grüßen dich: der Heerde Hort,
> Des Schiffes rettend Ankertau, des hohen Dachs
> Grundfester Pfeiler, eines Vaters einzig Kind,
> Ein Land, dem Schiffer unverhofft emporgetaucht,
> Ein blauer Frühlingsmorgen nach dem Wintersturm,
> Ein süßer Quellstrom für den durst'gen Wanderer!

Hier regt sich in Klytämnestra mit entschiedener Macht das innere Bedürfniß, durch die mannichfaltigsten Bilder die wunderbar sie bewegenden Gefühle deutlich zu versinnlichen; ihrem nach einer möglichst treffenden Bezeichnung ringenden Geiste scheint in dem überglücklichen Moment des Wiedersehens ein einzelnes eben von ihr gewähltes Bild nicht hinzureichen, und so möchte sie eines durch das andere gleichsam ergänzen und erläutern."

Sollte in Deutschland die lyrische Sündflut durch die Zeitereignisse etwas eingedämmt werden, so wäre dies Unglück jedenfalls noch am leichtesten zu ertragen. Inzwischen sind unsere Stammverwandten in England ausnehmend sangeslustig geworden. Das „Athenaeum" beklagt sich über die Masse der zuströmenden Werke in Versen, und obgleich wir in jeder Nummer des Blattes neue „Poëms" besprochen finden, so liegt doch noch vieles auf dem Büchertisch des „Athenaeum", das von der Redaction nur der flüchtigsten Beachtung gewürdigt wird. Wir Deutschen haben kein Recht, die antiken und biblischen Dramen als unser Monopol zu betrachten. Da finden wir auch in England einen „Hiob", in welchem Satan seine Pfeile auf den armen Dulder abschießt und dreimal der höllische Regen schwirrt. Auch allegorischer Figuren bedient sich der Dichter John Ashford: „Geduld" und „Gnade" neigen sich aus Abendwolken herab, „Wahrheit" schwebt auf einer Morgenwolke. Ein anderer Dulder „Philoktet" wird in einem Drama nach der Antike verherrlicht, doch reichen die dichterischen Verdienste dieses mit Chören u. s. w. ausgestatteten Werks nicht an die des antikisirenden Swinburne'schen Dramas „Atalanta in Calydon". Auffallend ist die große Zahl schriftstellernder Damen in London auf allen Gebieten der Production. In einer Nummer des „Athenaeum" (2013) finden wir außer zwei neuen Werken aus dem Gebiete der Kochkunst von Frauenhand einen Band „Poëms" von Edna Dean Proctor, in denen der Mississippi etwas schwülstig verherrlicht wird, und ein Memoirenwerk von Margaret Howitt: „Twelve months with Fredrika Bremer in Sweden. By *Margaret Howitt*", ein Werk von zwei Bänden und selbstverständlich unermeßlichem Geschwätz über die trivialsten Gegenstände; außerdem einen Roman von Mrs. Henry Weyland Chetwynd: „Three hundred a year" u. s. w. Die englische Literatur scheint in der That in ihre blaustrümpfliche Epoche getreten zu sein und der Dilettantismus jeder Art steht in vollster Blüte.

Auerbach und König Belsazer.

Was werden englische und französische Schriftgelehrte sagen, wenn sie in Auerbach's vortrefflichem Roman „Auf der Höhe" (III, 67) lesen, daß dem Könige Nebukadnezar die Worte von geheimnißvollen Fingern an die Wand seines Speisesaals geschrieben worden seien: „Mene, mene, tekel, peres, upharsin!" das heißt: „Gott hat dein Königreich gezählet und vollendet, man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht befunden, dein Königreich ist zertheilt und den Medern und Persern gegeben!" Hätte dieser König diese bösen Drohworte vernommen, er würde vielleicht in sich gegangen sein, sich gebessert und seinem Sohne Belsazer eine bessere Erziehung gegeben haben. Solches geschah aber nicht. Belsazer wurde ein ebenso nichtswürdiger König wie sein Vater Nebukadnezar

sen war. Aus gestohlenen goldenen Gefäßen „soff“ er mit a Gewaltigen, seinen Weibern und seinen Kebsweibern, und ibten eben die goldenen, silbernen, ehernen, eisernen, hölzer- und steinernen Götter, als Finger, wie die einer Menschen-, hervorgingen und gegen den Leuchter über auf die ge- te Wand in dem königlichen Saale jene revolutionären te schrieben. Da wurde der Prophet gerufen und ihm rochen, falls er anzeige, was sie bedeuteten, solle er in ur gekleidet werden und goldene Ketten an seinem Halse n und der dritte Herr sein im Königreiche. Der aber : vor dem Könige:

„Behalte deine Gaben selbst und gib dein Geschenk einem n. Ich will dir dennoch die Schrift lesen und anzeigen, sie bedeutet. Herr König, Gott der Höchste hat deinem Nebukadnezar Königreich, Macht, Ehre und Herrlichkeit en. Und vor solcher Macht, die ihm gegeben war, fürch- sich und scheuten sich vor ihm alle Völker, Leute und en. Er tödtete wen er wollte. Er schlug wen er wollte. :höhte wen er wollte. Er demüthigte wen er wollte. ch aber sein Herz erhob und er stolz und hochmüthig ward, er vom königlichen Stuhle gestoßen und verlor seine Und ward verstoßen von den Leuten. Und sein Herz gleich den Thieren und mußte bei dem Wild laufen und Gras wie Ochsen und sein Leib lag unter dem Thau des tels und ward naß, bis daß er lernte, daß Gott der e Gewalt hat über der Menschen Königreiche, und gibt em er will.

„Und du, Belsazer, sein Sohn, hast dein Herz nicht ge- higt, ob du wohl solches alles weißt, sondern hast dich den Herrn des Himmels erhoben, und die Gefäße seines s hat man vor dich bringen müssen und du, deine Ge- zen, deine Weiber und Kebsweiber haben daraus gesoffen, die goldenen, silbernen, ehernen, eisernen, hölzernen, stei- ı Götter gelobet, die weder sehen, noch hören, noch füh- - den Gott aber, der deinen Odem und alle deine Wege ıer Hand hat, hast du nicht geehrt.

Darum ist von ihm gesendet diese Hand und diese Schrift, verzeichnet steht.“

Also ist der Sachverhalt nach der Schrift und danach hat rophet dem Könige den Sinn jener Worte verdolmetscht, ir sie oben wiedergegeben. Zum Danke dafür hat Bel- befohlen, ihn mit Purpur zu kleiden und ihm goldene um den Hals zu geben, und ließ von ihm verkündigen, r der dritte Herr sei im Königreiche. „Zu spät!“ wie der Weltgeschichte schon so oft geheißen hat. Denn gleich wird berichtet: „Aber des Nachts ward der Chaldäer , Belsazer, getödtet.“

Wir sind überzeugt, daß Auerbach im Besitz der Heiligen ten ist, und bitten ihn deshalb, nicht nur nachzuschlagen :l, Kap. 5) und zu sehen, daß unsere Berichtigung mit Berichte des Propheten stimmt, sondern auch in den fer- Auflagen und in den Uebersetzungen seines schönen Buchs Fehler nicht wieder erscheinen zu lassen. Für diejenigen, nicht im Besitz der Bibel und noch weniger in ihr be- :t sind, haben wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, ıze betreffende Stelle auszuschreiben.

Ungedruckte Verse von Ernst Schulze.

nst Schulze's „Musikalische Phantasie“ befindet sich in dem ichter selbst geschriebenen und Cäcilien überreichten Exemplar „Gedichte“ zu Göttingen im Privatbesitz. In diesem Manu- ehlt selbstverständlich die Klage um Cäciliens Tod (gest. 3. De- 1812). Statt dessen lesen wir daselbst die nachfolgenden, ungedruckten Strophen des patriotischen Dichters:

So sankst du hin der Tyrannei zum Raube,
Mein Vaterland, zertreten und entehrt,
Entblättert welkt dein Siegeskranz im Staube,
Zerbrochen liegt dein altes Heldenschwert;
Ach längst entschwand dir Treu und Muth und Glaube,
Und fremde Götter schmücken deinen Herd;
Und daß der Feind dein feiges Leben schone,
Warfst du sie fort, der Freiheit goldne Krone!

Wach' auf, wach' auf, entschlafner Leu!
Laut laß den Ruf der Schlacht erschallen,
Dem Kühnen wird die Kette fallen,
Vertraue dir und du bist frei!
Ob auch die Wog' am Felsen brande,
Entschlossenheit gewinnt den Port,
Die Palme lohnt hier oder dort,
Dem Zagen folgen Tod und Schande!

Horch auf, was wimmert in der Luft,
Was ächzt wie Todtenruf im Haine?
Die Ahnen steigen aus der Gruft
Und hoch vom alternden Gesteine
Sehn sie die Trümmer ihrer Macht,
Und schaurig tönt ihr Zürnen durch die Nacht:

Entartet Volk, wo sind die Siegeszeichen,
Für die mein Blut im heißen Kampfe floß?
Laut tönt die Axt an meinen alten Eichen
Und meinen Staub zerstampft des Feindes Roß;
Flieh, feiger Knecht, entnervter, flieh von hinnen,
Dein Sklaventritt befleckt das heil'ge Land,
Wo blutend einst, geweiht den Rachgöttinnen,
Im Staube sich die stolze Roma wand!

So ruft's und flieh, die Schatten wallen
Hinweg aus den bemoosten Hallen
Und fliehen ihr entweihtes Grab;
Die Feste wankt, die Thürme fallen,
Die Mauer sinkt ins Thal hinab.
Verlassen ruhn die Ueberreste
Der alten Kraft; mit stillem Hohn
Sieht's der Tyrann von seinem Thron,
Und aus des freien Vaters Feste
Erbaut er Kerker für den Sohn.

Bibliographie.

Ahrens, J. B. A., Mexiko und mexikanische Zustände. In den Jahren 1820—1866. Göttingen, Rente. Gr. 8. 20 Ngr.

Aimard, G., Sacramenta. Aus dem Französischen übersetzt von A. Wießner. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Andree, R., Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Jena, Costenoble. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bagge, O., Fermenta theologica. Zur freien Theologie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bamberger, L., Ueber Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn von Treitschke. Stuttgart, E. Ebner. 8. 7½ Ngr.

Baudissin, Graf U., Liebe und Leidenschaft. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Bibra, E. Freih. v., Ein edles Frauenherz. Ein Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Fliegende Blätter aus Süddeutschland. I. Wo liegt die Ausgleichung der österreichisch-preußischen Gegensätze? Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 5 Ngr.

Brachvogel, A. E., William Hogarth. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volks. 3te umgearbeitete und vermehrte Aufl. Berlin, Haude u. Spener. 8. 1 Thlr.

Cassel, P., Israel in der Weltgeschichte. Ein Vortrag. Berlin, Beck. 8. 3¾ Ngr.

Eichendorff's, J. Freih. v., vermischte Schriften. 1ster u. 2ter Bd. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. à 12 Ngr.

Engling, J., Sankt Grein. Eine mythologisch-historische Erörterung. Luxemburg, Brück. 12. 6 Ngr.

Sievers, E. W., William Shakspeare. Sein Leben und Dichten. 1ster Bd. Gotha, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Stein, L., Friedrich Rückerts Leben und Dichten. Vortrag zu des Verewigten Gedächtnißfeier. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 3 Ngr.

Tacano, E. M., Der Magen und das Herz. Roman. Berlin, Lassar. Br. 8. 1 Thlr.

Weber, T., Kant's Dualismus von Geist und Natur aus dem Jahre 1766 und der des positiven Christenthums. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr.

Windel, R., Graf Friedrich Leopold Stolberg. Frankfurt a. M., Verl. f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Witzschel, A., Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimathskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen. 1ster Thl.: Sagen aus Thüringen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bei den gegenwärtigen politischen Ereignissen ist die Deutsche Allgemeine Zeitung als das größte in Sachsen erscheinende unabhängige Blatt auch auswärtigen Lesern besonders zu empfehlen.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet und weil sonst bei dem fortwährenden Steigen der Abonnentenzahl die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Außerdem werden nach Eingang wichtiger Nachrichten sofort Extra-Beilagen ausgegeben und auch nach auswärts apart versandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Vollert.

Neue Serie. Erster Band. Zweites Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Edmond-Desiré Couty de la Pommerais. (Paris. Giftmord. 1863 und 1864.) — Dr. Raspi und Franz Knott, als Fabrikanten falscher päpstlicher Orden vor dem Landgericht in Wien. (1866.) — Criminalistische Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit. 2. Die Orte, wo die Executionen vollstreckt wurden.

Um die lebhafte Theilnahme, welche das Publikum dem „Neuen Pitaval“ von seiner Begründung an unausgesetzt zutheil werden ließ, noch zu steigern und allgemeiner zu machen, erscheint die jetzt begonnene Neue Serie des Werks zunächst in einzelnen Heften. Es erwächst daraus der doppelte Vortheil, daß wichtige Criminalprocesse der Gegenwart sofort, nachdem die Acten geschlossen sind, den Lesern vorgeführt werden können, und daß zweitens Gelegenheit gegeben ist, die Darstellung jedes Processes auch einzeln zu erwerben. Die Ausgabe in Heften empfiehlt das Werk außerdem zur Aufnahme in Journal- und Lesecirkel. Wer jedoch die bisherige Erscheinungsweise vorzieht, kann die Neue Serie, ganz wie die frühern, in vollständigen Bänden beziehen.

Das erste und zweite Heft der Neuen Serie nebst einem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen auf die Fortsetzung angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ATLAS VON SACHSEN

Ein geographisch-physikalisch-statistisches G[...]
des Königreichs Sachsen.

Von Dr. **Henry Lange.**

In 12 Karten mit erläuterndem Text

Folio. In 3 Lieferungen 5 Thlr. Gebunden 5⅓ Th[...]

Inhalt: 1. **Hydrographische Karte.** 2. Oro[...]**phische Karte.** 3. **Höhenschichten-Karte.** 4. G[...]**gnostische Karte.** 5. **Verbreitung der Steink[...] formation.** 6. **Agronomisch-geognostische K[...]** 7. **Waldkarte.** 8. **Bevölkerungs-Verhältnisse.** 9. [...]**des-Eintheilung.** 10. **Gerichtskarte.** 11. **Industrie[...]** 12. **Religionskarte.**

☞ *Die Orographische Karte ist auch in [...] handlichem Format gebrochen zum Preise von [...] zu haben.*

Lange's „Atlas von Sachsen“ bietet ein so vollstän[...]ges und trotz seiner Vielseitigkeit übersichtliches [...] von den geographischen, statistischen und Cultur[...]nissen dieses Königreichs, wie ein solches bis[...] irgendeinem andern Staatsgebiet, wenigstens nicht [...] bequemen Form anschaulicher Karten, bisher ge[...] worden.

Drei Schulkarten vom Königreich Sa[...]

Von Dr. **Henry Lange.**

Quer-Folio. 8 Ngr. Jede Karte einzeln 3 N[...]

1. **Karte des Königreichs Sachsen.** 2. **Die Fl[...]biete im Königreich Sachsen.** 3. **Höhensch[...] Karte des Königreichs Sachsen.**

Diese drei Karten sind nicht aus dem Ve[...] „Atlas von Sachsen“ entnommen, sondern von d[...]ben selbständig bearbeitet und haben den Zweck, [...]lässige kartographische Belehrung zu wohlfeile[...] zu bieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdi[...]

von

Carl Gustav Carus.

8. Geh. Erster Theil 1 Thlr. 20 Ngr. Zweiter The[...]

Dem mit allseitiger lebhafter Theilnahme aufgen[...] ersten Theil dieses Memoirenwerks steht der vor kurzem [...] zweite an Mannichfaltigkeit interessanter Mittheilungen [...] nach. Er enthält das vierte bis sechste Buch, worin [...] und äußern Erlebnisse des Verfassers wie seine Erinn[...] an den Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen [...] werden, begleitet von zahlreichen Reflexionen über [...] Kunst und Leben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1866.

Zweiter Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1866.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1866.

Register.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

mi, F., Aus den Tagen zweier Könige.
5.
no, R., Theorie der Farbenharmonie
d Farbengebung. Erste und zweite
eferung. 168.
t, K., Studien zur Culturgeschichte Po-
is. Erster Band. 268.
nesische Sprache, deutsche Sprachforscher
er dieselbe. 79.
m. Bibliothek deutscher Originalro-
ane. Herausgegeben von H. Markgraf.
ter Jahrgang. 19ter bis 21ster Band.
9. 20ster Jahrgang. 13ter bis 15ter
and. 97.
n schlesischer Dichter. Herausgegeben
n Verein für Poesie in Breslau.
afte Sammlung. 404.
berg. Ein Roman. 73.
, J., Chevalier Victor von Gibelin. 445.
sen, K. G., Register zu J. Grimm's
lscher Grammatik. 125.
Philosophische Gespräche. Heraus-
eben vom Verfasser des „Quellwassers".
l.
Cäsar. Was ist christlich, vernünftig,
tisch, geschichtlich? Von Anti-Cäsar.
.
F. H., Drei Monate in Abyssinien
Gefangenschaft unter König Theo-
os II. 593.
iomen über Adel und Standesehre im
te des Christenthums. Von einem
gliede des preußischen Adels. 186.
id, In Merico. 43.
henbrödel" (Cendrillon) auf dem
ser Theater. 717.
ch und König Belsazar. 414.
ier, E., La contagion. 239.
Pelikan. 143.
s Dramen, herausgegeben von A. von
er. Erster bis fünfter Band. 49.

r, J., Sibylle von Cleve. 313.
ler aus der Vogelperspective oder die
e vom Reisen von A. v. T. 187.
ière, Th., Malheur aux vaincus. 239.
n, A., Die Völker des östlichen Asien.
er und zweiter Band. 721.

866.

Bastiano, Graf, Im Süden. 716.
Bag, K. W., Ochino. 473.
Baur, W., Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen. 181.
Beck, J., Karl Friedrich Nebenius. 637.
*Beck, Karl. 781.
Beckers, H., Ueber die wahre und bleibende Bedeutung der Naturphilosophie Schelling's. 345.
Beecher, H. W., Königliche Wahrheiten. Aus dem Englischen. 358.
Beer, A., Simon von Montfort. 712.
Beethoven. — Dreiundachtzig neu aufgefundene Originalbriefe L. van Beethoven's an den Herzog Rudolf, Cardinalerzbischof von Olmütz. Herausgegeben von L. Ritter von Köchel. 333.
Bell, A., Shakspeare und Homer. 647.
*Benedir, R., Die zärtlichen Verwandten. 62. 143.
*—— Die Epigramme. 766.
*—— Herrschsucht. 143.
*—— Muttersöhnchen. 718.
*Bequignolles, Herrmann von. 143. Ernennung desselben zum Director des Hoftheaters zu Hannover. 607.
Beyer, C., Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen. 753.
*Bibliothek ausländischer Classiker. 25stes Bändchen: Beaumarchais, Figaro's Hochzeit, übersetzt von F. Dingelstedt. 255. 34stes bis 43stes Bändchen. 783. Vgl. außerdem Burns, Byron, Scott, Shakspeare, Shelley.
Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W." 667.
*Bilder und Klänge aus Rudolstadt. 527.
Biographies alsaciennes. Erster und zweiter Band. — A. u. d. T.: Oeuvres choisies de L. Spach. 829.
*Birch-Pfeiffer, Die Dame in Weiß. 590. 765. 830.
*—— In der Heimat. 15.
*—— Revanche. 189. 655.
Bitter, A. Erzählungen, Novellen und Gedichte. Erster Band. 205.

Bitter, C. H., Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris. 685.
Björnson, Björnstjerne, Dramatische Werke. Aus dem Norwegischen übertragen von E. Lobedanz. 673.
—— Maria Stuart in Schottland. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. H. 673.
Blanc, L. G., Versuch einer blos philologischen Erklärung mehrerer dunkeln und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie. II. Das Fegfeuer. 758.
Bloch's, E., Dilettantenbühne. Achtzehnter Band. 337.
—— Volkstheater. Fünftes bis neuntes Bändchen. 338.
Blum, K. L., Graf Jakob Johann von Sievers und Rußland zu dessen Zeit. 109.
—— L. von, Glückskind und Wilddieb. 205.
Bluntschli, J. C., s. Virchow.
—— Altasiatische Gottes- und Weltideen in ihren Wirkungen auf das Gemeinleben der Menschen. 621.
*Bodenstedt, Friedrich. 366.
Boner, Ch., Gedichte aus dem Englischen. Herausgegeben von K. Schuller. 171.
Böttger, A., Die Tochter des Kain. 403.
—— Heilige Tage. 403.
—— Gesammelte Werke. Dritter Band: Epische Gedichte. 211.
Bouilhet, L., La conjuration d'Amboise. 750.
Boysen van Nienkarken, Leeder und Stückschen in Dithmarscher Platt. 325.
*Brachvogel, E., Die Schweizer in Neapel. 143.
Brandes, K. H., Ausflug nach der Tatra, der Hegyallia und dem ungarischen Erzgebirge im Sommer 1865. 521.
Brandt, G. W., Das Pflanzenleben, dessen Wachsthum, Sprache und Deutung in Gedichten und Aussprüchen. 813.
Braun von Braunthal, C. J., Geschmackslehre oder Wissenschaft des Schönen. 121.
*—— Tod desselben. 814.
Brautnacht, die. Ein Gedicht in sieben Himmeln. 213.

Brendel, F., Die Organisation des Musikwesens durch den Staat. 682.
Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Herausgegeben von A. Büchner. 157.
Brockhausen, R., Die Varusschlacht. Herausgegeben von H. W. Bödeker. 233.
Brunner, S., Heitere Studien und Kritiken in und über Italien. 632.
*Buch der Reisen und Entdeckungen: Kane's Nordpolfahrten. Vierte Auflage. 815.
*Dasselbe. Das Amurgebiet und seine Bedeutung. Von Richard Andree. 815.
Bulwer Lytton, Sir E., The lost tales of Miletus. 321.
Bunsen, C. K. J., Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu. Herausgegeben von H. J. Holtzmann. 281.
Bürger, G. A., ein Brief desselben. 367.
Burns, R., Lieder und Balladen. Deutsch von K. Bartsch. Erster Theil. 172.
Büttner, H., Die Frau nach dem Herzen Gottes. 780.
Byr, R., Anno Neun und Dreizehn. 283.
—— Ein deutsches Grafenhaus. 397.
Byron, Lord, Dichtungen. Deutsch von W. Schäffer. (Die Belagerung von Korinth. Der Gefangene von Chillon. Die Insel.) 172.
—— Harold's Pilgerfahrt. Uebersetzt von Monbart. 171.
Byron-Anthologie, s. Hobein.

Caballero, F., Ausgewählte Werke. Deutsch von L. G. Lemcke. Erster bis vierter Band. 460.
Camarda, D., Saggio di grammatologia comparata sulla lingua albanese. 79.
Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Zweiter Band. 225.
Castell, Ernestine, Margarethe Fuller-Ossoli. 426.
Chelidonostruthiomachia oder Schwalben- und Spatzenkrieg. Epos in zwölf Gesängen von H. A. P. 213.
Christ, L., Gedichte. Zweite Auflage. 119.
Closmann, A. von, Rötteln's Fall oder: Der letzte Commandant von Rötteln. 219.
Closter, G., Nordseeklänge. 120.
*Cogitant, der. 271.
*Colombine. Frauenzeitung. 190.
Combe, G., Gedanken über die Todesstrafe. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. 124.
Conradi, Johanna, Georg Stein oder Deutsche und Letten. 539.
Conze, A., Reise auf der Insel Lesbos. 346.
Cornelia. Zeitschrift für häusliche Erziehung. Herausgegeben von K. Pilz. Dritten Bandes viertes Heft; vierten Bandes zweites Heft. 169.
Cornill, A., Johann David Passavant. 347.
*Correspondance entre Goethe et Schiller, traduction de Mad. de Carlowitz, annotée et accompagnée d'études historiques et littéraires par M. Saint-René Taillandier. 46.
Crusius, A., Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern 1813 und 1814. 824.
Curtze, L., Heinrich Stieglitz, Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben. 502.
*Cyklus von Vorlesungen in Paris. 718.
Czolbe, H., Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegensatze zu Kant und Hegel. 535.

Daniel, H. A., Zerstreute Blätter. 762.
Dante Alighieri. — Die Komödie des Dante Alighieri. Deutsch von A. Tanner. Erste und zweite Lieferung. 260.
Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Neue Ausgabe. Erster Theil. 259. Zweiter und dritter Theil. 758.
—— Göttliche Komödie. Uebersetzt von K. Witte. 260.
Desor, E., Aus Sahara und Atlas. 520.
Deutschamerikanische Monatshefte. Redigirt von R. Lessow. 207.
Deutsche Abende. Novellensammlung. Achter Band. 283.
*Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder, illustrirt von G. Bleibtreu. Volksausgabe. 527.
*Dichtergarten, deutscher; Ausschreiben einer Concurrenz epischer Dichtungen. 463.
Diethерr, M., s. Graf.
*Dingelstedt, F., Dem König von Preußen. 558.
*—— seine Aufführungen der römischen Historien Shakspeare's. 399.
Doornkaat-Koolman, J. ten, Die Unendlichkeit der Welt. 168.
*Dramaturgen, die Stellung derselben. 366.
Drexler, s. Raue.
Dühring, E., Der Werth des Lebens. 81.
Dulon, R., Aus Amerika über Schule, deutsche Schule, amerikanische Schule und deutsch-amerikanische Schule. 554.
*Dumas, Alexandre (Vater). 62.
*Dumas Sohn, Die Geldfrage. 766.
Dupuy, E., Gräfin und Zigeunerin. Deutsch von A. von Colenfeld. 540.

Eckart, L., Die Zukunft der Tonkunst. 124.
—— Gefallene Würfel. Erster und zweiter Band. 315.
*—— Sokrates. 814.
*Eckermann, Conversations de Goethe etc., traduites par M. E. Délerot. 46.
Eginhard, König Ragnar's Hort. 732.
Elterlein, E. von, Beethoven's Klaviersonaten. Für Freunde der Tonkunst erläutert. Dritte Auflage. 334.
Engel, O., Die Bekleidungskunst. 170
*Epigonenthum, das. 605.
Epigramm, ein, und sein Autor. 190.
Erdmann, H., Herder als Religionsphilosoph. 764.
—— J. E., Grundriß der Geschichte der Philosophie. Erster Band. 393.
*—— Dasselbe. Zweiter Band. 783.
Eulenspiegel; eine niederdeutsche Ausgabe desselben. 159.

Fastenrath, J., Ein spanischer Romanzenstrauß. 489.
Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. Zehnter Band. — A. u. d. T.: Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. 481.
*Feuillet, O., Der arme Edelmann. 62
Fidus, R., Die Wendin. 749.
*Firdusi, Heldensagen; übersetzt von A. F. von Schack. Prachtausgabe. 287.
Fischer, J. G., Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. 728
—— K., System der Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. 604.
*Flathe, Tod desselben. 670.
Flegler, A., Erinnerungen an Ladislaus von Szalay und seine Geschichte des ungarischen Reichs. 637.
Flemming, C. F., Pym und Strafford. 711.
Flentje, L., Das Leben und die todte Natur. 445.
Flir, A., Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien. 93.
—— Briefe über Shakspeare's Hamlet. 6...
Foerster, Ueber Zeitmaße und ihre Verwendung durch die Astronomie. 700.
*Frankl, Ludwig. 782.
*Frauenemancipation und Frauenzeitungen. 190.
Freidank, M., Gedichte. 119.
*Freiligrath, F., Westfälisches Sommerlied. 511.
Frenzel, K., Auf heimischer Erde. 89.
—— Dichter und Frauen. Dritte Sammlung. 89.
—— über Bühnenzustände. 671.
Frerichs, J. H., Geist und Herz. Zweite Ausgabe. 187.
Frey, F. H., Hans Sachs. 452.
Friedrich, A., Karl X. 706.
—— E. F., Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre. Erster Band. 535.
—— F., Das Buch von der Liebe. 18...
—— Den Kopf oben! 341.
Frischbier, H., Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten. Zweite Auflage. 808.
Fullerton, Lady Georgiana, Unglaublich und doch wahr. Autorisirte Uebersetzung von M. O. v. L. 139.
Furrer, K., Wanderungen durch Palästina. 108

Gasparin, Gräfin, Mühselig und beladen. Les tristesses humaines. Autorisirte Uebersetzung von W. Neumann. 317.
Gatty, Mrs. A., Parabeln aus der Natur. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Porzer. Neue Ausgabe. 620.
*Gautier, T., Les hardiesses de Henriette Maréchal. 62.
Gedichte von C. (König Carl XV. von Schweden). Aus dem Schwedischen. 408.
Gelre, H., Die Prüfung. 141.
*Genast, Franz Eduard, Tod desselben. 607.
Gerelli, B., Aus dem Leben eines Wüstlings. 525.
Gerland, G., Ueber Goethe's historische Stellung. 344.
Gerstäcker, F., Unter Palmen und Buchen. Zweiter Band: Unter Palmen. 669.
—— Zwei Republiken. Zweite Abtheilung: Senner Aguila. 140.
Gervinus, G. G., Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Achter Band. 497.
Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. 273.
Geyer, P., Frankreich unter Napoleon III. 170.
Gindely, A., Rudolf II. und seine Zeit. 696.
Girndt, O., Cäsar Borgia. 217.
*—— Und. 655.
*—— X. Y. 15. 143.
Glagau, O., Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck. 573.
*Goldhann, L., Ein verkauftes Herz. 814.
*Goldsmith, Landprediger von Wakefield. Säcular-Prachtausgabe. 831.
*Goltz, Bogumil. 63. 175.
Goethe. — Die Schmähschrift: „Goethe als Mensch und Schriftsteller" (1823), und die Goethe zugeschriebene Abhandlung über die Flöhe. 100.
*—— Oeuvres, traduction nouvelle par M. J. Porchat. 46.
*—— Oeuvres d'histoire naturelles, traduites par M. C. Martins. 46.
*—— Oeuvres scientifiques, analysées et appréciées par M. E. Faivre. 46.
*Goethe-Studien in Frankreich. 46.
Gottschall, R., Dramatische Werke. 801.
*—— Kyffhäuser Thronlied. 558.
*—— Blütenkranz neuer deutscher Dichtung. Sechste Auflage. 815.
Grabowski, S. Graf, Neue militärische Humoresken. 539.
Graf, E., und M. Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter. 808.
*Grimm, Jakob, Briefe desselben. 223.
Grosse, E. und F. Otto, Waterloo. 122.
Große, J., Der letzte Grieche. 449.
*—— Pesach Bartel. 463.
*Grunert, Dr. 190.
Gernot, E., Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche. 315.
Guseck, Bernd von, König Murat's Ende. 97.
—— Unter dem Krummstab. 599.
*Gutzkow, Karl. 14. 222. 334.

Haas, H., Urzustände Alemanniens, Schwabens und ihrer Nachbarländer u. s. w. 379.
Habicht, L., Irrwege. 828.
Hackländer, F. W., Der verlorene Sohn. 341.
Hallier, E., Darwin's Lehre und die Specification. 445.
*Halm, Friedrich, Begum Sumro. 590.
*—— Wildfeuer. 718. Parodien darauf. 766.
Hamerling, Robert. 781.
Handelmann, H., Weihnachten in Schleswig-Holstein. 702.
Harleß, A. von, Aus dem Leben in Lied und Spruch. 119.
Härlin, R., Blüten der Dichtung. 490.
Harnisch, W., Mein Lebensmorgen. Herausgegeben von H. E. Schmieder. 123.
Harrer, Marie, Gedichte. 407.
—— Unterhaltungen mit meinen jungen Freundinnen. 358.
Hartmann, M., Die letzten Tage eines Königs. 97.
—— Nach der Natur. 263.
Hausrath, A., Der Apostel Paulus. 346.
Harthausen, A. Freih. von, Die ländliche Verfassung Rußlands. 615.
*Hebbel, Friedrich. 334.
Hebler, C., Aufsätze über Shakspeare. 625.
Hegewald, M., Morceaux choisis relatifs aux lettres et aux sciences extraits des dernières publications. 701.
Heigel, K. A., Novellen. 776.
Heimwärts. Eine Geschichte aus unsern Tagen. 827.
Heinzen, K., Die Wahrheit. 123.
—— Erlebtes. Erster Theil. 123.
Helfferich, A., Der culturgeschichtliche Sinn in der altböhmischen Sagenwelt. 170.
Heller, S., Ahasverus. 657.
Hemsen, T., Die Czarentochter. 28.
*Henneberger, August, Tod desselben. 557.
Hennig, G., Die Araber des Sahels. 43.
Herbst, W., Friedrich's des Großen Antimachiavell, ein Spiegel seiner Regierungsgrundsätze und seines Charakters. 124.
Hergt, G., Palästina. 107.
Herrmann, A., Hercules. 136.
Hertz, M., Renaissance und Rococo in der römischen Literatur. 169.
*Herwegh, Georg. 303.
Hesekiel, G., Aus dem Leben des Todes. 541.
—— Diemanshof und ein halbes Jahrtausend. 316.
*—— Preußische Hochsommerzeit. 782.
Heßlein, B., Jefferson Davis. Erste Abtheilung. Erster Band. 237.
Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Dritter Theil. Erstes und zweites Buch. Erster Artikel. 9. Zweiter Artikel. 33.
*—— Dasselbe, beurtheilt durch des „Fortnightly Review". 430.
Heyse, P., Dramatische Dichtungen. Erstes bis viertes Bändchen. Erster Artikel. 5. Zweiter Artikel. 37.
Heyse, P., Fünf neue Novellen. Sechste Sammlung. 775.
*—— Hadrian, ins Neugriechische übersetzt unter dem Titel: „Antinoos". 399.
*—— Kolberg. 14.
*—— Maria Moroni. 590. 830.
Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch, Doppelleben. 585.
*Hirth, Dr. 463.
Hobein, E., Byron-Anthologie. 813.
—— Ueber Klaus Groth und seine Dichtungen. 123.
Hoche, R., Ein Schulheft Christoph Martin Wieland's. 702.
Hoefer, E., Das alte Fräulein. 749.
Hoffmann von Fallersleben, Rheinleben. Mit Singweisen von H. M. Schletterer. 488.
Holtei, K. von, Haus Treustein. 550.
*—— Schlesische Gedichte. Prachtausgabe. 287.
Hölty, H., Das Gelübde. Zweite Auflage. 730.
—— König Saul. 731.
Holtzendorff, F. von, s. Virchow.
Holzwarth, F. J., Der Abfall der Niederlande. Erster Band: Genesis der Revolution. 1559—66. 679.
Höpfner, E., G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge. 125.
Horn, J. F., Gedichte, alte und neue, gute und schlechte. 120.
*Howitt, M., Twelve months with Fredrika Bremer in Sweden. 414.
Hubert, A., Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich. 508.
Hubmann, G., Chronik der Oberpfalz. Erster Band: I. Chronik von Schwandorf. 359.
Hugo, K. (Hesse), Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne. 235.
*—— Karl. 62.
—— V., Les chansons des rues et des bois. 609.

*Imbriani, Prof., über Goethe's Faust. 575.
In den Voralpen. Skizzen aus Oberbaiern. Von einem Süddeutschen. 253.
Internationale Revue. Monatsschrift für das gesammte geistige Leben und Streben der außerdeutschen Culturwelt. Ersten Bandes erstes Heft. 622.
*—— Dieselbe. 271.

*Jacquerie, Le fils. 750.
Jahn, A., Emmenthaler Alterthümer und Sagen. 169.
*Jahrbücher der deutschen Geschichte. Kaiser Heinrich VI. Von L. Toeche. 831.
Janet, P., Der Materialismus unserer Zeit in Deutschland. Uebersetzt von K. A. Freih. von Reichlin-Meldegg, herausgegeben von J. H. Fichte. 433.
Janssen, J., Zur Genesis der ersten Theilung Polens. 329.

Jesuit, der, Roman von dem Abbé ***. Deutsch von A. Diezmann. 411.
*Jung, Alexander; literarische Vorlesungen desselben. 303.
*Junius novus, Theaterbriefe in der „Neuen Freien Presse". 830.

*Kalender, illustrirter, für 1866. 21ster Jahrgang. 344.
Katsch, A., Vitibuck. 365.
Kaulich, W., Ueber die Freiheit des Menschen. 442.
Kayser-Langerhanns, Agnes, Gedichte. 30.
*—— Das friedliche Thal im Jahre 1813. 815.
Kehrein, J., Das Anno-Lied. Genauer Abdruck des Opitz'schen Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch. 15.
Keinz, F., Meier Helmbrecht und seine Heimat. 278.
—— Zur Helmbrecht-Kritik in Pfeiffer's Germania. 479.
Keller, A. von, s. Ayrer.
—— K. G., Deutscher Antibarbarus. 589.
Kessel, K. von, Schill und seine Gefährten. 283.
*Kinkel, Gottfried. 477.
*—— seine Berufung nach Zürich. 302.
Kirdorf, K., Gedichte. Zweite Ausgabe. 486.
Klapp, M., Vom grünen Tisch. 343.
Klein, H. L., Tartüffe Junior, oder Martin Geldermann und seine Erben. 340.
—— J. L., Geschichte des Dramas. Dritter Band. Dritter Artikel. 113.
Kluckhohn, A., Ludwig der Reiche, Herzog von Baiern. 199.
Knauth, F., Philipp Melanchthon. Zweite Auflage. 124.
*Koberstein, G., Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Vierte Auflage. 783.
Kohl, J. G., Am Wege. 353.
Köhler, R., Dante's Göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. 261.
Kokemüller, A., Als Solcher. 340.
Köller, E., Wie es sich treibt. 706.
König, T., Eine catilinarische Existenz. 541.
Königer, J., Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris. 389.
*—— Tod desselben. 511.
Kopp, J. E., Dramatische Gedichte. Viertes Bändchen. 733.
Koppel, F., Cervantes auf der Fahrt. 136.
Koetsveld, C. E. van, Skizzen aus dem Pastorat zu Mastland. Deutsch von H. R. Schollenbruch. 460.
Kreyßig, F., Vorlesungen über Goethe's Faust. 247.
Krohn, W., Die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. 161.
Kuhls, C., Scherz und Ernst für Schwesternfeste. 124.
Kühne, G., Deutsche Charaktere. Vierter Theil. 561.
Kunst, die, der Menschendarstellung. Ein Lehrgedicht. 488.
*Künstleralbum, deutsches. 815.

Labes, C., Charakterbilder der deutschen Literatur nach Vilmar's Literaturgeschichte geordnet. 495.
Landsteiner, K., Pulsschläge. Zweite Auflage. 486.
Lange, F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. 433.
—— M., Abraham Lincoln, der Wiederhersteller der nordamerikanischen Union. 168.
Laube, H., Der deutsche Krieg. Drittes Buch: Herzog Bernhard. 437.
*—— Heinrich. 430.
Laubert, E., Der Genfersee. Die Insel Wight. (Der Reiseskizzen zweite Folge.) 202.
Lauer, G. A., Gesundheit, Krankheit, Tod. 345.
Leibing, F., Natur, Kunst und Menschen in Oberitalien und der Schweiz. 573.
Level, B. von, Gedichte. 493.
Lermon's Reisen und Liebesabenteuer. Gedicht. 136.
Lessing, H., Daheim und draußen. 251.
*Lessing-Galerie. Von F. Pecht. Erste und zweite Lieferung. 815.
Lette, Die Wohnungsfrage. 700.
Lewes, G. H., Aristoteles. Ein Abschnitt aus der Geschichte der Wissenschaften. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. 396.
Liebmann, O., Kant und die Epigonen. 345.
Lieder des deutschen Adels. Von der Zeit der Minnesänger bis auf die Gegenwart. 488.
*Lindner, A., Brutus und Collatinus. 766.
Lingg, H., Die Völkerwanderung. 177.
*—— sein Heerbannlied. 383.
Literarische Plaudereien. 14. 30. 46. 62. 78. 94. 110. 126. 142. 158. 174. 189. 206. 222. 238. 254. 270. 286. 302. 318. 334. 350. 366. 382. 398. 413. 429. 446. 462. 477. 494. 510. 525. 542. 557. 575. 590. 605. 622. 638. 654. 670. 717. 734. 750. 765. 781. 816. 830.
*Literatur, die, ihr Bestand in Kriegszeiten.
Livingstone, D. und C., Neue Missionsreisen in Südafrika u. s. w. Aus dem Englischen von J. E. Martin. 518.
Lobeck. — Auswahl aus Lobeck's akademischen Reden. Herausgegeben von A. Lehnerdt. 363.
Lohmann, P., Irene. 237.
Loewenthal, E., Politische Mondsucht und Realpolitik. 477.
Lubin, A., Allegoria morale, ecclesiastica, politica nelle due prime cantiche della divina commedia di Dante Allighieri. 759.
Lüdecke, K., Die Kimmung. Zweite Auflage. 136.
Lüder, K., Gustav Geib. 199.
Lüders, K. F., Der Koloß von Rhodos. 170.
*Ludwig, Otto. 63. 175.
*—— Comite zur Herausgabe seiner Schriften. 413.
*Ludwig von Baiern. 477.
*Lyrik, politische. 558.

Mähly, J., Leid und Lied. 120.
Malteser, die. Dramatisches Gedicht. 474.
Maltitz, H. von, Altadeliche Haus-, Hof- und Familiengeschichten. Erste Abtheilung: Die von Bahsel. 156.
Mangin, A., Der Ocean, seine Geheimnisse und Wunder. 465.
*Marbach, Oswald, über Bühnenzustände. 670.
Marc Aurel's Meditationen. Aus dem Griechischen von F. C. Schneider. Zweite verbesserte Auflage. 357.
Marienklage, eine niederdeutsche. 639.
*Martha, G., La poésie du jour. 494.
Martin, H., Otto von Walter. 61.
Maurenbrecher, W., England im Reformationszeitalter. 507.
*Maximilian, Kaiser von Mexico, Aus meinem Leben. 430.
*May, Die Amnestie. 143. 782.
*Meerheimb, von. 462.
Meier, E., Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. 637.
Menzel, R., Das Leben Walther's von der Vogelweide. 613.
Meinhold, K., Gedichte. 490.
Menk-Dittmarsch, F., Die Herzogin von der Liebe Gnaden. 28.
Merle d'Aubigné, Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Dritter Band. 667.
*—— Dasselbe. Vierter Band. 783.
Meyer, G. H., Ueber Sinnestäuschungen. 700.
*Meyr, M., Herzog Albrecht. 143.
Michelet, F., Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit. 39[illegible]
Möbius, P., Katechismus der deutschen Literaturgeschichte. Dritte Auflage. 345
Moliter, W., Die Freigelassene Nero's. 72[illegible]
Möller, C., Geschichte Schleswig-Holsteins. 24.
*Mölling, E., Die Komödie des Lebens. 815.
—— K. E., Faust's Tod. 236.
*Mony, A., Louis XIV. 239.
*„Morgenblatt." 30.
*Mosen, Julius. 142
Mosenthal, S. H., Pietra. 214.
*Mosenthal. 430.
Möser, A., Gedichte. 119.
—— Neue Sonette. 401.
Mühlbach, Luise, Der Große Kurfürst und seine Zeit. Zweite und dritte Abtheilung. 313.
Mühlenberg, Mathilde von, Verene. 749.
*Müller, A., Ein Preußenritt ins deutsche Reich. 350.
—— F., Deutsche Denkmäler aus Siebenbürgen. 461.
—— Baron J. W. von, Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Dritter Band. 25.
—— W. von Königswinter, Märchenbuch für meine Kinder. 489.
*Müllner, A., Die Schuld; ins Französische übersetzt. 286.

*Münchner Blätter für Literatur und Kunst. Herausgegeben von M. Schlägel. 271

*Napoleon's, Kaiser, Julius Cäsar. Zweiter Band. 429.
*Nationalzeitung, die wiener. 31.
*Neigebaur, Johann Daniel Ferdinand; Tod desselben. 222.
Nesmüller's, F., Theater. Erster Band. 339.
Neue Bahnen. Frauenzeitung. 190.
*Neumann, Hermann. 63.
Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Zweiter Band. 712.
Newman, s. Sammlung.
Nimdorf, M. A., Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. 669.
Noe, H., Bairisches Seebuch. 202.
Nortem, M., See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein. 205.
Novellenbuch, deutsches. Dritter Band. 749.

Oehlenschläger, Helge. Uebersetzt von G. von Leinburg. 53.
*Offenbach; sein „Barbe bleue“ und „Der Schäfer“. 174.
Oordt, A. M. van, Schetsen uit de Geschiedenis der Muzijk. 685.
Osenbrüggen, E., Land und Leute der Urschweiz. 700.
Otte, F., Kreuz- und Trostlieder. Zweite Auflage. 486.
*Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. 31.
Otto, F., s. Grosse.

Pablo de los Rios, J., Ein hoher Beamter. In das Deutsche übertragen von Hedwig Wolf. 205.
Palacky, F., Geschichte von Böhmen. Fünfter Band. Erste Abtheilung. 377.
Paoli, Betty, Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung. 170.
*—— Betty. 63.
Paich, E., Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius. 445.
Pasqué, E., Die Komödiantenhexe. 749.
Pelletan, E., Die Familie. Erster Band: Die Mutter. Aus dem Französischen von F. Bran. 506.
Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Zweiter Band. 568.
Peschier, E., Dichterbuch der französischen Schweiz. 29.
Peter, A., Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. Erster Band. 287.
Petöfi über Goethe und Béranger. 686.
Petrarca, F., Gedichte. Uebersetzt von W. Krigar. Zweite Auflage. 262.
Petsche, E., Geschichte und Geschichtschreibung unserer Zeit. 630.

Pfaff, E. R., Physiognomik des menschlichen Auges. 122.
—— J. G., Dramatisches. I. Armin. II. Herodias. 235.
Pfahler, G., Handbuch deutscher Alterthümer. 522.
Pfeiffer, F., Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums. II. 651.
Pflug, F., Ein Dichterherz. 283.
—— Von Nah und Fern. 283.
Pistor, K., Die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen. Dritter und vierter Band. 743.
Pitaval, der Neue. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgesetzt von A. Vollert. 35ster und 36ster Theil. Dritte Folge. 11ter und 12ter Theil. 196.
Plank, K., Politische Geschichte Würtembergs von der Kaiserwahl Rudolf's von Habsburg bis zu dem preußischen Bundesantrag vom 9. April 1866 auf wiederholte Einberufung einer deutschen Nationalversammlung. 700.
*Platen. 335.
Plattner, B., Ulrich Wikard. 217.
Ploennies, Luise von, Joseph und seine Brüder. 619.
*—— Sawitri. Dritte Auflage. 815.
*—— Die sieben Raben. Dritte Auflage. 815.
*Poesie, akademische. 494.
Polack, E., Die Landgrafen von Thüringen zur Geschichte der Wartburg. 427.
Polak, J. E., Persien. Das Land und seine Bewohner. 289.
Polko, Elise, Neue Novellen. Siebente Folge. 826.
*Ponsard, Galileo Galilei. 238.
*—— Lion amoureux. 78.
*„Presse“, die wiener. 31.
Prittwitz-Gaffron, K. von, Lieder. 135.
*Proctor, E. D., Poëms. 414.
*Proudhon; die „Revue des deux mondes“ über denselben. 126.
Prowe, L., Ueber die Abhängigkeit des Kopernicus von den Gedanken griechischer Philosophen und Astronomen. 701.
*Prutz, Robert, seine Vorträge über „Vier Jahrhunderte europäischer Literaturgeschichte, von Dante bis Shakespeare“. 303.
*—— über sein Gedicht „Mai 1866“. 351.
*—— seine Verurtheilung wegen seines Gedichts „Mai 1866“. 447.
*—— seine Vertheidigungsrede. 477.
*—— Juli 1866. Neue Terzinen. 510.
Pyl, K. Th., Heinrich Rubenow oder die Stiftung der Hochschule zu Greifswald. Zweite für die Bühne bearbeitete Ausgabe. 234.

Quednow, Mathilde, Am Ufer. 27.

Rahel, In Banden frei. 540.
Raila, W., Der Vocalaccent, ein bisher unformulirtes Gesetz der Sprachen, insbesondere der deutschen Sprache. 701.
Rasch, G., Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara. 593.

Rau, H., Karl Maria von Weber. 154.
Raue, G., Dr. F. E. Beneke's neue Seelenlehre. Vierte Auflage. Mehrfach umgearbeitet, verbessert und vermehrt von J. G. Dreßler. 648.
Raumer, F. von, s. Taschenbuch.
Reade, Ch., Hart Geld. Aus dem Englischen von Marie Scott. 139.
Reber, J., Das Geschichtswerk des Florus. 169. 702.
*„Recensionen über Theater und Musik“. 31.
Redwitz, O. von, Der Doge von Venedig. 216.
Reich, E., Unsittlichkeit und Unmäßigkeit aus dem Gesichtspunkte der medicinischen, hygieinischen und politisch-moralischen Wissenschaften. 763.
Reichenbach, Mathilde Gräfin, Graf Talleyrand's Jugendliebe. 283.
Reichenbach, M., Ein Roman aus den Zeiten der schleswig-holsteinischen Kriege. Erste Abtheilung. 539.
*Reinhold, Πελασγικά, Noctes Pelasgicae etc. 79.
Reißmann, A., Robert Schumann. 301.
Renan, E., Die Apostel. 469.
Renouard, C., Geschichte des französischen Revolutionskriegs im Jahre 1792.
*Rettich, Julie; Tod derselben. 270.
Reuter, F., Dörchläuchting. 777.
*—— Fritz. 206.
*—— Ut mine Stromtid. Prachtausgabe. 287.
—— H., Geschichte Alexander's III. und der Kirche seiner Zeit. 476.
Rheinfels, Gedichte. 407.
Richter, K., Anacharsis Cloots. 445.
*Rittershaus, Emil. 510.
*—— Zu Hülfe. 477.
Robinson, E., Physische Geographie des Heiligen Landes. 106.
Rodenberg, J., Die neue Sündflut. 154.
—— Diesseit und jenseit der Alpen. 231.
Roffhack, A., Das Liliemärchen. 209.
—— Die Leiden der jungen Lina. 209.
Rogeard, A., Armes Frankreich. Uebersetzt von A. Strodtmann. 488.
*Rollet, Hermann. 782
Rönnefahrt, J. G., Schiller's dramatisches Gedicht Don Carlos, Infant von Spanien. 170.
Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland. Uebertragen von G. Freih. Vincke. Zweite Auflage. 171.
*Rosen, J., Neue Menschen. 62.
*—— Nullen. 718.
Rosenkranz, K., Diderot's Leben und Werke. 769.
Rosenthal, D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. Erster Band. Erste Abtheilung: Deutschland. I. 508.
Rotenhan, J. Freih. von, Die staatliche und sociale Gestaltung Frankens von der Urzeit an bis jetzt. 359.
Rückblick auf das Literaturjahr 1865. 1.
*Rückert, Friedrich; Tod desselben. 110.
*—— Sawitri. Elegante Miniaturausgabe. 287.
—— der literarische Nachlaß desselben. 796.

Küffer, E., Die Jakobiner in Oesterreich. 412.
*Ruge, Arnold. 447.
—— S., Der Chaldäer Seleucos. 319.
Rümelin, G., Shakspeare-Studien. 150.
*Ruß, K., Meine Freunde. Lebensbilder und Schilderungen aus der Thierwelt. 815.
*Rüstow, Cäsar und Alexander, Tod derselben. 591.

Sacher-Masoch, L., Kaunitz. 600.
*—— Die Verse Friedrich's des Großen. 15. 350.
Salingré, H., Die Breter, die die Welt bedeuten. Gesammelte Possen und Schwänke. Erster Band. 337.
Salzbrunn, Alice, Ein Kranz auf das Grab des Dichters August Graf von Platen. 812.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, s. Virchow.
Sammlung von classischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. 21ster Band: Geschichte meiner religiösen Meinungen. Von J. H. Newman. Uebersetzt von G. Schündelen. 346.
Sammlungen altdeutscher Literaturdenkmäler. 718.
*Sand, George, Ein Don Juan vom Dorfe. 591.
Sandreß, F., Sprichwörterlese aus Burkhard Waldis. 808.
*Sardou, Victorien. 750.
*—— Alte Junggesellen. 62.
*—— La famille Benoiton. 286.
*—— Maison neuve. 814.
*—— Nos bons villageois. 734.
Schack, A. F. von, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 145.
Schäffer, W., Neuer Räthselschatz. 124.
Schaubühne, die deutsche. Herausgegeben von W. Berels. Siebenter Jahrgang. 1866. Erstes bis drittes Heft. 343.
Schauenburg, E., Reisen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. H. Barth Dr. E. Vogel. Dritter Band: Reisen in Südafrika. 593.
*Schefer, L., Für Haus und Herz. Letzte Klänge. Herausgegeben von R. Gottschall. 815.
Schelhorn, E. von, Dom Pedro V., König von Portugal. 636.
Schellwien, R., Sein und Bewußtsein. 535.
Scherer, H., Reisebuch in der Levante in den Jahren 1859—65. Zweite vermehrte Ausgabe. 593.
*Scherr, J., Deutsche Cultur- und Sittengeschichte. Dritte vermehrte Auflage. 783.
—— Studien. Dritter Band. 566.
Schiff, H., Damenphilosophie. 140.
—— Das verkaufte Skelet. 266.
—— Die wilde Rabbizin. 266.
—— Heinrich Heine und der Neuisraelitismus. 266.
—— Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsfloh 266.
*Schiller, Die Braut von Messina, ins Neugriechische übersetzt. 286.
*Schiller-Aufführungen am wiener Hofburgtheater. 189.
Schiller-Bibliothek. Aus dem Nachlaß von P. Trömel. 344.
Schiller-Galerie. Von F. Pecht und A. von Ramberg. Octav-Ausgabe. 526. 816.
Schiller-Stiftung, deutsche, sechster Jahresbericht derselben. 158.
*—— 781.
Schilling, J. A., Die Zurechnungsfähigkeit oder Verbrechen und Seelenstörung vor Gericht. 342.
Schirmer, A., Lütt Hannes. 62.
*Schlagintweit, Eduard; Tod desselben. 591.
Schleich, M., Gesammelte Lustspiele und Volksstücke. Zweiter Band. 339.
Schleiden, M. J., Das Meer. 465.
*Schlemm, Th., Roxelane. 270.
Schletterer, H. M., Uebersichtliche Darstellung der Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik. 683.
*Schloenbach, Arnold; Tod desselben. 638.
Schmidt, Elise, Zeitgenossen. 587.
*Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. Fünfte Auflage. Erster und zweiter Band. 783.
—— K., Die Anthropologie. Zweite Auflage der „Anthropologischen Briefe“. Zweiter Theil. 142.
*—— Geschichte der Pädagogik. Herausgegeben von W. Lange. Zweite Auflage. Vierter Band. 783.
Schmidt-Weißenfels, Die Stadt der Intelligenz. 232.
Schneegans, L., Tristan. 471.
Schneller, C., Studi sopra i dialetti volgari del Tirolo italiano. 367.
Schön, O., Bilder aus allerlei Tagen. 492.
Schott, S., Von menschlichen Schwächen. 356.
Schuller, J. K., Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Zweite Auflage. 446.
Schultz, F., Demosthenes und die Redefreiheit im athenischen Staat. 445.
—— Weldemar; Tod desselben. 591.
Schultz-Radun, J., Musa. 155.
Schulze, Ernst, ungedruckte Verse desselben. 415.
—— H., System des deutschen Staatsrechts. Erste Abtheilung. 380.
Schumacher, A., Jagd und Pferd. 135.
Schwerer, O. F., Scharnhorst's Leben. 417.
Scott, W., Der Herr der Inseln. Uebersetzt von W. Hertzberg. 171.
—— Fräulein vom See. Deutsch von H. Viehoff. 171.
Seuhr, E., Ueber Empfindung und Bewegung. 188.
See, Gustav vom, Gräfin und Marquise. 219.
—— Ost und West. (Zweite Abtheilung von „Gräfin und Marquise“.) 219.
Seemann, O., Wohin? Eine Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert. 379.
Seinecke, F., Das Leben des Weibes in Spruch und Lied unserer Dichter. 812.
*Sensationsroman, der, in Frankreich gezeichnet. 591.
Shakspeare. — Ausgewählte Stellen aus Shakspeare's Werken übersetzt von G. Solling. 647.
—— Hamlet. Deutsch von L. Seeger 171.
—— Wintermärchen. Deutsch von K. Simrock. 172.
*—— indische Uebersetzung desselben. 2[illegible].
*—— Volks- und Bühnenausgabe. 254.
*Shakspeare-Gesellschaft, Deutsche. 30[illegible].
Shelley's, P. B., ausgewählte Dichtungen. Deutsch von A. Strodtmann. 689.
Sieber, F., Aphorismen aus dem Gesangsleben. 364.
—— Kurze Anleitung zum gründlichen Studium des Gesanges. Zweite Auflage. 364.
Sievers, E. W., William Shakspeare. Sein Leben und Dichten. Erster Band. 6[illegible].
Sighart, J., Reliquien aus Rom. 632.
Solling, s. Shakspeare.
Sonnabend, G., Das verlorene Manuscript. Ein Scherz. 169.
Spach, s. Biographies.
Spiel, das, von den zehn Jungfrauen. 19[illegible]
Spielberg, O., Träumereien eines Kleinstädters. 122.
Spitta, T., Waldblumen. 620.
Springer, A., s. Staatengeschichte.
St.-Petersburger Wochenschrift, redigirt von E. Dobbert. 206.
Staatengeschichte der neuesten Zeit. Zehnter Band: Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer 294.
Staatsverfassung, die beste. Erörterung eines Unparteiischen. 700.
Stahl, A., Spanien. 422.
Stahr, A., Römische Kaiserfrauen. 6[illegible]
Stause, L. A., Romanische Poeten. 2[illegible]
Steffen, M., Poetische Beiträge zur Charakteristik der Zweibeiner, sowol mit [illegible] ohne Flügel. 492.
Steffens, F., Die Schulgefährten. 42[illegible]
Stein, H., Aus deutschem Sängerherz[illegible]
Stein-Kochberg, F. Freih. von, [illegible] 709.
*Stellung der naiven, insbesondere [illegible] lyrischen Poesie in unserer Zeit. 5[illegible]
Steiler, K., Geschichte und Sage. 49[illegible].
Stern, A., Historische Novellen. 264.
*—— Volksbibliothek der Literatur [illegible] 18. Jahrhunderts. Erste bis sechste Lieferung. 831.
Stieglitz, s. Curtze.
Stirling, J. H., The secret of Hegel. 6[illegible]
Strauß, D. F., Kleine Schriften. Ne[illegible] Folge. 369.
—— neues „Leben Jesu“ in England. 17[illegible]
*—— Dasselbe, beurtheilt im „Athenaeum“ 127.
*—— Dasselbe, beurtheilt durch das „Fortnightly Review“. 430.
Streben, E., Lebensklänge. 491.
Stugau, K. (K. A. von Schmidt [illegible] Altenstadt), Das Buch vom Lebensglü[illegible] 188.

aillandier, Saint-René. 782.
chenbuch, historisches. Herausgegeben
on F. von Raumer Vierte Folge. Sechs-
r Jahrgang. 347.
bert, E., Brautgeschenk. 490.
– Gedichte. 490.
– O., Paul Schede (Melissus). Leben
nd Schriften. 763.
nér, E., Die Abendmahlskinder. Aus
m Schwedischen von G. Hilder. 346.
– Axel. Aus dem Schwedischen von
. Hilder. 346.
iers, A. (S. A. Herzl), Petöfi. 342.
hner, Auguste, Lebensbriefe. Mit einer
Vorrede von W. F. Besser. Erster Theil.
30.
l, F., Beatrix von Burgund. 707.
eater, das deutsche; Zustände der Ueber-
angsepoche desselben. 559.
eater, die berliner, am Tage des Ein-
igs der Armee. 654.
rhil, Hosianna dem Sohne David's.
19.
rich, Friedrich, über die Schulpforte.
30.
eitschke, H. von, Ueber die Zukunft der
orddeutschen Mittelstaaten. 607.
mund, J., Schloß Friedelhausen. 827.
nel, P., s. Schiller-Bibliothek.
ischwitz, B., Nachklänge germanischer
lythe in den Werken Shakspeare's. 646.
· Shakspeare's Staat und Königthum.
16.
jénjew, J., Erzählungen. Deutsch von
Bodenstedt. Zweiter Band. 314.

r antike Gewichtsteine. Von F. R. 343.
rsicht, systematische, der literarischen
rzeugnisse des deutschen Buchhandels in
n Jahren 1864 und 1865. 94.
and, Gedichte. Prachtausgabe. 287.
rn im Spiegel deutscher Dichtung.
eeffen von E. Beck, G. Bernhard, L.
ewitsch u. a. 813.
ter, K. R. W., Drei neue Theaterspiele.
6.

ine, E. M., Vom Baum der Er-
nntniß. 283.
– Ketten. 398.
ar, Zur Literatur Johann Fischart's.
weite vermehrte Auflage. 702.
ie, G. Freih., s. Rose.

Virchow, R., Ueber die nationale Entwicke-
lung und Bedeutung der Naturwissen-
schaften. 443.
—— und F. von Holtzendorff, Samm-
lung gemeinverständlicher Vorträge. Erstes
und zweites Heft. 444. Viertes bis
siebentes Heft. 700.
*Vischer's Berufung und Uebersiedelung
nach Tübingen. 383. 575.
Vogl, J. N., Aus dem alten Wien. 506.
*—— Tod desselben. 814.
Volk und Zustände in Algier. Bilder und
Skizzen von einer deutschen Dame. 230.
Volkmar, F., Edel und Adel. Zwei Ab-
theilungen. 374.
*Volksbühne, deutsche. 575.
Volkserzählungen aus Schleswig-Holstein.
Erster Band. 313.

Wachenhusen, H., Die Verstoßene. 411.
Wackernagel, W., Sechs Bruchstücke einer
Nibelungenhandschrift aus der mittelalter-
lichen Sammlung zu Basel. 751.
Waitz, G., Kurze schleswig-holsteinische
Landesgeschichte. 22.
Waldau, J., Schatten und Licht. Ein No-
vellenkranz. Erstes Bändchen. 827.
*—— Mar. 446.
Waldow, H., Schwanenlieder. 491.
Walter, F., Aus meinem Leben. 617.
Wander, K. F. W., Deutsches Sprichwörter-
Lexikon. Dritte bis dreizehnte Lieferung.
790.
Wangemann, Das Luther-Büchlein. Neue
Auflage. 124.
Waentig, H., Der Zottelprinz. 211.
Wattenbach, W., Deutschlands Geschichts-
quellen im Mittelalter bis zur Mitte des
13. Jahrhunderts. Zweite Auflage. 810.
Weber, K. von, Anna Kurfürstin zu Sachsen,
geboren aus königlichem Stamm zu Däne-
mark. 199.
Wegele, F. X., Dante Alighieri's Leben
und Werke. Zweite vermehrte und ver-
besserte Auflage. 257.
Wehl, F., Lustspiele. Zweiter Band. 476.
Weiland, R., Kaiser und Papst. 453.
Weilen, J., Edda. 215.
Weinzirl, W., Leipzig! Waterloo! St.-
Helena oder das Weltgericht vor funfzig
Jahren. Erste Lieferung. 123.
Weißbrodt, J., Gregor der Siebente. 453.

*Weiße, Christian Hermann; Tod desselben.
638.
Wellmer, A., Drei Treppen hoch. 283.
*Welt, die, der Jugend: Feierabende. 815.
Wenig, J. B., Ueber die Freiheit der Wissen-
schaft. 443.
*Weyhe-Eimke, A. von, Des Königs Ahnen.
782.
*Weyland, Mrs. Henry, Three hundred
a year. 414.
*Wichert, Mit Wind und Wasser. 189.
Widmann, K., Neue zweckmäßigere Lehr-
weise der lateinischen Sprache. Erstes
Heft. 701.
Wieser, J. E. von, Zawisch der Rosenberger.
235.
Willkomm, E., Der letzte Trunk. 61.
*Winterfeld, A. von und A. von Wolzogen,
Blanche. 814.
Witzleben, C. D. von, Eduard von Wieters-
heim. 193.
Witzschel, A., Beiträge zur deutschen Mytho-
logie, Sitten- und Heimatskunde in Sagen
und Gebräuchen aus Thüringen. Erster
Theil: Sagen aus Thüringen. 527.
Wohlmuth, L., Gedichte. Vierte Auflage.
119.
Wood, Mrs. Henry, Lady Flavia. Deutsch
von E. Büchele. 749.
Wort, ein geflügeltes. 190.

Yonge, Miß, Das Verbrechen. Aus dem
Englischen übersetzt. 205.

Zarncke, F., Ueber den fünffüßigen Jambus
mit besonderer Rücksicht auf seine Be-
handlung durch Lessing, Schiller und
Goethe. Erste Abtheilung. 385.
Zauberflöte, die. Texterläuterungen für alle
Verehrer Mozart's. 685.
Zeising, A., Joppe und Crinoline. 598.
*Zeitschrift für bildende Kunst; redigirt von
K. von Lützow. 271.
Ziegler, K., Oden. 493.
Zimmermann, R., Aesthetik. Zweiter syste-
matischer Theil: Allgemeine Ästhetik als
Formwissenschaft. 241.
Zingerle, J. von, Eine Geographie aus dem
13. Jahrhundert. 761.
Zopff, H., Erfahrungen und Rathschläge
für angehende Sänger und Gesang-
lehrer u. s. w. 365.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1866.

Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. albjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

alt: Scharnhorst. Von Hans Prutz. — Arthur Stahl's spanische Reisebilder. Von Rudolf Gottschall. — Ein amerikanisches nbild. Von A. Freiherrn von Loën. — Aus Thüringens Geschichte. Von Heinrich Rückert. — Jugenderinnerungen. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Friedrich Thiersch über die Schulpforte.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Scharnhorst.

rnhorst's Leben. Von O. F. Schweder. Berlin, Mitt- r und Sohn. 1865. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

So groß auch die Zahl der Männer ist, welche wäh- der Freiheitskriege ihren Namen in die Geschichte s Volks eingezeichnet haben, so glänzend der Ruhm en die Nachwelt der Gesammtheit sowol wie jedem lnen von ihnen zuerkennt und immer aufs neue in t und Schrift verkündet und feiert, alle werden sie überstrahlt von dem Lichtglanze, der das Dreigestirn Namen Blücher, Gneisenau und Scharnhorst umgibt. de in diesen drei Männern sieht man die große Zeit den verschiedenen Richtungen ihrer wunderbaren Kraft- ltung gleichsam verkörpert und zu Fleisch und Bein rden vor sich. Blücher, der rastlose, durch keine ihm entgegenstellende Schwierigkeit eingeschüchterte, keinen Unfall entmuthigte, dieser „Marschall Vor- s", der in kühnem Wagen jeden günstigen Augenblick entschlossen benutzte, seine persönlichen wohlbegrün- Ansprüche jederzeit dem Interesse der von ihm chtenen Sache aufopferte, ist ja für die stürmische erkeit, welche die ganze Nation durchglühte, typisch rden, und mehr als das Bild irgendeines andern der n Kriegshelden jener Zeit ist gerade das seinige in das ßtsein des Volks übergegangen und von ihm mit derer Liebe erfaßt und festgehalten worden. Und nnbar von der Person und dem Ruhme Blücher's mit fort das Andenken Neithardt von Gneisenau's; her selbst hat ihn einmal „seinen Kopf" genannt und damit in der Geschichte der Freiheitskriege, nament- hres letzten und glänzendsten Actes, in den Ereignissen Jahres 1815, den Ehrenplatz unmittelbar neben dem ichen Feldherrn selbst angewiesen. Neben beide aber dann der Mann, ohne den selbst ein Blücher und Gneisenau vergeblich gegen die Fremdherrschaft gerun- haben würden, der ihnen recht eigentlich erst die Wege gebahnt und die Mittel zur siegreichen Durchführung des Riesenkampfes gegeben hat; wenn man immer aufs neue die Thaten des Marschall Vorwärts und Gneisenau's geniale Entwürfe feiert, so vergesse man darüber des „Waffenschmiedes" nicht, der trotz aller Schwierigkeiten, welche ihm nicht blos das Unglück des Landes, sondern auch kleinlicher Neid und beschränktes Festhalten an dem einmal Hergebrachten in den Weg legten, trotz mancher tief entmuthigenden Erfahrung und mancher herben Kränkung unverrückt das Ziel im Auge hielt, das er sich vorgesteckt hatte, nämlich der geknechteten und entwürdigten Nation die Waffen in die Hand zu geben zum Verzweiflungskampfe wider den Unterdrücker. Als nach der Schlacht bei Jena der preußische Staat in jähem Sturze zusammenbrach, da wurde der Monarchie Friedrich's des Großen, der von ihren selbstzufriedenen Verehrern trotz so mancher warnenden Stimme, die sich erhob, trotz der ernsten Mahnung, die in den Ereignissen der letzten Jahre lag, noch immer als stark und lebenskräftig gepriesenen, auch der letzte Rest des bisher bewahrten Scheins geraubt, da zeigte sich die ganze innere Hohlheit und Morschheit, über welche sich die meisten bisher noch getäuscht hatten. Es ist wol mehr als ein bloßer Zufall, ja eine tiefsinnige Fügung des Schicksals mag man darin erkennen, daß gerade diejenigen Männer, durch deren großartig schöpferische Thätigkeit der preußische Staat neu gekräftigt aus den Trümmern erstand, nicht geborene Preußen, auch nicht aufgewachsen und zu ihrem Berufe gebildet waren in dem geisttödtenden Mechanismus, zu dem damals der Staat Friedrich's des Großen erstarrt war; nur neue Menschen und neue Ideen konnten demselben wieder Leben und bewußte Thätigkeit einhauchen.

Wie nun in jenen Tagen des Unglücks Stein durch seine Reformen im Innern die Wiedererstehung des preußischen Staats als eines ganz neuen anbahnte, so wurde neben ihm Scharnhorst der Schöpfer der neuen, auf der

Kraft des Volks basirenden Kriegsverfassung. Er gerade war vor allem darauf bedacht, durch die gänzliche Umgestaltung, die er, unterstützt nur von wenigen Gleichgesinnten, dagegen von vielen offenen und geheimen Widersachern gehindert und verketzert, thatkräftig durchführte, die einstige Befreiung Preußens und Deutschlands von französischer Knechtschaft vorzubereiten. Unbeirrt durch manches Misglücken und nicht entmuthigt durch Verleumdung und Neid, hat er dieses Ziel fest im Auge behalten und hat es endlich auch wirklich erreicht. Das Jahr 1813 brach an, der von ihm und allen wahren Patrioten ersehnte Augenblick des Losschlagens erschien; freudiger Stolz konnte Scharnhorst erfüllen, als er sah, wie seine Schöpfung sich gleich bei dieser ersten schweren Probe bewährte, wie ungeahnt großartig sich die von ihm aus trägem Schlafe erweckte kriegerische Kraft der Nation entfaltete; in kühnem Kampfesmuth eilt er selbst hinaus, um mit dem Schwert in der Hand an dem Befreiungswerke mit zu schaffen, und gleich in dem ersten großen Treffen, wo seine schönste Schöpfung, die preußische Landwehr, die Feuertaufe erhielt und sich ihres Schöpfers so würdig zeigte, gleich am Anfange des von ihm so heiß ersehnten Entscheidungskampfes trifft ihn das feindliche Geschoß, und noch auf dem Sterbebette thätig für seines Landes Wohl wird er hinweggerafft in einem Augenblicke, wo kaum das Morgenroth des von ihm gehofften und mit heraufgeführten Tages der Freiheit langsam emporstieg. Während Blücher und Gneisenau, seine treuesten Genossen und Mitarbeiter an dem in der Zeit der tiefsten Schmach begonnenen Werke, sich auch der wirklichen Vollendung desselben freuen konnten, während es ihnen vergönnt war, getragen von dem begeisterten Jubel des Volks, glänzend ausgezeichnet von ihrem Könige, in das befreite Vaterland heimzukehren und in überreichem Maße die Frucht ihrer Mühen einzuernten, wurde Scharnhorst abgerufen eben in dem Augenblick, wo das von ihm Gesäete zur Reife gelangen und herrliche Frucht bringen sollte, die Ernte selbst zu erleben war ihm nicht mehr vergönnt. Es liegt in diesem Schicksal etwas Tragisches, aber gerade deshalb hat das Ende Scharnhorst's für jeden, der überhaupt für wahre Größe Sinn und Empfindung hat, etwas so ernst Anziehendes und geradezu Erhebendes. Und nicht sein Tod allein muß ein solches Gefühl erwecken, auch sein ganzes Leben entspricht diesem tragischen Ende: es ist das Leben eines ganzen Mannes, dem nichts durch einen glücklichen Zufall in den Schos getragen worden ist, sondern der alles, was er erreicht hat, sich in harter Arbeit erst hat erwerben müssen.

Das ist der Eindruck und die Stimmung, welche durch die Lektüre der uns vorliegenden Biographie Scharnhorst's in uns erregt worden sind. In ihnen liegt zugleich die beste Kritik des Schweder'schen Buchs. Die Bedeutung und Stellung Scharnhorst's ist von seinem Biographen scharf und deutlich erfaßt und in kunstlosen und einfachen, aber eben deshalb ansprechenden und treffenden Zügen dargestellt worden. Sich an die Person seines Helden haltend, hat er die allgemeinen Verhältnisse jener Zeit nur so weit mit erzählt, als sie zum richtigen Verständniß von Scharnhorst's Lebensgange selbst unerlaßlich nöthig erschienen, und hat so die Gefahr der Breite und des Abirrens von dem eigentlichen Gegenstande, welche bei der Darstellung eines in die Gesammtheit seiner Zeit in den verschiedensten Richtungen eingreifenden Mannes nahe liegt, glücklich vermieden, wenn dadurch auf der andern Seite freilich auch zuweilen der Ton der Erzählung etwas Abgerissenes, Sprungweises und Fragmentarisches erhielt, was hier und da noch gesteigert wird dadurch, daß aus gleichzeitigen Berichten, Memoiren und Briefen viele Stellen dem Wortlaute nach in den Zusammenhang des Textes mit aufgenommen wurden. Ein frischer, echt patriotischer Hauch aber durchweht die ganze Darstellung, welcher in Verbindung mit der Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Schreibart, die mit Recht als eine populäre zu bezeichnen ist, dem Buche gewiß einen großen Leserkreis zuführen wird. Aber auch für Männer von Fach werden die genauen Berichte, die der Verfasser von einigen im Leben Scharnhorst's wichtigen Gefechten gibt, nicht ohne wesentliches Interesse sein.

„Ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen" — dieses Motto, welches der Verfasser seinem Werke gegeben hat, paßt wie auf das ganze Leben Scharnhorst's, so namentlich auf seine Jugend. Wie sein Mitstreiter Gneisenau, hat auch er eine harte und entbehrungsreiche Schule durchgemacht, wenn auch nicht ganz in der Art und Form, wie man sie nach den bisherigen Darstellungen seines Lebens anzunehmen gewohnt war. Ein Bauernsohn, als welchen ihn das Lied feiert, war Scharnhorst, genau genommen, denn doch nicht: sein Vater, der anfangs auch die militärische Laufbahn eingeschlagen hatte und zuletzt Quartiermeister in dem hannoverischen Regiment Estorf gewesen war, widmete sich, als er durch seine Frau Friederike Wilhelmine Tegtmeier den Freihof Bordenau erworben hatte, dem Landbau, war also doch nicht im eigentlichen Sinne des Worts ein Bauer. Noch einen andern Irrthum berichtigt der Verfasser: nach dem bordenauer Kirchenbuche ist Scharnhorst am 12. November 1755, nicht, wie man bisher annahm, am 10. November geboren; das unrichtige Datum, sowie der ebenfalls unrichtige Geburtsort, als den man oft Hämelsee angegeben findet, erklären sich aus einer Verwechselung des berühmten Gerhard Johann David von Scharnhorst mit seinem am 10. November 1760 geborenen Bruder Ernst Wilhelm. Durch den 1759 erfolgten Tod seines Großvaters Tegtmeier kam über Scharnhorst's Familie eine Zeit der schwersten Noth und Sorge. Es entspann sich mit den übrigen Erben um den Besitz von Bordenau ein langwieriger, kostspieliger Proceß, Feuer zerstörte das Wohnhaus in Hämelsee, die Pachtung, welche der Vater nun in dem Dorfe Bothmer bei Schwarmstädt übernahm, war eine sehr ungünstige und die Noth der Familie stieg durch sie nur noch mehr. Natürlich konnten unter solchen Umständen die Plane, welche die Aeltern für die Zukunft ihrer Kinder entwarfen, nur sehr bescheidene sein: Gerhard wurde zum Landmann bestimmt. Für seine

Bildung konnten die Aeltern nicht mehr thun, als den Knaben die Dorfschule zu Bothmer besuchen lassen; daneben mußte er aber auch in der Wirthschaft mit Hand anlegen und in der schulfreien Zeit hat der junge Scharnhorst seines Vaters Schafe gehütet. Um dieselbe Zeit hütete sein späterer Waffengenosse Gneisenau arm und barfuß in Schilda die Gänse! Wie aber Gneisenau, als sich seine würzburger Verwandten seiner annahmen, mit einem Schlage in eine ganz andere Lebenssphäre versetzt wurde, so besserte sich auch des kleinen Schäfers Scharnhorst Lage bedeutend; sein Vater gewann den Proceß um Bordenau endlich doch noch, kam wieder in den Besitz des stattlichen Freihofs und war damit von den erst so drückenden Sorgen befreit. Nun konnte er auch daran denken, den Lieblingswunsch seines Sohnes Gerhard zu erfüllen und denselben zum Soldaten ausbilden zu lassen. Um das Jahr 1770 wurde Scharnhost als Zögling in die Militärakademie aufgenommen, welche der Graf Wilhelm von Lippe in der kleinen Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer gegründet hatte und welche mit Recht in jeder Hinsicht den Ruf einer Musteranstalt genoß. Von vortrefflicher allgemeiner Bildung, hatte sich Graf Wilhelm von Lippe mit ganz besonderer Vorliebe und mit dem besten Erfolge den militärischen Wissenschaften und ihrer Förderung gewidmet; es stand ihm dabei eine reiche Erfahrung zur Seite, denn er hatte im Siebenjährigen Kriege mit Auszeichnung gefochten und dann namentlich als Generalissimus der englisch-portugiesischen Armee im Kriege gegen Spanien (1762) sich hohen Ruhm erworben. Dann hatte er in der von ihm als ein Meisterstück der Befestigungskunst erbauten kleinen Festung Wilhelmstein eine Bildungsanstalt für Offiziere angelegt, welche er persönlich leitete und in welcher die Zöglinge in einer anregenden und bildenden, nicht aber in einseitigen und geistlosen Gamaschendienst ausartenden Weise für ihren kriegerischen Beruf vorbereitet wurden. Scharnhorst selbst hat seines Lehrers und Gönners stets mit der ehrerbietigsten Pietät gedacht und ist sich sehr wohl bewußt gewesen, daß er durch ihn zuerst die reformatorischen Ideen eingesogen hat, aus denen späterhin seine so großartige und erfolgreiche Thätigkeit entsprungen ist. Theorie und Praxis der militärischen Disciplinen wurden gleichmäßig beachtet, ein besonderer Nachdruck aber auf die Ausbildung der Zöglinge in den Artillerie- und Ingenieurwissenschaften gelegt. Der junge Scharnhorst, bei dem rastlose Lernbegier und glänzende Befähigung gleichen Schritt hielten, ward bald des Grafen Wilhelm erklärter Liebling und ein in jeder Hinsicht zu den größten Hoffnungen berechtigender Zögling.

Und diese Hoffnungen sollten nicht getäuscht haben. Im Jahre 1777 starb Graf Wilhelm; Scharnhorst verließ die Akademie und trat 1778 in hannoverische Dienste: er wurde als Fähnrich dem vom General von Estorf commandirten 8. Dragonerregiment zugetheilt. Infolge seiner rasch zur Geltung kommenden Befähigung wurde er schon nach einigen Monaten zur Artillerie versetzt; schon drei Jahre später finden wir ihn als Lehrer an der Kriegsschule zu Hannover mit Beifall und Erfolg thätig. Auch seine Entwürfe zur Umgestaltung dieser Anstalt, welche ganz auf den in der Schule des Grafen Wilhelm eingesogenen Grundsätzen beruhten, fanden Beifall: bei der danach neu gebildeten Artillerieschule wurde Scharnhorst 1782 als zweiter Lehrer angestellt. Lehrend und militärisch thätig widmete er sich so ganz der wissenschaftlichen Seite des Kriegswesens. Wie seine amtliche Stellung so gestalteten sich auch seine Familienverhältnisse bald sehr angenehm; 1785 vermählte er sich mit Klara, der Schwester seines Jugendfreundes, des nachherigen Professors an der berliner Universität, Schmalz. In diese Zeit fallen auch seine ersten bedeutendern literarischen Leistungen, die ihm auch in weitern Kreisen den Ruf eines ausgezeichneten Kenners des Kriegswesens und eines geistvollen Schriftstellers eintrugen. Bald aber wurde er durch den von Westen her über Europa hereinbrechenden Kriegssturm dieser friedlichen Thätigkeit entrissen und in den Stand gesetzt, das Gelernte und Gelehrte nun auch anzuwenden und den als Theoretiker erworbenen Ruf zu befestigen durch eine ebenso erfolgreiche praktische Ausübung seines Berufs im Felde. Jetzt kam es darauf an, den Satz, den er aufgestellt und der ganzen militärischen Bildung zu Grunde legen wollte, daß nämlich Wissen und Können Hand in Hand gehen müßten, an sich selbst als richtig zu beweisen; und dieser Beweis wurde von Scharnhorst in der glänzendsten Weise geführt. Im Jahre 1792 zum Artilleriehauptmann befördert, nahm Scharnhorst im folgenden Jahre an den Operationen theil, welche die englisch-hannoverischen Truppen unter dem Befehle des Herzogs von York und des Feldmarschalls von Freytag von den Niederlanden aus gegen die Armee der französischen Republik ausführten. Er wohnte der Belagerung und Capitulation von Valenciennes bei und machte die dann folgenden Kämpfe als Führer einer reitenden Batterie mit. Im Jahre 1794 gab das energische und umsichtige Auftreten Pichegru's dem Kampfe auf einmal eine für die Verbündeten sehr ungünstige Wendung: infolge dessen wurde die hannoverische Besatzung in der kleinen Festung Menin abgeschnitten. Bei der nun beginnenden Belagerung von Menin, wo General von Hammerstein befehligte, erwarb sich Scharnhorst als Adjutant desselben seine ersten Lorbern. Während er selbst in der ihm eigenen Bescheidenheit das ganze Verdienst dem Commandanten zuerkennt, stimmen die zeitgenössischen Berichte darin überein, daß Scharnhorst mit seiner rastlosen Thätigkeit, seiner alles gleichmäßig beachtenden Umsicht die eigentliche Seele der Vertheidigung war. Als dann an ein Halten des Platzes nicht mehr zu denken war, entwarf Scharnhorst einen kühn angelegten Plan, wie die Besatzung sich durchschlagen solle, und führte ihn auch, freilich nicht ohne schmerzliche Verluste, ebenso kühn und erfolgreich aus. Zwar waren mehr als 400 Mann gefallen, aber von 18 Geschützen waren 13 gerettet und noch obenein zwei feindliche erbeutet. Damit war Scharnhorst's kriegerischer Ruhm begründet und von seinen Vorgesetzten sowol wie von den Truppen wurde er einstimmig als der

eigentliche Held von Menin gepriesen. General von Hammerstein selbst berichtete an den König:

Vor allen Dingen halte ich mich verpflichtet, des Hauptmann Scharnhorst Erwähnung zu thun. Dieser Offizier hat bei seinem Aufenthalte in Menin, beim Bombardement und beim Durchschlagen Fähigkeiten und Talente, Bravour und unermüdlichen Eifer, verbunden mit einer bewundernswürdigen Geistesgegenwart, gezeigt, sodaß ich ihm allein den glücklichen Ausgang der Sache verdanke. Er ist bei allen Ausführungen der erste und der letzte gewesen, und ich kann unmöglich erschöpfend beschreiben, von welchem großen Nutzen dieser so sehr verdienstvolle, einem jeden als Muster aufzustellende Offizier mir gewesen ist.

Ein Ehrensäbel und die Beförderung zum Major und zweiten Aide-Generalquartiermeister waren die Scharnhorst für den bewiesenen Heldenmuth ertheilten Belohnungen seines Königs. Die Vertheidigung von Menin sollte aber der glänzendste Punkt in dem ganzen Feldzuge bleiben; denn der fernere Verlauf desselben war ein durchaus ungünstiger. Die Armee, der es an einer umsichtigen einheitlichen Leitung fehlte, wurde durch die Energie und Gewandtheit Pichegru's mehr und mehr zurückgedrängt; schlechte Verpflegung, scharfer Frost, der den erst von Regengüssen überschwemmten Boden in eine spiegelglatte Eisfläche verwandelte, thaten das übrige, um das Heer vollständig zu schwächen und es zu einem verlustvollen Rückzuge nach dem Münsterschen zu nöthigen. Aber gerade dieser unglückliche Theil des Feldzugs war auch für Scharnhorst von Werth und Bedeutung; seinem scharfen Blick, der alle Verhältnisse so klar und richtig auffaßte, konnte es nicht entgehen, wie die neue, von den erst so verachteten Revolutionsheeren befolgte und von den bedeutendsten Erfolgen begleitete Art der Kriegführung epochemachend werden und einst eine vollständige Umgestaltung der bisher üblichen Taktik herbeiführen werde. Bis zum Jahre 1796 war Scharnhorst meist bei der in Westfalen stehenden Observationsarmee; dann trat er als Generalquartiermeister in den Generalstab über und wurde 1797 zum Oberstlieutenant befördert und auch in der neuen Stellung war er im praktischen Dienste wie auch literarisch gleich rastlos und erfolgreich thätig. Als er dann aber 1801 das freigewordene Commando eines Regiments, auf das er gerechnet hatte, nicht erhielt, nahm er, hierdurch gekränkt, im Mai desselben Jahres seinen Abschied aus hannoverischen Diensten. Durch Vermittelung seines Gönners, des Herzogs von Braunschweig, trat er in den Dienst Preußens, wurde noch in demselben Jahre als Oberstlieutenant im 3. Artillerieregimente angestellt und siedelte nach Berlin über.

Der ganze Bildungsgang, welchen er durchgemacht hatte, sowie seine ganze Art und Weise, in der er das Kriegswesen eben wirklich als eine ernste Wissenschaft betrieb, mußten Scharnhorst zu den Verhältnissen, wie sie damals in der preußischen Armee herrschten, in einen entschiedenen Gegensatz bringen. Die für ihre Zeit so treffliche Militärorganisation Friedrich's II. entsprach nicht mehr den Fortschritten des Jahrhunderts sie war außerdem aber in ihrem reinen Formalismus zu einer geistlosen Schablone erstarrt. Ein strebsamer, an seiner Bildung und der Erweiterung und Vertiefung des militärischen Wissens überhaupt so rastlos fortarbeitender Geist, wie der Scharnhorst's, konnte sich darin unmöglich wohl fühlen, während es auf der andern Seite ebenso natürlich war, daß die Offiziere dieser alten preußischen Schule den „Ausländer" nur mit Mistrauen und Misbehagen ansahen. Daher hat es denn gerade in dieser Zeit nicht an mancherlei Aerger und unfreundlichen Hinderungen gefehlt, und Scharnhorst bedurfte der ganzen Elasticität seines Geistes, um solchen Bestrebungen gegenüber den Muth nicht zu verlieren. Sie hielt ihn auch aufrecht, als ihm zu Anfang des Jahres 1803 ein schneller Tod seine Gemahlin hinwegraffte. In angestrengter Thätigkeit fand er den besten Trost; in diese Zeit fällt die Gründung der militärischen Gesellschaft, in der eine zunächst nur kleine Zahl gebildeter Offiziere sich mit ihm zu gemeinsamem Streben und gegenseitig anregendem und förderndem Studium der Kriegswissenschaft vereinigte; sie bildete in der Folgezeit den Mittelpunkt, von dem aus eine neue Art des Denkens und Lernens in militärischen Kreisen immer weitere Verbreitung fand. Ein wesentlicher Schritt zur Besserung war es, daß 1804 die Militärakademie als Bildungsschule für junge Offiziere ganz nach dem vom Könige gutgeheißenen Entwurfe Scharnhorst's reorganisirt wurde; gleichzeitig trat er selbst unter Beförderung zum Oberst in den Generalstab über. Dies war der beste Beweis dafür, daß sich seine Ansichten allmählich Geltung verschafften, wenn er auch von vielen Anhängern des alten Systems als „Professor und pedantischer Schulmeister" verspottet wurde. Die hochmüthigen Spötter sollten furchtbar zu Fall kommen: das Jahr 18[illegible] warf ihr scheinbar so stattliches, in Wahrheit nur auf [illegible] und Trug beruhendes Gebäude mit einem Schlage über den Haufen. Scharnhorst selbst ist bei der Katastrophe thätig eingreifend betheiligt gewesen; als Chef des Generalstabes beim Herzog von Braunschweig ließ er vergeblich seine warnende Stimme erschallen, er war nicht herb und schroff genug, um seine Meinung andern aufnöthigen zu können; daher gelang es ihm auch nicht, den verderblichen Einfluß anderer Offiziere, namentlich des eigensinnigen, von sich selbst eingenommenen Oberst von M[illegible]senbach unschädlich zu machen. Die Schlacht bei J[illegible] und Auerstädt ließ alle seine Befürchtungen als nur [illegible] begründet erscheinen; alle seine Anstrengungen, auf [illegible] linken Flügel dem Kampfe wieder eine günstigere W[illegible]dung zu geben, blieben vergeblich; selbst verwundet mu[illegible] er sich dem allgemeinen Rückzuge anschließen. Jetzt [illegible] zeigte es sich, wie ungegründet der Spott über den [illegible] lehrten, den Professor gewesen war; gemeinsam [illegible] Blücher führte er den Rückzug nach Lübeck aus — fast [illegible] einzige lichte Punkt in jenen trostlos dunkeln Blättern [illegible] preußischen Kriegsgeschichte. Bei der Einnahme Lüb[illegible] durch die Franzosen wurde Scharnhorst gefangen gen[illegible]men, nicht lange darauf aber gegen den in Blüch[illegible] Hände gefallenen Oberst Gérard ausgewechselt. Zu S[illegible] begab er sich nach Preußen, wo sich allmählich die le[illegible]

Trümmer der geschlagenen Armee sammelten. Als Generalstabschef bei dem Lestocq'schen Corps machte er die Schlacht bei Preußisch-Eylau und die ihr folgenden unentschiedenen Gefechte längs der Passarge mit; der Eigensinn Lestocq's und die Einmischung unberufener anderer Offiziere aber verleideten ihm diese Stellung bald so, daß er aus ihr schied und sich nach Memel zum König begab.

Und von da an beginnt diejenige Thätigkeit Scharnhorst's, welche ihm mit Recht den Ehrennamen des „Waffenschmiedes" eingetragen hat. Er wurde zum General befördert, und der König, der sich mehr und mehr von der Richtigkeit der Scharnhorst'schen Ideen überzeugt hatte und nach den letzten furchtbaren Erfahrungen, die ihm fast seinen ganzen Staat gekostet hatten, über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen nicht mehr im Zweifel sein konnte, ernannte ihn zum Präses der Militärreorganisations-Commission. In dieser wichtigen Stellung, unterstützt von Gneisenau, Grolman und Boyen, in innigster Uebereinstimmung mit Stein, begann nun Scharnhorst seine großartige schöpferische Thätigkeit, aus der ein neues, von den verderbten Elementen gereinigtes Offiziercorps, eine neue Armee und endlich das ganze preußische Volk als eine wehrhafte Nation hervorgingen. Vielfach wurde er auch jetzt gehindert und gestört: die Anhänger des Alten ließen es an Intriguen und Verketzerungen nicht fehlen; die Unsicherheit der politischen Verhältnisse, der Argwohn Napoleon's legten ihm außerdem noch die lästigsten Beschränkungen auf. Mit bewunderswerther Umsicht hat er alle diese Klippen zu umsegeln gewußt und sich langsam dem vorgesteckten Ziele genähert.

Der uns zugemessene Raum gestattet es nicht, dem genialen Manne an der Hand seines Biographen in das Einzelne seiner schöpferischen Thätigkeit zu folgen. Seinen schönsten Lohn dafür erntete er, als infolge der Katastrophe vom Jahre 1812 endlich der entscheidende Augenblick herankam, als Preußen die von ihm in der Stille geschmiedeten Waffen zum Kampfe gegen den fremden Unterdrücker ergriff. Noch einmal entfaltet Scharnhorst in jenen begeisterungsvollen Tagen seine ganze Kraft, Umsicht und Gewandtheit. In Breslau nimmt er theil an den ersten entscheidenden Maßregeln, dann eilt er nach Kalisch, um den Abschluß des Vertrags mit Rußland zu beschleunigen; von da zurückgekehrt, widmet er sich ganz der Ausführung des zuerst von den preußischen Ständen angeregten, von ihm freudig ergriffenen und vom König gutgeheißenen Entwurfs zur Bildung einer Landwehr; persönlich bewirkt er im russischen Hauptquartier den Beschluß, die Bewegung gegen die Elbe sofort zu beginnen; er war es dann auch, der es durchsetzte, daß man Blücher das Commando über das schlesische Corps übergab; er selbst gesellte sich dem greisen Helden, seinem Waffengenossen von Lübeck her, als Generalstabschef bei; seine Vermittelung war von besonderm Werthe bei den Differenzen, die sich über die Operationen zwischen dem preußischen und russischen Hauptquartier sehr bald geltend machten, reichte doch aber nicht aus, um Kutusow's lähmenden Einfluß ganz außer Wirksamkeit zu setzen. Wiederholt gab er dem Unmuth Ausdruck, den er über die Kriegführung Wittgenstein's, der nach dem Tode Kutusow's den Oberbefehl erhalten hatte, empfinden mußte; auch die Dispositionen, wie sie vom Oberfeldherrn für die bei Groß-Görschen bevorstehende Schlacht getroffen waren, tadelte er als unzweckmäßig und wenig Aussicht auf Erfolg eröffnend. Am 2. Mai kam es bei Groß-Görschen zur Schlacht; mit Erbitterung wurde namentlich um die Dörfer Rahna und Klein-Görschen gerungen, schon zum zweiten male nahmen sie die Preußen unter der persönlicher Führung Blücher's und Scharnhorst's, die sich im entscheidenden Augenblick, den Degen in der Hand, an die Spitze der mit todesmuthiger Kühnheit stürmenden Truppen setzten. Der Sieg schien gewonnen, Napoleon selbst rechnete nicht mehr auf einen günstigen Ausgang: da brachte die Saumseligkeit der als Reserve dienenden Russen, deren man zu dem letzten, den halb errungenen Sieg erst entscheidenden Stoß bedurfte, die Kämpfer um den gehofften und, wie es schien, schon sichern Preis. Bei dem zweiten, von ihm persönlich geleiteten Sturm auf die Dörfer hatte Scharnhorst einen Schuß in das Bein erhalten; doch hatte derselbe ihn nicht gehindert, bis zum Ende des Kampfes auszuharren; überhaupt hielt er die Wunde nicht für bedenklich, meinte, sie sei nichts als ein Riß am Fuße. Da er aber durch sie zunächst an der Betheiligung am Kampfe gehindert wurde, so suchte er die Zeit unfreiwilliger Muße wenigstens in anderer Weise für König und Vaterland nutzbar zu machen: er erbot sich zur Uebernahme der Mission nach Wien, durch die man Oesterreich zum Anschluß an die Verbündeten bewegen wollte. Ungeachtet der Warnungen des Arztes und des nur mühsam besiegten Widerstrebens des Königs erhielt er endlich zu Bautzen die nöthigen Vollmachten und eilte trotz des ihn noch schüttelnden Wundfiebers nach Wien. Wenige Poststationen davor traf ihn eine geheime Botschaft Metternich's, die ihm halt gebot. Trotz alles Drängens und Treibens mußte Scharnhorst auf sofortige Unterhandlungen in Wien verzichten; er kehrte um und begab sich nach Prag. Durch die Anstrengung der Reise, den Aerger, die Aufregung, die fortwährende Sorge um das Schicksal der Armee, bei der er am liebsten gewesen wäre, war sein Zustand sehr verschlimmert worden, die Wunde hatte sich wieder geöffnet. Die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Bautzen war nicht geeignet, eine Besserung zu begünstigen. Er mußte in Prag liegen bleiben und fühlte es wol selbst schon, daß sein Zustand ein bedenklicher geworden war. Klagend schrieb er an Müffling:

> Soll es denn nicht sein, daß Wahrheit und Recht endlich einmal obenauf kommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn!

Sein Wunsch sollte nicht erfüllt werden: der Brand war in die Wunde getreten; zwei schmerzhafte Operationen, denen er sich unterwarf, blieben ohne Erfolg; infolge der dritten gab er am 28. Juni seinen Geist auf. Niemand täuschte sich über die Schwere dieses Verlustes; von

seiner Familie, vom Hofe, von seinen Waffengefährten, vom ganzen Volke wurde Scharnhorst gleichmäßig betrauert. Und des Volkes Schmerz um den großen Todten fand seinen schönsten Ausdruck im Liede; Max von Schenkendorf weihte seinem Andenken sein schönes Gedicht:

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General! —

Und E. M. Arndt sang ihm sein von Mund zu Mund eilendes:

Wer ist würdig unsrer großen Todten,
Die einst ritterlich fürs deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten —

Am schönsten aber und der Bedeutung eines solchen Todesfalls am entsprechendsten, weil es auch der uns so oft unbegreiflichen Fügung des Schicksals eine würdige Deutung gibt, ist das, was Scharnhorst's Tochter, die Gräfin Julie Dohna, darüber an Arndt schrieb:

Wie viel ich durch meinen Vater verloren, weiß niemand. Er war der zärtlichste Vater und mein innigster Freund. Meine vollkommene irdische Glückseligkeit ist dahin; ich murre nicht gegen Gott, ich war bisjetzt zu glücklich und liebte das Leben zu sehr. Den Verlust, den die gute Sache durch seinen Tod leidet, darüber bin ich ruhig. Wenn Gott in einem Augenblick, wie der jetzige, einen solchen Menschen zu sich nimmt, so liegt darin ein großer Zweck, den wir, wenn wir ihn nicht begreifen, doch ehren müssen. Dieser feste Glaube gewährt mir den besten Trost.

Hans Prutz.

Arthur Stahl's spanische Reisebilder.

Spanien. Reiseblätter von Arthur Stahl. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 2 Thlr.

Seitdem die Eisenbahn zwischen Paris und Madrid vollendet worden, ist uns die Iberische Halbinsel bedeutend näher gerückt; sie ist gleichsam mit in die große Tour hineingezogen und auch den Waggonreisenden zugänglich geworden. Der Waggonreisende ist aber eine ganz besondere Species von Weltfahrer, der mit den Barth, Schlagintweit, Livingstone und Heuglin wenig gemein hat. Er geht durchaus nicht auf Abenteuer aus; er fährt eigentlich nur aus einem Hotel ins andere, in der Zwischenzeit wacht er oder schläft er, nimmt durchs Waggonfenster ein Stückchen Gegend in sich auf und führt mit den Reisenden, die ebenfalls aus allen Ecken und Enden der Welt auf die Polster neben ihm hingeschneit sind, kosmopolitische Gespräche. Wie kosmopolitisch ist überhaupt eine Eisenbahn! Die Schienen, die Telegraphendrähte, die Bahnwärter, die Weichen, die Bahnhöfe — das ist mit kleinen Nuancen dasselbe, ob man zwischen Petersburg und Moskau oder zwischen Magdeburg und Leipzig oder zwischen Sevilla und Cadiz fährt. Ueberall stößt die Locomotive denselben Schrei aus — solch eine Eisenbahn hat gar kein Nationalcostüm.

Wohin ist die Romantik der Landstraßen und Fußwanderungen? Selbst die Räuberromantik von Terracina bleibt abseits liegen, seitdem die Eisenbahn zwischen Rom und Neapel durch das Volskergebirge führt. Und gar die Romantik der spanischen Bergschlösser und Bergschenken, der Hidalgos und Don Quixote und der Friedensguerrillas, welche mit der Börse der Reisenden Krieg führen — wie sollte der Reisende sie auf den Eisenbahnstationen wiederfinden?

Ein solcher Waggonreisender ist auch Arthur Stahl, dessen „Reiseblätter" aus Spanien vor uns liegen. Oder, sagen wir's nur gleich, eine solche Waggonreisende; denn das Incognito der Dame ist durchsichtig genug. Es gibt besondere Merkmale, an denen man eine Schriftstellerin immer erkennt, mag sie auch in Mannskleidern gehen und Cigarren rauchen, wie die George Sand, oder mit einem so gelehrten Aplomb ausgerüstet sein, wie die Fanny Lewald. Das Ewig-Weibliche transspirirt durch alle Zeilen. Wir respectiren also das Incognito Arthur Stahl's nicht; wir wissen, daß wir uns einer Dame gegenüber befinden, und werden in den Katechismus unserer kritischen Pflichten die Galanterie mit aufnehmen.

Bei einer Dame aber heißt es: zuerst der Spiegel und dann das Bild. Ehe wir das Album dieser Reisebilder durchblättern, müssen wir uns die Photographie der Verfasserin etwas näher ansehen. Verrathen diese Züge Geist, Phantasie, Empfindung? Arthur Stahl ist ein liebenswürdiger Autor; er hat die für einen Waggonreisenden unerlaßliche Gabe, rasch aufzufassen, die ersten Eindrücke lebendig aufzunehmen und widerzuspiegeln, eine Gabe, die den Frauen besonders angeboren ist. Doch mit dieser mehr instinctiven Begabung vereint er das Talent lebendiger Schilderung, reges Naturgefühl und feine Kunstbildung. Wir wissen daher, was wir von einer solchen Reisebeschreibung zu erwarten haben. Die Städte, die Landschaften, die Volkssitten und vor allem die Kunstschätze Spaniens werden in frisch colorirten Bildern uns vorgeführt werden. Als Zugabe werden wir manches kleine persönliche Erlebniß, Regenwetter und Sonnenschein, einige Speisekarten in den Hotels und Eisenbahnrestaurationen mit in den Kauf nehmen müssen, beileibe aber keine romanhaften Abenteuer, denn die passiren einem Waggonreisenden heutigentags nicht mehr, selbst wenn er eine liebenswürdige Waggonreisende wäre. Darin gleicht das Land des Cid ganz den minder romantischen Ländern. Oder passirt ein kleiner Roman, so gehört er nicht ins plauderhafte Reisebuch, sondern man macht eine selbständige verschwiegene Novelle daraus, wo der Held Almansor heißt und die Heldin Isabella oder Bertha, und in welcher Wahrheit und Dichtung sich zauberisch verschlingen.

Worauf wir aber verzichten müssen, das ist, ein Bild der politischen und socialen Verhältnisse Spaniens zu erhalten oder Charakterköpfe der öffentlichen Persönlichkeiten, welche eine hervorragende Rolle in der Neuzeit spielen. Die Lage Spaniens ist kritisch und pikant genug: Espartero, O'Donnell, Prim, auch nur in der anekdotischen Beleuchtung der Salons gesehen, die Königin und der Hof in scharfen Silhouetten — das wäre eine unleugbare Bereicherung des spanischen Bilderbuchs gewesen. Von den Parteien, den Zeitungen, den Journalen, den Strömungen der öffentlichen Meinung erfahren wir nichts, wenig von Literatur und Theater, von Handel, Industrie

Landbau. Nur die flüchtigsten Streiflichter fallen alle diese Gebiete. Doch ein Thema, das sich ein r nicht stellt, braucht er auch nicht zu lösen.

Dagegen hat Arthur Stahl einige Epochen der spa- :n Geschichte eingehender studirt, und diese historischen blicke beleben einigermaßen die Städte- und Land- sbilder. Arthur Stahl verband nämlich mit der nach Spanien noch einen besondern literarischen Zweck. Dame reiste im Interesse eines Romans, mit dessen ssung sie beschäftigt ist, der in Spanien spielen soll dessen Heldin Maria Padilla ist, die Gattin des Juan de Padilla, Haupt der Communeros zur Zeit Regierungsantritts Karl's V. in Spanien. Es war Studienreise, um Localfarben und Colorit für eine andichtung zu gewinnen. Dies Interesse flößte ihr wärmere Theilnahme für einzelne Städte und denk- ige Plätze des Landes ein, als sie sonst wol ein flüch- Tourist besessen haben würde.

flüchtig ist die Reise, namentlich der Anfang. Da lt's immer zum Einsteigen, ehe man sich kaum auf Station umgesehen hat. Köln, Belgien fliegen vor- ein Besuch in Fontainebleau, im pompejanischen , das durch seine Ruhe und Stille einen nicht wischenden Eindruck macht — und wir sind mit Pa- gefunden. In Bordeaux, einer Handelsstadt, der es llem Charakteristischen fehlt, besuchen wir das große ter und erfahren, daß das Ballet sehr reich und ge- dlos und les filles du feu bei weitem weniger elfen- und decent sind als die unsers Ballets. Durch die Landes geht's in das liebliche Thal des Adour. och beginnen hier die Enttäuschungen. Zwar die von Tarbes nach Lourdes ist sehr anregend, der t von Lourdes gewährt einen sehr malerischen An- in St.-Sauveur gibt es vorzügliche Maccaroni und , niedliche Mädchen (letztere besonders auf die Bühne ht, um das Incognito des Herrn Arthur Stahl auf- zu halten und ihn als männliches Wesen zu signa-). Doch schon der Badeort St.-Sauveur ist nicht nderschön, wie man erwarten durfte. Dafür wird h flüchtig genug geschildert, während wir allerlei er- , was Arthur Stahl in der Einsamkeit des höchst- ten Hauses von St.-Sauveur empfunden, wie er Wärme und Innigkeit derer gedacht hat, die er liebte, ohne Groll derer, die ihn verletzt hatten — Empfin- n, die seinem Herzen alle Ehre machen, die er aber gut auf der Lüneburger Heide hegen konnte wie chwefelbad von St.-Sauveur.

och die garstigen Pyrenäen! Nun tritt gar Regen- ein und Sturm. Dennoch muß das Programm me gesetzt, es müssen die Gavefälle besucht werden. apa wird über den Kopf gezogen, die Berge liegen ten Schleiern, den Regen treibt der Wind ins Ge- — und so fühlen sich die Reisenden wiederum ent- , als sie die Gavefälle vor sich sehen, und finden ines Deficit zwischen ihren Erwartungen und der chkeit. Wir haben nicht die Ehre, die Gavefälle lich zu kennen; dennoch fühlen wir uns gedrungen, ihre Vertheidigung zu übernehmen; denn eine Landschaft ist nicht verpflichtet, romantisch und schön auszusehen bei einem Wetter, bei dem man, nach der Beschreibung, keinen Hund aus der Thür jagt. Auch weiterhin erhalten die Pyrenäen keine ehrenden Prädicate. Kein wildes, romantisches Felsgebirge, sondern eintönige Formation, ärmlicher Baumschlag, verbrannte Vegetation, nichts von den verheißenen großen Naturschauspielen.

Dafür entschädigt denn Pau und das Schloß Heinrich's IV. in reichem Maße:

Wir traten auf die hohe Terrasse und nun wurde mir klar, daß wir uns an dem schönsten Orte befanden, welchen ich jemals gesehen hatte, an einem Punkte von so mannichfaltigen Reizen, daß ich ihm in Bezug darauf kaum einen andern zu vergleichen wüßte. Der Anblick war für mich von unsaglichem Zauber. Die ganze Pyrenäenkette lag vor uns. Aber von hier wie majestätisch die Hochgebirgsmauer, wie groß, wie prachtvoll in ihren Färbungen. Einige Spitzen waren mit Schnee bedeckt, andere in Wolken gehüllt, grau und gewaltig. Vor derselben zog sich das anmuthigste Hügelland hin, von üppigem Grün und Wald, vom klaren Gave, zu dessen beiden Seiten Pau erbaut ist, durchschnitten und von unzähligen weißen Landhäusern geschmückt. Eine leichte Brücke führt über den Fluß und langhin dehnt sich am diesseitigen Ufer, ebenfalls auf Hügeln erbaut, der größere Theil der Stadt. Diese Aussicht beherrscht das Schloß, welches, selbst neu hergestellt und von schönen Gartenanlagen umgeben, einen entzückenden Anblick gewährt. Es ist mit seinen Zacken und Thürmchen, seinen Altanen und Erkern, im Schose von Grün, ungemein pittoresk, hohe Mauern sind mit wildem Wein bekleidet, der jetzt in rothen Guirlanden anmuthig die Säulen und Balcone umschlang, Terrassen mit einem Flor von bunten Blumen gaben einen reizenden Contrast zu dem ernsten Grau des Schlosses, und nach dem Ufer des Gave hin zog sich älteres Gemäuer der Burg mit halb verwitterten Zinnen, von Epheu umrankt. Vor dem Altan des Schlosses, an der freiesten Stelle, steht eine neue Statue Heinrich's IV., in weißem Marmor bewunderungswürdig schön ausgeführt. Es ist eine jugendliche Gestalt, der Kopf ist kühn zurückgeworfen und der offene helle Blick richtet sich dem Gebirge zu, seinem Geburtslande Navarra. In der Linken hält er eine mächtige Hellebarte, an seine Rechte schmiegt sich ein schlanker Jagdhund. Die Einzelheiten, das gemaschte Panzerhemde, die Jagdgeräthe am Bandelier, die Hände, sind vollendet gemeißelt. Die Abendsonne schien jetzt auf einzelne Partien des Gebirgs, die Tinten wechselten unaufhörlich, die Bäume spiegelten sich in der klaren Flut des Gave, die Luft war rein und von Düften durchhaucht — es würde vergeblich sein, zu versuchen, den Zauber zu beschreiben, welcher über der Landschaft lag.

Auf der weitern Tour über Bayonne, Biarritz, Burgos nach Madrid verweilen wir nur einige Zeit in Burgos, der ersten größern spanischen Stadt, welche den Stempel ihrer Originalität und Größe wie kaum eine andere bewahrt hat. Die Kathedrale von Burgos wird eingehend beschrieben. Es sind namentlich diese Partien des Werks, welche spanische Bauwerke oder Gemälde schildern, in denen sich Kunstverständniß und Detailkenntnisse auf dem Gebiete der Architektur und Malerei in vortheilhafter Weise geltend machen.

Ein anderes Kapitel, in welchem Arthur Stahl durchaus heimisch erscheint, ist das der Trachten. Er ist für die Mantilla der Spanierinnen begeistert und würde es

für ein Nationalunglück halten, wenn dieselbe durch die Mode verdrängt würde.

Wüßte die schöne Spanierin nur, wie poetisch, wie graziös, wie unvergleichlich die Mantilla sie kleidet, wie sie jeden Mann bezaubert — sie würde in den großen Städten nicht eine so bedenkliche Zuneigung zu falschem Haar, der Crinoline, der Umgestaltung der Mantilla zeigen, und der Mode, dem Chamäleon, stolz den Rücken wenden. Die Mode vermag nicht sie zu verschönern, wol aber ihr den Zauber zu nehmen. Die Schönheit der Spanierin besteht durchaus nicht in dem, was wir Tournure nennen und die sich bis zur unerquicklichsten Form anerziehen läßt; sondern vielmehr in der vollkommensten Natürlichkeit, in einer Grazie und vornehmen Langsamkeit der Bewegungen, in der souplesse — ich bitte den Leser um Uebersetzung dieses Wortes — der uneingeengten schwellenden Körperformen, die, verbunden mit der naiven Ursprünglichkeit ihres Wesens und ihrer phantasievollen Sprache, von unbewußtem unsaglichen Reiz sind. Die Frauen des Südens haben nicht Poesie, sie sind Poesie. Man redet viel vom Stolz der Spanierin, und sie besitzt ihn, aber ebenfalls nicht in jener bekannten provocirenden, unweiblichen, überdies von den Männern nicht sehr gefürchteten Form, sondern in der Gesinnung und in der That. Der vorherrschende Gesichtsausdruck der Spanierinnen ist Güte, der Grundzug ihres Charakters Aufrichtigkeit.

Die Tracht der Spanierinnen selbst beschreibt Stahl mit kundiger Feder in folgender Weise:

Die Frauen des Südens lieben bunte Farben und diese Neigung ist ihnen ohne Zweifel ebenso natürlich von der schaffenden Mutter Natur eingeflößt, als diese im Süden ihre andern Kinder, die Blumen und Vögel, in lebhaftere Farben kleidet; der Kirchenanzug der Spanierin aber ist immer schwarz. Es ist dies so durchgehends von der reichsten bis zur ärmsten der Fall, daß es den Kirchen selbst ein Gepräge gibt und in diesem Anzug, so wohl harmonirend mit dem ernsten Ausdruck und der reinen Bläße ihrer Züge, ist sie oft von wunderbarer Schönheit. Kleid und Tuch sind von schwarzem fließenden Wollstoff; die Mantilla besteht aus einem shawlartigen Stück schwarzer Seide, das vorn eine breite Spitze hat. Es wird mit zwei Nadeln am Hinterkopf befestigt und die Spitze verhüllt das Gesicht ganz oder nur die Stirn, immer aber mit jener unbeschreiblichen Anmuth, welche eben das Schönheitsgeheimniß der Spanierin ist. Die unvergleichlich geformten kleinen Hände, die liebenswürdigerweise vom Handschuh nur halb verhüllt werden und in welchen der Fächer niemals fehlt, halten die Enden der Mantilla unter der Brust. Auch den Fuß läßt das kurze Gewand sehen und er ist bekanntlich eine hohe Nationalschönheit. Aber woher das Maß nehmen, ihn zu beschreiben? Es ist ein Kinderfüßchen, aber mit Ausdruck, mit Bewußtsein, halb so groß wie ein englischer, kleiner als jener von Aschenbrödel, und bekleidet mit einem zierlichen seidenen Schuh. So geht er, ohne sich zu beschmuzen, über die regenbefluteten Straße, ein Bild der Grazie, aber — die Mode kommt auch schon zu ihm geschritten und zwar in den Salon, mit Stiefeln von Leder mit Absätzen und Nägeln.

In Madrid ist übrigens aus der eigentlichen Mantilla bereits eine Art schwarzer Florschleier geworden, den die Spanierinnen über den Kopf werfen, und der, indem er an die Trauerflore der Leichenbitter erinnert, zu den sehr bunten Kleidern und dem glänzenden Schmuck einen unangenehmen Contrast bildet.

Im übrigen erhalten wir von Madrid nur eine allgemeine Charakteristik, dagegen eine sehr eingehende Beschreibung des Museo real. Die Verfasserin schwärmt für Murillo, dem sie später noch ein besonderes Kapitel widmet, in welchem sie die Beschreibung seiner Bilder in Madrid und Sevilla zusammenfaßt, sie ist entzückt von seiner Formenschönheit, seiner Natürlichkeit, seiner magischen Farbe. Er ist ihr der größte der spanischen Maler, „weil er, auf realistischem Boden stehend, das Geheimniß der Harmonie, das göttliche Maß, mit einem Worte die Macht besitzt, welche das Genie vom Talent unterscheidet: die höchste Idee in höchster Schönheit der Form darzustellen. Darum sind die Gemälde Murillo's auch nur von einem Werke des Genius übertroffen: von der Sixtinischen Madonna." Wie die Wanderung durch eine Gemäldegalerie immerhin etwas Ermüdendes hat, so geht es auch in der Regel mit einer eingehenden Beschreibung derselben. Auch nimmt in der That die Schilderung des Museums und der Murillo'schen Bilder einen unverhältnißmäßig großen Theil dieser Reiseblätter ein. Doch die Verfasserin schildert lebendig, mit feinem Kunstgefühl, mit Begeisterung, und da diese spanischen Galerien in Deutschland bei weitem nicht so bekannt sind wie die italienischen, so wird man diese Schilderungen immerhin mit einigem Interesse lesen.

Bei weitem interessanter ist die Beschreibung des Escurial und dann im zweiten Bande die der Alhambra, die, wie die ganze Beschreibung Granadas, anziehend und von lebendigstem Colorit ist, sodaß man sie, auch wenn man Washington Irving's Werk über die Alhambra, ein ebenso gediegenes wie mit höchster Eleganz stilisirtes Werk kennt, mit Theilnahme lesen wird.

Trefflich ist die Schilderung des Escurial; wir lassen hier die Grundzüge der äußern Architektur folgen:

Durch ein massiges Thor tritt man auf den großen Hof des Escurial, und nun zuerst die Vorder- und Seitenfronten übersehend, macht man sich eine Vorstellung von den riesigen Verhältnissen dieses „Leviathan von Stein", der größten Anhäufung von Granit nächst den Pyramiden. Bekanntlich ließ Philipp II. den Bau 1565 nach dem Siege von St.-Quentin aufführen, als Erfüllung eines Gelübdes an den heiligen Laurentius. Man weiß, daß dieser Heilige sein Martyrium auf einem glühenden Rost erlitt, und daß Philipp II., Gourmand des Gräßlichen, befahl, dem Gebäude die Form eines Rostes zu geben. Die vier Thürme an den Ecken stellen die Füße dar, die Langseiten den Rost, die Kirche mit dem vorspringenden Gebäude, der Wohnung des Königs, den Griff. Im übrigen fehlt ihm jede Ornamentik, nur seine ungeheuern Massen imponiren von Ferne, unabsehbar lange und kahle Wandflächen ermüden das Auge, eine doppelte Reihe von unzähligen kleinen Fenstern beleidigt den Schönheitssinn; man glaubt den Urtypus einer Kaserne oder eines Lazareths vor sich zu haben. Die Thürme, welche die Ecken des gewaltigen Vierecks flankiren, sind ohne allen Reiz des Stils, die Kuppel der Kirche erscheint gedrückt, und hier begegnet dem Auge zuerst die einzige architektonische Zierde, welche man später auf den Mauern, in den Gärten, auf den Treppen, überall wiederfindet: Kugeln von Granit in riesiger Größe und in solchen Mengen, daß man die Idee dieses Schmucks, welcher zugleich aller Kunst entbehrt, nicht wol dem Baumeister allein zuschreiben kann. Vielleicht waren es die Phantasiespiele eines furchtsamen und darum um so furchtbarern Tyrannen, welcher sich hier einschloß mit dem siegenden und tröstenden Bewußtsein der Kanonenkugeln, welche aber hier aussehen, als wollten Titanen sie durch den Himmelsraum auf untergehende Welten schleudern.

Mit der Vorstellung des Rostes und der Bombe, welche man nicht mehr verscheuchen kann, tritt man in den zweiten innern Hof

hier überfällt uns ein unbeschreiblich erstarrendes Gefühl von stesdruck, ein Ersterben aller Lebensfreude, Kälte, Grabes- m, eine Luft erfüllt von Miasmen mönchischer Bigoterie, uisition und Todesurtheilen. Und dies ist nicht eingegeben mitgebrachten Vorurtheilen; nein, das einzige künstlerische dienst des Escurial ist: in vollkommenster, unverkennbarster ise das auszudrücken, was es darstellen soll. Von diesem ichtspunkt aus ist der Escurial bewunderungswürdig, und könnte sich wieder versucht fühlen, ihn mit den Pyrami- zu vergleichen. Die Lage, die Umgebung, der Ernst des ls, drücken sie nicht den unerbittlichen Ernst des Todes aus? r noch mehr. König Philipp wollte nicht allein ein großes usoleum für Todte errichten, der Escurial war vielmehr Grab für Lebendige, ein Grab für jede Lebensäußerung, che freier geistiger Bewegung ähnlich sah. Wie ein doppel- undurchdringlicher Ring umgeben Klostergänge alle Seiten Gebäudes; die äußern Umfassungsmauern bilden Kasernen, der freie Raum zwischen beiden diente als Exercierplatz. Innern des Gebäudes gibt es mehrere der erwähnten klei- Höfe, sie sind gleich düster und traurig, und das mono- Plätschern steinerner Brunnen dient nicht dazu, die Me- holie zu verscheuchen, welche dort wohnt.

Auch die Bilder, welche Arthur Stahl von Cordova, villa und Cadiz entwirft, führen die charakteristische ysiognomie dieser Städte uns lebendig vor Augen. Der azar von Sevilla, die zweite Alhambra von Spanien, d ausführlich geschildert, und gerade für die Schilde- g der architektonischen Merkwürdigkeiten hat Arthur ahl ganz die geeigneten Farben auf ihrer Palette:

Wenn man auf den mauerumgrenzten Vorplatz tritt, so lt zuerst die Façade des Schlosses die Aufmerksamkeit. Ob- sie von Pedro herstammt und offene Bogenfenster hat, was nntlich nicht die Sitte der Moriscos war, ist sie durch einen bischen Baumeister hergestellt und von einem Reiz des Detail, man sich stundenlang in dasselbe vertiefen könnte. Ein ver- detes Gitter mit den Wappen der verschiedenen Besitzer um- vorspringend das Hauptportal. Das Innere des Alcazar feenhaft. Eine Perspective von Säulen und Bogen, welche att der Thüren die Gemächer voneinander trennen, begegnet retend dem Auge; die Bogen sind von unnachahmlicher Ar- . Durchbrochen, am Rande gezackt wie ein gefaltetes Band, unden, wie aus Tropfstein gebildet, in den mannichfachsten vechselungen und immer künstlich so gestellt, daß nicht die gänge einander decken, sondern sich gegenseitig hervorheben. es der vielen Gemächer ist mit Marmorgetäfel in verschie- en Mustern belegt und hat, rings herumlaufend, eine 6 Fuß e Verzierung von bunten Fayenceplatten, Azulejos, deren stellung in so glänzenden Farben und Mustern das Geheim- der Araber war. Die Wand darüber, wenn sie nicht mit ck von feinen Arabesken bekleidet war, belegte man mit de aus Damaskus. Der größte der Säle, so strahlend in benpracht, als wäre er eben erst vollendet worden, ist La a de Embajadores. Hier macht man sich zuerst eine Vor- ung von der expansiven Phantasie und dem raffinirten Luxus Mauren. Und doch ist es nicht allein Luxus; es ist etwas stiges, etwas Hochgebildetes in diesem Stil und dieser Aus- ückung, dem ich in der That nichts zu vergleichen wüßte, eine andere Kunst hervorgebracht hat. Leichte Säulen von hem Marmor mit goldenen Capitälen tragen die Decke und hsen aus dem glänzenden Marmorboden hervor wie orga- he Gebilde. Eine durchbrochene Galerie, leicht wie aus ldfiligran gebildet, läuft rings darüber hin; und von hier betrachteten die Damen des Harems, ohne gesehen zu wer- , das Festgepränge im Saale. Ueber der Galerie sind die nster angebracht, welche gedämpftes Licht geben. Der Pla- d ist hochgewölbt von dunkelm Sandelholz mit vertieften ldblättern, von welchem herab jetzt fünf mächtige Kronleuchter hängen. Das Ganze ist überdeckt mit Stuck in den reichsten Arabeskenformen und strahlt von Farbenpracht, wie ein goldenes Gewebe über Purpur und Blau.

Von hier führt ein Doppelthor in den Hof der Jungfrau, einen unbedeckten Hof, dessen Boden Marmorplatten bedecken: eine Fontaine, Alabastersäulen und Palmen fehlen nicht. An den angrenzenden Hof des Serails, dessen Boden und Säulen von blendendem Marmor, der weiße Stuck der Wände aber von solcher Zartheit ist, daß man ihn mit Silberfiligran oder mit Spitzengewebe vergleichen möchte, stößt das Schlafgemach der Favorite, dessen große Bogenfenster einen Blick auf die entzückenden Gärten, auf die aus dem Laubwerk ragenden weißen Thürmchen, goldenen Halbmonde oder die Kuppel und die Spitzen eines zierlichen Pavillons gestatten. Hier duftete es im November von Heliotropen, Vanille und Rosen und das Auge schwelgte im Grün der Palmen, Orangen und Magnolias.

Eine Merkwürdigkeit Sevillas ist auch das Haus des Pilatus, eine genaue Nachbildung vom Hause des Landpflegers in Jerusalem, welches, der Chronik zufolge, zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Don Fadrique de Rivera, erstem Marquis von Tarifa, erbaut worden ist. Der große offene Hof des Hauses ist sehr schön, von einem Säulengang umgeben, zwischen dessen korinthischen Säulen Büsten der römischen Imperatoren stehen, unter denen sich wunderbarerweise auch die Büste Kaiser Karl's V. befindet, ein Anachronismus, wie ihn sich die Schmeichelei zu allen Zeiten erlaubt hat. Arthur Stahl ist gutmüthig genug, sich in diesem Hofe einer Vision hinzugeben, welche ihr die biblischen Vorgänge bei Pilatus mit dramatischer Lebendigkeit vor die Seele führt. Dies Retouchiren eines Negativbildes erfordert jedenfalls eine sehr reiche und „alerte“ Phantasie.

Zur Charakteristik des Katholicismus mag folgendes Curiosum dienen, das Arthur Stahl ebenfalls aus Sevilla berichtet. Die Reisenden fanden eines Tags großes Getümmel vor der Kathedrale:

Festtäglich geputzte Gruppen standen an den Kirchthüren und alle Anzeichen in den erwartungsvollen Gesichtern der Erwachsenen und der Lustigkeit der Kinder ließen vermuthen, daß sich hier etwas Absonderliches begebe. Es ließ auch nicht lange auf sich warten; denn plötzlich stürzte der Bischof in vollem Ornat, gefolgt von der Klerisei und allen, die seiner Messe zugehört, mit so eiligen Schritten aus der Kirche auf den freien Platz vor derselben, als hätten die Gewölbe den Einsturz gedroht. Und noch seltsamer nahm es sich aus, als hier draußen ruhig die Vorbereitungen getroffen wurden, den Gottesdienst fortzusetzen. Das Ganze war eine kirchliche Feier zur Erinnerung an das Erdbeben von Lissabon, dessen Jahrestag heute war, wie man uns nun erklärte. Die Erdstöße, welche den größten Theil von Lissabon zerstörten, waren in Sevilla mit großer Vehemenz fühlbar gewesen und hatten den in der Kathedrale die Messe celebrirenden Priester so erschreckt, daß er mit allen Zuhörern in wilder Hast die Kirche verließ, aber als sich nichts weiter ereignete, auf dem Platze die Messe weiter las. Die bewegliche Phantasie des Volks im Süden will solche Darstellungen, und wenn man dazu lächelt, wie zu den phantastischen Spielen lebhafter Kinder, so begreift man zugleich die Macht des Katholicismus im Süden, der in feinster psychologischer Berechnung nie unterläßt, den Eigenthümlichkeiten und Schwächen der menschlichen Natur Concessionen zu machen.

In Cadiz macht auf unsern Berichterstatter, nur der Spaziergang, der die ganze Rhede übersieht, einen günstigen Eindruck. Im übrigen sind die Plätze klein, die Straßen eng, die Wohnhäuser geschlossen, von enormer Höhe und vielen Fenstern. Kunstwerke, Monumente, schöne Gebäude gibt es nicht, die Kathedralen sind sehr mittelmäßig.

Die Ankunft in Gibraltar gibt Veranlassung zu einem landschaftlichen Gemälde, dem es weder an Stimmung noch pikanter Beleuchtung fehlt. Von den Affen dieser Felsenspitze erfahren wir nichts, wenig von den Engländern, desto mehr von den Mauren, deren Augen eine verzehrend wilde Glut besitzen und in einem Grade, daß man davor erschrecken könnte:

Es scheint nicht ein Licht, welches von der Seele ausgeht, vielmehr als wäre ein Glutfunken von der Sonne Afrikas darin aufgefangen und blitzte wie in den Augen des Tigers oder des Königs der Wüste, des Löwen. Auch ist die Farbe der Augen nicht schwarz, sondern von dem viel ausdrucksfähigern Braun. Ebenso das Haar nicht schwarz oder gar wollig, sondern braun, fein und lockig, die Gesichtsfarbe klar und dunkel, die Nase kühn geschnitten, das Gesicht oval, die Zähne blendend — funkelnd weiß. Es ist nicht möglich, ein Geschöpf von poetischerer Wildheit zu sehen als ein Kind dieses Stammes, schlank und behend wie eine Antilope, pfeilschnell im Lauf, kletternd und springend, Sehne und Nerv in jeder Bewegung. Für die Schönheit der Frauen sind jene Züge fast zu stark, zu maßlos — mir wäre bange vor den zuweilen diabolisch reizenden Pantherkätzchen.

Die bereits erwähnten, sehr eingehenden Darstellungen Granadas und der Alhambra möge man in dem Werke selbst nachlesen; ebenso die sehr flüchtigen Reiseskizzen, welche von Barcelona, Nizza, Genua, Venedig, Wien, München handeln und nur einzelne Merkwürdigkeiten flüchtig streifen.

Ein Reisebuch wird willkommen sein, wenn es uns lebendige Anregungen gewährt und unsere Phantasie angenehm mit Bildern beschäftigt, deren Reproduction eine mühelose ist, indem die anschauliche Schilderung uns alle Mittel dazu an die Hand gibt, und wenn die Persönlichkeit des Reisenden selbst ein geistiges Leben repräsentirt, das sich in den Berichten spiegelt. Dies alles ist bei Arthur Stahl der Fall; denn wenn auch die cursorischen Partien des Werks etwas oberflächlich sind, so geben doch die mehr statarischen gediegene Ausbeute in ansprechender Form. Man weiß überdies, daß man es mit einer Dame zu thun hat, und wird mehr liebenswürdige Causeries erwarten als wuchtvolle Gelehrsamkeit.

Rudolf Gottschall.

Ein amerikanisches Frauenbild.

Margarethe Fuller-Ossoli. Ein amerikanisches Frauenbild von Ernestine Castell. Berlin, Schlingmann. 1866. 8. 1 Thlr.

Eine Amerikanerin, die in der kurzen Zeit ihrer literarischen Thätigkeit eifrig bemüht war, unter ihren Landsleuten den Sinn für deutsche Literatur zu beleben, verdient schon dadurch allein unsere Beachtung. Hier nun liegt uns außerdem ein besonderer Entwickelungsgang, ein reiches und vielfach innerlich und äußerlich bewegtes Leben vor. Die Verhältnisse brachten Margarethe Fuller in nächste Berührung mit den bedeutendsten Schriftstellern Amerikas; Emerson war ihr Freund, Channing wurde ihr Schwager; beide haben Beiträge zu diesem Lebensbilde geliefert, über ihre Kindheit hat Margarethe Fuller selbst berichtet, eigene Briefe geben ein anschauliches Bild von ihrem Leben in Europa, namentlich von ihren Schicksalen während der Bewegung in Rom.

Margarethe Fuller wurde am 23. Mai 1810 zu Cambridge-Port, Massachusetts, geboren. Ihr Vater, ein Rechtsgelehrter, ließ es sich sehr angelegen sein, den Verstand des frühreifen Mädchens zu entwickeln; er verlangte vor allem Präcision und Klarheit im Denken; sie selbst meint, „Kinder sollten nicht vor der Zeit die Früchte des Nachdenkens und der Arbeit großer Männer sondiren, sondern in der Sonne wachsen, um die Kraft zu entwickeln zu selbständiger Erzeugung von Gedanken". Sie lernte schnell und zeigte namentlich eine große Begabung für die Sprachen. Früh wurden Shakspeare, Cervantes und Molière (den letztern unterschätzt sie) ihre Lieblingsschriftsteller. „Romeo und Julie" verschlang sie, als sie erst acht Jahre alt war. Nebenbei las sie die besten französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts; diese und das praktische Leben in Amerika legten wol den Grund zu ihren religiösen und politischen Ansichten. In den erstern vermissen wir strenge Geschlossenheit und Kritik; schon früh ging sie nur um des Vaters willen in die Kirche und dachte dort an alle mögliche Dinge, nur nicht an den Gottesdienst. Grenley, der Herausgeber des „New York Tribune", nennt sie „tief religiös, obgleich ihr Glaubensbekenntniß sehr klar und kurz war"; „Mythologie und Dämonologie zogen sie besonders an". Channing sagt, sie wäre „durch ihre Natur selbst zum Mitgliede der Transcendentalisten berufen", denen sie eifrig angehörte. Später in Rom besuchte sie oft mit ihrem Manne die katholische Kirche, und „erquickte sich mit ihm an dem erhebenden Einfluß, den der kirchliche Ritus auf sie ausübte". Nach einem kurzen, für ihre Charakterbildung wichtigen Aufenthalt in einer Pensionsanstalt, kehrte Margarethe in das älterliche Haus zurück. Von jetzt an bildet sich ein lebhafter Verkehr mit ausgezeichneten Männern. Zweiundzwanzig Jahre alt, lernt sie die deutsche Sprache; Goethe, Schiller, Jean Paul waren ihre Lieblingsschriftsteller. Sie übersetzt Goethe's „Tasso", sie erklärt, „daß deutsche Bildung das rechte Gegengewicht gegen die Richtung unserer Zeit und unsers Landes (Amerika) sein würde", und beschließt, eine Reihe von Aufsätzen über deutsche Literatur zu liefern. Später übersetzt sie auch ausgewählte Theile deutscher Philosophie ins Englische für Channing, mit dem sie auch Herder und De Wette las, 1839 gab sie Eckermann's „Gespräche mit Goethe", 1841 die Briefe der Günderode und Bettina's in englischer Sprache heraus. Als durch den Tod ihres Vaters die Erfüllung ihres Lieblingswunsches, Europa zu sehen, verschoben wurde, war sie bemüht, durch Unterricht, durch fleißiges Mitarbeiten an der „Sonnenuhr"

ſſätze über Goethe, Beethoven, den Rhein u. ſ. w.), h Unterhaltungsſtunden in Boſton und Neuyork ſich den Ihrigen eine geſicherte Lebensſtellung zu ver- ſen. Die höhern Zwecke, Selbſtbildung, Selbſter- ing, Selbſtveredlung, ließ ſie nie aus den Augen.

Ein ſelbſtändiges Werk von ihr: „Das Weib des Jahrhunderts“, machte Aufſehen. Franzöſiſcher So- smus hatte ſie von jeher angezogen, in der Aſſocia- ſah ſie freilich nur ein „Experiment, das man ver- n müßte“. Beſonders eifrig war ſie für die Eman- ion der Frauen, ſie fordert für dieſe die vollſte An- nung ſocialer und politiſcher Gleichheit mit dem ılichen Geſchlecht. Die Fortſchritte, die damals Fou- s Lehren machten, erfüllten ſie mit Freude und Hoff- ,en.

Ein Wendepunkt ihres Lebens wurde ihre 1846 un- mmene Reiſe nach Europa. Sie ſchreibt von ihrem mmentreffen mit De Quincey und Carlyle in Eng- , ihrer Bekanntſchaft mit George Sand, Lamennais, nger, Mickiewicz in Paris. Manzoni lernt ſie in and kennen. Am wichtigſten für ſie war ihr Zu- ıentreffen mit Mazzini bei Carlyle. „Er iſt wie eine e und reine Muſik“, ſchreibt ſie, aus London. Wäh- der Revolution in Rom beſucht er ſie, und da fin- e ihn „nach ſeinen Leiden und Anſtrengungen gött- ausſehend denn je“. Schon in London nimmt ſie an ſeinen Planen für die Zukunft ſeines Vater- s, er war es wol, der ſie überzeugte, „daß die ikaner in Europa die Herzen dieſer lange unterdrück- lation ermuthigen müſſen“; ſie hätte gern ihr Leben n gegeben, „wenn es nützte“. Indeſſen iſt ſie thätig Geldſammlungen unter ihren Landsleuten, als Pfle- im Kampfe, „alles beſtärkt ſie in ihrem Radicalis- , der allerdings ſolche Fortſchritte macht, daß ſie rmordung Roſſi's für ganz natürlich hält. In das ıweſen hinein zieht ſie einen jungen Marcheſe Oſſoli, ,em ſie ſich durch eine geheime Ehe, abenteuerlich , verbindet. Das klare, folgerichtige Denken geht uſch und Begeiſterung unter. Dennoch haben ge- dieſe Seiten ihres Lebens, durch die realiſtiſche Dar- g, einen ganz beſondern Werth. Der Ausgang Revolution iſt bekannt; ſie flieht vor den Franzo- it ihrem Manne und ihrem Sohne, ein Kauffahrtei- führt ſie nach Amerika. Sie ſollte ihr Vaterland wiederſehen; das Schiff ſtrandete an den Ufern von sland, die lebloſe Geſtalt ihres Knaben war der : von Margarethens Schätzen, der das Ufer Ame- erreichte. Auch ihr wichtiges Manuſcript über n blieb verloren.

rwähnt ſei noch, daß dies Lebensbild aus den in ı erſchienenen dreibändigen „Memoirs of Margaret -Ossoli“ ſehr geſchickt zuſammengeſtellt iſt. Ein wegtes Leben liegt in ſeiner Entwickelung bis zu jähen Abſchluſſe, mit ſeinem Streben und ſeinen gen, vor uns und gibt vielen Stoff zum Denken leberlegen.

A. Freiherr von Loën.

Aus Thüringens Geſchichte.

Die Landgrafen von Thüringen zur Geſchichte der Wartburg. Von C. Polack. Mit zwei Abbildungen und einem Facſi- mile. Gotha, F. A. Perthes. 1865. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Titel entſpricht nicht ganz dem Inhalte des Buchs. Er iſt an und für ſich nicht recht verſtändlich, zunächſt aber würde man nach ihm eine Darſtellung der verſchiedenen Wandelungen erwarten, welche das in der Sage und Geſchichte gleich berühmte Schloß durch ſeine verſchiedenen Herren und Beſitzer erfahren hat. Das Thema wäre intereſſant genug, um ſelbſtändig behandelt zu werden und würde nach allen Seiten hin für die Landes- und allgemeine deutſche Culturgeſchichte die lehr- reichſten Beiträge liefern, wie jedermann weiß. Die Wartburg gehört ja zu den wenigen auserwählten Stät- ten im deutſchen Lande, deren Ruhm wirklich populär iſt und ſich nicht blos auf die Elite der Fachgelehrten oder der wenigen gründlich Gebildeten beſchränkt. Unſer Buch bringt aber etwas anderes, nämlich eine meiſt recht aus- führliche Erzählung der Geſchichte der thüringiſchen Land- grafen von ihrem erſten Ahnherrn Ludwig dem Bärtigen im 11. Jahrhundert bis zu Landgraf Friedrich's IV. Tode 1440. Während dieſer ganzen Zeit war Thüringen po- litiſch ſelbſtändig, wenn auch ſeit 1247 durch das Aus- ſterben des alten landgräflichen Hauſes unter der gleichen Dynaſtie mit Meißen und dem Oſterlande verbunden. Seit 1440 änderte ſich dies inſofern, als bei der Landes- theilung, die 1445 zwiſchen den Brüdern Kurfürſt Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm er- folgte, Thüringen nicht mehr den ausſchließlichen Beſitz ſeines neuen Herrn bildete, ſondern nur ein Nebenland zu deſſen andern Erblanden wurde. Auch für die Be- deutung der Wartburg als fürſtlicher Reſidenz war dieſe Epoche entſcheidend. Bis dahin konnte ſie als die eigent- liche Wohnung und Heimat des jedesmaligen Herrn des Landes gelten, natürlich nur in dem Maße, in welchem die Fürſten des Mittelalters auf einer Burg ihres Be- ſitzes heimiſch zu ſein pflegten. Nach mittelalterlicher Sitte wechſelte ja bekanntlich der Aufenthalt des höhern Adels, von dem edeln Reichsminiſterialen an bis zu dem Kaiſer, viel raſcher und häufiger, als es in der Zeit ſeit dem Dreißigjährigen Kriege der Fall zu ſein pflegte. Der pompöſe Apparat, mit dem ſich die an Selbſtbewußtſein und äußerer Geltung ſo ſehr geſtiegene fürſtliche Gewalt ſeitdem zu umgeben liebte, geſtattete natürlich eine ſo ra- ſche Beweglichkeit nicht mehr wie in jenen frühern Jahr- hunderten, wo die vornehmſten Fürſten ſich doch nichts weiter denn als primi inter pares dünken durften. Un- ſere Wartburg iſt ſeit 1445 zwar noch öfters die Stätte des fürſtlichen Hoflagers geweſen, aber niemals mehr auf längere Zeit, und kein Fürſt hat auf ihr weiterhin ſeine eigentliche Heimat gefunden. Es waren nur vorüber- gehende Zugvögel, die ſeit dem 17. Jahrhundert im- mer ſeltener kamen und im 18. ganz ausblieben, als die neuen Reſidenzſchlöſſer in den Städten und die neuen Luſtſchlöſſer unten im Lande den fürſtlichen Hofhalt dauernd aufnahmen.

Von 1067, wo Ludwig der Springer den Bau einer Burg auf dem Wartberg begann, bis 1440 sind beinahe 400 Jahre verflossen, in denen die Prachtliebe und ebenso sehr das Streben nach möglichster Sicherung unzählige Veränderungen an dem ursprünglichen Bau herbeiführten. Denn selbstverständlich konnte und durfte ein Fürst des Mittelalters nicht blos in einem geräumigen und schönen Schlosse wohnen; es mußte und zwar in noch höherm Maße die Eigenschaft der Festigkeit und kriegerischen Brauchbarkeit haben. Die Macht und die Bedeutung des Besitzers wurde zum großen Theile danach geschätzt, und es ist bekannt genug, daß die Wartburg wenigstens bis zum 15. Jahrhundert in dieser Beziehung der hervorragenden Stellung ihrer Herren unter den deutschen Reichsfürsten ebenso entsprach, wie sie als Prachtbau und Stätte des fürstlichen Glanzes die meisten ihrer gleichzeitigen Nebenbuhlerinnen in Deutschland übertraf.

Wir erfahren aus unserm Buche gelegentlich wol einiges von diesen Veränderungen, welche die Wartburg unter der Hand ihrer damaligen Besitzer über sich ergehen lassen mußte, aber diese Notizen finden sich nur zerstreut und keineswegs vollständig. Man wird durch Ritgen's, des bekannten verdienstvollen Wiederherstellers der alten Burg, „Führer auf die Wartburg" viel gründlicher und anschaulicher in diesen Theil der Geschichte des Ortes eingeführt; selbst die Beschreibung der Wartburg von Thon, die noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt, möchte für diesen Zweck vorzuziehen sein. Auch die magere Uebersicht der weitern Schicksale des Schlosses, nachdem es aufgehört hatte, Residenz der Landesfürsten zu sein, die am Schlusse des ganzen Buchs angehängt ist, könnte eben wegen ihrer Magerkeit lieber ganz fehlen.

Offenbar verdiente die Wartburg jene Art von monographischer Darstellung, wie wir sie oben kurz angedeutet haben, worin sie selbst gleichsam auch als ein lebendiger Bestandtheil, als ein zu historischer Existenz vor unzähligen andern berechtigtes Individuum in den Mittelpunkt gerückt würde, während wir sie so nur hier und da einmal von der Seite oder als Hintergrund großer geschichtlicher Ereignisse und Personen zu sehen bekommen. Eine Localität, an welche sich wie kaum an eine zweite die Liebe und Verehrung, die Phantasie und das Gemüth des deutschen Volks in so hohem Maße geheftet hat, ist sozusagen in jedem Steine ein merkwürdiges Object für die Wissenschaft oder für den Gebildeten überhaupt. Es handelt sich nicht blos um das kunstgeschichtliche Moment, das in der erwähnten Schrift von Ritgen, und dort mit Recht, hauptsächlich berücksichtigt ist, auch nicht um eine bloße Aufzählung der verschiedenen Schloßhauptleute und der zu verschiedenen Zeiten hier befindlichen Besatzung, wie sie bei Thon in ermüdender Ausführlichkeit sich findet: ein Haus, eine Burg bietet in ihrem ganzen Dasein noch sehr viele andere Momente dar, welche ihr Geschichtschreiber beachten muß, wenn er die Totalität ihres Wesens darstellen will.

Doch wenden wir uns zu dem wirklichen Inhalt des vorliegenden Buchs, der nichts anderes ist als eine neue

Bearbeitung der ältern Regentengeschichte Thür[...]
Eine solche neue Bearbeitung gehört bekanntlich [...]
vielen von der modernen Wissenschaft oft [...]
hingestellten Aufgaben, die noch immer keine [...]
funden haben. Der Verfasser hat sich durch [...]
von Monographien, welche die Geschichte und [...]
seiner engern Heimat Thüringen betreffen, mit [...]
lenmaterial und den übrigen Hülfsmitteln [...]
kannt gemacht und zeigt überall die zu seinem [...]
men nöthigen Kenntnisse in den verschiedenen Zw[...]
geschichtlichen Hülfswissenschaften. Seine Darst[...]
einfach und ohne alle Prätensionen, aber gegen [...]
fassung der Menschen und Dinge ließe sich [...]
wenden, da sie wesentlich modern-subjectiv ist [...]
eigentlich historischen Sinnes entbehrt. Die [...]
moralische Reflexion des gewöhnlichen gesunden M[...]
verstandes und der Durchschnittsbildung unserer [...]
doch nicht recht als Maßstab für die Charaktere [...]
telalters gelten, die auf einer so ganz verschiedenen [...]
lage ruhen. Es erscheint dann alles zu lang [...]
kurz, was, wenn es schlicht als das, was es ist, [...]
nommen wird, sein rechtes Maß hat. Daraus folg[...]
daß eine solche Auffassungsweise der Vergange[...]
unmittelbar lebendigen Eindringens in ihr Obje[...]
instinctiven Intuition entbehren wird, die doch [...]
eigentliche und höchste Ziel der Geschichtsdarstellung [...]
muß. Freilich findet sie sich bei den Modernen [...]
genug, aber das Postulat muß dennoch bestehen [...]
auch wenn es noch so wenig in der Wirklichkeit [...]
wird. Die thüringische Geschichte des Mittelalter[...]
durch die ihr eigenthümliche unverkennbare Romant[...]
bunte Mannichfaltigkeit ihres Stoffs vor vielen [...]
Thematen die natürlichste Veranlassung zu einer [...]
jectiven Auffassung und Wiedergabe, wie wir sie [...]
ältern Geschichtschreibern des Landes, z. B. bei [...]
so wohlthuender Naivetät finden. Einem Histori[...]
Gegenwart ist es freilich unmöglich, diese Naiv[...]
seine natürliche Mitgabe zu besitzen, aber er kann [...]
erwerben und wird sie sich erwerben, wenn er [...]
als einen epischen auf sich wirken läßt und sich [...]
beschränkt, ihn als solchen wiederzugeben. [...]
man gern die Urtheile über Personen und Verhält[...]
Kauf geben; wem daran gelegen ist, solche sich [...]
kann dies viel besser auf eigene Hand aus dem [...]
überlieferten Material thun, als wenn er [...]
dieses seiner subjectiven Hülle erst wieder zu [...]

Eine solche Darstellungsweise wäre hier um [...]
angebracht, als die kritische Basis der thüringisch[...]
schichte auch in dieser ihrer neuesten Bearbeitung [...]
immer eine sehr ungenügende geblieben ist. [...]
trägt das bisher vorliegende Quellenmaterial [...]
die Schuld daran. Es ist nicht möglich, damit [...]
wichtigsten Fragen zu lösen, z. B. die über [...]
und Stellung des Stammvaters der ersten land[...]
Dynastie, des Grafen Ludwig des Bärtigen. [...]
und Geschichtschreiber geben darüber so dunkle [...]
spruchsvolle Auskunft, daß ohne die allerdings [...]

scheinliche Auffindung neuer Documente die Sache vollständig räthselhaft bleibt, wie sie es schon ein Jahrhundert später gewesen ist. Ebenso unklar ist die Zeit der Gründung der landgräflichen Würde sowie ihre eigentliche Bedeutung in ihrem Beginn und ihrer spätern Entwickelung, wo sie offenbar etwas ganz anderes geworden war, als im Anfang, und wo sie sich auch durch die beinahe herzogliche Qualität ihrer Inhaber wesentlich von den andern gleichzeitigen Landgrafschaften im übrigen Reiche unterschied. Wäre der Verfasser im Stande gewesen, das Detail der deutschen staatsrechtlichen Verhältnisse als selbständiger Forscher zu beherrschen, so würde er wahrscheinlich hierüber zu klarern Resultaten gelangt sein. So aber bleibt er von seinen Autoritäten, den frühern Bearbeitern der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte abhängig, die hier alle sich mit einigen Phrasen behelfen und der präcisen Darstellung des Sachverhalts aus dem Wege gehen. Fast ebenso dunkel ist die an sich so höchst bedeutsame Geschichte Ludwig's des Springers. Auch hier ist von Anfang an durch die naive und tendenziöse Sage eine bisjetzt unlösbare Verwirrung eingerissen, für die es kein anderes Heil gibt als eine ganz neue und selbständige systematische Kritik und Vergleichung der Quellen. Reiht man sie blos nebeneinander oder versucht man, sie, so gut es gehen will, miteinander in Harmonie zu setzen, so ist das Resultat ein Geschichtsbild von monströser Unwahrscheinlichkeit, das schon aus psychologischen Gründen verworfen werden muß. Aber noch weiter herab gibt es ebenso schadhafte Stellen in dieser ältern thüringischen Geschichte. Vor allem der ganze Complex, der sich an die Personen des Landgrafen Albrecht des Entarteten und seiner Söhne Friedrich und Diezmann anschließt. Hier wäre schon mit dem vorhandenen Quellenmaterial auszureichen und namentlich die auch für die allgemeine deutsche Geschichte so wichtige Frage zu beantworten, wie es sich mit dem angeblichen Verkauf der thüringischen und meißnischen Erblande an die Könige Adolf von Nassau und Albrecht von Habsburg verhielt. Aber auch hierfür reichte, wie es scheint, die kritische Durchbildung des Verfassers nicht aus: er hat sich auch hier mit einer allerdings fleißigen Zusammenstellung der Quellenangaben im Hinblick auf seine Vorgänger begnügt, die hier alle in der Irre geblieben sind.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß das Buch durch eine große Menge sehr störender Druckfehler in Namen und Zahlen verunziert ist, auch fehlt es nicht an einigen seltsamen Versehen bei Angaben aus der allgemeinen Geschichte.

Heinrich Rückert.

Jugenderinnerungen.

Die Schulgefährten. Bilder aus der „bösen Welt" von Feodor Steffens. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 2 Thlr.

Ein Novellist, der einmal keine Novellen, sondern Reminiscenzen aus seinen jungen Jahren und besonders aus dem Zusammenleben mit seinen Schulgefährten, nämlich der „Couleur", schreibt. Der erste Band enthält fast nur Gymnasiastenerlebnisse. Man wird gestehen, daß ein Band für nur solche Erlebnisse etwas viel ist, aber das Werk, das recht artig, wenn auch oft mit etwas selbstgefälliger Breite geschrieben ist, scheint auch für ein apartes Damenpublikum berechnet, für bestimmte Damen, welche die „verehrten Gönnerinnen" des Verfassers sind. So ist das Buch gewissermaßen ein Werk freundschaftlicher Pietät und soll denn auch als solches bestens willkommen geheißen werden. Der zweite Band ist noch interessanter. Er schildert, sicherlich mit mehr als photographischer Treue, das Liebesunglück Bucher's, eines der wackersten Genossen aus der „Couleur". Durch eine Verkettung von Misverständnissen und durch beklagenswerthe Intriguen der albern-adlichen Mutter der jungen Dame, wird Minna von Wollleben die Ehefrau eines bornirten Junkers, der sie vollständig unglücklich macht, sodaß sie ohne Liebes- und Lebensfreude in ein frühes Grab sinkt. Der Witwer bleibt stumpfsinnig, der ehemalige Geliebte, der um ihretwillen Hagestolz, „unverbesserlicher Junggeselle", geworden, bewahrt ihr nicht blos ein zärtliches Andenken, sondern wird auch Vormund ihres hinterlassenen Kindes. Wie manche solcher traurigen Verkettungen, die schön angelegte Menschenleben in unzerreißbare Nebelschleier hüllten, ließen sich schreiben, meist auf Misverständnissen, Irrthümern und leichtsinnigen Verleumdungen beruhend. Das hat der Verfasser in verdienstlicher Weise zur Anschauung zu bringen verstanden. Solche wirkliche Lebensgeschichten sollten häufiger geschrieben und gelesen werden; sie enthalten die wahre Moral des Lebens auf jeder Seite. Einstweilen aber ist leider noch die Coulissenreißerei auf historischem Hintergrunde an der Tagesordnung und wir seufzen umsonst: „Mühlbach, laß dein Rauschen sein!"

15.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Das Schriftstellern wird mehr und mehr Mode bei gekrönten Häuptern. Frankreich behandelt die Historie und Kriegshistorie, Schweden die Lyrik, Mexico das Feuilleton. Von Kaiser Napoleon's „Julius Cäsar" ist der zweite Band erschienen, welcher namentlich dem gallischen Krieg eine eingehende, nach den besten Quellen und mit großartigen Hülfsmitteln gearbeitete Besprechung zutheil werden läßt. Wir kommen auf diesen Band näher zurück, der besonders für Philologen und Männer der Kriegsgeschichte von hervorstechendem Interesse ist. Die wegen der wackern Gesinnung des Autors schätzbare Lyrik des Königs von Schweden haben wir bereits besprochen. Es ist vielleicht das erste mal, daß ein König in seinen Gedichten derartige Naturgefühle äußert, wie sie in der Regel nur in Begleitung des beschränkten Unterthanenverstandes aufzutreten pflegen. Die Lyrik König Friedrich's war philosophisch und schwunghaft, und nur einzelne gekrönte Minstrels des Mittelalters sangen von Liebesweh und Liebeslust so stille Weisen, wie sie der Schwedenkönig in seinem Park von Drothningolm im Rauschen der Buchen und bei dem Liede der Nachtigallen

singt. Als Dritter hat sich Kaiser Maximilian von Mexico diesen schriftstellernden Monarchen der Gegenwart angeschlossen. Es verlautet, daß bei Duncker und Humblot (Geibel) in Leipzig demnächst der erste Theil eines größern Werks desselben, wenn auch anonym, erscheinen wird: „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte.“ Und zwar soll dieser erste Band italienische Reisebilder enthalten, an die Fahrt anknüpfend, welche der Erzherzog auf der Fregatte Novara um Italien gemacht hat. Wir dürfen also ein autobiographisches Feuilleton erwarten, das besonders interessant zu werden verspricht, wenn der Autor seine transatlantischen Erlebnisse schildern wird. Ein gekrönter Tourist — absit omen!

Uebrigens hat Kaiser Maximilian in der Ferne die heimatliche Poesie keineswegs vergessen, indem er sowol dem verdienten Director des wiener Burgtheaters, Heinrich Laube, dem bisjetzt auffallenderweise von der österreichischen Regierung noch keine Auszeichnung zutheil geworden ist, als auch Mosenthal den Guadelupeorden zugeschickt hat. Es ist immer erfreulich, daß man der neuen deutschen Dramatiker am Fuße des Popocatepetl gedenkt, während sie im eigenen Vaterlande nur zu oft vergessen werden.

Inzwischen beschäftigt sich die englische Kritik nach wie vor eingehend mit hervorragenden deutschen Productionen. „The Fortnightly Review“, die unter der Redaction von George Henry Lewes vielseitigen Interessen Rechnung trägt und einen erfreulichen Aufschwung nimmt, berücksichtigt in ihren letzten Heften mehrfach neuere deutsche Erzeugnisse. Ueber das neue „Leben Jesu“ von Strauß bringt sie einen längern eingehenden Artikel, der nicht von jenem beschränkt orthodoxen Standpunkt aus geschrieben ist wie die Kritik des „Athenaeum“, aber auch keineswegs so warm anerkennend wie das Referat des „Examiner“. „David Friedrich Strauß“, beginnt der Artikel, „ist für fromme Christen dieses Zeitalters dasselbe, was Voltaire für die guten Leute am Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfang des gegenwärtigen war, der Lucifer des skeptischen Abfalls, das Haupt jener gleichzeitigen Antichriste, deren es, nach dem Zeugniß des Apostels Johannes, viele im 1. Jahrhundert gab und welche auch im 19. noch zahlreich genug sind. Die Kritik der evangelischen Geschichte von Strauß ist die wichtigste jener Arbeiten, in denen die rechtgläubige Anschauung von Geburt, Leben, Tod und Auferstehung Jesu Christi innerhalb der letzten sechzig Jahre bestritten worden ist. Mehr als irgendeine andere hat sie bestimmend eingewirkt auf die speculative Thätigkeit der Schriftsteller, welche in ihren Schriften denselben Zweck verfolgten; mehr als irgendeine andere hat sie die Art und Weise des Gegenkampfes auf christlicher Seite bestimmt. Dr. Strauß hat ein Vierteljahrhundert hindurch den Kritiken von Freund und Feind über sein Werk gelauscht und neuerdings ein anderes über denselben Gegenstand erscheinen lassen, in welchem er den charakteristischen Hauptpunkt des frühern, daß das übernatürliche Element in den Ueberlieferungen von Jesus mythisch sei, aufrecht hält und verstärkt.“

Hierauf tadelt der Kritiker die falsche (gewiß in England sehr übliche) Manier, über solche Werke einen Schrei des Entsetzens auszustoßen und sie dann todtzuschweigen. Er meint, da es einmal Antichriste gäbe, so müßten sie doch zu irgendeinem Zweck vorhanden sein, und es wäre gewiß ganz gut, von ihnen zu lernen: „Dr. Strauß hat besondern Anspruch auf wohlwollende und ernste Behandlung. Er ist kein Spötter wie Voltaire, welcher das Universum mit dem Senkblei eines Scherzes mißt und allen begeisterten, edeln Opfermuth verhöhnt, von dem einer Maria von Galiläa bis zu dem einer Jeanne d'Arc. Er bekennt —, und wir haben kein Recht, seine Aufrichtigkeit zu bezweifeln —, daß er allein nach Wahrheit strebe und nicht auf die Vernichtung des Christenthums hinziele, sondern nur darauf, die Ideen, die es enthält, aus den dogmatischen und halbgeschichtlichen Hüllen zu lösen, in die sie vergraben sind. Auch löst er seine Aufgabe nicht in einer nachlässigen, handgreiflich oberflächlichen, nur auf volksthümlichen Effect hinarbeitenden Weise. Sein Werk trägt das Gepräge redlicher Arbeit und seine Kenntniß der Heiligen Schrift verdient der Geistlichkeit zur Nacheiferung empfohlen zu werden.“

Den Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Werk über das Leben Jesu findet der Kritiker hauptsächlich darin, daß Strauß, während er dort Jesus nur als Vertreter der Einheit Gottes und der Menschheit darstellt, sich hier Mühe gibt, den historischen Jesus in seiner wahren Gestalt uns vor Augen zu führen, entkleidet von allem Farbenschmuck der Legende. Doch war er hierin nicht glücklich. „Mager, dürftig, zusammengeschrumpft ist der historische Jesus, den er hinstellt. Als ein Ganzes zeigt das Werk von Strauß weit größere Fähigkeit, Tüchtigkeit und echten Fleiß als das von Renan; aber der historische Christus von Strauß steht als künstlerisches Porträt hinter dem historischen Christus des beredten Franzosen zurück. Das gestaltende Talent Renan's ist beträchtlich; er strömt über von moderner Empfindung, und seine Geschicklichkeit in der biographischen Erzählung ist die eines vollendeten Künstlers in einer Nation, die sich rühmen darf, daß ihre literarischen Meister besser zu erzählen verstehen als irgendwelche in Europa. Renan weiß seinen Christus abzuheben von einem Tizianschen Hintergrunde blauer galiläischer Hügel, ihm jene interessante Zartheit und Sanftmuth, jenes halb weibliche, halb heilige Wesen zu geben und ihn gleichsam wie mit einer athmenden menschlichen Gestalt zu bekleiden. Das Erhabene der Gefühlsschwärmerei ist nie glücklicher verkörpert worden als in dem Christus Renan's. Doch der Jesus von Strauß ist nur der höhere Rabbi, der verständige Bemerkungen macht, sentenziös, rednerisch, reich an weisen Sprüchen ist und Neigung für die Parabel besitzt; ein sehr magerer, geisterhafter, wesenloser und ungenügender Christ.“ Der Kritiker vergißt dabei, daß es gar nicht in der Absicht von Strauß lag, ein Gemälde auszuführen, in welchem die Lücken, welche die Kritik gemacht, durch die Phantasie ergänzt werden, sondern er stellte nur in jenem Abschnitt, von dem allein hier die Rede sein kann, zusammen, was an glaublichen Resten nach der kritischen Zerstörung übrigblieb. Ein anderer Vorwurf des Kritikers trifft die cynische und rücksichtslose Heftigkeit gegen die Theologen, zu der sich Strauß in dem neuesten Werke hinreißen läßt. Am Schluß des langen Aufsatzes spielt der Recensent den Trumpf volksthümlicher Rechtgläubigkeit aus, während man ihn nach der Einleitung kaum für einen Orthodoxen gewöhnlichen Schlags gehalten hätte.

An einer andern Stelle der Revue heißt es über Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“, von der bisjetzt vier Bände und die beiden ersten in neuer Auflage erschienen sind: „Das Werk kann jedem empfohlen werden, welcher das große Gebiet der literarischen Thätigkeit des 18. Jahrhunderts rasch und angenehm durchfliegen will, um darin die Keime unserer eigenen speculativen Unruhe zu finden. Der Autor spürt weniger den literarischen als den philosophischen Tendenzen der Zeit nach. Wol berührt er auch ästhetische Fragen, doch sie sind alle mehr oder weniger untergeordnet seinem Hauptzweck, dem Nachweis der Entstehung und Entwickelung des freien Denkens. Das Buch ist sehr lesenswerth. Die Biographien sind unterhaltend; die Berichte über die hervorragenden Werke, wenn auch nicht kritisch eingehend, vollkommen frei von jenen philosophischen Abstractionen, welche die deutsche Kritik oft so unfruchtbar und ungenießbar machen. Ohne große Schaustellung von Gelehrsamkeit ist Hettner sehr belesen und gründlich. Einige kleine Ungenauigkeiten in den französischen und englischen Abschnitten thun der sonstigen Genauigkeit und Sauberkeit der Arbeit keinen Eintrag.“

Friedrich Thiersch über die Schulpforte.

Ohne einer eingehenden Besprechung des Lebens von Friedrich Thiersch, welches dessen Sohn, Heinrich W. J. Thiersch, herausgibt und von welchem der erste Band bereits erschienen ist (Leipzig 1865), irgendwie vorzugreifen, können wir uns doch

versagen, das Urtheil, welches Friedrich Thiersch in einem,
an Prof. Lange in Schulpforte geschriebenen Briefe über
Lehranstalt aussprach, vorläufig hier mitzutheilen. Wir
dies um so lieber, da wir das Interesse nicht vergessen
1, das d. Bl. bei Gelegenheit der im Jahre 1843 begang-
t dreihundertjährigen Jubelfeier der Schulpforte durch Mit-
ing eines längern Aufsatzes über die zu dieser Jubelfeier
enenen Schriften (vgl. Nr. 209 und 210 d. Bl. f. 1843)
tigten. Friedrich Thiersch war (1798—1804), ebenso wie
bengenannte Prof. Lange, Schüler der Pforte gewesen, trat
: zu letzterm und zu dem damaligen Rector der Schul-
:, Ilgen (derselbe war früher Hauslehrer im Hause des
s von Gottfried Hermann in Leipzig gewesen, und dieser
damals Ilgen's erster und ward nachmals dessen berühm-
Schüler), in ein inniges Freundschaftsverhältniß. Thiersch
orte in seiner treuen Anhänglichkeit an Schulpforte, nach-
r längst schon in München eine Anstellung und dort sei-
leibenden Aufenthalt gefunden hatte, auch das lebhafteste
esse für dieselbe, und wie er bei einem Besuche Englands
er berühmten Schule in Eton im Jahre 1815 durch de-
eußeres an Schulpforte erinnert ward, sodaß er in einem
an den erwähnten Prof. Lange Eton als „eine Schul-
auf englische Art eingerichtet" bezeichnete, so erklärte er
päter einmal, als im Jahre 1826 sein Verbleiben in
t ungewiß geworden war, daß, wenn ihm die Wahl frei-
, er unter gewissen Umständen „Pforte jedem andern
halt vorziehen würde". Gleichwol hatte Thiersch an der
gen Schulpforte manches auszusetzen. „Ich sehe aus
Briefe", schrieb er am 20. Mai 1824 an Lange, „daß
n Pforte auch deutsche Sprache und Literatur gelehrt
und die Frage ist bald, was nun noch nicht gelehrt, oder
einen irgendwo der Schule zugewiesenen Gegenstand gibt,
ht bei Ihnen gelehrt wird. Ich fürchte, daß diejenigen,
Gewalt über die Pforte haben, den goldenen Spruch
siodus von der Hälfte, die besser ist als das Ganze, nicht
ägen wissen, und muß auch hier den praktischen Verstand
tgländer bewundern, die in ihrer vortrefflichen Schule
n keinen, nicht einmal als Lehrer, geschweige denn als
er und Beschützer zulassen, der nicht auf ihr seine Bil-
rhalten hat. Daß Sie in Pforte wirken (als ein Ga-
r alten Pforte in der neuen), schirmt zwar für jetzo;
er kann weiter dafür stehen, daß Pforte eben auch eine
werde, wo viel gelehrt und gelernt wird und nichts
Der eigentliche Sinn und Geist dieser ehedem alter-
hen und nun neu gewordenen Anstalt lag in dem, was
1 Papier gebracht werden konnte." Schon der König
h Wilhelm III. hatte einmal gesagt: „Habe viel Gutes
hulpforte gehört, und sollen die Beamten, die auf der-
gebildet sind, vergleichungsweise die gründlichsten und
in. Mag wol mit der geistigen Speise gehen wie mit
erlichen; es kommt nicht darauf an, daß man viel ge-
ondern daß man das, was man genießt, gut verdaut
Kraft und Gesundheit verwandelt." In gleicher Weise
e — bei Gelegenheit des schon oben erwähnten drei-
ährigen Jubelfestes der Schulpforte im Jahre 1843 —
ähnte Gottfried Hermann in einem in römischem Lapi-
bgefaßten schriftlichen Gruße an die Schulpforte, daß
„Porta canora" ihr Palladium erhalten möchte, näm-
classischen Studien, quae linguam fingunt, mentem
ingenium excitant, animum roborant, vitam omnem
t; daß immer in ihr wohne die Vernunft, mater veri-
nplicitatis, sanctitatis, und daß von ihr entfernt blie-
Krankheiten der Zeit, die unselige Vielwisserei (notitia
lurimarum sine ullius rei scientia) und die falsche
gkeit (impia pietas tenebrionum). Man muß gestehen,
diese Urtheile und Stimmen, welche zwar zunächst nur
ulpforte galten, doch schon auch damals ihre allgemeine
g für andere Schulen hatten und daß sie im einzelnen
in ihrer praktischen Anwendung noch immer unser gesammtes Schulwesen und unsere Zeit im allgemeinen in empfindlicher Weise treffen und nachdrücklich richten.

Bibliographie.

Baldamus, E., Die literarischen Erscheinungen der letzten 10 Jahre 1856 bis 1865 auf dem Gebiete der Forst- und Jagdwissenschaft. Alphabetisch und systematisch geordnet. Prag, Reichenecker. Gr. 8. 6 Ngr.

Billroth, A., Die Auferstehung Jesu und Dr. Strauß. Ein Vortrag. Wiesbaden, Riedner. 16. 5 Ngr.

Boeckh's, A., gesammelte kleine Schriften. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Reden gehalten auf der Universität und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1859—1862 und Abhandlungen aus den Jahren 1807—1810 und 1863—1865. Herausgegeben von F. Ascherson. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Büdinger, M., Ein Buch ungarischer Geschichte 1058—1100. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Ewald, H., Das Rostocker Universitätsgericht vor dem Gerichte der Oeffentlichkeit. Worte an die Gemeinden der Mecklenburgischen Landeskirche. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Ngr.

Falke, J., Geschichte der Bergstadt Geyer. Nach archivalischen Quellen dargestellt. Dresden, Burdach. Gr. 8. 24 Ngr.

Fechner, G. T., Zur Deutungsfrage und Geschichte der Holbein'schen Madonna. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 15 Ngr.

Frauenspiegel. Lebensbilder christlicher Frauen und Jungfrauen. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden herausgegeben von W. Ziethe. II.: Anna Lavater. Ein christliches Lebensbild. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 10 Ngr.

Frerichs, J. H., Der Mensch. Traum. — Herz. — Verstand. Norden, Soltau. 16. 17½ Ngr.

Games, G. D. de, Bruchstücke aus den noch ungedruckten Theilen der Vitorial. Herausgegeben von L. G. Lemcke. Mit einer literarhistorischen Einleitung. Marburg. 1865. Gr. 4. 8 Ngr.

Der Geist von 1789 in seinem Einflusse auf die deutschen politischen Zustände. Ein ernstes Wort in ernster Stunde. Stolpen, Schneider. Gr. 8. 5 Ngr.

Genelli, B., Aus dem Leben eines Wüstlings. Lithographirt von G. Koch. 18 Tafeln mit Erläuterungen. Leipzig, Brockhaus. Imp.-Fol. 25 Thlr.

Gervinus, G. G., Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. 8ter Bd. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Gollmick, C., Auto-Biographie. Nebst einigen Momenten aus der Geschichte des Frankfurter Theaters. 3 Thle. Frankfurt a. M., Adelmann. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe's ausgewählte Werke. 1ster bis 3ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. à 15 Ngr.

Graffunder, A., Eduard v. Raven königlich preußischer General-Major, General à la suite Sr. Maj. des Königs. Nachrichten zu seinem Gedächtniß gesammelt. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Groß-Hoffinger, Mönch und Gräfin. Historischer Roman aus der Zeit Wallensteins. 2 Bde. Berlin, Sacco Nachf. 8. 2 Thlr.

Guseck, Bernd v., Der Graf von der Liegnitz. Historischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Hosäus, W., Kriemhild. Trauerspiel. Paderborn, Schöningh. Gr. 16 24 Ngr.

Jäger, W., Ein Fürst und seine Räthe. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Johann's v. Winterthur Chronik. In's Deutsche übersetzt von B. Freuler. Winterthur. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Justiz-Extrakt, das ist unfehlbare Tropfen gegen habituelle Geistes-Verstopfung. Von Nervalins Tertius. Forst i/L., Unverzagt u. Comp. 8. 10 Ngr.

Krüger, J., Die Doppelehe eines Prinzen. Original-Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 20 Ngr.

Lamle, G., Der Schutzjude von Magdeburg. Historische Erzählung. 2 Bde. 8. Berlin, Sacco Nachf. 8. 2 Thlr.

Lübecke, M., Deutschlands Banner. Humoristische Silhouetten aus der Gegenwart. Leipzig, Leiner. 16. 3 Ngr.

Maurenbrecher, W., England im Reformationszeitalter. 4 Vorträge. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1 Thlr.

Mühlbrecht, O., Beethoven und seine Werke. Eine biographisch-bibliographische Skizze. Leipzig, Merseburger. Gr. 8. 18 Ngr.

Pfefferl, J., Die Einziehung der Kirchen-, Stifts- und Klostergüter. Historische Skizze nebst einem Anhang: Geld für Oesterreich. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 25 Ngr.

Pöppelmann, L., Johann von Böhmen in Italien. 1330—1333. Ein Beitrag zur Geschichte des 14. Jahrhunderts. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Roenne, v., Ein Votum in der Kriegsfrage, dem Wahlkreise Lennep-Solingen gewidmet. Stettin, Saunier. Gr. 8. 5 Ngr.

Tyler, E. B., Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwickelung der Civilisation. Aus dem Englischen von H. Müller. Leipzig, Abel. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wessely, J. E., Altes und Neues. Reise-Reminiscenzen aus Nord und West. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wintzingerode, W. Graf, Graf Heinrich Levin Wintzingerode ein Würtemberger Staatsmann. Gotha, F. A. Perthes. 8. 15 Ngr.

Wallhaus, Telegraphische Kriegs-, Friedens- und Parlaments-Depesche an das deutsche Volk. Mannheim, Schneider. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 12. Juli 1866.

Inhalt: Zur Geschichte und Kritik des Materialismus. Von Julius Frauenstädt. — Heinrich Laube's „Herzog Bernhard". Von Rudolf Gottschall. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte und Kritik des Materialismus.

1. Der Materialismus unserer Zeit in Deutschland. Prüfung des Dr. Büchner'schen Systems von **Paul Janet**, übersetzt mit einer Einleitung und Anmerkungen von **K. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg**, herausgegeben mit einem Vorwort von **J. H. Fichte**. Paris, Jung-Treuttel. 1866. 8. 1 Thlr.
2. Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart von **Friedrich Albert Lange**. Iserlohn, Bädeker. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Jedes System, welches die logische Prüfung nicht aushält, muß früher oder später fallen. Nun hält aber weder der Materialismus, noch der Spiritualismus die logische Prüfung aus. Folglich müssen beide fallen. Es kann in den Augen des logisch Denkenden nichts lächerlicher erscheinen, als wenn er sieht, wie man sich Mühe gibt, den Materialismus durch Spiritualismus zu widerlegen, also zu zeigen, daß aus der blinden, mit blos mechanischen und chemischen Kräften ausgestatteten Materie nicht einmal ein zweckmäßig organisirtes, geschweige denn ein empfindendes und denkendes Wesen herauskommen kann, und daß folglich nicht die Materie, sondern der Geist an die Spitze der Welt gestellt werden muß. Gut, denkt er, aus der Materie läßt sich der Geist nicht erklären. Aber läßt sich denn etwa aus dem Geiste die Materie erklären? Ist es nicht ebenso absurd, aus einem rein geistigen, also einem blos denkenden, blos vorstellenden Wesen die schwere, undurchdringliche, compacte, mechanisch und chemisch wirkende Materie hervorgehen zu lassen, als aus der bewußtlosen Materie den selbstbewußten Geist? Muß nicht jede Wirkung ihren zureichenden Grund haben, und ist etwa, ihr Spiritualisten, euer rein geistiger Gott, der als reiner Geist doch nichts anderes aus sich produciren kann, als was überhaupt reine Geister produciren können, nämlich Ideen, Gedanken, Vorstellungen, ist er ein zureichenderer Grund zur Erklärung der schweren, compacten, blinden Materie, als diese zur Erklärung der selbstbewußten, vernünftigen, Ideen producirenden und nach Ideen wirkenden Geister? Ist es etwa leichter zu denken, daß aus euerm unkörperlichen Gott der sich zu den Himmelskörpern zusammenballende Urnebel hervorgeht, als daß aus diesem die zweckmäßig organisirten, empfindenden und denkenden Weltwesen hervorgehen?

Also, ihr Spiritualisten, die ihr etwas Besseres zu sein meint als die Materialisten, die ihr aber nur in umgekehrter Richtung denselben logischen Schnitzer macht wie diese, bleibt mir ebenso vom Leibe, als die Materialisten! Euer Begriff von der Materie ist derselbe rohe, wie der des vulgären Materialismus. Denn, wenn ihr nicht auch die Materie absolut geistlos, zwecklos, sinnlos wirkend dächtet, brauchtet ihr sie nicht von außen organisiren, brauchtet ihr dem Erdenkloß nicht von außen einen Odem und eine Seele einblasen zu lassen.

Der wahre Begriff der Materie macht gleicherweise den Spiritualismus wie den Materialismus, deren der eine die Materie aus dem Geiste, der andere den Geist aus der Materie ableitet, überflüssig. Denn wer den wahren Begriff von der Materie hat, der sieht ein, daß auch schon in der niedrigsten Materie, in der blos anziehenden und abstoßenden, aber nach bestimmten Gesetzen anziehenden und abstoßenden, ein geistiges Princip thätig ist; er sieht ebenso ein, daß auch noch die höchste, die empfindende und denkende Thätigkeit die Thätigkeit bestimmter Stoffe ist. Geist und Stoff sind ihm also nicht, wie in der dualistischen Weltansicht, zwei grundverschiedene, voneinander unabhängige, nur von außen aufeinander bezogene Substanzen, nur durch eine äußerlich prästabilirte Harmonie zusammengebracht, sondern ein und dasselbe Ur- und Grundwesen der Welt ist es, welches, von innen gesehen, Geist, von außen gesehen, Stoff ist. Es gibt keinen Stoff, dessen inneres Wesen nicht Geist, und es gibt keinen Geist, dessen äußere Erscheinung nicht Stoff wäre. Die Welt zerfällt demnach nicht in Materie und Geist, sondern sie ist das einheitliche Reich geistig wirkender und materiell erscheinender Kräfte, in welchem die höhern, die organischen und psychischen, zwar von den niedern, den blos mechanisch und chemisch wirkenden abhängen, aber auch über dieselben sich erheben und sie ihren Zwecken dienstbar machen. Dieser gesetzmäßige Zusammenhang der stofflich erscheinenden Weltkräfte bildet den immanenten Weltgeist.

Es gibt also weder, wie im vulgären Materialismus, eine absolut geistlose Materie, noch, wie im Spiritualismus, einen absolut immateriellen Geist, und wir brauchen uns also nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wie aus der geistlosen Materie der Geist, noch wie aus dem immateriellen Geiste die Materie herauskommt. Wir sind mit unserm Begriff von der Materie, der die beiden Seiten, welche im Materialismus und Spiritualismus auseinanderfallen, in sich vereinigt, ebenso über den einen, wie über den andern hinaus. Unser System ist weder ein materialistisches, noch ein spiritualistisches, sondern ein dynamisches.

Nach Angabe dieses unsers Standpunktes, den wir übrigens schon in einem frühern Artikel: „Zur Stoff- und Kraftfrage", in Nr. 30 und 31 d. Bl. f. 1865 angedeutet haben, gehen wir nunmehr zur Besprechung der beiden genannten Schriften über.

Nr. 1: „Der Materialismus unserer Zeit in Deutschland", bringt uns die Ansichten dreier Professoren, welche sämmtlich Antimaterialisten sind, **Paul Janet's** als Verfassers, **von Reichlin-Meldegg's** als Uebersetzers und **Fichte's** als Bevorworters.

Hören wir zuerst J. H. Fichte. Dieser macht gegen den Materialismus geltend, daß er mit dem Geiste wahrer, echter Naturforschung in unversöhnbarem Widerstreit stehe. Was alle Naturforschung befeuere, was sie mit immer neuer Begeisterung erfülle, sei das factisch auch niemals getäuschte Vertrauen, daß „Vernunft in den Dingen" sei, daß eine innere Harmonie und ein sinnvolles Ineinanderpassen das Ganze wie das Einzelne der Natur umschließe, kurz, daß jenes große Princip nirgends und niemals sich verleugne, welches die Speculation als „immanente Teleologie", innere Zweckmäßigkeit und allgegenwärtige Vernunft in den Dingen bezeichnet hat. Die wahre Naturforschung ist nach Fichte ein ununterbrochener Gottesdienst, eine verständige und verstehende Verherrlichung jener unerschöpflichen Weisheit, die in der Natur sich offenbart, werde sie nun Gott genannt oder selbst nur Natur. Diesem Geiste der echten Naturforschung und ihren sachlichen Leistungen gegenüber befinde sich der Materialismus in einer vollständigen Ohnmacht. Für jene eindringlichen Thatsachen bleibe ihm zur Erklärung nur die Vorstellung eines „Zufalls", eines „blinden Ungefähr", dem es im Verlaufe „unendlicher Zeiträume" so gut gelungen: hohle, unverständliche Worte, die hier weniger als nichts bedeuten. Vergeblich protestire der Materialismus gegen den „Zweck" und den „Zweckzusammenhang" in der Natur. Die materialistische Auffassung sei mit nichten blos ein Protest gegen eine philosophische oder religiöse Theorie, sondern gegen den Gesammtbefund der Erfahrung, gegen die Beschaffenheit des Universums selbst:

> Die Schöpfung müßte eine andere sein, wenn der Materialismus recht behalten sollte. Und so sagen wir mit Zuversicht, ohne die Furcht, als falsche Propheten erfunden zu werden: falls er irgendeinmal als die wahre und vollgenügende Weltansicht gelten dürfte, zu der Zeit wäre auch die letzte Erinnerung an die großen Ergebnisse der Naturforschung verschwunden, die wissenschaftliche Barbarei wäre hereingebrochen.

Fichte sympathisirt mit denjenigen Naturforschern, welche, wie ein Alexander von Humboldt, ein Liebig, ein Johannes Müller, Rudolf und Andreas Wagner, ein von Bär, ein Hyrtl, ein Helmholtz, ein Agassiz, entweder indirect oder in ausdrücklichen Erklärungen ihren Protest wider den Materialismus ausgesprochen.

Was Paul Janet's Kritik des Materialismus betrifft, so lobt Fichte dieselbe als eine umsichtige und billige, die selbst auch bei den für den Materialismus Eingenommensten eines entschiedenen Eindrucks nicht verfehlen werde. Nur stimmt er mit Janet nicht über die Ursache der Verbreitung materialistischer Lehren in Deutschland überein. Janet findet diese Ursache in einer dem menschlichen Geiste eigenthümlichen, heutzutage sehr mächtigen Neigung, in dem Streben nämlich nach Einheit. „Man will alle Dinge durch ein einziges Gesetz erklären." Fichte dagegen leugnet, daß das Streben nach systematischer Einheit — dieses so ehrenvolle und so berechtigte Motiv — dem Materialismus seinen Ursprung gegeben. Fichte meint, das Streben nach Einheit habe in Schelling's Identitätslehre, in Hegel's System ausreichende, ja überschwengliche Befriedigung erhalten. Wenn diese Systeme gestürzt seien, so sei es notorisch aus andern Gründen geschehen, als weil sie jenem wissenschaftlichen Bedürfnisse nicht genügt hätten. Nach Fichte ist das Wiederaufkommen des Materialismus unter uns andern, complicirtern Gründen und mehr äußern als innern Anregungen zuzuschreiben. Dem apriorischen Gebaren und den Prätensionen eines „absoluten Wissens", sowie auch den Verstößen der Naturphilosophie gegenüber habe man jede ideelle, auf Einheit dringende Betrachtung der Natur erst zu verdächtigen angefangen und nur das Sinnliche, Handgreifliche für reell erklärt. Alsdann sei der Materialismus gekommen und habe überhaupt nur den Stoff, die Materie, als das einzig Reale proclamirt. Obgleich wissenschaftlich gerichtet, finde er doch noch außerhalb der Wissenschaft, bei Halbkundigen Anklang, die das Leichtfaßliche, ja „Handgreifliche" in seinen Sätzen mit dem leicht zu Verstehenden verwechseln. Auch gebe es Leute in Deutschland, denen der Materialismus aus politischen und kirchlichen Gründen Genüge thut, weil er nämlich ihrer geheimen Opposition gegen kirchlich und bürgerlich Anerkanntes Vorschub leistet und zugleich über die „Vorurtheile der Menge" erhebt.

Gewiß hat Fichte recht, daß der Materialismus nicht blos theoretischen, sondern auch praktischen Gründen sein Wiederaufkommen und seine Erfolge in Deutschland verdankt; auch hat er recht, auf den Widerstreit des Materialismus gegen die tiefere, die denkende Naturforschung, welche die immanente Teleologie der Natur anerkennt, hinzuweisen, und hat ferner recht, die allgemeinen Sätze des Materialismus hohl und unverständlich zu nennen. Aber alles dieses trifft eben nur den oberflächlichen, dilettantischen Materialismus eines Moleschott, Büchner und solcher Leute. Neben diesen läßt sich aber noch ein Ma-

rialismus denken, der frei von den Fehlern der dilettantischen „Kraft- und Stofflehre“ ist, ein Materialismus, der den wahren Begriff der Materie erfaßt und mit demselben ebenso über den vulgären Materialismus wie über den Spiritualismus hinausgeht, das Streben nach wissenschaftlicher Einheit zugleich mit dem praktisch-sittlichen Bedürfniß befriedigend. Man sollte also nicht den Materialismus in Bausch und Bogen verwerfen, sondern den wahren von dem falschen unterscheiden.

Freiherr von Reichlin-Meldegg, der Uebersetzer des Janet'schen Werks, hat seiner Uebersetzung eine Einleitung vorausgeschickt und hat dieselbe mit dankenswerthen Anmerkungen unter dem Text begleitet. Auch er sympathisirt, wie Fichte, mit jenen Naturforschern, die, wie z. B. Karl Ernst von Baer in seiner Abhandlung: „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?“ den Geist, den Gedanken, die Zweckverknüpfung in der Natur betonen. Freih. von Reichlin-Meldegg steht, wie aus einer Anmerkung gegen den Schluß hervorgeht, mit J. H. Fichte wesentlich auf demselben Standpunkte der Vermittelung der Immanenz Gottes mit der Transscendenz. Er sagt:

Es läßt sich die Immanenz recht gut mit der Transscendenz Gottes der Welt gegenüber vereinigen. Die Welt ist die ewige Offenbarung Gottes, Gott ist in der Welt die beharrende Ursache derselben, und doch ist die unveränderliche ewige Idee etwas anderes als der von ihr beherrschte und durchdrungene Stoff; die Idee ist mit dem Stoffe nicht gleichbedeutend, sie ist zugleich in ihm und über ihm.

Dieser die Immanenz mit der Transscendenz vermittelnde Standpunkt hat etwas Unklares. Es steckt in ihm noch ein Rest von Dualismus zwischen Stoff und Geist. Gott ist im Stoff und doch zugleich außer dem Stoff, reiner Geist. Die Theologie verdirbt hier noch die Philosophie.

Schlimmer aber noch als diese Confusion von Immanenz und Transscendenz sind Aeußerungen wie folgende, die in der Einleitung von Reichlin-Meldegg's vorkommen:

Die Materie ist, sagt man, das den Raum Erfüllende. Sie ist das Erfüllende, der Raum das Erfüllte. Der Raum muß also auch leer sein können, wenn er erfüllt wird. In diesem Falle wäre der Raum ein Ding, in welchem die andern Dinge sind. Der Raum ist aber nur dann da, wenn Dinge da sind. Wenn die Dinge aufgehoben werden, schwindet auch der Raum.

Als wir diese Stelle lasen, trauten wir unsern Augen kaum. Wir versuchten es wiederholt, die Dinge aus dem Raume wegzudenken, der Raum wollte aber niemals mit den Dingen zugleich schwinden, sondern er blieb immer noch, unerfüllt von ihnen, übrig. Unser Kopf muß also wohl anders organisirt sein als der von Reichlin-Meldegg's. Es wäre uns interessant, zu wissen, ob es außer von Reichlin-Meldegg noch mehrere gibt, welche den unbestreitbaren, sonnenklarsten Satz von der Welt, daß nämlich der Raum übrigbleibt, auch wenn man die ihn erfüllenden Dinge aus ihm wegdenkt, bestreiten.

Auch mit folgendem Satze konnten wir uns nicht befreunden:

Was aber am meisten gegen die Identität oder Einerleiheit des Stoffs und der Kraft, des Hirns und der Seele spricht, ist die Thatsache der Freiheit. So weit unsere Erkenntniß des bloßen Stoffs reicht, so weit reicht auch das Gebiet der Nothwendigkeit. Alles, was im Reiche der Materie geschieht, geschieht nach dem Gesetze der Nothwendigkeit; es ist so, wie es ist, und muß so sein, wie es ist; es kann nicht anders als so sein, wie es ist. Anders dagegen zeigt es sich im Gebiete des Geistes. Sein Charakter ist nicht Nothwendigkeit, sondern Freiheit.

Also immer noch spukt der veraltete, von der echten Philosophie und Wissenschaft längst überwundene Gegensatz zwischen Geist und Natur als von zwei grundverschiedenen Gebieten, in deren einem Freiheit, in dem andern Nothwendigkeit herrsche, in den Köpfen der Professoren, trotz des Nachweises Kant's und Schopenhauer's, daß die ganze Erscheinungswelt, also nicht blos die physische, sondern auch die intellectuelle und ethische, dem Satz vom Grunde, welches mit andern Worten heißt der Nothwendigkeit, unterworfen ist, und trotz des Nachweises eines Buckle in seiner „Geschichte der Civilisation“ und des Nachweises der Statistiker in ihren Werken, daß im geistigen und sittlichen Gebiete so gut die strengste Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit walte wie im physischen, obgleich die Ursachen, welche im geistigen und sittlichen Gebiete die Erscheinungen nothwendig machen, andere sind als im physischen Gebiete.

Wahrlich, wenn der Materialismus keine furchtbarern Gegner hätte als diese am Veralteten klebenden Professoren, wie Freih. von Reichlin-Meldegg einer ist, dann brauchte er sich nicht sehr zu fürchten.

Auch Janet kommt über den Gegensatz von Geist und Stoff noch nicht hinaus. Was er sagt, trifft eben nur jenen oberflächlichen dilettantischen Materialismus, wie ihn Büchner formulirt hat. Janet betrachtet Büchner's „Kraft und Stoff“ als eine Art von materialistischem Handbuch, legt daher zuerst das Büchner'sche „System“ dar und geht dann zur Prüfung der Hauptpunkte desselben über. Der Darlegung und Prüfung des Büchner'schen „Systems“ geht jedoch eine geschichtliche Uebersicht über „Die deutsche Philosophie seit Hegel“ voraus. Janet zeigt sich hier ziemlich bewandert in deutscher Philosophie, läßt alle Haupterscheinungen derselben seit Hegel die Revue passiren, zeigt, wie der a priori construirende Idealismus genöthigt wurde, den Herrscherstab an die natürlichen und positiven Wissenschaften abzutreten, und wie auch diese wieder ihre Philosophie hatten, den reinsten Materialismus, dessen Haupt Moleschott war, der einem Feuerbach die Hand reichte. Dem Materialismus und Sensualismus jedoch, dessen gemeinsames Merkmal das beinahe gänzliche Aufgeben der psychologischen oder metaphysischen Methode sei, trat in der Philosophie Deutschlands eine spiritualistische Richtung entgegen, hauptsächlich repräsentirt durch J. H. Fichte, Ulrici, Wirth und deren Organ, die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“. Auch Ritter und Trendelenburg nennt Janet in dieser Richtung. Manche der von ihm als Spiritualisten Bezeichneten werden sich zwar diese Bezeichnung verbitten, und in der That macht von Reichlin-Meldegg in einer Anmerkung unter dem Text darauf

aufmerksam, daß Fichte's System nicht Spiritualismus, sondern „Ideal-Realismus" sei. Aber offenbar will Janet, indem er Philosophen verschiedener Art unter dem gemeinsamen Titel „Spiritualismus" zusammenfaßt, nur im allgemeinen die antimaterialistische, den Geist, den Gedanken als das wahrhaft Reale betonende Richtung dieser Philosophen damit bezeichnen.

Nachdem Janet die Hauptvertreter sowol der materialistischen als der antimaterialistischen Richtung vorgeführt hat, bemerkt er:

Diese einzelnen Mittheilungen zeigen zur Genüge, wie die beiden Kampfplätze des Materialismus und Spiritualismus reich an gelehrten, begeisterten und überzeugten Vertheidigern sind. Könnte man einen Augenblick vergessen, daß es sich um die theuersten Interessen der Menschheit handelt, welche dergestalt ewigen Streitigkeiten ausgesetzt sind, man würde ein Hochgefühl der Freude darüber empfinden, daß so wichtige Fragen von so vielen und talentvollen Männern der Wissenschaft aufgeworfen werden. Immer werden diese großen Anstrengungen zur Lösung so großer Räthsel zu den edelsten Beschäftigungen der Menschheit gerechnet werden. Mag man uns immerhin das Vergessen dieser unsterblichen Probleme zumuthen, mag man uns immer zurufen, wir sollten vor unsere Füße und nicht über uns hinausblicken, man wird nie in uns den Durst nach dem Unsichtbaren und Unbekannten erlöschen. Selbst jene, welche alles auf die Materie zurückführen, maßen sich noch an, den Grund der Dinge zu erkennen und bis in die ersten Principien einzudringen.

Warum Janet sich gerade den „Materialismus unserer Zeit in Deutschland", wie es auf dem Titel heißt, zum Gegenstande der Kritik auserſehen, während es doch auch in Frankreich und andern Ländern Materialisten in Masse gibt, das dürfte aus folgender Schlußstelle seiner geschichtlichen Uebersicht über die deutsche Philosophie seit Hegel hervorgehen, in der er Deutschland und Frankreich in Hinsicht auf den wachsenden Fortschritt des Materialismus miteinander vergleicht:

Deutschland, indem es seit 10 Jahren nach dem Grunde des Problems von Geist und Stoff forscht, setzt würdig jene philosophische Ueberlieferung fort, in welcher es seit so langer Zeit die erste Stelle einnimmt. Die Zeit großer metaphysischer Constructionen ist wenigstens für die Gegenwart, wie es scheint, vorüber. Die Philosophie ist mit dem Materiellen, dem positiven Geiste des Jahrhunderts, im Kampfe. Wird sie siegen? Wird sie dahin kommen, die Idee des Geistes in einer Zeit festzuhalten, in welcher der Stoff von allen Seiten zu triumphiren scheint? Das ist die Frage, um die es sich in Deutschland und zu gleicher Zeit in anderer Gestalt auch in Frankreich handelt. Es wird niemand entgehen, daß die erwähnten Gestaltungen eine ziemlich große Aehnlichkeit mit jenen haben, welche die Philosophie seit 1848 durchgemacht hat. Der wachsende Fortschritt des Naturalismus ist unter uns kein Geheimniß mehr. Indessen hat, man muß es sagen, der französische Naturalismus ungeachtet des unwiderstehlichen Hanges, welcher ihn zu seinen gewöhnlichen Folgerungen hinzieht, es immer noch nicht gewagt, die Fahne des Materialismus mit Keckheit aufzupflanzen; ja er verwahrt sich entschieden dagegen. Es ist bekannt, daß die französische, nicht spiritualistische Philosophie ungefähr da ist, wo die Hegel'sche Linke 1840 war: Michelet in Berlin, Strauß, selbst Feuerbach haben unter uns Vertreter, welche zu nennen unnütz ist. Was Moleschott und Büchner betrifft, könnte man ihre Analogien nur bei einigen verlorenen Söhnen des Positivismus finden, welche mit Kühnheit da behaupten und entscheiden, wo der Meister die unbedingte Enthaltung empfohlen hatte. Unsere Polemik wendet sich daher mehr nach Deutschland als nach Frankreich. Jeder wird daraus für sich in Anwendung bringen, was ihm gelegen scheint.

Die Hauptgegenstände, welche Janet der Reihe nach seiner Prüfung unterwirft, sind: 1) „Der Stoff im allgemeinen"; 2) „Der Stoff und die Bewegung"; 3) „Der Stoff und das Leben"; 4) „Die freiwillige oder ursprüngliche Zeugung (Urzeugung)"; 5) „Stoff und Gedanke"; 6) „Die Endursachen und die Umwandlung der Gattungen".

Ueberall weist Janet in diesen Kapiteln das Unzureichende der materialistischen Erklärungen nach, ja zeigt ihre Unkenntniß der eigentlichen Fragepunkte. Das bedeutendste ist das letzte Kapitel über „Die Endursachen und die Umwandlung der Gattungen", welches eine sehr eingehende und sehr beachtenswerthe Kritik der Darwin'schen Theorie vom teleologischen Gesichtspunkte aus enthält. Der Materialismus, wie ihn Büchner formulirt hat, perhorrescirt bekanntlich die Ableitung der zweckmäßigen Naturerscheinungen aus Endursachen. Janet kann sich diesen Abscheu nicht erklären. Nach ihm widerspricht die Annahme eines Plans und einer Absicht in der Natur durchaus nicht dem wissenschaftlichen Geiste. Man müsse hier sorgfältig zwei Dinge unterscheiden, die Methode und den Grund der Dinge. Die Methode der Endursachen könne in der Wissenschaft unfruchtbar und schädlich sein, ohne daß hieraus hervorgeht, daß es in der Wirklichkeit keine Endursachen gibt. Wenn wir mit der Annahme begönnen, irgendeine Erscheinung habe einen Zweck und einen bestimmten Zweck, so könnten wir ohne Zweifel dadurch verleitet werden, die Dinge mit diesem eingebildeten Zwecke in Uebereinstimmung zu bringen, die wirklichen Thatsachen zu verschweigen und eingebildete einzuführen. Man müsse daher nicht von dieser vorgefaßten Meinung ausgehen, welche die Erfahrung Lügen strafen könnte; aber, wenn dies eine schlechte Methode für die Entdeckung der Thatsachen sei, so folge daraus noch nicht, daß die einmal entdeckten Thatsachen keine Uebereinstimmung, keinen Plan, keine Absicht, keinen Endzweck an den Tag legen.

Warum will man mit aller Gewalt, daß nichts dergleichen in den Dingen sei? Ist dies nicht ein ganz ebenso gefährliches, ganz ebenso trügerisches Vorurtheil als das erste, obgleich es ihm entgegensteht? Das Verlangen, keine Endursachen in der Natur zu finden, kann mich ebenso wie das entgegengesetzte Verlangen auf abenteuerliche Theorien führen. So ist das wahre Princip der wissenschaftlichen Methode in dieser Hinsicht das gleichgültige Verhalten den Endursachen gegenüber und nicht eine feindselige Gesinnung. Ein berühmter Naturforscher unserer Zeit, Herr Flourens, hat sehr gut gesagt: „Man muß nicht von den Endursachen zu den Thatsachen, sondern von den Thatsachen zu den Endursachen gehen." In dem gleichen Sinne entfernte sie Baco aus der Physik, um sie wieder in die Metaphysik einzuführen.

Wir können diesem nur beistimmen. Aber man kann die Zweckthätigkeit in der Natur sehr wohl anerkennen, ohne deshalb, wie Janet, zu einem außer- und überweltlichen Geist, dessen Gedanken die in der Natur verwirklichten Zwecke seien, seine Zuflucht zu nehmen. Janet ist noch Spiritualist, und dies scheidet uns von ihm. Denn, wie wir schon im Eingange dieses Artikels gesagt, der die Dinge von oben, aus einem reinen Geiste ableitende

Spiritualismus ist logisch gleich unhaltbar wie der sie von unten aus der absolut geistlosen Materie ableitende Materialismus.

Janet charakterisirt am Schluß seines Werks die beiden in der Gegenwart einander gegenüberstehenden grundverschiedenen Weltanschauungen, nach deren einer die Welt ein planloses Spiel aus blos mechanisch wirkenden Ursachen, eine Art von Stegreifdichtung ist, wo jeder spricht und daraus ein scheinbares Gespräch entsteht, nach der andern hingegen ein wirkliches Gedicht, ein mit Weisheit geleitetes Drama, wo alle Fäden der Handlung, so verwickelt sie sein mögen, sich zu einem bestimmten Zwecke vereinigen? Wie lassen sich, fragt er, diese beiden einander gegenüberstehenden Anschauungen vermitteln und vereinigen. Wie kann die Verbindung der Ursachen und Wirkungen eine Verbindung von Mitteln und Endzwecken werden? Wie kann der Mechanismus der Natur das vom Geiste geforderte ideale Gesetz verwirklichen?

Die einzige Lösung dieses „furchtbaren Widerspruchs“ ist nach ihm diese:

> Ein erster Gedanke hat gewählt und geleitet. Unter diesen unendlich vielen Richtungen, in welche die Welt durch den bewußt- und regellosen Sprung der mechanischen Ursachen hingezogen wurde, hat eine Richtung über alle geherrscht.... Wie ein aus seiner Bahn gekommenes und von blinder Wuth in einem kühnen Laufe fortgetriebenes Pferd tausend verschiedene Wege einschlagen kann, aber von einer kräftigen und klugen Hand zurückgehalten und gelenkt nur einen hat, der es zum Ziele führt, so schreitet die blinde Natur, seit ihrem Ursprunge dem Zügel eines unbegreiflichen Willens festgehalten und von einem unbekannten Meister gelenkt, ewig in stufenweiser, mit Größe und Adel erfüllten Bewegung dem Ideale zu, dessen Anstreben sie beherrscht und beseelt.

Wer sieht hier nicht, daß der Spiritualismus im Grunde noch denselben rohen Begriff von der Materie hat wie der von ihm bekämpfte dilettantische Materialismus? Denn was anders ist es, was ihn bestimmt, einen wählenden Geist und einen lenkenden Gedanken über die Natur zu setzen, als die Voraussetzung, daß die sich selbst überlassene Materie „regellose Sprünge“ macht, daß sie „wie ein von blinder Wuth fortgetriebenes Pferd“ ins Unbestimmte hinausrast? Woher wißt ihr denn, ihr Spiritualisten, daß die sich selbst, d. h. ihren eigenen inwohnenden Kräften überlassene Materie ein wildes, blind wüthendes Pferd ist? Ihr stellt sie euch so vor. Stellt sie euch anders vor, versetzt den leitenden Gedanken, den bestimmenden Zweck in sie selbst, dann braucht ihr ihn nicht mehr von außen zu beziehen. Erkennt, daß der eigene immanente Wille der Natur ein zweckmäßig organisirender, ein vorsehender ist, dann braucht ihr euch nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wie die Lehre des „fatalistischen Mechanismus“ mit der Lehre von der „Vorsehung“, welche beide Janet für unversöhnbar hält, zu vermitteln ist. Studirt Schopenhauer's „Willen in der Natur“ und ein Kapitel „Zur Teleologie“ in der „Welt als Wille und Vorstellung“, dann werdet ihr einen bessern Begriff von der Natur bekommen. Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Heinrich Laube's „Herzog Bernhard“.

Der deutsche Krieg. Historischer Roman in drei Büchern von Heinrich Laube. Drittes Buch: Herzog Bernhard. Historischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Haessel. 1866. 8. 2 Thlr.

Mit „Herzog Bernhard“ ist Laube's „Deutscher Krieg“ vollendet, ein umfangreicher neunbändiger Roman, welcher uns, ohne sich in eine Jahr für Jahr ausdröselnde Chronik aufzulösen, die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs in ihren Hauptphasen entrollt. Das erste Buch: „Junker Hans“ stellt uns die Anfänge, das zweite Buch: „Waldstein“ *) die Mitte desselben dar, während uns dies dritte Buch in jene spätere Epoche einführt, in welcher die Heldengestalt des weimarischen Herzogs noch einmal, mitten in der Zersplitterung der Begebenheiten, der Kämpfe und Heereszüge, ein einheitliches Interesse in Anspruch nimmt.

Herzog Bernhard von Weimar ist ein Lieblingsheld der deutschen Dramatiker. Dennoch ist es noch keinem derselben gelungen, aus diesem Stoff ein Trauerspiel zu schaffen, das sich auf der Bühne und in der Literatur behaupten konnte. Mosen's Drama „Herzog Bernhard“, welches die berliner Hofbühne vor nicht langer Zeit zur Aufführung brachte, gehört zu den schwächsten Stücken dieses Autors; denn es ist ohne alle Energie der fortgehenden Handlung, ohne Spannung, ohne Charakteristik und hebt den Unterschied des nationalen Wesens, auf welchem ein hohes Interesse dieses Stoffs ruht, nicht hervor. Es ist nicht unmöglich, daß auch Laube den Stoff zuerst mit den Augen des Dramatikers betrachtete, daß er ihn aber für die Bühne nicht geeignet fand und deshalb in epischer Form gestaltete. Wir sind hierin anderer Ansicht. Herzog Bernhard ist durchaus ein Held der Tragödie, und der echte Dramatiker wird noch kommen, der dies durch die That beweist. Doch es ist allerdings schwer, den dramatischen Kern des Stoffs aus den vielen Schalen herauszuschälen, in welche die Historie ihn eingehüllt hat, es ist nicht leicht, die Wendepunkte und Krisen der Handlung im dramatischen Bau an die rechte Stelle zu setzen, wo sie sich prägnant hervorheben. Der Stoff ist für einen Dramatiker wie Schiller durchaus geeignet, und es ist zu bedauern, daß dieser große Dichter ihn nicht behandelt hat. Der Dramatiker hat das Recht, das geschichtliche Pathos, das dem Bestreben des Helden immanent war, vielleicht ohne ihm zum vollen Bewußtsein zu kommen, das Pathos des deutschen protestantischen Kaiserthums, zur treibenden Seele der Handlung zu machen. In dem Bündniß mit dem Nationalfeind liegt die tragische Schuld Herzog Bernhard's, die er durch seinen Untergang sühnt. Diplomatie, Leidenschaft und Tücke der französischen Frauen, Handlangerdienste der Jesuiten bilden die äußern Momente der ihn stürzenden Gegenbewegung und können leicht zu einer spannenden Handlung verknüpft werden, welche auch jene Gemüther fesselt, die einer geschichtlichen Staatsaction gegenüber theilnahmlos bleiben. Eine reiche Fülle realen Lebens, dramatisch und theatralisch wirksamen Details, ein Gegengewicht gegen alle Verflüchtigung des Pathos liegt im Gegensatz des

*) Vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1865. D. Red.

deutschen und französischen Nationalcharakters, der nach den Gesetzen dramatischer Symmetrie auch in den Frauengestalten, die um das Herz des Helden sich streiten, namentlich aber in Bernhard und Richelieu selbst und anekdotisch wirksam in den Nebencharakteren zum Ausdruck kommen müßte.

Der Romandichter hat freilich nicht dieselben Gesichtspunkte in den Vordergrund zu rücken; es ist für ihn schon immer mislich, einen geschichtlichen, gewissermaßen auf die Spitze der eigenen Entscheidung gestellten Helden zu wählen. Laube hat daher auch hier, wie im Waldstein, der Gestalt, welche den geschichtlichen Mittelpunkt des Romans bildet und ihm deshalb den Namen gibt, eine freierfundene Phantasiegestalt an die Seite gestellt, deren innere Entwickelung, wie es ein Grundgesetz des Romans verlangt, sich mitten in den Begebenheiten vollzieht. Es ist dies der Sohn des Hugo Grotius, eine naive Jünglingsgestalt, die uns in ihren Fahrten, Abenteuern und Herzensaffairen ein im ganzen anspruchsloses Interesse einflößt.

Was nun Bernhard's letzte Zwecke betrifft, welche in einem Drama das von Haus aus treibende Agens hätten werden müssen, so beschränkt sich der Romanschreiber allerdings auf Andeutungen, die bei Laube vielleicht allzu flüchtiger Art sind. Der Held in unserm Roman hat immer die nächsten praktischen Ziele vor Augen, seine Verhandlungen wie seine Gedanken gelten immer dem nächsten Feldzug, den Vorkehrungen dazu, den strategischen Planen, der Fürsorge für die finanziellen Unterstützungen. Wo uns der Verfasser in die Seele des Helden einkehren läßt, und Gebrauch macht von seinem Recht, auch seine geheimsten Triebfedern ans Licht zu bringen, da dürfen wir zwar im Roman keine schwunghaften Monologe erwarten, doch gehen die uns geoffenbarten Gedankengänge kaum über den Sieg des Protestantismus hinaus. Daß selbst nach den Ueberlieferungen der Geschichte dem Herzog Bernhard ein höheres Ziel vorschwebte, das geht aus seinem Benehmen nach der Eroberung von Breisach hervor und in Barthold's „Geschichte des großen deutschen Kriegs" finden wir hierfür die überzeugendsten Belege. Auch Laube erwähnt die Thatsachen:

Herzog Bernhard geberdete sich in der kaiserlichen Burg zu Breisach von jetzt an durchaus wie ein neuer Herrscher. Der Feldherr trat ganz in den Hintergrund, der Regent in den Vordergrund. Die Generale und Obersten, welche alle einberufen waren und einen Kriegsrath für neue große Feldzugsplane erwarteten, wurden einzeln vor den Herzog berufen und erhielten Aufträge für friedliche Organisirung ihrer Bezirke. Warten indessen sollten sie noch einige Tage, da eine allgemeine Zusammenberufung noch erfolgen werde. Wichtige Besuche strömten übrigens von allen Seiten hinzu. Der König von England sandte einen Bevollmächtigten für den Sohn des Winterkönigs und ließ sein Bündniß anbieten für Wiederherstellung von Kurpfalz. Ein Markgraf von Baden stellte sich ein, treue Nachbarschaft in Anspruch nehmend. Die Städte aus dem Bereich des Heilbronner Bundes schickten Vertreter, Zustimmung und Hoffnung auszudrücken. Kurz, das breisacher Schloß gewann das Ansehen einer neuen, weithin mächtigen Residenz, und leise wie laut sprach man davon: das Jahr neununddreißig wird einen neuen Kaiser, einen evangelischen Kaiser sehen! Man beruhigte sogar die erschrockenen Kath... in der Stadt und sagte ihnen: Was fürchtet ihr? ... nicht an euch selbst, daß euerm Glauben und eu... nichts in den Weg gelegt wird? Volle Religions... einkehren unter dem Scepter Kaiser Bernhard's!

Doch diese Erwähnung geschieht im Sinne ... dritter als Gerede und Gerücht; nirgends la... dem Herzog selbst das Geheimniß seiner wei... Plane ab. Wol denkt er an ein eigenes Reich; ... sich mit Rohan verbinden und vom Rhein aus ... gen gegen Osten und Westen schreiten und ein ... und Westrien gründen, in welchem sie gebieten ... lich wohnen. Und als er selbst von der breisach... aus die Lande ringsum im Sonnenschein liegen ... hegt er den Wunsch, daß sein Reich sich ausdehn... diesseit wie jenseit des Rhein nach allen Himmelsge... Doch der Gedanke des protestantischen Kaiserthum..., welchem seine Umgebung flüstert, liegt ihm selber ...

Vielleicht fürchtete Laube, ihn durch dergleich... aussehende Plane zu einem Ideologen zu machen ... Sicherheit und Tüchtigkeit der Zeichnung zu ge... Wir aber meinen, daß der alte Spruch: „In ... voluisse sat est", sich auch im Reiche der Dich... währt, und daß die Größe eines Helden nicht ... dem liegt, was er erreichte, sondern auch in dem ... er erstrebte. Zwischen einer leeren Projectenmach... dem Trachten nach bedeutenden und berechtigten Zi... ein Unterschied. Das Piedestal der geschichtlichen ... des Herzogs Bernhard scheint uns von Laube ... nicht fest genug in die Erde gemauert. Der Held ... sich nicht zu einer monumentalen Größe, da ih... ideale Aufschwung fehlt.

Desto tüchtiger und trefflicher sind alle Züge ... führt, welche dem Charakterkopf des Herzogs Leben... heit und individuelle Bestimmtheit geben. Bei Laube ... wandelt sich der Psycholog oft in den Physiologen; ... der Naturbestimmtheit, aus den wechselnden Zu... des körperlichen Befindens werden die Seelenzustände ... als Spiegelungen abgeleitet, ja selbst die zu Tha... renden Entschlüsse finden ihre Motivirung oft in ... Weise. So war es bei Waldstein, so ist es auch ... bei Herzog Bernhard. Der Dichter ist zugleich de... arzt seines Helden. So ist denn auch der M... Botaniker und Giftmischer Blandini mit besonderer ... liebe gezeichnet; die Bereitung und die Folgen de... werden auf das anschaulichste dargestellt. Dabei ... Laube episches Geschick, er verwebt eins in das ... er summirt nicht in langweiliger Weise gleichartige ... Auch hat er den rechten Schick und Takt in de... führung seiner Helden. Er hütet sich davor, in de... liebten Art Porträts derselben zu entwerfen, er ... sing's „Laokoon" studirt und weiß, wie der Dich... schildern hat. Gerade in den Romanen, in den... Autoren wahre Steckbriefe ihrer Helden und Hel... schreiben pflegen und ihre körperlichen Schönheit... Eigenheiten wie auf dem Secirtische zergliedern, ... während gegen das Axiom gesündigt, daß die Dich...

fortschreitende Handlungen und alle Körper, alle einzelnen Dinge nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen malen sollen. Da indeß die meisten Romane auch sonst mehr dem Gebiete der Prosa angehören als dem der Poesie, so fallen derartige Verstöße nicht allzu schwer ins Gewicht. In der Regel hält man ja die Romanform für geräumig genug, um ganze Abhandlungen in derselben unterzubringen — warum soll man nicht in der Beschreibung dem Vorbild der Naturforscher folgen, welche die einzelnen Pflanzen bis auf jedes Blättchen in einer äußerlich aufsummirten Folge ihrer Merkmale beschreiben? Desto wohlthuender ist es, auch in einem Roman einem künstlerischen Bewußtsein zu begegnen, welches die allgemeinen Gesetze der Dichtkunst respectirt. Laube läßt seine Helden stets in einer bestimmten Situation erscheinen, sodaß ihre Eigenschaften uns nicht als feste ruhende Merkmale vorgeführt werden, sondern sich im Fluß der Handlung entwickeln. Die erste Einführung des Herzogs Bernhard von Weimar, wie er im Städtchen Frouard unter den plündernden Truppen erscheint, mag dies beweisen:

Der Regen hatte ganz nachgelassen, aber kalt war der Abend geworden. Selbst die untergehende Sonne, welche am Horizont die Wolken durchbrach, war nicht mehr im Stande, die eisige Atmosphäre zu erwärmen. Sie vergoldete aber die Ankunft neuer Kriegsleute, welche nach dem dicht angefüllten Marktplatze ritten — die Soldaten traten überall zur Seite, der tobende Lärm um die Beutewagen verstummte mit einem male — die breite Gasse öffnete sich für die Reiter, jeder Soldat machte schweigend ein grüßendes Zeichen. Der vorderste Reiter auf einem starken und doch schlanken Rosse von kohlschwarzer Farbe, welcher in langsamem Schritte dahergeritten kam, brachte diese Wirkung hervor. Die Sonne beschien ihn von rückwärts, und zeichnete scharf seine Umrisse in goldenem Rahmen. Das Gesicht stand im Schatten. Es war länglich und von tiefem Ernste. Dunkle Augen sahen fest auf die Kriegsleute, auf die Beutewagen. Das lange Haar hing schlaff und glatt bis an den Hals herab. Es war braun und vom Regenwasser naß, sowie der Stutz- und Knebelbart. Auch die Hutkrempe war vom Regen niedergebogen, und der Spitzenkragen klebte zusammengekrümmt und schmuzig auf dem Eisenpanzer, welcher Brust und Arme bedeckte. Unweit der Beutewagen hielt er still. Es war der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar.

Nur in der Beschreibung der jungen Marguerite von Rohan (I, 241) ist Laube etwas von diesen sonst beobachteten Grundsätzen abgewichen und hat uns eine gewöhnliche Romanbeschreibung descriptiven Stils geliefert: das feine Näschen, der graziöse Mund voll perlender Zähne, der schlank und zierlich geschwungene Hals werden etwas äußerlich zusammengeschweißt und gehen nicht auf in der Situation der kindlichen Liebe, in welcher der Autor uns zuerst das Mädchen vorführt.

Im übrigen verlieren wir in dem Roman Laube's nie den festen Boden unter unsern Füßen. Ein kritischer Phrenolog muß anerkennen, daß bei Laube das Organ des Ortssinns besonders stark entwickelt ist. Dies Organ ist gleich wichtig für den Feldherrn, für den Schachspieler wie für den Dichter. Der Dramatiker wird durch dasselbe eine sichere scenische Anschauung der sich folgenden Auftritte festhalten, die Stellung und Gruppirung der Gestalten klar anschauen und so seiner Dichtung eine solide theatralische Grundlage geben. Der Romandichter aber wird bei seinen Lesern erst das volle Behagen hervorrufen, erst Vertrauen zu seiner darstellenden Kraft erwecken, wenn er die Phantasie nicht ins Leere schweifen läßt, sondern ihr gleichsam mit Meßkette und Meßstangen vorher das Terrain ausmißt, auf dem sich die Gestalten bewegen. Selbstverständlich darf aber die Beschreibung nicht in eine geistlose Darstellung des Nebeneinander ausarten, nicht in topographische Prosa verfallen, sondern die Oertlichkeit muß gleichsam durch die Fackel der Handlung beleuchtet werden oder, wo es sich um das Besitzthum eines der mitwirkenden Charaktere handelt, dazu beitragen, als eine vom Geist durchdrungene Aeußerlichkeit die Physiognomie desselben zu charakterisiren.

In der Beschreibung des Richelieu'schen Herrensitzes, des Schlosses von Rueil, erkennen wir jene gewandte und kundige Feder wieder, welche die französischen Lustschlösser in einer so interessanten Weise schildert. Hier ist Laube in seinem besten Fahrwasser, und indem wir in diesem Schlosse mit Herzog Bernhard dem französischen Staatsminister den ersten Besuch machen, betreten wir dasselbe in einer Spannung, welche uns seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten näher rückt, weil wir aus ihnen den Charakter des Eigners zu errathen suchen:

Dies Rueil stellte sich unter hohen Bäumen dar wie eine Ritterfestung. Ein steinerner Feudalbau mit Thor und Thürmen, mit Zinnen und Erkern. Es sah wie Ironie aus, daß der furchtbare Feind aller Feudalherrschaft, daß Richelieu nahe bei Paris einen solchen Rittersitz für sich ausgesucht. Aber das erklärte sich, wenn man mit dem Viergespann der Herzogin in das schmale Thor hineinfuhr. Das Viergespann rasselte durch einen Tunnel hindurch, welcher das Schlößchen seiner ganzen Breite nach durchfurchte, und kam drüben auf der sonnigen Südseite wieder heraus in einer lachenden Lage. Hier breitete sich ein Park mit prächtigen Bäumen, mit Springbrunnen und Wasserspiegeln; hier stand zur Rechten ein Palast in seinem Renaissancestil aufgebaut, und hier in diesem Palaste wohnte der Cardinal. Man meinte ihn lächeln zu sehen über das verlassene und nur zur Einfahrt benutzte Schlößchen, dessen Stil und Wesen überholt sei durch den Geschmack einer andern Zeit. Dies Innere von Rueil ist denn auch das Vorbild geworden für das Versailles, welches Ludwig XIV. angelegt und ausgeführt. Palast und Park von Rueil sind Modell gewesen für den Nachfolger des dreizehnten Ludwig, sowie dieser Nachfolger den absolutistischen Staat vollendet hat, welchen Richelieu dem Vater des vierzehnten Ludwig angelegt. Es herrschte eine wohlthuende Ruhe und Stille hier innen um den mattgefärbten Renaissancepalast. Lautlos verschwand der vierspännige Wagen unter hohen tiefschattigen Bäumen, zwischen welchen ein Kiesweg zur Rückseite des Hauses führte. Die hervorbrechende Abendsonne übergoß die wohlthuenden Linien der Architektur, die Baumkronen, die Wasserstrahlen und Wasserflächen mit einem Goldscheine, und wob einen lockenden Schimmer über das Baummeer eines Waldes, welcher hügelan stieg im fernen Hintergrunde des Parks. Als Herzog Bernhard aus dem Thorgewölbe des Schlößchens hereinsprengte in diese schöne Welt der Stille, welche der künstlerische Geist des Cardinals sich bereitet, hielt er sein Pferd an mit einem Rucke. Solch ein Eindruck paßte ja überraschend angenehm zu seiner Stimmung. Und wie stach er ab von den Wohnsitzen im deutschen Vaterlande, welche er seit Jahren, seit so vielen Jahren gesehen. Ach, daheim war die Verwüstung eines langen, allgemeinen Kriegs überall eingedrungen! Ehe er noch vom Pferde steigen konnte, öffneten sich zu seiner Rechten im Palaste die großen Flügel der Fenster-

thüren, zu welchen eine Marmortreppe vom Garten aus hinaufführte. Man sah diese Treppe im Innern fortgesetzt breit und prächtig, ein Stiegenraum, wie ihn die Renaissancebaukunst mit besonderer Vorliebe ausführte. Und innen auf dieser Marmorstiege kam der Mann herab, welcher dies Land regierte, und seine geistigen Netze über ganz Europa warf, kam Richelieu.

Ebenso anschaulich tritt das Schloß des Herzogs von Rohan vor uns hin mit seinen geheimen Treppen und dem Versteck hinter der tapezirten und mit Büchern verkleideten Holzwand, nicht minder deutlich die verschiedenen Gasthäuser, in denen wir mit Bernhard und seinen Verfolgern einkehren, ja selbst die Gelasse unter dem Dach, die Leitern und Dachluken im Gasthof zu Neuenburg, zu denen der Bartkonrad die „rothe Feder" verfolgt, bis er sie durch eine Luke hinausschleudert und ihr so zu einem seligen Ende verhilft.

Doch wie alle Virtuosen gerade ihre Bravourpassagen mit besonderer Vorliebe spielen und auch dort einlegen, wo es nicht ganz am Platze ist: so gefällt sich auch Laube etwas mehr, als unbedingt erforderlich, in diesen scenischen Arrangements und räumt dem Versteckspielen einen zu beträchtlichen Raum ein. Durch den ganzen ersten Band zieht sich die Verfolgung des Herzogs von Rohan, und in derselben bilden wieder der unfreiwillige Spazierritt des jungen Groot auf dem Mustapha und seine Abenteuer im Marstall eine umfassende Episode. Hier bleibt die Spannung der Leser doch nicht im richtigen Verhältniß zu dem Aufgebot der virtuosen Schilderung, die zu sehr ins Breite geht, sowenig ihr sonst die gerühmten Vorzüge der Anschaulichkeit abzusprechen sind. Hierzu kommt, daß der zweite Band dagegen einen zu reichen Inhalt hat, daß hier gleichsam die scenischen Verwandlungen sich häufen und das Hinundherspringen der Handlung eine gewisse vibrirende Unruhe hervorruft, welche auch auf den epischen Stil zersetzend wirkt. Durch eine Einschränkung jener, mindestens in dem Eindruck, den sie hervorrufen, episodischen Scenen wäre aber eine vortheilhaftere Vertheilung des Stoffs ermöglicht worden, welche das Gleichgewicht zwischen dem stofflichen Inhalt der beiden Bände besser aufrecht gehalten hätte.

Mit dem Ortssinn hängt die Trefflichkeit der taktischen Schilderungen zusammen, welche sich durch den ganzen Roman hindurchziehen. Die Darstellungen der Schlachten am Weißen Berge, bei Lützen u. a. in den frühern Abtheilungen werden hier ergänzt durch eine lebendige Schilderung des Treffens von Rheinfelden. Ohne die Trockenheit taktischer Anordnungen gelingt es dem Autor doch, ein Gesammtbild der Schlacht vor uns zu entrollen, von welchem sich die einzelnen Personen und Gruppen in frischer Lebendigkeit abheben.

Was die Hauptcharaktere des Romans betrifft, so ist namentlich Richelieu eine treffliche Zeichnung, reich an einer Fülle von Detailzügen, ohne daß dadurch die einheitliche Gestalt zersplittert würde. Sein politischer Standpunkt tritt in den Gesprächen mit Bernhard bedeutsamer und klarer hervor als der des weimarischen Herzogs selbst, dem Laube nicht das volle Gewicht seiner politischen Bedeutung gegeben hat. Was uns an der Gestalt Richelieu's besonders interessirt, das ist der Gegensatz zwischen geistiger Energie und körperlicher Gebrechlichkeit, zwischen moralischem und physischem Muth, ein Gegensatz, welchen Laube auf das schärfste hervorhebt. Als der König verlangt, Herzog Bernhard von Weimar solle aus Paris fortgewiesen und, wenn er Umstände macht, festgenommen werden, weil er dem Könige gegenüber mit einer Anmaßung aufgetreten sei, welche ihn empört habe — da zittert Richelieu am ganzen Körper, seine Augen sprühen, der Mund ist zusammengekniffen und wie das Zischen der Schlange fährt folgende Rede aus dem Munde hervor, welcher sich immer nur für einen Satz ein wenig öffnete und dann wieder schloß:

Verwünscht sei dies Leben, sei dieser Dienst mit einem solchen Manne. — Aus dem Nichts hat er emporgearbeitet werden müssen gegen seinen Willen, gegen seine Einsicht. — Mit dem kläglichen Plunder äußerlichen Krams und nichtiger Etikette hat er mir die wichtigsten Actionen fortwährend beschädigt. — Wie Menschen thun, die nur Aeußerliches nachzuahmen wissen und vom Geiste nichts ahnen. — Man arbeitet sich todt für einen Knaben, der mit 100 Jahren nicht Mann wird. — Da liegen sie, die harten Zügel des Reichs, welche mir die Hände zerreißen, da zu Euern Füßen, Herr Desnoyers. — Hebt sie auf, tragt sie hinüber nach St.-Germain, wo Ihr ja doch lieber seid als neben mir. — Ich bin zu Tod müde dieser ewigen Durchkreuzung mit abgestandenen, unreifen Willensmeinungen, zu Tod müde! Adieu! Geht, geht! Ueberbringt meine Entlassung. Von heute an. Von dieser Stunde an. Adieu!

Nach einem ähnlichen Ergusse bricht er weinend zusammen. Pater Joseph beginnt seine Manipulation mit dem zuckenden Körper Richelieu's. Diese nervösen Krisen, welche sonst nur Frauen eigen sind, werden durch Bespritzen mit Wasser und Säuren, mit Einreiben an den Schläfen und in den Handflächen bekämpft, und Wasser wie Säuren standen immer bereit in dem Zimmer des Cardinals. Richelieu's Charakter wird von Laube mit folgenden Zügen geschildert:

Es war eine Eigenthümlichkeit seiner Stellung oder seines hypochondrischen Gemüthswesens, daß er — der mächtigste Mann im Reiche! — sich keinen Augenblick sicher glaubte in seiner Stellung. Jedes halbe Wort aus der Umgebung des Königs erschreckte ihn, und jeden Tag fast sah er wie ein Gespenst den Untergang an sich herantreten. Und zwar den Untergang in grausamer Form. Geschichtliche Vorgänge bestärkten seine reizbare Phantasie nur zu sehr in dieser Angst. Der allmächtige Guise war in Blois wie von einem Blitzstrahle der Ermordung getroffen worden, und unter diesem schwächlichen Ludwig selbst — wie lange war es her? Nicht zwei Jahrzehnte! — da war Concini, der Marschall d'Ancre, damaliger Premier und ein Gönner Richelieu's, jählings niedergeschossen worden auf Befehl des noch ganz jungen Ludwig. So was vergißt sich nicht. Am wenigsten, wenn man so durchaus eigen und verwegen Politik treibt, wie es Richelieu that, und die ganze alte Gesellschaft, den Königen immer am nächsten stehend, gegen sich erbittert weiß. Der Cardinal lebte sein Leben wie ein immerwährendes Wagniß, wie eine tägliche Lebensgefahr. Sein Geist aber war viel größer als sein Muth, der ja vom Körper äußerst abhängig ist.

Eins der gelungensten Tableaux ist der Besuch, den Graf Nassau im Auftrag des Herzogs Bernhard bei Richelieu macht, um von ihm eine Gegenordre in Betreff der Verhaftung des Herzogs von Rohan zu erzwingen. Bis diese kriegerische deutsche Gesandtschaft bis in das Schloß

ich des Cardinals dringt, während die unruhigen
iser den Hof des Palais-Cardinal anfüllen — das ist
lebendiger Anschaulichkeit geschildert. Das Geschrei
s Wächters im Vorgemach, des Paters Joseph, den
Bartkonrad festhielt, hatte Richelieu aufgeweckt. Im-
und überall auf plötzliche Fluchtmittel bedacht, hatte
uch in seinem Schlafzimmer eine unsichtbare Thür
ingen lassen, die in einen Versteck führte.

Als er jetzt das Geschrei seines treuen Paters Joseph hörte
den Zuruf seiner Nichte verstand — denn im ersten Mo-
e des Aufschreckens aus dem Schlafe war er ohne jedes
ändniß gewesen — hatte er sich aufgeschnellt, um aus dem
zu springen und durch die geheime Thür zu flüchten.
var zu spät gewesen: die bärtigen Krieger standen vor sei-
Lager. Er zog die Beine wieder zurück, welche schon außer
Bette gewesen waren, und suchte sich geistig zu fassen.
der Geist allein — flüsterten seine Gedanken — konnte
jetzt noch etwas nützen, er mußte so frei als möglich er-
n werden. Bleich wie der Tod saß er da im Spitzenhemd.
seine Hand krampfte sich in die rothseidene Decke; die Augen-
drängten sich abwärts und ließen nur die Hälfte der Augen
Er fand kein Wort der Frage.

Pater Joseph kannte indeß seinen Meister und miß-
e ihm völlig bei allen Ereignissen, welche Ueberfall
Volksaufstand betrafen:

Da beträgt sich der Cardinal — und er pflegte ihm das
Angesicht zu sagen — wie ein durchnäßtes Huhn, dem aller
abhanden gekommen ist, und da braucht er mich wie ein
zling seine Amme! Er hatte nicht unrecht. Richelieu war
dem verwegensten Muthe in Planen und Entwürfen, ja
in Durchführung derselben, solange diese Durchführung
ihern, berechenbaren Sphären blieb. Selbst den Krieg be-
er leidlich, soweit er in demselben befehlen und sich selbst
Stellen seiner Mitwirkung aussuchen konnte. Aber vor un-
enbaren Gefahren hatte er eine unbezwingliche Angst. Er
den Muth des Geistes und nicht den Muth des Herzens.
entlich Volksmassen waren ihm erschrecklich. Sie knickten
alle Spannkraft der Nerven.

Er verschaffte sich daher die Gewißheit, daß der Auf-
nur ein zufälliger unbewaffneter Zusammenlauf sei,
theilte dies dem Cardinal mit, der schon im Begriff
die Ordre zu unterzeichnen:

Das war ein schwerer Schlag für die politische Action des
n von Nassau, welche ihm bis daher unter Benutzung aller
ig eintretenden Umstände trefflich gelungen war. Das ent-
ende Unglück für ihn bestand darin, daß Richelieu auf ein-
seiner Angst vor dem Volksaufstande entledigt wurde. Diese
allein machte ihn schwach und hatte den Grafen von
n stark gemacht. Man sah es ihm an. Er hatte aufge-
zu schreiben bei Pater Joseph's Rede, und dessen Versiche-
, daß der Aufstand nichts bedeute, wirkte zauberhaft. Die
gte sitzende Stellung verschwand, der Oberkörper richtete
erzengerade auf und die niederhängenden Augenlider gin-
n die Höhe. Der zuversichtliche Blick trat in die braunen
nsterne, welchen eine so seltene Mischung von süßer Milde
böser Schärfe eigen war. Mit der ganzen Schärfe ausge-
flogen sie jetzt im Kreise umher, als wäre der Mann erst
aus dem Schlafe aufgewacht. So sehr bestätigte sich's,
dieser Kapuziner Pater Joseph die muthvolle Ergänzung des
inals war für alles, was thatsächliche Handlung betraf und
ichliches Wagniß.

Inzwischen erringt die soldatische und doch dabei diplo-
sche Energie des Grafen Nassau, welcher ein Befehl
Königs zu Hülfe kommt, den gewünschten Erfolg.

Ebenso scharf beleuchtet wie die Gestalt Richelieu's treten auch die andern Gestalten in der rasch wechselnden Bewegung und Gegenbewegung dieser Handlung hervor, bis auf die kokette Herzogin von Aiguillon, die im Négligé diesen Scenen beiwohnt, dem Onkel auf seinen Wunsch das Schreibzeug herbeiholt und, ihrer schönen Arme und Büste vollkommen bewußt, „es nicht vergißt, im Herzutragen des Schreibmaterials den Arm hoch zu heben und sich am Bette seitwärts niederzubeugen, sodaß ihr weißes Nachtgewand den lebensvollen weißen Arm und Busen einigermaßen, also doppelt lockend freigab". „Wenn diese Kriegsleute in der Gegenwart Bernhard's von deinen Reizen murmeln — dachte sie —, so ist auch dies ein Reizmittel." Es ist dies die eine der beiden weiblichen Gestalten, die sich um Herzog Bernhard gruppiren, und zwar sein böser Engel, die Sirene, die ihn in ihre Netze locken und fangen will im Interesse der Richelieu'schen Politik. Die kokette, üppige Frauengestalt wird zwar glänzend eingeführt, im ganzen aber zu skizzenhaft gehalten — namentlich verschwindet sie in der zweiten Hälfte des Romans fast gänzlich. Ein ferneres Eingreifen in die Handlung und eine Vertiefung des Charakters nach der dämonischen Seite hin wäre wünschenswerth gewesen, vielleicht wünschenswerther, als das Wiederauftauchen einer alten Bekannten, der Ludmilla von Loß, deren Betheiligung an den Verwickelungen des Romans doch eine erfolglose bleibt.

Das Gegenbild zur Herzogin von Aiguillon bildet Marguerite von Rohan, eine echt weibliche Erscheinung, Bernhard's guter Engel. Die erwachende Liebe des Herzogs zu ihr, wie ihre Gegenliebe, ist mit vieler Zartheit geschildert. Doch im ganzen hat der Charakter des Mädchens etwas anmuthig Schwebendes, es fehlt ihm der feste Boden zu seiner Bewährung. Auch die Liebessituationen flößen uns keine Spannung ein. Das psychologische Interesse aber weilt weniger bei dem schönen Mädchen als bei dem wackern Kriegsmann, dem so spät noch eine edle und reine Liebe das Herz erfüllt.

Von alten Bekannten finden wir in dem Roman Norbert, Mitzlau und Hans von Starschädel wieder, sowie den Bartkonrad und Medardo. Ueber den jungen Helden des zweiten Theils, Leo, erhalten wir nur eine gelegentliche flüchtige Mittheilung. Der schüchterne Dietrich von Groot, der sich uns zuerst auf durchgehendem Pferde präsentirt, ist eine Copie Leo's. Doch findet die treffliche Schilderung des Kanonenfiebers im „Waldstein" hier keinen Pendant. Wir erfahren nur im allgemeinen, wie Dietrich sich in der Schule des Kriegs stählt und zum tapfern Helden heranbildet. Dietrich, sowie Vater und Mutter und alles, was mit der schwedischen Gesandtschaft in Verbindung tritt, erscheint im ganzen in einer mehr genrebildlichen Beleuchtung. Es ist die Idylle, die mit Herrn Dietrich spazieren geritten wird, mit ihm in den Marställen auf Pferderaub ausgeht, auf dem Markte hübschen Mädchen nachläuft und mit Mama und Papa in stiller Häuslichkeit verkehrt. Auch der Papa, ein so berühmter Staatsmann und Gelehrter er war, ist etwas matt beleuchtet. Doch gegenüber der damaligen Praxis des

Staatsrechts mußte ein Theoretiker desselben wie Hugo Grotius in der That einen sehr idyllischen Eindruck machen.

Von den übrigen Gestalten treten der alte ritterliche Herzog von Rohan und der jesuitische Giftdoctor Blandini noch am meisten hervor. Dagegen ist der wilde Johann von Wörth, Bernhard's furchtbarster Gegner, wol allzu skizzenhaft behandelt. Diese prächtige Figur hätte dem Roman mannichfachen pikanten Stoff geboten, wenn sie von dem Dichter nicht so beiläufig eingeführt und wieder entlassen wäre. Man lese in Barthold's „Deutschem Krieg" die Beschreibung der Gefangenschaft Johann von Wörth's in Paris und man wird bedauern, daß diese Fülle anekdotischen Materials unbenutzt geblieben ist.

Im zweiten Bande des Romans ist, wie schon erwähnt, nicht überall die rechte epische Ruhe vorhanden, das Gemälde wird oft durch bunt sich ablösende Skizzen ersetzt. Gleichwol finden sich auch hier Tableaux, in denen die Gestalten das kernhaft frischeste Leben athmen und die Gruppirung meisterhaft ist, wie die Vergiftungsscene im Mandelbaume zu Pontarlier.

Der Stil in „Herzog Bernhard" ist ebenso gefeilt und gediegen wie in den beiden ersten Büchern des Romans, der sich gerade durch die Vorzüge epischer Darstellung von den historischen Fabrikromanen unterscheidet. Wol möchte man oft dem Ganzen mehr Feuer, Glut, Leidenschaft, mehr Wildheit und brennende Beleuchtung wünschen, doch gerade die Kühle und Gelassenheit der Darstellung wahrt das epische Gleichmaß. Als Eigenthümlichkeit des ganzen Werks mag noch hervorgehoben werden, daß die Behandlung der großen Haupt- und Staatsactionen eine historisch-pragmatische ist, und die Charakteristik fast durchweg auf physiologische und pathologische Elemente zurückgeführt wird. Im „Herzog Bernhard" namentlich haben wir es wol zu viel mit der Apotheke zu thun, deshalb fehlt dem Roman im ganzen der ideale Zug, der Hauch der Begeisterung. Doch in Bezug auf Tüchtigkeit, Bestimmtheit und Klarheit der Darstellung, welche eine Reihe der lebensvollsten Gemälde aus jener Zeit entrollt, auf Sicherheit der Motivirung, auf künstlerische Pflege der Form nimmt der Roman einen hohen Rang ein unter der gleichzeitigen Production.

Der neueste eben ausbrechende „deutsche Krieg" mag vielleicht das Interesse an dem Spiegelbild einer Vergangenheit erhöhen, welche uns ebenfalls die deutschen Stämme im blutigen Zwiespalt zeigt. So hat jedes Jahrhundert der Neuzeit seinen „deutschen Krieg" — das 17. den Dreißigjährigen, das 18. den Siebenjährigen und das 19. den jetzigen. An Analogien zwischen diesen Kriegen fehlt es nicht. Jedenfalls wird der Ernst der Zeit den Sinn für die Geschichte und den echten historischen Roman erwecken, der sich allerdings von der Geschichtslitterung der Memoirenromane wesentlich unterscheidet.

Rudolf Gottschall.

Vom Büchertisch.

1. Ueber die Freiheit des Menschen. Ein Beitrag zur Moralphilosophie von Wilhelm Kaulich. Prag, Lehmann. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Vorliegende Schrift entsprang aus dem Bedürfniß, dem Fatalismus der modernen Naturwissenschaft und Speculation, welche die Welt in einem fortlaufenden Causalzusammenhang begreifen wollen, zu entrinnen, um wenigstens für das sittliche Leben ein Stück Freiheit aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten. Der Verfasser nimmt seinen Weg durch die Vorposten der modernen Weltanschauung, indem er unter der Aegide der Gewissens- und Glaubenswahrheiten den Materialismus der Empiriker und Sensualisten, den halben und ganzen Pantheismus, den Determinismus der mechanischen Psychologie aus dem Wege zu räumen bemüht ist, um für eine teleologische Construction der Welt aus dem absoluten Willen und der darin intendirten menschlichen Freiheit freies Feld zu gewinnen. Der Materialismus wird zum Theil mit Lotze'schen Argumenten angefochten; der Verfasser faßt ihn jedoch bei seiner starken Seite, wenn er die Stoffbewegungen als Grundlage geistiger Erscheinungen verwirft, da der Materialist die chemisch-physikalischen Processe, aus denen er Leben und Denken entstehen läßt, keineswegs identisch mit Leben und Denken selbst zu setzen genöthigt ist, so wenig wie Wärme oder Elektricität mit den sie hervorrufenden Molecularbewegungen; dagegen hätte der Verfasser als Schwäche dieses einseitigen Empirismus rügen können, daß er die von den producirenden Vorgängen abweichende Constitution des Denkens anzuerkennen zögert. Nicht minder fehl geht der Hieb auf den mechanisch-psychologischen Determinismus des Herbart'schen Systems, dem der Verfasser mit Unrecht Unverträglichkeit mit freier Sittlichkeit vorwirft. Einmal wird in diesem System eine Idee der innern Freiheit gelehrt, welche die Harmonie zwischen Wissen und Wollen darstellt. Und dann schließt die functionäre Stellung des Willens zum Vorstellungsverlauf noch nicht aus, daß dieser Vorstellungsverlauf selbst wieder seine Gesetze daher entlehne, wo nach Herbart der Grund der Sittlichkeit zu suchen ist, nämlich aus der ästhetischen Construction unsers Wesens. Und sowie die Kenntniß der Natur diese beherrschen lehrt durch die ihr innewohnenden Gesetze, so hebt uns auch die Erkenntniß der unsern geistigen Zustand beherrschenden Nothwendigkeit über diese empor, und der Werth dieser Erkenntniß wird doch dadurch nicht aufgehoben, daß sie selbst wieder ein Product dieser Nothwendigkeit ist. Doch wir wollen den Verfasser gewähren lassen und hören, wie er seine eigene Ansicht in dieser Controverse formulirt. Diese geht dahin, daß unter Freiheit das Vermögen eines Wesens zu verstehen sei, „den Inhalt seiner Thätigkeit oder das durch die Thätigkeit angestrebte Ziel schlechthin durch sich selbst festzustellen". Hierauf folgt sogleich die Unterscheidung zwischen absoluter und creatürlicher Freiheit. Diese letztere beschränkt sich darauf, „unter gegebenen Objecten jedes einzelne mit Ausschluß der übrigen festhalten und zum Zielpunkt des Strebens machen zu können". Indem

so noch der menschliche Wille als letzte Causalität, absoluter Anfangspunkt einer möglichen Reihe des hehens auftreten könnte, muß sich der Verfasser im lick auf den Aequilibrismus, der für eine freie Entxung ein absolutes Gleichgewicht zweier entgegengesr Möglichkeiten fordert, das Geständniß entwinden ı, daß der Wille das vorgezogene Object infolge besondern Interesses wählen müsse. So ist aber Interesse im letzten Grunde der Dirigent des Wilund dieser bei aller scheinbaren „Freiheit, sich zu ssiren" doch von den im Subject liegenden Vorausgen des Behagens und Misbehagens abhängig. Aber Verfasser fühlt selbst, daß seine „Idee der Freiheit" ine Idee ist, weil diese die Forderung in sich schließe, das einmal vom freien Willen gesetzte Ziel festgehalvürde, wolle er sich nicht selbst widersprechen und sen. Diese geforderte Entschiedenheit des Willens ist in der That, wie sich der Verfasser gestehen muß, piririschen Menschen so wenig zu finden, als die Herrdes radical Bösen wegzuleugnen sei. Zur Lösung diesen bestürzenden Thatsachen enthaltenen Problems der Verfasser zu den Hilfsbegriffen des absoluten ts und seiner Teleologie, der Erbschuld und der hne. Jene leitet der Verfasser von einem muthhen Abfalle des ersten Menschen von Gott ab, der ır Beseligung seiner selbst und der Natur durch freie be des eigenen Willens an den des Schöpfers be: hätte. Diese Disharmonie hätte aber unfehlbar ernichtung des Menschen mit sich geführt, wäre anzunehmen, daß ein ursprüngliches Verdienst von r Seite ihm die Erlösung gesichert habe. So lebe er Mensch unter der Herrschaft der durch seine thät entfesselten Natur in seinen Nachkommen in zwischen Gut und Böse oscillirenden Zustande, der ie Möglichkeit enthalte, durch fortwährende Uebung ollendeten Entschiedenheit des Willens und so zur vereinigung mit Gott vorzudringen, womit auch) die Nothwendigkeit der persönlichen Fortdauer em Tode gegeben sei. Das Object, für das sich pirische Wille entscheiden soll, sei demnach die göttzweckbestimmung, aus deren Erkennung und freiı Annahme Wahrhaftigkeit, Demuth, Gehorsam ebe flössen, welche vereint das Ideal der Sittlichsmachten. Durch das Gewissen seien wir in einem Nexus mit der Gottheit, welche uns hier ihren verkündige. So weit der Verfasser. In Bezug se ganze Ausführung, welche auf den angegebeıoch so plausibeln Hülfsbegriffen sich fortbewegt, ch philosophischerseits nur der Nachweis ihrer ndigkeit fordern; fast müßte man bei dem moBewußtsein sich beruhigen, welches die Sittlichkeit uf fremdes Gebot hin, sondern um ihres eigenen n Werthes willen festhält. Aber auch selbst auf ıgeschlagenen Wege hat der Verfasser nicht vertachzuweisen, daß es eine Freiheit in dem von ihm n Sinne gebe, sondern er supponirt nur, daß es che am Anfang aller Dinge, bevor der Stammvater unsers Geschlechts ihrer durch Misbrauch verlustig gegangen sei, gegeben habe, und liefert dadurch gegen sein Vorhaben einen Beitrag zur Erhärtung jenes von ihm angegriffenen Determinismus, wonach der Wille ein Product psychischer Vorgänge ist. So schätzenswerth übrigens die Wiederaufnahme speculativer Probleme ist, so sehr muß man sich im philosophischen Denken vor theologischen Brücken hüten, wodurch die Philosophie nur lahm, die Theologie nicht gerader wird.

2. Ueber die Freiheit der Wissenschaft. Rede gehalten zum Amtsantritte von J. B. Wenig. Innsbruck, Wagner. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein neuer Commentar zu einem alten Text, der von dem Kampfe der Kirche mit dem Zeitgeist handelt. Der Verfasser versichert uns zwar, es sei ein Irrthum zu glauben, daß die Theologie der wahren Wissenschaft und den echt wissenschaftlichen Bestrebungen feindlich gegenüberstehe, behält sich jedoch die Entscheidung darüber vor, welche Bestrebungen die wahren und echt wissenschaftlichen seien, und bemüht sich nachzuweisen, daß die Wissenschaft weder voraussetzungslos sei, da sie eine Grundthatsache, die des Bewußtseins, eine Grundwahrheit, die des Identitätssatzes, und eine Grundbedingung, die denkende Natur des Geistes, verlange; noch auch sei sie unendlich und autonom, weil beides dem Wesen menschlicher Erkenntniß und der Creatürlichkeit des Geistes widerstreite; während so die innern Grenzen der Wissenschaft gezogen seien, ergäben sich laut wissenschaftlicher Consequenz die äußern Grenzen derselben gegen die von anderer Seite her gültigen Wahrheiten des Gewissens und Glaubens, der sich übrigens auch philosophisch aus dem obersten Begriff der Gottheit feststellen ließe. So gelangt der Verfasser zum Schlusse, daß die Wissenschaft an die Kirchmauern gebunden, wenngleich innerhalb derselben völlig frei sei. Quod erat demonstrandum. Man sieht, der Jude wird auf alle Fälle verbrannt, nur will man ihn diesmal mit Logik auf den Scheiterhaufen bringen. Tragisch ist nur, daß der Geist einer deutschen Universität in solcher Repräsentation erscheint.

3. Ueber die nationale Entwickelung und Bedeutung der Naturwissenschaften. Rede gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hannover am 20. September 1865. Von Rudolf Virchow. Berlin, A. Hirschwald. 1865. 8. 8 Ngr.

Diese Schrift enthält das Schibbolet moderner Forschung: das Denken ohne Autorität, das eine Errungenschaft deutschen Geistes gegenüber der ultramontanen Knechtung und dem steifen französischen Wesen in der Wissenschaft ist. Der sittlich ernste Charakter des deutschen Volks drückt sich auch in seiner Forschung aus, und diese freie Forschung wirkt nun ihrerseits auf seine sittliche Befreiung zurück. Schon beginnt die naturwissenschaftliche Methode unsere gesammte Anschauungsweise zu durchziehen: so ist die Volkswirthschaft eine bloße Anwendung der Naturwissenschaft auf das unmittelbare Leben des Volks; in der Industrie, Technik und im gewöhnlichen Leben des Handwerkers stellt sie einen gemeinsamen Denkboden her; durch ihre Methode

gestalten sich die geschichtliche, philologische und philosophische Forschung gleichartiger; sogar die Schulen, der Grundbau der Zukunft, sind trotz Stiehl'scher Regulative von den Naturwissenschaften durchsetzt. Nach diesen Früchten einer funfzigjährigen Entwickelung der Naturwissenschaften lassen sich an die nächsten funfzig die größten Erwartungen sowol für die materielle Wohlfahrt als auch für die strenge moralische, wahrhaftige Entwickelung des Geistes deutscher Nation knüpfen. Die Rede schließt mit der Mahnung an die Genossen, den Zusammenhang mit der Nation durch unmittelbaren Verkehr mit dem Volke in allgemeinen Vorträgen zu pflegen, und dann innerhalb der Gelehrtenrepublik die Zersplitterung der Fächer durch gegenseitigen Austausch und gemeinsame Discussion zu verhüten.

4. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und F. von Holtzendorff. Erstes Heft: Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. Nach zwei Vorträgen im Saale des berliner Handwerkervereins gehalten am 14. und 18. December 1865 von Rudolf Virchow. Zweites Heft: Ueber die Bedeutung und Fortschritte des modernen Völkerrechts. Von J. C. Bluntschli. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Es liegen uns hier die ersten Hefte eines Unternehmens vor, welches dem Bedürfniß der arbeitenden Klassen nach einem die wichtigsten Ergebnisse der heutigen Wissenschaft gemeinverständlich erschließenden Unterricht entgegenzukommen bestimmt ist. Es sollen unter Zuziehung der bewährtesten Kräfte in 24 jährlichen Heften Vorträge einmal naturwissenschaftlichen, ferner staatswissenschaftlich-geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Inhalts, jedoch mit Ausschluß aller politischen und kirchlichen Parteifragen der Gegenwart, in ansprechender Darstellung ohne Beeinträchtigung der strengen Methode, zur Veröffentlichung gelangen. Diesem im Interesse der Volksbildung willkommen zu heißenden Programme wird in den vorliegenden Heften in trefflicher Weise nachgekommen. Im ersten führt uns der vielbewährte Mann des Volks und der Wissenschaft, Rudolf Virchow, in die Urgeschichte unsers Geschlechts ein, welche das scharfe Forscherauge aus den in die Tiefen der Gräber und Gewässer versenkten und versunkenen Resten einer vorzeitlichen Cultur abgelesen hat. Demzufolge läßt sich der Bildungsfortschritt der uns voraufgegangenen Generationen an die sich folgeweis bedingenden Perioden der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, so genannt nach dem vorzugsweise benutzten Arbeitsmaterial, anknüpfen. Auch hieran zeige sich, schließt Virchow, gegenüber der auf ein goldenes Zeitalter zurückblickenden Sagengeschichte, daß der Mensch nur im harten Kampf um das Dasein die Stufen des Fortschritts emporgestiegen sei.

Im folgenden Heft beleuchtet Bluntschli, der anerkannte Lehrer des Staatsrechts und der Politik, die Grundlagen und den Fortschritt des Völkerrechts, welches die Beziehungen der als Personen gefaßten Staaten zueinander zu regeln hat. Gegenüber den Bedenken, welche die Existenz des Völkerrechts, weil es ihm an gesetzlicher Autorität und wirksamem Schutz fehle, in nicht ganz ungerechtfertigter Weise anzweifeln, ist an dem [illegible]
Völker festzuhalten, worin sich trotz aller [illegible]
heblicher Fortschritt des internationalen Rechts[illegible]
nachweisen lasse. Zunächst habe sich das Völker[illegible]
religiöser Befangenheit befreit, indem sein allgem[illegible]
licher Charakter in dem seit dem Pariser Congr[illegible]
1856 durchgedrungenen Satze sich Anerkennung [illegible]
„daß der religiöse Glaube die Rechtspflicht weder [illegible]
noch behindere“. Seine Schranken erkennt das [illegible]
recht in der Souveränetät der Staaten, welche je[illegible]
mischung eines fremden Staats in die innern Ang[illegible]
heiten eines andern ausschließt. Nur in Bezug auf [illegible]
verei hat sich das Selbstbestimmungsrecht der [illegible]
fügen müssen dem hoffentlich bald völkerrechtlich [illegible]
tirenden Satze: „Die Sklaverei ist im Widersp[illegible]
dem Recht der menschlichen Natur und mit dem [illegible]
bewußtsein der Menschheit; es gibt kein Eigen[illegible]
Menschen am Menschen.“ In seinen Anfängen [illegible]
ist auch der völkerrechtliche Schutz der religiösen [illegible]
gegen grausame Verfolgung und Unterdrückung [illegible]
Fanatismus anderer vom Staate bevorzugten Rel[illegible]
Einen persönlichen Ausdruck und eine friedlich[illegible]
Repräsentation erhält das Völkerrecht durch die [illegible]
Gesandtschaften in den verschiedenen Hauptstädt[illegible]
den friedlichen Verkehr der Nationen dient auch [illegible]
stitut des Consulats, welches die Interessen der [illegible]
in fremden Ländern zu wahren und den heim[illegible]
Rechtsschutz auch in der Ferne wirksam zu mach[illegible]
Auch sind die Zustände der Fremden durch die [illegible]
Siege des Völkerrechts sehr verbessert worden, [illegible]
in den civilisirten Staaten in den wichtigsten [illegible]
gen des Privatrechts und Verkehrs den Einheimisch[illegible]
gestellt sind. Für die internationale Benutzung [illegible]
wässer haben die beiden wichtigen Sätze feste [illegible]
faßt: „Kein Staat hat eine besondere Seehoheit [illegible]
offene See.“ „Die untereinander verbundenen [illegible]
der freien Schiffahrt aller Nationen offen.“ In [illegible]
auf die Stromschiffahrt sind nur diejenigen Gen[illegible]
gegeben worden, welche mehrere Staaten durch[illegible]
Streitfälle zwischen Staaten strebt das Völkerr[illegible]
Schiedsgerichte schlichten zu lassen, ohne hierin [illegible]
den frommen Wunsch hinausgekommen zu sei[illegible]
auch der Krieg hat durch einen Fortschritt des [illegible]
nen Rechtsbewußtseins eine mildere Gestalt ange[illegible]
indem der Grundgedanke klar wurde, daß der [illegible]
Rechtsstreit der Staaten, keineswegs ein Strei[illegible]
oder mit Privaten sei. Demzufolge dauert selbst [illegible]
für alles Privatrecht das Friedensverhältniß [illegible]
wird ein Unterschied zwischen öffentlichem und [illegible]
thum festgehalten. Nur im Seekriege hat sich [illegible]
barische Beuterecht erhalten; aber auch hierin [illegible]
wähnte Pariser Congreß Ermäßigungen getr[illegible]
Abschaffung der Kaperei, durch die Bestimm[illegible]
Fristansatzes für die Schiffe in den feindlich[illegible]
zugleich wurde festgesetzt, daß die neutrale [illegible]
feindliche Waare decke, mit Ausnahme der Krie[illegible]
bande. Schließlich ist durch das seit einem [illegible]

hundert ausgebildete Neutralitätsrecht der friedlichen Staaten die Minderung der Kriegsübel durch Localisation angebahnt worden. Aus allen angeführten Momenten ergeben sich die großen Fortschritte des Völkerrechts in neuerer Zeit, wodurch es allmählich seiner Bestimmung und seinem Ende, dem humanen Weltrecht, entgegenwachse.

Die eben skizzirten Aufsätze sind hervorragend durch die übersichtliche Gliederung des Stoffs, welcher historisch gewonnen wird und durch stete Beziehung auf die Bedingungen des nationalen und menschlichen Fortschritts Leben und Wärme gewinnt.

5. Darwin's Lehre und die Specification. Von Ernst Hallier. Hamburg, O. Meißner. 1865. 8. 7½ Ngr.

Diese Broschüre kämpft gegen das Vorurtheil von der Ewigkeit der Arten in der Natur und statuirt hingegen — mehr oder weniger im Anschluß an Darwin — das Vorhandensein von Formtrieben, welche, obwol an die Prädisposition im Samen gebunden, durch Veränderung der Lebensbedingungen jene Differenzen erzeugen, die nur unser klassenbildender Verstand als ursprünglich nicht zusammengehörige Varietäten gegeneinander abgrenzt. Der Verfasser verwirft demnach alle bisherigen Klassificationen der beschreibenden Naturwissenschaften, weil sie mehr ein Werk logischer Abstraction, denn ein Bild wirklicher Naturthätigkeit seien.

6. Das Leben und die todte Natur. Eine Streitschrift gegen die materialistischen Anschauungen vom Leben, insbesondere gegen die bezüglichen Lehren Virchow's, vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Von Ludwig Flentje. Göttingen, Wigand. 1866. 8. 10 Ngr.

Eher ein Pamphlet als eine Streitschrift zu nennen, und eher ein Panegyrikus für Schultz-Schultzenstein als eine naturwissenschaftliche Untersuchung. Bevor jedoch der Verfasser über die emsigen Bemühungen der neuen Physiologenschule, über Maß, Zahl und Gewicht, über die Analyse des Todes zur Erklärung des Lebens, die Nase rümpft, wäre es rathsam gewesen, daß er in eine von den arggeschmähten chemischen Küchen mehr hineingerochen hätte.

7. Demosthenes und die Redefreiheit im athenischen Staat. Historische Studie von Ferdinand Schultz. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Stück Geschichte der öffentlichen Beredsamkeit nach ihren politischen Voraussetzungen und Einwirkungen, mit Hinweis auf das Ideal des politischen Redners in der Person des Demosthenes und greifbaren Nutzanwendungen auf das heutige Verfassungsleben. Gefällige Zusammenstellung zum Theil pikanter Notizen macht das Schriftchen lesbar.

8. Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius. Mit besonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung desselben von A. Stahr. Von Eduard Pasch. Altenburg, Pierer. 1866. Gr. 8. 24 Ngr.

Eine durchweg auf Quellenkunde fußende und würdig gehaltene Widerlegung der Stahr'schen Beschönigungen in Beurtheilung geschichtlicher Charaktere. Während Stahr in seinem „Tiberius" diesem auf Kosten des Tacitus von Haus aus ein edles Gemüth vindicirt, das im hohen Alter durch äußere Umstände verdüstert und zur Unmenschlichkeit verleitet worden sei, entwirft Pasch, indem er Stahr's Argumenten Schritt für Schritt folgt, eine ganz entgegengesetzte, auch der Taciteischen an psychologischer Tiefe weit überlegene Charakteristik des Claudiers, wonach dieser als ein für die Menschheit von vornherein kalter, berechnender Geist erscheint, dessen Lebensziel einzig und allein die Herrschaft und, nachdem er sie durch irgendwelche Mittel errungen und durch irgendwelche Mittel befestigt, ihre Vererbung auf den Träger seines Namens und damit die eigene Fortdauer in der Geschichte war. Nachdem aber durch den Verrath seines Vertrauten Sejan dieser Zweck zerstört worden war, verkehrte sich seine Menschenverachtung in Menschenhaß, der ihn zu einer Handlungsweise trieb, welche ihre Devise in den Worten: „Nach mir mag die Welt in Flammen aufgehen", fand. Pasch's Darstellung gibt bei aller Trockenheit und sach- und zweckgemäßen Beschränkung die klar umrissenen und wahr motivirten Züge einer erschreckenden und ergreifenden Fürstentragödie.

9. Anacharsis Cloots. Ein historisches Bild aus der Französischen Revolution von 1789. Dargestellt von Karl Richter. Berlin, Springer. 1865. 8. 12 Ngr.

Ein preußischer Baron, der in den heißen Tagen der großen Französischen Revolution als Vorkämpfer der Vernunftreligion und Menschheitsrepublik im Nationalconvent und im Salon eine vielfach bespottete, aber bei aller Ueberspanntheit viel Kerniges vertretende Rolle spielte, wird uns hier in seiner ganzen intellectuellen und Charakterentwickelung, von den Einflüssen seines Onkels, des berühmten Historikers de Pauw, an bis zum Gang auf die Guillotine, vorgeführt. Das Werkchen ist das zweite des Autors, worin deutsche Männer in der Französischen Revolution geschildert werden — das erste behandelte Schiller und seine „Räuber" in derselben — und mag in diesem Sinne und vornehmlich durch Analyse der wenig gekannten Schriften des „Orateur du genre humain" interessant erscheinen.

10. Chevalier Victor von Gibelin. Ein Beitrag zur Geschichte des Schreckenstages den 10. August 1792. Von J. Amiet. Mit einem Anhang, enthaltend die Originalberichte der Gardeoffiziere V. von Gibelin und A. von Glutzruchti, und Gibelin's Mittheilungen aus den Jahren 1798 und 1814. Bern, Haller. 1865. 8. 14 Ngr.

Ein literarisches Denkmal für einen jener tapfern Haudegen, welche die letzten Fetzen des Königsmantels mit ihren Leibern deckten. Gibelin, ein Offizier der berühmten Gardes Suisses Ludwig's XVI., focht am 10. August im Jahre 1 vor Gründung der Republik in den Tuilerien gegen die heranstürmenden Marseiller, schlug sich dann mit vielem Verlust zum Sitzungssaal der Assemblée nationale durch, wohin man den König mittlerweile entführt hatte, streckte jedoch auf Ordre des unglücklichen Fürsten die Waffen, vor denen die tapfern Deputirten sich bereits zu den Fenstern geflüchtet hatten. Nach dieser

Katastrophe räumte Gibelin unter unglaublichen Drangsalen den fremden Boden und wirkte als Soldat und Staatsmann in seiner Heimat Solothurn bis zu seinem Tode, der in seinem zweiundsiebzigsten Jahre 1853 erfolgte. Seine Abenteuer sind zu lesen im „Memoire du chevalier de Gibelin sur les événements du 10 août 1792", zu dem als Ergänzung eine „Relation sur la journée du 10 août 1792 de mon ami et compagnon d'armes, le chevalier Glutz, alors aide-major, de service avec moi au château des Tuileries" angefügt ist. Beide Denkschriften hat der Herausgeber in eine besondere Erzählung verwebt, welche außer genealogischen Daten und kurzen biographischen Notizen und einigen weltbekannten Raisonnements über den Ursprung und Verlauf der Französischen Revolution nichts wesentlich anderes als die darauffolgenden Memoires enthält, höchstens noch eine Apotheose der Schweiz im allgemeinen und der schweizer Treue insbesondere, welche der Inbegriff aller menschlichen Tugenden ist.

11. Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Für Gönner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. Von Johann Karl Schuller. Zweite verbesserte Auflage. Prag, Credner. 1866. 8. 12 Ngr.

Der langen Rede kurzer Sinn ist, daß die deutsche Insel, welche seit sieben Jahrhunderten in Siebenbürgen sitzt, ihren Urstock wahrscheinlich am Niederrhein zu suchen habe. Einiges aus der Sprache, einiges aus den Sagen, Märchen und Sprichwörtern, einiges aus Sitten und Gebräuchen der transsilvanischen Landsleute wird mit Verzicht auf völligen Erweis in Parallele gebracht. Das literarische Material, worauf in den Anmerkungen Bezug genommen wird, dürfte das Werthvollste daran sein. Nur eine den verschlagenen Bruderstamm trefflich zeichnende Notiz wollen wir hervorheben:

Wäre es nun einem (durch den frei weidenden Gemeindestier) Geschädigten eingefallen, zu dem Hannen (Hanne, Hunne= Hunderter) seines Ortes zu gehen und, nachdem die „Gerechtigkeit" auf den Tisch gelegt, zu sagen: Herr der Hann, ich habe ein Viertel Land, von welchem der Kirche jährlich eine Mierze (slawisch: Metze) als Mäddem geben muß; nun ist aber der Farren gekommen und hat mir alles zertreten; so würde ihn der Ortsvorstand zuerst gefragt haben: „Was für ein Brandzeichen hatte der Farren?" — „Das unsers Dorfs", wäre die Antwort gewesen. „Wunderbarlich! Bruder Merten!" hätte der Dorfsvorstand darauf gesagt, „Ihr seid doch unter uns geboren und aufgewachsen, und wisset doch nicht, daß der Gemeindestier weiden darf, wo er Lust hat. Frommannssohn (= Fraumenschensohn), Brauch ist Brauch, und Gewohnheit Gewohnheit. Ihr wart doch dabei, als neulich der verscharrte Hatterthausen (= Grenzhausen) gegen unser Nachbarsdorf neu aufgeworfen wurde? Wurde mein Haus nicht auf den fertigen Hügel gelegt und geklopft? Meint Ihr etwa, das hätte mir nicht wehe gethan? Allein ich besann mich und dachte: Nun hält er's im Sinne, wo das Gescheide ist, und wird's, wenn es noththut, bezeugen. Und wenn Ihr in die Stadt fahrt am Wochenmarkt, ist es Euch nicht oft schwer, keine Frucht kaufen zu dürfen, solange das Fähnlein auf dem Platze steht? Oder wie Ihr neulich Eurer Tochter Aennchen Hochzeit machtet, hättet Ihr nicht dem Herrn Pfarrer statt zwei Braten lieber nur einen, und statt zwei Maß Wein lieber nur eins zur Gebühr geschickt? Allein dürft Ihr murren gegen das, was unsere Väter verordnet haben?"

Der Verleger fügt der Schrift ein dankenswerthes Verzeichniß aller über Siebenbürgen erschienenen Werke als „Bibliotheca Transsilvanica" an, welchem er einen Aufruf an Deutsche zur Einwanderung in das dacische Eldorado vorausschickt, ohne zu bedenken, daß das Feuerschwert des Absolutismus kein sehr einladendes Aushängeschild ist.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Eine Nachricht vom Kriegsschauplatze ruft uns die Erinnerung an einen der talentvollsten Dichter zurück, dem das Schicksal freilich nicht vergönnt hat, sein Talent aus verheißungsvollen Anfängen zur Blüte zu entwickeln.

In dem Treffen bei Oswiecim (28. Juni), wo das Stolberg'sche Freicorps den von österreichischer Uebermacht gedeckten Bahnhof vergeblich zu erstürmen suchte, wurde Hauptmann Graf Königsmarck vom 62. Infanterieregiment schwer verwundet. Er starb bald darauf in Pleß an seinen Wunden, ohne daß sein sehnsüchtiger Wunsch in Erfüllung gegangen wäre, seine Gattin noch einmal zu sehen. Telegraphisch herbeigerufen, kam sie zu spät und konnte nur noch dem Leichenbegängniß beiwohnen, bei welchem den tapfern Krieger die Theilnahme des ganzen Städtchens zur letzten Ruhestätte geleitete.

Diese seine ihm erst seit fünf Monaten angetraute Gattin war die Witwe des Dichters Max Waldau (Georg Spiller von Hauenschild), welche ihren ersten Gemahl in der Blüte seiner Jahre verloren und nach mehr als zehnjähriger Witwentrauer dem Grafen Königsmarck die Hand gereicht hatte, der jetzt gleich im ersten Jahre der Ehe den Tod auf dem Schlachtfelde starb.

Uns schwebt die so schwer vom Schicksal Getroffene noch immer als die Gattin des Dichters vor, dessen begeisternde Muse sie anfangs, dessen treue Pflegerin sie später war. Denn die letzten Lebensjahre des jungen Poeten waren von den empfindlichsten Nervenleiden heimgesucht, ehe ihn der Typhus dahin raffte. Max Waldau war, als er starb, noch nicht 30 Jahr alt; er hatte sein Alter für das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" selbst nicht genau angegeben; er hatte sich um drei Jahre älter gemacht als er war. Nach dem Erscheinen seines Romans: „Nach der Natur", war von der Kritik einstimmig die Welt- und Lebenskenntniß des unbekannten Aristokraten und der außerordentliche Reichthum an vielseitiger Bildung gerühmt worden, der sich in diesem Werke aussprach. Der Autor fürchtete die Kritik werde stutzig werden, wenn er sich als einen Jüngling von 25 Jahren demaskirte, und aufhören, Vorzüge an ihm zu rühmen, welche mit seiner Jugend doch schwer vereinbar schienen. So corrigirte er selbst sein Geburtsjahr, aber indem er es zurückdatirte, im Gegensatze zu den Correcturen, welche in der Regel von den jugendlichen Schönen beliebt werden, namentlich wenn ihre Lebenssonne am Wendekreise des Krebses angekommen ist.

Es war in der That erstaunlich, welche Fülle von Kenntnissen der junge Dichter sich angeeignet — und gerade dieser Reichthum an Bildung ließ eine glänzende Entwickelung seines ursprünglichen Talents mit Sicherheit voraussagen. Unsere Sänger, denen „der Gesang gegeben" und die da „singen, wie der Vogel singt", halten es in der Regel nicht für nöthig, sich mit Studien abzugeben; ja es gibt Kunstjünger, welche darin eine Entweihung ihrer selbstgenügsamen Kunst finden würden. Daher

so viel wässerige Lyrik, so viel schwindsüchtige Poesie, daher diese plätschernden Miniaturcascaden, denn die Poetlein fürchten, ein vollerer Strom könne ihre ganzen niedlichen Felspartien und Parkanlagen mit fortschwemmen. Sie wissen nicht, daß das Talent eine Urzelle ist, die sich erst zu Organismen aufkeimt, wenn sie den reichen Stoff aus der Welt des Geistes und der Natur in sich aufnimmt. Man vergleiche Goethe, den Natur- und Kunstforscher, Schiller, den Historiker und Philosophen, mit den alten und neuen Salis und Matthisson — man wird bald finden, worin der Unterschied zwischen unsterblicher und sterblicher Dichtung liegt.

Hauenschild konnte sich aber so reiche Bildung bei solcher Jugend nicht aneignen, ohne seine keineswegs kräftige Gesundheit zu gefährden. Schon seine etwas vorgebeugte Gestalt verrieth ein inneres Leiden; er war herzkrank. Doch vergaß man dies bald über seinem lebensvollen, geistsprühenden Wesen. Namentlich lag in seinem schönen Auge eine seltene Mischung von Tiefe und Schärfe, die das reichste innere Leben widerspiegelte, glühende Empfindung und zugleich eine durch und durch sehende Forscherkraft. Es war das Auge des Genius!

Er hatte sich auf seinem Familiengut Tscheidt bei Bauerwitz in Oberschlesien ganz in seine Studien und Dichtungen eingesponnen. Oft kam er wochenlang nicht aus dem Zimmer, wenn das Wetter schlecht war oder wenn er eine dringende Arbeit verhatte. Hierzu kam, daß er liebte, des Nachts zu arbeiten, wie Schiller, und selten vor zwei oder drei Uhr zu Bette ging. Da erschienen ihm seine dichterischen Gestalten, die sanfte Cordula, die wilde Rahab, da vertiefte er sich in die Studien zu seinem „Jongleur“, der jedenfalls sein bedeutendstes Werk geworden wäre, aber, mit Ausnahme weniger Kapitel, nur im Kopfe fertig geworden war; da übersetzte er die „Sirventes“ des Peire Cardinal und zeigte damit ungefähr, in welchem Geiste er jenen historischen Roman geschrieben haben würde, gewiß in der Darstellungsweise des Walter Scott, aber mit jenem, der Neuzeit sympathischen Pathos der Freiheit erfüllt, das die politischen Gesänge der Troubadours belebte; da plauderte er mit seinen Freunden, denn er war ein eifriger Briefschreiber, und seine Briefe waren nicht, wie es in neuester Zeit üblich ist, kurzathmige Geschäftsbriefe, sondern, wie in den frühern Zeiten der Literatur, freie Ergüsse voll Inhalt und Geist, oft vom Umfange großer Abhandlungen, und sie gehören wesentlich mit zur Vervollständigung seines literarischen Bildes.

Es bleibt zu bedauern, daß diese Briefe bisjetzt nicht gesammelt und herausgegeben worden sind. Im Nachlaß Leopold Schefer's, der ihm seine eigenen Werke zur Ausfeilung, zur Glättung, ja selbst zu formeller Neugestaltung mitgetheilt hat, einer Arbeit, der sich Hauenschild mit so vieler Pietät unterzog, muß sich eine beträchtliche Zahl dieser Briefe vorgefunden haben. Außerdem müssen Wurzbach von Tannenberg in Wien, der dem Dichter am nächsten stand, Adolf Stahr, Fanny Lewald, Max Waldau's Verleger Campe in Hamburg, Maler Lessing u. a. im Besitze von zahlreichen Hauenschild'schen Briefen sein. Auch der Herausgeber d. Bl. hat einen werthvollen Schatz an den Zuschriften des Freundes, von denen einzelne den Umfang von 16 Quartseiten erreichen, die alle sich meist auf allgemein interessirende Stoffe der Literatur und auf Probleme des poetischen Schaffens beziehen und mit Geist und Humor und mit glänzendem Witz in seltener Weise ausgestattet sind.

Wenn wir von dem Bahnhof zu Oswiecim und dem Kirchhof zu Pleß zu der Dichtergruft bei Bauerwitz gewandert sind, so begleiten wir nur auf dieser schmerzvollen Wanderung von Grab zu Grab die vielgeprüfte, liebenswürdige Rosa von Hauenschild!

Der wärmsten Anerkennung haben sich Max Waldau's Werke stets von seiten eines Kritikers und Dichters zu erfreuen gehabt, der gegenwärtig wegen eines Gedichts von den preußischen Gerichten verurtheilt worden ist. Robert Prutz hat wegen eines poetischen Mahnrufs: „Mai 1866“, auf der Anklagebank in Stettin gesessen, es wurde wegen Majestätsbeleidigung und Schmähung der Anordnungen der Obrigkeit von dem Kreisgericht über ihn eine dreimonatliche Gefängnißstrafe verhängt. Der Dichter soll sich in einem glänzenden Vortrag von ebenso viel Feuer wie geistvoller Schärfe vertheidigt haben, und die Verhandlungen durch das Plaidoyer der Staatsanwaltschaft mit dem Angeklagten und der Vertheidigung sehr belebt gewesen sein. Prutz berief sich darauf, daß sein Gedicht als ein Kunstwerk betrachtet werden müsse und als solches zu seinen besten und vielfach anerkannten Productionen gehöre. Processe wegen Vergehen, welche mit Hülfe der Musen begangen wurden, gehören in neuerer Zeit zu den Seltenheiten. Wir meinen, daß die Gerichte immerhin der poetischen Licenz einige Rechnung tragen könnten; denn nicht nur die Inspiration, auch die Nöthigung des Reims dictirt dem Dichter oft Wendungen in die Feder, vor denen sich ein Schriftsteller in ungebundener Rede besser zu hüten weiß. Ohne Frage verdanken einige Kraftstellen des Prutz'schen Gedichts, die vielleicht seine Verurtheilung zur Folge hatten, ihren Ursprung dem dritten Reime der Terzinen, der, ohne als Schwierigkeit empfunden zu werden, doch dem Dichter einen verhängnißvollen Gedanken eingibt, der sich ihm durch poetische Energie einschmeichelt und, wenn er einmal dasteht, schwer ersetzen läßt. Die Dichter als vates zu betrachten, ist überhaupt nicht mehr Mode, und wenn sie Prophezeiungen machen, verfallen sie der Staatsanwaltschaft!

Bibliographie.

Berthold, C., Die heilige Elisabeth von Thüringen. Ein episches Gedicht. Paderborn, Junfermann. 8. 1 Thlr.

Clarus, L., Eine literarische Hasenjagd oder Methode, wie ein gewissenhafter Polemiker wider die katholische Kirche Heiligenbilder zurecht macht. Paderborn, Junfermann. 8. 10 Ngr.

Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Ende 1745 bis Ende 1756. Archivarische Vorstudien für die Geschichte des siebenjährigen Krieges. 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Hartenfels, A. v., Original-Unterhaltungs-Blätter vom Boden-See, der Nord- und Ost-See, aus allen Gauen Deutschlands und der Nachbar-Länder, für Belletristik, Poesie, Literatur rc. 1ster Jahrgang. Juli 1866 bis Juni 1867. 12 Nummern. Constanz, Magg. 8. 1 Thlr.

Hasler, F., Ueber das Verhältniss der heidnischen und christlichen Ethik auf Grund einer Vergleichung des Ciceronianischen Buches „de officiis“ mit dem gleichnamigen des heil. Ambrosius. München, Franz. Lex.-8. 12 Ngr.

Hopf, A., Congreß der Berliner Dienstmädchen zur Erhaltung des Friedens. Ein geheimnißvolles Ereigniß, ans Licht gebracht. Berlin, C. Mecklenburg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hudemann, Das Postwesen der römischen Kaiserzeit. 1ster Thl. Die äussere Geschichte desselben. Kiel, akadem. Buchh. Gr. 4. 8 Ngr.

Jagor, F., Singapore-Malacca-Java. Reiseskizzen. Berlin, Springer. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lodtmann, J. F. G., Genealogie der Möserschen Familie. Aus den noch darüber vorhandenen Acten und Urkunden gesammelt. Osnabrück. 8. 3¾ Ngr.

Mangold, W., Der Römerbrief und die Anfänge der römischen Gemeinde. Eine kritische Untersuchung. Marburg, Elwert. Gr. 8. 25 Ngr.

Müller, B., Die Hohenzollern-Könige in der Kulturgeschichte. Nach den Quellen dargestellt. Frankfurt a. M., Baist. Lex.-8. 2 Thlr.

Roßmäßler, E. A., Unsere Lage. Ein ernstes Wort an das deutsche Volk und dessen Fürsten. Leipzig, Prider. 8. 2 Ngr.

Schiff, H., Das koschere Haus. Novelle. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 20 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Hinter Schloß und Riegel. Hundert Jahre französischer Geschichte in den Gefängnissen. Berlin, Seehagen. 8. 1 Thlr.

Schulthes, H., Europäischer Geschichtskalender. 6ter Jahrgang 1865. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Sevin, H., Die drei ersten Evangelien synoptisch zusammengestellt. Wiesbaden, Niedner. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Treitschke, H. v., Der Krieg und die Bundesreform. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Wackernagel, W., Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel. Basel, Georg. Gr. 4. 16 Ngr.

Unsere Waffen — unsere Hoffnung. Ein Wort der Zuversicht für das preußische Volk, eine Mahnung dem übermüthigen Feinde. Von einem preußischen Soldaten. Berlin, Voß. Gr. 8. 5 Ngr.

Wagner, F., Bilder und Klänge vom Tegernsee. München, Franz. 16. 12 Ngr.

Zwiefach verloren. Von der Verfasserin der „Königin Isabella“, „Nina“ rc. Autorisirte deutsche Uebersetzung von L. v. Bischoffshausen. 2 Thle. Cassel, J. G. Luckhardt. 8. 3 Thlr.

Zeitung aus und über Utopia. Hamburg, Hoyes u. Geisler. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 19. Juli 1866.

Inhalt: Allerlei Dramatisches. Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte und Kritik des Materialismus. Von Julius Frauenstädt. (Beschluß.) — Importirte Romane. — Zur Geschichte und Sprache der Deutschen in Siebenbürgen. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Literarische Wandereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Allerlei Dramatisches.

1. Der letzte Grieche. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Julius Große. Leipzig, Weber. 1865. 8. 20 Ngr.

Julius Große ist ein formgewandter Dichter mit künstlerischen Zielen; er hat dies in seinen epischen und lyrischen Gedichten bewiesen; wir dürfen daher auch, wenn wir ihm auf dem Gebiete der Tragödie begegnen, von ihm die gleiche künstlerische Haltung erwarten. So ist denn auch „Der letzte Grieche" ein Trauerspiel, dessen sprachliche Gewandung von wohlerwogener Schönheit, dessen antiker Faltenwurf untadelhaft ist. Gleichwol erscheint uns die Wahl des Stoffs bedenklich und auch die dramatische Composition, deren Geheimnisse sich freilich niemals auf den ersten Wurf erschließen, keineswegs stichhaltig.

Was die Trauerspiele aus der griechischen und römischen Geschichte betrifft, so sind wir überhaupt der ketzerischen Ansicht, daß es an der Zeit wäre, dem Theaterpublikum, für das doch jeder Dramatiker schreiben soll, in unserer Zeit nicht mehr die Theilnahme an diesen Schulstoffen zuzumuthen. Wir halten dies nicht für eine bloße Costümfrage; sie schneidet tiefer ins Wesen der Sache ein. Die Bühne gehört dem Volk, und das Volk braucht kein Abiturientenexamen gemacht zu haben. Ein Stück aber, dessen Voraussetzungen eines gelehrten Apparates bedürfen, um verständlich zu werden, taugt nicht für die Bühne. Die Gleichartigkeit der Sitten, des Denkens und Empfindens, überhaupt der Culturbedingungen ist eine nothwendige Voraussetzung eines geeigneten Bühnenstoffs, dann erläutert sich dieser erst selbst. Ein Held bleibt freilich ein Held, wie ein Mensch ein Mensch bleibt in allen Zonen und Zeiten. Wer aber das volle Leben zu solchen Abstractionen ausblasen will, der hat keinen Begriff von den Grundbedingungen wahrhafter dramatischer Wirkung, der nimmt den glimmenden Docht für die leuchtende Kerze. Wenn die Theilnahme des Publikums an der Tragödie zu erlöschen droht, so tragen die Zumuthungen unserer modernen Tragiker an seine Verdauungsfähigkeit die Hauptschuld; denn es gehört ein wahrer Straußenmagen dazu, diese griechischen und römischen, deutsch-sagenhaften und mittelalterlich-historischen, diese äthiopischen, syrischen, ägyptischen, numidischen und dann wieder salischen und hohenstaufenschen, lehnsherrlichen, reichsanarchischen und weiß Gott was für Tragödien ohne Schädigung der dabei betheiligten Organe herunterzuschlucken. Da braucht einer nur ein tapferer Held gewesen zu sein und ein gewaltsames Ende gefunden zu haben, augenblicklich schreiben ihm unsere Dramatiker einen fünfactigen Todtenschein, und oft mit einer stilistischen Kalligraphie, welche der höchsten Anerkennung würdig ist. Wird die wahrhaft tragische Erfolglosigkeit aller dieser Studien nicht unsere Dramatiker endlich davon überzeugen, daß hier ein falsches Princip vorliegt? Werden sie nach wie vor mit wahrhaft stoischer Resignation sich in ihre Tugend hüllen und an eine Nachwelt glauben, welche, wir fürchten sehr, noch weniger als die Mitwelt geneigt sein wird, sich langweilen zu lassen? Und, in der That, alles Unsympathische hat zur nothwendigen Folge die Langeweile, es gilt dies im Leben wie in der Kunst.

Bisjetzt scheint man zwar derartige Ansichten für sehr oberflächlich und unkünstlerisch zu halten und sucht gerade das Princip recht scharf zu betonen. Auch Julius Große schickt seinem „Letzten Griechen" einen Prolog voraus, den die tragische Muse selbst spricht und der sich mit großer Energie gegen diese Anschauungen wendet. Da dieser Prolog in wohlgefügten Trimetern das Programm der ganzen Richtung, die wir bekämpfen, ausspricht, so verlangt es schon die Unparteilichkeit, daß wir auch die Gegner nach Kräften zu Worte kommen lassen. Die tragische Muse sagt:

Noch einmal wag' ich, alter Zeiten Zauberbild
Euch zu entrollen. Leuchtend steigt Altgriechenland
Herauf mit seinen Tempeln, seiner Meerespracht,
Und drüber wölbt sich ehern des Olympos Glanz. —

Und dennoch um Verzeihung muß ich flehen fast.
Verpönt ist ja die Toga und das Pallium
Bei euch Modernen. Nackte Knie und Faltenwurf
Des Griechenkleids verletzen euer Schamgefühl,
Wie schnöde Marmorstatuen, die im Freien stehn

Und jeder Unbill trotzend des Decembersturms,
Den keuschen Nordlandssöhnen meist ein Greuel sind. —

Noch andre hör' ich rufen, edeln Zorns ergrimmt:
„Nichts von den Griechen! Deutsche Helden gib uns heut'!
Des eignen Volks Geschichte will der Bürger schaun,
Was soll uns fremder Helden krauser Redeschwall?
Wir denken, fühlen anders, seit uns Lessing's Schwert
Vom Zopfe der Antike glorreich freigemacht
Und zur Natur die deutsche Kunst zurückgeführt.
Die sturmbewegte Gegenwart — das Parlament,
Des Geists Triumph ob altem Adelsvorurtheil —
Der schnaubenden Titanen Macht, die qualmgeballt
Aus Glut und Flut geboren, doch im Menschenjoch
Dienstbar die Welt bewegen heut' mit Donnergang —
Geschichten deutscher Städte, einst voll Herrlichkeit,
Ruhmvolle Kaiserthaten, auch den Bauernkrieg
Und Luther's Zeit, die große, weltumwälzende —
Dann Gallias bluttriefend Freiheitstrauerspiel
Und Deutschlands Auferstehung aus Erniedrigung:
Dergleichen soll heut' singen der Dramatiker,
Und reich umrauscht ihn seines Volks Begeisterung." —

So hör' ich rings. Schlagworte tönen um mich her:
„Volksthümlich", „Vaterländisch" und „Naturgetreu
In Form und Inhalt!" Banges Zagen füllt mein Herz,
Als hätt' ich ein Verbrechen schimpflich ausgeführt.
Wer rettet mich? — Ein wenig habt Geduld mit mir.
Was heißt euch vaterländisch denn? Im Land der Mark
Ist's preußische Geschichte, doch am Donaustrand
Habsburgs Geschick, im Baierland Haus Wittelsbach,
Und anderes in Ilm-Athen, an Elb' und Rhein.
Hie Waiblinger, hie Welfen heißt es immerdar;
Ich aber kehre zürnend mich von jedem Bild,
Das einzelne Parteien mit dem Heiligenschein
Der Kunst verklärt auf Kosten eines Bruderstamms.
Vielfach zerspalten also möchtet ihr die Kunst,
Sie zünftig machen nach Geburt und Heimatschein,
Die ew'ge, weltbeherrschende, rein menschliche.
Viel anderes verschweig' ich hier, vom Taggeschmack,
Von offnen Wunden eures alten Kirchenstreits,
Die jegliche Berührung auf der Bühne scheun,
Vom Buhlen um den Beifall der Unwissenheit
Und andre Nothbehelfe schnöder Afterkunst. —
Fern sei es von mir, eures Volkes Ruhmeskranz
Scheelsüchtig zu entblättern. Gern gehorch' ich euch
Und schmücke meine Stirn damit ein andermal;
Doch unentreißbar wahr' ich auch den Lorberkranz,
Den Sophokles mir einstens um die Schläfen wand,
Und der nun manch Jahrtausend überdauert hat. —

Wo Heldenmuth mit Göttern rang und Schicksalsmacht,
Wo Herzen weinten, jubelten und duldeten,
Wo ihre Tiefen auferschloß die Menschenbrust,
Die höchste Wonnen, tiefste Erdenqual erfuhr —
Gleichviel ob bei Athenern, ob am Themsestrand,
Ob bei Cäsaren, Rittern oder schlichtem Volk —
Da ist mein Reich. So wuchs ich auf in Griechenland,
Und heute wär' ich unbekannt, vergessen schon
In dieser Bühne vielberühmtem Tempelhain?
O nein, mich dünkt, die Worte Iphigenia's,
Medea's, Phädra's, Klytämnestra's hört' ich hier;
Durch diese Hallen ehern schritt Antigone,
Und schluchzend weht noch Sappho's süßes Klagelied.
Wer ist von euch, der aufgebracht das Haus verließ,
Weil sie nicht deutschen Blutes, deutschen Namens sind? —
Ihr wißt es wol, der ganzen Menschheit Weltgeschick
Entfalt' ich hier. Als Priesterin der heiligen Kunst
Gehör' ich keinem Volk allein. Im Feuertrank
Der Leidenschaft, im Vollgefühl der Heldenthat,
Verbrüdr' ich die Gestalten der Vergangenheit
Den kommenden Geschlechtern. Wie Penelope
In Gattentreu' die Schwester Genoveva's ist,
Wie Brunhild und Medea eumenidenhaft
Betrogner Frauenliebe gleicher Haß beseelt:
So ist der letzte Heros des Hellenenvolks,
Der einmal noch emporhob sein gesunknes Volk,
Obgleich es dennoch rettungslos zu Grunde ging,
Auch eurer Helden Bruder, die dem Vaterland
Ihr Gut und Blut einst dargebracht in schwerer Ze
Wie Konradin, wie Winkelried und Nettelbeck.

Es beruht zunächst auf einem Misverständniß
gischen Muse, wenn sie meint, es handle sich
Gegensatz patriotischer oder nicht patriotische
Wohl ruhen im Vaterlande auch für die dramatisch
die Wurzeln ihrer Kraft; doch ist dies nam
Deutschland cum grano salis zu verstehen. Z
nächst fehlt diesem fortwährend durch Bürgerkri
fetzten Vaterland die Einheit der patriotischen Em
wie die tragische Muse Große's mit vollem Recht
ein Stoff, der den Norden begeistert, läßt den
kalt, und umgekehrt. Dann aber gibt es in deutsch
schichte Perioden von bedauerlichster Unfruchtbark
Kämpfe, die uns weit ferner liegen als die Kä
Griechen und Römer. Ob Konradin oder Phi
der letzte Hohenstaufe oder der letzte Grieche
alles kann den Kohl der dramatischen Muse
machen.

Es handelt sich in Wahrheit um den Untersch
Weltanschauung, und da bildet die neue Zeit,
der Reformation datirt, einen sehr scharfen E
hinter den die Dichter nur ausnahmsweise zur
sollten. Hier erst beginnt das moderne Staatsle
Kampf geistiger Gegensätze, der in die Gegenwar
reicht, hier erst beginnen die sympathischen Ste
von der Bühne herab das Volk ergreifen. Ph
ist gewiß ein Held, auch unserer Helden Bruder,
spricht eine Sprache, welche unser Volk nicht
er bewegt sich in einem Götterglauben, in einem
kreise, der uns gänzlich fern liegt, und in welch
alle seine Empfindungen und Gedanken ausdrückt;
sinnung als solche ist eine Abstraction. Sobald
ter sie lebendig machen will, muß er in die
hineingreifen, Politik, Glauben, Cultur einer
Zeit in sein Werk verweben. Das Reinmensch
Kunst ist ebenso wahr wie falsch — wahr,
dings der Mensch das Maß aller Dinge ist
die Kunst nie über den Menschen hinauskann;
das Menschliche in dieser Nacktheit nur auf de
tisch der Abstraction erscheint, weil die Poesie
in concreter Bestimmtheit darzustellen hat und
gestellt hat, solange die Welt existirt. Solange
Literatur diese concrete Bestimmtheit für gleich
befindet sie sich noch im Stadium der Studien und
Entwickelungskrankheiten nicht überstanden. Ein
haft nationale Poesie dichtet aus dem Geiste
heraus und wählt nur entsprechende Stoffe: das

die ersten wie die letzten Griechen, das beweist Dante wie Calderon, Shakspeare wie Schiller.

Julius Grosse verlangt wenigstens von der Vergangenheit, die er uns dramatisch vorführt, daß sie ein Spiegelbild der Gegenwart sei; er will uns ein begnadet Heldenvolk vorführen, das hinsiecht in hadernden Empörungen, in Eifersucht der Mächtigen, in fiebernder Parteiwuth, in Mishandlung der Schwachen und im falschen Spiel verrätherischer Bündnisse mit Fremdlingen; er wählt einen griechischen Stoff, aber er adressirt ihn an Deutschland. Wir können indeß zwischen den deutschen Zuständen und denen jener griechischen Föderativrepubliken nur sehr oberflächliche Analogien finden, obgleich die jüngste politische Lage sich noch analoger gestaltet hat, als sie es zur Zeit der Abfassung des Trauerspiels war. Wir haben jetzt sogar einen Bundesfeldherrn, einen deutschen Philopömen, den Prinzen Alexander von Hessen.

Die damalige Situation Griechenlands war an und für sich eine sehr unglückliche, aber sie ist auch keine glückliche für den Dramatiker, der zu viel zu exponiren hat. Da ist Macedonien, da ist Rom, da ist der Achäische Bund, da sind andere griechische Staaten, wie Sparta. Philopömen hat sich nach sehr vielen Seiten hin zu wenden — das zersplittert das Interesse. Fragen wir nun, in welcher That hat uns der Dichter das Bild des Helden mit charakteristischer Prägnanz ausgeprägt, in welcher That, in der sich zugleich seine den Untergang herbeiführende Schuld mit ausdrückt, so muß die Antwort die Achillesferse des Stücks berühren. Denn die einzige That, die uns vorgeführt wird, ist die Besiegung Spartas, die Rache an dem Tyrannen Nabis, der die Gesandten des Bundes den Thieren vorwerfen ließ. Im übrigen müssen wir uns an schwunghaft ausgesprochenen Gesinnungen begnügen. Philopömen will ein Bündniß mit dem stammverwandten Macedonien gegen die Römer; er will es noch, selbst als der König ihm ein Zeichen besonders freundschaftlicher Gesinnung gab, indem er ihn ermorden lassen wollte. Da kommt die Nachricht von der verlorenen Schlacht von Kynoskephalä und macht der opfermuthigen Hingabe des Helden an die macedonische Hegemonie ein Ende mit Schrecken. Die Zusammenkunft Philopömen's mit den Römern kann ebenso wenig für eine That des Helden gelten; sie ist theatralisch wirksam arrangirt, voll glühenden Ausdrucks der Gesinnung, aber resultatlos, und der Untergang des Helden wird wieder durch das Zusammenwirken gekünstelter Motive herbeigeführt. Der Cyniker Timolaos glaubt ihn im Einverständniß mit den Römern, lockt ihn vor Messene in einen Hinterhalt, nimmt ihn gefangen — alles aus freundschaftlichen Rücksichten: er will ihn sich ziehen, wie ihn Griechenland braucht. Doch ein anderer Freund aus Achaia, Dinokrates, in Leidenschaft entbrannt für die verwitwete Spartekönigin Apega, die selbst wieder für Philopömen glüht, aber verschmäht sich an ihm rächen will, macht Ernst mit der Komödie, erbittert überdies durch persönliche Zurücksetzung, und läßt den Bundesfeldherrn den Schierlingsbecher trinken. Wohl hat dieser, so zu Grunde gerichtet durch seine Freunde, ein Recht auszurufen:

> Bin ich denn blind geworden oder lahm und taub?
> Sind alle Menschen wirklich schierlingstrunken heut'?

Doch wo liegt in diesem Untergang etwas Tragisches, etwas Erhebendes? Was sollen diese kleinen und verzwickten Motive? Aus der Anarchie der Verhältnisse muß uns der Dramatiker herausretten; er muß das Zerstreute zu machtvoller Wirkung vereinigen, auf wenige aber durchgreifende Motive zurückführen. Doch hier wird die Anarchie, die nach links und rechts und nach allen Seiten zerrt, wie sie die Geschichte gegeben, noch durch die Erfindung des Dichters überboten. Ueberhaupt denken wir uns unter Philopömen einen schlichten Kriegsmann von größter Enthaltsamkeit; doch auch diese anekdotische Beleuchtung durch kleine Züge fehlt in dem Drama. Der Held ist außerordentlich breit und pomphaft in der Auseinandersetzung seiner Intentionen, doch ohne scharf hervortretende charakteristische Physiognomie. Dagegen zeigt sich in den übrigen Gestalten mehr Kraft und Energie der Zeichnung. Namentlich gilt dies von dem kernhaften, wenn auch etwas verschrobenen Philosophen Timolaos und dem Tyrannen Nabis, einem spartanischen Caligula, der vielleicht noch pikanter geworden wäre, wenn der Dichter dies Charakterbild als eine despotische Parodie des Lykurg hingestellt hätte. Die Ferienreise der delphischen Pythia nach dem Peloponnes wurde gewiß ohne Urlaub von seiten des Gottes angetreten und bleibt überdies dramatisch resultatlos. Das somnambule Ahnen des Mordversuchs, das Warnen, die sentimentalen Erinnerungen der Jugendliebe, das ersehnte Idyll à la Philemon und Baucis — das bleibt der Haupthandlung doch sehr fremdartig und wirkt auch nicht auf das Gefühl der Hörer.

Ueberall zeigt sich wol das Talent des Dichters, aber überall scheitert es an dem Stoffe. Und selbst wo dies Talent am glänzendsten hervortritt, in der sprachlichen Behandlung, da können wir uns desselben nicht erfreuen, denn die Treue des Costüms wird durch eine erstickende Fülle mythologischer Bilder gewahrt, welche den Eindruck der akademischen Studie vervollständigen. Nicht blos die Apostrophen, Beschwörungen u. s. w. sind aus der Mythologie entnommen, sondern fast alle ausgeführten Vergleichungen, die noch dazu nicht schlaghafte Metaphern, sondern epischer Art sind, weisen auf Homer oder Ovid zurück. Hier wird Hellas mit Niobe verglichen:

> O Hellas — Traumbild — aller Völker edelstes,
> Das je im Licht des Helios geathmet hat,
> Du selber bist in deines Leides Majestät
> Der Sage hehre Niobe, einst kinderreich
> An Heldensöhnen, Tochterstädten, Colonien,
> So glücklich, daß entflammen mußte Götterneid;
> Drum zielt auf deine Söhne heut' Apollon noch
> Und trifft sie noch mit unsichtbarem Todespfeil.
> Du weinst und jammerst — wälze dich im Staube nur,
> Du schützt uns nicht. Wir sterben, sterben all' dahin,
> Dein Zucken auch und deine Thränen werden still,
> Weit in die Zukunft steinern starrt dein Angesicht.

Dann wieder mit Andromeda:

Am Felsen nackt geschmiedet war Andromeda,
Des Meeres grauser Drachenbrut zum Opferfraß,
Doch war sie nicht so hülflos, als heut' Griechenland;
Denn Perseus kam auf Flügelschuhn, in seiner Faust
Das starrende Gorgonenhaupt, sein Sichelschwert
Abhieb das Haupt, das schnaubende, dem Ungethüm.

Diese ausgeführten epischen Vergleichungen gehören, ganz abgesehen von der Monotonie ihrer mythologischen Bildlichkeit, nicht in den dramatischen Stil, den sie schleppend machen. Auch sind sie nicht immer glücklich. So sagt Dinokrates am Anfang des fünften Actes zu der heißgeliebten Königin Apega:

Wann soll nun enden, Königin, dein Gram?
Maßlos zu sein, auch nicht im Leide ziemt's.
Voll düstern Kummers siehst du zu den Tagen,
Gleichwie die greise Gäa eiserstarrt,
Gedanken brütend, die den Himmel stürmen
Titanen gleich. Du wandelst auf und ab,
Wie am Kocytusstrand ein Schatten schweift,
Deß Leiche droben unbegraben liegt.
Ein Becher Lethe machte dich genesen,
Nur das Vergessen heilt.

Abgesehen von der geschmacklosen Häufung mythologischer Bilder, die in demselben Auftritt noch durch Kalypso, Circe u. a. vermehrt wird, ist der Vergleich der schönen Königin mit der „greisen Gäa" gewiß weder schmeichelhaft noch angemessen; denn auch eine alte Göttin bleibt immer ein altes Weib.

Im übrigen hat die Sprache Adel, sie ist volltönend im getragensten Stil, oft von plastisch herausgemeißelter Schönheit. Die Sechsfüßler unterstützen diese würdevolle Haltung, obgleich sie auch wieder zu getragenem Pomp und der undramatischen Ausmalung der Bilder verführen. Der Wechsel der Sechsfüßler mit Fünffüßlern ist indeß unmotivirt; am wenigsten darf er in einem und demselben Auftritt stattfinden. So spricht im ersten Act König Philipp in Sechsfüßlern, während der achäische und römische Gesandte sich der fünffüßigen Jamben bedienen. Man könnte glauben, daß hierdurch die Majestät vor den andern Staubgeborenen hervorgehoben werden sollte, wenn nicht später der Wechsel noch bunter würde. Philopömen selbst spricht freilich immer in Trimetern, man wünschte, ihn oft etwas minder pomphaft reden zu hören.

Hoffentlich ist dieser Philopömen in der That „der letzte Grieche", wenigstens in den Dramen Julius Große's und in unserer neuen dramatischen Literatur.

2. Hans Sachs. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von F. Hermann Frey. Augsburg, Schlosser. 1866. 16. 15 Ngr.

Wir haben eine warm anerkennende Besprechung dieses Dramas in den „Münchener Blättern für Literatur und Kunst" gelesen, nahmen daher das Buch nicht ohne Spannung in die Hand, müssen aber bekennen, daß wir uns sehr enttäuscht fühlten. Das Stück ist von einer Kindlichkeit der Composition, die wirklich einen ganz elementarischen Eindruck macht. Den Scenen und Acten fehlt jede Zuspitzung; die dramatischen Momente werden in keiner Weise hervorgehoben; es ist ein gleichmäßiges Fortsickern der Handlung, welches einschläfernd wirkt.

Wer da behaupten wollte, unsere neue dramatische Literatur sei über Einen Leisten geschlagen, den würde ein Vergleich dieses „Hans Sachs" und des „Letzten Griechen" eines Bessern belehren. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als jene pomphaften Trimeter und diese Verse mit Reimen und meistens vier Hebungen und Senkungen, die mit Drei- oder Fünffüßlern wechseln. Eine Literatur, die so verschiedene Töne im Drama anschlägt, leidet gewiß nicht an Uniformität des Stils, sondern eher an einer Anarchie desselben. Wir wollen die beiden Stilmuster nebeneinander hinstellen; der Contrast wirkt fast erheiternd. Die Königin Apega erklärt dem Philopömen mit folgenden Worten ihre Liebe:

Hier oder niemals find' ich meinen Erdenpfad.
Als Magd, als Sklavin laß mich bei dir weilen nur,
Nur athmen, weinen, beten lasse mich bei dir,
Nichts will ich sonst. Unsagbar ja verehr' ich dich,
Sei auch dies Wort Verbrechen, mag auch Nabis mich
Verfolgen noch als blutbeflecktes Schattenbild.
Solang' er lebte, beugt' ich mich dem Pflichtenjoch
Gehorsam stets, doch einsam steh' ich nun, verwaist.
Ich habe keinen Vater, keinen Bruder mehr
Und keine Herzensheimat auf der weiten Welt.
Sei du mir alles, alles nun. Wie Hellas dir
Zu Füßen liegt, so sieh mich als Schutzflehende.
In deinem großen Herzen nur ein Winkelchen —
Nichts will ich sonst. Mein Leben bist du und mein Tod.

Dagegen „gretelt" Röschen von ihrer Liebe zu Hans Sachs in folgender Weise:

Ich will die Stöcke fleißig gießen,
Damit sie recht in die Höhe schießen,
Er hat gewiß auch Freude dran,
So hat's mir nie wer angethan.
Der Vater ist jetzt ausgegangen;
Ich könnt' ihn wol bei mir empfangen,
Ihm alle meine Sachen zeigen,
Ihm sagen, wie ich ganz sein eigen.
Und doch ist mir dabei zu Muth,
Wie jemand, der ein Unrecht thut.
Ich weiß auch nicht wo aus und ein,
Bald scheint es Lust, bald scheint es Pein.
Da kommt er! Ist es doch erlaubt?
Die Angst mir fast den Athem raubt.

Der Inhalt der Handlung, welche uns Frey vorführt, ist uns aus dem „Hans Sachs" Deinhardstein's vollkommen bekannt: die Liebe des schuhmachenden Dichters zur Tochter des stolzen Goldschmieds, der närrische Junker, dort Rathsherr, dem der Vater die Hand des Mädchens geben will, die Lösung des Knotens durch Kaiser Maximilian, ganz im Stil der chinesischen Komödie, in welcher die Hand des Sohnes des Himmels am Schluß aus den Wolken herabgreift, um die Hände der Liebenden ineinanderzulegen. Nur ist das bei Deinhardstein alles dramatischer und auch theatralisch wirksamer, während hier, gerade wo man ein Aufeinanderplatzen der dramatischen Gegensätze mit Recht erwartet, die Zeichnung blaß und skizzirt erscheint. Auch Martha Schwerdtlein, die aus Goethe's „Faust" mit herübergenommen, ist und Rieke, das schwarzgetuschte Gegenbild zu Röschen, sind nicht

bedeutend genug, um den Eindruck zu verwischen, daß man es hier mit einer Copie des Deinhardstein'schen Stücks zu thun hat.

So wenig die Composition des Gedichts den Anforderungen eines Dramas genügt, so zeigt dasselbe doch an einzigen Stellen einen wahrhaft poetischen Hauch; auch ist der mittelalterliche, treuherzig naive Ton im ganzen glücklich getroffen. Eine Rede wie die folgende des Hans Sachs fällt freilich aus der Zeitfarbe und aus dem Gesichtskreise des nürnberger Schusters heraus, so wenig man ihr an und für sich dichterische Wärme absprechen kann:

Man glaubt so leicht, es ging' zurück,
Weil hinten steckt das rege Steuer,
Es sei die Welt ein zitterndes Gemäuer,
Davon sich löse Stück für Stück,
Und früh zu leben sei ein Glück.
Mir hat das Gegentheil geschienen.
Ich neide alle, die nach mir geboren;
Sie hat das Schicksal auserkoren,
Dem Neuveredelten zu dienen.
Wir fahren einer neuen Zeit entgegen,
Es ziehn uns an der Zukunft Bergmagnete;
Wohl jenem, dem ihr Hauch entgegenwehte
Und der verspürt ihr fernes Regen!
Die Länder, von dem Kriegsgestirn versengt,
Ergrünen in dem sanften Hauch des Friedens,
Der Norden, rauh zur Arbeit angestrengt,
Erweicht im Zauber schimmerreichen Südens.
Schon blühen Schulen allerorten,
Darin gedeiht des Liedes Pflege,
Und wahrhaft ausgesprochnen Worten
Begegnet man auf jedem Wege.
Wenn abends spät die Meister rasten
Und Ruhe bieten den Gesellen,
Der Schule Bänke sich belasten
Und aus den Kehlen Lieder quellen.
Die Wimpel schimmern an den Masten,
Bald wird sich auch das Segel schwellen.
Ein neuer Tag ist angebrochen
Und dämmert in den deutschen Landen;
Vergebens wird kein Wort gesprochen,
Und blinde Macht nur droht mit Banden.
Denn es ist wahr, die Welt wird immer weiter,
Es regt gewaltig sich des Geistes Schwinge,
Die Menschheit stürmt empor, ein ew'ger Streiter,
Vergebens rüttelt man an ihrer Leiter,
Und hofft, daß sie zuletzt den Sturz bedinge; —
Denn an der Bahr' erblüht das Leben heiter!
Und soll der einzelne zum Ganzen taugen,
Sei er durchflammt vom Lichte seiner Zeit,
Schür' er die Feuer, daß sie sprühend rauchen
In stiller Nacht voran dem Streit.

Der Monolog des Helden in der vierten Scene des vierten Actes ist, wenn man ihn als selbständigen lyrischen Erguß betrachtet, die dichterisch gelungenste Partie des Werks, obgleich uns hier, wie auch an andern und gerade an den bessern Stellen die Goethe'schen Faust-Verse mit ihren Reimen fortwährend in die Ohren klingen. Auch ist die Ausdrucksweise nicht immer correct:

Mir ist als wär' ein Sturm vorbeigegangen
Und habe viele Bäume umgeweht;
Jetzt sei erfüllt sein rasendes Verlangen.

Das „Vorbeigehen" und „Umwehen" sind zu sanfte Ausdrücke und passen nicht für den Sturm, noch weniger für sein „rasendes Verlangen". Hans Sachs läßt sich vom süßen Sang der Nachtigall in ferne Traumeslande tragen und sagt dann:

Der Stimme Widerhall
Stellt mir den eignen Geist entgegen.

Das ist unklar und undeutsch. Hin und wieder streift der holzschnittartige Humor in Hans Sachs'scher Art ans Triviale; doch im ganzen spricht der traute und treuherzige Ton, welcher mit dem os magna sonaturum des „Letzten Griechen" so scharf contrastirt, ebenso wie dieses für ein anerkennenswerthes sprachliches Talent.

3. Gregor der Siebente. Dramatisches Gedicht von J. Weißbrodt. Zwei Theile in je fünf Aufzügen. Münster, Theissing. 1865. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

4. Kaiser und Papst. Historisches Drama in fünf Aufzügen und einem Vorspiel von Richard Weiland. Dresden, Wolf. 1866. 8. 15 Ngr.

Der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, welcher in den Hohenstaufentragödien die Seele des dramatischen Conflicts bildet, prägt sich noch schärfer aus in dem Kampf zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. Hier gibt gleichsam die Geschichte selbst die dramatische Gliederung in die Hand. Der Höhenpunkt der Krisis liegt in der Demüthigung des Kaisers zu Canossa, die Katastrophe in der Eroberung Roms, in der Flucht des Papstes aus der Engelsburg, einer Niederlage, die durch seinen Tod in Salerno gleichsam besiegelt wird.

Dieser durch so machtvoll hervorspringende Wendepunkte markirte Conflict hat gerade in jüngster Zeit die Dramatiker mehr als früher angelockt — die Hohenstaufen-Tragödien sind durch die Heinrich-Tragödien in den Hintergrund gedrängt worden. Gleichwol ist der ganze Kampf zwischen Kaiser und Papst ohne eingreifende Bedeutung für die Gegenwart; es war ein Machtstreit, der im wesentlichen durch die Reformation entschieden ist. Dieser Machtstreit spielt zwar noch, abgeschwächt zu kleinen Competenzconflicten, in die Gegenwart hinein, doch hat er alle große historische Bedeutung verloren. Jene Vergangenheit gibt daher kein Spiegelbild unserer Zeit, und vermag es nicht, frische, lebendige Sympathien wach zu rufen. Es ist dies auch der Grund, daß alle Hohenstaufentragödien spurlos vorübergegangen sind, daß das Streben, Shakspeare's historische Cyklen, dies dramatisirte Nationalepos, das in dem damaligen England ganz andere und feste Wurzeln geschlagen hatte, nachzuahmen, immer von neuem scheiterte. Raupach's bühnengewandtem Talent gelang es, in einer Saison oft mehrere Hohenstaufen auf die berliner Bühne zu bringen. Wohin sind ihre Heldenschatten verweht? Grabbe's geniale Begabung und dramatischer Kraftstil hat ebenso wenig hindern können, daß die Flut der Vergessenheit über seinen „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." dahinrauschte. Ebenso erging es Immermann und den zahlreichen Nachfolgern. Und das alles geschah in einer Zeit, in welcher die burschenschaftlichen Kaiserträume doch an die im Kyffhäuser schlummernde Vergangenheit anknüpften. Das neue

protestantische Kaiserthum, das vielleicht die Zukunft im Schoße trägt, hat aber alle Fühlung mit den Kronenträgern der alten Kaisergrüfte verloren.

Gregor in seinem Kampf mit Heinrich IV. ist bereits von Ferdinand von Sahr in einer Tragödie behandelt worden, der wir ein unleugbares Talent für dramatische Gestaltung nachrühmen mußten. Wiederum liegen uns zwei diesen Stoff behandelnde Trauerspiele vor, von denen das erstere sogar zu zweimal fünf Acten ausgesponnen ist.

Weißbrodt befindet sich seinem Thema gegenüber in einer gänzlich andern Lage als Weiland, der seinen Gregor zwar als geschichtlichen Charakter so großartig wie möglich hinzustellen sucht, doch nur um seine dramatische Bedeutung zu sichern. Doch Weißbrodt ist ein katholisirender Tendenzdichter; ihm ist sein Gregor wirklich eine Idealgestalt, während er Heinrich IV. zu einem schwankenden, perfiden Monarchen macht. Dies Pathos bestimmt denn auch die Vorzüge des Dramas. Wo Gregor selbst auftritt, fühlt man die innere Erwärmung des Dichters. Weniger in jenem Monolog des ersten Actes:

Ach vieles liegt zerstört im Haus des Herrn,
Es aufzurichten, das ist mein Beruf u. s. w. —

der das Programm des Papstes in etwas nüchterner Weise verkündet, mehr schon in dem des vierten Actes:

Mir schaudert, jene höchste Macht zu üben,
Die auf der Erde wie im Himmel bindet.
An einem König wirkt sie furchtbar ernst;
Erschüttert wird der Staaten Fundament,
Dem Königthum geraubt der Völker Ehrfurcht,
Der Aufruhr mit des Rechtes Schild versehn,
Der Unterthan verwirrt in seinem Denken,
Ein blut'ger Krieg entzündet: — doch ich muß!
Hier steht der Menschheit höchster Richterstuhl,
Auf ihn berufen Fürsten sich und Völker,
Erwarten seinen Spruch als Gottes Spruch.
Wird hier das Unrecht, wird das Laster hier,
Weil's eine Krone trägt, nicht mehr verdammt,
Dann haben Recht und Tugend keinen Wächter,
Die Unschuld keinen Schützer mehr auf Erden.

Am gelungensten aber ist der Monolog im Schlußact des zweiten Theils, weil hier ein menschlich anmuthender Zug die principiell starre Dogmatik unterbricht, die sich in der Gestalt Gregor's verkörpert:

Glückselig Los, das meinen Brüdern ward
In enger Zelle! Wie ein stiller Bach,
Den Himmel spiegelnd, rinnt ihr Leben hin.
Du Kämmerlein mit deinem stillen Sinnen,
Du Flur mit deinen Mühn und deinem Segen,
Du Chor, von Engelstimmen widerhallend,
O Paradiesesfrieden auf der Erde! —
Doch nein! Aufs Schlachtfeld riefst du mich, o Herr,
Hier will ich stehn, für deiner Kirche Freiheit
Den Kampf zu führen. O Apostelfürst,
Du hast die Siegeskraft, die fort und fort
Aus dem Gebet des Meisters niederströmt,
In dieser Stadt bewährt. Ihr Hohenpriester,
Die hier im Schmuck des Blutes ihm gefolgt,
Ihr heil'gen Ahnen alle, die hier stritten,
Ihr schaut in Siegesruh vom Himmel nieder,
Ihr seid mir nahe! Eure Segenshände
Sind ausgebreitet über meinem Haupte! —
Mag nun der Leib sich matt zu Grabe beugen,
Mag auch das Schmerzgefühl ob schnödem [illegible]
Mein Herz zerreißen, mag Verschwörung [illegible]
Den gift'gen Dolch, mag offen der Tyrann
Das Schwert schon zücken: unbesiegbar bleibt
Des Salböls Himmelskraft in meiner Seele.

Wie die mitgetheilten Stellen beweisen, [illegible] des Dramas ein würdiger, dem es auch [illegible] schwung fehlt; doch ist die Composition zu [illegible] dehnt, die Ausführung zu langathmig monolog[illegible] Tendenz zu einseitig, um die Berechtigung der [illegible] schen Gegensätze zur Geltung zu bringen, [illegible] geschichtlichen Perspectiven wirken chronikartig [illegible] wie wenn Gregor sagt:

Wol tröstet mich des neuen Dänenkönigs
Ergebner Sinn und heiligmäß'ger Wandel.
Mit Freuden seh' ich auch Dalmatiens Fürsten
Von meiner Hand die Krone würdig tragen,
Seh' wie Castiliens Herrscher seine Treue
Von neuem fest verbürgt, wie Polens Volk
Auf mein Geheiß den lasterhaften Dränger,
Der am Altar des Bischofs Blut vergoß,
Vom Throne stieß und fern vom Reiche hält.
Doch Deutschlands Anblick weckt mir bittre Sorge.

Dergleichen allgemeine Recapitulationen spring[illegible] aus dem Rahmen des Dramas heraus und mach[illegible] ebenso zerstreuenden wie langweilenden Eindruck. [illegible] Scenen in Canossa, welche den Schluß des ersten [illegible] bilden, sind ebenso wenig zu dramatischer Wirkung [illegible] gert. Wir müssen mit dem büßenden Kaiser [illegible] Gregor hinter den Coulissen laut für das Seelen[illegible] selben betet. Das rührt den halb erfrorenen [illegible] so, daß er am Schluß zum Papste sagt:

Ich kann auf Erden nicht
Der Erste sein, doch würdig kann und will
An eurer Seite ich der Zweite werden.

In dem Weiland'schen Drama (Nr. 4) bilden [illegible] nen in Canossa den Anfang des vierten Aufzugs, [illegible] der dritte mit einer dramatisch gleichgültigen Absch[illegible] zwischen Heinrich und seiner Gattin Bertha [illegible] Dies scheint uns ein Mangel der Composition; [illegible] schwer ins Gewicht fallendes Moment, ein solche[illegible] punkt der Handlung, wie Heinrich's Buße in [illegible] mußte auch an einer scharf hervorspringende[illegible] der dramatischen Architektur zur Geltung kommen [illegible] gehörte ohne Frage an den Schluß des [illegible] tes. Ueberhaupt ist die Burghofscene so dramati[illegible] schaulich, daß der Dichter sich dieselbe nicht [illegible] gehen lassen sollen. Bei Weiland erscheint Heinrich [illegible] Gregor in der Büßerkutte, nachdem er [illegible] Burg erhalten — dies schwächt die dramatische [illegible] ab. Dagegen ist die Scene zwischen Gregor [illegible] rich, die wol an dieser Stelle bleiben konnte, [illegible] vorige Actschluß uns den büßenden Kaiser [illegible] zeigte, energisch durchgeführt, wie überhaupt der [illegible] sche Stil markig und gediegen ist und die [illegible] Charakteristik an dem rechten Punkte eingesetzt [illegible] folgende Stelle aus dieser Scene mag unser[illegible] fertigen:

Gregor.

Gleich stürmt die Jugend, wenn sie schaudernd sieht,
Daß Zorn und rasches Blut verderblich wirkten.
Drum, wenn man baut, muß man mit klarem Blick
An jedem Steine Ueberlegung üben.
— Du sagst: ich that das Aeußerste an dir!
That ich etwas, wozu du mich nicht triebst?
Du untergrubst der Kirche Recht und Ansehn,
Beflecktest dich durch Raub an ihrem Gut
Und setztest sie herab vor aller Welt.
Du drohst mit Folgen, die mich schrecken sollen!
Ich fürchte keine — seh' ich doch
Das wunderbare Walten Gottes heut':
Du stehst vor mir, ein Hülfesuchender,
Wenn auch dein Blick zu widersprechen scheint.
Gott strafte dich durch der Vasallen Abfall,
Und vor dem Bannbeladnen graut dem Volk.
O würd'ge diese Stunde — Segen ihr,
Wenn sie Erkenntniß deiner Schuld dir bringt!
Du wirfst mir Herrschsucht, Ueberhebung vor —:
Ich bin ein alter, vielgeprüfter Mann,
In kurzer Zeit schließ' ich die Rechnung ab
Und stelle dann mein Werk in Gottes Hand.
Irdischer Zweck war meinem Handeln fremd,
Nur Menschenwohl des reinen Strebens Ziel.
Daß Haß und Neid das Göttliche bekämpfen —
Ich muß es tragen, wie's ein Größrer trug.
Doch daß ich mich der stolzen Hoffnung hingab,
Du würdest mich, an Kraft und Gaben allen
Vorleuchtend, mit gerechterm Auge sehn, —
Ist wol verzeihlich, da es dich nur ehrt.
Wärst du mir Stütze, wie du Gegner bist,
Dann ging' der Welt ein schöner Morgen auf.
— O daß der Schmerz vor dir mich übermannt!
Nur Gott sah meine Seele in den Augen.
Du bist der erste Mensch, vor dem ich weine —
So sei der erste auch, der mich versteht!

(Wendet sich bewegt weg.)

K. Heinrich (für sich).

Ich bin erschüttert. Wenn das Alter weint,
Mein' ich, es müssen wahre Thränen sein.

Gregor.

Nun hör' ein Wort noch; schwerer als mein Leid
Wird es dich treffen, siehe wie du's trägst.
Du brachst der Mutter Herz — die Arme starb.

K. Heinrich (wie vom Blitz getroffen; weich).

Die Mutter starb im Wahn an meine Schuld. —
Zu allem Jammer, der die Brust bestürmt,
Muß Gott das Herz noch brechen, mich zu beugen.
Zum Widerstand reicht Menschenkraft nicht aus.

(Verhüllt das Gesicht, heftig weinend.)

Gregor.

O folg' dem Trieb des Herzens, der dich ehrt,
Und laß den Reuethränen freien Lauf!
Du hast ein Herz, du liebtest deine Mutter.
Aufblicken darfst du jetzt mit Stolz zum Himmel,
Wo schönre Siegeskränze für dich hängen,
Als jemals Schwert und Krone dir erkämpften.
Ich segne dich — und löse deinen Bann.

Weiland hat den Stoff in fünf Acte zusammengedrängt, während Weißbrodt für seine dramatische Thronie des Papstthums den doppelten Umfang brauchte. [Gl]eichwol vermissen wir auch bei Weiland in den ersten [Ac]ten den strengern Zusammenhalt. Die Kämpfe mit den Sachsen sind zu weit ausgeführt im Verhältniß zu dem eigentlichen Conflict der Tragödie, und die etwas blasse Gestalt der Bertha, welche dem leichtsinnigen Kaiser das Glück der Ehe allzu doctrinär predigt, ist nicht fähig, die Karyatide zweier Actschlüsse zu sein, was der Dichter ihr auferlegt hat.

Wenn man diese Trauerspiele klassificiren wollte, so könnte man sie nur zu den Historien rechnen. Sie folgen dem Gang der Geschichte; es fehlt ihnen die freie Erfindung, welche die Linien des dramatischen Netzes von künstlerischen Punkten aus zieht und von der Geschichte nur mit hereinnimmt, was sich unter diese Linien vertheilen läßt. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte und Kritik des Materialismus.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Friedrich Albert Lange's Buch: „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart" (Nr. 2), wiegt nicht nur das vorgenannte der drei Professoren, sondern auch noch viele andere auf. Es ist eine der bedeutendsten und beachtenswerthesten Leistungen auf dem Gebiete der den Materialismus betreffenden Literatur, ausgezeichnet durch Gründlichkeit, kritische Besonnenheit, Vielseitigkeit und schöne, lichtvolle Darstellung.

Lange's Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste gibt die Geschichte des Materialismus bis auf Kant, die zweite die Geschichte des Materialismus seit Kant und die Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. In der ersten Abtheilung, im ersten Abschnitt, ist das siebente Kapitel von besonderm Interesse, welches die Resultate der antiken Naturwissenschaft und den Antheil des Materialismus an der Erzielung derselben bespricht. Der Verfasser nimmt hier schon Gelegenheit, ein Verhältniß aufzuklären, das in der Gegenwart vielfach misverstanden wird und das er daher in der zweiten Abtheilung ausführlicher untersucht, das Verhältniß nämlich des Materialismus zur eigentlichen Naturwissenschaft. Unsere heutigen Materialisten, bemerkt der Verfasser mit Recht, vergessen nur zu häufig, daß sie mit ihrer Gesammtanschauung der Welt eigentlich auf dem Boden der Philosophie stehen und daß sie dogmatische Philosophen sind. Sie vergessen, daß auch andere philosophische Systeme zur Naturwissenschaft in die fruchtbarste Wechselwirkung treten. Es wäre kein übles Zeugniß für die Berechtigung oder gar Alleinberechtigung des Materialismus, wenn alle großen Entdeckungen und alle tiefen Blicke in das Wesen der Dinge in der Schule der Materialisten erwachsen wären. So verhalte es sich aber keineswegs. Der Verfasser weist nach, daß nicht nur von den großen Erfindern und Entdeckern im Alterthum, mit alleiniger Ausnahme des Demokritos, kaum ein einziger bestimmt der materialistischen Schule angehört, sondern auch, daß wir gerade unter den ehrwürdigsten Namen eine große Reihe von Männern finden, die einer möglichst entgegengesetzten, idealistischen oder gar enthusiastischen Richtung angehören. Aus der die Mathematik so hoch achtenden Platonischen und Pythagoräischen

Schule gingen große Naturforscher hervor, während der materialistische Epikuräismus wenig für die Naturwissenschaft leistete.

Man sieht aber auch leicht, daß diese geringe Betheiligung des Materialismus an den Errungenschaften der positiven Forschung nicht zufällig, daß sie namentlich nicht etwa lediglich dem quietistischen und beschaulichen Charakter des Epikuräismus zuzuschreiben ist, sondern daß in der That gerade das ideelle Moment bei den Eroberern der Wissenschaft mit ihren Entdeckungen und Erfindungen im engsten Zusammenhang steht. Hier dürfen wir uns eine Vertiefung in die große Wahrheit nicht entgehen lassen, daß das objectiv Richtige und Verstandesmäßige nicht immer das ist, was den Menschen am meisten fördert, ja nicht einmal das, was ihn zu der größten Fülle objectiv richtiger Erkenntnisse führt. Wie der gleitende Körper auf der Brachystochrone schneller zum Ziele kommt, als auf der geneigten Ebene, so bringt die Gesammtorganisation des Menschen es mit sich, daß in manchen Fällen der Umweg durch den Schwung der Phantasie schneller zur Erfassung der nackten Wahrheit führt als die nüchterne Bemühung, die nächsten und buntesten Hüllen zu zerreißen.

Dennoch verkennt der Verfasser nicht, daß der Materialismus des Alterthums in anderer Beziehung wissenschaftlich fördernd wirkte, in Beziehung nämlich zur wissenschaftlichen Methode. Der idealistischen Richtung mit ihrer Ahnung von Endursachen in der Natur sei zwar große Bedeutung für die Bewegung zur Wahrheit hin zuzuschreiben, aber mit ihr sei auch noch jene phantastische Willkür des mythologischen Standpunkts verbunden, die den Fortschritt der Erkenntniß hemmt. Erst wenn der Mensch beginnt, die einzelnen Vorgänge nüchtern, klar und bestimmt zu betrachten, sei der Fortschritt gesichert. Das Erdenken und Erdichten gewisser Endursachen habe zwar einen hohen subjectiven, auf das Ineinandergreifen der Geisteskräfte begründeten Werth, aber erst der Anfang der klaren, methodischen Betrachtung der Dinge sei gewissermaßen der wahre Anfang des Verkehrs mit den Dingen selbst. Hier verweist der Verfasser auf jenen Ausgangspunkt griechischer Wissenschaftlichkeit, der in Demokrit und der aufklärenden Wirkung seines Systems zu suchen ist. Diese aufklärende Wirkung kam der ganzen Nation zugute; sie wurde vollzogen an der einfachsten und nüchternsten Betrachtung der Dinge, welche sich unserm Denken zunächst darbietet und welche nach den mannichfachsten Umbildungen heute noch ihren Werth nicht verloren hat: an der Atomistik.

Die Atomistik des Alterthums beseitigte den Götter- und Dämonenspuk mit einem einzigen großartigen Zuge, und was nun auch tiefsinnig angelegte Naturen von Dingen denken mochten, die hinter der Erscheinungswelt liegen: die Erscheinungswelt selbst lag vom Nebel frei vor den Blicken da. Wenngleich also der Materialismus des Alterthums wenig Positives für die Naturwissenschaft leistete, so hatte er doch die große negative Wirkung, das zu beseitigen, was der unbefangenen Naturforschung im Wege stand, die Mythenbildung. Und diese letztere Wirkung schlägt der Verfasser mit Recht nicht gering an.

Nächst dem Materialismus des Alterthums behandelt die erste Abtheilung des Lange'schen Werks in einem zweiten Abschnitt die „Uebergangszeit", in einem dritten den „Materialismus des 17. Jahrhunderts" (Gassendi, Hobbes, und von Gassendi und Hobbes bis auf de la Mettrie und das „Système de la nature"), in einem vierten Abschnitt den „Materialismus des 18. Jahrhunderts" (de la Mettrie, das „System der Natur", die Reaction gegen den Materialismus in Deutschland.)

Alle diese Abschnitte sind reich an treffenden kritischen Bemerkungen. Besonders hervorzuheben ist hier aus dem Abschnitt „Die Uebergangszeit" die Darstellung des Verhältnisses der Aristotelischen Philosophie zum Materialismus und die scharfe Kritik des Aristotelischen Begriffs der Möglichkeit, welchen der Verfasser für die Quelle der meisten und schlimmsten metaphysischen Irrthümer ansieht. Doch will es uns scheinen, daß hier der Verfasser in der Kritik etwas zu weit geht, indem er dem Begriff der Möglichkeit alle objective Gültigkeit abspricht und ihn für eine bloße Denkform erklärt. Der Verfasser leugnet, daß in einem Dinge die Möglichkeit irgendeiner Eigenschaft oder eines Zustandes stecken könne. Diese sei nur ein Gegenstand unserer combinirenden Vorstellung. Auch könne keine Eigenschaft in den Dingen „der Möglichkeit nach" sein, da dies gar keine Existenzform sei, sondern eine Denkform. Das Saatkorn sei kein möglicher Halm, sondern ein Saatkorn.

Wenn ein Tuch naß ist, so ist in dem Augenblicke, in dem es das ist, diese Nässe ebenso nothwendig nach allgemeinen Gesetzen da, als jede andere Eigenschaft des Tuchs, und wenn sie vorher als möglich gedacht wird, so hat doch das Tuch, welches ich später ins Wasser tauchen will, in sich durchaus keine andern Eigenschaften als ein anderes Tuch, dem kein solches Experiment bevorsteht.

Uns scheint, dieser Kritik gegenüber, daß der Aristotelische Begriff der Möglichkeit einen ganz guten, haltbaren Sinn hat. Metaphysische Irrthümer entstehen erst dann, wenn man logische mit realer Möglichkeit verwechselt und etwas schon darum, weil es sich nicht logisch widerspricht, für real möglich hält. Denkbar ist vieles was darum noch nicht objectiv möglich ist. Denkbar ist z. B. der Sieg eines Feldherrn, denn das Subject Feldherr und das Prädicat siegend widersprechen einander logisch nicht. Aber darum ist noch nicht jedem Feldherrn der Sieg real möglich. Es scheint uns daher nicht so wol darauf anzukommen, den Begriff der Möglichkeit zu verwerfen, als vielmehr nur darauf, logische von realer Möglichkeit zu unterscheiden.

Doch wir können hier nicht näher auf solche Einzelheiten eingehen, sonst würden wir auch den vom Verfasser angeführten Kant'schen Satz: „Hundert wirkliche Thaler enthalten nicht das mindeste mehr als hundert mögliche" zu prüfen haben. Wir wollten hier mit dem gegen den Möglichkeitsbegriff vom Verfasser Vorgebrachten nur zeigen, daß der Verfasser in seinem kritischen Bestreben mitunter zu weit geht, indem er Begriffe verwirft, denen sich ein ganz guter und berechtigter Sinn abgewinnen läßt. Er verwirft z. B. auch den Begriff der Lebenskraft. Aber auch dieser scheint uns vielmehr nur zu berichtigen und auf seinen wahren Sinn zurückzuführen, als gänzlich zu verwerfen zu sein.

Der eigentliche Standpunkt des Verfassers enthüllt sich in der zweiten Abtheilung seines Werks. Es ist der tisch-kritische, womit nicht gesagt ist, daß der Verfasein stricter Kantianer, sondern nur, daß er von der ik des Erkennens aus den materialistischen Dogmatis- beleuchtet und seine Unhaltbarkeit nachweist. Der 'asser hat die schwache Seite der Kant'schen Vernunft- richtig erkannt, daß Kant nämlich in der Aufwei- der apriorischen Formen des Erkenntnißvermögens durch seinen psychologischen Schematismus und durch starre Trennung von Stoff und Form den richtigen verbarrikadirt hat.

Hätte Kant nicht jenen deductiven Weg eingeschlagen, der entdeckende Erkenntniß a priori im Grunde schon vor- ßt: so hätte es seinem umfassenden Geiste unmöglich ver- n bleiben können, daß es noch ganz andere Elemente un- Anschauung gibt, die vor jeder Erfahrung gegeben sind, Raum und Zeit. Es handelt sich einfach um die Sinnes- ndungen. So sicher es ist, daß ich keine Empfindung ha- ann, ohne zugleich damit im philosophischen Sinne des s eine Erfahrung zu machen, so kann man doch die ein- Qualität der Empfindungen nicht aus der Erfahrung ab- , sondern nur umgekehrt die Erfahrung aus den Empfin- n. Der Umstand, daß gewisse Vibrationen der Luft oder Aethers mich ganz unberührt lassen, daß dagegen andere r die Sensationen des Lichts, des Schalles u. s. w. her- ingen, liegt in einer Organisation, welche der Erfahrung geht, und es würde schwer halten, irgendeinen stichhaltigen schied zwischen dieser Apriorität und derjenigen von Raum Zeit nachzuweisen. Auch meine einzelnen Raumvorstellun- ilden sich erst mit der Erfahrung, und allein die Anlage räumlichen Vorstellen überhaupt ist a priori gegeben. Der , welcher Kant veranlaßte, Raum und Zeit als die ein- Principien der Sinnlichkeit a priori anzusehen, ist die atische aber irrige Annahme, daß unser Geist zu den lücken der Außenwelt eine fertige Form hergebe, die mit ndung, als dem Stoff der Erfahrung, gar nichts zu thun könne. Hier steckt eben in der rein stofflichen Betrach- der Empfindung eine vollständige petitio principii.

Der Verfasser geht also in der Bestimmung des aprio- Theils unserer Erkenntniß, und zwar mit Recht, weiter als Kant, indem er auch schon in dem Stoff Erfahrung, in der Empfindung, ein apriorisches Ele- welches durch unsere Organisation gegeben ist, er-

Ueberhaupt hält der Verfasser nur den Grund- ken Kant's — die Relativität unsers Erkennens für Wahre und Bleibende seiner Philosophie, nicht aber die nähere Ausführung desselben bei Kant.

n folgenden drei Sätzen findet der Verfasser den der Kant'schen Philosophie:

Die Erscheinungswelt folgt aus unsern Begriffen: eben- ist sie der wichtigste und lohnendste Gegenstand unserer ntniß. Nur eine relative Wahrheit ist uns zugänglich, und iegt nur in der Erfahrung.

Die Ideen geben uns keine Erkenntniß, sondern führen eine eingebildete Welt; gerade darin liegt ihr Nutzen. etrügen uns, wenn wir durch sie unser Wissen erweitern ; wir bereichern uns, wenn wir sie zur Basis unsers ns machen.

Das einzige Absolute, was der Mensch hat, ist das Sitten- und von diesem festen Punkte aus ist in die schwankende der Ideen eine ebenso sichere Ordnung zu bringen, wie die Verstandeswelt durch die Einrichtung unsers Geistes gegeben ist.

Die beiden ersten Sätze enthalten nach dem Verfasser das Bleibende, der dritte das Subjective und Zeitgemäße. Bleibend sei aber auch hier die Errungenschaft, daß das Ideale nicht mehr nach vermeintlichen Beweisen, sondern nach seinen Beziehungen zu den sittlichen Zwecken der Menschheit beurtheilt wird.

Dem Kant'schen Grundgedanken von der Relativität unsers Erkennens gibt der Verfasser eine noch weitere Ausdehnung als Kant selbst. Er ist daher ein weit entschiedenerer und consequenterer Idealist als Kant. Ihm ist nichts fest und gewiß als die menschliche Organisation mit ihren Naturgesetzen. Alles andere ist nothwendige Folge aus dieser, also nicht blos die sinnliche Anschauung, die Verstandesthätigkeit, die Ideenbildung, sondern auch schon der ganze Kant'sche Gegensatz zwischen Ding an sich und Erscheinung. Auch in diesem sieht er nur eine nothwendige Folge der menschlichen Organisation.

Das wahre Wesen der Dinge, der letzte Grund aller Erscheinungen, ist uns nicht nur unbekannt, sondern es ist auch der Begriff desselben nicht mehr und nicht weniger als die letzte Ausgeburt eines von unserer Organisation bedingten Gegensatzes, von dem wir nicht wissen, ob er außerhalb unserer Erfahrung irgendeine Bedeutung hat.

Mit dieser Einsicht, glaubt der Verfasser, sei die Metaphysik als demonstrative Wissenschaft ungleich schärfer gerichtet, als Kant es beabsichtigt hatte, es sei aber auch der Metaphysik, als einer erbaulichen Kunst der Begriffsfügung, das volle weite Feld ihres welthistorischen Tummelplatzes wieder freigegeben. Verschiedene Systeme seien gleich denkbar. Man lasse daher die Philosophen gewähren, vorausgesetzt, daß sie uns hinfüro erbauen, statt uns mit dogmatischem Gezänk zu belästigen. „Die Kunst ist frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe. Wer will einen Satz von Beethoven widerlegen, und wer will Rafael's Madonna des Irrthums zeihen? So ist dem «Umhertappen» in der Metaphysik ein Ende gemacht, wenn auch anders, als Kant es wollte."

Der Verfasser rechnet den Bautrieb der Speculation unter die Kunsttriebe. Der Einheitstrieb der Vernunft führt nach ihm stets zur Dichtung, die der Wissenschaft nur indirect zugute kommt. Metaphysik, Religion, Kunst bilden ihm ein Gebiet ganz anderer Art als das des empirischen Wissens. Ihr Werth beruht nicht auf ihrer buchstäblichen Wahrheit, nicht auf Verstandesbefriedigung, sondern auf dem, was sie zur Befriedigung des sittlichen Bedürfnisses thun. Diese Ansicht des Verfassers erhält besondere Ausführung in dem letzten Abschnitt: „Der ethische Materialismus und die Religion."

Von diesem seinem idealistischen Standpunkt aus wird es nun dem Verfasser nicht schwer, sowol die theoretische als die praktische Unhaltbarkeit des Materialismus nachzuweisen. Ein naiver Materialismus, wie der des Alterthums, ist, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, nach der Kant'schen Kritik des Erkennens nicht mehr möglich. „Der unbedingte Glaube an die Atome ist so gut geschwunden wie andere Dogmen. Man nimmt nicht mehr an, daß die Welt absolut so beschaffen ist, wie wir sie mit Ohr

und Auge wahrnehmen; aber man hält sich daran, daß wir mit der Welt an sich nichts zu schaffen haben."

Die consequent materialistische Betrachtung schlägt, wie der Verfasser zeigt, in eine consequent idealistische um. „Was ist der Körper? Was ist der Stoff? Was ist das Physische? Und die heutige Physiologie muß uns so gut wie die Philosophie auf diese Frage antworten, daß das alles nur unsere Vorstellungen sind; nothwendige Vorstellungen, nach Naturgesetzen erfolgende Vorstellungen, aber immerhin nicht die Dinge selbst." So müsse der Idealismus zuletzt über den Materialismus siegen.

Daß der Materialismus, obgleich durch Kant gestürzt, dennoch nach demselben wieder aufkam, das hatte, wie der Verfasser nachweist, seinen Grund in verschiedenen Zeitverhältnissen. Der Verfasser charakterisirt und kritisirt die Häupter des modernen Materialismus und Sensualismus, einen Feuerbach, Moleschott, Büchner, Karl Vogt, Czolbe sehr gut und wendet sich dann zu einer ausführlichern Betrachtung der neuern Naturwissenschaften in ihrem Verhältniß zum Materialismus. Diesen gediegenen Abschnitt möchten wir besonders den die Philosophie verachtenden und den über die Exactitude ihres Wissens verblendeten Naturforschern zur Beherzigung empfehlen. Wie viel Dogmatisches, wie viel unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzungen bei diesen kritiklosen Naturforschern im Schwange sind und die nüchterne, besonnene Forschung verderben, das hat der Verfasser sehr gut nachgewiesen. Mit Recht fordert er vom Naturforscher eine höhere philosophische Bildung, worunter er nicht Speculation, sondern philosophische Kritik versteht. Um seine eigenen transscendenten Ideen als solche zu erkennen und sie sicherer von dem zu unterscheiden, was die Empirie gibt, bedürfe der Naturforscher der Kritik der Begriffe. Philosophie und Naturforschung sollen sich nach dem Verfasser — und wir müssen ihm hierin vollständig beistimmen — nicht einander gegenseitig entfremden, sondern sollen sich associiren.

Es ist keine Philosophie auf dem Standpunkt der Gegenwart mehr denkbar ohne die exacte Forschung, und ebenso sehr bedarf die exacte Forschung der beständigen Läuterung durch die philosophische Kritik. Es ist kein Dilettantismus, wenn der Philosoph sich mit den wichtigsten Resultaten und den Forschungsmethoden sämmtlicher Naturwissenschaften bekannt macht; denn dies Studium ist die nothwendige Basis aller seiner Operationen. So ist es auch kein Dilettantismus, wenn der Naturforscher sich eine bestimmte geschichtlich und kritisch begründete Ansicht über den Denkproceß der Menschheit verschafft, an den er doch trotz aller scheinbaren Objectivität seiner Untersuchungen und Folgerungen unauflöslich geknüpft ist.

Nächst Verachtung der Philosophie findet der Verfasser in der exacten Forschung unserer Tage noch einen andern materialistischen Zug, den er ebenso sehr tadelt, den ungeschichtlichen Sinn. Die Folge desselben ist, daß sich zur Geringschätzung der Vergangenheit eine philisterhafte Ueberschätzung des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften gesellt, bei welchem die landläufigen Hypothesen als Axiome gefaßt werden und blinde Ueberlieferungen als Resultate der Forschung gelten. Vergangenheit und Gegenwart verhalten sich, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, nicht wie Irrthum und Wahrheit, als ob der Vergangenheit nur der Irrthum, der Gegenwart nur die Wahrheit zugefallen wäre, sondern Irrthum und Wahrheit sind in der Geschichte unauflöslich verschmolzen und die Annäherung an das Ziel vollkommener Erkenntniß geht durch zahllose Zwischenstufen, der Irrthum wird selbst ein Träger mannichfaltigen und bleibenden Fortschritts. Wer dies erkenne, der werde auch nicht so leicht aus dem thatsächlichen Fortschritt der Gegenwart auf die Unumstößlichkeit unserer Hypothesen schließen. Das wichtigste Resultat der geschichtlichen Betrachtung sei die akademische Ruhe, mit welcher unsere Hypothesen und Theorien ohne Feindschaft und ohne Glauben als das betrachtet werden, was sie sind: als Stufen jener unendlichen Annäherung an die Wahrheit, welche die Bestimmung unserer intellectuellen Entwickelung zu sein scheint.

So treffend wie diese den Hochmuth der Materialisten und der sich ihrer Exactitude rühmenden Naturforscher, die oft nur ihre Theorien mit Thatsachen verwechseln, so treffend, sagen wir, wie diese ihren Hochmuth herabstimmenden Bemerkungen des Verfassers sind, ebenso treffend sind auch seine methodologischen Bemerkungen, seine Ansichten über Induction und Deduction und das Verhältniß beider zum Erfahrungsbeweis. Höchst anregend sind ferner seine die „kosmischen Fragen" und die „anthropologischen Fragen" betreffenden kritisch scharfen Auseinandersetzungen. Doch wir können auf alles dieses hier wegen Mangels an Raum nicht näher eingehen.

Wir wenden uns zum letzten und bedeutendsten Abschnitt des Werks: „Der ethische Materialismus und die Religion." Wenn der vorgenannte Abschnitt über „die neuern Naturwissenschaften" besonders den modernen Naturforschern zu empfehlen war, so ist dagegen dieser letzte besonders den modernen Volksbeglückern zu empfehlen, die nichts Höheres kennen als den volkswirthschaftlichen Fortschritt, und die da meinen, dieser mache alles Christenthum und alle Religion überflüssig. Wir haben schon gesehen, welchen Werth der Verfasser in wesentlicher Uebereinstimmung mit Kant den metaphysischen, über das empirische Diesseits hinausgehenden Ideen beilegt. Dieselben haben ihm keine demonstrirte, wissenschaftliche Wahrheit, wol aber praktisch-ethische Bedeutung, und von diesem Standpunkt aus beleuchtet er den ins Leben eingedrungenen Materialismus unserer Tage, die Interessenwirthschaft, den Cultus des Kapitals, die Manie des Erwerbs. Das große Interesse dieser Periode, sagt er, ist nicht mehr, wie im Alterthum, der unmittelbare Genuß, sondern die Kapitalbildung. Die vielgescholtene Genußsucht unserer Zeiten, bemerkt er treffend, ist bei weitem nicht so hervorragend als die Arbeitssucht unserer industriellen Unternehmer und die Arbeitsnoth der Sklaven unserer Industrie. Ja, vielfach sei das, was als lärmende und sinnlose Freude an eiteln Vergnügungen erscheint, eben nur eine Folge der übermäßigen, aufreibenden und abstumpfenden Arbeit, indem der Geist durch das beständige Hetzen und Wühlen im Dienst des Erwerbs die Fähigkeit zu einem reinern, edlern und ruhig gestalteten Genusse einbüßt.

Der Verfasser schildert diesen ganzen ungesunden Zu-
d sehr gut und stellt zwar nicht in Abrede, daß die
nwärtige Arbeitsepoche ungeheuere Leistungen voll-
igt, weist aber auch auf die geistige und sittliche Ein-
e hin, welche diese Hetzjagd des Erwerbs zur Folge
Er kritisirt verschiedene volkswirthschaftliche An-
en der Gegenwart, die auf Egoismus basiren, sehr
rf und sagt, daß, wenn der Egoismus der Gegenwart
Oberhand behalten sollte, darin nicht ein neues welt-
altendes Princip gegeben wäre, sondern nur eine wei-
fortschreitende Zersetzung. Da die Lehre von der Har-
ie der Interessen falsch sei, da das Princip des Egois-
das sociale Gleichgewicht und damit die Basis aller
lichkeit vernichte, so könne es auch für die Volks-
hschaft nur eine vorübergehende Bedeutung haben,
n Zeit vielleicht schon jetzt vorüber sei. Daß der
ismus factisch nach wie vor eine große Rolle spielen
e, sei sicher, aber ebenso sicher dürfte es sein, daß
fernere Steigerung des Individualismus nicht einen
n Aufschwung, sondern nur den Verfall unserer Cul-
bedeuten könnte.

Sofern in der Geschichte ein positiver Fortschritt sich zeigt,
wir bisher immer das entgegengesetzte Princip in erhöhter
samkeit, während der überhandnehmende Individualismus
an der Zersetzung unbrauchbar gewordener Formen ar-
Deshalb wird auch für die Gegenwart wol der eigent-
Strom des Fortschritts in der Richtung des Gemeinsinns
.

Da nun das Christenthum den Gemeinsinn fördert,
st der Verfasser keineswegs der Ansicht derjenigen,
e dasselbe, sowie überhaupt alle Religion für einen
wundenen Standpunkt halten. Er erinnert an die
vandtschaft christlicher und communistischer Ideen und
mit Recht:

Ueberblickt man die Geschichte im großen Ganzen, so scheint
um zweifelhaft, daß wir der stillen, aber beständigen
ung der christlichen Ideen nicht nur unsern moralischen,
rn selbst den intellectuellen Fortschritt großentheils zu-
ben dürfen, daß jedoch diese Ideen ihre volle Wirksamkeit
ntfalten können, indem sie die kirchliche und dogmatische
zerbrechen, in die sie eingehüllt waren, wie der Same
Baums in seine harte Schale.

Die Bedeutung der Religionen beruht nach dem Ver-
: nicht auf ihrer buchstäblichen, sondern ihrer sym-
hen Wahrheit. Er erklärt es mit Recht für Mis-
nd, an die religiösen Dogmen den wissenschaftlichen
stab anlegen zu wollen und zu verlangen, daß sie
äbliche Wahrheit enthalten. Die religiösen Wahr-
und die wissenschaftlichen stammen aus zwei ver-
enen Quellen:

Die Religion ist daher in Zeiten, welche einen gewissen
von Bildung und Frömmigkeit vereinigen, stets von der
unzertrennlich gewesen, während es ein Zeichen des Ver-
oder der Erstarrung ist, wenn ihre Lehren mit dem nüch-
Wissen verwechselt werden. Dort liegt der wahre Werth
Vorstellungen in der Form, gleichsam im Stil der Vor-
gsarchitektur und in dem Eindruck dieser Vorstellungs-
ektur auf das Gemüth; hier dagegen sollen alle Vorstel-
n im einzelnen wie in ihrem Zusammenhang materiell
 sein.

Der Verfasser verwirft daher die modernen Bestrebungen der Freigemeindler und sonstiger Rationalisten, welche alle Dichtung aus der Religion verbannen und aus derselben ein nüchternes Wissen machen möchten; er zeigt, wie viel Dichtung auch noch bei ihren auf die Naturbeschauung sich gründenden religiösen Betrachtungen mit unterläuft. Der Verfasser will, daß man sich daran gewöhne, dem Princip der schaffenden Idee an sich und ohne Uebereinstimmung mit der historischen und naturwissenschaftlichen Erkenntniß, aber auch ohne Verfälschung derselben, einen höhern Werth beizulegen als bisher; man gewöhne sich, die Welt der Ideen als bildliche Stellvertretung der vollen Wahrheit für gleich unentbehrlich zu jedem menschlichen Fortschritt zu betrachten wie die Erkenntnisse des Verstandes, indem man die größere oder geringere Bedeutung jeder Idee auf ethische und ästhetische Grundlagen zurückführt.

Der Verfasser redet ebenso wenig dem Fanatismus der Orthodoxie, welcher die freie wissenschaftliche Entwickelung und die Volksaufklärung hemmt, das Wort als der materialistischen Geringschätzung der Religion. Er will den Werth des Idealen ebenso anerkannt wissen wie den Werth der verstandesmäßigen, exactwissenschaftlichen Erkenntniß. Zur vollen Befriedigung der menschlichen Natur gehört nach ihm beides, die Pflege der Wissenschaft und der Cultus der Idee. Er ist daher auch der Ansicht, daß die Vertreter beider sehr wohl friedlich und gemüthlich in der Gesellschaft zusammenleben können und es auch werden, sobald nur erst die letzten Spuren des Fanatismus aus unserer Gesetzgebung vertilgt sind. „Ob es freilich dazu kommen wird, ist eine andere Frage. Es ist so wie mit der socialen Umwälzung, vor der wir stehen, so auch mit der religiösen. Die friedliche Durchlebung der Uebergangsepoche ist wünschenswerther, allein eine stürmische wahrscheinlicher.“

Wahrhaft classisch sind die folgenden, vom Verfasser gegen den Schluß seines Werks gesprochenen Worte, die zugleich zeigen, wie schön bisweilen seine Darstellungsweise ist:

Ob die Zukunft wieder hohe Dome bauen, oder ob sie sich mit lichten, heitern Hallen begnügen wird; ob Orgelschall und Glockenklang mit neuer Gewalt die Länder durchbrausen werden, oder ob Gymnastik und Musik im hellenischen Sinne zum Mittelpunkt der Bildung einer neuen Weltepoche sich erheben: auf keinen Fall wird das Vergangene ganz verloren sein und auf keinen Fall das Veraltete unverändert sich wieder erheben. In gewissem Sinne sind auch die Ideen der Religion unvergänglich. Wer will eine Messe von Palestrina widerlegen, oder wer will die Madonna Rafael's des Irrthums zeihen? Das Gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, solange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelten Menschen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das große Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferstehung, die das Ergreifendste und Höchste, was die Menschenbrust durchbebt, aussprechen, wo keine Prosa mehr fähig ist, die Fülle des Herzens mit kühlen Worten darzustellen; jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit dem Hungrigen das Brot zu brechen und dem Armen die frohe Botschaft zu verkünden — sie werden nicht für immer schwinden, um einer

Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen. Oft schon war eine Epoche des Materialismus nur die Stille vor dem Sturm, der aus unbekannten Klüften hervorbrechen und der Welt eine neue Gestalt geben sollte. Wir legen den Griffel der Kritik aus der Hand in einem Augenblick, in welcher die sociale Frage Europa bewegt, eine Frage, auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, daß sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt: gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vortheil ins Auge faßt.

Der Verfasser hat auf Grund eines tiefern Eindringens in die menschliche Natur, auf Grund der Einsicht, daß der Mensch nicht blos physische, sondern auch metaphysische Bedürfnisse hat, richtig erkannt, daß der Materialismus, sowol der theoretische als der praktische, zwar vorübergehend herrschen, vorübergehend sich der Geister und Gemüther bemächtigen, aber nie auf die Dauer die Seele ausfüllen kann.

Gerade sein consequent idealistischer Standpunkt, seine Einsicht, daß es für den Menschen keine andere als menschliche Erkenntniß und menschliche Befriedigung gibt, daß aber auch nur die allseitige Entwickelung der menschlichen Kräfte und die harmonische Befriedigung des Bedürfnisses nach dem Wahren, Guten und Schönen ein volles und dauerndes Genüge gibt, hat den Verfasser in den Stand gesetzt, die Schwächen des Materialismus aufzudecken und zu zeigen, daß derselbe nur Eine Seite der menschlichen Natur cultivirt, die andern und höhern Seiten aber unangebaut läßt, während doch diese nicht minder ein Recht auf Befriedigung haben als jene.

Nur die volle harmonische Befriedigung der menschlichen Natur kann ein dauerndes Genüge geben. Dies durch alle seine Auseinandersetzungen zum Bewußtsein gebracht und den Materialismus in seine Schranken verwiesen zu haben, rechnen wir dem Verfasser zu großem Verdienste an.

Julius Frauenstädt.

Importirte Romane.

1. Skizzen aus dem Pastorat zu Mastland. Aus dem Leben eines holländischen Dorfpastors. Von C. E. van Koetsveld. Deutsch von H. R. Schollenbruch. Elberfeld, Bädeker. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ausgewählte Werke von Fernan Caballero. Deutsch von L. G. Lemcke. Erster bis vierter Band: Clemencia. Ein Sittenroman. Zwei Theile. Lagrimas. Ein Sittenroman. Zwei Theile. Paderborn, F. Schöningh. 1865. 8. Jeder Band 12 Ngr.

Wenn wir an diese importirte Waare als Maßstab ihres Werths ein analoges Werk, den „Vicar von Wakefield", anlegen wollten, so würden die beiden neuen Autoren nicht zum besten bestehen, aber sicherlich der Spanier weit besser als der Niederländer. Schollenbruch sagt freilich von seinem Autor:

> Seine Feder gleicht dem Pinsel eines Meisters aus der Niederländischen Malerschule, der ein Stück Stillleben mit tiefster Treue und frischester Lebendigkeit bis ins Kleinste hin darzustellen weiß. Alles athmet Geist und Leben, und zwar in solcher Weise, daß die ernste christliche Grundrichtung, mit welcher der Verfasser die Grenzen gesunder christlicher Lebensanschauung weder zu enge zieht noch zu weit ausdehnt, niemals durch die besondere Art seiner Auffassung und Darstellung verletzt wird. Auch läßt die klare Nüchternheit der Anschauung, in welcher der geistreiche Verfasser mit ebenso tiefer Weisheit als feiner Klugheit begabt erscheint, an keinem Punkte die Tiefe des Herzens und Gemüths vermissen.

Wir bedauern, mit dieser überaus günstigen Beurtheilung der „Skizzen" uns nicht einverstanden erklären zu können, und vermissen den Geist, wenigstens den poetisch productiven, gestaltenbildenden, Welt und (Still-) Leben anschaulich darstellenden Geist allenthalben. Was wir finden, ist der unschöne Abklatsch des unschönen trivialen Lebens von dem engherzigen Gesichtspunkte eines protestantischen Landgeistlichen, der allerdings „schätzenswerthe Beiträge zur Pastoraltheologie" zu liefern die praktische Erfahrung und Gewandtheit besitzen, der auch ein fruchtbarer Schriftsteller sein mag, durch dieses Werk uns aber wahrhaftig nicht zwingt, es erklärlich zu finden, daß er auch ein „sehr beliebter Schriftsteller in Holland" sei. Oder sollten die Holländer, denen doch die deutsche, englische und französische Literatur zur Verfügung steht, in der That so geringe Ansprüche machen, wenn es sich um Werke in ihrer eigenen Sprache handelt? Der Verfasser ist ohne Zweifel ein eifriger Seelsorger, aber er hätte zu seinem Buche einen Plan machen, an Entwickelung und Steigerung denken und dann wirklich mit dem Pinsel eines Meisters malen sollen. Der Uebersetzer behauptet, das sei geschehen, aber er irrt sich, und so hat er die deutsche Literatur allerdings um circa 20 Druckbogen vermehrt, aber sie sicher nicht bereichert. Wir wollen Schollenbruch zutrauen, selbständig ein besseres Buch schreiben zu können. Er würde hoffentlich den etwas freisinnigen jungen Arzt du Meaux nicht dadurch zu curiren versuchen, daß er ihn darauf hinwiese, wie sehr er sich durch Freisinnigkeit in seiner — Landpraxis schade. Der Pastor von Mastland will Gegner der Jesuiten sein, und ist selbst einer.

Der spanische Autor, der im Gegensatze zu dem holländischen als Verfechter streng katholischer Kirchlichkeit auftritt, hat sich seine Aufgabe klarer gemacht und sich ein würdigeres Ziel gesteckt. Er sagt selbst, er wolle nur in schlichter castilianischer Prosa erzählen, „was sich wirklich zuträgt in unsern spanischen Dörfern, wie unsere Landsleute in den verschiedenen Klassen unserer Gesellschaft denken und handeln", „was er schreibe, seien keine Phantasieromane, sondern es sei ein Verein von Scenen des wirklichen Lebens, von Schilderungen, Charakterbildern und Betrachtungen", und dabei schließe er sich der Ansicht eines spanischen Kritikers über das Wesen des Romans an, de Ochoas, der nämlich sagt:

Neuheit, Mannichfaltigkeit, überraschender Charakter und
e der Begebenheiten scheint uns der Erzählung eigenthüm-
anzugehören; der Roman dagegen lebt wesentlich von Cha-
ren und Schilderungen. Seltsam! Er ist von allen Gat-
en der Literatur diejenige, welche am wenigsten der Hand-
bedarf; er kann ihrer allerdings nicht ganz entbehren,
wenig, sehr wenig genügt ihm.

Weiter stützt er sich auf J. A. David, der sagt: n dramatischen Dichtern gehört die Handlung, den ianschreibern die Analyse des Herzens." Man er-:, der Verfasser, wenn er auch nicht nach der Scha-: arbeiten will, sucht wenigstens hinsichtlich der Form r Schriften Rechenschaft abzulegen, indem er sich zu rien bekennt, die Klang und Namen haben. Aber al wollen wir mit den spanischen Kritikern über lite-che und Kunstansichten nicht rechten, sodann bedünkt ns, als überschritte der Verfasser die von Ochoa dem ane gezogenen Grenzen gar oft um ein Beträchtliches. gewisse Gliederung in der Anlage und im Fort-t haben beide Romane, auch recht artige Scenen, derungen und Charakterbilder, die oft genug unser :esse wecken, nicht weil sie feine, sondern weil sie Malerei sind, resp. weil das castilianische Leben rhin interessant und jedenfalls weit interessanter ist ias niederländische. Auch ist vieles aufmerksam be-tet und mit Bedacht reproducirt, nicht alles, et Ho-s quandoque dormitat; nicht selten erhalten wir den Eindruck, als vergesse der Verfasser, daß er ie Oeffentlichkeit, d. h. auch für die Kritik schreibt, verde er flüchtig und plauderhaft, als ließe er sich einem Gegenstande hinreißen, statt ihn zu beherr-. als wäre es ihm mehr um die zahlreich eingefloch-Betrachtungen und Essays zu thun als um ernst-nte Romanschriftstellerei, als wolle er mehr belehren interhalten, als charakterisire er den Culturzustand egenwärtigen Spanien nicht als Historiker, sondern ine Art von Reformator, als könne er sogar der rde nicht widerstehen, allerlei geheimer Rancune sich tledigen und seine Geisel im Buche über Personen zwingen, die ihm im Leben unzugänglich sind. Das ichtliche, die eigentliche Handlung in beiden „Sitten-ien" ist so einfach, sogar dürftig, daß sich ein Re-nicht lohnt. Hier ist nichts von Spannung, wie umas, aber es geht ein Hauch durch diese Plau-n, der uns alle die tausend Regelwidrigkeiten zu hen, sogar zu verzeihen zwingt, nicht südliche Wärme, ian vermuthen könnte, aber — offen gesagt — eine zätig anmuthende Boudoirluft, als säßen wir zu den i einer liebenswürdigen und geistvollen Dame und ten ihren oft ungezügelten, aber stets schönen und i Berichten über Land und Leute in Spanien. Dem wird es sicherlich den Genuß dieser Sittenromane schmälern, wenn er unsere Vermuthung theilt, daß n einer Anonyma herrühren. 15.

Zur Geschichte und Sprache der Deutschen in Siebenbürgen.

Deutsche Denkmäler aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des 12. bis 16. Jahrhunderts gesammelt von **Friedrich Müller**. Hermannstadt, Steinhaußen. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Bekanntlich hat unter allen den weitzerstreuten Gliedern unsers großen östlichen Colonisationssystems das Volk der siebenbürgischen Deutschen oder Sachsen, wie sie gewöhnlich genannt werden, seine Nationalität am energischsten festgehalten. Ihre ältesten Ahnen haben den Mongolensturm in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit angeborener Zähigkeit überstanden, die spätern Geschlechter sind jahrhundertelang von den nicht weniger heftigen Stürmen der türkischen Ueberschwemmung heimgesucht worden. Wenn sie auch zeitweilig, wie das ganze Land, die Oberherrschaft des Padischah anerkennen mußten, so sind sie doch gute Deutsche geblieben. Schlimmer als die alten Mongolen und Türken hat in der Gegenwart die rohe Eitelkeit und der barbarische Dünkel der Magyaren gegen sie gewüthet. Im Jahre 1849 stand die Existenz dieser ganzen deutschen Colonie auf dem Spiele; während unsere Liberalen den Fortschritten der heldenmüthigen Ungarn zujauchzten, machten sich diese ein Vergnügen daraus, die deutschen Städte und Dörfer zu plündern und zu verbrennen, die Geistlichen und Communalbeamten in einer Weise zu massacriren, die den Söhnen Attila's oder den Nachkommen der Verwüster Deutschlands im 9. und 10. Jahrhundert natürlich angestammt zu sein scheint, und jeder, der es hören wollte, konnte es hören, daß es auf eine gänzliche Vertilgung jener vom Mutterlande preisgegebenen Deutschen abgesehen sei. Die Besiegung Ungarns hat auch die Sachsen wieder zu Athem kommen lassen, doch ist es keine Frage, daß sie sich selbst unter günstigen Verhältnissen von dieser letzten und schwersten Katastrophe viel langsamer erholen würden als von all dem frühern Unglück. Die neueste Wandlung der österreichischen Verfassungsangelegenheiten, die offenkundigen Versuche, die Magyaren zu gewinnen, indem man ihnen die von ihnen schon lange erkorenen Opfer preisgibt, scheint auch den Hoffnungen der Sachsen einen tödtlichen Stoß geben zu müssen. Einstweilen thun sie mannhaft alles, was in ihren Kräften steht, um ihre nationale Selbständigkeit zu vertheidigen. Dazu gehört in erster Reihe die Pflege ihrer Geschichte und Alterthumskunde. Diese ist es, die ihnen durch eine unabsehbare Folge von Urkunden aller Art, Privilegien der frühern und spätern ungarischen Könige und der andern Beherrscher des Landes, durch Statuten ihrer städtischen und ländlichen Gemeinden und der darin einbegriffenen geistlichen und weltlichen Corporationen ihr uraltes Recht so klar und umfassend nachweist, wie es kaum irgendanderswo auf deutschem Boden sich so vollständig und so formell unanfechtbar erhalten hat. Außer diesem praktischen Momente gibt es aber auch noch andere von idealerm Gehalt, deren sich jene wackern Kämpfer ebenso wol bewußt sind. Das kleine Völkchen hat eine ruhmwürdige Vergangenheit, die der Gegenwart zu einem lehrreichen und tröstlichen Spiegel

dienen kann. Jeder Zug darin ist deutsch, und das nationale Selbstgefühl der Sachsen kann keinen bessern Halt wünschen, als den ihm die ernsten und tüchtigen Bilder seiner in den schwersten Wetterschlägen erprobten deutschen Väter geben. Zugleich ist es eine Mahnung an das übrige deutsche Volk, das so wenig von seinen treuesten und standhaftesten Brüdern weiß.

Eine ungemein emsige literarische Thätigkeit hat sich im Sachsenlande besonders seit der Befreiung von der magyarischen Zwangsherrschaft dem geschichtlichen und den verwandten Gebieten zugewendet. Der Verein für siebenbürgische Landeskunde zu Hermannstadt hat in seinen Publicationen nach allen Seiten hin viel dafür gethan, aber auch an selbständigen Einzelarbeiten fehlt es nicht. Die Sagen und Märchen des Landes sind von Friedrich Müller gesammelt und in wissenschaftlicher Weise bearbeitet; derselbe hat in den noch weiter zu besprechenden Sprachdenkmälern die Grundlagen zu einer Geschichte der deutschen Sprache in dieser Colonie geliefert. Haltrich, Marienburg, Schuster, vor allen der unvergeßliche Schuller haben die innere Geschichte des Volks und seine Productionen in Sage und Sprichwort, Sitte und Lebensweise liebevoll beleuchtet. Je mehr sich das Auge durch Detailarbeit schärft, desto unerschöpflicher erscheint überall der Stoff für die Wissenschaft, und so auch hier, aber trotzdem darf man vergleichungsweise behaupten, daß die wesentlichste Arbeit hier bereits so weit gethan ist wie in keiner andern deutschen Landschaft.

Wenn wir unter der Masse dieser Literatur diesmal besonders auf die siebenbürgischen Sprachdenkmäler von F. Müller verweisen, so erfüllen wir eine doppelte Pflicht des allgemein nationalen Interesses und der speciellen Disciplin der deutschen Sprachwissenschaft. Das erste bedarf keiner weitern Erklärung, das andere aber wenigstens einer Erläuterung, damit man nach dem allgemein gehaltenen Titel des Buchs hier nicht etwas suche, was sich bei der Beschaffenheit des vorhandenen Materials nicht finden kann. Eine selbständige literarische Thätigkeit in deutscher Sprache mag wol auch hier schon früher im Mittelalter stattgefunden haben, doch ist davon nichts erhalten. Was hier als sorgsam von allen Seiten zusammengelesene Reste der mittelalterlich deutschen Schriftstellerei in Siebenbürgen gegeben wird, beschränkt sich auf Urkunden oder auch nur auf fragmentarische Aufzeichnungen und Notizen geschäftlichen Inhalts. Die ersten sind culturgeschichtlich oft von großem Belang, auch wenn sie nur, oder gerade wenn sie ziemlich dasselbe wie andere gleichen Inhalts aus andern Theilen Deutschlands gewähren. Man sieht daraus recht schlagend die merkwürdige Gleichmäßigkeit, in der sich alle deutschen Lebensgestaltungen trotz der unbeschränktesten Autonomie und der weitesten Entfernung der einzelnen Glieder entwickelten. Der stärkste Individualismus ist überall durch eine noch stärkere Gemeinsamkeit oder Identität des Typus zurückgedrängt.

In sprachlicher Beziehung überrascht neben vielen lehrreichen Beiträgen für die Lexikographie und die Grammatik auch wieder der innige Zusammenhang, in dem diese so weit abgetrennte Insel mit dem großen deutschen Sprachcontinente blieb. Das Mittelalter besaß nur wenige der Hülfsmittel, durch welche sich jetzt eine derartige Erscheinung so leicht erklären lassen würde. Der mündliche Verkehr mußte den Hauptregulator für die Sprachentwickelung abgeben, und dieser war zwischen Siebenbürgen und dem übrigen Deutschland zwar ein bei weitem lebhafterer als gegenwärtig, aber doch noch immer sparsam genug. Dennoch tragen alle die hier publicirten Schriftstücke das Gepräge der gemeindeutschen Schriftsprache der Zeit in allen wesentlichen und in vielen unwesentlichen Dingen, z. B. auch in der Rechtschreibung, die gleichfalls dem gemeindeutschen Gebrauch folgt, soweit sich ein solcher im 15. und 16. Jahrhundert festgestellt hatte. Der eigentliche Volksdialekt ging daneben seinen eigenen Gang, gerade so wie er auch jetzt hier durch eine weite Kluft von der allgemein üblichen hochdeutschen Schriftsprache absteht. In ihm mögen damals noch viel mehr jener niederrheinischen und niederdeutschen Elemente geherrscht haben, welche durch die ersten Ansiedler mit ins Land gebracht wurden. Sie sind hier wie überall, wo hochdeutsche Einflüsse von der Schriftsprache her auf sie wirkten, allmählich zurückgetreten, der Dialekt ist aber doch noch sehr originell und namentlich durch seinen sonderbaren Vocalismus schwer verständlich geblieben.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

In dem Treffen bei Gitschin (29. Juni) ist der sächsische Hauptmann von Meerheimb verwundet worden, welcher sich durch verschiedene Schriften in letzter Zeit auf literarischem Gebiete bekannt gemacht hat. Alle seine Werke, auch die Dichtungen, haben einen chevaleresken Zug; aber das Banner, zu welchem der Dichter schwört, ist das Banner der Legitimität, welches gegen den Geist des Jahrhunderts einen schweren Stand hat. Von seinen ersten Gedichtsammlungen erwähnen wir die „Soldatenwelt“ (1857), die manche Gedichte im Scherenberg'schen Bataillenstil enthält. Reifer in der Form, nicht ohne Kraft und Schönheit war die „Poetenwelt“ (1859). In dem Jahre darauf gab Meerheimb aus dem Nachlasse seines Vaters die „Erlebnisse eines Veteranen der Großen Armee während des Feldzugs 1812“ (1860) heraus, die fesselnde Bilder aus jener großartigen und unheilvollen Campagne entrollen. Die Beschreibung des Reiterangriffs von Borodino hat dem Sohn den Stoff zu einem kriegerisch schwunghaften Gedichte gegeben. Eine weibliche Walhalla erbaute Meerheimb in seinem „Buch für Edelfrauen und edle Frauen“ (1862); zur antidänischen Bewegung steuerte er bei in dem Gedicht: „Trutz Dänemark und Kopenhagen“ (1863), welches den Winterfeldzug des Schwedenkönigs Karl X. Gustav gegen Dänemark über den zugefrorenen Belt besingt. Die letzte Publication des Dichters war eine warm begeisterte Darstellung des neapolitanischen Kriegs von 1860–61: „Von Palermo bis Gaëta“ (1865), gewidmet dem

ʒt der legitimen Throne", eine Verherrlichung des unter-
den Gestirns der Bourbonen. Der elegische Zug, der fast
alle Dichtungen hindurchgeht, macht den Autor stets zu
begeisterten Anwalt der res victa:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Der unglückliche Ausgang des Treffens von Gitschin und
lades cannensis von Königsgrätz zeigen abermals, daß der
er für eine vom Glück verlassene Sache gekämpft hat.
sein Dichten und Leben scheint aus Einem Gusse, Leier
Schwert sind vereint unter demselben Zeichen, das für uns
h nur noch eine elegische Bedeutung hat.
Auch durch seine humanen Bestrebungen, bei denen die
che Tendenz wol die Färbung hergibt, ohne den Kern der
zu gefährden, hat sich Meerheimb ein Verdienst erwor-
Er hat einen Invalidenfonds in Dresden begründet, wo-
ch der Erlös seines Werks „Von Palermo bis Gaëta"
mt war, und auch eine zweite Stiftung für hinterbliebene
edürftige Töchter sächsischer Staatsbeamten vom Civil
Militär ins Leben gerufen.
In dem Treffen bei Langensalza (27. Juni) wurde der Re-
r der „Deutschen Turnzeitung", der um das Turn- und
vesen wohlverdiente Dr. Hirth, welcher unter den koburg-
schen Truppen sich am Kampfe gegen die Hannoveraner
igte, verwundet; doch ist keine Gefahr mehr vorhanden und
ranke geht der Genesung entgegen.
Ob die kriegerisch bewegte Zeit das deutsche Dichtfieber
curiren wird, muß dahingestellt bleiben. Wir können
eutschen Verlagsbuchhandel die schreckliche Nachricht nicht
en, daß er von 44 ungedruckten Epopöen bedroht ist,
war nicht etwa über den neuesten Krieg, sondern mei-
über barbarisch mittelalterliche Paukereien. Da sage
noch, daß das deutsche Epos nicht florirt! Der
tsche Dichtergarten" in Frankfurt hat eine Con-
z epischer Dichtungen ausgeschrieben und dadurch jene
lut von Poesien veranlaßt. Das Preisgericht, dessen Mit-
in Frankfurt, Berlin, Leipzig, Wien ihren Sitz haben,
eine leichte Arbeit, sich durch diese umfangreichen dichte-
Zusendungen durchzuschlagen. Zwanzig Dichtungen wur-
r Zeitschrift zum Abdruck empfohlen, zehn ihres poetischen
wegen mit Auszeichnung genannt, darunter: „Gelimar,
te Vandalenkönig", „Helgo und Sigrun", „Olaf Trygg-
, „Tamarena", „König Enzio" u. a., wie es scheint
itgemäße vandalische und skaldische Stoffe; fast möchte
lauben, daß Lingg's „Völkerwanderung" eine neue van-
Poesie hervorgerufen hat.
lücklicherweise hat kein Heerführer aus jener dunkeln Zeit
in Nordlandsrecke die Hesperidenäpfel des „Deutschen
gartens" gepflückt, sondern einem modernen Epos ist
eis zuerkannt, einem Epos, das schon in seinem Schilde
ichen trägt, unter dem d. Bl. kämpfen. Das Epos hat
sänge und führt den Titel: „Pesach Bartel"; Verfasser ist
hter Julius Grosse, dessen oben besprochene Dichtung:
etzte Grieche", keineswegs ein modernes Drama genannt
konnte. Der Bericht der Preisrichter sagt über diese
„Nachdem sich über die zurückgelegte Nr. 6 eine leb-
erhandlung entsponnen, fand schließlich das Preisgericht,
Verfasser derselben vor allen Dingen als der Schöpfer
euen Gattung des Epos anzuerkennen sei, einer Gattung,
che das bezeichnende Wort noch fehle. Wir halten übri-
r die am meisten das Wesen derselben treffende Benen-
en Ausdruck: «Aristophanisches Epos». Denn ganz aus
eiste des Aristophanes übertrug der Dichter jene eigen-
komisch-satirischen Elemente vom Drama auf das
ein Versuch, der in der Literaturgeschichte als vollkom-
u erscheint, und welchen Aesthetik und Kritik nicht nur
chtigt, sondern für die Poesie wahrhaft bereichernd er-
nuß. Motiv, Anlage, Ausführung, Sprache und Be-
g der Form, alles beruht in der fraglichen Dichtung
auf Kunstgesetzen, welche durch die Weihe des echt poetischen Hauchs, der über dem nationalen Stoff schwebt, zum wahren Bewußtsein gelangen. Unser Dichter wählte die dem höhern Lustspiel entlehnte Form des Trimeter; nicht politische, sondern allgemein sociale und besonders literarische Verhältnisse geißelt er, jedoch ohne Sarkasmus. Nach solcher Erkenntniß wurde Nr. 6 einstimmig unbedingt der Krönung mit dem höchstausgesetzten Preise für würdig erklärt."

Ein neues aristophanisches Epos ist wol geeignet, hochgespannte Erwartungen rege zu machen. Offenbar ist das komische Epos eine Dichtgattung, welche nach langer Vernachlässigung wol wieder eine sorgsame Pflege verdient. Wir haben vor kurzem darauf hingewiesen, daß sowol das Muster der Pope-Boileau-Zachariä'schen Dichtungen wie das des Byron'schen „Don Juan" mit seinen freispielenden satirischen Arabesken für derartige Versuche nachahmenswerth erscheint und auch in den wenigen poetischen Studien auf diesem Gebiete nachgeahmt worden ist. Wir halten es, selbst bei freiester Bewegung, immer für einen Fortschritt, daß auch der Humor, der seit Heine's und Börne's Vorgang das Feuilleton zu seinem Tummelplatz und die Skizze zu seiner Form gewählt hat, jetzt nach einer geschlossenen Kunstform hindrängt. Die Trimeter aber können wir zunächst, ehe wir durch das Gedicht eines Bessern belehrt werden, nicht für geeignet halten, Träger eines in episches Gewand sich hüllenden Humors zu sein. Ein modernes Epos verlangt eine leichte, mehr conversationelle dichterische Form; das Aristophanische soll im Geiste liegen, nicht in der Nachbildung des Metrischen. Eine gewisse Schlottrigkeit, wie sie Byron und Heine in ihren komischen Gedichten pflegten, paßt durchaus für das Genre, während die Getragenheit des Trimeters im Deutschen höchstens einen parodistischen Eindruck machen kann und insofern allenfalls für die Platen'schen Komödien geeignet war, welche doch nur Parodien der Schicksalsstücke und romantischen Trauerspiele waren, keineswegs aber für ein selbständiges Epos, das auf eigenen Füßen steht und geht. Doch — es ist hiermit wie mit dem Ei des Columbus. Wir wollen von der Praxis lernen und auch den Trimeter als Vers des komischen Epos anerkennen, wenn Grosse diesen Hartraber dressirt hat, wie ein Renz'sches Springpferd, über die Barrieren und durch die Reifen des Humors zu springen.

Ein Lob in dem preisrichterlichen Erkenntniß erregt indeß unser Bedenken — es ist das Lob, das dem „Mangel an Sarkasmus" ertheilt wird. Dies Lob muß Aristophanes so entschieden von sich ablehnen wie alle größern komischen Dichter der Folgezeit. Die wahrhafte Komik muß auch sarkastisch sein; sie muß etwas Zersetzendes und Zersetzendes haben. Freilich darf sie nicht ausschließlich dem Sarkasmus huldigen; wir wissen von Jean Paul, daß der Humor, wenn auch verkehrt, wie der Vogel Merops in den Himmel fliegen, wir wissen von Heine, daß er „die lachende Thräne im Wappen" tragen soll. Doch ohne sarkastische Schärfe credenzt er uns ein laulich süßes Zuckerwasser. Hoffentlich entschädigt „Pesach Bartel" durch andere energische Ingredienzien für diesen gerühmten Mangel an Sarkasmus.

Bibliographie.

Helle, F. W., Mahnrufe an das deutsche Volk. Patriotische Gedichte aus den Jahren 1857—66. Wien, Lechner. 8. 20 Ngr.

Marbach, O., Dramaturgische Blätter. 2tes Heft. Leipzig, Friese. 8. 10 Ngr.

Fritz Siegemund. Eine biographische Skizze. Berlin, Goldschmidt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beritamle, Welt. Christus. Kirche. Flensburg, Herzbruch. 8. 6 Ngr.

Norwegische, isländische, färöische Volkslieder der Vorzeit. In den Versmaßen der Originale übertragen von Rosa Warrens. Nebst Anhang: Niederländische und deutsche Volkslieder. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vollert, A., J. Chr. Hotzel, Oberapellationsgerichtsrath und Doctor der Rechte in Jena. Ein Nekrolog. Jena. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 26. Juli 1866.

Inhalt: Das Meer. Von E. Schnellen. — Ernest Renan's „Apostel". Von Moritz Carriere. — Allerlei Dramatisches. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Zur Geschichte des Papstthums. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Polemik in der Helmbrecht-Frage.) — Anzeigen.

Das Meer.

Das Meer bedarf keines schmückenden Beiworts, wie die Alten es liebten und wir es ihnen so gern nachthun. Mit dem bloßen Wort „Meer" verknüpft sich sofort ein Blick in unermeßliche Ferne, und je nach Stimmung oder Erinnerung blitzt uns eine leicht bewegte Glanzfläche entgegen, oder es schwillt an unser Ohr ein Brausen hochgehender Wogen, donnernd bricht sich am Felsgestade der dunkle Schwall, in Millionen Schaumperlen aufzischend und ins Dunkel zurückstürzend. Darum sagen wir einfach „das Meer". In der Auffassung der Alten steht es da als Okeanos, „welcher verlieh uns allen das Dasein" (Homer), als „der endlos wallende Vater, aller unsterblichen Mächt' Ursprung und sterblicher Menschen" (Orphische Hymnen, 84), und Pindar beginnt seinen ersten olympischen Siegeshymnus mit dem Wort: „Das Höchste ist Wasser." In den ältesten indischen Gesängen, den Vedas, erscheint es als Urmutter Aditi, die Wasserfrau, und es heißt: „Alles, was geboren ist und geboren werden wird, ist Aditi." Nicht blos die Formen aber sind es in dieser Urlehre, nicht die Gestalten nur, welche unser Auge erkennt und die wir von Tag zu Tag immer genauer kennen lernen; selbst die Sprache, welche mit ihren Wunderklängen an unser Ohr schlägt, auch sie ist eine Meergeburt. Die indische Sprachgöttin Vach sagt von sich: „Mein Ursprung ist im Wasser, im Meer." Wir werden die Wahrheit dieses Mysteriums nicht minder erfahren, als wir andern Mysterien des Meers bereits auf die Spur gekommen sind, und größeres Staunen noch als heute wird das Meer erwecken in allen, welche an dem Wachsthum der Welt, der körperlichen in den unzähligen Gebilden, der geistigen Welt im Menschen theilnehmen. Wie leicht ist aber heute diese Theilnahme jedem gemacht! Wie reich ist unsere Zeit an Bemühungen, allen die Resultate wissenschaftlicher Forschungen in Vorträgen und Schriftwerken zu vermitteln!

Als Schleiden vor fast 20 Jahren, wenn wir nicht irren, seine Vorträge über „Die Pflanze und ihr Leben" begann und veröffentlichte — heute bereits in sechster Auflage erschienen —, flocht er zwei Kapitel ein über „Das Wasser und seine Bewegung" und „Das Meer und seine Bewohner". In populärer Weise zog er die Grundlinien der Wissenschaft vom Meer, und heute können wir ein wahres Prachtwerk begrüßen, in welchem er jene beiden Vorträge nach allen Seiten ausführt; die ersten Lieferungen desselben liegen vor uns:

Das Meer. Von M. J. Schleiden. Mit 21 Stahlstichen in Farbendruck, 200 Holzschnitten und 1 Karte. Berlin, Sacco Nachfolger. 1866. Lex.-8. In 10 Lieferungen zu je 2[illegible] Ngr.

Neben diesem zeichnen wir ein zweites aus:

Der Ocean, seine Geheimnisse und Wunder. Von Arthur Mangin. Mit farbigen Kupfern und vielen Holzschnitten. Berlin, Schlingmann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist die autorisirte Ausgabe der zweiten Auflage des französischen Werks, das sich so schnell ein bedeutendes Publikum geschaffen hatte. Obwol jedes der Werke ein durchaus vollständiges Ganzes bildet, ergänzen sie sich doch vielfach, wie es bei dem reichen Stoff, je nachdem er von dieser oder jener Seite dargestellt wird, denkbar ist. Schleiden selbst sagt, wo er von der Pflanzenwelt des Meers spricht, die so unerschöpflich reich ist: „Ebendeshalb kann unsere skizzenhafte Darstellung der umfassenden Aufgabe auch nicht genügen. Wir konnten hier nicht mehr thun, als die Aufmerksamkeit anregen, da uns die Thierwelt des Meers als der wichtigere und interessantere Gegenstand unserer Betrachtungen sehr viel länger beschäftigen muß." Dennoch gibt uns auch der kürzer abgehandelte Theil ein prächtiges Gesammtbild der Flora des Meers, soweit es sich vermittels des Senkbleis, der Taucherglocke und des Taucherhelms bis heute zusammenstellen läßt. Freilich sagt Mangin: „Wir kennen die Welt des Meers bis in ihre geringsten Einzelheiten, aber das Gesammtbild fehlt uns." Ist es denn aber in der Luft- und Landwelt, die er dagegenstellt, anders? Müssen wir nicht auch hier das Gesammtbild aus allen den unzähligen Einzelheiten erst schaffen? Verbirgt uns die Erde in ihren Tiefen nicht ebenfalls „Geheimnisse, die kein Blick zu ahnen vermag, von denen sich die Einbildungskraft nur eine unvollständige Vorstellung machen kann"? Das ist eben die Größe des

menschlichen Geistes, daß er, vom Auge angeregt, seine Fäden in die unendliche Weite spinnt, daß er nun auch sieht, wo das Auge ihn zu leiten nicht mehr im Stande ist, und aus dem Gesehenen ein Bild entwirft, das weit über jenes hinausgeht, in einzelnem vielleicht noch mangelhaft, obgleich er ruhlos auch diesen Mängeln abzuhelfen bemüht ist. Man lese von dieser Mühe bei Schleiden, und der Laie wird diejenigen bewundern, welche sich mit rastlosem Eifer, unter vielfachen Gefahren und Schrecknissen der Erforschung des Dunkels widmen.

Unsere Kenntniß von dem unerschöpflichen Reichthum des Meers hat sich, dank dem Fleiße so vieler tüchtiger Forscher, in dem letzten halben Jahrhundert außerordentlich erweitert; dennoch bleibt noch viel zu wünschen übrig. Hier wie überall wird das Ersehnte und Erstrebte dem Menschen nicht ohne Mühe und Aufopferung, nicht ohne Geduld und Ausdauer zutheil. Ist es schon auf dem Lande dem Forscher schwer und oft fast unmöglich, sich das Material für seine Untersuchungen in genügender Menge und in den günstigsten Zuständen zu verschaffen, so ist das für das Meer noch in viel höherm Grade der Fall.

Und nicht blos die Natur tritt dem Forscher entgegen, Geistesträgheit, Mistrauen, Aberglaube der Strandbewohner, die er benutzen muß, legen ihm mannichfache Hindernisse in den Weg. Er muß selbst fischen, selbst tauchen, wie Milne Edwards, und auf submarinen Spaziergängen, den Taucherhelm mit der Glasplatte vor dem Gesicht, die Thiere in den geheimsten Verstecken beobachten. „Da unten aber ist's fürchterlich", singt der Dichter mit der ganzen Wahrheit, als hätte er selber aufgesucht in der purpurnen Tiefe, „den gefräßigen Hai, des Meeres Hyäne, den stachlichten Rochen, den Klippenfisch, des Hammers greuliche Ungestalt". Dennoch aber vermochte die Schilderung nicht den Forscher zurückzuhalten — im höchsten Interesse, dem der Aufklärung, versuchte er zu schauen, was die Götter mit Nacht bedeckt, und es gelang, es wird in immer ausgedehnterm Maße gelingen.

Verfolgen wir nur einen Gegenstand von den vielen, welche das Meer seit Jahrtausenden birgt, die Korallen. Steinpflanzen nannte man sie im Alterthum und einen „seltsamen Irrthum" sah noch Réaumur im Jahre 1727 in Peyssonel's Entwickelung ihrer thierischen Natur. Ellis betrachtete noch 1767 den Korallenstock als einen aus vielen steinernen Zellen gleich einem Bienenstock zusammengesetzten Körper, in dessen Zellen sich Thiere zufällig aufhielten, bis endlich Ehrenberg (1831) sie für den lebendigen Stammbaum einer großen Familie von vielen Generationen erkannte. Und so ist es überall auf diesem Gebiete gegangen. Aufschlüsse sind gewonnen worden, die in ihren Folgerungen weit über das Gebiet der Botanik und Zoologie hinaus sich erstrecken und unsern Blick für die letzten Fragen alles Wissens schärfen. Verweilen wir hierbei einige Augenblicke.

Schleiden spricht vom Salzgehalt des Meerwassers:

Warum ist das Meer salzig? Eine Frage, die von Maury aufgeworfen wird, aber offenbar einen doppelten Sinn hat: einen vernünftigen und einen kindischen. In der ersten Bedeutung lautet eigentlich die Frage: aus welchen physikalischen Ursachen ist das Meer salzig? In der andern Bedeutung soll sie fragen: zu welchen Zwecken hat Gott das Meer salzig gemacht? Leider ist dies letztere Maury's Meinung. Diese Fragen nach Gottes Absichten und Planen sind ein trauriges Zeichen bedauernswerther Halbbildung, wie man sie nicht selten in England und außerordentlich häufig in Nordamerika findet.

Der Verfasser führt diese „Halbbildung" auf eine mangelhafte, oberflächliche, einseitige Schul- und Universitätsbildung zurück. Wir sehen in jener Auffassung nichts weiter als eine Verknöcherung im Alten, wie wir sie oben bei den Gelehrten in Betreff der Korallen fanden. Wenn der Verfasser Deutschland ausnimmt und jene Halbbildung bei uns „nur noch in einigen obscuren Theologenschulen und Cliquen" findet, so thut er dem Auslande durch seine Nachsetzung unrecht. Auch bei uns ist die Einseitigkeit der Bildung auf fast allen Gebieten erschreckend genug, auch sie ruht in einer hergebrachten Anhänglichkeit am Alten, die so bequem ist. Die alte Trennung der Wissenschaft in Facultäten und noch weiter in einzelne streng gesonderte Wissenschaftszweige, wie sie bis heute besteht, konnte freilich die Einseitigkeit der Bildung nur begünstigen. Selbst die Medicin hat sich im ganzen und großen in dieser Einseitigkeit fortgebildet und wird erst seit kurzem in das große Gebiet hinübergezogen, von dem sie eigentlich ausgehen mußte, in das Gebiet der allseitigsten Kenntniß der Natur, soweit sie in jeder Zeit möglich ist. Nicht anders aber ist es mit den andern Wissenschaften. Die Rechtswissenschaft, die Theologie, die Sprachenkunde, wie können sie ohne Kenntniß des menschlichen Wesens, wie es von Natur ist, wie es in einer langen Geschichte geworden, einen Aufbau vornehmen, der Erfolg verspräche? Und wie so eng hängt das menschliche Wesen mit dem Naturganzen zusammen, wie müßte also nicht allen den heute so streng gesonderten Wissenschaften die Naturwissenschaft zu Grunde gelegt werden und wie würden sich dann jene alten Begriffe läutern, welche wie der Gottesbegriff rein historisch an den Menschen getreten sind!

Wie wir zu Anfang berührten, stand es bei den ältesten Weisen fest, daß im Meer der Ursprung von allem sei. Es läßt sich nachweisen, wie dieser Glaube entstanden, der heute sich mehr und mehr bewahrheitet; wir können darauf indeß nicht eingehen, wir folgen vielmehr den Resultaten unserer heutigen Naturforschung. Schleiden sagt:

Ueberblicken wir die gegenwärtige Thier- und Pflanzenwelt, so können wir den Gedanken nicht abweisen, daß die einfachern Gestalten und Lebensformen uns als die niedrigern in der Reihe der Organismen erscheinen, daß wir in ihnen den Anfang der Organisation wahrzunehmen glauben. Von den höchsten Gestaltungen, dem Menschen und dem Affen, werden wir durch Säugethiere, Vögel, Amphibien zu den Fischen, den eigentlichen Wasserthieren, von den Insekten, Krebsthieren, Würmern zu den Mollusken und Medusen, von diesen zu Polypen, Protozoen (den ersten Anfängen der Organisation) geführt und kommen so im Wasser und schließlich im Meere an, wo wir die allereinfachsten Organisationsformen antreffen. In gleicher Weise werden wir von den höchst entwickelten Landpflanzen durch die Kryptogamen zu den Algen und den pflanzlichen Infusorien gewiesen, die uns wieder auf das Wasser, auf das Meer, als ihre Geburtsstätte hinweisen. Nun sind aber gerade die ältesten geschichteten Gebirge, in denen organische Ueberreste

vorkommen, Meeresablagerungen, und gerade in ihnen treffen wir auch, wie wir erwarten durften, jene einfachsten Formen der Thier- und Pflanzenwelt, soweit sie überhaupt dauernde Ueberreste oder Spuren hinterlassen konnten, als Anfänge der organischen Reihen an. Wenn wir die Stufenleiter der geognostischen Formationen, von der Neuzeit bis auf die ältesten Bildungen, hinabsteigen, so erhalten wir in den Versteinerungen fast genau dieselbe Reihe, als wenn wir, wie oben geschehen, die Pflanzen und Thiere von den complicirtesten bis zu den einfachsten Formen anordnen. Und so weist uns jede Betrachtungsweise immer auf das Meer, als die Geburtsstätte des Lebendigen.

Der Verfasser geht nun auf die Betrachtung der Zelle ein, jener kleinen organischen Form, aus welcher alle höhern organischen Geschöpfe aufgebaut sind. Ebenso zeigten die mikroskopischen Untersuchungen, daß die ersten Anfänge der Organismen Zellen sind, die keinen Unterschied zwischen thierischer und pflanzlicher Natur mehr erkennen lassen, und man fand weiter, daß manche niedrige Pflanzen und Thiere aus einer formlosen organischen Substanz, dem Protoplasma (Ur-Zellbildungsstoff), bestehen. Leben war also nicht, wie man früher annahm, nur an die vollendete Zelle geknüpft, sondern einfach an das Vorhandensein der organischen Substanz. Fragen wir nach dem Ursprung derselben, so bleibt uns, bleibt der exacten Wissenschaft nur der Rückgang auf die unorganischen Stoffe übrig, und hier haben Berthelot's glänzende Entdeckungen in jüngster Zeit die Möglichkeit der Darstellung organischer Stoffe aus unorganischen Elementen ergeben. Absolut unorganische Stoffe, wie Kohlensäure, Kohlenoxydgas, kohlensaure Salze, schloß er mit Wasser oder auch mit Salzsäure hermetisch in einen Glaskolben, setzte diesen monatelang einer Temperatur bis 200° und darüber aus, und — die organische Substanz war da. Längere Zeit der Einwirkung, hohe Temperatur, Verschluß — das sind die Hauptbedingungen zur Bildung. Und nun betrachten wir das Urmeer der Erde; es war genau der verschlossene Kolben Berthelot's.

Der starke Druck der dichten Atmosphäre erlaubte vielen flüchtigen Substanzen nicht, zu entweichen, die Temperatur ist hoch über dem Siedepunkt, diese Zustände dauern Jahrhunderte und Jahrtausende fort. Das Urmeer enthält aufgelöst alle Salze, welche Berthelot etwa anwenden konnte. Wir begreifen nicht nur die Möglichkeit der Bildung organischer Substanz, sondern finden geradezu die Bedingungen, unter welchen die Bildung derselben eine unvermeidliche Nothwendigkeit wird.

Das Meer warf aber, wie noch heute, wenn auch unter veränderten Verhältnissen, unzählige seiner Kinder ans Land, ein aufgeschwemmtes, noch halb flüssiges warmes Brütland, in welchem neue Entwickelungen unter neuen Verhältnissen zu neuen Formen vor sich gehen mußten. Zunächst erscheint aber eine immer wachsende Verkümmerung der Landgeschöpfe gegen ihre Vorfahren und Vettern im Meere. „Das kleinste Nadelholz (Juniperus) und das größte (Washingtonia) verhalten sich in ihrer Größe höchstens wie 1:50, das kleinste Moos zum größten wie 1:144, die niedrigste Palme zur längsten wie 1:600, aber die kleinste Alge zu den größten wie 1:700000 und mehr."

Dazu die Fülle des Meers an Geschöpfen, welche die des Landes weit übertrifft, dieser Reichthum mannichfaltigster Gestalten, diese Stärke, der Muth und die rasche, unermüdliche Lebendigkeit selbst der größten Thiere des Meers: „die alte Mutter des Lebens bleibt auch seine beste Pflegerin". Arthur Mangin sagt:

Wenn ich in der wissenschaftlichen Sprache sprechen darf, so ist es eine Arbeit mineralischer Chemie, durch welche das große Werk der Organisation der Wesen vorbereitet wird. Dieses wird aber erst später beginnen.... Hier verweilt die Phantasie bei dem wunderbaren und großartigen Schauspiele des grenzenlosen, in seinem vulkanischen Bette schäumenden und seine ungestümen Wogen nach allen Richtungen hinrollenden Oceans, in dem der röthliche Schimmer eines feurigen, in dicken und warmen Nebel gehüllten Himmels widerstrahlte, in dessen Wellen Tausende von Millionen unsichtbarer Wesen, die Embryone zukünftiger Wesen, Lebensversuche machten, bis der Tag, der wahre Tag über die Welt aufginge.

Das Chaos war der Entwurf des Kosmos; dieses Chaos, das nicht die rudis indigestaque moles Ovid's war, sondern „die normale Arbeit einer ungeheuern Zeugung", „die Materie, welche infolge der ewigen sie beherrschenden Gesetze nothwendige Umwandlungen erlitt und der unfehlbaren Macht gehorchte, die aus ihren tausend Combinationen die merkwürdige Vereinigung harmonischer Dinge hervorgehen lassen sollte, welche wir Welt (Kosmos) nennen". So schreitet auch Mangin Schritt um Schritt weiter, seinen Lesern die Entwickelung der Erdenwelt bis zu ihrem heutigen Standpunkt zeigend. Mit Vorliebe führt der Verfasser die naturwissenschaftlichen Größen seines Vaterlandes an, und wir rechten deshalb nicht mit ihm, da er im übrigen auf der Höhe der Wissenschaft steht. In vielem ist er genauer, eingehender als Schleiden, in anderm, besonders in der Schilderung des Thierlebens, beschränkt er sich auf das Wichtigste, Interessanteste. Wir geben zum Schluß den Gang des empfehlenswerthen Werks.

Der Verfasser beginnt mit der „Geschichte des Oceans" von jenen dunkeln Anfängen, welche man hypothetisch zu finden bemüht war und die sich allmählich mehr und mehr als die richtigen erweisen. Mit den großen Fluten kommt er zur endlichen „Theilung der Welt", der Erdenwelt, in die beiden Massen Land und Meer, wie sie im ganzen noch heute bestehen. Er entwirft dann ein Bild der Phänomene des Oceans, seiner Ströme, Flüsse, Wiesen und Gletscher und der über ihnen sich tummelnden Winde und Stürme. Er läßt endlich die Bewohner auftreten in ihrer Thätigkeit in den Gärten des Meers wie an seiner Oberfläche, handelt in einzelnen Kapiteln von jeder Klasse und zieht die Romantik der Seeschlange und des Riesenpulpen oder Kraken hinein. Der Schluß des Werks beschäftigt sich mit der Thätigkeit des Menschen auf und in dem Meer. Das Ganze bietet eine ebenso angenehme als belehrende Lektüre.

Wir schließen diesen beiden empfehlenswerthen Werken noch ein drittes an, das uns auf das Land führt und sich als Lesebuch „für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer" gibt:

Studien und Lesefrüchte aus dem Buch der Natur. Von M. Bach. Für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Köln, Bachem. 1866. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser gehört zu denen, welche die „rechte Naturforschung" als diejenige darstellen, die „im Geiste des Christenthums ausgeführt" wird und „den redlichen Forscher durch die in den Geschöpfen geoffenbarte Allmacht, Weisheit und Liebe zur wahren Andacht, Gottesfurcht und Nächstenliebe begeistert". Im übrigen ist das Werk reich an hübschen Beobachtungen in der Insektenwelt, der Verfasser ein sinniger Freund der Natur im kleinen, dem wir gern auf seinen Wegen in Feld und Wald folgen. Mit Ausnahme eines Kapitels über die Mammuthbäume Californiens beschäftigen sich die übrigen mit Raupen, Schmetterlingen, Bienen und Käfern, eins auch mit dem Kukuk und eins mit dem Maulwurf. Sie erzählen uns viel Interessantes, wir wollen einzelnes in Verbindung mit den ersten Werken hervorheben.

Es lautet gewiß seltsam, wenn wir hören, daß die kleine Raupe gar im Stande sein soll, einen Eisenbahnzug, der im vollen Gange ist, aufzuhalten. Aber eine Mittheilung des Präsidenten des Entomologischen Vereins zu Stettin, Hrn. Dohrn, belehrt uns darüber und zeigt uns, was vereinigte Kraft auch so kleiner Wesen, selbst unwillkürlich, vermag. Möge es den Menschen zu immer festerer Vereinigung gegen die Mächte der Noth, der Natur wie gegen andere Gewalten leiten! Im Sommer 1854 fuhr Dohrn von Wien nach Prag über Brünn:

Zwischen diesen letzten Städten ging der Zug plötzlich auffallend langsamer. Aus dem langsamen Tempo wurde sofort ein schleppendes und gleich darauf hielt der Zug vollständig still. Was einem Elefanten, einem Büffel nicht gelingen würde, das hatte die unbedeutende Raupe des Kohlweißlings glorreich durchgesetzt. Gerade im Momente als der Zug mit voller Geschwindigkeit heranbrauste, waren die Schienen auf mehr als 200 Fuß Länge mit wandernden Raupen dicht bedeckt. Die ersten 60—70 Fuß gingen die Räder der Locomotive über die zerquetschte Masse fort, aber die Tausende von kleinen Fettkörpern legten sich sogleich mit solcher Cohäsion an die Räder, daß diese in den nächsten Secunden kaum noch Reibung genug besaßen, um vorwärts zu kommen. Da aber jeder Schritt vorwärts durch neues Raupenquetschen neues Fett an die Räder schmierte, so versagten diese vollständig den Dienst, noch ehe die marschirende Colonne der Raupen durchbrochen war. Es dauerte länger als zehn Minuten, ehe mit Besen die Schienen vor der Locomotive gekehrt und mit wollenen Lappen die Räder der Locomotive und des Tenders so weit geputzt waren, daß der Zug wieder in Bewegung gesetzt werden konnte.

Im Meere ist eine Hemmung der Schiffe durch die oft in unzählbarer Menge die Oberfläche meilenweit bedeckenden gallertartigen kleinen Bewohner nicht möglich, hier sind es nur jene Fucusansammlungen, welche die Segelgeschwindigkeit der Schiffe wesentlich vermindern (Maury), „wachsen doch Tange in der Magellansstraße so dicht, daß selbst die Dampfer große Schwierigkeiten haben durchzukommen und oft anhalten müssen, um die Ruderschaufeln von dem darum gewickelten Tang zu befreien". Der alte Pytheas aus Massilia erzählte freilich aus den nördlichen Meeren, daß dort mit dem Schiff nicht weiter fortzukommen sei, es gebe da ein dichtes Gemisch von Meer, Land und Luft, wie er sich ausdrückt, einer Seelunge ähnlich. Man meinte, Pytheas hätte damit eine nebelige Winterscene schildern wollen, aber Meerlunge, Pulmo marinus, nannten die Alten, wie noch heute die Italiener pulmone marino, die Medusen wegen ihrer gelatinösen Substanz, die man mit der weichen Lungensubstanz verglich — Schleiden meint „wol mehr noch wegen der dem Athmen ähnlichen Bewegung der Glocke". Dieses gelée de mer, wie der Franzose die Quallen nennt, ist im Mittelmeer wie in der Ost- und Nordsee ungemein häufig, nur wissen wir von einer Hemmung der Schiffe durch dasselbe nichts.

Die immer geselligen Medusen kommen in großer Zahl an die Oberfläche, um müßig und munter im Sonnenschein zu spielen. Bald als Glocken, bald als Pilze, bald eiförmig, bald kugelförmig, glashell im Wasser kaum zu erkennen, oder als Gestalten von Milchglas, in allen Farbentönen von roth und blau, grün und gelb glänzend tummeln sich diese graziösen leicht beweglichen Gestalten auf der Grenze von Ocean und Atmosphäre herum. Bald gleiten sie mit leichten taktmäßigen, aber unhörbaren Glockenschwingungen dahin, bald mit kräftigem Zusammenziehen der Scheibe hüpfen sie muthwillig hoch aus dem heimischen Elemente hervor. Tändelnd in lieblichem Spiel der Fangarme scheinen sie doch nichts damit fangen zu wollen. Und der Wanderer des Meers steht gelehnt auf dem Bord seines Schiffs, schaut stundenlang dem Spiel zu, und noch lange, nachdem die launischen Okeaniden, plötzlich die Glocke schließend und sich umkehrend, in die Tiefe geschossen sind, ziehen hier angeregte Gedanken über Menschenthum und Menschenschicksal durch seine Seele.

Das ist noch eine Stelle aus dem Werke von Schleiden. Auf das Bach'sche zurückkehrend und zu den Beobachtungen über die verschiedenen Raupenarten, mahnt uns die Schilderung der gefährlichen Entzündungen, welche die Haare besonders der Processionsraupen, ja selbst der Haarstaub schon, der an den Gegenständen, über die sie gewandert, haften bleibt, hervorrufen, an die Nesselorgane der Röhrenquallen auf ihren Fangfäden. Es sind kleine runde oder längliche Zellen, in denen ein sehr zarter, oft mit Widerhaken besetzter Faden spiralig oder knäuelförmig aufgerollt liegt. Wie Bach über die Raupen berichtet, ist auch hier die Empfindlichkeit einzelner Menschen gegen die bei Berührung sich herausschnellende mikroskopische Waffe verschieden; aber wie das Raupengift können z. B. auch die Physalien sehr bedenkliche Zustände herbeiführen. Meyen erzählt von einem Matrosen, der eine prachtvolle Physalia fangen wollte und nackt ins Meer sprang. Sie umschlang ihn mit ihren wol drei Fuß langen Fangfäden, und von Schmerzen gepeinigt schrie der Matrose um Hülfe, erreichte nur mit Mühe das Schiff und wurde heraufgezogen. Schmerzen und Entzündung waren fürchterlich und man fürchtete lange um sein Leben. Lasson spricht auch hier von einem Gift, einer ätzenden, etwas zähen, bläulichen Flüssigkeit. Dutertre schildert die Empfindung, als eine „kleine Galere" — die Matrosen verglichen die prachtvolle Erscheinung stets mit einer Fregatte, Galere, die Wissenschaft nennt sie Physalia caravella — seine Hand umschlang: sein ganzer Arm bis zur Schulter schien in kochendes

Oel getaucht und er mußte laut aufschreien. Auf dem Lande haben wir die Nessel im Pflanzenreich, den Bienen- und Ameisenstich neben dem Raupengift im Thierreich.

Das Werk von Bach gibt in seinem letzten Drittheil eine lehrreiche hübsche Zusammenstellung des über Naturgeschichte, Lebensweise u. s. w. der Ameisen und Bienen Bekannten, das er wie überall mit eigenen Beobachtungen würzt. Das Werk wird seinen Zweck als unterhaltendes und zugleich belehrendes Lesebuch gewiß erfüllen und vielen auch um der oben erwähnten Richtung des Verfassers willen angenehm sein, während andere sich den Werken Schleiden's und Mangin's mit Vorliebe zuwenden werden, um sich über die mancherlei Wunder in der Natur zu unterrichten. E. Schnellen.

Ernest Renan's „Apostel".

Die Apostel. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr.

„Die Apostel" sind das zweite Werk des Cyklus, in welchem Renan die „Geschichte der Anfänge des Christenthums" behandelt; sie schließen sich in Form und Inhalt dem ersten, seinem von uns in Nr. 1 d. Bl. f. 1864 ausführlich gewürdigten „Leben Jesu" an. Der Verfasser weist in der Einleitung jede polemische Absicht von sich ab; sein Ziel und Plan sei, das geschichtlich Wahre zu finden und lebendig zu machen, zu arbeiten, damit die großen Dinge der Vergangenheit mit der größtmöglichsten Genauigkeit bekannt und auf eine ihrer Bedeutung entsprechende Weise dargestellt werden. Hätte er über mehrere Leben zu verfügen, er würde das eine verwenden, um eine Geschichte Alexander's, ein anderes um eine Geschichte Athens, ein drittes eine Geschichte der Französischen Revolution oder des Franciscanerordens zu schreiben. Renan zeichnet uns auch hier das Bild der ersten christlichen Gemeinde in die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse der Natur und der Geschichte hinein; nur so wird es ihm möglich, das Wenige, was ihm die Quellen über jene sagen, auf mehrern hundert Seiten zu behandeln; aber gerade die anschauliche Fülle in seiner Schilderung der Weltlage, der bedeutenden Städte, der jüdischen und hellenischen Bildung gibt dem Werke nicht blos einen eigenthümlichen Reiz, sondern dient auch wesentlich dazu, die Ausbreitung der neuen Religion verständlich zu machen und sie aus dem Bereich des Mirakulösen in das der historischen Wirklichkeit und ihres Werdens zu versetzen. Die Gründung des Christenthums ist die größte That der religiösen Weltgeschichte, aber sie tritt darum weder aus der physischen, noch aus der moralischen Ordnung der Dinge heraus. Auch das Buddhistenthum hat seine Märtyrer, auch der Islam hat seine Siege, in denen die Anhänger den Finger Gottes finden, auch das Hellenenthum ist einzig in seiner Art, die griechische Kunst überflügelt die andern Künste wie das Christenthum die andern Religionen, und die Akropolis Athens war ein Wunder der Schönheit, wie Jesu Wort und Werk ein Wunder der Heiligkeit. Gott ist auf verschiedenen Stufen in allem Guten, Schönen, Wahren; die Gegenwart seines Hauchs in einer religiösen oder philosophischen Bewegung ist keine Ausnahme, seine Offenbarung eine mannichfaltige.

Ist dies der Standpunkt, den auch die deutsche Wissenschaft einnimmt, und von welchem aus ich selber das orientalische Alterthum und neuerdings Hellas und Rom vornehmlich in Hinsicht auf Dichtung und Kunst dargestellt habe, so weicht doch Renan von der bei uns üblichen Weise dadurch ab, daß er das thatsächlich Beglaubigte und das Mögliche oder Wahrscheinliche nicht streng sondert, daß er sich bei der Mangelhaftigkeit der Erkenntniß nicht beruhigen mag, sondern nach einem in sich gerundeten farbenreichen Bild der Dinge strebt. Die sichern Nachrichten, die wir haben, sind vereinzelt und geben uns nur Bruchstücke der Wirklichkeit; Renan sucht Verbindungslinien zu ziehen und auf Analogien der Erfahrung gestützt ein Ganzes künstlerisch herzustellen. Darum trachten die Gegner, seine Arbeiten damit zu beseitigen, daß sie dieselben einen Roman nennen. Er selber leugnet den Antheil nicht, den die gestaltende Phantasie an ihnen hat, aber er beruft sich darauf, daß er das kritisch geprüfte Material treu und vollständig verwerthet. Er sagt selber über seine Methode:

> In Geschichtserzählungen wie die vorliegende, in denen das Ganze nur gewiß ist und die Einzelheiten mehr oder weniger zum Zweifel Veranlassung geben infolge des legendenartigen Charakters der Urkunden, ist die Hypothese unerlaßlich. Für die Zeitabschnitte, von denen wir gar nichts wissen, gibt es keine Voraussetzungen oder Muthmaßungen. Wollte man es versuchen, die eine oder andere Statuengruppe herzustellen, die gewiß bestanden hat, aber von der wir keine Ueberreste besitzen und über welche wir keine schriftlichen Angaben haben, so wäre ein solches Werk rein willkürlicher Art; allein die Figurengruppen und Reliefs des Parthenon, die uns beschrieben werden, wiederherzustellen mit Hülfe der erhaltenen Bruchstücke, der im 17. Jahrhundert gemachten Zeichnungen, und all der Ueberlieferungen, nach denen man, durch den Stil dieser herrlichen Werke begeistert, in die Seele, das Leben, den Geist ihrer Zeit sich versetzt, was wäre gerechtfertigter? Man darf alsdann allerdings nicht sagen, man habe das Werk des alten Bildhauers gefunden, allein man hat immerhin gethan, was man konnte, um sich demselben zu nähern.

Also eine künstlerische Restauration auf Grundlage des Vorhandenen und nach Kenntniß von Zeit und Ort, das will Renan uns geben, und das muß der Leser im Gedächtniß halten; mit dem Gewissen ist das Wahrscheinliche, mit dem Thatsächlichen das Mögliche verschmolzen. Die Freude an dem Individuellen und an farbenreicher Schilderung verleitet den Verfasser, gar manches in den Text aufzunehmen, was er selber zuvor für zweifelhaft erklärt hat. So folgt er z. B. der deutschen Kritik, vornehmlich Baur's und Zeller's, in Bezug auf die Apostelgeschichte und betont den Widerspruch ihrer ausgleichenden versöhnlichen Darstellung, wie sie nach dem errungenen Frieden wünschenswerth gewesen, mit den scharfen Gegensätzen der heftigen Fehde, in welche die unmittelbaren Quellen, die Briefe von Paulus, uns hineinblicken lassen; doch benutzt er die einzelnen Erzählungen, nach denen auch Petrus von Anfang an und unbedenklich Heiden tauft, und die Größe des selbständigen Geistes, mit

welcher Paulus das Christenthum aus den jüdischen Banden losriß, kommt nicht zur Geltung; er scheint nur zu thun, was schon in den Umständen liegt. Wol hat Renan recht, Jesus und nicht Paulus ist Stifter des Christenthums; aber Paulus erfaßte es als Weltreligion.

Renan läßt die Auferstehung Jesu im Geiste der Seinen geschehen; die Liebe, der Glaube an die Wahrheit seines Wortes erweckt ihn in den Herzen, läßt sein Bild in der innern Anschauung und dann als Vision erscheinen. Die Thatsache steht fest, daß die Jünger ihn sahen, von seinem neuen Leben überzeugt waren, dadurch Muth und Kraft zur Fortsetzung seines Werks gewannen. Paulus setzt die Erscheinung, die ihm geworden, in eine Reihe mit den vorhergehenden. Sie trägt den subjectiven Charakter. Aber das wird eine offene Frage bleiben, ob die schauende Seele nicht von innen, objectiv, durch den fortlebenden Christus, durch den Geist Gottes erregt ward, und selbst der nüchterne Kant hat von der einen großen Republik geredet, zu welcher alle Geister gehören, von der Gemeinschaft, welche alle immateriellen Naturen verknüpft. Renan läßt dies beiseite und wird wie immer sentimental, wenn er von Maria Magdalena, der Königin und Schutzpatronin der Idealisten redet, die ins Dunkel gestellt worden sei infolge der ewigen Ungerechtigkeit, nach welcher der Mann sich allein das Werk zuschreibe, während doch die Frau einen gleich großen Antheil daran gehabt habe.

Renan gibt eine sehr anziehende Schilderung der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem. Sie war eine brüderliche Genossenschaft, sie löste die sociale Frage durch die Liebe, welche der Armen und Verlassenen sich annahm, durch die Hülfe, die sie zugleich dem geistigen und leiblichen Elend brachte. Hier gewährte sie den Frauen Antheil am priesterlichen Wirken. Der Verfasser zeigt dabei eine Neigung für das klösterlich gemeinsame Leben im Gegensatz „zu dem Gewirr unserer künstlichen und liebeleeren Gesellschaften, wo die fühlende Seele zuweilen so grausam vereinzelt dasteht". Der moderne Individualismus, meint er, werde sich selbst zerstören, die in sich verzehrte, betrübte, unvermögend gewordene Menschheit werde sich wieder zu dem Ideal hinwenden, das der Verfasser der Apostelgeschichte wie eine Inschrift der Paradiesespforten aufgezeichnet habe: „Die Menge der Gläubigen hatte Ein Herz und Eine Seele; auch keiner sagte von den Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein." Bald ward die erste Organisation durch die Verfolgung von seiten der Juden zerstört, aber sie blieb wie ein glänzender Traum, dessen Erinnerung alle, die daran theilgenommen, in den spätern Prüfungen erquickte. „Große Lebensläufe haben fast immer zur Grundlage einige Monate, während welcher man Gott fühlte, und deren Duft genügt, um ganze Jahre mit Kraft und Freude zu erfüllen." Indeß sagt Renan an einer andern Stelle:

Es ist das Eigenthümliche der auf Communismus begründeten Institute, daß sie eine erste Periode des Glanzes haben, denn der Communismus setzt immer eine große Begeisterung voraus; daß sie aber sehr bald entarten, weil der Communismus der menschlichen Natur widerstrebt. In seiner tugendhaften Aufwallung glaubt der Mensch sich des Eigennutzes entschlagen zu können; der Egoismus rächt sich, indem er beweist, daß die absolute Uneigennützigkeit schlimmere Uebel erzeugt, als die sind, welche man durch Beseitigung des Eigenthums zu besiegen vermeinte.

Man muß diesen und den obigen Gedanken zusammenhalten. Die Erwerbsucht, die Habgier kann überwunden werden, ohne den Privatbesitz aufzugeben; die eigenthümliche Persönlichkeit fordert ein Eigenthum, aber sie ist Glied eines Ganzen, und von dessen Wohl ist ihr Wohlsein bedingt; an die Stelle der Selbstsucht tritt das Selbst, das in der Liebe beglückt wird und beglückt. Renan bezeichnet das ursprüngliche Christenthum als eine große Verbindung der Armen, eine heldenartige Anstrengung gegen den Egoismus, sich auf den Gedanken stützend, daß jeder nur das Recht auf das ihm Nothwendige habe, daß das Ueberflüssige denen gehört, die nichts besitzen. Zwischen einem solchen Geist und dem römischen mußte ein Kampf entbrennen, und das Christenthum konnte nur weltherrschend werden, wenn es jenes erste Programm änderte, aber der Gesellschaft die Sorge für die Armen zur Pflicht machte.

Pauli Bekehrung wird ausführlich erzählt, aus seinem Seelenzustand, seiner Bildung, seinem Charakter motivirt; auch hier kommt dem Autor die eigene Erfahrung im Orient zu statten. Durch Paulus ward die Kirche von Antiochien gegründet und damit eine neue Epoche der christlichen Entwickelung herbeigeführt. Die Lage der Stadt, die Reize der Natur, die Schönheit der Kunstwerke, die hellenische Bildung und der Verfall des sittlichen Lebens werden gleich anschaulich geschildert; am Ufer des Orontes ward das Christenthum zuerst den Heiden und den Juden zugleich gepredigt, hier zuerst die religiöse Verschmelzung der Arier und Semiten vollzogen. Neben Paulus tritt Barnabas bei Renan ins Licht: ein aufgeklärter, wohlwollender Mann voll Einsicht und Kraft, dem eine Stelle in der ersten Linie der Gründer des Christenthums gebühre. In Antiochien wurde der Name der Christen (Christianer) gebildet, während bei den Juden die Anhänger der neuen Sekte Nazarener hießen. In Antiochien wurde das Evangelium in griechischer Sprache gepredigt und in die weltgeschichtliche Bewegung der Cultur hineingestellt.

Stephanus war einer jüdischen Verfolgung zum Opfer gefallen; im Jahre 44 ward Jacobus auf Befehl von Herodes Agrippa enthauptet, Petrus eingekerkert. Ab außerhalb Judäas verbreitete sich die neue Lehre wunder schnell. Dies begreiflich zu machen, betrachtet Renan di Weltlage, und dies ist wieder ein trefflicher Abschnitt se nes Buchs. Die Landungsstätten der Apostel waren be nahe alle durch jüdische Colonien markirt, in den Syna gogen ward zuerst das Evangelium gepredigt; wie e einer elektrischen Kette lief der neue Gedanke blitzglei dahin. Kleinasien, Griechenland, Italien hatten Gemein den von Juden; diese gaben das erste Beispiel jener Ar von Patriotismus, dem später Armenier und Neugriech

en, eines energischen, aber nicht am Boden haftenden
iotismus von Kaufleuten, die sich überall verbreiteten
überall sich als Brüder erkannten; eines Patriotis-
, der sich nicht die Bildung eines großen compacten
ts, sondern kleiner autonomer Gemeinwesen im Schose
er Staaten zum Ziel setzt. Die Juden bewohnten
dere Stadtviertel, standen unter eigenen Rathscolle-
und waren durch ihre religiösen Ceremonien abge-
t; doch herrschte noch mehr Armuth mit Herzlichkeit
heiterer Gemüthsruhe als Reichthum und selbstsüch-
Luxus unter ihnen. So bildeten sie in Rom, in
ndrien bedeutende Corporationen. Vielfach misachtet
verlacht gaben sie sich keine Mühe, äußerlich mit
nd zu erscheinen; doch fanden ihre guten Sitten,
ifriger Glaube an Einen geistigen Gott auch bei
Menschen Anklang. Auch die Syrer waren ein
es Werkzeug zur Eroberung des Occidents durch
Orient. Im Kleingewerbe als Lohndiener, Sänften-
fanden sie überall Zutritt und brachten Sprache
Sitten ihres Landes mit. Der Sklave des Alter-
war der natürliche Feind seiner Herren; der Sy-
uchte seiner gedrückten Lage die beste Seite abzuge-
n, er plauderte gemüthlich mit den Sklaven und
nd es dienstbeflissen dem Herrn oder der Herrin zu
en. So half er Masche um Masche das Netz der
Civilisation aufnesteln. Die alte Gesellschaft, die
der Ungleichheit der Rassen, auf Verachtung der
ren beruhte, war dem Untergang geweiht; die rö-
Aristokratie ging an ihrer Hartherzigkeit zu Grunde;
Syrer, der arme Mann, welcher seine Mitmenschen
mit ihnen theilt, vertraulich mit ihnen umgeht, er
in seiner Niedrigkeit den Sieg davon, er steht im
e der Humanität.

em gegenüber zeigt der Zustand der römischen Welt
der Sittenverderbniß der großen Städte in kleinern
n, im Mittelstande noch immer viel Familiensinn
hrbare Lebensweise. Das Kaiserreich kannte keine
alisation, die Provinzen bewahrten viel Selbständigkeit,
arrheiten und Grausamkeiten der Kaiser trafen vor-
ch die Aristokratie in Rom, aber draußen konnte
ensch, der sich nicht um Politik bekümmerte, behag-
ben; Industrie, Handel, ja der Gedanke war frei
atte einen weiten Spielraum. Die stoische Philo-
verkündete das gleiche Menschenrecht aller. Neben
f der mannichfachste Aberglaube, denn die alten
gaben keine rechte Befriedigung mehr. Von allen
verlangte man nach einer monotheistischen Religion,
auf moralische Principien gründet und das Sit-
z als göttliches Gebot aufstellt. Die naturalisti-
Religionen und ihre Mythen sind Zauberpossen und
spiel geworden. Im Staat bestand Freiheit der
nsübung, sofern man die andern Culte nicht be-
. Wenn man dem Judenthum den Krieg erklärte,
: es, weil man glaubte, daß es die bürgerlichen
verachte und gleichgültig gegen das Staatswohl
o es eine einfache private Religion sein wollte, da
s nicht verfolgt. Das Kaiserreich war ein Laien-
staat, es duldete nicht, daß eine Religion politischen Einfluß habe, es wollte keine Verbindungen im Staat, und deshalb verfolgte es die frommen Verbrüderungen, die Genossenschaften, die sich in Griechenland zu gegenseitiger Hülfeleistung wie zur Verschönerung des Lebens gebildet hatten; man mußte sie in Rom geheimhalten, aber die Sklaven, die Veteranen, die kleinen Leute fanden sich gern zusammen zu gemeinsamen Mahlzeiten, zu geräuschloser Freude; nach außen bezeichnete man solche Collegien als Begräbnißgesellschaften. Renan legt großes Gewicht hierauf, und fügt hinzu:

> Der Mensch bedarf des kleinen traulichen Kreises der Brüderschaft, in der man gemeinschaftlich lebt und stirbt. Unsere großen abstracten Gesellschaften vermögen nicht all den Trieben der Geselligkeit, die der Mensch in sich trägt, Genüge zu leisten. Laßt ihn sein Herz an etwas hängen, seinen Trost da suchen, wo er ihn findet, sich Brüder erwerben, Herzensbande knüpfen! Die kalte Hand des Staats greife nicht ein in dieses Reich der Seele; es ist das Reich der Freiheit! Das Leben, die Freude werden nicht eher sich wieder heimisch machen in der Welt, als bis unser Mistrauen gegen die Collegia, jene traurige Erbschaft des römischen Rechts, aus ihr verschwunden sein wird. Die Verbindung, die ohne den Staat zu zerstören außerhalb des Staats steht, sie ist die Lebensfrage der Zukunft.

Das Reich Gottes nennt Renan „die ewige Sehnsucht, die man niemals aus den Herzen der Menschen reißen wird". Der Gedanke einer Organisation der Menschheit mit Rücksicht auf ihr höchstes Glück und ihre sittliche Vervollkommnung, das ist der christliche, der berechtigte Gedanke. Religiöse Symbole und Bekenntnisse mögen ungenügend erscheinen, die Religion selbst besteht in der Gesinnung der Liebe, und der Fortschritt der Menschheit wird ihr Wachsthum zur Folge haben.

Zum Schluß kann ich dem ungenannten Uebersetzer die Rüge nicht ersparen, daß er vergessen hat, wenn nicht seine Handschrift, dann die Revision des Drucks einen Gelehrten lesen zu lassen; einige störende Misstände, namentlich auch bei griechischen Namen, wären da leicht gehoben worden; möge man bei einer neuen Auflage oder bei folgenden Bänden sorgsamer sein! Das dritte Werk soll die Missionsreisen von Paulus und seinen Genossen schildern; Renan sagt:

> Es drängt mich, diese unvergleichliche Epopöe zu schreiben, ein Bild zu entwerfen von den weitgedehnten Straßen Asiens und Europas, längs welcher sie das Korn des Evangeliums säeten, von den Wogen, die sie so oft und unter so verschiedenartigen Umständen durchschifften. Die große christliche Odyssee soll beginnen. Schon hat der apostolische Nachen die Segel gespannt; der Wind bläst und regt seine Schwingen voll Ungeduld, die Worte Jesu auf ihnen weiter zu tragen.

Moritz Carriere.

Allerlei Dramatisches.

(Beschluß aus Nr. 29.)

5. Tristan. Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel. Von Ludwig Schneegans. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 25 Ngr.

Seliger Meister Gottfried von Strasburg — dein leichtfertiges Epos übt im 19. Jahrhundert eine auffallende Anziehungskraft auf die Dichter und Künstler aus, und

die Ehebruchstragödien mit und ohne Zauberei, auch die Ehebruchsopern sind en vogue. Freilich, das wird alles recht tragisch genommen, ohne den Humor und ohne die welsche Frivolität, mit der du den verfänglichen Stoff so liebenswürdig aalglatt behandelt hast. Auch hat noch keiner dieser Dramatiker gewagt zu schildern, wie Isolde in der Hochzeitnacht Brangäne statt ihrer dem König unterschob, was du, würdiger Meister, mit einem schelmischen und schadenfrohen Lächeln begleitest:

Herr Mark Brangänen zu sich zwang;
Ich weiß nicht, wie der Anfang
Dieser Sache ihr gefiel;
Doch sie ergab sich in das Spiel,
Daß es ohne Lärm verblieb.
Was ihr Gespiel auch mit ihr trieb,
Sie zahlte und gewährte,
Was er von ihr begehrte
Mit Messing oder Golde
Nach seinem Wunsch, die Holde.
Ich wollte deß mich wol versehn,
Es sei nicht häufig sonst geschehn,
Daß man so schönes Messing hat
An goldner Pfennige Statt
Zu Bettegeld gegeben.

Und als die leichtfertige Isolde zum Beweis ihrer Unschuld sich einem Gottesgericht unterwirft und das Eisen trägt, ohne sich zu verbrennen, da brichst du in die mehr als schalkhaften Worte aus:

Da wurde klar ans Licht gestellt
Und bewährt vor aller Welt,
Daß der tugendreiche Christ
Windschaffen wie ein Aermel ist.
Er fügt sich gern und schmiegt sich an,
Wie man es nur verlangen kann,
So gefüge stets und wohl,
Als er nach allen Wünschen soll;
Er ist dem Herzen gleich bereit
Zum Truge wie zur Wahrheit.
Sei's zum Ernste, sei's zum Spiel,
Er ist wie man ihn haben will.

Dergleichen erbauliche Betrachtungen bringt die alte Tristan-Sage mit sich. Das können aber unsere neuen Dramatiker nicht brauchen, ebenso wenig unsere Zukunftsmusiker. Außer Richard Wagner's Oper: „Tristan und Isolde", die bisher nur als ein Singleton des deutschen Theaters in München ausgespielt wurde, hat namentlich Joseph Weilen in seinem Trauerspiel „Tristan" diesen Stoff behandelt: ein Stück, dessen Composition glücklich und bühnengewandt, dessen Diction reich ist an dichterischen Schönheiten, dem aber leider das Zaubermotiv der alten Erzählung zu Grunde liegt, das, wenn es auch von einem Zaubertrank auf einen Zauberring übertragen ist, doch immer die menschliche Freiheit und Selbstbestimmung und damit das allein berechtigte Motiv der Tragödie ausschließt.

Ludwig Schneegans hat sich in dem vorliegenden Trauerspiel „Tristan" von dem Fehler freigehalten, ein romantisches Opernmotiv in das Drama hinüberzutragen. Gleich in der fünften Scene des ersten Actes wird das Liebesband zwischen Tristan und Isolde geschlungen. Die Scene ist dramatisch angelegt; es ist in ihr ein Uebergang von Feindlichkeit zur Liebe, der nur etwas zu jäh stattfindet, wie überhaupt der ganze Auftritt für die dramatische Oekonomie zu früh eingefügt ist. Originell ist die Art, wie der Dichter den Liebestrank der Erzählung in seine Handlung, wir möchten sagen als ein psychologisches Motiv verwebt hat, indem mittenhinein in die erwachende Liebe der beiden ein Lied ertönt, welches die Sage vom Liebestrank besingt. Da diese Stelle zugleich zu den lyrisch schwunghaftesten der Dichtung gehört und geeignet ist, von dem dramatischen Stil des Autors ein klares Bild zu geben, so lassen wir dieselbe hier folgen:

Tristan.

Leicht mag der Schmerz den Schmerz durchschauen.

Isolde.

Fliegt heim, ihr letzten Wünsche! Herr ist hier
Der Gram.

Tristan (ihre Hand ergreifend).

Nicht weinen sollst du, sollst vertrauen.
Still waltend will ich wachen über dir,
Will dich beschützen, will dich leiten, führen;
Dich soll kein Schmerz, dich soll kein Hauch berühren.
Du armes Kind, wie bist du schwach und bleich;
Dein Blick wie leidend und wie thränenweich.
Gott! Gott! Beleb' aufs neu' die Frühlingsblüten
Und hilf mir deinen schönsten Engel hüten!
Isolde, fürchtest du dich noch vor mir?
Isolde, hassest du mich noch?

Isolde.

O!

Tristan.

Kind,
Wie ist dir?

Isolde.

Wohl, so wohl.

Tristan.

O frommes Zittern!

Isolde.

Der Gram entflieht . . .

Tristan.

In deiner süßen Nähe . . .

Isolde.

Verstummt das Leid;

Tristan.

Der Andacht Thräne thaut.

Isolde.

Und der Gedanke . . .

Tristan.

Wird zum Wonnelaut!

Volkslied (hinter der Scene).

Es waren zwei Königskinder,
Die tranken den Minnetrank;
Sie wußten nicht was sie getrunken.
Das Herz ward ihnen krank.

Isolde.

Horch!

Lied.

Sie, die das Geschick geschieden,
Der Knabe und die Maid,
Sie beteten zu einander
In süßem Liebesleid.

Tristan.

Glanz des Himmels! Lied der Seligkeit!

Lied.

Sie sind sich ans Herz gesunken;
Der Mund brennt auf dem Mund.
Wer diesen Trank getrunken,
Wird nimmermehr gesund.

Tristan.

Brich, Heuchelei der Blindheit, brich zusammen!
Es jauchzt die Seele; alle Pulse flammen,
Und frühlingstrunken sink' ich an dein Herz!

Lied.

Unendlich war ihr Lieben,
Unendlich ihre Pein.
Sie sind sich treu geblieben
Bis in den Tod hinein.

Tristan.

Isolde, Engel, Kind, ich liebe dich!
Den Minnetrank, den schäumenden, den süßen,
Trink' ich von deinem Mund, zu deinen Füßen!

Isolde.

O bleibe, bleibe!

Tristan.

Daß ich ewig bliebe!
Zu kurz sind Ewigkeiten für die Liebe.
Du liebst mich?

Isolde.

Frage nicht. O holdes Müssen!

Tristan.

Die Thränen laß mich dir vom Auge küssen!
Du meines Herzens Friedenskönigin,
O laß mich knien vor deiner frommen Seele;
Vor deiner Schönheit, Engel, laß mich knien!
Es lockt dein Blick; ich folge dem Befehle:
Ins Meer des Glanzes stürzt die Seele hin
Und löst sich auf in Himmelsmelodien.
Versiege, Stimme, Born des leeren Schalles!

Isolde (ihn umarmend).

Du bist mein Herz, mein Licht, mein Gott, mein Alles!

Noch glühender ist die Liebesscene zwischen Tristan und Isolde im zweiten Act, welche dem König Marke verrathen wird. Dieser verbannt Tristan und zerreißt sein Eheband mit Isolden. Im dritten Act erfährt er, daß Tristan trotz des Verbots im nahen Walde mit Isolde weilt; er belauscht ihre Liebe; es kommt zu einer wilden leidenschaftlichen Scene, welche übrigens die Handlung nicht weiter bringt, als sie am Schlusse des zweiten Acts war. Der verbannte Tristan geräth in die Netze der andern Isolde (Weißhand), einer Schönheit, welche sich zur ersten wie Brunhild zu Chriemhild verhält, ohne daß indeß ihre leidenschaftliche Wildheit mit wahrhaft dramatischer Prägnanz ausgeprägt wäre. Tristan wird im Gefecht verwundet, die blonde Isolde kommt zu spät, um ihn zu trösten und zu pflegen.

Die Composition des Stücks ist schwach; die Liebe Tristan's zur zweiten Isolde, die in den letzten zwei Acten in den Vordergrund tritt, ist nicht dramatisch motivirt, der Untergang Tristan's ganz äußerlich durch einen gleichgültigen Kampf herbeigeführt. Von dem organischen Ineinandergreifen der Glieder einer dramatischen Handlung fehlt dem Dichter ein klarer Begriff.

Gleichwol verräth das Stück ein unverkennbares Talent für den Ausdruck der Innigkeit, der Glut des Affects und der Leidenschaft. Es wäre unrecht, dies Talent blos für ein lyrisches zu halten; die dramatische Energie wird wesentlich durch dasselbe bedingt, und Monologe wie der Monolog Tristan's am Schluß des ersten Actes sind von echt dramatischer Bewegtheit.

Dagegen erscheint es mislich, daß der Dichter seine Tendenz, den Conflict zwischen Ehe und Liebe, zwischen Zwang der Sitte und Freiheit der Neigung, jenen Sagenhelden und Heldinnen aus der Zeit des Artus doctrinär unverblümt in den Mund legt und ihnen dadurch ganz das Costüm des sagenhaften Zeitalters verdirbt. So sagt Marke:

Hab' ich doch die Ehe,
Die heil'ge Frucht der Liebe, kalt berechnend
Entwürdigt und den wahren Liebesbund,
Den unantastbar göttlichen, zerrissen.

Und auch Brangäne, jene naive Magd der Dichtung, welche so opfermuthig Messing für Gold gibt, erscheint wie eine Gouvernante, welche in der Prima eines Erziehungsinstituts wohlweisen Unterricht ertheilt:

Es gibt Verhältnisse,
Wo selbst die Besten, nur die Besten straucheln.
Denn schlimmer als die Besten ist die Welt,
Und manches edle Streben wird gefälscht,
Wenn ihm die Wirklichkeit entgegentritt
Mit ihren Schranken.

Auch im Ausdruck hat sich der Dichter vor Ueberschwenglichkeiten, vor sprachlichen Neubildungen, die affectirt klingen, und selbst vor Trivialitäten zu hüten; denn es ist doch blos trivial und nicht humoristisch, wenn Mariodo sagt:

Wenn man ein Mädchen an der Pfote führt.

Ausdrücke wie: „Unrast", „Lorberkraut", „heimwehflutend", „Vorwurfsdonner", „emporfaseln" und ähnliche, sind bombastisch und geschmacklos. Der fünffüßige Jambus geht an einer Stelle plötzlich in den Anapästus, an einer andern in den achtfüßigen Trochäus über. Da dies nur einmal und ohne Princip geschieht, so erscheint es als eine nicht zu rechtfertigende poetische Licenz.

6. Ochino. Historisch-dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von Karl Wilhelm Batz. Festgabe zur 15. allgemeinen deutschen Lehrerversammlung. Leipzig, O. Wigand. 1865. 16. 15 Ngr.

Der Kampf geistiger Freiheit gegen die Autorität ist dem gegenwärtigen Zeitalter noch immer so eigen, wie er es dem Zeitalter der Reformation war. Stoffe mit derartigem Inhalt liegen uns weit näher als Helden des Alterthums und der romantischen Sage, als Philopömen und Tristan. Ochino ist ein Freigeist des Reformationszeitalters, der sich zum Luther Italiens machen wollte und selbst bei freier gesinnten Cardinälen und in den vornehmen Kreisen, namentlich bei den Frauen, mit seinen Bestrebungen lebhaften Anklang fand. Der Dichter legt ihm das folgende Programm in den Mund:

Der deutsche Mönch, der Luther, zeigt den Weg,
Frei mach' er Deutschland, freier mach' ich Rom,
Das freie Rom zum Sitz des freien Glaubens,
Den freien Glauben zu dem Rom der Welt.

Die Geschicke eines Reformators in Italien können nichts Ueberraschendes haben; es kann sich nur das Märtyrerthum eines Arnold von Brescia und eines Savonarola in ihnen wiederholen: Verfolgung, Verhaftung, Gefängniß und der Tod auf dem Scheiterhaufen. Ochino ist in seinen Bestrebungen und Schicksalen ein Nachfolger der eben Genannten, ein Vorläufer des Giordano Bruno. Das Einförmige in diesem Geschick der Reformatoren hat Batz bei seinem Helden durch eine Menge von dramatischen Zwischenfällen und episodischen Ereignissen zu verhüllen gesucht. Namentlich spinnt sich an dem Schicksal der wichtigen Documente, welche das Verzeichniß der Genossen des Bundes und die Grundzüge desselben enthalten und welche Ochino der befreundeten Victoria Colonna anvertraut, der Faden der Handlung weiter. Die Gegenbewegung geht von dem jesuitischen Cardinal Caraffa und dem verrätherischen Fra Bastiano aus. Auch Michel Angelo greift in die Handlung ein. Doch so ansprechend die Scene zwischen ihm und Victoria Colonna ist mit seiner glühenden Liebeswerbung und ihrer Entsagung aus Pietät gegen die Erinnerung des Gatten, sowenig ist das an Posa erinnernde Auftreten des Künstlers am Schlusse des vierten Actes in seinen Ursachen und Folgen hinlänglich motivirt.

Der Dichter hat wol die Gefahr erkannt, welche dramatische Stoffe wie den seinigen bedroht: die Gefahr, die Handlung in Monologe aufzulösen und alles dramatische und theatralische Leben in declamatorischen Ergüssen zu verflüchtigen. Um von Haus aus hiergegen gesichert zu sein, gab er dem Stil ein meistens lakonisches Gepräge und bevölkerte die Bühne mit den buntesten, sich mannichfach ablösenden Gruppen. An einzelnen Stellen ist es ihm auch gelungen, dramatische Lebendigkeit zu erzielen. Im ganzen aber zersplittert diese, nur durch zahlreiche Episoden erreichbare Buntheit das Interesse, trübt die Klarheit der Entwickelung und verlegt den Schwerpunkt der Handlung zu sehr ins Aeußerliche. Diese Intriguen und Gegenintriguen, diese Verhaftungen, Mordversuche und Ermordungen, diese der Handlung eingefügten Liebeshändel lenken zu sehr von dem ernsten großen Gang des reformatorischen Gedankens ab, als dessen Vertreter der Hauptheld auftritt, und gestatten diesem eine zu wenig tief einschneidende Entwickelung.

Zu den wenigen Momenten innerer Sammlung gehört der Monolog Ochino's im vierten Act, den wir hier zugleich als Stilprobe mittheilen:

Und so ist diese Welt ein Narrenhaus,
Drin jeder wähnt der Weiseste zu sein!
Ist, was ich unternahm, nicht auch ein Wahn?
Macht geht vor Recht, ich wähnte, Wahrheit siege!
O Puppenspiel der Welt, der Narrheit voll!
Wie eine Nachricht geht von Mund zu Munde,
Der schmückt sie aus, ein andrer lügt dazu,
Und wieder einer zuckt die Achseln, meint,
Sie könne so nicht, müsse anders sein,
Und ändert das Gespräch zum andern male —
So ward das wahre Christenthum entstellt!
Das wir bis heute hatten, ist nicht mehr
Das echte, das uns Christus hat gegeben,
Das fühlt' ich längst; die Formeln abzustreifen,
Die reine Wahrheit, die ich drinnen ahnte,
Rein aufzustellen, durch sich selbst erfaßbar,
Ohn' all den Wust, den tausendjähr'ge Blindheit
Dafür genommen, fühlt' ich mich getrieben —
Und dieses Kerkers Nacht straft mich dafür!
Ihr habt den Leib nur, doch der Geist ist frei!
Er ist euch feind, wie ihr der Wahrheit Feinde,
Ihn und die Wahrheit könnt ihr nicht ersticken!
Allein der Fäden leichter Spinneflor,
Daran das Regiment der Kirche hängt,
Zerreißet vor der Wahrheit schwächstem Hauche!
Licht dringt herein, wo Finsterniß geherrscht!
Das ist der Trost für die im Geiste streiten,
Ob auch im Kampf die Körper unterliegen:
Der Geist ist frei, und freie Geister siegen!

Die Sprache ist im ganzen kernig, doch nicht [illegible] gleichmäßig gefeilt. Wendungen, wie sie z. B. [illegible] gebraucht: „ich könnte mir die Seele üppig kitzeln", [illegible] diren sich selbst. In metrischer Hinsicht sind uns [illegible] reichen iambischen Sechsfüßler aufgefallen, die [illegible] Fünffüßler zerstreut sind.

7. Die Malteser. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen [illegible] sen, Merzbach. 8. 22½ Ngr.

Wir haben Notter's „Johanniter" eingehend [illegible] digt; „Die Malteser" sind ein anderer Versuch, S[illegible] nachgelassenen Plan auszuführen. Der Autor dieses [illegible] mas hält sich im ganzen strenger an den von dem [illegible] Dichter vorgezeichneten Gang der Handlung; [illegible] auch er den Chor beiseite und wagt eine [illegible] Ausschmückung mit Liebesscenen. Die Griechin De[illegible] welche der junge Saint-Priest liebt, ebenso wie [illegible] denschaftliche Montalto, der sie durch Betrug [illegible] walt zu erringen strebt, greift hinlänglich in die [illegible] lung ein, um die Abweichung von dem Schiller'schen [illegible] ment oder vielmehr die weitere Ausführung eines [illegible] zu rechtfertigen, die dem Dichter nur als ganz [illegible] vorschwebte. In der Liebe des jungen Saint-Pr[illegible] Dejanira spiegelt sich der Kampf freier Neigung [illegible] strenge Gesetz, in der Liebe Montalto's die ganz [illegible] derung des Ordens. Doch die Türkin Roxelane [illegible] mehrfachen Gründen eine verfehlte und nur die [illegible] lung aufhaltende episodische Figur. Einmal ist eine [illegible] keine geeignete Vertreterin der Eifersucht; denn [illegible] auch eifersüchtige Türkinnen geben mag, so wird [illegible] einem Lande, dessen Glauben und Sitten die Vielweiberei verstatten, die Eifersucht mehr Ausnahme als Regel [illegible] Mindestens darf der Dichter, wenn er die [illegible] nicht gerade ein türkisches Mädchen zur Trägerin [illegible] Leidenschaft machen. Dann aber ist diese [illegible] den Gang der Handlung vollkommen überflüssig [illegible] nicht einmal dazu bei, das Sittengemälde zu [illegible] digen, das durch die Beziehungen Dejanira's [illegible] densrittern hinlänglich nach verschiedenen Seiten [illegible] strirt ist. Wir erfahren nirgends, wie und [illegible]

Brief Montalto's an Mustapha erhalten, und ebenso verpufft ihre Drohung, diesen Brief an Lavalette auszuliefern, ganz wirkungslos.

Offenbar ist der Dichter über die Art und Weise der dramatischen Motivirung nicht im klaren, ebenso über das dramatisch Relevante und Irrelevante. Jenes wollen wir selbst auf der Bühne mit Augen sehen, bei diesem begnügen wir uns mit der Berichterstattung. Der Autor der „Malteser" führt uns gleichgültige Scenen vor, während er wichtige nur erzählen läßt. Montalto theilt z. B. seiner Geliebten nicht nur mit, daß er das Schloß S.-Elmo verrathen, sondern auch, daß er die Ritter gegen Lavalette aufgereizt, daß er sie zu seinem Mord gewaffnet hat und das Los feierlich werfen ließ, alles um ihretwillen, und daß dies Los ihren Bräutigam Saint-Priest getroffen. Gerade bei diesen Scenen genügt nicht eine nachträgliche Berichterstattung, wir wollen sie in ihrem Werden und Wachsen vor uns sehen; sie sind weit wesentlicher und wichtiger als die Liebesscene, in der uns das alles erzählt wird. Uebrigens zeigt gerade diese Scene in dem leidenschaftlichen Montalto ein Talent des Autors für die Charakteristik, das sich dramatisch scharf ausprägt, während im übrigen der allgemeine heroische Grundzug der Charaktere über die schärfere Individualisirung überwiegt.

Die erwähnte Scene möge zugleich von der erregten, aber hin und wieder geschmacklos hyperbolischen Diction eine Probe abgeben:

Montalto (für sich).

O elend Klosterleben, schal und flach;
Es gärt und schäumt der Most, und donnernd sprengt
Die Fässer er in mächt'gem Freiheitsdrängen!
Zerbrechen will ich des Gelübdes Zwang,
Will freiheitsdurstig meine Seele tauchen
In des Genusses Wonnen, zürnend, daß
Zur Sättigung zu durstig mein Begehren.
Mein mußt du sein, du wonneathmend Bild!
Wärst du ein Stern am lichten Abendhimmel,
Ich bräch' dich aus des Himmels Azur aus;
Wärst du ein Engel in dem Paradiese,
Ein Teufel würd' ich, um aus Edens Flur
Die Lichtgestalt in meinen Arm zu reißen.
Da ist das Mädchen — thränenfeucht ihr Blick —
Wol wird es Zeit erfordern, eh' sie sich
Dem leidenschaftlichen Begehren fügt.

(Vortretend.)

Nun, Dejanira, zürnst du noch, daß ich,
Durch Liebe kühn, dich in dies Haus geführt?

Dejanira.

Ihr fügt zu räuberischer That den Hohn
Und weidet Euch an meines Herzens Qual.

Montalto.

Der Meister zürnt dir ob des Jünglings Schuld,
Verblendet zeiht er dich der Zauberkunst;
Ich riß dich fort und rettete dein Leben.

Dejanira.

Der Tod wär' nicht so schrecklich mir, als daß
Ich deinen Anblick hier ertragen muß.

Montalto.

Hör' zu: Saint-Priest, der Ordensritter, oder,
Wie du es lieber hörst, dein Bräutigam,
Er ist in Elmo von dem Feind umlagert.
Verloren ist das Schloß mit allen Rittern,
Und nur nach Stunden zählt ihr Leben noch.
Und wer das Schloß verrieth? — Ich war es, Mädchen —
Um deinetwillen that ich es.

Dejanira.

Verruchter,
Und deine Zunge stockt nicht in der Rede,
Nicht bleich wird deine Wange, während du
Den scheußlichen Verrath schamlos enthüllst?

Montalto.

Ich bin noch nicht zu Ende, Dejanira.

Dejanira.

O Gott, verleih mir Kraft, daß ich den Blick,
Den gift'gen Athem dieses Basilisken
Ertragen kann!

Montalto.

Verschworen haben sich
Die Ritter gegen Lavalette, sie wähnen,
Daß er des Ordens Untergang verschuldet;
Aufs Sakrament ist dieser Bund geschlossen.
Wer im geheimen Groll und Haß geschürt,
Zu seinem Mord sie aufgereizt? — Ich war's —
Um deinetwillen hab' ich es gethan.

Dejanira.

Wirf deine Netze aus, die Rache Gottes
Wird in die eignen Schlingen dich verstricken.

Montalto.

Ich waffnete die Ritter zu der That,
Sie warfen feierlich das Los — es traf —
Nun rathe, Dejanira, wen es traf?
Saint-Priest, dein Bräutigam, ist ausersehn,
Den Dolch zu stoßen in des Meisters Brust.

Dejanira.

Halt ein, Saint-Priest — was du begehrst, ist Mord —
Die tück'sche Schlange hat dein Ohr berückt!

Montalto.

Vergebens, Dejanira, es geschieht,
Dein Wort verhallt, dem Ohre ungehört.

Dejanira.

Ich eile zu ihm, fall' ihm in den Arm —

Montalto.

Du rüttelst an der Thür, sie ist verschlossen.

Dejanira.

O hilf mir, Gott, aus diesen Kerkermauern!

Montalto.

Sprich nur ein Wort, es öffnet sich die Thür —
Sag', daß du mein bist, und ich rette ihn
Noch jetzt, wo die Minuten furchtbar drängen!

Dejanira.

Und diesen Bösewicht sieht Gottes Auge?
Vor seinem Richterstuhl verklag' ich dich.

Montalto.

Warum so zornig, Liebchen? Rasch verfließt
Die kurze Stunde, sprich das Wort!

Dejanira.

Zurück!
Berührst du mich, so stoß' ich diesen Dolch
Dir in dein teuflisch Herz!

Montalto (ihr den Dolch entwindend).

Du machst mich lachen!
Und gibst du meinen Bitten nicht Gehör,
So zwing' ich dich, du mußt die Meine sein.

8. Lustspiele von Feodor Wehl. Zweiter Band. Inhalt: Der Kosmos des Herrn von Humboldt. Das Haus Haase. Graf Thyrsis. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Leipzig, Matthes. 1866. 8. 1 Thlr.

Das Proverbe oder die Bluette erfordert ein besonderes Talent. Es ist schwer, in einen Act Exposition, Verwickelung und Entwickelung zusammenzudrängen und dabei eine Pointe aus dem Gebiete des socialen Lebens in erheiternder Weise zur Geltung zu bringen. Die Franzosen sind Meister in diesen zierlichen dramatischen Nipptischsachen, in diesen feingeschnitzten Elfenbeinarbeiten der Bühne; wir brauchen nur an die einactigen Capriccios von Alfred de Musset zu erinnern, der in dieser heitern Arbeit des Ein- und Ausfädelns der dramatischen Intrigue seinen ganzen lyrischen Weltschmerz vergißt. Von den deutschen Autoren haben Putlitz, Wehl, Benedix, Schlesinger, von Moser u. a. sich mit größerm oder geringerm Glück auf diesem Gebiete versucht. Von Feodor Wehl's „Lustspielen", die meistens in das Bereich der Bluette gehören, liegt das zweite Bändchen vor. Das umfangreichste Stück ist allerdings ein dreiactiger Schwank: „Das Haus Haase", in welchem die Vornehmthuerei persiflirt wird. Die Erfindung ist glücklich und erheiternd; doch die Ausführung in den ersten Acten zu episodisch und weitschweifig, während sie sich gegen den Schluß hin überstürzt. In dem ersten Lustspiel: „Der Kosmos des Herrn von Humboldt", spielt ein Doctor Helmert den gelehrten Sonderling, um durch sein apartes Wesen das Herz seiner kritischen Cousine zu gewinnen, die sich selbst jedes Talent für die Liebe abspricht:

Luise. Bisjetzt habe ich mir die Männer noch gar nicht recht aufs Heirathen angesehen. Ich dachte, sie wären nur zum Spaße da.

Geheimräthin. Du warst eben noch nie verliebt.

Luise. Nein, wahrhaftig nicht! Noch nicht ein einziges mal bin ich im Mondschein gegangen, und noch nie habe ich (sehr gedehnt) Ah! oder Oh! oder (äußerst rasch) Gott im Himmel, wo bleibt er? geseufzt. Ein einziges mal, in Teplitz vorigen Jahres, war ich nahe daran, etwas zu fühlen. Du erinnerst dich der anonymen Briefe, die ich dort erhielt und welche flammende Leidenschaft sprühten. Der Sternenschein, die schwärmerischen Klagen und die wirklich oft geistreichen Gedanken rührten mich anfangs, aber nachher machte ich mich doch lustig darüber, wie du weißt. Ich scheine gar kein Talent für die Liebe zu haben. Liebe ist, wie mir däucht, eine Production so gut wie ein Gedicht oder eine Musik, und mir, fürchte ich fast, wurde von Natur zu viel Kritik, was man im gemeinen Leben Mutterwitz nennt, dafür zutheil. Denke dir, liebe Mama, ich habe neulich im Theater gar nicht begreifen können, daß sich die Julia in den Romeo verliebte! Mir kam dieser junge Montague so geckenhaft und milchbärtig vor, daß ich wol einen Walzer mit ihm zu tanzen, aber niemals ihn zu heirathen im Stande gewesen wäre. Unter einem Manne, dem ich meine Hand reichen soll, stelle ich mir einen ganz andern Menschen vor!

Indem noch der Widerspruch der Mutter die Rolle des gelehrten Sonderlings unterstützt, gelingt es, die kleine Luise gründlich verliebt zu machen. Das Stück ist artig, der Conversationston elegant. — Die Verwickelung in „Graf Thyrsis" beruht auf etwas gewagten Voraussetzungen, und die Verwirrung ist fast zu bunt. Der Maler, der für den Grafen gehalten wird, ist die am meisten erheiternde

Figur. — Das letzte, zweiactige Lustspiel: „Wer
lacht am besten", ist in Versen: zwei etwas
Gatten und Gattinnen werden durch einen
der und eine dritte Schwester zum besten geh
weit dies in zwei Acten möglich ist, provisorisch
Leichtsinn curirt. Die Architektur des Stückchens
uns allzu symmetrisch, sogar ein wenig
auch nicht ohne Einfluß auf den Dialog bleibt.

Möchte Feodor Wehl uns doch bald ein größeres
spiel geben, welches gerade seinen Vorzügen, insbesondere
gebildeten, feinen und frischen Dialog, freiern Spiel
gestatten würde, während auch der Führung der
uneingeschränktere Bewegung geboten wird,
Neigung zu Ueberstürzungen, zu denen das
spiel leicht verführt.

Rudolf

Zur Geschichte des Papstthums.

Geschichte Alexander's III. und der Kirche seiner
Hermann Reuter. Drei Bände, (Erster Band,
völlig neu ausgearbeitete Ausgabe.) Leipzig, Teubner.
13 Thlr.

Dies schon in seinem äußern Umfang so bedeutende
kann das nonum prematur in annum nicht
stäblich, sondern, wenn man genau rechnen
als doppelt für sich in Anspruch nehmen.
erschien der erste Band, der damals von der
wissenschaftlichen Kritik als eine sorgfältige,
auch etwas weitläufig angelegte Arbeit auf
kritischer Basis wohl aufgenommen wurde.
ließen sich, wie es bei einer ähnlichen
jeder selbst erfahren hat, im einzelnen verschiedene
stellungen machen und namentlich blieb noch
umfassenden Plane des Werks homogenere und
tere Heranziehung des unendlich reichen, aber
auch wieder lückenhaften Quellenmaterials zu
Seitdem verging ein halbes Menschenalter, das
fasser, der seinen unermüdlichen gelehrten Fleiß
den einen Punkt concentrirt hatte, zu einer gänzlichen
formung jener Jugendarbeit benutzte, wie er
der Vorrede zu dieser Neugestaltung nennt.
überhaupt in solchen Dingen von einer Vollständigkeit
sprochen werden kann, verdient sie diesem Werk
rühmt zu werden. Auch der scrupulösesten
schung wird es nicht gelingen, sorgfältiger und
hafter auf einem ganz eng begrenzten Gebiete
als es hier vom universal-kirchengeschichtlichen
schichtlichen Standpunkt überhaupt auf einem
Raume geschieht. Denn wie es jedem
alterlicher Geschichte aus der aufsteigenden Zeit
thums ganz von selbst begegnet, auch wenn er
ruf und Vorsatz sich auf das eigentlich kirchliche
beschränken will, so führt auch diesen sein
universalhistorischen Perspective. Alle höhern
sittlichen Interessen der damaligen Menschheit
mehr als einst in der Zeit, wo die weltbeherrschende
den Herrn der Erde in sich schloß, in der
gore, Alexander, Innocenze, hier zusammen.

mals als hohe Politik galt oder dem an Bedeutung
chkommt, was man später unter diesem Ausdrucke ver-
nd, geht von hier aus und zielt hierher. So haben
es hier mit einer quellenmäßigen Geschichte der gro-
Bewegungen der christlich-europäischen Welt in der
tte und zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu thun,
dem eigentlich wahren Augpunkte, von Rom selbst
hen oder vielmehr von der lebendigen Seele Roms,
der Person des Papstes, und welches Papstes! Uns,
wir gewöhnt sind, je nach dem nationalen Stand-
kte oder nach dem des wissenschaftlichen oder sittlichen
eresses bald dieses bald jenes zu unserm freiwillig ge-
lten Leitstern in dem Wirrsal der Geschichte des Mit-
lters zu machen, kommt es beinahe befremdlich vor,
n wir auch einmal auf den einzigen Ort gestellt wer-
von dem aus das Ganze als ein wirklich geordneter
anismus erscheint. Es kann nicht fehlen, daß da-
h manche liebgewordenen Vorstellungen berichtigt, resp.
tigt werden, darunter auch solche, die zu dem ehren-
hesten Besitze der gewöhnlichen Zeitbildung gehören.
Kaiser Friedrich I., allein gesehen, d. h. ohne Ver-
ung mit dem Gesammtkreis der höchsten kirchlich-welt-
n Politik der Zeit, eine Gestalt von imposanter Mäch-
it, der herkömmliche Typus des mittelalterlichen Idea-
us in seiner geläutertsten und zugleich buntfarbigsten
reichsten Ausbildung, tritt hier, neben seinen Gegner
ander gestellt, so weit an geistiger Potenz, Weite des
s und Klarheit der Ziele hinter diesen zurück, daß
einer Parallele keine Rede sein kann, wenn sie, wie
in ihrem Begriffe liegt, wenigstens eine annähernde

Gleichheit der Größe zwischen ihren beiden Objecten voraussetzt. Mit Friedrich selbst sinkt aber auch die ganze idealistische Romantik des Kaiserthums in eine fabelhafte Tiefe kindlicher Unreife und Unklarheit, wenn sie durch ihre Opposition gegen die von ihr als Anmaßungen empfundenen Ansprüche der Kirche in den Fall kam, sich mit deren Geistesüberlegenheit zu messen. Man sieht daraus, wie beide, Papstthum und Kirche, damals eben noch so ganz dazu berufen waren, die Rolle als Erzieher der europäischen Christenheit fortzuführen, die ihnen als Erbtheil der Weltherrschaft Roms, wenn man sie ins geistige und sittliche Gebiet überträgt, zugefallen war.

Interessant bleiben immer jene Reactionsversuche des weltlichen Geistes, jene Bestrebungen, sich auf eigene Hand mit den höchsten Problemen des äußern Daseins der Menschheit, mit Staat und Recht, auseinanderzusetzen und der Kirche eine ehrenvolle Stellung daneben und draußen, einen unschuldig gemeinten Altentheil, aber eben doch nichts mehr als einen solchen anzuweisen, während sie bis dahin und immerzu noch die wahre Herrschaft des Vaters und der Mutter zugleich übte und für immer als ihr göttliches Recht beanspruchte. Aber eine größere Bedeutung als die interessanter Experimente darf man doch allen solchen Erscheinungen wie dem Kampfe Friedrich's I. gegen Alexander oder dem Kampfe seiner Vorgänger gegen frühere Alexander mit andern Namen nicht zuschreiben, bis mit Friedrich II. auch die Leute der Welt die Kraft und Klarheit des Wollens und Könnens erwarben, und sich bald zu siegreichen Gegnern der bisher weltherrschenden Tiara machten.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Es war kurz vor der Entscheidungsschlacht von Königgrätz
3. Juli), als der greise König Ludwig von Baiern
einmal seinen Pegasus sattelte, zum Ritt in das romanti-
Land der Sage, wo die Oesterreicher ihre Siege erfochten
n, um diese zu feiern, und seiner patriotischen Anschauung
er Lage Deutschlands den gewohnten taciteisch schwunghaften
ruck zu geben. Die augsburger „Allgemeine Zeitung"
bereits ihre Pressen in Bewegung gesetzt, um das Gedicht
er Spitze ihres Blattes zu bringen, als die Unglücksnach-
von der verlorenen Schlacht einlief. Diese Niederlage
ich nicht vertuschen — hatte doch Benedek selbst die Ver-
der Presse ermahnt, über das Unglück die volle Wahr-
zu berichten, wie er auch als gentiler Feldherr die ganze
ld auf sich nahm. Die „Allgemeine Zeitung" sah sich
genöthigt, den Siegeshymnus wieder abzusetzen, da er
diesen Umständen nur den Eindruck einer Parodie gemacht
So wurde das jüngste Gedicht König Ludwig's noch
der Presse zu einem Anachronismus.
Inzwischen macht das Maigedicht von Robert Prutz
immer viel von sich sprechen. Die preußische Friedens-
, die trotz der glänzenden und ruhmreichen Erfolge der
e noch immer besteht und namentlich in den Rheinlanden
eiche Vertreter zu haben scheint, sandte dem Dichter von
erschiedensten Städten aus, auf Veranlassung seines Pro-
und seiner Verurtheilung, antheilvolle Zuschriften. Eine
mmlung von Liberalen, welche am 8. Juli in Köln zu
Besprechung über die Lage des Vaterlandes zusammenge-

kommen war, schickte eine Adresse nach Stettin, in welcher sie dem Dichter die innigste Theilnahme an seiner Verurtheilung und zugleich den Dank für sein freimüthiges patriotisches Auftreten aussprach. Unterzeichnet war die Adresse unter anderm von Classen-Kappelmann, Becker in Dortmund und Emil Rittershaus, welcher gleichzeitig in seinem Gedicht „Zu Hülfe" einen warmempfundenen Mahnruf zur Linderung der durch den Krieg hervorgerufenen Leiden ertönen ließ.

Im scharfen Gegensatz zu den rheinischen Friedensmännern sind die londoner Radicalen Gottfried Kinkel, Arnold Ruge u. a. begeisterte Anhänger der preußischen Kriegspolitik und versprechen sich von dem fernern siegreichen Vorgehen Preußens die erwünschte Umgestaltung Deutschlands. Kinkel hat in einer Versammlung in London in längerer Rede dieser Anschauung begeisterten Ausdruck gegeben. Auch stimmte man dafür, daß der innere Parteienzwist ruhen solle, bis der äußere Kampf siegreich zu Ende gefochten.

Es ist dies die Realpolitik, für welche sich auch Eduard Loewenthal in seiner Studie zur Tagesgeschichte: „Politische Mondsucht und Realpolitik" (Berlin, Expeditionsverlag des kritisch-literarischen Instituts, 1866) erklärt. Gegen Prutz wendet sich der Realpolitiker, der wie Kinkel zunächst die Einheit will und dann die Freiheit, und von der letztern die sehr anfechtbare Begriffsbestimmung versucht: „Freiheit ist Macht", mit folgenden heftigen Ausfällen: „Ein Zeichen politischer Mondsucht ist es doch sicher, wenn z. B. Herr Robert Prutz, der altburschikose Schwärmer, in pythischer Verwirrung nach dem «Preise» fragt, für welchen Preußen im Mai 1866 seine Armee

mobil mache. Daß die deutsche Einheit der Preis sein soll, kann sich der politische Mondsüchtige nicht denken, so lange er nicht selbst das Schlagwort ausgesprochen hat. Wenn aber Prutz von der Fäulniß singt:

Und diese tiefe innerliche Fäule,
Ausbrechen soll sie nun in blut'ger Wunde —

so ist das im Hinblick auf das Grassiren der politischen Mondsucht auch in Preußen allerdings zutreffend, und ist blos zu wünschen, daß mit der blutigen Wunde auch die ganze Fäulniß beseitigt werde. Herr Prutz singt weiter:

Soll jetzt das Rad der Weltenuhr sich drehen,
Und naht sich die Entscheidung großer Thaten —
Wir sind bereit; was sein soll, wird geschehen.

Letzteres glauben und hoffen wir allerdings auch im Interesse der deutschen Nation. Allein was jenes Bereitsein der politischen Mondsüchtigen und das Verständniß für das Rad der Weltenuhr betrifft, so beweisen eben die Prutz'schen Terzinen, welche so vielfältig abgeklatscht wurden, daß es damit bei den Leuten seiner Sorte sehr kläglich bestellt ist.“

Nun, etwas mondsüchtig mag die Poesie immerhin sein, sie ist eine zartbesaitete Somnambule; sie hat aber dafür auch bisweilen einen Fernblick, der starknervigen Naturen versagt ist. Freilich, auch dem Irrthum ist sie unterworfen, wie alle Hellseherinnen, das gibt Prutz selbst zu in der Vertheidigungsrede, die er vor seinen Richtern in Stettin gehalten hat und die in der „Neuen Stettiner Zeitung“ (vom 6. Juli) nach stenographischen Aufzeichnungen zum Abdruck gekommen ist. Diese Rede enthält mehrere Stellen, welche über das Interesse des bestimmten Falles hinausgehen und Fragen von allgemeiner Tragweite berühren. Der Dichter beruft sich auf das Recht der Kunst, der Poesie, welche nur die Gesetze des Schönen zu beobachten habe, während der Staatsanwalt dagegen meint: „Ich gebe gewiß zu, daß die Schönheit das einzige Gesetz des Künstlers ist für das Schaffen an und für sich, wenn das Gedicht eben nur zur innern Befriedigung für sich selbst und zu keinem andern Zwecke gebraucht wird. Wenn aber das an sich Schöne verwandt wird zu einem Zweck, welcher außerhalb jener Sphäre liegt, dann muß hier das allgemeine Recht gelten. Wenn in der schönsten Form der Poesie zum Aufruhr aufgefordert wird, sollte es weniger strafbar sein, als wenn es nicht dichterisch schön geschehen ist oder weil der Standpunkt des Dichters dem Gesetze gegenüber ein anderer ist?“

Der Ansicht des Staatsanwalts tritt das Gericht bei, indem es ausspricht: „Ein Gedicht könne allen Anforderungen der Schönheit und Classicität entsprechen und doch deshalb nicht straffrei sein, weil es strafbare Aeußerungen in das Gewand der Dichtkunst gehüllt habe.“

Für den streng juristischen Standpunkt, den Standpunkt des bestehenden Staatsrechts wird man dieser Anschauung eine gute Begründung nicht absprechen können. Die Richter sind an den Buchstaben des Gesetzes gebunden, und dies Gesetz kennt nirgends ein Privilegium der Poesie. Etwas anderes ist es mit dem jetzt nicht mehr bestehenden Abolitionsrecht der Krone, das, wie Prutz in seiner Vertheidigung erwähnt, früher einmal zu seinen Gunsten entschied: „«Ich sagte soeben, daß ich bisher noch niemals auf der Anklagebank gesessen; das ist vollkommen richtig; die Pflicht der Wahrhaftigkeit jedoch zwingt mich, hinzuzusetzen, daß allerdings schon einmal, vor jetzt 22 Jahren, ein ähnlicher Proceß gegen mich anhängig gewesen ist.» Der Angeklagte erzählt darauf, wie im Jahre 1844 wegen einer damals von ihm veröffentlichten dramatischen Dichtung «Die politische Wochenstube» auf Veranlassung des damaligen Oberpräsidenten der Provinz Sachsen bei dem Oberlandesgericht zu Naumburg eine Untersuchung gegen ihn eröffnet worden sei; dieselbe habe sich auf den damals berühmten oder vielmehr berüchtigten Paragraph 151, Tit. 2, Theil II, des allgemeinen Landrechts gestützt, der ältern Juristen gewiß noch heute unvergessen. «Und was, meine Herren Richter», fährt der Angeklagte fort, «wurde aus diesem Proceß? Er wurde auf Grund des der Krone damals zustehenden Abolitionsrechts durch freien Entschluß Sr. Maj. des damals regierenden Königs Friedrich Wilhelm IV. niedergeschlagen, bevor es überhaupt noch zu einem Erkenntniß gekommen.» Welche Motive den König dabei geleitet, darüber maße der Redner sich natürlich ein Urtheil nicht an; inzwischen sei es eine allbekannte Thatsache, daß Friedrich Wilhelm IV. ein hochgebildeter und kunstsinniger Monarch, ein Kenner der Literatur, ein Freund und Gönner der Kunst gewesen, und als solcher — so wenigstens vermuthe der Angeklagte — habe der König sich wol selbst gesagt, daß der grüne Tisch des Criminalrichters nicht das Forum sei, vor welches der Poet, der Künstler gehört. Sein einziges Forum sei vielmehr die öffentliche Meinung, das Urtheil seiner Zeit und seines Volks; lasse dieses den Dichter fallen, so könne ihm keine juristische Freisprechung helfen, und umgekehrt, spreche die öffentliche Meinung ihn frei, so könne er den verdammenden Spruch des Richters mit Gleichmuth ertragen. «Jenes Abolitionsrecht der Krone hat infolge der veränderten Gerichtsverfassung aufgehört, mein Proceß kann nicht mehr niedergeschlagen werden.»“

Wenn Prutz nun von den Richtern verlangt, daß sie kraft ihres richterlichen Amts und ihrer sittlichen Ueberzeugung thun sollen, was Friedrich Wilhelm IV. damals aus freiem königlichen Entschlusse that, so muthet er ihnen ein richterliches „Abolitionsrecht“ zu, welches ganz außerhalb der Sphäre des an seine Paragraphen gebundenen Richterstandes liegt. Mit größerm Recht dagegen verlangt er eine freie, in den dichterischen Geist eingehende Auslegung: „«Vielleicht, meine Herren Richter, geht in diesem Augenblick ein Lächeln über Ihr Antlitz und Sie zucken in der Stille mitleidig die Achseln über diesen arroganten Poeten, der einen besondern Gerichtsstand für sich verlangt und Künstler und Dichter einem andern als dem allgemeinen Gesetz will unterworfen wissen.» Der Redner versichert, daß dies keineswegs seine Ansicht, wol aber erlaube er sich, an den alten Rechtsgrundsatz zu erinnern, daß, wenn zwei dasselbe thun, es nicht mehr dasselbe ist. «Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.» «Es ist nicht Willkür, nicht Laune, nicht abstracter persönlicher Vorsatz, was einen Dichter so und nicht anders schreiben läßt; er setzt sich auch nicht hin und macht sich zum voraus seinen detaillirten Entwurf, etwa wie ein Rechenmeister seinen arithmetischen Ansatz: so, das soll nun auf König Wilhelm gehen, und das auf den Grafen Bismarck, und damit meinte ich dies und damit jenes — sondern, meine Herren Richter, was der Poet, der Künstler schafft, das, sofern er des Künstlernamens überhaupt würdig, schafft er aus der Tiefe des allgemeinen Bewußtseins, aus der Tiefe seiner Zeit und seines Volks. Die Dichter sind das innerste Gewissen, sie sind zugleich die Stimme und der Ausdruck ihrer Zeit; was alle empfinden, was jedem von uns als dumpfes Vorgefühl, als unsichere Ahnung auf dem Herzen liegt, wofür wir aber unter der Last und dem Druck des Tages das richtige Wort nicht zu finden vermögen, das spricht er aus und verkündet es in Tönen, die sympathisch in jedem Herzen widerklingen:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab ihm ein Gott, zu sagen, was wir leiden.»

Eben dies aber und nur dies glaube der Angeklagte auch mit dem incriminirten Gedicht gethan, auch mit ihm glaube er nur der öffentlichen Meinung oder doch wenigstens einem gewissen Bruchtheil derselben zum Ausdruck verholfen zu haben.“

Ueber das Recht und die Pflicht des Künstlers, die Schönheit zum freien, unverkümmerten Ausdruck zu bringen, sagt Prutz: „«Erst beweise der Herr Staatsanwalt mir, daß ich in meinem Gedicht die Gesetze der Schönheit verletzt, er weise mir die rohen, plumpen, häßlichen Ausdrücke, die niedern, gemeinen, unkünstlerischen Tendenzen nach, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen, und dann knüpfe er daran seine Anklage! Bis dahin bleibe ich bei der Behauptung stehen, daß, was ästhetisch zulässig, auch sittlich nicht verboten und also auch nicht von dem Gesetze strafbar ist; ich bleibe bei der Behauptung

n, daß ein Gedicht, das in Form und Ausdruck die Gesetze
Schönheit respectirt, unmöglich Worte und Wendungen ent-
en kann, welche injuriöser Natur und daher durch das Straf-
z zu ahnden sind.» Der Angeklagte sucht dies durch ver-
dene Beispiele zu erläutern; er erinnert daran, daß Ver-
ngen der Schamhaftigkeit, von beliebigen Individuen began-
mit Recht von der Polizei verfolgt und vom Richter be-
t werden, daß dagegen der Künstler, der uns eine nackte
us, einen nackten Apoll oder Bacchus aufstellt, dadurch das
h nicht nur nicht beleidigt, sondern sogar mit Recht ein
nstand allgemeiner Verehrung und Bewunderung wird.
schlagender trete dieser Unterschied hervor, wenn wir das
hiedene Verfahren ins Auge fassen, das die Behörde selbst
gegen eine lascive Abbildung aus der Demi-Monde und
erseits gegen eine Jo oder Leda des Correggio beobachtet;
wird um ihrer frivolen Nebenzwecke willen mit Recht ver-
und bestraft, während diese, weil sie auch in der Dar-
ung des Nackten nur den Gesetzen der Kunst folgte und nur
Darstellung des Schönen zum Selbstzwecke hat, vollkommen
gefochten bleibt. Auch hiervon will der Angeklagte die An-
ung auf den vorliegenden Fall gemacht wissen.

Gegen den Schluß seiner Rede weist Prutz auf die Zeit hin,
r wir leben und die zu groß, zu furchtbar und zu ent-
end für unser ganzes Volk und die ganze Zukunft Preußens
Deutschlands sei, als daß daneben Anklagen und Processe
dem vorliegenden noch platzgreifen könnten: „Schon in
umschlossenen Raum wird uns die Hitze des Julitags
nerträglich. Ich aber versetze mich im Geist auf die Schlacht-
in Schlesien, Böhmen, Thüringen, auf denen unsere
pen, das heißt also unsere Väter, Brüder, Söhne in eben
Augenblick ihr Blut für das Vaterland verspritzen; ich
in Gedanken den Donner der Kanonen, der ihre Reihen
mäht; ich sehe die Ströme Blutes und sehe die klaffenden
en, in denen sie ihr jugendliches Leben aushauchen; ich
den versengenden Strahl der Sonne, die scheitelrecht auf
impfenden herniederbrennt — und ein tiefes Wehgefühl, ein
l tiefer und schmerzlicher Beschämung bemächtigt sich mei-
indem ich dabei auf diese Verhandlung blicke. Wie kann
einer so großen und entscheidungsreichen Zeit noch um
lien gestritten werden wie mein Gedicht! Beseitigen Sie,
Herren Richter, diesen Widerspruch durch ein freisprechen-
rkenntniß, ersparen Sie mir ein Martyrium, das neben
ngeheuern Opfern, welche diese Zeit unserm Volk übrigens
egt, doch wirklich etwas gar zu billig wäre!“

Sowenig wir die Vertheidigungsrede des Dichters für ein
sches Meisterstück halten, so gehört sie doch als ein Acten-
n die Chronik der Zeit und ist eine so begeisterte Stand-
ür die hohe Mission der Poesie, daß sie schon in dieser
ht Beachtung verdient.

Polemik in der Helmbrecht-Frage.

ie Frage nach der Heimat des Meier Helmbrecht wurde
r. 18 d. Bl.) im Anschluß an die verdienstvolle Schrift
riedrich Keinz besprochen. Es thut uns leid, von dem-
Verfasser einen Nachtrag kennen gelernt zu haben,
egen seiner persönlich polemischen Haltung die gute Mei-
welche man von dem wissenschaftlichen Ernste dieses jun-
elehrten mit allem Recht gewinnen mußte, wieder in
zerstören kann. Karl Schröder hat, wie in jener Be-
ng ausgeführt ist, in einem Aufsatz in der „Germania“
wie uns scheint, durchaus sachlichen und wissenschaftlich
n Maßstab an die Gründe gelegt, welche Keinz für seine
hese beibringen konnte. Schröder ist nicht überzeugt wor-
nd sucht der ganzen Frage eine neue Seite dadurch ab-
nnen, daß er nicht in erster Reihe nach dem Schauplatz
ndlung, sondern nach dem Dichter der merkwürdigen Er-
g fragt. Daß Keinz antworten werde, war vorauszu-
sehen; aber ebenso wie die Kritik Schröder's, mußte die Antikritik frei von aller Gereiztheit geführt werden. Der Helmbrecht-Thesis haben allerdings viele zugestimmt, darunter aber gewiß auch solche, welchen man bei aller Anerkennung ihrer Verdienste nicht eine Autorität gerade in dieser einen Frage zugestehen wird. Keinz aber scheint durch die schmeichelhafte Billigung, welche seine Gründe von seiten bewährter Fachgenossen gefunden haben, sich und seine Sache für unantastbar zu halten, und so stürmte er wie ein in seiner Würde gekränkter Mann in einer eigenen Broschüre: „Zur Helmbrecht-Kritik in Pfeiffer's Germania“ (München 1866), gegen Schröder mit gehässiger Persönlichkeit an, welche eine ruhige Erwägung der vorgebrachten Gegengründe gar nicht aufkommen ließ. Es mag hier an einen beherzigenswerthen Ausspruch erinnert werden, welchen Franz Pfeiffer schon vor längerer Zeit gethan, als er die Unhaltbarkeit der Hypothese Wilhelm Grimm's zu beweisen suchte, daß Freidank und Walther von der Vogelweide Eine Person seien. Pfeiffer sagt am Schluß seines Aufsatzes über Freidank („Zur deutschen Literaturgeschichte“, Stuttgart 1855): „Als der Vortrag (Wilhelm Grimm's) über Freidank erschien, übte die von erstaunlichem Fleiße zeugende und zugleich geistreich-blendende Beweisführung auch auf mich ihren Zauber aus, und, gleich W. Wackernagel, habe ich mich der Zustimmung nicht zu erwehren vermocht. In einer ins einzelne gehenden Prüfung hatte ich damals freilich keine Zeit: das Leben legt jedem von uns seine Last und Bürde auf, und wer noch andere Dinge zu thun hat, als fremden Arbeiten auf Schritt und Tritt ins einzelne nachzugehen, der wird bei der immer mehr zunehmenden Rührigkeit auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur, die jedes Jahr eine Fülle neuen Stoffs zuführt, gar oft in den Fall kommen, eine neue oder neubegründete Entdeckung einstweilen auf Treu und Glauben hinnehmen zu müssen. Erst kürzlich brachte mich ein Zufall auf die genauere und einläßlichere Untersuchung der Freidank-Walther-Theorie, und als die alten Zweifel von neuem in mir rege wurden und da und dort Nahrung fanden, führten sie mich, wie das zu geschehen pflegt, immer weiter, bis zur Zerstörung des ganzen über Freidank und Walther aufgeführten künstlichen Gebäudes.“ In gleicher Weise kann auch der eine oder der andere, der jetzt der Beweisführung von Keinz in Dankbarkeit für die schöne Leistung seine Zustimmung zu erkennen gegeben hat, bei eingehender Beschäftigung mit der Streitfrage zum Zweifler und Gegner werden. Wenn Keinz seine Verwunderung ausspricht, daß der ihm unliebsame Aufsatz Schröders in Pfeiffer's „Germania“, in einem „wissenschaftlichen“ Blatte, zur Aufnahme gelangt ist, so müssen wir von unserm unparteiischen Standpunkte aus bekennen, daß uns gerade dieser Aufsatz als ein guter und anregender Beitrag erschienen ist und auch nach dem herben Angriff, den er jetzt erfahren, noch immer so erscheint. Wir wollen Keinz Glück wünschen, wenn er recht viele solcher Aufsätze wie der von ihm geschmähte liefern sollte. Andererseits rathen wir ihm, von persönlicher Polemik abzustehen. Mit solchen Dingen wird nur unnöthig Zeit vergeudet.

Aus der Broschüre von Keinz erfahren wir auch Näheres über die inzwischen gelieferte Helmbrecht-Uebersetzung Karl Schröder's, die uns dem Namen nach bekannt geworden, aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Keinz führt einige Stellen der Uebersetzung an und vergleicht sie mit dem Original. Wir geben ihm zu, daß diese Stellen nicht gelungen, oft arg mislungen sind. Sie beweisen aufs neue, daß es mit Uebersetzungen aus dem Altdeutschen eben nichts ist. Da Keinz diese Blumenlese seiner Polemik als Anhang hinzufügt, so gewinnt es fast den Anschein, als sei Schadenfreude der Beweggrund gewesen. Wir wollen aber lieber die unausgesprochene bessere Absicht erkennen, daß Keinz mit dem Plane umgeht, eine gelungenere Uebersetzung als sein Gegner dem Publikum darzubieten, indem er dadurch den sichtbaren Beweis liefern kann, daß er nicht blos wohlfeil zu tadeln, sondern mit Mühe es auch besser zu machen versteht.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 2. August 1866.

Inhalt: Ludwig Feuerbach über die Freiheit des Willens. Von **Rudolf Gottschall**. — Neue Blätter und Blüten deutscher Lyrik. Von **E. Hersfurth**. — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Eine Anthologie altdeutscher Dichtungen in neudeutscher Sprache.) — **Anzeigen.**

Ludwig Feuerbach über die Freiheit des Willens.

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke. Zehnter Band. — A. u. d. T.: Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Von Ludwig Feuerbach. Leipzig, O. Wigand. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Feuerbach hat nach längerm Schweigen wieder einen neuen Band seiner Werke publicirt. Wir begegnen diesem Autor gern, schon wegen der Frische und Prägnanz seiner Darstellung; es ist Geist und Leben in allem, was er schreibt. Freilich erscheinen uns die Axiome seiner Philosophie des „concreten Seins“ zu leicht und keck hingestellt, während viele derselben sehr des Beweises bedürftig sind. Namentlich glaubt sich Feuerbach über die Art und Weise des Erkennens nicht sehr den Kopf zerbrechen zu dürfen, indem er die Sinne ganz einfach zu dem ausschließlichen Medium der Erkenntniß macht. Er geht damit etwas leicht über Probleme zur Tagesordnung über, an deren Lösung große Denker wie Kant mit bewundernswerther Ausdauer gearbeitet haben. Gleichwol darf man Feuerbach nicht für einen Vorkämpfer des materialismus vulgaris halten. Sein Sensualismus ist ein kritischer; er hat zu seiner Voraussetzung die ganze Entwickelung unserer Philosophie und gewinnt namentlich durch eine Kritik Hegel's oder vielmehr durch eine Uebersetzung der Gedanken dieses Philosophen aus der Metaphysik in die Anthropologie seine bedeutendsten Resultate, während der Materialismus die ganze geistige Arbeit unserer Nation auf dem Gebiete der Philosophie als eine müßige ignorirt und es nicht für der Mühe werth hält, sich mit Chimären herumzuschlagen, die ihm im wesentlichen nicht einmal bekannt sind.

Der Kern des neuen uns vorliegenden Bandes von Feuerbach's Werken bildet die Abhandlung: „Ueber Spiritualismus und Materialismus, besonders in Beziehung auf die Willensfreiheit“; die andern Aufsätze dürfen als Beiwerk betrachtet werden und sind in der That nicht viel mehr als Variationen über das Thema, welches Feuerbach im „Wesen des Christenthums“ angeschlagen hat: weitere Ausführungen mit Hülfe eines neuen historischen und mythologischen Materials. Die Consequenz dieser Erörterungen läßt sich nicht bestreiten; sie ist im Gegentheil so groß, daß man dieselben fast für überflüssig halten könnte, indem jeder im Denken nicht ganz Ungeübte, wenn er nur den Schlüssel der Feuerbach'schen Axiome besitzt, diese Noten ganz so transponiren kann, wie der Autor selbst. Der erste Aufsatz wendet das Paradoxon: „Der Mensch ist, was er ißt“, auf das sich Feuerbach mehr zugute thut, als der Einfall verdient, auf die Theorie der Opfer an. Er erweitert den Grundgedanken dahin, daß der Mensch nicht nur vermittels der Speiseröhre, sondern auch vermittels der Luftröhre ißt, ebenso mit den Sinnen, den Augen und Ohren, ja mit dem Gehirn, dem Denkorgan. Selbst das „Auffressen vor Liebe“ findet eine Stelle in diesem Feuerbach'schen Programm. Wir konnten uns der Erinnerung an das Shakspeare'sche „einen Witz zu Tode hetzen“ nicht entschlagen, als wir den geistreichen Denker in dieser kannibalischen Attitude seitenlang verharren sahen. Den ganzen Menschen in ein großes Freßwerkzeug zu verwandeln, das ist weiter keine Kunst, wenn man Witz genug hat, eine Kette von Aehnlichkeiten aneinanderzureihen. Doch diese Art von „Anthropologie“ erscheint uns für einen Denker wie Ludwig Feuerbach zu wohlfeil.

Der Aufsatz: „Zur Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie“, enthält ethnographische Skizzen über den Unsterblichkeitsglauben, wie er sich bei Griechen, Chinesen, Persern und alten Hebräern gestaltet hat — alles nur neue Beweisstücke für das Axiom, daß die Unsterblichkeit eine Vorstellung ist, deren Grund und Gegenstand nur der Trieb oder Wunsch ist, zu leben, folglich nicht zu sterben:

> Erst sagt der Trieb im Menschen: ich will leben, ich will nicht sterben, ehe die Phantasie diesen Wunsch verwirklicht und der Verstand daraus die Folgerung zieht: „also muß ich leben, also unsterblich sein, denn der Trieb ist untrüglich“, und so die Gefühlsnothwendigkeit des Triebes oder Wunsches zu einer logischen oder metaphysischen Nothwendigkeit macht.

Ein dritter Aufsatz hat die Ueberschrift: „Zur Theogonie. Oder Beweise, daß der Götter Ursprung, Wesen und Schicksal der Menschen Wünsche und Bedürfnisse sind. Nach den lateinischen Schriftstellern.“ Er ist eine

mythologische Studie über die capitolinische Dreieinigkeit: Jupiter, Juno und Minerva, welche die nothwendigsten und allgemeinsten Wünsche des Menschen in sich vereinigen, über die besondern Götter, namentlich die Bauerngötter (denn nur die bis auf den Schäfer- und Haushund, ja bis auf den Dünger sich erstreckende Vorsehung ist Vorsehung im Sinne und Interesse des Bauern), und über die „letzten Götter“:

Wer keine Wünsche, hat auch keine Götter mehr. Was wünscht aber der Mensch? Er wünscht sich Wohlfahrt, Salus, Ehre, Honor, Sieg im Kriege, Victoria, Friede und Ruhe, Pax, Quies, Freiheit, Libertas, Glück, Fortuna, und zwar Glück unter allen möglichen Namen und Formen, mit einem Worte Glückseligkeit, Felicitas. Wie natürlich, ja nothwendig ist es also, daß der Mensch die Wünsche, die allen Göttern zu Grunde liegen, um deren willen sie allein Götter sind, für sich selbst ausspricht, für sich selbst zum Gegenstande göttlicher Verehrung macht!

Alles Auseinandersetzungen, die durch das bekannte Schema des Philosophen durchzuzeichnen auch ein wenig begabter Schüler vermag.

Wenden wir uns nun zu der Hauptabtheilung: „Ueber Spiritualismus und Materialismus, besonders in Bezug auf die Willensfreiheit“, deren Tendenz der Autor mit folgenden Worten ausspricht:

Es ist nicht meine Aufgabe, zu beweisen, daß es keine Willensfreiheit gibt; meine wesentliche, charakteristische Tendenz ist es vielmehr nur, den wahren Sinn und Grund der Annahme und Vorstellung der Willensfreiheit zu erkennen — zu erkennen, was den Menschen bestimmt, sich und andern dieselbe zuzuschreiben, und damit zugleich die Grenze zu ermitteln, innerhalb welcher er mit Recht dies thut.

Das erste Kapitel: „Der Wille innerhalb der Naturnothwendigkeit“, wendet sich zunächst gegen Jacobi, Fichte und Hegel, welche namentlich den Selbstmord als Beweis für einen von allen Naturgesetzen und Natursachen unabhängigen Willen anführen. Feuerbach leugnet, daß Natur und Freiheit, Selbsterhaltungstrieb und Selbstmord in einem solchen Gegensatze stehen, wie diese Philosophen behaupten. Auch der Selbsterhaltungstrieb der Thiere sei kein ungebundener, zügel- und schrankenloser. Wenn z. B. manche Vögel durchaus nicht die Gefangenschaft vertragen, wenn sie mit der Freiheit auch zugleich die Eßlust verlieren und in kurzer Zeit dahinsterben, so erklären sie durch diesen Tod, daß der Selbsterhaltungstrieb bei ihnen mit dem Freiheitstrieb aufs innigste verbunden ist. Noch mehr ist dies bei dem Menschen der Fall. Der Selbsterhaltungstrieb erstreckt sich in ihm nicht weiter als sein Selbst oder das Gut, das er zu seinem Selbst rechnet, das er nicht von sich absondern, nicht aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. Wenn der Mensch sein Leben endet, weil er verloren oder zu verlieren fürchtet, was er wesentlich zum Leben rechnet, so handelt er nicht im Widerspruch, sondern im Einklang mit seinem Selbsterhaltungstriebe:

Der Selbstmord gehört in die Klasse der widerspruchvollen Erscheinungen des menschlichen Wesens — der Erscheinungen oder Handlungen, welche im schreiendsten Widerspruch mit seiner Selbstliebe stehen oder vielmehr zu stehen scheinen und doch nur aus Selbstliebe geschehen. Der Selbstmörder verzichtet auf alle Genugthuungen des Glückseligkeitstriebes, aber nur um dadurch sich jeder Verletzung desselben zu entziehen; er will kein Glück mehr genießen, aber nur um kein Unglück mehr zu leiden; er opfert seinen besten Freund auf — jeder hat ja an sich seinen besten und treuesten Freund —, aber nur um dadurch seinem Todfeind den Todesstreich zu versetzen. Der Tod widerspricht allerdings der Natur, aber er widerspricht nur der vollständigen, gesunden, glücklichen, nicht der verstümmelten, leidenden, unglücklichen Natur. Er ist für sich selbst ein Abscheu erregendes Gift, aber als Gift gegen Gift ein ersehntes Heilmittel. Und sowenig die Kraft des Kranken, eine abscheuliche Arznei zu sich zu nehmen, im Widerspruch steht mit dem Trieb des Gesunden nach Wohlschmeckendem, sowenig steht der Todesentschluß des irgendwie Verletzten oder auch nur mit Verletzungen Bedrohten mit dem Selbsterhaltungstrieb des Unverletzten im Widerspruch. Dies wäre nur dann der Fall, wenn der Selbstmord eine grundlose Selbstvernichtung wäre. Allein der Selbstmörder bestimmt sich zum Tode nicht aus Freiheit, d. h. eigentlich aus Muthwillen, aus Spaß, sondern aus trauriger Nothwendigkeit, bestimmt von einem Grunde, welcher für ihn ein letzter, unübersteiglicher, mit seinem Wesen identischer, kein durch Gegengründe aufhebbarer, also kein beliebiger ist. Der Wille ist die letzte, d. h. die nächste, aber nicht die erste Ursache des freiwilligen Todes. Der Satz: ich will sterben, ist nur die willige Schlußfolge von dem widerwilligen Obersatz: ich kann nicht mehr leben, ich muß sterben.

Der Selbstmord ist daher sowenig ein Beweis von der Freiheit oder Fähigkeit, „von allem zu abstrahiren“, wie Hegel meint, daß er vielmehr das Gegentheil beweist. Die Fähigkeit, von allem zu abstrahiren, die über alle Naturnothwendigkeit erhabene Willensfreiheit bewiese der Mensch nur, wenn er auch vom Tode abstrahiren, nicht sterben könnte, falls er nicht sterben wollte, wenn es nur einen freiwilligen, aber keinen nothwendigen, natürlichen Tod gäbe.

Ich kann, was ich will, aber nur wenn und wofern ich will, was ich kann, widrigenfalls ist mein Wollen ein grund- und bodenloses, ein nur eingebildetes; denn der Grund des Wollens ist das Können, das Vermögen des Gewollten. So kann der Mensch auch nur da seinen Tod wollen, wo er in sich Grund und Stoff zum Tode hat, wo er mit seinem Leben nur einen Schein, einen Widerspruch abthut, im Tode nur den wahren Ausdruck seines Wesens und Willens findet.

Das zweite Kapitel: „Der Wille innerhalb der Zeit“, wendet sich namentlich gegen Kant, der die Existenz der Willensfreiheit nur von der Nichtigkeit der Zeit für Vernunft und Willen abhängig gemacht habe und daher in der Zeit ein Vermögen wie die Willensfreiheit, welches von selbst, unbedingt durch ein Vorher, einen Zustand anfange, für unmöglich erklärte. Kant führt namentlich die Reue über eine längst begangene That an als Beweis, daß die Vernunft, wenn es auf das Gesetz unserer intelligibeln Existenz ankomme, keinen Zeitunterschied anerkenne. Feuerbach meint hiergegen, daß nicht blos unsere denkwürdigen Thaten, auch unsere denkwürdigen Leiden und Freuden sich in so frischem Angedenken bei uns erhalten:

Selbst auf Speisen und Getränke erstreckt sich diese Kritik der praktischen Vernunft. „Ich werd' es nie vergessen, was ich beim Herrn von Kressen getrunken und gegessen.“ So schloß einst eine nürnberger Grabrede. Und wie oft hört man

namentlich aus dem Munde des aufrichtigen Volks solche Aussprüche!

Feuerbach leugnet also die metaphysische und moralische Richtigkeit der Zeit nicht; er dehnt sie nur aus auf alles Menschliche, auch die materiellsten Genüsse, und sucht damit das Privilegium des Willens aufzuheben.

Weiterhin bemüht sich Feuerbach, die Einheit des Willens und des Glückseligkeitstriebes zu beweisen. Ich will, heißt, ich will glücklich sein. Den Glückseligkeitstrieb des Menschen unterdrücken, heißt den Willen des Menschen unterdrücken. Willenlosigkeit ist widerstandlose Hingabe an die Miserabilitäten des menschlichen Lebens, seien diese Miserabilitäten nun orientalische Läuse oder Flöhe oder occidentalische Eminenzen und Excellenzen. Der Verstand ist das die Dinge in mich hineinsetzende, der Wille aber das diese in den Kopf gesetzten Dinge wieder aus mir heraussetzende Wesen oder Vermögen. Mit dem „Ich will“ ist aber unzertrennlich das Fragewort „Was?“ verknüpft. Ein von der Materie des Willens abgesonderter Wille ist ein Unding.

Wir haben bei diesen Ausführungen zweierlei zu bemerken. Einmal, daß sie allerdings eine Consequenz der Philosophie des concreten Seins sind und sich in offenbarsten Widerspruch zu unsern bisherigen Gedankensystemen stellen, welche den Begriff des Willens gerade durch die Abstraction von allem bestimmten Wollen zu gewinnen suchten, während Feuerbach einen derartigen Willen für ein Gedankending, ein Noumenon, erklärt. Im Grunde sind aber wissenschaftliche Untersuchungen nur möglich, wenn man die Begriffe in ihre eigene Sphäre versetzt. Ein Botaniker, der eine Pflanze nicht aus der Erde herausreißt, wird ihre Wurzel nicht untersuchen und erkennen können. Die Anthropologie, welche „den Menschen“, so wie er leibt und lebt mit Haut und Haar, als das Absolute erfaßt, wird nirgends über das Thatsächliche hinausgehen. Auch der Wille ist für Feuerbach eine Thatsache. Hierin begegnet er sich mit Schopenhauer, den er sonst öfter persiflirt, vielleicht auch durch das doppelte p, mit dem er consequent diesen Namen schreibt. Der Wille ist für Schopenhauer das jedem unmittelbar Bekannte, und die Action des Leibes ist nichts anderes als der objectivirte, d. h. in die Anschauung getretene Act des Willens. Der Forscher als rein erkennendes Subject wäre geflügelter Engelskopf ohne Leib; doch er wurzelt in der Welt durch seinen Leib, der mit dem Willen identisch ist. Dies ist bekanntlich ein Angelpunkt des Schopenhauer'schen Systems, während bei Feuerbach die Thatsächlichkeit des Willens hingenommen werden muß, wie die andern Thatsachen der Anthropologie, ein gedanklicher Rohstoff, den uns der Autor nicht verarbeitet, aus Unlust, sich mit Gedankendingen, d. h. Begriffen einzulassen.

Unsere zweite Bemerkung trifft den Eudämonismus, den Feuerbach in diesem Kapitel vertritt. Auch der Glückseligkeitstrieb wird uns hier als eine selbstverständliche Thatsache hingestellt. Wenn Feuerbach ihn dem Willen gleichsetzt, so rechnen wir eigentlich mit zwei unbekannten Größen. Der Begriff der Glückseligkeit ist ein sehr verschiedener und hat sich auch sehr verschieden in den philosophischen Systemen gestaltet, die ihm huldigten. Die Beleuchtung, die Feuerbach auf seine Glückseligkeit fallen läßt, ist eine spärliche. Wir erfahren nur aus dem „System der Natur“, daß ein vorübergehendes Uebel dem Menschen ein dauerndes Gut verschaffen kann und daß es daher nicht dem Glückseligkeitstriebe widerspricht, wenn der Mensch sich z. B. der schmerzhaften Amputation eines Gliedes unterwirft, indem er diesen momentanen Schmerz nur erduldet in der Aussicht auf ein überwiegendes Gut. Doch dies scheint uns nicht die Stellung der Frage, auf die es ankommt. Es muß bewiesen werden, daß die Menschen niemals Entschlüsse fassen, die ihrem Glückseligkeitstriebe widersprechen — ein Beweis, der schwerlich möglich sein wird, ohne dem letztern Begriff eine ihn aufhebende Erweiterung zu geben. Man kann freilich zuletzt mit Max Stirner sagen, daß die Menschen ihr Glück auch in der Hingabe an die „fixen Ideen“, als da sind Ehre, Freiheit, Vaterlandsliebe u. s. f. finden, daß sie also in der Aufopferung für dieselben ihren Glückseligkeitstrieb befriedigen, sowenig derartige Entscheidungen mit dem angeborenen, wir möchten sagen mit dem Naturtriebe des Glückes in Einklang zu bringen sind. Doch immer bleiben noch Fälle unerklärt, wo die Entscheidung des Willens erfolgt in offenbarem Gegensatz gegen das, was der Glückseligkeitstrieb verlangt, ja was der Mensch für sein Glück hält. Solange dies der Fall ist, hat die Feuerbach'sche Identität von Willen und Glückseligkeitstrieb nur den Werth eines Paradoxon.

Wir haben gerade an dieser Stelle die Gedankengänge des Philosophen unterbrochen, weil von hier aus über dieselben nach rückwärts und vorwärts das meiste Licht ausströmt. Auch das Princip der Sittenlehre sucht Feuerbach im Glückseligkeitstrieb, d. h. im Glückseligkeitstrieb des Du. Wie das Recht innerhalb äußerlicher, peinlicher, erzwinglicher Schranken, so setzt die Moral innerhalb innerlicher, herzlicher, freiwilliger Schranken den Glückseligkeitstrieb des Ich mit dem Glückseligkeitstrieb des Du, des andern, in Uebereinstimmung. So ist der Streit zwischen Pflicht und Glückseligkeit kein Streit zwischen verschiedenen Principien, sondern nur zwischen demselben Princip in verschiedenen Personen, zwischen eigener und fremder Glückseligkeit. Das Ich außer mir, das sinnliche Du, ist der Ursprung des übersinnlichen Gewissens in mir. Mein Gewissen ist nichts anderes als mein an die Stelle des verletzten Du sich setzendes Ich, nichts anderes als der Stellvertreter der Glückseligkeit des andern auf Grund und Geheiß des eigenen Glückseligkeitstriebes.

Auch hier ist mehr als Ein Fragezeichen verstattet. Spricht mein Gewissen nicht auch, wenn ich Pflichten verletze, die mit dem Glückseligkeitstriebe des Du nichts gemein haben, Pflichten gegen allgemeine Institutionen des Staates, der Gesellschaft? Die Ausflucht, daß diese Institutionen das Glück der andern sichern, ist nicht genügend; denn es gibt ebenso viele, welche dem Glückseligkeitstrieb widersprechen.

Treffender sind die Bemerkungen über „Nothwendigkeit und Verantwortlichkeit". Feuerbach sucht den freien Willen für zufällige Bestimmungen zu erhalten für die Wahl des Einzelnen, während er, wo es die Gattung eines Gegenstandes gilt, einen unersetzbaren, das Wesen erschöpfenden, nothwendigen Beweggrund oder Willen annimmt.

Allerdings bin ich keineswegs so bestimmt, so einseitig, so ausschließlich, so unabänderlich zu dieser oder jener Handlung bestimmt, wie „der unterstützungslose Stein zum Fallen oder das Feuer zum Brennen bestimmt ist" — das gewöhnliche, schon von Alexandros Aphrodisäos in seiner interessanten Schrift vom Schicksal zur Veranschaulichung und Widerlegung der Aufhebung der menschlichen Willensfreiheit gebrauchte Gleichniß —; denn der Mensch hat außer dieser zu dieser Handlung ihn bestimmenden Neigung oder Eigenschaft noch andere Neigungen oder Eigenschaften, die ihn zur Unterlassung derselben befähigen, außer diesem ihn an einen Gegenstand fesselnden Sinn noch andere Sinne, die ihn von der Gewaltherrschaft dieses einseitigen Eindrucks befreien können. Ein Frauenzimmer, das durch die Schönheit seiner Gestalt und Gesichtszüge mich unwiderstehlich anzieht, kann durch einen übelriechenden Athem ebenso unwiderstehlich auf zeitlebens mich von sich stoßen, umgekehrt als Gegenstand des Auges mich abstoßen, aber als Gegenstand des Gehörs durch den bloßen Ton ihrer Stimme mich anziehen. Wer bringt nun aber dieses widersprechende Für und Wider den Gegenstand zur Ruhe und Entscheidung? Der Sinn, der in mir der mächtigste, vorherrschende, mein Wesen bestimmende ist.

Feuerbach betont die außerordentliche Beweglichkeit und Bestimmbarkeit des Menschen:

Der Mensch verändert sich, bildet sich, entwickelt sich, ja entwickelt oft Eigenschaften, die nicht nur andere, sondern auch er selbst sich nie zugetraut hätte, die mit allen bisher gezeigten Eigenschaften — wenn auch vielleicht nur scheinbar — im größten Widerspruch stehen, alle Prophezeiungen seiner Aeltern, Lehrer und Kameraden zu Schanden machen, alle über einen Menschen für immer absprechenden Urtheile eines bornirten und pedantischen Determinismus gründlichst widerlegen. Eine bornirte und selbst falsche Auffassung und Darstellung einer Sache hebt aber darum noch nicht die Sache selbst auf. Wer dem Menschen zu enge Grenzen setzt, fehlt, aber ebenso, wer sie zu weit oder gar bis ins Unendliche, d. h. Phantastische hinausschiebt. Die Veränderungs- und Entwickelungsfähigkeit des Menschen erstreckt sich nicht weiter als seine Freiheit und umgekehrt. Wie meine Freiheitshandlungen, so fallen meine Veränderungen nur innerhalb, nur diesseit der unübersteiglichen Grenzen, die dieses mein bestimmtes Wesen begründen. Was mit meiner Gattungs- oder Artbestimmtheit, mit meinem charakteristischen Wesen zusammenhängt, das kann ich nicht weder mit der Zeit, noch mit Willen lassen, das kann ich nicht ebenso gut nicht thun, als thun, das muß ich thun. Wo mein Wesen, da ist mein Himmel, wo aber der Himmel anfängt, da hört die Freiheit des Thun- und Lassen-Könnens auf. Selbst im Himmel der Theologie verlieren die Seligen die Freiheit, das Gegentheil von dem zu sein und zu thun, was sie thun und was sie sind.

Das folgende Kapitel über den „Individualismus oder Organismus" bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt, der in der Feuerbach'schen Anschauung liegt. Mit Recht wird gegen Kant, Fichte und Hegel behauptet, daß diese Philosophie eine natürliche Gegnerin der Individualität sei. In der That haben die Vertheidiger Hegel's wol nachzuweisen versucht, daß seine Kategorien des „Einzelnen" und „Unmittelbaren" auch dem Individuellen gerecht werden. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß sie die untergeordnetste Stellung in dem System ein[...] sie werden alsbald in ein Allgemeineres, Höheres [...] gehoben, sowie die Wahrheit der sinnlichen Gewiß[...] eine Täuschung nachgewiesen wird, gleichsam als [...] Gaukelspiel, das sich nicht festhalten läßt, in [...] indem das Hier und Jetzt bereits dialektisch sich als [...] Begriffe sind. Die Sprache hat ja die göttliche [...] die Meinung unmittelbar zu verkehren, und was [...] aussprechliche genannt wird, ist nichts anderes als [...] Unwahre, Unvernünftige, blos Gemeinte. Das [...] Einzelne wird schon gleichsam an der Thüre der [...] schen Phänomenologie fortgewiesen. Und doch ist [...] Individuum ein Jetzt und Hier, eine Wahrheit, [...] auch nicht für den Verstand, doch für die Sin[...] für das Gemüth. Damit hängt es denn zusam[...] Hegel trotz seiner Vorliebe für die speculative Ge[...] dogmatischer Fragen den persönlichen Unsterbl[...] glauben kaum berührt; denn dieser Glauben geht [...] unendlichen Schätzung des Individuums hervor, [...] für die Hegel'sche Philosophie keine Wahrheit ha[...] hängt ferner damit zusammen, daß Hegel von [...] schlechtsliebe, die ebenfalls auf der unendlichen Sc[...] des Individuums beruht, sehr gering denkt. Er [...] seiner „Rechtsphilosophie" (§. 162) für den sittlich[...] daß die Veranstaltung der wohlgesinnten Aeltern [...] macht und in den zur Vereinigung der Liebe für [...] bestimmt werdenden Personen daraus, daß sie [...] hierzu bestimmt bekannt werden, die Neigung [...] Er verspottet das „Element von durchdringender [...] keit" das in die modernen Dramen und ander[...] darstellungen gebracht wird durch die gänzliche [...] keit, dadurch nämlich, „daß das ganze Interesse [...] auf diesen beruhend vorgestellt wird, was wol für [...] von unendlicher Wichtigkeit sein kann, aber es [...] nicht ist"; er verhöhnt das moderne „Verliebtsein": [...] stellt sich hier vor, jeder müsse warten, bis seine [...] geschlagen hat, und man könne nur einem be[...] Individuum seine Liebe schenken." Der [...] gegen diese Geringschätzung des Individuellen, [...] gar, wie die letzte Stelle beweist, bisweilen einen [...] philiströsen Charakter annahm, sodaß man mit der [...] taphysik die Schlafmützen der ehrbarsten deutschen [...] väter ausfüttern konnte, blieb nicht aus. Die [...] Schelling'schen Schule, namentlich Stahl, [...] gegenüber das unendliche Recht der Persönlichk[...] freilich auf dogmatischer und transscendenter Gr[...] und Feuerbach mag zu seiner sensualistischen [...] wesentlich durch diese Achillesferse des Hegel'sch[...] stems getrieben worden sein. Die Polemik gegen [...] ist daher eine durchaus glänzende und schlag[...] die Verherrlichung des Individuums, das sich [...] in einen blutleeren Schatten verwandelt, der [...] mal, wenn er das Blut sämmtlicher Kategorien [...] ganzen Kelch des Geisterreichs mit seiner sch[...] Unendlichkeit ausgetrunken hätte Fleisch und [...] wänne, macht einen durchaus erquicklichen [...] thuenden Eindruck. Feuerbach sagt:

Nur durch die Sinne weiß ich, daß noch andere Wesen, re Menschen außer mir sind, daß wie sie von mir, so ich von ihnen unterschiedenes, individuelles Wesen bin. Aber meine Individualität erstreckt sich nicht nur auf die aufnden Merkmale oder Eigenschaften, durch die ich mich von rn unterscheide, sondern auch auf die Eigenschaften, die ich Unterschiede von jenen als gemeinschaftliche denke und in allgemeinen Begriff des Menschen zusammenfasse. Ich bin Individuum bis hierher und nicht weiter, sodaß meine iduellen Eigenschaften ihre Grenze hätten an den gemeinlichen, diese nicht berührten, nicht befleckten; nein! Indiviuät ist Untheilbarkeit, Einheit, Ganzheit, Unendlichkeit; ich überall, durch und durch, vom Wirbel bis zur Ferse, vom bis zum letzten Atom individuelles Wesen. „Ich bin der Mensch überhaupt in einer bestimmten Gestalt", ich nur als dieser absolut bestimmte Mensch Mensch; Mensch und dieses Individuum sein ist schlechterdings ununterbar in mir.

Und weiterhin:

In Gedanken kann ich nicht diesen Raum von jenem, nicht uft, die ich einathme, von der Luft des andern unterschei- aber gerade da, wo der Unterschied für den Gedanken sich bt, beginnt der Unterschied, welcher der Quell des Lebens, Quell der Individualität ist. Das Individuum ist unüberr, unnachahmlich — außer nur dem Schein oder gewissen nthümlichkeiten nach —, unbegreiflich, undefinirbar; es ist Gegenstand sinnlicher, unmittelbarer, anschaulicher Erkennt- Mag alles Schein und Täuschung sein, was uns die e über die Dinge außer uns, über Sonne, Mond und re sagen — so viel ist gewiß: die Wahrheit des Lebens, Wahrheit der Individualität stützt sich nur auf die Wahrer Sinne. Das Leben des Lebens ist die Liebe; aber die ist, wenn auch nicht, wie Fichte in der „Anweisung zum n Leben" von seiner phantastischen, weil grund- und gegenosen Liebe behauptet, „die Quelle aller Gewißheit und Wahrheit und aller Realität", wol aber die Quelle von Gewißheit und Wahrheit und Realität des Individuums. Gedanke unterscheidet die Gattung vom Individuum, aber eben, aber die Liebe macht diesen Gedankenunterschied zu ununterscheidbaren Eins, das Individuum zum „absolu- Wesen", das eben darum nur lebendig oder todt, nur sein nicht sein kann. „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage." diese Frage löst nur die auf die Wahrheit der Sinne, auf Wahrheit der Liebe gestützte Vernunft.

Im weitern Verlauf seiner Abhandlung sucht Feuer- den religiösen Ursprung des deutschen Materialis- zu erweisen; er leitet ihn aus dem Zeitalter der rmation her, während er seinen Gegensatz zum Spilismus auf einen Streit der medicinischen und phihischen Facultät zurückführt. Es handelt sich in die- Streit nur um den Kopf des Menschen, um die in menschlichen Hirnschädel zusammengepreßte Materie. Gleichwol sagt uns die Anatomie nur die todte und eben gen nicht die ganze volle Wahrheit. Die Wissenschaft nun und nimmermehr den Standpunkt des Lebens zu ihrer tzung entbehren oder ersetzen. Leben, Empfinden, Denken das absolut Originales und Geniales, Uncopirbares, Unches, Unveräußerliches — ist in Wahrheit das nur durch elbst erkennbare, aber nicht mystificirte, nicht travestirte te der speculativen Philosophen und Theologen.

Die letzten Kapitel der Abhandlung bestehen in Kritik des Spiritualismus und Idealismus, einer des Cartesius und Leibniz, namentlich aber der 'schen Psychologie. Er wirft Hegel vor, daß er r Partei für die Seele gegen den Leib nehme, daß ihm, trotzdem er die Einheit des Geistes und der Materie, der Seele und des Leibes behaupte, der Leib keine, die Seele alle Wahrheit sei. Wenn Hegel in dem thierischen Magnetismus, in seinem „Sichlosmachen" von den Schranken des Raums und der Zeit etwas erblickt, was mit der Philosophie Verwandtschaft hat, und namentlich auf das Lesen der Somnambulen mit der Herzgrube Gewicht legt, so meint Feuerbach, die allgegenwärtige Seele könnte ja ihren wohlthätigen Gemeinsinn auch einem Hühnerauge mittheilen:

Wozu ein Körper, wie z. B. das Auge, wenn eine Seele existirt, die auch ohne Augen sieht? Wozu dieser künstliche Bau, diese „Specification", diese Ausführlichkeit, diese Spitzfindigkeit der Materie, wenn mit dem einen simpeln Wort Seele alles gesagt und gethan ist? Wozu diese Ausdehnung in die Länge, Breite und Tiefe für ein nicht ausgedehntes Ding? Diese Gliederung, diese Theilung bis ins Unabsehbare für ein einfaches, untheilbares, gliederloses Wesen? Wozu das Hirn, diese ausgezeichnete, diese nicht nur von allen übrigen Organen, sondern auch in sich selbst so unterschiedene, so verwickelte, so labyrinthische Materie, wenn die Ehre dieser Auszeichnung nicht ihm selbst, sondern einem andern, einem immateriellen Wesen gilt?

Ebenso scharf kritisirt Feuerbach die Kategorie des „Unmittelbaren" bei Hegel. Was indeß die Hegel'sche Einheit der Seele und des Körpers betrifft, so darf nicht verkannt werden, daß Hegel in der Sache selbst keineswegs toto coelo von seinem ungetreuen Jünger abweicht, sondern daß er demselben Gedanken gleichsam nur durch die Strahlenbrechungen in einer höhern metaphysischen Luftschicht eine andere Färbung gibt.

Den Grundmangel des Idealismus findet Feuerbach darin, daß er die Frage von der Objectivität und Subjectivität, von der Wirklichkeit oder Unwirklichkeit der Welt sich nur vom theoretischen Standpunkte aus stellt, während doch die Welt ursprünglich zuerst nur weil sie ein Object des Wollens, des Sein- und Haben-Wollens ist, Object des Verstandes ist.

Auch in dieser Anschauung stimmt Feuerbach mit Schopenhauer überein, für den die Intelligenz nur ein Licht ist, das der Wille sich auf der höhern Stufe seiner Entwickelung anzündet. Die Parallelstelle in Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" lautet: „Die Erkenntniß überhaupt, vernünftige sowol als blos anschauliche, geht also ursprünglich aus dem Willen selbst hervor, gehört zum Wesen der höhern Stufen seiner Objectivation, als eine bloße μηχανη, ein Mittel zur Erhaltung des Individuums und der Art, so gut wie jedes Organ des Leibes. Ursprünglich also zum Dienste des Willens, zur Vollbringung seiner Zwecke bestimmt, bleibt sie ihm auch fast durchgängig gänzlich dienstbar; so in allen Thieren und in beinahe allen Menschen."

Der neue Band von Feuerbach's Werken gewährt durch seinen Kern, die umfassenden Untersuchungen über Freiheit und Nothwendigkeit, welche bei diesem Autor neu sind, ein besonderes Interesse. Feuerbach ist ein schlaghafter Kopf, der von glänzenden Aphorismen sprüht und gerade dadurch höchst anregend wirkt, selbst auf

diejenigen, welche weder mit seinen philosophischen Principien, noch mit seiner springenden Darstellungsweise einverstanden sind. **Rudolf Gottschall.**

Neue Blätter und Blüten deutscher Lyrik.

Unverwüstlich und ewig jung, wie die Natur, ist auch die Poesie; in jedem neuen Lenze sprossen auch im Dichtergarten von neuem Blätter und Blütenknospen. Freilich sind die perennirenden Pflanzen, die mit jedem Jahre in einer neuen Auflage wiederkehren werden, nur spärlich zu finden unter dem Gras, das nur heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, und viel reichlicher ist leider das Unkraut, welches ganz ausgegätet werden sollte, weil es „den gesunden Blumen die Kraft des Bodens unnütz saugt hinweg“, wie der Gärtner in „Richard II.“ zur Rechtfertigung der blutigen Kritik Bolingbroke's argumentirt. Wenn z. B. ein neudeutscher Horaz, dessen voluminöses Opus (Gedichte von Meinhold, siehe unter Nr. 10) zu dem Neuesten aus Plundersweilern gehört, die Quintessenz seiner ars poetica in die Worte zusammenfaßt:

> Das Dichten ist in allen Stücken
> Dicht machen, oder ein Verdicken,
> Ein Ordnen, Runden der Gestalt;
> So wirkst du sicher mit Gewalt! —

so muß man denselben zunächst allerdings auf die geistvollen Artikel über das Dichten und die Dichter in Grimm's „Deutschem Wörterbuch“ (II, 1057) verweisen, um ihm zu der richtigen Etymologie der Beschäftigung, welche er sich leider ausgesucht hat, zu verhelfen; nicht ohne „tiefen Sinn“ ist aber diese bezeichnende Verwechselung des densare und dictare, dieses Zusammenwerfen des poeta und des centonarius, des Dichters und des Lumpenflickers. In unbewußter Beziehung auf das Goethe'sche Wort: „Geschwungne Hämmer dichten, Zange fasset klug“, erscheint in solcher Auffassung des Dichters Werk als die mühselige Handwerksarbeit des Verseschmieds, und das Ziel dieses Trachtens und Dichtens ein recht dicker Band Gedichte, dessen literarischen Werth des Krämers Wage bestimmt. Derselbe Verfasser gesteht freilich auch ein, daß die gebildete Sprache für ihn denken und dichten müsse, daß da, wo Gedanken fehlen, ein Reimgeklingel genüge, denn der Reim rühmt sich S. 223:

> Will sich des Dichters Phantasie verirren,
> Hinkt sie wol gar nur durch der Dichtung Au,
> So leih' ich flugs der matten meine Flügel,
> Und hurr! geht's wieder über Stock und Hügel!

Hiermit steht es denn auch im Einklang, wenn sich diese matthinkende Phantasie den Dichtvogel nicht als den Paradiesvogel, der „wie ein Stern des Himmels erglüht“, sondern nur als ein Monstrum mit Trappenfuß, Straußenmagen und Uhukrallen vorzustellen vermag.

Sind solche Bönhasen der Dichterzunft zum Glück auch nur die freilich nicht ganz seltenen Ausnahmen, so würde doch auch unter den vielen, die berufen sind, die Zahl der Auserwählten nicht so gering erscheinen, wenn sie selbst eine strengere Auswahl zu treffen im Stande wären. Leider findet man aber auch bei den Dichtern zuweilen jene besondere Vorliebe, welche oft die Aeltern gerade für die schwächlichsten Kinder hegen, und so wird manches kaum lebensfähige Product, welches still im Papierkorb begraben werden sollte, in glänzender Ausstattung hinaus in die Welt geschickt, wo es nur Bessern den Platz beschränkt und den eigenen gehaltvollern Geschwistern das Fortkommen erschwert. Werden die Linsen in die Asche des Herdes geschüttet, so werden sie dadurch nicht schmackhafter, und da Aschenbrödels Täubchen nicht immer geflogen kommen, um Hülfe zu leisten, so läßt der Leser die mühsame und die Mühe nicht lohnende Arbeit des Aussuchens oft lieber ungethan. Viele Autoren scheinen zu vergessen, daß Zahl, Maß und Gewicht nur für die materiellen Güter den Werthmesser bilden, und die letzte Hand, welche an das Manuscript von Gedichtsammlungen gelegt wird, sollte in den meisten Fällen den Rothstift statt der Feder führen, damit nicht die Kritik die Arbeit der Pochwerke, das gute Erz vom tauben Gestein zu sondern, allein verrichten muß. Wenn aber einmal solch ein Band Gedichte eine zweite Auflage erlebt, so ist es in der Regel eine „vermehrte“, während doch gerade eine Verminderung des Volumen durch strengere Sichtung sie zu einer „verbesserten“ hätte machen können. Letzteres gilt auch, wenigstens zum Theil, von folgenden drei in zweiter Auflage vor uns liegenden Gedichtsammlungen, deren Wiedererscheinen auf dem Büchermarkt bei den beiden ersten durchaus gerechtfertigt, bei der dritten aber kaum erklärlich ist:

1. Kreuz- und Trostlieder von Friedrich Oser. Zweite sehr vermehrte Auflage mit Angabe der Compositionen. Wiesbaden, Riedner. 1865. 8. 25 Ngr.
2. Gedichte von Karl Kirdorf. Zweite Ausgabe. Crefeld, Kühler. 1866. 16. 1 Thlr.
3. Pulsschläge. Dichtungen von Karl Landsteiner. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Mit einem Anhange: Tannhäuser, Fragment einer Tragödie. Leipzig, Günther. 1866.

Von den „Kreuz- und Trostliedern“ von Friedrich Heinrich Oser, Pfarrer zu Waldenburg im Canton Baselland (Nr. 1) ist der kleinere Theil bereits in der vor 10 Jahren erschienenen ersten Auflage veröffentlicht worden, die Mehrzahl, und zwar viele der ansprechendsten, sind erst seit dieser Zeit neu hinzugekommen. Von den beiden Abtheilungen der Sammlung umfaßt die zweite die Kreuz- und Trostlieder bei besondern Anlässen, bei dem Tode der Mutter, des Bruders und der Kinder; dieselben zeichnen sich durch eine große Innigkeit des Gefühls aus, namentlich die Lieder, welche auf den Tod der Tochter von der Mutter oder in deren Namen gedichtet sind. Die etwas zu voluminöse erste Abtheilung ist dagegen mehr allgemeinern Inhalts, und entbehren viele der oft unbedeutenden Gedichte der individuellen Färbung, sodaß das unaussprechliche Seufzen der Creatur in diesem irdischen Jammerthal, besonders durch den reichlichen Gebrauch der biblischen Terminologie, zuweilen sehr monoton wird. Allein wenn auch der Kreis von Empfin-

dungen, in welchem sich der Dichter bewegt, nur beschränkt ist, so wird doch durch die Wärme und Tiefe des in den meisten Liedern sich aussprechenden Gefühls, durch die milde Klarheit der frommen Gedanken der Leser um so wohlthuender berührt, als sich in der Form eine große Herrschaft über die Sprache bekundet, viele Lieder harmonisch abgerundet sind und die Verse melodisch dahinfließen. Letzteres macht es auch erklärlich, daß fast die Hälfte dieser Lieder von 57 verschiedenen Componisten, und zwar einzelne sehr oft, dreizehn- ja siebzehnmal in Musik gesetzt worden, auch einzelne ins Französische und Englische übertragen sind. Allerdings ist das Componirtwerden noch kein Beweis der Güte eines dichterischen Products, wie ja fast alle Operntexte zeigen, und auch viele der von den Componisten häufig gewählten Lieder Oser's gehören keineswegs zu den besten, z. B. das funfzehnmal componirte: „Groß sind die Wogen und brausen gar sehr", in welchem „Herr" dreimal auf „sehr", „schwer" und „mehr" gereimt wird; oder die Gedichte: „Birg mich unter deinen Flügeln"; „Nun schlaf' in kühler Erde", mit dem Refrain: „Ade! zur tausend guten Nacht"; „O schönster Stern", von denen 7, 9, ja 16 Compositionen existiren. Andere dagegen, welche sich wegen ihres poetischen Inhalts und ihres Rhythmus viel eher zur Composition zu eignen scheinen, z. B.: „Verschlungen ist der Tod in dem Sieg", „Wie brachte Frieden mir und Ruh", „Du dankest dir so gern", sind von keinem der Componisten gewählt worden. Zu den schönsten Gedichten Oser's gehört (S. 163):

Nun trocknet den Garten ein lieblicher Wind;
Wie wärst du geflogen hinaus, mein Kind,
Hinaus in den lustigen Sonnenschein,
Und hättest gejauchzt wie ein Vögelein!

Hätt'st wieder gespielt das neckische Spiel,
Das, ach! dir immer so wohl gefiel:
Wo bin ich, wo bin ich? wer findet mich?
Ei, sucht mich! ei, sucht mich! — verloren bin ich!

Da träufelt vom Dache der letzte Schnee,
Und in bittern Thränen löst sich mein Weh;
Ach, nirgends, ach, nirgends mein Blick dich entdeckt;
Wie hast du dich, Kind, so gut versteckt!

Ferner aus der ersten Abtheilung: „Du bist ja doch der Herr", „Muß eine von dem andern"; aus der zweiten Abtheilung: „Schöner prangt die Liebe nie", „In des Hauses fernste Kammer" u. a. m.

Die zuerst im Jahre 1863 erschienenen, anfangs nur für einen kleinern Kreis bestimmten Gedichte von Karl Kirdorf (Nr. 2) können sowol wegen ihres Inhalts als wegen ihres Verfassers eine besondere Bedeutung beanspruchen. Letzterer gehört nämlich, ebenso wie die früher in Nr. 35 d. Bl. f. 1865 besprochenen Dichter Karl Weise und Ernst Donath, dem Handwerkerstande an, und wenn er im Vorwort uns erzählt, daß er mit einer mangelhaften Schulbildung im Alter von 13 Jahren als Lehrling bei einem Buchbinder an den Arbeitstisch gebannt worden, daß das Bewußtsein dichterischer Kraft auf seiner Wanderschaft als Handwerksbursche in ihm erwacht sei, und daß er nach harten Arbeitstagen die Abende und Nächte zur Erweiterung seiner lückenhaften Bildung und zur Aufzeichnung seiner Lieder benutzen müsse, so werden letztere schon aus diesem Grunde ein lebhafteres Interesse zu erregen nicht verfehlen. Und der Inhalt dieses Bandes rechtfertigt durchaus ein solches Interesse, wenngleich allerdings eine etwas größere Strenge bei der Ertheilung des Imprimatur wünschenswerth gewesen sein würde. Schon die poesievollen anschaulichen Schilderungen aus des Verfassers Wanderleben, von denen „Rheinfahrt" und „Venedig" besonders hervorzuheben sind, sowie viele gelungene Balladen, z. B. „Kriemhilde" und „Hastings" bekunden eine unverkennbare poetische Begabung; noch deutlicher aber tritt dieselbe hervor in denjenigen Gedichten, welche in unmittelbar persönlicher Beziehung auf des Verfassers Schicksale und Lebenserfahrungen die oft harte und trübe Wirklichkeit mit der Dichtung Zauberschleier zu umkleiden streben. In der ganzen dritten Abtheilung „Haus und Heerd", und in manchen andern Gedichten, z. B. „Was mein ist", „Die Waisenkinder", „Wunsch", „Die Muse", spricht sich ein warmes und tiefes Gefühl, eine edle und kräftige Gesinnung und vor allem der idealistische Grundton, der die ganze Sammlung durchzieht, in anmuthiger Weise aus. Der Zwiespalt zwischen der Lebensstellung, der Werktagsbeschäftigung des Verfassers und seinen Dichterwünschen bildet das Thema vieler Gedichte; aber die Versöhnung, die er eben in der Fülle seines poetischen Talents findet, löst diese Dissonanz harmonisch auf. Einzelne Gedichte, z. B. „Ich könnte dich nicht überleben", dessen erste Strophe lautet:

Ich könnte dich nicht überleben,
Du meiner Seele süßes Licht,
Den Todeskampf nicht sehen beben
Auf deinem lieben Angesicht;
Ich könnt' nicht den Gedanken fassen,
Daß mir von deiner Lieb' und Treu'
— Auf immer einsam und verlassen —
Nichts als Erinn'rung übrig sei! —

sind von dauerndem Werth. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß die Begabung des Verfassers mehr in die Breite als in die Tiefe geht, und daß er, vielleicht verleitet von seinem unverkennbaren Formtalent, von Wiederholungen und Weitschweifigkeiten sich nicht freihält, wozu auch die Gewohnheit, die Strophen der Gedichte chansonartig mit demselben Refrain zu schließen, mit beitragen mag. Vermißt man auch außerdem zuweilen die Fähigkeit, einem poetischen Gedanken einen prägnanten Ausdruck zu geben, einem Bilde mit wenigen kräftigen Strichen Lebensfülle zu verleihen, so gehören doch viele dieser Gedichte Kirdorf's unzweifelhaft zu den bessern Producten der neuern deutschen Lyrik, und wird die für einen weitern Leserkreis bestimmte zweite Auflage sich gewiß viele Freunde erwerben.

Dagegen kann die Frage, was die zweite Auflage der „Pulsschläge" von Landsteiner (Nr. 3) veranlaßt haben möge, nur mit Achselzucken dahin beantwortet werden: „Habent sua fata libelli." Denn wenn auch der am Schluß der versificirten Vorrede enthaltene Trost:

Denn mein Herz, es ist ja meines,
Und mein Lied — Gottlob! — von mir!

dem Verfertiger genügen mag, so wird doch der unbetheiligte Leser diese Lieder sehr ungenügend finden, da dem Wunsche des Autors: „Ich möcht' ein Dichter sein", vom Geschick Erfüllung nicht zutheil geworden ist. Es sind „Worte, Worte, Worte", die wie ein langweiliger Landregen auf uns niederrauschen und uns bei dem gänzlichen Mangel an Schwung der Gedanken, an Stärke eigenthümlicher Empfindung nirgends zu fesseln vermögen. Einzelne Dichtungen, z. B. „Am Grabe meines Vaters", sind sehr geschmacklos, andere, z. B. die Sprüche: „Lirum, larum, Löffelstiel" und „Die gute Frau von Schachtel", mehr als abgeschmackt. In den angehängten lückenhaften Scenen: „Tannhäuser", soll man, wie eine der Xenien besagt, sehen, wie der Dichter den Kampf der Weltlust mit dem strengen Gesetz der Kirche erfaßt; aus den durch und durch unbedeutenden Bruchstücken, die mit einer Wolfsschluchtscene enden, läßt sich aber nur erkennen, daß dem Autor die dramatische Gestaltungskraft gänzlich abgeht, und werden dieselben wol nirgends den Wunsch nach einer Veröffentlichung der ganzen Tragödie rege machen.

Unter den eigentlichen Novitäten findet sich zunächst eine Anzahl, welche theils nur vorhandene Dichtungen in Sammelwerken und Uebersetzungen reproduciren, theils ältere bekannte Stoffe in neuer und eigenthümlicher Form verarbeiten. Zu der erstern Gruppe gehören:

4. Lieder des deutschen Adels. Von der Zeit der Minnesinger bis auf die Gegenwart. Brandenburg, Wiesike. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Rheinleben. Vierundzwanzig Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Mit Singweisen von H. M. Schletterer. Neuwied, Heuser. 1865. Quer 4. 12 Ngr.
6. Armes Frankreich. Zeitgedichte von A. Rogeard. In freien Versmaßen übersetzt von Adolf Strodtmann. Hamburg, Nestler und Melle. 1865. 8. 7⅓ Ngr.
7. Die Kunst der Menschendarstellung. Ein Lehrgedicht. Allen Eleven der Schauspielkunst insbesondere gewidmet. Dresden, Türk. 1865. 8.

Der Vorwurf, welcher mit Recht vielen Sammlungen von „Blüten und Perlen" deutscher Dichtung gemacht worden, daß die Auswahl jedes Princips entbehrend nur nach dem subjectiven Geschmack des Sammlers geschehen sei, weshalb eine solche Zusammenstellung den Gedichtbüchern junger Damen gleiche, in denen allbekannte Meisterwerke unserer Classiker und miserable Reimereien obscurorum virorum bunt durcheinander gewürfelt liegen, dieser Vorwurf trifft nicht die unter Nr. 4 aufgeführte Chrestomathie. Denn letztere trägt ihr Princip wie ein Heroldswappen vor der Brust: „Lieder des deutschen Adels"; nicht der Inhalt und Werth der Gedichte, sondern der Stammbaum ihrer Verfasser ist, wie bei einem Fräuleinstift, maßgebend gewesen. Freilich hat der Autor die Consequenzen dieses Princips nicht zu ziehen verstanden, indem er in angeblich chronologischer Ordnung (in vier Abtheilungen: 1) Zeit der Minnesänger, 2) 1300—1700, 3) 18. und 4) 19. Jahrhundert) die Dichter aufführt, während er doch ganz etikettemäßig die regierenden Fürsten nach der Rangordnung, von der Majestät bis zur Durchlaucht, an die Spitze hätte stellen müssen, um dann die Grafen, Freiherren, Barone und endlich den Troß der Ritterbürtigen folgen zu lassen. Welche feine Nuancen hätten sich da besonders bei den Damen noch angeben lassen, die aus einer Rangklasse in die andere geheirathet; wie hätte der Misbrauch, den adelichen Namen mit einem bürgerlichen Dichterpseudonym zu verdecken, bei Anastasius Grün und Nikolaus Lenau durch die Anweisung eines niedern Platzes sein Correctiv finden können! Vielleicht hätte auch in einem Anhang dem Geheimrath von Goethe und dem Professor von Schiller mit einigen, natürlich erst nach der Nobilitirung verfertigten Gedichten die Ehre der Aufnahme in diesen Cirkel zutheil werden können, von der Crême freilich durch einen Strich getrennt, wie in englischen Soiréen die Künstler von den hochgeborenen Gästen. Eine solche Rangliste der Dichter dürfte für den allerdings nicht sehr wahrscheinlichen Fall einer zweiten Auflage dieser „Lieder des deutschen Adels" dem Autor zu empfehlen sein und jedenfalls den Vorzug verdienen vor der sogenannten chronologischen An- oder Unordnung, bei welcher nicht ersichtlich ist, weshalb Novalis (geb. 1772, gest. 1801) in das 19., dagegen Salis (geb. 1762, gest. 1834) oder Wessenberg (geb. 1774) in das 18. Jahrhundert gesetzt werden, oder weshalb Strachwitz den Reigen schließt, während Redwitz, Putlitz u. a. ihm vorangehen. Uebrigens kann diese Sammlung nicht einmal den Ruhm einer annähernd vollständigen Aufzählung der mit einem Adelsdiplom versehenen Dichter in Anspruch nehmen, indem selbst so bekannte Namen wie Friedrich Halm übergangen sind (vielleicht hat der Autor nicht gewußt, daß ein Freiherrntitel unter diesem Pseudonym steckt); und eher wie Ida Hahn-Hahn, welche die Notorietät ihres Namens doch gewiß nicht ihren poetischen Leistungen verdankt, oder Ida von Düringsfeld und Luise von Ploennies hätten von den Neuern Max Waldau (Georg von Hauenschild), Gisbert von Vincke, Fr. von Kobell, V. von Strauß u. a. Aufnahme finden können. Von der Auswahl der einzelnen Gedichte läßt sich nur sagen, daß dabei der Zufall maßgebend gewesen zu sein scheint; dagegen verdienen eine besondere Beachtung noch die im Anhang enthaltenen „biographischen Nachrichten über die Dichter", welche wahrscheinlich von dem bekannten Quartaner Karlchen Mießnik zusammengestellt worden sind. Folgender Biographie des Dichters Anastasius Grün wird gewiß niemand den Vorzug der Originalität streitig machen können: „Anastasius Grün, d. i. Anton Graf von Auersperg, geb. am 11. April 1806 zu Laibach in Krain, bereiste Italien und Frankreich, vermählte sich 1838 mit Maria Gräfin Attems, und lebt als k. k. Kammerherr abwechselnd auf seinen Gütern und in Wien."

Unter dem Titel „Rheinleben" (Nr. 5) hat der Kapellmeister Schletterer in Augsburg 24 Gedichte von Hoffmann von Fallersleben zusammengestellt und mit den

Singstimmen — meistens für Männerquartett — herausgegeben. Allerdings haben nur drei dieser Gedichte, Nr. 9, 22 und 24, eine unmittelbare Beziehung auf den Rhein, die meisten sind Trink- und Tanzlieder ohne besondere Localfärbung, und Nr. 20 deutet in der Anrede „Mädel des Oberlandes" sogar ausdrücklich auf andere Gegenden hin. Allein der Grundton, der diese Lieder durchklingt, findet am Rhein lauten Widerhall, die Mahnung des „Merkt's wohl":

Sorgt, daß ihr fröhlich seid, Daß ihr es lange bleibt,
Heisa, vertreibt die Zeit, Ehe sie euch vertreibt! —

wird am Rhein, wo sogar Held Carneval ein nordisches Asyl gefunden hat, am meisten noch beherzigt, und ist dieser heitere Lebensgenuß das Wahrzeichen des Lebens am Rhein. Einzelne dieser Lieder sind verschiedenen Volksweisen angepaßt, sieben vom Herausgeber, sechs vom Dichter selbst meist mit frischen, lebendig-kräftigen Melodien componirt, und ist diese Sammlung gewiß eine willkommene Gabe für Liedertafeln und sangeskundige fröhliche Kreise.

Zu den neuen Blüten deutscher Lyrik gehören die unter Nr. 6 aufgeführten „Zeitgedichte" von A. Rogeard allerdings nicht, denn das „Pauvre France" ist ebenso wenig lyrisch wie deutsch, vielmehr nur ein politisches Pamphlet, halb in Versen, halb in Prosa. Diese Gedichte, welche bei Gelegenheit der Ausweisung ihres Verfassers aus Belgien in den Zeitungen vielfach besprochen worden sind, haben auch wesentlich nur eine politische und keine eigentlich literarische Bedeutung, und ist in der Uebertragung derselben ein Gewinn für deutsche Bildung wol kaum zu erkennen. Die Maßlosigkeiten der rein persönlichen Invectiven, die mit großer Eitelkeit gepaarte Bitterkeit des Hasses, welche die ganze Sammlung durchzieht, machen einen so unerquicklichen Eindruck, daß derselbe durch die espritvollen Aperçus der Vorrede, durch einzelne schwungvolle gedankenreiche Stellen der Gedichte nicht verwischt werden kann. Die Uebertragung von Adolf Strodtmann ist etwas frei, doch sehr geschickt, und entspricht in ihrer kecken Frische dem französischen Original; am wenigsten gelungen erscheint die Uebersetzung des bekanntesten dieser Gedichte, des „Lion du quartier latin". Das Einleitungsgedicht des Uebersetzers, welches Rogeard's Schicksale in halb ironisirender Weise à la Heine behandelt, schließt mit den Worten:

Wo Kladderadatsch man kann vertragen,
Ist Platz für Labienus auch!

Aus dieser allerjüngsten Vergangenheit führt das Lehrgedicht: „Die Kunst der Menschendarstellung" (Nr. 7), obwol „gedruckt in diesem Jahr", in das vorige Jahrhundert zurück, denn dasselbe ist nur ein Separatabdruck einer von einem unbekannten Verfasser herstammenden Dichtung, welche, wie das Vorwort berichtet, in dem mannheimer Theatertaschenbuch des Jahres 1796 erschienen ist. Das Gedicht, in fünffüßigen ungereimten Jamben geschrieben, ist den Lehrlingen, welche „in den Vorhof von Thaliens Tempel die ersten Schritte wagen", als Wegweiser bestimmt; wenn bei demselben auch von einem eigentlich poetischen Werthe keine Rede sein kann, so spricht sich darin doch ein achtungswerther sittlicher Ernst aus, und die allerdings etwas nüchtern verständige Paraphrase der Lehren, welche Hamlet den Schauspielern gibt, würde vielen Jüngern Thalia's zur Beherzigung noch immer empfohlen werden können. Interessant ist ein Blick auf die Dramen, aus welchen die Beispiele zur Illustration dieser Lehren genommen werden. Schiller's Jugenddramen, namentlich „Cabale und Liebe", werden häufig citirt, daneben außer „Hamlet", „Heinrich IV." und „Emilia Galotti" noch „Julius von Tarent" und die Iffland'schen Schauspiele; aus den Goethe'schen Dramen dagegen kein Wort; fast scheint es, als ob weder „Götz" und „Clavigo", noch „Egmont", „Iphigenie" und „Tasso" für den bühnenkundigen Verfasser vorhanden gewesen.

Die zweite der obenerwähnten Gruppen bilden zwei kölnische Dichter, deren Werke wir nur mit Freuden begrüßen können:

8. Märchenbuch für meine Kinder. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 25 Ngr.
9. Ein spanischer Romanzenstrauß von Johann Fastenrath. Leipzig. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das für den Weihnachtstisch seiner Kinder bestimmte „Märchenbuch" von Wolfgang Müller von Königswinter (Nr. 8) ist ein prächtiges Weihnachtsgeschenk, das auch großen Kindern vielfachen Genuß bereiten wird. Auf silbernen Schalen werden uns die goldenen Aepfel der deutschen Märchendichtung dargeboten, wie im Vorwort der Dichter sagt:

Ich nahm sie aus des Volkes Mund,
Der ist von Gold, wahr und gesund;
Aufs neue thu' ich hier sie kund
Im lust'gen Spiel der Reime!

Es ist die Mär vom starken Hermel, dem Sohne der Frau Mark, vom schlauen Hick, von den sieben Schwaben, von Aschenbrödel und von den sieben Raben, letztere in unverkennbarer Beziehung auf die reizenden Zeichnungen von Moritz von Schwind, welche den Inhalt dieses in freundlicher Ausstattung erschienenen Werks bilden. Die leise Localfärbung der beiden ersten Märchen, die humoristische Heiterkeit, die im „Schlauen Hick" und den „Sieben Schwaben" sich ausspricht, die Zartheit und Innigkeit in der Erzählung von den „Sieben Raben" machen einen sehr wohlthuenden Eindruck, der noch dadurch gesteigert wird, daß die Form, welche sich in den verschiedenen Rhythmen dem Charakter der einzelnen Märchen geschickt anschmiegt, sehr glatt und flüssig ist und namentlich in den „Sieben Raben" geradezu als vollendet bezeichnet werden kann. Wenn auch zuweilen, z. B. bei dem Schelmenstückchen des schlauen Hick, die Moral nicht obenauf liegt und sogar etwas bedenklich erscheinen möchte, so weiß doch das Vorwort dieselbe geschickt auszusprechen; für die Lieder vom „Starken Hermel", mit denen auch die kürzlich wieder vielfach besprochene westfälische Sage von der großen Schlacht am Birkenbaum bei Werl zwischen dem Norden und dem Süden combinirt ist, lautet sie:

Es stärk' euch Hermel's starker Muth
Und seine Treu' die Herzen;
Er weiß zu kämpfen kühn und gut,
Er weiß mit Lust zu scherzen.
Das Unrecht macht ihn tobend wild,
Es macht die Güt' ihn sanft und mild,
Er ist des deutschen Volkes Bild —
Steht fest bei Recht und Wahrheit!

Eine Fülle prächtiger farbenglühender Blüten, süß und oft fast narkotisch duftender Blumen, die unter andalusischer Sonne sich dem Lichte eröffnet, enthält der „Spanische Romanzenstrauß" von J. Fastenrath (Nr. 9). Den Inhalt desselben bilden zum kleinern Theil geschickte und geschmackvolle Uebersetzungen, z. B. des schönen Klageliedes von Perez de Hita: „Mein Alhama, wehe! wehe!" zum größern Theil freie Verarbeitungen der Stoffe, die der Verfasser aus Duran's Sammlung alter Romanzen, aus spanischen Chroniken, zuweilen auch aus nicht rein spanischen Quellen, z. B. den „Chroniques algériennes" und Washington Irving's „Tales of the Alhambra" entnommen hat. Unter diesen Sagen finden wir zahlreiche alte Bekannte, theilweise Reminiscenzen an Herder's „Cid", an Uhland'sche und Schiller'sche Balladen; fehlt doch sogar der „Handschuh" nicht, er erscheint in einer Ballade, in welche der in die Gesammtausgabe von Schiller's Werken übergegangene Schluß: „Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht" (statt der Lesart des „Musenalmanachs" von 1798: „Und der Ritter sich tief verbeugend spricht") aufgenommen, dieser Backenstreich mit dem Handschuh dann aber durch die demuthsvolle Erklärung der Anna de Mendoza, die man allerdings von einer heißblütigen spanischen Donna kaum erwarten könnte, näher motivirt wird. Neu und, soviel wir wissen, bisher noch nicht übersetzt sind die drei Romanzen aus dem letzten spanisch-afrikanischen Kriege von 1859, die sich jedoch an poetischem Werth mit den alten Sagenstoffen nicht messen können, was allerdings auch wol darin seinen Grund haben mag, daß in neuerer Zeit immer deutlicher hervortritt, wie stark im spanischen Volkscharakter die Züge des Nationalheros Cid Campeador mit denen des Don Quixote vermischt sind. In den ältern Romanzen bekundet sich deutlich die Vorliebe des Verfassers für die „idealisch-feinen, lyrisch-begeisterten" Araber, durch welche die schmuck- und farblose Romanzendichtung des rohern spanischen Volks erst einen sie verschönernden und befruchtenden Inhalt gefunden, sodaß sie durch diese Verschmelzung in mächtigem Zauberklange ihren Höhepunkt zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts habe erreichen können, um dann freilich wieder in Pedanterie und Affectation zu versinken. Der stattlich gemessene Schritt der spanischen Romanze, der da, wo er zur Manier wird, leicht an die Gangart des „spanischen Tritts" erinnern kann, wird vom Verfasser mit vielem Geschick, wenn auch nicht immer in correcter Formenstrenge wiedergegeben, theils in Reim-, theils in Assonanzengedichten, mehrfach auch in einer anmuthigen Verbindung beider, wie zuweilen auch in dem Assonanzengedicht nach Anleitung der spanischen Muster lyrische Stellen durch gereimte Quatrains hervorgehoben werden. Als Probe mögen hier aus der Romanze „Christobal Colon" die Worte stehen, welche Columbus an die Königin Isabella bei seiner Audienz in der Alhambra richtet:

Christobal Colon ist mein Name, von Genova komm' ich her,
Gewandert bin ich, gewandert, als wär' ich Ahasver,
Gewandert zu allen Fürsten, es schüttelte jeder das Haupt;
Ich trag' eine Welt in Händen, doch niemand hat mir geglaubt.

Die untergehende Sonne begrüßt eine neue Welt;
O trüg' ein Schiff mich hinüber, o wären die Segel geschwellt!
Das Spanien jenseit des Meeres, ich legt' es zu Füßen dir,
'S ist keine Fata-Morgana, du, Königin, glaube mir!

Es gibt eine Grenze der Meere, die Grenze nur ist Land;
So klar ist's wie die Sonne, die täglich küßt den Strand.
Die Maurenwelt ist gesunken, das ist das Erdenlos,
Heb' du aus dem Oceane die Perle weltengroß!

Aus diesem Sarge der Mauren, aus der Alhambra Thor,
Geh, zündender Lichtgedanke, die neue Welt hervor!
Die Welt, die lang verzaubert, geheimnißvoll sich barg,
Schlag' auf die träumenden Augen in diesem Wundersarg!

Sehr niedlich ist auch die Antwort, welche auf die Frage des Sohnes der Wildniß: „Was ist denn Liebe, sprich?" die Täubchen in der Alhambra ertheilen:

— — — — Die Liebe, ei, ei,
Ist lauter Wonne für zwei, für zwei,
Ist Angst und Qual für einen allein,
Und Unglück und Feindschaft ist sie bei drei'n!

In den Anmerkungen, welche die historischen und literarischen Notizen und die Erklärung einzelner spanischer Ausdrücke und Gebräuche enthalten, findet sich noch eine nette Burleske: „Das Stiergefecht vor dem Himmel", in welchem die Nationalleidenschaft der Spanier für das Fluchen und für die Stiergefechte gegeiselt wird, sowie eine humoristische Ballade von einem Urtheilsspruche Pedro's des Grausamen, welchen das Volk Pedro den Gerechtigkeitsliebenden nannte.

Aus dem Blütenstrauße der übrigen lyrischen Novitäten dürfte zunächst eine Anzahl von Werken auszusondern sein, welche eher dem Unkraut als den Blumen im Dichtergarten beizuzählen sind, vor allen:

10. Gedichte von Karl Meinhold. Weißenfels, Prange. 1865. 8. 1 Thlr.

und wenigstens theilweise auch:

11. Blüten der Dichtung von Reinhard Härlin. Kirchheim u. Teck, Riethmüller. 1865. 16. 1 Thlr.
12. Gedichte von Emil Taubert. Berlin, Heinicke. 1865. 16. 20 Ngr.
13. Brautgeschenk. Liedercyklus in fünf Kapiteln von Emil Taubert. Berlin, Heinicke. 1866. 16. 20 Ngr.

Der im Eingang dieses Artikels erwähnte Horatius redivivus (Meinhold) ist der Autor des dicksten Bandes Gedichte; 333 Seiten in Großoctav, welche nach der summarischen Angabe des Inhaltsverzeichnisses 26 Oden und Lieder, 13 Elegien, 40 Balladen, 23 vermischte Gedichte, 212 Epigramme und ein über vier Bogen starkes Heldengedicht: „Die Völkerschlacht bei Leipzig", enthalten. Die besten dieser Gedichte sind höchst mittelmäßig

die meisten geradezu ungenießbar; der Inhalt ist nicht nur trivial, sondern oft vollständigster Unsinn. Die Schilderungen aus dem Siebenjährigen Kriege, die Balladen, der Versuch einer Antwort auf die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" u. a. m. strömen über von unfreiwilliger Komik, und ist nur die Naivetät zu bewundern, mit welcher z. B. des Mägdleins Klage (S. 125):

Ach, Mutter, Mutter, welch ein Mann,
Der mich doch nicht beglücken kann,
Säß' er im Gold bis an die Ohren,
Für diesen bin ich nicht geboren!

Mein Liebster ist so jung und traut,
Weiß zu vergnügen seine Braut,
Und daß ich's kurz zusammenfasse,
Ich nun und nimmer von ihm lasse! —

oder die Defensionalrede des Ritters von Hug (S. 96):

Herr Teuthold, am Wortbruch hab' ich nicht theil,
Bei mir hält Redlichkeit Wache,
O, merkt's Euch für immer zum Trost und zum Heil:
Umstände verändern die Sache! —

ganz ernsthaft gemeint sind. Das Heldengedicht von der leipziger Völkerschlacht beginnt mit einem „Aufgesang", welcher die Stelle des „Nenne mir Muse den Mann" vertreten soll und in folgender Weise beginnt (S. 300):

Husumsum, sumsum, sumsasa,
Valri, vallra, vivallera,
Vivalleralleralera,
Husumsum, sumsum, sumsasa! —

und darf dabei nicht verschwiegen werden, daß diese Strophe durch keine der folgenden an Gedankenreichthum übertroffen und an Formvollendung erreicht wird!

Zahlreiche Blätter mit Gedichten, aber nirgends eine Blüte der Dichtung enthält auch das Werk von R. Härlin (Nr. 11). Die kleinere Hälfte bilden versificirte Kapitel aus der Bibel, die in der Regel etwas verwässert, zum Theil, wie das „Gleichniß vom guten Hirten", geradezu verdorben werden; der Rest ist gereimte Prosa, die nur selten, z. B. in den „Blumen auf dem Grabe eines Kindes", einer tiefern Empfindung wohlthuenden Ausdruck verleiht, meistentheils sich auf der Oberfläche seichter Alltäglichkeit hält und z. B. in dem Festgedicht „Zum Geburtstag eines deutschen Fürsten" (des Königs von Würtemberg) kaum noch blos trivial genannt werden kann. Man braucht nur das Gedicht vom „Thurmbau zu Babel" mit der Behandlung des gleichen Stoffs in Geibel's „Neuen Gedichten" zu vergleichen, um zu erkennen, wie es selbst in den gelungenern Piecen an einer wirklich poetischen Auffassung gänzlich fehlt. Auch die Form ist häufig sehr mangelhaft; statt: „ihrer (der Armen, der Kindlein) ist das Himmelreich", wird wiederholt auf S. 96 und 142 gesagt: „das Himmelreich ist ihr". Reime wie: „Mann" und „gethan", „Priestern" und „lüstern", „Namen" und „beisammen", gehören nicht zu den Seltenheiten und S. 56 heißt es sogar:

In tiefen Kummer saß versunken
Der König Saul auf seinem Thron,
Den Dienern hatte er gewunken (sic!),
Da bringt man her Isai's Sohn!

Die „Gedichte" und das „Brautgeschenk" von Emil Taubert (Nr. 12 und 13) machen ebenfalls den Eindruck eines unerfreulichen Dilettantismus, da mit der leichten, flüssigen und nicht ungeschickt gehandhabten Form der Mangel einer eigenthümlichen poetischen Begabung unangenehm contrastirt. In den verschiedensten Formen, als Liedern, Sonetten, Sicilianen und Ritornellen, Elegien und Oden, findet sich ein unbedeutender, eintöniger Inhalt, dem es an Gedankenreichthum und Gefühlstiefe fast immer mangelt. Nur selten, z. B. in dem Gedichte: „Geistesschatten", wird einem dichterisch-schönen Gedanken künstlerische Gestaltung zutheil; die meisten der sehr zahlreichen Lieder lassen, ungeachtet einzelner hübscher und anmuthiger Stellen, doch eine gewisse Unreife nicht verkennen. Wenn der Verfasser seine Gedichtsammlung mit folgendem Sonett schließt:

O, zücht'ge Göttin, Königin der Eulen,
Laß Weisheit mir die blöden Schläfen krönen,
Laß mir gelingen, daß ich den Camönen
Abtrotzen mag den Lorber deiner Säulen.

Weisheit siegt ob der Wucht hercul'scher Keulen,
Die Wildniß schmiegt sich der Vernunft des Schönen,
Und vor der Leier gleichgewiegten Tönen
Erstirbt des Panthers unwirthliches Heulen!

O gib, daß Bildung und Veredlung lenke
Des irren Griffels oft bedrohte Bahnen,
Gib, daß Besonnenheit ins Herz sich senke,

Laß mich prophetisch Glück der Zukunft ahnen,
O gib, daß mit dem Lied aus Jugendtagen
Ich keine Eule nach Athen getragen! —

so ist dieser Epilog wol schon selbst Beweis genug, daß diesem letztern Wunsche kaum Erfüllung zutheil werden dürfte.

Auch bekundet der ein Jahr später erschienene Liedercyklus: „Brautgeschenk" (Nr. 13) keinen bemerkenswerthen Fortschritt. Die Ueberschriften der fünf Kapitel: „Fruchtlose Annäherung", „Pein der Eifersucht", „Hangen und Bangen", „Entscheidung" und „Fröhliche Gewißheit", erregen die Erwartung einer lyrisch-epischen Entwickelung, wie wir sie in Chamisso's „Frauen-Liebe und Leben" oder in Geibel's „Ada" so ansprechend finden; allein diese Erwartung wird getäuscht, die Abtheilungen könnten verwechselt, die Reihenfolge der Gedichte beliebig verändert werden, ohne den kaleidoskopischen Zusammenhang zu stören. Die einzelnen Gedichte sind häufig mit unklaren Gedanken, verwirrten Bildern angefüllt, und wenn der Verfasser nach der Klage:

Stiefmütterlich zählt mir Gedankenblitze
Sparsam die Muse zu in seltnen Nächten —

erzählt, daß jetzt ihm Lieder im Ohre rauschen:

Und unermüdlich schallt und klopft und hämmert's
Mir in der Werkstatt der Gedankenesse —

so läßt sich nicht verkennen, daß die Producte dieses Verseschmiedens auch den Stempel der Fabrikarbeit an sich tragen.

Etwas Besseres, wenngleich auch mehr Blätter als Blüten, bieten:

14. Schwanenlieder. Gedichte von Hermann Waldow. Leipzig, Waldow. 1864. 16. 24 Ngr.
15. Lebensklänge. Gedichte von Ernst Streben. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 20 Ngr.

16. Poetische Beiträge zur Charakteristik der Zweibeiner, sowol mit als ohne Flügel. Von N. Steffen. Luxemburg, Bück.
17. Geschichte und Sage. Erzählende Dichtungen von Karl Stelter. Elberfeld, Bädecker. 1866. Gr. 16. 22½ Ngr.
18. Bilder aus allerlei Tagen. Dichtungen und Prosastücke von Oswald Schön. Aarau, Sauerländer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Es gewinnt oft den Anschein, als ob jeder Autor, welcher eine Gedichtsammlung zum Druck vorbereitet, es für eine Gewissenspflicht erachte, alle Zettelchen, auf welche jemals zwei Zeilen in gebundener Rede hingeworfen worden, seinem Manuscripte einzuverleiben; denn nicht das kleinste Gelegenheitsgedicht, kein Geburtstags- oder Hochzeitscarmen, kein Stammbuchsvers oder Albumblatt wird dem Leser geschenkt. Um den nachgeborenen Geschlechtern die Mühe des Suchens nach einer „verlorenen Handschrift" zu ersparen, erachtet der Verfasser alles Geschriebene ohne weiteres für druckreif, ohne zu bedenken, wie oft jedes unbefangene Urtheil sich selbst hätte sagen müssen: „Quod scribis nihil est!"

Wenn dann allenfalls noch im Vorwort die Gedichte als „harmlose bescheidene Blätter", als „unscheinbare schmucklose Blümlein" bezeichnet werden, so glaubt der Autor, mit dieser captatio benevolentiae alles gethan zu haben und jeder Mühe eines weitern Sichtens überhoben zu sein. Dies gilt vorzugsweise von den unter Nr. 14—18 aufgeführten Gedichtsammlungen, aus denen sich ein mäßiges Bändchen recht hübscher Gedichte zusammenstellen ließe, während dieselben unter der Menge halb oder ganz werthloser poetischer Velleitäten fast gänzlich verschwinden.

Die Mehrzahl dieser bessern Gedichte findet sich in den „Schwanenliedern" von Hermann Waldow (Nr. 14), von denen einzelne, z. B. „Vatersorge", „Auf dem Friedhof", „Meine Leuchte hier und dort", eine tiefe Empfindung in ansprechender Form erkennen lassen. Doch ist die Autokritik des Vorworts, daß der Kraft des Verfassers enge Schranken gesteckt seien, daß ihm weder der Schwung hoher Gedanken noch der Sturm entfesselter Leidenschaft zu Gebote stehe, er vielmehr nur von Frieden, mildem Trost und heiliger Stille zu singen vermöge, durchaus zutreffend, und erhält dadurch die Sammlung, namentlich durch die Ueberfüllung mit recht unbedeutenden Gedichten, im ganzen etwas sehr Monotones.

Auch in den „Lebensklängen" von Ernst Streben (Nr. 15) vermißt man den Reichthum der Melodien und die Fülle der Harmonie, wenngleich — nomen et omen — ein ernstes Streben, ein Forschen nach den Grundwahrheiten des Lebens, ein Ringen nach Gestaltung der erfaßten Gedanken, nach „schöner Wahrheit, wahrer Schönheit" aus denselben hervortönt. Es sind aber eben nur poetische Versuche, die zuweilen wenig glücklich ablaufen, und wenn der Dichter von einem geschriebenen Liede sagt (S. 52):

Und die Saiten sind zerrissen
Auf dem kranken Leierspan,
Meine armen Lieder müssen
Sich dir also tonlos nahn —

so gilt dies, abgesehen davon daß der „kranke Leierspan" kaum noch an Apollo's Leier erinnert, auch von vielen gedruckten Lebensklängen. So stehen z. B. die „Sommernacht auf dem Lande", „Das Walten der Zeit", „Der Spuk", d. i. das Gespenst einer zu schreibenden Novelle (vielleicht der in den „Hausblättern" abgedruckten „Zwei Familien"?), nur zu sehr im Einklang mit der Klage (S. 81):

Doch ich fühl's mit glüh'nden Wangen,
Bin ein Stümper nur — kein Meister! —

welche auch durch die zuweilen vorkommenden Rückert'schen Reimspielereien, z. B. in „Peithon's Warnung vor der Liebe", „Freudegebender" u. a. nicht widerlegt wird. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß unter den „schmucklosen kleinen und bleichen Blümlein", wie der Verfasser seine Gedichte „zur Einführung" nennt, sich einzelne sehr zierliche duftige Blüten befinden, z. B. „Die Schneeflocke", „Kommt ihr kleinen Freuden" u. a. m., und sind namentlich die plattdeutschen Gedichte: „Hochdütsch un Plattdütsch" und die plattdeutsche „Herzensgeschichte" in ihrem ansprechenden volksmäßigen Tone als recht gelungen hervorzuheben.

Der Inhalt der „Poetischen Beiträge zur Charakteristik der Zweibeiner mit und ohne Flügel" von N. Steffen (Nr. 16) ist ebenfalls schmackhafter, als man nach dem barocken geschmacklosen Titel vermuthen möchte. Aus der ersten Abtheilung: „Vogellieder aus der Vogelsprache ins Hochdeutsche übertragen", können einzelne Schilderungen dem „Romancero der Vögel" von Anastasius Grün sich anzuschließen wagen, zumal der vogelsprachekundige Autor seine Gedichte dem Rhythmus der verschiedenen Vogellieder mit Geschick angepaßt hat. Namentlich ist das Lied des Storchs, des vielgereisten Touristen im weißen Blusenhemde mit hohen Stiefeln von Juchten roth, mit dem Refrain:

Pah, Papperlapapp!
Noch gab es keinen Weisen,
Er ging zuvor auf Reisen,
Davon geh ich nicht ab! —

mit seinem humoristischen Grundton, der uns auch aus den Liedern des Gimpels, Kukuks und Wiedehopfs entgegenklingt, sehr ansprechend. Von den auf die „Zweibeiner ohne Flügel" gemünzten und zu einem Epigrammenkranz verbundenen 78 Sinngedichten sind dagegen nur sehr wenige „gut gedacht und gut geschrieben" und lassen die meisten „des echten Witzes Strahl" nur zu sehr vermissen. Dieselben erinnern häufig an die Sinngedichte des vorigen Säculums; schon die Namen eines Harpagon und Cyrill, einer Galathee, der Herren Wicht, Schling, Phibs Ripps und Pips geben diesen Epigrammen den Anstrich des Rococo, und in dem etwas sehr gewöhnlichen Inhalt kommt der Zopf ebenfalls zum Vorschein. Auch die Form ist theilweise mangelhaft und nicht frei von auffallenden Incorrectheiten, z. B. S. 52: „jügen" als Imperfectum von „jagen", welches Verbum übrigens auch Ernst Streben mit „jägt" statt „jagt" conjugirt.

Die Sir Moses Montefiore gewidmeten „erzählenden Dichtungen": „Geschichten und Sage", von Karl Stelter (Nr. 17), enthalten in ihrer ersten Abtheilung: „Märchen und

Sagen", eine geschickte Verarbeitung von Motiven der arabischen, indischen, persischen und nordischen Sagendichtung, von denen die schwermuthsvolle indische Erzählung „Schonagiska" in ihrer Einfachheit als besonders gelungen hervorzuheben ist. Dagegen ist der Inhalt der zweiten Abtheilung: „Historien", unbedeutend und oft sehr trivial, und der Schluß der Ballade: „Der Falkonier" — zumal im Vergleich mit dem ganz hübschen Anfang — von unfreiwilliger Komik, indem das Schicksal des getrennten Liebespaars, des Edelfräuleins Hildegard und ihres Falkoniers Eginhard, in folgender Weise geschildert wird:

Dann zog er weit und weiter Aufs neue in die Welt,
Bis daß sich ein finstrer Begleiter Zuletzt ihm beigesellt.

Mit dem ist er gegangen, Zu ruhn im kühlen Rhein —
Er lebte der Liebe und Treue Und dem scharlachberger Wein.

Im rupertsberger Kloster Da träumte beim Brevier
Noch oft die heilige Hildegard Vom treulieben Falkonier!

Die „Bilder aus allerlei Tagen" von Oswald Schön (Nr. 18) werden in dem Vorwort als harmlose und bescheidene Blätter bezeichnet, und diese Bescheidenheit ist auch sehr nöthig; denn wenn sich auch ein lebhaftes Naturgefühl und eine patriotische Begeisterung für die freie Schweiz zuweilen in wohlthuender Weise ausspricht, so sind doch die Dichtungen durch und durch hausbacken, gereimte Prosa ohne jede Spur von Phantasie; und der Mangel an Witz und Humor tritt da, wo der Verfasser witzig und humoristisch zu sein sich bestrebt, nur zu deutlich hervor, z. B. in den „Drei Kapiteln von den Weibern" und in der Satire: „Apollo als Recensent". Auch Incorrectheiten der Sprache und Provinzialismen fallen unangenehm auf, z. B. „kollern" statt „rollen", „sich auf etwas spitzen", „das macht mir keiner weis", „noch ist mein Lied nicht alle" (d. h. zu Ende) u. a. m.

Den Dichtungen sind eine recht fleißige culturhistorische Studie des Verfassers über seinen Wohnort Chaux-de-Fonds, mit 17000 Einwohnern bekanntlich das „größte Dorf der Welt", einige biographische Notizen über den aus diesem Ort gebürtigen unglücklichen Künstler Leopold Robert, den Maler der „Schnitter in den Pontinischen Sümpfen" und der „Abfahrt der adriatischen Fischer", und eine etwas breit erzählte Anekdote vom Alten Fritz angehängt.

Eine wirkliche Bereicherung des deutschen Liederschatzes enthalten dagegen folgende zwei Werke:

19. Oden von Karl Ziegler. Salzburg, Taube. 1866. 8. 16 Ngr.
20. Gedichte von Bernhard von Lepel. Berlin, Hertz. 1866. 8. 1 Thlr.

In der Einleitungsode, deren Grundton an die elegische Stimmung der „Götter Griechenlands" erinnert, klagt der Dichter, daß gleichwie des Alterthums säulengeschmückter Tempel im modernen Norden in einen düstern Münster, der Stoa reizender Porticus in einen engen Hörsaal, das offene Haus in eine eckige Ritterburg sich verwandelt habe und selbst des Mantels weite Falten zu Wams und Koller zusammengeschrumpft seien, so auch des hellenischen Lebens heitere Klarheit in unserer Brust zu wilderhabenem Ernst und verworrener Nachtromantik geworden sei. Er fährt dann fort:

Auch hat das Lied die leichte Gelenkigkeit
Verloren längst altgriechischen Götterleibs;
Der Säulenverse schlanke Reihen
Knickte der nordischen Sprache Windsbraut.

Nicht wollen sollst du, was die Natur versagt;
Der Sohn des Nebels hänge den schweren Reim
An seine Zeilen, — nicht Apollon's
Himmelumrollend Gespann verlang' er!

Doch treibt der Muth tollkühner Begeisterung
Zur freveln Fahrt mich an; die bezaubernde
Macht ew'ger Schönheit, sie ergreift mich,
Daß ich vergesse der Schwindelhöhe!

Die finstern Nordlandsgeister: den Wald, den Sturm,
Die Alpenschlucht, das eigne umwölkte Herz,
Ich spanne sie als schwarze Rosse
Vor den olympischen Siegeswagen!

Gegenüber dieser Auffassung von der Ungelenkigkeit des deutschen Liedes und der Schwere des Reims braucht man freilich nur an die Erklärung zu erinnern, welche Faust auf Helena's Frage, warum des Lynceus Worte so seltsam ihr und freundlich klingen, in der Wechselrede gibt, „die Ohr und Sinn im tiefsten Grund befriedigt". Allein diese formvollendeten gedankenreichen Oden zeigen selbst im Gewand der antiken Toga die Kraft und Fülle des Wohllauts der nordischen Sprache, es ist ein „Klang drin, gleich den Tönen eines Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hänget", wenngleich zuweilen auch eine Incorrectheit (z. B. S. 5 Bewunderer als ◡ — ◡ ⏊) mit einfließt. In dem Inhalte dieser Oden, von denen wir als besonders gelungen: „Im Waldthale", „Felsschlucht im Mondlicht", „Die Schutzgeister", „Frühlingsnächte", „An alle", „Ein Gebet", „Wiege und Sarg" und „Tröstung" hervorheben, spricht sich jene Naturbegeisterung, ja etwas pantheistische Naturvergötterung aus, welche eine Dryas in jedem Baum, die liebliche Najade in der Ströme Silberschaum erblickt und der Dichtung zauberische Hülle lieblich um die Wahrheit windet. Wenn auch einzelne antikisirende Weltanschauungen, z. B. in der Ode „An die Operntänzerin", zuweilen etwas forcirt erscheinen, so sichert doch der hohe Flug der Gedanken der Mehrzahl dieser Oden einen dauernden Werth; es gleicht des Dichters Phantasie dem Adler, von dem er singt (S. 11):

Dieser Aar, voll mächtigen Schwungs — die Hoffnung
Baut das Nest nicht hin an den Alpenabgrund;
Ueber dir stolz schwebt sie empor und heftet's
Kühn an die Sterne.

Mit Recht können endlich die „Gedichte" von Bernhard von Lepel (Nr. 20) zu den wenigen duftigen Blüten in dem blätterreichen Kranze der lyrischen Novitäten gerechnet werden, da sich dieselben durch Reichthum an Gedanken, Wärme der Empfindung und Wohllaut der Form vortheilhaft auszeichnen. Das elegant ausgestattete Büchlein enthält eine sorgsam getroffene Auswahl von Balladen, Liedern, Sonetten, Ghaselen, Oden und Episteln, unter denen sich mit Ausnahme einiger Gelegenheitsgedichte und des etwas niedrig-komischen Walzerliedes nichts Unbedeutendes und wenig Verfehltes findet. In

den Balladen bekundet sich eine Gabe plastischer Darstellung, welche zuweilen, wie in „Kaiser Heinrich II." und den „Dänenbrüdern", mit wenig breiten Pinselstrichen eine markig kraftvolle Gestalt uns vor die Augen zu bringen versteht; die Oden, von denen namentlich die erste Ode an Alexander von Humboldt hervorzuheben ist, bieten eine Fülle tiefer und klarer Gedanken, und auch die Abtheilung „Lyrisches" enthält eine Anzahl recht gelungener Gedichte, z. B.: „Zwei Augen, die ich weinen sah", „Entscheide", das Sonett: „Sieg" u. a. Das letztere möge als Probe gelten:

Sieg.

Den heißen Kampf, ich hab' ihn überstanden.
Noch fühl' ich blutend seine ganze Schwere,
Denn gegen mich erhub ich meine Wehre,
Zerschlug die Träume, die mich süß umwanden.

Mir ist, nun ihre Bilder seufzend schwanden,
Als ob ich wie ein Sieger heimwärts kehre,
Den in die Schlacht die Stimme rief der Ehre,
Und der die Frevler trieb aus seinen Landen;

Nun sieht das Volk mit Schwert und Schild und Lanze
Vor seiner Schar ihn durch die Straße reiten,
Und die Besiegten hinter seinem Glanze;

Ihm aber brennt der Schmerz die wunden Seiten,
Bleich ist das Antlitz unter seinem Kranze,
Und solchen Kampf beständ' er keinen zweiten!

In der Ballade: „Jessy Brown in Lucknow", behandelt Lepel denselben Stoff, den Geibel in „Schön Ellen" („Gedichte und Gedenkblätter") zu einem seiner schönsten Gedichte gestaltet hat. Vermag Lepel auch den zarten poetischen Duft dieses kleinen Meisterwerks Geibel's nicht zu erreichen, so hat seine Darstellung von dem second sight einer Hochländerin in dem von den Aufständischen belagerten Lucknow doch einen ansprechenden volksmäßigen Ton, welchen der Verfasser sehr liebt, zuweilen freilich, z. B. in dem „Scharnhorst-Lied", in das Bänkelsängermäßige übertreibt. Die Form ist fließend, mit wenigen Ausnahmen (z. B. des Pluralis „Läger") correct und schön gerundet, und wenn auch das ganze Werk nur als eine neue Variante des „alten ew'gen Liedes" erscheint, so rechtfertigt es doch von neuem den Uhland'schen Frühlingswunsch:

Darf so der ird'sche Lenz sich frei erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen!

E. Hersfurth.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Unser fortwährender Protest gegen die unzeitgemäße akademische Poesie ohne modernen Inhalt, ein Protest, der unser ceterum censeo über die gegenwärtigen literarischen Zustände und über die Wege enthält, welche zu einer wahrhaften Poesie der Zukunft führen, findet jenseit des Rhein ein Echo, das gegenüber der modernen französischen Poesie die gleichen Bedenken widerhallen läßt. Man wird unser Wiederkäuen derselben Mahnung vielleicht für ein Zeichen der Geistesarmuth erklären, mindestens für sehr monoton und langweilig halten; die den Ton angebende akademische Weisheit wird das Betonen des modernen Princips für modischen Feuilletonschnickschnack halten, das Moderne, worin wir das dritte Congruum zum Antiken und Romantischen finden, vielleicht als den Stempel der leichten Literaturwaare nach neuester Façon in Misachtung zu bringen und unsere Losung durch den Hinweis auf unsere Classiker zu entkräften suchen. Gleichwol halten wir sie aufrecht in der vollen Ueberzeugung, gerade durch das Aufstellen und Durchführen derselben uns ein, wenn auch noch so bescheidenes Verdienst um den Fortgang unserer Literatur zu erwerben, sei es auch nur das Verdienst eines Nacht- und Thurmwächters, der die Stunde ausruft und den Menschen sagt, was die Glocke geschlagen hat, und die Poesie darauf hinzuweisen, wie sie sich von der Erfolglosigkeit ihrer jetzigen Bestrebungen wieder zu gesammelter nationaler Wirkung emporschwingen kann.

Ein Aufsatz in der „Revue des deux mondes" von C. Martha: „La poésie du jour", vertritt in erfreulicher Weise dasselbe Princip, welches wir zur Parole unserer kritischen Thätigkeit in d. Bl. und überall gemacht haben; er vertritt es, ohne Ahnung davon zu haben, daß die Apostrophen, die er an die französischen Dichter richtet, seit Jahren von uns mit einer oft verkannten Ausdauer den deutschen Dichtern zugerufen werden. Der Verfasser beginnt seinen Aufsatz mit dem traurigen Zugeständniß, daß die Poesie aus der französischen Literatur seit einigen Jahren verschwunden sei, ohne daß das Publikum sich darum kümmere oder darüber betrübe. Er geht darauf aus, die Gründe dieser sonderbaren Erscheinung aufzuspüren, die er für eine traurige erklärt, denn „der Tod der Poesie wäre ganz einfach der Anfang einer Art von literarischer Barbarei, deren betrübende Folgen man nur allzubald merken werde". Das Auffallendste dabei ist es, daß der Autor anerkennen muß, es fehle in Frankreich nicht an Dichtern von Talent, von Grazie, von Seele, von feiner Industrie — was man für Deutschland in noch erhöhterm Maße behaupten muß. „Aber", fährt Martha fort, „sie leben nicht unser Leben, sie scheinen unserer Welt fremd, sie thun nichts dafür, um gelesen und verstanden zu werden, sie schreiben nicht für uns. Auch sie selbst lesen ihre Werke nicht, keiner hört auf den andern; sie haben keine gemeinsamen Ideen und gerade deshalb keine Wirkung auf den Geist des Publikums. Jeder beschäftigt sich nur mit seiner Laune, seiner Leidenschaft. Habt ihr niemals einen einsamen Baum gefunden, im Felde, fern von den Wohnungen der Menschen, wo tausend unsichtbare Vögel ihre Lust oder ihr Leid aussingen, ohne sich zu kennen, ohne auf sich zu hören? Die schüchterne Grasmücke, der fröhliche Fink, die tapfere Meise, der lüsterne Spatz, alles schwirrt unter demselben Laubdach, ohne sich um seinen Nachbar zu kümmern: ein angenehmes Concert, wo nichts zusammenstimmt, gebildet aus tausend kleinen verworrenen Naturlauten, wo keiner herrscht, ein großer anonymer Gesang, von dem man nichts weiß, höchstens, daß die Musiker liebenswürdig sind. Das ist das Bild unserer zeitgenössischen Poesie!"

Gewiß, auch das Bild der deutschen Poesie der Gegenwart! Martha meint ferner, daß sich die Dichter über die Bedingungen ihrer Kunst täuschen, daß sie Grundsätze und Gewohnheiten angenommen haben, welche immer mehr dazu beitragen, sie dem Publikum zu entfremden. „Die Poeten beklagen sich über das Publikum; dieses beklagt sich nicht über die Dichter, denn es kennt sie nicht; aber vielleicht hätte es das Recht, sich über sie zu beklagen. Das Unglück liegt darin, daß Dichter und Leser sich nicht mehr verstehen, nicht mehr dieselbe Sprache reden. Wer hat recht, wer hat unrecht?"

Zunächst gibt Martha der vorwiegenden Subjectivität der neuen Dichtung die Schuld; überall dränge sich der Poet hervor mit seinen Träumereien. Das Wort rêve sei das Lieblingswort und kehre so oft in den Versen wieder, daß man ein Recht habe, es zu verabscheuen. Was diese poetischen Phantasmagorien betrifft, so darf man sie den neuen deutschen Dichtern weniger

Vorwurf machen, die Weltschmerzlyrik ist mit Ausnahme
r Nachzügler vorübergegangen. Und wenn die Persönlich-
er Dichter eine interessante und geistig hervorragende ist,
rd auch eine Poesie mit subjectiver Färbung geistig be-
d und deshalb willkommen sein. Unsere neuen Dichter
m Gegentheil sehr objectiv, sie verschwinden hinter den
ständen, die sie behandeln; aber diese Gegenstände selbst
eistens nüchtern, interesselos, ohne die geringste sympathi-
der.
Sie gegen die Träumereien der Dichter wendet sich Martha
egen ihre Vorliebe für die Beschreibung. „Die Beschreibung
falsches Genre, weil sie in ihrer langsamen Analyse
, mit der Malerei wetteifern zu können, deren rasche
e sie nicht besitzt." Dies Axiom, sowie die weitern Er-
iber dasselbe Thema zu rectificiren, mag einfach der Hin-
uf Lessing's „Laokoon" genügen, der freilich oft sehr mis-
ich citirt wird, selbst von Gervinus im achten Band sei-
Geschichte des 19. Jahrhunderts", wo der Historiker Les-
Autorität gegen Byron ins Feld führt. Lessing hat sich
r nicht gegen die Schilderung in der Poesie erklärt, son-
ur nachgewiesen, wie die Poesie zu schildern hat, wenn
ch ihre eigenthümlichen Darstellungsmittel wetteifern will
r Malerei. Er hat sich gegen das schlechte descriptive
der Haller, Thomson u. s. w. erklärt. Die Verwerfung
ahrhaft dichterischen Schilderung wäre eine bedauerliche
igkeit. Daß unsere Autoren oft „schlecht" schildern, in-
e äußerliche Merkmale aufeinanderstapeln ohne seelische
heit, ist freilich wahr, und unsere Romane sind reich an
Steckbriefen von Persönlichkeiten und an topographischen
ibungen. Doch mit dem Auswuchs ist die Sache selbst
verdammen.
ch ein dritter Vorwurf, den die „Revue des deux mon-
en französischen Poeten macht, trifft die neuern deutschen
nur in beschränkterm Maße. Die Vorliebe für die Form,
es rimes riches besonders erwähnt werden, selbst für archi-
he Reimgedichte, wie die „Sonette", ist in Deutschland
ärtig keine übertriebene zu nennen, ja die Zahl der Dich-
elche im Stande sind, derartige formschöne Kunstwerke
uen, eine verhältnißmäßig geringe.
agegen berührt der Autor mit seinem letzten Vorwurf
entlichen Grund, warum unsere Poeten sich dem Publi-
tfremden. Er sagt: „Es ist ein sonderbares und neues
eil, daß die Poesie der Gesellschaft, ihren Sitten, Ge-
iten und Leidenschaften, ihrer Religion und Philosophie,
issenschaft, ihren Vergnügungen, ja allem, was Werth
Menschen hat, fern bleiben könne. Niemals haben die
der Neuen, vor diesem Jahrhundert, die Sache so an-
wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man nur
lick auf die hervorragenden Literaturen wirft. Bei den
die Poesie so sachlich reichhaltig, so bestrebt, die all-
Empfindungen wiederzugeben, so im Einklang mit
chauungen des Volks, so treu in ihren Schilderungen,
mit Aristoteles sagen kann: die Poesie ist philosophi-
die Geschichte."
artha hebt ferner das Specifisch-Römische der römischen
rotz ihrer Nachahmung griechischer Formen, hervor; er
ogar, Dante, Calderon und Shakspeare als die groß-
Repräsentanten ihres Zeitalters und seiner Welt-
ng zu erwähnen, beruft sich noch auf die Dichter
und 18. Jahrhunderts, und meint dann: es sei erst
Jahrhundert vorbehalten gewesen, eine Poesie zu schaf-
niemand etwas angeht, Verse zu dichten, denen es an
ranlassung, an jedem Stoffe fehlt. Die Poeten haben
ckgezogen aus der Zeit, aus dem Leben, sie sprechen
hr die allgemeinen Empfindungen, die herrschenden
en aus. Sie stehen nicht über dem Jahrhundert, son-
ßerhalb desselben.
nit trifft unserer wackerer Mitstrebender den Nagel auf
den Kopf. Deutschland war auf dem besten Wege zur Zeit der Börne und Heine, denen es leider an gestaltender Kraft fehlte, zur Zeit der politischen Lyrik, der ersten jungdeutschen Dramatik; man fühlte die Nothwendigkeit, daß die Poesie aus dem Geist der Zeit herausdichten, von den Sympathien des Volks getragen werden müsse. Jetzt sind nur noch wenige sich des rechten Wegs bewußt; die Mehrzahl irrlichtelirt in allen Traumregionen der antiken und romantischen Walpurgisnacht und hält die Irrlichter des Brockens und die hüpfenden Flammen der pharsalischen Ebene für die rechten Leitsterne der Muse. Die Akademiker glauben, durch Formencorrectheit die Doppelgipfel des Parnaß zu erobern; andere sind im Mittelalter vergraben, dichten alte Volkslieder nach, schreiben langweilige Kaiserdramen; sie wissen nicht, daß die Poesie nur dann ihre weltgeschichtliche Höhe erreicht, wenn ein großer dichterischer Genius sich mit dem Genius seines Jahrhunderts erfüllt.

Eine Anthologie altdeutscher Dichtungen in neudeutscher Sprache.

Unter der großen Anzahl Anthologien und Lesebücher, welche in unsern Tagen zu einer förmlichen Literatur anzuwachsen scheinen, verdient ein Unternehmen beachtet zu werden, welches im Anschlusse an verbreitete Literaturgeschichten Proben der dort besprochenen Geisteswerke bietet. Für die neue Zeit sind derartige Quellensammlungen schon viele vorhanden; dagegen für die ältere fehlt es noch ziemlich an Zusammenstellungen von Proben in der heutigen Sprache. Ein altdeutsches Lesebuch in neuem Deutsch hat den Zweck, einestheils zu den Anthologien hinzuleiten, welche unsere ältere Literatur in der Ursprache bruchstückweise zur Anschauung bringen, anderntheils zu den vollständigen Uebersetzungen, wie sie namentlich von Simrock geliefert sind. Wie die Sachen gegenwärtig in Wirklichkeit noch stehen, wird sich nicht leugnen lassen, daß ein solcher erster Schritt von vielen gethan werden muß, ehe ihnen der zweite und wichtigere möglich ist: zu den vollständigen Originalwerken zu greifen. An sich und principiell sind wir gegen Uebersetzungen aus dem Altdeutschen, aber als Nothbehelf müssen wir sie gelten lassen. Sie befördern mindestens in sachlicher Hinsicht die Literaturkenntniß, wenn sie auch in formaler nicht genügen und oft mehr schaden als nützen. Denselben Gedanken hat auch Eugen Labes, der Herausgeber dieser neuesten altdeutschen Anthologie in neudeutscher Sprache, welche den Titel führt: „Charakterbilder der deutschen Literatur nach Vilmar's Literaturgeschichte geordnet mit Rücksicht auf die neueste Auflage der Handbücher von Schaefer und Werner Hahn" (Jena 1866), annähernd zum Ausdrucke gebracht, wenn er in seinem Vorworte sagt: „Wenn erst einmal in allen höhern Schulen unsers Vaterlandes auch die althochdeutsche Sprache (d. h. die mittelhochdeutsche mit eingeschlossen) gelehrt wird, wozu jetzt Männer wie Pfeiffer, Bartsch u. a. im Anschluß an die ältern Meister der deutschen Philologie den Weg bahnen, wollen diese Blätter gern in Vergessenheit gerathen. Bis dahin hoffen sie ein gutes Recht zu haben und gerade jenen Männern in die Hände zu arbeiten." Daß Labes seine „Charakterbilder" — ein Titel, der uns nicht treffend zu sein scheint und leicht misverstanden werden kann — nach der verbreitetsten Literaturgeschichte geordnet hat, mag praktisch sein, doch ist es zugleich eine Schranke und eine Gefahr. Die Anthologie beginnt mit einer gothischen Sprachprobe aus Ulfilas' Bibelübersetzung nebst beigefügter wörtlicher Uebertragung und schließt mit einer Predigtstelle von Johann Tauler. In einer solchen Anthologie waren Prosastücke natürlich nicht ganz auszuschließen. Die Auswahl ist trotz des Anschlusses an Vilmar vielfach selbständig und mit Sachkenntniß und Geschmack getroffen. Ueber den Werth der benutzten Uebersetzungen ließe sich öfters rechten, doch tritt diese formale Seite hinter den literarhistorischen Zweck des Buchs von vornherein zurück.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

F. Ahn's Sprachlehrbücher.

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.
- Premier cours. 21me édition. 8 Ngr.
- Second cours. 12me édition. 10 Ngr.
- Troisième cours. 7me édition. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français de la Nouvelle méthode pour apprendre la langue allemande.
- Premier et second cours. 4me édition. 5 Ngr.

Grammaire allemande théorique et pratique. Seconde édition. 24 Ngr.

L'Allemagne poétique ou choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles, classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours. 1 Thlr.

Petit livre de conversation anglais-français à l'usage des institutions de demoiselles. 10 Ngr.

A new, practical and easy Method of learning the German language.
- First course. 21st edition. 10 Ngr.
- Second course. 17th edition. 12 Ngr.
- Third course. 4th edition. 10 Ngr.

Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language.
- First and second course. 8th edition. 5 Ngr.

First Rudiments of the German language for children from 6 to 10 years old. 8 Ngr.

English-German Conversation-book for young Ladies. Englisch-deutsches Gesprächbuch für höhere Töchterschulen. 10 Ngr.

The Poetry of Germany. A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 8 Ngr.

First Rudiments of the French language for children from 6 to 10 years. 8 Ngr.

French Conversation-book for young Ladies. 10 Ngr.

Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua tedesca. Colla traduzione tedesca de' temi italiani. Corso primo. Edizione originale. 10 Ngr.

Ahn's Methode zur Erlernung fremder Sprachen hat wegen ihrer Leichtigkeit fast alle andern verdrängt. Seine Lehrbücher sind so allgemein im Gebrauch, dass immer neue Auflagen davon nöthig werden und sie keiner besondern Empfehlung mehr bedürfen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Erbin von Glengary.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Friedrich Meyer von Waldeck.

8. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Der Stoff dieses ebenso poetischen als bühnengerechten Dramas ist der schottisch-englischen Geschichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts entlehnt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipz

Forst- und Jagdwissenschaft

Winckell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann von Tschudi. Mit 20 Thierbildern und zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. Geb. 9 Thlr.

Berg, Karl Heinrich Edmund von. Die Staatsforstwirthschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jester, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. brauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. lage, bearbeitet und herausgegeben von C. H. E. von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Püschel, Alfred. Kurzgefaßte Forst-Encyklopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, und Planimeter. Für Forsttaxatoren, Forstgeometer, Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

—— Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baum-Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke sondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

In demselben Verlage erschien:

d'Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feinern Angelkunst. Nach den besten und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 12 Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 10 Ngr. Cartonn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit dungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium.

Von

Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors nalökonomie, das sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" ergänzend anschließt, erfüllt den doppelten Zweck: Verständniß von dem Wesen und der Function Steuersystems zu fördern, und eine vergleichende schaft durch Zurückführung der positiven Daten taren Begriffe des Steuerwesens herzustellen. rern Universitäten als Compendium in Gebrauch sich wegen der streng didaktischen Darstellung zugnahme auf die Elemente der Gesellschaftslehre auch zum Selbstudium.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 9. August 1866.

Inhalt: Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts". Von Rudolf Gottschall. — Heinrich Stieglitz. — Vom Büchertisch. — Ein mittelalterliches Fürstenbild. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts".

Die umfassende Darstellung, welche Gervinus von der Geschichte unsers Jahrhunderts gibt, ist jetzt bei einem der interessantesten Höhe- und Wendepunkte desselben angekommen, bei der Julirevolution. Die Schilderung der ihr vorausgehenden geistigen Bewegungen in Europa während des dritten Jahrzehnts bildet die erste, die Darstellung der Julirevolution selbst und ihrer unmittelbaren Folgen die zweite Hälfte des vorliegenden achten Bandes:

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Achter Band. Leipzig, Engelmann. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Das Werk von Gervinus hat bisher vielfache Anerkennung gefunden, einzelne Partien desselben, wie die Geschichte der südamerikanischen Freiheitskriege und die Darstellung des griechischen Unabhängigkeitskampfes, können für Muster einer pragmatischen und doch lebensvoll anschaulichen Geschichtsdarstellung gelten. Die Persönlichkeiten und Begebenheiten erscheinen nicht grau in grau gemalt wie in den Werken der archivarischen Historie, denen es nur auf eine scharfsinnige Auslegung und Verknüpfung der protokollarisch einregistrirten Thatsachen ankommt, denen über einer den verborgensten Motiven nachgehenden Feinspürigkeit der Sinn für das frische geschichtliche Leben verloren geht; nein, die Charaktere haben Fleisch und Blut, Mark und Colorit, und die Ereignisse selbst werden uns meistens anschaulich dargestellt, wie es die Aufgabe des Historikers ist.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß der Mangel an Beschränkung, der einmal der deutschen Gelehrsamkeit eigen ist, auch bei dem Werke von Gervinus störend hervortritt. Es gibt wenige deutsche Professoren, die nur ein Collegium gleichmäßig durchzulesen verstehen. In der Regel sind sie in der ersten Hälfte übermäßig weitschweifig, und überstürzen sich dann in der zweiten oder werden gar nicht fertig; ja manche haben am Schluß des Semesters erst glücklich die Einleitung hinter sich. Noch weniger ist Maß und Oekonomie in den gelehrten Werken heimisch. Der Stoff wächst allen unter den Händen und sie lassen ihn wachsen. Mit acht Bänden ist Gervinus nun bei der Julirevolution angelangt; es ist dies ein Zeitraum von 15 Jahren. Wir werden daher nach weitern acht Bänden mit genauer Noth bei dem Jahre 1848 angekommen sein. Der Stoff, den Gervinus behandelt, hat außerdem die misliche Seite, daß er nicht ruhig stillhält, sondern in rapider Fortbewegung begriffen ist; ja, Ereignisse von solcher Bedeutung, wie sie das Jahr 1866 gebracht hat, verdienen allein einen Band für sich oder sogar mehrere Bände, wenn das richtige Verhältniß zwischen der Wichtigkeit des Dargestellten und dem Umfang der Darstellung gewahrt bleiben soll.

Auch kann sich der Autor nicht mit der harten Nothwendigkeit entschuldigen; es gibt Partien in seinem Werke, die geradezu weitschweifig sind. Nicht alles, was in Venturini's Chronik steht, gehört deshalb auch in ein Geschichtswerk. Die Restaurationsepoche ist überhaupt im ganzen inhaltsleer und handlungsarm, mindestens was die europäischen Hauptstaaten betrifft. Namentlich aber hat Gervinus den kleinstaatlichen ständischen Bewegungen in Deutschland einen Raum gewidmet, der weit über ihre Bedeutung hinausgeht. Wozu diese constitutionelle Miniaturmalerei? Es ließ sich das alles in größern Zügen schärfer und wirksamer ausprägen. Eine Geschichte des „neunzehnten Jahrhunderts" muß immer scharf die Grenzen wahren, die sie von einer Specialgeschichte unterscheiden.

Wir leugnen nicht, daß das Werk von Gervinus mit dem rühmlichsten Fleiß, mit Benutzung und verständiger kritischer Sichtung aller Quellen gearbeitet ist; nur das leugnen wir, daß die Breite der Darstellung und die Aufnahme eines unerschöpflichen Details gerade für diesen Fleiß sprechen. Tausend Werke zu excerpiren, und dann auf Grundlage derselben drei Bände zu schreiben, wie es Johannes Müller gethan, das erscheint uns fleißiger; denn hier tritt zum Fleiß des Sammelns der Fleiß des Sichtens und die Resignation, welche in freiwilliger Aufopferung oder Verhüllung so endloser Arbeit

besteht. Dafür ist dann alles Kern und Essenz, was zu Tage kommt.

Ein anderer Grund der Weitschweifigkeit in einzelnen Bänden des Werks liegt in der Darstellungsweise des Autors. Es fehlt hin und wieder nicht an etwas altklugen Raisonnements, an einer Wortfülle, die sich allzu behaglich ergießt, und an einigen endlos auseinandergespreizten Perioden. Die wenigsten Historiker verstehen zu schreiben, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist: es scheint, als ob die Würde der Geschichtschreibung etwas Kothurn und Faltenwurf verlange — man könnte ja sonst „die Unsterblichen" mit den raschlebigen Chronisten des Tags verwechseln. Die einen schreiben Taciteischen Lapidarstil, sibyllinisch orakelhaft, und weisen das vulgus profanum durch kühne Inversionen von sich ab, indem sie ihm gleich am Anfang des Satzes Prädicate und Objecte entgegenschleudern, wo dasselbe in seiner Harmlosigkeit ein Subject erwartete; andere wieder befleißigen sich der kunstvollsten stilistischen Architektonik, indem sie ein so vielfach durchbrochenes Satzgebäude aufführen, daß man sich angstvoll nach den tragenden Gliedern und nach dem Schwerpunkte desselben umsieht; ja es gibt namhafte Historiker, die in ohrzerreißender Weise mit dem Griffel der Klio auf ihren Tafeln herumkratzen. Gervinus gehört im ganzen zwar zu den bessern Stilisten; doch ist auch sein Stil nicht von Unarten und Manierirtheiten frei, auf die wir noch näher zurückkommen werden.

Der Vorwurf der Weitschweifigkeit trifft den vorliegenden achten Band nicht, weil er einen durchweg interessanten Stoff behandelt.

Die erste Hälfte: „Geistige Bewegungen im dritten Jahrzehnt", ist literarhistorischen Inhalts und zerfällt in drei Abschnitte: „Wissenschaftspflege in Deutschland", „Die romantische Richtung und ihre innern Veränderungen in ihrer Ausbreitung über Europa" und „Wissenschaftspflege in Frankreich".

Das ganze Werk wird eine Ergänzung zu Gervinus' deutscher Literaturgeschichte bilden, indem es den dort abgerissenen Faden bis auf die neueste Zeit fortführt und überdies das Gemälde der deutschen Literatur zu einem Panorama der europäischen erweitert. Ob diese Darstellung eine fruchtbringende sein wird, dürfte man bezweifeln, im Hinblick auf die bekannte Misgunst, mit welcher Gervinus die neuere literarische Production betrachtet. Sein Princip ist, daß die Poesie jetzt brach liegen müsse, bis die deutsche Nation ihre politischen Aufgaben gelöst habe. Die etwas wortreiche Einleitung des ersten Abschnitts enthält fast nur Variationen über dies Thema. Da hören wir, wenn auch in indirecter Rede und als eine Ansicht mancher Genossen früherer Zeit, von den Befürchtungen, daß durch eine neue Bevorzugung und Ueberfruchtung des geistigen Lebens dies zerrissene, weltbürgerliche, thatlose, in geistigen Genüssen erschlaffte Volk zurücksinke in einen Zustand, wo Wissensdrang und Schreibsucht den noch schwachen Naturtrieb wieder ersticken werde. „So war die Hoffnung in Wien, wo man bei dem Fortwuchern der Dichtung und dem Aufblühen der Wissenschaft sicher sein mochte, die Deutschen ablenkend von ihren jungen politischen Anwandlungen auf unfruchtbare Beschäftigungen glücklich zerstreut zu haben."

„Unfruchtbare Beschäftigungen" — ist das die Ansicht der Wiener oder die Ansicht des Historikers? Fast scheint das letztere; denn Gervinus selbst fragt, „ob das stets wiederkehrende Einlenken auf das geistige Leben nur eine Verzögerung der politischen Bildung auf einem nicht wesentlich schädlichen, vielleicht nicht unwesentlich fördernden Umwege bedeutet, oder eine Verirrung auf Abwege zur Nimmerwiederkehr"? Kann man das geistige Leben „und die politische Bildung" schärfer gegenüberstellen; ja, welches eingefleischte ζωον πολιτικον ist der Autor, daß er im geistigen Leben eine Verirrung auf Abwege sieht? Das deutsche Volk soll bei den Haaren zur Politik gezogen werden, ums Himmels willen Politik und nichts als Politik treiben! Denn die Politik liegt in der einen Schublade und in der andern „das geistige Leben"! Da soll kein Denker denken, kein Dichter dichten. Das sind „unfruchtbare Beschäftigungen", das ist nur ein „Fortwuchern" der Literatur. Und doch ist auch in geringern Gedanken- und Dichtwerken mehr nationaler Geist als in jenen Duodezständeversammlungen, auf deren lärmende Debatten Gervinus hinhorcht, als hörte er das Gras der Weltgeschichte wachsen, als in jener ganzen constitutionellen Makulatur, aus welcher er seine historischen Düten dreht. Wir können uns einen Aufschwung des politischen und des geistigen Lebens durchaus nicht getrennt denken; er war auch nicht getrennt in unserer classischen Epoche, wie namentlich Schiller's Beispiel beweist, er wird es um so weniger sein, je mehr das politische Bewußtsein das ganze Volk durchdringt. Daß deshalb alle Kräfte die stillere geistige Arbeit aufgeben sollen, um auf dem Forum mitzuschreien, wo ohnedies schon überflüssiger Lärm genug ist: das ist eine Forderung, die doch nur bei der Verranntheit in ein höchst einseitiges geistiges Schubladensystem aufzustellen möglich ist. Man muß dies um so mehr betonen, als Gervinus sich gerade von der Literatur, welche den Zeitgeist und seine politischen Grundbestrebungen in sich aufgenommen hat, vornehm abwendet.

Unter den Charakteristiken, welche die Wissenschaftspflege des dritten Jahrzehnts illustriren sollen, sind die hervorragendsten die von Schleiermacher und Hegel, von Niebuhr und Savigny, von Jakob Grimm und Schlosser. Die Darstellungsweise von Gervinus ist auch hier eine geschichtliche; er analysirt nicht das Gesammtbild der geistigen Heroen, er spürt ihren Entwickelungsgängen nach. Auch enthält er sich soviel als möglich jedes directen Urtheils; er befleißigt sich einer objectiven Kritik, die aus der Verkettung der Thatsachen selbst hervorgeht. Zu diesen Thatsachen gehört auch die Meinung der Zeitgenossen, in der sich das Für und Wider spiegelt.

Indem Gervinus das Bild Schleiermacher's entwirft, macht er es zugleich mit vielem Geschick zum Mittelpunkt seiner Darstellung der theologischen Entwickelung jener Zeit, wozu sich allerdings die vermittelnde zweiseitige und zweideutige Richtung dieses Theologen besonders eignet.

weist nach, daß Schleiermacher seine „Dogmatik“ ganz
Dienste der unionistischen Sache geschrieben habe, mit
cheidung alles confessionellen Gepräges; er rühmt
nach, daß er durch dieses Werk, das selbst die Geg-
ewundernd die erste Dogmatik seit Calvin's „Insti-
ten“ genannt haben, die Theologie aus einem trost-
Zustande der Verwelkung zu neuer Blüte trieb.
anaturalismus wie Rationalismus waren damals
näßig rathlos. In diese Rathlosigkeit trat Schleier-
r mit seinem die ganze Theologie neu belebenden
: ein. Schleiermacher suchte eine Mittellinie zwi-
der Geistesbildung der Wissenden und den religiö-
edürfnissen der Menge zu gewinnen, indem er den
id des Glaubens der Gebildeten, eingrenzend gegen
ngerechtfertigten Uebergriffe des Supranaturalismus
es Rationalismus, zu umschreiben meinte. Bestrebt
: war, die Religion nicht blos wissend zu begreifen,
n durch einen eigenen Sinn, durch eine Art Offen-
g im Gemüthe lebendig zu ergreifen, erhob er das
che Bewußtsein zu dem Princip, aus welchem er den
t des Glaubens als etwas dem menschlichen Wesen
ümlich Angeborenes entwickelte. Eine Reihe von
ensartikeln gab er preis, doch Eine feste Burg wenig-
das Dogma von der Person Christi, glaubte er
ten zu müssen. Er entwickelte wie aus einem
punkt den ganzen Inhalt des Christenthums in
Lehre von der aus innern Erfahrungen bezeugba-
lösung durch Christus, der zu diesem Werke be-
sei durch ein allausfüllendes Gottesbewußtsein,
n sündlos, irrthumslos, vollkommen, zu einem ge-
ch und wirklich gewordenen Urbild des Menschen
In dieser seiner Christologie machte Schleier-
, der Sünde der Halbheit verfallen, dem Supra-
ismus Zugeständnisse, wie er in seiner Auslegung
nzelnen Wunder dem vulgären Rationalismus
mungen machte. So trug er durch sein vermit-
Werk in die theologische Welt nicht den Frieden
ondern auch den Krieg. Mitten in dem nächsten
selbst spalteten sich so verschiedene Richtungen
ß man von einer eigentlichen Schule kaum reden
Rationalismus und Pietismus traten sich ver-
: gegenüber. Die Hegel'sche Schule verargte es
macher, daß er die Philosophie aus dem theologi-
reise ganz ausschließen wollte. Marheineke be-
, der Glaubenslehre den Werth einer Wissenschaft
n, sei nur der Philosophie möglich; Hegel ver-
Schleiermacher's Rückbeziehung der Religion auf
fühl, das niedrigste Gefäß, in das Gott könne
nnen werden. Im Tadel der dogmatischen Be-
it von Schleiermacher's „Leben Jesu“ lehnt sich
s an die bekannte neuere Schrift von Strauß
weist auf die später veränderte Stellung der
n sich vom Volk abwendenden Gelehrten zu dieser
in, indem nach einigen Jahrzehnten die volle
ndersetzung mit dem Dogma und die rücksichts-
rtheilung der Geschichtsquellen des Christenthums
lauten Forderung und einem offenen Geschäfte

der Zeit wurde. Von Schleiermacher geht Gervinus zu Hegel über, dessen Dictatur in jener Epoche auf ihrer Höhe war:

Hegel war 1818 nach Berlin berufen worden, in den Brennpunkt des wissenschaftlichen Lebens, wo Theologie und Philosophie, Rechts- und Sprachkunde in unerschöpflicher Anregungskraft miteinander wettrangen. Der strenge Ernst des von dem Glauben an sich selbst ganz erfüllten, an seine Aufgabe wie an eine heilige Sache hingegebenen Mannes und die unantastbare Folgerichtigkeit und Ordnung seiner Lehre versammelte hier um ihn alle strebsame Jugend, der es in dem Wirrsal der romantischen Ausschweifungen um eine heilsame Zucht des Geistes, oder um eine philosophische Weihe ihrer Fachwissenschaft, oder um eine rettende Zuflucht aus dem trostlosen öffentlichen Leben zu thun war. Schutz und Gunst der Regierung, die dem Meister und seinem Anhange zutheil ward, verstärkten den Einfluß seiner Lehre noch um ein Großes: sie ward nun dem geistigen Nächer zur Mode, dem Dienstbeflissenen zur Pflicht, dem Versorgungsbedürftigen zur Nothwendigkeit. Um die Zeit, da die berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ entstanden, war eine vordringliche Schule, unter eine Anzahl Altgesellen gestellt, wie ein eroberungssüchtiges Heer um den Führer gelagert, die, oft nicht weit über die Formeln der rothwelschen Kunstsprache hinweggekommen, der Welt predigte, daß diese Philosophie die Verheißung aller Dinge, der Kunst und Wissenschaft, der wahren Kirche und des echten Staates habe. Sie breitete in den weitesten Kreisen der neugierigen Gelehrten, der denkenden Beamten, selbst der gebildeten bürgerlichen Geschäftsleute in Deutschland ein Gefühl der Verbindlichkeit, der Unerlaßlichkeit aus, sich mit diesem neuen Glauben zu setzen; sie suchte den Sinn der Lehre sogar einzelnen Franzosen zu vermitteln, die in Hegel den Spinoza mit Aristoteles multiplicirt fanden und ihn auf der Spitze der Pyramide sahen, zu der alle Wissenschaft seit drei Jahrhunderten die Werkstücke zusammengetragen. Und dies war ein anerkannter Ruhm des Meisters, daß er in seinem Systeme alle Fäden der Zeitbildung wie zu einem künstlichen Gewebe einschoß, daß er es ausstattete mit allen Werthen und Würden der Wissenschaft des lebenden Geschlechts, daß er ihm die Geistesarbeit der classischen Literaturepoche Deutschlands dienstbar machte, daß er die geläuterte Empfindung, die lebendige Anschauung, die kühne Denkweise, die Aufklärung und Weltbildung, alle Früchte dieser vielreifenden Zeit abpflückend einheimste, daß er dem deutschen Geistesleben eine Raststätte zu geben schien, wo es augenblicklich ein festes Ziel, in der Meinung der Schule selbst einen dauernden Abschluß fand.

Dieser treffenden und schönen Darstellung der Vorzüge des Hegel'schen Systems folgt indeß der hinkende Bote auf dem Fuße nach. Die Einwände, welche Gervinus macht gegen die Ansprüche des Systems auf absolute Geltung, gegen die Zeitgemäßheit eines so allumfassenden metaphysischen Bauwerks in einer Epoche, wo eine ganz neue wissenschaftliche Forschung begann, sein Protest gegen das Zwangsbette des logischen Formalismus zu Gunsten der Einzelwissenschaft, welche Meisterin des vollständigern Stoffs auch zu einer ausgebildetern Methodik gelangen könne — alles das sind die bekannten, fein gruppirten und geschickt zusammengestellten Vorwürfe, welche dem Hegel'schen System schon oft gemacht worden sind, welche aber wol mehr die Verirrungen und Verknöcherungen der Schule als den Meister selbst treffen, mindestens aber eine Correctur in andern Partien seines Systems finden.

Einen Stillstand, eine Stagnation konnte eine Philo-

sophie nicht vertreten, deren Wesen der Fluß der Begriffe, die Bewegung, der geschichtliche Fortschritt war. Was aber die Arbeitstheilung und die sich immer mehr isolirende Einzelforschung betrifft, so war, je mehr diese ins Leben trat, die zusammenfassende metaphysische Architektonik um so nöthiger, wenn sich nicht die Wissenschaft in tagelöhnernde Fabrikarbeit auflösen sollte, wo der eine die Nadel macht und der andere das Oehr. Daß aber die Einzelwissenschaft selbst aus sich heraus zu einer vollständigern Methodik kommen sollte, ist ein gutmüthiger Aberglauben; wir kennen ja die Methodik der neuern Naturforscher, daß Gott erbarm'! Es bedarf der umfassenden Genien, die einen geistigen Kosmos herzustellen verstehen, in den sich dann die Resultate der Einzelforschung von selbst einreihen. Doch der Glaser, der die Fenster, und der Schlosser, der die Schlösser macht, sind deshalb noch lange keine Architekten und können nicht den Bauriß des Ganzen bestimmen. Die Kunst des Forschens ist nicht die Kunst des Denkens, und über der Vertiefung ins Einzelne geht leicht der Sinn fürs Allgemeine, wenn er überhaupt vorhanden war, verloren. Wenn Gervinus schließlich das Hegel'sche System eine Geistesherrschaft nennt, „aufgerichtet in der Zeit der Abwendung von der unerfreulichen Gestalt der Tagesgeschichte", so vergißt er selbst sein früheres Lob, daß der Meister alle Fäden der Zeitbildung in seinem System vereinigte.

Allerdings hat Hegel mannichfache Wandlungen durchgemacht, bei deren Nachweis Gervinus sich an das Haym'sche Werk über Hegel anlehnt. Die Wendung in Hegel, daß „in seiner totalistischen Tendenz das Gedankenhafte vor dem Sachlichen vorschlug" (beiläufig eine Probe des manierirten und schwülstigen Stils, dessen sich Gervinus bisweilen schuldig macht), dürfte schwer nachzuweisen sein. Damit fällt auch der Tadel, „daß das System in dem Maße, als es der metaphysischen Gedankenwelt den gleichen Werth wie der Wirklichkeit zuerkannte, von seiner anfänglichen Lebensfrische verlor". Wann in aller Welt hat denn Hegel der Wirklichkeit einen höhern, wann auch nur den gleichen Werth wie der metaphysischen Gedankenwelt eingeräumt? Wir bekennen, daß wir uns bei all diesen Phrasen nichts denken können, um so weniger, als der Gegensatz zwischen Phänomenologie und Logik, an den man als das einzig Thatsächliche bei diesen bombastischen Auseinandersetzungen denken könnte, von Gervinus gar nicht einmal erwähnt, viel weniger durchgeführt wird. Der Kritik der einzelnen Disciplinen Hegel's, der Religions- und Rechtsphilosophie, namentlich dem Lobe der Kunstphilosophie, kann man eher beistimmen.

Treffend ist die Charakteristik Niebuhr's und Savigny's und ihrer Mittel- oder vielmehr Schaukelstellung zwischen den Bewegungs- und Regierungsmännern, bei der indeß das Bestreben, die Gegenwart unter die Herrschaft des Ueberlieferten und Bestehenden zu bannen, doch überwog. Mit Recht wird bei Savigny die Eleganz und classische Klarheit gerühmt, die er der juristischen Sprache zu geben wußte. Mit außerordentlicher Wärme und deshalb lebhaftester Farbengebung ist Jakob Grimm, der Freund des Historikers, charakterisirt:

Angesichts dieser großartigen Thätigkeit auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachkunde nannte Jakob Grimm, als er bei dem Entwurfe der deutschen Grammatik seinen ersten Plan, auf den großen Zusammenhang der europäischen mit den asiatischen Sprachen einzugehen, aufgab, seine eingeschränktern Studien, die doch den unermeßlichen Kreis aller germanischen Sprachen umfaßten, „klein erscheinend". Kein Zug könnte uns so ehrenvoll wie diese rührende Bescheidenheit den Mann einführen, der unter den geistigen Häuptern der Nation das köstlichste Haupt, weit die eigenthümlichste Gestalt in der gelehrten Welt dieses Zeitalters darstellt. In diesem Reiche des neidischen Ringens und eifersüchtigen Kämpfens steht er, eine Erscheinung ohne ihresgleichen, um eben jener seltenen Bescheidung und selbstverleugnenden Hingebung willen, um der so kindlichen und doch so hohen patriarchalischen Einfalt seines Geistes und Gemüths willen, um seiner durch und durch vaterländischen Gesinnung willen fast gänzlich unangefochten; in seinem langen Leben oft unsanft angefaßt von den Härten, den Störungen, den Unbilden des Regiments und des öffentlichen Lebens, blieb er unberührt von irgendeiner Befleckung, in die höchste Reife eingetreten mit dem unversehrten Schmelze der jungen Frucht. Er ist ein Wesen aus Einem Gusse, und dieser Guß von dem Gepräge gestempelt der alten guten Zeit; und diese Stärke der Natur in ihm muß es sein, die ihn mit einer unvergleichlichen Entschiedenheit antrieb, sein Leben der Erforschung des Alterthums des deutschen Volks zu widmen, und der Gegenwart, wie er sagte, ein Prophet mit umgekehrtem Gesichte zu werden. Ganz erfüllt von der Herrlichkeit des deutschen Alterthums, empört von der „hoffärtigen Ansicht", die in dem Leben der frühern Jahrhunderte nur dumpfe unerfreuende Barbarei erblickt, war er, in bitterer Abhuld gegen die prosaische Dürre der Renaissancezeit und ihre Misbegriffe über alle Vergangenheit, von allem, was nach moderner Vernünftelei, Verkünstelei und Verbildung schmeckt, abgewandt in einer Folgerichtigkeit, die in diesen überfeinerten Zeiten unglaublich erscheint. In der Mikrologie seiner Methode, die auch das Kleinste nicht verschmähte, das wie ein Feingepräge allen Dingen ihre größere Bestimmtheit gibt, war er von Grund aus aller wählerischen und vornehmen Manier der Wissenschaft entgegengesetzt wie der Kunst. Er focht die classischen Studien an, schon aus Abneigung gegen die Unnatur, daß „ein vaterlandliebendes Volk seine erste Anschauung und seine späteste Weisheit aus dem Gefäß einer fremden Sprache schöpfen solle", aber wesentlich doch aus seiner durchgreifenden Vorliebe für wissenschaftliche und künstlerische Hausmannskost vor aller classischen Leckerei, für alles Volksthümlich-Eigene und Demokratisch-Einfache in der Literatur vor aller aristokratischen Zubereitung.

Was Gervinus weiterhin von dem Kunstgeschmack Grimm's sagt, der aller Naturdichtung vor aller Kunstdichtung den Preis ertheilte, ist zwar sehr treffend, zeigt uns aber zugleich die Einseitigkeit und Schranke des gefeierten Alterthumsforschers, welcher dadurch verkehrten und unheilvollen Principien in die Hände arbeitete, indem eine aufdringliche Jüngerschar nur das Alterthümliche poetisch und deshalb alles Moderne unpoetisch fand. Wie verhängnißvoll dies auf die Literaturgeschichte eingewirkt und auf die Pädagogik, ist hier nicht der Ort nachzuweisen. Eine dilettantische Poesie hat diese Vorliebe für das Alterthümliche gepflegt und in den vergänglichsten Schöpfungen im Widerspruch gegen die wahrhafte Anforderung, aus dem Geist der Zeit zu dichten, zu der ewigen gemeint; man hat die Jugend mit Ulfilas und Ottfried gelangweilt, ehe man sie zu Schiller und Goethe

:e, und statt sie in der neuern Literatur zu orientiren, einen Wust von Namen und Schrifttiteln eingetrich- der gar keinen Werth für sie haben konnte, da sie die Schriften selbst nicht kennen lernte, theils auch ichterische Bedeutung derselben eine sehr geringe war. steht ganz im Einklang mit dieser Richtung, wenn m in politischer Hinsicht ein crasser Particularist was Gervinus mit warmer Zustimmung erwähnt:

Seine Vaterlandsliebe wurzelte in der engern Heimats- zu dem niederhessischen Lande; er sah in seiner Jugend ʒschätzig auf die Darmstädter herab; aber in seinem Alter er gegen einen starkenburger Landsmann öffentlich den ch aus, die unnatürliche Trennung der beiden Hessen der Einheit weichen zu sehen: ein Gedanke, der in einem noch kräftigen und praktischen Geschlecht, unter den herrschen- mständen zumal, wie ein Blitz hätte zünden müssen. Seine hen Studien, überall sich bewegend in den Dingen, die Volk einigen und nicht trennen, mußten diesen Mann ent- m dem Einigungsgedanken gewinnen, sobald er auftauchte; wie hätte er in der herrlichen Doppelkraft seiner Vater- liebe dem gezürnt, der ihm sein hessisches Volksthum hätte en wollen! Ihm war unfaßlich, wie ein Deutscher der lstaaten, die zum Theil eine ungleich stolzere Geschichte als deutsche Großstaaten haben, um der Gemeinheit und Ein- willen, die in einer strengen Bundesverfassung zu retten eine Sonderheimat an einen Einheitsstaat verrathen sollte, ilsgedanke, der jedem amerikanischen Staatenbürger, der Schweizer des winzigsten Cantönchens undenkbar ist, der Millionen Deutschen in ihrer politischen Gedankenlosigkeit Verkommenheit arglos geläufig ist!

Derartige heftige Ausfälle wiederholen sich mehrfach esem Bande und lassen bezweifeln, ob der Historiker 19. Jahrhunderts den Geist des 19. Jahrhunderts mmen begriffen hat. Mindestens sind es aus der e der historischen Darstellung herausfallende, leit- lartige Seitenhiebe, welche den Eindruck machen, als der Autor den zwanzigsten Band seines Werks und potheose der augustenburger Politik nicht abwarten! Die Darstellung der Geschichtschreibung, welche den iß des ersten Abschnitts bildet, hebt die Porträts der iker in festen Umrissen hervor. Ranke's gewandte und iche Darstellungen werden gerühmt — „ein Mann, urch ein seltenes Talent jene Gegensätze; die ge- ten Richtungen in den Beschäftigungen mit der deut- Geschichte, die Eröffnung neuer Quellen und die der formalen Verarbeitung vereinigte". Doch ist Lob einer der Schule des Gervinus im ganzen engegesetzten Richtung nur flüchtig hinweggleitend. Ein- der verweilt unser Autor bei Dahlmann, „den all Leben lang der stolze Ehrgeiz bewegte, Werk und des Historikers mit dem des Staatsmanns zu ver- t", und bei Schlosser:

Mann, den die sinnige Natur von allem unmittelbaren eifen in das politische Leben für immer zurückhielt; der, er merkwürdigen Mitte zwischen den französischen, auf die wart gerichteten Geschichtschreibern und den Männern der Wissenschaft in Deutschland, in den praktischsten Stoffen ein Mann der strengen Wissenschaft blieb, als ein Rich- Zeitgeschichte nie ein Parteimann der Gegenwart ward; on dem rückströmenden Laufe der Tagesgeschichte in seiner en Natur ungleich heftiger als die meisten andern ergrif- über die Eindrücke des Augenblicks doch immer Meister blieb; der sich in das große Geschichtsleben einer großen Zeit versenkte, aber, ein Erbe der gewanderten Seele seines Dante, zugleich in stiller Betrachtung auf das Göttliche gerichtet war, ein Censor der Zeit und der Menschen und zugleich in geistiger Beschaulichkeit ein Anachoret, dem in seiner wissenschaftlichen Zufluchtstätte die Stürme der Außenwelt nichts anhaben konnten.

Schlosser's Buch, meint Gervinus weiterhin, war eine der selbständigsten Handlungen politisch-geschichtlicher Diagnose und Berathung am Krankenbette der Zeit, von der die Geschichte der Historiographie zu erzählen weiß. Dies Lob des Schlosser'schen Werks unterschreiben wir gern. Daß Gervinus mit seinem Tadel der entgegengesetzten Ranke'schen Richtung rückhaltiger ist oder ihn vielmehr ganz unterdrückt, das mag seinen Grund haben in zarter Rücksichtnahme, die der Historiker Gervinus seinen Mitstrebenden schuldet.

Der zweite Abschnitt: „Die romantische Dichtung und ihre innern Veränderungen in ihrer Ausbreitung über Europa", beginnt mit der Untersuchung, ob der europäische „Widersetzlichkeitsgeist"(!), der aus blos politischen Verhältnissen nicht hinlänglich erklärbar scheint, von dem in der deutschen Wissenschaft kaum eine Spur zu finden sei, vielleicht aus der schönen Literatur hervorgegangen. Gervinus schildert zunächst die Epoche der Auflösung der Romantik. Die Zeit der echten Kunst war so trübselig unter-, wie die der echten Wissenschaft leuchtend aufgegangen. „Die poetischen Meister selbst, die noch in die Zeit herüberlebten, die Goethe, Schlegel, Rückert, Uhland, zogen sich mehr und mehr, den großen Gang der Jahrzehnte einhaltend, in die Wissenschaft zurück." Wir meinen, daß die Altersschwäche bei den beiden ersten mehr dazu gethan als der „große Gang der Jahrzehnte". (Wenn übrigens die Jahrzehnte bereits einen „großen Gang" haben, welches Epitheton bleibt dann für den Gang der Jahrhunderte und Jahrtausende übrig?) Bei Uhland war es die geringe Ausgiebigkeit des Talents, und bei Rückert trifft die Behauptung nicht zu, da dieser Dichter noch im vierten Jahrzehnt eine erstaunliche poetische Productivität entwickelte. Die scharfe Kritik der bizarren Fratzen der romantischen Schule ist wohlbegründet, auch sind die Zusammenhänge Immermann's, Platen's und Heine's mit derselben bei dem ersten Auftreten dieser Dichter richtig nachgewiesen. Die Werke eines größern Umfangs, die sich in die handelnde Welt vorwagten, mislangen dem romantischen Geschlechte:

Platen verhieß, Iliaden in voller Waffenrüstung aus seinem italienischen Aufenthalte zurückzubringen, aber in seiner „Liga von Cambrai" nannte „der Undank und das Gebelfer des Unverstandes" die Noten besser als das Stück; und seine „Abassiden", in welchen er jenen, die ihn für bitter verschrien, seine Süßigkeit beweisen wollte, fand man voll aalglatter Kälte.

Daß „ein in Lustspiel, Trauerspiel und Historie so fruchtbarer Schreiber wie Raupach auffallend unbeachtet vorüberging", ist eine wesentlich einzuschränkende Behauptung. Raupach beherrschte lange Zeit die berliner Bühne ausschließlich, wie es niemals einem andern Dramatiker, selbst nicht der Frau Birch-Pfeiffer gelungen ist, und fand hier mit seinen Stücken den entschiedensten Beifall. Der

Hohenstaufencyklus, den Gervinus an dieser Stelle erwähnt, gehört übrigens schon in das folgende Jahrzehnt, sodaß der Historiker hier „dem großen Gang der Jahrzehnte" vorgreift.

Gervinus findet in diesen Schriftstellern, in Platen wie in Heine, ein Selbstgefühl, das nicht vor Selbstzweifel gesichert war, ein „heimliches unheimliches Gefühl des eigenen Unvermögens", das sich am deutlichsten in der Uebereinstimmung aussprach, „in der sich alle die kleinen poetischen Nachkommen großer Vorfahren wie systematisch eine Miskennung des großen Vermögens eben jener großen Ahnen und Meister anzutäuschen liebten. Von Raupach bis Grabbe war Shakspeare für die dramatischen Pygmäen alle eine Art Spottwort." Es ist dies eine Uebertreibung, nur erklärbar aus der bekannten Shakspeare-Vergötterung unsers Historikers, die sich auch in diesem Abschnitte wieder in höchst lakonischer Weise ausspricht. Shakspeare könne „in jeder Frage des Lebens allen in allem alles sein" — in diesem Extract aus den vier Bänden gipfelt die Shakspeare-Apotheose. Ein schwülstigeres Etikette hat noch niemals ein Quaksalber einer Panacee angehängt. Glücklicherweise hat schon Rümelin nachgewiesen, daß Shakspeare in sehr vielen Fragen des modernen Lebens vielen nichts sein kann. Der Halbromantiker Immermann durfte indeß in Shakspearomanie dreist mit Gervinus wetteifern, indem seine ersten Dramen den Eindruck vollkommen impotenter Nachahmung und spitzfindig ausgeklügelter Pointirung des Witzes und Pathos machen. Was aber Grabbe betrifft, so hat er allerdings einen Aufsatz gegen die Shakspearomanie verfaßt; in welchem mehr kritisches Talent steckt, als in den vier Bänden des Gervinus'schen Shakspeare, und aus welchem unser Literarhistoriker wol manches hätte lernen können, wenn überhaupt so stockblinde Hingebung lernfähig wäre; doch daß Shakspeare für Grabbe „ein Spottwort" gewesen sei, das ist eine ungerechtfertigte Behauptung. Grabbe sagt z. B. in jenem Aufsatz: „Daß Shakspeare's componirendes Talent ausgezeichnet ist, leugnet niemand; daß es aber besser sein soll als das vieler andern Schriftsteller, leugne ich offen. Vor allem rühmt man dieserhalb seine historischen Stücke. Es ist wahr, daß alle seine Vorzüge in ihnen strahlen und daß da, wo er eigenthümlich ist, kaum Goethe (z. B. im «Egmont»), noch weniger Schiller mit ihm wetteifern kann." Das klingt doch wahrlich nicht wie Spott! Daß er die Shakspeare'schen Historien „poetisch verzierte Chroniken ohne Mittelpunkt und poetisches Endziel" nennt — das ist eine Ansicht, über die sich streiten läßt. Ueberhaupt schrieb Grabbe diesen Aufsatz nicht gegen Shakspeare, sondern gegen die damals grassirende Shakspearomanie, die verkehrte und unglückliche Nachahmung des britischen Dichters, von der er seltsamerweise selbst so wenig frei war, daß sein Streben nach Bizarrem, sein Schweben in Extremen, seine hyperbolische Ausdrucksweise sich auf Shakspeare zurückführen lassen.

Daß sich mit Börne und Heine die neue literarische Demokratie instinct- und grundsatzmäßig von aller Dichtung größern Stils abgewendet habe, daß die Schöngeisterei an die Stelle der Dichtung getreten sei, mag man zugeben; doch einseitig ist es, hierin blos den Verfall zu sehen. Es war eine Uebergangsepoche, welche die Theilnahme der Literatur an dem öffentlichen Leben vermittelte und einer Poesie die Bahn brach, welche dann wieder in Dichtungen größern Stils dieser Theilnahme einen künstlerisch geschlossenen Ausdruck gab. Wenn Gervinus Heine zu den lernbegierigen Jüngern Rousseau's und Börne zu denen Voltaire's zählt, so ließe sich der Spieß doch weit besser umkehren, und man begreift in der That nicht, wodurch unser Autor zu dieser verkehrten Parallele veranlaßt wurde. Die politische Opposition, die mit dieser schöngeistigen Bewegung verbunden war, vergißt Gervinus natürlich nicht hervorzuheben; er betont mit Recht die Gegenkehr der jungen Literatur gegen den Teutonismus, sowie die anfängliche Mäßigung ihres Auftretens. Warum er indeß das Jahr 1825 als den Zeitpunkt hinstellt, in welchem sich die Aengstlichkeit dieser vorsichtigen Männer zu brechen beginnt, ist nicht abzusehen. Heine ließ allerdings das Jahr darauf seine „Reisebilder" erscheinen; aber für Börne's literarische Thätigkeit — seine „Wage" war schon 1822 eingegangen — liegt hier gar kein Wendepunkt vor, ebenso wenig für Platen, dessen später spielenden Streit mit Immermann und Heine Gervinus schon vorweg geschildert hat. Wozu daher diese willkürlich gemachten Einschnitte, diese Epochen und Epöchelchen? Soll die Literaturgeschichte durch solche Zahlen zur Würde einer exacten Wissenschaft erhoben werden? Und weshalb in aller Welt wenden wir uns nun nach Rußland und Polen, Spanien und Italien, Frankreich und England, um dann wieder bei Börne und Heine einzutreffen? Diese bandwurmartige Charakteristik, von der man ein Stück am Anfang und das andere am Ende eines Abschnitts suchen muß, ist wahrscheinlich eine Probe von jener „ausgebildetern Methodik, zu welcher die Einzelwissenschaft, Meisterin des vollständigern Stoffs, durch eigenständiges Nachdenken gelangen muß" — wir wissen uns aber aus dieser zusammengestückelten Methode der Darstellung keinen Vers zu machen.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Heinrich Stieglitz.

Heinrich Stieglitz. Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von L. Curtze. Gotha, F. A. Perthes. 1865. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der bereits durch die Herausgabe der „Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte" (Leipzig 1859) und des „Kurzen Briefwechsels zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz" (Leipzig 1863) bekannte Herausgeber der vorliegenden Selbstbiographie hat dieselbe, insoweit sie nicht vom Verfasser selbst (nämlich mit Ausnahme der fünf letzten Lebensjahre von 1845—49) niedergeschrieben worden war, vollendet und herausgegeben, weil ersterer sie „zur Veröffentlichung bestimmt" hatte, indem er sie, in einer besondern Beziehung, als Testament auf seinem Sarge zurückgelassen und als eine von ihm zu sühnende Schuld betrachtete, und weil also „schon aus Pietäts-

rücksichten der Druck derselben nicht unterbleiben durfte". Wir sind mit diesen Beweggründen sowie mit der weitern Ansicht des Herausgebers einverstanden, daß diese Selbstbiographie auch wegen ihres Inhalts des Druckes nicht unwerth sei, da das in diesen Blättern uns erschlossene Menschenleben „auch sonst so viele interessante Mittheilungen über Menschen und Localitäten bietet, daß an einer günstigen Aufnahme seitens des Publikums wol nicht zu zweifeln ist". Lassen wir nun auch die hierin liegende Voraussetzung und Hoffnung des Herausgebers ganz auf sich beruhen, so sind wir doch nicht nur davon überzeugt, daß die Selbstbiographie des Verfassers „das Gepräge der Wahrheit an sich trage", sondern wir hegen vielmehr nach den uns zur Seite stehenden persönlichen und unmittelbaren Erfahrungen die Meinung, daß die in ihr enthaltenen Mittheilungen in allen Beziehungen, namentlich in ihrem wichtigern Theile, nämlich dem der subjectiven Anschauungen, Urtheile und Gefühle, vollkommen wahr seien. Diese selbstbiographischen Mittheilungen des Verfassers gehen bis S. 379. Außer diesen hat der Herausgeber, insoweit er nicht in dem Schlußworte die Selbstbiographie in flüchtigen Umrissen bis zum Abschlusse geführt hat, zugleich in den von ihm beigefügten Anmerkungen das im Texte Gebotene theilweise erläutert und ergänzt, auch in einem Anhange eine Uebersicht der von Stieglitz herausgegebenen selbständigen Schriften sowie der in Zeitschriften u. s. w. veröffentlichen Aufsätze und Gedichte gegeben. Er hatte dabei besonders die Absicht, durch die kritischen Nachweisungen über die literarischen Leistungen von Stieglitz festzustellen, inwieweit es diesem „nach den Urtheilen der Kritik gelungen sei, das Ziel zu erreichen, welches er sich als die Aufgabe seines Lebens gestellt hatte". Ob der Herausgeber diesen Zweck erreicht habe und ob er ihn durch dies alles wirklich erreichen werde, lassen wir billig ebenfalls auf sich beruhen, da dies hier zur Sache selbst wenig beiträgt, und noch mehr lassen wir es dahingestellt sein, ob und welchen Nutzen hieraus die Literaturgeschichte ziehen und sich aneignen werde.

Wir halten uns vielmehr an das vorliegende Buch, wie es ist, und an das, was es bietet. Dasselbe hat an und für sich ein doppeltes, nämlich ein biographisch-literarisches und ein psychologisches Interesse. Daß sich das letztere, infolge der tragischen Katastrophe, „die dem Dichter eine traurige Berühmtheit verschafft hat", nicht auf ihn allein beschränkt, sondern auch seiner Ehegattin, Charlotte Stieglitz, zuwendet, ist natürlich, und dies versteht sich für jeden, der mit den Verhältnissen und den Personen nur einigermaßen bekannt ist, von selbst. Nach den hieraus sich ergebenden verschiedenen Gesichtspunkten wird auch für jeden einzelnen Leser nicht nur das Interesse sich bestimmen müssen, das ihn veranlaßt, das Buch zu lesen, sondern auch die geringere oder größere Befriedigung, die er in der Lektüre findet.

Wer Stieglitz selbst und namentlich der Geschichte seines poetischen Lebens und Gestaltens ein tiefergehendes Interesse schenkt, der wird auch die diesfallsigen Mittheilungen mit Antheil lesen und nicht minder, was gleichsam den äußern Rahmen dazu abgibt, sein gesammtes Leben, wie es hier vorliegt, das theils in seinen innern und äußern Erlebnissen die Theilnahme fesselt, theils in seiner naturwüchsigen, kräftig und glücklich angelegten, reichbegabten und edelgebildeten Individualität einen seltenen Reichthum an Gehalt entbindet. Es gewährt eine gewisse Befriedigung, ihn über sich selbst frei und unbefangen, wie es seine Natur war, sich äußern zu hören. Der Leser gewinnt um so gewisser ein lebendiges Bild seines ganzen Wesens, namentlich insofern dieses Wesen auf dem Grunde eines gewaltigen Willens und hochgehenden Strebens ruhte. Dieser geistigen Thätigkeit und ihrem Schaffen kann hier der Leser auf den Grund sehen und ihrer Entwickelung unmittelbar folgen, aber doch darf er sich dabei durch manches nicht stören lassen, am wenigsten etwa dadurch, daß der Verfasser zuweilen in seinen eigenen Urtheilen über seine Geistesproducte vielleicht zu sehr sich gehen läßt.

Man darf für Stieglitz das lebhafteste Interesse empfinden und deshalb auch mit einer bestimmten Erwartung diese Selbstbiographie zur Hand nehmen; aber dies soll nicht wegen der „traurigen Berühmtheit" geschehen, die ihm zutheil geworden ist, sondern trotz derselben und um seiner selbst willen, nämlich wegen seiner Eigenthümlichkeit, auch wenn bei näherer Erkenntniß seines Wesens der Genuß des Buchs hin und wieder kein ungetrübter sein kann. Denn gerade in dieser Beziehung müssen wir die Wahrheit der selbstbiographischen Mittheilungen besonders betonen, in denen er mit ebenso großer Aufrichtigkeit als Klarheit offen über sich spricht und manches erwähnt, was als Commentar für sein literarisches, besonders poetisches Wirken und zu theilweiser Erklärung jener Katastrophe dienen kann. In gleicher Weise halten wir auch seine Mittheilungen über Charlotte für durchaus wahr und psychologisch richtig, auch stimmen sie mit ihren eigenen Briefen vollkommen überein, namentlich was die Vorbereitungen der Katastrophe betrifft. Man ahnt hier sehr bald gleichsam wie bei fernem Wetterleuchten und bei weither erst leise tönendem Donner, wie es nachmals kommen muß, und lange vor der unheilvollen Nacht erkennt man die spätere Wendung der Dinge als einen nothwendigen Ausgang und in demselben zugleich die unausbleibliche Wirkung seiner eigenen Gemüthsanlage, die vieles verschuldet und alles erklärt. Stieglitz selbst erwähnt in dieser Beziehung schon im Jahre 1826 hypochondrische Anwandlungen, und von anderer befreundeter Seite wird ihm nur gar zu bald, aber mit allem Rechte eine Art Sucht, „sich beständig selbst zu quälen", vorgehalten. Nicht ohne tiefern Sinn ist das Motto von Fichte: „Wir haben Vorrath am Muthe", welches hier an der Spitze der Selbstbiographie steht, und doch scheint diesem offenen Bekenntnisse und der gehofften Ueberfülle von Muth ein ironischer Zug nicht ganz fremd geblieben zu sein. Frühzeitig erkennt man an Stieglitz das Uebermaß einer „gewaltsam sich geltend machenden Subjectivität", einen hohen Grad von Selbstvertrauen, auch wenn

es ihm dabei an edler Glut eines auf das Höchste gerichteten Strebens nie fehlte. Kann man ihm dann auch die elastische Kraft des Geistes und die Heftigkeit des innern Ringens nicht absprechen, die er selbst erwähnt, so muß man doch auch zugleich einräumen, daß er nicht in dem nämlichen Grade die erforderliche Ruhe und ungetrübte Klarheit, die rechte Kraft des Willens, das richtige Maß und die nöthige Selbstbeschränkung gehabt und gekannt habe. Vielmehr ließ er sich nicht selten verleiten, sich Aufgaben weit über seine Kräfte zu stellen. Es zeigte sich in ihm, seiner ganzen Anlage nach und besonders in Zeiten gesunder Kraft, zu viel „göttlicher Uebermuth und ein seliger Hohn der Gesundheit", zu viel „Eigensinn der Individualität und Titanentrotz", eine „geistig und körperlich überfüllte Natur", ein „überkräftiger Organismus", und dabei eine „Nichtachtung gegebener Verhältnisse", wozu er selbst sich bekennt und die wir in andern Beziehungen aus unmittelbarer Erfahrung kennen gelernt haben. Schon frühzeitig spricht er von einer „rächenden Nemesis", von „finstern, lauernden Dämonen, die seine Seele umlagern und Macht über ihn gewannen", und er bekennt offen, daß „der Gedanke der Nemesis von jeher Macht über ihn ausgeübt hat, seit er im Besitze des herrlichsten Gutes ist", und daß dieser Gedanke „ihn stärker und unbedingter zu beherrschen angefangen habe, da sein Geist nicht mehr in voller Kraft und Freiheit, seine Seele nicht mehr von gläubigem Vertrauen erfüllt ist". Und ebenso schreibt er sogar ein anderes mal, nachdem die Katastrophe bereits eingetreten, daß er sich in seinem Glücke gegen den Himmel „aufgebäumt habe".

Es kann jedoch nicht unsere Absicht sein, in Betreff jener Katastrophe und alles dessen, was auf dieselbe vorbereitet, die Einzelheiten der Darstellung weiter ins Auge zu fassen. Jedenfalls ist dieser Theil der Selbstbiographie, der das Nahen der Katastrophe und dann diese selbst zum Gegenstande hat, nicht nur für das psychologische Interesse des Lesers der wichtigere, sondern er macht überhaupt den hauptsächlichen Werth des Buchs selbst aus. Nur diese psychologische Seite desselben und das ihr entsprechende, alle Verhältnisse mehr oder weniger durchdringende Interesse kann der besondern Theilnahme für den Verfasser die rechte und entscheidende Richtung geben, wennschon wir es begreiflich finden, daß der endliche Ausgang, namentlich bei einem tiefer gehenden Antheil für die Personen, das Herz mit dem unsaglichsten Wehe erfüllt. Auch sehen wir dabei von dem bekannten „Denkmal" für Charlotte Stieglitz, von Mundt, sowie von allem ab, was Stieglitz selbst hier an verschiedenen Stellen über dasselbe, zurechtweisend und erklärend, ausführlich bemerkt, aber wir müssen, was er darüber sagt, als sehr richtig, psychologisch klar und verständig, übrigens nicht blos aus seinem eigenen Stand- und Gesichtspunkte, sondern vielmehr trotz desselben bezeichnen. Zugleich erklärt sich aus dem allen von selbst, daß und warum diese Selbstbiographie von Heinrich Stieglitz in einzelnen Theilen ausschließlich nur mit Charlotte sich beschäftigt, die ihm einst „das herrlichste Gut"

seines Lebens gewesen, wie sie selbst auch [illegible]
sie ihm gleichwol wissentlich und mit Vorbe[illegible]

Erwägt man, daß Stieglitz nach seinem [illegible]
ständniß diese Katastrophe verschuldet hat, [illegible]
seine diesfallsige Darstellung, die in ruhiger [illegible]
mit objectiver Klarheit die thatsächliche Entwi[illegible]
Dramas zur Anschauung bringt, eine [illegible]
tere Anerkennung. Sagt es sich auch jeder, [illegible]
liegende Selbstbiographie mit Aufmerksamkeit [illegible]
rechten Theilnahme liest, daß wir hier vor [illegible]
sel stehen, das jeder lösen möchte und [illegible]
wünscht, so dürfen wir doch nicht meinen, [illegible]
durch Klagen und Anklagen lösen zu wollen. [illegible]
wir vielmehr die Thatsache nehmen, wie sie ist, [illegible]
das in der Thatsache selbst liegende Räthsel [illegible]
keineswegs unlösbar. Denn es ist nach den [illegible]
und Erklärungen, die hier niedergelegt sind, sog[illegible]
tend, daß die Thatsache nothwendig eintreffen [illegible]
wenn ihre Beweggründe und Berechnungen [illegible]
gewesen wären. Wir sagen es uns, jenen [illegible]
und Erklärungen gegenüber, auf die Länge glei[illegible]
selbst, daß die That, wie das Unterliegen [illegible]
dämonische Gewalt, eine unabweisbare Nothwe[illegible]
worden. Wie in Goethe's „Werther" wird es [illegible]
bald klar, daß kein anderer Ausweg aus den [illegible]
der verschlungenen Verhältnisse übrig geblieben [illegible]
Umstände auf der einen, die Sinnes- und [illegible]
eigenthümlichkeiten auf beiden Seiten erklären [illegible]
sel ohne weiteres von selbst. Die That selbst [illegible]
nicht christlich, aber die Beweggründe derselben, [illegible]
sicht und der Zweck sind es, denn sie ruhen [illegible]
Liebe, die nicht das Ihre, sondern das sucht, [illegible]
andern ist, indem sie sich für den Nächsten [illegible]
leugnender Hingebung muthig aufopfert.

Bei der vorliegenden Selbstbiographie hande[illegible]
nothwendig auch um die Frage, ob und inwie[illegible]
litz die Beweggründe und den Zweck der [illegible]
gehends gerechtfertigt habe. Auch in dieser Hi[illegible]
der einzelne nach der weitern Darstellung [illegible]
fassers sein Urtheil sich selbst bilden, aber es [illegible]
berücksichtigt werden, daß es dem Verfasser [illegible]
darum zu thun gewesen, theils „ihr Vertrauen [illegible]
fertigen", wie er in seiner vorliegenden Selbst[illegible]
öfter erklärt, theils, wie wir dies aus einem [illegible]
ihm wissen, „die Lebensaufgabe zu erfüllen, [illegible]
fortan als ein heiliges Vermächtniß zutheil ge[illegible]
die namentlich in thatkräftigem Handeln beste[illegible]

Ob er diese Lebensaufgabe später erfüllt [illegible]
über hat Stieglitz sich und andern in den [illegible]
Büchern seiner Selbstbiographie Rechenschaft ge[illegible]
Beide umfassen die Jahre 1835—44 und [illegible]
Darstellung seines Lebens und Treibens an [illegible]
Orten, wohin er anfangs von einer gewissen [illegible]
ruhe und von einem oft wol unbewußten Dra[illegible]
ward, oder wo er mit tief empfundener Befrie[illegible]
ger verweilte. Namentlich war dies letztere [illegible]
München, wo er 1836—38 sich aufhielt, [illegible]

..er Fall, wo er sich gleichsam heimisch fühlte und von wo er dann auch längere Reisen nach Istrien und Dalmatien machte, die er sogar bis Montenegro ausdehnte. Ueber einzelne Erlebnisse und Resultate derselben hat er sich damals in besondern Schriften ausgesprochen, die übrigens nicht blos für jene Zeit Werth hatten. Auch in dieser Selbstbiographie liest man die Mittheilungen über seine Reisen, über sein Zusammentreffen und seinen Verkehr mit bedeutenden Männern, ebenso wie über seine mannichfachen wissenschaftlichen Studien, die er zu verschiedenen Zwecken trieb, und über seine literarischen Beschäftigungen mit nicht geringem Interesse. Daß Stieglitz dabei auch eine Geschichte seines innern Lebens und seiner wechselnden Stimmungen nicht blos nebenbei mittheilt, versteht sich von selbst. Es fehlte in jener Zeit seinem Geiste nicht an freier, ungehemmter Bewegung und an glücklichen Strömungen, die ihn sogar in die Jahre des „Studentenübermuths" zurückwiegen konnten, und er erklärte sogar einmal in einem Briefe im Jahre 1843, daß er „in Arbeit Ruhe und Freude finde". Aus der ersten Zeit nach 1834 finden sich zwar auch hier noch Selbstbekenntnisse über sich und über „ein Aufbäumen seiner alten, wilden, leidenschaftlichen, selbst heute noch dann und wann schwer niederzubändigenden Natur", wie über seinen „wilden, jähen Dämon mit seinem un..stümen Drange, seinem Aufbäumen und Zucken, seinem wühlenden Sinnen, seinem reizsüchtigen, zu immer neuen Planen und Qualen übertaumelnden Gelüste", aber doch hatte er „sich gewöhnt, das Leben vom Standpunkte des Abgethanseins zu betrachten", und in dieser Betrachtungsweise wurzelte, „was ihm an Kraft und Ruhe noththat". Keinen Ton fühlte er in sich verklungen, „auch den der Freude nicht". Freilich empfinden wir es auch beim Lesen dieser Darstellung seines Lebens nach dem 29. December 1834, wie Stieglitz sich zwang, die zum Dasein nöthige Kraft und Ruhe zu gewinnen, „um ..n Leben in die Aufgaben des Lebens verspinnen zu können", und wie viel er beständig in seinem Innern ..., aber doch können wir dies alles nicht ohne das Bewußtsein einer gewissen unverkümmerten und unverletzten Hochachtung für Stieglitz lesen.*) Auch können wir ihm in der Hauptsache nur recht geben, wenn er seine Selbstbiographie, nachdem er auch von der zweiten Hälfte seines Lebens das erste Decennium einsamen Wandelns in seinen Umrissen verzeichnet, am Beginn des Jahres 1845 mit den Worten abschließt (S. 378 fg.):

Fortan werde, was werden kann! Ist nicht unser aller Aufgabe, der anvertrauten Keime zu warten und nach bestem Vermögen ihren Inhalt zu entfalten? Solange ich meinestheils mich dazu rüstig fühle, soll das Leben einen treuen Kämpen an mir haben. War der Anfang meines Unglücks mehr phantastischer Art, ein Ueberwuchern mannichfacher Plane, die zuletzt verwirrend den bestürmten Geist umdunkelten, so bin ich in der strengen Schule des Schmerzes und in ernster Sammlung zu der praktischen Ueberzeugung gekommen: an Ueberfülle von Planen kann der Kräftigste zu Grunde gehen, thatlos ersticken; jedes Ausführen auch des geringsten Plans schafft, vernünftig angegriffen, freien Athem, weckt uns neue Kraft zu neuer Thätigkeit. Habe ich die Welt durchstürmen wollen und mich, Ruhe suchend, ruhelos umhergetrieben — jetzt steht mir unumstößlich fest: ein Fuß breit Erde gewonnen fördert mehr als die halbe Welt durchlaufen, denn nur auf unserm Posten vermögen wir nachhaltig zu wirken. Habe ich in idealistischer Spannung mich freier zu erheben, in zerknirschter Andacht inniger zu vertiefen, in taumelndem Genusse von der Selbstqual zu befreien gewähnt, so haben günstige Mächte nach Verlauf all dieser befriedigungslosen Phasen mich zu der stillen, stählenden Ueberzeugung geführt, des Daseins Summe sei: naturgemäß und geistig treu zu leben. Abtrennen des einen von dem andern ist nur ein halbes, ungenügendes, weil unklares, unserer gemischten Natur widerstrebendes Dasein. Gesund an Leib und Seele uns zu halten, jung und empfänglich trotz zunehmenden Jahren und reiferer Erfahrung, unter dem Schuppenpanzer, den das Leben uns gewaltsam aufzwingt, ein Herz voll Wärme zu bewahren und voll Mitgefühl für alles Menschliche, das ist Religion, das die unverbrüchliche Satzung, in welcher die verschiedensten Bekenntnisse aller Zeiten aufgehen, das der Glaube, welcher der Liebe nicht widerspricht, die ewige Offenbarung des unbekannten Gottes. Auf dieser Bahn gedenke ich getrost fortzuschreiten, den Blick gewendet auf das Höchste, die That gerichtet auf das Nächste, und nicht müde zu werden, bis die Stunde der Entscheidung mich von meinem Posten ruft.

Stieglitz starb in Venedig am 23. August 1849. Ueber die letzten fünf Lebensjahre gibt der Herausgeber in einem Schlußworte einen kurzen Ueberblick, und zwar, wie er sagt und soweit es ihm möglich gewesen, „mit seinen eigenen Worten". So kurz auch der Ueberblick ist, so müssen doch die Freunde des Verfassers und alle, die an ihm und an dem Abschlusse des psychologisch so ungemein anziehenden Lebensbildes ein besonderes Interesse nehmen, dem Herausgeber dafür aufrichtigen Dank wissen, ebenso wie für die von ihm zu der Selbstbiographie überhaupt gegebenen Anmerkungen. Aus diesen erwähnen wir hier nur beiläufig das ehrende Urtheil eines italienischen Blattes über Stieglitz, das um so mehr Beachtung verdient, je richtiger und wahrer es ihn zugleich im wesentlichen in Ansehung seines venetianischen Aufenthalts und Lebens charakterisirt.

Auf andere Einzelheiten gehen wir auch hier nicht weiter ein, nur Folgendes wollen wir noch besonders hervorheben. Stieglitz hatte seit seinem Uebergang über die Alpen im Frühling 1838 nicht wieder deutschen Boden betreten, aber er hatte sich sein deutsches Herz auch in der Ferne bewahrt und war den deutschen Interessen nicht untreu geworden. Er spricht sich vielmehr darüber an vielen Stellen seiner Selbstbiographie mit wärmstem Antheil und in verständiger Weise aus. Auf seiner Grenz-

*) Als einen Beweis, wie ruhig und mit welcher Selbstbeherrschung er ... urtheilte, führen wir hier Folgendes an. Stieglitz war in Venedig mit einem deutschen Gelehrten, Rudolf Kopisch, zusammengetroffen, mit welchem er viel verkehrte. Er empfand von ihm besonders dadurch eine wohlthätige Einwirkung, daß er „mit einer schneidend kalten Kritik seine Arbeiten durchmusterte", und dabei bemerkt Stieglitz: „Das Vorzeigen unserer Schöpfungen an ruhig prüfende Freunde hat vornehmlich den Vortheil, daß wir die eigenen Kinder unparteiischer betrachten lernen. Sobald die Arbeit uns von fremder Hand zurückgegeben wird mit freimüthigen Bemerkungen (versteht sich von selbst, daß solche von Einsicht und Urtheilskraft zeugen müssen), so verlieren wir, nachdem der erste Stoß überwunden ist, die zärtliche Reizbarkeit, die parteiische Vorliebe, die uns leicht für alles Eigene beherrscht; es löst sich nunmehr erst das Unserige frei von uns ab und tritt wie ein fremdes Product in die richtige Perspective; und dieser Standpunkt sollte bei jedem Producirenden wenigstens einmal eintreten, bevor er etwas der Oeffentlichkeit übergibt. Freilich mitten im Gebären ist dergleichen Mittheilung gefährlich, da ein kalter Hauch, ein schneidendes Wort die in Strömung begriffene Glutmasse zum Starren bringen kann."

wacht zwischen Nord und Süd fühlte er sich als den Sohn einer theuern Mutter, die „reich an schmerzlichen und rühmlichen Erinnerungen, vielfach getäuscht in ihren Hoffnungen, doch niemals entmuthigt in ihrem Vertrauen, noch eine glorreiche Zukunft zu gebären berufen ist“, und er glaubte trotz aller Irrungen und Wirren „an einen Genius, der nicht abläßt, zu walten und zu fördern, wo in einem Volke so viel unverdorbener Kern, so viel tüchtiges, uneigennütziges Streben herrscht als in dem deutschen“. Bei Gelegenheit des hamburger Brandes im Mai 1842 und gegenüber „dem heiligen Eifer, mit welchem hier ganz Deutschland wie Ein Mann auftrat, in That und Wahrheit zu bekunden, daß wir eins sind im Geist und in der Wahrheit“, erklärt er: „das ist unser in Blut und Leben geweiter Bund, gewaltiger als der papierne zu Frankfurt, der zu seiner unvertilgbaren Schmach nicht einmal die Rechte einzelner Bundesglieder gegen auswärts erlittene Kränkungen zu vertreten vermag“, und ebenso entschieden sprach er noch kurz vor seinem Tode, am 12. August 1849, von seinem Vertrauen auf Deutschlands Genius, der das bravste aller Völker nicht verlassen werde in „schwerster Noth, trotz dem Wahnwitz und der Blindheit der Wühlenden und Lenkenden von unten und oben“. Mit Recht hatte er freilich schon vorher die große Wahrheit ausgesprochen, die auch für Deutschland nicht weniger gilt als für andere Staaten und Völker, daß „die beste, einzig würdige Entwaffnung selbstsüchtiger Wortführer die sei, wenn unsere Fürsten stark und großsinnig genug wären, aufzutreten als die echten Demagogen“.

Wir rechnen solche Klarheit und verständige Anschauung, solch einen unverdorbenen und gesunden Patriotismus nebst so entschiedenem Freimuth Stieglitz sehr hoch an, weil er sie sich erst im Kampfe des Lebens und in den Strömungen der Welt errungen und angeeignet hatte. Aber sie gehören zugleich zu seiner tiefern Charakteristik, zu der hier der aufmerksame Leser die fruchtbarsten Winke und werthvollsten Aufschlüsse unwillkürlich gewinnen und dann sorgfältig und gewissenhaft zu einem Ganzen zusammenstellen kann. Wir selbst haben dazu in Vorstehendem manches angedeutet und ausgesprochen und uns dabei im einzelnen und an manchen Stellen der vorliegenden Biographie im Nachgefühl und in der Erinnerung des Erlebten wahrhaft erfreut, aber auch alles andere haben wir mit gleicher Theilnahme und dem innigsten und eingehendsten Interesse gelesen. 3.

Vom Büchertisch.

1. Aus dem alten Wien. Von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Prandel und Ewald. 1865. Gr. 8. 24 Ngr.

Dürftige Handwerksarbeit: kleine Erzählungen und Skizzen, aus des Verfassers Volkskalender zusammengestellt und mit einigen neuen vermehrt, nur halbwegs zu dem gemeinsamen Titel passend, für das allergewöhnlichste Publikum berechnet, welches wenigstens allein die Saloperie des Stils und die gröbsten grammatikalischen Schnitzer sammt den abscheulichsten, außerösterreichisch... unverständlichen Provinzialismen verdauen ... den Publikum blos kann versichert werden, ... seien aus „zum Theil seltenen Quellen“ ge... wo es sich um historische Unterlagen handelt ... um Verarbeitung landläufiger Anekdoten und ... gnisse, sind lediglich jedermann zugänglich... benutzt worden. Die erste Erzählung bri... 1776 erfolgte Aufhebung der Tortur durch Ma... resia. Danach kommt eine flüchtige Skizze ... ben und Treiben des 1833 gestorbenen, ... Erwartungen berechtigenden, aber verkommen... gemeinsten Cynismus untergegangenen Musikg... Kanne, der zum großen Verdrusse des Verfass... in Brockhaus' noch Pierer's „Conversations-Lexi... Stelle gefunden. Im dritten, sechsten und ... satz werden aller Welt bekannte und hundertmal ... pikanter eingekleidete Anekdoten von Kaiser Jos... theilt, während wir unter der Ueberschrift: „E... aus Wien“, eine aller Erfindung bare, abgesch... besgeschichte erhalten, welche im Pestjahre 1349 ... gespielt haben soll, aber in der Weise in je... von einer Seuche heimgesuchten Stadt sich ... konnte. „Der erste Besuch in den wiener K... fällt einem gleichen Artikel gegenüber, den wir, ... nicht irren, im vergangenen Jahre in der „G... gelesen, ins Schülerhafte. Ebenso wenig ... ven im Arrest, im Salon und im Wirthshause“, ... jegliche Pointe: „Maria Theresia und der ... Wolf in der Au.“

Wir können uns jedoch die Specification des ... Kraut- und Rübendurcheinanders, das „aus ... Wien“ stammt, damit es überhaupt woher ... kommen ersparen. Der Verfasser hätte in je... weislich gehandelt, wenn er diesem Wust die ... gessenheit seiner Volkskalender gegönnt und ... schen Ehrenkranz nicht mit solchem Unkraut ... hätte. Der gute Klang seines dichterischen Na... konnte uns zu der Ueberwindung verhelfen, ... Schiffbruche seiner belletristischen Muse auch ... zu verweilen.

2. Die Familie. Erster Band: Die Mutter. Von ... Pelletan. Aus dem Französischen von F. ... zig, Steinacker. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Der erste Theil einer Trilogie, welche ... Stellung des Weibes reformiren soll, eine Fr... tisch erledigen, von welcher der Verfasser mein... dermalen die wichtigste auf der Tagesordnung ... lisirten Völker.

Gewiß steht das Weib de facto noch ... vollen Anerkennung seines Rechts, sich den ... Bedingungen seiner Natur gemäß frei und ... zu entfalten, damit es vollständig werde, ... berufen ist. Inzwischen aber ist das Verhält... schlechter in allen Culturländern denn doch ... ches geworden, daß wir jenen Superlativ ... hundert andere Fragen höher ansetzen müssen, ...

einige sind, von deren Erledigung die noch offene der zukünftigen Stellung des Weibes geradezu abhängt. Dieselbe Energie, Ueberschwenglichkeit und Einseitigkeit, mit welcher man die Frage in falscher Trennung von den Zielen und Richtungen des Mannes in Deutschland beantwortete und hier und da noch begutachtet, ist übrigens auch in Frankreich von dem Augenblicke an zu Tage getreten, wo man an durchgreifende Umgestaltung der socialen Verhältnisse dachte. Ja dort hat man sie zum Theil weit lächerlicher und verkehrter behandelt, vielleicht weil es in den außer allem Vergleich mislichern pädagogischen Zuständen lag, vielleicht weil zugleich der Charakter des Romanismus sich mehr zu extremer Verfahrenheit neigt. Michelet, Thoussenel, Jourdan und Edouard de Pompery auf der einen Seite, Girardin und Proudhon — um uns an diesen zu begnügen — auf der andern, sind schlagende Muster von Verkehrtheit und der negativen Kunst, Probleme gründlich zu verwirren. Es ist nicht zu viel behauptet: die Franzosen werden die letzten sein, welche eine naturgemäße und vernünftige Emancipation der Frauen in die Praxis umsetzen, wenn sie auch mehr liebenswürdige und hochgetragene Phantasien darüber aufzuweisen haben.

Pelletan ebenfalls bringt die Sache um keinen Schritt weiter, sofern wir nach dem gemachten Anfange, einer Art Geschichte der Frauen und Pathologie der modernen Ehe, zu urtheilen berechtigt sind. Man muß einräumen, er hat sich an seine Aufgabe mit der den Franzosen eigenen fesselnden Gewandtheit und graziösen Leichtfertigkeit gemacht, mit viel anmuthigem Gefühl und redseliger Liebenswürdigkeit, in welche kalte Emphase sich nur selten eingeschlichen; leider indeß auch mit sehr mangelhaftem geschichtlichen Wissen und Verständniß, sodaß er sich mehr als erlaubt in anachronistischen Sprüngen und elementaren Anschauungen tummelt; und obenein mit höchst oberflächlicher Einsicht in die Bedeutung, welche das allgemeine Wesen des Weibes wie seine Individualität in Anspruch nehmen darf. Strenge Deduction und logische Beweisführung wird also hier niemand erwarten; spielend streut er Prämissen aus und deckt sie mit dem Flitter hohler Behauptungen. Ihm ist oft ungemein unklar, was er eigentlich will, und so hüpfen übermüthige Phrasen hervor, die nach etwas Rechtem scheinen und in der That entweder platte Halbheiten oder blanken Unsinn repräsentiren. Dahin gehören Redensarten wie: im 19. Jahrhundert besäßen die Frauen ebenso viel Talent und Geschick zu jeder schriftstellerischen Thätigkeit als der Mann; Poesie sei nichts anderes als die Rache der Seele an der Wirklichkeit, und darum hätten die Frauen den meisten Beruf zur Dichtkunst, u. s. w. Und wer endlich Pelletan's Vorgänger auf diesem Gebiete kennt, wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß er zwar manches Beherzigenswerthe gesagt, das jedoch nicht neu, und wenig Neues, das wiederum nichts weniger als beherzigenswerth. Was er schließlich für die „Erlösung" der Frau und zur Beseitigung des „Scholasticismus" der Ehe fordert: Wahl eines Berufs und nicht blos einer Profession, sodann Erhebung des Weibes zur Staatsbürgerin mit activer Betheiligung an der Staatsregierung, wozu sie bei der vermeintlichen gleichen wissenschaftlichen Befähigung und Willenskräftigkeit, ja bei der leicht heranzubildenden physischen Gleichheit ein Recht hätte, dasselbe ist früher von Frau Juliette Lamber — um bei den Franzosen stehen zu bleiben, da Pelletan die einschlägigen deutschen Schriftsteller nicht kennt — fast wörtlich begehrt worden. Die allen Augen sichtbare Erscheinung, daß die geschichtliche Entwickelung der Menschheit, ja der Natur überhaupt, immer nur im Dualismus der Geschlechter vor sich gegangen, daß in dem beständigen Wechsel von Trennung und Verbindung der organische Ausdruck der Beziehungen beider enthalten, das Streben der Naturgesetze nach Aufrechthaltung der Unterschiede aller Wesen: diese Dinge kommen weder bei Eugène Pelletan noch bei Juliette Lamber in Maßgebung. Ist die Familie wirklich die Säule des Staats und der Staat das Höchste, was der Mensch erreichen kann, so ist unwiderleglich, daß die Erfüllung solcher Forderungen die Familie gründlicher als irgendetwas zerstören müßte und folglich den Staat. Wir können aber ruhig sein: die Natur aller Dinge setzt sich ewig in ihr Recht.

Das Originalwerk liegt uns nicht vor, und wir können der Uebersetzung daher kein Urtheil über den Stil desselben abgewinnen; allein es scheint uns, daß, wenn Eugène Pelletan in derselben Weise französisch geschrieben, dieser Theil seiner Arbeit der beste wäre. Eine andere Frage aber ist: war die Uebersetzung ein Bedürfniß? Wir müssen mit einem entschiedenen Nein antworten. Wir wollen nicht die ganze Frauenemancipations-Literatur durchwühlen; aber nach der so geist- und kenntnißreichen „Geschichte der Frauen" von G. Jung, ehemaligem Abgeordneten zur preußischen Nationalversammlung (Frankfurt 1850), haben die historisch-phantastischen Causerien Pelletan's einzig den negativen Werth, uns mühelos zu zeigen, wie sehr auch hier in der Hauptsache der deutsche Geist dem französischen überlegen.

3. England im Reformationszeitalter. Vier Vorträge von Wilhelm Maurenbrecher. Düsseldorf, Buddeus. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Nach einer unlängst erschienenen umfassenden und verdienstlichen Arbeit über Karl V. und die deutschen Protestanten erhalten wir hier von demselben Verfasser aus mündlichen Vorträgen vor einem größern Publikum hervorgegangene Essays, welche in knappem Rahmen König Heinrich VIII., Eduard VI. und Maria Tudor, Maria Stuart von Schottland und Königin Elisabeth in ihren am meisten charakteristischen Momenten zur geschichtlichen Darstellung bringen. Die neuern Werke von Ranke und Froude sind vornehmlich benutzt; Fachkundige werden indeß auch ohne die begleitenden Anmerkungen die Aufbauung der Urtheile auf unabhängigen Studien gewahr werden. Wesentliche Bereicherung und Erweiterung aber empfangen die historische Forschung und Anschauung nicht. Wir glauben diese Essays als Fragmente einer umfänglichen Arbeit über englische Geschichte betrachten zu dürfen. Besondere Sorgfalt ist auf die formelle Behandlung verwendet; sie ist voll würdiger Objectivität und doch

schwunghaft, obgleich nicht von solcher lebendigen Individualisirung, wie sie uns die Ranke'sche Schule als nachahmungswerthen Vorzug kennen gelehrt hat.

4. Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert von David August Rosenthal. Erster Band. Erste Abtheilung: Deutschland. I. Schaffhausen, Hurter. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, er habe mit diesem Buche zwei Zwecke im Auge, er führt aber drei auf, was schon ein Fehler ist, 1) einen apologetischen gegen die unermüdlichen und ganz abscheulichen Feinde „unserer heiligen Kirche"; 2) einen ehrentempelhaften für die Convertiten, also für diejenige Abart der Species homo, die auf die wohlfeilste Art sich ein Entréebillet in einen Ehrentempel (?) verschaffen will; endlich 3) den tendenziösen nicht mitgezählten Zweck, verirrte Seelen auf den rechten Weg zu führen. Bekanntlich gibt es allerlei Sammlungen: Käfersammlungen, Briefmarkensammlungen; die genannten zwei, resp. drei Zwecke rechtfertigen es aber nicht, daß der Verfasser noch eine höchst absurde Sammlung hinzufügt, dieses Convertitenbilderbuch, in dem — Notabene für die genannten Zwecke — kurze und lange Biographien der Personen zurechtgemacht sind, denen es so arg in dieser Welt erging, daß sie katholisch wurden. Gegen das Katholischwerden an sich haben wir nichts, das geht niemand etwas an, das ist immer des Mannes Sache oder der Frau, die sich zu diesem Schritt entschließt. Aber diese Gestalten in einem Ehrentempel zu versammeln, ist kindisch, gerade als ob man die Aerzte, die von der Allopathie zur Homöopathie übergehen, besonders feiern wollte. Bei genauer Prüfung haben wir uns überzeugt, daß hier „Wahrheit und Dichtung" bunt durcheinanderlaufen, der Zweck heiligt die Mittel, aber man merkt die Absicht und so wird man sehr, wirklich allzu sehr verstimmt. Wollte ein starrer Protestant diese Bilder in entgegengesetzter Absicht malen, das ginge auch. Er würde seinen Zweck erreichen. Schriebe aber ein aufrichtiger und gründlicher Historiker diese Bilder, wie würde sich Rosenthal's Bildersaal und Ehrentempel alsbald kläglich daneben ausnehmen!

Auch über die befolgte Methode hätten wir mit Rosenthal zu rechten. Die Conversion ist ihm stets ein Zurückkehren zur Wahrheit, dann wäre der Uebertritt zum Judenthum oder dem reinen Naturdienste auch ein solches Zurückkehren, der Uebertritt zu dem Islam sogar ein Fortschritt; der Protestantismus charakterisirt sich durch „Trockenheit und Leere", als ob nicht jede religiöse Form vorwiegend einem Temperamentsbedürfniß entsprechen müßte; Goethe ist für Rosenthal meisthin nur „der alte Heide" — aber David August Rosenthal!!! — Lessing ist ihm nur ein Tendenzmaler, und die tiefsinnige und geistvolle Rahel, Varnhagen's Gattin, ein verschrobener Blaustrumpf (S. 92). Als ob nach solcherlei Schandreden z. B. für Gräfin Ida Hahn-Hahn noch ein genug starkes Epitheton aufzutreiben wäre! Auf derselben Seite steht folgende Phrase, die wir abschreiben, um die Schreib- und Sinnesart des Verfassers erkennen zu lassen:

Daß die „Metropole der Intelligenz", das norddeutsche, damals noch exclusiv protestantische Berlin wie in finanzieller so auch in geistiger Beziehung zu den Füßen Israels lag und bei ihm auf Borg gehen mußte(!), sollte, so meinen wir, alle die Verächter des Katholicismus in ihrem Urtheile etwas bescheidener machen.

Ist denn in dieser Strafrede wirklich Logik? Einiges haben wir übrigens aus der Lektüre dieses Opus gelernt, z. B. daß die Friederike Benigna von Sagan, die zuerst mit einem Rohan und dann mit einem Trubetzkoi verheirathet war, mit beiden unglücklich lebte und von beiden geschieden wurde, um endlich (1819) einem Schulenburg ihre Hand zu reichen, diese dritte Ehe als ebenfalls gelöst betrachten mußte, weil sie 1827 katholisch wurde. „Denn da der erste Gemahl Katholik war, wurde nur diese erste Ehe als die allein gültige und unauflösliche angesehen."

In Bezug auf Spanien und dessen immerhin noch erst dürftige und wenig erfolgreiche Arbeiten, sich aus der Sklaverei des Klerus zu einer würdevollen und freiheitlichen Entwickelung aufzuraffen, sagt Rosenthal auf S. 202 wörtlich:

Wir sehen hier, wie überall, dasselbe unwürdige Spiel, das die Fanatiker des Aufkläricht mit den heiligsten Interessen, den tiefeingreifendsten Lebensbedingungen der Völker spielen. Ihre eigenen egoistischen Principien stellen sie mit schamloser Frechheit als den Willen des von ihnen geknechteten und betrogenen Volks auf, um dasselbe um so leichter am Gängelband zu führen, und nennen es Freiheit, wenn sie mit Feuer und Schwert auf diejenigen einstürmen, die ihren verderblichen Grundsätzen gegenüberstehen, nennen es Freiheit, wenn sie das wohlbegründete Eigenthum der Kirche stehlen, die kirchlichen Anstalten zerstören, die Klöster vernichten und zahllose friedliche Menschen dem Hunger, Elend und allen Pöbelexcessen preisgeben.

Heißt das nicht geradezu Welt und Wahrheit auf den Kopf stellen und alles, was wir von den Unthaten der spanischen Geistlichkeit wissen, umkehren und der schmachvoll unterdrückten Fortschrittspartei der schönen Pyrenäischen Halbinsel aufbürden?

Aber wir wollen uns mit diesem Buche nicht länger beschäftigen, das besser ungeschrieben geblieben wäre, vorzüglich wenn es, wie es scheint, von der Hurter'schen Buchhandlung und ihren Gönnern in Auftrag gegeben war und wirklich nichts anderes als bestellte Fabrikarbeit ist. Diese Abtheilung ist 33 Bogen stark, auf 100 kann es der Verfasser leicht bringen, vorzüglich wenn er aus den heillos langweiligen Excusationsschriften der obligaten Convertiten fleißig Auszüge abdruckt. Glücklicherweise haben nicht alle Convertiten ihre Conversion zu bemänteln oder zu beschönigen gesucht.

Ein mittelalterliches Fürstenbild.

Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich. Von Alfons Huber. Innsbruck, Wagner. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Herzog Rudolf, gewöhnlich als Rudolf IV. bezeichnet, ist unter den vielen bedeutenden und charakteristischen Fürstengestalten der ältesten habsburgischen Beherrscher von Oesterreich eine der interessantesten. Man kann in ihm und seinem Wirken alle die Keime deutlich wahrnehmen, die spätere Jahrhunderte und eine oft nicht sehr begabte,

immer in guter politischer Tradition geschulte Nach-
nenschaft zu dem Gesammtsystem der österreichischen
s- und Staatspolitik ausgebildet haben. Es ist nun
nicht schwer nachzuweisen, daß die meisten dieser
n und Bestrebungen nicht gerade in dem Kopfe die-
einen Fürsten entsprungen sind. Seine Vorfahren,
seinem Urgroßvater, dem König oder Kaiser Rudolf,
noch mehr seit seinem Großvater Albrecht I., haben
ben Ziele verfolgt wie er, und er hat wie ihre Län-
und Einkünfte und zum Theil auch ihre Schulden,
ich die Erbschaft ihres Geistes und Sinnes überkom-
Aber auch sie sind in dem abstracten Sinne des
s nicht einmal originelle Schöpfer ihrer Politik ge-
: auch ihr Denken und Wollen war in der Haupt-
nichts weiter als eine geschickte und glückliche Ver-
ung des allgemeinen politischen Bewußtseins der deut-
fürstlichen Familien und Personen dieser Zeit einer-
mit den gegebenen Verhältnissen ihres Landes, die
, bei aller Sprödigkeit im einzelnen doch im ganzen
zünstig entgegenkamen, andererseits mit dem an die-
telle traditionellen Systeme der fürstlichen Regierung
ber Führung der eigentlichen Staatsgeschäfte, wie es
hon bei ihren Vorgängern, den babenbergischen Mark-
t und Herzogen, aus der Natur der Dinge gestaltet
Was aber Rudolf IV. dennoch zu einer originalen
nerkwürdigen Erscheinung stempelt, ist, daß er zuerst
er durch Reflexion als durch unmittelbaren Instinct
Angelpunkt des ganzen österreichischen politischen
ns richtig erfaßte und ihn, soweit er es vermochte,
inverrückbaren Mittelpunkt seines eigenen Wirkens
zum Leitstern des Staatswesens oder der Familien-
ber Habsburger nach ihm machte. Er darf daher
n eigentlichen Gründer der specifisch österreichischen
gelten und hat deshalb den vollsten Anspruch auf
torische Bedeutung.
eine Vorfahren Rudolf I. und Albrecht I. hatten sich
em Dilemma der specifischen kaiserlichen und der
chen fürstlichen Hauspolitik nicht herauszufinden ver-
Daß sie hineingeriethen, war zum Theil die na-
: Folge ihrer Situation, aber auch, wenn auch nur
eringern Theil, ihre eigene Schuld. Wären jene
ersten Habsburger nicht blos tapfere, kluge, nüch-
ınd thatkräftige Männer, sondern große politische
gewesen, so würden sie sich von Anfang an über
zene Stellung besser zu orientiren verstanden haben.
I. hat zugleich Kaiser und Landesfürst sein wol-
nd an dieser in sich unmöglichen Aufgabe ist er
gentlich gescheitert. Denn die Summe des von ihm
ten steht in keiner Art in richtigem Verhältniß zu
n ihm aufgewandten Maße von Kraft und Talent.
überaus tüchtige Natur wie die seine hätte ganz
Resultate hervorbringen müssen, wenn er nur Kai-
er nur Landesfürst hätte sein wollen. Für das
e für das andere lagen die Umstände günstig genug,
öste zu erreichen. Denn es scheint uns eine ganz
tfertigte Vorstellung neuerer Geschichtsbetrachtung,
: Sache des Kaiserthums oder des Einheitsstaats

zur Zeit, als er auf den Thron Karl's des Großen gelangte, in Deutschland schon so hoffnungslos daniederlag, daß keine menschliche Begabung und Kraft ihr mehr hätte aufhelfen können. Wer das Kaiserthum in der romantisch-absolutistischen Weise der Hohenstaufen nach der Mitte des 13. Jahrhunderts noch hätte vertreten und durchsetzen wollen, würde freilich an der so ganz veränderten Wirklichkeit zerschellt sein; wer aber mit wahrhafter Genialität und zugleich mit voller Gewissenhaftigkeit und Selbstentäußerung es versucht hätte, das vorhandene Material zu einem neuen Bau zu verwenden, würde aller Wahrscheinlichkeit nach noch immer einen stattlichen deutschen König, wenn auch nicht einen römischen Kaiser im Sinne des ältern Idealismus, haben vorstellen können.

Offenbar traute sich Rudolf selbst nicht die geistige und vielleicht auch nicht die sittliche Größe zu, die für eine energische und consequente Durchführung seiner eigentlichen Mission, der Träger der deutschen Centralgewalt zu sein, nöthig war. Er hat sich sein Leben lang Mühe genug gegeben, im einzelnen diese und jene Pflicht seines Amts zu erfüllen und so sein Gewissen und seine Ehre mit seinem Berufe und dem Urtheile der Welt oder seines Vaterlandes zu versöhnen; doch blieb eben alles immer nur ein Stückwerk, aus dem nie ein Ganzes werden konnte. Ebenso wenig läßt es sich aber bezweifeln, daß er, wenn er die Kaiserkrone nur als ein Mittel für die Zwecke des gewöhnlichen fürstlichen Egoismus benutzt hätte, damit etwas ganz Anderes und Größeres für sich und sein Haus erreicht haben würde als den Besitz von Oesterreich und Steiermark. Gleiches gilt von seinem Sohne Albrecht, der überhaupt nur das etwas schwerfälligere und unliebenswürdigere Abbild des Vaters war. Es fehlte ihm namentlich jene beinahe genial zu nennende Leichtigkeit im Verkehr mit den Menschen, welcher Rudolf so viele seiner größten Erfolge, namentlich in der ersten glücklichern Hälfte seiner Regierung verdankte. Albrecht's Söhne mußten die Fehler oder, richtiger gesagt, die Mängel ihrer Vorfahren, besonders aber die Verstimmung der deutschen Fürsten gegen ihren Vater durch eine relativ zurückgedrängte Stellung im Reiche büßen. Als Nachkommen zweier Kaiser hätten sie eigentlich eine andere Rolle spielen können wie die von Fürsten zweiten Ranges. Der einzige davon, der sich damit nicht begnügen wollte, Friedrich der Schöne, der Gegner Ludwig's des Baiern, erfuhr aber zu seinem Schaden, daß es momentan für sein Haus keine vernünftigere Politik gab, als seine Kräfte zu sammeln und bessern Zeiten aufzusparen.

Sein Bruder Albrecht der Lahme, der Vater Rudolf's IV., verstand dies viel besser, und ihm verdankte das Haus Habsburg ebendeshalb seine künftige Größe. Auf seinen Schultern stehend konnte sein Sohn Rudolf wirklich für das gelten, was er sein wollte, der erste unter allen deutschen Fürsten nächst dem Kaiser. Dies aber macht ihn allein noch nicht weltgeschichtlich bedeutend. Er hat seine eigenen und selbständigen Verdienste, denen er eine solche Ehre verdankt. Daß er im Sinne der Zeit

tapfer, weltklug, umsichtig, verständig und ein gewissenhafter Regent war, würde, so anerkennenswerth dies auch alles ist, namentlich bei einem Fürsten, der mit 19 Jahren zur Regierung gelangte und mit 26 Jahren starb, ihm auch noch keinen so hervorragenden Platz in der österreichischen Geschichte sichern. Selbst die Erwerbung des Landes Tirol, das er, ein krauses Gewirre der plumpesten und feinsten Intriguen im damaligen Stile der großen und kleinen Politik wahrhaft genial zerreißend, 1363 von der für alle Zeiten berüchtigten Margaretha Maultasche an sein Haus brachte, ist zwar ein großes Meisterstück und fast unbegreiflich, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die zu überwinden waren, aber auch hierin zeigte sich doch noch nicht der eigentliche Kernpunkt seines Wesens. Dieser offenbart sich vielmehr in einer Angelegenheit, die wir von unsern heutigen Begriffen und Anschauungen aus geneigt sind, als ebenso lächerlich wie nichtswürdig einfach zu verurtheilen. Er war es, der, wie als unumstößlich gewiß nunmehr angenommen werden muß, eine der dreistesten Fälschungen von Urkunden veranlaßt hat, die jemals vorgekommen sind. Sie darf kühn neben die Donatio Constantini und den Pseudo-Isidor gestellt werden, denn sie hat auf den Gang der Weltgeschichte ebenso großen Einfluß geübt wie diese beiden. Auf seine Veranlassung entstanden jene berühmten oder berüchtigten österreichischen Hausprivilegien, welche, gerade so wie einstmals jene beiden andern Trugwerke, schon von den Zeitgenossen als Fälschungen bezeichnet, aber nichtsdestoweniger durch die Schwerkraft ihres Daseins allmählich zu großen geschichtlichen Factoren gestempelt wurden. Hier wie dort wäre ein so ungeheuerer Erfolg unmöglich gewesen, wenn nicht der Betrüger mit genialem Instinct oder Scharfblick wirklich eine Reihe von Ideen, die weltgeschichtliche Lebenskraft in sich trugen, in die Form unanfechtbarer Documente umzusetzen und ihnen damit den Schein der Legitimität oder des hergebrachten Besitzes aufzudrücken gewagt hätte. Der Grundgedanke dieser Fälschungen Rudolf's ist, wie schon gesagt worden, der Grundgedanke der gesammten habsburgischen Politik, den seine Vorfahren noch nicht so klar wie er zu denken und noch weniger zu äußern verstanden hatten. Oesterreich sollte dadurch von aller und jeder Einwirkung der Reichsgewalt vollständig befreit oder, wenn dieser moderne Ausdruck damals gültig gewesen wäre, zu einem vollkommen souveränen Staat gemacht werden, aber ohne seine formale Verbindung mit dem Reiche aufzugeben, so z. B. das Lehnsverhältniß, das hier zum ersten male als das, was es eigentlich schon war, als eine bloße Ceremonie oder Hokuspokus aufgefaßt wird. Umgekehrt aber sollte das Reich, eben weil Oesterreich doch noch in ihm stand, verbunden sein, alles für Oesterreich zu thun, nicht blos das, was selbstverständlich jedes seiner Glieder an Schutz und Hülfe von dem Ganzen beanspruchen durfte, sondern, um es gleichfalls modern auszudrücken, die ganze Thätigkeit des Reichs sollte sich nur auf die Pflege und den Schutz der Specialinteressen Oesterreichs beziehen. Daß neben solchen wesentlichen Dingen auch eine ganze Anzahl anderer uns unwesentlich erscheinender beansprucht wurde, muß aus dem Geiste der Zeit beurtheilt werden.

Den Zeitgenossen eines Kaiser Karl IV. war es keine kleine Sache, ob ein Reichsfürst, wie es diese Diplome als uraltes Recht für Oesterreich behaupteten, sich Pfalzerzherzog nennen, oder eine Bügelkrone an der Stelle des Zinkenreifs der Fürsten, also eine Königskrone tragen durfte. Uebrigens hat Rudolf gerade da am meisten Widerspruch gefunden und mehrmals nicht ohne empfindliche öffentliche Demüthigungen auf sein angebliches Recht Verzichtleistungen aussprechen müssen — freilich nur um sie selbst im nächsten Moment wieder aufzunehmen und sie der Zukunft als legitim zu hinterlassen —, wo er vielleicht am ersten auf Connivenz rechnete, nämlich bei seinem Schwiegervater, dem Kaiser Karl IV. Charakteristisch genug für diesen ist es, daß er sich, als ihm Zweifel an der Echtheit der vorgelegten Gnaden- und Freiheitsbriefe aufstiegen, sie nicht selbst oder mit seinen Räthen zu entscheiden wagte, sondern sich an das größte gelehrte Orakel der Zeit und seine gewöhnliche Zuflucht in solchen Dingen, an Petrarca, wandte. Dieser besaß doch so viel classisches Wissen, um Julius Cäsar und Nero als erste Verleiher jener unerhörten Privilegien und Ehren an die Fürsten von Oesterreich verdächtig zu finden: an den spätern kaiserlichen Diplomen eines Heinrich IV. und Friedrich I. nahm er keinen Anstoß, wie auch das letztere bis auf die neueste Zeit, eigentlich bis zu Wattenbach's Prüfung, wenigstens nicht für erweislichen Betrug gehalten wurde. Aber alle diese gelehrten Bedenken, sowie die ebenso gegründeten politischen, die Karl IV. zum Gegner seines Schwiegersohns machten, haben doch nicht viel gegen die Gewalt der Verhältnisse vermocht, die Rudolf richtig benutzte.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die Poeten knüpfen zum Theil noch immer frisch an die Zeitereignisse an; die Lyrik sucht sich dadurch wieder in der Männerwelt heimisch zu machen, worin allein die Bürgschaft eines neuen Aufschwungs für sie liegt. Doch erlahmt ein Theil derselben seltsamerweise schon bei dem zweiten Anlauf, die jüngsten Thaten und Ereignisse mit den Klängen der Lyra zu begleiten. Dies gilt von **Emil Rittershaus**, von dem wir ein Lied, welches das „ganze einige Deutschland“ verlangt, in der „Schlesischen Zeitung“ finden, wie von **Robert Prutz**, der unter dem Titel „Juli 1866“ neue Terzinen in der „Neuen Stettiner Zeitung“ veröffentlicht. Das Gedicht von Rittershaus reicht bei weitem nicht an sein weitverbreitetes Johanniterlied, in welchem die Lyrik mitten zwischen den kampfzerrissenen, buntfarbigen Fahnen der deutschen Stämme die weiße Fahne der Humanität aufsteckt, und ebenso wenig dürfen sich die neuen Terzinen von Robert Prutz mit den ersten messen, welche die unwillkommene Kritik des Staatsanwalts erdulden mußten. Der Dichter, der früher den drohenden Krieg als unheilvoll

erwünscht hat, singt jetzt ein Siegeslied. Das bedarf natürlich der Motivirung, welche in folgenden Versen liegt:

Ein Siegeslied heut aus demselben Munde,
Der jüngst des Krieges Schrecken euch gesungen,
Und heut' wie damals kommt's aus Herzensgrunde.

Ein ungeheurer Wurf ist uns gelungen,
Der Gott des Sieges selbst, mit vollen Händen,
Hat um das Haupt den Lorber uns geschlungen.

Doch falsch und flüchtig sind des Glückes Spenden
— Ihr kennt ja vom Polykrates die Märe —
Und darum frag' ich jetzt: wie soll dies enden?

Wol ist es schön, wenn kampferprobte Heere
Wie Sturmeswehn der Feinde Glieder sprengen;
Der Muth des Kriegers ist des Bürgers Ehre.

O Tag von Königgrätz! Gleich Orgelklängen
Erbraust dein Name durch den Schlachtenreigen,
Umjauchzt von unsern Dank- und Lobgesängen,

Weil wir der Welt noch einmal durften zeigen,
Daß wir in etwas noch den Vätern gleichen,
Und daß des Adlers Schwinge noch im Steigen.

Der Dichter fragt nun nach dem Preise der Schlacht! Leider sind die folgenden Terzinen reich an prosaischen Wendungen, von denen wir eine kleine Blumenlese mittheilen wollen:

Wenn aber Männer heut zum Schwerte greifen,
So woll'n sie wissen auch um wessenwillen. (!)

Schon kann die Diplomaten an den Ricken.

Darum vor allem — keinen faulen Frieden.
Das Volk nicht war's, das diesen Krieg gefordert,
Vielmehr sogar, es hätt' ihn gern vermieden.

Und da uns Gott beschert hat diese Wunder.

Die etwas bessern Schlußterzinen sprechen den Grundgedanken der Dichtung aus:

Erobern kann das Schwert, doch nicht behalten;
Laßt denn die Geister sich in frischem Ringen
Aus eigner Kraft frei, fessellos entfalten!

So wird und so allein das Werk gelingen,
Und was begonnen ward vom Volk in Waffen,
Das Volk im Schweiß der Arbeit wird's vollbringen.

Was nützt es, Länderfetzen zu erraffen,
Wenn sich der Völker Herzen euch verneinen,
Fremd euerm Denken, euerm Thun und Schaffen?

Laßt über Deutschland Eine Sonne scheinen,
Und seht, wie rasch ihr heil'ger Strahl wird zünden;
Der Freiheit Sonne ist es, die wir meinen —
Denn nur die Freiheit darf die Einheit gründen!

Im Gegensatz zu Robert Prutz und seiner mehr reflectirenden Muse liebt es Ferdinand Freiligrath, bestimmte Situationsbilder zu entwerfen. Anschaulichkeit und Colorit gehören zu den Vorzügen seiner Poesie, welche sich auch wieder in dem neuesten „Westfälischen Sommerlied" ausprägen. Wie anschaulich sind schon die ersten Verse:

Bei Wetterschein und Regenguß
Und in der Sonne Strahlen,
Wie thust du freudig Schuß auf Schuß,
Du Saat im Land Westfalen!
Du Hellwegsroggen schlank und schwank,
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst du!

„Ich reif' und wachse mit Gewalt,
Es trieft das Jahr von Segen;
Vollauf zu sätt'gen jung und alt,
Reif' ich an allen Wegen.
Doch weißt du nicht, o Wandersmann,
Daß heuer mich nicht ernten kann,
Wer frohen Muths mich sä'te?"

Wie rührend ist der Schlußvers:

Es singt ein Vöglein auf der Haar,
Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pflüger war,
Erschlagen auf dem Raine.
Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust:
Ich rausche leis im Winde.

Dies Gedicht ist ein kleiner Edelstein im Schatzkästlein der Freiligrath'schen Muse und läßt aufrichtig bedauern, daß der Dichter im Exil so selten seine Leier zu neuen Klängen stimmt, welche sich markig kraftvoll von dem Gedudel der jüngsten „Versballadensänger" abheben. Ueberhaupt bleibt es beachtenswerth, daß diese neuen politischen Gedichte, welche die Runde durch die deutschen Zeitungen machen, meist von den bewährten Chorführern der politischen Lyrik ausgehen, während die Stimmen des jüngern Nachwuchses, mit wenigen Ausnahmen, unbeachtet verhallen.

Unter den Opfern des deutschen Kriegs, welche auch in d. Bl. Erwähnung verdienen, nennen wir den hessen-darmstädtischen Hauptmann Königer, der im Treffen bei Laufach an der Spitze seiner Compagnie fiel. Er gehörte zu den preußisch-gesinnten Offizieren der hessen-darmstädtischen Truppen, sein Herz war bei der Sache, gegen die er focht, und wie konnte es anders sein bei dem Geschichtschreiber des Jahres 1815, der gerade den Wiener Congreß und die Verträge, welche das Schwert der Preußen zerreißt, in ihrer ganzen unerquicklichen Genesis so eingehend dargestellt hat?

Während das Kriegstheater, trotz der schwebenden Verhandlungen, noch immer das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, läßt sich von der deutschen Schaubühne wenig von Interesse mittheilen. Die meisten Bühnen helfen sich mit kleinen Bluetten und mancherlei Reprisen über die jetzige Krisis hinweg. Die Tagesschriftsteller, welche auf den momentanen Bedarf der Bühnen speculiren, bringen allerlei Militärisches, kleine Singspiele, in denen ausmarschirende Landwehrmänner die Hauptrolle spielen und in denen der leise Anflug kriegerischer Stimmung die erforderliche Wirkung hervorbringen muß. Von höhern Gesichtspunkten ist bei diesen Genrebildern der Bühne nicht die Rede. In der Friedrich-Wilhelmstadt hat man sogar den alten „Grafen Waltorn" wieder hervorgesucht, offenbar nur, weil das Stück, das in seiner ursprünglichen Fassung dem vorigen Jahrhundert angehört und von Frau Birch-Pfeiffer nur neu eingekleidet worden ist, das Etikette als militärisches Schauspiel an der Stirn trägt. Auch einige Friedrich-Stücke gehen hier oder dort über die Bühne, als die zeitgemäßesten, da die Aehnlichkeit der Situation zwischen jetzt und damals, namentlich in Bezug auf die Stellung Preußens zu Oesterreich, in die Augen springt. Von einem besondern Aufschwung patriotischer Begeisterung verlautet übrigens nirgends etwas aus den preußischen und deutschen Schauspielhäusern.

Dagegen dürfte die politische Umwälzung deutscher Zustände, welche, mag die Diplomatie nun halbe oder ganze Arbeit machen, die unausbleibliche Folge dieses Kriegs sein wird, gewiß auch an der deutschen Bühne nicht spurlos vorübergehen. Das Verschwinden einzelner Hoftheater, an und für sich ein Verlust für die Kunst, so einseitig auch die Leitung derselben gewesen sein mochte, wird von selbst auf die dringende Nothwendigkeit eines Ersatzes hinweisen, der nur aus einer durchgreifenden Reform der deutschen Bühnenverhältnisse hervorgehen kann.

Bibliographie.

Cotta, B. v., Die Geologie der Gegenwart dargestellt und beleuchtet. Leipzig, Weber. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Grotefend, G. A., Publicistische Skizzen. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 1 Thlr 20 Ngr.

Preußen und seine Bedeutung für Deutschland. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Schenck, E., Markgraf Rüdiger. Drama. Paderborn, Junfermann. 16. 15 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Polignac. Historisch-politischer Roman. 2 Bde. Berlin, Seehagen. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Smidt, H., Ein Berliner Matrose. Seeroman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 16. August 1866.

Inhalt: Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts". Von **Rudolf Gottschall**. (Fortsetzung.) — Reiseliteratur. Von **Johann Schucht**. — Germanische Alterthumskunde. — **Feuilleton**. (Literarische Plaudereien; Volksthümliches aus Thüringen.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts".

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Wir haben uns über das willkürliche Zerreißen der Charakteristik Heine's und Börne's beklagt, wir müssen unsere Anklage gegen die methodische Folge in dem Werke des Gervinus fortsetzen. Bei einer Darstellungsweise, welche oft an die synchronistische Tabelle erinnert und den Entwickelungsgang der Autoren nach akademischen Triennien oder gar nach Semestern mißt, muß jedes ὕστερον πρωτερον in der Chronologie doppelt auffallen. Und doch stoßen wir auf ein recht bedenkliches, dessen Rechtfertigung der Historiker uns schuldig bleiben wird. Gervinus charakterisirt die russischen und polnischen Poeten Puschkin und Mickiewicz; er sieht sich fortwährend genöthigt, auf den Einfluß Byron's hinzuweisen, der in der That die slawische Poesie in ihren Hauptvertretern beherrscht; abermals in der Schilderung der französischen Literatur hebt er den großen Gegensatz Lamartine's gegen Lord Byron hervor: gleichwol schickt Gervinus alle diese Charakteristiken der Charakteristik Lord Byron's voraus. Das heißt doch in der That das Pferd am Schwanze aufzäumen!

Nach unserer Ansicht mußte die Charakteristik Lord Byron's den ganzen Abschnitt eröffnen. Dies war chronologisch gerechtfertigt; denn Byron's dichterische Hauptwerke gehören noch dem frühern Jahrzehnt an; es war aber unerlaßlich für eine logische, von den ursächlichen Einflüssen zu den Folgen und Wirkungen fortgehende Darstellung. Byron's dichterisches Gestirn beherrscht dies ganze Jahrzehnt; auch bei Heine und Börne ist dies unverkennbar; ja es geht aus den Ausführungen unsers Autors selbst hervor, der aber oft als ein launenhafter Chronist alle aus gedanklicher Nöthigung erwachsende Gliederung verschmäht. Es ist überhaupt nicht abzusehen, warum Rußland und Polen vor Frankreich und England abgehandelt werden. Mit einem Wort, das ganze Schema dieses Abschnitts steht auf dem Kopf, und erst wenn man es umdrehte, würde man ungefähr die richtige, durch den Stoff selbst gebotene Reihenfolge erhalten. Dies hindert nicht, daß in den einzelnen Charakteristiken sich viel des Geistreichen und Treffenden findet. In der Schilderung Puschkin's ist Biographisches und Charakteristisches, Dichtung und Leben glücklich verwebt, freilich nicht ohne die unvermeidlichen Uebergriffe in das nächste Jahrzehnt. Auch das Bild des Grafen Giacomo Leopardi tritt in klaren Umrissen vor uns hin. Wir sehen ihn schon in der Jugend unter innern und äußern Leiden von schrecklicher Schwermuth verzehrt, in seinen dichterischen Beschäftigungen ganz von den großen Beispielen der Alten erfüllt. Er strebte daher in seinen Oden im Petrarchischen Canzonenstil nach einer äußern Formvollendung in einer würdevollen, kaltstattlichen, nie aufs Monumentale berechneten Grandiloquenz hin, zum Entzücken der Classicisten, deren sinkende Schule er stützen mußte. In seinen Oden schwellte er die Herzen durch seine erhabene Trauer über Polens Unterdrückung, über den geschwundenen Ruhm der Väter, über die Schmach und den Verfall der abgestorbenen Zeit. Dann ahnten die Unitarier in ihm einen der Ihrigen. Er aber schien seit 1821 entschlossen, der Politik und des Patriotismus nicht mehr Erwähnung zu thun:

> Denn mehr und mehr hatte ihn bereits sein eigenster Seelenschmerz über die Täuschungen des Lebens in eine Philosophie der Verzweiflung gestürzt, in der er die trockenen Disciplinen der Politik und Statistik wie den Wahn der politischen und gesetzgeberischen Berechnungen verhöhnte, die zur Vervollkommnung der Völker und Menschen nichts vermöchten, da sie aus innern nothwendigen Gründen zur Unvollkommenheit bestimmt seien. Im vollen Gegensatze zu Manzoni, so heidnisch, ungläubig, unversöhnt und zerrissen, wie jener religiös, fromm, duldend und getröstet war, wie Foscolo fatalistisch resignirt auf die Eitelkeit aller menschlichen Dinge, bekannte er sich selbst zu den Ueberzeugungen, die er in seinem „Jüngern Brutus" niedergelegt: daß eine eiserne Nothwendigkeit über dem Sklaven des Todes, über dem unseligen Geschlechte walte, von dem die Götter Tempel heischen, wiewol es nur ihr Spott und Gelächter ist. Staub und Schatten sei die menschliche Natur, unendliche Eitelkeit das All, die Welt nur Koth, das Leben nur Langeweile, so predigte er fortan in der eintönigen Klage seiner Schriften, die zuletzt selbst zur Langenweile wird. Seine Landsleute verargten dem unglücklichen Manne dieses kleinmüthige Verzagen an sich selbst und an der Menschheit nicht; sie schoben es bedauernd, obwol er es verbat, auf seine entsetzlichen

Körperleiden und nicht, wie er wollte, auf seine Vernunfteinsicht und Ueberzeugung.

Den Einflüssen, durch welche die französische romantische Schule sich bildete, spürt Gervinus bis in das vorige Jahrhundert nach, indem er den Einbruch des germanischen Wesens in das Geistesreich der Franzosen schon von der Zeit Montesquieu's und Diderot's datirt. Doch unterbrach die Revolution diese erste Phase einer unbewußten, noch namenlosen Romantik. Gleichwol pflanzte sich im Verborgenen eine ganze Nachkommenschaft von weichern und träumerischen Naturen fort, die von Rousseau's gefühliger Seite geerbt hatte: Pierre Simon Ballanche in seiner sentimentalen Schrift „Ueber das Gefühl" und den gleichgearteten „Fragmenten", Etienne de Sénancourt mit seinem skeptischen, wertherisirenden „Obermann", Charles Nodier mit seinem „Maler von Salzburg". Hierzu kamen Châteaubriand's „René" und Constant's „Adolphe" und vervollständigten die Gruppe sentimentaler Poesie, die mit dem Classicismus und dem Charakter der napoleonischen Epoche in vollem Widerspruche stand. Die Opposition gegen das Kaiserreich war überdies mit den Engländern und Deutschen in den genauesten Beziehungen. Châteaubriand, Frau von Staël, Barante, Fauriel, Benjamin Constant kommen in nahe Berührung mit A. W. Schlegel, dessen „Vorlesungen über dramatische Literatur" ins Französische übersetzt wurden; bald darauf erschien das Buch der Staël über Deutschland; Sismondi und Raynouard wiesen auf die vergessene französische Literatur des Mittelalters, auf die Dichtungen der Troubadours hin; man begann die Schiller'schen, Shakspeare'schen und Goethe'schen Dramen zu übersetzen, zu bearbeiten, anfangs in einer meist den Geist und Sinn derselben entstellenden Weise; man wagte noch nicht mit den alten Gesetzen zu brechen. Ueber die Romantik selbst waren die wunderlichsten Begriffe in Umlauf. In politischer Hinsicht trat die französische Romantik anfangs in Gegensatz gegen die Revolution, doch wurde sie später in eine Umwälzung gestoßen, die sie mit der Revolution aussöhnte.

Es folgen nun die Charakteristiken Lamartine's und Victor Hugo's, oder vielmehr die Darstellung der ersten Epoche dieser Autoren bis zum Jahre 1830. Groß war der Eindruck, den 1820 die „Poetischen Betrachtungen" von Lamartine machten:

Dichtungen, die aus einem Gemüthe quollen, das selbst von den moralischen Erschütterungen des Zeitalters tief aufgewühlt war, die daher wie ein scharfes Spiegelbild jenes peinvollen Schwankens zwischen Trauer und Lust, zwischen Täuschung und Enttäuschung, zwischen Sturm und Windstille waren, von dem in diesen Jahren alle gehobenern Seelen bewegt wurden. Schon aus den äußern Vorzügen dieser Gedichte sprach eine nie zuvor bekannte, fast wunderbare Leichtigkeit, Biegsamkeit und Spannkraft des angeborenen Talents. Es sei, daß der Dichter in der regelmäßigen Form seiner Verse, in den langgedehnten poetischen Perioden voll gehäufter Vordersätze und eingeschachtelter Zwischensätze, in dem Epigrammatischen und Gedankenhaften seiner philosophischen Abstraction, in seinem Wohlgefallen an Naturschilderei an die mancherlei Unarten der classischen Odenmanier, an ihre rednerischen, lehrhaften, beschreibenden Kunststücke zurückerinnerte; aber nie hatte man zuvor eine solche Reimfülle, einen so reichen Rhythmen- und Strophenwechsel in einem so melodischen Abfalle von ... scher Wirkungskraft gehört; nie hatte man so ... Gedanken in einer so bilderreichen glänzenden Sprache ... mittelbar ergreiflich abformen, oder aus dem ... verschlungensten Redesätze in so freier und sicherer ... zur hellsten Klarheit des Verständnisses herausleiten ... sprach hier ein Dichter aus dem reinen poetischen ... ungetrübt von Theorie und Kritik, die er die ... mächtigen nannte, in der Ursprünglichkeit des ... unbekannten Genius, dessen erste Verse, in ihrer ... abhängigkeit von jedem fremden Einflusse, gleich ... bis zur Fruchtreife fertig und vollendet erschienen.

In vier Jahren wurden 45000 Exemplare dieser ... schen Betrachtungen" abgesetzt. Es war eine ... seit Châteaubriand's „Geist des Christenthums" ... die Massen so gewaltig ergriffen. Später ... hinter seinen Verherrlichungen des Allschöpfers ... theistische Ekstase, hinter seinen frommen Erregungen ... Kindheitserinnerungen. Als man dem Vater ... wünschte zu den christlich-monarchischen Gesinnungen ... nes Sohnes, meinte er: man kenne seinen Sohn ... er sei eine Windfahne, die sich auch bei Windstille ... doch damals mochten die Classicisten über seine ... neuerungen erschrecken — ganz Frankreich berauschte ... an seinen Poesien. Ein noch frappanteres Licht fällt ... Lamartine aus der Parallele, welche Gervinus ... diesem Dichter und Victor Hugo zieht und die ... eine der glücklichsten Stellen des Werks hier ... wollen:

Beide Dichter theilten auf einer gleichen, vom Glück gesteuerten Lebensfahrt nicht wenige ähnliche Schicksale ... Besitz einer verehrungswürdigen Mutter von segensreichen ... flüssen, den Erwerb eines schönen aus früher Jugend ... sprossenen häuslichen Lebens, und später den ... schwärmerisch geliebten Tochter; sie theilten bei ihrem ... in das Leben die gleiche christlich-monarchische Gesinnung ... gleichen hohen Begriff von der Würde des Dichters, ... chen Ehrgeiz, die Ringe ihres Schwanen- und ... freundlichem Wettkampf durcheinanderzuschlingen; ... ren beider Naturen von Grund aus verschieden. ... hen sich auf eigener Stelle außerhalb der streitenden ... parteien stehen; beide wurden der neuern Schule ... hielten selbst aber beide, und Victor Hugo vorzugsweise ... ren theoretischen Bekenntnissen den Standpunkt der ... und standen auf der Seite der herkömmlichen Prosa ... von Racine und Boileau „fixirten" Sprache gegen ... der Neuerung. Gleich hier aber schieden sich die ... denn in Victor Hugo lag von Natur aus der Drang ... der Lamartine fremd war, eines Sektirers, der ... wälzer in die Literatur eintrat. Von gleich bewunderter ... Leichtigkeit und Kühnheit in Handhabung der üppig ... Sprache und einer ganz neu geprägten poetischen ... beide bis zu Wagnissen trieb, in welchen die prosaische ... einen Massenaufstand aller Solöcismen und Barbarismen ... ward Victor Hugo doch noch ungleich mehr als ... priesen um seine Meisterschaft in der Beherrschung ... aus der er gemacht was er wollte, die er „geschmiedet ... wie Eisen, gehärtet wie Stahl, gegossen wie Erz, ... Silber oder Marmor"; er ward auch herber getadelt ... um seiner launischen Gegensätze willen (in denen ... höher steigen bald tiefer als Lamartine fallen ... Wechsels willen zwischen Niedrigkeit und Verstiegenheit ... ter Gewöhnlichkeit und gesuchtem Schwulste, zwischen ... fachen und Schönen und dem Uebersättigten und ...

; es ward auch schärfer an ihm die classicistische Vornei- gerügt, in der hochgehenden Gattung der Ode dem my- ischen Zierwerk, dem rhetorischen Pathos der alten Ma- jenem senatorischen Bombaste zu fröhnen, in dem sich Erstgeborenen des alten Römervolks" so gerne gefallen. Lamartine in seiner maßvollen Selbstbeherrschung, die in der größten Kühnheit der feinsten Schicklichkeit nicht i, auf dem Musenpferde stets leichthin schwebend erscheint, Zell aus der Vogelsicht unter sich, ohne Widerstand als eichten Dunstkreis flüchtigen Gewölks, so tummelt es : Hugo mit schnaubenden Nüstern und verwundetem Hufe das widerstrebende Gestein und Gestrüpp der Niederung, : dem Durste seine Bändigungskunst bei jeder Bewegung ällig zu machen. Das Gespanntere seiner Kunst, aber as Tiefere ihres Inhalts liegt hier: daß er in reicherer ung zu dem breiten Weltleben mannichfaltiger an Gegen- : und Formen ward; daher er, in seiner wesentlich lyri- Begabung ähnlich wie Lamartine unfähig, sich in anderer ken und Gefühle zu versetzen, doch immer mehr versucht sich die Maske dramatischer und epischer Personen vor- :. Ist der harmonische Wohlklang in jenem Dichter der h ein Abbild nur seiner sanften, wohlwollenden, opti- en und idealistischen Naturart, so ist das disharmonische : in Gedanken, Bildern und Formen bei Victor Hugo :nnzeichen eines realistischern, von Zweifeln aufgewühl- fatalistischem Trübsinn geneigtern Wesens. Dem glück- Gehenlassen Lamartine's gegenüber hat an Hugo's Thä- der Wille, das Ringen, die Arbeit eines kräftigern Geistes esentlichern Antheil. Was bei Lamartine ein glücklicher st, gemahnt bei Hugo wie ein mühsamer Erwerb, was :m unwillkürlich gekommen scheint, ist hier gewollt, was funden, ist hier gesucht. Jener in seinem instinctiven n verschmähte alle Theorie und Reflexion, Victor Hugo ar stets bedürftig, sich über Stoff und Form und Zweck Dichtung Rechenschaft zu geben und den Denker mit dem zu verbinden; ja er schien sogar stets geneigt, an seine ne mehr zu glauben als an seine Poesie.

it Recht hebt Gervinus ferner hervor, daß bei Hugo das politische Element überwiegt, wie bei ine das religiöse, daß aber auch bei Victor Hugo lse innig religiöser Empfindung in einzelnen Dich- der Familienpietät schlagen, wirkungsvoll in ihrem ungenen dichterischen Ausdruck, ferner daß er seinen statt der kalten Eintönigkeit, der die Gattung ulich verfallen, ein hohes dramatisches Interesse zu offte, und wie wir hinzufügen, auch wirklich ge- at. Als charakteristische Eigenthümlichkeiten Victor werden hervorgehoben seine royalistische Gesin- seine Vorliebe für alle feudalistischen und mittel- en Erinnerungen, das Gefühl eines prophetischen doch auch der Pomp der Eitelkeit und die Ueber- des poetischen Selbstgefühls.

h einer kurzen Skizzirung des Verhältnisses der nen zu der Literatur werden wir nach England Thomas Moore wird uns als Mensch, als poli- Charakter geschildert. Weniger erfahren wir von chter — nur, daß die politisch-oppositionelle Ader e Schriften und Gedichte durchdrungen, daß er : Anspielungen überall, selbst in seinen irischen lodien eingestreut, und daß er in dem feingefeil- lla Rookh" der Ueppigkeit seiner irischen Phantasie sten Spielraum gelassen habe. Wenn wir diese -flüchtige Skizzirung von Moore's dichterischen Leistungen mit der Ausführlichkeit vergleichen, mit welcher von seinen politischen Flugschriften gesprochen wird, so müssen wir einräumen, daß diese Art von Literaturgeschichtschreibung, die uns mit biographischem Detail erdrückt, während sie über die Dichtwerke selbst mit einigen allgemeinen Phrasen hinweggleitet, die Nebensache zur Hauptsache macht. Ebenso wenig wird Gervinus dem „Dichter" Shelley gerecht, wenn er uns auch die geschichtlichen Einflüsse, die auf seine politische und religiöse Richtung bestimmend einwirken, mit pragmatischer Genauigkeit vorführt. Wir erfahren, daß Shelley als Dichter in gewissen Kreisen unverständig überschätzt wurde:

In seinen „Visionen" fröhnte Shelley der übeln Manier, in einer Wüste phantastischer Spreu spärliche Körnchen von Sinn zu verstecken, in einem Phrasenschwall von apokalyptischem Dämmerdunkel die dürftig eingestreuten Gedanken und Thatsachen zu ersticken. In diesen Poesien legte Shelley eine poetische Weltbeglückungslehre aus, die, nach der Glückseligkeit als ihrem Ziele steuernd, die selbstentäußerte Liebe als das Gesetz aufstellte, das die Welt regieren, das Uebel austilgen, und unter Abstellung des Handels und der Geldmacht (der Götzen des Pöbels), des Kriegs (des Werks der Banditen) und der Religion (der Zwillingsschwester des Egoismus), eine Welt der Harmonie erschaffen sollte, wo das Eis der Pole schmelzen, die Sandwüsten zu Paradiesen werden, das Lamm mit dem Löwen spielen würde.

Der poetische Doppelgänger Saint-Simon's und Fourier's wird von dem Literarhistoriker verächtlich beiseitegeschoben. „Spärliche Körnchen von Sinn in einer Wüste phantastischer Spreu" — damit ist Shelley charakterisirt, seine visionären Friedensbilder werden als ein müßiges Phantasiespiel behandelt; als wenn ein solcher prophetischer Zug nicht gerade die großen Dichter von den kleinen unterschiede, als wenn diese Wendung nach den Endzielen der Menschheit nur eine phantastische Verirrung des Dichters, als wenn der großartige Hymnenschwung voll glühender Bewegtheit, der sich in Shelley's Dichtungen ausprägt, weiter nicht viel der Rede werth wäre! In der That, in diesem Urtheil erscheint Gervinus als der prosaische Urphilister, dessen Zipfelmütze die gelehrigen Schüler sich aufsetzen, wenn sie den delphischen Dreifuß der Kritik besteigen.

Was diesem Urtheil zu Grunde liegt, aus welchen Verkehrtheiten der ästhetischen Anschauung es hervorgeht, das erhellt erst aus der eingehenden Charakteristik Lord Byron's, zu der wir nun endlich gelangen. Daß Byron als Vertreter des europäischen Widersetzungsgeistes (!) vorgeführt wird, hat sein gutes Recht; ebenso ist die Bemerkung, daß man ihn zum Haupte der autonomen Regelverschmäher und Naturgenies der Romantik zweiter Periode erhob, während er durch all sein Leben in seinen theoretischen Bekenntnissen ein erklärter Classicist war. Gervinus schiebt diese wunderliche, für Pope, Alfieri schwärmende, einen Shakspeare für Humbug erklärende Poetik des Dichters auf sein Bewußtsein, daß er den höchsten, den dramatischen und epischen Schöpfungen der Dichtung ebenso wenig wie Pope gewachsen war. Zunächst erfährt der Dramatiker Byron eine herbe Censur: er habe in seinen Stücken einen dünnen Stoff in wortreichen, pomp-

haften, bilderlosen, oft gezwungenen Dialogen abgestumpft, seine Charakterzeichnungen seien von Verzerrungen, Uebertreibungen und Seltsamkeiten entstellt. Nicht besser ergeht es den hochgefeierten poetischen Erzählungen, die mehr durch blendende als durch echte Eigenschaften ausgezeichnet seien:

Diese Nachtstücke, in deren redereichen und glänzenden Schilderungen und Bildern, in deren epigrammatisch zugespitzten Couplets und Antithesen durchaus die Weise der Concettisten des 17. Jahrhunderts vorherrscht, machen den Eindruck, als habe man einen Shakspeare vor sich, der, auf dem unreifen Standpunkt seiner beschreibenden Gedichte stehen geblieben, die Manier der Marinisten feiner ausgebildet und mit der tiefergehenden Empfindung und wühlenden Nachdenklichkeit des Nordländers ausgestattet habe. Die prunkvollen Dichtungsstücke erreichen durch die wunderbare, bald weiche Geschmeidigkeit, bald kraftvolle Kühnheit des Ausdrucks in Wort und Bild eine technisch-formale Vollkommenheit, die keinem englischen Dichter in diesem Maße eignete; von höhern Gesichtspunkten aus sind sie ästhetisch betrachtet ein einziger Geschmacksfehler, psychologisch betrachtet ein einziger Naturfehler. Das dichterische Unwesen ist darin zum Wesen gemacht. Byron gestand es selbst, daß er, im vollen Widerspruche mit seinen classischen Theorien, gewöhnlich ohne allen festen Plan schrieb, daß ihm seine Verse, seinen wechselnden Launen nachgebend, nur sprung- und ruckweise gelungen seien; aber er beharrte, trotz seiner bessern Einsicht, bei dieser lässigen Manier (wie er es selbst ansah) aus Faulheit und Halsstarrigkeit. Die Redseligkeit des Dichters, der die Gabe etwas zu verschweigen so wenig in der Kunst wie im Leben besaß, trieb ihn von der Erzählung zur Rede, und von den Reden seiner Figuren zu Selbstreden, zu geschwätzigen Absprüngen, zu störenden Einschaltungen, „zur Bewunderung der Abschweifung", deren Werthlosigkeit er zwar völlig begriff. Die Beschreibung ferner, diese poetische Landschafterei, die der Instinct der Alten, die Uebung der großen Dramatiker Englands und Deutschlands, die Kritik eines Lessing verschmähte, war der beste Theil von Byron's Dichtung; er selber nannte sie sein forte. Sie geht oft genreartig bis zur kleinlichsten Abschrift überlieferter Berichte, bei grausigen Gegenständen oft durch die anatomische Genauigkeit der Schilderung bis zum Ekelhaften. Denn der Dichter, in dem gemischt eine Thersiteische Ader von treffendem Witz und beißender Satire neben jener unendlich reizbaren Empfänglichkeit und Empfindbarkeit für Freud und Leid lag, die den lyrischen Dichter macht, gefiel sich in dem peinvollen Wechsel zwischen Scheußlichem und Komischem, in den Uebersprüngen vom Erhabensten zum Gemeinsten, vom Herzenseinfältigen zum Frivolen, vom Pathetischen zum Drolligen, vom Rührenden zum Burlesken, vom Zarten zum Cynischen, in dem boshaften Vergnügen jede Erwartung zu täuschen, aus Mitleid durch Hohn, aus Rührung durch Gelächter herauszuschrecken, allen Gefühlen Gewalt anzuthun und je stärker er sie spannte, desto gewaltsamer zu zerreißen.

Diese Stelle ist bezeichnend nicht als das einseitige Urtheil eines poesiearmen Kritikers über einen bedeutenden Dichter, sondern als ein Beweisstück der schablonenmäßigen Charakteristik, welche in den Werken vieler namhafter Literaturhistoriker im Schwang ist. Wenn wir diesem Urtheil auf den Grund gehen, so finden wir dort ein poetisches Axiom, aus dem es herausgewachsen ist: nur die objective, gegenständliche Poesie ist berechtigt, und das Axiom erleidet eine um so verschärftere Anwendung, je mehr Byron durch seine Kritik Shakspeare's sich selbst in einen Gegensatz zu dieser Poesie und zu allen Sympathien des Autors gestellt. Und doch kann gerade dies Axiom die Schätzung dichterischer Größe sehr verwirren. Es gibt Dichter, welche der epischen und dramatischen Form vollkommen gerecht werden, welche Gestalten von Fleisch und Blut zu schaffen verstehen — und deren Genius nicht entfernt zu vergleichen ist mit demjenigen anderer Poeten, deren Gedankenreichthum und Gefühlsdrang fortwährend über die geschlossene Form hinaustreibt. Die Bedeutung eines Dichters liegt in der Originalität seiner Weltanschauung und in der machtvollen Energie, mit welcher er dieselbe den dichterischen Formen aufzuprägen versteht. Genie ist eben Genie — das läßt sich nur fühlen, dafür gibt es einmal keine Decimalwagen. Wenn Gervinus die Byron'schen Dichtungen ästhetisch betrachtet „einen einzigen Geschmacksfehler", psychologisch betrachtet „einen einzigen Naturfehler" nennt, so fühlt man mit gelindem Schauer, daß die Gottscheds in Deutschland nicht aussterben, sondern in immer neuen Gestalten ihre Auferstehung feiern. Uns überläuft es unheimlich bei dieser magisterhaften Strenge, welche gleich mit dem Lineal dreinschlägt, mit dem sie sich ihre kritischen Schönschreibbücher liniirt hat. Was soll man zu solchen Aeußerungen sagen, wie: daß „die Uebung der großen Dramatiker Englands und Deutschlands die Beschreibung, die poetische Landschafterei verschmäht habe"? Als ob nicht alle Dramatiker dieselbe verschmähten, aus dem einfachen Grunde, weil sie im Drama überhaupt keinen Platz findet. Hätte uns Gervinus gezeigt, daß die Uebung der großen Epiker und Lyriker sie verschmäht hat, so würde sein Tadel wenigstens eine Stütze gefunden haben. Diese Stütze bietet ihm auch nicht die „Kritik Lessings", denn die Beschreibungsweise, die Lessing im „Laokoon" verwirft und durch Beispiele aus Haller, Thomson und Kleist illustrirt, findet sich nirgends in Byron; er malt nirgends durch eine Nebeneinanderstellung todter Qualitäten, durch eine Häufung von Aeußerlichkeiten ohne lebendige Vermittelung; er wird nirgends „descriptiv" im Sinne der alten beschreibenden Poesie; sondern alles ist bei ihm von stimmungsvollem Hauch durchdrungen, von innen heraus beseelt; das äußere Bild gewinnt nur Beleuchtung durch das Licht, welches aus den Tiefen der Seele darauf fällt. Mag der Dichter die Elegie der zerfallenen Marmorstadt in den Lagunen, mag er die von Bienen umschwärmten Berghöhen des Hymettos, mag er die über das Juragebirge hinbrausenden Gewitterstürme schildern — in allen diesen Schilderungen ist der gewaltige skeptische Genius des Dichters lebendig; die großen Probleme der Welt, der Natur, der Geschichte spielen mit ihren Räthselfragen hinein in diese Naturbilder; die Schatten aus der Seele des Dichters fliegen über die wechselnden Landschaften. Das ist keine todte Landschafterei und Naturbeschreibung, welche die Dinge prosaisch nach ihren Merkmalen schildert, und Lessing's Autorität wird höchst misbräuchlich hier gegen Byron ins Feld geführt. Wir haben hier wieder den Beweis, daß die vornehm klingende Phrase oft gar keinen, oft einen ganz verkehrten Inhalt verbirgt. Auch der peinvolle Wechsel zwischen Scheußlichem und Komischem, die Uebersprünge vom Erhabensten zum Gemeinsten passen eher in

eine Charakteristik Shakspeare's, als in eine Charakteristik Byron's. Die meisten Dichtungen des letztern, „Kain" wie „Manfred", und die andern Dramen, die meisten poetischen Erzählungen, mit Ausnahme des „Beppo" und „Don Juan", sind in einem durchweg gleichmäßigen und bei aller skeptischen Gesinnung doch formell harmonischen Ton gehalten, wie dies von einem Bekenner der Classicität, als welcher Byron nach Gervinus' richtiger Bemerkung gelten muß, auch zu erwarten ist. Wenn nun, nach Herabsetzung der künstlerischen Verdienste Byron's, auch seine Bedeutung als Vermittler zwischen Sein und Schreiben, Dichten und Trachten, Kunst und Leben dadurch verwischt wird, daß „diese sittenadelnde, lebenerhöhende Tendenz die germanische Dichtung in ihren größten Vertretern, in Shakspeare und Milton, in Schiller und Goethe immer bewiesen habe", nur harmonisch, nicht mit den verstimmten und schnarrenden Klängen der Byron'schen Harfe, so zeigt Gervinus hier wiederum die ihm geläufige Kunst, den Nagel nicht auf den Kopf zu treffen. Wir brauchen ihn blos auf seine eigene in ihrer Art treffliche Darstellung von dem Verhältniß des Dichters zur Politik hinzuweisen, wo alles einzelne hierauf Bezügliche aus den Gedichten, Briefen und Aeußerungen Byron's mit großem Fleiß zusammengetragen ist, um den wesentlichen Unterschied festzustellen, der zwischen der unmittelbaren Beziehung der Muse Byron's zur unverkleideten Tagespolitik und den in historischer Hülle verborgenen Beziehungen unserer Classiker zum öffentlichen Leben besteht. Dieser Unterschied darf nicht verwaschen werden, denn er steckt die Grenzpfähle fest zwischen der modernen auf der einen, der romantischen und classischen Poesie auf der andern Seite. Man mag die directere Wendung Byron's und seiner Nachfolger zur Tagespolitik ungünstiger finden für die Kunst; man wird sie in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen dürfen.

Wenn wir das ästhetische Gesammturtheil unsers Autors über Byron durchaus verwerfen müssen, als aus einseitiger Geschmacksrichtung hervorgegangen und unbegründet trotz aller Bemühungen des Literaturhistorikers, ihm ein solides Fundament aus dem Anschein nach unerschütterlichen Grundsätzen der Geschmackslehre unterzuschieben: so sind dagegen die biographischen Mittheilungen, die Abschnitte, welche Byron's Stellung zur Politik u. s. f. behandeln, geschickt zusammengestellt, wie man auch den Urtheilen über die einzigen näher besprochenen Werke „Kain" und „Don Juan", im ganzen beistimmen kann. Doch immer, wo Gervinus das Facit ziehen soll, versagt ihm der Mechanismus seiner Rechnungen, oder vielmehr, er will Aufgaben der Differentialrechnung in elementarischer Weise lösen; er bringt fortwährend feste Maßstäbe herbei, welche ungenügend sind, wo es sich um die „höhere Fluxion der Geister" handelt. Da hätte der Dichter handeln, Erlöser seines unterdrückten Vaterlandes werden sollen, um sich selbst zu erlösen; ein „festes Ergreifen des Lebens" hätte ihn gerettet. Da wird die Byron'sche Poesie als eine Versündigung gegen die Idee der Pflicht gebrandmarkt und die volle Schale des Zorns über die Jüngerschar des Meisters, die „satanische Schule", in welche stillschweigend die kleinen Beelzebube der neuern deutschen Poesie mit eingerechnet werden, ausgegossen:

Es drängte sofort in diese neue Schule, die sich in höchster poetischer Glut bei dem kältesten Gewissen in der pessimistischsten Weltverekelung wie in den üppigsten Schwelgereien der geistigen und sinnlichen Orgien gefiel, alle die Halbbildung nach, die die ganze Anstrengung scheut, die sich im Selbstdünkel zu allem geschickt weiß und zu nichts tüchtig beweist; alle untergeordneten Talente, die, von der hastigen Gier ergriffen durch literarische Wagesprünge einen plötzlichen Ruhm zu erobern, Absicht für Ausführung, Gelüste für Vermögen, Versuche für Meisterwerke halten; alle die ehrdürftigen, weltzerworfenen Naturen, die zu mühsamem Erwerbe der Ehren zu ungeduldig, einer Zeit von ungeheuer gestiegenen Anforderungen zu genügen nicht fähig, sich in dem ungeordneten Streben nach einer unbekannten Zukunft die Gegenwart verleiden; alle verbannten Seelen, alle misverstandenen Geister, alle zerrissenen Gemüther, die an den Klippen und Seichten des Lebens gescheitert oder gestrandet sind; alle die neuen Fauste und Prometheen, die sich um die Standarte der Auflehnung des Geistes gegen den Buchstaben, des Wissens gegen den Glauben, der Leidenschaft gegen die Vernunft, der Natur gegen das Uebereinkommen zusammenscharten; alle die freigeistigen Naturen, denen es die Blüte des Geisteslebens schien, an den Beständen der Religion, der Staatsordnung und der häuslichen Sitte zu rütteln.

Diese Art der Kritik sieht doch einer moralisirenden Abkanzelung so ähnlich wie ein Ei dem andern. Es scheint als habe diese ganze Richtung auch gar keine Berechtigung gehabt und sei nur eine großartige Verirrung gewesen, vor welcher der Literarhistoriker sein Kreuz schlägt. Und doch hat der Skepticismus schon in allgemein menschlicher Hinsicht sein wohlbegründetes Recht und steht hoch über jener Sicherheit des trivialen Denkens und Empfindens, welche sich ihr wohlassortirtes Lager von fertigen Moralbegriffen jeden Abend unter das Kopfkissen legt. Man müßte denn glauben, diese „beste Welt" sei so niet- und nagelfest, daß nur der Wahnsinn es unternehmen könnte, daran zu rütteln. Die Motive, die der Literarhistoriker den Vertreter dieser Richtung unterschiebt, sind eigentlich lauter „Charakterfehler". Und sollte der Geschichtschreiber der Restauration die historische Nöthigung nicht einsehen, aus welcher die satanische Schule hervorgegangen? Sollte er nicht einsehen, warum Byron in dieser Zeit nur „negative oppositionelle Kräfte, ohne bestimmte Ausgangs- und Zielpunkte, zu entbinden verstand"?

Nicht nur Byron's Talent wird von dem Shakspearomanen bedauerlich unterschätzt, auch für seine literargeschichtliche Bedeutung fehlt ihm das Organ. Er mußte nachweisen, daß Byron der große Dichter der europäischen Restaurationsepoche ist, deren politische Gestaltungsunfähigkeit sich bis zu einem gewissen Grad in seinen Dichtungen spiegelt, nicht minder wie ihre unendliche Verstimmtheit, die Schwüle, der Druck, der auf ihr lastete, wie aber sein Genius mit prophetischer Weihe hinwies auf die Völkerideale der Zukunft, welche zu formuliren überhaupt nicht Sache der Poeten ist, wie Gervinus irrigerweise anzunehmen scheint, wenn er von dem „Streben nach der unbekannten" Zukunft mit tremulirendem Kanzelton klaghaft salbadert; er mußte nachweisen, wie

Byron der Vorläufer der modernen Poesie ist, die sich, indem sie Ernst macht mit einer aus dem Geist der Zeit heraus geborenen Poesie, toto coelo von der romantischen und classischen unterscheidet, ein Vorläufer von stark subjectiver Wendung, wie der Einbruch neuer Richtungen stets mit einer gewissen Gewaltsamkeit stattfindet und den vollen Einsatz einer bedeutenden Persönlichkeit verlangt; er mußte überhaupt den Weihwedel hinter dem Altar liegen und die Ruthe hinter dem Spiegel stecken lassen, um ohne priesterliche und magisterhafte Gespreiztheit die Talente in ihrer Bedeutung, die poetischen Richtungen in ihrem nothwendigen Zusammenhang mit der Vergangenheit, in ihrer Tragweite für die Zukunft zu erfassen und darzustellen.

Wir verweilten unverhältnißmäßig lange bei der Charakteristik Byron's, weil die Einseitigkeit der oft mehr dogmatischen als pragmatischen Darstellungsweise Gervinus' in ihr am frappantesten hervortritt; wir können über die folgenden Partien des Werks rascher hinweggehen. Nach einem flüchtigen Blick auf Italien und Spanien werden wir wieder zu Börne und Heine geführt, welche mit Byron verglichen und „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" dargestellt werden. Beiden wird namentlich der Begriff und Sinn für das Staatsleben abgesprochen; man findet bei ihnen „die spärlichsten Körnchen politischen Witzes in einer Oede von Urtheilslosigkeit dürftig aufkeimen". Gleichwol wird zuletzt eingeräumt, „daß in den großen Kämpfen und fortschreitenden Strebungen der Zeit ohne die leichten und neckischen Scharmützel dieser Plänkler die wissenschaftliche Phalanx in ihrer schweren Massenbewegung nur spät und kaum zum Gefecht gekommen und mehr Hinderniß als Förderung gewesen wäre". Dann wendet sich der Autor noch einmal zu Victor Hugo und schildert seine im Byron'schen Geist gehaltenen „Orientalen", seine Wandlung zum revolutionären Poeten, sein neues dramaturgisches Evangelium von der Poesie des Grotesken, das Pamphletdrama des 19. Jahrhunderts, seinen „Cromwell", „eins der seltsamsten jener Amalgama von Ueberfluß an Talent und Mangel an jedem gesunden Menschenverstand", den Triumph des „Hernani", das dramatische 1793; den Sieg der revolutionären Romantik. Zuletzt werden Barthélemy und Méry flüchtig charakterisirt und Béranger als der Mann des wandelbaren Instincts porträtirt, dessen gefährliche, prickelnde Lieder eine unermeßliche Wirkung ausübten.

Der Abschnitt über die Wissenschaftspflege in Frankreich beginnt mit einer Darstellung der socialistischen Systeme Saint-Simon's und Fourier's und der Saint-Simonisten, namentlich Bayard's, der bekanntlich das Erbrecht heftig angriff. Die Darstellung ist reich an biographischem Material und geschichtlichen Daten, und hebt im ganzen auch die wesentlichen Punkte der einzelnen Systeme hervor; doch scheint Gervinus „der ungesunden Weisheit der neuen Thaumaturgen" auch gar keinen gesunden Kern einräumen zu wollen, und verketzert nur ihr anarchisches Gift und ihren platten Eudämonismus.

Es folgt eine wenig Neues bietende Charakteristik von Lamennais, eine Darstellung der in dieser Epoche vorzugsweise eklektischen Philosophie (Royer-Collard, Victor Cousin, Jouffroy, Villemain, Guizot), der Sprachforschung, der Geschichtschreibung (Michaud, Thierry, Fauriel, Barante), der tendenziösen Historiker Thiers und Mignet, von welchen beiden der letztere preiswürdiger erscheint. Das Thatsächliche ist hier überall fleißig gesammelt, geschickt gruppirt; die Einseitigkeiten der Auffassung machen sich minder geltend, als in der Darstellung der Poesie, in deren Würdigung sein ästhetisch-dogmatisches Schemleder ihm fortwährend hinderlich ist. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reiseliteratur.

1. Neue Missionsreisen in Südafrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858—64. Von David und Charles Livingstone. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1866. Gr. 8. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Seit dem Erscheinen der Speke'schen Entdeckungsreise nach den Nilquellen, die ich in Nr. 48 d. Bl. f. 1864 besprochen habe, ist kein zweites Werk über Afrika von gleicher epochemachender Bedeutung veröffentlicht worden. Alle bisher erschienenen Schriften schilderten schon bekannte Länder und Völker, nur das vorliegende Buch von Livingstone enthüllt uns wieder neue unbekannte Regionen und erzählt uns das Leben und Treiben der Bewohner. Nach dem Titel darf man aber nicht rein religiöse Zwecke — Ausbreitung des Christenthums — vermuthen, das ist hier Nebensache; sondern diese Missionsreisen an den Zambesi und seine Nebenflüsse wurden hauptsächlich des Handels wegen unternommen. Wie fast alle Reisen, welche die englische Regierung veranstaltet, hatte auch diese zur Aufgabe: das Land und seine Producte, die Bewohner und deren Civilisation kennen zu lernen, um dann Handelsbeziehungen anknüpfen zu können. Daß hierbei auch die Wissenschaft, die Länder- und Völkerkunde die größten Eroberungen macht, ist selbstverständlich. Und so wurde auch durch Livingstone's Reise manche leere Stelle unserer Karten durch Länder- und Ortsnamen ausgefüllt.

Speke begann seine Entdeckungsreise jenseit des Aequators von Zanzibar an der Ostküste und reiste west- und nordwärts in das Innere. Die Gebrüder Livingstone nebst Gefolge segelten aber unter dem 19° südl. Br. auf dem Zambesi und Schire in die innern Regionen. Diese Gegenden von Afrikas Ostküste waren bisher von Europäern noch gar nicht oder nur zum kleinsten Theil besucht worden, daher uns auch völlig unbekannt. Der Zambesi ergießt sich durch vier Mündungen ins Meer, nämlich den Milambe, die westlichste Mündung, den Kongone, den Luabo und den Timbwe oder Muselo. Wenn der Fluß Hochwasser hat, bildet ein natürlicher Kanal, der mit der Küste parallel läuft und sich vielfach durch

die Sümpfe windet, einen geheimen Schleichweg, um Sklaven von Quillimane nach den Baien Massangano und Nameara oder nach dem Zambesi selbst zu bringen. Der Kwakwa oder Fluß von Quillimane, einige 60 Meilen nördlich von den Mündungen des Zambesi entfernt, ist lange Zeit für den Hauptzugang des Zambesi ausgegeben worden, um die englischen Kreuzer zu veranlassen, die falsche Mündung zu bewachen, während durch die wahre Mündung ruhig Sklaven zu Tausenden ausgeführt wurden. Schwere Vorwürfe häuft der Verfasser auf die portugiesische Regierung, welche zwar den Menschenhandel gesetzlich abgeschafft hat, aber ihn dennoch in jener Gegend officiell begünstigen soll. Ja das ganze Buch kann als eine Anklageschrift gegen die Portugiesen betrachtet werden. Ob dabei englische Eifersucht die Feder geführt hat, läßt sich nicht leicht entscheiden. Die Schilderungen des Sklavenhandels, welcher dort große Districte in Krieg und Verwüstung stürzt, verdienen von unsern humanen Regierungen beachtet zu werden.

Die Expedition verließ England am 10. März 1858, segelte an das Cap der guten Hoffnung und erreichte im Mai die Ostküste. Hauptzweck war zuerst, den Zambesi, seine Mündungen und Nebenflüsse zu erforschen, mit Rücksicht darauf, inwieweit sie als Straßen für den Handel und das Christenthum nach dem ausgedehnten Innern Afrikas zu benutzen seien. Die ganze Gegend längs des Kongone ist außerordentlich fruchtbar. Reis wird in reichem Maße gebaut; auch Bataten, Kürbisse, Liebesäpfel, Kohl, Zwiebeln, Erbsen; Baumwolle und Zuckerrohr werden gewonnen. Englische Kartoffeln sollen, wenn sie zu Quillimane in ähnlichen Boden wie hier gepflanzt worden, im Laufe von zwei Jahren wie Bataten schmecken. Die ganze fruchtbare Gegend, die sich vom Kongonekanal bis über Mazaro hinaus einige 80 Meilen in der Länge und 50 Meilen in der Breite erstreckt, eignet sich vortrefflich für das Gedeihen des Zuckerrohrs; sie könnte nach der Ansicht Livingstone's ganz Europa mit Zucker versehen, wenn sie von den Engländern bebaut würde. Die Bewohner findet Livingstone wohl genährt; sie kamen als eifrige Handelsleute an das Schiff und boten ihre schönen Früchte nebst Honig und Wachs an; letzteres wird in den Manglebaumwäldern in Menge gefunden.

Wie in allen heißen Gegenden, stellten sich auch hier in den Niederungen Fieber und allerlei Krankheiten ein, wovon die europäische Mannschaft genas, sobald sie die Anhöhen erreichte. Während diese sich aber auf den höchsten Bergesgipfeln am wohlsten befand, wurden dort wiederum die Eingeborenen krank und erholten sich nur erst wieder in den tiefer liegenden Regionen.

Aus dem Zambesi fuhr die Expedition in dessen nördlichen Nebenfluß, Schire genannt, welcher nordwärts aus dem Nyassasee ausfließt. Diesen See entdeckte Livingstone am 16. September 1859. Sein südliches Ende liegt unter 14° 25′ südl. Br. und 35° 30′ östl. L. Er liegt 1300 Fuß über dem Meere, ist ungefähr 210 Meilen lang, hat eine durchschnittliche Breite von ungefähr 26 Meilen und eine Tiefe von 15—100 Faden. Er wird von Stürmen heimgesucht und steigt in der Regenzeit 3 Fuß. Vom fernsten erreichten Punkte aus nach Norden sind die Berge höher als nach Süden und scheinen sich aus dem See zu erheben. An seinen Ufern wohnt eine zahlreiche Bevölkerung. Der aus ihm ausströmende Schirefluß hat Katarakten, welche sich über 35 Meilen erstrecken. Hier fällt der Fluß an 1200 Fuß. Mit Ausnahme derselben ist er schiffbar von seiner Vereinigung mit dem Zambesi an bis zu dem Punkte, wo er aus dem Nyassasee ausfließt.

Die Manganja am Zambesi, wie ihre Stammesgenossen am Schire, treiben gern Ackerbau und bauen, außer ihren gewöhnlichen mannichfaltigen Nahrungsmitteln, Taback und Baumwolle in größern Quantitäten, als zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig ist. In Senga wird viel Eisen aus dem Erz gewonnen und sehr geschickt verarbeitet. Von Sandias bis Pangolas Residenz waren alle Eingeborenen gut gekleidet, und man bemerkte, daß die ganze Kleidung aus einheimischem Fabrikat, dem Erzeugniß ihrer eigenen Webstühle, bestand. Livingstone meint, daß eine europäische Colonie von den Eingeborenen als eine unschätzbare Wohlthat für das zwischen den Wendekreisen liegende Afrika betrachtet werden würde. Aber fast überall, wo unsere Reisenden hinkamen, hatten die Portugiesen den schändlichsten Sklavenhandel betrieben. Daher herrschte großes Mistrauen gegen die Europäer, das aber schwand, sobald diese den Schwarzen erklärt hatten, daß die Engländer Feinde der Sklavenhalter seien und die Sklaverei allerwärts abzuschaffen suchten. Ueberhaupt werden die Volksstämme dieser Zone nicht als so blutdürstig und deren Häuptlinge nicht als so raublustig geschildert, wie diejenigen unter dem Aequator, am Nianzasee und am Ausfluß des Nil, welche Speke besuchte. Während dieser nicht genug Geschenke machen konnte, von den Häuptlingen wahrhaft ausgebeutet wurde und dennoch oft in Lebensgefahr kam, hatte Livingstone sich über zu große Schüchternheit und Furcht zu beklagen, denn die Eingeborenen entflohen, sobald sie die Engländer erblickten. Die Ortsvorsteher oder sonstige Häuptlinge waren zufrieden mit den kleinsten Geschenken und erfreuten sich sehr, während die Könige am Nianzasee der Speke'schen Expedition lieber alles abgenommen hätten und nur durch die guten englischen Schießwaffen in Respect gehalten wurden. Deshalb können diese außerordentlich fruchtbaren Landstriche am Zambesi und Schire auch viel leichter von Europäern bevölkert und cultivirt werden, als diejenigen, welche Speke und Burton von Zanzibar aus am Tanganyika- und Nianzasee besuchten.

Nachdem die Expedition den Nyassasee befahren und das umliegende Land erforscht hatte, kehrte sie wieder auf dem Schire zurück in den Zambesi und fuhr bis über die großen Victoriafälle hinauf in das Land der Makololo. Auf dieser Fahrt boten sich außerordentliche Merkwürdigkeiten dar, furchtbare Stromschnellen und die größten Wasserfälle der Erde. Livingstone schreibt:

Der Niagara ist durch eine rückwärtsgehende Auswaschung des Felsens entstanden, über welchen der Fluß herabfällt, und

im Laufe vieler Jahrhunderte ist er allmählich zurückgetreten. Aber die Victoriafälle sind durch einen gerade quer über den Fluß laufenden Riß in dem harten, schwarzen basaltischen Felsen entstanden, welcher dort das Bett des Zambesi bildete. Die Länge des ersten Risses beträgt über 1860 Yards. Der Hauptstrom läuft hier fast von Norden nach Süden, und die quer über demselben liegende Kluft geht fast von Osten nach Westen. Die Tiefe der Schlucht ist an 400 Fuß. Als wir die Breite dieser tiefen Kluft mit dem Sextanten maßen, fanden wir, daß sie an der Garteninsel, ihrer schmalsten Stelle, 80 Yards und an ihrer breitesten Stelle etwas mehr betrug. In dieser Schlucht, die zweimal so tief ist als der Niagarafall, rollt der eine volle Meile breite Fluß mit einem Brausen hinab, von dem man taub werden kann, und dies ist der Mosi-oa-tunya, oder die Victoriafälle. Um die beste Aussicht auf die Hauptfälle des Mosi-oa-tunya zu bekommen, muß man zu dem mit immergrünen Bäumen bedeckten Vorgebirge übersetzen. Fangen wir auf der Basis dieses Vorgebirgs an und kehren das Gesicht dem Wasserfall zu, so haben wir am westlichen Ende der Schlucht zuerst einen Fall von 36 Yards Breite, und natürlich, wie alle, über 310 Fuß Tiefe; dann tritt Boaruka, eine kleine Insel, dazwischen, und nächst dieser kommt ein großer Fall mit einer Breite von 573 Yards; ein vorspringender Felsen trennt denselben von einem zweiten großen Falle, der 325 Yards breit ist.

Diese wundervollsten Wasserfälle der Welt erblickt man schon in einer 20 Meilen weiten Entfernung; sie erstrecken sich in einer Breite von über 900 Yards. Der in der Nähe befindliche Boden ist mit Achaten bestreut und die dort wohnenden Batoka, die allein im Lande Baumcultur treiben, ziehen blos einheimische Fruchtbäume: die Mosibe, den Motsikiri, den Boma u. a. Die europäischen Fruchtarten würden ebenfalls mit Erfolg cultivirt werden können.

Von den Victoriafällen ging die Expedition hinauf nach Sescheke, den äußersten westlichen Punkt im Innern, den sie von der Ostküste aus erreichte. Die dort wohnenden Makololo werden von Livingstone als die intelligentesten Stämme geschildert, die er in Afrika kennen lernte. Im September 1860 ging die Reise theils auf dem Zambesi, soweit er schiffbar, theils zu Lande wieder rückwärts nach den östlichen Ländern. So weit führt uns der erste Band, im zweiten wird die Weiterreise geschildert. Ueber die Schiffbarkeit des Zambesi erhalten wir folgenden Aufschluß:

Von dem Punkte an, wo wir uns in Sinamane's Dorfe nach Kansalo einschifften, ist der Fluß schiffbarer als zwischen Tette und Senna, obgleich eine große Strecke desselben nur 250—300 Yards breit oder der Themse an der Londonbrücke gleich ist. Etwas unterhalb Kansalo, an der Kariba, erstreckt sich ein basaltischer Deich, Nakabele genannt, mit einer weiten Oeffnung, die nur für Baumkähne gefährlich ist, wie ein künstlicher Damm quer über den Strom. Der tiefe und schmale Fluß fließt dann mehrere Meilen weit durch eine Kette hoher Berge. Noch weiter hinab und vom Kafue ostwärts ist er wenigstens eine halbe Meile breit; die Strömung ist sanft, und es gibt dort viele sandige Inseln. Dann kommt die ungefähr 100 Yards lange Stromschnelle am Karivua mit einer Stromgeschwindigkeit von fast sechs Knoten in der Stunde; dies ist, die wirklichen Katarakten ausgenommen, der reißendste Theil des Zambesi. Auf der Strecke unterhalb Zumbo und bis nach Chicova hin ist der Fluß wieder breit und leicht zu befahren. Chicova ist ein District mit einer fruchtbaren Ebene am südlichen Ufer, beide Seiten des Flusses waren hier ehemals gut cultivirt; jetzt aber hat er keine Bevölkerung.

In den Stromschnellen am Kebra-basa-[...] der Expedition ein Fahrzeug verloren. Der [...] östlich von der Chicova-Ebene ist der furcht[...] tarakte und muß bei gewöhnlichem niedrigen [...] für die Schiffahrt stets eine Schranke bilden; [...] engen Schlucht oder dem engen Thorweg, in [...] Katarakte liegen, beträgt die senkrechte Steigung [...] sers 80 Fuß. Unterhalb dieser gefährlichen St[...] len ist der Zambesi, mit wenigen Ausnahmen, [...] bis in den Ocean. Auch der Schire hat ge[...] tarakte, wo er nicht fahrbar ist. Sie beginnen [...] 15° 20′ und enden unter 15° 55′ südl. Br. [...] fünf großen Katarakten finden sich dort auch noch [...] vier kleinere; während diese unter einem Winkel [...] 20 Grad herabgleiten, fallen die größern 100 F[...] 100 Yards unter einem Winkel von 70 Grad. De[...] Fall vom Ober- bis zum Unterschire beträgt 1[...] Der Hauptbestandtheil der Gebirge ist Syenit.

Die Religion, die Sitten und Gebräuche [...] Volksstämme, welche Livingstone auf dieser Tour [...] lernte, sind im allgemeinen mild, nicht so roh, [...] an der Westküste. Sie glauben an einen all[...] Schöpfer und an ein Leben nach dem Tode. [...] fasser irrt sich indeß, wenn er diesen Monothei[...] den „afrikanischen Urglauben" allen Afrikanern [...] Dies beweist, daß der weltberühmte Reisende [...] Kenntniß von den Werken anderer Reisenden über [...] Welttheil besitzt. Sonst müßte er wissen, daß [...] Volksstämme im rohesten Aberglauben versunken [...] tische anbeten und die wahnsinnigsten Religions[...] ausüben, sodaß man diese Verkehrtheiten gar [...] als Religionscultus bezeichnen kann. Dieser [...] einträchtigt aber keineswegs den hohen wissensch[...] Werth des Werks. Alle jene bereisten Stromge[...] den uns sehr ausführlich beschrieben, die ang[...] Länder mit ihrem Pflanzenreichthum, mit ihre[...] gen Thieren geschildert und das Leben und Tr[...] Eingeborenen in klar verständlicher Sprache erzä[...]

Von großer Wichtigkeit ist die beigegebene geogr[...] Karte dieser Region, nach der alle unsere Karten [...] cirt, resp. ausgefüllt werden müssen. Ebenso [...] geographischen Werke hiernach bereichert und [...] werden. Da das Werk neben interessanter Belehr[...] die angenehmste Unterhaltung gewährt, so wird [...] kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen.

2. Aus Sahara und Atlas. Vier Briefe an [...] E. Desor. Mit drei Tafeln. Wiesbaden, Kr[...] Gr. 8. 20 Ngr.

Dieses kaum 71 Seiten enthaltende Sch[...] mehr naturwissenschaftlichen und culturhistorisch[...] als manches dickbändige Reisewerk, das nur di[...] sten Lebensverhältnisse schildert. Die ersten [...] beschreiben den Charakter der Wüste, die darin [...] Oasen, den Dattelbau und die artesischen Br[...] dritten Briefe werden die Beziehungen der W[...] zum Alpenklima, der Einfluß des Föhns und [...]

der Wüste besprochen. Aus dem Auffinden der Herzmuschel (cardium edule) in der Wüste und anderer Meeresbestandtheile, schließt der Verfasser:

daß das Saharameer, zur Zeit als die genannte Herzmuschel darin lebte, den Bedingungen entsprochen, welche den jetzigen Brackwassern eigenthümlich sind. Diese sind aber in der Regel nur Binnenseen, und es ist eine bekannte Thatsache, daß die Thiere derselben im Vergleich zu denen in offener See mehr oder weniger verkümmert sind. Auch ist die Zahl der Species eine geringere. Nimmt man nun an, daß die Wüste zu irgendeiner gegebenen Zeit vom Meer eingenommen war, so muß sie in ihrem Wesen so ziemlich der Ostsee entsprochen haben. Es war ein Binnenmeer, dessen Verbindung mit dem Mittelmeer durch die Meerenge von Kabes vermittelt wurde. In noch frühern Zeiten mag dieses Meer sogar auch die Südgrenze von Marokko bespült haben und mit dem Atlantischen Ocean verbunden gewesen sein, einen weiten Meeresarm zwischen dem Atlas und dem wahren Afrika bildend.

Desor beweist dann, daß die Wüstenwinde, die über die Alpen streichen, ehemals, als die Wüste noch ein Meer war, große Feuchtigkeit mit sich führten und auf den Alpen die Gletscherbildung mit beförderten; gegenwärtig aber als trockene Föhn den Schnee und die Gletscher schmelzen. Die Sahara war noch Meer, als die Alpen schon in ihrer jetzigen Gestalt existirten. Dieselben Südwinde, welche früher den Niederschlag von Schnee in den Alpen begünstigt hatten, wurden später zum trockenen Föhn oder Schneefresser und veranlaßten den Rücktritt der großen Gletscher.

Professor Dove's Ansicht, „daß der Saharawind erst viel weiter östlich, gegen die Steppen des Aralsees hin, die Erdoberfläche erreiche", wird gründlich widerlegt. Der in den Alpen und besonders in der Ostschweiz als Föhn bekannte Wind zeichnet sich stets durch seine große Trockenheit aus und kommt ganz sicherlich aus der Sahara.

In den beiden letzten Briefen werden die in Nordafrika liegenden zahlreichen Dolmen (Steintische) und Todtengemächer der Umgegend von Batna besprochen. An den Quellen des Bu-Merzug, einige dreißig Kilometer südlich von Konstantine, fand der englische Alterthumsforscher Christy in einem Umkreis von drei Stunden, auf den Hügeln und in der Ebene zahlreiche Dolmen, Halbdolmen, Cromlech, Menhir und Tumuli. Diese Denkmäler haben denselben Typus wie die in Europa aus celtischer Zeit befindlichen. Beim Ausgraben fand man ähnliche Geräthschaften wie in denen von Europa, z. B. Töpfergeschirr, rohes und halbgebranntes, auch ungebranntes, wie dasjenige der Pfahlbauten; kupferne Zierath, wie Ohrringe, kleine Fingerringe, Schnallen, eiserne Geräthschaften und sogar eine bronzene Medaille der Faustina. Die Leichen fand man in der Regel mit heraufgezogenen Knien, so wie sie in den Gräbern der europäischen Dolmen angetroffen werden. Aus den Geräthschaften geht hervor, daß die Denkmäler verschiedenen Zeitaltern angehören. Man trifft dort auch jene für das Celtenthum charakteristischen, aus losen Steinen zusammengesetzten Thürme, mit einem Todtengemach in der Mitte, ganz den Galgal der Bretagne entsprechend, welche unter dem Namen Schuja bekannt sind. Aber nicht blos in Nordafrika, auch in Tunisien, am Libanon, ja selbst in Indien kommen Dolmen vor. Hieraus schließt der Verfasser:

Somit hätten die Errichter der Dolmen sich von Vorderasien aus und vielleicht noch von weiter her, durch Oberägypten, wo auch ähnliche Monumente vorkommen sollen, über das ganze Gebiet des Atlas, das frühere Numidien, verbreitet, wo sie schon vor Jahrtausenden als weißes Volk unter dem Namen der „Tamhu" gekennzeichnet sind, wären dann von da über die Meerenge von Gibraltar, welche möglicherweise zu dieser Zeit noch nicht aufgerissen war, nach Europa gelangt und hätten sich die Küsten unsers Continents entlang über Frankreich, England, Jütland, Dänemark, bis nach Ostpreußen hingezogen.

Ich kann mich dieser Ansicht, daß alle jene einfachen Denkmäler von einem Volke abstammen sollen, nicht anschließen und stimme mit dem Verfasser des Artikels „Dolmen" (elfte Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon") überein, welcher meint: „Bei der primitiven Form, welche die Cromlechs und Dolmen allerwärts zeigen, ist es übrigens auch nicht nothwendig, daß sie sämmtlich demselben Volke oder auch demselben Zeitalter entstammen, sondern sie können ganz verschiedenen, nur auf gleich niedriger Culturstufe stehenden Völkern angehören." Und dies ist die Ansicht, welche die meisten Gründe für sich hat.

3. Ausflug nach der Tatra, der Hegyallia und dem ungarischen Erzgebirge im Sommer 1865 von H. K. Brandes. Mit einer kurzen Grammatik der ungarischen Sprache. Lemgo, Meyer. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese zwölfte Taube des Herrn Rectors am Gymnasium zu Lemgo führt uns in das fruchtbare Land der Magyaren und auf die Tatra, das Hochgebirge der Karpaten, welches südwärts von Krakau die Grenzen von Galizien und Ungarn bildet. Das kleine Schriftchen gleicht ganz den frühern Producten des Verfassers, die ich in Nr. 24 d. Bl. f. 1865 besprochen habe. Es schildert die Karpaten, hauptsächlich die Tatra und den Badeort Schmöcks, welcher am Fuße der Tatra in einem Fichtenwalde 3170 Fuß Meereshöhe liegt. Von da aus reist er an die Quelle des herrlichsten Weins, nach Tokay, und sodann nach Debreczin und Pesth. Von hier besucht er die Matra, ein südliches Vorgebirge der Tatra, 10 Meilen im Nordosten von Pesth. Daß der Verfasser entzückt ist über die wundervollen Gebirgslandschaften, ist selbstverständlich. Er sagt:

Ich habe die schweizer, die tiroler und österreichischen Alpen, die Pyrenäen und die Sierra Nevada, die Sierra Morena und Guadarama, den Apennin, das schottische Hochland und das walliser Gebirge, die Kiölen Skandinaviens, die griechischen Gebirge und den Olymp von Bithynien geschaut, aber ein Gebirge, wie die Tatra beschaffen und gestaltet ist, habe ich nirgends geschaut.

Der beigegebene Auszug einer „Grammatik der ungarischen Sprache" von M. Ballagi (Pesth 1861), gibt uns zwar keine vollständige Belehrung, aber doch eine ungefähre Anschauung von der Eigenthümlichkeit dieses Idioms. Die wichtigsten Grundformen der Declination, Conjugation, Zahlwörter, Adjectiva, Fürwörter u. s. w. werden angeführt; man kann dadurch wenigstens einige alltägliche Redeformen erlernen und nöthigenfalls bei einem Besuch des herrlichen Ungarlandes praktisch verwerthen.

Johann Schucht.

Germanische Alterthumskunde.

Handbuch deutscher Alterthümer von Georg Pfahler. Frankfurt a. M., Winter. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Ngr.

Es war gewiß ganz zeitgemäß, als im Jahre 1861 die historische Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften unter anderm auch einen Preis für die Bearbeitung eines Handbuchs der deutschen Alterthümer aussetzte. Denn seit dem Jahre 1836, in welchem Klemm's „Handbuch der germanischen Alterthumskunde" herauskam, hatte durch die eifrigsten und allseitigsten Forschungen der Historiker, der germanischen und vergleichenden Philologie das Material zur nähern Kenntniß des germanischen Alterthums sich ungemein gemehrt, lag aber in vielen Monographien zerstreut und nur wenigen zugänglich. Es war daher angezeigt, endlich eine übersichtliche und zugleich umfassende Darstellung des Gesammtgebiets der deutschen Alterthümer für den praktischen Gebrauch zu bringen. Wie zähe es aber mit der Herausgabe einer solchen Darstellung ging, zeigt das Preisausschreiben der obengenannten Commission: zweimal mußte es erlassen werden, bis überhaupt nur ein Werk ihr eingesandt wurde. Doch erlangte auch dies den festgesetzten Preis nicht. Ob nun das uns vorliegende Buch das der historischen Commission eingesandte Werk war, läßt die Vorrede etwas zweifelhaft:

> Nachfolgende Schrift ist nach dem Programm der Commission für deutsche Geschichte bei der königl. bairischen Akademie für ein Handbuch deutscher Alterthümer bis auf die Zeit von Karl den Großen bearbeitet und hatte eine Bewerbung um die gestellte Preisaufgabe werden sollen. Aber entfernt von jeder größern Büchersammlung wurde es uns schwer, die Masse der einschlägigen Literatur zu erhalten, und dadurch unmöglich rechtzeitig die Arbeit einzureichen.

Mag aber der Sachverhalt sein, welcher er will, wir haben es hier nur mit dem Buche als solchem zu thun und dürfen unser Urtheil darüber nicht von äußern Umständen und fremden Rücksichten abhängig machen.

Der Verfasser schickt seiner Darstellung der Alterthümer eine geschichtliche Grundlage voraus, stellt zuerst das Veränderliche im germanischen Volksleben dar, um dann das Bleibende, die Zustände desselben folgen zu lassen. Er selbst sucht dies mit folgenden Worten zu rechtfertigen:

> Daß die politische Geschichte der einzelnen deutschen Stämme in solcher Ausführlichkeit in das Handbuch aufgenommen wurde, wird vielleicht getadelt werden, weil das alles in andern Geschichtsbüchern zu finden sei. Dagegen waren wir der Meinung, daß nur aus der Geschichte das richtige Verständniß von Leben und Sitte, von Recht und Verfassung gewonnen, und daß, was auch irgend anderswo und vielleicht besser, doch nicht in einem solchen Zusammenhang gefunden werde, wie es hier die Aufgabe des Handbuchs fordert.

Diese politische Geschichte hat Pfahler oft wörtlich aus seiner deutschen Geschichte*) aufgenommen, jedoch überall die nöthigen Belege beigefügt. Er offenbart hierin eine reiche Belesenheit in den Quellen sowol als in der secundären Literatur, wenn ihm auch von letzterer die eine und andere Schrift, freilich manchmal zum Nachtheile des Werks, entweder entging oder unzugänglich war. Der Stil ist im ganzen anziehend, leidet aber mitunter an schwerfälligen Satzgebilden und unnöthigen oder zu ausgedehnten, obgleich anmuthigen Erzählungen, die für ein wissenschaftliches Werk entbehrlich sind. Doch fehlt es auch nicht an einer gehobenen Sprache, wenn diese durch den Stoff bedingt ist, sie bleibt aber trotzdem im Gebiete der edlern Popularität.

Der Verfasser spricht zuerst von dem Ursprung und den Ursitzen, sowie den ältesten Namen der Deutschen, ohne hier gerade etwas Neues zu bieten. Es lag dies auch weder in seiner Absicht, noch in dem Charakter und der Tendenz des Buchs. Wenn er aber sagt, daß alte Erinnerungen an den Osten und das ursprüngliche Zusammenleben mit andern arischen Stämmen in den Sagen bewahrt seien und die Aehnlichkeit vieler Worte, Sittenzüge und Heldencharaktere auf den Orient, besonders auf Persien und die Gegenden am Oxus und Jaxartes hinweisen, so sind diese Perser wol nicht das herrschende Geschlecht der alten Perser, sondern die ihnen tributbaren und waffenbrüderlichen Stämme, vorzüglich die heutigen Kurden, deren Adeliche sich heute noch Kerman, ihre Bauern Gurman nennen. Auch beweist eine schöne Volkssage unter ihnen, die nicht älter ist als die Kreuzzüge, deutlich, daß die Kurden die Abendländer als ihre Verwandten ansehen. Vgl. Brugsch, „Aus dem Orient" (Berlin 1864).

Unter den verschiedenen Deutungen des Namens Germanen neigt Pfahler am meisten der Ableitung des Wortes aus dem Celtischen zu, wonach es „Schreier" bezeichnen und eine rühmliche Eigenschaft eines kriegerischen Volks bedeuten soll. Wäre diese Ableitung richtig, so müßte man den Namen eher für einen Schimpfnamen (d. i. wilde, rohe Schreier) erklären, welchen die Celten, die vor den nachrückenden Germanen den größten Theil Deutschlands innehatten, ihren Feinden, die ihnen auch in der Cultur nachstanden, beilegten. Von den Celten lernten die Römer das Volk und den Namen der Germanen zuerst kennen, ohne aber dessen wahre Bedeutung einzusehen. Vielmehr identificirten sie ihrem etymologischen Verfahren gemäß ihn mit ihrem Worte germani (leibliche Brüder). Eine andere Etymologie ist gegeben in Nr. 14 d. Bl. f. 1865. Nach J. Braun („Naturgeschichte der Sage", II, 304) aber ist er eins mit Cham, Charma oder Hermes, von welchem Stamme auch die Hermionen und Hermunduren u. s. w. abzuleiten seien!

Wie die Völker ringsum, z. B. die Celten, so zerfielen auch die Germanen in unzählige Stämme und Stämmlein, von denen wir oft kaum mehr als die Namen wissen, wie Dulgubinen, Rudignern u. s. w. Denn wie bereits Cooper von dem letzten der Mohikaner schreiben konnte, wir aber den Stamm der Tasmanier beinahe ausgerottet und die Ureinwohner von Jesso dem Untergange entgegengehen sehen, so erscheinen auch von den barbarischen Stämmen der Deutschen einige auf dem

*) „Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage" (Stuttgart, Scheitlin), von dem bisjetzt nur der erste Band, welcher die Geschichte bis Karl der Großen umfaßt, erschien.

Schauplatze der Geschichte, um theils bald spurlos zu verschwinden, theils erst nach längerer Zeit wieder aufzutauchen, aber nur um binnen kurzem völlig unterzugehen.

Nachdem der Verfasser aus dem Gewirre verlässiger und unsicherer Nachrichten die Wohnsitze der einzelnen Stämme möglichst genau entnommen und festgestellt hat, gelangt er zu den Völkerbündnissen, die sich zur Zeit der Völkerwanderung bildeten, während schon mehr als 300 Jahre früher eine größere Vereinigung der deutschen Stämme gegen die Römer nöthig gewesen wäre, der Cheruskerbund aber nicht lange bestanden hatte und der einst mächtige Markomannenbund auch schon gesprengt war. Pfahler theilt für seine Behandlung die Germanen in vier Gruppen.

Die erste bilden die deutschen Westvölker: Alamannen, Franken, Thüringer, Baiern, Sachsen, Friesen; die zweite die deutschen Ostvölker: Gothen, Vandalen, Longobarden; die dritte die deutschen Nordostvölker: Heruler, Rugier, Sciren, Turcilinger; die vierte die skandischen Germanen: Dänen, Gauten, Suconen und Nordmannen. Nur über zwei dieser Völker seien uns einige Worte gestattet. Der Bund der Sachsen (d. i. Schwertmänner) bildete sich wesentlich aus den Chaukern, Cheruskern und Angrivariern. Die Namen dieser Haupttheile änderten sich aber im Laufe der Zeiten in Ost- und Westfalen und Engern. Dazu kommen noch die Nordalbingier, die erst kürzlich wieder zurückgewonnenen deutschen Brüder nördlich der Elbe, zu denen eigentlich auch die Jüten gehören. Die Dänen (Dani = Daci?) sind auf die östlichen Inseln des Beltes zu beschränken und dürfen die Jüten nicht zu ihnen gerechnet werden, obgleich die Dänen schon früh die Jütische Halbinsel eroberten und die Einwohner danisirten. Auf der skandischen Nordwestspitze aber und bald im ganzen Westen Norwegens erscheinen die Nordmänner, die in der Geschichte eine große und für Deutschland insbesondere auch traurige Rolle spielten. Wir können hier natürlich dem Verfasser in der Schilderung ihrer Raubzüge nicht folgen, sondern bemerken nur, daß auch von Raubfahrten der Dänen und Normänner gegen die östlichen Küstenländer berichtet wird, diese Unternehmungen aber sich nur auf die Küsten beschränkten und in der Eroberung des großen Binnenlandes ihnen die nähern Schweden zuvorgekommen waren. Sie sind schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts unter dem Namen Ros (Ῥώς, Rûs bei den Arabern, Alte; Raesar von ras, Lauf) den Griechen als ein mächtiges, räuberisches Volk aus dem weiten Lande über dem Schwarzen Meere bekannt, als ein Volk, welches im wuotanischen Treiben außerhalb des Vaterlandes im Ostlande sein Glück suchte.

Zur Zeit der Völkerwanderung machten die Deutschen, drängend und gedrängt, viele Eroberungen im römischen Reiche, welches sie zertrümmerten. Jedoch keins der germanischen Reiche, welche außerhalb des heutigen Deutschland sich bildeten, dauerte lange, ausgenommen das Frankenreich, und selbst dieses bestand nicht als germanisches, sondern großentheils als romanisirtes Reich fort. Denn zu unserer Schande müssen wir es gestehen, daß den Deutschen außerhalb des heutigen Deutschland die Germanisirung der Fremden nicht gelungen ist, sondern sie selbst meist entnationalisirt wurden. Ja, selbst später abgerissene Theile des eigentlichen Deutschland sind jetzt bereits der deutschen Sprache und Sitte mehr oder weniger entfremdet. Nur gegen Osten hin (Preußen) hat die Germanisirung glänzende Fortschritte gemacht.

Jene germanischen Reiche aber sind im Südosten von Europa und auf der Nordküste von Afrika die Reiche der Burgunder, der Westgothen und Vandalen; im Süden die Reiche der Ostgothen und Longobarden, im Westen das Reich der Franken. Sie alle gehen aus beinahe gleichen Ursachen zu Grunde. Innere Zwistigkeiten, die Greuelthaten in den Herrscherfamilien, ein unbändiger, verdorbener Adel und eine hab- und machtsüchtige Geistlichkeit führten in verhältnißmäßig kurzer Zeit den schmählichen Untergang aller dieser Reiche, mit Ausnahme des Frankenreichs, herbei. Was Pfahler über das Ende des Westgothenreichs sagt, läßt sich beinahe völlig auch auf die andern genannten Reiche anwenden:

> Roderich's Regierung dauerte kaum ein Jahr, als das durch die Schuld seiner Magnaten geistlichen und weltlichen Standes längst verdiente Nationalunglück über das Reich hereinbrach. Ein in erbitterte Parteien zerrissenes Volk, dessen hohe und vornehme Glieder in selbstsüchtiger Verblendung und wilder Wuth, ohne Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit, beinahe ohne Unterbrechung gegeneinander im blutigen Kampfe lagen, einem solchen Volke mußten die größten Gefahren erwachsen, sobald nur ein unternehmender Feind an seinen Grenzen erschien, bereit dem verrätherischen Theile zuerst Hülfe zu bieten, damit den andern und zuletzt das Ganze zu vernichten. Der Verlauf der westgothischen Geschichte ist eigentlich der einer polnischen Wirthschaft und die Geschichte des polnischen Volks das wiederholte Schauspiel des westgothischen Reichs. Hier wie dort Adel und Geistlichkeit mächtiger, als das Wohl des Reichs ertragen konnte; zwischen beiden das Königthum als eine Gewalt, dessen Rechte man nicht genug beschneiden kann, um mit den abgerissenen Fetzen sich zu bekleiden und die Rolle von Königen zu spielen; beide gleich frech und entschlossen, ihre Interessen für die des ganzen Reichs auszugeben und dafür gleich verblendet und hochverrätherisch über Brand und Blut die Feinde der Nation in breiten Gassen ins Vaterland zu führen!

So ist weder das Regiment wegen seines Sturzes zu bedauern, noch das Volk, weil es so knechtisch gesinnt war, daß es das grausame Joch seiner vornehmen Quäler und Blutsauger sich gefallen ließ und nicht zum Bewußtsein kam, daß es selbst einen Werth habe. Im Jahre 711 endete das Westgothenreich durch — Wollust und Verrath. Infolge innerer Zwistigkeiten wurde Burgund (534) eine Beute der Franken. Indeß ist in der Geschichte der Burgunder und Westgothen nicht alles schwarz, aber jedes Gefühl von Mitleid schwindet bei der Geschichte eines Volks, das ohne alle geistige Frucht aus der Welt verschwunden ist und sich blos durch Raub und Mord berühmt gemacht hat, der Vandalen. Im Jahre 546 ward ihr Reich vernichtet, nachdem sie an Ueppigkeit selbst geborene Afrikaner zu übertreffen gelernt hatten.

Auch das ostgothische Reich in Italien trug schon bei seiner Gründung den Keim des Zerfalls in sich und hatte überdies den ränkevollen byzantinischen Hof sich gegen-

über; es erlag ihm im Jahre 555. Unter Verrath und Frevel begann das Longobardenreich in Italien, es dauerte auch nur 200 Jahre. Aber selbst im Frankenreiche kam es wenigstens zur Entthronung eines Königsgeschlechts, der Merovinger, deren erster meist nur durch Verrath und Meineid und Grausamkeit seine Herrschaft gegründet hatte:

Die Könige von Chlodwig I. bis Chlotar II. (gest. 628) waren neben ihrer Schlechtigkeit und Roheit doch meist noch tapfere Krieger gewesen; aber nach ihnen folgt ein Geschlecht, angefressen von denselben Sünden, aber beinahe ohne eine sie auszeichnende Tugend, ohne irgendeine Eigenschaft der vorangegangenen Wölfe und Leoparden. Für sie gab es keine andere Freude und Mühe als das Intriguenspiel des Palastes und das Geschäft mit Weibern, vielleicht auch Hunde- und Hühnerfütterung, wie einst an den Höfen zu Ravenna und Byzanz.

Mit Wärme nimmt Pfahler den Helden Karl Martell in Schutz gegen die Anklagen, als habe er ungerechtes Gut in ungeheuern Verhältnissen sich angeeignet (er säcularisirte nämlich), die Quellen christlicher Gesittung verschüttet und Roheit und Barbarei über ein großes Volk heraufgeführt oder doch wenigstens nicht verhindert. Wahr ist aber, daß er das Reich, das Abendland und die ganze Christenheit gerettet. Wenn es freilich besser wäre, daß jeder winzige Bruchtheil sein Interesse für das Höchste halte und dafür das Ganze und Gemeinsame zu verwirren den Muth habe, dann müßte man Karl Martell's Verfahren streng tadeln. Ein Fingerzeig für Oesterreichs Geistlichkeit! Karl's Sohn, Pipin, führte den Sturz der Merovinger herbei (752); ihm folgte sein größerer Sohn, Karl der Große, dessen gelungene Schilderung den Schluß des auch für unsere Zeit äußerst lehrreichen geschichtlichen Theils bildet.

Der nun folgende Theil des Handbuchs, welcher die Alterthümer enthält, ist der kleinere, sodaß die Grundlage größer als der Hauptbau ist. Dies ist, wie wir glauben, ein Nachtheil des Werks. Obschon es im allgemeinen mehr bietet als das Handbuch von Klemm, so läßt es doch öfter an Vollständigkeit zu wünschen übrig, und es tritt auch öfter als im ersten Theile ein Mangel der formellen und materiellen Durcharbeitung zu Tage, der sich zwar aus der Eile des Verfassers, die Arbeit rechtzeitig fertig zu bringen, erklärt, aber immerhin unangenehm berührt. Würde dem Verfasser in der Nothwendigkeit einer zweiten Auflage seines Buchs die Möglichkeit zu dessen Verbesserung gegeben, so möchten wir ihn neben den formellen Emendationen besonders um die Vermehrung des Inhalts ersuchen.

Indeß ist uns auch in der gegenwärtigen Gestalt das Werk willkommen, bis es durch ein besseres verdrängt wird. Gelehrsamkeit, große Belesenheit in den Quellen und ungewöhnlicher Fleiß lassen sich dem Verfasser durchaus nicht absprechen, auch muß bei einer so schwierigen Arbeit, die noch ohne viele Vorgänger ist, billige Rücksicht genommen werden. Zudem ist der Tadel des Einzelnen viel leichter als eine fehlerfreie Bearbeitung des Ganzen. Endlich aber wollen wir bemerken, daß das Handbuch für den gewöhnlichen Gebrauch genügt; nur wäre hierfür ein vollständigeres Register sehr wünschenswerth, [illegible] der Druck das Nachschlagen nicht sehr erleich[illegible]

Der Stoff der Alterthümer ist in drei [illegible] legt. Das eine davon umfaßt die öffentlich[illegible] verhältnisse mit folgenden Unterabtheilungen: „[illegible] heit der Nation" (Land und Einwohner), „[illegible] Personen" (Freie, Unfreie), „Recht und Verfa[illegible] kommen und Gesetz, die Landesgemeinden und [illegible] keiten und das Königthum), „Heer- und Kriegs[illegible] (Heerbann und Gefolgschaften, Waffen und [illegible] Kriegsschiffe), „Gericht und Strafe" (Verbrech[illegible] Buße und Strafe).

Pfahler bemerkt, daß die Römer die Sch[illegible] des germanischen Bodens und Klimas übertrieb[illegible] selbst aber scheint hier und da die Einwohner [illegible] Gebühr zu idealisiren: wir meinen eben, daß man [illegible] Vorfahren in den Wäldern Germaniens überha[illegible] zu viel gelobt habe. Im Gegensatze zu den in [illegible] stern gebadeten Römern zur Zeit der Geburt Chr[illegible] danach waren sie freilich in vieler Hinsicht aus[illegible] besonders durch ihre Treue, Vaterlandsliebe, [illegible] (vgl. Maßmann, „Deutsch und Welsch", Münch[illegible] aber wir müssen auch ihre Fehler constatiren: Tr[illegible] Spielsucht, Raufereien, mitunter Vielweiberei, [illegible] opfer, selbst Meineide und gebrochene Treue; [illegible] selbst spricht von dem wuotanischen Treiben, [illegible] Bestrafung der Unfreien, von Aussetzung der [illegible] Und so sehr auch die Deutschen ihr Vaterland [illegible] die Sehnsucht nach dem kalten Norden verzehr[illegible] sonnigen Gefilden Italiens, Spaniens u. s. w. [illegible] nige. Wenn es dem Deutschen gut geht, vergißt [illegible] zu leicht seiner Heimat, und nur zu schnell legt [illegible] das Heimische ab, das Fremde an. Der Fortsch[illegible] Deutschen von ehemals bis in unsere Zeiten [illegible] ungeheuerer, zumal wenn man bedenkt, daß [illegible] wahre Cultur wahre Moralität erzeugt. Wo [illegible] und Unfreie gibt, besteht eine große Schatten[illegible] unsern Ahnen war es so; die Freiheit [illegible] gab Recht, Recht und Freiheit waren identisch [illegible] also möchten nicht wie Livius in der [illegible] ner Landsleute, so in der Urgeschichte unsere[illegible] Trost und Beruhigung in den Leiden der Ge[illegible] suchen als incuriosa nostrorum aetas (Tac. [illegible] sondern noch mehr als wir uns an ihren Tug[illegible] bauen, vor ihren Fehlern, besonders den [illegible] warnen.

Für die Reform unserer Gesetzgebung ist [illegible] wichtig die Kenntniß des altgermanischen Recht[illegible] dem echt germanischen Charakter conform zu [illegible] Das Recht wurde erhalten durch Herkommen [illegible] Hierbei spielen besonders die Symbole in der [illegible] eine große Rolle; in ihrer Darstellung konnte [illegible] vornehmlich auf Grimm's und Waitz' musterh[illegible] ten stützen. Mit diesem Kapitel hätte füglich „Gericht und Strafe" vereinigt werden [illegible] dieser Gelegenheit wollen wir auch der sogenan[illegible] landssäulen Erwähnung thun, welche Pfa[illegible]

anführt, wahrscheinlich weil er sie mit Zöpfl („Die Rulandssäule", Leipzig 1861) erst der Zeit nach Karl dem Großen zuschreibt. Wir aber halten sie für Nachbilder der Irmensäule und mit dieser der ursprünglichen Bedeutung nach für identisch. Unser Autor erklärt die Irmensäule nach Grimm's Vorgang für einen großen Holzstamm unter freiem Himmel errichtet, gleich der Esche Yggdrasil, soviel bedeutend als die Säule, auf der die ganze Welt ruht. Uns scheint sie ein colossales Standbild des Wuotan zu sein. (Vgl. auch J. Braun, a. a. O., S. 304.) Daraus erklärt sich sowol der Name Rolandssäule (so genannt wegen ihrer Größe nach dem durch Karl's Kriege hochberühmten Roland, an dem selbst ein gutes Stück Mythe hängt), als auch ihre spätere Deutung entweder als eines städtischen Weichbildes oder als einer Justizstatue.

Was das Kriegswesen betrifft, so bietet jetzt von Peucker's Werk (über dessen dritten Band vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1865) das meiste Material, doch konnte Pfahler dieses Werk wol noch nicht benutzen. Sehr interessant und gewiß für viele Leser neu ist der Paragraph über die Kriegsschiffe, sowie der spätere über die Schiffe der Germanen überhaupt. Bedeutend war die Seemacht der Vandalen unter Geiserich, die das ganze Mittelmeer beherrschte und vor deren Segeln die entlegensten Buchten weder Schutz noch Sicherheit bieten konnten. Mächtig zur See waren auch die Gothen, während von einer Seemacht der Longobarden nichts bekannt ist. Sehr hohen, ja beinahe den höchsten Ruhm der Seeherrschaft unter den Germanen aber erwarben sich die Dänen und Normannen. Gegen sie konnte selbst das mächtige Frankenreich sehr wenig ausrichten, da seine Stärke auf der Landmacht beruhte:

> Karl der Große erkannte sehr wol die große Gefahr, welche dem fränkischen Reiche von Dänen und Normannen drohte, daher auch seine wiederholten Befehle, die Küsten zu befestigen und Schiffe zu bauen und zu bemannen. Die nachfolgenden Plünderungen und Verwüstungen des Reichs zeigen aber zur Genüge, daß die Maßregeln des Kaisers entweder nicht ausgeführt oder die ausgeführten auf die Dauer nicht erhalten wurden, obwol es dem Reiche namentlich an einer seegewohnten Küstenbevölkerung nicht fehlt.

Wie groß ist der Unterschied der damaligen und heutigen französischen Marine! Und was haben wir Deutsche dagegenzuhalten?

Das zweite Buch (das dritte des ganzen Werks) umfaßt die häuslichen und bürgerlichen Lebensverhältnisse in zwei Kapiteln: 1) „Haus und Familie", 2) „Leben und Sitte". Wir erfahren darin Näheres über Sippe und Ehe, über Krankheiten und Bestattung, über die schlechten Wohnungen und die oft dürftige Kleidung, über die Speisen und Getränke, sowie über die Beschäftigung der alten Germanen. Gerade aus diesen Verhältnissen, welche den ganzen Menschen, sein ganzes Leben durchdringen, hat sich noch vieles bis in die jüngste Gegenwart herein gerettet, besonders in Süddeutschland, am meisten natürlich in den von der modernen Cultur wenig beleckten Gegenden. Jedoch ist durchaus nicht alles, was sich erhalten, auch lobenswerth; im Gegentheil ist auch hier die große Kluft zwischen der Vor- und Jetztzeit zum Vortheil letzterer nicht zu verkennen, ohne daß wir indeß insbesondere die Heiligachtung der Ehe und der Keuschheit in der alten Zeit unterschätzen möchten.

Das letzte Buch endlich handelt von der Bildung und den Culturverhältnissen: 1) „Götterlehre und Priesterthum", 2) „Sprache und Schrift", 3) „Handel und Verkehr". Ueber den ersten Punkt war nach Grimm's und Simrock's Leistungen wenig oder nichts Neues mehr zu sagen. Es lag aber dieses auch nicht im Zwecke des Werks, sondern es galt nur, da noch selbständige Forschungen zu machen und deren Resultate für die Bestimmung des „Handbuch" zu verarbeiten, wo die Leistungen anderer nicht ausreichten. Hinsichtlich des zweiten Punktes gewährten Grimm und Förstemann die meiste Ausbeute. Der Stoff des dritten Punktes, welche die Producte des Landes, den Handelsverkehr, die Schiffe, Maße, Münzen, die Zeitrechnung und die Gestirne in sich begreift, mußte aus verschiedenen Hülfswerken, theilweise aber auch erst aus den Quellen gewonnen werden. Es kommen sowol in diesem als dem vorhergehenden Kapitel Gegenstände vor, die in den bisherigen Darstellungen der deutschen Alterthümer nicht vertreten waren, sodaß also in Pfahler's „Handbuch" ein bedeutender Fortschritt zum Bessern gemacht ist, obgleich es auch noch mancher Verbesserungen fähig ist. So vermißt man die Berücksichtigung der sogenannten Regenbogenschüsselchen, die Angabe der Namen der Jahreszeiten, der Winde u. s. w., die Uebersichtlichkeit in der Angabe der Münzen und Maße u. s. w. Jedoch wo wäre nichts zu tadeln? Das Gute des „Handbuch" überwiegt bei weitem seine Fehler! Und da Pfahler überall die Quellen und Hülfsmittel seiner Arbeit angegeben hat, so kann, wem das im Buche Gebotene nicht genügt, über diesen oder jenen ihn besonders interessirenden Punkt sich leicht weitere Aufklärung verschaffen. Möge daher das „Handbuch", welches mit sichtlicher Liebe zum Gegenstande geschrieben ist, viele Freunde finden und die Liebe zu den altdeutschen Studien und zur allseitigern Erfassung der Geschichte unserer Ahnen ebenso wecken, als es diese Studien fördert! 24.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Auch Zeichnenkunst und Malerei können frei erfundene Lebensläufe in auf- und absteigender Linie entwerfen. Wir erinnern nur an die Bilderserien Hogarth's, welche uns ganze Romane aus dem fashionabeln Leben vorführen. In idealerm Stil hat Bonaventura Genelli einen Roman „Aus dem Leben eines Wüstlings" in einer Folge genialer Zeichnungen entworfen, welche gegenwärtig, lithographirt von Georg Koch in Kassel, im Verlag von Brockhaus erschienen sind.

Wir erfahren aus dem Prospecte Folgendes: „„Das Leben

eines Wüstlings» ist von Genelli zweimal in cyklischer Darstellung behandelt worden. Die erste Arbeit, 18 Umrißzeichnungen, wurde im Jahre 1840 vollendet und kam nach England in den Besitz des Prinz-Gemahl Albert. Bis auf drei Blätter (Tafel IV, X und XV), welche Umgestaltung erfuhren, entspricht dieselbe bezüglich der Wahl der Gegenstände, der Anzahl und Größe der Compositionen, dem zweiten, ebenfalls in Bleistift gezeichneten, aber durchgeführtern Cyklus, vollendet im Jahre 1850, welchen die vorliegende Reproduction wiedergibt. Die Originale, lediglich auf eigenen Antrieb des Künstlers entstanden und von demselben weder für monumentale noch anderartige Ausführung gedacht, wurden im Jahre 1856 von Herrn Heinrich Brockhaus in Leipzig für seine Privatsammlung erworben."

Der Druck in Brockhaus' Geographisch-Artistischer Anstalt gibt in Bezug auf Maßverhältnisse wie auf Behandlungsweise die Originale auf das Genaueste wieder und liefert vollendete lithographische Kunstblätter. Der Cyklus besteht aus folgenden 18 Compositionen: Titelblatt. 1) Die Entführung. 2) Die Fahrt auf dem Wasser. 3) Frevelhaftes Betragen während eines Gewitters. 4) Verhöhnung jüdischer Gläubiger. 5) Der Wüstling erhält den Brautkranz seiner Gemahlin zurück. 6) Der Wüstling im Bade: Disput zwischen einem Mönche und einem Philosophen. 7) Der Wüstling bei einer Hexe. 8) Der Wüstling begegnet dem Leichenzug seiner Gemahlin. 9) Bacchanal: Verhöhnung der an den Wüstling abgesandten Priester. 10) Gefangennehmung des Wüstlings. 11) Flucht des Wüstlings aus dem Gefängnisse. 12) Des Wüstlings Traum auf der Flucht. 13) Der Wüstling singt der Dame vom Walde seine Abenteuer vor. 14) Der Wüstling bei der Leiche seines Narren. 15) Traumbild nach einem Maskenballe. 16) Stelldichein auf einem Kirchhofe. 17) Des Wüstlings Ende.

Wennschon im Stil der Darstellung die Genelli'schen Blätter sich wesentlich von den Hogarth'schen unterscheiden, so gilt das noch mehr von dem Charakter der dichterischen Erfindung. Der Wüstling Hogarth's, welcher dem braven und fleißigen Arbeiter gegenübergestellt wird, ist ein verkommenes Subject, welches in den Spelunken des Lasters untergeht. Damals gab es noch keinen Goethe'schen und Lenau'schen „Faust", keinen Byron'schen „Don Juan". Man sah im wesentlichen einen Vagabunden vor sich, der auf den Schub gebracht zu werden verdiente. Seit jenen Dichtungen hat das Princip wilder Genußsucht sich mit allerlei titanischen Elementen vermischt; es tritt mit den Waffen der Freigeisterei den Vorkämpfern der bestehenden Sitte gegenüber; es vertheidigt als ein Recht genialer Naturen gegen die beschränkte Satzung den Wahlspruch der Freien: „Erlaubt ist, was gefällt!" Der Wüstling Genelli's ist kein Lumpacivagabundus; er ist ein vornehmer Herr, der in sybaritischem Luxus schwärmt und Kriege führt mit eigener Mannschaft. So sehen wir ihn gefangen im Kampfe mit dem Bischof, dessen Abgesandte er verhöhnt hat. Er hat seinen eigenen Hofnarren als treuen Begleiter, an dessen Leiche er trauert; Diener und Sänger sind ihm stets zur Hand; er feiert Orgien in großartigem Stil als Gastgeber einer liederlichen Welt. Doch wie er sich durch dies alles von dem Hogarth'schen Vagabunden unterscheidet, so noch mehr durch sein keckes Herausfordern der himmlischen Mächte. Er verhöhnt das Ungewitter, das am Himmel flammt; er freut sich, als die nackten wilden Bacchantinnen die Priester verspotten, denen er das Crucifix zerbrochen vor die Füße geworfen hat; er ermordet im Gefängniß den Beichtvater, um in der Kutte desselben zu entkommen. Dabei ist er ein Skeptiker, der auch die Weisheit der Philosophen verlacht. Wir sehen in der Badescene, wo ein Mohr ihm den Rücken wäscht, sein Angesicht im Spiegel, wie es höhnische Grimassen schneidet, während ein Mönch und ein Philosoph, welche mit dem Hofnarren zusammen offenbar ein schmarotzendes Kleeblatt bilden, über die wichtigsten Fragen disputiren. Darum sehen wir in der einen Arabeske des Titelblattes auch den Teufel als Afterphilosophen, welcher, sich die Philosophenmaske vom Gesicht ziehend, in höhnisches Lachen ausbricht, während der Held, auf einem leichten Wagen von Dämonen gezogen und von den Sieben Todsünden umgaukelt, dem Abgrund zurollt. Es ist ein Don Juan-Faust, den daher am Schlusse, als ihn die zweite Gemahlin erstochen hat, auch der Teufel holt. Die Wollust erscheint hier nicht blos als ein lasterhafter Hang, dem der Mensch widerwillig folgt; sie waffnet sich mit dem Trotz auf ihre irdische Herrlichkeit, gegenüber den himmlischen Gewalten. Es ist die nackte Kraft und Schönheit, die uns deshalb so energisch in diesen Zeichnungen entgegentritt.

Die künstlerische Ausführung verräth durchweg Mark und Nerv; nirgends in den verschlungensten Gruppen, wie sie Genelli liebt, wie sie in der Entführungsscene, in dem Schlußtableau und einigen andern Bildern oft in einer anfangs frappirenden Verwickelung vorkommen, aus welcher erst der schärfer eindringende Blick die Gestalten so loslöst, daß er jeder einzelnen ihr volles Recht zutheil werden läßt, nirgends eine störende Verzeichnung, eine Incorrectheit in den Umrissen — man müßte denn diese Ueberfülle von Kraft, diesen verschwenderischen Reichthum an kühnen Stellungen selbst als störend empfinden. Der Zeichner des Dante liebt natürlich danteske Motive; das Titelblatt ist ganz wie aus der „Divina commedia" entlehnt. Genelli ist ein Meister des Dämonischen. All diese grinsenden Teufelslarven, wie sie am Bett des Träumenden stehen und um den Sterbenden schweben, haben etwas Unvergeßliches, das sich tief einprägt. Ebenso gelingt es ihm, neben edeln Frauengestalten den gemeinsinnlichen Typus der Buhlerin in zahlreichen Varianten zu treffen. Der Wüstling selbst hat etwas edel Kräftiges; nur nimmt mit seinem absteigenden Lebenslauf der Ausdruck der Ueppigkeit und des Hohns in seinen Zügen zu. Für weiche und prüde Seelen ist dieser Bildercyklus freilich nicht geeignet; er entbehrt fast durchweg des Lieblichen und seelisch Anmuthenden, und zwar noch mehr als etwa Byron's „Don Juan", der hin und wieder sanftere Lyrik bietet; doch das Titanische der Zeichnungen und der große Wurf derselben werden auf den Kenner wie auf den Laien den gleichen, mächtigen Eindruck machen.

Der Cyklus ist dem kunstsinnigen Großherzog von Weimar gewidmet. Max Jordan macht in den einleitenden Worten, die er den Erläuterungen der einzelnen Bilder vorausschickt, darauf aufmerksam, daß „Das Leben eines Wüstlings" eine poetische Parallele bildet zu einem frühern Cyklus Genelli's: „Das Leben einer Hexe." Auch hat Genelli Skizzen componirt, welche die Schicksale der Feenkönigin Titania darstellen, und außerdem jüngst Darstellungen vollendet, in denen er die Geschichte seines eigenen Lebens erzählt. Eine Veröffentlichung derselben wird von ihrem Besitzer Alphons Dürr in Leipzig vorbereitet. So zeigt sich die Phantasie dieses Malers durchaus in dichterischer Weise productiv!

Die von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg gezeichnete „Schiller-Galerie" (Leipzig, Brockhaus) erscheint gegenwärtig in einer wohlfeilen Octavausgabe von 12 Lieferungen, die bis Ende dieses Jahres erscheinen sollen. So wird ihre Verbreitung in immer weitern Kreisen ermöglicht, eine Verbreitung, die namentlich dem Schauspielerstand sehr zugute kommen könnte. Denn die Phantasie eines begabten bildenden Künstlers, die sich in festen Umrissen der Züge und Gestalten fixirt, wird dem Darsteller immer für die Wahl seiner Maske die förderlichsten Anregungen bieten. Und diese Charakterköpfe von Pecht und Ramberg sind den Schiller'schen Charakteren nicht so willkürlich angezaubert, wie der Eselskopf dem Weber Zettel im „Sommernachtstraum", sie sind von innen heraus empfunden und gestaltet. Wo die ganze Individualität der Darsteller nicht der künstlerischen Auffassung der beiden Maler widerspricht, werden sie wohl daran thun, sich an die vorliegenden Zeichnungen anzulehnen. Wir wenigstens finden viele dieser Charakterköpfe entsprechender, als die landesüblichen Maskenschablonen, die wir auf fast allen Bühnen wiederfinden. Die Inspiration der Maler ist hierin immer kräftiger als die der Darsteller. Die

ische Härte in Geßler's Gesicht, der üppige Ausdruck einer
der ideal-slawische Typus eines Demetrius, ja selbst
argen aus „Wallenstein's Lager", die Gustel von Blase-
nd der Kapuziner erscheinen uns ausdrucksvoller, als
bisher auf der Bühne gesehen. Der erläuternde Text
:iedrich Pecht zeichnet sich durch Klarheit und Bestimmt-
d eine glückliche Beschränkung auf das Wesentliche aus.
uch ein anderes Bilderwerk: „Deutschlands Kampf- und
tslieder", illustrirt von Georg Bleibtreu (Leipzig,
rscheint in Lieferungen, in einer wohlfeilen Volksausgabe.
aben bereits früher die markigen und schwunghaften Illu-
en des Werks rühmend hervorgehoben. In der jetzigen
n welcher unser Volk an großartige Kriegsscenen gewöhnt
ed das Unternehmen gewiß in weitesten Kreisen Anklang
Dichtung und Zeichnung wirken hier gemeinsam auf
:hebung der Gemüther, wie sie kriegerische Epochen von
it sich bringen.

Volksthümliches aus Thüringen.

:gen andere deutsche Landstriche gehalten, sind in Thü-
verhältnißmäßig nur wenige Sammlungen älterer Volks-
erungen veranstaltet worden. Die beiden Werke von
Bechstein: „Sagenschatz des Thüringerlandes" (4 Bde.,
ghausen 1835 fg.) und „Thüringer Sagenbuch"
1858) sind bisjetzt die einzigen größern Unternehmun-
r eine Verwerthung der literarisch überlieferten oder
imlich noch lebendigen Sagen gewesen. Anderes findet
r und da theils in Zeitschriften, theils in allgemeinern
:ungen zerstreut oder gehört, wie unter anderm Ludwig
verdienstvolle Sammlung der „Sagen der mittlern
(Salzungen 1864), einem Gebiete an, welches streng-
ien nicht mehr zu Thüringen zu rechnen ist. Und für
wandte Gebiet der Sitten- und Heimatskunde war noch
gethan. Es kann daher das Unternehmen von August
el: „Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und
kunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen", zu
und herauszugeben als ein zeitgemäßes und dankens-
begrüßt und entgegengenommen werden. Vor kurzem
der erste Theil: „Sagen aus Thüringen" (Wien, Brau-
1866). Die Sammlung bietet „Geschichtliche Sagen"
)rts- und Volkssagen" und enthält im ganzen die be-
je Zahl von 337 Stücken. Von dem Herausgeber lern-
auch vor kurzem eine reichhaltige und werthvolle Ab-
g kennen über „Sitten und Gebräuche aus der Umge-
n Eisenach" (im Osterprogramm 1866 des eisenacher
iums). Besonders anziehend ist ein in einer Anmer-
llständig mitgetheiltes Weihnachtsspiel aus Oberkatz bei
:en, wie es bis in die jüngste Zeit alljährlich von den
Burschen aufgeführt wurde. Literarisch von noch hö-
erthe als dieses Spiel ist ein Weihnachtsspiel des Dorfes
Zbichau bei Jena, welches Friedrich Klopffleisch
„Zeitschrift für thüringische Geschichte und Alterthums-
(sechster Band, 1865) nach einem Manuscripte vom
793 herausgegeben hat.
dieser Gelegenheit mag auf ein in Aussicht stehendes
fmerksam gemacht werden. Alexander Ziegler be-
eine umfassende Schilderung seines Heimatorts, der
ıd hat sich zu diesem Zwecke mit dem bewährten Sprach-
Prof. Regel in Gotha verbunden, welcher eine genaue
ng der höchst merkwürdigen ruhlaer Mundart geben wird.
sehr ergötzlichen und echt volksthümlich gehaltenen „Bil-
klänge aus Rudolstadt", unter welchen die prosaisch
n Stückchen die poetischen weitaus übertreffen, erfreuen
ganz Thüringen einer immer mehr gesteigerten Theil-
odaß die einzelnen Heftchen neue Auflagen erleben konn-
che der ungenannte, aber wohlbekannte Verfasser mit
mer willkommenen Beiträgen auszustatten pflegt.

Bibliographie.

Arnold, B., Sophokleische Rettungen. München, Kaiser. Gr. 8. 12 Ngr.

Lebende Bilder aus dem modernen Paris. 3ter und 4ter Bd. (Neue Folge 2 Bde.). Köln, Bachem. 8. 2 Thlr.

Bischoff, A., Plato's Phaedon. Eine Reihe von Betrachtungen zur Erklärung und Beurtheilung des Gesprächs. Erlangen, Deichert. 8. 1 Thlr.

Bodenstedt, F., Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog. 17te Auflage. Berlin, v. Decker. 32. 12½ Ngr.

Der Bote vom Kriegsschauplatze. Eine wahrheitsgetreue Schilderung der Ereignisse seit dem Gasteiner Vertrag und der Kriegsereignisse in Deutschland und Italien. 1stes Heft. Leipzig, G. Poenicke. 8. 2 Ngr.

Brieger, A., Ueber den deutschen Hexameter. Posen, Jagielski. Gr. 4. 7½ Ngr.

Der deutsche Bürgerkrieg. Neueste Kriegsberichte. Nr. 1—5. Leipzig, Purfürst. Hoch 4. à 1 Ngr.

Der deutsche Bürgerkrieg im Jahre 1866. Parteilos und zum großen Theil nach officiösen Quellen für das Volk bearbeitet von F. A. 1stes Blatt. Braunschweig, Graff. Gr. 8. 2½ Ngr.

Cholevius, L., Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Clarus, L., Herzog Wilhelm von Aquitanien, ein Großer der Welt, ein Heiliger der Kirche und ein Held der Sage und Dichtung. Münster, Theissing. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Delitzsch, F., Jesus und Hillel. Mit Rücksicht auf Renan und Geiger verglichen. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder. Illustrirt von G. Bleibtreu. Mit einer Einleitung von R. Prutz. Volks-Ausgabe. 1ste Lief. Leipzig, Locs. Gr. 4. 5 Ngr.

Diestelmann, T., Das Jugendleben des Saulus und seine Bekehrung und apostolische Berufung. Ein Vortrag. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 8 Ngr.

Duller's, E., Geschichte des deutschen Volkes. Völlig umgearbeitet von W. Pierson. 2 Bde. Neue bis zum Schluß des Jahres 1865 vervollständigte Ausgabe. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 2 Thlr.

Die staatliche Entwicklung Deutschlands mit besonderer Beziehung auf Schleswig-Holstein. Zur Tagesfrage. Berlin, Wegener. 8. 5 Ngr.

Franklin, O., Albrecht Achilles und die Nürnberger. 1449—1453. Ein akademischer Festvortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Göbel, C. J., Geistliche Pilgerlieder mit Melodieen. Auf der Heimreise gesungen. Breslau, Dülfer. Qu. 4. 12 Ngr.

Gruppe, O. F., Vaterländische Gedichte. Neu-Ruppin, Oehmigke u. Riemschneider. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Haas, H., Urzustände Alemanniens, Schwabens und ihrer Nachbarländer, bei ihrem Uebergang zur ältesten Geschichte Germaniens, in historisch-geographisch-statistischen Umrissen nach neuen, durch Kritik und Vergleichung der Quellen, darüber gewonnenen Ansichten dargestellt. Erlangen, Deichert. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Haurowitz, H. v., Das Militärsanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika während des letzten Krieges nebst Schilderungen von Land und Leuten. Stuttgart, G. Weise. Gr. 8. 2 Thlr.

Himmelstein, F. X., Das wahre Leben Jesu. Nach den Berichten und mit den eigenen Worten der vier heil. Evangelisten dargestellt. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 21 Ngr.

Jäger, G., Metrische Uebertragungen. Stuttgart, Neff. 8. 3 Ngr.

Jolly, P., Das Leben Fraunhofers. Rede. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 4 Ngr.

Klein, J., Ueber eine Handschrift des Nicolaus von Cues nebst ungedruckten Fragmenten Ciceronischer Reden. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Krabbe, O., Heinrich Müller und seine Zeit. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die hauptsächlichsten chronischen Krankheiten des Clerus. Für Laien, Cleriker und solche, die es allenfalls werden wollen, zur Warnung und zum Troste von *,*. 1ste u. 2te Lief. München. Gr. 16. à 6 Ngr.

Der deutsche Krieg von 1866. 1stes Heft. Leipzig, Quandt u. Händel. Hoch 4. 2½ Ngr.

Kritik des deutschen Bundesreform-Entwurfes vom 10. Juni 1866 vom Standpunkte der nationalen Anforderungen. Heidelberg, K. Groos. Lex.-8. 2½ Ngr.

Lippe, E. Graf zur, Militaria aus König Friedrichs des Großen Zeit. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 16 Ngr.

Scheffer-Boichorst, P., Kaiser Friedrich I. letzter Streit mit der Kurie. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleis von Löwenfeld, M., Ueber den Ursprung der Sprache, eine physiologisch-linguistische Studie. München, Kaiser. Lex.-8. 16 Ngr.

Schultheß, H., Ergänzungsheft zum europäischen Geschichtskalender für 1865. Enthaltend: Chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse, Actenstücke 2c. vom 1. Januar bis 11. Juni 1866, welche auf die gegenwärtige Verwickelung in Mittel-Europa Bezug haben. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Sieg der Hannoveraner in der Schlacht bei Langensalza am 27. Juni 1866. Nach Berichten von Augenzeugen. Celle, Schulze. 8. 2½ Ngr.

Wachenhusen, H., Unter dem weißen Adler. Roman aus Polens jüngster Vergangenheit. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wilkens, C. A., Fray Luis de Leon. Eine Biographie aus der Geschichte der spanischen Inquisition und Kirche im 16. Jahrhundert. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wiskemann, H., Die Sclaverei. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 23. August 1866.

Inhalt: Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts". Von **Rudolf Gottschall.** (Beschluß.) — Speculative Philosophie. Von **Karl Fortlage.** — Zur Erzählungsliteratur. Von **Hermann von Bequignolles.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts".

(Beschluß aus Nr. 33.)

Wenden wir uns nun von dem literaturgeschichtlichen Theil des Werks zu dem politisch-historischen, so können wir nicht umhin, dem letztern den Vorzug einzuräumen. Zwar lassen sich auch hier Bedenken gegen die Eintheilung des Stoffs geltend machen; man wird es vielleicht befremdend finden, daß der Autor die Darstellung der belgischen und polnischen Revolution unmittelbar nach der Schilderung der Straßenkämpfe in Brüssel und Warschau abbricht und von den weitern, so wichtigen und so eng damit zusammenhängenden Ereignissen zunächst absieht, um eine Rundreise durch die europäischen Staaten zu machen und überall die nächsten unmittelbaren Folgen der Julirevolution ins Auge zu fassen. Doch wird die an das Synchronistische streifende Darstellungsweise hier ausnahmsweise durch das Interesse gerechtfertigt, welches ein gleichzeitiges Ueberschauen dieser gleichsam aus dem Mittelpunkt Paris concentrisch ausgehenden Revolutionskreise gewährt.

Die Aufgabe, welche in diesem Bande dem Historiker oblag, erfordert ein nicht geringes Darstellungstalent, und wir zweifeln, daß die Jünger der Ranke'schen Schule sie in gleich befriedigender Weise gelöst hätten wie Gervinus. Klio muß in des Wortes verwegenster Bedeutung hier auf die Straße herabsteigen und das vulgus profanum belauschen, wie es die Pflastersteine aufreißt und die Barrikaden baut. Wie sich auch die vornehme Historie, die nur am Webstuhl der Politik sitzt und aus den innern Zusammenhängen eine kunstvoll gemusterte Darstellung webt, vor der Berührung mit so unsanften Thatsachen scheuen mag, die nicht einmal wie Gefechte und Schlachten die Koketterie mit der Taktik und Strategie gestatten — es hilft nichts: einem Ereigniß wie die pariser Julirevolution wollen wir direct ins Auge sehen und die unberechenbare Volkskraft, die unbekannte Größe für die Gleichungen der Cabinetshistorie, wenigstens in der Wucht ihrer Erscheinung erfassen. Ein Historiker, dem es gänzlich an Talent lebendiger Schilderung gebricht, wird die Geschichte der Julirevolution nicht schreiben können, um so weniger, als er nach den Julitagen auch die Straßenkämpfe von Brüssel und Warschau zu schildern hat. Eine Ader von Horace Vernet muß er besitzen, am wenigsten aber darf er von der verkehrten Ansicht ausgehen, als ob er mit solchen Schilderungen in eine untergeordnete Sphäre geschichtlicher Darstellung herabsteige.

Gervinus ist zwar kein Carlyle, dem aus der Fülle des geschichtlichen Materials, der Anekdoten und Memoiren Bild an Bild in farbengesättigter Fülle zusammenschießt, doch frei, wie er ist, von der Geschmacklosigkeit und Ueberhitzung der Darstellung und keineswegs ein Dryasdust, ein trockener Archivar, der diesen aufgewirbelten Staub der Volksbewegungen als etwas Ueberflüssiges von seinen Acten fortbläst, gibt er in der Schilderung der „großen Woche des Juli" ein klares, zusammenhängendes Bild der Ereignisse. Wir sehen den Aufstand vor unsern Augen heranwachsen; die Verhandlungen der Parteien, die Maßregeln der Generale und Regierungsmänner, die Stellung des Hofs zu der Revolution — das wird uns nicht blos in allgemeinen Zügen, sondern oft mit genrebildlich anekdotischer Anschaulichkeit dargestellt. Es sind keine ombres chinoises geschichtlicher Namen, die einen Schattentanz vor uns aufführen; es sind Gestalten von Fleisch und Blut, die sich vor unsern Augen bewegen und handelnd entwickeln. Die vorsichtigen Abgeordneten Kasimir Périer und Lafayette, der verblendete König, der vom Hof gekrönte Marschall Marmont mit seinen verkehrten Anordnungen, die Republikaner des Stadthauses, an ihrer Spitze der Königsmacher Laffitte — alle diese Gruppen treten in ihrem scharfen Contrast lebendig vor uns hin. Auch bedarf es nur einer geringen Vertrautheit mit dem Plan von Paris und mit dem Straßennetz der Stadt, um die Straßenkämpfe selbst in ihrem taktischen Zusammenhang zu verstehen, um sich die Fehler der Vertheidigung und das unaufhaltsame Wachsthum des Angriffs nach den Vorzeichnungen des Historikers anschaulich zu machen.

Ohne Frage hat Gervinus von seinem Herrn und Meister Shakspeare die Kunst dramatischer Darstellung

gelernt, deren einheitliche Kraft unter dem raschen Scenenwechsel nicht verloren geht. Denn wie oft wir auch von den Straßen zu Paris auf das Stadthaus, vom Stadthaus wiederum nach St.-Cloud, und dann wieder in die Aufruhrscenen der Stadt zurückversetzt werden — wir büßen nirgends die Spannung auf den Fortgang der Ereignisse ein. Diese wach zu halten, gehört nach unserer Ansicht nicht minder zur Kunst der Geschichtschreibung wie zur Kunst der Romandichtung — man müßte denn glauben, daß ausgegrabenes und willkürlich aufgeschüttetes Material für die Heerstraßen genüge, auf denen die Muse der Historie zu wandeln hat.

Für die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, welche die Anekdote geschickt aufnimmt und verwebt, ohne sie aufdringlich hervortreten zu lassen und so die Würde der Geschichtschreibung zu gefährden, könnten wir zahlreiche Proben geben. Wir sehen den Marschall Marmont in St.-Cloud ankommen, „gefolgt von seinen Adjutanten, Ordonnanzoffizieren und einer Reiterbegleitung, die, schwarz von Staub, von Schweiß triefend, verwildert in Bart und Haar, von Anstrengung, von Ermattung und Aufregung entstellt, auf das ganze Hofpersonal einen erschreckenden Eindruck machte"; wir sehen, wie der Dauphin, nachdem er Kunde erhalten von dem Tagsbefehl des Marschalls, der den Truppen von den stattfindenden Unterhandlungen Mittheilung macht, wüthend zum König eilt, sich über diese Eigenmacht zu beklagen:

Er stößt beim Herausgehen von seinem Vater auf Marmont, zieht ihn in seinen Salon, überhäuft ihn mit lauten Schmähungen, bedroht ihn bei seinem Widerspruche: er solle es mit ihnen nicht machen „wie mit dem andern", gebietet ihm, sich in Arrest zu begeben, und, auf ein Zeichen der Entrüstung von seiten des Marschalls, stürzt er auf ihn los, faßt ihn an der Kehle, nennt ihn einen elenden Verräther, fordert ihm seinen Degen ab, und als der Marschall ihn bei den Schultern faßt und zurückhält, reißt er ihm den Degen aus der Scheide und wirft ihn weg mit einer Bewegung, die seine Hand verwundet. Er schreit nach der Wache, läßt den Marschall verhaften und wie einen Verbrecher durch die Räume des Schlosses führen zwischen den verblüfften Soldaten und Hofleuten hindurch, die nichts Geringeres als einen Hochverrath vermutheten. Der König, in einigem Gefühle doch von der äußersten Unwürdigkeit und Gemeinheit dieser Scene, stellte eine nothdürftige Vermittelung her; der Marschall aber legte sogleich seinen Befehl nieder und überließ die Truppen nun ganz dem armseligen Dauphin, der einen Oberbefehl zu führen völlig unfähig war.

Wir sehen die kleinen episodischen Satyrspiele auf den Straßen mit dramatischer Lebendigkeit abgeschildert, so z. B. die Episode, die sich an den improvisirten General Dubourg knüpft:

Auf den Straßen trieb sich ein gewisser Dubourg um, der in untern Graden in der kaiserlichen Armee gedient, dann aus zweideutigen Gründen Dienst und Land verlassen, hierauf sich (1815) in Gent durch seinen royalistischen Eifer der Restauration bemerklich gemacht hatte, die ihn ihrerseits zu zweideutigen Diensten gebraucht, bis er unter Martignac's Verwaltung mehr vernachlässigt ward, die er mit der Zudringlichkeit eines abenteuernden Bettlers um eine Stellung gequält hatte. Dieser Mensch erschien in einer beim Trödler erstandenen verschabten Uniform von der Nationalgarde der dritten Mairie (des petits-Pères) und gab da in affectirter soldatischer Barschheit Befehle und Rathschläge. Die Menschenmassen, die die Börse umdrängten, glaubten oder wurden glauben gemacht, sie hätten mit einem verdienten Offizier der großen Armee oder einem rauhen Graubart aus der republikanischen Zeit zu thun; von einem der Redacteure des „Constitutionnel", Evariste Dumoulin, unterstützt, sah sich der Mann plötzlich zum improvisirten Chef erhöht, die Menge wälzte sich unter dem Geschrei: „Es lebe der General Dubourg!" hinter ihm her in das offenstehende Stadthaus, wo er um die Zeit der Entscheidung am Louvre seinen Sitz aufschlug.

Ebenso frisch sind die Plünderungsscenen im Louvre und in den Tuilerien dargestellt:

Die in das Louvre einstürmenden Pariser hatten sich zu einem Theile zuerst in dem sogenannten Saale der großen Männer verbreitet, wo einige verwundete Schweizer ihrer Wuth zum Opfer fielen; andere stürzten sich in die Gärten der Infantin und erbrachen die Thür zu dem Museum der Bildwerke; wieder andere erstiegen die Colonnade, vertheilten sich in dem Marinemuseum, wo sie mit den erst Eingedrungenen zusammentrafen; noch andere Haufen gelangten durch die innern Verbindungen der beiden Paläste in die Tuilerien, in die auch die achtsamen Carbonari unter dem Obersten Joubert, von dem linken Seineufer herübergekommen, durch den südlichen Flügel, den Pavillon der Flora, einbrachen. Die eingestürmten Sieger suchten zunächst die schweizer Vertheidiger; da sie keine fanden, warfen sie sich auf die Gegenstände. Das Gemälde der Krönung Karl's X. von Gérard, das Porträt des Königs von Lawrence, die Büste Ludwig's XVIII., die Statue des Dauphin wurden durchschossen oder verstümmelt. Der Juwelenschrein wurde erbrochen und zum Theil geplündert, verschiedene Vasen, eine Onyxschale von großem Werthe verschwanden. Ein Ruf, Feuer anzulegen, ward sogleich erstickt. In dem Erdgeschoß der Tuilerien wurde alles verwüstet; kostbare Möbel, Spiegel, Tapeten, Kunstgegenstände wurden zertrümmert, alles Tragbare zum großen Theil entwendet. In das obere Stockwerk schienen Kämpfer aus bessern Ständen eingedrungen, die sich anständig bewiesen. Mehrere kostbare Gegenstände wurden in das Louvre, eine Kassette voll Gold, in den Gemächern der Herzogin von Berri gefunden, ward unangetastet in das Stadthaus gebracht. Nur die lilienbedeckten Tapeten und ein Gemälde wurden mit Kugeln durchlöchert. Eine bedeutende Geldsumme, die Gratification für die Truppen, die im Augenblicke der Räumung des Palastes in den Generalstab gebracht worden war, wurde geplündert. Aus den Zimmern des Königs und des Dauphin wurden eine Anzahl Papiere, unter anderm der vertrauliche Bericht Polignac's vom April, geraubt, die man theilweise in einer nicht fortgesetzten Sammlung nachher veröffentlicht hat. Man brach die Keller auf und entleerte sie ihrer Schätze, den Weinrausch zu der Siegestrunkenheit gesellend. Eine Reihe von halb burlesken, halb greuelhaften Scenen schienen die Rückkehr von 1793 anzukündigen: als man die Kleider der Prinzessinnen zu possenhaften Maskeraden benutzte, als sich die Wasserträger auf den Matratzen in des Königs Schlafzimmer lachend herumwälzten, als andere den Leichnam eines jungen Mannes, der bei dem Angriff auf den Palast gefallen war, auf den Königsthron setzten.

Und die eigentliche Peripetie in dem großen Drama der Juliwoche, die Belle-Alliance zwischen Lafayette und Ludwig Philipp, zwischen dem alten Republikanismus und der neuen Dynastie auf dem Stadthause, wird in so anziehender Weise beschrieben, daß wir diese ganze Schilderung als geeignetste Probe der Darstellungskunst von Gervinus glauben mittheilen zu müssen:

Hierauf trat der Prinz (Ludwig Philipp) seinen Weg nach dem Stadthause an, den man seine Fahrt nach Rheims genannt hat. Es war seine tapferste That, dieser Zug zur Gewalt hin, obgleich es dem äußern Ansehen nach ein armer, peinlicher, ängstlicher Zug war. Keine Truppen, keine Nationalgarden,

keine Generalstäbe, kein Prunk, keine fürstliche Procession. Voran ein einziger Trommler, hinter ihm die Diener der Abgeordnetenkammer, dann der Herzog und sein Adjutant Berthais zu Pferde, dann einige Nationalgardeoffiziere, darauf der Präsident Laffitte in einer Tragbahre, und die Abgeordneten mit verschlungenen Armen. Mühsam und langsam bewegte sich der Zug in der glühenden Mittagshitze durch die noch halb verrammelten, von dem Volke belagerten Straßen. Die Männer des Volks schlangen, wie Dupin erzählt, mit ihren nervigen Armen einen doppelten Hag, um den Marsch des Geleits zu erleichtern; dagegen berichtet Guizot, daß sie sich zwar ohne Gewaltsamkeit, aber auch ohne Achtung den Abgeordneten nahe gedrängt. In den angrenzenden Quartieren um das Palais-Royal war das Volk freudiger, in günstigerer Stimmung, und seine Rufe galten der Charte, den Abgeordneten, dem Herzog. Viennet und Méchin, zwischen dem Herzog und der Sänfte Laffitte's, strengten ihre kräftigen Stimmen an, die Rufe für den Herzog anzuregen. Der Prinz ritt in Generalsuniform mit der dreifarbigen Cocarde, wie jener Bolingbroke des Dichters alle Freundlichkeit vom Himmel stehlend, den Hut in der Hand, die kurzen Anreden im Munde, die Freude im Gesicht, das Lächeln auf den Lippen, rechts und links die Hände der Barrikadenmänner schüttelnd. Wie man sich aber von der orleanischen Residenz entfernte, verfing diese gewinnende Herablassung immer weniger; bei dem Carrousel und den Quais wurde es stumm; je näher man dem Stadthause kam, desto düsterer und unheimlicher wurde die Haltung der Massen. Dort hörte man feindselig klingende Rufe gegen die Bourbonen; auf dem Quai, am Louvre umgaben Weiber und Kinder den Zug, tanzend zu dem Gesang der Marseillaise. Der Fürst, auf seinem Pferde den Blicken, den Gefahren ausgesetzter, wurde bleich, seine Züge veränderten sich, seine nächste Umgebung wechselte dann und wann einen erheiternden Blick, ein ermuthigendes Wort mit ihm, sein Herzklopfen legte sich nicht auf dem ganzen Wege durch diese Stadttheile, wo von jedem Fenster, jeder Thür, jedem Trupp her ein Flintenschuß den Hoffnungen der friedliebenden Bevölkerung ein Ende machen konnte. So kam der Zug vor dem Stadthause an, dessen Treppen und Gänge von Bewaffneten überfüllt waren. Der Herzog erbat sich den Durchgang mit geschickten Worten: es ist ein alter Nationalgardist, sagte er, der seinen alten General besuchen will. Auf dem Absatz der Treppe empfing ihn Lafayette, und geleitete ihn in den Saal Heinrich's IV., wo ihn die Abgeordneten und eine Unzahl Bewaffneter im Gedränge umgaben. Um ihn her erscholl es: Keine Bourbonen mehr! Nieder mit dem meineidigen Karl X.! Die dem Herzog günstigen Rufe verhallten unter diesem Geschrei. Laffitte wollte sprechen, da nahm ihm Viennet, ein nicht mehr junger Mann, ein Poet in allen Fächern, ein originaler Soldat und Volksmann, den später weder der Pairsmantel noch die akademische Würde recht kleiden wollte, die Erklärung der Abgeordneten aus der Hand, um sie mit seiner klangvoll starken Stimme vorzulesen. Als der Herzog einige passende Worte erwidert hatte, begann die Begeisterung unter dem beweglichen Volke laut zu werden. Dennoch waren dies Momente der peinlichsten Unsicherheit und Gefahr auf dieser Walstätte zwischen der Thronerhöhung und dem Sturz vom tarpejischen Felsen, wo kein Recht entscheiden konnte, wo auf einen kleinsten Anlaß hin die Gewalt zu entscheiden drohte. Das Schicksal Frankreichs lag in diesem gespannten Augenblick in Lafayette's Händen, ohne dessen Zustimmung der Herzog von Orleans nicht auf das Stadthaus hinauf- oder hinabgekommen wäre, in dessen freie Wahl es seine carbonaristischen Clubgenossen gegeben sahen, ob er die Republik, ob die Monarchie aus dem Boden stampfen, oder ob er zum Dictator aufgeworfen eine Nationalversammlung einberufen wollte, über Frankreichs Zukunft zu verfügen. Aber ihn hatten bereits Natur und Einsicht zu der Entscheidung gelenkt, zu der die Verhältnisse alle und die mächtige Meinung in der großen wenn auch unthätigen Gesammtheit hindrängten. Der Zufall half, den letzten Ausschlag zu geben. Der elende Dubourg, der bald nachher das neue Landeshaupt um Stellen anbettelte, richtete an den Herzog die Worte: er hoffe, daß er seine gegebenen Versprechen halten werde, sonst seien sie die Leute, ihn daran zu erinnern. Der Herzog erwiderte dem Abenteurer in den mehrmals wiederholten Worten: „Sie kennen mich nicht!" Nach einem der Beistehenden aber fügte er unwillig hinzu: „Wenn es sich um meine Pflicht handelt, lasse ich mich nicht durch Bitten gewinnen, noch durch Drohungen schrecken!" Und Lafayette anfassend sagte er in bewegterer Stimme: „Sie haben es gehört! Wenn ich nicht die Gesetze achtete, so würde ich diesen Mann augenblicklich bestrafen lassen; dies ist eine Unwürdigkeit!" Dubourg stammelte einige Worte, an deren Schlusse man hören wollte: „O ich kenne euch!" Den Augenblick aber, wo diese kraftvolle Würde des Herzogs in der Umgebung Beifallsrufe erzwang, ergriff nun Lafayette in gefaßter Geistesgegenwart, dem Herzog eine dreifarbige Fahne in die Hand zu geben und mit ihm an eins der Fenster gegen den Strandplatz hinzutreten. Der Herzog entfaltete die Fahne und umarmte feurig den alten General. Diesem Schauspiel der personificirten Versöhnung von Monarchie und Republik widerstand die Menge nicht; die Scene besiegelte die Niederlage der Republik; ein plötzlicher Umschlag erfolgte in den Massen; Hochrufe, Jubelgeschrei, Gewehrsalven feierten den bedeutsamen Augenblick. Der Prinz trat thatsächlich als König den Rückweg zum Palais-Royal an, der freudiger war als der Hinweg zum Stadthaus.

Das lavinenartige Wachsthum der Revolutionen tritt uns noch schlagender aus der Darstellung der belgischen und polnischen Revolution, der Straßenkämpfe in Brüssel und Warschau entgegen, die sich aus bescheidenen Anfängen zu großartigem Verlauf entwickelten. Das contrastirende Benehmen der beiden holländischen Prinzen, des Prinzen von Oranien und des Prinzen Friedrich, gegenüber der Bewegung in Brüssel erregt ein psychologisches Interesse. Den Prinzen Friedrich ließen die Generale seiner Nebencolonne sämmtlich im Stich. Obgleich er nicht wagte, jedes Quartier der Stadt einzeln zu belagern, so ging er doch mit größerer Energie zu Werke, als dies in Paris geschehen war. Er warf einige Bomben in die von den Aufständischen besetzte Häusergruppe, wodurch die Reitschule in Flammen aufging; er ließ das dem Schaarbeker Thor gegenüberliegende Häuserviereck in Brand schießen, um die hartnäckig widerstehenden Streiter zu vertreiben. Doch der Widerstand der Aufständischen wurde immer lebhafter. Noch einmal am nächsten Tage ließ er wiederholte Stürme auf die Barrikaden des königlichen Platzes und des Parkbergs wie auf die benachbarten Hotels richten; doch alle wurden abgeschlagen. So sah sich der Prinz genöthigt, die Stadt des Nachts in aller Stille zu räumen:

Hinter sich ließ er das Schlachtfeld, von dessen erschütterndem Anblick die Flugschriften jener Tage die lebendigste Beschreibung machten: der Park, eine einzige Stätte der Verwüstung, die Wege und Alleen von Blut gefärbt, von Waffenstücken und Uniformfetzen bedeckt, Trümmer von Bäumen und Statuen, von den Granitblöcken und Ketten der Gitter um und um gestreut, hier eine Barrikade von Bänken und Baumstümpfen, dort eine Redoute von Pferdeleichen aufgeworfen, eine Menge menschlicher Leichname umherliegend mit einigem Sand oder Reisig bestreut, das Hotel Torington und seine Umgebung, die Gebäude am rechten Flügel des königlichen Palastes und eine Anzahl anderer Häuser zu Asche niedergebrannt, die großen Hotels am Platze von Kugeln dermaßen zerschossen, daß man ihren Einsturz fürchtete.

Wie die brüsseler Revolution aus dem Saale St. George und dem dortigen Volksclub der Centralunion hervorgegangen, wie außer den Brüsselern namentlich die stets zum Aufruhr geneigten Lütticher das große Wort führten: so ging der große Militäraufstand in Warschau von einer Hand voll junger Militärs aus, welche sich lange Zeit vergeblich nach namhaften Häuptern umsahen. Meinte doch Lubecki, die Revolution sei unternommen worden von Advocaten ohne Clienten, von Aerzten ohne Patienten und von jungen Offizieren, die nicht mehr subaltern bleiben wollten, und Wielopolski nannte sie später „das Werk des Auswurfs aller Klassen, schlechter Priester, oberflächlicher Adelichen, untreuer Intendanten, junger Demagogen und Unteroffiziere, ruinirter Eigenthümer, verschuldeter Pächter und communistischen Gesindels". Der Beginn des Aufstandes entsprach dieser Anschauung; die Rechnung auf die Regimenter, auf welche die Verschworenen glaubten zählen zu können, war anfangs ohne den Wirth gemacht. Auf dem Platze zeigten sich nur die Cadetten und die Fähnriche; ein Theil versuchte den Großfürsten zu ermorden, erstach aber statt dessen seinen Adjutanten, den General Zander, indem man ihn für den Großfürsten hielt. Diese politischen Morde unterscheiden die polnische Revolution wesentlich von der pariser und brüsseler, wie sie auch eine charakteristische Eigenschaft der spätern polnischen Aufstandsversuche blieben. Ein anderer Theil, 160 mit Carabinern bewaffnete Fähnriche, versammelte sich im Erlenwald bei Lazienki; zu ihm stießen die andern 18 aus dem Belvedere. Eine Schar von Jünglingen, von geringerer Zahl als die Spartaner bei Thermopylä, bildete den Kern des Aufstandes und schlug aus der im Bau begriffenen Radziwillkaserne den Angriff der Ulanen und Kürassiere zurück. Wie es sich zutrug, daß der Aufstand aus so kleinen Anfängen dennoch so gewaltige Dimensionen annahm: das möge man in der durchsichtigen Erzählung des Autors selbst verfolgen. Bald fand die Revolution ein anderes Haupt in dem Dictator Chlopicki, der indeß vergebens bestrebt war, in legale Bahnen einzulenken und zwischen dem Kaiser und seinen rebellischen Unterthanen zu vermitteln. Gervinus entwirft folgendes interessante Porträt des Veteranen, gegen den die Glieder des unter Lelewel's Leitung stehenden Patriotischen Clubs sich in den heftigsten Ausfällen ergingen:

Bei diesem Angriffe ward der gallige Chlopicki, der in seiner herrischen Soldatennatur in gewöhnlicher Erscheinung kalt und rückhaltend war, in Erregung aber einer rohen Heftigkeit verfiel, von seiner ganzen Leidenschaftlichkeit übernommen. Dieser Mann war ein Galizier, nahe bei 60 Jahren. Er hatte noch Kosciuszko's Thaten mit erlebt, hatte seine militärischen Talente in Italien unter Dombrowski entwickelt und seinen Namen besonders in Aragon unter dem Herzog von Albufera gegründet. Seinem Ansehen in der Armee war kein anderes zu vergleichen, und auch in der ganzen Nation hatte er sich durch seine oppositionelle Stellung zu dem militärischen Mechanismus des Großfürsten die größte Achtung gewonnen. Diese Gunst hielt selbst in diesen Tagen fortwährend aus, obgleich dem revolutionären Denken und Treiben der Aufständischen niemand fremder sein konnte als dieser immer gesetzliche Bürger, der gleich beim Ausbruch der Julirevolution ihre Wirkung auf Polen geahnt, aber nur mit Grauen geahnt hatte, weil er durch die Revolutionsgeschicke von 1794 gewitzigt war; obgleich niemand den Urhebern der Bewegung äußerlich und innerlich entgegengesetzter war als dieser Aristokrat von eigensinnigem und beschränktem Geiste, der von dem Gesindel, das diesen Schwindel erzeugte, wol noch verächtlicher dachte als die Lubecki und Wielopolski; obgleich niemand den leichtfertigen Wagespielen der jungen Sausewinde abgeneigter war als dieser zuchtfrohe Soldat, für dessen militärische Einsicht die kecke Herausforderung eines Kriegs mit Rußland die Erfüllung des polnischen Sprichworts war, das den dumm schilt, der mit der Hacke gegen die Sonne angeht; der daher auch von der Reunion der alten Provinzen nichts wissen wollte und den Abgeordneten dorther rund erklärte, er habe für Volhynien und Litauen keine Lunte zu verbrennen. Kein Mensch war weniger als Chlopicki der Verstellung fähig und keiner hatte seiner Gesinnung weniger Hehl als er, der geflissentlich seine russischen Orden neben den polnischen trug, um seine Stellung unverhohlen zu bezeichnen; aber seine heißblütigen Volksgenossen schienen sich absichtlich so lange als möglich in ihm täuschen und an ihn glauben zu wollen, und suchten hinter seiner maßvollen vorsichtigen Haltung lieber versteckte politische Plane.

Die Kunst der Porträtirung gehört mit zur Kunst der Geschichtschreibung. Freilich, solche fertige Photographien, wie sie Cornelius Nepos in den ersten Kapiteln seiner Lebensbilder aus einer Reihe gehäufter Eigenschaften zusammenstellt, sind allzu kindlich, um künstlerisch zu sein. Das Bild soll sich unter unsern Augen färben und beleben. Gleichwol bedarf es von Haus aus bestimmter Umrisse; nur müssen dieselben nicht willkürliche Zeichnungen nach dem Phantasiebilde des Historikers sein, sondern geschickte Nachzeichnungen nach gegebenen Thatsachen. Für den vorliegenden Band war unserm Autor hierin vor allem eine bedeutsame Aufgabe gestellt; es galt, ein Charakterbild des Mannes zu entwerfen, welcher, ein neuer Curtius, den Abgrund der Julirevolution schloß, wenn auch nicht mit opferfreudigem Heldenmuth, sondern mit diplomatischer Schlauheit, wenn auch nicht in voller Waffenrüstung, sondern mit dem bürgerfreundlichen Regenschirm, das Bild des Mannes, welcher mehr oder weniger der Folgezeit fast auf zwei Jahrzehnte hinaus das Gepräge seines Charakters und seiner Politik ausdrückte, das Porträt Ludwig Philipp's von Orleans. In dieser Charakteristik erscheint uns Gervinus besonders glücklich, indem er, ohne die Zukunft in irgendeiner Weise zu anticipiren, aus den Erlebnissen des Prinzen, aus den Thatsachen der Vergangenheit ein scharfgezeichnetes Bild entwirft, dessen Farbengebung zu vervollständigen dem Gang der Ereignisse vorbehalten bleibt. Namentlich wird das der Julirevolution als bedeutsame Vignette vorausgeschickte Bild des Herzogs durch sein Benehmen während und nach der Revolution illustrirt.

Seine Erziehung durch Frau von Genlis hatte jenen bürgerlichen Charakter, durch den der Prinz und seine Schwester vor allen seinesgleichen einen weiten Vorsprung gewannen:

Seine gesunde Körperanlage begünstigte eine kräftige physische Erziehung; er war auf hartem Bette gelagert, weniges Schlafs bedürftig und gab frühe Proben von stoischer Schmerzertragung. Von Natur gutartig, freundlich, liebenswürdig, in seiner Jugend religiösen Eindrücken nicht unzugänglich, geduldig, wohlthätig, uneigennützig, gab er ebenso früh auch Beweise von selbstloser Aufopferung; von der Lust zur Schlechtigkeit,

die seinem Stamme eigen war, blieb er gänzlich unberührt. In seiner geistigen Natur sprang die Geradheit seiner Denkweise vor, ein Sinn der Ordnung und Pünktlichkeit, eine Einfachheit, die auch später in seinen glänzendsten Stellungen allen Geschmack an den nobeln Passionen der großen Welt ausschloß, ein gesunder natürlicher Verstand bei einem unvergleichlich starken Gedächtniß. Von diesen Gaben schien er anfangs wenig willig den entsprechenden Gebrauch zu machen; die Erzieherin fand ihn unglaublich träge und unachtsam; auf die Ansprache an seinen Verstand aber schlug diese Untugend plötzlich in das völlige Gegentheil um. Sein Fleiß ward nun in der vielseitigst ausgebreiteten Weise beschäftigt. Frau von Genlis ließ ihn verschiedene Handwerke treiben, sie ließ ihn in alle Sprachen sich einleben; nur für die idealern Dinge, für Kunst, Musik und Dichtung, entging der realistischen oder prosaischen Natur der Sinn und das Interesse. Sonst aber lernte er alles, behielt er alles; und der Grund ward in dieser Schule gelegt zu den spätern Eigenheiten des vielwissenden Mannes, der, an Tiefe und Schwere des Geistes einbüßend, was er durch Ausbreitung an Oberfläche und Leichtigkeit gewann, gern von allem ein wenig Bescheid wußte und die verschiedensten Stände und Berufe durch seine Fragen und Kenntnisse zu erstaunen vermochte. Auch in die politischen Ideen des Tags hatte ihn die Erzieherin eingeführt, die selbst von den Bewegungen des öffentlichen Lebens ungewöhnlich hingerissen war, und die den Prinzen in seinen reifenden Jahren immer stärker an sich zu fesseln verstand. Er war in die Anfänge der noch unbefleckten Revolution mit jugendlichem Muthe eingetreten. Er wohnte unter lebhaften Freudebezeigungen der Zerstörung der Bastille bei; er legte den patriotischen Eid in seinem Districte aus freiem Antriebe ab; er besuchte eifrig die Sitzungen der Nationalversammlung und trat in den Jakobinerclub ein, bei dessen Sitzungen sich Frau von Genlis selbst nicht selten einzufinden pflegte. Nach den Notizen eines Tagebuchs, in dem der Prinz damals seinen Eindrücken bei den Erlebnissen des Tages Worte gab, mußte er die freien Gesinnungen der Zeit aufrichtig gehegt, oder er mußte früh gelernt haben, die Rolle des Heuchlers zu spielen und die Wege der Revolution nur trüglich mitzugehen: es ist nicht unmöglich, es ist vielleicht wie das erste, so das bestimmendste Moment für die ganze Charakterentwickelung Ludwig Philipp's geworden, daß beides zugleich der Fall war. Trotz all den enthusiastischen Freiheitsergüssen in jenem Tagebuche ist doch der Ton des Ganzen so karg, so kahl und kalt, daß man die nüchterne Natur bereits erkennt, die in dem steigenden Schwindel der Revolution die Freude an diesem Rausche bald verlieren wird.

Das Exil in Reichenau und Nordamerika, die Prätendentengelüste, welche Dumouriez in ihm nährte, alle die verschiedenen Projecte, mit denen sich der Verbannte trug, werden uns mit quellenmäßiger Treue vorgeführt. Trotz der Abmahnung der Frau von Genlis, die ihm die Eigenschaften absprach, welche einen großen König machten, suchte sich der Prinz auf Dumouriez' Rath überall in die europäische Action einzumischen, um an den Vortheilen der Entwickelung seinen Antheil fordern zu können. Bald will er unter Gustav IV. von Schweden Dienste gegen Frankreich nehmen, bald für England eine Expedition nach Mexico oder Buenos-Ayres unternehmen, dann wieder einen Angriff auf die Ionischen Inseln machen, um sie unabhängig als ein Fürstenthum unter seiner Regierung in britischen Schutz zu stellen. Dann hegt er den Plan im spanischen Aufstand (1809) eine militärische Rolle zu spielen, indem er gleichzeitig den Bourbonen unverlangte Versicherungen der Ergebenheit gab. Doch der englische Gouverneur Dalrymple verstattete ihm nicht, den spanischen Boden zu betreten. Ebenso misglückte ein zweiter Versuch (1810), von den Pyrenäen herab Frankreich die Freiheit zu versprechen. Nachdem er in Malta eine Proclamation vorbereitet hatte, die alle wahren Franzosen und die Spanier aufrief, sich um die von einem Bourbonen aufgepflanzte Fahne zum Umsturz der Usurpation zu versammeln, stieg er in Taragona ans Land, wurde aber von den spanischen Behörden abermals zurückgewiesen und wandte sich auch vergeblich an die Cortes in Spanien. Hierauf mischte er sich in die sicilischen Verfassungskämpfe und stellte sich, der eigenen Schwiegermutter gegenüber, auf die Seite der aufständischen Barone. Als 1813 die Stützen des französischen Kaiserthums zu brechen anfingen, war Ludwig Philipp wieder auf dem Platze und legte dem Herzog von Kent den Plan zu einem Angriff auf Toscana von Sicilien aus vor. Doch auch hierzu erhielt er keine Ermächtigung. Nach diesen Thatsachen weiß man, was man von dem größten Ruhm des Herzogs, er habe nie gegen Frankreich die Waffen getragen, zu denken hat. Es war das Geheimniß der Trauben, die dem Fuchs plötzlich sauer geworden waren! Die Rolle, die er in den Hundert Tagen spielte, war nicht minder zweideutig. Er übernahm anfangs ein Commando gegen Napoleon, wollte dann aber nie in den Reihen der Feinde Frankreichs gesehen werden. Napoleon nannte ihn damals eine „französische Seele". Als ihn der König Ludwig XVIII. nach Gent beschied, weigerte er ihm offen den Gehorsam:

Er rückte ihm brieflich mit aller Aufrichtigkeit die falsche Behandlung des Heers von seiten des Hofs auf, deren Folgen nun vorlägen; er warnte vor den Erneuerungen von 1792, vor dem neuen Koblenz in Gent, vor der neuen „Armée Condé", die man bei Alost bilden wollte. Dieselbe Taktik war auch in den beiden Denkschriften beobachtet, die der Herzog von Twickenham aus an den Wiener Congreß richtete, in welchen er ebenso offen die Ursachen des so schnellen Falls der Bourbonen enthüllte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Alle diese Urkunden können die untadeligsten Rathschläge des echtesten, aufrichtigsten Freundes aussprechen; alle können auch die Kunst des vollendeten Roscius belegen; sie könnten dem Dichter des „Jago" und „Richard III." eine neue Charaktervariante öffnen: einen Rathgeber, dessen Mahnungen die strengste Prüfung der Wahrheit und Wohlmeinung bestehen, und gleichwol auf die Untergrabung der Berathenen gemünzt sind, und gleichwol weder einem groben schuldvollen Ehrgeiz, noch weniger einem boshaften Gemüth entspringen. Sich damals den Bourbonen unterschieben, den Mächten sich empfehlen zu wollen, war für den Herzog von Orleans unter den gegebenen Verhältnissen keine Sünde. Alle Unbefangenen unter Privaten, Parteien, Regierungen und Fürsten waren damals der Ueberzeugung, daß dem neuen Frankreich ein neuer Name unerlaßlich sei.

Auch erhalten wir Kunde von einigen kleinern orleanistischen Schilderhebungen, die der Herzog indeß verleugnete. Seine Haltung während der zweiten Restauration war die zurückgezogene eines Privatmannes, sein Privatleben ein Muster von Einfachheit, die Zucht im Hause streng, die Kinder wurden im Collège de France gemeinsam mit andern Knaben erzogen — eine Erziehungsmethode, die den Herzog sehr populär machte. Nicht minder gerühmt wurde seine Haushaltungskunst, die Verwaltung der verwickelten Vermögensverhältnisse, seine Kenntniß

im Geld- und Geschäftsleben, im Rechtswesen und der Gesetzgebung. Freilich hielt er sich auch von Proceßsucht nicht frei; 1814 hatte er alle auf seine Güter bezüglichen Papiere zurückerhalten, in denen er die Stoffe zu einer nicht abbrechenden Reihe von Processen aufstöberte, mit den Besitzern des Théâtre français, mit der Stadt Paris, mit einer Anzahl Gemeinden in La Manche u. s. w. Nicht minder ungünstigen Eindruck machte die Art und Weise der Erbschleicherei, durch welche Ludwig Philipp das bedeutende Erbe des Herzogs von Bourbon-Condé für seinen Sohn Aumale gewann. Als Vermittlerin spielte ein scham- und sittenloses Weib, Madame Fauchères, die Maitresse des alten Bourbon, eine wenig erfreuliche Rolle. Der König Karl X. selbst verzichtete für den künftigen Thronerben Bordeaux zu Gunsten des Herzogs von Aumale. Während viele die Habsucht und Knickerei Ludwig Philipp's tadelten, lobten alle seine Liberalität und die vernünftige, kunstsinnige Anwendung, die er von seinem Vermögen machte. Ueberhaupt gingen die Urtheile über den Herzog wesentlich auseinander:

> Die Royalisten zogen den vielgewandten Odysseus lieber zu einer Art Gil Blas herab, der nacheinander alles getrieben hatte und alles gewesen war: Prinz, Republikaner, Soldat, Emigrant, Schulmeister, Reisender, amerikanischer Bürger, englischer Lord, sicilischer Edelmann und Spanier auf Wartegeld; sie fanden in seinem Charakter die Spuren von allen seinen Rollen zurückgeblieben und vorschlagend die Verwandlungsgabe des Bühnenkünstlers, in der er alle Menschen, obwol in etwas aufgetragener Manier, nach ihrer Art zu behandeln wußte. In ihrem Bilde erschien er wie ein Chamäleon in allen grellen Farben schillernd, da ihn doch nicht sowol die Natur als vielmehr das Schicksal nicht sowol zur Vielseitigkeit als zu einer ganz eigenen Zweiseitigkeit, Gegenseitigkeit und Gegensätzlichkeit gebildet hatte. So haben wir ihn gleich in seiner Jugend wechselnd faul und fleißig, enthusiastisch und nüchtern, verstellt und aufrichtig, 1792 als Clubist, 1795 als Thronaspiranten gesehen. Châteaubriand nannte ihn frei von dem Hasse des Guten, der seinen Vorfahren eigen war, aber ein kräftiger Haß des Schlechten war ihm auch nicht gegeben. Seine Erzieherin bezeugte ihm, daß er in seiner Jugend von allem eigennützigen Hängen am Gelde frei gewesen sei, je älter und reicher schien er um so enger in dieser Beziehung zu werden; aber auch da behauptete der eine und leugnete der andere seinen Geiz, wie Guizot seinen Ehrgeiz leugnete, während Châteaubriand ihn in all seinem Leben von dem Hange nach Macht und Herrschaft bewegt fand. Seine Erzieherin nannte ihn zum Privatstande geboren, von ihm selber sagen wohlwollende Beurtheiler aus, daß er sich zum König bestimmt geglaubt. Er selber nannte sich einen Engländer von Princip und Neigung, Napoleon rühmte in ihm die französische Seele. Den einen, sagte er selber, war er zu sehr Bourbon, den andern zu wenig. Die Royalisten sahen in ihm nur den alten Jakobiner.

Gervinus selbst faßt seine Charakteristik in folgenden prägnanten Zügen zusammen:

> Dieser Mann trug aus der Zeit seiner ersten Jugendbegeisterung, die mit der Periode des großen Weltenthusiasmus über die Morgenröthe der in Frankreich aufgegangenen Freiheit zusammenfiel, und aus den bittern rasch gefolgten Enttäuschungen, die seine Einsicht läuterten, so große und gewaltige, so widersprechende und gegensätzliche Eindrücke des stärksten Gepräges in seinem ganzen Wesen, daß sich diese seltsame Zweiseitigkeit von selbst erklärt. Die Schicksale hatten ihn eingeschult zu einem Mann des Maßes und der Mitte in dem gewöhnlichen Gange der Dinge, der Halbheiten in Fällen des Zweifels, der Widersprüche in gegensätzlichen Lagen oder in verschiedenen Altersstufen. Er hielt aus seinen Jugenderfahrungen die Ueberzeugung fest, daß die reinen Anfänge der Revolution die Aufgabe seien, die dem Jahrhundert zur Durchführung obläge; in die verantwortliche Stellung des Herrschers gerückt, ließ sich voraussehen, daß er bald von der Furcht vor den Leidenschaften, vor den Ueberstürzungen des revolutionären Princips erfaßt sein werde. Die Gaben, die er in dieser Stellung, wenn sie ihm je zutheil werden sollte, mitbringen würde, hatte sein Apanagerath die Gelegenheit schon im voraus spielen zu sehen. Er zeigte sich da seines Wissens und seiner Erfahrung in hohem Grade sicher, erfüllt von seiner eigenen Meinung, durch deren Vorausschickung er auf die Ansicht seiner Räthe zu drücken suchte, deren abweichenden Gutachten er gleichwol ein offenes Ohr lieh, um dann wieder auf den Grund seines ersten Gedankens zurückzukommen, den er nur vor der Uebermacht und Ueberzahl der Ansichten aufgab; bei starkem eigenem Sinne nicht eigentlich eigensinnig; seinen persönlichen Erfahrungen vertrauend, den fremden nicht gerade mistrauend; zu einem persönlichen Regiment immer aufgelegt, zu einem constitutionellen Regiment von jeher angelegt. So hätte ein scharfer Herzensspäher fast voraussagen können, daß in diesem Manne auch auf dem Throne die jugendlichen Gegensätze des Revolutionärs und des Prinzen, des Monarchisten und des Republikaners nie ganz ausgehen würden, und daß seine Herrschaft mit Bezeichnungen werde benannt werden, die in sich eine Zweiseitigkeit, eine Halbheit, eine Mitte, einen Widerspruch ausdrückten: eines Bürgerkönigthums, einer Monarchie mit republikanischen Ordnungen, der Quasilegitimität, des Justemilieu, eines Napoleonismus des Friedens.

Das Benehmen des Herzogs während und nach der Julirevolution, sein Versteck in Villiers, seine Ankunft im Palais-Royal, seine Erklärung, die er durch Mortemart an König Karl X. sandte, er werde sich eher in Stücke hauen lassen, als die Krone auf sein Haupt setzen, die unwahre Angabe, die er dabei über den Grund seiner Anwesenheit in Paris machte, die Annahme der Krone, als er das Spiel des Königs Karl X. verloren sah — das alles dient nur dazu, die bereits umrissenen Züge im Porträt des Herzogs noch markirter hervorzuheben.

Ludwig Philipp gehört zu denjenigen Charakteren, welche die Muse eines Shakspeare herauszufordern scheinen; denn gerade derartige widerspruchsvolle und in vieler Hinsicht räthselhafte Naturen waren Aufgaben, zu denen sich diese psychologisch scharfsinnige Muse hingezogen fühlte. Kein Wunder, daß auch der in Shakspeare lebende und webende Historiker sich der Darstellung dieses Charakterbildes mit besonderer Vorliebe widmet und dasselbe überhaupt zu den gelungensten Partien seines Werks zählen darf. Doch auch Karl X., der Richard II. gegenüber dem Bolingbroke von Orleans, ist über dieser Vorliebe nicht vernachlässigt worden — die Scenen in St.-Cloud und Rambouillet, die Flucht des Königs und seines Hofs sind mit dramatischer Lebendigkeit geschildert.

Außer der Darstellung der drei Revolutionen, welche wir als die glücklich gelöste Hauptaufgabe dieses Bandes zu betrachten haben, werden uns noch die anderweitigen Folgen der Julirevolution vorgeführt in mehrern kürzern Abschnitten: „Ausbreitung des Repräsentativsystems in Norddeutschland“ (mit einer Schilderung der Unruhen in Braunschweig und der Vertreibung des Herzogs Karl), „Verfassungsreformen in der Schweiz“, „Sturz der Tories in England“, „Erhebungen in Mittelitalien“ (bei denen

Prinz Ludwig Napoleon zum ersten male die geschichtliche Bühne betritt), „Erschütterung des russischen Proconsulats in Griechenland" (wobei die Ermordung des Kapodistrias erzählt wird) und „Sturz des Kaisers Dom Pedro in Brasilien".

Bei einem Werke, das in vieler Hinsicht auf Classicität Anspruch machen darf, indem einzelne Partien den besten Mustern historischer Darstellungskunst beizuzählen sind, ist es doppelt zu bedauern, daß das stilistische Gepräge nicht den Stempel gleichmäßiger Vollendung trägt. Ein Autor, der unsere Classiker so wie Gervinus hofmeistert, muß es sich gefallen lassen, daß man seine Prosa mit der Prosa dieser Classiker vergleicht, auch wenn sich als Resultat dieser Vergleichung herausstellen sollte, daß gegenüber der gerade gewachsenen harmonischen Prosa eines Lessing, Goethe und Schiller seine Prosa durch allerlei Knorren und Auswüchse in den Schatten gestellt wird, durch Absonderlichkeiten, welche vielleicht gerade aus dem Streben nach einem apart classischen historischen Stil hervorgehen.

Wir rechnen hierzu zunächst zahlreiche sprachliche Neubildungen, die oft einen affectirten Eindruck machen, weil sie nicht gerade aus sprachschöpferischer Genialität hervorgegangen sind. Wir wollen nur ein kurzes Register derselben aufführen, das sich jeder Leser des Werks mit Leichtigkeit vervollständigen wird: „Rückläufige Hänge der Zeit" (ein „Hang" läuft nicht); „eigenständiges Nachdenken"; „Prokrustirung der Erfahrung"; „Gemeinentwürfe von Rechtsbüchern"; „bittere Abhuld gegen die Dürre der Zeit"; „neusüchtige Franzosen"; „geschichtsinnige Erfassung der Zeit"; „überfrüht gereifter Geist"; „die entartete Verbildung" (zwei Verneinungen geben eine Bejahung); „eine in Wohlleben verschwemmte Zeit"; „die kleinlebigen deutschen Zustände"; „ein Beohrfeigter"; „ein formgedrungenes Buch"; „ein umfangreicher Ruf"; „die Straßen entpflastern"; „unlegitimirte Verhändler"; „zeitfremde Dynastie"; „Haufen der Tageleber"; „das Leichtvertrauen"; „einschrecken", und so fort mit Grazie in infinitum. Alle diese Neubildungen sind zu Gunsten sprachlicher Kürze und einer Verstärkung des Ausdrucks geschaffen. Doch werden sich die wenigsten in der Sprache einbürgern und so, wie sie sind, nur den Eindruck des Gesuchten und Manierirten hervorrufen.

Gerade die Sucht, einen Lapidarstil zur Geltung zu bringen, ruft oft abenteuerliche Wendungen hervor. Wir erinnern an die erwähnte Charakteristik Shakspeare's, „der in jeder Frage des Lebens allen in allem alles sein kann". Das ist anscheinend monumentale Kürze, und doch enthält der kleine Satz eine Tautologie. „In jeder Frage des Lebens" und dann wieder „in allem" sind Ausdrücke, die sich gegenseitig überflüssig machen und in jedenfalls incorrecter Weise aufeinandergehäuft sind.

Doch auch von einigen Ungeheuern von Perioden können wir berichten, denen es gänzlich an der schlanken Taille fehlt. Als Muster von Geschmacklosigkeit führen wir nur den Anfang einer übermäßig ausgewachsenen Periode an, in welchem das Wort „ähnlich" nicht weniger als neunmal vorkommt, einer auch in ihrem sachlichen Inhalt ziemlich unglücklichen Periode (S. 367):

> Ein Menschenalter später hat in einem deutschen Staate eine **ähnliche** junkerhafte Politik, in dem **ähnlichen** seligen Selbstvertrauen befangen, in dem gleichen Zwecke einer Ableitung von den **ähnlich** verfahrenen innern Verhältnissen, einem Fürsten von **ähnlicher** privater Ehrlichkeit und häuslichem Wohlwollen (der, in **ähnlichem** Widerwillen gegen die volksthümlichen Institutionen beirrt war und in **ähnlicher** Weise seine Person in das constitutionelle Spiel brachte wie Karl X.) in **ähnlicher** aber schuldvollerer Art das Gewissen berückt, einen **ähnlich** kurzen und glänzenden, gegen eine **ähnlich** unebenbürtige Macht gerichteten Feldzug u. s. w.

Das geht doch noch über Victor Hugo's fünfmalige Anaphoras und Epiphoras hinaus!

Wenn überhaupt der Stil unsers Historikers von diesen Gelüsten nach aparter historischer Würde und classischer Lapidarschrift frei wäre, so würden die großen und unverkennbaren Vorzüge seiner Darstellung erfreulicher und glänzender hervortreten. **Rudolf Gottschall.**

Speculative Philosophie.

1. Sein und Bewußtsein. Grundgedanken der Philosophie, entwickelt im Hinblick auf die Geschichte des Geistes von **Robert Schellwien**. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre, gespendet von **Ernst Ferdinand Friedrich**. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegensatze zu Kant und Hegel. Naturalistisch-teleologische Durchführung des mechanischen Princips von **Heinrich Czolbe**. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr.

Hier liegen über die höchste Erkenntnißfrage drei Schriften vor von höchst verschiedenen Standpunkten. Die erste huldigt der idealistischen Speculation, mit deren Mitteln sie sich einen hellen Glaspalast erbaut, aus dessen Spiegelfenstern die Mittagssonne der speculativen Vernunft ihren Schimmer hundertfältig, wie auf die zitternden Wellen eines wogenden Meeres wirft.

Die zweite vergleicht auf dem Felde der logischen Wissenschaft die drei dort von jeher eingeschlagenen entgegengesetzten Wege untereinander, um deren grundverschiedene Methoden gegeneinander zu wägen zum Behuf eines zukünftigen Zusammenarbeitens verschiedener Systeme zu gemeinsamen Strebezielen.

Die dritte bestrebt sich, den Materialismus zu überwinden durch einen Naturalismus, welcher dem Princip der Materie zwei andere Principien zur Seite stellt, eines der organischen Bildungstriebe, ein zweites des animalischen Empfindens und Bewegens, welches als Weltseele eingeführt wird.

Die Einheit von Sein und Bewußtsein ist eine bekannte Formel in unserer speculativen Philosophie. Dieselbe ist in der Schrift von **Robert Schellwien** (Nr. 1) auf eine neue Art am Leitfaden der Raumanschauung

deutlich gemacht und zu eigenthümlicher Anschaulichkeit erhoben. Diese Anschaulichkeit stützt sich auf den Grundsatz, daß alles Empfundene und sinnlich Angeschaute dem Endlichen angehört, hingegen der Begriff des Unendlichen in Raum und Zeit einzig und allein dem Denken und dem Bewußtsein erfaßbar ist. Der Raum als ganzer ist daher nur vorhanden für das Bewußtsein und im Bewußtsein, während einzelne oder endliche Räume auch auf unbewußte Weise in uns wie außer uns gegeben sind. Folglich verhält sich in Beziehung auf den Raum das Bewußte zum Unbewußten wie das Unendliche zum Endlichen, das Ganze zum Theile, das Denken zum Sein. Und folglich bilden Bewußtsein und unbewußtes Dasein innerhalb des Raums nicht einen absoluten, sondern nur einen relativen Gegensatz. Denn das Unbewußte gehört als eingeschlossener Theil mit zur bewußten Ganzheit.

Die Aufgabe bei Schellwien ist demnach, die Einheit von allen Dingen in dem Bewußtsein darzustellen und die Vielheit aus dieser Einheit abzuleiten, um zu zeigen, daß dem Wesen nach Sein und Bewußtsein dasselbe sind. Im ersten Theil Beschreibung des Bewußtseins mit seinen Widersprüchen. Im zweiten Deduction des Bewußtseins. Im dritten Darstellung des Bewußtseins nach seinen Hauptmomenten.

Das Bewußtsein begreift alles Begrenzte in sich, dergestalt, daß es selbst keine Grenze, kein Draußen hat, sondern reine Innerlichkeit, mit einem Worte der allumfassende unendliche Raum selbst ist. Denn die Unendlichkeit des Raums ist nichts anderes als diese absolute Innerlichkeit, in welcher auch das wahrnehmende Subject, sofern es objectiv als Körper erscheint, zugleich mit befaßt ist.

Der Raum zeigt sich als identisch mit seinem aus begrenzten Einzeldingen bestehenden Inhalt, das Bewußtsein also mit dem Bewußtlosen. Die Einzeldinge sind Bestandtheile von ihm; jedes Ding ist ein Stück des Raums, und er selbst ist in sich jedes Ding als ein Theil seiner selbst. Der Raum ist diese Natur des Bewußtseins, welcher zufolge einzelne abgerissene Gegenstände nicht angeschaut werden können, sondern jede Anschauung eine absolute, zu einzelnen Dingen in sich selbst gegliederte Totalität, eine reine Innerlichkeit ist; er ist die Anschauung selbst, von seiten ihrer absoluten Einheit aufgefaßt. Zugleich ergibt sich, daß das Bewußtsein in der Anschauung identisch ist mit den angeschauten Dingen, sodaß die letztern nur allein in ihrer Vereinzelung bewußtlos, in ihrem absoluten Zusammenhange aber selbst Bewußtsein und Anschauung sind. Das anschauende Bewußtsein kommt nicht hinzu zu den Dingen als etwas anderes, sondern es ist der Inbegriff der Dinge selbst, und die angeschauten Dinge wiederum haben außerhalb des Bewußtseins keine Existenz, sondern nur in ihm.

Das all-eine, an sich unterschieds- und eigenschaftslose Wesen ist das Bewußtsein, in seiner Selbstbeschränkung ist es die Welt. Es hebt sich durch Selbstverneinung zur Welt der Individuen auf, und nimmt sich aus ihnen beständig in sich selbst zurück. Die Individuen bilden die Natur und sind als solche bewußtlos. [illegible] ist All-Einigkeit und absolute Identität; [illegible] Bewußtlosigkeit ist Vereinzelung unter vielen [illegible] sonderheit.

Der Mensch als Naturwesen ist, wie jedes [illegible] duum, in seiner Vereinzelung bewußtlos. Zum [illegible] sein muß er sich erst erheben. Er muß seine [illegible] Beschränkung und Ausschließlichkeit verneinen, [illegible] Bewußtsein zu gelangen. So geht das [illegible] wußtsein scheinbar aus der Natur hervor. [illegible] scheinbar. Denn das Bewußtsein ist positive [illegible] Macht, die überhaupt nicht aus irgendetwas [illegible] kann, sondern das Allererste ist. Die Erzeugung [illegible] wußtseins durch Verneinung der Natur kann [illegible] eine That der obersten substantiellen Kraft [illegible] Also muß das Absolute schon gewissermaßen [illegible] schen enthalten sein, er muß selbst das Absolute [illegible] zum Grunde liegen haben, selbst ein Product der [illegible] verneinung des Absoluten sein. Nur weil das [illegible] ihm latenterweise immanent ist, kann er sich [illegible] in ihm zu seinem ursprünglichen Wesen erheben [illegible] eine Verneinung der Verneinung.

Ist das Absolute das Innerliche, so ist das [illegible] die Aeußerung, die Aeußerlichkeit nothwendig [illegible] Körper. Da der Körper nur eine Definition [illegible] stimmung des Absoluten als Selbstbeschränkung [illegible] tern ist, so ist seine Aeußerlichkeit nur Form, [illegible] dehnung ohne allen andern Stoff. Es ist ein [illegible] daß dem Ausgedehnten als Substrat noch ein [illegible] Stoff zum Grunde liege, der wesentlich nicht [illegible] Gegensatz des Geistes wäre. Es gibt keinen [illegible] gegen den Geist, es gibt in diesem Sinne keine [illegible] Was dem Ausgedehnten, der Form, zu Grunde [illegible] das Nichtausgedehnte, die Substanz, die aber in der [illegible] weil sie in dieser zur Aeußerlichkeit herabsinkt, [illegible]

Wir können uns mit dieser Welt- und [illegible] nur in allen Stücken übereinstimmend erklären. [illegible] immer der Ueberzeugung gewesen, daß die Deutlichkeit [illegible] schwierigsten unter allen Begriffen, der [illegible] sich durch nichts so sehr heben und unterstützen [illegible] durch eine enge Anknüpfung derselben an das [illegible] des Weltraums. Denn dieses ist die einzig mögliche [illegible] dem Grundbegriffe des Urbewußtseins eine Anschaulichkeit [illegible] zu verleihen, welche derselbe außerdem nicht [illegible] von der Anschaulichkeit der Begriffe ist doch [illegible] vollkommene Deutlichkeit in einem hohen Maße [illegible] theils schon in sich selbst, noch mehr aber in [illegible] auf ihre Mittheilbarkeit und ihr leichteres [illegible] Völlig unanschaulichen Begriffen begegnet, selbst [illegible] noch so scharf gedacht sind, der Verstand des [illegible] Hörers gewöhnlich nur wie einer Arznei mit [illegible] von Selbstüberwindung, wogegen sich der [illegible] machte Begriff ihm einschmeichelt wie ein [illegible] rungsmittel. Bereits vor 25 Jahren hat [illegible] lebendigen Gefühl desselben Bedürfnisses den [illegible] macht, den Begriff des Urbewußtseins durch [illegible] lichst enge Anknüpfung an das Schema des [illegible]

zu veranschaulichen, wobei er den Weltraum von der einen Seite als das allgemeine Magazin der chemischen Volumina oder Atome, von der andern Seite als das universelle Urwissen oder Uranschauen des Urgeistes ins Auge faßte.*) Aber auch berühmte Namen der Vorzeit sind uns in diesem Bestreben lange vorangegangen. Newton stellte sich den Weltraum als das Sensorium der Gottheit vor. Jordanus Brunus dachte ihn sich ausgespannt zwischen zwei unräumlichen, dem Urbewußtsein angehörigen Positionen, dem Maximum und Minimum. Auch nach seiner Auffassung enthalten die einzelnen anschaulichen Räume oder Volumina das unbewußte Wesen und die Theile. Das Ganze hingegen hielt er für überräumlich und selbstbewußt. Auch schon im Alterthum wurde durch Xenophanes, Plato und Aristoteles eine ähnliche Denkweise vorbereitet. Xenophanes legte dem All der Dinge Sehen, Hören und Denken bei; er würde sich trefflich haben mit unserm genialen Autodidakten Jakob Böhme verständigen können, welcher in der Natur die Spuren eines allsehenden, allhörenden, allriechenden, allfühlenden, allschmeckenden Gottes zu erkennen sich vermaß. Plato verlegte in das ursprüngliche Weltganze vor allem die Fülle der Schönheit, Aristoteles das denkende Bewußtsein, verbunden mit unendlicher Kraftfülle und Seligkeit. Auch an Spinoza klingt diese Denkweise an. Dennoch schließt sich Spinoza bei genauerer Erwägung darum von dieser Vergleichung aus, weil Denken und Ausdehnung bei ihm dem richtigen Verhältnisse der Subordination der Theile unter das Ganze enthoben und statt dessen in das falsche Verhältniß der Coordination gestellt werden. Bei Spinoza ist die Ganzheit aller ausgedehnten Materie nichts weiter als die Summe derselben, und daher ebenso unbewußt als ihre einzelnen Theile; dabei ist die Ganzheit des denkenden Urgeistes ebenfalls nichts weiter als die Summe aller denkenden Einzelgeister. Folglich ist der Pantheismus des Spinoza vom Pantheismus des Jordanus Brunus grundverschieden, und nur der im Denken gänzlich Ungeübte vermöchte beides geradezu miteinander zu verwechseln.

Die „Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre" von Ernst Ferdinand Friedrich (Nr. 2) beschäftigen sich mit dem Verhältnisse der drei verschiedenartigen Theile, welche das Ganze der logischen Wissenschaft ausmachen, und welche man als formale Logik, objective Logik und Methodologie oder Systematik zu bezeichnen pflegt.

Bisher ist die Behandlungsart der Logik so gewesen, daß bald der eine, bald der andere dieser Theile zur Oberherrschaft über die andern gelangte. Die Aristotelische Logik ist die formale, welche die materiale oder objective Logik so lange unter einem unnatürlichen und gewaltsamen Drucke geknechtet hielt, bis die letztere sich endlich durch Kant und Hegel gründlich emancipirte, dadurch aber auch das alte Verhältniß der Knechtung vollständig umkehrte. Die ehemalige Herrin wurde zur bloßen Magd herabgesetzt, und zuweilen bis zur äußersten Ungerechtigkeit schlecht behandelt. Früher schon hatte Baco von Verulam in seinen berühmten logischen Arbeiten die materiale oder objective Logik des Plato mit ebenso großer Verachtung behandelt, als die formale oder subjective des Aristoteles, dagegen sich mit desto größerm Eifer auf die methodologischen Untersuchungen geworfen, woraus mit der Zeit das geworden ist, was man jetzt in England die inductive Logik zu nennen pflegt, und wovon Mill und Whewell die Hauptvertreter sind.

Der Verfasser macht nun in seinen „Beiträgen" Vorschläge zur Güte, damit in Zukunft das bisherige tumultuarische und misgünstige Verhältniß zwischen den drei Schwesterwissenschaften aufhöre, deren jeder er darum eine vollkommene Berechtigung zugesteht, weil eine jede eine eigenthümliche Aufgabe verfolge, ein gewisses selbständiges Ziel im Auge habe, und demgemäß auch ihrer Bestimmung nach eine eigenthümliche und selbständige Behandlungsart für sich in Anspruch nehmen dürfe.

Das Thema ist von ungemeiner Wichtigkeit und betrifft einen der allertiefsten Punkte in der Entwickelung unserer Philosophie. Daher wäre es hierbei wol angebracht gewesen, durch eine einfache, schmucklose und lichtvolle Ausdrucksweise dem Verständniß des Lesers möglichst zu Hülfe zu kommen, wogegen der Verfasser (aus welchen Gründen mag dahingestellt bleiben) den gerade entgegengesetzten Weg eingeschlagen hat. Er läßt das natürliche Licht seiner Gedanken unablässig wie ein Gaukler durch allerlei fremdartige Medien gebrochen in buntfarbigen Regenbogenstrahlen umherflimmern und umherblitzen, sodaß die Lesung des Buchs auch dem geduldigsten Leser nerträgliche Mühe bereiten muß. Die unnatürlichen Medien, wodurch er das natürliche Licht seiner Gedanken fortwährend färbt und theilweise verdunkelt, sind 1) überflüssige, mit anerkennungswerther Belesenheit herbeigeschleppte Citate, 2) Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, 3) etymologische Wortklaubereien, 4) Allotria, 5) eine philosophische Terminologie voll neuer und unerhörter Ausdrücke, wie z. B. Taonomik, Idmik, skopiorisch, Gnosipromachie und andere unabsehliche Heuschreckenschwärme solchen Ungeziefers.

Da überdies der Verfasser auf den 466 Seiten seines Buchs erst den nöthigen Platz zum bloßen Prospect seiner Arbeit nebst der größern Hälfte ihrer Introduction hat finden können, die zu erwartende Ausgeburt selbst also vermuthlich noch in einem sehr embryonischen Zustande verborgen ruht, so ist es nicht leicht zu sagen, ob er die Absicht hegt, die drei logischen Wissenschaften als völlig voneinander unabhängige Disciplinen zu trennen, oder ob er sie als gleichberechtigte Glieder eines lebendigen Ganzen aus einem und demselben Princip construirt wissen will. Im letzten Falle würde Referent sich beifällig auf seine Seite stellen, im ersten aber nicht.

Die drei logischen Wissenschaften werden von unserm Verfasser als drei weit auseinanderliegende Felder bezeichnet, von denen jedes einer aparten Pflege bedürfe, um

*) In der Schrift: „Darstellung und Kritik der Beweise fürs Dasein Gottes" (Heidelberg, Groos, 1840).

dereinst die würdevolle Gestalt einer Sonderwissenschaft zu erreichen. Sie seien drei äquivok disparate Regionen, welche so wenig in eins zusammenfallen wie Ontologie, Psychologie und Methodologie. Der Unterschied zwischen ontologischer, psychologischer und methodologischer Tendenz sei kein Unterschied zwischen Gesichtspunkten, für deren einen man mit Vorliebe zum Objectivismus oder Subjectivismus Partei ergreifen dürfe, sondern ein Unterschied zwischen Problemen, deren jedes von jeder Partei anerkannt werden müsse. Es gebe daher dreierlei sogenannte Logik, und nur eine von diesen Sorten verdiene eigentlich Logik zu heißen.

Daß in der logischen Wissenschaft drei Probleme liegen, deren jedes von jeder Partei volle Anerkennung fordert, davon ist Referent ebenfalls überzeugt. Daß aber nur die Beantwortung des einen dieser Probleme Logik zu heißen verdiene, und folglich aus den beiden andern Theilen der bisherigen Logik anderweitige besondere Wissenschaften zu entwickeln seien, muß er nach langjährigen, beim Vortrage dieser Wissenschaft angestellten eigenen Versuchen stark in Zweifel stellen. Er lebt vielmehr der innigsten Ueberzeugung, daß die drei logischen Wissenschaften als coordinirte und gleich wichtige lebendige Glieder eines untheilbaren Organismus aus einem und demselben Princip, nämlich der Denkfunction, hervorwachsen, und auf einen und denselben Zweck, nämlich die Aufdeckung der letzten Gründe der Erkenntniß, hinarbeiten. Man kann diesen Gedanken am kürzesten und besten in ein Gleichniß fassen.

Der Erkenntnißproceß, welchen die Logik beschreibt, ist vergleichbar einer Tuchfabrik, und bietet gleich dieser der wissenschaftlichen Untersuchung drei Probleme, das der Gewinnung der Stoffe, das des Maschinenbaus, und das der zweckmäßigen Anwendung der Maschinen zur Herstellung der Fabrikate aus den Stoffen.

Die Maschinen, wie Spinnmaschinen, Webestühle, Walzenwerke zum Kämmen, Scheren und Glätten, Hebezeuge zum Färben, Walkräder zum Waschen u. s. w. sind lauter unentbehrliche Mittel zur Tuchfabrikation. Aber sie arbeiten alle vergebens ohne Stoff, den sie nicht aus sich selbst hervorbringen können. Sie bilden ohne empfangene Stoffe ein hohles unfruchtbares Getriebe, einen leeren resultatlosen Formalismus. Aehnlich steht es mit der formalen oder Aristotelischen Logik, sobald dieselbe als eine losgetrennte Wissenschaft behandelt, und nicht mit den andern beiden Theilen in eine wirksame Verbindung gesetzt wird. Sie wird zum resultatlosen Formalismus, und eben daher stammen die langhergebrachten und bis zum Ueberdruß wiederholten Klagen über die Sterilität des logischen Studiums;

Da wird der Geist euch wol dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt, u. s. w.

Wir denken nicht, um zu denken, sondern um zu erkennen. Daher liegt der Zweck der Logik nicht in der bloßen Aufdeckung der Maschinerie der Urtheile und Schlüsse, sondern in der Hinlenkung dieser Maschinerie zu den höchsten Endzielen der Erkenntniß. Die besten Maschinen aber vermögen nichts, wenn ihnen nicht untadelige Stoffe zur Verarbeitung übergeben werden. Die Stoffe des Erkennens sind die Grundbegriffe der Ontologie oder der materialen Logik. Es ist dieses die Wissenschaft, welche Hegel die objective, Kant die transscendentale Logik nennt, und welche man auch häufig mit dem überaus passenden Namen einer Kategorienlehre zu bezeichnen pflegt. Minder passend finden wir für sie die Benennung unsers Verfassers. Derselbe nennt sie Taonomik, zusammengesetzt aus dem chinesischen Worte Tao = Vernunft und dem griechischen Nomos = Gesetz, also Vernunftgesetzlehre.

Endlich stammen die zweckmäßigen Formen, in welche die Maschinen die Stoffe hineinarbeiten, die größere oder geringere Stärke der aus ihnen zu spinnenden Fäden, die gröbere oder feinere, compactere oder losere Textur derselben, die größere oder geringere Dicke, Rauheit oder Glätte der zu bereitenden Tuche, ihre Breite, ihre Farbe, ihr Glanz u. s. w. nicht aus den Stoffen und auch nicht aus den Maschinen allein, sondern aus den Musterbüchern, nach denen die Maschinen und die Stoffe benutzt und gehandhabt werden. Nicht aus allen Stoffen kann man alle Muster herstellen, sondern man muß sich entweder nach den Musterkarten die Stoffe auswählen, oder aus den gegebenen Stoffen die ihnen am meisten entsprechenden Muster verfertigen. Aehnlich werden in der logischen Methodologie die speciellen Methoden für die verschiedenen Erfahrungsfelder aus den Grundbegriffen vermöge der urtheilenden Thätigkeit hervorgearbeitet. Die Methodologie ist daher der Zweck, zu dessen Erreichung sowol die materiale als die formale Logik als Mittel arbeiten.

Eine vollständige Fabrikationslehre behandelt mit gleicher Sorgfalt zuerst die Stoffe der Fabrikation (Grundbegriffe), sodann das Räder-, Schrauben- und Hebelwerk, welches die Fabrikate aus ihnen hervorarbeitet (Urtheilsformen und Schlußfiguren), zuletzt die Kunsterzeugnisse, zu deren Hervorbringung die Stoffe dienen und die Maschinen arbeiten (Wissenschaftsysteme).

Die Logik vor Aristoteles bestand aus bloßer Ontologie. Man stellte Grundbegriffe auf, welche man an verschiedene Wissenschaftsfelder vertheilte, die Form an die Geometrie, den Stoff an die Physik, die Seele an die Psychologie, das Gute an die Moral, das Recht an die Staatslehre u. s. w. Die Maschinerie des Urtheilens und Schließens blieb dabei im Dunkeln.

Aristoteles gelangte zuerst zur Erkenntniß dieses Maschinenwesens unserer Gedanken, und es war nicht zu verwundern, daß er, berauscht vom Zauber einer so wichtigen neuen Entdeckung, dieselbe in ihrer Tragweite überschätzte, indem er gegen sie die andern Theile der logischen Wissenschaft, insbesondere die Kategorienlehre, unverhältnißmäßig zurücktreten ließ.

Es hat nichts Geringeres erfordert, als einen neuen Aufschwung der speculativen Wissenschaft von der gewaltigen Anstrengung, wie sie in Kant's kritischem Titanenwerke sich bekundete, um die im Alterthume ermatteten Bestrebungen der materialen Logik aufs neue zu einer

Höhe des Glanzes zu treiben, welcher den Aristoteles gänzlich in den Schatten stellte. Ist es zu verwundern, wenn darüber die Aristotelische Logik gegenwärtig in der öffentlichen Meinung in eine größere Misachtung gesunken ist, als sich mit einer gerechten Würdigung ihrer Verdienste um die Menschheit verträgt?

Die Männer der sogenannten inductiven Logik, welche eine erfahrungsmäßige Methodologie der Wissenschaften erstreben mit Vernachlässigung sowol des Kant, als des Aristoteles, hoffen wie arbeitscheue Lehrlinge den Zweck mit Umgehung der Mittel erreichen zu können. Sie gleichen einem Menschen, welcher abenteuernd sich vermißt, auf einem Felde zu ernten, wo er nicht gesäet hat. Er gewinnt die paar Armseligkeiten, die dort zufällig wachsen, vermischt mit unendlichen Haufen von Unkraut.

Allerdings besteht daher die Logik nicht aus einer einzigen, sondern aus drei enge ineinandergreifenden Wissenschaften, deren keine auf Kosten der andern vernachlässigt werden darf. Und so wie ein jeder Organismus in der Natur sich in dem Maße vervollkommnet, als die gesonderte Artikulation seiner relativ selbständigen Glieder und Organe zunimmt, so wird auch die Logik sich in Zukunft sicher in dem Maße vervollkommnen, als sie ein jedes ihrer drei Organe oder Systeme immer mehr zu einer ungehinderten und freien Beweglichkeit in sich selbst herausarbeiten lernt, ohne das eine jedoch jemals gegen das andere zu isoliren oder es mit dem andern außer Berührung zu setzen. Nur auf diesem Wege gehen wir vollkommenern Zuständen der Wissenschaft entgegen, anstatt daß eine isolirende Lostrennung der Theile voneinander uns nur wieder der Unvollkommenheit der glücklich überwundenen Zustände annähern würde, deren Sterilität eben darin bestand, entweder ganz allein oder doch vorwiegend nur den ersten oder den zweiten oder den dritten Theil einer Bearbeitung zu unterwerfen. **Karl Fortlage.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Erzählungsliteratur.

1. Neue militärische Humoresken von Stanislaus Graf Grabowski. Zwei Bände. Berlin, Große. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.

Frische, kecke und charakteristische Geschichten aus dem Garnison- und Offizierleben voll Laune und Humor, unter welchen besonders „Ein alter Fähnrich" und „Das Liebhabertheater" kleine Cabinetsstücke in ihrer Art genannt werden müssen. Der Autor dieser harmlosen Plaudereien besitzt ein liebenswürdiges Talent, zu erzählen, und hat dabei für Ausmalung komischer Situationen und für Zeichnung drolliger Persönlichkeiten eine so auskömmliche Begabung, daß er die Lacher stets für sich hat, ohne irgendwie nach anderer Seite hin zu verletzen oder zu carikiren; es ist vielmehr die Gemüthlichkeit eine so überwiegende Eigenschaft seiner Art zu schildern, daß er, in dieser Beziehung lebhaft an Holtei erinnernd, selbst wo er satirisch wird, den Ton des Herzens nicht zu verleugnen weiß. Dabei tritt in diesen Humoresken eine ganz unverkennbar dramatische Pointirung hervor, sodaß man wol annehmen darf, der Autor würde die Gesetze des guten bürgerlichen Lustspiels und der Salonkomödie recht wohl zu erfüllen verstehen. Das Bestreben, seinen Stil vor aller Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit zu behüten und „leicht" zu schreiben, verleitet den Verfasser inzwischen zu einer entschiedenen Vernachlässigung seiner Schreibweise und zu einer Diction, die nicht selten geradehin trivial und schlotterig wird. Auch möge er in Zukunft nicht vergessen, daß nicht jeder Spaß, nicht jede Episode, die beim mündlichen Erzählen Heiterkeit erregt, dieselbe Wirkung auch im Buche thut: gesprochenes Wort in launiger Umgebung geht im Eilwagen lebhaft bewegter Unterhaltung als blinder Passagier mit durch, wenn es auch nicht die legale Postkarte aufzuweisen vermag; allein die gedruckte Rede steht unter der Controle des strengen Kunstgesetzes und passirt ungehindert nur dann, wenn ihm dieses seine Legitimation ertheilt.

2. Ein Roman aus den Zeiten der schleswig-holsteinischen Kriege von Moritz Reichenbach. Erste Abtheilung. Zwei Theile. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 2 Thlr.

Eine triviale Recapitulation von Ereignissen und Vorkommnissen, die, längst bekannt und viel weniger hausbacken als in vorliegendem sogenannten Romane behandelt, bis zum Ueberdruß geschildert und erzählt sind. Aus der trockenen und sandigen Prosa Moritz Reichenbach's schimmert auch nicht ein grünes erquickliches Oasenfleckchen, und die Langweiligkeit, die über dieser Wüste brütet, läßt frisches Leben nirgends auch nur die bescheidenste Schwinge regen. Die Dudelei dieses Leierkastenromans spinnt sich in infinitum fort und wird nur durch das Quäken irgendeiner zersprungenen Pfeife oder einer verbogenen Walze unterbrochen. Wie lange werden sich solche Stümpereien noch unter der Firma des historischen Romans auf dem deutschen Büchermarkte brüsten dürfen?

3. Georg Stein oder Deutsche und Letten. Ein Erzählung aus der Gegenwart Kurlands von Johanna Conradi. Riga, Kymmel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel des Buchs „Deutsche und Letten" verspricht mehr als er eigentlich hält; denn indem man erwartet, einer gründlichen Charakteristik und einer umfassenden Schilderung des Verhältnisses, wie es sich in den russischen Ostseeprovinzen zwischen Deutschen und Letten im Entwickelungsgange der Zeiten historisch und gesellschaftlich herausgebildet hat, in dieser Erzählung zu begegnen, findet man sich insofern entschieden getäuscht, als die ziemlich langweilige Biographie des Deutsch-Letten Georg Stein in der hergebrachten schablonenmäßigen und wenig eigenartigen Weise verläuft, wie so viele gewöhnliche Romane in Form von Lebensgeschichten, und als das lettische Wesen nur in einzelnen Zügen und nur nebenbei objectiven Ausdruck findet. Lösen wir diese unbedeutenden Zulagen vom Körper des Ganzen ab, so bleibt eine Geschichte übrig, die ebenso gut in Ostpreußen, in Mecklenburg oder in Pommern vorgehen kann; es fehlt diesem Roman die Durchdringung des Charakteristisch-Localen, Nationalen und Volksthümlichen mit dem, was eigentlich die Erzäh-

lung ausmacht. Die Verfasserin hat sich hier viel des Besondern und Eigenartigen entgehen lassen und, indem sie eine wenig bedeutende Alltagsgeschichte mit dem unvermeidlichen Schlußspectakel von etwas Rebellion und Räuberei zu schreiben sich befleißigte, das Unwesentliche zum Wesentlichen erhoben. Wie befähigt dieselbe indeß zum Gegentheil dieser Verirrung war, beweisen die charakteristischen Einzelheiten, mit welchen sie ihr Buch national illustrirt, ohne dieselben in künstlerischer Harmonie mit dem Ganzen zu vereinigen, in welcher Beziehung besonders die schauerlich ergreifende Episode von Georg Stein's Vater und die aufgeregten Volksscenen zu erwähnen sind, die gegen den Schluß des Buchs in Scene treten.

Mit Rücksicht auf die Charakteristik der handelnden Personen im allgemeinen erscheint der Held des Buchs, weil zu sehr nach der Schnur gezeichnet, am stiefmütterlichsten ausgestattet, während der gemüthvolle aber thatenkräftige Norbart, seine etwas herbe und genaue Gattin, die wilde Jüdin Rahel und die ätherische Nordlandsblume Gertrud sehr gelungene Zeugen für das im Grunde zu schönen Hoffnungen berechtigende Talent der Dichterin genannt werden müssen, welche die Sprache des menschlichen, sonderlich des weiblichen Herzens wohl versteht und eindringlich zu reden weiß. Wird die Verfasserin des vorliegenden Romans gelernt haben, das charakteristische und reale Detail ihrer dichterischen Arbeiten zu einheitlicher und eigenartiger Gestaltung des Ganzen zu verwerthen, sodaß es nicht wie ein für sich selbst bestehendes Gerüst das Hauptbauwerk äußerlich umspannt, sondern aus dessen architektonischen Formen von innen heraus spricht und wirkt, dann dürften ihr schöne Erfolge auf dem Gebiete der Erzählung in Aussicht stehen.

4. In Banden frei. Roman von Rahel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 3 Thlr.

Auch eine Geschichte des Nordens, auch eine weibliche Verfasserschaft und der Inhalt auch darin mit dem vorigen Roman verwandt, daß das Judenthum darin Vertretung findet, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß es in der soeben besprochenen Erzählung nur episodisch erscheint, während das vorliegende Buch sich fast ausschließlich damit beschäftigt, ja daß es dabei auf eine Glorificirung des neumosaischen Wesens abgesehen zu sein scheint. Denn es sind nicht allein die Banden der napoleonischen Tyrannei, in welchen die Verfasserin die Ihrigen frei sein läßt, nicht allein die Fesseln, welche jene schwere Zeit allen auferlegte, sondern zugleich die Schranken, Lasten und Ketten, unter welchen das Judenthum jener und beziehungsweise unserer Zeiten seufzte und seufzt oder vielmehr zum größern Theil zu seufzen vermeinte und vermeint. Von Danzigs schwer belagerten Mauern und von seinem temporären Könige, dem französischen Marschall Rapp, führt dieser Roman, immer wesentlich im Gebiete jüdischen Familienlebens, durch drei Bände nach Berlin und Petersburg und schildert besonders das eigenthümliche ästhetische Leben der preußischen Hauptstadt, wie es sich in den napoleonischen Zeiten vorzugsweise um Rahel Levin Marcus

gruppirte, mit eingehender Gründlichkeit. Viel
sinnige Gedanken, edle Empfindungen und
correcte und gewandte Sprachweise sind
Rede stehenden Werks, die mit Entschieden
werden müssen; allein nirgends tritt darin etwas
und über die gewöhnliche Erzählermanier
auf; alles fließt vielmehr im matten, wenig
Strome selbstgefälliger Redseligkeit dahin, und das
maßlose Ausspinnen der unbedeutendsten Dinge
einen Nebel der Langweiligkeit über diese drei
welchem die hübschen Einzelheiten fast ganz

5. Gräfin und Zigeunerin. Ein Roman aus dem
Eliza Dupuy. Deutsch von A. von Colenfeld.
Bände. Dresden, Wolf. 1865. 16. 3 Thlr.

Ein grausiger Mord-, Spitzbuben- und Zig
nach dem Vorbilde der „Geheimnisse von Paris“,
Knalleffecten, düstern Nachtstücken, blutigen My
giftigen Intriguen. An Spannung fehlt es nicht
Erneuerung, resp. Steigerung derselben ist eine
theke stimulatorischer Reizmittel in Anwendung
von zwar nicht neuen, aber stets wirksamen
nen. Kurz, jene Sorte von Lesern und Leserinnen,
von ihrer Lektüre theils die Wirkung einer
Bürste theils den Dienst eines Blasenpflasters
wird mit diesem Eliza Dupuy'schen Gauner- und
romane höchst zufrieden sein und so dürfte das
liche Buch sich zahlreicher Abnehmer zu erfreuen
Oder sollte ich mit dieser Voraussetzung unser
publikum unrecht thun? Sollte die Bildung
selben doch so weit fortgeschritten sein, daß die
der Verbrechergeschichten nicht mehr recht munde
Auf der Bühne haben die Mord- und Gauner
keinen rechten Boden mehr, weil dort die einzel
sönlichkeiten nicht wie in dem bauchigen Topfe
lerei von einem Meer pikanter Pfeffer- und
umflossen, sondern auf festem Boden und auf
Beinen zu stehen und zu gehen gezwungen
sie ihre eigene theils befleckte, theils an sich
Existenz selbst und unmittelbar zu Markte bringen
rend der Roman für seine Geschöpfe allerhand
mandationen, Entschuldigungen, Vertheidigungen
fertigungen bei der Hand hat, die dem Theater
ler schlechterdings nicht gestattet sind. In gleich
haben auch die Demi-Monde-Stoffe und jene
burten, welche die historischen Waschweiber
und weiblichen Geschlechts zur Welt zu bringen
auf der Bühne ihre Blüte bereits hinter sich,
in der Erzählung leider noch ziemlich üppig

Was gute Sitte, edler Geschmack und wissen
Ernst absolut verurtheilen, heimlich zu lesen,
die Masse des Publikums gestatten zu dürfen,
der Reiz flüchtiger und leichtfertiger Unterhaltung
winnen ist; derartige Dinge aber öffentlich
vor andern zu sehen und zu hören, dessen
die meisten, und so kommt dieses gesunde Gefühl
Werthe der wahren öffentlichen Meinung, das

Meinung der Bessern, dem hellen Podium unserer Schaubühne zu statten, während die Leihbibliotheken diesen guten Geist für die in ihren düstern Versenkungen hausenden alten, neuen und neuesten Schmarren nicht zu fürchten brauchen. Leider muß ich auch den vorliegenden Roman „Gräfin und Zigeunerin" zu den Schmarren rechnen: denn welche Begabung sich auch darin für glänzende Schilderungen, blendende Effecte und verwickeltes Intriguenwesen offenbaren mag, die raffinirte Tendenz hat trotzdem nur ein Buch zum Zeitvertreib und zur Erregung matter Nerven geschaffen.

6. Eine catilinarische Existenz. Roman von Theodor König. Zwei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ohne die politischen, socialen und religiösen Anschauungen, wie sie sich aus dieser „catilinarischen Existenz" ergeben, zu theilen — denn ihr eigentliches und endliches geistiges Resultat erbaut sich weit weniger auf solidem Fundamente, als vielmehr auf dem luftigen Gerüste geistreicher Fictionen —, nenne ich den vorliegenden Roman dennoch nach Inhalt, Form und Tiefe eine jedenfalls bedeutende Arbeit, welche, indem sie „brennende Fragen" des Tags künstlerisch zu beantworten sucht, überall Geist und entschiedene Begabung erkennen läßt. Es ist eine Geschichte des Strebens und Ringens, der unablässigen Kämpfe des Wahrheits- und Rechtstriebes mit den Mächten der Lüge und der Gewalt, theilweise auch wol mit Kräften, die nur die subjective Meinung des Streitenden für verwerflich erachtet: ein schöner Sieg krönt endlich den muthigen Fechter, der nicht nur sich selbst den Kranz gewonnen, sondern auch andere durch den Zauber der sittlichen Tüchtigkeit und Consequenz aus Halbheit und Schwäche zur Freiheit und Freudigkeit führt. Wie nicht selten in den großen und kleinen Strömungen und Gegenströmungen des Lebens das Gute und Wahre gerade von dort ausgeht, wo viel eher das Gegentheil zu erwarten ist, ja wie oft das hellste Licht aus der dunkelsten Wolke strömt, so weiß der Autor gerade aus dem trüben Schlamme „catilinarischer Existenz" ein hohes und gesundes Menschenwesen zu entwickeln, welches „der Aerger aller Schlechten und Freude und Trost aller Guten" wurde. Es liegt dem keineswegs eine Glorificirung der „catilinarischen Existenzen" zu Grunde, sondern nur die Thatsache, daß aus dem Saulus unter gewissen Voraussetzungen und Einwirkungen recht wohl ein Paulus werden kann. Vielleicht hätte der Verfasser dieses Romans zur künstlerischen Verlebendigung seiner Idee etwas weniger breit verfahren und gewisse, an schon Dagewesenes nur zu lebhaft erinnernde Vorgänge mindestens rascher vorüberführen können, vielleicht hätte sich manche psychologische und auch gesellschaftliche Unwahrscheinlichkeit durch sorglichere Motivirung beseitigen lassen, vielleicht endlich hätte ein wärmerer, mehr von Herzen kommender Ton dem Ganzen zweifellosere Wirkung auf das Gemüth verliehen und die auffallende Kühlheit der Diction vor einer höhern Temperatur schmelzen lassen; vielleicht — aber das Buch hat, wie es nun einmal ist, das unleugbare und bei heutiger bequemlicher Erzählerei wohl zu schätzende Verdienst der künstlerischen Consequenz, der scharfen Charakteristik, der Formgewandtheit und der geistreichen Verständigkeit, wie viel oder wie wenig ein jeder nach seinen subjectiven Ueberzeugungen den entwickelten Principien Anerkennung zubilligen mag und kann.

7. Aus dem Leben des Todes. Zweimal sieben Abenteuer. Von George Hesekiel. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 2 Thlr.

Ein wunderliches Buch, diese „zweimal sieben Abenteuer aus dem Leben des Todes" und aus dem Tode des Lebens: die ersten sieben unter dem Fittich der „mildern Brüder", des Schlafs und des Traums, die andern sieben unter dem schwarzen Banne der Verwesung. Aber wie den Schlaf der Traum, so belebt den Tod die Verheißung, und ein Erwachen von jenem wie von diesem endet die Nacht und begrüßt den Tag. Allegorisch, räthselhaft, phantastisch, heimlich und unheimlich, lebendig warm voll frischen Lebens und im Augenblicke wieder Nebel, Schatten und Schemen, unter duftenden Rosen ein grinsender Todtenkopf, aus geöffneten Gräbern die lichtvolle Erscheinung der Auferstandenen: wie mag die Deutung dieser tiefsinnigen Spiele zwischen Ober- und Unterwelt anders lauten als: die Dichtung vermag das Leben wie den Tod zu verklären, und indem sie aus dem Leben den Tod und aus dem Tode das Leben wie Licht aus Nacht und Nacht aus Licht hervorzaubert, bezwingt sie die Welt. Daß der Autor solch höherer Aufgabe in jedem Theile seiner „vierzehn Abenteuer" gerecht geworden wäre, möchte ich durchaus nicht behaupten, vielmehr klingen durch die hochpoetische Stimmung des Ganzen, die in dem Märlein vom „Stillen Souverän" am reinsten sich darstellt, triviale alltägliche Töne hindurch, welche einer Tempelprofanirung gleichkommen und wol als ein Zeichen zu erachten sind, daß der Dichter in diesem „Leben des Todes" sich selbst nicht immer recht klar gewesen ist: zu zeiten hat man sogar das Gefühl, als habe er mit Zwang Unpassendes, Gewöhnliches und Banales in die tiefernste Welt seiner diesmaligen Erzählungen hereingenöthigt. Auch wirkt sein Humor hier oft, wie wenn einer sich durch gewaltsames Lachen und Singen auf nächtlichem Kirchhofe das „Gruseln" vertreiben will. Geradeheraus gesagt: ich höre George Hesekiel doch weit lieber von altbrandenburgischer Ritterlichkeit und von preußischem Heldenmuthe erzählen, als ombres chinoises des Todes produciren: der vielgeschmähte märkische Sand wirbelt ihm weit hellere und frischere Bilder vor, als aus Weihrauchduft und Kerzenqualm ihm entgegenschweben.

Hermann von Bequignolles.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Auf deu von Schiller proclamirten Unterschied der naiven und sentimentalen Poesie kommt ein längerer Aufsatz der „Allgemeinen Zeitung" zurück, welcher die Stellung der naiven, insbesondere der lyrischen Poesie in unserer Zeit behandelt. Der Aufsatz gibt jedenfalls zu mehrern Glossen und Randbemerkungen Veranlassung. Der Verfasser findet die Stellung der Poesie in unserer Zeit keineswegs günstig und beginnt mit dem folgenden Vergleich: „Wer kennt nicht das schöne Märchen vom Schneewittchen? Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab — — Ja, mitten im Winter, in einer recht frostigen Zeit, kann man wol das Geschick der naiven Dichtung, der naiven Kunst überhaupt, mit dem der schönen Königstochter vergleichen, die, von einer bösen Stiefmutter verstoßen und verfolgt, ihr Leben in stiller Abgeschiedenheit hinbringen mußte. Die kalte Zeit selbst aber ist die böse Königin, die, sich in keckem Uebermuth spreizend und die Schönste wähnend, vor dem Spiegel steht, und nun doch von ihm erfahren muß, daß sie sich täusche, und der sich nun das Herz im Leibe herumkehrt vor Haß, wenn sie das schöne Kind, die Muse, sieht, die, wie der Spiegel unablässig ihr verkünden wird, doch noch tausendmal schöner ist als sie."

Ueberhaupt meint der Verfasser, daß es, abgerechnet die Periode des classischen Alterthums, niemals eine Zeit gegeben habe, wo Poesie und Kunst einer allgemeinen Verehrung genossen hätten. Die Poesie könne allein schon darum keine allgemeinere Geltung finden, weil die meisten Menschen im allgemeinen so durchaus erbärmlich seien und sie dem bei weitem größten Theil derselben ewig unverständlich bleiben müsse, wie die Ruhe der Bewegung ewig unverständlich bleibt.

Im Fortgang der Untersuchung stößt der „naive" Recensent nun auf eine Schwierigkeit, das ist die thatsächliche Popularität Schiller's. Die Schiller-Feste waren deutsche Volksfeste, das ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Wie hilft sich der begeisterte Vorkämpfer der oberhessischen Dichterschule, der Verehrer Altmüller's? Er sucht die „Schiller-Manie" kritisch zu zersetzen, daß nur noch einige populäre Knall- und Leuchtgase übrigbleiben. Hier müssen wir die Arbeit in seiner Retorte etwas belauschen; denn gerade an diesen Zersetzungsproceß wollen wir einige Bemerkungen knüpfen. Der Vorkämpfer der „naiven Dichtung" meint: „Was uns dieser Dichter gab, ist eigentlich nicht das, was wir von alters her unter Poesie zu verstehen gewohnt sind, es ist eine außerordentliche Dichtung, die kaum noch eines Menschen Dichtung zu nennen ist, deren Sphäre offenbar über dem Horizont von neun Zehntheilen der Menschen liegt. Sollte unsere so sehr vernünftige Mitwelt diese Poesie wirklich in dem Maße begreifen können wie es zuweilen den Anschein hat? Sollte sie, die krampfhaft die gegebene wirkliche Welt umfaßt, Verständniß haben für einen Menschen, dessen Geist, unablässig den höchsten Regionen zugewendet, diese Welt der gegebenen Dinge überfliegt, dessen Fuß kaum die Welt berührt, darin wir in kümmerlicher Geschäftigkeit unser Leben fristen? Wäre es der Fall, so käme zu den wunderbaren Räthseln unserer Natur ein neues hinzu. Les extrêmes se touchent, das kommt freilich vor und ist bekannt, ob es aber auch hier der Fall sei, möchte ich bezweifeln; denn wie jemand, der im Schlamme des Materialismus sitzt — es ist hierbei nicht an die Minderzahl der Mitmenschen gedacht — zugleich ein Verehrer des reinen Geistes sein könne, vermag ich nicht einzusehen, und man ist vielmehr versucht, jenem Wort das nicht minder wahre: «Niemand kann zweien Herren dienen», entgegenzusetzen. Zum mindesten, wenn er es ehrlich meint, kann er es nicht, und das eben ist es, das Ehrliche, was wir bei diesem Enthusiasmus für Schiller oft vermissen. Zugegeben auch, daß sehr viele einzelnes und mancherlei von den Werken des Dichters gelesen, daß sie sogar einmal vor zeiten, in der Jugend, wo ja der Mensch in mancher Beziehung viel besser und namentlich für das Schöne empfänglicher zu sein pflegt als später, für ihn geschwärmt haben, weil er dieses oder jenes ihrer eigenen Gefühle zum vollen, zum leidenschaftlichen Ausdruck brachte, so kann man sich doch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß bei dieser Schiller-Verehrung nicht alles Gold sei, was schillert und glänzt; man sieht an einem solchen Schiller-Fest gar so viele Leute, von denen man gewiß weiß, daß sie selbst gar nicht das sind, was sie zu feiern vorgeben — schillersest. Aber warum sollten sich die Menschen an solchen Tagen in Festgewänder stecken und sich schieben und drängen, wenn nicht alledem eine wahrhafte Verehrung zu Grunde läge? Du lieber Himmel, die Menschen drängen sich um so vieles, warum sollten sie sich nicht auch einmal um einen verstorbenen Dichter bemühen? Sie drängen sich ja auch jeden Sonntag um den lieben Gott herum; aber wie viele wol von denen, die an Feiertagen scharenweise in die Kirche ziehen, glauben an Gott? Das eben ist ein tröstliches Zeichen für die Unvergänglichkeit und hohe Kraft des Schönen und Guten, daß jeder, und sei er ihm auch innerlich noch so entfremdet, sich vor der Welt wenigstens den Schein geben muß, als sei auch er ein Freund davon."

Es gibt gewisse exclusive Kreise, in denen eine förmliche Abneigung gegen Schiller besteht. Man braucht in den Werken unserer Literarhistoriker nicht weit zu blättern, um die Belege für diese Behauptung zu finden. Die Vertreter der „naiven", der „realistischen", der „wahrhaft volksthümlichen", d. h. oberhessischen oder niedersächsischen Dichtung erkennen Schiller nur mit sauersüßer Miene an. So auch unser Kritiker. Der arme Schiller! heißt es weiterhin: „Der Begriff des Ideals knüpft sich an seinen Namen, man muß dem Ideal eine Anstandsvisite machen, darum muß er die Sünden all dieser Menschen auf sich nehmen." Der arme Schiller! So zuckten die Tieck und Schlegel schon bei Lebzeiten die Achseln über ihn. „Ein spanischer Seneca" — rief der gestiefelte Kater und prustete in seinen Bart. „Gott schuf ihn — drum laßt ihn für einen Menschen gelten!" sagte die geniale Porzia von einem ihrer Freier. „Das Volk findet Geschmack an ihm — so laßt ihn für einen Dichter gelten!" rufen die Romantiker, die Akademiker, die Vertreter des Hautgoût. Fragt sie, die Hand aufs Herz, ob sie ihn für einen Dichter halten — sie werden es kaum bejahen und euch dafür einige obscure Poetlein nennen, welche die echte Poesie vertreten.

Deutlicher als unser Kritiker kann man sich indeß hierüber nicht aussprechen. „Was uns dieser Dichter gab, ist eigentlich nicht das, was wir von alters her unter Poesie zu verstehen gewohnt sind." Eine Behauptung, die mit dem Pluralis majestatis ihr gutes Recht hat. Es gibt leider viele, die unter Poesie nichts verstehen, als hingeseufzte, allenfalls vom Blatt singbare Naturlaute oder die Romanzen jener „Versballadensänger", denen gegenüber der heißspornige Schotte mit Recht behauptet, daß er lieber ein Kätzlein wäre und Miau! schrie, als einer von ihnen. Das „von alters her" kann vielleicht für Minne- und Troubadourlieder passen, nimmer aber für die classische Poesie des Alterthums. Was die Griechen und Römer, ja auch was die Orientalen unter Poesie verstanden, dem entspricht auch die Schiller'sche Poesie. Die Sänger der Psalmen, ein Pindar und Tyrtäos, ein Aeschylos und Sophokles, ein Horaz und Virgil, später wiederum ein Shakspeare, auch die hervorragendsten Dichter des neuen Frankreich und England haben in demselben Stil gedichtet, in dem Stil schwunghafter Gedankenpoesie und einer auf hohe menschliche Ziele gerichteten Leidenschaft. Die Behauptung unsers Kritikers ist daher durch und durch falsch. Möglich, daß er bei diesen Dichtern nicht das findet, was er unter Poesie zu verstehen

gewöhnt ist — wir werden daraus nur schließen können, daß er überhaupt von Poesie nichts versteht.

Wir würden uns nicht einmal gegen die Dreistigkeit dieser Behauptung ereifern, wenn wir es nur mit einem Einzelnen zu thun hätten; aber dieser Einzelne ist der Vertreter einer ganzen großthuerischen Clique, die, wenn es nach ihrem Kopf gegangen wäre, den Deutschen schon längst ihren Schiller fortdecretirt hätte, um uns in die Duselpoesie mittelalterlicher Kindheit wieder einzuwindeln, und von denen jeder irgendeinen poetischen Däumling in der Tasche hat, den er gelegentlich herausnimmt und auf dem Tische herumpräsentirt, um ihn zum Könige deutscher Dichtung krönen zu lassen. Alle diese Herren glauben ein Monopol auf Poesie zu besitzen — und doch ist das, was sie für Poesie halten, nur wie der Erlkönig ein Nebelstreif über den Weiden. Die Poesie soll beileibe keine Gedanken haben, sonst hört sie auf Poesie zu sein. Wir kennen diese Melodei; es sind große Literaturgeschichten nach ihrem Takt geschrieben worden — und wenn die deutsche Nation trotz dessen an Schiller festhält, so zeigt sie, daß sie das wahre Wesen der Poesie, wenn auch instinctiv, doch besser erkannt hat als jene Herren, denen die zusammengesessene Makulatur von Jahrtausenden jene kritischen Hämorrhoidalleiden verursachte, deren goldene Ader sich als die einzige durch ihre Werke hinzieht.

Doch unser Anatom der Schiller-Manie begnügt sich nicht mit diesen Auseinandersetzungen; er fährt fort: „Noch ein anderes Motiv liegt dem Schiller-Enthusiasmus zu Grunde, und zwar ein noch stärkeres. Wie von jeher diejenigen von der Menge hochgepriesen waren, die viel von Freiheit sagten und sangen, so zumal in unsern Tagen, wo das Wort Freiheit mit großen goldenen Lettern obenan auf dem Programm geschrieben steht, so wird es vor allem ein Dichter sein, der in leuchtenden Farben uns das Bild der Freiheit vor Augen zu stellen wußte. Es ist der Freiheitssänger, nicht der Poet als solcher, den die Menge in Schiller verehrt. Ein so schätzenswerthes Gut nun auch die Freiheit ist, so sehr auch Schiller es verdient, bis in die spätesten Zeiten als Freiheitssänger gepriesen zu werden, so sehr endlich diese Verehrung vom politischen Standpunkt aus anzuerkennen sein mag, so kann man sich doch auf der andern Seite unmöglich der Einsicht verschließen, daß Freiheit und Poesie doch eigentlich ganz verschiedene und nicht etwa gleichbedeutende Dinge sind, und es gehört demnach kein übermäßiger Aufwand von Denkkraft dazu, um herauszufinden, daß Begeisterung für Freiheit noch lange nicht gleichbedeutend ist mit Begeisterung für Poesie."

Die Einsicht, daß Freiheit und Poesie nicht gleichbedeutende Dinge sind, ist wol trivial zu nennen. Freiheit kann nur ein Thema der Poesie sein. Die Poesie selbst aber mit ihren Thematen zu verwechseln — dazu gehörte doch eine Begriffsverwirrung, welche niemals ein collegium logicum absolvirt, sondern nur zeitlebens mit dem Breilöffel in Macbeth's Hexenkessel herumgerührt hätte. Begeisterung für Freiheit ist noch lange nicht Begeisterung für Poesie; aber Begeisterung für eine Poesie der Freiheit, welche den großen Herzschlag des Jahrhunderts wiedergibt, hat ein ebenso großes Recht, wie die Begeisterung für jede andere Poesie, welcher nur ihre in irgendeinem kleinstädtischen Winkel versauerten Empfindungen aufstoßen, selbst für die oberhessische, die wir übrigens nicht kennen.

Weiterhin heißt es: „Wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Wo wir nicht indifferent und dem Materiellen zugewendet sind, da sind wir aufgeregt, unzufrieden, und politische Ideale, zum Theil auch wol Phantome, sind Zielpunkte einer erregten Thätigkeit. Dieser vorwiegenden Zeitrichtung ganz entsprechend ist das hochgespannte, leidenschaftliche Wesen Schiller's: er entspricht unserm Willen, folglich ist er populär. Ästhetische Heuchelei und politische Ostentation sind die hauptsächlichen Motive dieser allgemeinen Vorliebe für Schiller, der überdies längst abgeschieden und daher dem bei uns endemischen Neid entrückt ist. Rechnen wir dazu, daß Schiller aus naheliegenden Gründen der ausgesprochene Liebling des weiblichen Geschlechts ist, so wird uns seine Popularität um so begreiflicher."

„Das hochgespannte leidenschaftliche Wesen Schiller's" — darauf beruht allerdings ein großer Theil seiner dichterischen Eigenthümlichkeit, namentlich aber seine dramatische Kraft. Die Vorliebe für Schiller aber zu einer Sache „ästhetischer Heuchelei" zu machen, das zeugt von einer unbegreiflichen Verrauntheit in einen poetischen Katechismus, dessen Grundlehren durch und durch der Revision bedürftig sind.

Gewiß hat auch die naive Poesie ihr Recht; große Dichternaturen werden mehr oder weniger nach einer oder der andern Seite hin gravitiren; doch das Bestreben, die Gedankenpoesie auszustreichen, würde der Weltliteratur einige ihrer größten dichterischen Heroen kosten.

Wenn der Recensent unserer Zeit das wirkliche und allgemeine Verständniß für naive Poesie abspricht, so erscheint dies ebenso wenig begründet. Er mag sich hierüber mit den Realisten auseinandersetzen, deren großes Publikum gegen ihn spricht. Er thut dies auch, doch in einer Weise, die den modischen Realismus ebenfalls von der naiven Poesie ausschließt, sodaß für die letztere allerdings nur ein sehr kleines Reich lyrischer Unmittelbarkeit und provinzieller Herzensergüsse übrigbleibt.

Es ist hier nicht unsere Absicht, dem Referenten bei seinen weitern Auseinandersetzungen über naive und sentimentale Poesie, in denen er im ganzen doch auf den Schultern des angegriffenen Schiller steht, zu folgen, sondern nur eine vorlaute Gegnerschaft gegen Schiller zu kennzeichnen, welche wenig diplomatisch ausplaudert, was so viele „geistige Größen der Neuzeit" gegen diesen Dichter auf dem Herzen haben.

Bibliographie.

Böttger, A., Die Tochter des Kain. Wien. 1865. 16. 20 Ngr.

Jahn, O., Gesammelte Aufsätze über Musik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Isenberg, D., Der Primat und der Episcopat. Eine exegetische Untersuchung. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 10 Ngr.

Ley, J., Die metrischen Formen der hebräischen Poesie systematisch dargestellt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebmann, S., Freie Stimmen aus freiem Lande. I. Die Dressurpeitsche der Pfaffen oder die Lehre von der Hölle vor dem Richterstuhle der Vernunft. Mannheim, Liebmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Luther's, M., Briefwechsel. Mit vielen unbekannten Briefen und unter vorzüglicher Berücksichtigung der de Wette'schen Ausgabe herausgegeben v. C. A. H. Burkhardt. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 3 Thlr.

Mauersberger, C. T., Die wichtigsten Daten aus der Weltgeschichte mnemonisch bearbeitet. Leipzig, F. Fleischer. 8. 15 Ngr.

Mayer, Luise, Gedichte. Bremen, Tannen. 8. 1 Thlr.

Möbius, T., Altnordisches Glossar. Wörterbuch zu einer Auswahl alt-isländischer und altnorwegischer Prosatexte. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Thlr.

Muther, T., Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Vorträge. Erlangen, Deichert. 8. 2 Thlr.

Oesterreich gegenüber Preußen und Deutschland in den Jahren 1848—1858. Geschrieben Ende 1858. Berlin, Paul u. Comp. Gr. 8. Gratis.

Scheerer, T., Akademische Bilder aus dem alten Freiberg zum 100jährigen Jubiläum der Bergakademie. Freiberg, Engelhardt. Gr. 16. 20 Ngr.

Schulze und Müller auf dem Kriegs-Schauplatze. Zwanglose Hefte in drangvoller Zeit mit Illustrationen von W. Scholz. 1stes Heft. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 5 Ngr.

Das preußische Staatsbewußtsein. Ein neues Zeugniß von Deutschlands Noth und Schmach. Coburg, Streit. Gr. 8. 10 Ngr.

Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern. 12ter Bd. 4 Hefte. Landshut, Thomann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wallis, A., Fata Morgana der allgemeinen und alleinigen wie unsichtbaren Kirche der Zukunft. Upsala. 1865. 8. 10 Ngr.

Wer war Herr v. Beust? Wo ist unser König? Wie steht's mit unserm Lande? 3 Zeitfragen kurz erörtert von einem sächsischen Staatsbürger. 1ste und 2te Aufl. Halle, Heynemann. Gr. 8. 2 Ngr.

Wirtgen, P., Die Eifel in Bildern und Darstellungen. Natur, Geschichte, Sage. 2ter Thl. Bonn, Henry. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wörner, B., Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild. Mit Briefen und kleinern Schriften Möhlers herausgegeben von P. B. Gams. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Papst Zacharias und Pius IX. Eine geschichtliche Parallele. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Erster bis dritter Band.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Gleichzeitig mit dem soeben erschienenen dritten Bande dieser Sammlung ist die zweite Auflage des ersten Bandes, welcher binnen Jahresfrist nach Erscheinen vergriffen war, ausgegeben worden.

Die Sammlung hat in der Presse wie im Publikum die glänzendste Aufnahme gefunden und die Verlagshandlung hat sich dadurch bestimmen lassen, den überaus billigen Preis von 1 Thlr. für jeden Band auch bei dem dritten Bande trotz des Umfangs von über 30 Bogen beizubehalten.

Die drei ersten Bände der „Deutschen Classiker des Mittelalters“ sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.

Von Baron J. W. von Müller.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Der erste und zweite Band dieses reichhaltigen, splendid ausgestatteten Werks erschienen im vorigen Jahre und wurden mit der allgemeinen Anerkennung aufgenommen, welche der zeitgemäße Stoff sowie des Verfassers fesselnde Darstellungsweise erwarten ließ. Mit dem kürzlich erschienenen dritten Bande liegt das interessante Werk nunmehr vollständig vor. Das in diesem Bande verarbeitete werthvolle Material zum Verständniß mexicanischer Zustände wird vorzugsweise der speculativen Industrie, Handelsunternehmungen und Colonisationsprojecten einen willkommenen Anhalt gewähren. Ueberhaupt aber ist seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander von Humboldt's nichts so Authentisches über Mexico und zugleich in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Der dritte Band ist unter folgendem Titel auch einzeln zu haben:

Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 8. Geh. 4 Thlr.

In unserm Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Amt und Welt.

Erzählungen aus dem deutschen Dienstleben von **Bernard Wörner.**

Zweiter Band.

Enthaltend drei größere Erzählungen.

Kl. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein.

☞ Der erste Band, welcher vor wenigen Monaten erschien, enthält bei gleich starkem Umfange und gleichem Preise vier Erzählungen.

Lebende Bilder.

Zum Beschauen für das Volk.

Von **Bernard Wörner.**

Zwei Theile.

Enthalten zusammen 15 kleinere Erzählungen.

Kl. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 6 Sgr., oder 2 Fl. Rhein.

NB. Jeder Theil einzeln 18 Sgr., oder 1 Fl. Rhein.

Vor kurzem erschien bei uns in Zweiter verbesserter Auflage:

Lust und Leid.

Geschichten aus unseren Tagen.

Von **Bernard Wörner.**

Mit vielen Illustrationen.

Drei starke Bände,

welche zusammen 20 theils größere, theils kleinere Erzählungen enthalten.

Kl. 8. Eleg. brosch. 3 Thlr., oder 5 Fl. 15 Kr. Rhein.

NB. Jeder Band einzeln à 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr. Rhein.

Von obigen Schriften bildet jeder Theil ein in sich abgeschlossenes Ganzes und wird zu den bezeichneten Preisen auch einzeln verkauft.

Augsburg, im Sommer 1866.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE LIFE OF GOETHE.

By **GEORGE HENRY LEWES.**

Copyright edition.

Second edition, partly rewritten.

2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue Auflage des berühmten Werks — anerkannt als eine der besten Biographien Goethe's — ist vom Verfasser unter Benutzung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in jüngster Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodass sie das Interesse eines ganz neuen Werks für sich in Anspruch nehmen kann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 30. August 1866.

Inhalt: Schulwesen in Amerika. Von Alexander Jung. — Ein neuer Adelsroman. Von Rudolf Gottschall. — Speculative Philosophie. Von Karl Fortlage. (Beschluß.) — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schulwesen in Amerika.

Aus Amerika über Schule, deutsche Schule, amerikanische Schule und deutsch-amerikanische Schule von Rudolf Dulon. Leipzig, C. F. Winter. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir gestehen von vornherein, daß wir das hier anzuzeigende Buch von der ersten bis zur letzten Seite zu höchster Befriedigung gelesen haben. Wir erwarteten anfangs nur Berichte über Zustände des amerikanischen Schulwesens, wir machten uns auf tabellarische Darlegungen gefaßt, deren Nützlichkeit nicht in Abrede zu stellen ist, deren Trockenheit man mit in den Kauf nehmen muß. Schnell sahen wir uns in unsern Erwartungen übertroffen. Wir lernten einen Autor kennen, der seinen Gegenstand nach allen Seiten hin beherrscht, einen kenntnißreichen, vollständig durchgebildeten, geistvollen Pädagogen, einen Schulmann, der Meister seines Fachs sein muß, der aber auch anderweitig so hoch steht, daß er auf allen Gebieten des Wissens und der Intelligenz bewandert ist, sodaß er an die Macht der Ideen nicht blos glaubt, sondern auch überall Mittel und Wege entdeckt, die Ideen zu verwirklichen. Kein Widerstreit in diesem Manne von Idealismus und Realismus, keine Feindschaft zwischen Theorie und Praxis, kein Hader zwischen Denken und Erfahrung, keine Unklarheit über Arbeit und Genuß! Er ist tief durchdrungen von deutscher Gesinnung, erfüllt von gesunder Religion, vertraut mit den Schätzen deutscher Wissenschaft und Kunst, eingenommen für eine Cultur, die weit über das bloße Nützlichkeitsprincip hinausgeht, und dies alles in einem Welttheile, der bis dahin doch vorzugsweise ein politisches, mercantiles Leben entwickelt hat. Und was noch die Krone von dem allen ist, man überzeugt sich, je weiter man in dem trefflichen Buche vordringt, daß hier auch Mensch und Autor in keinem Widerspruche miteinander sind, sondern der eine der treue Ausdruck des andern ist. So können wir an diesem wackern Manne ermessen, welche Kräfte und in jeder Beziehung gediegene Capacitäten uns Deutschen durch die Auswanderung schon entzogen worden sind, und nur die Erwägung vermag uns über einen solchen Verlust zu trösten, daß durch einen derartigen Ansiedler in der jenseitigen Hemisphäre deutsche Art und deutsche Tüchtigkeit in jeder Hinsicht würdig vertreten, deutsche Solidität und Bildung auch dort gepflanzt und verbreitet wird.

Was unsern Autor noch besonders auszeichnet, ist, wie er in seiner ganzen Darstellung sich stets zur Sache hält, damit eine streng objective Weise beobachtet, gleichwol seinen Gegenstand mit nie ausgehender Lebendigkeit, Wärme und Begeisterung behandelt, sodaß wir das Subjective, das Bedeutende, Sichere seiner Persönlichkeit stets mit herausfühlen. Er ist ein Schulmann mit Leib und Leben, dennoch frei von jeder Pedanterie, von jedem Dünkel eines fertigen Docententhums. Er orientirt sich schnell auf jedem Terrain, in jeder Umgebung, gibt überall Beweise der schärfsten Menschenkenntniß, des sichersten Vorausblicks, läßt sich bis dahin, wo er den Lauf seiner Wirksamkeit rühmlichst beendigt, durch kein Hinderniß zurückschrecken, und wie er sich bald als vollständig eingebürgerten Amerikaner bewährt, ist er doch immerdar Europas, vor allem Deutschlands eingedenk, und wie er rastlos, bis zur Aufopferung seiner selbst, seinen Beruf für die Schule im Auge hat, bei seiner Methode verbleibt, entdeckt er stets wieder neue Gesichtspunkte und bereichert das Gebiet der Pädagogik und des Unterrichts mit neuen, oft wahrhaft überraschenden Gedanken.

So ist der Verfasser des Buchs beschaffen, welches wir in den Hauptzügen jetzt unsern Lesern vorzuführen gedenken, wobei wir zuvor noch bemerken, daß es nicht blos der didaktische Inhalt ist, welcher dem Ganzen einen solchen Reiz verleiht, sondern der mannichfaltige Inhalt als solcher, dann aber auch die stilistische Form, die eine Natürlichkeit hat, eine Frische athmet, eine Art, die Dinge kräftig und doch mit Delicatesse beim rechten Namen zu nennen, daß man sich schwer entschließt, die Lektüre auch nur momentan zu unterbrechen.

Das Ganze der Darstellung zerfällt in die vier Haupttheile, welche schon der Titel angibt: „Die Schule"; „Die deutsche Schule"; „Die amerikanische Schule"; „Die deutsch-amerikanische Schule"; die Unterabtheilungen ergeben vollends, ohne herbeigezwungen zu sein, die wohlüberlegte Organisation der Gesammtheit. Wenn der Verfasser, um das Ideal der Schule in die Wirklichkeit hinüberzuleiten, mit dem „Spiele" beginnt, so ist das sehr sinnreich und

tief gegriffen. Das Spiel erheitert, erfrischt, beschäftigt, und so führt es allmählich zur Arbeit, zur Schule selbst, denn es ist in der menschlichen Natur tief angelegt, daß das Kind Abwechselung will, daß es den Reiz des Contrastes fühlt zwischen Sichgehenlassen und Anstrengung, daß das Spiel es zuletzt langweilen würde. Aber die Heiterkeit bleibt mit der Erheiterung durch das Spiel, und diese Heiterkeit der Stimmung und des Betriebs ist mit Recht der Gesichtspunkt, welchen der Autor für die Schule festgehalten wissen will. Das Verhalten des Lehrers zum Spiele der Kinder wird genugsam gewürdigt, und noch sonst ist zu loben, daß der Verfasser mit der Schule stets auch die Familie, mit dem Unterrichte stets auch die Erziehung in Betracht zieht, wie denn Aeltern in Bezug auf die Kinder, und zwar beiderlei Geschlechts, unendlich viel des heilsam Belehrenden, aber auch Erfreulichen und Unterhaltenden in dem vorliegenden Buche finden werden.

Der Verfasser gesteht Amerika die offenste Empfänglichkeit für deutsches Wesen, für die Erweiterung der Intelligenz nach allen Richtungen zu, besonders die Schnelligkeit des Fortschritts zum Bessern wird von ihm aufs entschiedenste gerühmt; es wird dargelegt, in welchen Dimensionen die Cultur sich rastlos hier fortbewegt, ungeachtet des bald ausbrechenden Kriegs; aber auch der amerikanische Philister, das amerikanische „Chinesenthum", sie werden keineswegs geschont, ebenso wenig ein gewisser anderweitiger Schlendrian, in althergebrachten Weisen zu verharren, und wie, durch groben Eigennutz und Geldgier herbeigeführt, hier eine Halsstarrigkeit, ein Sichsperren gegen die vernünftige Reform hervortritt, was alles denn auch wieder die traurigste Beschränktheit und Verballhornung durch Materialismus zu Tage bringt. Wie sehr unser wackerer Autor für den echten Fortschritt entbrannt ist, wie sehr er der wahren Aufklärung, dem Siege des Rationellen das tapfere Wort spricht, nie läßt er sich von jenen schroffen Einseitigkeiten und offenbaren Flachheiten bestimmen, welche uns gegenwärtig in Europa so sehr zu schaffen machen. So hat er, der die ganze Wichtigkeit der Mathematik, der Naturwissenschaften für mittlere und hohe Schulen sehr gründlich kennt und mit allem Eifer als Schulmann diese Disciplinen betreibt, der ewigen Bedeutung und hochwichtigen Aufgaben der Religion und Philosophie keineswegs vergessen, wie so viele unter uns, die sich darüber mit einer Verblendung äußern, die nahe an etwas anderes grenzt. Er sagt — und es reflectirt sich in diesen goldenen Worten unvergleichlich der Seelenadel des Sprechers und die Gemeinheit einer gewissen Schicht der Gesellschaft:

Auch das Gefühl für das Erhabene soll die Schule pflegen. Für das Erhabene? Wozu das? Gilt das Erhabene an der Börse, in der Schreibstube, in Wallstreet, im Leihhause? Es paßt in diese Zeit wie die Faust aufs Auge, und ich sollte mich bescheiden. Indeß — diese habgierigen Krämer, diese elenden Speculanten passen in diese Zeit sowenig wie in irgendeine andere Zeit. Müssen sie nicht doch geduldet werden? So will ich dem Erhabenen sein Recht im Menschenherzen zu retten versuchen, und da ich meine Kinder vor dem Wucher und dem gemeinen Schacher sicherstellen möchte, so will ich das Gefühl für das Erhabene in ihr kaufmännisches oder anderweit geschäftliches Leben hinüberzuretten versuchen. „Das Erhabene!" Ein vortreffliches Wort! Ja, es gibt etwas, das ihr in das Bereich euers Wuchers und euerer Geldgier nicht hinabziehen und euern Lüsten nicht unterthan machen könnt, das euers Spottes spottet und in gelegentlichen Stunden unerwarteten Ernstes selbst der Gemeinheit imponirt. Ueber den Wolken thront es, auf der Erde schafft es seine Wunder, im Menschenherzen feiert es seine schönsten Offenbarungen. Es ist der ewige, allwaltende Geist, der die Zeugen seiner allmächtigen Weisheit in allem, was Gestalt und Leben gewinnt, aufgerichtet hat und mit jedem Tage aufs neue aufrichtet.

Ein prächtiges Seitenstück zu dieser Stelle finden wir in den inhaltreichen Worten:

Erst war die Religion im Regiment, dann hatte die Philosophie das große Wort, jetzt gibt die Naturgeschichte die Entscheidung in letzter Instanz. Ist diese Entdeckung auch bei euch gemacht worden? Es würde nichts, gar nichts ändern. Die Geschichte des wissenschaftlichen Fortschritts und der Entwickelung zur freien Gegenwart spricht sehr laut und sehr deutlich. Sie verwirft das Nacheinander bestimmt und vollständig.... Die Philosophie tritt in der Form der Popularität auf, packt die Massen durch Autorität, stützt ihren populär gewordenen Gedankeninhalt durch den Glauben und — wird zur Religion. So war es im Alterthum, so ist es heute, so wird es noch recht lange sein. Nicht weniger verrichtet die Philosophie ihr Werk in Gesellschaft der Naturforschung heute so gewiß, wie sie es im Alterthum gethan hat.... Hat nun die Philosophie zuweilen die Naturwissenschaft geringgeschätzt und in dieser Geringschätzung sehr possirliche Sätze gemacht, so ist ihr die Naturwissenschaft wahrlich nichts schuldig geblieben, und wenn die Naturwissenschaft alle die Wunder, alle die Unmöglichkeiten und Ungereimtheiten verdauen kann, die ihr der Darwinismus zumuthet, so mag die Philosophie ganz ruhig sein.... Jedenfalls stellt sich die Naturwissenschaft ein klägliches Armuthszeugniß aus, wenn sie die Philosophie in die Vergangenheit verweist. Sie selbst muß bei der Philosophie in die Schule gehen. Wenn sie sich zum allgemeinen Begriff, zum allgemeinen Gedanken erheben, wenn sie ihre Specialitäten sammeln und ordnen und ihre Beobachtungen und Erfahrungen zum System verarbeiten will, so bedarf sie der Philosophie.

Wahrlich, diese Erinnerung kommt für Europa ganz wie gerufen!

Wir knüpfen an das Frühere wieder an, da wo der Verfasser „die deutsche Schule" in Betracht zieht. Ihr, der deutschen Schule unserer Halbkugel, der deutschen Schule Deutschlands ertheilt er unter allen Schulen der Erde den höchsten Preis, ihr verabreicht er den vollsten Lorber, und zwar in allen ihren Gestalten als Elementar- und als Volksschule, als Knaben- und als Mädchenschule, als Seminar, als Gymnasium und als Universität. Die deutsche Unterrichtsmethode ist ihm das unübertreffliche Muster. Seine Kritik ist nirgends eingenommen weder für noch gegen; ihm entgehen nicht gewisse Mängel, die auch an der deutschen Schule hier und da noch haften; aber sie verschwinden sogleich vor der Mustergültigkeit ihrer Tugenden. Er übersieht keineswegs einzelne Vorzüge der Schulen Amerikas wie dessen, was etwa England bietet, doch sie kommen nicht mehr in Anschlag vor dem, was Deutschland, in Deutschland Preußen im Schulwesen des Gründlichen, Vielseitigen, Vollendeten kundgibt. Höchstens könnte neben Deutschland noch das alte Griechenland in Ehren bestehen — wie es denn

it —, was geschickte, fruchtbare Methode betrifft. So-
ß, Luther, Pestalozzi sind unserm Autor nie unter-
de Gestirne erster Größe am Gesichtskreise wahrhaf-
Pädagogik: Entwickelung des Gedankens zum Behufe
Selbstfindens, Katechetik, Methode durch Frage und
ort und vor allem Fortschritt auf dem Wege der
jauung. Doch man vergleiche die in Rede stehende
: Abtheilung im Buche selbst, um sich ein für alle-
zu überzeugen, wie ergiebige Gedanken und Folge-
n der Verfasser seinem Gegenstande zu entlocken weiß.
n der dritten Section der Darlegung befinden wir
tun auf amerikanischem Boden mit den nothwendigen
nahmen auf Altengland. Der Autor gibt eine kurze,
prägnante Parallele zwischen deutscher und amerika-
: Schule. Man könnte den Sinn der Vergleichung
cht am kürzesten treffen, indem man sagte, beide
en, die deutsche und amerikanische, verhielten sich zu-
er wie die Alte zur Neuen Welt oder wie eine alt-
e, solide, unerschütterlich feststehende, stets prompt
de Handelsfirma zu einer jungen, die noch unsicher
rt, erst Verbindungen sucht, Gewinne erwartet, um
sich bemüht, aber dennoch eine große Zukunft ver-
. Es heißt:

tellen wir die amerikanische Schule neben die deutsche
, so hält uns die Gerechtigkeit einen wichtigen Gedanken
Die deutsche Schule ist das Product der Arbeiten, Ver-
ße, Schöpfungen und Studien eines Jahrtausends. Die
nische Schule ist wie mit einem Zauberstabe aus dem
hervorgerufen. Die deutsche Schule stand von Anbeginn
m Boden verhältnißmäßiger Cultur, stand unter dem
gebietender Mächte, die die Volksbildung gleichzeitig mit
llsgeldbeutel in die Hand zu nehmen suchten. Die ame-
e Schule betrat den kaum cultivirten Boden, drang
n die Wildniß vor und hatte keinen Schutz als das
Bedürfniß und die Kraft eines freien Volks.

ener, und zwar fast eine Prophezeiung:

r Krieg geht seinem Ende entgegen. Ist er beendet, so
schnell offenbar werden, daß er ein Segen Gottes ge-
Mit aller seiner feindbrüderlichen Staatsweisheit à la
und Seward, mit allen seinen Spitzbübereien à la Came-
Thurlow Weed, mit allen seinen Nichtswürdigkeiten à la
und M'Clellan, mit allen seinen Großthaten à la Si-
osenkranz, Sherman, Grant und Faragut, mit dieser
und dieser fast beispiellosen Tapferkeit, mit dieser Träg-
dieser Zähigkeit, diesem Stumpfsinn und dieser Aus-
dieser Erbärmlichkeit und Großartigkeit, dieser Zerfah-
und Entschlossenheit des Volks, mit allen verbrauchten
n und allem vergossenen Menschenblut ist der Krieg
as gewesen, dessen Amerika bedurfte. Sollte Amerika
was es allen europäischen Heeressäulen und Kriegs-
um Trotz werden wird, die erste Großmacht der Welt,
e dieser Krieg kommen, und er mußte so verlaufen,
geschehen.

: Leser entnimmt aus der letzten Hälfte dieses Ci-
elches charakteristisch für die Beschaffenheit der gan-
rift ist, daß wir hier zugleich mit dem Schulwe-
: Zustände, Vorgänge, Eigenthümlichkeiten Ame-
d der Amerikaner aufs lebhafteste unterrichtet wer-
uch folgt der Autor hierin einem ganz richtigen
Denn wenn die Schule bereits immer der Vorhof
Vorbild des Lebens ist, so wird es ganz in der
g sein, daß sich die Knaben und Jünglinge, die
Mädchen und Jungfrauen auch der amerikanischen Schule schon ganz als Abbilder und Nachbilder der Erwachsenen kundgeben. Und in der That, sie gebaren sich, besonders was das männliche Geschlecht angeht, bereits ebenso wie die Großen, und der Verfasser läßt uns in manche ebenso ergötzliche wie belehrende Scenerie und Handlung hineinblicken. Wir haben es in diesen Volksschulen und Academies, in diesen Colleges und Universities, in diesen Professional-Schools mit einer männlichen Jugend zu thun, deren Repräsentanten die treuesten Ableger ihrer robusten Vaterstämme sind, ganz bereits so angelegt auf Bewußtsein ihrer Menschenwürde, auf Selbständigkeit, Unabhängigkeitssinn, ganz so determinirt, strack, resolut, freiheitliebend, aber auch von wilder Naturkraft erfüllt wie die Alten. Wir fragen voll Wißbegier, wie in diesen jungen Aufschlag eines stämmigen Urwaldes auch nur ein Weg (Methode) zu bringen, wie er nun gar in die Ordnung einer Baumschule zu zwingen sei; wir fragen, wie hier Disciplin auch nur möglich ist und nun gar Erfolg des Unterrichts, und dennoch wird jene geübt, und zwar durchgreifend geübt, und dieser gewonnen bis zu einem sehr umfassenden Wissen, ungeachtet so vieler Abzugsquellen durch Zerstreuung und Genuß, durch das Dreinreden der lieben Aeltern, und dann vollends durch den Lärm und die tobenden Lebensprocesse einer Weltstadt wie Neuyork.

Unsers Autors Berichte, Schilderungen, Erfahrungen, Entdeckungen, glücklichste Combinationen, Herzensergießungen, Kämpfe, Siege, Triumphe, den widerwilligsten Cabalen, Intriguen, Abscheulichkeiten gegenüber, frappiren, imponiren uns von Seite zu Seite; die Welt, in der wir uns bewegen, wird immer größer, es ist eben eine Welt im amerikanischen Stil; aber unser deutscher Schulmann und genialer Pädagog hat auch immer den Kopf oben, nichts entgeht ihm, nichts läßt er unbenutzt, unversucht, er bringt, der kundigste Pfadfinder, durch Wildniß und eigenartige wie knorrige Gesittung hindurch; stets vielverheißender, lockender wird die Perspective, die er uns in seinem Buche aufschließt; er gibt uns eine Geschichte amerikanischer Schulen bis auf Einrichtung im Detail, ohne je doctrinär, je trocken zu werden.

Der Verfasser weist im Folgenden nun aber auch die größten Mängel im amerikanischen Schulwesen nach, namentlich was die Akademien betrifft, obwol auch unter ihnen sich einige auszeichnen. So heißt es unter anderm:

Wir treten den amerikanischen Akademien keinesfalls zu nahe, wenn wir behaupten, daß in deutschen Gymnasien in drei Jahren mehr Unterricht ertheilt wird, als auf den amerikanischen Akademien in fünf Jahren. Da nun das Studying außerdem in Deutschland ungleich nachdrücklicher, nachhaltiger, umfassender und ernster als auf irgendeiner amerikanischen Anstalt getrieben wird, so treten wir den letztern auch mit der Behauptung nicht zu nahe, daß in drei deutschen Gymnasialjahren mehr Bildungsstoff verarbeitet werden kann als in den fünf akademischen Jahren Amerikas, und daß jene drei der Ausbildung einen größern Zeitumfang darbieten als diese fünf.

Einige der Lehrer an den amerikanischen Colleges und Universities reihen sich, nach unserm Autor, den hervorragendsten Docenten der ganzen civilisirten Erde aufs

würdigste an. Sehr beachtenswerth ist S. 205 fg. die Zusammenstellung unserer Universitäten mit den amerikanischen Universities. Man erlaube uns eine Stelle für viele:

Das ist die akademische Freiheit, der Deutschland zum nicht geringen Theil seinen Ruhm, die Kraft seiner Denker, die Genialität seiner Forscher, die Meisterschaft seiner Lehrer verdankt. Ich weiß wohl, die deutschen Musensöhne fassen die akademische Freiheit auch anders auf. Ich selbst denke mit Lust der Zeit, in der auch für mich in dem Schläger, in der kleidsamen Tracht, in der kecken Ungebundenheit des gesellschaftlichen Lebens ein wesentliches Stück der akademischen Freiheit lag. Und ich freue mich noch heute, noch hier auf der öden Prairie der kräftigen Jünglinge, die in dem Schmucke dieser Freiheit den Weg zur wahren Freiheit gehen. Aber, ihr jungen Herren, so sehr euch alles andere wohlgefallen möge, euer köstlichstes Gut ist die Freiheit des Studirens. Gegen diese Freiheit ist alles andere ein Nichts. In ihr habt ihr eine Macht der Bildung, wie sie Griechenland nicht größer hatte. In ihr habt ihr einen Beweis des Vertrauens, das euch und euer Vaterland ehrt. In ihr schmückt euch eine Würde, gegen die alle Smartneß der Welt zum Bettelsacke wird. Seht hierher! Hier ist keine Freiheit, keine Selbständigkeit in den Studiensälen. Den jungen Herren wird vorgeschrieben, was sie zu hören, was sie zu lesen, was sie zu lernen haben. Sie bekommen ihre Pensa, werden überhört und examinirt, und selbst im Traum kann ihnen der Gedanke der Selbständigkeit nicht nahe kommen. Sie studiren, das ist wahr, und die deutschen Studenten studiren auch, aber das Studying hat keine Verwandtschaft mit der Geistesarbeit deutscher Musensöhne.

Das ist denn freilich ein himmelschreiender Contrast zwischen dem freien Amerika, wie es fast sprichwörtlich geworden, und der ärgsten Bevormundung und systematischen Abstumpfung des jugendlichen Geistes, der hier um Blüte und Frucht gebracht, schon im Keime erstickt, in der Wurzel abgetödtet wird. Das ist eine Sklaverei, wo es sich noch dazu um keine Ausbeutung einer Farm durch physische Kräfte, um keine Zuckerpflanzung handelt, sondern um die heiligen Menschenrechte der Intelligenz, die an die Karre sinnloser Textbooks geschmiedet, an der langen Kette hergebrachter und vorgeschriebener Schulbücher gegängelt, zu ungeschickten Lehrern, marktschreierischen Advocaten, herumpfuschenden Aerzten, herrschsüchtigen, bigoten Bonzen gedankenloser Orthodoxie dressirt wird: eine Intelligenz, die dann auch oft solcher Abzüchterei der Hochschule früh genug entläuft, um dem Cultus des Gelderwerbs sich zu widmen, sich in Handelsspeculation zu ergehen und mit Brutalität, mit Humbug, mit dem unehrlichsten Fallissement in Verzweiflung zu enden, in der einen Hand ein Glas Porter, in der andern eine Pistole. Der Verfasser erwirbt sich ein großes moralisches Verdienst, daß er solches Getreibe der schärfsten Kritik unterzieht, daß er die in Amerikas Schulen herrschende Methode aufs sorgfältigste untersucht, den Lectionsplan revidirt, die einzelnen Klassen inspicirt, in den Hochschulen hospitirt, Studenten und Studentinnen, Lehrer und Lehrerinnen, bis zu den Professoren hinauf, scharf aufs Korn nimmt, bei Gelegenheit öffentlicher Examina die Geprüften wie die Prüfenden selber prüft, endlich auch obiger blinden und blindmachenden, denkscheuen, hinter sich selbst zurückgebliebenen Buchstabenorthodoxie ohne Textbuch den Text liest und aus ihr so viele verrottete Zustände Amerikas wie Altenglands vollständig erklärt. Auch in den vortrefflichen Schriften Parker's und Emerson's finden wir dieselben Ausstellungen und Weherufe, wenn auch mehr zwischen den Zeilen, über die Verknechtung der Geister Amerikas durch eine ganz und gar unwissenschaftliche Theologie und ein daraus folgendes, misbrauchtes Kirchenregiment, als besten Beweis, wie genau und richtig unser deutscher Autor observirt hat, und wie ihm neben jenen Siebenmeilenstiefeln des Fortschritts, welche er dem weltlichen Amerika zugesteht, auch nicht die eisernen Hemmschuhe und Zwangsstiefel entgangen sind, welche ein großer Theil des geistlichen Standes schon der Jugend anzulegen beeifert ist, sodaß wir auch hier jenes stagnirende Chinesenthum mit beengtem Fuße hervorwatscheln sehen, über welches der Verfasser an mehrern Stellen seiner Schrift ebenfalls Beschwerde führt.

Wir können dem edeln Autor nicht überall beistimmen, wo er die neuere deutsche Kritik auf dem Felde der Theologie und Religionsphilosophie unbedingt zu unterschreiben scheint, denn jene Kritik hat sich nicht selten überschlagen und ist so kopfüber bei dem wahnwitzigen Resultate des absoluten Nichts angekommen, aber in seiner scharfen Polemik gegen den amerikanischen Zelotismus und den todten Dienst am todten Buchstaben hat er vollkommen recht, und es erklärt sich aus seiner Darlegung vollständig, wie in Amerika Aberglaube und Unglaube bis zum crassesten Gespensterglauben Hand in Hand gehen. Wie erwägungswerth ist es, wenn er sagt:

Wenn die theologischen Schulen nichts weiter sein wollten als Abrichtungsanstalten für den praktischen Gebrauch gewisser Religionsgesellschaften, deren Grundsätze, Lehren und Gebräuche über oder unter der Kritik stehen, so würden wir sie hier des weitern unbehelligt lassen. Aber sie wollen Stätten der Wissenschaft sein. Sie meinen ihren Zöglingen in dem Wuste theologischen Wissens das Anrecht auf die Würde der Jünger der Wissenschaft gegeben zu haben. Das muß ihnen als ungebührliche Anmaßung verwiesen werden. Mit der Wissenschaft haben diese Anstalten keine Gemeinschaft. Die Wissenschaft verlangt den Nachweis für die Berechtigung der eingenommenen Positionen. Sie fordert und gibt Rechenschaft.

Hier müssen wir wieder einlenken, nachdem wir zu leichterer Orientirung einige Momente des Spätern schon vorausgegriffen haben, und wir gelangen so in den vierten und letzten Hauptabschnitt unserer Schrift: „Die deutsch-amerikanische Schule." Der Verfasser gibt uns ein köstliches, farbenfrisches Gemälde deutscher Einwanderer in Amerika nach eigenen und den Erfahrungen anderer, dessen, was sie beabsichtigen, erwarten, dessen, was sie vorfinden, was sie erlangen. Da werden denn bald in dem, was man dort erlebt, europäisches und amerikanisches Naturell, indem beide Naturen sich in der Gesellschaft im Geschäft miteinander berühren, in der Leidenschaft des Gewinns auch wol durch die Concurrenz entzünden, zusammengeschweißt, und es gibt in dem Deutsch-Amerikaner, in der deutsch-amerikanischen Ehe und Schule nicht immer eine glückliche Mischung. Die Nachtseite solcher Vorgänge und Erfahrungen wird uns nicht vorenthalten, aber auch die Lichtseite uns zugekehrt. Es wird von unserm Autor das Mannichfaltigste aufs Tapet gebracht

scharfsinnigen, geistreichen Randglossen bis zum Schlusse des ebenso instructiven wie interessanten Buchs. Er läßt sich über die Presse aus, über Gesangvereine, über Turnanstalten, über den Kaufmann als solchen und den Handel, über deutsche Aerzte, deutsche Advocaten, und, indem er über alles das höchst Bedeutendes sagt, spricht er sich auch über die eigentliche Mission der deutsch-amerikanischen Schule aus und verheißt ihr, wie den Deutschen in Amerika überhaupt, eine glänzende, großartige Zukunft. Er sagt:

Die deutsch-amerikanische Schule soll nicht Deutsche, sie soll Amerikaner bilden. Amerikaner sind diese deutsch geborenen Kinder. Als Amerikaner fühlen sie sich, Amerikaner wollen sie sein. Für das Leben in Amerika, für diese Bestrebungen, diese Kämpfe, diese Gefahren, diese Segnungen und Hochgenüsse sollen sie herangebildet werden. Jeder Zoll von ihnen soll ein Amerikaner sein. Aber sie sollen das Wesen des Amerikaners nicht in amerikanischen Gemeinheiten, sondern vor allem in dem Großen und Edeln des amerikanischen Charakters finden lernen. ... Ihr Herz soll warm schlagen für die amerikanische Heimat. Aber — ihr Auge soll offen stehen! Sie sollen die Größe, den Reichthum, das hohe Verdienst des Landes erkennen, in dem die Wiege ihrer Aeltern, ihrer Ahnen stand. Und das Große und Schöne im deutschen Charakter, das, was jedem Lande der Erde zum Segen wird und in allen Himmelsstrichen, unter allen Lebensbedingungen als Stütze des Menschenglücks, als Quell des höchsten Lebensgenusses sich bewährt: nein, es soll nicht verloren gehen, es soll nicht ersticken in der dumpfen Schwüle dieser Schacherbuden und Branntweinschenken, es soll gerettet werden für den Dienst des großen siegreichen Amerika! Und die deutsch-amerikanische Schule soll es retten.

Der Verfasser erzählt nun speciell seine Erfahrungen als Schulmann in Amerika und zwar in Neuyork. Er gründet eine Schule, und, obwol er klein anfängt, sie erweitert sich immer mehr, sie entwickelt sich zu höchster Blüte, bringt die reifsten Früchte; aber welche Stürme kommen auch über die herrliche Pflanzung, welche Nöthe, welche Ausweglosigkeiten, im Wechsel der Zeiten, welche Roheiten, Nichtswürdigkeiten spielen von außen herein und setzen den edelsten Jugendfreund, den geschicktesten Pädagogen — wie wir uns, ohne sein Zuthun, selbst von seiner Meisterschaft als Lehrer und Director überzeugen — den äußersten Calamitäten, ja dem Untergange aus! Nie fehlte es ihm bis dahin an Ausdauer. Er kennt Muth und nur Muth und besiegt alle seine Feinde, alle Concurrenzen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß General Sigel, bevor er in den Krieg zog, selbst Lehrer an seiner Schule gewesen. Schon ist unser Freund wieder obenauf und gründet eine zweite Schule, später eine dritte. Der einen derselben gibt er sogar den Charakter einer Hochschule. Der Verfasser erzählt das alles in der offensten, liebenswürdigsten Weise, er spricht sich über sich selbst ganz unparteilich aus; es ist ihm nur um das Bekenntniß der vollen Wahrheit zu thun. Hier hört jedes Lob auf, Selbstlob zu sein. Wie hier ein Schulmann uns mit geschicktester Hand die Zeichnung seiner ersten Schule entwirft, sie ausführt, mit den frischesten Farben ausmalt bis auf den lockenden Hintergrund und die duftige Fernsicht, welche die Excursionen gewähren, die er mit seinen Schülern und Lehrern hinaus in die großartigste Landschaft macht; wie er uns die Freude über das Gedeihen seiner Schule mitgenießen läßt und über solchen Erntesegen noch in der Erinnerung frohlockt: er übt darin nur eine Gerechtigkeit gegen sich selbst, und übt sie um so pflichttreuer und dankenswerther, als es auch ihm, dem Trefflichen, nicht an Neidern, Kleinmeistern, Mäklern und schnödesten Verleumdern fehlte. Er gleicht darin einem Autor, dem es nicht einfallen würde, eine günstige Selbstkritik zu üben, der aber, nun er sich vernachlässigt, übergangen, wol gar roh behandelt, mit Gemeinheit regalirt sieht, im Bewußtsein des Werths seiner Schriften selbst zur Feder greift und über sich gerade so unbefangen spricht, als gelte es einem andern.

Hätte uns der Verfasser in der Ueberschrift „Aus Amerika" eine Dichtung geben wollen, in der er mit gewaltiger Phantasie, mit tüchtiger Lebenskenntniß, mit gesundem Urtheil, mit ausgebildetem Geschmack die Fahrten und Ansichten eines Schulmannes schilderte, und wäre dann das vorliegende Buch das Resultat gewesen, wir hätten von demselben urtheilen müssen, daß man die beredteste, lehrreichste Prosa mit der lebendigsten Poesie nicht natürlicher, nicht künstlerischer in eins bilden könne. Nun handelt es sich aber in diesem Buche um die Wirklichkeit, um historisch Erlebtes: unsere warme Anerkennung des Inhalts und der Form ist dieselbe.

Gegen das Ende bringt das Werk eine Spannung, eine Erschütterung im Leser hervor, wie kein Roman sie in höherm Grade bewerkstelligen könnte. Der Autor selbst ist hier der Held, dessen Schicksalen und Kämpfen wir mit der innigsten Theilnahme folgen. Wir fragen und zagen, wie das ablaufen werde. In welche Verhältnisse, Verwickelungen wird unser Freund gebracht! Er bleibt sich immer gleich, die Wechselfälle seiner Erlebnisse überstürzen sich. Er rettet, was er retten kann. Er vertheidigt sich, von der Uebermacht der Rivalität, der Verschmitztheit, der Treulosigkeit, des Verraths seiner Feinde an die Grenze des jähesten Abgrundes gedrängt, mit den Waffen der Neidlosigkeit, der Offenheit, Biederkeit und Pflicht- wie Freundestreue: er kämpft wie ein wahrhafter Heros. „Die alte Garde der Marketstreet-Schule", ruft er aus, „war gesprengt." Er hatte sich mit einem „Partner" zu einer Art gemeinsamer Direction verbunden. Noch dazu war dieser Compagnon ein Deutscher, noch dazu ein sehr erfahrener, ausgezeichneter, gelehrter, sogar geistvoller Schulmann. Und dennoch, was begibt sich? Jeden Argwohn drängt unser Freund zurück. Er hofft, wo nichts mehr zu hoffen ist; er zweifelt mit Sträuben, wo der Betrug offen vorliegt. Ja, er ist hintergangen. Noch jetzt ergibt er sich nicht, und baut auf den Seelenadel menschlicher Natur. Er verbindet sich mit einem Zweiten. Dieser ist ebenfalls Deutscher und ein bewährter Pädagog. Nicht lange jedoch währt es, auch der zweite Vertrauensmann ist ein —! Jetzt, jetzt sagt unser Schwergeprüfter Lebewohl der menschlichen Gesellschaft. Wie er sich jetzt vernehmen läßt, es ist nicht die Stimme eines Misanthropen, doch ist es ein Wort, welches unser Mitgefühl in hohem Grade erregt. Er sagt, und zwar von

sich selbst: „Er hatte alles verloren — für einige Zeit sogar sich selbst. Er war plötzlich zum alten Mann geworden. So nahm er den Wanderstab in die Hand und ging in die weite Welt hinein. Er ging dahin, wohin die Sonne geht, wenn sie Ruhe sucht, nach Westen."

Folgt ihm, Leser, auf die einsame Prairie, wo er jetzt lebt und immer noch an uns denkt, wo er dieses sein herrliches Buch schrieb. Lest es und lest es wieder! Verbreitet es durch ganz Deutschland! Auch du, ergrauter Schulmann, der du im Wirken fast müde bist, lies es, und neue Kraft wird über dich kommen! Doch, welchem Stande ihr auch angehört, lest es alle, ihr Deutsche, denn es kommt von einem Deutschen, der unserm Volke Ehre macht.

Alexander Jung.

Ein neuer Adelsroman.

Die Stellung des deutschen Adels, seine Bedeutung, seine Zukunft, beschäftigt gegenwärtig die Romanschriftsteller mehr als die Politiker, welche den Adel als besondern Stand nicht mehr in ihre Berechnungen mit aufnehmen. Selbst die organischen oder unorganischen Institutionen der Aristokratie, die Pairskammern, Herrenhäuser u. s. w., werden nicht aus dem Geburtsadel allein gebildet. Dagegen spielt er in den gesellschaftlichen Kreisen noch eine Rolle, welche die Photographen und Anatomen unserer Gesellschaft, die Romanschriftsteller, nöthigt, ihm eine hervorragende Berücksichtigung zu schenken. Und dies ist in der That auch im reichsten Maße geschehen! Das beliebte Thema aus „Cabale und Liebe", die Mesalliance, ist in zahlreichen Variationen durchgeführt, und wie viele „matte Limonade" ist dabei credenzt, wie viele naive Thränen sind einem Unglück geweint worden, das wie durch unerbittliche Naturgesetze den Liebenden verhängt schien! Seit der Roman indeß doctrinärer geworden, begnügte man sich nicht mit der Erzählung des unvermeidlichen Schicksals; man knüpfte Betrachtungen daran; man kritisirte und reformirte; man durchschoß die Romane mit Extrablättern, mit kleinen Abhandlungen; man ließ die Helden Sturm laufen gegen das Vorurtheil und credenzte ihnen statt der vergifteten Limonade einen fröhlichen Hochzeitspokal. Das Für und Wider wurde eifrig verhandelt, und je nachdem der Autor auf der Rechten oder Linken saß, ließ er seine Sonne aufgehen und regnen über die Gerechten oder die Ungerechten.

Die am meisten praktische oder auch am meisten äußerliche Opposition gegen den Adel, welche die Gesinnung nicht berührte, war in dem Freytag'schen Roman: „Soll und Haben" zur Geltung gebracht. Der Autor zeigt, wie die ökonomischen Verhältnisse des Adels in Verfall gerathen, wie er sich in Speculationen einläßt, die ihn ganz in die bürgerliche Sphäre herabziehen, ohne daß er die Solidität tüchtiger bürgerlicher Kaufmannshäuser erreicht; er stellt diese in das hellste Licht gegenüber dem Ruin der adelichen Finanzen und rettet zuletzt seinen bürgerlichen Romeo vor einer Ehe mit der adelichen Julia, nicht als ob das eine Mesalliance wäre, sondern weil es sich für ein solides Haus nicht ziemt, sich mit einem unsoliden zu associiren. Der ganze Roman ist mit einer, wir möchten sagen nationalökonomischen Begeisterung geschrieben: dem Tiers-Etat, bei dem Soll und Haben sich deckt, gehört die Zukunft, welche der Adel durch seine wackeligen Budgets verscherzt hat.

Gegenüber dieser wirthschaftlichen, im ganzen maßvollen Opposition gegen den Adel, dessen Repräsentanten trotz vielfacher Schwächen immer liebenswürdig und auch ehrenhaft erscheinen, tritt die Darstellungsweise Spielhagen's, welche gerade die Gesinnung der Adelichen als durchweg hohl, verderbt, verwerflich brandmarkt, mit einer fast brüsk zu nennenden Einseitigkeit in seinem Roman: „Die von Hohenstein." Hier sind alle Verhältnisse auf die Spitze gestellt, weil durch eine abscheuliche Gesinnung corrumpirt. Dieser Adel mit seiner gemeinen Geldgier, seinen Verbrechen jeder Art ist reif für das Schaffot, darum spielt auch hier die Revolution mit herein. In den „Problematischen Naturen" war dieselbe feindselige Gesinnung gegen den Adel das Pathos des Romans; doch hier war alles milder, versöhnlicher gestaltet; es gab mehr Vermittelungen durch echte Bildung und wahre Liebe.

Das entgegengesetzte Extrem gegen diese beiden Romane bildet „Altenstein" von Victor von Strauß. Hier ist der Adel herrlich in Bildung und Gesinnung, das feudale Wesen wird verherrlicht gegenüber dem hereinbrechenden Raubritterthum der Industrie.

Wir haben die hervorragendsten Werke erwähnt, welche diese verschiedenen Tendenzen vertreten. Indeß sind fast alle neuen Romane mehr oder weniger von der einen oder andern Tendenz durchdrungen, namentlich ist die Rembrandt'sche Malerei der Spielhagen'schen „Hohenstein" ausnehmend beliebt, und manche dieser Adelsromane erinnern, was Gift, Dolch und Brand betrifft, an das Vorbild des „Rinaldo Rinaldini".

Eine in vieler Hinsicht zwischen den Extremen vermittelnde Tendenz befolgt der neue Roman des schlesischen Literaturveteranen:

Haus Treustein. Roman in drei Theilen von Karl von Holtei. Breslau, E. Trewendt. 1866. 8. 5 Thlr.

Holtei hat sich zeitlebens in den Kreisen des schlesischen und österreichischen Adels bewegt; er kennt alle jene pikanten, oft skandalösen Familiengeschichten, an denen die verschiedenen Hauschroniken reich sind; es bedarf nur einiger Combinationen, Versetzungen, Verschiebungen der Verhältnisse, einiger taktvollen Ueberkleisterungen, um Selbsterlebtes in das Romangewand zu kleiden. Und Holtei ist ein Freund der Autobiographie; er liebt es, zu erzählen, was ihm selbst begegnet ist; er baut gern in seine Romane Plauderstübchen hinein, in denen er sich selbst das Wort ertheilt und frisch von der Leber weg aus dem Schatze seiner Erfahrungen spricht, ja von einigen seiner Romanmysterien ist der Schleier sehr leicht zu heben. Als eine vollständig naive Form erscheint in diesem neuesten Roman die Einführung von Persönlichkeiten, die mehr oder minder in wissenschaftlichen und gesellschaft-

lichen Kreisen bekannt sind, mit voller Namensnennung und ohne jede romanhafte Verkleidung. Zwar sind sie nicht in die Katastrophen des Romans mit verwickelt; doch sie erscheinen in ihrem ganzen persönlichen Gebaren, reden, handeln, bewegen sich wie in natura — nur aufgefangen von der Camera-obscura der dichterischen Beobachtungsgabe. Es sind meistens persönliche Freunde des Dichters, denen er in dieser Weise ein monumentum aere perennius setzt. Da ist der jüngstverstorbene breslauer Aesthetiker Kahlert, eine durchaus liebenswürdige und anregende Natur, der seit Jahren an einem unheilbaren Rückenmarksleiden erkrankt, in das Zimmer gebannt, gehemmt war in allen seinen Bewegungen — wir besuchen ihn in Warmbrunn wie in Breslau, wir lauschen seinen Unterhaltungen, und diese realistische Treue der Darstellung erstreckt sich so weit, daß auch seine ihn treu pflegende Schwester mit in den Roman aufgenommen wird. Da ist der Geheime Sanitätsrath Preiß, der warmbrunner Badearzt; der Bibliothekar Dr. Burghard — sie alle treten uns mehrfach in dem Roman entgegen, ohne jedes Incognito, vollkommen aufgeknöpft, ihre Visitenkarte in der Hand.

Es ist dies eigentlich gegen den Comment des deutschen Romans. Die Wirklichkeit braucht eine Maske in der Dichtung und wenn es auch nur eine lange Nase wäre, mit der man sich auf dem Maskenball legitimirt. Frau Ida von Düringsfeld hat in ihrem Roman „Die Literaten" auch lauter greifliche Gestalten der neuen deutschen Schriftstellerwelt geschildert; doch sie hat ihre Namen etwas verrenkt, ihnen ein wenn auch noch so durchsichtiges Incognito angekränkelt, dann aber Wahrheit aus ihrem Leben mit eigener Dichtung so willkürlich versetzt, daß niemand diesen Rattenkönig auseinanderwirren kann, der nicht ganz mit den Persönlichkeiten und Ereignissen vertraut ist. Dies Verfahren hat das Verwerfliche, daß das Publikum die erdichtete, oft sinn- oder schamlose Handlungsweise der von ihm erkannten Persönlichkeiten diesen selbst imputirt, während sie nur Zeugniß ablegt für die erfinderische Phantasie der Verfasserin.

Von derartigen Verirrungen hält sich Holtei's Muse frei. Seine, in den Adreßbüchern aufzufindenden Persönlichkeiten bewegen sich mit vollkommener Lebenswahrheit und lassen sich nichts zu Schulden kommen, was nur die Phantasie des Dichters zu verantworten hätte. Diese ganz directe Einführung von Gestalten, deren dichterische Paßkarte mit der polizeilichen stimmt, erregt nun allerdings die Vermuthung, daß auch die dem Anschein nach frei erfundenen Helden des Romans Grenznachbarn jener polizeilich legitimirten Figuren sind und nicht allzu weit seitwärts wohnen im Lande der Phantasie; doch ist ihr Incognito ein so vollkommenes, daß die Mischung von Wahrheit und Dichtung hier ganz berechtigt ist.

Holtei beschäftigt sich, wie in seinem Roman „Noblesse oblige", auch in diesem speciell mit dem Adel, dessen Wiedergeburt aus edler Gesinnung heraus eigentlich das ideale Ziel seiner Dichtung ist. Der Vertreter dieser edeln Gesinnung ist der würdige Erbherr des Hauses Treustein, der vollkommen über alle Vorurtheile des Junkerthums hinaus ist, und sein jüngster Sohn Herbert, der auf seinen Weltfahrten für jugendliche Fehler Buße gethan und starre Standesbeschränktheit durch diese kosmopolitische Bewährung abgestreift hat. Dagegen erscheint der Majoratsherr Eberhard als ein Vertreter des schlechten, intriguanten und vorurtheilsvollen Junkerthums, das auch in mehrern Genossen satirisch an den Pranger gestellt wird.

Doch diese Opposition des Dichters gegen die junkerliche Gesinnung hindert nicht, daß er den Institutionen des Adels, wie z. B. dem Majorat, nirgends feindlich gegenübertritt. Wegen dieses Majorats stellt Eberhard, der früher in den Besitz desselben kommen will, gegen den eigenen Vater eine Klage an, um ihn für blödsinnig und deshalb für unfähig zum Majoratsherrn erklären zu lassen; doch der Autor bezweifelt deshalb nirgends die Berechtigung des Majorats, welche gar nicht in Frage kommt. Der alte Herr von Treustein ist ein Aristokrat, wie er unserm Autor als Ideal vorschwebt: ohne Ueberhebung gegen Bürgerliche, in gemüthlichem Verkehr mit seinem Diener Fideel, ohne Abneigung gegen Mesalliancen, ein vertrauter Freund eines baronisirten Juden, ein freundschaftlicher Beschützer eines jüdischen Gelehrten, nur voll Haß gegen unedle Gesinnung, im übrigen ein Mann der vollständigsten Toleranz. Das Lied von diesem braven Manne mag hoch klingen wie Orgelton und Glockenklang; doch alle Fragen, welche die bevorrechtete Stellung des Adels in der Gesellschaft betreffen, können dadurch nicht gelöst werden, daß der Dichter uns einen liebenswürdigen und human gesinnten Aristokraten vorführt.

Auch darf man in künstlerischer Hinsicht fragen, ob in dieser Gesinnung ein hinlängliches Gegengewicht liegt gegen die brutalen Thatsachen der Adelswirthschaft, wie sie in dem Proceß des Sohnes gegen den Vater, in dem Selbstmord der jungen, hochmüthigen und doch von Leidenschaft zu dem Juden Alexis hingerissenen Gräfin Anna, in den Franz Moor'schen Intriguen des ältern Bruders gegen den jüngern zu Tage treten? Ja, heißt es nicht den unheilvollen Einfluß des ritterlichen Vorurtheils zu weit treiben, wenn ein Vertreter humaner Bildung, eine Idealfigur wie Alexis, gleichviel aus welchem Motiv, durch den empörenden Blödsinn eines „amerikanischen Duells" untergeht? Oder wenn die Gemeinheit der händelsuchenden Grafen nach scheinbarer Aussöhnung zu einem beschimpfenden Attentat auf offener Straße, ganz im Stil der alten Wegelagerer greift? In der That, die ganze Erfindung des Romans ist gegen den Adel gerichtet. Dennoch zieht der Autor keineswegs alle Consequenzen dieser Erfindung. Hören wir, wie er über den Adel denkt, aus dem Munde seines Helden, des alten Ehrenfried zu Treustein, der über den Verkehr seines Enkels mit dem jüdischen Gelehrten sich folgendermaßen ausläßt:

Was schadet das? Mir viel lieber, ihn mit einem solchen Demagogen vertraut zu wissen, der sonst ein gescheiter, gesitteter Bursch ist, als mit gewissen Adelichen, die sich für bevorzugte Wesen halten, weil ihre Vorfahren Ruhm und Namen errangen, und weil ihre Väter das von jenen erworbene

Vermögen zu conserviren verstehen, was sie nicht nachahmen werden. Manche sind gar dumm genug, sich auf ihre Liederlichkeiten etwas einzubilden, als ob ihresgleichen jeder Unfug gestattet wäre! Von denen konnte Otto nichts profitiren. Was er sich, und uns, und seiner dereinstigen Stellung schuldig ist, wird er schon begreifen lernen, sobald er diese antritt. Besser, daß er vorher erst begreifen lernt, worin des Menschen wahrer innerer Werth besteht. Das wird ihm der Freund, der sich so tüchtig durch die Welt schlägt, unumwunden sagen; wird ihn nicht durch Schmeicheleien verderben. Ein reicher Majoratsherr mag immer demokratische Ideen hegen... die sind ihm und andern lange nicht so verderblich als jene abgeschmackte Einbildung, wir wären aus absonderlichem Teige geknetet. Dergleichen von Hochmuth aufgedunsene, unwissende, unverschämte Thoren wissen sich aller Enden keinen Rath, wenn's drüber und drunter geht. Laß ihn meinetwegen vom Freiheits- und Gleichheitsschwindel ein wenig angesteckt werden. Was schadet's denn? Steht er erst als Mann im Leben, wird er bald einsehen, daß jegliche Freiheit relativ, daß absolute Gleichheit unmöglich ist auf Erden. Unausführbare Theorien erweisen sich als solche und lösen sich in nichts auf, aber im Herzen bleibt das Wohlwollen für die Menschheit zurück, aus welchem sie entstanden waren. Je dankbarer ein guter Mensch sich dem Himmel verpflichtet fühlt für die Vorzüge, die Geburt und Erbschaft ihm vor minder beschenkten Mitmenschen gönnten, desto lebhafter auch wird er die Verpflichtung anerkennen, solchen Minderbeglückten, Darbenden unter die Arme zu greifen. Das ist die wahre Humanität. Wer diese nicht übt, verdient weder ein Cavalier zu heißen, noch reich zu sein.

Ein anderes mal perorirt der würdige Majoratsherr über das Verhältniß des Adels zum Fortschritt:

O Gott, ich leugne ja keineswegs den Fortschritt! Ich beuge mich ja vor Dampfmaschinen, Eisenbahnen, über- wie unterirdischen Telegraphendrähten und Kabels; vor Photographien, Zündhölzern, Stiefelwichse, Crédit mobilier, Oppositionsblättern, Turnfesten, Parlaments- und Tischreden, Sängertagen, Bundesschießen, social-demokratischen Vereinen, Stenographie und allem, allem, was im unermeßlichen Bier-Ocean schwimmt, prangt, flaggt und siegt. Ich leugne ja ferner nicht, daß es schon zu unserer Väter und Großväter Zeiten eitle Verschwender, faule Heuchler, nichtsnutzige Dienstboten und habsüchtige, nur nach materiellen Genüssen und Vortheilen strebende Herren gab. Aber gerade, daß man die letztern zu citiren, daß man sie namhaft zu machen vermochte, beweist deutlich, wie sie nur in der Minderzahl vorhanden gewesen, sonst hätten ihre Namen sich nicht erhalten können. Sie waren Ausnahmen, auf die mit Fingern gezeigt wurde. Will man jetzt Ausnahmen aufstellen, dann muß man sie auf der entgegengesetzten Seite suchen, muß diejenigen citiren, welche nicht von der Krankheit dieser Zeit ergriffen sind. Denn die meisten der jetzt lebenden Menschen rennen materiellem Wohlbefinden, momentanen Genüssen nach, stürzen sich kopfüber in den Schwindel. Niemand will sich mehr nach seiner Decke strecken. Die ganze Welt hat das Fieber. Wähne nicht, ich wolle unsern Stand davon freisprechen. Ach leider zeigt sich an diesem die Entartung aufs traurigste. Der frivole Luxus heutiger Junkerwelt ruinirt den Adel; die Demokratie vermöchte ihm nichts anzuhaben, hielte er sich selbst in Ehren und Würden. Um diesem Luxus fröhnen zu können, begehen Söhne aus hohen Geschlechtern Niedrigkeiten gemeinster Art Früher schalt man uns „Mistjunker"! Wie erhaben erscheinen mir in der Rückerinnerung diese Vertreter ehemaligen Adels im Vergleiche zu einem großen Theile einer Fortschrittsaristokratie, die deshalb degenerirt, weil sie sich nicht mehr für werth hält, an sich selbst zu glauben. Der allgemeine Unglaube hat auch sie ergriffen. Es ist wie mit Malerei und Architektur. Heutzutage gedeihen weder heilige Bilder noch hohe Dome; denn der Glaube, der diese zum Himmel empor-, jene aus dem Himmel herabsteigen ließ, lebt nicht mehr in den Seelen der Künstler, sowenig wie der Glaube an seine Zukunft in den Seelen des Adels.

Auch die heftigen Angriffe, die Alexis bei dem verhängnißvollen Sänger auf dem Grafenschlosse gegen den Adel richtet und die er mit Citaten aus Souvestre und de Launay unterstützt, wenden sich gegen die entartete Gesinnung, die zum Theil bei dem jüngern Adel herrscht. Ironisch meint Alexis, er würde sich mit aristokratischen Ideen leichter befreunden, wenn bei uns zu Lande die Sache eingerichtet wäre wie in China:

Es gibt dort keinen Geburt- und Erbadel nach unserm Begriff. Die Rangstufen, welche für geleistete Dienste ertheilt werden, als: Koung, Heou, Phy, Tze, Nan entsprechen unserm Herzog, Marquis, Graf, Baron, Ritter. Sie, meine Herren Grafen, entsprechen folglich dem Phy (ich bitte weder Fi noch Vieh zu verstehen, sondern gefälligst P-h-y zu buchstabiren). Solche Titel gehen nicht von den Vätern auf die Söhne über, sondern diese armen Teufel, wenn sie nach dergleichen lüstern sind, müssen es sich durch eigene Wirksamkeit, sei's im friedlichen Staatsdienst, sei's auf dem Schlachtfelde, erwerben. Dagegen vermag ein besonders tüchtiger Mann seinen Vorfahren dadurch Ehre zu machen, daß sein Rang auf die Verstorbenen zurückfällt, und daß sie noch im Grabe geadelt werden. Darin liegt ein großer Vortheil; denn die Todten befinden sich nicht mehr in der Lage, sich der ihnen verliehenen Auszeichnungen unwürdig zu machen. Unsere europäischen Grafen jedoch haben ihr Grafenthum im Gegentheil von den Vätern überkommen, und da ist immer einige Gefahr vorhanden.

Holtei gehört in vieler Hinsicht noch der romantischen Schule an; namentlich theilt er die Vorliebe Ludwig Tieck's für Gespräche und Unterhaltungen, die dem Roman eingefügt werden und sich auf die verschiedenartigsten Gegenstände beziehen. Nicht blos über den Adel wird verhandelt. Durch die Einführung des Aesthetikers Kahlert findet sich auch Gelegenheit, Kunst, Literatur und ähnliche Gesprächsthemata aufs Tapet zu bringen. Bei dieser Gelegenheit wird auch das deutsche Recensententhum in wenig schmeichelhafter Weise abconterfeit. Glücklicherweise werden Ausnahmen statuirt, sodaß jeder einzelne Recensent in der erfreulichen Lage ist, sich als eine Ausnahme betrachten zu können. Der junge Gelehrte Alexis antwortet dem Aesthetiker Kahlert auf seinen Rath, an den Feuilletons der großen Zeitungen oder an Journalen mitzuarbeiten, mit folgender Philippika gegen das Literatenthum:

Wer sich berufen wähnte, als Poet zu glänzen; wer ohne Productionsfähigkeit in was immer für einem Fache zu schaffen versuchte und nichts zu Stande brachte; wer in eitler Verblendung sich zu hoch hielt, umzukehren, da es noch nicht zu spät war, weil er noch immer von goldenen Honoraren träumte: dem bleibt, wenn der Hunger sich meldet, nur übrig, sein Brot im Schweiße des Angesichts zu erwerben, oder — unter die „Literaten", das heißt zugleich: unter die Recensenten zu gehen und andere ehrliche Leute schwitzen zu lassen. Es ist allerdings bequemer. Es bietet ihm auch Gelegenheit, seiner Galle Luft zu machen gegen jene, deren Bücher gedruckt, deren Stücke aufgeführt, deren Lieder gesungen werden. Je impotenter, desto tückischer wird er sein. Aber da Neid und Rache nur kitzeln, nicht sättigen, würde er dabei noch immer Hunger leiden, gäbe es nicht alberne Menschen, die seinen Tadel fürchten, die sein Lob erkaufen. Dieser Thoren Zahl wächst mit der Macht der Tagespresse. Auch der armseligste Scribler, der lum

„Berichterstatter" wird eine gefürchtete Größe, empfängt Huldigungen, Bestechungen aller Art; und ob's der dümmste Laffe sei, man sieht ganz ehrenwerthe Männer sich vor ihm beugen, denn — „er schreibt für die Zeitungen"! Was er zusammenschreibt? Wer nimmt sich die Mühe, das zu prüfen? Genug, daß es gelesen wird! Daß es auf die gedankenlose Masse wirkt, weil es gedruckt steht! Daß es ihn ernährt! Und dies ist die Hauptsache dabei. Mag es erkaufte Lobhudelei, mag es die frechste Entstellung der Wahrheit, mag es die seichteste Schmiererei sein. Ei, welch Schlaraffenleben! Freier Eintritt zu allen Theatern, Concerten, Vergnügungsörtern! Zärtliche Zuvorkommenheit der Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, Kellnerinnen, Chorist-, Statist- und übrigen innen! Einladungen zu splendiden Feten, zu Jubiläen, zu Ehrenfesten! Anonyme Zuschriften nebst Inhalt, deren Schreiber sich leicht errathen lassen! Und dazu braucht's nichts als Unverschämtheit! Nun sehen Sie, Herr Professor, diese fehlt mir. Solche vortreffliche Aufsätze, wie mehrere Mitarbeiter großen Blättern allwöchentlich liefern: ein Hanslick in Wien, ein Kossak in Berlin und andere ihnen Ebenbürtige, in ähnlichem Sinne, wo Wissen, Geist, Scharfsinn, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe sich vereinen, um in beschränktem Raume einiger Columnen kleine Meisterwerke zu bringen, das vermag ich nicht; dazu fehlt mir eben jenes zugleich productive Talent, welches die Würze des kritischen sein soll. Und mit philologischen Abhandlungen wäre den Redactionen schlecht gedient. Ein „Literat" der andern Klasse zu werden, fühle ich mich aber zu gut, wenn ich mich auch nicht für zu gut halte, durch Abschreiben das Dasein zu fristen, so lange bis sich etwas Besseres darbietet.

Holtei ist ein Veteran einer Richtung, welcher die Bestrebungen der Gegenwart in vieler Hinsicht unbequem sind. Ein von reichen Erinnerungen zehrendes Gemüthsleben muß sich unbehaglich fühlen in einer Zeit, die dem Anschein nach nur auf das Aeußerliche gerichtet ist. Der Widerspruch gegen alles Hohle und Leere, Geist- und Herzarme, was sich in vielen Gestalten dieser Zeit ausprägt, ist gewiß wohl begründet, das Recht des Gemüths, sich gegenüber diesen nur auf den Glanz des Successes hinauslaufenden Bestrebungen geltend zu machen, ein unbestreitbares — gleichwol darf auch das Große nicht verkannt werden, welches in der Ausbreitung der Herrschaft des Menschen über die Gewalten der Erde, in diesen Triumphen des Geistes über die Materie, in den großartigen Erfindungen und ihrer entsprechenden Verwerthung liegt. Auch das Streben nach politischer und socialer Umgestaltung darf nicht blos als aus äußern Motiven entsprungen dargestellt werden; es wurzelt vielfach in den Tiefen des Gemüths. Das will aber Holtei nicht anerkennen; ihm ist alles, was Fortschritt heißt und nur einen leisen Beigeschmack sogenannter zeitgemäßer Ingredienzien hat, unwillkommen und misliebig, und wenn er eine Reform des Adels wünscht, so soll sie nur in einer Rückkehr zu den frühern bessern Gesinnungen bestehen. So ist ihm auch die Tagespresse ein Uebel. Was Longfellow seinen Schullehrer Churchill an die weiße Wand einer ausgedienten Kanzel schreiben läßt: „Unser Vaterland steht nicht unter dem Joche der Pfaffen, sondern unter dem der Presse" — das gilt ihm nicht blos von Amerika, das gilt ihm auch von Deutschland. Wir glauben in der That, daß dies Joch ein sehr erträgliches ist; denn da die Presse die verschiedensten Anschauungen vertritt, die sich gegenseitig neutralisiren, so gewährleistet sie das Recht der persönlichen Freiheit, sich aus eigener Ueberzeugung für diese oder jene Anschauung zu entscheiden. Eine solche Tyrannei kann man sich wol gefallen lassen. Vielfach polemisirt Holtei gegen „die Zeitströmung", und benutzt jede Gelegenheit, um die republikanischen Tendenzen zu verspotten. Als Vertreter derselben tritt der uranfängliche Weinreisende, später bekehrte, anfangs türkisirte, dann nobilitirte Baron Smaragd auf, welcher in Konstantinopel dem jungen Treustein folgende Bekenntnisse macht:

Ich, wie Sie mich da neben sich kauern sehen, schon mit eingeschlagenen Beinen wie ein rechter Türk, ich bin der wüthendste, blutrothe, republikanische Gleichheitsnarr gewesen, der all Ihre Köpfe fliegen zu lassen wünschte — solange sein Metier erheischte, von Dorf zu Dorf anzufragen und aus drei Schlössern fortgeschickt zu werden, ehe und bevor er im dritten etliche Eimer Rheinwein oder eine Kiste Champagner anbrachte. Seitdem ich den Fes auf meinen schwarzen Locken trage, bin ich darin einigermaßen zu Verstande gekommen. Auch davon ein andermal, es würde heute zu weit führen. Nur so viel erlauben Sie mir zu bemerken: ich habe mir eingestehen müssen, daß die Triebfedern meines Adelshasses eigentlich verschlagene Eitelkeit und heimlicher Neid gewesen sind.

Auch Vater Treustein, der in religiöser Hinsicht vollkommene Toleranz predigt, will dieselbe auf Politik in der Gesellschaft nicht ausgedehnt sehen:

Anders als mit religiösen, steht es, geselligen Verkehr anlangend, mit politischen Spaltungen. Diese führen entschieden zu persönlichen, ja zu feindseligen Gegnerschaften, weil sie in den Lauf irdischer Angelegenheiten störend, gewaltsam eingreifen. Der friedliebendste, monarchisch gesinnte Staatsbürger kann beim besten Willen unmöglich Freundschaft halten mit einem Menschen, welcher sich unausgesetzt bemüht, seine destructiven Theorien ringsher zu verbreiten und seine oberflächliche Lehre von phantastischen, unhaltbaren Staatseinrichtungen der gedankenlosen Masse einzuimpfen. Mag jener nun ein böswilliger Egoist und Intriguant, mag er ein reiner edler Idealist sein, die Sache bleibt dieselbe: immer will er verstören, niederreißen, um — Experimente zu machen. Das geht ans Lebendige. Dagegen stellt sich mit aller Kräfte Aufgebot, wer sein Eigenthum, seine Rechte, seine Anhänglichkeit und Treue nicht zu höchst ungewissen Experimenten hergeben will. Und der Krieg ist erklärt.

Duelle, Selbstmorde und andere Vorgänge, welche in der Handlung des Romans selbst eine Hauptrolle spielen, geben ebenfalls zu allerlei Reflexionen Veranlassung.

Ueberhaupt ist „Haus Treustein" der am meisten reflectirende Roman Holtei's. Die Handlung scheint mehr der Reflexionen wegen erfunden, als daß sie um ihrer selbst willen da wäre. Holtei fühlte das Bedürfniß, sich über die verschiedensten Zeitfragen auszusprechen, und erfand sich dazu eine Fabel, die indeß nicht immer die Gedankenrichtung des Autors scharf ausprägt. Text und Bild stimmen nicht immer zusammen. Die Fabel des Romans könnte Spielhagen erfunden haben, um ein abschreckendes Bild von den Zuständen des deutschen Adels zu geben — nur das wohlwollende, mild lächelnde Antlitz des alten Herrn ist eine echt Holtei'sche Vignette.

Die Vorzüge des liebenswürdigen Erzählers verleugnen sich auch in diesem Roman nicht. Er schreibt frisch von der Leber weg, mit Natürlichkeit und Ungezwungenheit, ohne irgendwelche Ansprüche auf eine künstlerische Haltung zu machen, mit großer Vorliebe für das provinziell Volksthümliche, als unverwüstlicher Schlesier from top to toe. Diese

Naturwüchsigkeit des Holtei'schen Stils hat eine Waldfrische, an der man sich erfreut, wenn man auch bisweilen durch Gestrüpp und über etwas unebene Pfade kriechen muß. So haben auch seine Schilderungen von bekannten Gegenden und Menschen etwas traulich Anheimelndes! Das Riesengebirge und die Wanderung des jungen Barons über dasselbe werden uns anmuthend geschildert. Dagegen sind die orientalischen Reiseskizzen, wenn auch sachgetreu entworfen, doch ohne glühendes exotisches Colorit.

Von den einzelnen Partien des Romans selbst möchten wir den idyllischen den Vorzug geben. Daß ihm diese besonders gelingen, ist eine Eigenthümlichkeit, welche Holtei mit dem Altmeister Jean Paul gemein hat, dessen Sentenzen und Streckverse er aus ihrem ungereimten Zustande erlösend in Reime gebracht. Die Idylle des Försterhäuschens ist voll Waldduft; wie der böhmische Förster, ein gewiß nach der Natur gezeichnetes Original, so werden uns auch sein Hund Schlieferl, die andern Mitbewohner des Häuschens, Gokel und Füchsel, mit ihren Seelenstimmungen treulichst abconterfeit; die Liebe Otto's zu Herminen belebt die idyllische Staffage, ein Nachbild jener Liebe Herbert's zu Herminens Mutter Kathi, die uns im ersten Theile nicht minder traulich geschildert wurde. Auch Fideel, der nur zuweilen ins Triviale und „Eselsfresserische" verfällt, schließt sich diesen Naturkindern würdig an.

Was dagegen die Scenen aus dem high-life betrifft, so erscheinen sie romanhaft auf die Spitze gestellt. Namentlich verhalten wir uns skeptisch gegenüber einer so extremen Natur wie der heißblütigen Vollblutsanna, wir glauben, daß den schreienden Widersprüchen, die in diesem Charakter liegen, doch zu sehr das einigende Band fehle. Der griechisch-jüdische Jüngling Alexis ist eine anziehende Gestalt, in welche Holtei alles hineingeheimnißt hat, was in ihm von Sympathien mit modernen Bestrebungen vorhanden ist. Doch erwähnten wir schon, wie sein tragisches Ende nicht zu dem Charakter stimmen will. Selbst wer Grund hat, zum Selbstmörder zu werden, wird deshalb nicht sich seine That in der empörenden Form eines amerikanischen Duells von verächtlichen Gegnern dictiren lassen. Er sanctionirt damit ein auf die abschreckendste Spitze getriebenes Vorurtheil. Und das ist ein unwürdiges Ende für einen Helden, den uns der Dichter darstellt als von freisinnigen und edeln Tendenzen beseelt. Oder soll es eine Ironie im Stil der romantischen Schule sein, daß dieser „Freigeist", nachdem ihn die Leidenschaft zu einer schönen Gräfin berauscht hat, ein mehr als junkerliches Ende findet?

Dagegen ist das Erscheinen des jüngern, verstoßenen Sohnes, der als Ehrenretter des Vaters auftritt, von echt dramatischer Wirkung; mehr melodramatisch indeß die Besserung des schlimmen Eberhard, seine Sehnsucht nach dem grünen Walde und andere Sentimentalitäten, von denen er auf dem Krankenlager und vor seinem seligen Ende heimgesucht wird. Es ist liebenswürdig von dem Dichter, daß er seine Sünder nicht untergehen läßt ohne Reue und Buße; doch solche hartgesottene Charaktere, wie dieser Eberhard, wären von Shakspeare nicht christlich erlöst, sondern ihrer Verstocktheit und dem Teufel dauernd überlassen worden.

Le style c'est l'homme — das gilt von Holtei's Stil in hohem Maße. Es ist der Stil behaglichen Plauderns, wir schlendern mit dem Dichter durch seine Werke. Auch wo sich der Stoff zu tragischer Höhe erhebt, verschmäht es der Stil, pathetische Mienen anzunehmen oder sich künstlerisch herauszuputzen; ja es gibt Stellen in dem Roman, in denen die Prosa fast allzu prosaisch wird und in ein ganz haltungsloses Bummeln verfällt. Im ganzen aber hat dieser salope Stil doch etwas Originelles und Unnachahmliches. Immer und überall begegnen wir dem alten Holtei, einem vielerfahrenen Lebenswanderer und Literaturveteranen, wie er uns aus der Fülle seiner Erlebnisse heraus allerlei anziehende Geschichten in Ernst und Scherz vorplaudert, alles aus der Tiefe eines reichen Gemüths beleuchtet und verbrämt mit Lehren der Weisheit, denen wir willig lauschen, selbst wenn diese Weisheit nicht die unserige ist. **Rudolf Gottschall.**

Speculative Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Haben wir uns im Bisherigen durchaus auf dem festen Grunde der durch Kant sichergestellten Speculation und in Discussionen bewegt, welche diesen Grund als unerschütterlich voraussetzen, so führt uns hingegen Heinrich Czolbe in der Schrift: „Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegensatze zu Kant und Hegel" (Nr 3), außerhalb festen Landes, wo wir den Boden fortwährend wankend unter unsern Füßen finden, wie wenn wir bei unruhiger See zu Schiffe stiegen. Denn was hier für festen Grund erklärt wird, sind die ewig flutenden Ströme und Wirbel einer niemals Wort haltenden sinnlichen Erscheinungswelt. Der Verfasser hat sich bisher durch seine tapfere Vertheidigung materialistischer Ansichten bei Gleichgesinnten einen nicht geringen Namen erworben. Es zeugt daher von einer gewissen anerkennungswerthen Selbstverleugnung, wenn er eine neuerdings in seinen Ansichten vorgegangene Aenderung hier mit völliger Offenheit zur Beurtheilung gibt, und bei dieser Gelegenheit selbst mit als Kämpfer gegen den Materialismus auftritt, in einer Weise freilich, welche, mit dem Auge des Idealisten angesehen, nur eine geringfügige Abweichung von seinen frühern Ansichten in sich schließt. Bekennt er doch auch selbst, daß der Keim der hier vertheidigten neuen Weltansicht, durch welche er glaubt in dem Urwalde der Speculation einen bisher noch nie betretenen Weg zur Lösung des Kant-Hegel'schen Problems gefunden zu haben, schon in der von ihm im Jahre 1855 herausgegebenen Schrift „Neue Darstellung des Sensualismus" gelegen habe. Denn schon damals habe er erklärt, die ursprüngliche Entstehung der zweckmäßigen Organismen allein aus physikalischen und chemischen Vorgängen nicht begreifen zu können. Indem er deshalb die organische Form für etwas Elementares oder Anfangloses, Ewiges, und damit auch die Ewigkeit der ganzen

Weltordnung annehmen mußte, sei er nach dieser Richtung hin schon damals über das Erklärungsprincip des Materialismus weit hinausgegangen. In gegenwärtiger Schrift erklärt er nun, auch noch dazu von dem Irrthum zurückgekommen zu sein, daß sich aus der Materie Empfindungen und Gefühle ableiten lassen, und unternimmt zu beweisen, daß 1) die allein als undurchdringliche, bewegte Ausdehnungen zu betrachtenden Atome, 2) die daraus zusammengefügten zweckmäßigen Formen, zu denen namentlich die Organismen gehören, und 3) eine diese Körperwelt durchdringende, aus Empfindungen und Gefühlen bestehende Weltseele die drei zwar mechanisch zusammenhängenden, aber doch scharf getrennten, ewig nebeneinander bestehenden Theile der Welt seien, die sich in keiner Weise auseinander entwickelt haben oder entwickeln. Wir wollen diese drei Theile der großen Weltmaschine etwas näher ins Auge fassen.

Der erste Theil der Welt ist die Materie. Aus speciellen Wahrnehmungen und Vorstellungen schließen wir auf eine aus Atomen zusammengefügte Körperwelt. Es gibt nämlich nach Czolbe's Theorie zwei Arten von ursprünglicher Ausdehnung. Die erste ist der leere Raum mit den Eigenschaften der Unendlichkeit und Durchdringlichkeit. Die zweite Art sind die Atome mit den Eigenschaften der Begrenzung, Untheilbarkeit und Undurchdringlichkeit, dabei der gegenseitigen Anziehung und Abstoßung. Die Ausdehnung der Atome ist an ihnen nicht Eigenschaft, sondern selbst ihre Substanz, und ebenso beim unendlichen Weltraum. Der Weltraum ist ursprüngliches Ding an sich selbst, der ewige geometrische Universalkörper. Das Verlangen gewisser Naturforscher und Philosophen nach absoluter Theilbarkeit der Atome, nach einem Substrate ihrer Eigenschaften, nach Kräften als Ursachen ihrer Bewegung, ihrer Krystallformen und chemischen Verwandtschaften, endlich nach einer Entstehung der Atome wird als eine maßlose Ungenügsamkeit des Verstandes, gewissermaßen als ein unsittliches Verlangen abgewiesen. Dieser Punkt ist wichtig. Denn er charakterisirt von Grund aus Czolbe's Polemik gegen Kant, Hegel und die Idealisten überhaupt. Diese ist nur selten eine directe oder dialektische, fortwährend und unausgesetzt hingegen diese indirecte, moralische. Czolbe leugnet nämlich durchaus nicht, daß man durch ein tieferes Nachdenken über alle diese Dinge nothwendig und unvermeidlich in den Idealismus gerathe, sondern eben darum, weil dieses nicht zu vermeiden ist, verbietet er an diesen Punkten das Nachdenken als eine unsittliche Vermessenheit des menschlichen Geistes, ähnlich wie einst die Athenienser dem Anaxagoras verboten, über die Natur der Sonne zu grübeln, oder wie jenes dadurch berühmt gewordene alte Weib dem stolpernden Thales den weisen Rath gab, er möge statt der Gestirne am Himmel lieber das beobachten, was vor seinen Füßen sei. Hoffentlich wird sich die moralische Bußpredigt des wie es scheint etwas gealterten Verfassers keiner größern Wirksamkeit zu erfreuen haben, als solche gutgemeinte Predigten in dieser verdorbenen Welt gewöhnlich zu haben pflegen.

Obgleich nun zwar hier aus diesem substantiellen Leeren mit den Atomen (gleichsam dieser großen Kumme mit Erbsen) nicht, wie bei Demokrit, alle Vorgänge in der Welt abgeleitet, sondern hierzu noch zwei andere ideelle Welttheile mit eingeführt werden, so wird doch die atomistische Mechanik mit ihren Erklärungswegen als der allein gültige und übergreifende Gesichtspunkt auch für alles übrige erklärt. Die Atomistik bleibt sozusagen herrschende Königsgewalt. Den beiden ideellen Kammern wird nur so viel Spielraum abgewogen, als sie haben dürfen ohne die Besorgniß zu erregen, daß ihre Bewegungen ins Destructive und Unsittliche ausarten könnten.

Das Uebergreifende der Atomistik über die beiden andern Welttheile besteht darin, daß auch in ihnen nur allein auf mechanischem Wege oder nach Analogien aus der Mechanik erklärt werden darf. Der Grund einer so harten Polizeimaßregel ist, daß der Zusammenhang der Veränderungen und ihrer Bedingungen in der mechanischen Wahrnehmungsgruppe ein durchaus begreiflicher und vollkommen klarer sei, was man von den Veränderungen und ihren Bedingungen in den andern Welttheilen nicht ebenso rühmen könne. Weil nun aller unleugbare Fortschritt in der Erkenntniß der Zusammenhänge der Welt (nämlich auf mechanischem Gebiete) einzig und allein in der Anwendung und immer weitern Ausdehnung des mechanischen Erklärungsprincips bestanden habe, so dürfe man mechanisches und absolut klares Denken für identische Begriffe ansehen und, da Klarheit des Denkens das Ziel aller Erkenntniß sei, das mechanische Princip auf alle Verhältnisse, auch die geistigen, anwenden und es zum Grundprincip für die gesammte Welterklärung machen.

Es ist nicht zu verkennen, daß nach dieser Denkweise von vielen sogenannten Gebildeten noch immer geschlossen wird. Auf wie schwachen Füßen dieselbe steht, merkt man am besten, wenn man sie an andern ähnlichen Beispielen prüft, wie z. B. am folgenden: Mein Hausthürschlüssel schließt vortrefflich; meine Schrankschlüssel sind beide im Schloß verdreht und unbrauchbar. Weil nun der Zweck aller Schlüssel ist, die Schlösser wirklich zu öffnen, mein Hausschlüssel allein aber diesen Zweck vollkommen erfüllt, so folgt, daß ich auch die Schränke mit keinem andern Schlüssel zu öffen habe als mit dem Hausthürschlüssel.

Auf solche Weise darf man nicht schließen. Denn nicht alles läßt sich mit denselben Mitteln erreichen. Zum Graben braucht man den Spaten, welcher zum Schreiben untauglich ist; zum Schreiben die Feder, welche nicht zum Graben taugt. Einiges kann man nur durch die Wage, anderes nur durch das Maß oder die Zahl bestimmen. Man kann die Länge des Wegs nicht wägen, wol aber messen; man kann das Gewicht des Körpers nicht messen, wol aber wägen. „Erbsen kann man nicht haspeln" lehrt ein altes Schulbuch. Die gebildetere Schulregel sagt: Man soll jedes Wissensgebiet aus sich selbst erklären, und nicht Erklärungsgründe aus disparaten Gebieten gewaltsam zuziehen. Andere Lebensgebiete außer dem mechanischen anerkennen, und dennoch in allen nur allein nach mechanischer Methode erklären wollen,

heißt mit der linken Hand wieder nehmen, was man eben mit der rechten gegeben hat.

Der zweite Theil der Welt sind die zweckmäßigen Formen. Das Leben der Organismen sei durch die Form einer zweckmäßigen Zusammenfügung ihrer Theile bedingt, und diese Form zwinge wegen der Unbegreiflichkeit ihrer ursprünglichen Entstehung zur Annahme der Ewigkeit der ganzen Weltordnung. Unter diesem Ausdrucke wird verstanden, daß das Zellenleben der organischen Wesen nicht soll aus der unorganischen Natur hervorgegangen sein, sondern daß die Urzellen mit den Atomen die gleiche Ursprünglichkeit und Ewigkeit theilen sollen. Bei diesem Thema wendet sich die Rede gegen Virchow, welchem darin ein Widerspruch vorgeworfen wird, daß er einerseits festhalte am Satze: „Omnis cellula e cellula", andererseits annehme, daß die ersten Zellen entstanden seien durch ein Freiwerden besonderer, die Atome beherrschender Formgesetze, welche früher latent waren, aber unter gewissen exceptionellen Bedingungen und Verhältnissen der Erdbildung frei wurden. Diesen Gedanken erklärt der Verfasser für unverständlich und darum unhaltbar. Uns scheint Virchow's Gedanke ganz einfach und verständlich zu sein unter Voraussetzung latenter Kräfte, welche, sobald die erforderlichen Vorbedingungen dazu gegeben sind, als beherrschende Principien innerhalb der Materie frei werden und nach höherm Gesetze das, was zuvor die herrschende Hauptsache war, zur dienenden Nebensache herabsetzen. Die Gesetze sind zwar ewig und unentstanden, treten aber nicht auf simultane, sondern auf successive Art in Wirksamkeit oder in Kraft.

Der Unglaube, daß im Universum aus dem Unorganischen das Organische nicht sich habe hervorentwickeln können, ist eine leere hypochondrische Grille. Sehen wir doch auf allen höhern Lebensstufen sich das Höhere aus dem Niedern allmählich hervorentwickeln, warum soll dieses denn nur gerade auf der untersten nicht möglich gewesen sein? Muß denn der Mensch, wenn er zur Welt kommt, nicht erst das Gehen, das Sprechen, sogar das Athmen lernen, warum soll denn die Erdrinde nicht die Zellenproduction gelernt haben? Waren denn die Eisenbahnen und Telegraphen von Ewigkeit her auf der Erde? Hat die Natur nicht auch diese ebenso gut wie die Zellen erst spät hervorgebracht? Warum nicht? Etwa weil der Mensch sie hervorbrachte? Gehört denn dieser nicht mit zur Natur? Und ist das, was dieser hervorbringt, nicht ebenso gut von der Natur hervorgebracht wie alles andere? Wo war im Alterthum die Kant'sche Philosophie? Ohne Zweifel existirte sie auch damals schon. Ich sage mehr: sie existirte, bevor Menschen auf Erden waren. Denn sie ist der unentstehbare und unvergehbare Bau der ewig nothwendigen Gesetze des Denkens und Seins. Und doch war sie im Alterthum auf Erden nirgends zu finden. Warum soll es denn nicht auch auf Erden eine Zeit haben geben können, wo die ewigen Gesetze des Zellenbaus nur allein dort vorhanden waren, wo ihre ewige Heimat ist, in der Geometrie der ewigen Vernunft, ohne daß auf Erden darum auch nur eine einzige Zelle zur Wirklichkeit zu kommen brauchte?

Der dritte Theil der Welt soll in den im Raume verborgenen Empfindungen und Gefühlen bestehen, und dieser Theil wird die Weltseele genannt, von welcher die Menschenseele einen integrirenden Theil ausmachen soll. Die letztere soll nämlich bestehen in der Summe der durch Gehirnthätigkeit bedingten, aus Empfindungen und Gefühlen der Weltseele sich zusammenfügenden und in derselben wieder verschwindenden Mosaikbilder. Durch Bewegungen des Gehirns von bestimmter Geschwindigkeit und Intensität soll theils das Gleichgewicht der Empfindungen und Gefühle, theils die Störung dieses Gleichgewichts hervorgebracht werden. Dabei wird angenommen, daß die Gefühle und Empfindungen bei ihrem Gleichgewicht sich paralysiren und im Raume verschwinden, und bei der Störung ihres Gleichgewichts aufs neue im Raume hervortreten. Diese Hypothese ist gebildet nach Analogie der mechanischen Thatsache, daß antagonistische Bewegungen bei ihrem Entgegenwirken im Raume verschwinden, obgleich sie dabei in ihrer gegenseitigen Spannung unsichtbar fortbestehen. So sollen auch unter ähnlichen Umständen die Empfindungen und Gefühle für das Bewußtsein verschwinden können, obgleich sie dabei im Weltraum als mechanische Spannungen fortbestehen. Uebrigens sollen die Störungen des Gleichgewichts der Weltseele durch die störenden Bewegungen im Gehirn nicht blos in dem geringen Umfange des Gehirns stattfinden, sondern sich von dieser kleinen Stelle aus weit in der Weltseele verbreiten oder nach außen projicirt werden können, ähnlich wie ein Stein, ins Wasser geworfen, das Gleichgewicht desselben nicht blos an der Berührungsstelle stört, sondern der Anstoß desselben in concentrischen Wellen sich weiter ausbreitet, oder sowie mit einer kleinen lebendigen Kraft eine große Spannkraft ausgelöst werden kann. Die gewaltige Größe des Sehfeldes beim Sehen sowie auch des Tonraums beim Anhören von Musik im Verhältniß zu den ungemein kleinen gereizten Stellen im Verlaufe des Seh- und Hörnerven sollen hierdurch ihre Erklärung finden.

Daß es eine zwiefache Art der Raumerfüllung gibt, eine psychische und eine physikalische, ist der Erfahrung gemäß, und in diesem Punkte kann sich der Idealist daher mit dem Verfasser nur einverstanden erklären. Ein großer Unterschied ist aber dabei außer Augen gelassen, nämlich der, daß die psychische Raumerfüllung in den Raum von seiner Unendlichkeit aus, nämlich vom Bewußtsein her, eindringt, was bei der physikalischen Raumerfüllung keineswegs der Fall ist, und womit daher auch alle mechanischen Vergleichungspunkte zwischen der einen und der andern wegfallen. Jede bewußte Person faßt die Totalität des Weltraums in sich. Jede ist um so viel größer denn der Raum, als der feste Begriff des Weltalls in ihrem Bewußtsein größer ist denn das fluctuirende Bild der denselben vergeblich auszufüllen strebenden Einbildungskraft. Weil der Verfasser diesen Umstand infolge seines falschen Begriffs vom Weltraum als einem

universellen Urkörper übersehen mußte, schmolz die ganze Seele ihm damit zu einer bloßen Summe von Mosaikbildern zusammen. Die arme Seele! Und wo bleibt der Geist? Ist hier irgendwo Geist anzutreffen?

Dieses zwar nicht, indessen ist dem Verfasser zuzugestehen, in diesem neuen Systeme seinen ehemaligen Materialismus glücklich überwunden und, vorausgesetzt daß dieses seine Absicht war, dieselbe vollkommen erreicht zu haben. Nur in einem einzigen Punkte erklärt er mit seinem überwundenen Standpunkte noch fortwährend übereinstimmen zu müssen, im Punkte einer vollkommenen Zufriedenheit mit der natürlichen Welt, welche ihm als moralische Verpflichtung und Ehrensache, als nothwendiger Bestandtheil wahrer Frömmigkeit und wahren Glücks erscheint. Diese vollkommene Zufriedenheit mit der natürlichen Welt involvirt aber nach seinem Dafürhalten eine so harte Pflicht, daß ihre Befolgung uns leicht alle Lust am wahren Glücke verleiden dürfte, die harte Pflicht, aus unserm Denken alles das auszuschließen, was zur Annahme einer übernatürlichen zweiten Welt führen könnte. Und wozu nur diese harte Maßregel? Sie ist unerlaßlich, behauptet er. Denn: die Unzufriedenheit mit dieser Welt, das Bedürfniß nach einer übernatürlichen fallen unter den Begriff der Unmäßigkeit, mindestens der Ueberschwenglichkeit, fast auch der Unbescheidenheit und Undankbarkeit, sodaß das Fundament der spiritualistischen Philosophie als ein moralischer Fehler bezeichnet werden muß. Als Analogon der theologischen Sünde wider den Heiligen Geist darf man ihn Sünde gegen die Weltordnung nennen. Ferner kann der idealistische Standpunkt dazu verleiten (fast sträubt sich die Feder es niederzuschreiben), Unglücklichen nicht hier zu helfen, sondern dieselben auf den Himmel zu vertrösten, wie die Erwartung einer zweiten vollkommenern Welt überhaupt daran hindern kann, schon hier Vollkommenheit zu erstreben. Insbesondere gehört der Kant'sche Spiritualismus (das ist nur allzu wahr!) zu denjenigen Ansichten, welche zur Annahme einer unsterblichen Seele und einer zweiten Welt führen können. Solche dem sittlichen Ideale der Zufriedenheit mit der einen natürlichen Welt widersprechende und den moralischen Fehler der Unmäßigkeit und Unzufriedenheit implicirende Annahme entschieden auszuschließen, ist daher moralische Pflicht und Ehrensache. Dieses sind die Grundzüge, in denen der Verfasser sein religiöses Glaubensbekenntniß formulirt.

Das religiöse Gefühl flüchtet sich oft in seltsame Schlupfwinkel. Und der lahme Vogel mit gebrochener Schwinge bildet sich gar zu gern ein, daß der behende und schwebende Flug seiner Kameraden bei ihnen nur entweder eine organische Krankheit oder ein moralischer Fehler sei. Diesen Trost darf man ihm gönnen, er würde ja sonst das höchste Gut, das er überhaupt kennt, die Zufriedenheit mit der natürlichen Welt und seinem eigenen Zustande darin, verlieren und wol gar noch selbst (horribile dictu) zum Idealisten werden. Dieses Herzeleid wollen wir ihm doch nicht anwünschen, zumal da seine Polemik gegen Unsterblichkeit und zweite Welt doch auch nur, bei rechtem Lichte besehen, allein gegen das geht, was Vernunft und Philosophie über diese Gegenstände nach blos menschlichen Kräften muthmaßen, keineswegs aber gegen das, was durch göttliche Offenbarung darüber feststeht, wie aus folgender Stelle auf S. 276 auf das deutlichste hervorgeht:

> Daß im Vergleich zu sämmtlichen philosophischen Systemen und zu andern Kirchen und sittlichen Verbrüderungen die christliche Kirche heute und noch für lange Zeit theoretisch und praktisch das Beste ist und sein wird, was die Menschheit zur Befriedigung des religiösen und tiefern philosophischen Bedürfnisses besitzt: diese Ueberzeugung steht ebenso wenig mit dem Atheismus des Verfassers dieser Schrift im Widerspruch wie seine aufrichtige Ehrerbietung bei persönlichen Berührungen mit der Kirche, von denen sich ein ihm einst in dem ewigen Rom gewährter wohlwollender Empfang und Segen des Vaters aller Katholiken, des ehrwürdigen Pius IX., als unvergeßliche Erinnerung hervordrängt. Die soeben von Rom ausgegangene „Encyclica", welche in 80 Sätzen die naturalistische Philosophie verdammt, hat meine Sympathie für die erhabene Organisation der katholischen Kirche nicht verlöscht.

An Naturalisten dieses frommen Schlags, die sich so artig für gnädige Strafe zu bedanken verstehen, darf Pius IX. wol mit Recht seine Freude haben, im erquicklichen Gegensatze zu jener feindseligen Idealistenrotte des jungen Italien, welche ihm mit ihrem enthusiastischen und patriotischen Eifer das Leben so überaus sauer macht. Ja wäre unser theurer Luther nur auch so ein zahmer, mit der natürlichen Welt zufriedener Naturalist gewesen wie der sanftmüthige Czolbe, so säßen wir alle wol heute noch behaglich im Schose der alleinseligmachenden Kirche. Aber der Unvorsichtige ließ sich hinreißen zur Unzufriedenheit mit der natürlichen Welt, und die leidige Folge davon ist gewesen der Idealismus der Kant'schen Philosophie, der nun aber auch gar nichts mehr beim alten lassen will, sondern die Köpfe nur immer unzufriedener und rebellischer macht.

Karl Fortlage.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Unsere Blätter haben an **August Henneberger**, Professor in Meiningen, welcher am 4. August in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre verstarb, einen langjährigen und geschätzten Mitarbeiter verloren. Heimisch auf jedem Gebiete der ältern Literaturgeschichte, hatte er seine besondere Aufmerksamkeit der Entwickelung des modernen Dramas zugewendet. Seine Schrift: „Das deutsche Drama der Gegenwart" (1853), zeichnete sich durch eine unparteiische Kritik der modernen Dramatiker aus und bewährte dabei eine durchaus maßvolle Haltung, welche sich ohne Ueberhebung mit Liebe ihrem Stoffe hingibt. Er wandte sich gegen die Kritiker, welche eine dramatische Literatur der Gegenwart überhaupt sich anzuerkennen weigern; aber auch gegen die Poeten, welche sich rühmen, weit besser zu sein als die Väter. Die Charakteristiken von Hebbel, Prutz und den andern damals hervorragenden Dramatikern behaupten noch heutigentags ihren Werth. Seitdem hat Henneberger oft in d. Bl. Heerschau abgehalten über die junge nachdrängende dramatische

Literatur — und die Autoren selbst, über die er zu Gericht gesessen, werden ihm ohne Zweifel das Zeugniß ablegen, daß er dies stets mit warmer Anerkennung jedes berechtigten Strebens gethan hat.

Unsere politische Lyrik ist noch immer nicht verstummt. Die glänzenden Siege der preußischen Waffen und die energische Benutzung derselben von seiten der Diplomatie haben Thatsachen geschaffen und Hoffnungen erweckt, welche die Friedensfreunde bei dem Beginn des zerrüttenden, aber mit beispielloser Schnelligkeit und Kraft geführten Kriegs nicht glaubten hegen zu dürfen. Zwar ist der provisorische Nothbau des Nord- und Süddeutschen Bundes dem Anschein nach wenig geeignet, poetische Begeisterung zu erwecken; doch die Poesie klingelt rascher zur Weiterfahrt von dieser Zwischenstation, als der Diplomatie lieb ist, die nothgedrungen auf ihr verweilen muß. Die gewaltige Stärkung der preußischen Macht ist die sicherste Bürgschaft deutscher Einheit, mag sie sich früher oder später verwirklichen, und es ist doch nicht blos die Anschauung der Poeten, daß die vom frankfurter Parlament friedlich im Jahre 1849 angebotene Kaiserkrone jetzt von Preußen auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866 erobert worden ist. Etwas Prophetie muß man den Dichtern übriglassen, damit sie ihrem lateinischen Namen vates einige Ehre machen und ihre poetischen Ergüsse nicht nach dem Maßstabe der oft nothgedrungen auf der Tagesordnung stehenden diplomatischen Lösungen messen. Als poetischer Vertreter des neuen Kaisergedankens tritt zunächst der Dichter jenes Liedes „Dem König von Preußen" auf, welches zuerst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt war und als dessen Verfasser man anfangs Emanuel Geibel nannte, obschon die blitzscharfe und nicht durchweg geibelisch geglättete Form auf einen andern Dichter rathen ließ. So wird denn neuerdings, jedenfalls mit größerm Recht, Franz Dingelstedt als der Dichter dieses, mit dem Motto „Caesarem salutant morituri" eingeleiteten Königsliedes bezeichnet. Die augsburger „Allgemeine Zeitung" meint, daß dies Gedicht das dritte bilde zu zwei bekannten Dichterapostrophen an einen Preußenfürsten, von Platen und von Herwegh. Sie vergißt dabei Friedrich Hebbel, dessen Gedicht an „König Wilhelm" einer der letzten lyrischen Ergüsse dieses Poeten war und an Gedankenwucht nicht hinter seinen bessern zurücksteht. Das Lied Dingelstedt's beginnt mit den Versen:

Du hast's erreicht. In dreißig Tagen
Hast du den dreißigjähr'gen Krieg
Und dreißig Herrn aufs Haupt geschlagen:
Um hohen Preis ein Pyrrhus-Sieg!
Denn wähne nicht, daß nun vollendet
Dein Werk; du stehst noch fern vom Ziel;
Verloren, wenn es also endet,
Und nicht gewonnen ist das Spiel.

Um Deutschlands willen ward's begonnen:
Doch wo ist Deutschland? — Sieh dich um!
Es liegt zerrissen und zerronnen,
In letzten Zügen, grabesstumm.
Gleichwie aus Einer offnen Wunde
Zum tauben Himmel schreit sein Weh:
Schlug wirklich meine letzte Stunde?
Wirklich „finis Germaniae"?

Die heil'ge Krone Karl's des Großen,
Die Habsburg thöricht von sich warf,
Ob sie, zerstückt, in Staub gestoßen,
Vor deinen Augen sinken darf?

Und schließt mit den Strophen:

Es gähnt ein Spalt zu unsern Füßen,
Tief, unentrinnbar, schauerlich;
Nur du vermagst es, ihn zu schließen —
Held Curtius, Roma harrt auf dich!
O stürz' in voller Rüstung Glanze,
Mit deines Helmes goldnem Schein,
Mit deinem frischen Lorberkranze
Dich opfernd in den Spalt hinein!

Noch einen Sieg, den allerschwersten:
Der Sieger überwinde sich;
Dann nennt die Welt Wilhelm den Ersten
Und Wilhelm den Erobrer dich;
Wag's, um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn!
König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!

Einen ähnlichen Gedanken behandelt, in der Einkleidung der deutschen Volkssage, der Herausgeber d. Bl. in seinem

Kyffhäuser Thronlied.

Dort im kyffhäuser Berge
Athmet der Kaiser schwer,
Erwacht und schickt die Zwerge
Auf Kunde rings umher.

Und im krystallnen Saale
Umblickt er träumerisch;
Bald wächst zum dritten male
Der Bart ihm um den Tisch.

Da kehren heim die Knaben:
„O Herr, es ist kein Trug!
Die nimmermüden Raben,
Sie halten ein im Flug."

Ein Rollen in den Schlünden,
Ein mächtig Sturmeswehn!
Was will der Berg verkünden?
Welch Wunder ist geschehn?

Da tritt herein ein Wandrer:
„Wach' auf aus deinem Traum!
Den Heerschild hing ein andrer
An Deutschlands dürren Baum.

Ein heldenhaft Erkühnen
Hat dich vom Bann befreit;
Der Baum beginnt zu grünen,
Es kommt die bessre Zeit.

Aus thränenwerthen Siegen,
Aus wilder Flammen Brand
Ist sie emporgestiegen
Dem deutschen Vaterland.

Der Aar mit blut'gen Fängen
Erschreckt die Völker noch.
Will er sie grausam drängen
In ein gewaltsam Joch?

Sind matt vom heißen Ringen
Mit ihm nicht Süd und Nord?
Trieft nicht von seinen Schwingen
Herab der Brudermord?"

Da ruft der Barbarossa
Mit lauter Stimme Schall;
Im unterird'schen Schlosse
Tönt seltner Widerhall:

„Mögt ihr den Kampf beweinen,
Hell flammt des Sieges Preis;
Das Reich gehört dem Einen,
Der's zu beschirmen weiß.

Das Reich gehört dem Starken,
Der alle Feinde schreckt,
Und der die fernsten Marken
Mit seinem Schwerte deckt.

Ihr mögt, ihr Fürsten, thronen,
Auf friedlich Glück bedacht,
Wenn über euern Kronen
Die größ're Krone wacht.

Den deutschen Völkern allen,
Bewährt so heldenhaft,
Mag Eine Fahne wallen
Und sammeln ihre Kraft.

Was auch der Aar erraffe
Im wilden Kriegesspiel:
Der Blitz ist seine Waffe,
Die Sonne ist sein Ziel.

Einst reisen allerwegen
Nur Freiheit, Licht und Recht
Und Macht und Glanz und Segen
Dem kommenden Geschlecht.

Jetzt steigt aus blut'ger Taufe
Empor der Kaiseraar;
Dem Zollern reicht der Staufe
Sein glorreich Banner dar!"

Da braust's wie Ungewitter,
Da stürzt die Wölbung ein;
Den Kaiser und die Ritter
Begräbt das Felsgestein.

In Trümmern liegt da drinnen
Das alte Reich umher;
Doch von des Berges Zinnen,
Da flammt's: Vom Fels zum Meer!

Wie sich die Zustände des deutschen Theaters in dieser Uebergangsepoche gestalten werden, ist zunächst eine offene Frage. Die Hoftheater in Hannover, Kassel und Wiesbaden haben, nach der Annexion dieser drei deutschen Staaten, als solche aufgehört zu existiren. So einseitig die Verwaltung dieser Bühnen war (obgleich Wiesbaden im letzten Jahre unter der dramaturgischen Leitung Hermann von Bequignolles' einen erfreulichen Aufschwung genommen hat), so ist doch der Verlust so reichdotirter Bühnen jedenfalls ein Verlust für die Kunst und dringend zu wünschen, daß dafür dem deutschen Theater, vielleicht durch eine in Norddeutschland durchgeführte Bühnenreform, ein entsprechender Ersatz geboten werde. An die Bühnen Wiens und Oesterreichs tritt jetzt, nachdem das äußere Band zwischen Deutschland und Oesterreich gelöst ist, um so dringender die Mahnung heran, das geistige Band durch Pflege deutscher Kunst und Wissenschaft um so fester zu knüpfen. Wir freuen uns, daß Emil Kuh in seinen „Burgtheaterstudien" im Feuilleton der „Presse" dieser Mahnung einen beredten Ausdruck gegeben hat. Mit Recht sagt er: „Wie die Ereignisse der jüngsten Zeit einen Abschnitt bilden im staatlichen Leben Oesterreichs, in der geistigen und nationalen Entwickelung der Deutschen dieses Reichs, so bezeichnen sie auch einen Wendepunkt entscheidender Art in der Entwickelung des Burgtheaters, eins der wichtigsten Culturinstitute unserer Stadt. Stärker denn je, ja so stark wie nie macht sich dem Burgtheater gegenüber die Forderung geltend: neben den künstlerischen Zielen das nationale festzuhalten, die Pflegerin deutscher Sitte und deutscher Bildung zu sein. Waren diese Verpflichtungen des Burgtheaters bisher in seiner rein künstlerischen Aufgabe stillschweigend mit eingeschlossen, so sind sie heute ein Zweck für sich geworden, dessen energische und vollständige Erfüllung eine Hauptbedingung des künftigen Bestandes der Hofbühne ist. Nun das nahe Verhältniß Deutsch-Oesterreichs zu Deutschland — und sei es auch nur ein Scheinverhältniß gewesen — aufgelöst ist, nun wir, wie es heißt, auf uns allein angewiesen sein sollen, nun thut es noth, daß wir jedes Band, auch das geringste, in Ehren halten, das uns mit dem deutschen Geiste verknüpft, daß wir jedes Wahrzeichen eifersüchtig hüten, welches die Unterschiede anzeigt, die uns von den uns umringenden fremden Völkerschaften trennen. Und ein bedeutsames Band in dem hervorgehobenen Sinne stellt das Burgtheater dar, ein heiliges Wahrzeichen, zwischen uns und den Slawen in Oesterreich aufgerichtet, veranschaulichen die Meisterwerke des Dramas, die wir aus unserer eigenen Fülle hervorgebracht, oder im innigen Wechselverkehr mit den Genien anderer Nationen in unser Verständniß aufgenommen haben."

Wenn nun Emil Kuh fortfährt, sich über die Blutvergiftung des Burgtheaters zu beklagen, es zu beschuldigen, daß es sich losgesagt habe von der Führerschaft deutscher Sitte und deutscher Bildung, daß pariser Gesellschaftsbilder und Satiren von Tag zu Tag unduldsamer das Repertoire beherrscht hätten, dieser Ausstellungsstücke der Mode und raffinirten Sinnlichkeit, daß die brandige Ehe, wie sie französische Dramatiker schildern, das Lieblingsthema des Burgtheaters der letzten Jahre gewesen sei und diese Bühne endlich einer glänzend eingerichteten Klinik geglichen habe, wo die zuckende Liederlichkeit secirt wird: so vergißt er dabei, welche nicht genug zu sühnende Mitschuld die wiener Kritik an dieser Richtung gehabt, eine Kritik, die mit wenigen Ausnahmen die Werke neuer deutscher, namentlich norddeutscher Dichter zersetzte, auf das schonungsloseste und ungerechteste mishandelte und der Direction des Burgtheaters jeden Anlauf zur Förderung deutscher Talente verkümmerte, während sie vor den französischen Genies katzenbuckelte und an ihre Werke mit größter Bewunderung und ehrfurchtsvollster Analyse ging, als ob sie lauter Schiller und Shakspeare vor sich hätte. Wir werden uns freuen, wenn hierin in Wien eine bessere Einsicht sich Bahn bricht, wenn die Schlacht von Königgrätz, welche die politische Scheidung zwischen Oesterreich und Deutschland zu einer Thatsache machte, für die geistige Annäherung der wackern deutschen Stämme Oesterreichs und Deutschlands selbst eine unabweisliche Anregung gegeben hat. Die Bühne kann darin viel thun, aber nicht ohne Unterstützung durch die Presse. In dem Artikel Emil Kuh's begrüßen wir einen erfreulichen Wendepunkt in den Grundanschauungen der wiener Feuilletonkritik.

Bibliographie.

Der Arzt als Giftmischer oder das Rechtsgefühl des Nicht-Juristen. Eine Criminalgeschichte. Basel. Gr. 8. 20 Ngr.

Augustinus, A., Bekenntnisse. Aus dem Lateinischen übersetzt von F. Merschmann. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Becker, A., Des Rabbi Vermächtniß. Roman in 3 Abtheilungen. 3te Abtheilung. Der Kabbalist. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bilder und Klänge aus Rudolstadt. In Volksmundart. 3tes Heft. 3te vermehrte Aufl. Rudolstadt, Scheitz. 16. 10 Ngr.

Bönneken, J., Kurze Geschichte des preußischen Feldzuges gegen Oesterreich und seine Verbündeten. In wahrheitsgetreuen Kriegsbildern dem preußischen Volke erzählt. Düsseldorf, Spaarmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Braubach, W., Denk-Reise in das unbekannte Jenseits oder das Leben nach dem Tode und die Selbstständigkeit der Seele, hergeleitet aus den Wirkungen des Chloroform. Nach einem Vortrag. Neuwied, Heuser. 12. 10 Ngr.

Dohm, H., Die spanische National-Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung nebst den Lebens- und Charakterbildern ihrer klassischen Schriftsteller und ausgewählten Proben aus den Werken derselben in deutscher Uebertragung. 6te bis 9te Lief. Berlin, Hempel. Lex.-8. à 10 Ngr.

Ducpetiaux, E., Die Schule ohne den Priester. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von G. Backhaus. Aachen, Hensen. 8. 6 Ngr.

Endemann, W., Was soll aus Kurhessen werden? Zur Verständigung an alle Kurhessen. Berlin, Steinthal. Gr. 8. 5 Ngr.

Fritsch, K. E. O., Für Wilhelm Stier. Zur Feier seines Gedächtnisses am 8. Mai 1866 im Verein „Motiv" gesprochen. Berlin, Beelitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hast du gelernt? und Wohl dem, dem seine Sünden vergeben sind. 2 Erzählungen bevorwortet von P. v. Nathusius. Halle, Fricke. 8. 22½ Ngr.

Der Herr ist meines Lebens Kraft. Mittheilungen aus dem Leben und Leiden zweier Schwestern. Aus dem Englischen frei übersetzt von v. K. u. v. B. Hannover, Schulze. Gr. 8. 25 Ngr.

Hesekiel, G., Preußische Hoch-Sommer-Zeit. Neue Kriegslieder. Berlin, Schweigger. 16. 10 Ngr.

Katsch, A., Unter dem Storchnest. Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Krüger, E., System der Tonkunst. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Linderer, E., Wie Oesterreich gebüppelt wird! Ein gemüthliches preußisches Faust-Spiel. Aus der Benedek'schen Maul-Art übertragen. Berlin, H. Müller. Gr. 8. 1½ Ngr.

Pfister, J., Christliche Confessionen und Secten. Kurze Charakterisirung derselben. Belp. Gr. 8. 9 Ngr.

Prais, Die Wahrheit in ihren Hauptzügen dargestellt. Leipzig, Förster u. Findel. 8. 1 Thlr.

Schmidt, J., Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Seydel, R., Logik oder Wissenschaft vom Wissen mit Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Theologie im Umrisse dargestellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.

Geharnischte Sonette aus Norddeutschland. Hamburg, O. Meißner. Gr. 16. 2½ Ngr.

Trebnitz, J. F., Für unser Heer! Preußisch-deutsche Lieder während des Krieges 1866 gedichtet. Breslau, Schletter. Gr. 16. 1 Ngr.

Wittstock, A., Geschichte der deutschen Pädagogik im Umriß. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 21 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 6. September 1866.

Inhalt: Essays und Studien. Von Rudolf Gottschall. — Neithardt von Gneisenau. Von Hans Prutz. — Reiseliteratur. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Anzeigen.

Essays und Studien.

1. Deutsche Charaktere. Von Gustav Kühne. Zum ersten male gesammelt. Vierter Theil. Die Romantiker und die Patrioten. Leipzig, Denicke. 1866. 8. 1 Thlr.

Die ersten drei Theile von diesen „Essays" Gustav Kühne's, welche den dritten bis sechsten Band seiner „Gesammelten Schriften" bilden, sind bereits früher in Nr. 24 d. Bl. f. 1865 besprochen worden. Der vorliegende vierte Theil führt uns in das 19. Jahrhundert, während in den vorausgehenden meist die Heroen des 18. Jahrhunderts charakterisirt wurden. Freilich kommt es bei vielen, welche diesseit und jenseit dieser säcularen Grenzscheide schöpferisch auftraten, wesentlich darauf an, nach welcher Seite hin der Schwerpunkt ihres Wirkens fällt. Und so mag von den hier gewürdigten Männern namentlich Jean Paul noch von dem 18. Jahrhundert mit einigem Recht reclamirt werden.

Gustav Kühne ist ein Essayist, bei welchem die Beredsamkeit über die Analyse überwiegt. Nicht als ob die letztere fehle, doch der Grundton dieser Studien ist ein warmer und begeisterter; es ist der Ton, den der Redner der Académie française anschlägt, der seinem Vorgänger auf dem Stuhl der Unsterblichen eine éloge hält; es ist der Ton der oraison funèbre. Mindestens wo es die Anerkennung der Vorzüge und Verdienste gilt, begnügt sich der Essayist nicht mit nüchternen Censuren, sondern er folgt dem Drange seines Herzens, das ihn zu schwunghafter Verherrlichung des Verherrlichungswerthen treibt. Keineswegs aber haben wir es mit salbungsvollen Kanzelreden zu thun, denen jedes attische Salz fehlt, oder mit Apotheosen, die wie mit schimmerndem Goldgewölk auch alle Fehler und Mängel verschleiern. Die Kritik kommt zu ihrem guten Rechte; doch es ist keine mismuthige, schadenfrohe Kritik, welche den geistigen Größen ein Bein stellt, um sie zu Fall zu bringen, es ist feine Dialektik, welche zeigt, wie Vorzüge und Fehler sich verschlingen, wie die letztern sich nicht loslösen lassen, ohne die ganze Eigenthümlichkeit der Erscheinung zu verwischen.

Kühne ist überhaupt ein Mann der Gesinnung; glatte Formenschönheit vermag ihn nicht zu bestechen, die Feuerwerke des Talents blenden ihn nicht; er sieht auf das Herz, er geht auf den Kern. Er selbst ist von echt patriotischem Feuer durchdrungen, und die Männer, die für das deutsche Vaterland mit Begeisterung wirkten, nehmen den vornehmsten Platz in seiner Walhalla ein.

In der ersten Nische derselben steht Jean Paul, den Heine den confusen Polyhistor von Baireuth und Frau von Staël den eingefleischten, wenn auch genialen deutschen Kleinstädter nannte. Kühne sagt:

> Wir rechtfertigen nicht gern und nicht ganz Heine's Wort über ihn. Aber dies Wort trifft den Künstler im Poeten Jean Paul, und ein Dichter will und soll auch Künstler sein, und als solcher nicht blos Musiker, auch Architekt. Ohne die aufgelöste Form seiner Werke können wir uns allerdings Jean Paul's Wesen gar nicht denken. Dann aber wird die Anklage zur Wehklage, und diese trifft dann nicht blos ihn, sondern, wenn er wirklich der Deutscheste der Deutschen, das Deutschthum selber in seiner Ohnmacht, sich aus Zerflossenheit und Verwilderung in feste, sichere, gesunde Form zu retten. Und wenn er als „genialer Kleinstädter" der deutscheste Dichter ist, so betrauern wir, daß in solchem Kuhschnappel, wie er am liebsten seine mannichfachen Krähwinkel nennt, das Beste und Tiefste vom deutschen Leben Gefahr drohte zu verkümmern. Er war tief, dieser Dichter, aber seine Tiefe grenzt ans Bodenlose. Er war groß, dieser deutsche Dichter, ob er schon keinen Vers machen konnte; seine Rede war schranken- und bandenlose Rhythmik, als nähme das Roß Pegasus sich am schönsten aus, wenn es durchgeht. Kein Dichter ist ohne Plastik denkbar, und doch schien Mutter Natur einmal in Jean Paul eine Ausnahme machen zu wollen. Aber auch wenn sich in ihm nur Dichtungen gestalten sollten, die rein als Musik zu nehmen wären, so halten seine Werke sogar auch selten die Form von Symphonien fest, sie geben, auch als Musik genommen, lieber nur Phantasien über ihr Thema, als daß sie dies Thema gestalten und erledigen. Zu Versen gehört nicht blos Ton-, sondern auch Baukunst. Jean Paul's Polymeter und Streckverse sind schäumend aufgelöste Dithyrambensprache ohne Maß, Form und Halt. Es ist viel Musik in seiner Prosa, aber er ist ein Musiker, der für die Singstimme nicht setzen kann, seine Orchesterrhythmen stürmen sprachlich und logisch bandenlos einher und seine Harmonistik möchte gern alle, auch die muthwillig und spielerisch aufgenommenen Dissonanzen lösen, kommt aber bei dem Wust aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengestapelter Gelehrsamkeit doch nicht aus dem Brei der Auflösung heraus. Die einfachste Idylle verbrämt und verschachtelt er mit Einfällen aller Weisen und aller Narren der Welt. Die klarste Scene eines

simpeln Lebens, die er zeichnet, erdrückt er mit Arabeskenschnörkeln. Der beste Humor seines Herzens erlahmt an dem Gewusel seiner gelehrten Citate, sein Schiff geht entweder unter am Ballast seiner Ladungen, oder an der Quertreiberei zwischen Steuer und Ruderstangen. Es ist nie Unsinn in seinen Witzen, aber ihr gelehrter und gequälter, oft geschmackloser Tiefsinn grenzt an den Wahnwitz der „Erlustigungen" unter der Hirnschale seiner Riesin. Seine Phantasie war diese Riesin, diese Polyphema, die er selber schildert; sein Ungeschmack in Curiositäten ist ebenso riesenhaft. Das „harmlose Wetterleuchten" seiner Einfälle, um ein shakspearisch Wort zu brauchen, ist doch oft nur ein müßiges Feuerwerk, und wenn der Witz, statt zur Hochzeit ein Polterabendfest zu geben, blos eine Polterkammer von Seltsamkeiten liefert, so taugt er nicht.

Kühne hebt ferner mit Recht hervor, wie Jean Paul, was auch schon Gervinus betonte, ein ewiger Frühlingsmensch, wie aber gegen seine verschwimmenden Phantasien sein eigener Witz immer das beste Correctiv war. Ebenso treffend meint er, daß dieser Dichter eine große Nothwendigkeit gewesen sei zur Entfaltung dessen, was am Deutschen das Deutscheste war; ein nothwendiger Gegensatz zu unsern Classikern, bei deren fortgesetztem Hellenisiren wir vielleicht Gefahr gelaufen wären, im Terrorismus der Formen zu verknöchern und zu versteinern. „Mit den Romantikern theilte Jean Paul weder den Rückfall ins Mittelalter, noch die Allerweltsrichtung der Windrose." Deshalb erscheint uns die ihm hier angewiesene Stelle von zweifelhafter Berechtigung. Er vertritt eigentlich neben unsern Classikern das moderne Literaturprincip, das eben noch nicht zu künstlerischem Durchbruch gekommen, nur von den schwankenden Lichtern des Humors erhellt wurde, aber von innen herausdringend bereits eine erstaunliche Kraft und Frische zeigte. Er griff in das moderne Leben und lehnte sich mit Consequenz niemals an das geschichtlich Gegebene in seinen Erfindungen an. Gleichwol geht Kühne zu weit, wenn er behauptet: „Die Weltgeschichte war für ihn kaum vorhanden, er war mit seiner Poesie, mit seinem ganzen großen Herzen auf die Gegenwart verwiesen, und diese Gegenwart, die er kannte und beherrschte, war eng und klein."

Daß Jean Paul die treibenden Mächte des geschichtlichen Geistes wohl erkannt hatte, daß er auch die weite und große Gegenwart beherrschte, wie sie sich in der politischen Weltlage ausprägt: das beweisen wol seine „Dämmerungen für Deutschland", seine „Politischen Fastenpredigten" und die andern begeisterten Flugschriften, in denen sich der wahrhaft historische Sinn ausprägt, welcher den Gang der Weltgeschicke in der eigenen Zeit begreift. Kühne meint an einer andern Stelle, daß Jean Paul's Poesie nur in einer Flucht vor der Welt und allen ihren Erscheinungen und Gestalten bestehe. Auch das erscheint uns in dieser Allgemeinheit unbegründet. Es ist wahr, daß er die großen Seelen nicht in großen Thaten fand und schilderte, sondern nur an großen Empfindungen erkannte. Diese seine „hohen Menschen" haben etwas von jener Weltflucht der ostindischen Weisheit. Doch warum soll es dem Dichter nicht freistehen, solche Charaktere zu zeichnen, welche gleichsam den Chorus der großen Welttragödie bilden? Keineswegs aber sind alle Charaktere Jean Paul's von diesem Gepräge ...
nen auch seine sentimentalen Heldinnen noch ...
es bleibt noch ein bedeutender Rest von Fleisch ...
und in seinen Humoristen, Cynikern, ...
praktische Gemeinde, welche der Welt und ...
nungen mit dem Secirmesser auf den Leib ...
seine Linda und sein Roquairol gehören nicht ...
der blutleeren Schemen; es sind Gestalten, ...
moderne Romandichtung mehr oder minder ...
den sind.

Was wir in der allgemeinen Charakteristik ...
als Einseitigkeiten bezeichnen möchten: dafür ...
der näher eingehenden, biographisch-charakteri...
bald die Correctur. Hier wird Jean Paul ...
Bußprediger in der Marterwoche Deutschlands ...
es wird ihm nachgerühmt, daß kein Deutscher ...
kühner und edler gesprochen habe als Jean Paul ...
mit ist wol selbst der Vorwurf beseitigt, als ...
nur für eine kleine und enge Gegenwart ...
wenn es in der Einleitung heißt, er habe ...
Idylle verbrämt und verschachtelt mit Einfällen ...
sen und aller Narren der Welt, die klarste ...
simpeln Lebens, die er zeichnet, mit Arabesken ...
erdrückt; so werden später mit Recht Wutz, ...
der Jubelsenior Perlen deutscher Dichtung in ...
diese Klein- und Einzelbilder die wirklichen ...
Diamanten in Jean Paul's Dichterkrone ...

Von den größern Werken Jean Paul's ...
„Die Flegeljahre" am höchsten; er nennt sie das ...
mächtigste und schlagendste von allen, findet ...
dieses komischen Romans groß und genial, ...
zum Plan und den Anlauf wirkungsvoll; „...
die Durchführung der Idee, wir hätten ...
teratur des Komus ein tiefsinniges Werk dem ...
»Quixote« an die Seite zu setzen". Diesem ...
men wir bei. Mindestens von Jean Paul's ...
Romanen stehen „Die Flegeljahre" auch in ...
sicht am höchsten.

Kühne besitzt eine große Feinfühligkeit in ...
nung jener „Dichterfrauen", welche auf große ...
stimmend eingewirkt und mehr oder minder ...
Typen der Phantasie derselben vorgeschwebt ...
hat dies bereits in der Charakteristik der in ...
ben einflußreichen Mädchen und Frauen ...
in der Biographie Jean Paul's entwirft er ...
tanide Kalb und den drei Karolinen sein ...
träts. Von der Begeisterung der Frauenwelt ...
Paul berichtet Kühne die bekannten Anekdoten. ...
sind wir doch schon von jener Zeit entfernt, ...
die Damen in Berlin und Dresden die Locken ...
Paul's Pudel Ponto auf der Brust trugen! ...
kümmern sich die Damen weder um die Pudel ...
ter, noch um diese selbst — und es ist vielleicht ...

Die Stellung, welche Gustav Kühne gegen ...
Romantik einnimmt, entspricht derjenigen, ...
Literaturgeschichte mit wenigen Ausnahmen ...
diese Richtung behauptet. Zu den Vergötterern ...

mantiker gehören nur noch wenige im Märchendusel befangene Köpfe, einige tendenziöse Geschichtschreiber, welche die Welt und namentlich den Staat in die „mondbeglänzte Zaubernacht" zurückschrauben möchten, wo der beschränkte Unterthanenverstand alle Regierungsmaßregeln, mochten sie ihm auch wie Sternschnuppen auf die Nase fallen, als Ausstrahlungen himmlischer Weisheit bewunderte, und einige germanistische und romanische Fachgelehrten, welche mit Recht anerkennen, daß von der romantischen Schule die bedeutsamsten Anregungen für ihr wissenschaftliches Streben ausgingen. Die allgemeine Charakteristik, die Kühne am Anfang seines Artikels: „Ludwig Tieck und die Romantiker", von dieser Schule gibt, ist durchaus zutreffend. Von Tieck heißt es:

Man kann nicht sagen, daß Tieck als uralter Berliner, als der Sohn Spree-Athens, das Evangelium von der Ironie als der höchsten Staffel des Kunstbewußtseins ausschließlich erfunden habe; es war auch der Glaubenssatz der doctrinären Gebrüder Schlegel und fand noch andere schöpferische Missionare. Aber Tieck war der erste, der den Umschlag trunkener Begeisterung in Selbstbespöttelung dichterisch feierte. Damit entnervte er schon früh heimlich die glaubenstreue Innigkeit seiner mittelalterlichen Anschauungen und mischte in die harmlose Kindlichkeit der alten Sagen und Märchen gezierte Affectation, erkünstelte Formen und greisenhafte Ueberklugheit. Das Lächeln der Lippe erschien dann bei dem Rausch im trunkenen Augenpaar als Wahnsinn im Gemisch höchster Entzückung und tiefer Trauer und Schmerzen. Wo sein „Phantasus" in der Jugendblüte sich noch frei erhielt von den gichtischen Nachwehen durchschwärmter Träume, da hat er allerdings sein Bestes, Reinstes und Tiefstes gegeben. In den „Elfen" ist die Märchenkindlichkeit am ungetrübtesten, im „Runenberg" mit seiner geheimnißvoll lockenden Wahlverwandtschaft zwischen Geist und Natur, Menschenwelt und Geisterspuk, am tiefsten. Wo die Märchenknospe sich gewaltsam zur dramatischen Centifolie gestalten soll („Genoveva", „Fortunat", „Blaubart"), da wird die Breite flach und stumpf. Ein breitgetretenes Epigramm ist ein Nonsens und ein eigensinnig festgehaltener Witz (im „Gestiefelten Kater" und in der „Verkehrten Welt") wird zur gezwungenen Grimasse.

Der verwildertste Romantiker, Clemens Brentano, ist ebenfalls bezeichnend charakterisirt. Nur war die dichterische Gestaltungskraft dieses Autors wol noch schärfer zu betonen; er ist nach dieser Seite hin vielleicht der bedeutendste von allen. Auch nahm er größere Anläufe im Drama und Epos, und neben vielem Monströsen und Verzerrten sind in seiner „Gründung Prags" und in seinen „Romanzen vom Rosenkranz" Partien von echt dichterischem Zauber und einer, trotz der darüber schwebenden magischen Beleuchtung doch scharf herausgearbeiteten Gestaltung. Die Urtheile über Novalis, Brentano, Arnim, Zacharias Werner, die Schlegel sind meistens aphoristisch; am längsten verweilt Kühne bei Tieck, dem bleibenden Centrum der deutschen Romantik, analysirt seine einzelnen Hauptwerke, auch die Novellen, und verwebt Biographisches und Persönliches mit Geschick in die literarische Charakteristik. Mit Recht nennt er „Genoveva" und „Octavian" formell die entschiedensten Abirrungen aufgelöster deutscher Romantik und meint, daß in der „Genoveva" Jakob Böhme und Hans Sachs eine unnatürliche Umarmung gefeiert haben. Ebenso treffend ist die Bemerkung, daß aus dem gesellschaftlichen Geplauder des dresdener Salons die Tieck'sche Novellistik erwachsen sei:

Der Anfang seiner Novellistik war wesentlich conversationell; wo das Thema tiefer griff, traten die rednerischen Figuren zu dialektischen Gegensätzen heraus, die lockere Theorie vom überraschenden Umschlag in der Wendung führte zu höchst bequemer Erledigung des Stofflichen, und die Muse saß dann oft als Ironie mit ihrem geheimnißvollen Lächeln vornehm aber ohnmächtig im Sorgenstuhl. Kränkliche Stubenluft umwehte die Wiege dieser modernen Ammengeschichten, modern, weil sie im Aether blasirter Noblesse empfangen und geboren wurden, märchen- und sagenhaft aber, weil sie aller gesunden Kraft der Wirklichkeit und Wahrheit, oft aller Menschenmöglichkeit gegenübertraten, aller Frische des Volkslebens, allem Getriebe des Marktes, des bürgerlichen und staatlichen Verkehrs, allen drängenden Forderungen der Zeit Hohn sprachen.

Wir erfahren, daß unter Tieck's Novellen 7 phantastische, 24 sociale und 8 historische sich befinden:

Diese letzten sind durch die vielseitige Kenntniß der betreffenden Zeitalter hervorstechend, aber zugleich, weil sie an der geschichtlichen Wirklichkeit wie an der psychologischen Wahrheit förmlich scheitern, für die romantische Muse im übeln Sinne charakteristisch.

„Die fabrikmäßige Hast der bestellten Arbeiten", die der greise Dichter für Almanache lieferte, wird von Kühne mit Recht mehrfach betont.

Sehr liebevoll ist das Porträt „Heinrich von Kleist's" in dem dritten Kühne'schen Essay ausgemalt. Heinrich von Kleist's Dramen sind die einzigen der romantischen Schule, die sich auf der Bühne erhalten haben oder die vielmehr nach seinem Tode auf die Bühne gedrungen sind. Bei Lebzeiten war er vielleicht der obscurste von allen diesen Poeten. Neuerdings ist Kleist das enfant cheri der Literarhistoriker geworden — nüchterne Naturen wie Julian Schmidt und überschwengliche wie Albert Dulk begegnen sich in der warmen Anerkennung dieses Dichters, der für eins der ersten dramatischen Genies Deutschlands erklärt wird. Wir halten diese Manie der Bewunderung für eine vorübergehende Mode. Das Publikum theilt diese octroyirte Bewunderung der Kritiker durchaus nicht; sowol der „Prinz von Homburg" als das „Käthchen von Heilbronn" machen bei den Aufführungen meistens einen flauen Eindruck. Das letztere ist zwar beliebt als Steckenpferd für Darstellerinnen, doch die Naivetät eines Käthchen ist neben der eines Gretchen und Klärchen von anwidernder Süßlichkeit und der Schluß des Dramas ein feudalheraldisches Tableau mit jener Lösung der Verwickelung, wie sie die chinesischen Dramen lieben, indem der Sohn des Himmels oder einer seiner Mandarine den Knoten zerhaut. Im „Prinzen von Homburg" aber muß sich jedes gesunde Empfinden durch den Widerspruch zwischen dem Charakter des Stoffs und seiner Behandlung zurückgestoßen fühlen. Ein preußisches Militärdrama aus der nüchtern-kräftigen Zeit des Großen Kurfürsten und seiner volksthümlich derben Helden, und eine somnambul-träumerische Introduction und Schlußgruppirung — man sieht, dem Dichter fehlte aller gesunde Instinct, aller künstlerische Takt. Glücklicherweise fanden unsere philosophischen Aesthetiker eine Formel für das Drama, und nur derartige

Stücke werden von ihnen wie von den Mongolen ein Stück Fleisch unter dem Sattel gar geritten. Man mag Kleist immerhin ein Genie nennen, doch dann war er ein mit einem Naturfehler behaftetes Genie, ein stotternder Shakspeare, der mitten in seinen Offenbarungen und Ergüssen stecken blieb.

Kühne's Charakteristik ist keine Apotheose, wie wir sie in jüngster Zeit gewohnt sind, wenngleich er Heinrich von Kleist „einen unserer besten Dichter" nennt. Kühne verfolgt den Lebens- und Entwickelungsgang des Poeten und gibt ein Charakterbild, für welches die poetischen Erzeugnisse nicht einmal die Hauptfarben hergeben. Autobiographische Bekenntnisse müssen vor allem uns das Räthsel dieses Lebens lösen. In der That decken sich Dichtungen und Leben durchaus nicht bei Heinrich von Kleist. Aus seinen Aufzeichnungen und brieflichen Mittheilungen blicken wir in eine Gedankenwelt, deren Kämpfe sich gar nicht in seinen Dramen spiegeln. Nur die „Hermannschlacht", die Kühne ein wunderbar mächtiges, tragisch-satirisches Gemälde nennt, zeigt uns seinen Patriotismus, aber trotz und vielleicht wegen der zahlreichen Beziehungen auf die Gegenwart in einer eigenthümlich verzwickten Form. Wenn sich das Zeitalter mit „tödtender Gleichgültigkeit" gegen diese Dichtung verhielt, so war das weniger die Schuld der Zeit als die des Gedichts; denn alles Erwärmende und Begeisternde tritt darin zurück gegen die satirische Freskenmalerei. Der Held der Nation als schlauer Diplomat geschildert — es war ein seltsamer Widerspruch gegen die Tradition deutscher Biederkeit, welche in den Wäldern der Urväter gehaust haben sollte. Die innerlich wühlende Flamme eines verbissenen Grolls ließ nach außen nur poetischen Dampf und Qualm hervorbrechen. Reiner flammte die Opferglut der Begeisterung in den patriotischen Gedichten, die vielleicht das Vollendetste sind, was wir von Kleist besitzen. Kühne beginnt seine Charakteristik des Dichters mit folgenden Worten:

> An Jean Paul und Ludwig Tieck drängt sich uns unter den Romantikern noch diese besondere, ebenso mächtige wie düstere Gestalt. Er war wie jener gleich stark Patriot, wie dieser in seinen höchsten Empfindungen gleich somnambul. Nur daß er sich nicht wie Jean Paul mit Tröstungen und Idealen fristen und hinhalten konnte, an seinem Schmerz über das gesunkene Vaterland hinsiechte, nicht wie die Romantiker nur ein Farbenspiel magischer Träume heraufbeschwor, nicht mit Ironie den irren Wahn der Phantasie beschwichtigte. Ihm fehlte alles Genüge, das die Selbstgefälligkeit gibt; er konnte nicht buhlen mit der Armseligkeit, nicht lächeln mit der Einfalt; er ging an beiden zu Grunde. In ihm hat sich die romantische deutsche Traumsucht in plastischen Formen gleichsam verfestet und verhärtet. Seine beste Jünglingsgestalt, der Prinz von Homburg, ist ein Nachtwandler, und sein vollendetster Männercharakter, Kohlhaas, hat eine Römerkraft, die wir groß nennen würden, stützte sich die Energie ihres sich in sich selbst versteinernden Wesens nicht auf eine fast märchenhafte Grille von Recht, die einer einzelnen Unbill wegen einen Appell gegen das Schicksal erhebt und an Gott und Weltordnung verzweifelt. Sein patriotischer Schmerz ging ihm sehr tief ins Blut, ob er schon nicht der Cato war, der sich nur um des Vaterlandes willen ins Schwert stürzt. Die Romantik ward in ihm zur vollendeten Thatsache, da ihn mit Entsetzen die Einsicht in ihre Täuschungen beschlich, das Zeitalter stumpf und unempfindlich blieb gegen die höchsten Gebilde seiner Gedanken und Gefühle. Der Wahnsinn stand ganz nüchtern in ihm fest, die Verzweiflung hatte an ihm bereits ihr Werk vollendet, als der Zufall ihm das oft beschworene und besiegte Gelüst zum Selbstmord erneuerte, wie ein ganz gelegentlicher Windstoß die reife und die angenagte Frucht vom Zweige löst. Was ihn am tiefsten gestürzt, was ihn eigentlich getödtet, kann kaum noch in Frage treten. Mit seinem Glauben am Heil des Ganzen war er schon in sich zusammengesunken, sein persönliches Unheil hatte ihn schon fertig geknickt, als ihm ein Weib die Waffe in die Hand drückte, um sie und sich zu tödten. Der Wahnsinn, mit welchem die Romantiker wie mit einer hohen Entzückung getändelt, war in ihm zum Charakter geworden, zu einem Charakter voll Römerkraft, die ganz gelegentlich, aber sicher an den Folgerungen ihres Wesens zu Grunde ging.

Kühne macht indeß selbst hinter die Römerkraft und Römerthat Heinrich von Kleist's später seine Fragezeichen. Er meint, daß sich äußere Noth, wirklicher bitterer Mangel zu der innern Unfähigkeit gesellt habe, all die Niederlagen seiner höchsten Empfindungen zu überleben, und daß auch des Dichters Natur viel Stoff gebe, einen in sich fertigen Proceß der Selbstzerstörung zu verfolgen. Wir möchten auf das letztere das Hauptgewicht legen. Kleist's Talent glich einer Glocke, die von Haus aus einen Riß hatte und deshalb keine reinen, vollen Klänge von sich geben konnte. Daß aber die Nation diesen Dichter verkümmern oder vielmehr verhungern ließ, ist eine Sündenschuld mehr, die sie damals gewiß, gegenüber einem so erfolglosen Poeten, auf die leichte Schulter genommen hätte. In Wahrheit scheint die Noth das Hauptmotiv zu dem Selbstmord gewesen zu sein, der in einer sehr unrömischen, man möchte sagen blasirt-muthwilligen Stimmung vollzogen wurde.

In schwunghafter Weise wird Fichte von Kühne verherrlicht, seine Lehre vom Ich, vom Segen der Autonomie des Menschen, deren metaphysische Einseitigkeiten durch Hegel ergänzt wurden, nach ihrem wesentlichen Gehalt, in allen ihren Beziehungen zu den Vorgängern und Nachfolgern einleuchtend auseinandergesetzt, ebenso der Gegensatz seiner politischen Anschauungen gegen das weltherrschende Princip des Cäsarismus. In politischer Hinsicht kämpfte Fichte auf preußischem Boden für ein Reich deutscher Nation, für welches ihm Preußen Mittel zum Zweck war. Kühne betont häufig den Gegensatz zwischen Großpreußenthum und Deutschthum, der in der gegenwärtigen politischen Lage wieder eine wichtige Rolle spielt. Man vergißt dabei, daß dieser Gegensatz im Fortgang geschichtlicher Entwickelung sich nothwendig abstumpfen muß, indem er nur für eine Zeit kämpfender Tendenzen seine Berechtigung hat. Es handelt sich ja hier nicht um einen Gegensatz der Nationalitäten, nicht einmal um den specifischer Stammeseigenthümlichkeiten — denn Preußen vereinigt die verschiedensten Stämme —, sondern nur um die Formen eines ausgebildeten Staatswesens, die ein gewisses specifisches Gepräge tragen und in ihrer Knappheit und Schroffheit anfangs unwillkommen sind; doch gerade hierin liegt ihre energische Kraft für eine staatliche Reorganisation. Das Deutschthum können sie nicht verkümmern, das wurzelt fest im geistigen Boden, unverwüstlich,

nigendes Band in der Zersplitterung des Reichs,
nerste Kern einer staatlichen Einheit.
ichte's Persönlichkeit selbst wird von Kühne mit fol-
Worten charakterisirt:

nbeugsam, trotzig, schroff: so mußte er sein, der große Vor-
r jener Freiheitskriege, die erst wieder ein Deutschland mög-
chten, obschon Fürsten und Diplomaten zwischen der Mög-
und der Erfüllung der Wirklichkeit die große Kluft offen lie-
Auch Blücher, der Mecklenburger, fluchte, daß die Feder
wieder verdarb, was der Degen gut gemacht. Der deutsche
trotz, in Fichte's Schulter- und Schädelbau deutlich aus-
hen, mußte diesem Freidenker innewohnen, wenn er der
lte, der seinem Volke ein neues Herz in den Busen setzte.
es neue Herz war eigentlich nur das alte Herz deutscher
keit und Ehre; aber der Muth eines Luther, ja die Ver-
eit eines Bauernführers Thomas Münzer gehörte dazu,
itgenossen die Scham auf die Wange zu treiben im An-
ssen, was deutsch sein sollte und was aus Deutschland
en. Und wenn er vom Frankenkaiser als einer Ausge-
es Egoismus ein Bild entwarf, das er dem Urbilde gleich-
s Antlitz warf, sodaß man beides schier verwechseln konnte,
te er vom imperatorischen Dictator fast selber etwas in
Natur haben, wie ja sogar sein Aeußeres in der unter-
kurzhalsig felsenfesten Muskulatur bis zur Gewaltsamkeit
egischen Kinnlade als etwas Napoleonisches gedeutet wurde.

it gleicher Pietät ist das Bild Schleiermacher's ent-
, dessen Persönlichkeit für die Essayisten und Li-
storiker einen eigenthümlich anziehenden Zauber be-
Kühne hat, wie er selbst mittheilt, in den Zeiten
akademischen Jugend zu Schleiermacher's Füßen ge-
In der That haben auch Schleiermacher und He-
eine beiden berliner Lehrer, eine nachhaltige Wir-
uf ihn ausgeübt und seine Schriften mit jener fei-
Dialektik befruchtet, welche sie auszeichnet. Die
rede, welche Kühne seinem Lehrer gegenüber den
sen von David Strauß hält, zeugt zwar von die-
alektischen Gewandtheit, macht aber von derselben
ad dort einen allzu ausgedehnten Gebrauch. So
er meint: „Strauß versteift und verkneift sich auf
gensatz dessen, was man Wunder, und dessen, was
in natürliches Ereigniß nennt. Als ob beides nicht
Dingen, die uns noch heute begegnen, zusammen-
Als ob, was wir in seinem Causalnexus erkannt,
auch noch in seinen Urkeimen etwas Unmeßba-
ithin Wunderbares sein könne" u. s. w. Wir glau-
aß diese über den Gegensatz hinwegwischende Dia-
egen den schlichten Begriff des Wunders, wie ihn
; im Einklang mit der allgemeinen Geltung dessel-
thält, vergebens ankämpft. Kühne tritt allzu sehr
schwunghafter Advocat für Schleiermacher in die
ken mit einer von der Pietät dictirten Beredsam-
Dabei entgeht ihm die Halbheit des Schleiermacher'-
Standpunktes durchaus nicht. „Er sah sich immer
azu hingedrängt", gibt er selbst zu, „das Christen-
n der Schwebe zwischen Unglauben und Aberglau-
halten"; er spricht von der „kunstfertigen Noth-
, die Schleiermacher über die Kluft zwischen Gläu-
ind Denkenden gebaut. Das sind doch im wesent-
die Vorwürfe, die ihm Strauß und im Anschluß
en Kritiker neuerdings Gervinus macht. Die scharfe
Opposition gegen Strauß bei aller Anerkennung seines „in Einzelheiten unwiderleglichen, unbarmherzigen Scharfsinns" will uns daher nicht behagen. Er sagt an einer Stelle:

Die Visionen des Apostels Paulus auf epileptische Zufälle zu reduciren, ist wol die erbärmlichste der Auffassungen, zu denen die nüchterne Kritik in Profanirung hoher Geistesstimmungen führt. Ich zweifle, daß der frivol gescholtene Franzose Renan, der jetzt das Leben des Apostel Paulus schreibt, so profan wie Strauß sein wird.

Renan ist indeß allerdings so profan wie Strauß gewesen und hat die körperlichen Zufälle des Apostels Paulus in seinem neuesten Werke „Die Apostel" keineswegs ignorirt, wenn er gleich seine Darstellung mit einem orientalischen Colorit ausschmückt, welches über die physiologische Motivirung einen gewissen poetischen Zauber breitet.

Von dem Redner Schleiermacher entwirft Kühne, in warmer Erinnerung der selbstempfangenen Eindrücke, das folgende glanz- und farbenreiche Bild:

Der Zauber seines Wortes war auch von der seltensten Art. Dem Denkenden, der sich ihm nahte, entzündete er das Gefühl für das Göttliche im Christenthum; der Gläubige, der an seinen Lippen hing, ahnte in ihm den sichersten Zusammenhang seiner prüfenden Gedanken, der Person des Mannes und der geistigen Gewalt seines Ichs vertrauend, selbst wo in der Predigt des Meisters der letzte Hinweis auf die Sicherheit des überlieferten Glaubens fehlte. Schleiermacher's Rednerkraft war von der Seele des Christenthums belebt, eine wirklich biblische Zunge, keineswegs blos eine Weisheit sokratischer Doctrin. Es war ein Hauch unsterblichen Lebens, der ihn mitten im Strome seiner oft nur klügelnden Verstandessprache überraschte, eine Weisheit Gottes, die ihn mit dem Nimbus einer nahenden Verklärung überglänzte. War es dann Wehmuth, in die er ausbrach, so war diese Wehmuth keine Schwäche, keine Hinfälligkeit des Gefühls, denn sie war beredt, wie mit Engelszungen beflügelt. Ein Rausch des Entzückens erfaßte ihn, wenn er vom Zauber des Kreuzes sprach und die kleine weiße Hand über den Kopf schwang, mit drohendem Finger, der zitternd gen Himmel wies, aber zugleich wie ein kriegerisches Signal aller Satzung, allem Herkommen, das der Buchstabe bringt, eine ewige Fehde ankündigte. Seine Kampfslust, sein Hang zum Negiren wollte nur den Proceß herbeiführen, den er dem Gegenstande gegenüber begann, um den Standpunkt zu erobern, ihn nach seiner Weise zu fassen. Weiland Lessing's Kunst der Untersuchung bestand darin, Knoten zu knüpfen, um sie dann zu lösen. Schleiermacher kräuselte vielleicht oft ohne Noth Wolken zusammen, um sie dann durch den Morgenwind seiner Rede und die Sonne seines Lichts zu verscheuchen. Niemals konnte er, nach seinem eigenen Geständniß, plötzlich hingerissen oder eingenommen werden; immer fing er an zu zersetzen und oft mit einer zähen Analyse alle Bedenklichkeiten abzuwägen, um sich allmählich in den Inhalt der Sache zu stellen. Nie war er trunken vom fertig und ein für allemal überlieferten Heil, die betäubenden Schauer des Pietismus vermied er in den Gemüthern zu erwecken; vielmehr zeigte er, wie ein jeder den Versöhnungsact Christi erst an sich selber zu vollziehen habe, sonst sei er nicht da für ihn im Reiche der Wirklichkeit. Nicht eine Fackel, die jäh lodernd schnell erlischt, eine ewige Leuchte wollte er anzünden, und indem er, alle Mächte des Innern zum offenen Kampf aufrufend, auch den zweifelnden Verstand zu Worte kommen ließ, bis sich derselbe in seinen eigenen Fallstricken fing, war eine Umwälzung des ganzen innern Menschen Zweck, Ziel und Triumph seiner kunstgewandten Rede.

Ueber das Porträt von Moritz Arndt können wir kürzer hinweggehen. Schleiermacher's Bild schimmert in den

vielseitigsten Reflexen, das von Arndt verträgt nur eine Beleuchtung. Es ist Kühne's Verdienst, nicht nach Absonderlichem und Neuem gesucht, sondern das Bekannte und Richtige in geschmackvoller Form reproducirt zu haben.

Die letzte oraison funèbre Kühne's gilt „Ludwig Uhland", dem letzten der alten Romantiker. Wir haben größere, reichere, mächtigere Dichter gehabt, keinen edlern, reinern. Kühne rühmt die klare, krystallhelle Form, die durchsichtige Faßbarkeit des Inhalts:

Die Gewalt der Unmittelbarkeit und ungesuchten Frische bei strenger Selbstbeherrschung und Herrschaft der Grazien kennzeichnet seine Poesie in Form und Inhalt und hält sie fern von aller Verschwommenheit, aller Schwelgerei, allem Uebermuth, der sich verpufft, allem Luxus, der sich vergeudet; an keuscher Zartheit reiner, gesund einfacher Gesinnung und Stimmung sucht Uhland's Muse ihresgleichen. Er vergrub sich nicht in unser Mittelalter, um Schatten und Schemen, die blos locken und schrecken, heraufzubeschwören. Aus den deutschen und nordischen Heldenliedern entnahm er sich den Stil seines einfach drastischen Balladentons; die höfische Geziertheit und Mystik der mittelalterlichen Rittergedichte blieb ihm fern. Und auch später, als seine Leier verstummte, als er sich ganz der Forschung in den Dichtungsstoffen unsers Mittelalters hingab, blieb ihm, vom Geist unserer Volkslieder und Sagen beseelt, nichts ferner als die krankhafte Gereiztheit und musikalische Zerflossenheit der romantischen Schule. Mit der Hinneigung zu altdeutschem Sang und Sage bezweckte und erstrebte er die Rückkehr verlorengegangener Treue, Einfalt, Kraft, nicht die Anbetung mittelalterlicher Traumseligkeiten.

Den Uhland'schen Dramen spricht Kühne die dramatische Structur ab:

Und doch ist ein Volk und ein Theater zu bedauern, dem Kraft und Anmuth dieser Gestalten, Hoheit und Adel dieser Gesinnungen, die unverfälschte Reinheit und plastische Vollendung dieser Grazie keinen Reiz mehr bieten. Den krankhaft romantischen gleichzeitigen Schicksalsdramen Zacharias Werner's, Müllner's und Houwaldt's gegenüber sind die Dramen Uhland's wahre Edelsteine. Die Hetärenwirthschaft der Musen an unsern großen Hofbühnen hat dem Dichter Uhland keinen Anlaß geben können, das deutsche Drama auf Grund und Boden unserer Historie weiter, glücklicher und erfolgreicher anzubauen.

Wir glauben, nicht die Hoftheaterwirthschaft, sondern der Mangel an dramatischem Talent hat Uhland von weitern Versuchen auf diesem Gebiete abgehalten. Mit der Gesinnung allein und edler, graziöser Form schafft man keine Dramen. Nicht blos die Architektonik, die Kenntniß der Oekonomie, die Gabe zu spannen und zu steigern fehlte dem Dichter — noch mehr die Macht des Negativen, die Glut der Leidenschaft, die Schärfe der Charakteristik, die Herrschaft über die dämonischen Regionen des Geistes und die Nachtgebiete der Seele: Eigenschaften, ohne die es keinen bedeutenden Dramatiker geben kann. Uhland war ein durch seine lyrische Thaufrische, edle, schlichte Empfindung und krystallklaren Ausdruck anmuthender, aber im ganzen doch ein schönseliger und wenig geistreicher Poet. Sein Porträt vervollständigt Kühne durch folgende Züge, die zum Theil unser Urtheil bestätigen:

Seine Gestalt war klein und unscheinbar; Chamisso schalt ihn „dickrindig". Er war allezeit ernst, spröde, unbeugsam. Sein Feuer brannte unterirdisch. Was man Kälte bei ihm nannte, war nur eine Kruste, welche die innere Wärme schirmt.
Seine Sprödigkeit war der Argwohn gegen so [illegible]
untreuung edler, unantastbarer Güter, seine Unbe[illegible]
sein Trotz blos die Treue gegen anerkannte, [illegible]
Er war bescheiden, weil er das prunkende [illegible]
Ichs am Menschen und am Dichter verschmäh[illegible]
Titanomachien und Himmelstürmereien waren ihm [illegible]
so süßer die traulichen Abendschatten eines tiefe[illegible]
Gott fühlt, auch wo ihn die lärmenden Mensch[illegible]
Selbst als Lyriker hält er gern sein Ich zurück [illegible]
seiner den Dichter, den Hirten, den Jäger, den [illegible]
gen und sagen. Es ist nur selten Oden- oder [illegible]
in ihm, aber immerwährender Lerchengesang zur [illegible]
Nachtigallenklang zur Abendfeier. Seine Liebesl[illegible]
penrosen, seine Lieder von der Minne alter Zeit [illegible]
nicht und Veilchen im Schatten riesiger deutscher [illegible]
die Nebel der Vergangenheiten unsers Mittelalter[illegible]
nicht der Karfunkel dunkler Schlünde lockte ihn [illegible]
Sonne des Bewußtseins, nicht Kobolde und Ge[illegible]
führten ihn irre, Sumpf und Irrlicht reizten ihn [illegible]
als Dichter und als Mensch zu keusch und rein, [illegible]
monen zu buhlen.

Mit diesem vierten Band sind Kühne's „[illegible]
Charaktere" abgeschlossen: durch Gediegenheit de[illegible]
und Adel der Form hervorstechende Beiträge [illegible]
schichte unserer vorclassischen, classischen und [illegible]
Literaturepoche. Wir bedauern, daß Kühne [illegible]
fünften Bande nicht die modernen deutschen [illegible]
folgen läßt, zu deren Darstellung seine langjäh[illegible]
nalistische Thätigkeit ihm die reichsten Vorarbeite[illegible]
hat. Mag den hervorragenden Kräften der Ge[illegible]
genüber der Standpunkt der oraison funèbre [illegible]
angemessen sein, sondern eine schärfere kritische [illegible]
tung an die Stelle derselben treten müssen — [illegible]
jüngste Zeitalter hat geistige Persönlichkeiten au[illegible]
die eine eingehende Charakteristik verdienen [illegible]
Epoche ein ganz bestimmtes geistiges Gepräge [illegible]

2. Studien von Johannes Scherr. Dritter B[illegible]
zig, O. Wigand. 1866. 8. 1 Thlr. 22½ Ng[illegible]

Johannes Scherr ist ein Essayist, dem die [illegible]
lektik Gustav Kühne's fern liegt. Seine Darste[illegible]
ist frisch und resolut und hat etwas Grobke[illegible]
rückt seinen Gegenständen energisch auf den [illegible]
weiß sie in scharf markirten Umrissen herv[illegible]
Auch ihm fehlt es nicht an Wärme, an Be[illegible]
doch ist sie mehr kosmopolitischer als patriotisch[illegible]
Humanität, Geistes- und Volksfreiheit sind [illegible]
gen; doch er opfert diesen Mächten nicht mit [illegible]
Selbstgenügsamkeit; er haut mit tüchtigen Keule[illegible]
auf ihre Gegner los und bewährt sich durchweg [illegible]
Vertreter der ecclesia militans. Die rücksicht[illegible]
rende Derbheit des Stils wird etwas gesänf[illegible]
allerlei humoristische Arabesken, mit denen er [illegible]
stellung umrändert und durchwirkt. Bisweilen [illegible]
von einer unruhigen Lebendigkeit und erhellt ihr[illegible]
mit einer hin- und herflackernden Beleuchtung [illegible]
erinnert er in seinen Schilderungen an Thoma[illegible]
Dies gilt namentlich von dem letzten Essay de[illegible]
den Bandes: „Eine weltgeschichtliche Stunde", [illegible]
die Sitzung der Deputirtenkammer im Palais [illegible]
am 24. Februar 1848 und das Auftreten der [illegible]

Orleans in derselben mit satten, kräftigen Pinselstrichen gemalt wird. Bild auf Bild rollt sich in rascher, revolutionär vibrirender Folge vor unsern Blicken ab: die mitwirkenden Persönlichkeiten werden dabei scharf silhouettirt, und oft von sarkastisch-satirischen Lichtern beleuchtet. Mitten in die Erzählung hinein flattern die Extrablätter und Extrablättchen, auf denen der Autor einige Extracte geschichtsphilosophischer Weisheit sich aufnotirt oder seinen in dicke Farben eingetauchten Pinsel versucht hat. Und wie Carlyle gegen seinen Dryasdust, polemisirt Scherr gegen die verschiedenartigsten Heiligen, gegen die Hauptcharlatane des Parlamentarismus und alle Vertreter von Richtungen, die seinem Radicalismus zuwider sind. Als Probe eines solchen Extrablattes theilen wir die folgende Stelle mit, die wol niemand in der Schilderung einer Scene aus der Februarrevolution suchen würde:

Also immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ich, nein! Das Wort ist vielmehr umzukehren; denn es ist ja nur ewig derselbe alte, tausendmal um- und wiedergegorene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menschliche Culturarbeit sich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menschheit, ist und bleibt ewig derselbe, sofern nicht — was sehr unwahrscheinlich — die Organisation des menschlichen Gehirns eines schönen Tags eine andere wird. Schon der älteste Buddhist hätte, so die Druckerkunst erfunden gewesen wäre, sicherlich Bücher drucken lassen, wie sie zu unserer Zeit Herr Arthur Schopenhauer drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus, Brahmanismus, Mosaismus, Hellenismus, Christenthum, Islam, Päpstelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Despotie, Aristokratie, Demokratie, Socialismus, Antik, Romantisch, Modern — Schläuche, nichts als Schläuche, die sich ablösen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, jetzt so geformt, jetzt anders; jetzt roth, blau, grün, gelb u. s. w. angestrichen, jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauenbunt. Eine Neuschneiderung des Schlauchs nennen die Leute ein neues Weltalter, einen frischen Anstrich eine neue Aera. Der Inhalt aber ist und bleibt der alte und — das halb schreckliche, halb lächerliche Räthsel „Mensch" stets ungelöst. Macht es einen Unterschied, wenn der indische Jogi zur Lösung dieses tragikomischen Räthsels dadurch zu gelangen glaubt, daß er, die meditirende Gans nachahmend, ein Jahr lang und darüber auf Einem Beine steht, oder wenn einer unserer ordentlichsten oder außerordentlichsten Kathederphilosophen in der nämlichen Absicht zum Staunen seiner Zuhörer sich auf den abstrusen Kopf stellt und mit den abstracten Beinen in der blauen Luft der Syllogismen und Kategorien aprioristisch herumconstruirt? Daß zwei Pfaffen einander begegnen können, ohne einander ins Gesicht zu lachen, ist bekanntlich schon den Alten verwundersam vorgekommen; wir Menschen der Neuzeit dürften es billig wunderlich finden, daß zwei Philosophen sich begegnen können, ohne einander anzuweinen. . . .

Als eine directe Nachstudie Carlyle's kann das Porträt von „Cromwell" betrachtet werden, das uns Scherr vorführt. Diese Charakteristik ist markig und am wenigsten durch abschweifende Excurse unterbrochen. Die vom Pöbel ermordete Freidenkerin Hypatia erhält einen kleinen biographischen Denkstein. „Das Räthsel des Tempels", der fragwürdige Prätendent Ludwig XVII. wird ebenso illustrirt, wie das bereits von Immermann und Elise Schmidt behandelte russische Nationaltrauerspiel, welches den Conflict zwischen dem Zaren Peter und seinem Sohn zum Inhalt hat. „Die Hexe von Glarus" ist ein grauenerregendes Excerpt aus den Annalen des Aberglaubens. Zu den ansprechendsten Skizzen gehört die Beschreibung von „Voltaire's Krönung". Die Verdienste Voltaire's um echte Humanität und den wahren Fortschritt der Menschheit werden zu oft gering geachtet; es ist erfreulich, dieselben mit vieler Wärme hervorgehoben zu sehen:

Menschen, welche vielleicht nie eine Zeile von Voltaire gelesen haben, unwissende Nachbeter gedankenloser Vorbeter, nahmen und nehmen es sich im „gründlichen" Deutschland heraus, über die kolossale civilisatorische Arbeit des Mannes den Stab zu brechen, etwa mit der dämeligen Phrase, seine Thätigkeit sei im besten Falle eine blos negative gewesen. Ja wohl, er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Unvernunft, die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit, die Unmenschlichkeit zu verneinen, und mit rastloser Thatkraft und Pflichttreue hat er diese Aufgabe erfüllt, hat das Dumme, Schlechte, Schädliche und Schändliche negirt, mittels aller Gattungen und Formen der Poesie und Prosa negirt und in den Augen aller Denkenden und Redlichen ruinirt; und diese tapfere Kriegführung des gesunden Menschenverstandes und des gesunden Menschengefühls, diese glorreiche Negation wäre nicht zugleich ein positives Schaffen gewesen? Habt ihr nie vom Föhn gehört, dem Frühlingsboten und Frühlingsbringer der Schweiz? Der negirt auch: — den Bann winterlicher Knechtschaft! Ein lachender Orkan saust und braust er durch die Thäler, spottet im Nu Schnee und Eis hinweg, und wenige Tage darauf frühlingt es im schönen Alpenland. Fürwahr, wenn Voltaire, wie er that, die religiöse Unduldsamkeit und den pfäffischen Fanatismus, die barbarisch-grausame Rechtspflege, die bäuerliche Leibeigenschaft und andere dergleichen „organisch gewachsene" Institute der „guten alten frommen Zeit" auf Tod und Leben verneinte, so waren diese Verneinungen ruhmvolle positive Culturthaten, sehr positive! Und der Mann, welcher sich so energisch und zwar, wohlverstanden, zu einer Zeit, wo es noch Bastillen und „cages de fer" für oppositionelle Autoren gab, der Unterdrückten gegen die Unterdrücker angenommen und die Sache der Armen und Elenden gegen die Reichen und Mächtigen so standhaft geführt hat, sollte ganz ohne Liebe und Enthusiasmus, sollte nur ein „tönendes Erz und eine klingende Schelle" gewesen sein? So hat ihn selbst noch Hettner genannt, welcher doch die beste und im ganzen gerechteste Charakteristik Voltaire's lieferte, die existirt. Aber eine so ausdauernde Thätigkeit, wie die Voltaire'sche war, ist ohne Liebe und Enthusiasmus gar nicht möglich, gar nicht denkbar. Die bloße Eitelkeit ist lange nicht mächtig genug, zu solchen Anstrengungen zu treiben, und wir dürfen und müssen daher annehmen, daß von jener Centralsonne der moralischen Welt, genannt Idealglaube oder Begeisterung, doch ein starker Strahl in die Seele des souveränen Witzblitzeschleuderers gefallen sei. Ja gewiß, der Jupiter tonans des Spottes konnte unmöglich die Dummheit der Menschen so nachdrucksam befehden, ohne an die Möglichkeit einer allmählichen Minderung dieser Dummheitsmasse zu glauben, konnte unmöglich die Uebel der Gegenwart so ausdauernd bekämpfen, ohne eine menschlichere Zukunft zu hoffen. Wer aber glaubt und hofft, der liebt.

Scherr's „Studien" sind weder maßvoll noch geschmackvoll in ihrer Haltung; doch sie haben Frische und Energie, und ihre polternde Derbheit ist nicht unwillkommen gegenüber der Flauheit oder gedrechselten Zierlichkeit, welche in einer nicht geringen Zahl der historischen Werke und Essays vorherrscht. **Rudolf Gottschall.**

Neithardt von Gneisenau.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau von G. H. Pertz. Zweiter Band. 1810—13. Mit einem Steindruck. Berlin, G. Reimer. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der zweite Band der großen Pertz'schen Biographie Gneisenau's ist dem ersten, dessen in Nr. 20 d. Bl. f. 1865 genauer gedacht worden ist, mit erfreulicher Schnelligkeit gefolgt, und die Materialien, aus denen eine immer tiefere Kenntniß geschöpft werden kann für die so hart aneinandergrenzenden Perioden der tiefsten Demüthigung und des großartigsten Aufschwungs des preußischen Staats haben damit eine werthvolle Bereicherung erfahren. Wir sagen absichtlich die Materialien; denn nach der ganzen Anlage des Pertz'schen Werks bietet uns dasselbe sehr viel weniger eine zusammenhängende Darstellung von dem Leben des rastlos thätigen Mannes, der in seinem kühnen, reichen Geiste immer neue Hülfsmittel zur Verfolgung des großen Ziels fand, das er sich gesteckt und dessen endliche Erreichung er sich zur eigentlichen Lebensaufgabe gemacht hatte, zur Abschüttelung des auf Deutschland lastenden Jochs schmachvoller Fremdherrschaft, als vielmehr eine sehr sorgfältige Zusammenstellung der Actenstücke, Berichte, amtlichen und privaten Briefe, welche von diesen edeln patriotischen Bestrebungen Zeugniß geben und die uns einen Einblick gewähren in das innere und äußere Leben eines der edelsten Männer seiner Zeit, der sein ganzes glänzendes Genie der Befreiung seines Vaterlandes widmete.

Auch in diesem zweiten Bande ist Pertz nicht eigentlich Biograph, und schildert nicht die Schicksale seines Helden in ihrer tiefinnerlichen und unlösbaren Verflechtung mit den großen Weltereignissen, sondern er beschränkt sich darauf, nur die allerknappsten und nothdürftigsten Notizen zu geben, welche zum Verständniß der mitgetheilten Actenstücke unentbehrlich sind und einen ziemlich äußerlichen Zusammenhang zwischen denselben herstellen. Es wird uns nicht ein mit künstlerischer Hand einheitlich angelegtes und im einzelnen sorgfältig durchgeführtes Gemälde vom Leben Gneisenau's geboten, sondern man möchte das Buch von Pertz eher der Palette des Malers vergleichen, auf der alle die zu einem großartigen, farben- und figurenreichen Gemälde nöthigen Farben in reichster Auswahl vorhanden sind, von der bis zum Gemälde aber noch ein weiter Schritt zu thun ist. Der eigenthümliche Contrast, welchen die knappe, kalte und, wie es scheint, fast absichtlich einen frischern Schwung vermeidende Darstellung von Pertz zu den von ihm mitgetheilten Gneisenau'schen Aufzeichnungen bildet, aus deren jeder der kühne, begeisterte und begeisternde Sinn des genialen Feldherrn und feurigen Patrioten spricht, fällt in dem vorliegenden neuen Bande fast noch mehr und noch störender auf als in dem ersten; denn während der Geist Gneisenau's von dem Augenblick an, wo die Aussicht auf einen entscheidenden Kampf gegen den Unterdrücker als eine gegründete erscheint, einen immer kühnern, zuversichtlichern und siegsgewissern Flug nimmt, bleibt der Ton seines Biographen stets derselbe, gleichmäßig nüchterne und kalte. Auch zur Skizzirung des eigen
storischen Hintergrundes, der gerade in den
ten Jahren ein so bewegter und großartige
kaum ein oder der andere Zug gegeben;
den wir nur ganz kurze Hinweisungen
detaillirte Angaben über zum Theil nebensäch
welche einzelne der mitgetheilten Actenstücke
den Punkt bezeichnen sollen, auf den ihr In
nächst bezieht. So können wir denn in dem
von Pertz nicht eigentlich eine Biographie G
sehen, sondern nur etwa ein „Urkundenbuch“
solchen. Der Werth desselben in Rücksicht
genstand selbst wird dadurch kein geringerer,
insofern beeinträchtigt, als der Leserkreis eine
Form gehaltenen Buchs immer nur ein beschrä
kann. Aber eben dies ist zu bedauern, weil,
sich um biographische Darstellungen aus der
Zeit unserer neuern Geschichte handelt, kaum
barer Stoff gefunden werden kann als gerade
Gneisenau's; in ihm haben, möchte man sagen,
lichen edeln Bestrebungen, welche jene Zeit erfüll
und Blut gewonnen und sich gleichsam verkör
der Rastlosigkeit seines Strebens nach Wieder
der Freiheit, in der Opferfreudigkeit, mit welch
persönliche Interesse der großen Sache nachsetzt,
kühnen Freimuth, der nach oben wie nach
offen auftritt und jedem mit sicherer Hand die
Gesicht reißt, Zaghaftigkeit und innere Un
hoch und niedrig mit scharfen Worten geißel
freudigen Hingabe an die große Sache, der
weiht und der er dienen will, gleichviel in wel
lung, wenn er an ihr eben nur mitschaffen
kann, in der edeln Begeisterung für national
gigkeit — in allem diesen ist Gneisenau gleich
für die ganze Zeit; in einer Hinsicht aber gan
überragt er alle, die in ihr standen, namentli
gen, in deren Hände die oberste Leitung der Sch
um seine Freiheit kämpfenden Europa gelegt
lich in der klaren und sichern Erkenntniß desse
nächst nöthig war, in dem Auffinden der
Wege, welche am schnellsten und sichersten zu
strebten Ziele hätten führen können. Gerade
Gesichtspunkte aus geben die Aufzeichnungen G
den Maßstab an die Hand zu einer strengen
jenigen, die nicht auf den so klar gezeigten ge
kürzesten Wegen dem Ziele zustrebten, sonder
blendung und Unkenntniß, oft aus kleinlichen
und selbstsüchtigen Motiven verlustreiche Neben
wege einschlugen.

Mit Gneisenau's Rückkehr aus England,
geblich die Thätigkeit der Staatsmänner an
selben zu einer Landung an der Nordseeküste
Insurgirung Norddeutschlands zu bestimmen ver
enden seine Lehr- und Wanderjahre; die Z
und Sorge um die Lage des Vaterlandes
seine eigene und der Seinen Existenz sollte
recht beginnen; die ersten der nun folgenden

sind anstrengungsvoll und mühselig. Die fast vernichtende Wucht des öffentlichen Unglücks lastet neben den Sorgen, welche ihm seine privaten Verhältnisse verursachten, auf Gneisenau's Herz und Kopf und drohte selbst ihn der so frischen Spannkraft, die er sich bis dahin bewahrt hatte, zu zeiten zu berauben. Nach mehr als einjähriger Abwesenheit kehrte Gneisenau im August 1810 nach seinem Gute Kauffungen und in die Arme seiner Frau und seiner Kinder zurück. Es war aber nicht sein Plan, sich nun in stiller Zurückgezogenheit dem Landbau zu widmen; im Gegentheil sollte sein Aufenthalt in Kauffungen nur dazu dienen, seine häuslichen und Vermögensverhältnisse in einer solchen Weise dauernd zu ordnen, daß die Existenz seiner Familie sichergestellt wäre; er selbst wollte sich dann erst recht dem Befreiungswerke widmen, frei von persönlichen und Familienrücksichten alle Kräfte dieser einen großen Aufgabe weihen. So wenig ermuthigend seine letzten in England gemachten Erfahrungen waren, seine Kraft war doch noch nicht gebrochen, noch ließ er die Hoffnung nicht ganz sinken, brannte vielmehr vor Begierde, möglichst bald, am liebsten mit dem Schwerte in der Hand, den Kampf gegen die Tyrannei wieder aufnehmen zu können. Daher war es ihm doppelt kränkend, daß sich ihm bei der nothwendigen Ordnung seiner Vermögensverhältnisse und bei der Sorge für die Zukunft seiner Familie unerwartete Hindernisse in den Weg stellten und einen baldigen Abschluß derselben in weitere Zeit hinausschoben, endlich ganz vereitelten.

König Friedrich Wilhelm III. hatte Gneisenau, um seine Familie sicherzustellen, die Pachtung einer königlichen Domäne zugesichert, welche ihm ein jährliches reines Einkommen von wenigstens 1500 Thalern gewähren würde; bei seinen Bemühungen, eine solche aufzufinden, mußte Gneisenau die unangenehme Erfahrung machen, daß von mehrern Regierungen die betreffende königliche Ordre dahin ausgelegt wurde, es handle sich um eine Domäne, von der jährlich 1500 Thaler Abgaben an den Staat gezahlt werden müßten. Das wäre denn allerdings eine königliche Gnade gewesen, die dem Empfänger „die Kehle zuschnürte". Alle seine Bemühungen dagegen blieben vergeblich, und so sah sich Gneisenau denn endlich genöthigt, der königlichen Schenkung einfach zu entsagen. Um Rath und Hülfe zu schaffen und wenigstens die Mittel zur fernern Bewirthschaftung seines Gutes zu gewinnen, ging Gneisenau selbst nach Breslau; nach mehrwöchentlichem Aufenthalt, der ihm im höchsten Grade lästig war, kehrte er auch jetzt unverrichteter Sache heim. Der Staat konnte in seiner damaligen Lage, wo er die fast unerschwinglichen Forderungen des übermüthigen Siegers zu befriedigen hatte, selbst seinen bewährtesten Dienern in ihrer äußern Lage keine wirksame Unterstützung zutheil werden lassen. Seine persönlichen Freunde waren es, welche Gneisenau in diesen Verlegenheiten halfen und ihn bereitwilligst wenigstens von den drückendsten Sorgen für die nächste Zukunft zu befreien suchten, namentlich Graf Chasot und Kaufmann Schröder in Kolberg, beides ihm gleichgesinnte, edle, opferfreudige Patrioten.

Keinen Augenblick aber verlor Gneisenau über seiner eigenen drückenden Lage die Noth des Staats aus den Augen, und wenn er diese Zeit unfreiwilliger Muße seinen Studien, der Erziehung seiner Kinder und der Bewirthschaftung seines Guts widmete, so blieb er doch auch mit seinen gleichgesinnten Freunden in Kolberg, Breslau, Berlin u. s. w. in Verbindung und schüttete ihnen in seinen Briefen sein Herz aus, das beim Anblick der Verhandlung Preußens durch Napoleon von leidenschaftlichem Schmerz erfüllt war. Und so aufmerksam er den Lauf der Dinge verfolgte, so wachsam er nach jeder Gelegenheit spähte, welche nur eine entfernte Aussicht auf baldige Besserung der Lage geboten hätte, nirgends fand er eine solche, und die Hoffnungslosigkeit jener trüben Monate spiegelt sich auch in seinen sonst so frischen und muthigen Briefen wider. Im Januar 1811 schreibt er an den Grafen Chasot:

Von jenseit des Meers haben wir nichts zu hoffen. Ja, wenn erfolgreiche Schüsse würden ertönt haben, da würden sie uns wol ein Almosen an Gewehren und Munition senden, aber sonst auf keine Weise nichts. Was ist also zu machen? Auf Rußland rechnen wir nimmermehr. Wenn die Decrete zu unserer Vernichtung erscheinen werden, die unsere Länder in Departements theilen, wird diese Decrete die „St.-Petersburger Zeitung" geruhig wiederholen. Auch ermangelt dieses Reich der Kräfte, um uns zu helfen, wenn auch Regent und Minister nicht so feigherzig wären als sie sind. Vielmehr könnte das kleine, gedemüthigte, verachtete Preußen diesem Koloß mit thönernen Füßen zur Schutzwehr dienen, wenn ein großer Entschluß unsere Kräfte leitete. Also von Norden her keine Hülfe. Von Oesterreich? O ja, wenn dort und hier ein Wille die Donner schleuderte.... Ueberall erblicke ich Unmöglichkeiten!

Und wie die Dinge gerade damals lagen, schien diese trost- und hoffnungslose Anschauung die einzig mögliche zu sein; gegen Ende des Jahres 1810 schien der Zeitpunkt gekommen, wo die Napoleonische Weltherrschaft ihre Vollendung erhielt, zugleich aber auch der, wo Preußen noch einmal seine Kräfte zusammenraffen mußte zum letzten Verzweiflungskampfe, um wenigstens mit Ehren unterzugehen und sich nicht widerstandslos durch einen Federzug des Gewalthabers vernichten zu lassen. Die förmliche Einverleibung der bereits im Aufstande begriffenen pyrenäischen Halbinsel, Italiens, Hollands und eines großen Theils von Norddeutschland, welche immer offener vorbereitet wurde, konnte über die Absichten Napoleon's keinen Zweifel weiter aufkommen lassen, und die Behandlung, welche gleichzeitig Oesterreich und Preußen erfuhren, gaben den deutlichsten Beweis davon, daß auch ihre Stunde bald geschlagen haben würde; das nächste Opfer der Napoleonischen Ländergier mußte Preußen sein. Als „durch die Umstände geboten" verkündete im December 1810 ein kaiserliches Decret die Einverleibung der Hansestädte, des Lauenburgischen und aller Küsten zwischen der Elbe und Ems; in drei Departements getheilt wurden diese reunirten Länder mit der ganzen Wucht des Napoleonischen Militärdespotismus belastet, der durch die eiserne Hand eines Davoust hier noch schmerzlicher empfunden werden mußte als sonstwo. Begründet wurde dies beispiellose Verfahren durch die Nothwendigkeit, das Continentalsystem mit unerbittlicher Strenge durchzuführen und

die zahlreichen Umgehungen desselben dadurch zu verhindern, daß die Küstengebiete direct französischer Verwaltung untergeordnet würden. Die stricteste Beobachtung der Continentalsperre wurde von Napoleon allen Staaten zur Pflicht gemacht; auch an das ohnmächtige Preußen wurde die Forderung gestellt, die mit Colonialwaaren beladenen Schiffe einlaufen zu lassen, sie dann zu confisciren und den Ertrag an die französischen Kassen abzuliefern. Man mußte gehorchen; der Versuch aber, durch diese Willfährigkeit Napoleon freundlicher zu stimmen und ihn von der Wichtigkeit eines offenen Anschlusses Preußens zu überzeugen, damit er dasselbe als einen werthen Bundesgenossen schonender behandle, schlug gänzlich fehl, und es wurde von Tage zu Tage klarer, daß Napoleon die Verhandlungen hinziehen und durchaus einen Vorwand finden wollte, um den Todesstreich gegen Preußen zu führen. Ein solcher aber war ihm geboten, sobald es zum Kriege mit Rußland kam. Schon damals ließ sich dieser mit Sicherheit voraussehen, so sehr auch Napoleon selbst bemüht war, sein Vorhaben zu verheimlichen und den Zaren über seine wahren Absichten zu täuschen. Die in aller Stille betriebenen großartigen Rüstungen konnten nur diese eine Bestimmung haben, auch den Osten Europas dem Napoleonischen Joche zu beugen; der Versuch dazu aber mußte, so schien es, mit Nothwendigkeit zur Vernichtung Preußens führen, das wehrlos mitten zwischen den beiden feindlichen Reichen lag.

In Preußen täuschte man sich nicht über die Situation; die leitenden Persönlichkeiten waren sich ganz klar darüber, daß es sich bald um Sein oder Nichtsein handeln werde, sie waren entschlossen, dem entscheidenden Augenblicke nicht unvorbereitet entgegenzugehen. Der Versuch, durch offenen Anschluß an Frankreich die eigene Sicherheit und womöglich auch eine Erleichterung der aufgebürdeten Lasten zu erkaufen, war misglückt; die Nichterfüllung der Friedensbedingungen von seiten Napoleon's, die Verweigerung der Rückgabe Glogaus, die vertragswidrige Vermehrung der Besatzungen in den Festungen, die Truppenconcentrationen an den Grenzen, dies alles konnte keinen Zweifel mehr übriglassen, daß ein Gewaltstreich gegen Preußen vorbereitet werde. Die einzige Macht, von der dasselbe in seiner trostlosen Lage Unterstützung erwarten konnte, war England; dorthin wandte daher Hardenberg besonders seine Blicke, indem er zugleich Gneisenau um Rath und Auskunft anging, da dieser mit den Stimmungen und Absichten des londoner Cabinets durch eigene Anschauung genauer bekannt war. Bald erging an ihn eine Einladung des Staatskanzlers zu einer geheimen Zusammenkunft auf seinem Gute Tempelberg bei Berlin. Sofort erklärte sich Gneisenau bereit, dem Rufe Folge zu leisten, wenn auch seine Privatverhältnisse durch seine neue Theilnahme an den Staatsangelegenheiten nur eine neue Schädigung zu erwarten hatten. Bezeichnend für seine Opferfreudigkeit sowie seine Bescheidenheit ist die Antwort, welche er in dieser Angelegenheit an Justus Gruner schrieb, der ihm Hardenberg's Einladung übermittelt hatte:

Obgleich mit Dismembration, Reduction der Bauerndienste, Verkauf des Inventariums, Umänderung der Brau- und Brennerei u. s. w. beschäftigt, soll mich dennoch keine derlei Betrachtung abhalten, in derselben Viertelstunde, als mir der zweite Ruf wird, mich in den Wagen zu werfen und nach Tempelberg zu eilen, in welcher Verwirrung ich auch meine Angelegenheiten hinterlasse und soviel ich auch für die zurückgelassenen Meinigen fürchten muß... Auf meinen guten Willen kann man zählen, wenn auch nicht immer auf meine Einsichten. Tauglicher bin ich zum Handeln als zum Berathen. Jenes erhebt oft die durch Gefahren gestärkte Seele über sich selbst; in diesem stellt sich die Fülle der Möglichkeiten dem Geiste dar und macht unsicher. Auch fehlt mir oft in der Rede das Gewand zugleich mit dem Stoffe. Ich bevorworte dies absichtlich, damit, wenn man in der Erwartung von mir sich getäuscht sähe, ich nicht den Vorwurf verdiene, als ob ich mich für mehr ausgeben möchte, als ich wirklich werth bin.

Die verabredete Zusammenkunft Hardenberg's mit Gneisenau fand am 17. und 18. März 1811 statt, wahrscheinlich ohne alle Zeugen. Ihr wichtigstes Ergebniß war, daß Gneisenau seine Kräfte dem gefährdeten Vaterlande zur Verfügung stellte und wieder in den Staatsdienst einzutreten bereit war. Gleichzeitig setzte ihn der König in den Stand, seine ganze Kraft der neuen Thätigkeit zu widmen, indem er ihn der Sorgen für die Existenz seiner Familie überhob: er bewilligte ihm die Summe von 37500 Thalern zum Ankauf einer Domäne oder vormals geistlichen Besitzung und erneuerte die Anweisung auf die Einkünfte der Amtshauptmannschaft Zehden. Von diesem Augenblick an gehört Gneisenau wieder ganz dem Staate: in den wichtigsten administrativen, militärischen und politischen Fragen ist sein Rath, namentlich bei Hardenberg, von der größten Geltung, wenn er auch zunächst noch nicht eine eigentlich amtliche Stellung innehat. Die rastlose Thätigkeit, welche er nun in allen Richtungen entwickelt, ist wahrhaft staunenswerth; seine Correspondenz mit dem Staatskanzler gewährt einen Einblick in die Unerschöpflichkeit seiner Kräfte, seinen politischen Scharfblick und die kühne Sicherheit in Auffindung der Mittel, von denen allein eine Rettung zu hoffen ist, zugleich aber auch in die demüthigende und tief erniedrigende Lage Preußens in jenen unglücklichen Jahren. Der Leiter der gesammten Staatsverwaltung, Hardenberg selbst, muß sich bei der Correspondenz mit seinen vertrauten Rathgebern der Umwege und Heimlichkeiten bedienen, unter falschen Namen und an erdichtete Adressen schreiben, um der überall lauernden Wachsamkeit französischer oder in französischem Solde stehender preußischer Spione zu entgehen. So heißt in diesen Briefen Gneisenau Knoth, Hardenberg Haug, der alte Blücher tritt als Poppe auf, sein Sohn Franz als Franz Poppe, Dörnberg ist Peter Müller u. s. w.; ja, oft genügte dies noch nicht, sondern auch den Inhalt der Briefe mußte man durch eine geheimnißvolle, scheinbar auf ganz gleichgültige Dinge bezügliche Sprache zu verhüllen suchen, da zu fürchten war, daß die Spione selbst das Geheimniß der falschen Namen durchdringen und die wirklichen Correspondenten auffinden würden.

Vielfach wurde angesichts der drohenden Gewitterwolken, die sich mit Beginn des Jahres 1811 über Preußen zusammenzogen, die Frage erörtert, ob nicht in einem

Bündniß mit Frankreich die einzige Rettung geboten sei. Auch Gneisenau bejahte dies, in anderer Weise jedoch als diejenigen, deren Rath besonders viel galt; seiner Meinung nach konnte Preußen nur dann von Napoleon ein seinen Bestand gewährleistendes Bündniß erlangen, wenn es dasselbe mit den Waffen in der Hand fordert, zum Verzweiflungskampfe gerüstet die Unterhandlungen führt. Es ist eine kühne Politik, welche er mit wenigen Worten verzeichnet:

Wir haben so viel Truppen, um unsere acht Festungen damit zu besetzen und noch zwei Corps übrigzubehalten. So etwas kann man nicht im Rücken lassen. In verschanzten Lagern — können diese beiden Corps nicht sogleich bezwungen werden. Mit Belagerungen müßte demnach Frankreich beginnen, und das ist zu Anfang eines Feldzugs unangenehm. Alle acht Festungen kann man weder belagern noch einschließen. Aus den uneingeschlossenen vereinigen sich die Besatzungen und werfen die Beobachtungscorps nieder, wenn sie schwach sind. Macht sie der Feind stark, so schwächt er damit seine Armee gegen Rußland und gibt diesem Zeit, seine Rüstungen zu vervollständigen, soviel dies nämlich möglich ist. Eine solche Stellung gebietet Achtung und möchte allein Napoleon geneigt machen, mit uns ein Bündniß zu schließen. Sonst nichts in der Welt. Diese Ansicht muß man den Schwachmüthigen geben; ich dächte, gegen deren Bündigkeit wäre nichts einzuwenden. Mag Frankreich dennoch unser Bündniß nicht, so mögen wir noch zwei Jahre fortdauern, und dann ohne Schande, vielleicht mit Ruhm zu Grunde gehen. Wir haben dann für unsere jetzige verzweifelte Lage genug geleistet und unsere frühere Schande getilgt. Binnen zwei Jahren kann sich manches ereignen, und auf jeden Fall haben wir dann wieder Vertrauen und Achtung gewonnen.

Von Breslau aus, wohin er sich nach einem kurzen Besuche bei seinen berliner Freunden von Tempelberg begeben hatte, folgte Gneisenau mit ängstlicher Spannung der fernern Entwickelung der großen politischen Fragen; rastlos war er bemüht, zur Befolgung der von ihm angedeuteten Politik, die auch den Absichten Hardenberg's entsprach, zu ermahnen, namentlich nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß man mit den Rüstungen keinen Augenblick mehr zögern dürfe. In zahlreichen Denkschriften an den Staatskanzler und an den König selbst legte er die großen Gefahren dar, denen Preußen entgegenging, wenn es ungewaffnet mit Napoleon Unterhandlungen über ein Bündniß anknüpfte; noch aber hielt es schwer, den König selbst von der wahren Lage der Dinge zu überzeugen und den Einfluß der ihn umgebenden friedenseligen und franzosenfreundlichen Hofleute unwirksam zu machen; auch Hardenberg war nicht ganz fest und keineswegs völlig unabhängig von seiner Umgebung. Alles das mußte Gneisenau, der Gefahr im Verzuge sah, mit banger Sorge erfüllen, und immer wieder und wieder dringt er auf Eile und Thatkraft. An den Grafen Chasot schreibt er am 2. April:

Alles, was ich Ihnen hier sage, habe ich bereits höchsten Orts gelangen lassen. Es ist aber nöthig, daß dies wiederholt werde, vorzüglich, daß man auf des Königs und des Staatskanzlers Umgebungen wirke, denn diese sind noch in entgegengesetzten Ueberzeugungen bis auf einige wenige. Meine Stimme wird demnach verhallen, wenn sie nicht unterstützt wird. Lassen Sie auf Frau von Voß wirken. Das alte Weib ist energischer als die Männer am Hofe. Lassen Sie sie durch die Gefahr erschrecken, daß es von Frankreich auf die Vernichtung der königlichen Familie abgesehen sei. Schon einmal hat diese Frau kräftige Rathschläge gegeben, die aber freilich auch nicht befolgt worden sind. Da noch nichts geschehen ist, um sich Freiheit des Entschlusses zu bewahren, so wird unsere Lage täglich kritischer. Jede Minute ist ein Verlust.

Dabei bereitete er selbst den von ihm so ersehnten Kampf vor: er knüpfte Verbindungen mit einem wiener Hause an, welches sich zu bedeutenden Gewehrlieferungen bereit erklärte. Zu seinem Schmerze aber mußte er sehen, wie man gerade das that, wovor er so nachdrücklich gewarnt hatte: ungerüstet schlug man durch den Fürsten Hatzfeld, der Napoleon zur Geburt des Königs von Rom beglückwünschte, Frankreich ein Bündniß mit Preußen vor: ein Antrag, der in Paris scheinbar mit großer Befriedigung aufgenommen wurde, da er ja die beste Handhabe bot, um das, was man gegen Preußen im Schilde führte, schnell zu verwirklichen. Während der ersten und noch ganz allgemeinen Vorbereitungen zum Abschluß eines französisch-preußischen Angriffs- und Vertheidigungsbündnisses mahnte der König in einem Schreiben den Kaiser Alexander zu versöhnlichem Verhalten Napoleon gegenüber, indem er zugleich darauf hinwies, daß er im Falle eines Kriegs auf seiten Frankreichs stehen werde. Ein solches Verfahren konnte die Seele Gneisenau's nur mit dem größten Mismuth und den schlimmsten Befürchtungen erfüllen; auch die Verzögerung, welche die Erledigung seiner eigenen Angelegenheiten, namentlich des Domänenkaufs erfuhr, machte ihm große Sorge. In dieser Zeit entwirft er ein sehr finsteres Bild von der Zukunft, und in bitterm Tadel spricht er sich über die Zustände in Preußen aus; da dort kaum noch etwas zu hoffen schien, so trug er sich schon mit dem Plane, nach Spanien zu gehen und dort für die Freiheit zu fechten. Offen sprach er seine Stimmung in den Briefen an seine Freunde aus. Dem Grafen Chasot, der ihm auch in seinen finanziellen Nöthen ein treuer Helfer war, schreibt er noch von Breslau aus:

Die planmäßige Hartnäckigkeit, unser Bündniß nicht zu wollen, zeigt uns unsere Bestimmung, und es ist mir unbegreiflich, wie dieser Umstand, worauf ich seit Memel aufmerksam gemacht habe, so wenig betrachtet wird. Er zeigt uns sogleich die Stellung, die wir zu nehmen haben, und müßte mehr als alles unsere Entschlossenheit steigern und unsere Zweifel zerstreuen. Aber viele wollen nicht sehen, andere vermögen es nicht, und nur wenige begreifen es. Unselige Verblendung! Von dem, was ich vorgeschlagen habe, ist nur die Hälfte geschehen, und diese Hälfte ist mehr als zu viel, um Napoleon's Rache zu reizen, ohne hinreichend zu sein, uns zu schützen. Die Festungen sind in keinem bewaffneten Zustand; es fehlt an Munition, an Gewehren. Keineswegs gebe ich hiervon die Schuld dem General Scharnhorst. Er weiß, was zu einer Rüstung erforderlich ist, und hat des guten Raths genug, wenn man sich dessen nur bedienen wollte. Allein es liegt an so manchem andern, was ich Ihnen, mein edler Freund, nicht erst auseinandersetzen darf: an Stimmung der höhern Stände, Stellung und Charakter so mancher Regierungspersonen; an dem hohen Muth, lieber zu Grunde zu gehen, als sich etwas Schimpfliches gefallen zu lassen; an weltgeschichtlicher Ansicht der jetzigen Zeit; an den Berechnungen des Egoismus; Zwiespalt der Nation und Parteienkampf. Auf diese Weise kann nimmermehr etwas Gutes vollführt werden.

Auch die Einrichtungen der Regierung, namentlich die im Finanzwesen getroffenen, unterwirft Gneisenau einer

schneidenden Kritik und sieht in ihnen mit eine der Veranlassungen, welche die Kraft und den Muth des Volks gebrochen haben:

Durch die unseligen Finanzeinrichtungen, vorzüglich durch die Art der Ausführung, sind die Herzen der Nation von der Regierung abgewandt worden. Nie ist des Patriotismus viel bei uns gewesen, wenigstens nicht von der echten Art... Jetzt ist vollends alles hingeschwunden und das Gegentheil ist eingetreten. Nicht mehr Gleichgültigkeit, sondern offenbares Uebelwollen gegen die Regierung ist es, was in der meisten Herzen und Mund ist... Der Adel geht in allen der Regierung feindseligen Gesinnungen voran. Sind dies nicht alles Zeichen der nahen Auflösung? Ich habe genug gepredigt, um diese übeln Wirkungen zu verhindern... So haben wir Finanzmänner, die keine Staatsmänner sind, in einer Zeit, wo nur letztere helfen können! Man liest den Adam Smith und vergißt darüber die Weltgeschichte! Welche Verkehrtheit! Vor allen Dingen schafft Eisen an: eiserne Brust, eisernen Willen und Waffen! Habt ihr dies, so wird es auch am Gelde nicht fehlen!

Ueber seine persönlichen Plane und Absichten für die so dunkle und hoffnungslose Zukunft heißt es in demselben Briefe an Chasot:

Wenn sich die Dinge so wenden, als ich befürchte, das heißt mit einem gebotenen Bündniß oder mit schimpflicher Entwaffnung und Unterjochung, dann scheide ich von hier. Einen ganz festen Plan hierüber habe ich noch nicht gemacht und ich möchte mich gern mit Ihnen darüber berathen, vielleicht nach Spanien oder Portugal. Aber dann müßte ich sehr die zeither hier müßig zugebrachte Zeit bejammern. Bei den Nachrichten über die dort für eine heilige Sache erfochtenen Siege möchte mir vor Ungeduld, nicht dabei sein zu können, das Herz bersten. In britische Dienste möchte ich nicht gehen.

Wie richtig Gneisenau die großen politischen Verhältnisse seiner Zeit auffaßte und wie klar und scharf er die den kämpfenden Parteien zu Gebote stehenden Mittel und Wege durchschaute, die Anwendbarkeit und den Werth derselben beurtheilte, zeigt eine Bemerkung, die er bei dieser Gelegenheit über Napoleon's Verhältniß zum spanischen Aufstande macht, in der er das als wahrscheinlich voraussetzte, was einige Jahre später wirklich geschah; sie beweist zugleich, daß Gneisenau nicht blos ein genialer Feldherr, sondern auch ein großer Staatsmann war:

Um noch einmal auf Spanien zurückzukommen, so will ich hier eine Behauptung niederschreiben, die manchem paradox klingen möchte, nämlich: daß es gar nicht unwahrscheinlich sei, der französische Kaiser könne den elenden Ferdinand VII. wieder auf den Thron setzen, mit Bedingungen, die ihn einem Vasallen gleichstellen. Es würde dies viele Spanier irreführen. Ueberhaupt aber geben die Rüstungen Rußlands einen willkommenen Vorwand, von der völligen Eroberung des Landes, die beinahe vollendet gewesen und worin man gestört worden sei, abzustehen.

Den Kunstgriff, den Gneisenau hier andeutet, hat denn später Napoleon wirklich versucht, um dadurch den spanischen Krieg zu seinen Gunsten zu wenden. Für den Augenblick aber wurde Gneisenau noch der Nothwendigkeit überhoben, zum Kampfe gegen die Tyrannei in das Ausland zu gehen; in Preußen selbst schien ein solcher bevorzustehen, denn selbst die Kurzsichtigsten mußten sich endlich von den verderblichen Absichten Napoleon's überzeugen, und um wenigstens mit Ehren unterzugehen, mußte man schnell die Aufbietung aller Kräfte und die umfassendsten Rüstungen betreiben. Angesichts der Erklärung Napoleon's, er werde, falls Rußland ihn zum Angriff zwinge, diesen mit der ganzen Kraft Frankreichs, Deutschlands, Polens und Preußens unternehmen, Preußen also ohne Bedingung nach bloßer Willkür für seine Zwecke verwenden, mußten selbst die bis dahin Vertrauensseligsten auf Vorbereitung zu verzweifeltem Widerstande dringen. Das war der Augenblick, den Gneisenau so lange ersehnt hatte: von Hardenberg nach Stettin berufen, hatte er mit diesem in der zweiten Hälfte des Juli 1811 zu Glienicke eine Unterredung, in welcher sie die innere und äußere Lage des Landes prüften und sich über das einigten, was zunächst zu thun war. Da Gneisenau's Eintritt in die Armee leicht hätte Argwohn erregen können, so willigte er ein, mit dem Titel Staatsrath und 2500 Thlr. Gehalt in den Civildienst zu treten. Außer der Führung der geheimen Unterhandlungen mit England übernahm Gneisenau namentlich die Ausarbeitung der dem Verzweiflungskampfe zu Grunde zu legenden Plane. Er siedelte dazu ganz nach Berlin über. Bereits am 8. August überreichte er dem Staatskanzler die von ihm ausgearbeiteten Kriegs- und Aufstandsplane, welche in jedem Zuge die geniale Kühnheit und den feurigen Patriotismus des großen Mannes erkennen lassen; sie sind dabei von poetischem Schwunge und der edelsten Begeisterung getragen. In dem Begleitschreiben heißt es:

Bei dem vorseienden großen Entschlusse möchte man unserm Könige zurufen:

Plötzlich kann sich's umgestalten!
Mag das dunkle Schicksal walten!
Muthig auf der steilsten Bahn!
Trau' dem Glücke! Trau' den Göttern!
Steig trotz Wogendrang und Wettern
Kühn wie Cäsar in den Kahn!

Laß den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muß wagen;
Leben gilt es oder Tod.
Laß die Woge donnernd branden,
Nur bleib immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!

Auf diese merkwürdige Denkschrift im einzelnen näher einzugehen, gestattet uns der uns zugemessene Raum nicht; nur einige der bezeichnendsten Punkte wollen wir herausheben, die für Gneisenau's Denkweise besonders charakteristisch sind. In der Kürze gingen seine Vorschläge dahin, daß man unter dem Namen einer bewaffneten Neutralität die Truppen zusammenziehen, die pommerschen bei dem für die Seeverbindung mit England besonders wichtigen Kolberg, die schlesischen an der sächsischen Grenze, und die brandenburgischen bei Spandau in festen Stellungen und stark befestigten Lagern vereinigen sollte; die Festungen sollten auf lange Zeit mit Munition und Proviant versehen werden; besonders aber betonte es Gneisenau, daß der Kampf der Heere durch einen Volkskrieg unterstützt werden müsse. Gerade dieser letzte wichtige Punkt ist in seiner umfassenden Denkschrift auf das eingehendste behandelt worden. Von Interesse sind dabei die Randbemerkungen des Königs, mit welchen dieser einzelne ihm zweifelhaft erscheinende Stellen begleitete, und die Gegenbemerkungen, die Gneisenau zur Widerlegun[g]

der vorgebrachten Bedenken hinzufügte: in ihnen prägt sich die so ganz verschiedene Denkweise beider Männer am deutlichsten aus. Gleich zu den ersten die Organisation des Volksaufstandes betreffenden Worten: „Wenn Preußen mit einer Invasion, d. h. mit Vernichtung bedroht wird, so sucht das königliche Regentenhaus Hülfe und Beistand in einem Volksaufstande" — finden wir als eigenhändige Anmerkung des Königs: „Der (seinsollende) Kampf der Verzweiflung ist allerdings besser und ehrenvoller als freiwillige Unterjochung."

Gneisenau entwickelt in kurzen und klaren Worten die Art, in der man durch Vertrauensmänner, denen man die Beeinflussung der Stimmung in einem bestimmten Kreise, Anwerbung von Mithelfern und Genossen übergibt, den Aufstand vorbereiten, zugleich für die im Augenblick des Losschlagens erst auftretenden Führer zu sorgen habe; nur so werde man die Hitzköpfigen und die Ehrgeizigen, die sich stets vordrängen, fern halten. Der König erhebt dagegen den Einwand:

Ganz richtig, aber bei der Ausführung wie dann? Ausführung und Chaos ist eins, jeder wird nur seinen Plan befolgen wollen und die Verwirrung allgemein werden. Vermuthlich wird der Feind, der auf solche Dinge abgewitzt ist, der Sache schnell den Garaus machen.

Wie treffend und psychologisch fein ist das, was Gneisenau zur Widerlegung vorbringt:

Allerdings müssen am Ende die Anführer erscheinen. Wenn man aber lange vorher davon redet, so wird die Eifersucht rege, und da jedem menschliche Schwächen ankleben, die sich häufig im Laufe des gewöhnlichen Lebens noch mehr offenbaren als in denen Zeiten, wo hohe Interessen die Brust bewegen und oft die Seele über sich selber erheben, so wird man diese Schwächen an den Anführern gern bemerkbar machen wollen, um ihnen in der Meinung zu schaden. Im Tumulte des kriegerischen Lebens hat man weniger Muße und Neigung, solche Schwächen aufzusuchen, und es gibt da der Gelegenheiten mehrere, um den unruhigen Ehrgeiz emergirender Talente zu befriedigen, welches der Fall in der Friedensvorbereitung nicht ist.

Sehr eigenthümlich ist in dem Gneisenau'schen Entwurf zu einem allgemeinen Volksaufstand die starke Betonung des kirchlichen Elements und der Nachdruck, den er auf die Mitwirkung der Geistlichen und der Kirche überhaupt dabei legt. Die Mannschaft je eines Kirchensprengels sollte unter einem selbstgewählten Anführer stehen; die ganze waffenfähige Mannschaft in der Kirche versammelt werden und dort in die Hände der Geistlichen einen Eid ablegen, den König nie zu verlassen, den Feind, wo sie können, todtzuschlagen, gefangen zu nehmen und ihm in jeder möglichen Weise zu schaden. Die religiöse Begeisterung sollte dem Patriotismus zu Hülfe kommen, die Leidenschaften des Volks gegen den Unterdrücker in jeder Weise erregt werden. So schlägt Gneisenau in dieser Hinsicht vor:

Schon jetzt möchte bei der Section für den Cultus und den Unterricht die Veranstaltung getroffen werden, daß Befehle an sämmtliche Geistliche aller christlichen Confessionen bereit liegen, wonach diese, bei ausgebrochenem Kriege, die Gemeinden in der Kirche versammeln, über einen passenden Text predigen, Frankreichs Unterjochungsplan mit schwarzen Farben schildern, an das jüdische Volk unter den Makkabäern erinnern, das gleicher Bedrückung widerstanden und dessen Beispiel uns anfeuern müsse, auf gleichen Widerstand zu denken. Das Beispiel der tapfern österreichischen Milizen im letzten Kriege, die fest zusammengeschlossen dem Anfall der französischen Reiterei widerstanden, muß gleichfalls angeführt werden.

Der König macht zu diesem großartig gedachten Plan einfach die trockene Bemerkung: „Als Poesie gut", welche sich wol nicht, wie Pertz meint, blos auf den Widerstand der österreichischen Milizen gegen die französische Reiterei bezieht, sondern auf das Ganze geht, und von der nüchternen, jedes höhern Schwunges entbehrenden Denkweise des Königs nur einen neuen Beleg gibt. Es fehlte ihm an Verständniß für die Kraft wahrer Begeisterung, er war voll von Zweifeln an der Fähigkeit und dem Vermögen des Volks. Wie anders Gneisenau! Jenes trockene „Als Poesie gut" veranlaßt ihn zu folgender trefflichen Gegenbemerkung:

Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmerniß auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher dürfte selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig; aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden und gibt seine Lieben einer ungewissen Zukunft preis. Dies ist Poesie, und zwar von der edelsten Art. An ihr will ich mich aufrichten mein Leben lang.

Hans Prutz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reiseliteratur.

1. Natur, Kunst und Menschen in Oberitalien und der Schweiz. Psychologische Skizzen von Franz Leibing. Leipzig, Fritsch. 1866. 8. 20 Ngr.
2. Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck. Von Otto Glagau. Berlin, Lemke und Comp. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reisewerke von jugendlichen Touristen, aber beide nicht ohne Werth, sodaß wol jeder Leser der Lektüre derselben bis zum Schlusse treu bleibt. Leibing will uns nicht als literarischer Lakai durch die Sehenswürdigkeiten der von ihm bereisten Länder führen und in Notizen aller Art kramen, seine Skizzen sollen durch die Entrollung möglichst charaktervoller Züge und wahrheitsgetreuer Bilder einerseits den Geist, das innere und äußere Leben und die gegenwärtigen Zustände derselben veranschaulichen, andererseits aber dazu beitragen, daß jeder Angehörige unsers Volks bei der Berührung mit andern Nationen sein eigenes Nationalgefühl immer bewußter geltend machen und in der Fremde gerade die Heimat immer mehr lieben lerne. In 10 Kapiteln (13 Bogen) allerdings elegant und frisch geschriebener Reisebriefe das alles zu erreichen, ist etwas viel gehofft; aber wie Großes verspricht ein junger Autor sich nicht von seinem Buche, zumal wenn dasselbe theilweise schon als Feuilleton gedruckt war und Beifall gefunden hatte.

Wir wollen unsern liebenswürdigen Feuilletonisten selbst ein wenig reden lassen, ein Blatt aus seinem Blätterkranze vorlegen, damit er sich selbst, seinen Stil, seine Sinnesart, seine politische und sociale Anschauungsweise charakterisire:

Es ist eins der Lieblingskinder der Natur und der Sage, dieses Chiavenna! Wie ein freundliches Kind in seiner Wiege, so liegt es in den grünen Bergen, von außen ein Paradies, von innen freilich etwas weniger. Es ist der Typus einer italienischen Kleinstadt: enge Straßen, durch deren Mitte ungenirt ein lebendiger Quell rinnt, Häuser aus rohen Steinen errichtet und mit unbehauenen Sandsteinplatten bedeckt; kleine Fenster, meistens ohne Scheiben, nur mit Vorhängen und Blumen verschlossen, und in den Abendstunden reges Leben vor den Hausthüren — das ist ungefähr das Wesentliche davon.

Wir wandeln ein wenig in den Kreuzgängen der Kirche umher und erblicken hier wieder einige jener Beinhäuser, an denen der Italiener Geschmack zu finden scheint. Man denke sich die Wände des Gewölbes mit allerlei wunderlichen Figuren, namentlich Doppeladlern geschmückt, die sämmtlich aus Menschenknochen zusammengesetzt sind. Man sieht, es gibt für den italienischen Kunsttrieb keine Grenze, noch nach dem Tode will der Italiener seine Knochen einem Kunstwerke einverleibt wissen. Daß aber vorzugsweise der österreichische Doppeladler aus diesen Todtenknochen zusammengesetzt ist, mag manchem als eine furchtbare Ironie erscheinen, an der der gute Todtengräber gewiß unschuldig ist.

Wagte es Leibing, uns in Gegenden zu führen, die tausend und aber tausend mal bereist und beschrieben worden sind, so macht es Glagau gerade umgekehrt; aber sein Wagniß ist kaum kleiner. Er schleppt uns in Gegenden, die kaum je von Touristen bereist und beschrieben worden sind; er bringt uns nach Lauenburg, dem bisher fremdesten Stückchen deutschen Vaterlandes, einer terra incognita, einem ultima Thule, aber einem Stückchen Neupreußen, dem Anfange von Großpreußen. Er schleppt uns mit, wie sein Verleger ihn mitgeschleppt hat: zwei flotte Berliner, die mit Feder und Druckerschwärze, d. h. literarisch nun auch erobern wollen, was Graf Bismarck durch Eisen, Blut und — Geld vorher politisch erobert hat. Die Idee ist nicht unglücklich, im Gegentheil glücklich zu nennen, und Autor wie Verleger haben ihre Aufgabe wacker gelöst. Sie reisen auf gemeinschaftliche Kosten. „Herr Lemke fürchtet, ich könne ohne seine Begleitung zu Schaden kommen, und außerdem will er darauf sehen, daß ich über alles, was uns auf unserm Ausfluge zustößt, der strengen Wahrheit gemäß berichte, ohne die Phantasie irgendwie zu Hülfe zu rufen."

Und wirklich schreibt der Verfasser über das von ihm rechtmäßig eroberte Ländchen überall nicht blos mit Humor, sondern auch dem Thatsächlichen gemäß, zuverlässig und als echter Historiker. Er schildert die patriarchalischen Lebensverhältnisse seiner Bewohner, das Feudal-Mittelalterliche der öffentlichen Zustände, die Fülle und Mannichfaltigkeit landschaftlicher Schönheiten. „Blaue Seen und grüne Laubwälder, wellenförmige Hügel, herrlich gelegene Dörfer und Städte verschlingen sich zu einem blühenden Kranze, lassen das Ländchen wie ein verstecktes Paradies erscheinen und werden voraussichtlich im Laufe des nächsten Sommers Tausende von Vergnügungsreisenden hinlocken."

Damit hat es in diesem Kriegssommer nun wol gute Weile. Die Berliner werden ihre Vergnügungsreisen in den Zeitungen und auf den Landkarten machen, und der Verfasser und Verleger werden auch wol einstweilen anderes zu thun haben, als nunmehr Spaziergänge durch Schleswig-Holstein, Hannover, beide Hessen u. s. w. zu vereinbaren. Kommt Zeit, kommt Rath. Der Verfasser hat sich übrigens durch einen stattlichen Apparat gelehrter und ungelehrter Werke über seinen Stoff hindurchgearbeitet, wie er selbst nachweist. Hauptquellen waren ihm jedoch seine eigenen Augen und Ohren, denen als treuen unverdrossenen Mitarbeitern er am Schluß der Vorrede sich verpflichtet fühlt, öffentlich tiefgerührten Dank zu sagen.

Uebrigens ist der Verfasser keineswegs blinder Bismarckianer, wie die hübsche Scene auf S. 129 erkennen läßt. Auf S. 221 fg. bekommen die Holsteiner einen, wie es scheint, verdienten Hieb. Von berliner Blättern kommt fast nur der Erzschalk „Kladderadatsch" nach Lauenburg. Die folgende Scene (S. 206) in Ratzeburg verdiente im „Kladderadatsch" verherrlicht und illustrirt zu werden:

Mein Verleger hatte ein Empfehlungsschreiben an Herrn Senator Lampe, einen ehemaligen Gewürzer, der das Geschäft inzwischen dem Sohne abgetreten und jetzt auf seinen Ersparnissen saß. Herr Lampe trat uns mit der Miene eines Magistratsmitglieds und mit dem Gewichte eines Rentners entgegen. Er las den Brief, ohne zum Sitzen zu nöthigen. „Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er dann kalt. Herr Lemke sagte ihm den Zweck unserer Reise, und wie wir gekommen, ihn um einige Aufschlüsse über hiesige Verhältnisse zu bitten. Worauf der Herr Senator: „Unsere Zustände liegen, soweit sie zu wissen nöthig, in amtlichen Nachrichten gedruckt vor. Weiteres darüber zu schreiben, ist durchaus überflüssig, wo nicht gar schädlich und den Gesetzen zuwider. Ich wenigstens kann und will dazu meine Hand nicht bieten. Was wünschen Sie also von mir?" Meinen Verleger hatte dieser gänzliche Mangel an Lebensart sprachlos gemacht, weshalb ich das Wort nahm: „Nichts weiter!" sagte ich ruhig. „Der Zweck unsers Besuchs ist vollkommen erreicht. Wir haben nur die größte Merkwürdigkeit von Ratzeburg, den Herrn Senator Lampe sehen wollen. Adieu!" Damit kehrten wir ihm den Rücken und entfernten uns.

Otto Glagau wurde für diese gute Antwort an Herrn Lampe, den seine Mitbürger hoffentlich nicht in die preußische Kammer oder gar das deutsche Parlament schicken werden, übel durch die kleine Ratzeburgerin Flora belohnt, wie er selbst gleich hinterher ehrlich bekennt. Aber wir wollen sein Unglück nicht auch mit dem des Herrn Lampe zusammenbinden, sondern hoffen, daß eine hübsche Berlinerin weniger kokett gegen ihn ist. Er verdient das um seiner Ehrlichkeit und um des guten Buchs willen, mit dem er uns beschenkt und unsere deutsche Reiseliteratur factisch bereichert hat.

Von Glagau besitzen wir übrigens auch eine Lebensgeschichte Fritz Reuter's und eine Erläuterung von dessen Dichtungen, in welcher der absprechende Ton gegenüber namhaften Dichtern und Kritikern der Gegenwart mit Recht gerügt worden ist. 15.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

› die deutsche Volksbühne nicht aus ihrer Stagnation
ıerden wird? das ist eine immer von neuem auftauchende
Ganz Wien beschäftigt sich in seinen Mußestunden mit
ber die ganze innere Stadt übergreifenden Annexion —
ector des Theaters an der Wien, Strampfer, wollte
s Carltheater in der Leopoldstadt annectiren; doch hat
örde dazu nicht ihre Zustimmung ertheilt. Uns erscheint
Wichtigste, daß diese großen Volksbühnen allmählich in
hn gelenkt werden, auf der auch für sie gewisse künst-
Principien in den Vordergrund treten. Die Großartig-
ızender Ausstattungen mit allem daran haftenden Sin-
sollte nicht blos den französischen Schaustücken, einem
arl" u. s. w. zugute kommen, deren Inhalt sich doch
m geistigen Nullpunkte befindet; größere geistreich-sati-
ierke, welche das volksthümlich Burleske als berechtig-
or mit in sich aufnehmen könnten, oder ernstere volks-
e Dramen mit Massentableaux müßten an die Stelle
treten. Die Schaulust der Menge, ein keineswegs
ligtes Moment, wie dies die Cultur- und Theaterge-
aller Völker und Zeiten nachweist, kann Befriedigung
ohne daß Geist und Herz dabei ganz leer ausgehen.

e derartige dramatische Literatur müßte freilich erst ge-
werden und würde dann kaum auf das Entgegenkom-
Directionen zu rechnen haben, die aus den Gleisen des
hlendrians sich schwer herausarbeiten. Experimente zu
— dazu sind unsere Schauspieldirectoren nicht reforma-
enug, namentlich wenn die Kosten der Reformation
r eigenen Tasche bestritten werden sollen.

sind bisjetzt die neuen, zum Theil glänzenden und mit
antesten Mitteln ausgestatteten Volkstheatergebäude keine
einer dramatischen Wiedergeburt geworden. Auch das
r Actientheater hat keine neue Bahn eingeschlagen und
och nicht einmal die von der Preiscommission als die
zeichneten Zauberspiele und Possen — diejenige Form,
r die Erhebung der Volksbühne zu aristophanischer Be-
im ersten durchgeführt werden kann — zur Aufführung
Das Victoriatheater in Berlin, das ebenfalls mit Ma-
und scenischen Hülfsmitteln in einer Weise ausgestat-
laß die Phantasie der Dichter ihm die kühnsten über-
rirdischen Zumuthungen stellen kann, hat ebenfalls
seines Bestehens von diesen Mitteln noch niemals einen
enden und erfolgreichen Gebrauch gemacht. Jetzt soll
die Sage geht, in ein Parlamentsgebäude verwandelt

echte berliner Posse wird von Tag zu Tag abgetra-
› trivialer, und verliert selbst den satirischen Stimulus,
sie sich früher auszeichnete. In ihren flachen Erfin-
rschöpft, dreht und wendet sie die alten Röcke nach
ten, sodaß das Publikum schon die geplatzten Nähte
bekommt. Das Theaterpublikum selbst aber wird durch
und" zuletzt so demoralisirt, daß es gewiß anfangs
riftsteller, der es als denkendes Wesen behandeln wollte,
listung zurückweisen würde. Das Bessere muß ihm
ächst in einem kunstvollen Amalgam mit dem derb
irksamen verabfolgt werden. Im Wallnertheater in
: gegenwärtig eine Posse: „Die alte Schachtel", an
ordnung, in welcher ein Haupteffect durch ein Couplet
Inhalts erreicht wird:

> Leise flehen meine Lieder —
> Wann sehn wir uns wieder?

harmlose Leser wird kaum ahnen, was das Publikum
Entzücken versetzt; doch der Darsteller hat die still-
e Verpflichtung, diesen Versen ein tieferes künstlerisches
iß zutheil werden zu lassen, indem er die hervorgehobenen Worte durch feine Schattirung in das Entomologische hinüberspielen läßt: Läuse, Flöhe, Wanzen — wer könnte diesem Effect widerstehen? Doch welches Insektenpulver befreit die deutsche Bühne von dem ästhetischen Ungezieser, das auf derselben herumkrabbelt?

Freilich, Professor Imbriani in Neapel findet, wie wir aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erfahren, daß der Goethe'sche „Faust" ebenfalls in die Kategorie der derben schmuzigen Dramen gehört. Folgende Blumenlese aus seiner Feuilletonkritik über den „Faust" wird unsere Leser gewiß erheitern: „... Diese braven Deutschen, die sich kein Gewissen daraus machen, den Hofrath Schiller über Alfieri und Corneille zu erheben, und die Krähe Lessing zu preisen wegen ihrer dem Pfau Diderot geraubten Federn. — Der «Faust» ist gleichsam eins dieser verteufelten Gerichte, die einen an deutscher Tafel perplex machen, in denen ganz heterogene Speisen zusammengemischt sind: Sauerkraut, Fleischklöße und Heringschnitten. Der «Faust» enthält ein Epos, das als Fleischklöße gelten kann, eine Novelle, welche die Heringschnitten repräsentirt, und eine Legende, die, als Bindemittel dienend, das Sauerkraut darstellt. — Dichten war für Goethe eine geistige Purganz; das heißt doch den aristotelischen Begriff von der Reinigung etwas gar weit treiben u. s. w. — Nicht einmal ein italienischer Küchenjunge hätte (wie Goethe bei dem bekannten Souper mit der Staël) gewagt, einer Dame Impertinenzen in einer ihr unbekannten Sprache zu sagen. Aber dergleichen galt an dem großherzoglich weimarischen Hof für geistreich. — Ich fordere jeden auf, unter den größten Obscönitäten, worauf die italienische Literatur stolz ist, mir einen Roman zu nennen, der ekelhafter prosaisch wäre als der, in welchen Goethe's «Faust» sich einläßt und verliert. — Wo sind wir (im Faust)? Unter Leuten und Verhältnissen, deren wir im Leben nur mit Scham erwähnen würden, und die wir, wenn es sich um Kunst handelt, nur unpoetisch nennen wollen. — Goethe war nicht unfähig zu, sozusagen, titanischen Entwürfen; aber sein Wesen (naturaccia), weich, veränderlich, fast weibisch (diese sich ihrer bewußte Weibischkeit erklärt auch, wie er dem männlichen biblischen Gott des «Prologs» das «ewig Weibliche» im «zweiten Theil» substituiren konnte), war nicht dazu angethan, ihn mit der Ausdauer und Ausschließlichkeit auszurüsten, die allein zum Ziel führen konnten."

Imbriani ist im übrigen ein Kenner deutscher Philosophie, die am Fuße des Vesuv, in der herrlichen Parthenope, eine neue Heimatstätte gefunden hat. Nach Imbriani's Ansicht hat Hegel sogar den Italienern den Kopf verrückt. Dieser Philosoph hat in Vera und dem Aesthetiker Tari noch immer begeisterte Schüler und Verehrer an der Universität zu Neapel.

Unser deutscher Aesthetiker Vischer ist indeß von Zürich nach Tübingen übergesiedelt; die Züricher haben dem scheidenden Lehrer mannichfache Beweise der Zuneigung und Anerkennung zutheil werden lassen. Der „Bund" widmet ihm einen Nachruf, als „dem Mann, der unserer Jugend nicht nur dem Namen, sondern dem vollsten Sinn des Wortes nach der Lehrer der Schönheit gewesen. Schön wird, dessen sind wir überzeugt, die Saat aufgehen, die er als Keim in die Gemüther unserer Jugend gestreut, aber auch ihm, hoffen wir, möge das Decennium ein erwünschter Gewinn sein, das er inmitten eines freien Volks gelebt, und es möge ihm von Nutzen sein, da er jetzt zu seinen Deutschen heimkehrt, die er stets so eifrig gelehrt, den innern Menschen ganz und voll herauszubilden, damit sie dereinst auch recht verstehen, den wahren Gebrauch von Macht und Freiheit zu machen." Wir freuen uns, daß Vischer's Wirksamkeit in der Schweiz einen so guten Boden gefunden; denn das tüchtige Schweizervolk legte neuerdings wenig Proben davon ab, daß sich auch das Schöne in dem Lande Wilhelm Tell's eine heimatliche Stätte gegründet hat.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

:scheint wöchentlich. — Nr. 37. — 13. September 1866.

alt: Neithardt von Gneisenau. Von Hans Prutz. (Beschluß.) — Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf Gottschall. — Ein eutscher Antibarbarus. Von Gustav Hauff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neithardt von Gneisenau.

(Beschluß aus Nr. 36.)

)er König hieß endlich den ihm vorgelegten Rüstungs- gut und befahl seine Ausführung, welche Gneisenau feuereifer betrieb. Kolberg, das als der einzige Platz, dem aus man eine Verbindung mit England unter- ı konnte, jetzt doppelte Wichtigkeit gewann, wurde neue umfassende Befestigungswerke gestärkt; es der Sammelplatz der pommerschen Armee werden, die Blücher den Befehl führte. Mit diesem daher Gneisenau damals in besonders lebhaftem vechsel. In Schlesien wurde gleichfalls gerüstet und n Marken sollten die Truppen in einem großen ver- ten Lager bei Spandau concentrirt werden. Gerade letzte Maßregel hielt Gneisenau für eine besonders ge, sodaß er den ihm angebotenen Oberbefehl in sien ausschlug und sich ganz dieser einen Aufgabe :te, gegen den Wunsch mancher seiner Freunde, welche ergebung des schlesischen Commandos an eine nicht ;e Persönlichkeit fürchten mochten. Gleichzeitig mit euen Rüstungen wurden auch wieder die Verbindun- it dem Auslande angeknüpft: Scharnhorst ging als jändler nach Rußland, England schickte im geheimen reiherrn von Ompteda zu Unterhandlungen nach ; auch an ihnen nahm der rastlose Gneisenau den esten Antheil, er suchte durch eine klare Darstel- der Lage das londoner Cabinet zu möglichst nach- her Unterstützung Preußens zu bestimmen. Die mg, auch Oesterreich in dem bevorstehenden Kampfe Bundesgenossen zu haben, zeigte sich bald als ver- ; die Abneigung der dort leitenden Staatsmänner Rußland und ihre Furcht vor einer kräftigen Wie- tellung Preußens konnten es dazu nicht kommen

Aber während noch alle wahren Patrioten zu dem en Verzweiflungskampf rüsteten, während nament- ieisenau eine unerschöpfliche Kraft und fast beispiel- hätigkeit entfaltete, zogen sich immer enger und die Schlingen um das unglückliche Preußen zusam- welche ihm die treulose Napoleonische Politik gelegt um es wehrlos zu Fall zu bringen. Die Verhand- lungen über das früher von Preußen beantragte Bündniß mit Frankreich wurden durch den Gesandten von Krusemark in Paris weiter geführt; gleich im Beginn derselben stellte Napoleon die Forderung, daß den preußischen Rüstungen Einhalt gethan werde. Gneisenau war außer sich, er durchschaute ganz klar das verrätherische Spiel, das Frankreich betrieb, mit eindringlichen Worten suchte er den Staatskanzler Hardenberg davor zu warnen:

Frankreich will, daß wir entwaffnen und abwarten, bis solches uns Bedingungen vorschreibe, unter welchen es unsern Unterwerfungsvertrag annehmen will. Diese Bedingungen werden uns nicht bekannt gemacht und uns dennoch gedroht, daß, wenn wir nicht im Vertrauen auf diese uns unbekannten Bedingungen unsere Rüstungen einstellen, wir sogleich mit Krieg überzogen werden sollten. Was heißt das anders, als uns unter jeder Bedingung, oder vielmehr ohne Bedingung auf Gnade und Ungnade unterwerfen zu wollen? So etwas kennt die Geschichte nicht. So etwas muthet man nicht einmal einer aufs Aeußerste gebrachten Besatzung zu, mit der man sich im Kriegsstande befindet. Man erlaubt ihr Bedingungen zu machen, ändert daran ab, gesteht davon zu und fordert dann erst ihre Unterwerfung. Wenn eine noch unabhängige Nation sich einer solchen Forderung fügte, so würden sie Zeitgenossen und Nachwelt des Selbstmordes anklagen.... Nach den Unterhandlungen mit Rußland, von denen dieses bereits an England Kenntniß gegeben hat, nach den Eröffnungen gegen letzteres würden wir in der öffentlichen Meinung auf ewig vernichtet sein, wenn wir durch ein Bündniß mit Frankreich uns entehrten und vollends durch ein solches Bündniß ohne alle Bedingungen.

Waren diese Mahnungen Gneisenau's auch nicht ganz wirkungslos, in der Hauptsache blieben sie doch ohne Erfolg, und wenn er selbst die Unterhandlungen mit England, von wo zu diesem Zwecke im tiefsten Geheimniß Oberst Dörnberg nach Kolberg gekommen war, auch noch fortführte, so stieg in ihm doch mehr und mehr die Befürchtung auf, daß das preußische Cabinet durch die ersten Schritte der Nachgiebigkeit immer tiefer in Napoleon's Netze werde verstrickt werden. Dieselbe sollte sich nur zu vollständig als begründet erweisen: im October 1811 wurde auf Anbringen des französischen Gesandten Saint-Marsan Blücher wegen angeblichen Ungehorsams von seinem Commando in Pommern abberufen — eine Nachgiebigkeit, welche das Schlimmste in Aussicht stellte. Als dann die

Forderungen bekannt wurden, deren Erfüllung Saint-Marsan im Namen Napoleon's als unerlaßliche Bedingung des gewünschten Bündnisses aufgestellt hatte; als man vernahm, daß dieselben nicht einfach verworfen worden seien als ungerechtfertigt, unerschwinglich, für König und Land verderblich und herabwürdigend, da konnte man sich nicht länger darüber täuschen, daß der schon in der Stille vorbereitete Verzweiflungskampf unausgekämpft bleiben würde. Da eine unbedingte Unterwerfung unter Frankreichs Gewaltherrschaft die Folge der schon so weit gediehenen Unterhandlungen sein mußte, wurde es für die Patrioten Zeit, an ihre eigene Sicherheit zu denken, wenn sie nicht der Rache der Franzosen und der noch leidenschaftlichern der Anhänger derselben zum Opfer fallen wollten. Am 29. October 1811 schrieb Gneisenau in höchster Aufregung über diese letzten Vorgänge an Hardenberg:

Nun sind wir so weit gekommen, daß die höchste Gefahr für die Freunde der guten Sache entsteht. Die entgegengesetzte Partei ist im Begriff zu siegen, und mit Leidenschaftlichkeit wird sie sich für so manche erlittene Hintansetzung rächen, sowie die fremde Obergewalt immer mehr sich entwickelt.... Den Oberst von Dörnberg muß ich nun zurücksenden. Es wäre Verrath, solchen länger festzuhalten, und wir würden eine schwerlastende Blutschuld auf uns laden, die unser Unglück mehren würde. Warum damit zögern, wo keine Hoffnung mehr ist! Was könnte uns noch von außen Hoffnungsvolles kommen, wenn in unserer Brust Schwäche wohnt. Was sage ich, Schwäche, nein, Ehrlosigkeit! Denn so muß man die Handlung nennen, wo ein feierliches Ehrenwort gebrochen wird; ein Fall, der auch von Euer Excellenz neuerlichst für unmöglich angegeben wurde!... Für mich ist nun auch keines Bleibens mehr hier, wo keine Sicherheit mehr ist... Wohin mein Verhängniß mich führen werde, weiß ich noch nicht. Die Verhältnisse meiner zahlreichen Familie erlauben mir nicht, dieselbe wo andershin zu verpflanzen; wahrscheinlich werde ich also auf immer von ihr getrennt sein. Daß selbige nicht in Dürftigkeit verfallen werde, dafür vertraue ich Euer Excellenz edelmüthigem Herzen.... Dieser Zeit des Kampfes mit unedeln Leidenschaften, ich werde immer mit Verwünschungen ihrer gedenken; aber mir hat sie einen unschätzbaren Gewinn gebracht, den, daß ich Euer Excellenz näher gekommen bin und ein Gemüth wie das Ihrige habe kennen gelernt. Oft stand ich beschämt in mich selbst zurückblickend, wenn ich so viel himmlische Güte gewahr ward, als mir noch nie vorgekommen ist. Schöne Träume von Rettung des Vaterlandes unter einem solchen Staatsmann! Die alten Dynastien werden untergehen, und nur gemeinsame Noth wird an gemeinsame Rettung denken lehren. Unterdessen muß man vorbereiten und die erschütterten, zerstreuten Elemente zusammenzuhalten trachten.

Konnte Hardenberg für den Augenblick auch diese Auffassung der Dinge als eine zu trübe zurückweisen, mußte Gneisenau dem Benehmen des Staatskanzlers in der schwierigen Situation auch seinen vollsten Beifall schenken, das Verhängniß, das er nahen sah, wurde dadurch doch nicht aufgehalten. Dem König selbst hatte man die letzte Entscheidung anheimgegeben; dieser verschob sie bis zur Rückkehr Scharnhorst's von seiner Mission an den russischen Hof. Doch hegte Gneisenau schon jetzt keine Hoffnung mehr, gerade in dem Aufschub, in der steten Verzögerung des Entschlusses sah er das Verderbliche, denn mit jedem Augenblick wurde die Lage schwieriger, drohte dem Könige der Verlust des freien Entschlusses. Um wenigstens die von England geschickten und auf einer Flotte vor Kolberg liegenden kostbaren Materialien an Waffen und Munition dem Feinde nicht in die Hände zu liefern, theilte Gneisenau den Stand der Dinge offen an den in Kolberg verweilenden Dörnberg mit und ließ Anstalten zur Rückkehr der werthvollen Flotte treffen. Es kam ganz so, wie Gneisenau gefürchtet hatte; schon am 4. November entschied sich der König gegen den Verzweiflungskampf und für das französische Bündniß. Noch waren die infolge dessen aufs neue angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Abschluß gelangt, der anfangs von Frankreich vorgelegte Vertragsentwurf war von Preußen beanstandet und modificirt, dann ein Gegenentwurf gemacht worden, während dessen aber war Preußen rings mit Truppen umstellt; die Nachricht von der beabsichtigten Besatzung der Ostseeküste bis Memel rief in Berlin die größte Bestürzung hervor; gleich darauf kam die Meldung, daß der preußische Gesandte Krusemark in Paris einen Vertrag unterzeichnet habe, wie er ihm von Napoleon vorgelegt worden sei. Durch die drohende Erklärung, daß die französischen Truppen gegen Rußland bereits in Bewegung seien, in Preußen einrücken müßten, daß ihr Einmarsch vor Abschluß eines Bündnisses für den König unschicklich sei, durch solche gewaltsame Ueberraschung hatte Napoleon dem Gesandten seine Unterschrift abgepreßt. Der Kurier, der die Nachricht von der Unterzeichnung nebst der Rechtfertigung des Gesandten überbringen sollte, wurde von den Franzosen absichtlich durch Hindernisse aufgehalten, sodaß er erst 36 Stunden später als gewöhnlich in Berlin ankam; noch vor seiner Ankunft konnte so Davoust von Mecklenburg und Schwedisch-Pommern aus in Preußisch-Pommern einrücken. Die auf die gestellten Anfragen über den Grund solcher Maßregeln erfolgenden Antworten waren ganz leer und nichtig, zum Theil geradezu höhnend und frivol; dennoch meinte der König, die Sache sei zwar traurig, aber man müsse sich hüten, sie zu tragisch zu nehmen; unter solchen Umständen blieb denn auch der noch einmal ausgesprochene Rath Scharnhorst's, Gneisenau's und Boyen's, der König möge sich und den Staat durch rasche Entfernung von Berlin retten, ungehört, und alle drei forderten darauf ihre Entlassung.

Inzwischen war eine französische Armee von Magdeburg auf Brandenburg marschirt, die sächsische stand nur zwei Meilen von Frankfurt; den Hohenzollern schien das Schicksal der spanischen Bourbons zu drohen; die Bestürzung, die Rathlosigkeit war allgemein, wenn der König selbst wol auch noch in diesem Augenblicke daran dachte, wenigstens mit dem Degen in der Hand zu sterben; Saint-Marsan drängte, Davoust drohte mit dem weitern Vorrücken, falls der Vertrag noch nicht angenommen sei; da kam Krusemark's Kurier, und der Vertrag mit allen seinen „vergifteten“ Bedingungen ward angenommen. Preußen war durch denselben mit seinen gesammten Hülfsmitteln zur unbedingten Verfügung Napoleon's gestellt. Gneisenau's Bleiben im Dienste war unter solchen Umständen zur Unmöglichkeit geworden, er hätte dadurch seine ganze

Vergangenheit und seine rühmlichen, freilich diesmal noch erfolglosen Bemühungen für die Befreiung des geknechteten Landes Lügen gestraft. Der schon früher in ihm aufgestiegene Plan zur Gründung einer deutschen Legion im Auslande trat wieder mehr in den Vordergrund. Wie Gneisenau handelten seine treuesten Genossen und Mitarbeiter an dem gescheiterten Werke: Major Boyen, der besonders des Königs Zustimmung zu den von Gneisenau entworfenen Rüstungsplanen erwirkt hatte, wurde zum Obersten befördert, später mit einer geheimen Mission an den Kaiser von Rußland betraut; Scharnhorst, den der König nicht ganz gehen lassen wollte, zog sich mit unbeschränktem Urlaub nach Schlesien zurück; auch Gneisenau nahm seinen Abschied, jedoch nur, um auf einem andern Schauplatze und in anderer Weise seine nationalen und freiheitlichen Bestrebungen fortzusetzen. Unter Belassung seines Gehalts wurde er von dem Amte eines Staatsraths entbunden, zugleich aber mit einem geheimen Auftrage versehen: die Höfe Oesterreichs, Rußlands, Schwedens und Englands sollte er besuchen, die dortigen Stimmungen und Verhältnisse erkunden und Verbindungen anknüpfen, welche einst ein gemeinsames Handeln ermöglichen und einen neuen Versuch zur Abschüttelung des fremdherrlichen Jochs thatkräftig und erfolgreich unterstützen sollten. Am 21. März 1812 verließ Gneisenau Berlin, im vollen Bewußtsein der Größe der ihm gestellten Aufgabe; war es doch in seine Hand gelegt, die Kräfte des Auslandes zur Unterstützung Preußens, zur Befreiung Europas und zum Sturze des von ihm glühend gehaßten Tyrannen zu gewinnen und zu vereinigen.

Wenige Tage nur verweilte Gneisenau in Mittel-Kauffung bei den Seinen, die er seit dreiviertel Jahren nicht gesehen hatte; dann eilte er nach Wien; eine lange Unterredung mit Erzherzog Karl überzeugte ihn aber, daß von dieser Seite zur Zeit für die von ihm verfochtene Sache nichts zu hoffen sei. Bald eilte er daher weiter über Lemberg nach Wilna, mitten durch das bereits an der Grenze stehende russische Heer. In Wilna traf er nicht blos seine alten Freunde Chasot und Clausewitz, die in russische Dienste getreten waren, sondern er fand auch bei Kaiser Alexander, dem er von dessen Besuch in Königsberg her bekannt war, die freundlichste und ehrenvollste Aufnahme. Mit dem ihm in so seltenem Grade eigenen Scharfblick und der meisterhaften Beobachtungsgabe hatte sich Gneisenau schon in kurzer Zeit eine eingehende Kenntniß der russischen Heereseinrichtung, ihrer Vorzüge und ihrer Mängel erworben und legte seine Beobachtungen und die auf ihnen fußenden Rathschläge dem Kaiser in einer ausführlichen Denkschrift vor, in welcher er die russische Kriegsmacht namentlich mit Rücksicht auf den bevorstehenden Krieg kritisch besprach. Von besonderm Interesse sind in dieser Abhandlung die Rathschläge, welche Gneisenau in Betreff der Kampfesweise gibt, die man in dem Kriege mit Napoleon zu befolgen haben werde; in wenigen Worten enthalten sie die Taktik, der Rußland schließlich des Gegners Vernichtung verdankte. So heißt es gleich im Anfang:

Diese Umstände wohl erwogen, scheint die Klugheit durchaus Rußland zu empfehlen, wenigstens für den Anfang des Kampfes auf jeden Entwurf eines Angriffskriegs zu verzichten, die Vortheile seines Bodens geltend zu machen, die feindlichen Heere auf sein Gebiet herbeizuziehen, auf demselben mit Kraft und Nachdruck alle geeigneten Mittel vorzubereiten, um den Krieg in die Länge zu ziehen, dem Klima seinen Antheil an der Zerstörung des Feindes zu lassen, nur Vertheidigungsschlachten zu liefern und das nur in voraus bereiteten Stellungen, endlich nur nach einem vollen und entscheidenden Siege zum Angriffskriege überzugehen. Den Krieg in die Länge ziehen, ist siegen.

Unter den Maßregeln, welche Gneisenau dem Kaiser Alexander zur Rettung des Reichs vorschlägt, finden sich viele wieder, die er auch in seinem Entwurf für Organisation des Volkskriegs in Preußen in Antrag gebracht hatte, so das Verbot jedes Verkehrs der Einwohner mit dem Feinde, wonach jeder, der demselben Unterhalt liefert, des Hochverraths schuldig erachtet werden soll u. dgl. m. Besonders weist er auf den mächtigen Bundesgenossen hin, der den Russen in dem Klima zur Seite stehen wird:

Kann man die Bewegungen des französischen Heers lähmen und sie zu etwas verlängerten Cantonnirungen nöthigen, so wird man ganz sicher sie über alle Erwartung hinaus schmelzen sehen, und diejenigen, welche das russische Schwert verschont hat, werden dem Klima zum Opfer fallen, wenn man ihm Zeit läßt, seine Wirkung zu üben. Dieselben Vortheile bietet ein Winterfeldzug. Während der Schnee die Zufuhr von Lebensmitteln und anderer Bedürfnisse für die russischen Heere erleichtert, werden die Härte eines nordischen Winters nebst dem völligen Mangel an allen Bequemlichkeiten, welche andere Länder bieten und woran der französische Soldat sich bei den besiegten und unterdrückten Völkern gewöhnt hat, mächtig den Muth aller dieser Horden lähmen, welche gegen ihren Willen in ferne Länder und unter einen rauhen, ungastlichen, unwirthlichen Himmel geführt sind. Ohne Aussicht auf das Ende ihrer Leiden werden sie sehr froh sein, einen Vorwand zur Flucht aus diesen Frösten zu finden, und eine Schlacht, sei sie auch noch so wenig bestritten und hartnäckig, wird ihn ihnen liefern.

Einen Vernichtungskrieg wünschte Gneisenau von den Russen gegen die fremden Eindringlinge geführt zu sehen; daher wünschte er auch dringend die Einwirkung der Kirche auf die Gemüther des Volks mit herangezogen, und ganz ähnlich wie für die beabsichtigte preußische Erhebung so schlägt er auch hier vor:

Aus diesem Gesichtspunkte wäre es passend, den Unterthanen einen neuen Eid der Treue abzunehmen, wodurch sie sich verpflichteten, jede Verbindung irgendwelcher Art mit den Feinden zu fliehen, ihren Forderungen nicht zu gehorchen, sie zu verabscheuen, zu bekämpfen, zu verfolgen, sie als wilde Thiere auszurotten, und dieser Handlung alle Feierlichkeit der Religion zu geben.

Von Wilna ging Gneisenau nach Riga; den fünfwöchentlichen Aufenthalt daselbst benutzte er zur Ausarbeitung einer zweiten, für seinen eigenen Gebrauch bestimmten Denkschrift über den Zustand des russischen Heers, in welcher er eine noch viel schärfere Kritik ausübte, namentlich die Gefahren aufdeckte, welche dem Kriege und seiner Führung aus den persönlichen Verhältnissen, Absichten und Neigungen der in den höchsten Stellen befindlichen und besonders einflußreichen Generale erwachsen konnten; sein Mistrauen gegen den schwankenden und

unfesten Sinn Alexander's selbst hält er auch keineswegs zurück.

Auf der von Riga nach Schweden gehenden Kauffahrteiflotte schiffte er sich ein und kam nach viertägiger Ueberfahrt am 6. Juli in Stockholm an. Die bei seinem ersten Aufenthalt gemachten Bekanntschaften, die jetzt erneuert wurden und zu denen manche neue hinzukamen, mochten ihm wol mitunter eine angenehme Stunde bereiten; was aber die Hauptsache, das Befreiungswerk, betraf, so waren die Aussichten, die sich dafür eröffneten, nicht eben hoffnungsreich. Außerdem hatten die übermäßigen geistigen und gemüthlichen Anstrengungen des letzten Winters seine Gesundheit untergraben, ein Leberleiden fing an ihn zu peinigen und machte seine Stimmung noch muthloser. Dies körperliche Leiden war wol mit der Grund, weshalb Gneisenau gerade damals die Zukunft so trübe und düster ansah; nur um die einmal übernommene Verpflichtung zu erfüllen, setzte er seine Reise fort, einen Erfolg versprach er sich nicht weiter davon, bereits dachte er daran, sobald wie möglich nach Schlesien zurückzukehren und sich ganz seiner Familie zu widmen. Tief entmuthigt schrieb er darüber an seine Frau:

Mein Entschluß darüber steht fest nach allem, was ich abermals habe sehen müssen. Unwissenheit, Schwachsinn, Unkräftigkeit, Gemüthsschwäche leiten die Begebenheiten da, wo ich gewesen bin. Dort, wohin ich gehe, wirken andere schwächende Potenzen. Nirgends leuchtet mir eine Hoffnung, daß man sich zu großen Ansichten erheben werde. Wozu also den süßesten Freuden des Lebens entsagen, um umherzuirren und ein Evangelium zu predigen, das niemand begreift? Frankreich hat gesiegt, nicht durch seine Talente, denn hierin können wir uns wol mit diesen Galliern messen, aber durch die Schwäche seiner Gegner. Zehn Jahre der erfahrungsreichsten Geschichte haben die Fürsten noch nicht belehren können. Wollen sie durch ihre Schwäche zu Grunde gehen, so sei es. Ich will nun nicht mehr, ein neuer Sisyphus, den Fels vergebens bergan wälzen, sondern dem Sturme unter einem Schauerdach zusehen. Kündige daher den Kindern an, daß ich nächstens wieder unter ihnen sein werde.

Zum Glück für die Freiheit Europas kam Gneisenau nicht gleich dazu, diesen Entschluß auszuführen. Durch Vermittelung seines Freundes von Gröben, der auch nach Schweden gegangen und mit dem Kronprinzen Bernadotte in Berührung gekommen war, hatte Gneisenau mit diesem eine Unterredung, welche neue Hoffnungen für den Freiheitskampf zu erschließen geeignet war. Der Kronprinz erklärte sich nämlich zu einer Landung in Deutschland bereit, wenn ihm von England die dazu nöthigen Gelder bewilligt würden; er beauftragte Gneisenau zugleich, in dieser Frage mit dem Prinz-Regenten Unterhandlungen anzuknüpfen, deren Erfolg freilich als ein sehr zweifelhafter erscheinen mußte, da gerade damals zwischen dem schwedischen und dem englischen Cabinet eine Spannung herrschte, das letztere sich näher an Dänemark anschloß und eine Schwächung desselben zu Gunsten Schwedens durch die Abtretung Norwegens kaum zugegeben hätte. Dennoch eilte Gneisenau nach England: am 20. August landete er in Harwich und ging sofort nach London, wo er vom Grafen Münster mit größter Herzlichkeit und offenstem Vertrauen aufgenommen wurde. Schon nach wenigen Tagen hatte er eine neunstündige [illegible] mit dem Prinz-Regenten, in welcher die Pl[illegible] freiung Europas eingehend erörtert wurden; [illegible] Denkschrift darüber zu entwerfen, war die A[illegible] sich Gneisenau demnächst widmete. Die gl[illegible] Stein's Rath erfolgende neue Annäherung R[illegible] England ließ die Zukunft wieder einmal in [illegible] Lichte erscheinen; die von Stein in Anregung [illegible] Gründung einer deutschen Legion in russisch[illegible] eröffnete Gneisenau selbst die Aussicht, vielleicht [illegible] dem Schwerte in der Hand dem verhaßten F[illegible] gegentreten zu können; denn auf ihn, den [illegible] Braunschweig, Walmoden und Grolman rec[illegible] dabei ganz besonders. In der Denkschrift, welch[illegible] senau gegen Ende August 1812 den englisch[illegible] übergab, prüfte er eingehend die Mittel, welch[illegible] beabsichtigten Kampf zu Gebote standen; die [illegible] Erfolge, welche durch eine schwedische Landung [illegible] deutschland erlangt werden könnten; die Be[illegible] unter denen Schweden diese Aufgabe allein [illegible] könnte und welche sich namentlich auf die Sicher[illegible] Dänemark bezogen; die Aussichten, welche sich [illegible] sischen Hause selbst dadurch in Betreff Hann[illegible] neten; auch die Wege, auf denen man die nöthig[illegible] ziellen Mittel würde schaffen können, deutet er [illegible] Kürze an. Besonders aber betont er auch [illegible] die idealen und moralischen Mächte, welche den [illegible] Freiheit, um die Freiheit Europas Kämpfenden [illegible] kommen würden, und weist darauf hin, wie es [illegible] solchen auf der gegnerischen Seite gänzlich fehle. [illegible] von den Sätzen, die er in dieser Hinsicht aufst[illegible] besonders bemerkenswerth; so heißt es gleich im [illegible]

Der Krieg zwischen Rußland und Frankreich be[illegible] nen. Es wird der letzte sein. Die Frage, ob das [illegible] unter die Füße eines heuchlerischen Usurpators getre[illegible] oder ob dessen Stern sich endlich verdunkeln soll, [illegible] Ufern der Wolga für immer entschieden werden. [illegible] zu Gunsten des Erben der Französischen Revolution, [illegible] Todesurtheil jeder Bildung, jeder freisinnigen Ide[illegible] net; die Knechtschaft wird nur allgemeiner und [illegible] Es ist daher für jeden aufgeklärten und der guten [illegible] benen Staatsmann wichtig, die Mittel aufzusuchen, [illegible] letzten Kampf der Sache der Unabhängigkeit der [illegible] zu wenden.... Wenn man die Mittel zum Widerst[illegible] erwägt, so findet man, daß sie erstaunlich sind. [illegible] Millionen Menschen seufzen unter der eisernen R[illegible] lichen Verbrechers; sie verabscheuen ihn, und ihre [illegible] zur Schlachtbank geführt, um seine ehrgeizigen Pl[illegible] ren. Sobald das Glück seine Fahnen verließe, [illegible] fall unter seine sogenannten Verbündeten kommen [illegible] reißen unter seine Soldaten. Sein Reich besitzt [illegible] stigkeit, welche allein die Zeit geben kann; die [illegible] nicht in der Knechtschaft gealtert, um ihm selbst [illegible] treu zu bleiben. Die Kühnheit, die erstaunlichste [illegible] die einzige Grundlage seiner Usurpation, und [illegible] stand gegenüber die jammervollste und schändlichste [illegible]

Auffallen kann übrigens in dieser Denks[illegible] senau's die außerordentlich hohe Schätzung des [illegible] von Schweden, in dem er den eigentlichen [illegible] Befreier Deutschlands gefunden zu haben gl[illegible] Charakteristik desselben macht fast den Eindruck, [illegible]

Gneisenau hier aus Gründen der Klugheit mit allzu günstigen Farben geschildert, Bernadotte's Persönlichkeit glänzender und großartiger dargestellt, als sie ihm selbst in Wahrheit erschienen sein mag, um auf diese Weise das im englischen Cabinet gegen denselben herrschende Mistrauen zu beschwichtigen und eine ungünstige Einwirkung desselben auf den Gang der Verhandlungen zu verhindern. Wenigstens stand Bernadotte's späteres Benehmen in den Freiheitskriegen mit dem günstigen Urtheil, das Gneisenau jetzt über ihn fällte, in einem ziemlich starken Widerspruch. Denn er sagt von ihm:

Glücklicherweise hat sich ein kühner Mann in einer hohen Stellung gefunden, welcher von edelm Ehrgeiz brennt, den Ruhm zu erwerben, Deutschland von seinen Unterdrückern zu befreien, und der, von einem eingewurzelten tiefen Hasse gegen den Kaiser Napoleon belebt, sein ganzes Dasein an den Kampf gegen ihn setzen will. Es ist der Kronprinz von Schweden. Kind der französischen Revolution, kennt er alle deren Springfedern und alle Triebräder, welche geeignet sind, die Menschen zu regieren und an sich zu fesseln. Er wird der Kühnheit die Tollkühnheit entgegensetzen. Er ist kein gewöhnlicher Mann. In Schweden, wo so viele Elemente von Factionen sind, hat er verstanden, sie alle zu verbinden. . . . Alle Klassen der Gesellschaft beten ihn an.

Später mußte Gneisenau selbst anders urtheilen.

Nachdem er dann noch gezeigt, wie Schweden an eine Landung in Norddeutschland nur dann denken könne, wenn es sich gegen Dänemark gesichert habe, wie es daher zunächst die dänischen Inseln erobern müsse, um zugleich für die Zukunft ein Tauschobject zu haben, gegen welches es Norwegen erlangen könnte, und nachdem er kurz die Wege angedeutet hat, auf denen England die sehr bedeutenden finanziellen Hülfsmittel herbeischaffen könnte — er schlug dazu die Ausgabe von Banknoten vor „zahlbar unter Gewähr der britischen Regierung für das Festland nach Wiedereroberung der Unabhängigkeit" —, schließt Gneisenau mit der Mahnung, daß, wenn man etwas thue, man es jedenfalls ganz und voll thun müsse, daß man nicht wie bisher immer auf halbem Wege stehen bleiben dürfe:

Wenn die Regierung dieses französischen Kaisers, welche auf Lüge, Kühnheit und dem erstaunlichsten Glücke beruht, einzustürzen beginnt, so würde es zweckmäßig sein, Moreau herbeizurufen, um unter ihm die französischen Truppen herbeizuziehen und zu bilden. Nach allen Erkundigungen ist seine Partei in Frankreich noch immer sehr zahlreich. Keinen halben Erfolg! Die Waffen nicht eher niedergelegt, als bis dieser Usurpator ausgerottet ist, das ist das Ziel, welches uns die wahre Politik zeigt.

Die Vorschläge Gneisenau's fanden bei dem englischen Ministerium, namentlich dem Grafen Münster, die bereitwilligste Aufnahme, und dasselbe zeigte große Bereitwilligkeit, nach denselben zu handeln. Gneisenau begann aufzuathmen und wieder zu hoffen. Freilich waren die Nachrichten, die zu derselben Zeit aus Rußland über den Fortgang des Kriegs eintrafen, nicht eben ermuthigend und trugen dazu bei, die Patrioten zwischen banger Furcht und Hoffnung in der Schwebe zu erhalten. Die am 14. September erfolgte Einnahme Moskaus schien den letzten Rest von Hoffnung zu vernichten. Diese ängstliche Spannung untergrub den erschütterten Gesundheitszustand Gneisenau's, und da die noch schwankende Entscheidung in Rußland seinen Bemühungen für den Augenblick Stillstand gebot, so zog er sich nach den Mineralquellen von Buxton zurück, „um sich dort von seinem sich verschlimmernden chronischen Rheumatismus zu befreien und seine kranken Eingeweide zu heilen". Aufmerksam beobachtete er von diesem „abgelegenen Winkel Englands" aus den Gang der großen Ereignisse und unterhielt mit seinen deutschen Freunden und Gesinnungsgenossen einen lebhaften Briefwechsel, bei dem man aber auch jetzt noch aus Furcht vor Spionage zu falschen Namen seine Zuflucht nehmen mußte. Besonders wurde Gneisenau's Interesse in Anspruch genommen durch die in Rußland in Angriff genommene Bildung einer deutschen Legion, welcher eine große Anzahl seiner einstigen liebsten Waffengenossen angehörte; von seiner Vermittelung erwartete man, daß dieselbe in englischen Sold genommen und unter seinen Oberbefehl gestellt werde. Bald aber trafen vom Kriegsschauplatz Nachrichten ein, welche die Herzen aller Freiheitsfreunde höher schlagen machten. In dem Brande von Moskau schien das Morgenroth einer neuen Zeit aufzuleuchten; nachdem die Russen ihre Hauptstadt, ihr nationales Heiligthum den Flammen preisgegeben hatten, blos um sie nicht in der Hand des Feindes zu lassen, schien der Abschluß eines Friedens unmöglich, die Fortführung des Kampfes bis zum äußersten Punkte der Vernichtung nothwendig, wenn auch jetzt noch Gneisenau nicht alle Zweifel an dem muthigen Ausharren des Kaisers Alexander zu unterdrücken vermochte. Daß der Kronprinz von Schweden die beabsichtigte Landung in Deutschland plötzlich unter dem nichtigen Vorwande einer Misernte aufgab, war auch nicht ermuthigend und mußte die auf der einen Seite erregten Hoffnungen auf der andern neu erschüttern. Doch wurden sie wieder befestigt und gehoben durch die Nachrichten, welche nun in rascher Folge aus Rußland eintrafen. Die Räumung von Moskau und der Beginn des Rückzugs der Franzosen erhielten ihre wahre Bedeutung erst dadurch, daß Rußland nun zur Offensive überzugehen bereit war, daß Kaiser Alexander, dem Entwurfe Stein's folgend, sich entschloß, als Befreier Deutschlands und Europas aufzutreten. Es folgte die Kunde von dem furchtbaren Uebergang über die Beresina am 15. November, von der vollständigen Auflösung des französischen Heeres durch die Bundesgenossen der Russen, den Hunger und den mit eisiger Kälte hereinbrechenden nordischen Winter. In dem berühmten 29. Bulletin gestand Napoleon, wenn auch nicht offen, so doch zwischen den Zeilen seine totale Niederlage und die Vernichtung seines Heeres ein; das war der Augenblick, auf den Gneisenau wie alle Patrioten gerechnet hatte, wo es zu handeln galt, denn jetzt oder nie war die Wiedergewinnung der Freiheit möglich geworden.

Aus seiner Zurückgezogenheit in Buxton kehrte er nach London zurück, um im Mittelpunkte der Bewegung selbst mit allen Kräften thätig zu sein. In den ersten Tagen des December überreichte er dem Prinz-Regenten

eine Denkschrift, in welcher er eine englische Landung in Deutschland als dasjenige in Antrag brachte, wodurch der erschütterten Napoleonischen Macht der Todesstoß versetzt und Europa befreit werden könnte. Er wies darauf hin, wie gerade das Haus der Welfen an der Spitze dieser großartigen Unternehmung stehen müsse, wie seine Führung demselben alle nationalen Sympathien zuwenden werde, denn das Haus der Welfen sei das einzige, „welches sich nicht durch einen Bund mit dem glücklichen Verbrecher befleckt, noch sich durch Annahme seiner Orden herabgewürdigt habe". Die Verdienste, welche es sich durch Unterstützung des spanischen Aufstandes um die Freiheit Europas erworben habe, machten es zum natürlichen Führer des bevorstehenden Befreiungskriegs. Mit begeisterten Worten zählt Gneisenau alle die Vortheile auf, welche eine baldige Landung in Norddeutschland und dessen Insurgirung haben würde. Der letzte der von ihm aufgestellten Punkte lautet:

Sie geht endlich auf die Zerstörung der Regierung dieses Ungeheuers, welches noch gefährlicher durch das Gift, das es ausathmet, als durch seine Klauen ist. Jeder Entwurf, welcher unter diesem Ziele bleibt, wird vergeblich sein! Wer immer einen gewöhnlichen Krieg gegen diesen Bösewicht führen will — adhuc ignavia aliena quam sua virtute feliciorem —, um schließlich mit ihm zu unterhandeln und durch einen Frieden in den gewöhnlichen Formen der Diplomatie zu endigen, wird dabei der Gimpel und das Opfer sein. Ihn zu Boden werfen, ihn zerstören, ihn und seine Trabanten, das ist die Aufgabe, welche sich eine gesunde, reine und starke Politik auferlegen muß, und daran, daß man diese Wahrheit in den europäischen Cabineten verkannte, haben sich unsere Unglücke aufgehäuft.

Die einander rasch folgenden Nachrichten von den stets neuen Unglücksfällen, welche die traurigen Reste des französischen Heeres betrafen, trugen wesentlich dazu bei, den Vorschlägen und Entwürfen Gneisenau's eine gute Aufnahme und ernstliche Erwägung zu bereiten. Mit Lord Castlereagh und Münster persönlich besprach er sie im einzelnen, erläuterte und begründete sie näher und widerlegte und beschwichtigte die dagegen vorgebrachten Einwürfe und Bedenken. Diese letztern bezogen sich namentlich auf die Möglichkeit eines Erfolgs, wenn man die Landung und Insurgirung ausführe, noch bevor Oesterreich und Preußen sich gegen Napoleon erklärt hätten. Gneisenau zweifelt nicht, daß Oesterreich bei dem bekannten Hasse, der nicht blos Kaiser Franz, sondern auch seinen Hof, das Heer und das ganze Volk gegen Napoleon erfülle, von der allgemeinen Begeisterung sogleich werde mitfortgerissen werden. In Betreff Preußens bemerkte er treffend:

Die Unglücksfälle des Königs von Preußen haben ihn furchtsam gemacht. Er wird nahe bewacht, er ist zum Theil sehr übel umgeben. Sein Land ist durch zwei Reihen Festungen mit französischen Garnisonen durchschnitten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich erkläre, bevor die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs ihn ermuthigt; aber da er sich enge mit Oesterreich verbunden hat und die Geschicke dieser Macht theilen will, so wird er vereint mit ihr handeln.

Doch erkannte man auch in Preußen die ganze Bedeutung der augenblicklichen Lage. Hardenberg conferirte bereits mit dem englischen Unterhändler [illegible] und Rußland forderte zum Anschluß auf. [illegible] nahme Gneisenau's an diesen Bestrebungen [illegible] höchsten Bedeutung. Stein, in leidenschaftlich[illegible] Befreiungswerk betreibend, forderte denselben [illegible] Rußland in die Umgebung des Kaisers zu [illegible] fanden sich zwischen den Ansichten gerade [illegible] Männer die erheblichsten Differenzen, und [illegible] Gneisenau auch niemals gehindert haben würde, [illegible] Hand in Hand an der Verwirklichung seiner [illegible] zu arbeiten, so war er doch darauf bedacht, [illegible] liche Unabhängigkeit und Würde dem leicht [illegible] heftigen Stein gegenüber zu sichern; einige [illegible] merkungen Stein's über seinen müßigen [illegible] Buxton gaben ihm die Veranlassung, freilich [illegible] einige Gereiztheit, demselben über die [illegible] Formen, was man so sagt, reinen Wein [illegible] schreibt ihm:

Konnten Ew. Excellenz wirklich glauben, daß [illegible] November in dem hohen baumlosen Gebirge [illegible] drei bis vier Invaliden ein Lustaufenthalt sein [illegible] mich dorthin nur begeben, um etwas für meine [illegible] sorgen und um mich dem mich erdrückenden [illegible] Hauptstadt zu entziehen, zu einer Zeit — [illegible] daran gedacht werden konnte, daß irgendetwas, [illegible] Ausland betraf, berathschlagt oder beschlossen [illegible] Man geht nicht mehr in die Bäder, um [illegible] suchen, die weder für mein Alter noch meine [illegible] Es muß mir also empfindlich sein, wenn ich in [illegible] einen Ausfall lese, der mich der [illegible] einen Ausfall, zu dem Sie kein Recht haben, [illegible] Anklage schuldig oder unschuldig sein.

Nachdem er dann darauf hingewiesen, [illegible] nicht lange erst erklärt habe, seine Anwesenheit in [illegible] werde ganz nutzlos sein, und ihm zum [illegible] England gerathen habe, daß er jetzt ihm den [illegible] die dort gebildete deutsche Legion geben wolle, [illegible] er doch früher selbst einen andern Führer [illegible] habe, fährt Gneisenau allgemeiner fort:

Ew. Excellenz sind häufig hart gegen ihre [illegible] und haben dadurch manchen wackern Mann, [illegible] stärke nicht in heftigen Entladungen nach außen, [illegible] stiller Befolgung ewig unwandelbarer Grundsätze bei [illegible] urbaner Formen bestand, von sich abgeschreckt und [illegible] gegen sich erfüllt. Sie mögen es mit andern [illegible] wollen, aber ich erkläre Ihnen hiermit, daß, [illegible] Wirkungskreis mich näher mit Ihnen zusammen[illegible] ich mir Ihre Ausfälle nimmer gefallen lassen [illegible] besser, ich erkläre Ew. Excellenz dies im voraus, [illegible] wissen, unter welcher Bedingung ich mit Ihnen [illegible] wirken werde. Sie wissen alles, was in Büchern, [illegible] von dem, was in der Menschen Herzen geschrieben [illegible] kennen das Gebiet der Theorie, ich weiß, wie [illegible] schont, um sie für höhere Zwecke zu gewinnen [illegible] und daß ich, wo meine sanften Formen nicht [illegible] und mir Gehorsam verschaffen kann, das habe [illegible] Seit sechs Jahren habe ich nicht einen Moment [illegible] für unsere Sache zu leben. Ich habe manches [illegible] und nie durch Unvorsichtigkeit unserer Sache [illegible] muß daher auf einer achtungsvollen Behandlung [illegible] sage ich mich von denen los, die mir meine [illegible] verweigern wollen.

Gneisenau blieb in London; im Auftrage [illegible]

te er mit dem englischen Cabinet aufs neue Ver-
ungen an, in denen namentlich von der Aufnahme
cher Truppen in Kolberg die Rede war; freilich
i sie dem Feuereifer Gneisenau's lange nicht rasch
von statten, und er hatte noch nicht unbedingtes
uen, daß es diesmal wirklich zum Schlagen kommen
. Da kam die Nachricht von York's mannhafter
dem Abschluß der Convention von Tauroggen; die
digungen, welche der englische Unterhändler Ompteda
er in Berlin einzog, ließen kaum noch einen Zweifel,
York nach geheimen Befehlen gehandelt habe, daß
eußen mit dem Kampfe gegen die Fremdherrschaft
h Ernst sei. Von diesem Augenblick an war die
klung der Dinge eine sehr schnelle: die in Ruß-
n der Bildung begriffene deutsche Legion wurde in
hen Sold genommen, der Abschluß eines Vertrags
n Preußen und England erfolgte gleich danach und
te Gneisenau alles, was er gewünscht hatte, näm-
e vollständige Ausrüstung für 20000 Mann, welche
eingeschifft war, und ihm selbst ein bewaffnetes
, das ihn nach Kolberg oder, wenn dort die Lan-
nicht mehr möglich sein sollte, nach Pillau oder
bringen sollte. Nach herzlichem, hoffnungsvollem
de von Münster und seinen übrigen Freunden eilte
) Schweden, fand in Karlsham die versprochenen
en Schiffe und ging nach Kolberg unter Segel.
r freudigen Ueberraschung seiner Waffengenossen
ter dem lauten Jubel der noch mit Begeisterung
n heldenmüthigen Commandanten ihrer Stadt
den Bürgerschaft kam Gneisenau am 25. Februar
n Kolberg an. Alles, was er da um sich sah,
von nah und fern hörte, bestärkte ihn in der
Hoffnung, daß endlich das Volk erwacht sei, und
e Stunde der Freiheit geschlagen habe. Der
selbst hatte einen Entschluß gefaßt, er hatte Pots-
vo die Franzosen ihn aufheben wollten, verlassen
r nach Breslau geeilt; die bewährtesten Führer
ionalen Bewegung bildeten seine Umgebung, und
ssenhafte Zusammenströmen von Freiwilligen über-
ihn endlich von der Kraft des Volks und der
it seiner Begeisterung, an die er niemals hatte
wollen; der Bund mit Rußland wurde geschlossen.
u meldete seine glückliche Ankunft sofort dem
nzler und dem König, erhielt den Befehl, nach
zu kommen, und traf bereits am 10. März dort
n König in der huldreichsten Weise, von seinen
i Blücher, Stein, Scharnhorst mit lautem Jubel
n. In hervorragender Weise nahm er nun an
athungen theil, welche der um Hardenberg ver-
Kreis pflog, der die eigentliche Seele und den
nkt der ganzen nationalen Bewegung bildete.
forderung des Staatskanzlers, zur Weiterführung
rhandlungen nach London zurückzugehen, lehnte
ieden ab; für ihn war jetzt der Zeitpunkt ge-
wo sein Platz im Felde war, wo es galt, mit
vert in der Hand gegen die Tyrannei zu fechten.
b darüber an Hardenberg:

Die Pflicht gegen meinen guten Namen — und nur durch diesen vorzüglich und durch das öffentliche Vertrauen kann ich Sr. Majestät nützliche Dienste leisten — befiehlt mir, die Mission nach England abzulehnen, und zwar auf das bestimmteste abzulehnen und lieber jeden, auch den auffallendsten Schritt zu thun, als mich in diese Bestimmung zu fügen. Vier Jahre lang habe ich den Krieg gegen Frankreich gepredigt, und nun wir durch überirdische Hülfe endlich dahin gekommen sind, sollte ich mich vom Kriegsschauplatz hinwegbegeben, um diplomatische Geschäfte zu übernehmen? Ein solches Betragen würde mir den gerechtesten Tadel und den bittersten Spott zuziehen. Meine bittersten Feinde selbst könnten nichts Zweckmäßigeres erfinden, um mich in der öffentlichen Meinung zu vernichten. Bereits einen ruhmwürdigen Feldzug habe ich durch meine diplomatische Reise des vorigen Jahres verloren, und nun sollte ich auch um den zweiten kommen in dem Augenblick, wo unsere Armee den Fuß auf fremdes Gebiet setzt! Nimmermehr! Meine Anstellung soll keine Schwierigkeit haben. Es soll mir eine Ehre sein und es macht mein Glück aus, für die Sicherheit des Königs und die Unabhängigkeit seiner Monarchie in jeder Eigenschaft zu dienen.

Die Antwort auf diese von der edelsten Männlichkeit durchdrungene freimüthige Aeußerung war die Ernennung Gneisenau's zum Generalmajor: als solcher sollte er den Befehl über dasjenige Truppencorps übernehmen, welches bestimmt war, sich mit der alliirten Armee zu vereinigen; bis dasselbe im Felde stehen würde, sollte er bei dem Blücher'schen Corps Dienst thun. So war denn sein Lieblingswunsch erfüllt, es ging ins Feld gegen den fremden Tyrannen; Jubel und Siegesgewißheit erfüllte seine Seele, als am 18. März das Blücher'sche Hauptquartier von Breslau aufbrach und sich gegen Sachsen in Bewegung setzte. Am 22. März schrieb er an den General Dörnberg:

Nie, mein edler Freund, hat es einen glücklichern Sterblichen gegeben. Ich befinde mich auf dem Marsch, um endlich gegen unsere Unterdrücker fechten zu dürfen. . . . Wir kommen mit den schönsten Truppen an. . . . Jedesweden Herz ist hoch gestimmt. Mein munterer Feldherr ist neu begeistert. Scharnhorst, unser erster Generalquartiermeister, leitet uns. An der Spitze der Brigaden und Regimenter sind tüchtige Leute; der Soldat ist schlagfertig und erbittert. Als unsere Cavalerie von Breslau abzog, zog in derselben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha, sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt; sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu fressen.

Am 24. März überschritt das Heer die sächsische Grenze; die dabei veröffentliche Proclamation „An Sachsens Einwohner" war von Gneisenau selbst verfaßt, da die in Hardenberg's Cabinet zu diesem Zweck entworfene nicht rechtzeitig eintraf. Die Stellung der Verbündeten zu dem König von Sachsen ließ er darin absichtlich unbestimmt, wies dagegen hin auf all das Leid, das Napoleon dem sächsischen Lande zugefügt habe, forderte das Volk auf, sich mit den Preußen zu vereinigen und die Fahne des Aufstandes gegen die fremden Unterdrücker zu erheben. Ueber die Absicht, die er bei Abfassung dieser Proclamation befolgt, und die Mittel, durch welche er dieselbe zu erreichen gesucht habe, schreibt er bei Uebersendung des Actenstücks an den Staatskanzler die bezeichnenden Worte:

Ich habe selbiger einen etwas poetischen Schwung gegeben, weil selbige für die große Masse des Volks und nicht für die höhern Stände allein bestimmt ist, die durch Erziehung und

Egoismus häufig den poetischen Sinn verloren haben, dahingegen jenes in den fast einzigen Büchern, mit denen es vertraut ist, in der Bibel und im Gesangbuch, an poetische Bilder gewöhnt ist und Gefallen daran findet.

Doch fand die Gneisenau'sche Proclamation nicht des Staatskanzlers und des Königs Beifall, und auch die gleichfalls von ihm angeregte Wiedervereinigung des Kottbuser Kreises mit der Mark Brandenburg und die Uebergabe seiner Verwaltung an preußische Civilcommissarien wurden hart angefochten. Gneisenau suchte sich durch eingehende Darlegung seiner Gründe zu rechtfertigen, indem er mit klaren Worten darauf hinwies, wie man es unmöglich allen recht machen könne, wie es aber die Natur des Kriegs geradezu verbiete, über alles Rücksprache zu nehmen und für jeden einzelnen Schritt erst Genehmigung einzuholen; jedenfalls sei es besser, daß etwas Mittelmäßiges, als daß gar nichts geschehe. Auch Scharnhorst billigte das Geschehene nicht ganz und meinte, in alle Handlungen den Sachsen gegenüber müsse Milde und brüderliche Liebe gelegt werden. Wie diese Milde und brüderliche Liebe belohnt wurde, ist bekannt.

Es ist hier nicht der Ort, um im Anschluß an Pertz' Darstellung den Lauf der kriegerischen Ereignisse im einzelnen zu verfolgen, an denen Gneisenau nun theilnahm, ohne daß seine sonstige vielseitige Thätigkeit dadurch beeinträchtigt worden wäre: seine Correspondenz mit dem Staatskanzler sowie mit den andern Genossen an dem Befreiungswerke geht ununterbrochen fort, er gibt Rathschläge zur Vertheidigung Berlins oder sendet Entwürfe für Verwendung der zu bildenden leichten Corps und sucht daneben durch Mittheilungen an den in Berlin erscheinenden „Preußischen Correspondenten" auf die öffentliche Meinung zu wirken. Doch fehlte es auch jetzt nicht an Enttäuschungen und Hindernissen, die wegen ihrer Kleinlichkeit doppelt schmerzlich empfunden wurden; namentlich machte die Verständigung mit dem russischen Hauptquartier viel Mühe, und die besten Intentionen und kühnsten Entwürfe der preußischen Generale scheiterten oft an der Unlust, der Trägheit und dem Eigensinn, der ihnen von dieser Seite entgegengestellt wurde. Niemals fühlte Gneisenau dies schmerzlicher als in der blutigen Schlacht bei Groß-Görschen, welche trotz allen Heldenmuthes, trotz der blutigsten Opfer dennoch nicht mit einem Siege endete, wenn sich die preußischen Feldherrn und Truppen auch als Sieger fühlten. Gneisenau, der selbst im dichtesten Kugelregen gewesen war, blieb unverwundet; dagegen wurden sein Freund Scharnhorst und sein Sohn August verwundet. Diesen hatte Gneisenau gleich beim Ausbruch des Freiheitskampfes aus Schlesien zu sich kommen lassen, damit er unter seinen Augen den Krieg kennen lerne und sich im Waffenhandwerk versuchen könne. So unmuthig Gneisenau über den wenig günstigen Ausgang der Schlacht und dessen Ursachen auch sein mochte, die stolze Vaterfreude, die ihn über die Tapferkeit seines Sohnes erfüllte, wurde dadurch nicht beeinträchtigt, und mit frohem Stolze berichtet er davon seiner Frau:

Nun muß ich dir noch hersetzen, was mir mein verwundeter Freund, der General von Scharnhorst, über August schreibt. Er sagt mir: „Ihr Sohn, Ihr braver Sohn, [illegible] fechten gesehen; er verdiente zum Beispiele aller [illegible] werden." Was denkst du hierzu, zu diesem Zeugniß [illegible] tapfersten Generale! Wundern wirst du dich [illegible] August wahrscheinlich das Eiserne Kreuz erhalten [illegible] ist dazu vorgeschlagen. Sage ihm dies, wenn er [illegible] kommen sollte, und wie rühmlich für ihn es sei, [illegible] Jahren schon sich die Achtung seiner Vorgesetzten [illegible] haben. Wenn er anders die Laufbahn der Waffen [illegible] Gott ihn in Gefahren erhält, so kann es nicht fehlen, [illegible] sich einen Namen machen wird. Sage ihm, daß ich [illegible] nicht mehr als Sohn allein, sondern auch als [illegible] deln werde.

Bei dem Rückzuge über die Elbe, der die [illegible] der bisherigen kriegerischen Ereignisse war, [illegible] senau, da Blücher infolge seiner Verwundung [illegible] zu schwach war, das preußische Corps; der [illegible] erfolgende Anschluß Sachsens an Napoleon [illegible] Gefahren; doch ermuthigte Gneisenau Hardenberg [illegible] zu muthigem Ausharren, zu fortgesetztem, [illegible] Rüsten. Noch hat er den besten Muth, klagt aber [illegible] die Erbärmlichkeit der russischen Führung. Er [illegible]

Das größte Uebel, worunter wir leiden, ist [illegible] führung der Armee. Graf Wittgenstein ist selbiger [illegible] wachsen, und das Vertrauen, welches er ehemals [illegible] neral Diebitsch setzte, ist verschwunden. Dieser [illegible] hat den Kopf verloren. Der General d'Auvray, [illegible] neralstabes, ist bequem und indolent. Dreimal [illegible] Borna (am 1. Mai) bei diesen Männern gewesen [illegible] mal habe ich sie in ihren Betten gefunden: nachmittags [illegible] morgens. Aus ihrer Feder erscheinen unzweckmäßige [illegible] ständige, unausführbare Befehle. Wir thun davon, [illegible] können oder mögen, aber es gibt deren welche, [illegible] uns nicht selbst in Gefahr zu stürzen, befolgen müssen [illegible]

In der Schlacht bei Bautzen (20., 21. [illegible] Gneisenau wieder im dichtesten Kugelregen; sein [illegible] cher's und ihres Stabes todesmuthiges Ausharren [illegible] Kreckwitzer Höhen, welche dem sich kreuzenden [illegible] Kanonenfeuer ausgesetzt waren, machte [illegible] wohlgeordneten Rückzug des verbündeten Heeres [illegible] Der Rückzug über die Oder, für den die Russen [illegible] lich Kaiser Alexander selbst sprachen, wurde [illegible] verhindert; Gneisenau's und Blücher's Drängen, [illegible] gegen den gleichfalls sehr erschütterten Feind [illegible] hatte keinen Erfolg, so sehr auch der Hinweis, [illegible] durch stete Rückzüge unmöglich Oesterreichs [illegible] senschaft gewinnen werde, für diesen Rath [illegible] Der Waffenstillstand wurde abgeschlossen, den [illegible] seiner ganzen Ueberzeugung nach verwerfen [illegible] klug in militärischer, finanzieller, politischer [illegible] logischer Hinsicht.

Bis zu diesem Punkte gerade wird das Leben [illegible] nen, wirklich genialen Feldherrn in dem vorliegenden [illegible] ten Bande des Pertz'schen Werks geführt. Der [illegible] der demselben beizumessen ist, beruht in dem [illegible] Material, das uns darin geboten wird; denn [illegible] der Geschichtschreiber selbst dazu gethan hat, [illegible] ordentlich wenig, sowol in Betreff der [illegible] großen Stoffs als auch in Betreff der [illegible] einzelnen. Namentlich an der letztern muß [illegible] sichtlich, wie es scheint, möglichst knapp, [illegible]

gehaltene Stil Befremden erregen; „Enthörung" im Sinne von Nichterhörung ist eine wol mit Recht anzufechtende Neubildung; keinesfalls aber zu rechtfertigen sind Sätze wie: „Der Kurier .... fiel jedoch, nebst allen übrigen Actenstücken .... einer spanischen Guerrilla in die Hände und ward ... veröffentlicht." Doch wollen wir auf derlei Einzelheiten kein sonderliches Gewicht legen, wenn sich auch noch eine ganze Anzahl ähnlicher Sätze zusammenstellen ließe. Sehr viel mehr möchten wir das aussetzen, daß das Werk seiner ganzen Anlage nach auf einen ziemlich kleinen Kreis zunächst Interessirter und historischer Fachgenossen berechnet ist, sich aber nicht an die große Mehrheit unserer Gebildeten wendet; gerade dies ist es, was wir um des herrlichen, wahrhaft patriotisch anregenden Stoffs willen lebhaft bedauern. Ein Leben Gneisenau's hätte ein nationales Geschichtswerk werden müssen; das aber wird das umfangreiche Werk von Pertz niemals werden. Trotzdem aber sind wir dem Verfasser für die Erschließung kostbarer Materialien zu hohem Danke verpflichtet und sehen mit lebhaftem Interesse dem Erscheinen des dritten Bandes entgegen, welchem die Geschichte des Heldenthums Gneisenau's in dem wieder ausbrechenden Kriege von der Schlacht an der Katzbach bis zum Siege von Belle-Alliance und dem zweiten Pariser Frieden vorbehalten ist.

Hans Prutz.

Unterhaltungsliteratur.

1. Doppelleben. Roman von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 3 Thlr.

Daß in jedem Menschen ein guter und böser Dämon vorhanden, von denen bald der eine, bald der andere das Uebergewicht erhält, ist eine unleugbare Thatsache. Wem seine Zeit erlaubt, genauer hinzuhören, der kann bisweilen das Zwiegespräch dieser beiden Dämonen belauschen. Freilich, diese bösen und guten Engel sind nicht so schwarz und weiß angestrichen, daß man sie augenblicklich unterscheiden kann; sie vertauschen bisweilen ihre Rollen; und da die Ueberzeugungen der Menschen wechseln, so wechselt auch die Tonart, in welcher diese innern Mahnungen ertönen. Das Gewissen kann nur Uebereinstimmung mit der Ueberzeugung verlangen, nicht eine Uebereinstimmung zwischen dem „heute" und „morgen"; denn das geistige Leben ist ein Entwickelungsproceß, der nur seinen eigenen Gesetzen folgt.

Die geistreiche Verfasserin des vorliegenden Romans, eine Tochter der Frau Birch-Pfeiffer, hat es sich zur Aufgabe gemacht, dies innere Doppelleben des Menschen in seinen Widersprüchen und Kämpfen darzustellen. Freilich geht sie von der Ansicht aus, daß der gute und böse Geist im Menschen etwas Festes seien, daß das Innere des Menschen, wie die Jacke eines Hanswurstes, aus zwei Farben bestehe, die nie miteinander verschmelzen. Deshalb spaltet sie ihren Helden in zwei Theile, von denen der eine, Heinrich, das gute, der andere, Henri, das böse Princip vertritt, und sie verwickelt beide oft in einen Dialog, wie ihn Ormuzd und Ahriman in ihren Mußestunden miteinander führen könnten. Die Art, wie die Verfasserin diese beiden innern Persönlichkeiten in bauchrednerischen Gesprächen verkehren läßt, erscheint uns gerade als die Achillesferse des Romans. Denn diese handgreifliche Verkörperung des Doppellebens kann als eine allzu bequeme Symbolik nie die feinern Schattirungen ersetzen, ja sie erschwert die Darstellung der psychologischen Uebergänge; denn Heinrich und Henri werden stets mit ihren Köpfen zusammenstoßen. Henri will genießen und erringen, Heinrich nützen und vollbringen, Heinrich ist der Denker, Henri der Viveur. Was Henri erfreut, fühlt Heinrich nicht, und was Heinrich erringt, nutzt Henri nichts. Henri geht auf die Bälle, während Heinrich zu Hause bleibt. Doch auch Heinrich kann sinken; wir erfahren an einer Stelle, daß Heinrich und Henri gleich tief gesunken sind. Da erscheint Heinrich mehr als der Faust und Henri als der Don Juan.

Abgesehen von dem etwas mechanischen Auf- und Niedertanzen dieser beiden innern symbolischen Gestalten, das an die Eimer in einem Ziehbrunnen erinnert, hat indeß der Roman mancherlei Vorzüge. Es sind nicht blos Herzensconflicte, welche in demselben zum Austrag kommen: wichtige Fragen der socialen und politischen Welt greifen mit ein. Der Held macht bedeutende Wandlungen durch. Zögling der Jesuiten, deren Ueberzeugungen er nicht theilt, wird er hoher Staatsbeamter und reactionärer Minister, doch auf der Höhe der Contrerevolution seinen Principien abtrünnig, durch die Macht wahrer Liebe bekehrt, ein Apostel der Reaction, der seine Aemter niederlegt und sich einer gesinnungsvollen Opposition anschließt. Das eigentlich Fesselnde ist seine Liebe zu Cornelia, der Tochter eines Revolutionärs, eine Liebe, durch welche seine sociale Stellung bedroht wird. Echt poetisch ist das erste Erscheinen Cornelia's in den Gefängnissen, wo sie den Gefangenen als ein trostbringender Engel erscheint. Man könnte in diesem Auftreten eine Art von blaustrümpflicher Koketterie finden oder, was noch schlimmer, von rauhhäuslicher Seelenerrettung; doch die ganze Haltung, welche die Dichterin hier zu bewahren weiß, sichert vor derartigem Argwohn. Es ist edle Humanität, von welcher Cornelia beseelt ist, es ist der Reiz echter Weiblichkeit selbst, welcher auf die Gefängnißbewohner einen so trostreichen Eindruck macht. Die Liebe zu Cornelia bringt nun Henri und Heinrich in den grausamsten Conflict. Der Minister Henri will dieser Liebe seine politische Stellung nicht opfern; er beabsichtigt, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen und mit der Geliebten nur eine freie, durch Gesetz und Sitte nicht sanctionirte Verbindung einzugehen. Doch als Cornelia vor diesen Zumuthungen entflieht, da gewinnt allmählich, unterstützt durch die gleichzeitige politische Krisis, Heinrich den Sieg über Henri und zuletzt, gleichsam nach langer Buße, Corneliens Hand, worauf Henri hoffentlich für immer in die Tiefe des Brunnens versinkt.

Die Tochter der Frau Birch-Pfeiffer unterscheidet sich in diesem schriftstellerischen Debut wesentlich von der Mutter. Frau Birch verdankt die Wirkungen ihrer Stücke

dem stoffartigen Reiz derselben; sie hat zwar hin und wieder auch ein Streiflicht der Tendenz benutzt, doch nur wie den Schein eines ölgetränkten Bühnenmondes, um die magische Wirkung der Scene zu erhöhen. Ohne Sinn für Effect ist auch Frau von Hillern nicht, sie weiß einzelne Situationen ganz spannend zu arrangiren; doch steht dies bei ihr in zweiter Linie. Sie strebt vor allem, die Gedanken der Zeit zu erfassen, die Wandlungen und Kämpfe darzustellen, welche sie in begabten Geistern hervorrufen; sie gehört zu den „Rittern vom Geist" oder mindestens zu den Diakonissinnen dieses Bundes, welche die im Kampf Verwundeten mit liebevoller Sorgfalt beobachten und pflegen. So ist denn ihr Roman reich an Reflexionen über die verschiedenen Probleme der Neuzeit, und der Geist, aus dem diese Reflexionen geflossen sind, ist ein durchaus energischer.

Wir theilen als Probe, wie die Verfasserin derartige Themata behandelt, das folgende Gespräch zwischen Cornelia und Heinrich über den Stand und die Kunst des Schauspielers mit. Heinrich meint, der Schauspieler treibt ja die Verstellung als Beruf;

„O sagen Sie mir das nicht. Sie werden mir zugeben", begann Cornelia, „daß in jedem Menschen, wie zum Guten und Bösen, auch ein Trieb zur Wahrheit und Unwahrheit liegt. Fast bei allen tritt dieser im Leben mehr oder minder in Wirksamkeit, wie ihre übrigen guten und schlechten Eigenschaften; sie lügen, sie heucheln im persönlichen und weitern Verkehr. Nun gibt es aber Ausnahmen, bei denen sich dieser Hang zur Verstellung durch Gott weiß welchen geistig-chemischen Zersetzungsproceß ausscheidet und objectiv wird, d. h. ein abgeschlossenes, vom Subject getrenntes Leistungsvermögen bildet. Dieses Leistungsvermögen sucht sich eine selbständige Form; diese Form findet es in der Kunst, es entwickelt sich darin das Höchste — das künstlerische Gebild, und diejenigen, in welchen sich ein solcher Proceß vollzog, sind die Künstler, insbesondere die darstellenden. Kann also der Alltagsmensch jenem wunderbaren und unleugbaren Hang zur Täuschung nur im wirklichen Leben genügen, so ist er bei dem Schauspieler gewissermaßen abgeleitet in ein anderes höheres Bereich, und er wird in der Wirklichkeit wahrer und natürlicher sein als viele, welche nur darum für ehrlich gehalten werden, weil sie zu ungeschickt sind, sich zu verstellen."

„Ihre Auseinandersetzung ist folgerecht", erwiderte Heinrich, „aber Sie können sie doch nicht praktisch durchführen. Die Gelegenheit macht Diebe, die Fähigkeit zum Lügen verführt zum Lügen selbst. Auch der Schauspieler wird es nicht verschmähen, auf Kosten der Wahrheit einen Vortheil zu erringen, und die Versuchung hierzu ist um so größer, je sicherer er weiß, daß ihm die Täuschung gelingt. Ja ich kann mir sogar denken, daß es ihn reizen muß, von seiner schauspielerischen Fertigkeit nicht nur auf der Bühne, sondern auch außer derselben Gebrauch zu machen, und ich habe berühmte Darsteller gekannt, die es nicht lassen konnten, eine immerwährende Komödie aufzuführen."

Cornelia besann sich einen Augenblick, dann sagte sie ruhig: „Es gibt allerdings solche Beispiele, aber diese Leute nenne ich nicht Künstler; es gibt zweierlei Menschen, die diesen Namen tragen. Paart sich das eben besprochene Talent mit mehr oder minder großen Verstandesfähigkeiten, so wird daraus der mehr oder minder große Virtuos; findet es jedoch auch ein Gegengewicht von großen Eigenschaften der Seele und des Herzens, so wird daraus der Künstler. Der Virtuos allerdings verwendet die Talente, die ihm zu Gebote stehen, im Leben wie in der Kunst; er kennt kein höheres Ziel als den Effect. Er lügt im Leben wie in der Kunst, wenn es Effect macht, und ist in beiden wahr zu demselben Zweck. Da er weder Charakter noch Herz hat, so ist er weder aus Princip gut, noch aus Princip schlecht; er verwerthet nur seine Talente, wo und wie er kann, zu seinem Vortheil. Diese Klasse von Menschen ist es, die den Künstlerstand in vielen Beziehungen entwürdigt hat. Der Künstler hingegen erkennt und sucht noch etwas Höheres als den Effect! Gleich jedem edel denkenden Menschen hat auch er ein Ideal, dem er uneigennützig nachstrebt: es ist die Wahrheit. Sucht er diese in der Kunst, oft selbst auf Kosten des Beifalls, der dem Darsteller so unentbehrlich ist, ist er im Bereich der Täuschung so gewissenhaft, warum sollte er es in der Wirklichkeit nicht auch sein? Die Fähigkeit, sein ganzes Wesen nach Belieben umzuwandeln, betrachtet er als eine Gabe, um dem heiligen Zwecke der Kunst zu dienen, und er misbraucht sie so wenig zum eigenen Vortheil, als der ehrenhafte Privatmann aus einer zufälligen oder erworbenen Ueberlegenheit andern gegenüber einen unerlaubten Nutzen ziehen wird. Ein lebhafteres, gesteigertes Empfindungsvermögen und die Gewohnheit einer erhöhten Ausdrucksweise mögen ihm äußerlich etwas «Abenteuerliches», «Ueberspanntes» auch wol «Manierirtes» geben — Worte, mit denen der Alltagsmensch so gern bezeichnet, was er nicht begreift —; aber Sie werden mir zugestehen, daß man affectirt sein und doch wahr und natürlich empfinden kann, wie auch umgekehrt oft die falschesten und raffinirtesten Menschen gerade die natürlichsten scheinen."

„Gewiß", sagte Heinrich.

„Nun sehen Sie", fuhr Cornelia fort, „wie sich auch aus schlechten, ausgeschiedenen Stoffen die hellste, reinste Flamme erzeugen läßt, so verklärt die Kunst die Täuschung zur höchsten Offenbarung. So strebt im echten Künstler die Lüge zur Wahrheit! Der Höhepunkt seiner Leistung ist die Vereinigung beider, und der Triumph der Lüge wird in ihm ein Triumph der Wahrheit!"

Die Frauencharaktere sind der Verfasserin besser gelungen als die männlichen. Die Heldin, in welche sie gewiß viele Züge ihres eigenen Wesens hineingeheimnißt hat, ist resolut im Denken und Handeln und hat Herz und Kopf auf dem rechten Fleck. Die zarte Prinzessin Ottilie steht durchweg im Contrast mit diesem frischen Mädchen, sie hat einen krankhaft schwärmerischen Zug, wie die Jean Paul'schen Heldinnen, die Clotilden und Lianen, doch ist sie ebenso edel und gütig wie diese. Die Verfasserin zeigt bei dieser Gestalt, daß sie auch ein gedämpftes Licht um ihre Bilder hinzuzaubern versteht. Gegenüber der einleuchtenden Wahrheit, mit welcher diese Frauen sich unserer Phantasie einschmeicheln, tritt der Held, Henri-Heinrich-Ottmar, etwas in den Schatten. Jesuit, Roué, brillanter Staatsmann, leidenschaftlicher Liebhaber, berechnender Aristokrat, freigesinnter Volksmann, vereinigt er nacheinander in seinen Wandlungen eine so bunte Musterkarte von Eigenschaften, daß uns das einigende Band, was die Chemie encheiresin naturae nennt, doch bisweilen verloren geht und wir uns nach dem Bleibenden in diesem Wechsel, dem Kern der Persönlichkeit, nicht ohne Angst umsehen.

Der Stil der Verfasserin ist durchweg gebildet, frei von sentimentalen Phrasen und den beliebten Ueberschwenglichkeiten der heutigen Romanschriftstellerinnen und, was viel sagen will, fast immer correct.

2. Zeitgenossen. Ein Roman von Elise Schmidt. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr.

Man durfte gespannt sein, wie Elise Schmidt sich auf dem Gebiete des Romans zurechtfinden würde. Roman und Drama sind durch eine große Kluft geschieden. Die epische Ruhe im Roman, das rastlose Vorwärtsdrängen im Drama, dort der scharfe Sinn für die Formen der äußern Erscheinung, hier die Vertiefung in die innern Triebfedern der Handlung, dort eine behagliche Breite, hier eine knappe Schärfe der Motivirung: es sind so entgegengesetzte Eigenschaften, daß ihre Vereinigung in einer und derselben dichterischen Kraft immer zu den Ausnahmen gehören wird. Mindestens wird bei den Dichtern, welche Roman und Drama gleichzeitig pflegen, der Schwerpunkt ihres Schaffens doch bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin liegen.

Elise Schmidt ist bisher vorzugsweise als dramatische Schriftstellerin aufgetreten. Dabei war ihr dramatisches Talent eigengeartet, grandios und kühn in seinen Würfen, überschwenglich im Ausdruck, sich gefallend in schwindelnden Gedankenbauten, in einer gewissen Maßlosigkeit des Empfindens und in einer herausfordernden, der gesellschaftlichen Schranken spottenden Ueppigkeit. Jedenfalls war Elise Schmidt die einzige dramatische Schriftstellerin, welche in den Bahnen der Grabbe und Hebbel wandelte und durch eine theils urgewaltige, theils äußerlich aufgedonnerte Kraft der Dramatik Aufsehen erregte.

Der Roman, der im modernen Leben spielt, gibt nun zu diesen Ausschreitungen der Phantasie, zu dieser Großartigkeit kühner Würfe bei weitem geringere Veranlassung als das Drama. Unsere Culturzustände haben einen so verstandesmäßigen Zusammenhang, daß die Erfindung der Romandichter denselben nur mühsam durchlöchern kann, um spannende Abenteuer hindurchschlüpfen zu lassen. Auch das Excentrische muß uns glaubhaft zurechtgelegt werden, und da der Roman fortwährend die ganze Breite der äußern Welt mit hereinziehen muß, so gewährt er wenig Platz für kühne Sprünge des Gedankens. Die Handlung des Romans ist gleich einem Stein, der vorsichtig geworfen werden muß, um über eine weite Wasserfläche zu ricochetiren. Auch muß er etwas flach und platt sein, sonst sinkt er gleich bei der ersten Berührung unter. Elise Schmidt hat aber etwas vom Polyphem, der ganze Felsstücke in die Fluten schleudert mit hochaufspritzendem Gischt und betäubendem Lärm. Im Drama sind derartige Kraftproductionen, wenn sie nur an der rechten Stelle stehen, von Wirkung; im Roman läßt sich schwer ein Platz für sie finden.

Auch verlangt der Roman eine gewisse Technik, welche zwar zuletzt nur aus einem Compendium kleiner und äußerlicher Hülfsmittel besteht, aber doch gelernt sein muß, damit die Hebel der Spannung dort eingesetzt werden, wo ihre Hebekraft am wirksamsten ist. Ueberhaupt geht die Spannung des Romans auf die Vergangenheit, die des Dramas auf die Zukunft. Ein für das Publikum ungelöstes Räthsel ist ein Fehler im Drama, während der Roman seinen ganzen innern Haushalt mit derartigen Räthseln bestreitet, deren Auflösung erst am Schluß erfolgt. Ein Romandichter, der seinen Lesern wie ein Dramatiker von Haus aus reinen Wein einschenken wollte, würde sich um seine erfolgreichsten Wirkungen bringen.

Was diese äußere Technik betrifft, so ist sie in dem vorliegenden Roman: „Zeitgenossen", keineswegs vollkommen. Es gibt Stellen in demselben, an denen der Faden unserer Spannung gänzlich abreißt und wieder von neuem angeknüpft werden muß; die Verfasserin hat mit ihrer Fackel in alle Winkel der Dichtung hineingeleuchtet, sodaß nichts ganz oder halb Verborgenes noch unsere Neugierde fesselt. Außerdem liebt sie, nach Art und Weise des dramatischen Dichters, die Hauptscenen effectvoll auszumalen, während der Romandichter mit gleicher Liebe auch die minder bedeutsamen Lebensbilder darstellen, die ganze Reihe der Vermittelungen vorführen muß; denn für den letztern ist weit mehr als für den erstern jedes einzelne Bild Selbstzweck. Der Roman verlangt das volle Gleichmaß einer behaglichen Darstellung gegenüber dem Großen wie dem Kleinen, denn der Leser fühlt erst dann den sichern Boden unter seinen Füßen und Vertrauen zu der Führung seines erfinderischen Mentors. Elise Schmidt hastet aber gern über Motivirungen hinweg, die zwar nothwendig sind, aber ihr selbst keine Theilnahme einflößen oder ihrem Talent nicht die Möglichkeit glänzender Bewährung versprechen; es drängt sie immerfort zu den großartigern Tableaux, welche ein glänzendes oder grelles Colorit verlangen und vertragen.

Deshalb fehlt auch ihrer Darstellungsweise die echte epische Anschaulichkeit, welche nur aus einem behaglichen Verweilen der Schilderung hervorgeht. Sie hat etwas Springendes, geht auf das Blendende aus und beleuchtet mehr durch den Blitz als durch die Fackel. Da ihr harmonische Steigerung versagt ist, sucht sie gewaltsam zu packen, wozu es ihrer reichen Phantasie nicht an Hülfsmitteln fehlt.

Gleichwol haben wir es mit einem geistreichen Werke zu thun, wenn auch der Geist mehr in der Form des Aperçu, des Aphorismus erscheint, als in irgendeiner festen, organischen Gestalt. Einzelne Gedankengänge sind von großartigem Inhalt, einzelne Schilderungen von glänzender Kraft. Eine revolutionäre Ader vibrirt in dem ganzen Roman, ein Emancipationsdrang, der allerdings oft in unklarer Gärung ausströmt und seine Ziele keineswegs fest formulirt hat.

Den Hintergrund der Romanhandlung bildet die ungarisch-österreichische Revolution des Jahres 1848, welche im zweiten Bande oft in halbhistorischer, memoirenhafter Weise dargestellt wird. Das Geschichtliche, das Anekdotische greift hier in die Handlung ein, ohne künstlerisch genügend vermittelt zu sein. Metternich, Jellachich, Messenhauser kommen allzu bequem durch die offenen Thüren der Weltgeschichte in den Roman hineinspazirt; es ist gleichsam ein todter Arm der Geschichte, den die Romanströmung neben sich bildet und duldet.

Dennoch hat sich Elise Schmidt durch die Anregungen der geschichtlichen Ueberlieferung zu einer Darstellung

begeistern lassen, welche zu den poetisch schwunghaftesten Stellen des Werks gehört. Ihr schwebte dabei offenbar das „Abendmahl der Girondisten“ vor, wie es Lamartine in seiner „Histoire des Girondins“ geschildert hat. Aehnlich wie Vergniaud, Brissot und die andern todgeweihten Opfer sich am Abend vor der Hinrichtung in Gesprächen ergingen über die höchsten Fragen des Lebens, legt Elise Schmidt den Helden der wiener Octoberrevolution, Messenhauser, Blum, Becher und Jellinek, im Kerker sokratische Dialoge in den Mund, an denen sich ihr eigener Held Janko betheiligt. Wir zweifeln zwar, daß Robert Blum z. B. in dieser Weise philosophirt haben würde, es ist immer Elise Schmidt, welche den mit geringer Schärfe charakterisirten „Zeitgenossen“ soufflirt; aber diese Gedanken und Träumereien selbst haben einen beachtenswerthen Schwung. Der Dialog kleidet sich in ein ganz dramatisches Gewand:

Blum (geht auf Messenhauser zu und faßt seine Schulter): Messenhauser!

Messenhauser: Was willst du?

Blum: Willst du träumen, bis man Feuer commandirt?

Messenhauser: Ich werde selbst commandiren.

Blum: Messenhauser, hast du wol gedacht, wie es nach uns sein wird?

Messenhauser: Ich dachte es eben, und sonderbar, ich mußte es denken, als ich auf dem Stephansthurme stand, die Nothraketen stiegen und die ungarische Armee im Rückzuge war; da, ihr mögt lachen oder nicht, beschäftigte sich meine Phantasie mit einem Entwickelungsgedanken, einer Metamorphose meiner Menschheit, und fand einen ernsthaften Trost darin, daß der Kaulquapp nicht ewig ein Fisch bleibt, sondern ein Frosch! Da ich sah, daß vor Windischgrätz' anrückendem Heere keine Hülfe, hatte ich einen Gedanken über den Tod hinaus und suchte mich an mein Los zu gewöhnen. Ihr andern mögt mich für untüchtig gehalten haben, ich bin euch wenigstens treu geblieben; Fenner hat sich geflüchtet, der euch fähiger schien, und euch auch nicht mehr geholfen hat!

Blum: Ach, sage was du gedacht hast! Es kann Zeiten geben, wo der Gedanke eines Träumers schwerer wiegt als die Heerschar eines Führers, das ist so eine Stunde vor dem Tode.

Messenhauser: Bei den Wolkenhöhen des Himmels, da ich sah, daß hier unten nichts mehr zu machen war, schwang ich mich direct auf zum Mond und sogleich auf dessen oberstes Horn, welches nach allen geologischen und astronomischen Begriffen nicht größer sein soll als der Pic von Teneriffa, mit dem es eine unbedingte Aehnlichkeit hat; da war ich enthoben unserer losen Noth und Verzweiflung, ihr mochtet staunen über meine sorglose Ruhe, doch ich sah unter mir den krystallenen Erdball, die große Wasserscheibe mit den einzelnen festen Punkten darin, die wir Europa, Asien, Afrika und Australien nennen und die uns in der Schule so viel Mühe machten, stille segelnd in selbstgeschaffenen Dünsten gleich einer Barke durch den Ocean. Die Menschen merkten nichts davon, wie die Pracht der Sterngebilde gleich einer ungeheuern Symphonie sie umgab: der zweiringige Saturn, Jupiter mit den vier Monden, die flammende Sonnenscheibe, ach, vor diesem Schauspiel segeln die meisten stumm vorbei, sie ringen, kämpfen und prügeln sich gleich betrunkenen Schiffersjungen und fallen mitsammen über den Bootsrand still, unbewußt ins Grab.

Blum: Rede weiter, Poet, dein Schöpfungstraum ist schön, und wir werden gleich da sein!

Messenhauser: Welch ein Gewirr, als die Erde so daherfuhr! Die Scharen der Vögel, diese seltsam buntgefiederten Luftbewohner, sie umschwebten mit tausendfachem Lustgesang in jeder Zone eine andere Schar! Die Fische im Meere spielten auf Korallenriffen; auf Eisgebirgen glühte dieselbe Sonne, die den Pisang im Paradiese der Menschheit zeitigt. Der wunderbare Ball, in jedem Atome athmendes Leben, bewegte sich glänzend unter mir, ich sah ihn, wie wir auf Sternwarten die zerrissene Bildung des Mondes sehen, aber ich wußte, was darauf war: das war mein Fortschritt.

Jellinek (rüttelt ihn): O du Sternenpilger, ich wollte, du hättest immer auf dem Monde gesessen, so säßen wir nicht hier.

Minder sokratisch und platonisch sind einige Salongespräche; auch selbständige Abhandlungen über Fehler der Frauen und Frauenemancipation sind eingeschoben. Elise Schmidt ist ein eifriger Anwalt der Unterdrückten, der Armen, der Frauen; sie stimmt in diesen Unterhaltungen einen oft hymnenartigen Ton an, wie er wol im Salon eines wiener Bourgeois nie mag erklungen sein. Die Heldin selbst, welche die Aufgabe der Zeit darin sieht, das faßbare Leid der Welt, den gebundenen Prometheus zu erlösen, hat für die sociale Frage eine Panacee entdeckt, die sie in dem Worte: die Tantième ihren ungläubigen Hörern offenbart. Beiläufig erwähnen wir, daß die Vorliebe der Dichterin für mythologische Bilder in allen ihren Darstellungen bis in die Liebesscenen hinein abfärbt. Es scheint, als ob eine so gelehrte Liebe, wie sie in der folgenden Skizze gezeichnet ist, das Küssen verlernen müsse:

„O, sei nicht so bitter!“ schmeichelte Helene und streichelte mit ihren feinen Händen die Wolkenschatten von seiner Stirn. „Kennst du die Fabel vom Pluto, dem Gotte des Reichthums, nicht? Wie er in das Haus der Penia, der Armuth, kommt, die mit einem Manne verheirathet ist? Dieser verstößt sogleich sein Weib, lebt herrlich und in Freuden; aber er muß doch zuletzt die Armuth wieder holen, wenn er noch Genuß finden will. Sieh, so scheint es mir, daß, bist du arm auf Erden geboren, dir das gütige Geschick nur einen nöthigen Druck verliehen, damit die mächtige Springflut deines herrlichen Talents um so kräftiger steigt.“

„Ach, meine Liebe“, sagte Janko schon wieder lächelnd, „einmal ruft auch der Prometheus: Weh mir! — und“, setzt er zärtlich hinzu, „wirst du mich niemals verlassen?“

Das Schicksal der Frauen tritt uns in dem Geschick einer unglücklichen ungarischen Gräfin entgegen, die von ihrem Manne mishandelt wird und als letzte Zuflucht das Irrenhaus wählt, wo sie ihre Emancipationsschriften verfaßt und in die Welt verbreitet. Es klingt dies wie eine böswillige Satire, doch ist es von der Verfasserin ganz ernst gemeint. Die unglückliche Verfolgte ist der Ansicht, daß Moses und Justinian noch immer die Stellung der Frauen bestimmen, daß die Formeln einer barbarischen Zeit noch immer Macht über sie haben. Staat und Kirche schließen die Frauen von der bürgerlichen und politischen Berechtigung, von der Herrschaft im Haus sowie von der Bestimmung über die Erziehung der Kinder aus; keins der drei vornehmsten Menschenrechte: Sicherheit des Eigenthums, Freiheit der Ausbildung, Gleichheit vor dem Recht sind in ihrem Besitz. Wenn die arme Gräfin hierin etwas zu schwarz sieht, so hat Elise Schmidt wenigstens diese Schwarzseherei hinlänglich durch die trostlosesten Schicksale motivirt, die über ein weibliches Wesen hereinbrechen können.

Warme Sympathie empfinden wir indeß weder für die Gräfin noch für Janko, den Helden selbst, ein Proletarierkind, das sich als Maler zu künstlerischer Bedeutung aufgeschwungen hat, aber während des ganzen Romans nicht aus dem wildesten Sturm und Drang herauskommt. Wir sehen ihn auf dem Schube, im Gefängniß, in den verschiedensten mislichen, antheilerregenden Situationen; doch er macht immer den Eindruck eines verwilderten Genies, als wäre er aus einer Erzählung von Clemens Brentano entsprungen, und wir vermissen in seiner Handlungsweise den schlichten logischen Zusammenhang, der aus dem Streben nach bestimmten Zielen hervorgeht. Am meisten Fleisch und Blut hat noch die schöne Helene, die in ihren innern Kämpfen und in ihrer Wandelbarkeit eine gewisse Anziehung ausübt als ein echt weiblicher Charakterkopf, welcher der Studienmappe unserer Dichterin Ehre macht.

In der That ist Elise Schmidt eine Dichterin, wenn sie auch als Romanschriftstellerin hinter den fashionablen Lieblingen des Publikums zurückstehen muß, da sie weder ihre Technik noch ihre Erzählungsgabe besitzt. Auch ist ihr Talent weniger gestaltenschöpferisch als, wir möchten sagen, lyrisch psalmodirend, schwunghaft in Schilderungen und Anschauungen. Die Schilderung eines einfachen Naturbildes wird ihr zu einem Hymnus; denn ihre ganze Begabung drängt zu dem Getragenen, Großartigen des dichterischen Ausdrucks hin. Sie schildert einen Sonnenaufgang am Meere; doch dies Landschaftsbild wird unter ihren Händen zu einer gigantischen Freske:

„Ungeheueres Getöse verkündet das Herannahen der Sonne.“ Es ist der schwarzgeflügelte Nachtwind, der die grauen Morgenwolken in der letzten Hälfte einer Frühsommernacht aufjagt, die noch schwer und bleiern über der dunkelfarbigen See hinhängen. Das gibt ein Getöse zugleich auf Meer und Land, das in der That ungeheuer wird, wenn nun auch die mächtigen Wellen sich breit und mühsam zu regen beginnen und in ihrer immerflutenden Fülle, vielmal sich überstürzend, an den Strand sich hinwerfen, um dann mit dumpfem Schalle sich in sich selbst zurückzuziehen. Wenn so das grollende Getöse der ewig arbeitenden See, vereint mit dem Brausen des Windes, der aus Norden gen Morgen fährt, das Herannahen der Sonne wie mit Heroldsrufen verkündigt, dann öffnen sich im Osten die Thore der Luft und Purpurteppiche werden wie vor einem siegreichen Feldherrn ausgebreitet auf dem Wege, den die Sonne beschreiten wird. Das Meer und die fernen Gebirgsküsten östlich erscheinen blau, während noch sonst allerwärts die schwarzen Gewässer lagern. Blau wird das Meer wie die Blaue Grotte von Capri. Lange dauert das Schauspiel, lange das Zürnen des Nachtwindes, der mit den träge noch träumenden Wellen hadert. In jenem sich langsam hingießenden Blau, das den jungen Tag begrüßt, erscheint allmählich die nächtige Welt des Meers über dem Wasser. Boote schaukeln sich ohne Insassen am Anker; Segelstangen ragen, schwarze Linien, in die wunderbare, dichte Bläue, die noch keine andere Contour aufkommen läßt. Noch liegen die Purpurstreifen im Osten, unberührt von den Strahlen des nahenden Gottes, noch fluten leise die Wellen der See. Die Sonnenscheibe ist am Horizonte noch nicht sichtbar, doch ein lichter Kreis auf dem Gewässer unterbricht die Dämmerung. Unsichtbare Musik scheint auf dem Meere zu rauschen, unaufhaltsam rinnen die schwarzen Wasser von überall her zu dem silbernen Kreise, der noch immer still, unverrückt auf den Wellen ruht. Es kommen die schwarzen Wasser von überall und rinnen ehrfurchtsvoll dem heiligen Kreise zu, das erste Opfer ihrer Anbetung zu bringen für die Gnade des Lichts. Nun bricht die schimmernde Scheibe hervor. Die Sonne ist da; der Morgen brach an.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein deutscher Antibarbarus.

Bisher kannte man nur lateinische Antibarbari; hier erscheint ein

Deutscher Antibarbarus. Musterlager neusthochdeutscher Schriftsprache. Gesammelt und beleuchtet durch K. G. Keller. Göppingen, Völter. 1866. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Schrift hat ein doppeltes Motto:

1) Kein Volk der Welt hat seine Sprache so mishandelt wie die Deutschen. Hat denn unsere herrliche Sprache nicht das Recht, ihr eigenes Gewand zu tragen, ihren eigenen Rhythmus, überhaupt ihren eigenen Charakter zu haben? Muß ihr denn alles Fremde aufgezwängt werden? Man könnte etwas gelind zu .... anfangen. Wir haben Philologen in alten und neuen Sprachen, die Treffliches geleistet haben und noch leisten; da werden die fremden Sprachen mit einer Liebe und Zartheit behandelt, wie man sie einer Geliebten gegenüber übt, die Muttersprache aber wird wie die Hausmagd angesehen. (Aus der Schrift: „Seltsame Ansichten über literarische Zustände“, Leipzig, O. Wigand, 1865, S. 178.)

2) Sapientiae primus gradus est falsa intelligere, secundus vera cognoscere (Adespoton [?] bei Lessing „Dramaturgie“, 70), d. h. „der erste Schritt zum Verständniß ist, das Fehlerhafte einzusehen, der nächste, von dem Richtigen Kenntniß zu erhalten.“

Dem Verfasser kam laut des Vorworts vor langer Zeit der Gedanke, daß es verdienstlich wäre, wenn einer es sich zur Aufgabe machte, über die verschiedenen sprachlichen Irrwege, über alle diejenigen Erscheinungen, welche für das unmittelbare und unverdorbene Sprachgefühl oder für das durch Sprachvergleichung vermittelte und befestigte Sprachverständniß etwas Fremdartiges, mit dem Echten und Anerkannten Unvereinbares und Anwiderndes an sich tragen, sich eine bestmögliche Uebersicht zu verschaffen und vor jedem derselben eine zweckdienliche Warnungstafel zu errichten. Der Leser findet daher hier eine Reihe der bedenklichsten, in der Anwendung häufigsten, mit ihren Folgerungen und Analogien am weitesten reichenden sprachlichen Verirrungen neuer und neuester Mode in Beispielen, welche aus Druckschriften entnommen sind, aufgestellt und veröffentlicht.

Zwar weiß der Verfasser wohl, daß eine nachhaltige Gegenwirkung gegen den irregeleiteten Zeitgeschmack anzuregen bei der Zerfahrenheit des deutschen Wesens schwer hält:

Die stärkste Macht in der Welt sind die beglaubigten Irrthümer, und bei den heutigen Einrichtungen ist es möglich, daß eine Ausdrucksweise, die dem Genius der Sprache widerstrebt, im Laufe von zwei Jahrzehnten zur unangefochtenen Thatsache wird. Obgleich daher die Aussicht auf durchschlagenden Erfolg gering ist, so haftet doch an solchen sprachlichen Dingen auch ein vaterländisches Interesse, dem wir ohne Aussicht auf Erfolg zu dienen verpflichtet sind und mit diesem Dienste ein Stück Volkseigenthümlichkeit vor dem Untergange durch weltbürgerliche Vermengselung retten können. Es hat sich seit 100 Jahren in der deutschen Sprache durch das Streben nach Kürze und Bequemlichkeit, nach Glätte und Vornehmheit, durch eigenmächtige Handhabung von seiten der einen, und durch gedankenlose oder wohldienerische Nachahmung von anderer Seite ein dem

unveräußerlichen Herkommen gefährliches Wesen entwickelt, dem entgegenzutreten der Zweck unsers Schriftchens ist.

Dasselbe bringt in 16 Abtheilungen gegen vierthalbhundert Barbarismen, die aus den verschiedensten Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, besonders aus dem „Schwäbischen Mercur", dem Heilbronner Blatt und dem „Würtembergischen Staatsanzeiger" genommen sind. Am Schlusse jeder Abtheilung gibt der Verfasser einige grammatische Bemerkungen mit besonderer Rücksicht auf die Sprachlehren von Schötensack und Kehrein. Ein eigentlicher Excurs — der Glanzpunkt des Schriftchens — ist nur der elften Abtheilung beigegeben, welche die fehlerhafte Verbindung des Hülfszeitworts „wollen" mit passiven Verben in Fällen behandelt, wo eine Geneigtheit oder Absicht von dem angeblich wollenden Subjecte gar nicht ausgesagt werden soll, z. B.: „Herr Schröter, welcher durch glänzende Anerbietungen in Stuttgart zurückgehalten werden wollte, wird seinen Lehrstuhl im April antreten." („Schwäbischer Mercur", 1864, 29. October. Aus der „Neuen Züricher Zeitung".)

Ist diese Ausdrucksweise richtig — statt: welchen man zurückhalten wollte —, so muß man künftig folgerichtig sagen: der Kamin wollte von dem Schlotfeger bestiegen werden; der Müller wollte von dem Gauner bestohlen werden u. dgl. Der Schein der Bequemlichkeit, der Neuheit und Vornehmheit mag mitgewirkt haben, diese Redeweise, die in Deutschland noch nicht älter ist als die Kartoffelkrankheit, aufs Tapet zu bringen; außerdem aber das bei Beamten und Zeitungsschreibern eigenthümliche Bestreben, die Personen, auch wo sie bekannt sind, wo sie genannt werden dürften und sollten, dunkel oder gar nicht zu bezeichnen —

wie dies der Verfasser mit gutem Humor weiter ausführt.

Außerdem behandelt der Verfasser fehlerhaft gebrauchte Pronomina, Participien, Appositionen, Infinitive, Imperfecta, fehlerhaft coordinirte Nebensätze u. s. w. Genauer aufs einzelne einzugehen und Beispiele anzu[...] bietet uns der Raum. In allem können [...] ihm übereinstimmen, so wenn er S. 29 nach [...] merkt: „verderben" im Sinn von schlecht [...] schwach. Becker, Weigand (in der Synonym[...] tensack erklären, daß keine bestimmte Grenzli[...] sei. Nach meiner Ansicht ist sogar „verdorben" [...] verdorben, er ist verdorben worden) besser, [...] besten Schriftstellern häufiger als „verderbt"; [...] Sprache gilt (schon nach Horaz) der Usus, [...] drucksweise der Classiker im Unterschied von [...] Usus, den der Verfasser mit Recht bekämpft. [...] (S. 31) im Sinne von „fast", „beinahe", [...] verwerfen; vgl. Grimm und Weigand. S. 34 [...] Lessing beigebrachten Beispiel ist „würde" [...] nicht conditional, sondern futurisch zu fassen. [...] S. 19 und 37, wo der Verfasser die sogenannte [...] Verneinung verwirft, verweise ich in aller Kürze [...] brand in Grimm's Wörterbuch unter „Kein". [...] fasser legt zu viel Gewicht auf das logische Ele[...] der Sprache und verkürzt darüber das andere, [...] nothwendig ist und das wir als das dichterische, [...] liche, sinnliche, gemüthliche bezeichnen können. Die [...] des Volks, das die Logik erfunden hat, des gr[...] Volks, zeigt ein starkes Uebergewicht des poetischen [...] ments über das philosophische.

Diese wenigen Ausstellungen können uns nicht [...] ten, das Schriftchen allen Freunden des Edlen [...] nern, besonders aber den Vereinen, Conferenzen [...] anstalten und Zeitschriften, zu deren Aufgaben [...] schäftigung mit der Muttersprache gehört, zur [...] nahme und Erwägung freundlich zu empfehlen.

Gustav [...]

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Ob die deutschen Theater für die Wintersaison in der Lage sein werden, ein ernsteres Repertoire aus neuern Dichtungen zu bilden, mag dahingestellt bleiben. Im ganzen verlautet wenig von der Production der namhaften Poeten. Am berliner Hoftheater soll Paul Heyse's „Maria Moroni" neben einigen Lustspielen von Girndt und Benedix in Scene gehen, auch soll dieser Dichter ein neues Drama: „Die Göttin der Vernunft" bei der berliner Hoftheaterintendanz eingereicht haben. Am wiener Burgtheater wird ein nicht mehr ganz neues Drama von Friedrich Halm, das unsers Wissens bereits am Victoriatheater zur Aufführung gekommen ist: „Begum Sumro", einstudirt. Am meisten Aussicht, einen Rundgang über die Bühnen zu machen, hat ein neues Schauspiel der Frau Birch-Pfeiffer: „Die Dame in Weiß", das ebenfalls in Berlin zur Aufführung kommen soll.

Daß die dramatischen Talente in Deutschland, trotz immer neuer Anläufe, stets wieder auf den Bühnenerfolg resigniren, das liegt meistens an der geringen Ermuthigung, die ihnen von seiten der Intendanzen und Directionen zutheil wird. Namentlich ist die Tragödie nach wie vor das Aschenbrödel der deutschen Bühnen. Man glaubt genug gethan zu haben, wenn das Jahresregister eine anständige Zahl von Aufführungen classischer Werke aufweist und wenn der neuern Poesie mit einer oder zwei Novitäten auf diesem Gebiete Rechnung getragen ist. Diese Novitäten selbst werden durchaus nicht begünstigt [...] Kritik nörgelt an ihnen herum, das Publikum ist [...] gestellt, wenn ihm durch diese Nörgeleien Veranlassung [...] wird, seinen geringen Eifer für das ernste Drama [...] einer ästhetischen Ausflucht zu decken, und die Intendanzen [...] ben sich selten die Mühe, eine Tragödie, wenn sie [...] und Wetter zu kämpfen hat und nicht gleich mit [...] in den Hafen einläuft, auf den Bretern zu erhalten.

Was aber das Bedenklichste ist: das ist der [...] Respect vor dem Talent, ja vor dem dichterischen [...] selbst vor dem Erfolg. Ein Dichter mag noch [...] sein, er mag noch so schöne Erfolge auf der Bühne [...] haben — er muß dennoch mit jedem neuen Stück [...] vorn anfangen und wird von den Bühnenleitungen [...] dramatischer Anfänger behandelt. Die Directionen [...] sich als dramaturgischer Gerichtshof, setzen bei [...] reichten Stücken die schärfste kritische Lupe auf, [...] einige Mängel in denselben zu entdecken glauben [...] nen Erfolg versprechen, wie der Kunstausdruck lautet, [...] senden sie die Stücke mit bestem Dank zurück. [...] lich, wird man entgegnen, jeder ist ja Herr in [...] und außerdem ist die Direction verantwortlich für [...] jedes einzelnen Theaterabends. Doch schon Goethe, [...] gewiegtesten Dramaturgen, hat erklärt, daß es [...] den Erfolg eines Dramas auf der Bühne vorher[...]

und wer sich nur einigermaßen bei der Leitung einer oder der andern Bühne betheiligt hat, der wird diesem Ausspruch vollkommen beistimmen. Was Wahl und Erfolg der Stücke betrifft, so wird überall eine große „Komödie der Irrungen“ aufgeführt. Und wie gestaltet sich schließlich der Erfolg eines Theaterabends? Selten durchgreifender bei einem bedeutenden Stück, das bei dem schnellen Vorüberrauschen der Vorstellung, bei der Zerstreutheit des Publikums, bei seiner Ungewohntheit an ein sich vertiefendes Denken kaum in seiner Bedeutung erfaßt werden kann. Große Dramen müssen sich erst einbürgern, das Publikum muß sich mit ihnen vertraut machen — wir zweifeln, daß eine Tragödie Shakspeare's und Schiller's, ein „Hamlet“, „Othello“, „Don Carlos“, bei unsern jetzigen Bühnenverhältnissen zum ersten male gegeben einen jener Erfolge haben würde, den die Theaterleitungen mit Wohlbehagen in ihren Kassenberichten notiren!

So gäbe es also keinen Maßstab für den Erfolg eines Stücks? Nein, nicht für den Erfolg, wol aber für die Berechtigung der Aufführung. Und dieser Maßstab liegt in dem Talente des Dichters. Die Bühnen sind es den anerkannten Talenten schuldig, ihre Werke der Nation vorzuführen.

Hierin gerade sind uns die Franzosen weit voraus. Von George Sand z. B. hat bisjetzt noch kein Stück einen wirklich durchschlagenden Erfolg errungen. Doch die Theater haben Respect vor einem berühmten literarischen Namen; sie glauben es einem großen Talent schuldig zu sein, seine Schöpfungen immer von neuem dem Publikum vorzuführen. Wenn auch einer George Sand einmal nicht der dramatische Wurf gelungen ist — die Directionen haben die richtige Logik, daß jede Production eines bedeutenden Talents doch mehr oder weniger die Signatur desselben tragen muß, und daß, wenn auch das Werk einer George Sand als Ganzes mislungen ist, es doch jedenfalls an einzelnen Schönheiten besitzt, wie sie die Werke blos bühnenkundiger Dichter nicht aufweisen können. Zu ähnlicher Einsicht sind aber unsere deutschen Directionen meistens noch nicht gelangt; sie schulmeistern auch anerkannte Dichter und lassen jedes Werk ängstlich die Quarantäne passiren, wobei sie sich unter zehn malen neunmal irren.

Ueber das neue Stück der George Sand: „Ein Don Juan vom Dorfe“, das am Vaudevilletheater zur Aufführung gekommen ist, schreibt ein Berichterstatter der wiener „Presse“: „Der Sohn der berühmten Frau, Maurice Sand, hat diesmal an dem Lustspiel mitgearbeitet, das die Kritik, namentlich die der kleinen Journalisten, gleich den Tag nach der ersten Darstellung arg mitgenommen hat. Ich hatte gleich so viel Schlechtes über das Stück gehört, daß ich ins Vaudeville aus Gewissenszwang nur ging, um mir der großen Schriftstellerin neueste Schöpfung anzusehen, sollte ich auch dabei einen langweiligen Abend verbringen müssen. Wie war ich angenehm enttäuscht! Statt einer faden Komödie wohnte ich einer allerliebsten, freien Geschichte bei, einer einfach schönen Intrigue, an der wahr geschaffene Bilder aus dem Dorfleben theilnehmen, die, in sehr schöner Sprache geschrieben, edle Gedanken und komische Auftritte die Menge enthält, der man mit Wohlbehagen bis zum Schluß zuhört und die obendrein ganz vortrefflich gespielt wird. Der Don Juan vom Dorfe ist ein hübscher, starker, junger, frecher Bursche, der allen Mädchen nachstellt, von seinen Erfolgen prahlt und sich eine ganze Bande geschaffen hat, die seinem Wort folgt, zu seiner Fahne schwört und ihm als Troß dient. Unter diesen Polterern ist auch ein guter Bauernsohn, der in seiner Kindheit schon mit der kleinen Schwester Jean Robin's (das ist der eigentliche Don Juan) verlobt worden, die aber aus den Augen und dem Sinne längst verloren hat. Robin selbst möchte jetzt sein Schwesterchen seinem treuen Genossen und Gefährten nicht geben, dessen Lebensweise er nur zu gut kennt. Der lebensfrohe Don Juan ist gerade im Begriff, eine reine schöne Dorfrose zu verlocken, um sie in ihrer ersten Blüte zu brechen. Er benutzt den Gefährten Blanchon zur Verführung. Dieser trifft nun zufällig die zur reizendsten Schönheit herangewachsene Schwester des Don Juan wieder, gerade als er die saubern Plane seines Vorbildes zu fördern trachtet. Ihr Erscheinen bewirkt eine plötzliche Veränderung im Charakter Blanchon's, der im Grunde die beste Seele von der Welt ist. Der Don Juan verweigert trotzig jede Genugthuung der armen Angeführten, wenn auch nicht Verführten. Deren Vater, ein alter schlauer Fuchs von Landwirth, macht ihn aber doch zuletzt schachmatt, indem er erst seinen Stolz und Uebermuth vor den Augen seiner Freunde bricht. Die Sache ist einfach, mag auch schon dagewesen sein, wie die Liebe, die ewig neu bleibt; aber die Menschen sind scharf gezeichnet, das Bild des thörichten und doch guten Blanchon ist ganz meisterhaft zumal, das Interesse an der Handlung bleibt rege, die Sprache ist wie die Geschichte selbst lebendig und wahr, und man sieht der Entwickelung behaglich zu.“

Das second empire in Frankreich hat bei dem letzten Napoleonsfest besonders den „Sensationsroman“ mit seinen Auszeichnungen bedacht. Gustav Flaubert, der Verfasser der „Madame Bovary“ und des karthaginiensischen Schauerromans „Salammbo“, Charles Monselet und Ponson du Terrail, der ebenfalls im Genre des ehemaligen Verlags von Fürst in Nordhausen Großes geleistet, erhielten den Orden der Ehrenlegion. Wenn wir uns nicht irren, hat auch neuerdings John Retcliffe oder vielmehr der leibhaftige Träger dieses Autornamens, der mit seinen dreifach gepfefferten Phantasiegerichten hinter dem Rücken der Literatur und Kritik so großes Glück macht, einen Orden erhalten. So ist jetzt der „decorirte Schauerroman“ die neueste literarische Parole.

Unter den Opfern des letzten deutschen Kriegs sind mehrere Offiziere zu beklagen, die sich in der militärischen oder geographischen Literatur mit Recht einen Namen gemacht haben. Beide Brüder Wilhelm Rüstow's, Cäsar und Alexander Rüstow, sind im Kampfe geblieben. Cäsar Rüstow fiel im Gefecht gegen die Baiern bei Wiesenthal am 4. Juli, Alexander Rüstow wurde in der Schlacht bei Königgrätz tödlich verwundet und starb am 30. Juli im Lazareth zu Horwitz. Cäsar Rüstow hat sich durch seinen „Leitfaden durch die Waffenlehre“ (1852), durch seine Werke: „Die Kriegshandfeuerwaffen“ (1857—64) und „Die neuern gezogenen Infanteriegewehre“ (1861); Alexander besonders durch seine Monographie über den „Küstenkrieg“ (1849) bekannt gemacht. Jener war Major bei der Infanterie, dieser bei der Artillerie.

Der bairische Hauptmann Eduard Schlagintweit, der bei Kissingen am 10. Juli fiel, ein Bruder der durch ihre Entdeckungen in Centralasien berühmten Reisenden, hat ein Werk „Ueber den spanisch-marokkanischen Krieg in den Jahren 1859 und 1860“ (1863) veröffentlicht, den er im Hauptquartier des Marschalls O'Donnell bis zum Abschlusse des Friedens mitmachte.

Auch der sächsische Oberlieutenant Woldemar Schultz, der am 14. Juli infolge einer in der Schlacht von Königgrätz erhaltenen Wunde starb, hat sich als Schriftsteller und zwar auf dem Gebiete der Geographie einen Namen gemacht. Er hat aus den brasilischen Südprovinzen reiches geographisches Material zusammengetragen, eine genaue Karte derselben, auf welcher die zahlreichen deutschen Colonien eingetragen sind, erscheinen lassen und für die Colonisation und Einwanderung in jenes Land die nützlichsten Winke gegeben in seinen „Studien über agrarische und physikalische Verhältnisse in Südbrasilien“ (1865).

Bibliographie.

Madách, E., Die Tragödie des Menschen. Aus dem Ungarischen übertragen von A. Dietze. Pest, Kugler. 1865. 8. 20 Ngr.

Matthes, F., 1866. Deutschlands Wiedergeburt. 1ster Act. Ein Liederkranz, gewebt aus den tapferen Thaten unseres ruhmreichen Heeres. Spremberg, Erbe. 16. 5 Ngr.

Nur Gut für Blut. Ein Wort an das preußische und deutsche Volk. Geschrieben nach der Schlacht von Sadowa und der Verschenkung Veneties. Breslau, Schletter. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 20. September 1866.

Inhalt: Reiseliteratur. — Unterhaltungsliteratur. Von **Rudolf Gottschall**. (Beschluß.) — Zur Geschichte der Französischen Revolution. Von **Karl Gustav von Berneck**. — Kuno Fischer's Logik und Metaphysik. — **Feuilleton**. (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Reiseliteratur.

1. Drei Monate in Abyssinien und Gefangenschaft unter König Theodorus II. Von F. H. Apel. Zürich, Meyer. 1866. 8. 12 Ngr.
2. Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara. Ein Reisebuch durch Algerien. Von Gustav Rasch. Berlin, Vogel und Comp. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Reisebuch in der Levante in den Jahren 1859—65. In Briefen an Freunde. Von H. Scherer. Zweite vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Winter. 1866. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Reisen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. H. Barth und Dr. E. Vogel. Herausgegeben von E. Schauenburg. Dritter Band: Reisen in Südafrika. In geschichtlichen Darstellungen. Lahr, M. Schauenburg und Comp. 1864—65. Gr. 8. In Lieferungen zu je 7½ Ngr.

„Nil novi ex Africa?" ist eine alte Phrase Roms und seit einigen Decennien auch bei uns wieder im Schwange; nicht als ob wir wie die Römer in Afrika zu verlieren hätten, höchstens das Leben und die Reisenotizen unserer Forscher, wir haben dort zu gewinnen, wenn nicht Schätze an Gold und edeln Producten, doch aber Wissensschätze von ungleich höherm Werthe. In unsere Lebensperiode fällt das eifrige Bestreben der Culturvölker, das innere Afrika aufzuschließen und nicht blos die Quellen des Nil, nach denen seit Jahrtausenden gefragt und geforscht wird, aufzufinden, sondern alle Heimlichkeiten und verborgenen Wunder dieses großen Erdtheils der Wissenschaft, dem Verkehre, der Industrie und damit der Civilisation zugängig zu machen. Für diese löblichste aller Aufgaben des menschlichen Geschlechts ist bereits Großes geschehen, unsaglich gelitten und gestritten worden, und auf den Entdeckungskarten Innerafrikas bezeichnet gar manches Kreuz den kleinen Platz, auf dem ein kühner Forscher im letzten Schlafe liegen blieb. Geld ist im Verhältniß zu andern öffentlichen Ausgaben, vorzüglich für militärische Zwecke, an die Erforschung Innerafrikas wenig gewendet. Außer den Engländern und Franzosen haben überhaupt nur wenige Völker, resp. Cabinete aus Staatsmitteln Reisen nach den centralen Gebieten Afrikas veranstaltet. Das meiste floß aus Privatkassen und aus den Fonds gelehrter Gesellschaften, die fast ausschließlich den wissenschaftlichen Zweck im Auge hatten, und aus Missionskassen. Die Strengchristlichen möchten zu gern die Bewohner dieser verborgenen Länder zu Christen machen, das Christenthum über den ganzen Weltkreis verbreiten, als ob dazu irgend begründete Aussicht wäre! Aber immerhin! Es wird manches in irrigen Absichten unternommen und hat doch mitunter dankenswerthe Erfolge.

Unter den Specialschriften, über die wir heute zu berichten haben, fesselt die Apel'sche Schrift: „Drei Monate in Abyssinien" (Nr. 1), weniger durch ethnographische Behandlung ihres Gegenstandes, als vielmehr weil sie in anspruchsloser und doch wirksamer Darstellung uns sowol die Schicksale der von König Theodorus II. gefangen gehaltenen Europäer als auch das Leben und Treiben am Hofe dieses halbwilden Dynasten vorführt. Ueber Rom und Alexandrien gelangte Apel auf den Nil, segelte an den Pyramiden, Luxor, Karnack und Theben vorüber bis zu dem ersten Katarakt in Assuan. Von hier schloß er sich einer Karavane an und erreichte nach einer Reise von 18 Tagen glücklich Khartum, machte einen kurzen Ausflug nach Syene und ging dann mit einer Gesellschaft Araber nach Matamma, einem Dorfe von einiger Wichtigkeit an der abyssinischen Grenze. Neun Tage ruhte der Zug am Blauen Nil und 17 Tagereisen ging es dann noch durch tropische Wälder. Hier beginnen die Abenteuer und die seltsamen Wahrnehmungen, bald schaurig, bald komisch. Von dem Häuptling dieses Districts erzählt Apel ein Beispiel echt orientalischer Gerechtigkeitspflege:

Eines Tags, als er einen Aufstand zu dämpfen beschäftigt ist, tritt eine alte Frau vor ihn und beklagt sich, daß einer von seinen Leuten ihr ein Gefäß mit Milch ausgetrunken habe, ohne ihr das Geld dafür, 15 Para (2 Pfennige), zu bezahlen. „Wirst du den Mann wiedererkennen, Weib?" — „Ja, denn auf dem Arme..." — „Schweig!" unterbrach er sie und ließ alle aufmarschiren und in Reihe aufstellen. Das Weib bezeichnete einen. „Dies ist der Mann!" — „Hast du von diesem Weibe Milch getrunken?" — „Nein, ich habe sie sogar nie gesehen." — „Hast überhaupt heute keine Milch getrunken?" — „Keinen Tropfen." — „Und du, o Weib, bestehst auf deiner Anklage?" — „V' Allah! v' Allah! Er hat sie getrunken!" war die Antwort. — „Schlitzt ihm den Bauch auf!" befahl der Unmensch. Augenblicklich wurde dem Befehle gehorcht; der Unglückliche lag

in seinem Blute da, und die noch unverdaute Milch strafte seine Aussage Lügen. „Hast die Wahrheit gesprochen, Weib! Hättest du gelogen, so hättest du sein Schicksal getheilt. Hier ist dein Geld.“

Apel, der als Hakeem, d. h. Arzt, reiste und Brech- und Purgirmittel bei sich führte, hätte wol, wenn er zur Hand gewesen, darauf hingewiesen, daß sich die Schuld des Milchdiebs auf eine glimpflichere Weise, durch eine Dosis Ipecacuanha feststellen ließe. In einem andern Gerichtsfalle half er der blinden Göttin durch ein wissenschaftliches Kunststück auf die Spur. Er hatte auch eine kleine, aber sehr starke elektromagnetische Maschine bei sich, welche stets eine ungeheuere Wirkung hervorbrachte und ihn zu einer höchst wichtigen Persönlichkeit erhob. Nun kam folgender Fall im Divan vor, wo der Scheikh selbst zu Gericht saß. Eine Witwe beschuldigte den Bruder ihres verstorbenen Mannes, ihr eine gewisse Summe entwendet zu haben. Der Angeklagte schob jedoch die Schuld auf seinen Neffen, der Witwe einzigen Sohn, und dabei schrien alle drei so entsetzlich durcheinander, daß es kaum möglich war, ein einziges Wort zu verstehen. Für Apel war aber die Schurkenphysiognomie des Onkels hinlänglicher Beweis seiner Schuld. Apel erzählt:

Jedenfalls wollte ich es darauf ankommen lassen, und nachdem ich den Scheikh um Erlaubniß gebeten, stellte ich einige Fragen. Mit lauten Worten bestand der alte Sünder auf seiner Unschuld und bezeichnete den jungen Knaben als den wirklichen Dieb. Ich hieß ihn schweigen, erhob mich langsam und majestätisch. Ernst und bedächtig öffnete ich die Maschine, schraubte den Griff und die Drahtleiter ein und sprach mit feierlicher Stimme: „Schaut! Ein mächtiger Geist! Mächtig in der Luft und der Erde, im Feuer und Wasser, bei Tag und Nacht gleich mächtig und groß. O Hadgi, bist du unschuldig, soll es bewiesen sein; bist du aber schuldig, soll dich dein eigener Mund verdammen. Doch erst trete du, o Sohn der Witwe, heran und befreie dich von dem Verdachte, der auf dir ruht!“ Todtenstille. Alle schauten mich starr an und wunderten sich, wie das alles ausfallen würde. Der Junge faßte die Griffe, wie ich es ihm zeigte, indem er laut ausrief: „V' Allah, ana mush el haramiyeh!“ (Bei Allah, ich bin der Räuber nicht.) Alsdann setzte ich die Maschine in Bewegung, unterbrach jedoch den Strom, sodaß der Junge natürlich nichts verspürte und ganz unbeweglich stand, zwar ein wenig erblassend, als er dem geheimnißvollen Dinge sich genähert. So schwach ist doch der Mensch und zittert vor dem Unbekannten, selbst wenn sein Gewissen rein ist. Nun sprach ich ihn von aller Schuld frei. Der Onkel, welcher zuerst einige Zeichen der Unruhe geäußert hatte, erlangte seine Gleichgültigkeit wieder, sobald er gesehen, daß nichts auf das Ergreifen der Leiter erfolgte, faßte die Griffe so fest und prahlerisch, als ich nur wünschen konnte, und rief Allah laut zum Zeugen seiner Unschuld an. Ich wartete, bis das Rad in schnellste Bewegung gekommen war und ließ dann plötzlich den ganzen Strom der sehr starken Maschine auf den armen Wicht übergehen. Die Verdrehungen seiner muskulösen Gestalt, die Krümmungen seiner Glieder, die Angst, die Furcht auf dem blassen Gesichte und das Gebrüll, welches er ausstieß, waren wahrhaft fürchterlich. „Aman, Aman!“ (Gnade, Gnade!) rief er, „ich habe das Geld gestohlen! Ich gestehe! Um des Friedens der Seele deines Vaters willen, befreie mich, o Khowadjah!“ Ruhig nahm ich wieder Platz. Alles schwieg und wunderte sich, selbst der Scheikh erblaßte, als ich ihm die Maschine etwas zu nahe rückte.

Die Weiterreise nach Wochnee, 90 englische Meilen durch üppige, dunkle Wälder, ging trotz Felsen und tiefe Abgründe, in deren Schluchten Löwen und Tiger hausten, verhältnißmäßig glücklich von statten. Nur gingen drei Tage mitten im Dickicht dadurch verloren, daß die Führer eine Orgie schlimmster Art veranstalteten, sich in Hydromel und Meressa berauschten und dann in Aschisch sich vollends betäubten. Nach Apel wird dieses Mittel, sich den Himmel(?) auf Erden zu bereiten, aus Opium, Kanthariden, feinem Nüssemehl, Zucker und einigen Apel unbekannt gebliebenen Kräutern bereitet, welche die schlafmachende Wirkung des Opiums verhindern. Das Aschisch wird als Confect gegessen oder unter dem Tumback in der Nargileh geraucht.

Als Apel nach dreizehntägiger Reise in Wochnee eintraf, wurde er sofort seiner Habseligkeiten beraubt und verhaftet. Weshalb? „Kismet!“ d. h. „vom Schicksal bestimmt!“ antwortete der Dolmetscher mit Achselzucken. Dies war am 7. Januar 1855. Andern Tags wurde er nach Gondar geführt, wobei sein Pferd durch ein drei Ellen langes Seil an das eines ungeheuern Abyssiniers befestigt wurde. Der scharfe Speer des Begleiters verhinderte jeden Gedanken an Flucht. Die Reisekost war nicht eben lieblich. Aus lebenden Thieren wurden die erforderlichen Fleischpartien geschnitten und noch zuckend roh verspeist, während das Opfer wimmerte und liegen blieb, bis Schakale an ihm Barmherzigkeit übten und es vollends verspeisten. Schon Bruce hatte über diese grauenvolle Unsitte berichtet, ohne daß die Vertreter der Civilisation ihm Glauben schenken wollten. Apel wurde durch mehrtägigen Hunger genöthigt, auch zuzugreifen. Feuer durfte wegen der umherstreifenden Tigreer und Gallas nicht gemacht werden, und so extemporirte er sich eine allerdings unschmackhafte, aber immerhin nährende Suppe, d. h. Fleischwasser.

Während des viertägigen Transports bis Gondar beobachtete er nachts das Gebet seiner Wächter zu einem ihrer (christlichen) Heiligen, der durch allerdings genügend gräßliche Selbstquälerei sich zum Heiligen aufgeschwungen hat. Fünf Jahre hatte er in einem Käfig gelegen, der nur Eine Lage des Körpers gestattete, dann 10 Jahre in einer Höhle in der Wildniß, in die nie ein Sonnenstrahl drang; dann 10 Jahre auf einer nackten Felszinne nackt unter den glühenden Sonnenstrahlen zugebracht, und endlich 15 Jahre fortwährend im Wasser des Flusses gelegen, von der heiligen Miriam (Maria) in höchsteigener Person besucht: 40 Jahre, keine Kleinigkeit! Dann ist ihm das linke Bein abgefault, während unzählige Gläubige zu ihm hinpilgerten, und endlich ist er — den Weg alles Fleisches gegangen.

Wir wollen es jedem überlassen, sich über den hohen Grad dieses (christlichen!) Martyriums seine Ideen zu machen. Apel war innerlich voll Spott und mußte doch dafür leiden, daß die frommen Söhne Albions ihr englisches Christenthum an Stelle dieses abyssinischen Christenthums hatten setzen wollen. Man band ihm je Hand und Fuß mittels eines 2 Fuß langen Seils zusammen und examinirte nun darauf los, ob er einer der maladetti eretici sei, die „unsere Religion, die wir von den heiligen Frauen

ind Aebelius selbst empfangen haben, umstürzen wol-
„Hast du keine Bibel mitgebracht, das Volk irre
hren und unsere heilige Kirche zu untergraben?" —
sono missionario! Ich bin kein Priester, sondern
.." Aber nichts half. — „Ihr seid alle Räuber
Lügner, ihr Engländer!"

uf die mancherlei Details der schon ältern Gefan-
aft englischer Missionare und Gelehrten, über die
lichen Leiden, denen die Unglücklichen ausgesetzt wur-
können wir hier ebenso wenig eingehen wie auf die
sale, denen Apel sich preisgegeben sah. Wir wollen
fort einflechten, daß Dr. Becker, der bekannte Afrika-
de, am 21. Mai 1866 in Suez eingetroffen ist und
heilt hat, sämmtliche Gefangene des Königs Theo-
II. seien frei und hätten die Reise nach Aegypten
angetreten, wo sie im Juni oder Juli ankommen
n. In der Liste der Befreiten — im ganzen 18
nen — werden neben dem britischen Consul Came-
och die folgenden Namen aufgeführt: Stern, Rosen-
Staiger, Brandeis, Missionare, und die der Natur-
r Schiller und Essler. Bald werden wir diese
ergeprüften wie Apel in Europa wieder willkommen
und genaue Berichte von ihnen erhalten.

on dem König sagt Apel, er sei von großer Sta-
chön und kräftig gebaut, und die breite hohe Stirn
von nicht geringen geistigen Fähigkeiten:

Doch leicht konnte man sehen, welche Verheerungen fort-
nde Orgien und der unmäßige Trunk verübt hatten; und
lde Blick, welcher aus den rollenden Augen mir entgegen-
te, zeigte nur zu deutlich, daß Se. Majestät gerade unter
influsse des berauschenden Getränks lag. Es wurde mir
ühlich, als er mich anherrschte: „Ihr seid ein Engländer?"

om niedrigsten Range des Volks hat Theodorus II.
m Throne eines weitausgedehnten, mächtigen Lan-
nporgeschwungen — es ist so groß wie Frankreich —
isjetzt, trotz aller Vorstellungen, bot er den mäch-
Nationen des Westens die Spitze, sicher in der
nung und Unzugänglichkeit seines Reichs. Wir ge-
s im wirklichen Interesse der Humanität und Ci-
on der Hoffnung hin, daß, bevor ein Decennium
hen ist, angemessene Mittel gefunden sein werden,
acht und den Uebermuth dieses nur zu einem Viertheil
ärten Despoten zu brechen, eine energische und ver-
e Leitung in die innern und besonders äußern Ver-
e Abyssiniens zu bringen und es möglich zu machen,
r Cultur- und Menschenstrom, der stets neue Bet-
suchen muß, wenn er nicht überfluten und Unheil
en soll, auch dorthin Abfluß findet. Jedenfalls
len wir Apel's Bericht allen, welche sich für die
chlossenen Binnenländer Afrikas interessiren, auf
gelegentlichste.

das minder unbekannte Algerien führt uns Gu-
Rasch: „Nach den Oasen von Siban in der großen
Sahara" (Nr. 2), aber er will uns auch weniger
h Neues erzählen, als Reiseskizzen über „Land und
geben, und so führt er uns durch die Provinz
mit ihren interessanten Städten bis zum Rande
der Steppe, nach Konstantine, Lambessa und in die fran-
zösischen Saharagebiete. Siban ist die reichste und größte
der unterworfenen Oasen, und es belohnt sich reichlich,
der immer anziehenden Darstellung des vom Verfasser
dort Erlebten und Beobachteten zu folgen. Schließlich
gibt Rasch einen kleinen Anhang mit praktischen Reise-
notizen, von denen er hofft, daß sie besonders denen will-
kommen sein würden, welche Algier als Winteraufenthalt
behufs Herstellung ihrer Gesundheit wählen und von Al-
gier aus das interessante Land bereisen wollen. Wir
pflichten ihm gern darin bei, daß das Land interessant
sei, wir wollen aber allen wirklichen Patienten ernstlich
rathen, nicht dort ihre Gesundheit wiedersuchen zu wol-
len. Dazu sind weder die klimatischen, noch die Verkehrs-
und Lebensverhältnisse Algeriens irgend geeignet, und Rasch
selbst gibt uns in überzeugendster Weise Auskunft dar-
über, wie merkwürdig wenig Frankreich und sein jetziger
Herrscher für die Cultur und Civilisation von „Land und
Leuten" in Algerien bisher zu thun vermocht hätten. Schön
gedrechselte Phrasen haben wir über diesen Punkt von jeher
genug gehört, aber das Nöthigste wird mit auffallendem
Stumpfsinn vernachlässigt: die Anlagen von Straßen und
Eisenbahnen. Sogar die Dampfschiffverbindung der grö-
ßern Seeplätze am Mittelmeer ist eine so jammervolle,
daß Rasch alles Ernstes räth, um von Algier z. B. nach
Philippeville zu kommen, den Weg über Marseille nicht
zu scheuen. Ich habe wiederholt Patienten über Nord-
afrika, seine Salubrität und die Vorkehrungen für Rei-
sende sich aussprechen hören, und alle klagten, alle bereu-
ten, dorthin geschickt worden zu sein; fast alle waren krän-
ker und — mit bedeutend leererm Beutel zurückgekommen.

Einzelheiten in Rasch's Buche sind von großem In-
teresse und wirklichem Werthe, so die Wanderungen durch
Konstantine, die europäische und dann die arabische Stadt,
endlich durch das Judenquartier. Die schrecklichen Zu-
stände, in denen die afrikanischen Juden unter türkischer
Herrschaft lebten, werden uns auf das lebhafteste vergegen-
wärtigt; über die jüdischen Frauen und Mädchen und
ihre Weise zu leben gibt Rasch uns dankenswerthe Auf-
schlüsse. An andern Stellen, besonders wo er die Wüste
und die Pracht der Oasen mit ihren majestätischen Palmen-
wäldern schildert, ist sein Buch gewissermaßen Commentar
mancher Freiligrath'schen Poesien. Ueber Lambessa, das
eine so traurige Berühmtheit unter dem neuesten Cultur-
regimente Frankreichs finden sollte, wollen wir den Ver-
fasser selbst sprechen lassen:

Das Zellengefängniß zu Lambessa ist bis heute, soviel ich
weiß, in Europa ganz unbekannt geblieben und noch nie von
der Feder eines Schriftstellers geschildert worden. Möge meine
Feder nun die erste sein, um nachzuweisen, daß selbst dies be-
rüchtigte Strafgefängniß in Afrika weit über deutschen Straf-
anstalten ähnlicher Art steht, aber auch — um jener Männer
zu gedenken, welche in seinen Kerkern die Opfer ihres Muths
und ihrer Ueberzeugungstreue geworden sind und die heute in jenem
heißen Fieberlande jenseit des Oceans (Cayenne!) den ewigen
Todesschlaf schlafen. Manche von ihnen habe ich selbst gekannt.
Wehmüthig dachte ich ihrer, ihrer blitzenden Augen, ihrer in-
telligenten Gesichter, ihrer beredten und überzeugenden Worte,
wenn sie mit mir in Paris davon sprachen, daß mit der neuen

Präsidentenwahl im Mai 1852 die französische Republik eine demokratische Regierung erhalten und dann ihre Mission, die Befreiung Europas, erfüllen werde, als ich in den Hof trat und mich an den Castellan wandte, um ihre Kerker zu sehen. Es waren dieselben Kerker, wo heute die Sträflinge gefangen gehalten werden, welche in Afrika wegen Diebstahls, Raub, Mord, Todtschlag und Fälschung zu 10—20 Jahren Strafarbeit verurtheilt worden. Der Castellan war ein geborener Elsasser. Er führte mich über den Hof, durch das Quergebäude hindurch, welches ich von außen gesehen hatte und welches den Hof schloß, und übergab mich hier einem Sergeanten mit dem Auftrage, mir als Führer zu dienen.

Das Zellengefängniß dehnte sich nun in einer langen Linie vor mir aus, in der Fronte ein durch nichts ausgezeichnetes hohes, langes Gebäude von vier Stock. Als ich mit meinem neuen Führer eintrat, bot sich mir derselbe Anblick, welchen ich so oft hatte und worin alle Zellengefängnisse sich ähnlich sehen. Ich stand in einem Rundbau, der vom Boden bis zum Dache reichte. Von diesem Rundbau liefen die Flügel des Gefängnisses aus, ebenfalls sämmtlich vom Boden bis zum Dach mit einem Blick zu übersehen. Hier waren es nur drei Flügel, welche in dem Rundbau ihren Mittelpunkt hatten; ein Flügel dehnte sich nach Norden, einer nach Süden, der dritte in westlicher Richtung aus. Jeder Flügel hatte vier Stockwerke, und jedes Stockwerk war mit einer schwebenden Eisengalerie umgeben. Sämmtliche Eisengalerien waren durch schwebende eiserne Treppen miteinander verbunden, und die Ausgänge zu sämmtlichen Treppen vereinigten sich in dem Rundbau, wo ich stand. Alle Thüren der einzelnen Zellen öffneten sich auf die eisernen Galerien. Durch einen Theil des Erdgeschosses des nördlichen und des östlichen Flügels lief ein langer hölzerner Tisch, zu beiden Seiten mit Bänken versehen. Mit Verwunderung hörte ich von meinem Führer, daß sämmtliche Sträflinge von Lambessa an diesem langen hölzernen Tische gemeinschaftlich miteinander die Mittagsmahlzeit einnähmen. Wenn man der Einrichtung deutscher Zellengefängnisse gedenkt, beispielsweise der Hausordnung in dem bekannten Zellengefängnisse bei Berlin, wo jedem einzelnen Gefangenen die Mittagsgemüsesuppe durch die Wärter vermittels einer von außen zu öffnenden Klappe in die Zelle geschoben wird, wo die Zelle für den Gefangenen ein fortwährendes Einzelgefängniß bildet, welches er nur verläßt, um eine halbe Stunde in einem von zwei hohen Mauern eingefaßten Gange die Beine zu bewegen — dann muß man freilich unwillkürlich erstaunen, daß im Zellengefängniß zu Lambessa gemeinschaftlich zu Mittag gespeist wird und die Unterhaltung der Gefangenen während dieses Mittagessens gestattet ist.

„Und wie ist das Mittagessen eingerichtet", fragte ich meinen Begleiter, „was erhalten die Gefangenen, wie oft wird täglich gespeist?" — „Das Frühstück bildet eine Bouillonsuppe mit eingebrocktem Weißbrot. In dieser Suppe werden einige Löffel Gemüse gegeben. Das Mittagessen besteht aus einer großen, mit Fleisch gekochten Portion Gemüse; einmal wöchentlich erhalten die Sträflinge außerdem Fleisch, außer wenn sie zur Feldarbeit oder zu andern mechanischen Arbeiten in den Werkstätten verwandt werden, welche sich eine Stunde von hier in einem andern Gebäude befinden. Dann erhalten sie täglich Fleisch. Außer diesen täglichen zweimaligen Mahlzeiten erhält jeder Gefangene zwei große Stücke Brot, weißes gutes Brot, wenn es auch nicht von so feiner Qualität ist, wie das Brot, welches morgens in die Bouillon gebrockt wird. Wein wird nicht gegeben, aber jeder Gefangene hat die Erlaubniß, täglich einige Sous auf Kaffee, Butter oder Käse zu verwenden. Besitzt er das zu diesem Aufwande nöthige Geld nicht aus eigenen Mitteln, so wird es ihm von dem abgeschrieben, was er für die Verwaltung des Gefängnisses erwirbt. Ich werde Sie später in die Küche führen, Sie können dann das Frühstück selbst kosten." — „Und wie ist die Hausordnung, Sergeant, wann wird aufgestanden, wann legen sich die Gefangenen in Lambessa schlafen, wie viel Stunden wird gearbeitet und welche Zeit ist den Gefangenen zur Bewegung gegönnt? Schildern Sie mir den Tag eines Sträflings im Zellengefängniß zu Lambessa."

Der Sergeant erzählte nun Folgendes: „Um 5 Uhr morgens wird hier aufgestanden. Der Gefangene bringt seine Zelle in Ordnung, kleidet sich an und kann dann, wie ich Ihnen schon sagte, einige Sous auf Kaffee, Butter und Käse zum Frühstück verwenden. Es geschieht wol ohne Ausnahme. Die weitere Verwendung des Tags hängt davon ab, ob der Gefangene nicht arbeitet, oder ob er zur Arbeit auf dem Felde, im Garten oder in den Werkstätten des Hauses verwendet wird, welches eine Stunde von hier liegt. Die Arbeit ist hier keine Erschwerung der Strafe, sondern eine Erleichterung derselben, da sie Bewegung und Zerstreuung verschafft. Zur Arbeit werden deshalb auch nur die Sträflinge verwandt, welche nicht sogenannte «repris de justice», d. h. nicht entsprungene Sträflinge sind, sondern die Gefangenen, welche sich gut führen und zu denen man das Vertrauen haben kann, daß sie die Arbeit im Freien nicht dazu benutzen, um zu entfliehen u. s. w."

Wir wollen hier nicht die zu weit führenden Einzelheiten wiederholen, sondern dem Verfasser darin beipflichten, daß Lambessa ein wünschenswerther Aufenthalt war gegen Waldheim in Sachsen, gegen Moabit, Spandau und wie die Leidensstationen der heutigen „Weltverbesserer"(!) heißen. „Und was ist Cayenne?" fragt Rasch S. 285:

Zwei Monate nach meinem Besuche in Lambessa besuchte ich den Bagno in Toulon. Das neue Gesetz aus verflossenem Jahre schreibt vor, daß alle Gefangenen, welche seit dieser Zeit zur Bagnostrafe verurtheilt worden, deportirt werden sollen. Selbstverständlich ist dies neue Gesetz auf die vor seiner Emanation in Frankreich verurtheilten Verbrecher nicht anwendbar. „Cayenne", sagte mir ein dortiger Seeoffizier, „ist der Tod. Wer nach Cayenne kommt, kehrt niemals wieder. Das dortige Klima, die Fieber sind jedem Europäer tödlich. Ich habe noch niemals jemand aus Cayenne wiederkehren sehen." Und 400 von den politischen Gefangenen in Lambessa sind also von der Napoleonischen Regierung ohne Proceß, ohne Verurtheilung, sogar gegen den Buchstaben des neuen Gesetzes, welches sogar bei Bagnosträflingen respectirt wird, nach Cayenne in den Tod geschickt worden!

Das Buch Rasch's enthält in guter Schreibart so viel Gutes, daß wir es getrost bestens empfehlen.

Als Reiseschriftsteller von altem guten Namen begrüßen wir H. Scherer, der in seinem „Reisebuch in der Levante" (Nr. 3) des Fesselnden und Wichtigen wieder viel bringt. Von der ersten Abtheilung, welche Griechenland, Kleinasien und Syrien behandelt, dürfen wir hier füglich absehen. Die Reise ist 1859 gemacht, bald nachher beschrieben und erscheint hier in zweiter Auflage. Vollständig neu dagegen ist die Schilderung seines Aufenthalts in Aegypten während des Winters 1864—65. Ihn knüpfen nicht blos wiederholte Reisen, sondern auch verwandtschaftliche Beziehungen an den Orient und setzen ihn in den Stand, mit Personen und Dingen unmittelbar und directer vertraut zu werden, als es sonst den meisten Touristen vergönnt ist. Seine Schwiegermama, die in der kunstvollen Bereitung der Tafelsüßigkeiten den ganzen Stolz einer Hausfrau empfindet, ist Smyrniotin und spricht kein Wort deutsch. Von ihrer Heimat aus durchstreift Scherer die Levante und gibt uns nun in seinen Briefen abwechselnd ebenso geistvolle Darlegungen wie zutreffende Vergleiche und praktische Notizen, welche letztern er sicher mit der Schwiegermama besprochen hat,

wenn er ihre Sorbets schlürfte; $^{7}/_{4}$ Pfund Fleisch kosten 20 Ngr., eine Magd erhält monatlich 10, ein Diener 15 Thlr.; die sogenannte orientalische Tour, d. h. über Athen und Jerusalem bis zu den Katarakten, kostet bei halbjähriger Dauer nicht 16—1800 Thlr., wie die Bädeker sagen, sondern 2500 Thlr., ohne besondere Ausgaben und Einkäufe. S. 401 bestätigt er, was wir früher andeuteten:

Ich will mich mit den Herren Doctoren nicht in Streit einlassen, sonst würde ich der Meinung sein, daß der feine Staub, womit die Atmosphäre gerade in der Umgebung Kairos fortwährend angefüllt ist, mir für Athmungswerkzeuge nicht eben sehr zuträglich und überhaupt ein Aufenthalt in Aegypten nicht viel mehr als vier Monate, November bis Mitte März, angenehm erscheint.

Die Bemerkung hat manches Richtige, muß aber dahin vervollständigt werden, daß in dem maison de santé, welches Dr. Reil aus Halle eine halbe Stunde östlich von Kairo eingerichtet hat, für jedes Bedürfniß der Patienten in vorzüglicher Weise Sorge getragen ist, wie wir uns zur Genüge überzeugt haben, und daß Leidende dorthin getrost gehen dürfen, wohin sie ohne besondere Reisestrapazen gelangen können, wo es an keinem europäischen Comfort mangelt und wo Arzt und Wirth, wie es sein soll, in einer Person vereinigt sind. Freilich kostet ein Winter dort viel Geld, aber wer es auszugeben hat, wird hier dauerndere Stärkung seiner Lungen finden als am Leman und auf Madeira.

Wir theilen wörtlich mit, was Scherer über das Reich des Königs Theodor II. sagt:

In Abyssinien scheint die Anarchie permanent zu sein, das dortige Christenthum wird zur vollständigen Caricatur herabgewürdigt, die politische Herrschaft der sogenannten „Kaiser" bildet ein Gemisch von Tollheit und Grausamkeit. Wenn Frankreich und England aus gegenseitiger Eifersucht sich der Intervention enthalten, so wird Aegypten die Aufgabe zu übernehmen haben. Das Volk hat sehr gute Eigenschaften und ist physisch eins der wohlgestaltetsten, welche den Erdball bewohnen — Fürst Pückler war gewiß competent, als er der abyssinischen Venus den Preis vor den blassen Schönheiten des Nordens zuerkannte —, dabei moralisch wie intellectuell bildsam und empfänglich. Es gibt z. B. keine bessern Dienstboten und sie werden mit Eifer weit und breit gesucht. Sodann lobt man ihre militärischen Anlagen, sie besitzen Muth und Hingabe und würden für eine ägyptische Armee eine werthvolle Erwerbung sein.

Für die Schwärmer des Suezkanals sind die Berichte auf S. 430 fg. beherzigenswerth. Dieses große Unternehmen hat so gut wie keine Aussicht des Gelingens. Ohne die Wiederaufnahme ausreichender einheimischer Arbeitskräfte ist eine Vollendung des Kanals kaum möglich; er wird aber nicht nur von der Regierung im Stich gelassen, er ist beim Volke, das die Opfer zählt, die er schon gekostet, im höchsten Grade unpopulär. Tausende und aber Tausende liegen schon in seinem Bereiche eingescharrt, verzweifelte Subjecte, welche der Tagelohn hin zog, aber es ist eben nicht jedermanns Sache, mit seinem Leichnam die Wüste zu düngen. Und, wie Scherer sagt, wie uns unbefangene Beobachter versicherten, das Mittelmeer selbst wird den Kanal nicht gestatten und trotz Baggerung von 40 Maschinen stets sehr schnell die nördliche Einfahrt wieder versandet haben. Selbst wenn ihr in überlegtem Zickzack den Kanal meilenweit auch im Meere baut, der feuchtantreibende Sand wird euch andere Dämme bauen als der Flugsand der Wüste, den ihr lange Zeit einzig fürchten zu müssen glaubtet!

Wir möchten wünschen, Scherer berichtete uns einmal Ausführliches aus Nubien und Abyssinien, aber er hat die Prinzessin seines Herzens bereits glücklich heimgeführt und würde uns vielleicht antworten:

Und würft ihr die Krone selber hinein
Und sprächt: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein,
Mich gelüstete nicht nach dem theuern Lohn!

Die in d. Bl. bereits besprochenen neuen Reisen David Livingstone's haben die nothwendige Bearbeitung in dem zur Genüge bekannten und wohl empfohlenen Werke: „Reisen in Centralafrika" (Nr. 4) gefunden. Der Director des Realgymnasiums in Crefeld, E. Schauenburg, auch bekannt durch seine Flußkarten *) von Europa und Deutschland, die so eingerichtet sind, daß auf ihnen mit Kreide geschrieben und das Geschriebene wieder ausgelöscht werden kann, hat in einem jetzt schon dreibändigen Werke alles irgend Werthvolle an Reisen und Forschungen in Centralafrika mit sorgsamstem Sammlerfleiße zusammengearbeitet und ein Werk geliefert, das für alle Zeiten als Einleitung in die Studien über diesen von der Wissenschaft so lange vernachlässigten Erdtheil Geltung behalten wird. War doch schon Humboldt ein eifriger Lobredner dieses Werks, über dessen ersten Band er dem Herausgeber den nachfolgenden liebenswürdigen Brief schrieb:

Sie haben sich, verehrtester Herr Oberlehrer, ein großes Verdienst durch Ihre so vortreffliche Schrift: „Reisen in Centralafrika", erworben, und wenn ich so spät erst meinen innigsten Dank für Ihr Geschenk und den herzlichen, liebenswürdigen Brief vom 31. December 1758 darbringe, so liegt die Ursache so arger Verspätung nur in physischen Leiden, welche den ganzen Winter meine Correspondenz gestört haben. Ihre Schrift hat mich um so mehr interessirt, als wir jetzt Dr. Barth in unsern Mauern besitzen. Setzen Sie ja dieses historisch-geographische Werk fort und sagen Sie mir mit einigen freundlichen Worten, daß Sie mir meine Saumseligkeit verzeihen.

Berlin, 15. März 1859.

Freundschaftlichst Ihr A. von Humboldt.

Humboldt schrieb, wie man sieht, diesen Brief kurz vor seinem Tode und es war uns rührend und lehrreich, daß der hochbetagte erste Geistesheld wol aller Zeiten bei der Abfassung des Briefs, dessen Original uns vorgelegen hat, statt nur in das verflossene Jahr, sich in das verflossene Jahrhundert zurückversetzte und sich für einen Brief vom „31. December 1758" bedankt.

Der Herausgeber selbst charakterisirt sein Werk und die leitenden Ideen bei dessen Abfassung:

Unserer Zeit ist eine so gewaltige Bereicherung der Länder- und Völkerkunde beschieden, wie sie keiner frühern Epoche gelungen war. Was Großartigkeit und richtige Verwendung der zu

*) Wir bemerken, daß diese (bei Hinrichs in Leipzig erschienenen) Karten, welche nur als „rudis indigestaque moles" Länder, Meere und Flüsse zeigen, sich jetzt vorzüglich zum Gebrauche für Zeitungsleser und Diplomaten eignen, denn es können mit größter Leichtigkeit die militärischen Aufstellungen und die Coalitionen der einzelnen Länder hineingezeichnet und ebenso die diplomatischen Grenzen markirt und wieder ausgelöscht werden, welche proponirt, ausgeführt und — schließlich wieder beseitigt worden, um den natürlichen, d. h. nationalen und sprachlichen Grenzen Platz zu machen.

Entdeckungsreisen aufgebrachten Mittel einerseits, was Ausdauer und Klugheit, Wissenschaftlichkeit und Kühnheit andererseits zu leisten vermögen, das leuchtet aus den Ergebnissen der planmäßig unternommenen Erforschungsreisen der Gegenwart hervor, mögen sie das tropische Afrika oder das polare Amerika oder irgendwelche andere Gegend betreffen. Von jeher haben die Beschreibungen solcher Reisen auf die lesende Welt eine besondere Anziehung geübt. Aber zu dem vollen Verständniß eines derartigen Reisewerks ist die Kenntniß der gesammten Erforschung eines Landes erforderlich, und die meisten derselben bieten zu wenig und zu viel für die Bedürfnisse des großen Publikums. Es ist daher der Plan des vorliegenden Unternehmens, den allgemein ansprechenden Inhalt der Reisewerke zu geben, jedoch so, daß mit Bezug auf die einzelnen Länder eine übersichtliche Darstellung der allmählichen Entdeckung und Erforschung derselben vorausgeschickt wird. Das Werk wird seinen Weg vor allem durch verständige Auswahl und gediegene Darstellung zu machen suchen und der bildenden Kunst sich nicht zum bloßen Schmuck, sondern zugleich zur Erhöhung der Anschaulichkeit bedienen.

In dem dritten Bande, der die Forschungsreisen im centralen Südafrika enthält und dem verdienstvollen Sir Francis Galton gewidmet ist, werden in den letzten Lieferungen die neuesten Missionsreisen David Livingstone's reproducirt. Sparrmann, Levaillant geben die ersten Berichte, denen dann in historischer Folge die Auszüge aus den Werken zum Theil noch jetzt lebender Reisenden folgen: Galton, Andersson und besonders Livingstone. 15.

Unterhaltungsliteratur.

(Beschluß aus Nr. 37.)

3. Joppe und Crinoline. Roman von Adolf Zeising. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1865. 8. 1 Thlr.

„Liebe und Caprice" heißt der Titel eines kleinen eleganten Lustspiels von Feodor Wehl. In der That sind Liebe und Caprice seit uralter Zeit verschwistert! Erscheint doch unsern Fachphilosophen, einem Hegel z. B., die von den Dichtern so vielbesungene Liebe der Geschlechter überhaupt als eine Caprice; „Much ado about nothing" ist nach dieser philosophischen Anschauung das Motto aller Liebestragödien, und man muß an Julie die Frage richten: warum es denn gerade Romeo sein muß? Graf Paris, den die einsichtigen Aeltern gewählt, ist doch ebenso gut, denn im Grunde ist es ja gleichgültig, welches Individuum die höhern sittlichen Zwecke der Ehe erfüllt. Am weitesten geht doch die Caprice in der Liebe der schönen Desdemona, die sich gar einen Mohren aussucht und über den Abgrund des Rasseunterschiedes mit Grazie hinwegvoltigirt. Der Philosoph würde dabei besonders untersuchen, um die Berechtigung dieser Caprice zu prüfen, inwieweit die Bevölkerung der Welt mit Mestizen derselben zum Heile gereiche?

Doch auch in unserer modernen Welt macht die Liebe bisweilen curiose Sprünge über die bedenklichsten Abgründe. Das sogenannte Vorurtheil des Standesunterschiedes wird von ihr bekanntlich am häufigsten überwunden, sei es nun in fünf Acten oder in drei Bänden. Eine adeliche Dame von unbefleckter Ahnentafel kann einen Bürgerlichen heirathen. Dazu gehört keine große Kühnheit der Erfindung; das Leben selbst liefert zu zahlreiche Beispiele. Versteigt sich der Autor mit keckem Aufschwung noch in höhere Regionen, wo vor seinem Blick die Schranken und Grenzen der Erde gänzlich verschwinden: so läßt er eine adeliche Dame in Liebe zu einem Juden entbrennen, ohne daß dieselbe, wie in Holtei's „Haus Treustein", sich deshalb hoch zu Roß in einen Teich stürzt. Im Gegentheil, er läßt die Ehe, wenn die deutschen Justiz- und Cultusministerien Schwierigkeiten machen, in Hull einsegnen, und alles einen glücklichen Verlauf bis zur Goldenen Hochzeit nehmen.

Doch eine Voraussetzung erscheint bei allen diesen, selbst den schroffsten Standes- und confessionellen Unterschieden, unerlaßlich: es ist die Gleichheit der geistigen Bildung. Gerade deshalb werden diese Unterschiede als äußerliche, als Vorurtheile empfunden. Und selbst wenn Desdemona den Schwarzen liebt, so darf dies nicht ein beliebiger Neger aus „Onkel Tom's Hütte" sein; es ist ein General der Republik, an dessen Munde die Schöne hängt, wenn er von seinen Fahrten und Thaten erzählt, dessen geistige Vorzüge sie blenden.

Wo diese Gleichheit der Bildung fehlt, da ist die Kluft offenbar die tiefste. Wenn der Professor das „Lorle" heirathet, so kommt diese Ehe deshalb gerade nicht recht in Gang, im Roman durchaus nicht, im Drama nur am Schluß, mit Hülfe eines kleinen Rausches, der gern heitere Illusionen erzeugt, und nur aus Rücksichten des Bühnenerfolgs; denn Frau Birch-Pfeiffer ist zu gutmüthig, um ihre Hörer mit einer innern Dissonanz zu entlassen, welche den äußern Zusammenklang des Applauses erschwert. Indeß ist diese Liebe bei dem Professor, wenn eine Caprice, doch eine künstlerische und unterstützt durch die verbreitete Anschauung, daß der Mann das Weib zu sich erheben könne.

Das Umgekehrte dürfte die schreiendste Ungleichheit darstellen, die in diesen Beziehungen des Herzens denkbar ist. Ein gebildetes Mädchen, das sich in einen Bauernburschen verliebt, treibt offenbar die Capricen der Neigung auf die Spitze. Ein männliches „Lorle" entbehrt jenes Naturzaubers, der bei dem Weibe den Mangel der Bildung ersetzen kann, und wenn er auch ein „Prachtkerl" ist — man wird zunächst um so mehr auf die unglückliche Vermuthung kommen, daß im Herzen des liebenden Mädchens etwas von jenem Dämon schlummere, welcher die russische Katharina trieb, in den Armen ihrer Grenadiere ein kurzes Glück zu genießen.

Die schwierige Aufgabe, eine Ehe zwischen „Joppe und Crinoline" psychologisch zu motiviren, hat sich der geistvolle Aesthetiker und Kritiker Adolf Zeising in dem obigen Roman gestellt. In der Kanzelrede des ehelichen Glücks, welche Anna's Vater am Schluß des Romans hält, spricht Zeising den Grundgedanken aus, welchen er in seiner Dichtung durchgeführt:

Nun, Schwester, kannst du im Hinblick auf dieses glückliche Paar und umflutet vom harmonischen Zusammenklang dieser buntgemischten Elemente noch immer im Ringen und Streben derer, die mit warmem Herzen die zerrissenen Fäden zwischen hoch und niedrig, Fürst und Volk, Adel und Bürgerthum, Bildung und Ursprünglichkeit wieder anknüpfen und die reale

ltnisse einem idealen Zustande näher bringen möchten, ·indische Schwärmerei und idealistische Ueberspanntheit er- ı? Hast du freilich die Tendenzen jener im Auge, welche nterschiede und Abstufungen der Stände ganz vernichten, nze Menschheit nivelliren und gleich machen möchten, dann u recht! Die Unterschiede vertilgen wollen ist derselbe sinn, wie ihre zeitherige Schroffheit unveränderlich fest- und verewigen wollen! Aber zwischen diesen beiden nen gibt es eine rechte Mitte. Jeder Stand soll mit frei verkehren, sich mit jedem frei verbinden können — um in dieser Vereinigung sein eigenes Sein und Wesen zeben, nein im Gegentheil, um sich durch Aneignung Kräfte und Säfte in seiner eigensten und wahrsten Be- nheit neu zu verjüngen, zu läutern und zu kräftigen. solchen Verjüngung bedürfen fort und fort ebenso sehr räger der Bildung, wie die Vertreter des Naturzustandes: bei jenen artet ohne sie die Bildung in Raffinement und ur, bei diesen die Natur in Gemeinheit und Roheit aus. n ist es eine Schmach für unsere Zeit, daß sich an Ver- ngen, die aus dem lebendigen Gefühl dieses Bedürfnisses gehen, noch Spott und Misachtung, ja der Verlust von chen Rechten knüpfen kann! Man sollte vielmehr jeden, lchem solch ein Drang nach natur- und vernunftgemäßer zung mächtig und siegreich zum Durchbruch kommt, als der verdienstvollsten Mitarbeiter an dem Bau der Cultur- hte achten und ehren, und daher hat mir unsern Franzl so lieb und werth gemacht, als gerade der den Grundzug Wesens ausmachende Trieb, sich und die ihn umgebenden ltnisse in solcher Weise zu veredeln, daß diesem vom ech- nd kerngesunden Theil der Bauernnatur auch nicht ein vom Rock geopfert zu werden braucht. Durch und durch ner unerschütterlichen Liebe zu allem Edeln und Schönen und doch in jedem Zoll ein Bauer von altem Schrot orn, zeigt er unserer Zeit, in welcher Weise sie Geist und , die beiden Urmächte des Daseins, vermählen muß, diese Vermählung eine erfreuliche und gedeihliche sein lassen wir ihn dafür hoch leben!

ie Heldin, welche die Aufgabe hat, diese helle ze zwischen Natur und Geist zu verwirklichen, darf weder in die Scylla gerathen, uns als ein verschro- Blaustrumpf zu erscheinen, noch in die Charybdis, iscenzen an die Launen der russischen Kaiserin wach en. In der That ist die Heldin Anna ein gesundes, s Mädchen, und der Autor hat alles gethan, uns Neigung als eine natürliche und berechtigte darzu- Er zeigt uns in der Ehe des Golzmüller, wohin rbindung eines Bauern mit einer verbildeten Stadt- sin führt, wenn dieser der rechte „Schick" fehlt, raktischen Leben seine erfrischenden Seiten abzuge- ı; er stellt dies Negativbild auf, um das Gegen- esto schärfer zu beleuchten. Er läßt seine Anna auf Widerspruch bei dem Buchenbauer stoßen, der gegenüber dieser Invasion der sogenannten höhern c auf sein gutes Bauerrecht beruft, und die Stadt- sin kann diesen Widerspruch nur überwinden, in- e selbst als Bäuerin schafft und Magddienste thut h so legitimirt, daß ihre Liebe nicht blos eine Ca- es Schreibtisches ist, sondern ihrer neuen Pflichten , und bereit und fähig, sie zu erfüllen. Der hö- tand muß gleichsam erst ein Examen ablegen, um niedern aufgenommen zu werden. So wahrt der seine Würde und macht eine Art von Ueberlegen- ltend. Diese Verkleidungsscene war daher durch den Gedanken der Dichtung geboten. In der Ausfüh- rung erscheint es freilich unwahrscheinlich, daß Franzl seine Anna nicht erkennen sollte, wenn sie auch in bäue- rischem Kleide vor ihm steht.

Die Darstellungsweise Zeising's zeigt den großen Vor- zug der Beschränkung. Wenn ein mit tiefern Problemen beschäftigter Denker nirgends über den Gehalt hinausgeht, den ein in kleinen Lebensverhältnissen sich bewegender Stoff von selbst zu entbinden vermag, wenn er nicht einmal mit geistreichen und glänzenden Arabesken den Rahmen der Dichtung umgibt, nirgends seine Persönlichkeit und ihre geistige Bedeutung in den Vordergrund treten läßt, so verdient diese Bewährung des Grundsatzes: „In der Be- schränkung nur zeigt sich der Meister", gewiß volle An- erkennung, nicht ohne indeß das Bedauern wach zu rufen, daß der Autor nicht einen Stoff gewählt hat, in wel- chem sich die Vorzüge eines reichen Geistes und einer vielseitigen Bildung Geltung verschaffen können, auch ohne den Rahmen des Bildes zu sprengen.

Der Roman ist übrigens reich an frischen Skizzen aus dem Volksleben, an tüchtigen, realistischen Malereien, auch an psychologischen Feinheiten. Die Scene im Hoch- gebirge, welche das meiste dramatische Interesse darbietet, zeigt uns, wie der landschaftliche Hintergrund nicht als todte Decoration von dem Autor behandelt wird, sondern lebendig in die Handlung eingreift. Daß wir indeß nicht alles Mistrauen gegen diese Liebe von Joppe und Crino- line los werden, das liegt wol darin, daß der Verfasser hier ein Problem durchgeführt hat, auf welches das reale Leben doch nur in ausnahmsweisen Fällen hinweist.

4. Unter dem Krummstab. Historischer Roman von **Bernd von Guseck**. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 4 Thlr.

Wenn der Deutsche Bund, der jetzt aus den Fugen gegangen ist, bereits eine hinlänglich bunte Musterkarte von Staaten und Stätchen zur Schau stellte, so war die Anarchie der Reichsländer und Reichsländerchen im vorigen Jahrhundert doch noch weit bunter, und die Ter- ritorialfetzen der Reichsunmittelbaren bildeten eine geogra- phische Anarchie, in welcher es keineswegs leicht war, sich zu orientiren. Wie das damals zu Zeiten des Sieben- jährigen Kriegs in den Rheinlanden aussah, als noch das selige Kurfürstenthum Trier seine Fittiche über die Rhein- Moselgegenden ausbreitete, wie da diese kleinen Reichs- unmittelbaren die Herrschaft des Krummstabs unterbrachen, was damals für staatliche Selbsthülfe en miniature Brauch war, und wie das straffe Regiment der brandenburger Heerscharen bereits unternehmungslustig in den alten Reichsplunder hineinfuhr: das ist sehr erbaulich und ergötzlich zu lesen in dem neuen historischen Roman von Bernd von Guseck, dessen Tendenz, gegen die damalige Kleinstaaterei gerichtet, auch für die Gegenwart noch voll- kommen mundgerecht ist.

Sayn, Engers, Vallendar, Koblenz — es ist kein breit zugemessenes Territorialmaß, auf welchem sich der Roman abspielt, wenn auch seine Fäden zum Theil nach Ansbach, zum Theil nach Venedig zurückreichen und der preußische

Adler drohend über dieser Idylle des Krummstabes schwebt. Der Autor hat die genauesten Localkenntnisse, wie sie für den Epiker unerlaßlich sind; er hat die Specialkarte der Landschaft nach den sorglichsten Vermessungen wie ein Generalstabsoffizier aufgenommen und zeigt uns außerdem die Veduten der Schlösser und Klöster von den verschiedensten Seiten aus. Ein gewisses sattes Behagen liegt über der Landschaft, wie es über den Hoffesten der Krummstabsregenten schwebt. In der That finden wir in dieser Detail- und Genremalerei den Hauptvorzug des Romans, der ein behagliches und ergötzliches Bild des damaligen kleinstaatlichen Lebens gibt. Doch drückt dieser Miniaturrahmen wieder auf die Erfindung, namentlich da, wo sie einen größern Aufschwung nimmt und gleichsam der italienischen Schule der Romandichtung huldigt. In diesen Rahmen paßt nur eine Erzählung von vorwiegend anekdotischem Charakter. Die Verfolgung des fliehenden Haupthelden und die Abenteuer, die er dabei erlebt, sind meist erheiternder Art, trotz aller Gefahren, und gehen nicht über die Anekdote hinaus; aber die leidenschaftliche Italienerin, die mit erhobenem Dolch in diese idyllische Welt tritt, bringt ein derselben fremdartiges Pathos hinzu, das trotz mancher lebendigen Schilderung uns nicht in die rechte Stimmung versetzt. Wir meinen, jeder Roman, wie jedes Kunstwerk muß eine gewisse Grundstimmung festhalten. Selbst der wegen seines Mangels an Objectivität vielgescholtene Jean Paul schlägt doch einen gänzlich andern Ton in den „Flegeljahren“ an als im „Titan“, obwol die Getränke, die uns sein Humor kredenzt, überall aus denselben Ingredienzien gebraut sind. Wenn wir die Eintheilung berücksichtigen, die Jean Paul selbst in seiner „Vorschule der Aesthetik“ macht, indem er drei Schulen der Romanmaterien, die italienische, die deutsche und niederländische, unterscheidet, so weist der Stoff des vorliegenden Romans offenbar auf die letzte hin. Eine behagliche Niederländerei, welche militärische Lagerscenen im Wouwerman'schen Stil nicht ausschließt, darauf ist der Stoff zugeschnitten. In der That paßt auch das Hofleben des Kurfürsten, passen Charaktere, wie der sanfte gelehrte Doctor Gerhard Ohm, der biedere, naturwüchsige Freiherr von Stein, paßt der Held selbst ganz in diesen Rahmen. Selbst die wildromantische Henkerscene im Walde, die wie eine Phantasmagorie gemahnt, würde bei einer etwas keckern humoristischen Auflösung den heitern Gesammteindruck nicht stören.

Dagegen ist die in Venedig und Ansbach spielende Vorgeschichte des Romans von jener leidenschaftlichen Färbung, welche auch den an dieselbe anknüpfenden Situationen ein erhöhtes Colorit geben muß, bis das Ende von Paolina einen vollkommen tragischen Abschluß bietet. In diesen Situationen möchten wir einen Verstoß gegen die Grundstimmung des Romans finden. Dabei stößt uns wiederum die Bemerkung auf, die wir auch bei einem andern Werke desselben Autors: „König Murat's Ende“, machen mußten: die Antecedentien sind nirgends im Zusammenhang erzählt; es ist ihnen nicht das Recht epischer Selbständigkeit eingeräumt. Wie dort die für den ganzen Roman entscheidende Liebe des Königs ... flüchtige Lösung findet, so werden auch hier ... der wichtigen Vorgänge in Ansbach nicht in der ... lichen pragmatischen Weise, nicht mit der nöthigen ... logischen Entwickelung vorgeführt, sondern ... sam nur tropfenweise nach und nach eingeflößt ... macht einen verwirrenden Eindruck — und ... Stoff verlangte die klarste Auseinandersetzung, ... die Buntheit der kleinen dynastischen Verhältnisse ... wisse Farbenzerstreuung mit sich bringt, welche ... matische Klarheit, die der epische Stil verlangt, ... ben droht.

Daß der Roman, trotz dieser Ausstellungen ... empfehlenswerthe Lektüre bleibt, dafür bürgt ... des Verfassers, mit dem wir uns stets im ... der geistigen Bildung befinden, der einen lebendigen ... schen Stil schreibt und nirgends die historische ... mit der Willkür der neuen Memoirenromane ... Einzelne Schilderungen aus dem damaligen ... sind ganz vortrefflich; wir erinnern nur an ... Festes zu Sayn im ersten Bande.

5. Kaunitz. Culturhistorischer Roman von Leopold ... Masoch. Erstes Buch: Kaunitz und ... Buch: Die Epigonen Friedrich's des Großen. ... ner. 1865. 8. 2 Thlr.

„Das Leben einer Welt ist ein erhabenes ... — Völkerwanderungen, Heereszüge, Congresse ... cilien, Städtebrand, Seeschlachten, Krönungszüge ... mente, Rebellionen! Die Weltgeschichte ist ... Komödie. Hätte Helena dem Paris nie ein ... gegeben, Troja hätte nie gebrannt, nie hätte ... gesungen! Die Völker wandern, weil die ... Futtersäcke haben, eine Ohrfeige macht den ... peador, eine bleichsüchtige Jungfrau jagt ... Britenheer aus Frankreich, Roxelane's weiche ... setzen Wien von Sultan Soliman, und hätte ... eine bessere Verdauung gehabt, so wäre Karl I. ... dem Blutgerüste gestorben.“

Diese Worte des Helden „mit dem kleinen ... und dem großen Stocke“, des österreichischen ... Kaunitz, könnten als Motto für das Scribe'sche ... guenstück gelten; sie bezeichnen den frivolen ... Rococozeitalters, den Grundton, der auch ... Roman hindurchklingt. Und in Wahrheit ist ... ganz im Stile eines Intriguendramas ... Recht hat der Verfasser den Stoff desselben ... Lustspiel verwerthet; er ist in der That ... spitzung ein echter Lustspielstoff.

Auch die Darstellungsweise des Autors ... matische; sie ist reich an Esprit und Leben, ... hend, sie drängt hin auf die Höhepunkte der ... aber ihr fehlt das epische Behagen, das auch ... dungsglieder derselben liebevoll ausmalt, die ... licher Schilderung, die uns einladet, uns ... um die handelnden Personen herum näher ... ist hastig, voll prickelnder Unruhe, und ein ... vibrirender Esprit nimmt ein Geschoß nach ...

aus seinem Köcher. Der ganze Roman ist wie ein Brillantfeuerwerk; das blitzt und leuchtet, sprüht, knallt und blendet. Was ihm fehlt, ist die Pause. Man möchte sich einmal ausruhen von dem Glanz und Geräusch dieser Sprühteufelchen.

Das geistige Costüm des Rococozeitalters ist dabei glücklich getroffen; es fehlt nicht an all den Nippes des Hofs von Versailles, an geistigen und malerischen Nuditäten, an pikanten Scenen, nachgedichtet den Urbildern aus der Chronik des Oeil de boeuf. Wie die geheimnißvolle russische Fürstin ihr Schloß mit großen Feuerspritzen gegen die andrängenden Cavaliere vertheidigt, wie sie dem schmachtenden Bildhauer eine plastische Audienz ertheilt, in welche der Herzog von Richelieu sich mit minder kunstsinnigen Intentionen eindrängt, wie die Marquise von Pompadour das erkaltende Herz des Königs durch eine Verkleidung als Schäferin, durch ein arkadisches Spiel wiedererobert, das sind alles recht kecke Situationsbilder, ganz im Geschmack des Rococo. Man mag hier und dort in Betreff der Wahrscheinlichkeit mit dem Autor rechten, man mag sich z. B. mit Recht wundern, daß der König trotz längern Verkehrs und Gesprächs seine Marquise in dieser Verkleidung nicht wiedererkennt, ebenso wenig wie der Franzl in Zeising's Roman die als Magd gekleidete Anna — doch über dergleichen Bedenken führt uns der lustig forthüpfende Roman rasch hinweg; wir sind schon wieder bei einer neuen pikanten Wendung angelangt, ehe wir die vorangehende auf der Goldwage wiegen konnten.

Die Handlung dreht sich um die Intriguen des österreichischen Gesandten Kaunitz in Paris, durch welche derselbe Frankreich zu einem Bündniß mit Oesterreich gegen Preußen bewog. Den Ausschlag geben die satirischen Verse Friedrich's des Großen auf den König und die Pompadour, die durch eine Tölpelei des damaligen preußischen Gesandten in die Hände der Feinde gerathen. Kaunitz selbst ist ein echter Rococo-Diplomat, pikant, frivol, kein Mittel scheuend, das zum Ziele führt; auch Ludwig XV., Richelieu, die Pompadour, die Gräfin Woronzow, Voltaire, namentlich aber Crébillon mit seinem Kater sind gelungene Porträts im Rococorahmen.

Die Verherrlichung der österreichischen Diplomatie mag dem patriotischen Gewissen des Autors zur Ehre gereichen. Doch an der Bundesgenossenschaft dieses Frankreich, welche Kaunitz mit dem Aufgebot seines reichen Geistes erstrebt, konnte der habsburgischen Monarchie nicht viel gelegen sein. Und der Siebenjährige Krieg bewies auch, welch geringen Nutzen die so mühsam erworbene Allianz brachte. Rascher wie vor den Wasserspritzen der Woronzow flohen die Rococcocavaliere bei Roßbach.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Französischen Revolution.

Geschichte des französischen Revolutionskriegs im Jahre 1792. Großentheils nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalien sowie andern Quellen politisch-militärisch bearbeitet von C. Renouard. Mit sechs Beilagen und einer Uebersichtskarte. Kassel, Fischer. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser ist bereits durch seine „Geschichte des Kriegs in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757—63" als Kriegsgeschichtschreiber vortheilhaft bekannt. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt, dieselbe in d. Bl. zu besprechen, sonst würden wir uns dem günstigen Urtheil der militärischen Presse angeschlossen haben. Ueber das vorliegende, das den Feldzug von 1792 zum Gegenstande hat, sind die Stimmen nicht so unbedingt beipflichtend ausgefallen; wir glauben, daß dies seinen Grund in der minder selbständigen Behandlung des Stoffs, in der politischen Grundirung hat, welche der Verfasser ihm aus modernen Historikern, oft mit deren eigenen Worten gegeben. Freilich kann man sagen, wenn seine Ueberzeugung, seine Anschauungen vollständig mit denen dieser Geschichtschreiber übereinstimmen und er sie nicht besser zu geben weiß als mit deren Ausdrücken, warum soll er diese nur variiren? Aber wir sind doch der Meinung, daß eine neue Bearbeitung geschichtlichen Stoffs sich nicht auf eine noch so berühmte Autorität stützen, sondern sich der eigenen Forschung aus den Quellen zeitgenössischen Ursprungs nicht entschlagen darf. Jede Zeit kann nur aus sich selbst verstanden werden. Ideen und Anschauungen, Doctrinen und Parteiungen, die erst in einer spätern Zeit sich gestaltet und hier allerdings ihre Berechtigung gefunden haben, dürfen nicht auf die Vergangenheit zurückgetragen werden, sonst beurtheilt man dieselbe durch eine gefärbte Brille. Wir sind mit dem Verfasser einverstanden über die welthistorische Bedeutung des Kriegs von 1792, wie gering auch rein militärisch betrachtet dessen Bedeutung sein mag. Nur war es aber nicht mehr „der mittelalterliche Feudalstaat", welcher der Revolution auf dem Schlachtfelde entgegentrat. Dieser war schon am Schlusse des Mittelalters, selbst in Frankreich durch Ludwig XI., vernichtet, jetzt war es die Fürstensouveränetät, das „l'état c'est moi" Ludwig's XIV., der „rocher von bronce" Friedrich Wilhelm's I. Wir sind ferner damit einverstanden, daß das Wesen jenes Kriegs fast mehr politischer als militärischer Natur war, und zollen der Behandlung im Werke, welche stets die enge Verbindung der politischen und militärischen Verhältnisse hervorhebt und auch in der Gruppirung der Thatsachen festhält, unsere volle Anerkennung.

Es gibt gerade über diesen Feldzug ein überaus reichhaltiges Material, aber es liegt zerstreut in den Archiven, in einzelnen Zeitschriften, auch in Werken, wo man es nicht sucht; die Archive sind nicht immer zugänglich und selbst Militärbibliotheken ersten Ranges zeigen bedenkliche Lücken; wir finden es daher erklärlich, daß die von dem Verfasser angeführten Quellen manche vermissen lassen, deren Benutzung wir gewünscht hätten. Als leitenden

Faden für die Kriegsbegebenheiten hat er meist das Werk vom General Schütz und Oberst Schulz gewählt, welches durchaus zuverlässig ist und nur hier und da neuere Berichtigungen erfahren hat. Die handschriftlichen Quellen, welche besonders für die Ereignisse beim kurhessischen Corps von Werth sind, waren das Tagebuch des Lieutenants und Adjutanten Appelius im damaligen kurhessischen Gardegrenadierregiment und die Aufzeichnungen des Artillerielieutenants, spätern Obersten Kellermann. Für die allgemeinen strategischen Verhältnisse und den Zusammenhang der Operationen können natürlich ähnliche Quellen wenig bieten, da der Horizont eines Lieutenants im Kriege doch nur ein sehr beschränkter ist, wie man uns zugeben wird, und damals noch mehr wie jetzt. Mag der Subalternoffizier noch so geistvoll und genial sein, er sieht und erfährt eben wenig. Zum Detail der Begebenheiten, besonders dem taktischen, auf welches wir einen großen Werth legen, geben solche Aufzeichnungen aber sehr wichtige Beiträge, und wir haben deren in d. Bl. schon viele unsern Lesern vorgeführt.

Nach einer kurzen Einleitung geht der Verfasser, um seinem Werke den Charakter als Monographie zu wahren, unter Voraussetzung, daß die Entwickelung der Französischen Revolution seinen Lesern bekannt sei, an den Ursprung des Revolutionskriegs und schildert sehr zweckmäßig die gegenseitigen Streitkräfte. Zur Charakteristik der französischen Armee hätte ihm das Werk von Blume (vgl. Nr. 25 d. Bl. f. 1864) noch manchen Beitrag liefern können. Dann werden die gegenseitigen Vorbereitungen zur Eröffnung der Feindseligkeiten und die ersten Kriegsereignisse in Belgien mit ihrem für die Franzosen so schmachvollen Ausgange, die Wechselwirkung derselben mit den innern Begebenheiten, der Sturz des Ministeriums der Gironde und die Zustände unter dem der Feuillants dargestellt; die politische Darstellung basirt meist auf Sybel.

Der zweite Abschnitt betrachtet zuerst die politischen Verhältnisse im östlichen Europa von 1787—92, weil der Revolutionskrieg mit ihnen in engster Verbindung stand und zum Theil durch sie bedingt wurde. Er wendet sich hierauf zu den Unterhandlungen Oesterreichs und Preußens mit den deutschen Reichsständen, namentlich mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel wegen der Theilnahme am Kriege gegen Frankreich. Der Verfasser citirt in Bezug auf die Stimmung in Deutschland das Werk von Perthes: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft", und die Stellen, welche er daraus anführt, werden unsern Lesern, die das Werk noch nicht kennen sollten, höchst interessant sein, da sie bis 1848 reichen. „Charakteristik der leitenden Kreise beider Verbündeten" heißt das folgende Kapitel; es ist aber weder erschöpfend, noch durchaus richtig. Den Emigranten wird ein viel größerer Einfluß beigemessen, als sie wirklich besaßen, und die wörtlich entnommene Schilderung des Herzogs von Braunschweig, wie glänzend sie auch geschrieben ist, gibt die wahre Persönlichkeit dieses Fürsten nicht. Im Staatsarchive würden sich in vielen Berichten und Denkschriften des Herzogs die Beweise finden, daß er wol scharfblickend und schöpferisch war, was ihm Sybel abspricht. General Höpfner urtheilt auch streng und beschönigt nichts, aber so schwach stellt er den Herzog doch nicht hin, und er ist jedenfalls eher competent, einen Feldherrn zu beurtheilen. Was weiter über die preußische Armee gesagt wird, ist dagegen vollkommen richtig; wir fügen hinzu, daß die Füsilierbataillone schon 1788 die erste Instruction für ein Auflösen zum zerstreuten Gefecht erhalten hatten. Es hieß eine Schwärmattake und die Flügelpelotons wurden dazu verwendet. Einzelne Bataillone, z. B. Pelet, waren darin geübt, im Kriege mag es aber nicht viel vorgekommen sein und noch weniger Erfolg gehabt haben. Die Cavalerie hatte noch das alte Reglement von 1743; Seydlitz hat der Cavalerie jedoch keine Formen gegeben, nur seinen Geist, der allerdings in ihr nicht mehr in voller Kraft lebte. Canitz wäre hier ein besserer Zeuge gewesen als der angeführte Decker. Ueber das Treiben der Emigranten in Koblenz gibt der „Rheinische Antiquarius" vortreffliche Aufschlüsse. Ihr militärischer Werth wurde sehr gering angeschlagen, der Herzog sagt selbst in einem Berichte, daß ihm zwei preußische Bataillone lieber seien als 3000 von diesen Emigranten.

Das Manifest des Herzogs, vom Marquis Limon verfaßt, ist wörtlich in einer Beilage dem Werke hinzugefügt, der Verfasser beweist aber mit Recht, daß es keineswegs die außerordentlichen Wirkungen hervorgebracht hat, welche eine spätere Uebertreibung ihm beigelegt habe, daß es vielmehr beinahe ganz unbeachtet geblieben sei, insbesondere bei der großen Masse der Bevölkerung, wenn es auch der demokratischen Presse und den Clubs einen sehr willkommenen Stoff geboten, die Gemüther zu erhitzen. Der Sturz des Königthums am 10. August mit seinen nächsten Folgen wird treffend geschildert, und mit den Vorbereitungen in Frankreich zum Kriege gegen die Deutschen der zweite Abschnitt beschlossen. Der dritte enthält die Kriegsereignisse von Ende Juli bis Mitte September, also den Vormarsch der Verbündeten, die Einnahme von Longwy und Verdun und Dumouriez' Eintreffen in den Argonnen. Hier auf militärischem festem Boden treten die Vorzüge der Darstellung, wie bei dem oben angeführten Werke, selbständig hervor.

Von besonderm Interesse waren uns die Angaben und Details über das hessische Corps, theils den erwähnten Tagebüchern, theils andern werthvollen Schriften hessischer Offiziere entnommen. Wir sind den tapfern Hessen in unsern Besprechungen schon öfter begegnet und finden auch hier wieder nur Erfreuliches von ihnen berichtet. Der preußische General von Valentini, der als Jägeroffizier den Krieg mitmachte und später York's Adjutant war, nennt in seinen „Erinnerungen" die Hessen ein mitten im Verfalle der deutschen Truppen stehen gebliebenes Musterbild. Das hessische Corps, 12000 Mann stark, stand unter dem persönlichen Befehle des Landgrafen, in dessen Hauptquartier vom Könige von Preußen der Major von Rüchel (der spätere General) commandirt

Für die Darstellung der französischen Heereszu-
e und Operationen sind französische Quellen, darun-
mit der nöthigen Vorsicht Dumouriez' Memoiren zu
ie gezogen. Eine strengere Beurtheilung Dumouriez'
die der Frau Roland enthält noch die „Biographie
erselle ancienne et moderne", hier zuverlässiger als
llgemeinen.

Mit den Septembermorden, den Wahlen zum National-
nt und der Eröffnung desselben beginnt der vierte
mitt. Er führt die Ereignisse bis zur Kanonade
Valmy auf dem Hauptkriegstheater, im Süden bis
Eroberung von Savoyen und Nizza, am Rhein bis
Einnahme von Mainz und Frankfurt durch die Fran-
bildet also das militärisch wichtigste Hauptstück des
s. Die Betrachtungen des Verfassers sind klar und
Gründen belegt. Er findet es unzweifelhaft, daß bei
Fortsetzung des Kampfs bei Valmy mittels einer
cht Kellermann auf Dumouriez und beide zusammen
s Thal der Aisne gestürzt worden wären, und daß
ings durch die Bedenklichkeiten des Herzogs, welcher
urücknahme des königlichen Befehls zum allgemeinen
ff bewirkte, ein kostbarer Augenblick, an den sich das
sal des ganzen Feldzugs, ja die Erfolge einer spätern
nüpften, unbenutzt vorübergegangen sei. Auch wir
vollkommen dieser Ansicht, darum können wir uns
nicht der folgenden Rechtfertigung des Herzogs durch
Gefahren, welche ein Angriff in Rücksicht auf Terrain,
lnde Munition und beim doch möglichen Fehlschlag
etter und Wege bei ungesicherter Verpflegung mit sich
t hätte, anschließen. Wo dergleichen Bedenken siegen,
nie etwas Großes im Kriege erreicht werden. Na-
(Arcole!) und Blücher kannten sie nicht! Die Er-
g von Savoyen und Nizza ist in Bezug auf die
Annexion wichtig geworden, sie hat für dieselbe das
Revindication (rechtliche Zurückforderung) finden
welches noch sehr weit ausgedehnt werden kann.
die kläglichen Verhältnisse der deutschen Rheinlande
r Verfasser nur zu wahr:

den geistlichen Staaten am Rhein herrschte jenes be-
Pfaffenthum, in dessen Gefolge Mangel an Aufklärung,
rlosung des Volkswohlstandes, Hinneigung zu einer
Ruhe, Genußsucht und Frivolität des Adels und des
sowie eine verkehrte und gewissenlose Verwendung der
ittel nur allzu geeignet waren, einen jeden geistigen
ung, am meisten aber den eines nationalen Bewußtseins
halten, ja unmöglich zu machen.

r haben an andern Orten wiederholt darauf hin-
, daß gerade diejenige Grenze unsers deutschen
ndes, welche am meisten bedroht ist und darum
ksten einheitlichen Schutzwehr bedürfte, durch die
Zersplitterung der deutschen Wehrkraft im Klein-
ystem die schwächste ist. Kleinstaaten vom Rhein
das Herz von Deutschland erleichtern dem Feinde
lands den Einbruch — leider nicht blos militärisch!
stand es aber mit der Zersplitterung noch viel
er. Die weltlichen Staaten am Rhein litten an
n Uebelständen wie die geistlichen, und von den
ruppen weiß die Kriegsgeschichte zu erzählen. Die
Kriegsmacht des Kurfürsten von Mainz, 2800 Mann
Infanterie, 50 Husaren, 50 Jäger, 120 Artilleristen
und 6 Mineurs und Sappeurs stark, wurde von zwölf
Generalen befehligt und von einem Hofkriegsrathe aus zwei
Präsidenten und sechs Räthen geleitet; der Gardekapitän
über 50 Mann hatte den Rang eines Feldmarschallieute-
nants! Die Einnahme von Mainz und Frankfurt verbrei-
tete Schrecken am ganzen Rhein. In Koblenz floh Kur-
fürst und Domkapitel, flohen alle Cavaliere, die meisten
Geistlichen, besonders Mönche und Nonnen, alle Räthe,
viele Bürger, selbst der Gardeoberst mit Offizieren und
Gemeinen zu Schiffe thalwärts; die Stände des Kurfür-
stenthums Trier luden Custine ein, nach Koblenz zu kom-
men, die Fürstin von Neuwied empfahl sich seiner Milde;
in Bonn und Köln begannen die Behörden zu packen,
aus Kassel flüchtete die landgräfliche Familie. In Würz-
burg und Bamberg, Baden und Würtemberg zitterte man
vor einem Angriffe der Franzosen. Die beiden letztern
Staaten betheuerten ihre Neutralität, und die Gesandten
des regensburger Reichstags mietheten schon Schiffe zur
Flucht auf der Donau. Es ist gut, dem deutschen Volke
diese Zeit der Schmach wieder vor Augen zu führen.

Am Schlusse des Abschnitts wird der Versuch des
Herzogs von Sachsen-Teschen auf Lille berührt; der Ver-
fasser hat schon vorher erklärt, daß er nach den vorlie-
genden Materialien die Ereignisse in Belgien und den
Niederlanden zwar auch vollständig, aber nicht so ausführ-
lich behandeln werde, wie die Operationen in der Cham-
pagne, am Rhein und Main. Zu diesen kehrt er im
fünften Abschnitte zurück, welcher den Rückzug der Ver-
bündeten, die Vereitelung des Plans, die Maaslinie fest-
zuhalten, die Verfolgung der Franzosen unter Kellermann,
die Uebergabe von Verdun und Longwy und den Abbruch
der Unterhandlungen zwischen Preußen und Frankreich
zum Inhalt hat. Eingefügt sind die Vorgänge zwischen
dem Dillon'schen und dem hessischen Corps bei Clermont
und Verdun, wobei einige Gefechte mit ihren Einzelheiten
sehr anschaulich hervortreten. Die Unterhandlungen, welche
angeblich General Kalckreuth am 11. October wegen der
Uebergabe von Verdun geführt, sind in den „Militärischen
Blättern" widerlegt worden, und wir, die wir Kalckreuth's
nur für seine Familie gedruckten Memoiren gelesen und
den Grafen Lindenau, Adjutanten Friedrich Wilhelm's II.,
in seinem Alter oft über jene Zeiten gesprochen haben,
können nur beipflichten, daß die „Minerva", aus welcher
die Angaben geschöpft, falsch berichtet gewesen ist oder sie
erfunden hat. Die Räumung von Longwy und Verdun
war bereits im königlichen Hauptquartier, ebenso der
Marsch auf Koblenz beschlossen. Am 11. October zogen
die Truppen durch Verdun, wo General Courbière, der
spätere Held von Graudenz, commandirte. Dieser, am
12. October von Dillon zur Uebergabe aufgefordert, be-
richtete an den König und wurde zur Räumung, aber
nicht sogleich, wie Dillon verlangte, sondern erst am 14.
October ermächtigt, doch sollte Dillon die porte de se-
cours mit zwei Grenadiercompagnien besetzen. Courbière
wandte sich deshalb an Kellermann, welcher diese Bedin-

gungen annahm und Valence und Galbaud mit Abschluß der Convention beauftragte. Daß nicht von einer Capitulation die Rede, beweist schon der Anfang der Convention: „Nachdem Se. Maj. der König von Preußen beschlossen haben, Verdun zu räumen" u. s. w.; auch wurde die Urkunde wie ein Staatsvertrag mit den Wappen von Preußen und Frankreich besiegelt. Graf Kalckreuth hat nur die vollzogene Convention an den König überbracht, sonst keinen Theil an derselben gehabt. Wir geben diese Berichtigung wieder, weil wir wissen, daß unserm Berichterstatter die Papiere des Generals Courbière zu Gebote gestanden haben. Der unheilvolle Rückzug mit seinen Leiden ist in unserm Werke trefflich geschildert.

Im folgenden Abschnitte werden die Zustände in Frankreich, die Stimmung der Parteien, die weitergehenden Plane auf Spanien, Italien, die Pforte und für die Fortsetzung des Kriegs betrachtet, dann die Operationen in Belgien, namentlich die Schlacht von Jemappes sehr gut dargestellt. Taktisch war der Sieg nicht bedeutend und leicht erklärlich durch die numerische Ueberlegenheit der Franzosen, er wurde in seinen Folgen aber sehr wichtig für das moralische Element in beiden Heeren, obgleich der „Ruf der Unwiderstehlichkeit" sich 1793 bei Pirmasens und Kaiserslautern gegen die Preußen nicht bewährte. Belgien war die nächste Frucht des Siegs. Die letzte Hand wurde nun von der revolutionären Partei an die Armee gelegt, in welcher ihr noch zu viel militärischer Geist lebte; es folgte der Aufruf zur Freiheit an alle Völker, welchem selbst Stimmen aus England antworteten; der österreichische Staat sollte gestürzt, Rußland gedemüthigt und dazu Preußen durch Unterhandlungen eingeschläfert werden. Diese führten jedoch zu keinem Resultate. Sybel's Werk ist der Darstellung dieser Verhältnisse zum Grunde gelegt.

Im siebenten und letzten Abschnitte folgen wir zuerst dem hessischen Corps auf seinem Rückmarsch durch das schöne Lahnthal bis Marburg, dann den Bewegungen der preußischen Armee, die der Verfasser wol nur aus Versehen einen Vormarsch gegen den Rhein nennt, wenn es kein Druckfehler ist. Mit vollem militärischen Interesse lesen wir die gelungenen Schilderungen des Gefechts von Limburg und der Erstürmung von Frankfurt, welche nach dem Entschluß des Königs von den Hessen mit unvergleichlicher Tapferkeit ausgeführt wurde. Rüchel's „Disposition" dazu, die uns ihrem ganzen Inhalte nach mitgetheilt wird, kann allerdings nicht mustergültig heißen, schon ihrer Länge wegen und weil sie im voraus bestimmte, was sich nicht bestimmen läßt. Die hessische Garde-du-Corps ereilte einen Theil der französischen Besatzung, der sich durch das Bockenheimer Thor gerettet hatte, und Oberst von Staal mußte, um deren Niedermetzelung zu verhüten, das Strecken der Gewehre in französischer Sprache förmlich commandiren, da die feindlichen Offiziere mit ihren großentheils auf den Knien liegenden Leuten zwar um Pardon baten, die Waffen aber nicht abgelegt hatten. Wir halten die Schilderung dieses Sturms für die interessanteste unsers Werks. Die Einnahme von Hochheim am 6. Januar 1793 beendigte den Feldzug, der wenigstens hier mit ruhmvollen Waffenthaten für die Verbündeten schließt. Nachdem der Verfasser noch die letzten Operationen in den Niederlanden erzählt hat, ist seine militärische Aufgabe erledigt und er fügt nur noch die Darstellung einiger politischen Verhältnisse hinzu: das berüchtigte französische Decret vom 15. December 1792, welches die Nachbarländer unter die Sansculottenherrschaft stellte (in einer Beilage enthalten), einige Momente aus dem Processe Ludwig's XVI. und Schlußbetrachtungen, die von seiner eigenen echt deutschen Gesinnung das ehrendste Zeugniß ablegen.

Karl Gustav von Berneck.

Kuno Fischer's Logik und Metaphysik.

System der Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre. Von Kuno Fischer. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Heidelberg, Bassermann. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Es ist ein erfreulicher Beweis für die seit einigen Jahren wieder im Zunehmen begriffene Theilnahme an den ernstern philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, daß die Schriften Kuno Fischer's, des bekannten geistvollen und beredten Hegelianers, fast sämmtlich nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt haben. Es ist dies ein um so merkwürdigeres Symptom, als die philosophische Schule, der er angehört, immer mehr im Absterben begriffen scheint, insofern wenigstens die meisten unserer Philosophieprofessoren in irgendeiner Weise über Hegel „hinausgegangen" zu sein sich rühmen. Freilich sind die Resultate, die ihre neue „gottoffenbarende, speculative Empirie" geliefert hat, gerade nicht sehr bedeutender Natur. Während die Männer dieser Schule hauptsächlich durch ihren Einfluß auf dem Katheder Hegel in den Augen unserer studirenden Jugend zu ruiniren suchen, hat ein anderer Philosoph durch seine Schriften noch weit erfolgreicher und unleugbar mit weit schärfern Waffen sich bemüht, unsere Identitätsphilosophie als großartige Charlatanerie einiger dialektischer Taschenspieler bloßzulegen.

Es ist dies Arthur Schopenhauer, dessen Werke für viele ein wie es scheint unerschöpflicher Born philosophischer Weisheit geworden sind. Wir können uns dieses Factum vollständig erklären, und auch wir zollen dem reichen Wissen, dem genialen Humor, der glänzenden stilistischen Begabung, der feinen psychologischen Beobachtungsgabe des frankfurter Misanthropen unsere höchste Bewunderung; aber es ist uns unmöglich, in dem Conglomerat aus Kant, Fichte, Schelling, Locke, Voltaire, Hobbes und Buddhismus, das er uns als Philosophie auftischt, das Werk eines systematischen Denkers zu erkennen, da wir durch das Studium des von ihm als „geistigen Caliban" und „gemeinen Kopf" gebrandmarkten Hegel gelernt haben, daß zum philosophischen Geiste noch andere Ingredienzien gehören als compilatorisches Talent und der Sprudel eines humoristischen Kopfs. Da sich jedoch der weitverbreitete Einfluß dieses Denkers nicht wegraisonniren läßt, so ist es Kuno Fischer sehr zu danken, daß er

em geschichtlichen Abschnitt der „Propädeutik", wie er erste Buch des vorliegenden Werks betitelt hat, wäh-er Männer wie Schleiermacher, Baader, Ritter w. — und uns dünkt mit Recht — völlig übergeht, Lehre Schopenhauer's und namentlich der logischen dlage seines Systems eine ausführliche Besprechung iet. Der Nachweis, daß seine ganze Philosophie einer großartigen petitio principii beruht, indem er Denken, das er als Product des Willens beweisen stillschweigend als Producenten dieses Willens selber isetzt; ist so überzeugend und von so schlagender, daß man die Ausführung desselben geradezu als Muster gediegener und wuchtvoller wissenschaftlicher nik bezeichnen darf. Vor allem richtet sich diese na-h gegen die für die Erkenntnißtheorie des Systems mentale Behauptung, daß die Begriffe durch das icte, discursive Denken aus den Anschauungen resul-(S. 150 fg.):

Wäre das Denken in der That an die Anschauung gebun-wie diese mit dem Intellect an das Gehirn, so könnte es n der Anschauung unabhängig sein, nie auf dieselbe und veniger auf sich und sein Verhältniß zur Anschauung re-n. Unbegreiflich dann, wie es zu einem abstracten (logischen) n kommt, denn dieses fordert die Reflexion auf die Anschauung. reiflich wie es zur Logik kommt, denn diese fordert die Re-auf das abstracte Denken. Wenn das Denken nachträglich schauung hinzutritt, um sie zu zergliedern, so kann dem Den-r durchsichtig werden, was in der Anschauung vorliegt. dieser als Bedingung vorausgeht, der Intellect als Ge-nction, der Organismus als Erscheinungsform des Wil-kann in die Anschauung nicht eingehen, kann weder an-t noch gedacht werden. Ist also die Welt Wille und llung im Sinne Schopenhauer's, der das Denken der uung anhängt und in deren Umkreis bannt, wo bleibt öglichkeit, die Welt als Wille und Vorstellung zu erken-Wo bleibt die Möglichkeit der Philosophie selbst? Ist die tniß eine Function des Intellects, der selbst nichts an-st als die Function einer Willenserscheinung: wo bleibt öglichkeit, den Willen als Realprincip zu erkennen, den als Lebensprincip durch die Erkenntniß zu verneinen? rkenntniß des Willens als des wahrhaft Seienden ge-nach Schopenhauer nicht durch Anschauung, sondern das Selbstbewußtsein. Unser innerstes Selbst ist Wille fenbart sich als solcher im Selbstbewußtsein. Ist dieser tnißact kein Denkact? Wir erkennen uns selbst als Wille, vir denken uns unabhängig von unserer der Sinnenwelt rigen Erscheinung.

nd weiter:

iese Erkenntniß (daß nämlich der Wille als Identität der Willenszweck, darum der Urwille selbst sei) kann nicht kommen, sie liegt in der ursprünglichen Richtung des Willens, sie ist also selbst in ihren Bedingungen ursprünglich: der Wille zur Selbsterkenntniß, d. h. das Denken, welches den Wesensbegriff erzeugt.

Ueberhaupt bietet dieser geschichtliche Theil vieles Treff-liche, namentlich gehören der Nachweis der Unzulänglich-keit des Trendelenburg'schen Sensualismus und die Ent-wickelungsgeschichte der Kategorienlehre von Kant bis He-gel zu den gelungensten Partien des Werks. Ebenso enthält der „Die Methode der Logik" betitelte Abschnitt der Propädeutik, der seiner Natur nach vorwiegend apologetisch sein mußte, unbedingt das Beste, was von einem Schüler Hegel's über das Verhältniß von Denken und Anschauung, von ursprünglichem und discursivem Denken gesagt ist, namentlich ist die Beleuchtung des Unterschieds von Real- und Erkenntnißgrund in der That meisterhaft.

Während das erste Buch in der zweiten Auflage fast ganz neu hinzugekommen ist, erscheint das zweite, das die Kategorienlehre enthält, vielfach vermehrt und verbessert. Ueber den Werth dieser Bearbeitung noch etwas zu sagen, ist eigentlich überflüssig, da dieselbe schon in der compendiarischen ersten Ausgabe allgemein innerhalb und außerhalb der Schule als die beste Reproduction der Hegel'schen Logik anerkannt worden ist. Selbst Rosenkranz ist es in seinem „System der Wissenschaft" nicht gelungen, sich so völlig frei von der Terminologie der Schule zu halten, wie denn die Arbeit trotz aller Pietät für Hegel überhaupt durchaus das Gepräge eines selbständigen Geistes trägt. Namentlich ist die Darstellung der formalen Logik von der Hegel'schen ganz unabhängig, da diese in der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen nach des Verfassers Ansicht — worüber hier natürlich nicht mit ihm zu rechten ist — „die Sache verfehlt hatte". Auch im einzelnen finden sich manche glückliche Verbesserungen, namentlich im ersten Kapitel der Lehre vom Sein.

Hoffen wir also, daß das Werk auch in dieser neuen, vielfach vervollkommneten Ausgabe dazu beitragen wird, der von ihren Entstellungen und Ausschreitungen gereinigten und geläuterten Hegel'schen Lehre zahlreiche neue Anhänger zu gewinnen und ihr wenigstens bei allen die Achtung zu verschaffen, die ihr als der gewaltigsten Geistesthat unsers Jahrhunderts gebührt, auf daß die Nation nicht länger die Schande dulden möge, ihre eminentesten Geister von ihren literarischen Wortführern als „Spaßphilosophen" und „speculative Hanswürste" verhöhnt und erniedrigt zu sehen! 25.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

ine der verhängnißvollsten Bezeichnungen ist diejenige des nenthums, welche zunächst für die ersten Jahrzehnte nachclassischen Periode Geltung gefunden hat, seitdem aber ls Signatur der ganzen modernen Literatur und Poesie Stirn geschrieben wird. Diese Bezeichnung ist unglück-en schöpferischen Kräften wie der Nation gegenüber; sie e erstern von Haus aus als zukunftslos erscheinen, stellt keine neuen Ziele von höherer Bedeutung, läßt sie im Nachtrab unserer classischen Siegesarmee ruhmlos umhermarodiren; sie verstimmt aber auch die Nation in Bezug auf ihre Dichter, denen sie keine freudige Begeisterung entgegenbringt, die sie sich von oben herab zu betrachten gewöhnt. Das brillanteste Talent kämpft vergebens gegen diese Formel an, die in der Indifferenz der Zeitgenossen, in der Bequemlichkeit, sich mit dem einmal Anerkannten zu begnügen, die besten Bundesgenossen findet.

Doch diese Bezeichnung ist nicht blos unglücklich, sie ist

auch unwahr. Keiner unserer großen Dichter, weder Goethe noch Jean Paul, haben hinter ihr Wirken einen solchen Strich gemacht, als wenn damit die Rechnung der Literatur für lange Zeit abgeschlossen wäre; sie haben an die Genien der Zukunft geglaubt, welche, wie Jean Paul es sagt, noch reiche Füllhörner ausschütten werden. Aehnlich hat es der in seiner Anerkennung so liberale, so vielseitige Goethe empfunden. Und in der That hat die moderne deutsche Poesie vieles geschaffen, was unsern classischen Werken ebenbürtig an die Seite zu stellen ist; sie hat vor allem die Aufgabe der Dichtung noch klarer erkannt, dem Geiste der Gegenwart gerecht zu werden. Wir haben zwar keine „Poesie der Zukunft", wie wir eine „Musik der Zukunft" haben. Doch auch ohne die Etikette eines solchen Programms sind vielfach neue Bahnen gebrochen worden; unsere Poesie weist mehr auf die Zukunft **hinaus**, als auf die Vergangenheit **zurück**. Unsere Dichter sind nicht Epigonen, sie sind Progonen, die um so unermüdlicher und unerschütterlicher kämpfen müssen, je systematischer von vielen Seiten her die Antheillosigkeit der Zeitgenossen an ihren Dichtungen genährt wird.

In der That wimmelt es in Deutschland von Epigonen unserer classischen Zeit; doch das sind nicht die Dichter, das sind die Literarhistoriker und die andern zahlreichen unproductiven Köpfe, welche wie Parasiten von unserer classischen Literaturepoche leben.

Das Verdienst dieser Thätigkeit wollen wir nicht unterschätzen; aber es muß jedenfalls hinter dem der schöpferischen Production weit zurückstehen. Durch ein künstlich genährtes Misverständniß ist man in neuerer Zeit allzu geneigt, die Literarhistoriker für die eigentlichen großen Männer zu halten, etwa G. G. Gervinus für größer als Goethe und Schiller, weil er diesen Poeten den Kopf zurechtsetzt. Wie diese unsere Classiker hofmeisternden Gelehrten auf die Poeten der Gegenwart herabsehen, kann man sich wol denken. Auch sind die Gründe, warum sie es thun, so wohlfeil wie Brombeeren. Zunächst brauchen sie für ihre Arbeiten einen gewissen Abschluß; der unruhige Fluß der Gegenwart mit seinen fortreißenden Strömungen kann nur verwirrend auf sie wirken; sie machen daher, der eine hier, der andere dort, ein Punktum und glauben von dem, was sie nicht mehr in ihr Werk aufnehmen, so geringfügig wie möglich denken zu können. Andere wieder, welche speciell die Literatur der Gegenwart schildern, setzen sich ihr gegenüber auf das hohe Pferd und massacriren mit Grazie, was ihnen in den Weg kommt; ein kritisches Tulifäntchen nimmt Schwert und Schild und wird ein gewaltiger Held; er wird auch allenfalls mit einem Riesen fertig, da derselbe als markirter Feind sich nicht rühren darf.

Ein zweiter Grund ist der Mangel an Kritik, durch den sich die Mehrzahl der Literarhistoriker auszeichnet; wir meinen damit nicht ätzende Lauge, die über die besprochenen Werke ausgegossen wird, da es hieran diese Gelehrten nicht fehlen lassen, sondern im Gegentheil jene Urtheilsfähigkeit, welche dem Bedeutenden gerecht wird. Wäre man im Stande, diesen Herren Shakspeare's, Schiller's und Goethe's Dichtungen vorzulegen neu, wie vom Monde heruntergefallen — welche Urtheile würden von ihrem kritischen Areopag gefällt werden! Wir zweifeln, daß einer von ihnen den Pulsschlag des Genius aus den Dichtungen heraushören würde, über die er jetzt dicke Bände schreibt.

Es liegt dies in dem ganzen Verfahren der Literarhistorie begründet. Der Literargeschichtschreiber hat ja nie den Dichter allein vor sich; er erhält diese Dichtungen gleichsam eingewickelt in so und so viele Umschläge, welche die Meinungen, die Anschauungen, die Gedanken seiner Vorgänger, die Geschichte der fata libellorum enthalten; er liest diese Umschläge oft früher als die Dichtungen selbst und geht, erst genährt mit ihrem Inhalt, an die Lektüre derselben. In der Beleuchtung der Commentare liest er sie durch; seine Kritik ist gleichsam eine Kritik aus zweiter Hand, welche die rechte Mitte aus den verschiedenen Anschauungen zieht, hier summirt, dort subtrahirt, hier zustimmt, dort verwirft, oft auch das Gewicht ihrer eigenen Sympathien und Antipathien in die Wagschale wirft. Diese Thätigkeit ist wesentlich eine ordnende, gruppirende, sichtende; das eigene Urtheil wird durch Analyse oder Synthese fremder Urtheile gewonnen, ist aber himmelweit entfernt von jener Intuition echter Kritik, welche die Bedeutung eines großen Talents mit innerer Wahlverwandtschaft herausfühlt. Gibt man nun einem solchen Literaturhistoriker einen Poeten in die Hand, der gar keine derartigen Zeugnisse aufzuweisen hat, der von der Historie und Kritik und sämmtlichen Hülfswissenschaften noch gar nicht überkleistert ist, sondern hülflos, arm und nackt wie das Köhlermädchen Griseldis in sein Haus einzieht, so befindet sich der führerlose Compilator in bedenklichster Verlegenheit und kann leicht ein Urtheil fällen, welches den gänzlichen Bankrot seiner Kritik allzu deutlich documentirt.

Wir freuen uns, für diese Anschauungen einen tapfern Mitkämpfer gewonnen zu haben in Wilhelm Jensen, der in einem Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung": „Willibald Alexis und die preußische Dichtung unserer Zeit", die großen Verdienste des brandenburgischen Walter Scott mit vieler Wärme hervorhebt und dabei sich gegen den Fundamentalsatz unserer Kritik von dem Unvermögen der Zeit, der auch zum Nachtheil dieses Dichters in Anwendung gebracht worden, mit folgenden höchst treffenden Bemerkungen wendet: „Es ist eins der unerträglichsten Stichworte, die unsere Zeit hervorgebracht. Bücher sind geschrieben worden, in denen der Hinweis auf das Epigonenhafte unserer neuern Literatur sich auf jeder Seite wiederholt. Ein Autor bedient sich des Ausdrucks bei Beurtheilung des andern; der vom Staat besoldete Lehrer verkündet es vom Katheder. Ein förmlicher Wetteifer findet statt, die Herabsetzung zu überbieten, welche den neuern Erzeugnissen der Poesie von den Literarhistorikern zutheil wird. Wer den Kopf am bedenklichsten zu schütteln, wer die hoffnungsloseste Miene anzunehmen vermag, verräth die schärfste Einsicht. Hiervon sind Männer nicht frei, welche ein bewunderungswerthes Verständniß fremdländischer Poesie an den Tag gelegt haben, die jeder Denkende von dem Verdacht frei halten muß, daß sie gleich der Menge von dem Auswärtigen bestochen werden oder nach Professorenweise das Einheimische und Zeitgemäße von vornherein für gering halten. Zu Gunsten Englands hat Gervinus sich schwer an Deutschland verschuldet. Sein Beispiel hat Früchte getragen, und wie er in ungerechtfertigter Weise Goethe gegen Shakspeare zurückgesetzt, ist es zur literarhistorischen Mode geworden, den erstern gewissermaßen als eine Vogelscheuche für die sangeslustigen Nachzügler zwischen Rhein und Oder aufzustellen und den größten Dichter des deutschen Volks dazu anzuwenden, minder Hochfliegende von jedem Versuch, ihre Schwingen weiter zu entfalten, abzuschrecken. In widerwärtiger Art hat sich eine Prädestinationslehre von dem Epigonenthum unserer Literatur ausgebreitet, welcher die mangelnde Productivität der Kunstrichter sich bemüht den Zwangscurs einer Staats- oder Gelehrtenrepubliks-Religion zu verschaffen. Und dennoch haben nicht die ersten Sieben, sondern gerade die Epigonen Theben erobert. Und dennoch liefert unsere Zeit poetische Erzeugnisse, welche nicht nur Goethe's und Schiller's Aufmerksamkeit im höchsten Grad auf sich gezogen hätten, sondern auch sogar ihrer schöpferischen Kraft unerreichbar geblieben wären; während andererseits manches Werk derselben, dessen Commentirung und Paraphrasirung ausnehmend gelehrte Männer ihr Leben widmen, von denselben gelehrten Männern verächtlich in den Papierkorb geworfen würde, wenn es den Autornamen eines Epigonen unserer Tage an der Stirn trüge. Wie in Dynastien, die dem Verderben entgegeneilen, die Höflinge mehr auf die ungeschmälerte Erhaltung der königlichen Prärogative bedacht zu sein pflegen als der Träger der Krone selbst, so ist es ein Merkmal unserer Literaturgeschichte, weit classischer zu sein als die Classiker selbst."

Unser neulich ausgesprochener Wunsch, die **Hoftheater** der annectirten Staaten möchten nicht der Privatspeculation überlassen, sondern durch eine staatliche Leitung höhern künstlerischen

izen erhalten werden, ist überraschend schnell in Erfüllung en. Wie wir lesen, wird das Hoftheater zu Hannover inigliche Kosten fortgeführt und ist als Commissar der ung mit der Direction desselben Hermann von Be- olles betraut worden. Diese Wahl ist eine überaus he. Hermann von Bequignolles hatte bisher noch keinen künstlerischen Begabung und seinem edeln Streben ent- iden Wirkungskreis gefunden. Wo er bisher gewirkt, in u wie in Wiesbaden, zeichnete er sich nicht nur durch le Hingabe an sein dramaturgisches Amt, durch wahr- oetische Inscenirungen der Dramen aus, sondern auch eine Begeisterung für echte Poesie und durch die Selb- keit seines Urtheils, indem er niemals dem Urtheil der terintendanzen nachhinkte, sondern, mit freier Wahl, en neuern Werke, die ihm künstlerisch bedeutsam erschie- scenischer Geltung brachte.

as deutsche Theater hat in Franz Eduard Genast, 3. August zu Wiesbaden starb, einen vielgenann- treter verloren, der zwar nie zu den großen und be- Künstlern gehört hat, aber durch die Vielseitigkeit und würdigkeit seiner Leistungen und durch seine Beziehungen rer classischen Literatur- und Theaterepoche stets ein s Interesse einflößt. Er war 1797 zu Weimar gebo- Sohn jenes Regisseurs Anton Genast, der von Goethe s thätiger Adjutant seiner Bühnenleitung gerühmt wird. 829 war Eduard Genast selbst in Weimar engagirt. „Memoiren aus dem Tagebuche eines alten Schauspie- 4 Bde., 1862—65), sind namentlich in den ersten interessant durch die Erinnerungen aus der weimari- oethe-Epoche, enthalten aber auch in den letzten für freunde manche pikante und charakteristische Mittheilung.

e Theatermemoiren treten jetzt freilich sehr gegen die chen zurück, welche von allen Seiten wie Pilze aus der achsen. Nicht minder wuchert die Broschürenliteratur. dergrund des Tagesgesprächs steht die Broschüre von ch von Treitschke: „Ueber die Zukunft der nord- Mittelstaaten", die mit gewohnter Glut und Schärfe drucks abgefaßt ist. Sie wurde anfangs von der säch- olizei confiscirt, später auf Befehl des preußischen Re- commissars in Dresden wieder freigegeben. Schon ese Carambolage der sächsischen und preußischen Behör- de die besondere Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Noch amatisches Interesse erregte die Erklärung des sächsischen ieutenants von Treitschke, in welcher der Vater des en die Tendenzen des Sohnes auf das entschiedenste ver- Der Held dieses Familiendramas hat inzwischen die der „Preußischen Jahrbücher" übernommen und eine an der Universität zu Kiel erhalten, wo er wahr- gleichzeitig als Mauerbrecher des schleswig-holsteini- ticularismus fungiren soll.

Bibliographie.

ht, F., Moses Mendelssohn als Urbild von Lessing's Nathan
. Vortrag. Ulm. Gr. 8. 4 Ngr.
Mein Tagebuch von Hohenasperg. Ulm. 8. 5 Ngr.
, C., Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen. 3 Bücher.
ndelbach. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Bismarck und seine nachdenklichen Gegner. Von einem deutschen
Berlin. Gr. 8. 2½ Ngr.
R., Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen
alität. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 25 Ngr.
acdt, A., Preußens Feldzüge gegen Oesterreich und dessen
im Jahre 1866 mit Berücksichtigung des Krieges in Italien.
nneren Zusammenhange dargestellt. 1ste Lief. Berlin, Mittler
Gr. 8. 3 Ngr.
ch, H., Wanderung nach den Türkis-Minen und der Sinai-
Leipzig, Hinrichs. 8. 18 Ngr.
el, H. A., Zerstreute Blätter. Abhandlungen und Reden ver-
halts. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.
sse einer jungen Berlinerin Lina S. auf dem Kriegsschauplatze
Von ihr selbst niedergeschrieben. Berlin, Mecklenburg. Gr. 8.

Festschrift zum hundertjährigen Jubilaeum der königl. sächs. Bergakademie zu Freiberg am 30. Juli 1866. Dresden. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fricke, G., Auch hier Bethesda und Bethanien. Zwei Predigten, gehalten im Theresianum zu Wien und im sächsischen Feldlazarethe zu Mitterndorf an der ungarischen Grenze. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Führich, J. Ritter v., Von der Kunst. 1stes Heft. Wien, Sartori. Gr. 8. 6 Ngr.

Gerstel, G., Gedichte. München, Franz. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Geschwister, oder: Die Schule der Leiden. Eine Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution. Nach dem Französischen. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Görling's, A., gesammelte Schriften. 1ster Thl.: Malkasten. Bilder aus dem Künstlerleben. 3 Bdchn. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Grabowski, S. Graf, Unter Preußens Fahnen. Historischer Roman aus dem Jahre 1866. 1ste Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. 4 Ngr.

Halle vor einem Menschenalter. Patriotische Reminiscenzen von H. J. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 8. 6 Ngr.

Hechelmann, A., Hermann II., Bischof von Münster (1174—1203) und Bernhard II., Edelherr zur Lippe (1140—1224). Zwei Lebensbilder aus der älteren westfälischen Geschichte nach den Quellen und Urkunden herausgegeben. Münster, Regensberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Herchenbach, W., Mathilde, die wahrhaft königliche Frau und Deutschland's Mutter. Ihre Kinder und Enkel. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Heßlein, B., Jefferson Davis. Social-politischer Roman aus dem amerikanischen Bürgerkriege. 1stes bis 16tes Heft. Leipzig, Purfürst. 8. à 4 Ngr.

Hocker, N., Geschichte des deutschen Krieges im Jahre 1866. Populäre Darstellung der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze in Deutschland und Italien. 1ste Lief. Cöln, Ahn. Gr. 8. 3 Ngr.

Hofmann, R., Die Lehre von dem Gewissen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Homburg, C., Blut und Eisen!! Die Grundfarben der neuen Karte Europa's. Ein Beitrag zur Geschichte. Mannheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Kurhessen und seine Dynastie. Ein politischer Ehescheidungs-Prozeß. Von einem Enkel der nach Amerika Verkauften. Berlin, Möhring. Gr. 8. 1 Ngr.

Jensen, W., Magister Timotheus. Novelle. Schleswig, Schulbuchhandlung. 16. 15 Ngr.

Johansen, C., Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. Schleswig, Schulbuchhandlung. 8. 22½ Ngr.

Kessel, C. v., Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und seine Verbündeten, und der Krieg in Italien im Jahre 1866. Mit Benutzung amtlicher Quellen dargestellt. 1ste und 2te Lief. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. à 3 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. IV. Geschichte des italienischen Drama's. 1ster Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Knorr, E., Blücher's Kampagne-Journal der Jahre 1793 und 1794. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Der deutsche Krieg im Jahre 1866. Nach den besten Quellen dargestellt von H. v. B. 1ste Lief. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Der deutsche Krieg im Jahre 1866 und Bayerns Mitwirkung an demselben in Franken und Thüringen. Nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten für seine Freunde im Civil- und Militärstande erzählt von Pulverrauch dem Jüngeren. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 2 Ngr.

Die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1866 in Deutschland und Italien. Von einem Landwehr-Offizier. 1ste und 2te Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. à 3 Ngr.

Lietz, M., Das konstitutionelle Princip und das Staatsinteresse von Preußen. Stettin, Saunier. Gr. 8. 5 Ngr.

Marr, W., Der Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland ist eine politische Widersinnigkeit. Eine Warnung, welche vielleicht zu spät kommt. Hamburg, Schardius. 8. 3 Ngr.

Matthaey, H., Hohenzollern, Habsburg und Frankreich für und gegen Deutschland! und welche Gestalt wird Deutschland nun erhalten? Leipzig, J. C. Poenicke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oelsner, T., Hurrah! Preußische Zündnadel-Lieder, im Tornister mitzunehmen. Oels. 16. 1 Ngr.

Petermann, A., Die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Gotha, J. Perthes. Gr. 4. 7½ Ngr.

Rüstow, W., Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien, politisch-militärisch beschrieben. 1ste Abth. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 21 Ngr.

Die Schlacht bei Königgrätz. Dargestellt von einem alten Militär. Berlin, Matthies. Gr. 8. 8 Ngr.

Stein, B., Aus Andalusien. Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tollin, H., Ein Ahnherr der Hohenzollern. Charakterbild. Frankfurt a. d. O., Harnecker u. Comp. Lex.-8. 6 Ngr.

— — Biographische Beiträge zur Geschichte der Toleranz in 3 Vorträgen. Frankfurt a. d. O., Harnecker u. Comp. Lex.-8. 20 Ngr.

Von Dresden nach Paris oder Sachsens Verhängniß. Gera, Griesbach. Gr. 8. 2½ Ngr.

Weise, K., Aus dem Volke. Neue Dichtungen. 1stes Bdchn.: Die Länder aus dem Ruhlathale. Freienwalde a. O. 16. 5 Ngr.

Weltzel, A., Geschichte der Stadt, Herrschaft und Festung Cosel. Ratibor, Thiele. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Westphal, R., Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. 3te Abth.: Plutarch über die Musik. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Weyhe-Eimke, A. v., Des Königs Ahnen. Welfenlieder. Lüchow, Saur. 8. 18 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 27. September 1866.

Inhalt: Victor Hugo's neueste Gedichte. Von Rudolf Gottschall. — Das Leben Walther's von der Vogelweide. — Rußlands ländliche Verfassung. Von Aurelio Buddeus. — Biographisches. — Religiöse Dichtungen. Von Gustav Hauff. — Zur Philosophie der Geschichte. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Victor Hugo's neueste Gedichte.

Les chansons des rues et des bois. Par *Victor Hugo*. Troisième édition. Paris 1866.

Nachdem Victor Hugo in seinen „Contemplations" meistens großartige Gedankenhymnen gedichtet hatte und sich auf seinem Patmos Guernsey von der Unermeßlichkeit des Meers und des gestirnten Himmels begeistern ließ, nachdem er als Odendichter und Elegiker zum Theil mit prophetischem Schwung theils die Harmonie des Kosmos verherrlicht, theils die Dissonanzen des Menschenlebens in seinen Dichtungen hatte widerhallen lassen, raubten ihm auf einmal die Lorbern Béranger's den Schlaf; er schnallte seiner Muse den Kothurn ab und ließ sie in jenen leichten Chansons einherhüpfen, wie sie das Volk in den Straßen, die Vögel in den Wäldern singen.

Das war wenigstens die Absicht des Dichters, dazu stimmte er seine Leier. In Wahrheit aber ist seine Muse nicht so leicht geschürzt wie die lustig in ihren Mansarden singende Muse Béranger's, die nur einen leichten Sommerhut mit wehenden Bändern trägt; sie trägt auf dem Kopfe, wie eine Gipsfigurenverkäuferin, einen geschmackvoll modellirten Olymp, Götter und Helden aus alter und neuer Zeit! Da ist der leichte, geflügelte Schritt eine Unmöglichkeit — und bei jedem raschern Ausschreiten beginnen die Unsterblichen zu wackeln und die Napoleone und Minerven stoßen mit den Nasen aneinander.

Wir halten Victor Hugo für einen der größten Lyriker der Neuzeit; auch seine „Contemplations" sind, trotz einzelner Sonderbarkeiten, großartige Dichtungen, im Stil der Psalmen und Pindar'schen Epinikien, in jenem erhabenen Stil, der allerdings dem Zeitgeschmack fern liegt und auch von der vornehmen Kritik, die im Grunde recht vulgäre Neigungen hat, über die Achseln angesehen wird. Glücklicherweise hatte Victor Hugo schon einen Dichternamen von zwingender Gewalt, als diese „Contemplations" erschienen, sonst wäre das Frankreich des second empire, das sich am Taumelkelch des Lorettenthums berauscht, über den Dichter und seine Sammlung zur Tagesordnung übergegangen. So aber mußte dies gebildete Frankreich in den sauern Apfel beißen und dem Dichter in seinen siderischen Schwärmereien folgen, so wenig Paris sonst zu den Sternen aufzublicken pflegt. Das heutige Frankreich erkennt in Victor Hugo mit Recht seinen größten Dichter, und auch die Nachwelt wird diesem Urtheil beistimmen.

Doch gerade der erhabene Schwung der Victor Hugo'schen Dichtung, der nicht zu ihren besondern Merkmalen gehört, sondern ihr innerstes Wesen ausmacht, findet auf dem Gebiete des leichtgeflügelten Chansons keinen Platz für seine Bewährung. Wol sind in den „Feuilles d'automne", in den „Chants du crépuscule" und den andern frühern Sammlungen einzelne Chansons enthalten, die echt poetische Innigkeit athmen und in denen bisweilen auch der Refrain mit Béranger'scher Grazie gehandhabt ist; doch sind dies mehr Ausnahmen, Ausnahmen schon bei dem jugendlichen Dichter, dem die unmittelbare Empfindung der Liebe, der Lebenslust, der Trauer wärmer aus dem Herzen kam. Das Alter wird betrachtender, sentenziöser. Wol singen Anakreon, Hafis und Goethe noch von Liebe; doch dieser Rosenkranz im weißen Haar hat den Zauber eingebüßt, der um die Myrte der jugendlichen Stirnen schwebt, und seine entblätterten Rosen fallen in den vollen Pokal des Genusses, den die zitternde Hand an die Lippen führt. Ein Chansonnier mit Silberlocken wird kaum jene Klänge der Empfindung anzuschlagen verstehen, die sich dem Sinne des Volks einschmeicheln, selbst wenn er in seiner Jugend ein Orpheus gewesen wäre, der die Steine tanzen machte. Victor Hugo war aber nie ein Chansonnier — man darf daher mit Recht mistrauisch sein gegen die Chansons seiner alten Tage.

Auf der andern Seite ist es ebenso zweifellos, daß ein Dichter von Gottes Gnaden sich nie verleugnen wird, mag er auch die ihm unbequemste und fremdartigste dichterische Form wählen. Er wird nicht nur hier und dort Vollendetes schaffen — überall wird sein Genius hindurchblicken, aus der sonderbarsten Verkleidung heraus sich erkennen lassen.

Dies ist auch bei den neuesten Chansons des franzö-

sischen Dichters der Fall. Es sind mit wenigen Ausnahmen keine sangbaren Lieder, die von Mund zu Mund gehen werden; aber es sind Gedichte, wie sie doch eben nur Victor Hugo schaffen konnte, die den Stempel eines durchaus eigenartigen Talents tragen. Dabei sind sie durch und durch französisch, wenn auch mehr im Geist altfranzösischer Galanterie und reichlich versetzt mit dem Esprit der Rococoperiode. Die Mehrzahl derselben darf als ein Versuch bezeichnet werden, das Madrigal in moderner Form wieder ins Leben zu rufen.

Was zunächst in diesen Chansons auffällt, ist der schwere mythologische und historische Ballast, mit welchem sich die leichtgeflügelte Muse schleppt. Es sind Versatzstücke des Esprit, Fangbälle des Witzes; diese Gelehrsamkeit will durchaus keinen imponirenden Eindruck machen. Dennoch macht sie sehr oft einen schwerfälligen und überladenen, sodaß wir statt eines graziös leichten Federballspiels oft das Kugelspiel eines Jongleurs erblicken.

Gleich am Eingang begegnet uns „Le cheval", der antike Pegasus, der seinen mythologischen Geburts- und Taufschein erhält. In einer Strophe verwandelt er sich sogar in das Roß der Apokalypse, bleich, den Tod auf dem Rücken. Dieser Pegasus, der mit seinen Füßen den Takt der äschyleischen Verse schlägt, der auf dem Pindus zu Hause ist und Endor liebt, der sich in die Finsternisse stürzt, bis daß er das Licht erblickt — das ist das wilde Feuerroß, das sonst des Dichters Phantasie besteigt bei ihren Wanderungen durch den Kosmos und die Geschichte; es scheint wenig geeignet, vor der Thür eines Liedergartens als Vignette zu stehen. Doch halt, dies in die Himmelsabgründe tauchende Roß wird ja vom Dichter am Zügel geführt „zur Wiese der Idylle", wo zwischen Lachen und Kuß die zarte Ekloge geboren wird, wo das Epigramm wächst, dieser Hagedorn, und der Feldklee, das Triolet, und hier zeigt er dem Pegasus die Weide und läßt ihn grasen.

Er selbst nennt die Muster, denen er nachgestrebt: Chaulieu, jenen Anakreon des „Temple", der mit dem Großprior von Malta epikuräische Studien trieb; Racan, den Dichter der „Bergeries" — wir wissen also, was wir erwarten dürfen: heitere Lieder, etwas hochgeschürzt, ohne allzu strenges Decorum, Epigramme, kleine Feuerwerke des Witzes und der Satire, und Idyllen, Schäferspiele, die einer ungläubigen Zeit gegenüber nicht mehr ins Sentimentale fallen dürfen, sondern nur verliebte Maskeraden sind. Man bewegt sich auf dem Lande etwas ungenirter als in den Salons; ein Schäferhund ist nicht so störend wie ein Onkel oder eine Tante, welche den guten Ton überwachen, und wenn ein Daphnis das Strumpfband seiner Chloë gefunden hat, so kann er es ihr ohne weiteres umbinden und dabei ungestört seinen poetischen Gedanken nachhängen.

Der Dichter der „Contemplations" hat keine Visionen mehr wie Ezechiel, er streicht sich die Runzeln von der Stirn; er will tändeln, kosen, scherzen. Seine Poesie, welche Weltkugeln im unermessenen Aether vor sich tanzen ließ, begnügt sich jetzt mit dem Tanz von buntschimmernden Seifenblasen.

Und diese „tanzende Seifenblase" ist doch in ihrer Art auch ein kleiner Weltspiegel. Nur daß sie so rasch zerplatzt! Doch das ist ja ein Haupteffect der Heine'schen Lyrik, den auch Victor Hugo nicht verschmäht.

Die Sammlung zerfällt in zwei Bücher: „Jeunesse" und „Sagesse", das erstere Buch aber wiederum in sechs Abschnitte: „Floréal", „Les complications de l'idéal", „Pour Jeanne seule", „Pour d'autres", „Silhouettes du temps jadis", „L'éternel petit roman".

Wir treten alsbald ein in die heitere Welt. Der revolutionäre Blütenmonat erläßt sein Bulletin; der Mai überschüttet den fliehenden Winter mit einer Blumensalve. Ein langer Zug von Poeten, von Orpheus und Aeschylus bis zu Virgile und Chenier wird heraufbeschworen als Zeugen für die Reize des grünen Laubwerks, hinter dem sie indeß nicht das Säuseln des göttlichen Odems hören, sondern les jambes roses, blendende Schultern u. dgl. sehen. Es ist die Naturpoesie eines Rococoparks, wo willige Schönen im Schatten lauschen, wo die Satyrn noch immer sich im Tanze drehen, die der Dichter feiert. Die Natur erscheint nur als die Decoration für galante Abenteuer: da wird Psyche herbeibeschworen, um auf eine lange Frage eine kurze Antwort zu ertheilen, sie wird nach Dingen gefragt, von denen sie unmöglich viel wissen kann: nach den Sphinxen von Theben und den Tauben des Heiligen Geistes, nach der Brücke von Schlamm zum Himmel, wo Venus Astarte auf halbem Weg Ithuriel begegnet; doch sie weiß sich zu helfen, sie findet das Unbekannte zu dieser quadratischen Gleichung mit ihren zahlreichen Nennern, indem sie der Schäferstunden im Arme des kleinen Amor gedenkt, und antwortet: „Es ist der Kuß."

In der Häufung dieser Prädicate, für welche erst das Subject gesucht wird, finden wir eine durchgängige Eigenthümlichkeit des Victor Hugo'schen Stils scharf ausgeprägt. Er liebt es, Prädicate und Appositionen in buntester Fülle und Folge aufeinanderzuhäufen und die Phantasie in einer verwirrenden Weise dadurch zu beschäftigen, sodaß der kritische Verstand gar nicht zu Worte kommt; er überschüttet mit Bildern — wer hat da Muße, Spreu und Weizen zu sondern? In der That schmuggelt er unter der Menge immer einige schiefe und geschmacklose mit ein, doch sie werden von den bessern mit ins Schlepptau genommen — und „die Menge trägt die Last".

Dann trommelt der Poet „auf das Land". Die Idylle ist sich ja überall gleich, die Blumen sind zu Sèvres so frisch wie auf dem Hybla, die Pfirsiche von Montreuil verdienten von einem himmlischen Cherub bewacht zu werden; die Morgenröthe von Ivry und die von Athen sind von demselben Strahl geschaffen; Trinettchen hat mehr Haare auf dem Nacken als Kalirrhoë, welche im großen Tempel von Abydos träumt, und das Mieder von Dinyschen ist so viel werth wie der Gürtel der Venus. Das sind nur Excerpte aus den zahlreichen Bildern höchst gelehrter Art, mit denen der Dichter hier wiederum seinen Grundgedanken illustrirt. Dazwischen spielen jene

eißlichter des Esprit mit herein, jene schlaghaften Anti-
n, die ebenfalls zum Mobiliar der Hugo'schen Muse
ren, das sie zur Aussteuer mitbekommen: so wenn
Dichter den „Morgen“ feiert, „wo die Nacht in einem
genscheine schmilzt, wo der Diplomat dumm und der
entreiber tiefsinnig aussieht“.

Am Schlusse dieser Einladungskarte aufs Land stellt
Dichter gar Bacchanalien in Aussicht, beschwört die
nen herbei und fordert auf, in jenen Apfel der Idylle
eißen, in welchem man noch die Zähne von Moschus
In der Lektüre Platon's stört ihn die reizende
alette; Phädon gibt ihm den Muth, sie zu fragen,
e nicht eine Göttin sei? Die Kirschen schmecken der
en nicht, sie möchte lieber Zuckerwerk. Der Dichter
t sie, indem er mit Blumen ihre farbige Hand und
Mund mit einem Kusse abtrocknet.

Noch einmal redet der Dichter seinen eigenen Dichter-
an in dem Gedicht: „Genio libri“ und gibt ihm die
eit, alles durcheinanderzuwürfeln: David soll Diana
chten und Aktäon Bathseba. Die ars poëtica soll
um Grund aufgerührt werden. Kleine Teufeleien —
Dämonisches. Auch dies Gedicht bringt wieder
Musterkarte von Namen und Bildern aus allen Zei-
und dabei schleppt Victor Hugo aus der Rumpel-
er des Alterthums oft den bestaubtesten Hausrath
und die seltsamsten Namen aus seinem Thesaurus
Notizen, sodaß man bisweilen glaubt, in einer ver-
en Encyklopädie zu lesen.

Der zweite Abschnitt: „Les complications de l'idéal“,
t mit einem abermaligen: „Paulo minora canamus“,
dasselbe Programm. Doch finden sich in diesem
nitt einige Lieder leichtern Tons, z. B. „Paupertas“:

> Être riche n'est pas l'affaire;
> Toute l'affaire est de charmer.

Der Dichter stellt in andern Gedichten Reflexionen an
das Verhältniß der Idee zur Wirklichkeit, „die ihre
r auf der blauen Stirn des Ideals zeigt“. Die
mmer neue Geschichte vom Faun und der Flora,
m Eheband zwischen „häßlich“ und „schön“, wird
er satirischen Skizze besungen. Eine Idylle mit ge-
n mythologischen Beiwerk und allerliebster Pointe
Gedicht „Meudon“.

In „Senior est junior“ findet sich eine geistreiche und
Parallele zwischen der Liebe des Alterthums, die
trank und an den alttestamentlichen Brunnen ihre
en hebräischen Heirathen vermittelte, und der neuen,
sich nur trunken bei Tische zeigt. Der frühern
len ars amandi, illustrirt wieder mit Beispielen
uen Alterthums höchst barocker Art, unter denen
gier Orus nicht fehlt, welcher seiner Hetäre eine
e Nilratte zum Geschenk macht, wird die neue sehr
gegenübergestellt, welche das alte Programm we-
abgeändert hat. Jetzt macht das Herz keine Dumm-
mehr; die Biches von Paris und die Anonymas
idon erleichtern die Bankiers von ihrer Last. Chloë
em Daphnis, der ihr die Wange reicht, ihren Tarif
: Trophäen der Schönen sind

> Et de bouteilles décoiffées
> Et de financiers dédorés.

In diesem Gedicht zeigt Victor Hugo, gegenüber dem modernen Leben des Seinebabel, eine juvenalische Ader. Man darf dies bei den heutigen pariser Zuständen nicht gering anschlagen; er ist fast der einzige Dichter, der seine Geisel über die feile Liebe schwingt. Doch nicht mit dem düstern Ernst des Persius, sondern juvenalisch, martialisch, mit satirischen Bonbondevisen, die er dann wieder zerreißt und im heitern Spiel umherflattern läßt.

Es folgen nun einige Liebescyklen: erst wird Jeanne verherrlicht, dann kommt die Reihe an mehrere andere, und in dem „kleinen Roman“ spielt besonders Donna Rosa eine nicht unbedeutende Rolle. Diese Liebescyklen haben nichts von Petrarca; sie sind theils schäferlich im Rococostil, theils frivol pikant, und nur hin und wieder blickt eine innige Empfindung durch, die es sich übrigens bequem macht und im Negligé erscheint.

Unter den Gedichten: „Pour Jeanne seule“, befinden sich einige Lieder, die wol zu den gelungensten der Sammlung gehören. So athmet gleich das erste Béranger'sche Grazie, und diese Jeanne, welche Regen und Sonnenschein in seinem Herzen macht, wird mit liebenswürdiger Ekstase gefeiert. Sind ihm doch die Blumen auf ihrer Jacke lieber als alle Sterne des Himmels. Gleichwol philosophirt der Dichter in einem wieder gelehrt überladenen Gedicht über die fallenden Sterne und fragt sie nach ihrer Herkunft, indem er dabei mit einem der großartigsten Bilder schließt, welches selbst in einer Ode noch frappiren würde:

> Est-ce le Dieu des désastres
> Le Sabaoth irrité,
> Qui lapide avec des astres
> Quelque soleil révolté?

Dann aber sieht er wieder, wie die Erde ihre Schürze von Blumen ausbreitet, um die fallenden Sterne aufzufangen. Wie reizend schildert er die Sanftmuth seiner Jeanne, die so groß ist, daß, wenn sie durch die Wälder irrt, die Köpfchen in den Nestern sich vor ihr aufrichten. Mitten hinein in diese Lieder streut der Dichter eine kleine Rococonovelle, das Duell wegen eines Strumpfbandes.

Der Cyklus, in welchem Jeanne gefeiert wird, ist mehr platonischer Art; die Sterne, der tiefe Mond, der durch die Zweige blickt, beleuchten eine keusche Liebesidylle, welche durch „l'épaisseur de la tunique“ geschützt ist vor kecken Ausschreitungen. In dem Cyklus: „Pour d'autres“, geht es munterer her. Da ist die Liebe ein „doux maroufle“, und dieser süße Schlingel ist Herr im Hause

> Tous les soirs, quand Lisbeth souffle
> Sa chandelle et ma raison.

Das Auge des Dichters folgt der schönen Müllerin von Chelles, wenn sie auf ihre Leitern klettert, sicher ihres gutsitzenden Strumpfs; dann ist er wieder im Schatten der hohen Bäume gleichzeitig in zehn Frauen verliebt und durch ihre „vierzig Volants“ gefangen. Eine minder fashionable Wäscherin in Créteil erobert darauf sein Herz; er

macht ihr eine Liebeserklärung am Ufer der funkelnden Marne; es kommt zu einem Kuß:

Je m'arrête. L'idylle est douce,
Mais ne veut pas, je vous le dis,
Qu'au delà du baiser on pousse
La peinture du paradis.

Reizend ist in dem „Éternel petit roman“ die Legende vom Finger der Frau, den Gott erschaffen. Als er sich zufrieden damit in den Abgrund des Unermeßlichen zurückgezogen, um auszuruhen, da kommt der Teufel und fügt dem kleinen Rosenfinger lächelnd einen Nagel an.

Die Heldin dieses kleinen Romans ist eine junge Brasilierin, Donna Rosita Rosa, bereits verwitwet, nach einer zehnmonatlichen Ehe mit einem Greise. Diese Donna Rosita ist so schön, daß man sich vor ihr fürchtet, mag man Don Juan oder Caton sein; doch die rebellische Schöne will nichts von dem Dichter wissen und nöthigt ihn, seine übermüthige Leier etwas herabzustimmen und Gesänge unerwiderter Liebe zu dichten. Seine Träume klopfen bei ihr an oder kratzen vielmehr an ihrer Thür; er leidet ganz kläglich. Vergebens ruft er ihr zu, daß Liebe die einzige Schönheit ist, daß sie selbst häßlich werden würde, wenn sie nicht mehr Raison annähme. O welch ein Verrath, ruft er aus, andere närrisch zu machen, während man selbst bei Vernunft bleibt! Zwei schöne Augen, in ihrer Glorie vereinsamt, sind ein Verbrechen; ein Mann, der nicht liebt, ist ein Schwachkopf; eine Frau, die nicht liebt, eine Banditin. Endlich erklärt dann Rosita durch einen Freund ihre Liebe — und die kleinen Cupido tanzen einher vor den Fanfaren seines Herzens. Doch bald meldet sich der Teufel. Der Liebende ist so glücklich, daß er fortwährend rosa, die Rose, declinirt, amoureux à lier. Er fragt den Teufel nach seiner Meinung über die Brasilierin:

Son désir de t'être fidèle,
Dit-il, est un de mes pavés.

Es kommt auch bald zum Streit:

Une querelle. Pourquoi?
Mon Dieu! Parcequ'on s'adore.
A peine s'est-on dit Toi
Que Vous se hâte d'éclore.

Doch in den Ruinen der alten Abtei, wo man den Jasmin von den Steinen pflückt, an den alten Gräben sich von den Brennesseln stechen läßt, sich sucht und verfolgt — da geht in der Nacht des alten Klosters die Morgenröthe der Liebe auf; man küßt sich, umarmt sich in jedem Augenblick, unter den Pfeilern und Bogen, den Marmortrümmern; es ist die Geschichte der Vögel in den Bäumen. Ein begeisterter Dithyrambus feiert darauf der Liebe einsames Glück. Da denuncirt ihm der Gott des Waldes die Untreue seiner Rosa, die dem Freunde Merante gelächelt hat und von ihm umarmt worden ist. Victor Hugo schreibt ihm darauf einen Absagebrief in allerliebsten viersilbigen Verslein, worin er das apokryphische Ungeheuer, das den Pindus auf dem Rücken trägt und dessen Name die Fabel ist, mit drolligen Schmähungen überhäuft. Dies Gedicht wäre eine reizende Devise für eine buckelige Nipptischfigur. Dennoch hat der Dichter des Nachts Fieberträume und kommt zu der Einsicht, daß der Apfel, in den Eva beißt, das Herz Adam's ist. Doch die Schöne schwebt immer neuen Liebeshändeln entgegen, einem Roman ohne Ende. Immer sagt sie wieder mit leiser Stimme: ich liebe zum ersten mal; doch die Liebe sitzt spottend daneben und zählt an den Fingern ab die Küsse des vorigen Jahres, die Schwüre sind längst vergessen — „l'oubli“ ist der Rest, und das Motto des „Éternel petit roman“:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu.

Das poetische Entremets: „Silhouettes du temps jadis“, enthält köstliche Rococomalereien neben einem vom Ernst der Gesinnung eines Persius durchdrungenen Sittengemälde des modernen Paris. Das Gedicht ist 1827 geschrieben; doch stört das Datum nicht; auch 40 Jahre später behalten diese Schilderungen ihre ganze Wahrheit:

Les actions sont des cloaques,
Les consciences des égouts —
Partout l'or sur la pourriture,
L'idéal en proie aux moqueurs.

Dieser schwarzgallige Idealismus des Dichters hätte eigentlich in das zweite Buch: „Sagesse“, hineingepaßt dessen bedeutsamster Abschnitt: „Liberté, égalité, fraternité“, das Motto jener politischen Losungen der Februarrevolution trägt. Hier nimmt der Dichter, trotz der leichten epigrammatischen Form, einen erstern Aufschwung. Jean Sevère, der alte, halbbetrunkene Invalide, spricht sich in Falstaff'scher Weise über die Kriegsthaten, über die Ehre und die hölzernen Beine aus. Er macht den Vorschlag, daß sich statt der zwei Armeen nur die beiden Generale schlügen — das würde den Rauch vermindern und die Helden größer machen.

Eine der begeistertsten Hymnen auf die Menschheit enthält „L'ascension humaine“, ein Gedicht, das den „Contemplations“ zur Zierde gereichen würde, wenngleich es anfangs auch zu sehr mit geschichtlichen Namen und Studien überladen ist. Ein Freund spricht den Zweifel an dem Erfolg der menschlichen Geistesarbeit gegen den Dichter aus. Ihm ist der Mensch nur ein Traum, ein fliehendes, zitterndes Gespenst, aus seiner ganzen Weisheit und Philosophie entspringt nicht einmal ein Haferkorn; Gott erntet und säet, und alles ist verjüngt. Der Mensch ist nur eine linke Hand, die ins Unendliche hin austastet, ein Skelet im Grabe, ein Sklave auf der Erde, schwächlicher als ein Sperling — der Abgrund des Nichts öffnet sich in dieser Null. Dieser Rede des Freundes, welche die Herrlichkeit und Allmacht Gottes mit Psalmenton preist, entgegnet nun der Dichter, daß der Mensch der Daktylus ist im göttlichen Hexameter. Der Mensch ist Gott unter einem Pseudonym, unter einer Maske; aber er ist Gott. Leuchte der Welt, wirft er ein tiefes Licht bis an die Schwelle der Unendlichkeit; er ist der unbesiegbare Hercules, welcher das Chaos auseinanderreißt. Die Schlußverse dieses Gedichts können als eine poetische Paraphrase des Schiller'schen Ausspruchs gelten:

Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Le ciel s'appuie au solstice
Et l'homme à la volonté.

Il veut. Tout cède et tout plie.
Il construit quand il détruit;
Et sa science est remplie
Des lumières de la nuit.

Il enchaîne les désastres,
Il tord la rebellion,
Il est sublime, et les astres
Sont sur sa peau de lion.

Die Allegorie „La méridienne du lion" hat eine gewisse plastische Größe; der schlummernde Wüstenlöwe ist von dem Dichter gigantisch ausgemeißelt, fast zu grandios für das Schlußepigramm:

S'il remuait sa grosse patte,
Que de mouches s'envoleraient!

Die Natur wird von dem Dichter mit hereingezogen zur Feier politischer Feste. Den Jahrestag des 14. Juli, den Tag des Bastillensturms, begeht er im Schatten der gallischen Eiche, welche die Nacht und das Kloster haßt und kein anderes Gesetz kennt, als zu wachsen.

„Oiseaux et enfants" ist ein anderer Abschnitt von allerliebster Zierlichkeit. Die Lyrik Victor Hugo's gleicht darin einem farbenfunkelnden Kolibri, der durch das Laubwerk hüpft. Die Schlußapostrophe an den Pegasus hat wieder einen odenartigen Aufschwung.

„Les chansons des rues et des bois" sind nicht gerade funkelnde Thautropfen der Poesie, aber es sind blitzende Demanten aus der Krone des Genius. Wir haben es mit einem der ersten Dichter, einem der geistreichsten Autoren des Jahrhunderts zu thun. Was wir in Deutschland unter einem Lied verstehen, diese zartverschämte Blüte der Lyrik, wächst nicht in den Zaubergärten der Victor Hugo'schen Poesie, wo die goldenen Hesperidenäpfel der Phantasie allzu schwer und wuchtig an allen Zweigen hängen. Doch wo dieser gedankenschweren Poesie ein anmuthiges und graziöses Gedicht gelingt, da ist es auch von besonderm Arom und zugleich seelisch anmuthend und geistig berauschend.

Die Begeisterung für Freiheit und Menschenrecht, die prophetische Stellung des Dichters zu den Fragen und Problemen der Zeit tritt auch in dieser Sammlung von Chansons deutlich hervor und gibt dem Dichter eine allgemein menschliche Bedeutung. Doch Victor Hugo ist auch „Franzose" — und so trägt jedes echte Genie bei universeller Bedeutung den nationalen Stempel; er ist „Franzose" in der graziösen Leichtigkeit, mit welcher er die Brillantfeuerwerke des Esprit vor unsern Augen abbrennt, in der Eleganz, mit welcher er große Probleme dichterisch behandelt und die Karten der Weltgeschichte mischt. Und dabei ist er gleichzeitig alter Provenzale, Rococodichter, und ein Kind des neuen revolutionären Jahrhunderts, und gerade deshalb der größte Dichter Frankreichs, weil er alle Blüten des französischen Geistes zu einem Kranze windet.

Rudolf Gottschall.

Das Leben Walther's von der Vogelweide.

Das Leben Walther's von der Vogelweide von Rudolf Menzel. Leipzig, Teubner. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Als im vorigen Jahrhundert die Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur der Vorzeit anhob und unter den mannichfachen Versuchen, die alten Denkmäler an das Licht zu ziehen und nutzbar zu machen, auch die Lyrik sich großer Theilnahme erfreute, da war im Anfang der einzelne Vertreter einer bestimmten Dichtungsart noch nicht der Gegenstand einer besondern Vorliebe. Die gesammte Schar der Minnesänger stand in Ehren, und manche Dichtungen wurden zu Nachbildungen in die neue Sprache benutzt, die uns heute durchaus werthlos oder zum mindesten gleichgiltig erscheinen. Mit der zunehmenden Beschäftigung aber konnte es nicht fehlen, daß die Individualität der einzelnen Dichter näher ins Auge gefaßt wurde, daß das Urtheil und die Auszeichnung sich dem einen mehr oder minder zuneigte. Es währte nicht lange, da hob sich immer mehr eine Dichtergestalt empor über die Genossen des Gesangs, ein Dichter galt bald als der erste und vielseitigste, von ihm allein wurde schon damals eine Reihe von Liedern zu einer Nachbildung in einer selbständigen Ausgabe auserwählt und benutzt. Und als dieser Dichter des Alterthums einem Dichter und Forscher der Neuzeit ein würdiger Gegenstand erschien zu einer eingehenden und liebevollen Schilderung, da wuchs die Verehrung für diesen Meister und für seine Schöpfungen von Jahr zu Jahr. Und jetzt ist Walther von der Vogelweide ein Name, der jedem Gebildeten, wenigstens jedem Gebildeten der jüngern Generation bekannt ist, und für viele unter den Freunden der vaterländischen Literatur sind auch die Dichtungen dieser Classiker des Mittelalters eine reiche Quelle erhebender Freude geworden. Gerade bei Walther von der Vogelweide hat sich die gelehrte Beschäftigung mit der deutschen Vorzeit, mit ihrer Sprache und Literatur als einflußreich bewährt für die Geschmacksbildung und schöpferisch für die Befriedigung des geistigedeln Bedürfnisses.

Man kann sagen: an Walther von der Vogelweide ist die deutsche Philologie groß geworden. Nächst dem Nibelungenliede ist gerade Walther der Gegenstand eifrigster Forschung gewesen, und voraussichtlich wird er es noch auf lange Zeit hinaus bleiben. Die Literatur, die streng gelehrte und die populär gelehrte, welche sich an Walther knüpft, ist schon zu einer kleinen Bibliothek erwachsen und dazu gesellen sich eine Reihe Zeitschriftenbeiträge und Programmabhandlungen.

In den letzten Jahren ist über Walther mancherlei erschienen (vgl. die Besprechung in Nr. 5 d. Bl. f. 1864); von besonderer Bedeutung war die jüngste Walther-Ausgabe von Franz Pfeiffer, die den ersten Band der von ihm herausgegebenen Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" bildet und schon in zweiter Auflage vorliegt: ein günstiges Schicksal, dessen sich Schriften aus dem Gebiete des Altdeutschen nur selten erfreuen. Nicht lange nach dieser mit Erklärungen versehenen Ausgabe Pfeiffer's erschien gleichsam als ergänzendes Seitenstück

in darstellender Form das vorliegende biographische Werk, welches insofern ein abschließendes zu nennen ist, als es sämmtliche Forschungen und Arbeiten zusammenfaßt, über sie berichtet und urtheilt; zugleich aber enthält es eine Fülle eigener Forschungen und Ansichten und ist deshalb auch wieder geeignet, zu neuen Erörterungen anzuregen. In letzterer Beziehung werden die Fachmänner an dem Buche theilnehmen; seiner Tendenz nach aber ist es für einen größern Leserkreis bestimmt, und wir wollen hoffen, daß diese Absicht des Verfassers in vollem Maße mit Erfolg gekrönt sei. Viel kann aus Menzel's Buch gelernt werden; für jeden, der nicht selbst Fachmann ist, sondern sich aus nationalem und ästhetischem Interesse mit Walther vertraut machen will, ist es schwierig und fast unmöglich, die gesammte Literatur zu beschaffen und durchzuarbeiten, darum muß ihm ein solcher Wegweiser höchst willkommen sein. Aber nicht nur Belehrung, sondern auch Genuß wird dem Leser zutheil werden, denn Menzel weiß für seinen an sich schon anziehenden Gegenstand im hohen Grade zu fesseln, und seine Schreibart ist warm und eindringlich.

Hätte sich Menzel darauf beschränkt, nur zu referiren ohne eigenes Urtheil, dann würde sein Buch gewiß recht trocken ausgefallen sein; dadurch, daß er seine Selbständigkeit nicht aufgegeben, fordert er zugleich — und dies erhöht das Interesse — zum Widerspruch auf. Keineswegs wird man ihm und seinen Ausführungen immer beistimmen, im Gegentheil, der eine wird dies, der andere jenes anders gewünscht haben. Und so hat auch das Werk schon manchen Angriff erfahren, namentlich deshalb, weil der Verfasser sich nicht blindlings den ältern, von Lachmann herrührenden Ansichten unterworfen hat. Als Ganzes aber betrachtet, werden vorurtheilsfreie Kritiker der Arbeit aufrichtiges Lob spenden, denn sie ist gewissenhaft und sorgsam abgefaßt, und selbst mancher, der zur Mäkelei geneigt ist, wird sie gern benutzen und sich Raths aus ihr erholen, wenn er über eine Frage schnell etwas wissen und die verschiedenen Ansichten darüber beisammen haben will.

Eigentlich historische Zeugnisse besitzen wir nur verschwindend wenige über Walther's Leben. Die meisten Zeugnisse, wenn wir von den Handschriften absehen, welche uns Walther's Schöpfungen überliefert haben und von denen zwei den Dichter auch im Bilde darstellen, sind literarischer Natur. Wir finden Walther bei den Dichtern, bei Zeitgenossen und Nachkommen, erwähnt und gepriesen. Seine Dichtungen oder Stellen aus ihnen werden citirt, nachgeahmt oder parodirt; auch Reminiscenzen, die zum Theil unbewußt sein mögen, finden sich in großer Anzahl. Noch im 16. Jahrhundert finden wir Walther's Wort lebendig, wenn auch entstellt und verdunkelt. Im Volksliede „Vom edeln Möringer“ werden zwei Strophen aus einem Walther'schen Liede mit Beziehung auf die Situation verwerthet. Zu diesen wirklichen Zeugnissen tritt die Sage, nach welcher die alten Meister, und unter ihnen auch Walther, die Sängerschulen gestiftet haben. Auch ist Walther im Gedichte und in der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg eine Rolle zugetheilt. Menzel hat am Schlusse seines Buchs dieses Dichterruhms und Dichtereinflusses gedacht; er theilt die wundervolle Stelle aus Gottfried's „Tristan und Isolde“ mit, in welcher es heißt, daß nach dem Tode Reinmar's des Alten, der Nachtigall von Hagenau, die von der Vogelweide der Sängerschar das Banner vorantragen solle. Auch den Nachruf, welchen Walther's treuer und talentvoller Schüler, der Truchseß von St.-Gallen, dem geschiedenen Meister gewidmet hat, finden wir in Menzel's Buch am Schlusse im Kapitel über „Walther's Tod“ mitgetheilt. Wenn diese Stelle auch ganz schicklich ist, so gehört doch jener Nachruf ebenfalls unter die literarischen Zeugnisse. Nach unserm Gefühle hätte dieses Kapitel von den Zeugnissen die Biographie besser eröffnet. Wer sich mit Walther beschäftigt, wird gern auch diese Zeugnisse in genauer Angabe kennen lernen wollen. Wenn es bei Menzel heißt (S. 350): „Sie alle (nämlich die gleichzeitigen und spätern Dichter) rühmen ihn nicht nur, sondern ringen seiner Größe nach und benennen zum Theil ihre Töne nach seinem Namen“, so werden wir erwidern müssen: viele rühmen ihn, aber bei weitem nicht alle; und wir müssen dann fragen: wer sind denn diese? Im Verlaufe der Darstellung sind allerdings manche Parodien und Citate schon Gegenstand der Besprechung gewesen, weil sie zum Verständniß des einzelnen wichtig sind und die biographischen Beziehungen in helleres Licht setzen, allein ein für sich abgeschlossener Gegenstand erfordert auch eine besondere Behandlung, und Wiederholungen sind nicht zu befürchten, wenn man einfach verweisen kann.

Bei dem Mangel an äußern Nachrichten sind wir bei Walther, da er nicht blos Minnesänger im engern Sinne, sondern auch politischer Dichter ist, auf die historischen Andeutungen angewiesen, die er uns selbst in seinen Gedichten, namentlich in seinen Sprüchen gibt. Da diese Anspielungen den Gegenstand der Erforschung und Erklärung bilden, so ergeben sich natürlich nicht wenige Punkte, in denen die verschiedenartigsten Ansichten hervortreten. So lange die Forschung sich nicht geeinigt hat, so lange wird eine Biographie im strengsten Sinne kaum möglich sein. So ist auch das „Leben“ des Dichters, welches uns Menzel darzustellen versucht hat, in der Hauptsache eine kritische Erörterung. Dadurch aber, daß der Verfasser sich auch bestrebt, wirklich zu erzählen und die Principien der historischen Kunst zur Geltung zu bringen, hat sein Buch einen ganz andern Charakter angenommen als das in seiner Art nicht minder treffliche „Leben Walther's von der Vogelweide“ von Max Rieger (Gießen 1863), welches sich eng an die von Wackernagel und Rieger unternommene Walther-Ausgabe anschließt.

Bevor Menzel die historischen Bezüge im einzelnen verfolgt, sendet er eine Besprechung voraus über „Walther's Geburtsjahr, Heimat, Name und Stand“. Walther's Geburtsjahr fällt nach ungefährer Berechnung zwischen 1157—67. Seine Heimat ist in vielen Ländern gesucht worden. Lachmann's Ansicht, Walther sei Oesterreicher gewesen, hat bekanntlich lange Zeit als feststehend

gegolten, bis Pfeiffer mit Entschiedenheit widersprach und Franken als sein Heimatland zu erweisen suchte. Pfeiffer ist später durch eine interessante Entdeckung von dieser Ansicht zurückgekommen. In Tirol ist, wie Pfeiffer in der Einleitung zu seiner Ausgabe mitgetheilt hat, ein Ort Vogelweide urkundlich nachgewiesen worden. Menzel stimmt mit Pfeiffer überein, daß dieses Vogelweide wirklich und unzweifelhaft als die Geburtsstätte des Dichters anzunehmen sei, beschränkt indessen diese unbedingt ausgesprochene Ansicht später wieder dahin, daß für die neue Entdeckung nur die überwiegende Wahrscheinlichkeit spreche. Der Name „von der Vogelweide" ist als wirklicher Name, nicht als Versteckname zu fassen; und Walther muß von Adel, wenn auch von niederm Adel gewesen sein.

Aeußerst sorgfältig sind Menzel's Ausführungen dieser einzelnen Fragen, ja er hat unsers Bedünkens oft des Guten zu viel gethan. Er hätte sich bei Widerlegung irrig scheinender Ansichten bei weitem kürzer fassen können. Dieser Vorwurf betrifft auch den eigentlich biographischen Theil, der den Hauptinhalt des Buchs bildet.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier im einzelnen dem Menzel'schen Buche nachgehen. Mit Vorliebe und daher mit einem gewissen Schwunge in der Darstellung ist das Kapitel behandelt, welches uns Walther „auf dem Höhepunkte seiner politischen Dichterthätigkeit" schildert. Wenn wir Menzel's Buche aufrichtig den besten Erfolg wünschen, einen mehr äußern, daß es rechte Verbreitung finden und für den größten Lyriker und politischen Dichter des Mittelalters ein immer tieferes Interesse erwecken, und dann auch einen innern, daß es zu neuen fruchtbaren Untersuchungen den Anlaß bieten möge: so dürfen wir uns wol auch im Hinblick auf diesen doppelten Erfolg einen Wunsch auszusprechen erlauben, dessen Erfüllung wir in einer zu hoffenden zweiten Ausgabe mit Freude begrüßen würden.

Wie es sich von selbst verstand, hat Menzel auf die drei Ausgaben von Lachmann, Wackernagel-Rieger und Pfeiffer Rücksicht genommen. Er gibt deshalb immer dreifache Citate. So praktisch dies sein mag, so unschön ist es doch in einer Darstellung, wenn immer dem ersten Citate noch zwei in einer Klammer nachhinken. Erwägt man, daß diese Citate sich öfter wiederholen, so wird dadurch auch Platz unnöthig in Anspruch genommen. Eine vergleichende Tabelle würde diesem Uebelstande abhelfen. Wer genauer forschen will, nimmt gern die Mühe des Nachschlagens auf sich. Und wer lesend genießen will, wird anstatt eines Citats in Zahlen lieber ein Citat in den Worten des Textes ohne Zahl vorziehen. Nur da, wo ein Citat nicht der Beginn eines Liedes oder Spruchs ist, wo also eine bestimmte Stelle aus einem Gedichte angeführt wird, läßt sich die Zahlangabe nicht vermeiden. Ferner wäre es sehr erwünscht, wenn die Stellen, die im Buche besprochen werden, in einem Register zusammengestellt würden. Die Benutzung des Werks würde dadurch wesentlich erleichtert. 26.

Rußlands ländliche Verfassung.

Die ländliche Verfassung Rußlands. Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861. Von August Freiherrn von Haxthausen. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die sociale Gestaltung, welche unsere Gegenwart beherrscht, ist aus Frankreich über Europa hingeschritten; ihre abermalige Umgestaltung nach den modernen Weltbedürfnissen ist darum keine minder brennende Frage geworden, weil sie noch ein ungelöstes Räthsel blieb. Deshalb, weil die sociale Reformbewegung Europas erst seit wenigen Jahren über die Grenzen des russischen Reichs hinausgehen und an der eigenthümlichen Fügung der dortigen Gesellschaftsgliederung rütteln durfte, können wir den Blick dagegen nicht verschließen, daß mit Rußlands Eintritt in den socialen Interessenkampf neue Bewegungselemente auch von da auf die alten Heimatstätten der europäischen Cultur zurückwirken. Vorläufig erscheint es allerdings nur die Kundgebung eines außerordentlich jungen, erfahrungs- und thatenarmen Uebermuths, daß die Vertreter des nationalrussischen Princips für ihr Volk, dessen Geschichte bisher nur „des Herrschers Eigenthum" war, die Berufung in Anspruch nehmen, für das „alte, abgelebte Europa eine neue Civilisationsformel zu schaffen". Denn dieser Anspruch beruht eben blos auf einer rohen Massenkraft, welche, soweit sie bisher ihre Gewaltherrschaft geltend machte in der Richtung gen Westen, ihre Wirksamkeit blos durch Vernichtung der selbständigen Errungenschaften einer höhern Civilisation bekundete, wie in Polen; und wo sie nicht mit vollkommener Rücksichtslosigkeit der Gewalt zu verfahren vermochte, stachelte sie den nationalen und religiösen Fanatismus gegen angebliche Gefahren des politischen „Separatismus" und eines angeblich drohenden „Dranges nach Osten" gegen die nichtrussischen Lebensgestaltungen zur Feindschaft auf, wie in den baltischen und finnischen Anlanden der Ostsee. Doch immerhin, diese frische, wenn auch rohe Massenkraft übt einen expansiven Druck gen Westen; Europa darf dem innern Leben derselben nicht fremd bleiben. Je weniger noch bis heute das volksthümliche Rußland mit Europa durch die Solidarität übereinstimmender Civilisationsgrundlagen verbunden, je weniger gleichzeitig das Kraftbewußtsein des russischen Nationallebens in Abrede zu stellen ist, desto wichtiger wird jede objective Darstellung und Würdigung der Zustände, unter denen es auf irgendeinem Gebiete in die vom „allerhöchsten Willen" octroyirten Reformen eingetreten ist und aus denen heraus es die vom Zaren empfangenen Normen sich als Leben aneignet.

Hrn. von Haxthausen's Name erfreut sich in dieser Beziehung einer Autorität wie wenige, auf dem Gebiete der ländlichen und bäuerlichen Verhältnisse Rußlands wie keiner. Seine „Studien über Rußland", seine „Transkaukasia", seine kleinern journalistischen Arbeiten waren in unermüdlicher Consequenz auf die Erörterung und Darstellung des ethnographisch wie politisch scheinbar widerspruchvollen Verhältnisses gegründet, daß das ungeheuere russische Reich überhaupt und namentlich in seinen Kern-

landen seine wesentliche Entwickelung als landwirthschaftlicher Staat genommen hat, während das russische Volk, seinem Nationalcharakter nach, ursprünglich durchaus kein ackerbauendes ist und selbst in den klimatischen wie terrestrischen Verhältnissen für eine agricole Volksentwickelung keineswegs besonders günstige Bedingungen vorfindet. Noch bisjetzt sind die Großrussen kein echtes Ackerbauvolk, sie treiben die Landwirthschaft fast nur aus Nothwendigkeit, und der Charakter des Ackerbaues ist demnach auch anders wie bei den echten Ackerbauvölkern. Weniger die bis zur Leibeigenschaft immer schroffer entwickelte Grundbesitzlosigkeit des Bauern hinderte den Ackerbaubetrieb über die Befriedigung des Volksbedürfnisses hinaus und die Annahme von Fortschritten und Verbesserungen, als vielmehr die altslawische Einrichtung des Gesammtbesitzes der Gemeinde. Ihre periodisch wiederkehrende Neuvertheilung des Landes an die einzelnen Gemeindeglieder zur Benutzung ließ die Anhänglichkeit an die besessene Scholle unentwickelt und den eingeborenen Wandertrieb des Großrussen ohne Gegengewicht. Der auf Obrok, d. h. mit einem Wanderpaß gegen hohe Abgaben, auf seine freie Thätigkeit gestellte Leibeigene war überdies dem Grundherrn ein sich besser verzinsendes Kapital als der in seiner Heimat fronende Bauer.

Diese Verhältnisse sind hier nicht weiter auszuführen, ja nur anzudeuten. Genug, Hrn. von Haxthausen führten seine Studien über Rußlands innere Zustände, Volksleben und ländliche Einrichtungen bereits vor 20 Jahren zu dem sichern Ausspruche, daß eine große Umwandlung und Evolution der ganzen ländlichen Verfassung unzweifelhaft ins Leben treten müsse. Je weniger er den Blick überhaupt abgewendet hatte von diesem schweigsam, aber stetig sich ausreifenden Proceß, desto fester und sorgfältiger beobachtete er den Gang der socialen Reform, nachdem Alexander II. durch die That der Bauernemancipation freie Bahn dafür geschaffen hatte. Diese Bahn ist noch keineswegs durchmessen, ja selbst die rein materielle Aufhebung der Leibeigenschaft ist noch nicht durchgeführt; ein grundbesitzlicher und freier Bauernstand im europäischen Sinne existirt noch nicht, er ist sozusagen erst im Ankeimen begriffen, und die Wirkungen der Emancipation auf die bäuerlichen Verhältnisse lassen sich noch nicht bemessen. Natürlich noch viel weniger ihre dereinst vielleicht noch gewaltigern und gewaltsamen Rückwirkungen auf die übrigen russischen Gesellschaftsklassen. So kam es dem Werke des Hrn. von Haxthausen vornehmlich darauf an, die historischen und nationalen, socialen und politischen Grundlagen darzustellen, auf denen die Neugestaltungen ruhen werden, und die gesetzlichen Eckpfeiler und Stützen, oder wenn man will, die Einfassungsmauern, auf und in denen der heutige Schwebezustand zur Consolidirung und Ruhe kommen soll, in klarer Ausführung zur Anschauung zu bringen.

Ein Buch der leichten Lektüre ist das Haxthausen'sche nicht, auch keins, an dessen Studium man ohne einige Kenntniß der russischen Verhältnisse herantreten kann. Der Verfasser selbst nennt es mit großer Bescheidenheit „ein genaues und sachgemäßes Referat" über den bisherigen Gang des Emancipationswerks. Damit ist aber sein bedeutsamer Inhalt, namentlich derjenige der eigensten Arbeit des Verfassers durchaus nicht erschöpft. Für den Publicisten, den Culturhistoriker, den Nichtrussen überhaupt liegt eben das Schwergewicht der Arbeit sicherlich vorzugsweise in dem einleitenden Theile sowie in den kritischen Schlußbetrachtungen des Verfassers. Jener fixirt in kurzer Uebersicht die historische und reale Entwickelung der Agrarverfassung in Rußland von den ältesten Zeiten bis zu dem Moment, wo Alexander II. den Gouvernementsadel zur Discussion und zu Vorschlägen über die Emancipation veranlaßte. Dieser Darlegung folgen dann Auszüge aus den in russischer Sprache gedruckten Acten der Adelscomités der verschiedenen Gouvernements sowie des petersburger Generalcomité, welche die bäuerlichen und ländlichen Verhältnisse in Rußland theils nach ihren Beständen darstellen, theils nach ihren Mängeln und Vorzügen untersuchen, um der Reformgesetzgebung als Grundlage zu dienen. Daran fügt sich der Wortlaut des ganzen Gesetzgebungswerks vom Jahre 1861.

Das Verdienst der auszüglichen Uebersetzung dieses (24 starke Foliobände umfassenden) officiellen Materials aus dem Russischen eignet dem einen Mitarbeiter des Verfassers, dem Dr. Skrebitzky in Bonn (welcher soeben mit einem fünfbändigen Werk in russischer Sprache über die Bauernemancipation beschäftigt ist). Dagegen hat der frühere Reisebegleiter und Mitarbeiter des Hrn. von Haxthausen, Prof. W. Kosegarten in Graz, die systematische Ordnung, Zusammenstellung und Durcharbeitung des von Dr. Skrebitzky gesichteten Materials nach den Gegenständen und nach dem Plane des Verfassers geliefert.

Ihm selbst gehören dagegen die an diese Darstellungen geknüpften „Schlußbetrachtungen". Ihre unmittelbarste Wichtigkeit beruht, unsers Erachtens, zunächst in der kritischen Würdigung der russischen Emancipationsgesetzgebung durch ihre Vergleichung mit den hierher gehörigen Gesetzgebungen und Zuständen anderer europäischen Länder, welche sowol im allgemeinen, als auch noch im besondern an einzelnen Beispielen durchgeführt ist. Das Gesammtresultat dieser Untersuchung spricht sich über die nun vierjährige Wirkung der russischen Emancipationsgesetze günstig aus und sucht überdies historisch zu erweisen, daß, indem sie dem freigewordenen Bauer aus dem Herrschaftsareal einen bestimmten Grundbesitz zutheilten, sie gegen das Princip des Eigenthums nicht verstoßen haben. Allein auch die Bedenken gegen die werdenden Zustände sind ebenso wenig verschwiegen. Unter ihnen steht die Rechtsungleichheit der zwei großen bäuerlichen Gruppen obenan, welche die Emancipation nach ihrer Vollendung darstellen wird. Denn die 12 Millionen „Kronbauern" besitzen kein gesetzliches Eigenthum an Grund und Boden, müssen außer der Kopfsteuer noch eine Landsteuer zahlen und stehen unter der Verwaltung eines Beamtenstandes; dagegen sind die 10 Millionen der übrigen Bauern nach Vollendung des Emancipationswerks völlig frei, mit Grundeigenthum ansässig, nur mit der Kopfsteuer für die Krone belastet und durch den Adel verwaltet. Allein diese Adelsverwaltung selbst (welche indessen vorerst nur als Provi-

sterium angeordnet wurde) steht in der Luft, solange es in Rußland keinen Landadel gibt. Der Grundherr soll nämlich die Gemeinde beaufsichtigen, die Polizei üben, die Communalverwaltung controliren, die Gemeinde und jedes Mitglied nach außen vertreten; in die Hände von Friedensrichtern, welche der Adel wählt, ist fast die ganze freiwillige und contentiöse Gerichtsbarkeit gelegt; die aus deren Gesammtheit innerhalb eines Districts gebildeten Friedensgerichte entscheiden alle Streitigkeiten großentheils in letzter Instanz. Wie indessen die socialen Adelsverhältnisse jetzt sind, ist es gar nicht anders denkbar, als daß die ländliche Verwaltung den wenigst befähigten und geeigneten Elementen in die Hände kommt. Denn die bessern Elemente sind vom Staats- und Armeedienst absorbirt. Daß sich eine Landaristokratie bilde, ist vorerst nur ein frommer Wunsch, während die Hoffnung auf seine Erfüllung sehr wenig Anhalt hat. Ganz abgesehen von der Abneigung des russischen Adels gegen das Landleben, abgesehen auch von der Anziehungskraft der Städte überhaupt und namentlich der das Geistesleben centralisirenden beiden Residenzen für alle intelligenten Elemente — und in Rußland ist der Adel fast alleiniger Vertreter der Bildung —, müßte selbst eine, dem russischen Naturell fremde Modification des Erbrechts vor sich gehen, müßten Mittel zur Erhaltung der Untheilbarkeit der Güter, zur Verhinderung der Zersplitterung der Dörfer gefunden werden, ehe daran zu denken sein würde, daß sich ein Landadel entwickeln könnte.

Mit diesen Bedenken, deren Ueberwindung der Zukunft anheimgestellt bleibt, endet das inhaltvolle Buch. Als Anhang ist ihm eine Charakteristik der russischen (altslawischen) Gemeinde beigefügt, deren Ausführung der Verfasser mit den gewichtigen Worten schließt:

Wir sprechen unsere volle Ueberzeugung aus: Wer im gegenwärtigen Augenblicke schon das Princip der russischen Gemeinde, die Gleichtheilung des Grund und Bodens unter die Gemeindeglieder auf bestimmte Zeit, von oben herab durch Gesetz aufgehoben sehen möchte, hat keine hinreichende Einsicht der vorhandenen Zustände und des Nationalcharakters dieses Volks, und es fehlt ihm wol die Uebersicht und der staatsmännische Blick für die Lage und die Bedürfnisse der Zeit im allgemeinen und Rußlands im besondern.

Aurelio Buddeus.

Biographisches.

Aus meinem Leben. Von Ferdinand Walter. Bonn, Marcus. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

„Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von 40 Jahren erreicht haben." Wir wurden an diese Thesis, mit der bekanntlich Benvenuto Cellini die Geschichte seines Lebens einleitet, erinnert, als wir Walter's Autobiographie zur Hand nahmen, und jetzt, wo wir die Lektüre vollendet und das 21 Bogen starke Buch beiseiteschieben, legen wir uns die Frage vor, was hat der italienische Künstler mit dem Conditionalsatze gemeint: „wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind?" Er beantwortet diese Frage an einer spätern Stelle selbst, indem er sagt, diejenigen, die bemüht waren, einiges Gute zu leisten und sich in der Welt zu zeigen, sollten im wesentlichen nur ihre eigenen Tugenden erwähnen, und er hat damit in seinem offenherzigen Künstlerstolze sicherlich für sich nichts anderes gemeint, als er wolle von seiner Kunst und seinen Kunstwerken und den Ideen, die ihn geleitet, sprechen, d. h. für sich und den Werth seiner Arbeiten Propaganda — Reclame machen, wie das allerdings anrüchig gewordene moderne Wort die Sache bezeichnet. Aber der Italiener ist aufrichtig, und es ist bisjetzt niemand gekommen, der ihm dieserhalb Vorwürfe gemacht hätte.

Weshalb hat Walter nicht offen dasselbe Geständniß abgelegt und in dem Vorworte gesagt, sein Buch sei eine Parteischrift, zu Gunsten der Reaction, zugleich eine Autophotographie um der Nachwelt ein ganz im Sinne und nach dem Geschmack des Autors ausgefallenes Abbild seiner selbst, seiner Absichten und Erfolge zu hinterlassen? Weshalb stellt er es im Vorwort hin als ein Denkmal der Pietät für Kinder und Enkel, für Freunde und Gönner? Wer besonders heutzutage für die Sache einer Partei auftritt, führt, wenn er es auch nicht will, doch immer Weib und Kinder und ihr Geschick mit in die Schanze — das liegt in der Natur der Verhältnisse und ist nicht zu ändern —, er soll sie aber nicht in das Vordertreffen stellen, sie und seine Beziehungen zu ihnen nicht als Instrumente des Kampfes ausnutzen. Wir haben die Ueberzeugung gewonnen und aufmerksame Leser des Buchs werden sie theilen, daß Walter, der alt geworden ist — er ist 1794 geboren — und erkennen muß, trotz verbissenen Kampfeifers doch nur vorübergehende Erfolge erkämpft zu haben, durch diese Schrift, die er als ein Familienbuch hinstellt, nur noch einen letzten kräftigen Hieb auf seine Gegner führen will. Er sagt, die Grundzüge seines Wesens seien „das Streben nach historischer Wahrheit, die Achtung vor dem historischen Recht und die Theilnahme für die Schwachen und Unterdrückten". Wir gestehen, daß diese Triplealliance von Charaktereigenschaften sich in einer Autobiographie recht artig ausnimmt und für den Leser einen ganz respectabeln Charakter skizzirt; wir wollen uns aber doch zu bemerken erlauben, daß wir, ebenfalls von dem Streben nach Erkenntniß historischer Wahrheit durchdrungen, immerhin das historische Recht nur insofern achten, als es kein historisches Unrecht ist. Da ziehen wir denn doch das unhistorische Recht weit vor und sind der Meinung derer, welche sagen, was jahrhundertelang Unrecht gewesen, ist deshalb noch keine Minute Recht, und wenn die Schwachen und Unterdrückten im Unrecht sind, so hält uns ihre Schwäche keineswegs ab, sie vollends zu unterdrücken. Wir können danach unsere Kräfte um so ungestörter auf die Cultur ungeschminkter und wahrer Humanität verwenden.

Mit großer Uebersichtlichkeit, wie es von einem deutschen Gelehrten nicht wol anders zu erwarten war, hat

Walter sein Material in acht Kapitel gebracht, von denen das erste und achte für uns kein Interesse haben, denn sie handeln von der Kindheit und Jugend und von den spätern Erlebnissen in des Verfassers Familie. Er ist ein guter Sohn und fleißiger Schüler und später ein zärtlicher Gatte und Vater gewesen. Das zweite Kapitel: „Militärisches", ist von gewissem Interesse, nicht weil wir erfahren, daß Walter an den langweiligen und oft recht unglücklichen Kreuz- und Querzügen der Campagne von 1814 theilgenommen hat und über manche Unerheblichkeiten Genaues berichten kann, sondern weil er als eine Art Adjutant des kaiserlich russischen Obersten von Barnekow mitgezogen ist, der Commandeur eines Kosackenregiments war. Das ist wichtig, denn der Verfasser hat etwas von den Einflüssen aus jener Zeit an sich behalten, und wer die Art seines Auftretens für Krone, Kirche, Kloster und Klerus überhaupt beobachtet hat, wird das überrascht bestätigen und mancherlei erklärlicher finden, wozu der Verfasser sich hergegeben hat. Das dritte Kapitel berichtet etwas kurz über das Universitäts- und Docentenleben bis 1819, das besonders in Heidelberg spielt. Dorthin kam im Jahre 1817 der allgefeierte Jean Paul und hielt bei einem improvisirten Fackelständchen an die Studenten folgende Anrede: „In unsern Tagen hat ein Vivat höhern Werth; denn die Jünglinge, die es bringen, haben höhern Werth als die der vorigen Zeit. Ich wünsche, daß jeder von Ihnen auch von der Nachwelt sein Vivat wieder bekommt. Wenn Sie alle so gut bleiben, wie Sie jetzt in dieser Minute sind, so braucht das Vaterland keine bessern Jünglinge." Das waren allerdings beherzigenswerthe Worte.

Wenig später kommt er auf den Magnetismus zu sprechen, der damals in Heidelberg unter Schelver's Leitung grassirte, und nimmt Gelegenheit, über Jean Paul und Hegel zu spötteln, von denen der erstere gemeint habe, „vor dem Abgrunde der Geisterwelt", ja „im Tempel des Weltgeistes" zu stehen, während letzterer früher aus den im Sein ruhenden dialektischen Gesetzen bewiesen habe, daß es keinen Magnetismus geben könne, jetzt aber aus denselben Gesetzen beweise, daß es einen Magnetismus geben müsse.

Durch Thibaut wurde Walter in die akademische Laufbahn eingeführt und dann durch Geheimrath Simon für die damals neu errichtete Hochschule in Bonn empfohlen, wo er 1819 zuerst als Professor den Lehrstuhl bestieg, um römisches Recht und Kirchenrecht zu lehren.

Das folgende fünfte Kapitel: „Kirchliches", ist nun verfaßt, um uns die Erkenntniß aufzunöthigen, wie infolge einer gewissen „innern Entwickelung" der Verfasser aus dem flachen Rationalismus jener Zeit seine Rückkehr zum Glauben bewerkstelligt habe. Die Erläuterung, die er gibt, ist eine so charakteristische und erbaulich abgefaßte Deduction mit ihren Deshalbs und Dahers, daß wir sie ganz hersetzen wollen:

Der erste Schritt, wodurch der Mensch in das Heiligthum des Daseins, wozu er durch seine unsterbliche Seele berufen ist, eintritt, ist, wenn das Kind zum ersten male von der Mutter die Händchen falten lernt und den Namen Gottes aussprechen hört. Die Ahnungen, die es dann von demjenigen empfindet, wofür es noch weder Worte noch Begriffe hat, sind der Flügelschlag, womit die junge Seele den Urquell fühlt und begrüßt, woraus sie stammt und dem sie gleichartig geschaffen ist. Aller Fortschritt der religiösen Erkenntniß ist **daher** nur näheres Ein- und Zurückgehen auf diesen Urquell, also nur die Fortsetzung und Fortbildung der Schwingungen, welche das kindliche Gemüth zuerst in Bewegung gesetzt. **Daraus** folgt, daß alle wahre religiöse Erziehung vor allem von dem Gemüth, als dem in dem Menschen liegenden unmittelbaren Zeugniß des Göttlichen, ausgehen muß. Das religiöse Gemüth und die religiöse Erkenntniß oder Verstand sind nicht etwas voneinander Verschiedenes; das religiöse Gemüth gelangt in der religiösen Erkenntniß nur zum Begriff und Ausdruck seiner selbst. **Deshalb** ist der höchste religiöse Act, das Gebet, nicht ein Act des Verstandes, sondern des Gefühls. **Daher** sind die religiösen Eindrücke der Kindheit so mächtig, weil sie immer gleich wahr sind, und der betende Mensch ist daher immer dem Kinde gleich oder muß es ihm wieder werden. **Daher** verweilt die Religion nicht im Verstande, sondern im Leben und ist nur dadurch, daß sie gelebt wird, verständlich; das Streiten um Religion mit demjenigen, der keine Religion hat, ist vergeblich, weil er noch gar nicht weiß, worum er streitet, ebenso wie der Blinde oder Taube nicht über Farbe oder Ton streiten kann. Daher sehnt sich, wer die Trostlosigkeit des Unglaubens fühlt, danach, wieder so beten zu können, wie er als Kind gebetet hat, was aber schon der Anfang eines solchen Gebets ist. Daher endlich geschieht die Rückkehr zum Glauben weit weniger durch einen Act des Verstandes(!?), als durch den wiedererwachenden Klang der Gebete, welcher die junge Seele zuerst in Schwingungen brachte, die Unschuld der Kindheit bewachte und das Glück derselben belebte.

Also „redet wie die Kindlein", aber das ist unmöglich. Daß Walter mit der großen Säcularisation von 1803 nicht einverstanden war, daß er in dem Papste und der Hierarchie die einseitig Angeklagten, wehrlos Verfolgten sah, daß sich in ihm eine Reaction zu einer wahrhaft objectiven, d. h. parteilosen(!?) Behandlung des Kirchenrechts vorbereitete, und daß er nun als Adjutant des sehr reichen Grafen von Fürstenberg Champion der klericalen Interessen wurde, das erläutert uns seine „Rückkehr zum Glauben" weit plausibler. Johannes von Müller, der sich bekanntlich in Kassel in sehr bedenklicher Weise den Napoleonischen Interessen accommodirt hatte, „griff in diese Wendung mit Macht ein":

Jetzt gefällt sich die Geschichtschreibung zum Theil in andern Bahnen, worin sie sich feiern läßt. Allein wer mit Wohlgefallen aus Cabinetsintriguen, oder aus den Schwächen geistlicher oder weltlicher Fürsten, oder überhaupt aus den Gewöhnlichkeiten und Schattenseiten der Menschheit Weltgeschichte macht, der erniedrigt die Geschichtschreibung zur Anekdotensucht oder zu tendenziösen Geschichtslüge oder zu beiden zugleich. Auf diese Weise wurde ich nach und nach theoretisch zur Kirche und durch diese(!) zum Christenthum völlig zurückgeführt. Innere Ereignisse, wie sie jeder gefühlvolle Mensch erlebt, bewirkten im October 1821 auch die praktische Rückkehr. Mein Schutzengel lächelte wieder, und die welke Palme in seiner Hand trieb wieder grüne Blätter, als er mich zu dem Gang begleitete, da ich in einem armen Buchbinderladen, zum ersten mal seit langer Zeit, mir wieder ein Gebetbuch kaufte.

Wir haben damit genug, wir brauchen nicht weiter zu untersuchen, wie Walter das Kirchenrecht auslegte und anwandte, wie er gleichzeitig Anhänger von Clemens August und seinem Monarchen war, wie er zwischen Scylla

Charybdis glücklich durchschiffte und dazu beitrug,
die volle Selbständigkeit der Kirche grundsätzlich aus-
rochen wurde. Er verschaffte dem klösterlichen Spi-
in Bonn und so vielen klösterlichen Instituten im
lichen Preußen Corporationsrechte und ist einer der
ptmithelfer geworden, daß sich überall, wo es irgend
hzusetzen ist, wieder Nonnen- und Mönchsklöster er-
, daß es über Gebühr wieder von Klerikalen wim-
Aber das wird sicher einmal wieder aufhören, und
n er für „unsere tiefernsteste(!) christliche Schriftstel-
, die Gräfin Ida Hahn-Hahn", schwärmt, so wol-
wir doch auch nicht vergessen, was der nüchterne
fenbach in seiner „Speciellen Chirurgie" über diese
e gesagt hat.

Das siebente Kapitel trägt die Ueberschrift: „Politi-
", und enthält in täglichen Briefen an seine Frau
Nachweis, mit welchem Eifer Walter der Sache der
tion gedient hat, in Berlin, Brandenburg, Frank-
a. M. und wieder in Berlin, zuerst als Mitglied des
ordnetenhauses, dann im Herrenhause. Das Kapitel
ßt mit den Worten:

Unter dem 17. Februar (1850) erhielt ich vom Minister
Brandenburg die Anfrage, ob ich die vom König mir zu-
te Ernennung zum Staatenhause des erfurter Parlaments
men würde? Ich lehnte dieses am 21. Februar unter An-
ng der mehrfach erwähnten Gründe ab, wozu noch ein
d mehr, den ich aber natürlich nicht aussprach, der war,
ach meiner Ueberzeugung bei der ganzen Sache nichts
skäme. Von da an lebte ich wieder ungetheilt meiner
nschaft.

Es ist auch bei der ganzen Sache nichts herausge-
en, nichts für uns, das Volk, für Walter nichts
iverse Orden und ehrende Anerkenntnisse. Das hat
Frau auch schon im November 1848, als er durch
Schreiben an Hrn. von Unruh der Sache des Fortschritts
tlich geschadet, vorausgefürchtet. Seine Antwort auf
Befürchtung ist S. 245 in usum Delphini ab-
ckt, und wir vermeinen der Intention Walter's zu
rechen, wenn auch wir dieselbe hier wiederholen:
täusche ich mich darüber nicht, daß in glücklichern
der Freund in der Noth wieder vergessen werden

as ist des Pudels Kern; Hannibal Fischer u. a.
oft genug ähnlich gesprochen, wenn auch derber
weniger versteckt.

m Vorwort heißt es, diese Lebensbeschreibung werde
für die Zeitgeschichte noch für die Geschichte der
nschaften von Belang sein. Dies ist doch der Fall,
in ganz anderm Sinne, als der Verfasser anneh-
möchte, und wenn ein Geschichtschreiber Klio's Grif-
r Hand nehmen sollte, um die Geschichte der
on seit 1848 zu schreiben, so würde er nur zum
heil seiner Arbeit diese Walter'sche Autobiographie
hen können. 15.

Religiöse Dichtungen.

1. Hosianna dem Sohne David's! Ein Kranz biblischer Gesänge aus dem Leben unsers Herrn und Heilandes. Von Theophil. Köln, Boisserée. 1866. 16. 20 Ngr.

Eine poetische Umschreibung von neutestamentlichen Erzählungen — und zwar, bezeichnend genug, fast durchaus Wundererzählungen — aus dem Leben Jesu. Ein bald mehr, bald weniger gelungenes Pathos wechselt mit prosaischer Nüchternheit. Der Abschnitt, der nachher versificirt wird, ist jedesmal vorangedruckt, nicht eben zum Vortheil der „Gesänge", die gegen die gedrungene Kürze und unnachahmliche Einfalt des Originals gar sehr abstechen. Aber die bloße Versification neutestamentlicher Stoffe ist noch keine Poesie; es muß der Stoff im Geiste wiedergeboren, neugestaltet, psychologisch begründet, auf Welt und Leben angewandt, mit Schlaglichtern aus der Geschichte versehen werden. Der Verfasser ist Katholik und hat sich vielleicht schon aus Gehorsam gegen die geschriebene Autorität der möglichsten Objectivität befleißigt; er ist mit dem Stoff nicht eins geworden und bleibt ihm bei allem Pathos, das hier und da hervorbricht, äußerlich gegenüberstehen. Jesus selbst erscheint in diesen Gesängen nicht als menschliche, kämpfende, sich entwickelnde Persönlichkeit; er ist nur ein verkleideter Gott; die Menschheit ist Schein. Eine solche Auffassung kann uns nicht mehr lebendig erregen, und wenn sie sich hundertmal auf ihre Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre beruft. Gar oft wird die Kraft des Originals versificatorisch abgeschwächt, z. B.:

Wahrlich, spricht der Herr, in vielen Dingen
Hast du Sorge noch für diese Zeit.
Eines thut nur noth: du sollst erringen
Meinen Frieden für die Ewigkeit.

Wie matt, wie wässerig! Das ist keine Poesie, sondern Versification. Sprachfehler sind: „thuen" (thun) und „gen" in Verbindungen wie: Liebe gen ihn; der Tod, der machtlos ist gen dich.

2. Joseph und seine Brüder. Von Luise von Ploennies. Stuttgart, S. G. Liesching. 1866. 16. 22½ Ngr.

Was wir bei Theophil vermißt haben, das finden wir hier. Die Verfasserin hat die Geschichte Joseph's nicht blos umschreibend wiedergegeben, nicht blos da, wo die alttestamentliche Erzählung eine Lücke ließ, dieselbe glücklich ausgefüllt, sondern die ganze Erzählung unter den unerlaßlichen höhern Gesichtspunkt gestellt und weder die poetische Gerechtigkeit noch die geschichtliche Fernsicht auf das fernere Geschick Israels und seine Stellung unter den Völkern der Erde vernachlässigt. Nicht Jussuf und Suleika, wie in den Sagen des Morgenlandes, sondern Joseph und seine Brüder sind der Gegenstand des Buchs; Suleika's Liebe ist tief und zart geschildert, doch verschwindet die Aegypterin, nachdem sie sich an Joseph wegen der Verschmähung ihrer Liebe gerächt hat, aus unsern Augen; Joseph's Brüder treten nach und nach wieder hervor; nach längerer Prüfung gibt sich Joseph ihnen zu erkennen; sie sind durch die Strafe sittlich geläutert: fast ganz wie im Alten Testament, das überhaupt

der Dichterin bedeutend vorgearbeitet hat, sodaß sie nur einzelne Lücken desselben auszufüllen brauchte.

Das Büchlein zeugt, wenn auch nicht von einem glänzenden, so doch von einem glücklichen Talent, dem es gelungen ist, aus Gutem Gutes neu zu gestalten. Zum Schluß ertönt aus dem Munde von Jakob's zwölf Söhnen ein Lobgesang auf Jehovah und läßt eine befriedigte, harmonische Stimmung in uns zurück.

3. Waldblumen. Gedichte von Theodor Spitta. Stuttgart, Kröner. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir betrachten Spitta's „Waldblumen" in diesem Zusammenhang, obgleich ein großer Theil der Gedichte nicht zu den specifisch christlich-frommen Poesien gehört. Alle diese Waldblumen haben nämlich einen religiös-moralisirenden Geruch und unterscheiden sich dadurch von ähnlichen Gedichtsträußen. Genauer betrachtet freilich können wir den Verfasser nicht als Dichter, sondern nur als Versificator gelten lassen, mag er sich nun auf dem weltlichen oder religiösen Gebiete bewegen. Auf letzterm erinnert er eher an Witschel als an seinen bekannten Namensbruder. Gottvertrauen, Nachfolge Christi, Duldung gegen Andersdenkende ist seine Losung; nur hätte er diese Grundsätze nicht so gar „einfach" (er selbst nennt seine Lieder „einfach und empfindungsvoll") und wie vom Lehrstuhl der Moral herab aussprechen sollen. Hier und da weiß er den Ton eines innigen, tiefen Gefühls glücklich anzuschlagen, z. B. in „Die letzte Ehre". Im ganzen aber ist seine poetische Gestaltungskraft sehr mäßig; es fehlt ihm an Tiefe und Originalität, an der Gabe zu individualisiren und — was eine Hauptsache ist — den Grundgedanken, die Grundstimmung des Gedichts am Schlusse desselben mit aller Kraft in kernig gediegener Form zusammenzufassen. „Geist fordr' ich vom Dichter", sagt Schiller; unser Verfasser hat viel Seele, viel Gemüth in seinen Gedichten, aber man vermißt den Geist, namentlich am Schlusse derselben, gar zu häufig. Wenn wir meinen, jetzt werde eben das Beste kommen, sind wir schon am Ziele. Ist das Ende schlecht, so ist auch das Vorhergehende nicht mehr so gut; das Beste, sagt das Sprichwort, kommt zuletzt. Das unerreichte Muster der Lyrik, Goethe, hat nicht blos Seele, Gemüth, Kindeseinfalt, sondern auch Geist, der selbst in seinen Liebesliedern am Schlusse oft wie in einer epigrammatischen Spitze hervorbricht. Man lese aber bei Spitta „Romanze" S. 143 und „Ballade" S. 154, und man wird erstaunen über die wahrhaft erschreckende „Einfachheit" dieser Versübungen. Einen interessanten Beitrag zur Synonymik enthält das Gedicht S. 115, wo Spitta seine Geliebte anfleht: „Grolle mir, aber hasse mich nicht." Was ist denn Groll anders als eine Art des Hasses, und zwar ein recht starker, lang genährter, grimmig verbissener Haß? Welcher Unsinn also: „Grolle mir, aber hasse mich nicht." In dem Gedicht auf den 18. Juni 1815 ruft er aus: „Wonne des Wonnemonds!"

Hiermit genug. Gute Gesinnung, Wein, Liebe, Frühling, Religion, Vaterland, Moral: durchaus keine Einseitigkeit, Geistliches und Weltliches nebeneinander — und doch keine waldfrische Poesie in diesen „Waldblumen". Weil ein Vers — hier und da — dir gelingt u. s. w. — Spitta kennt doch das böse Epigramm?

4. Parabeln aus der Natur. Aus dem Englischen der Mrs. Alfred Gatty, übersetzt von Friederike Porzer. Neue Ausgabe. München, J. A. Finsterlin. 1866. 8. 24 Ngr.

Vorliegende Parabeln verfolgen einen moralisch-religiösen Zweck, die Natur wird als Lehrerin der Moral und Religion betrachtet. In der Vorrede sagt die Verfasserin:

Die wunderbaren und geheimnißvollen Verwandlungen, die Thomas Browne an den Seidenwürmern beobachtet hatte, machten ihn, wie er in seiner „Religio medici" sagt, vom Philosophen zum Theologen. Wäre die Raupe ein vernünftiges Wesen und fähig, ihr eigenes Dasein zu überschauen, so würde sie ihre Verwandlung in einen Schmetterling, das Sinnbild der Unsterblichkeit, als unmöglich betrachten. Schon der heilige Apostel Paulus hat uns den Weg zu solcher Belehrungsweise gezeichnet, indem er die Möglichkeit der Auferstehung des Körpers aus der Auferstehung des organischen Lebens aus verwestem Samen folgert. „Du Thor, was du säest, lebt nicht auf, wenn es nicht zuvor stirbt."

Ferner bedauert die Verfasserin in der Vorrede, daß Andersen in seinen „Feenmärchen" bei seinem ausgezeichneten Blick in die Natur seine reizenden Erzählungen so oft gänzlich ohne Zweck oder Moral gelassen hat. Was also in der Natur des Märchens liegt, die Tendenzlosigkeit, das wird dem Märchendichter zum Vorwurf gemacht. Was aber den heiligen Apostel Paulus betrifft, so beruht diesem die Auferstehung des Leibes auf Gottes Allmacht und Christi Vorbild; das Samenkorn dient blos zum Zweck anschaulicher Erläuterung. Auf den Einwurf: „wenn das Samenkorn zertreten, wenn der menschliche Körper verbrannt wird, wie können sie auferstehen?" hätte Paulus gewiß ebenso geantwortet wie der Brenzische Katechismus: „Wie sollt' es nicht möglich sein? Bei Gott ist kein Ding unmöglich." Eine Analogie ist noch kein Beweis; Strauß und Richter betrachten die Beweise aus der Verwandlung der Insekten, dem Winterschlaf des Bären u. dgl. als anmuthige Spielereien. Die Raupe stirbt nicht, sie liegt blos in einem Scheintod, während der Mensch wirklich stirbt. Einem schon vorhandenen Glauben mag eine solche Auffassung der Natur zu weiterer Stärkung dienen, ein poetischer Sinn mag sich daran erfreuen; wer aber von Haus aus pantheistisch fühlt, wird dadurch nicht bekehrt werden. Der Pantheist betrachtet die sterbende Blume mit Rückert als Sinnbild davon, wie der einzelne Mensch am Flammenherzen der Welt still zu verglimmen, d. h. seine Persönlichkeit zu opfern sich bescheiden müsse. Jeder liest aus der Natur das heraus, was er zuvor in sie hineingelegt hat. Stellt man sich nun von vornherein auf den Standpunkt des von der Verfasserin angeführten Thomas Browne, so muß man sagen, daß sie, obgleich sie ihren Zweck, die der ihrigen entgegengesetzte Denkart als ungereimt und gefühllos hinzustellen, nicht erreicht hat, mit Geist und Geschick zu erzählen versteht. Zudem enthält eine Reihe von

abeln moralische Lehren, in Betreff deren niemand der asserin widersprechen wird. Freilich treten die Thiere eilen wie Professoren der Moral oder der natürlichen logie auf. Zum Schluß bemerke ich nur noch, daß was Mrs. Gatty bietet, schon längst in deutschen ken in einem anmuthigern Gewand und mit tieferer, eicherer Erfassung der Natur zu finden ist. Man nehme e wie Krummacher's Parabeln und so manche Ge-, Parabeln, Paramythien und einzelne Stellen in „Ideen" Herder's, eines Mannes, der auf dem ete der symbolischen Naturbetrachtung und des Wissen hinstrebenden Ahnens seine eigentliche Stel- hat — und man wird durch das Lesen auch des egenden aus dem Englischen übersetzten und, wie es it, mit Beifall aufgenommenen Buchs zur Ueberzeu- kommen, daß der Deutsche gar oft in der Fremde was er im eigenen Hause längst vorzüglicher besitzt.

Gustav Hauff.

Zur Philosophie der Geschichte.

atische Gottes- und Weltideen in ihren Wirkungen auf das neinleben der Menschen, dargestellt von J. C. Bluntschli. af öffentliche Vorträge. Nördlingen, Beck. 1866. 8. Ngr.

Es ist ein glücklicher Gedanke, die Ideen, welche der Orient über Gott und Welt herausgeboren hat, ein- im Zusammenhange darzustellen und so zu veran-, daß man die einzelnen Lichtstrahlen solcher Ideen sam zu einem Sonnenbilde vereinigt oder auch in Brennpunkt bringt, der erkennen oder doch wenig- vermuthen läßt, wie weit sie gezündet haben und noch zünden werden. Denn die Wirkung jener, schon weil sie Ideen sind, darf keineswegs so vor- werden, als wäre sie zum Stillstande gekommen. immerhin die Gegenwart vorherrschend sich andern en zuwenden; was einmal eingearbeitet worden ist Cultur der Menschheit, wird sich stets wieder von ß beweisen, ob dieser auch durch noch so viele Me- phosen hindurchgeht.

er erste Vortrag gibt uns eine philosophische Ein- in die folgenden vier Abschnitte, die sich mit In- Bezug auf die „Brahmaidee" und die „Kasten- ig", den „Brahmanismus und Buddhismus", den ischen Gott und den jüdischen Staat", auf „Kong- und den chinesischen Staat" beschäftigten. Der ser hat die gründlichsten Studien gemacht, er besitzt urchaus selbständige Auffassung, seine Kritik und Weltanschauung befindet sich auf dem Gipfel der dennoch verfährt er sehr vorsichtig, und obwol seine htsbetrachtung mehrfach auf die Gegenwart aus- wird man ihm doch zugestehen müssen, daß er die genheit mit aller Lebendigkeit und Treue wieder eschwört. Seine Ausdrucksweise ist durchweg po- pulär, kräftig, bestimmt und läßt das Unberechnete, Ungesuchte, Unabhängige eines freien Vortrags unverkennbar hervortreten. Von reichem Ertrage für die weitere Behandlung des Gegenstandes ist die Unterscheidung von „Naturwissenschaft" und „Geisteswissenschaft" gleich am Anfange. Der innerlich pragmatische Gesichtspunkt wird für die historische Darstellung des Verfassers als nothwendig erhärtet. Das Religiöse und das Politische werden stets mit Schärfe unterschieden, aber auch zu weitern Ergebnissen in Anwendung gebracht. Alles einseitige Verfahren in der Wissenschaft wird abgelehnt, alles, was auf die Völker von früh auf Einfluß gehabt hat, wird erwogen, auch das, was unentwickelt geblieben ist, weise in Anschlag gebracht. Jene bekannte Behauptung der neuern Philosophie, daß im Aeußern stets nur so viel zur Erscheinung komme, als im Innern sei, eine Behauptung, mit der so viel Spiel und Misbrauch getrieben worden ist, lehnt der Verfasser mit vollem Rechte ab. Mit der Hervorhebung der beiden großen Völkerstämme, der Arier und der Semiten, befinden wir uns bereits auf dem hohen Strome der Untersuchung und der Erzählung.

Sehr folgenreich für die ganze Betrachtungsweise wird die höchst eigenthümliche und interessante Unterscheidung von „Glaubens- und Rechtsvölkern". Das, was der Autor über das Wesen der Ideen sagt, ist auch für die Gegenwart von sehr beachtenswerther Erheblichkeit. So gelangen wir nach Indien. Die Einrichtung der Kasten, das Gesetzbuch Manu's, die Stellung der Frauen, die Brahmanen und Könige, der wichtige Uebergang von der Naturreligion zu der des Geistes. Wir sehen, der Staat findet an der Kaste eine Schranke; wir sehen ferner, die Vielstaatigkeit ist schon für die arisch-indische Nation ein Unglück, nicht minder der Pantheismus. Dazu kommt noch die Seelenwanderung. Eine gewaltige Umgestaltung wird durch Buddha herbeigeführt. Eine ganz andere Welt geht uns mit Palästina auf. Der semitische Theismus tritt in die Erscheinung, näher der Monotheismus: Moses, Theokratie, Gott Israels, aber auch universeller Gott, Propheten. Doch auch das Prophetenthum hat seine Schranke, ebenso wie die „nationale Brüderlichkeit". Wir erhalten eine vortreffliche Kritik des jüdischen Staatswesens, ebenso eine Parallele zwischen dem jüdischen Propheten und dem römischen Tribun. Im alten Judenthum kommt, nach dem Verfasser, der Staat zu keiner gediegenen Ausbilbildung. Ganz anders verhält es sich in jeder Hinsicht mit China. Es folgt eine sehr gelungene Charakteristik der Chinesen. Dieses Reich der Mitte ist das stehende Justemilieu der Geschichte; kaum versteigt es sich in seiner Ideenlehre je in das Erhabene, aber es zieht herrliche Tugenden groß und beweist sich in seiner Art sehr respectabel; der Verfasser gibt ein meisterhaftes Bild von Kong-fu-tsü und seiner Lehre. Das reich ausgestattete Buch schließt mit einem sehr dankenswerthen Résumé.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" ist eine journalistische Concurrenz erstanden in der „Internationalen Revue, Monatsschrift für das gesammte geistige Leben und Streben der außerdeutschen Culturwelt" (Wien, Hilberg), von welcher das erste Heft des ersten Bandes (Juli) vorliegt. Das Streben, zwischen den verschiedenen Nationen eine Brücke zu bauen, hat sich in immer weitern Kreisen verbreitet, seitdem unsere Classiker die Losung der Weltliteratur ausgegeben, die Romantiker die geistigen Schätze des Auslandes unserer Nation angeeignet, die jungdeutschen Weltfahrer Culturbriefe über alle europäischen Hauptstädte geschrieben, namentlich aber seitdem der Dampf und die industrielle Entwickelung die Nationen genähert und aufeinander angewiesen haben. Auch Italien und Spanien, die vorher noch in einem gewissen Duft der Ferne schwebten und sich eines romantischen Zaubers erfreuten, sind durch die Eisenbahnen und die jüngsten Zeitereignisse mit den praktischen Interessen unserer Nation verknüpft worden. Wenn daher auch deutsche Revuen, wie „Unsere Zeit", dem Auslande die gebührende Berücksichtigung schenken, so macht sich doch das Bedürfniß eines selbständigen Organs für internationale Interessen geltend, indem für jene andern Zeitschriften doch der deutsche Geist, das deutsche Leben und die nationale Bedeutung in erster Linie stehen. Die „Internationale Revue" hat sich eine sehr umfassende Aufgabe gestellt, indem sie ein fortdauerndes Bild des gesammten intellectuellen Geschehens und Seins, wie es in der Literatur, der Kunst und Wissenschaft, in dem socialen und staatlichen Leben der außerdeutschen Culturwelt zu Tage tritt, geben will. Die Eintheilung in vier Abtheilungen soll die vollständige Lösung dieser Aufgabe ermöglichen helfen. Die erste Abtheilung ist ausschließlich größern Abhandlungen gewidmet, welchen bedeutendere, das geistige Leben und Streben der Völker in ihren Hauptzügen charakterisirende Stoffe zu Grunde liegen; die zweite Abtheilung dagegen eingehende Originalberichte und Situationscorrespondenzen von allen Hauptpunkten der civilisirten Welt in lebendiger und fesselnder Darstellung bringen; die dritte Abtheilung soll durch kleinere Aufsätze die ersten beiden ergänzen; die vierte sich mit der Kenntniß und dem Studium der ältern und neuern classischen Literatur des Auslandes beschäftigen und die betreffenden Werke selbst ganz oder theilweise in Musterübersetzungen vorführen.

Der Plan der Zeitschrift ist ein großartiger, doch wird die Praxis gewiß nach einer oder der andern Seite Beschränkungen eintreten lassen. Die dritte Abtheilung als eine Supplementarrubrik erscheint überflüssig und kann ihren Inhalt leicht an die beiden ersten mit abgeben. In der vierten aber übernimmt die Zeitschrift eine Aufgabe, deren vollständige Lösung ein Organ für sich in Anspruch nehmen dürfte. Wir möchten deshalb an den Goethe'schen Ausspruch erinnern, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt; doch hat es damit nicht Noth, denn es ist überall in der Welt dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Das uns vorliegende erste Heft enthält viele treffliche Artikel. Gleich der erste Aufsatz vom Freiherrn von Loën: „Die Shakspeare-Kenntniß des heutigen Frankreich", der in mancher Hinsicht als eine keineswegs überflüssige Ergänzung des Artikels von Karl Elze im „Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft" betrachtet werden kann, zeichnet sich durch unparteiische Würdigung der französischen Bestrebungen auf diesem Gebiete und durch geschmackvolle Darstellung aus. Wir Deutsche glauben freilich, das Monopol der Shakspeare-Kenntniß zu besitzen; es kann aber durchaus nichts schaden, wenn die frischen Strömungen des französischen Esprit in die todten Arme unserer Weisheit geleitet werden, die bereits etwas sumpfig und unwegsam zu werden beginnt. Mit Recht sagt Mézières, an dessen Werk über „Shakspeare, seine Werke und Kritiker" Loën mit Vorliebe anknüpft: „Alle diese Betrachtungen deutscher Kritik sind geistreich, aber sie sind erst nach der Vollendung des Dramas entstanden, sie sind die Ergebnisse der Kritik, aber nicht die Ideen des Dichters." Mézières macht durchweg Fronte gegen die fanatischen und dunkeln Kritiker Shakspeare's, wobei er indeß eingesteht, daß die Forschungen in Deutschland und England der französischen Kritik zu Grunde liegen. Sehr treffend schließt Freiherr von Loën seine an thatsächlichen Nachweisungen reiche Arbeit mit den Worten: „Es ist unrecht, die Bedeutung der Shakspeare-Kenntniß in Frankreich zu unterschätzen. Die Thätigkeit auf diesem Gebiete ist eine durchaus tüchtige, das Streben ein großartiges, anerkennenswerthes. Verfehltes in Hinsicht der Erklärungen, Uebersetzungen, Nachbildungen haben wir so gut aufzuweisen wie die Franzosen, und dabei ist das Verständniß Shakspeare's für uns doch viel leichter als für unsere Nachbarn jenseit des Rhein. Freuen wir uns vielmehr über ihre Bestrebungen; die Ansicht, als könnten wir über Shakspeare von ihnen nichts lernen, ist eine verfehlte. Erkennen wir vor allem den richtigen Takt an, mit dem sie vergleichen und unterscheiden, und bewundern wir die schöne Form, in der sie ihre Gedanken geben. Bedenken wir immer, was Schiller sagt: «Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.»"

Ein zweiter Artikel von Heinrich Kurz schildert das Vereinswesen in der Schweiz gründlich eingehend und mit Beifügung statistischer Tabellen. Interessant ist die Charakteristik „Massimo d'Azeglio's als Künstler und Romanschreiber" von Karl Witte. Azeglio kann als Vertreter der italienischen Aristokratie gelten, die sich durch die Vielseitigkeit ihrer Bildung auszeichnet. Azeglio hat sich gleichzeitig als Maler, als politischer Schriftsteller, als Romandichter, als Staatsminister und auch als Anführer im Kriege hervorgethan, indem er in den Kämpfen des Jahres 1848 (10. Juni) an der Spitze zweier päpstlichen Bataillone den Berg der Madonna del Monte bei Vicenza mit ausgezeichneter Tapferkeit gegen Radetzky vertheidigte, bis er schwerverwundet unterlag. Die Bilder Azeglio's nennt Witte „politische Landschaften", seine beiden historischen Romane: „Die Herausforderung von Barletta" und „Nicolo de' Lapi", patriotische Tendenzromane im besten Sinne des Worts. Sie geben Witte Veranlassung zu einer kurzen Skizze der jüngsten italienischen Romanliteratur, welche sich an Walter Scott's Waverley-Novellen anschloß. Aurelio Buddeus, der kenntnißreiche Vorkämpfer der deutschen Interessen in den russischen Ostseeprovinzen, gibt eine Charakteristik der baltischen Urvölker im Verhältniß zu den Deutschen und Russen. Auch den Franzosen Thalès Bernard, einen in deutsche und slawische Literatur tief eingeweihten und für das volksthümliche Element in denselben begeisterten Autor, begrüßen wir unter den Mitarbeitern der „Internationalen Revue". Er gibt die Einleitung zu einem Aufsatz über die „Regeneration der französischen Poesie auf Grundlage des Volksliedes", eine Einleitung, die über Epos und Drama treffende Winke enthält. Ueber das vielgepriesene bürgerliche Drama des second empire, das in Deutschland weniger bei dem Publikum als unter den Theaterdirectoren so warme Verehrer zählt, bricht Thalès Bernard in sehr entschiedener Weise den Stab. Das Urtheil eines Franzosen hierüber muß doppelt ins Gewicht fallen. Daß das classische Drama der Franzosen nicht national war, das rechtfertigt in den Augen von Thalès Bernard „das Auftreten des bürgerlichen Dramas, welches die alten ästhetischen Traditionen verleugnete, den nach den classischen Regeln aufgeführten Bau der Tragödie zerstörte, das Gesetz von den drei Einheiten aufhob und die schrankenlose Freiheit der dichterischen Phantasie als oberstes Kunstgesetz proclamirte. Dieser Versuch hatte an sich unleugbar eine gewisse Berechtigung; aber indem man die veralteten Kunstgesetze bekämpfte, vergaß man ganz, daß die Kunst ewigen Gesetzen unterworfen ist und daß sie eines großen Stils und einer

gen Auswahl der Ideen bedarf, denn das Schöne besteht
in einer Zug für Zug übereinstimmenden Nachahmung
Natur. Man glaubte sich berechtigt, diese wichtigen Gesetze
chen zu können, man wollte das Leben in seiner nackten
ität schildern. Aber bei solchen niedrigen, gemeinen und
irenden Situationen ist der schöne Stil von Ueberfluß, und
: kommt es, daß gerade diejenigen dramatischen Dichter,
e am fruchtbarsten sind und vom Publikum am höchsten
itzt werden, die meiste Schuld tragen an dem Verfall der
atischen Poesie.“ Diese Kritik von Thalès Bernard findet
weitere Ausführung in dem ersten der „Pariser Theater-
“, in welchem namentlich Alexandre Dumas Fils, Victo-
Sardou und Offenbach charakterisirt werden. Interessant
s Curiosum, daß Girardin's durchgefallenes Stück: „Les
soeurs“, dem Autor und der Direction eine bedeutende
ahme verschaffte. Es fiel nämlich jeden Abend durch,
ies war so amusant, daß alle Welt die theatralische Bla-
des großen Journalisten zu sehen wünschte. Ueber den
iß des französischen Dramas auf unser Theater berichtet
r Wehl in seinem eleganten Aufsatz: „Das Ausland auf
eutschen Bühne“; er schließt sich dem Urtheil von Thalès
ard über die neuern französischen Stücke mit folgenden
en an: „Dieser «Giboyer», diese «Hagestolze», diese «Guten
ide» sind ohne Zweifel voll von interessantem Leben und
r Charakteristik, voll sanglanter Wahrheit und erschreckender
lichkeit, aber für uns doch nur fremde Erscheinungen, die
ns blos anziehend und fesselnd erweisen durch die ein-
chelnde und glatte Mache, den glänzenden Stil und die
e Ausdrucksweise, in der sie vor uns hintreten. Sie
ren durch die Nacktheit, mit der sie uns das pariser Ge-
iftsleben, das nicht immer das von Frankreich ist, vor die
stellen. Diese Stücke reißen hin durch die guten Rollen
e pikanten Situationen, die sie bieten, aber unserm eigen-
enschlichen Bewußtsein und unserm ästhetischen Gewissen
gen sie von durchaus gar keinem Vortheil zu sein.“
Vir erwähnen außerdem von Aufsätzen, die das Gebiet der
ur berühren, noch die „Englischen Literaturbriefe“, welche
ey's Shakspeare-Biographie besprechen, die „Genfer“ und
rländischen Literaturbriefe“; den Aufsatz von Hermann Kurz:
Deutschen in den «Lustigen Weibern von Windsor»“; von
ublicistischen Aufsätzen den von Oppenheim über „Die
tien der Freiheit“; von Friedrich Harder über „Die Schwei-
Rechtscultur“; von Edmund Lobedanz über den „Skan-
smus“, und namentlich Rüstow's Darstellung des „Heer-
der wichtigsten europäischen Staaten außerhalb Deutsch-
, welche mit einer Charakteristik des französischen Heer-
beginnt. Die meisten Artikel gestatten noch kein er-
ndes Urtheil, weil sie nur die ersten einer längern Folge
Am schwächsten ist die in Aussicht gestellte Anthologie der
en Literatur des Auslandes vertreten — durch ein über-
kleines vlämisches Volkslied!

Bibliographie.

die Sachsen beim Friedensschluß. Von dem Verfasser der Schrift:
ist von 1789 in seinem Einflusse auf die deutschen politischen Zu-
Stolpen, Schneider. Gr. 8. 2½ Ngr.

bers, R. J., Die Chinesen in Berlin! oder Der Sonnen-Bruder
Big! Großes Drama aus dem Mittagsreich verarbeitet von Schan-
Klau-Sing. Berlin, Kießling. Gr. 8. 1½ Ngr.

anden, C. v., Historische Novellen über Friedrich II. von Preu-
seine Zeit. 4ter Bd.: Die Freidenker. Mainz, Kirchheim. 8.

inich, R., Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kur-
n den Jahren 1570 bis 1574 und die Schicksale seiner vornehmsten
Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden.
Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Christenthum und der Positivismus. Aus dem Französischen von
fasser der Schriften: La religion pure et sans tache, De la prière,
on de la bible, u. m. a. Hamburg, W. Oncken. 16. 6 Ngr.

ß, W., Geschichte der evangelisch-reformirten Gemeinde in Lübeck.
r des 200jährigen Jubiläums der Gemeinde am 26. August 1866
geben. Lübeck, Grautoff. Gr. 8. 1 Thlr.

Henke, E. L. T., Zur neuern Kirchengeschichte. Akademische Reden und Vorlesungen. Marburg, Elwert. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Jocham, M., Die sittliche Verpestung des Volkes durch die Jesuiten. Mainz, Kirchheim. 8. 4 Ngr.

Koenig, H., Was ist die Wahrheit von Jesu? Zeitfrage und Bekenntniß. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Gesammelte Kriegs-Berichte. Actenmäßige Darstellungen von Mitkämpfern und unpartheiischen Beobachtern in den gegenseitigen Heerlagern. Leipzig, Purfürst. Hoch 4. 10 Ngr.

Kriegs-Kladderadatsch. Humoristisch-satyrische Zündnadeln abgefeuert von einem preußischen Reservisten. Mobile Nr. 1. Berlin, Kießling. Imp.-4. 1½ Ngr.

Lafaurie, A., Ein Blick in das Zunftleben der deutschen Medicin. Geschrieben für die Gebildeten aller Stände. Hamburg, O. Meissner. 8. 6 Ngr.

Lambert, E. M., Das Hallische Patriciat. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Städteverfassungen des Mittelalters, eingeleitet durch ein offenes Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. Laband über Altfreiheit, Unfreiheit und Ministerialität. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Lorberkränze. Der Frauen Waffen. Am Grabe der Todten. 3 Lieder aus der Gegenwart. Hirschberg. 8. 2 Ngr.

Marenholtz-Bülow, Bertha v., Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbels Methode. Berlin, T. Enslin. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mayer, K. A., Kaiser Heinrich IV. Neue Ausgabe. Berlin, Kobligk. Gr. 8. 27 Ngr.

Mendel, H., Otto Nicolai. Eine Biographie. Berlin, Mendel. Gr. 8. 15 Ngr.

Meurer, W. H., Zur Erinnerung an Friedrich Ludwig Mallet, weil. Dr. theol. u. Pastor prim. an St. Stephani zu Bremen. Eine biographische Charakteristik des Verstorbenen aus dessen hinterlassenen Briefen und Schriften. Bremen, Müller. Gr. 8. 22½ Ngr.

Mücke, J. F. A., Albrecht I. Herzog von Oesterreich und römischer König. Ein Beitrag zur deutschen Staaten- und Reichsgeschichte im 13. und 14. Jahrhundert. Nach den Quellen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, A., Ein Haberfeldtreiben. Volksschauspiel in 5 Aufzügen. München, Dempwolff. Gr. 8. 10 Ngr.

Ethische Naturbilder. Von B. M. G. 2te Centurie. Brixen, Theolog. Verlags-Anst. 12. 2½ Ngr.

Pinzger, P., Der Staub. Vortrag. Brandenburg, Wiesike. Gr. 8. 5 Ngr.

Plath, W., Die Psalmen Davids in metrischer Form. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Retcliffe, Sir J., Villafranca oder die Kabinete und die Revolutionen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 4te Abth. — A. u. d. T.: Solferino. 1ste bis 4te Lief. Berlin, Liebrecht. Gr. 8. à 6 Ngr.

Retcliffe III., Humoristisch-satyrische Kriegsbilder. Nr. 1—3. Berlin, Kießling. Gr. 8. à 1½ Ngr.

Richter, A., Plotin's Lehre vom Sein und die metaphysische Grundlage seiner Philosophie. Halle, Schmidt. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Ritter, H., Unsterblichkeit. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Diderot's Leben und Werke. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr.

Sarsena, oder der vollkommene Baumeister. Enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade, sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. Achte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, U. R., Blüthen einer Weltanschauung. Dichtungen. Jena, Neuenhahn. 1867. 16. 18 Ngr.

Scholl, C., Die freien religiösen Gemeinden in ihrem weltgeschichtlichen Beruf für Neugestaltung der Zukunft durch die Religion der Humanität. Fest-Rede. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 2 Ngr.

Schottmüller, A., Luther. Ein deutsches Heldenleben. Neue Ausgabe. Berlin, Kobligk. Gr. 8. 27 Ngr.

Siegfried am Lechrain, Offenes Sendschreiben an die Staatsmänner in Wien und München. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 3 Ngr.

Simon, H., Dichtungen. 5tes Bdchn.: Hermann und Freia. Gedicht in 16 Gesängen. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 15 Ngr.

Tiedemann, H. C. W., Beiträge zur naturgemäßen Erziehung nebst vermischten Aufsätzen. Hamburg, Nolte. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Treitschke, H. v., Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 11te vermehrte Aufl. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Wasserburg, P., Aus den Erinnerungen eines Elternlosen. Frei nach dem Französischen des X. Marmier bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Wille, F., Mettlerkamp, der Führer einer am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses Mettlerkamps. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wollheim da Fonseca, A. E., Oesterreich, Venetien und Deutschland. Ein Wort über die Cession Venetiens. Berlin, Hempel. Gr. 8. 5 Ngr.

Wuttke, H., Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bei den gegenwärtigen politischen Ereignissen ist die Deutsche Allgemeine Zeitung als das größte in Sachsen erscheinende unabhängige Blatt auch auswärtigen Lesern besonders zu empfehlen.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet und weil sonst bei dem fortwährenden Steigen der Abonnentenzahl die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Außerdem werden nach Eingang wichtiger Nachrichten sofort Extra-Beilagen ausgegeben und auch nach auswärts apart versandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von **George Henry Lewes**.

Aus dem Englischen übersetzt von Julius Victor Carus.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's" auch in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwickelung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Durch vorliegende von Professor Carus gefertigte Uebersetzung wird das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition, partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer**.

Erster bis dritter Band.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Gleichzeitig mit dem soeben erschienenen dritten Bande dieser Sammlung ist die zweite Auflage des ersten Bandes, welcher binnen Jahresfrist nach Erscheinen vergriffen war, ausgegeben worden. Die Sammlung hat in der Presse wie im Publikum die glänzendste Aufnahme gefunden und die Verlagshandlung hat sich dadurch bestimmen lassen, den überaus billigen Preis von 1 Thlr. für den Band auch bei dem dritten Bande trotz des Umfangs von über 30 Bogen beizubehalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die ländliche Verfassung Rußlands.

Ihre Entwickelungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861.

Von August Freiherrn von Harthausen.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der als gründlicher Kenner des russischen Volkslebens bekannte Verfasser gibt in diesem soeben erschienenen Buche eine genaue und sachgemäße Darlegung der Agrarverhältnisse in Rußland. Ausgehend von der historischen Entwickelung der russischen Dorfgemeinde entrollt er ein klares, umfassendes Bild von der Lage, in welche die Bauern durch die Aufhebung der Leibeigenschaft versetzt worden, und knüpft daran eingehende Betrachtungen über die wahrscheinlichen Folgen dieser weltgeschichtlichen socialen Umwälzung. Alle wichtigern auf die Angelegenheit bezüglichen Originaldocumente werden hier zum ersten mal in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, sodaß das Buch zugleich den Werth eines für Staatsmänner, Nationalökonomen, Geschichtschreiber und Culturhistoriker unentbehrlichen Quellenwerks beanspruchen darf. Aber auch für das größere Publikum, namentlich für den Kreis der Grundbesitzer, wird das Werk wegen des stets vergleichenden Hinweises auf die agrarische Verfassung und Gesetzgebung anderer Länder vom höchsten Interesse sein.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. Zwei Theile. Mit zahlreichen Holzschnitten, Lithographien und einer Karte. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1866.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Shakspeariana. Von **Rudolf Gottschall**. — Geschichte und Geschichtschreibung. Von **Adolf Stern**. — Römische Studien zweier deutschen Katholiken. Von **Otto Speyer**. — Biographisches. — **Feuilleton**. (Literarische Plaudereien; Eine niederdeutsche Marienklage.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Shakspeariana.

„Shakspeare und kein Ende" — überschrieb schon Goethe einen der Anerkennung des großen britischen Dichters gewidmeten Artikel. Seit dem Jahre 1813, in welchem dieser Artikel abgefaßt worden war, ist die Shakspeare-Literatur noch bedeutend ins Kraut geschossen, nur daß man jetzt nicht mehr Aufsätze schreibt, sondern ganze Bände. Am voluminösesten hat Gervinus seine Meinung über Shakspeare ausgesprochen und dessen Werke auseinandergefasert, in diesem Auseinanderfasern jedenfalls des Guten zu viel gethan. Doch haben auch seine dicken vier Bände keine Stagnation in der Shakspeare-Erläuterung hervorgebracht; sie befindet sich nach wie vor im vollsten Flusse, und Commentare wachsen wie Pilze aus der Erde.

Im ganzen ist die Erkenntniß Shakspeare's durch dieselben mehr erschwert als erleichtert worden; denn was uns als Shakspeare's Geist ausgegeben wurde, das war oft „im Grund der Herren eigener Geist", in welchem sich Shakspeare spiegelte. Ueberdies widersprach der Standpunkt einer kritiklosen Exegese dem sonst so kritischen Genius des Säculums in allzu schreiender Weise.

Diese Literatur, mochte sie noch so lavinenartig anschwellen, konnte es zu keinem Abschluß bringen; denn sie forderte erst den Widerspruch heraus. Und eine voraussetzungslose Kritik Shakspeare's muß sich erst die Bahn brechen durch diesen aufgehäuften Schutt der Apotheose, durch dies Gerülle von Formeln und Meinungen, durch diese thurmhohen Verrammelungen; sie muß naiv werden, wie Shakspeare und sein Zeitalter war, und auf der andern Seite den Fortschritt der Zeiten und die Ueberlegenheit des modernen Bewußtseins zur Geltung bringen, nicht um den Genius zu schulmeistern, sondern um Licht und Schatten in seinem Gesammtbild richtig zu erfassen und zu vertheilen.

Uns liegen zunächst drei neue Commentare zu dem Dichter und seinen Werken vor:

1. William Shakspeare. Sein Leben und Dichten dargestellt von E. W. Sievers. Erster Band. Gotha, Besser. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.
2. Briefe über Shakspeare's Hamlet von Alois Flir. Innsbruck, Wagner. 1865. 8. 20 Ngr.
3. Aufsätze über Shakspeare von C. Hebler. Bern, Dalp. 1865. 8. 24 Ngr.

Das Werk von Sievers (Nr. 1) tritt seiner Anlage und seinem Umfang nach an die Seite der Werke von Gervinus und Kreyßig, von denen es sich jedoch durch die mehr philosophische Formulirung des Inhalts der einzelnen Dramen unterscheidet. Soweit wir nach dem ersten Bande urtheilen können, bestehen seine Vorzüge in der Darstellung von Shakspeare's innerer Entwickelung und dem Nachweis, wie dieselbe auch in seine Dramen hineingeheimnißt ist, in der Berücksichtigung dieser subjectiven Seite seiner Poesie, auf die man bisher geringeres Gewicht legte, indem man nur die Objectivität des Dichters anstaunte. Die Schattenseiten des neuen Shakspeare-Commentars aber finden wir in den neuen, wir möchten sagen philosophisch sublimirten Formeln, an denen man doch schließlich nicht mehr hat als die Schatten, die eine farbenreiche Dichtung an die Wand wirft. Je allgemeiner aber diese Formeln gehalten sind, desto überflüssiger erscheinen sie, desto mehr wird den Dichtungen die Farbe ausgewaschen.

Die ersten Abschnitte des Werks, welche uns Shakspeare's Jugend, Jünglingsjahre, den Charakter seiner Zeit, das neue Drama, die damaligen Bühnenzustände, seine Stellung in London, seinen Bildungsgang, seine Irrungen und Kämpfe, seine Freundschaft, sein Liebesverhältniß schildern, sind offenbar die gelungensten des Werks und geben uns eine feste Grundlage für den Aufbau der dramatischen Schöpfungen aus seinem innersten Leben heraus. Umgekehrt benutzt Sievers wieder mit Glück einzelne Stellen aus den Dramen, um damit die dunklern Partien in dem Leben des Dichters zu erhellen. In diesen frischen, durch das ganze Werk hindurch wach-

gehaltenen Wechselbeziehungen zwischen Dichtung und Leben liegt ein eigenthümlicher Reiz desselben.

Was den „Mythus von Shakspeare" betrifft, so tritt Sievers zu Delius in ein ähnliches Verhältniß, wie Renan zu Strauß. Die Kritik von Delius ist zersetzend, die Darstellung von Sievers romanhaft aufbauend; dort eine scharfe Analyse, der die Ueberlieferungen in Luft zerrinnen; hier eine elegante Synthese, welche das Mögliche annehmlich zusammenfügt. Dieser Aufbau findet indeß nicht statt durch kritikloses Verkitten der überkommenen Sagen mittels des Mörtels der eigenen Phantasie, sondern indem die Bausteine aus den Werken des Dichters selbst genommen und schicklich zu einem Ganzen gefügt werden.

Freilich bleiben die äußern Thatsachen deshalb immer zweifelhaft, immer in der Beleuchtung der Conjectur, um so mehr, als ein reicher Dichtergenius dasjenige, was oft den Eindruck eigener Erfahrung macht, meistens nicht aus dem eigenen Erlebniß schöpft, sondern aus freiem Weltblick, aus großer Intuition. Dennoch erscheint ein durch den Dichter selbst illustrirter, aus seinem Innern heraus beleuchteter Zusammenhang seiner Lebensschicksale immerhin als etwas Organisches, welches die innere Möglichkeit für sich hat.

So wird z. B. die kleine lateinische Schule in Stratford, in welcher William mit den andern Schülern sogar eine lateinische Verherrlichung der Königin Elisabeth auswendig lernen mußte, aus Stellen der spätern Dramen recht idyllisch erhellt:

Man kann sich denken, wie dem armen William bei einer solchen Kost zu Muthe war, zumal wenn sie ihm nun noch von einem Präceptor beigebracht wurde, wie etwa der geistreiche Sir Hugh Evans, den er in drastisch-komischer Weise in den „Lustigen Weibern von Windsor" auch mit einem William ein Examen in dem Donat des unglücklichen Jungen vornehmen läßt. In der That, ein allzu günstiges Vorurtheil für die Hitze seines Eifers und die besondere Freudigkeit, mit der er sich diesen Studien hingegeben, läßt sich kaum fassen; jedenfalls ist es etwas verdächtig, daß er so gern und häufig die große Bereitwilligkeit und Eile schildert, mit der Schulknaben die Schule verlassen; einmal läßt er sie sogar schon „mit schwerem Blick" in die Schule wandern.

Auch der Zug, der den Dichter nach der Hauptstadt trieb, wird erläutert durch Stellen aus seinen Dramen:

Mit wie lebhaftem Interesse also mochte man in der Provinz das Leben und Treiben der Hauptstadt verfolgen, und wie mußte gerade infolge dieses Interesses der Verkehr mit ihr sich steigern! Nun denke man sich aber einmal die Schwingungen dieses ebenso großartigen wie mannichfaltigen Lebens, wenn auch in vielfacher Abschwächung, fortgepflanzt bis in das kleine Stratford. Welche Fülle von Anziehung, welche unwiderstehliche Macht mußte in der bloßen Vorstellung desselben für einen Geist wie Shakspeare's liegen in der ersten jugendlichen, unendlich erregbaren Periode seiner Entwickelung! Wol mag man zugeben, daß der damals noch nicht viel mehr als zweiundzwanzigjährige junge Mann sich keineswegs schon völlig klar war über das, was ihm die Hauptstadt als Mittelpunkt des nationalen Lebens werden würde; so viel aber wußte er doch, daß er einer vielbewegten, großartigen Umgebung bedurfte, daß er danach dürstete und daß er sie in London finden würde. Daß dem wirklich so war, dafür zeugen sogar einzelne Stellen aus seinen frühesten Stücken, Stellen, die in der That wie nicht ferne Nachklänge der Stimmung berühren, in der er seinen Entschluß zur Ausführung brachte, und die wol ohne Frage aus eigenem Erleben geflossen sind. So in der „Gezähmten Widerspenstigen" der Einzug des Lucentio in Padua: „Verließ ich Pisa nicht", heißt es dort:

Und kam nach Padua, wie ein Mann verläßt
Den seichten Bach, sich in den Strom zu werfen,
Um bis zur Sättigung seinen Durst zu löschen?

So ferner die Stelle zu Anfang der „Beiden Veroneser", wo Valentin von seiner Vaterstadt Abschied nimmt und seinen Freund Proteus bereden möchte, ihn zu begleiten:

Die Wunder dieser großen Welt zu sehn,
Anstatt daheim in Müßiggang und Nichtsthun
Der Jugend schöne Zeit sich zu verderben.

Und hiermit vergleiche man noch in demselben Stück die Schilderung des Bildungsgangs, den in dem bewegten Leben jener Tage die jungen Leute durchzumachen pflegten; sie gehen, heißt es dort (Act 1, Sc. 3):

Auf Reisen, um sich aufzuschwingen,
Der in den Krieg, um dort sein Glück zu machen,
Der zur Entdeckung weitentlegner Inseln,
Der zur gelehrten Universität . . .

Wo sich Sievers über den Ruhm verbreitet, dessen sich Shakspeare bei seinen Zeitgenossen erfreute, wo er den gefürchteten Satiriker Nashe und Francis Meres citirt: da scheint er uns doch die Bewunderung der damaligen Zeit für Shakspeare zu überschätzen. Das Lob von Nashe gilt nur seinen Gedichten, die im Geist der italienischen Schule gehalten waren; daß Greene ihm vorwarf, er putze sich mit fremden Federn und sei der Affe, der die Werke der andern nachahme, wird von Sievers selbst erwähnt. Viel bezeichnender aber scheint uns der Ausspruch Webster's in der Vorrede zu seiner „Vittoria Accorombona", welcher sich rühmt, eine wahre Freude daran gefunden zu haben, seine gute Meinung an den würdigen Arbeiten anderer zu nähren und zu befestigen. „Dies gilt", fährt er fort, „besonders von dem vollen und hohen Stil des Meisters Chapman, den durchgearbeiteten und verständigen Werken des Meisters Jonson, den nicht minder würdigen Schöpfungen der beiden vortrefflichen Meister Beaumont und Fletcher und endlich (ohne durch das spätere Nennen dieser Namen irgendwelche Hintansetzung auszudrücken) von der ebenso glücklichen wie fruchtbringenden Industrie der Meister Shakspeare, Dekker und Heywood." Hier steht, trotz der Clausel, Shakspeare nicht nur in Reihe und Glied mit den andern Zeitgenossen, sondern er wird offenbar zu den Bühnenfabrikanten gerechnet, wie etwa ein deutscher Literarhistoriker neben dem vollen, hohen Stil des Meisters Schiller, neben den durchgearbeiteten und verständigen Werken des Meisters Lessing noch die glückliche und fruchtbringende Industrie von Kotzebue, Iffland, der Birch u. s. w. rühmen würde.

Nicht minder scheint uns Sievers die Bedeutung Shakspeare's als Schauspieler zu überschätzen, obgleich er zugibt, daß Shakspeare in seiner spätern Zeit die Bühne nicht mehr betreten hat. Die bekannte Stelle aus „Hamlet" beweist allerdings, daß Shakspeare von der Bedeutung der Schauspielkunst eine sehr hohe Meinung hatte; aber wenn Sievers meint, es sei bei seinem Künstlergenius kaum anzunehmen gewesen, daß bei ihm Wissen und Können auseinandergefallen seien, so widerspricht dies

Erfahrung. Dramaturgische Einsicht macht noch nicht Künstler; wir zweifeln, daß Professor Rötscher ein r Schauspieler geworden wäre. Man mag zugeben, die Grundbedingung des großen Schauspielers, sich dem darzustellenden Charakter vollkommen zu identi- n, auch der dramatische Dichter in sich auffinden e. Doch dies Gemeinsame vermag nicht, über die dverschiedene Technik der Dicht- und Darstellungs- hinwegzuhelfen. Ein Schauspieler muß überdies in dem Charakter **aufgehen**, den er darstellt; der atische Dichter geht nur in ihn **ein** mit einem Theil s Selbst, denn er muß einen größern zurückbehalten, ihn an die andern Charaktere zu vertheilen. Der uspieler setzt seine ganze Persönlichkeit ein, der Dra- er behält sie zurück. Der größte dramatische Dich- önnte einen äsopischen Buckel haben und gänzlich un- sein, andere Helden darzustellen als Thersites und ron, während er alle seine Dramen mit den ritter- n jugendlichen Idealgestalten bevölkert.

Sowenig daher Sievers mit seiner allgemeinen Be- ung die Kluft zwischen Dichtkunst und darstellender überbrücken und uns geneigt machen kann, aus peare's dichterischer Größe auf seine Bedeutung als spieler zu schließen, sowenig gelingt es ihm, durch sche Zeugnisse die letztere zu beweisen. Das Zeug- on Chettle, er sei excellent in dem Berufe (quality) n, dem er angehörte, bezieht sich jedenfalls auf den erberuf Shakspeare's im weitesten Sinne als Di- , Dramatiker und Schauspieler und kann nicht zu Gunsten des letztern geltend gemacht werden. brigen Zeugnisse sind negativer Art, und nur das ubrey, der seine Nachrichten um das Jahr 1680 lte und ausdrücklich erwähnte, Shakspeare habe un- gut (exceedingly well) gespielt, bleibt gültig, in- überhaupt ein so spätes, nicht aus eigener An- ng geschöpftes Zeugniß über einen Darsteller Gültig- halten kann. Sievers fährt fort:

n den Rollen, die Shakspeare gegeben hat, wissen wir wenig. Daß er aller Wahrscheinlichkeit nach selbst den esprochen hat, mit dessen Travestirung Greene ihn tref- lte, ist bereits erwähnt worden. Der Herzog von York nrich VI." wäre also eine seiner Rollen gewesen, und ihmte Burbadge wenigstens kann diesen gewaltigen Men- ht gegeben haben, von ihm wissen wir bestimmt, daß üngsten Sohn desselben, Richard, gab. Damit in Ein- ht die sicher verbürgte Thatsache, daß er den Sejan Jonson's gleichnamigem Stücke spielte, also auch chstrebenden, ehrgeizigen Charakter, und so hat er ver- auch den Bolingbroke in „Richard II." und denselben König Heinrich IV. gegeben. Daß er oft in Fürsten- strat, ist ausdrücklich überliefert. Ein gewisser John ämlich richtete um das Jahr 1611 ein Lobgedicht an re, betitelt: „An unsern englischen Terenz, Herrn Wil- akspeare", in dem er beiläufig auch auf seine Rollen en kommt. Da heißt es gleich zu Anfang: „Einige ner Will, was ich zum Scherz hier singe: hättest du Rolle eines Königs manchmal nur zum Scherz ge- wärst ein würdiger Genosse gewesen für einen König König unter den geringern Menschen."

e erwähnt, Shakspeare habe den Geist im „Hamlet" gut gespielt, wogegen der zeitgenössische Satiriker Nashe behauptet, er habe wie ein Austernweib geschrien. Die Art, wie Sievers selbst diese Stelle zu Gunsten des Schauspielers Shakspeare auslegt, zeugt von einer unleugbaren advocatorischen Kunst. Wir möchten daraus nur schließen, daß Shakspeare als Schauspieler sich durch ein falsches Pathos hervorgethan hat. Es liegt dies bei Tragödiendichtern sehr nahe, und wir brauchen blos an die Vortragsweise zu erinnern, mit welcher Schiller seinen „Fiesco", als er ihn den Schauspielern vorlas, in Mannheim umbrachte, um eine damit verwandte Thatsache anzuführen. Gewiß gelangen Shakspeare die ruhigen Rollen, in denen harmonische Reflexion überwiegt, am meisten, diejenigen Rollen, welche den Geist des antiken Chors in seinen Stücken vertreten; denn dieser Geist war eben der Weltspiegel des dramatischen Dichters. Es sind das die Rollen, welche unsere sogenannten „denkenden Künstler" am besten spielen. Außerdem spielte er gewiß einige Repräsentationsrollen, Könige u. dgl. Es ist ja noch heute Brauch, daß Theaterdirectoren, wenn sie selbst auftreten, gern auch auf der Bühne derartige Würdenträger darstellen. Es gelingt ihnen dies auch am besten; denn jeder Theaterdirector fühlt sich als ein gekröntes Haupt. Shakspeare's Darstellung des alten Adam wird durch einen Augenzeugen gerühmt:

Die Mittheilung über Shakspeare's Spiel als Adam in „Wie es euch gefällt" verdanken wir angeblich einem Verwandten des Dichters, der London von Zeit zu Zeit blos zu dem Zweck zu besuchen pflegte, ihn in einem seiner eigenen Stücke auftreten zu sehen. Einmal sah er ihn so in der Rolle des alten Adam, jenes langjährigen treuen Dieners des Sir Robert, der seinem geliebten jungen Herrn, dem von seinem Bruder verstoßenen Orlando, freiwillig in die Wildniß folgt. Der Berichterstatter ist sowenig Literat von Profession, daß er nicht einmal mehr den Namen des Alten anzugeben vermag, den er seinen großen Verwandten hatte geben sehen, und auch der Name des Stücks ist ihm entfallen, aber desto zuverlässiger ist sein Bericht. Er erzählt, er habe Shakspeare einmal in einer seiner eigenen Komödien einen alterschwachen Greis darstellen sehen; „er trug", sagt er, „einen langen Bart und schien so schwach und hinfällig und unfähig zu gehen, daß er gezwungen war, sich von einem andern stützen und zu einem Tisch tragen zu lassen, an dem er dann unter einer Gesellschaft saß, die eben aß, während einer ein Lied sang." Der Alte vermischt hier zwei Scenen, die erste (Act 2, Sc. 6), wo der achtzigjährige Adam vor Hunger und Ermüdung in der Wildniß des Ardennerwaldes zusammensinkt und Orlando ihn fortträgt, die andere (Sc. 7), wo letzterer dann, nachdem er bei dem Herzog im Walde liebevolle Aufnahme gefunden, den Greis unter die übrigen an die Tafel setzt, um ihn zu speisen. Es sind Scenen von einfacher, aber tief ergreifender Menschlichkeit, und man wundert sich nicht, daß sie dem Alten im Gedächtniß geblieben sind.

Den Beweis, daß Shakspeare ein bedeutender Schauspieler gewesen, hat Sievers nicht zu führen vermocht. Der Geist und der alte Adam, die einzigen beglaubigten Rollen Shakspeare's, sind nur Episoden, die allenfalls ein hin und wieder zum Schminktopf greifender Director spielt, um auszuhelfen und die Aufführung von Stücken mit einem großen Personal zu ermöglichen. Daß aber Shakspeare kein großer Schauspieler war, das geht allein

aus der Thatsache hervor, daß er so früh von der darstellenden Kunst zurücktrat. Erfolgreiche Schauspieler thun dies nicht; dafür gibt die antike wie die neueste Zeit hinlängliche Belege. Sowenig ein König seine Krone niederlegt, mag sein Land nun ganz oder halb annectirt sein, sowenig verzichtet ein beliebter Schauspieler auf seine Lorbern, bis er so schwach und hinfällig ist wie der alte Adam und sich vor die Prosceniumslampen muß tragen lassen, oder wie Aesopus, der römische Tragöde, der noch mitwirkte, als Pompejus der Große im Jahre 698 der Stadt sein herrliches Amphitheater vermachte. Doch wie Cicero in den „Briefen“ berichtet, entsprachen seine Kräfte nicht mehr seinem guten Willen, und alle Zuhörer stimmten überein, daß es ihm nun erlaubt sei, aufzuhören.

Wenn Sievers weiterhin Shakspeare's Irrungen und Kämpfe, seine Freundschaft und Liebe aus seinen „Sonetten“ nachzuweisen und ihren poetischen Inhalt biographisch zu condensiren strebt, so machen wir, diesem Versuch gegenüber, auf die Anschauungen aufmerksam, die Delius im ersten Jahrgang des Shakspeare-Jahrbuchs ausgesprochen hat. Diese Sonettensammlung ist nach den damals üblichen Schablonen wie die des Daniel u. a. zusammengestellt und enthält eben einen in seinem thatsächlichen Inhalt erdichteten Freundschafts- und Liebesroman. Natürlich hat Shakspeare wie jeder Lyriker Stimmung und Anregung aus eigenen Erlebnissen geschöpft; doch die Anordnung des Cyklus selbst geschah aus künstlerischen Motiven. Wie der Dramatiker eine Folge von Handlungen, so erfand der Lyriker eine Folge von Situationen, welche reichhaltig genug sein mußte, um dem Ausdruck der verschiedenartigsten Stimmungen dienen zu können. Sievers selbst ist nicht ganz consequent in seiner Auffassung. Er gibt zu, daß die Sonette keineswegs alle als freie Herzensergießungen zu betrachten sind, und daß selbst diejenigen, die es sind, niemals Thatsachen geben. Gleichwol erwähnt er als eine merkwürdige Thatsache, die in das Liebesverhältniß Shakspeare's eingriff, daß der junge Graf in dasselbe hineingezogen wurde, sich von der Geliebten seines Freundes gewonnen ihr hingab und sich zugleich von Shakspeare abwandte, der so auf einmal Freund und Geliebte verlor. Das trägt denn doch so deutlich den Stempel einer erfundenen Situation, daß es unbegreiflich ist, wie man dies als ein in die biographischen Polizeiacten einzuregistrirendes Erlebniß betrachten kann. Sievers selbst sagt: „Man könnte in der That zweifeln, ob das eben Mitgetheilte wirklich thatsächlichen Werth hat, wenn nicht auch hier wieder die persönliche Wärme der Sprache in den Sonetten auf ein wirkliches Erlebniß zurückzuschließen zwänge.“ Wir empfinden diesen Zwang durchaus nicht und sind nicht der Ansicht, daß ein dichterischer Vorzug, wie die „persönliche Wärme der Sprache“, in einer so einseitigen Weise erklärt werden müsse. Ein Dichter, der als Dramatiker den verschiedensten Personen diese „persönliche Wärme der Sprache“ mittheilen muß, wird doch auch für eine lyrische Situation den nöthigen Ueberschuß davon entbinden können.

In Bezug auf Shakspeare's Geistesbildung behauptet Sievers:

Die Zeiten sind vorüber, wo man den großen Dichter als einen Ignoranten und halben Wilden betrachtete und genug gethan zu haben glaubte, wenn man ihn ein Naturgenie nannte. Heutzutage ist man zu der Einsicht gelangt, daß er auch die ganze Geistesbildung seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, und daß er nicht blos durch seine Erkenntniß der letzten Dinge, sondern auch durch den Umfang seiner Kenntnisse in den verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens fast alle seine Zeitgenossen überragte.

Diese Behauptung zeigt nur, wie leicht die Kritik aus einem Extrem in das andere überspringt. Daß Shakspeare viel zusammengelesen und mit genialer Auffassung gelesen hat, geht allerdings aus seinen Dramen hervor; doch nicht minder, daß das Register seiner Kenntnisse manches Loch hatte, wie dies bei Autodidakten zu sein pflegt. Daß er im Zeitalter Bacon's auf der Höhe wissenschaftlicher Einsichten gestanden habe, wird sich nicht behaupten lassen; ja er hat nirgends dem Wissensdrang als solchem begeisterten Ausdruck geliehen, keinen Charakter geschaffen, in dem er lebendig gewesen wäre; er benutzte ruhig das überlieferte Inventar des Aberglaubens für seine poetischen Zwecke. Wenn ihm Sievers eine Art von Abiturientenzeugniß ausstellt, daß er in allen Fächern die Nummer eins cum laude verdient habe, und das Zeugniß mit den Worten beginnt: „Er ist ein tiefer Kenner der Natur in ihrem ganzen Umfang“, so braucht man blos die Schriften eines Zeitgenossen, den man seltsamerweise zum Verfasser der Shakspeare'schen Dramen machen wollte, die Schriften Bacon's, mit diesen Dichtungen zu vergleichen, um zu sehen, welche Fülle von Entdeckungen die gleichzeitige Wissenschaft gemacht hatte, von denen dem Dichter jede Kenntniß fehlte. Man hat zwar eine medicinische Anthologie aus Shakspeare zusammengestellt; doch beschränkte sich seine Medicin nur auf eine Volksheilmittelkunde; auch seine Botanik war ziemlich rusticaler Art und ging nicht über jene volksthümliche Symbolik hinaus, wie sie sich im Wahnsinn der Ophelia ausspricht; aus der Thierwelt wußte er einiges Anekdotische, wie er es theils in seinen stratforder Flegeljahren im Wald und auf Bauernhöfen selbst erfahren, theils aus Reisebeschreibungen entlehnt hatte. Ueber den innern Zusammenhang des Kosmos, über die physikalischen Gesetze aber befand sich Shakspeare zur Zeit, wo Bacon seine pneumatische Maschine erfand, in einem romantischen Dunkel und begnügte sich vollkommen mit einer theatralischen Physik, der zufolge die Hexen Regen und Sonnenschein machten und Ariel den Sturm fabricirte. Das war für dramatische Zwecke brauchbar und wirksam, und die „Nummer eins“ ist daher dem Naturforscher Shakspeare nur aus misbräuchlicher Uebertreibung zuertheilt worden. Gleiche Einschränkungen muß das Lob der andern tiefen Kenntnisse Shakspeare's erfahren. Wenn Sievers selbst anführt, daß Shakspeare das todte Bücherwissen gehaßt habe, die „beständigen Grübler“, die immer über Büchern brüten und doch nichts finden als „niedrige Autorität“, wenn er den genialen Holofernes die Ausgeburt eines Schulmeisters

und Philologen, den Geistesverwandten des Goethe'schen Wagner nennt — so vergißt er dabei, daß diesem Shakspeare'schen Wagner der Faust fehlt und daß ohne diesen in der Verspottung der Bücherweisheit überhaupt eine Verspottung der Gelehrsamkeit liegt, deren höheres Element ja nirgends bei Shakspeare zur Geltung kommt.

Was Sievers über Shakspeare's dichterisches Schaffen, über seine Objectivität und den doch persönlichen Charakter desselben sagt, das hat manches anregende Moment, wenn es sich auch zu sehr in den spröden und schweren Formen der Hegel'schen Dialektik bewegt. Jedenfalls bleibt ein Vorzug des Werks das Bemühen, Shakspeare's Dichtungen als einen Spiegel seines innern Denkens und Strebens aufzufassen, ihren tiefpersönlichen Motiven nachzuspüren, aus den Werken zu dem Dichter vorzudringen. Shakspeare's Poesie in ihrem Lebensprincip zu betrachten als eine Reproduction der protestantischen Auffassung des Christenthums aus dem Wesen des Menschen heraus — das erscheint aber wieder als eine zu einseitige Formulirung für einen so reichen dichterischen Genius.

In Bezug auf seine künstlerische Methode vergleicht Sievers Shakspeare mit Bacon. Wie jener das Experiment in die Naturwissenschaft einführt, so Shakspeare in die Kunst. Auf den Ausspruch Bacon's: „die Natur ist ein Proteus, der nur antwortet, wenn man ihn zwingt und bindet", sei Shakspeare's ganze Compositionsweise gegründet. Genau wie Bacon durch ein consequent-wissenschaftliches Verfahren die Thatsachen erst rein darzustellen strebt, ehe er daran geht, das in ihnen wirkende Gesetz aufzusuchen, so stelle Shakspeare mit dem genialen Griff des Künstlers Menschen hin, in denen alles Unwesentliche und Zufällige, alles blos Individuelle von vornherein getilgt ist, Normalindividuen gleichsam, und diesen Menschen gegenüber bringt er nun jenen Ausspruch Bacon's zur Geltung. Wenn Sievers weiterhin meint, es sei immer nur eine Auffassung eines Shakspeare'schen Werks möglich, so ist dies eine Behauptung, welche durch die zahlreichen abweichenden Commentare derselben Stücke in eine ironische Beleuchtung gerückt wird.

Den Entwickelungsgang Shakspeare's theilt Sievers in drei Perioden:

Die erste ist die Periode der begeisterten Erfassung des Ideals, der in allen Sphären des menschlichen Daseins ihm entgegentretenden Immanenz Gottes und der auf sie begründeten menschlichen Freiheit; es ist die Periode der aus jedem Kampf sich neu und unversehrt wiederherstellenden glaubensvollen Begeisterung, und ihr Charakter ist bei allem Realismus der Darstellung der rein idealistische. In der zweiten stellt er sich die dem Menschen gesetzten Grenzen seiner Macht vor Augen und mißt zugleich die Welt, wie sie thatsächlich ist, mit allen ihren Mängeln an dem idealen Bilde, das er von ihr in sich trägt; es ist die Periode des Realismus, und er selbst erscheint hier als der völlig gereifte Mann von ebenso gewaltigem Streben wie von sicherer Selbstbescheidung und bei aller Klarheit über die wirkliche Welt doch von unerschütterlicher Treue gegen sein Ideal. Die dritte Periode endlich ist die des innern und äußern Abschlusses mit der Welt; ihr Charakter ist ein vorwiegend religiöser, sie stellt die Forderung innerer Läuterung und absoluter Hingebung an Gott; als Grundton geht durch diese Periode jene ernste Sammlung und verklärte Heiterkeit, für die die Welt mit ihren Freuden und Schmerzen bereits weit hinten liegt.

Erst nach Vollendung des Werks wird sich entscheiden lassen, inwieweit Sievers den Beweis für die Richtigkeit dieser Eintheilung zu geben vermochte. Zunächst scheint uns der Entwickelungsgang, wie ihn Alfred Meißner in einem kleinen geistvollen Aufsatz auseinandersetzte, treffender und schlagender bezeichnet.

Wenn wir uns nun mit Sievers zu den einzelnen Dichtungen und Dramen wenden, so müssen wir freilich die Kritik, an die uns Rümelin gewöhnt hat, wieder an den Nagel hängen und uns ganz von den hochgehenden Wellen der Apotheose schaukeln lassen. Ja, Sievers versucht selbst eine Ehrenrettung derjenigen Stücke, von denen andere begeisterte Ausleger eine geringere Meinung hegten, wie z. B. von der „Komödie der Irrungen" und den „Edelleuten von Verona". Nur „Die bezähmte Widerspenstige" wird als das am wenigsten selbständige Stück, das durch die Verbindung heterogener Elemente die stärksten Bedenken errege, preisgegeben. In „Venus und Adonis" findet der Erklärer mehr, als andere Menschenkinder in dieser Nachdichtung des antiken Mythus zu finden pflegen: eine Rechtfertigung der Sinnlichkeit, die in der menschlichen Natur von vornherein auf geistigem Boden steht, eine Verkündigung der Menschenwürde, des sittlich-geistigen Gehalts der menschlichen Natur u. s. w. „Die Leidenschaft der Göttin hat ihre Quelle gar nicht in der Sinnlichkeit, sondern im Geist." Da ist Adonis anderer Ansicht, er sagt nach Jordan's Uebersetzung:

Leicht widerlegen kann ich deine Gründe,
Die Lust nur, nicht die Liebe muß ich hassen.
Du zeigst mir glatt und breit den Pfad der Sünde;
Du möchtest jeden Fremdling gleich umfassen u. s. f.

Die Venus ist bei Shakspeare durchaus sinnlich, wollüstig, brünstig — kein Zipfelchen von dem Gedanken, in den der Philosoph die nackte Göttin so anständig einhüllt, guckt aus der ganzen Dichtung hervor. Und was die beiden Thierbilder betrifft, so sollen sie dazu dienen, „die principielle Erhabenheit des Menschen sowol über die Sinnlichkeit wie über den Selbsterhaltungstrieb, mit einem Worte über den Instinct darzustellen". Was den Hengst betrifft, so macht die Göttin selbst die entgegengesetzte Nutzanwendung. Uns scheinen die beiden Thierlarven, wenn man den „Hasen" nicht ganz einfach als ein mit Liebe ausgemaltes Jagdbild betrachten will, eine mehr ironische Bedeutung zu haben. Der junge Shakspeare lächelt gerade sehr skeptisch zu dieser „Verherrlichung der Menschenwürde", die ihm sein „Commentator" unterlegt. Wärst du, junger Knabe, dem sinnlichen Triebe gefolgt wie der Hengst — du wärst noch am Leben! Das Gedicht ist eine Apotheose der Wollust — und selbst der Fluch, den Venus auf die Liebe schleudert, ist doch nur eine Folge des versagten Genusses.

Auch was Sievers über die „Lucretia" sagt, ist voll von Widersprüchen. Der Tadel, der die Verwischung des antiken Geistes, den sentimental-reflectirenden Grundton

trifft, sowie den Widerspruch des italienischen Kunststils zu dem Gedankeninhalt ist wohlbegründet; doch zur Entschädigung für diese Fehler soll das Gedicht „die erste große Theodicee des Dichters sein, eine Rechtfertigung Gottes in Bezug auf die Existenz des Uebels in der Welt". Wir bekennen, daß wir durch die weitschweifigen Auseinandersetzungen des Erklärers nicht entfernt zu seiner Ansicht bekehrt worden sind. Die Differenzen, die Sievers angibt, finden wir wol wieder, die Anklagen gegen die Gottheit, den Skepticismus und Pessimismus, doch nicht die Lösung derselben. „Der Mensch ist Herr seines Schicksals" — das liegt allerdings in der That der Lucretia, aber nicht in der Darstellung derselben durch den Dichter. Sonst hätte er diese That verherrlichen müssen; doch sein Brutus, der den Chorus bildet, spricht von dem „theuern Weibe",

> Das leider selbst in schwerem Irrthum fehlte
> Und statt des Feindes sich zum Opfer wählte.

Shakspeare nahm den Stoff, wie er vorlag, beutete alle Gelegenheiten zu farbenreichen und üppigen Schilderungen aus, die er darbot, schob ohne allen Sinn für künstlerische Architektonik noch eine Beschreibung der Zerstörung Trojas und zwar an gänzlich ungeeigneter Stelle ein und durchwob das Gedicht mit verschiedenartigen Reflexionen, wie sie gerade aus der Situation hervorgingen, mit vorwiegend skeptischer Tendenz. Er hat in dieser schwülstigen und verfehlten Dichtung keine Theodicee schreiben wollen und auch keine geschrieben. Mit diesen Blasebälgen der Dialektik, wie sie Sievers hier handhabt, getrauen wir uns das hohlste Gedicht zu einer Weltkugel aufzublasen.

Diese dialektische Ausdonnerung, die aus jeder Mücke einen Elefanten macht, zeigt sich nicht minder bei der Analyse, die Sievers von den einzelnen Dramen gibt.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Geschichte und Geschichtschreibung.

Geschichte und Geschichtschreibung unserer Zeit. Von Ernst Petsche. Leipzig, O. Wigand. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Die „Geschichte der Civilisation in England" von Henry Thomas Buckle und die in der Einleitung dieses Werks aufgestellten Gesichtspunkte beginnen auch in Deutschland ihre Nachwirkungen zu äußern. Wenn wir den Heißspornen der Neuerung glauben dürfen, so steht die ganze seitherige Art und Weise der Geschichtschreibung in Frage und erhebliche Zweifel an ihrem wissenschaftlichen Werthe — was auch ihr künstlerischer sein möge — erwachen auf allen Seiten. Die vorliegende Schrift von Ernst Petsche ist gleichsam ein Sturmvogel des kritischen Unwetters, durch welches die Geschichtschreibung demnächst hindurchzusegeln hat. Der Verfasser erklärt als seine Absicht:

> zu zeigen, daß die Geschichtschreibung ihre Aufgabe nicht begriffen hat, indem sie die verschiedenen Zwecke der Kunsthistorie und der Geschichtswissenschaft verkennt, und die Folgen dieses Zustandes darzustellen. Um den Gegensatz dieser beiden Arten der Geschichtschreibung und beide in ihrem Wesen zu zeigen und zugleich von der Möglichkeit zu überzeugen, daß die Geschichte auf eine andere und mehr erfolgreiche Weise als bisher behandelt werden kann, habe ich auf einzelne Gegenstände tiefer eingehen müssen, als es der Zweck dieser Schrift erlaubt.

Der Nachweis, wenn man es so nennen darf, daß die seitherige Geschichtschreibung zur Auffindung positiver, gleich den Gesetzen der Naturwissenschaft unumstößlicher, mit Sicherheit anzuwendender Gesetze nicht gelangt ist, ein Nachweis, der ausführlich auch in Buckle's geistvoller Einleitung entwickelt wurde, muß dem Verfasser selbstverständlich gelingen. Er geht von der Darlegung aus, daß man in den Naturwissenschaften erst dann zu ersprießlichen Resultaten gelangt sei, als man die Aufstellung willkürlich erdachter Systeme und aus ihnen gezogener Schlüsse mit der Erfahrungsmethode vertauscht habe. Die Anwendung dieser Methode sei bisher fast ausschließlich im Bereich der eigentlichen Naturwissenschaften geschehen. Unter den Gesellschaftswissenschaften habe diejenige, welche vor allen andern zur Anwendung berufen sei, die Geschichte, kaum den ersten schwachen Versuch dazu gemacht. Der Verfasser räumt allerdings ein, daß man in neuerer Zeit die Betrachtung der allgemeinen gesellschaftlichen Zustände in die Geschichtschreibung hineingezogen habe, meint aber, daß auch die Culturgeschichte sich nie über die erzählende Darstellung hinaus erhob. Er bekennt sich daher zu Buckle's Wort, daß jeder Geschichte schreiben könne, der nur viele Bücher gelesen habe.

Die Uebertreibung in dieser Behauptung liegt so sehr auf der Hand, daß es unnöthig ist, dieselbe erst noch besonders zu bestreiten. Was man auch im Sinne Comte's und Buckle's (und der Verfasser der vorliegenden Schrift ist lediglich ein Plaideur für deren Anschauungen) über die erzählende Geschichte und das wissenschaftliche Gewicht der „Kunsthistorie" denken mag: nicht „jeder", der viele Bücher gelesen hat, ist ein Thucydides, Tacitus, so wenig wie ein Macchiavell, Davila, Hume oder Macaulay. Es ist kläglich, daß in Deutschland absolut kein neuer Gesichtspunkt, kein fruchtbarer Gedanke aufgestellt werden kann, ohne zunächst die Form crassester Uebertreibung anzunehmen. Die erzählende Methode, erläutert der Verfasser, führe nothwendig zu einem willkürlichen Standpunkt, sie sei beschreibend und darstellend, aber nicht forschend und untersuchend. Die bloße Erzählung der Thatsachen sei etwas so Dürftiges, daß sie selbst dem geistlosen Leser nicht genügen würde, folglich sei der Geschichtschreiber gezwungen, den Eindruck, den die Thatsachen auf ihn machen, insofern er sie in einem bestimmten Zusammenhange darstellen müsse, durch das künstliche Medium eines Systems zu reproduciren. Dies führe nothwendig zur theologischen Betrachtungsweise statt zur Forschung nach den sichern Gesetzen der Geschichte:

> Die philosophische Erklärungsweise, deren Product die Philosophie der Geschichte ist, hat nur Phantasien und Hypothesen zu Tage gebracht und ist nicht im Stande, die Wahrheit zu ermitteln, weil sie fast gänzlich von den Thatsachen abstrahirt.

Wenn demnach die ganze seitherige Geschichtschreibung in keiner Weise im Stande gewesen wäre, eine wissenschaftliche Bedeutung und Berechtigung zu gewinnen, so

ände die Frage, auf welchem W·g· sie dieselbe in
nst zu erreichen vermöchte. Die Geschichte als Wissen-
t muß nun darin bestehen, daß sie die Gesetze er-
ßt, welche den historischen Erscheinungen der Gesell-
t zu Grunde liegen. Nach dem, was der Verfasser
die naturwissenschaftliche Methode vorausgeschickt,
man meinen, daß er die Anwendung derselben ohne
Einschränkungen und Bedenken empfehlen werde.
er selbst verkennt die Schwierigkeiten dabei nicht.
Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft bieten
swegs die Regelmäßigkeiten der Naturerscheinungen;
r menschlichen Gesellschaft zeigt sich ein Agens, das
bewußt handelt und in jedem Augenblick den Dingen
nicht vorherzusehenden Verlauf geben kann. Wenn
Verfasser so viel vom freien Willen einräumt und zu-
daß der Entschluß des Menschen bis zu einem ge-
ı Grad unabhängig sei, so hat er damit die Berech-
g und Bedeutung der Specialgeschichte unbewußt
zugestanden. Er sagt indeß weiterhin:

Die Geschichte kann die inductive Methode allein nicht anwen-
weil die gesellschaftlichen Erscheinungen von einer Verbindung
Ursachen abhängen und deshalb weder durch Beobachtung
durch Experiment zum Gegenstand einer wirklichen In-
n gemacht werden können, und sie kann die rein deductive
ode nicht anwenden, weil die Erscheinungen vermöge ihrer
nderlichkeit sich nicht abstract aus andern deduciren, ge-
ge nach allgemeinen Principien erklären lassen. Es läßt
ine bestimmte Regel für die Forschungsmethode aufstellen.
orscher kann je nach den Umständen durch die Anwendung
Methoden, der Induction und der Deduction, der Syn-
und der Analyse, mit Vorherrschen der concret deductiven,
er sich möglichst an die Thatsachen hält, die Erscheinungen
ie Entwickelungsgesetze der menschlichen Gesellschaft erfor-
Ebenso wie der Naturforscher die Gesetze erforscht, nach
n die Erscheinungen entstehen und vor sich gehen, so hat
er Geschichtschreiber zu untersuchen, wie eine gewisse ge-
ftliche Erscheinung entstanden ist, wie sie sich verhält und
welchen Folgen sie begleitet ist. Das Ergebniß ist das

un ist es für Jedermann offenbar, daß Gesetze dieser
die unabhängig vom Willen und dem Streben der
iduen der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft
unde liegen und die großen Erscheinungen derselben
ifelhaft bestimmen, für weite Gebiete, für große
ume wirkend sind, sodaß die Geschichte der einzelnen
und Staaten bei dieser Wissenschaft gar nicht in
kommen würde. Der Verfasser ist davon so sehr
ugt, daß er erklärt, „der Gegenstand der Geschichte
ganze Menschheit und kein einzelnes Volk". Er
hrt sich zwar dagegen, daß der Geschichtschreiber
anderes thun solle, als die Ursachen und Wirkun-
ı erforschen und die Reihe derselben aufzuzählen,
r erklärt auf das bestimmteste der seitherigen Ge-
chreibung (soweit sie wissenschaftliche Geltung bean-
, denn ihr künstlerisches Verdienst bestreitet er min-
hroff als Buckle) den Krieg. Die seitherige Ge-
behandelt nach ihm

die gar nicht der Gegenstand einer wissenschaftlichen
sung sein können. Sie behandelt die Politik, die häufig
s den Handlungen und den Ränken besteht, die von den
ückern der Völker zur Knechtung derselben und zur Vergrößerung der Regierungsmacht angewandt sind. Sie beschäftigt sich mit Biographien sogar der unbedeutendsten Subjecte, von Leuten, die in andern Lebensstellungen unter dem Niveau der allgemeinen Bildung geblieben und vielleicht in Zuchthäusern oder auf dem Schaffot gestorben wären. Aber die Politik, der Krieg und die Biographie gehören fast ausschließlich in das Bereich der darstellenden Kunst und nicht umständlich und unbedingt in die wissenschaftliche Geschichtschreibung. Sie gehören in diese nur insoweit, als die Handlungen der Menschen und ihr Charakter von allgemeinen Ursachen bedingt werden. Durch jenes Verfahren der Geschichte ist es leider zur Sitte geworden, den Regierungen und überhaupt den herrschenden Ständen einen übermäßig großen Einfluß auf den Gang der Dinge zuzuschreiben. Aber die Menschen sind ohnmächtig gegenüber der Logik der Thatsachen und dem Gang der Ereignisse, und von wissenschaftlichem Standpunkte ist das ohne Bedeutung, was man uns unter dem Namen der Politik erzählt. Sie hat wenig vollbracht und die Welt wenig verändert.

In diesem radicalen Bruch mit der Geschichte der einzelnen Völker, Staaten, Zeiten und Menschen liegt ohne Zweifel ein bedeutsamer und für die Zukunft der historischen Wissenschaft fruchtbarer Gedanke, aber andererseits auch die schlagendste Kritik der Petsche'schen Schrift. Der Verfasser will positive Unterlagen der Geschichte erobert wissen, die sich zur Geschichtschreibung, ihren Zielen und Zwecken denn doch nur verhalten würden wie die großen positiven Gesetze der Mechanik zu den Werken der Architektur. Die letztern können der erstern nicht entrathen, sie dürfen den Gesetzen der Mechanik nicht widersprechen, aber sie haben noch einen ganz andern Zweck, als den, die Richtigkeit dieser Gesetze zu erweisen. Der Verfasser fordert eine Trennung der Geschichte als „erzählende Kunst" und der Geschichte als „Wissenschaft":

Die erstere soll uns von einem bestimmten idealen Standpunkte die Handlungen der Menschen und die Ereignisse erzählen, die andere soll die Erscheinungen erklären und die Entwickelungsgesetze der menschlichen Gesellschaft erforschen. Die Geschichtswissenschaft muß die naturwissenschaftliche Methode anwenden, weil ohne sie keine Erforschung von Gesetzen möglich ist. Sie allein darf Entwickelungsgesetze aufstellen, aber nicht die Geschichte als Kunst. Wenn diese jetzt Gesetze aufstellt, so handelt sie unrecht, denn es besteht noch keine Geschichtswissenschaft, welcher sie dieselben entnehmen könnte. Die Trennung beider ist durchaus nothwendig. Nur wenn sie durchgeführt ist, wird es möglich sein, die Wahrheit zu erforschen und durch die Kenntniß der Entwickelungsgesetze der menschlichen Gesellschaft unsere Bildung und unsere Wohlfahrt zu befördern.

Dies letztere, meint also der Verfasser, stehe außer der Macht der vergangenen wie der heutigen Geschichtschreibung. Weil es unleugbar ist, daß in Aufstellung „historischer Gesetze" vielfach mit philosophischer und subjectiver Willkür verfahren wird, weil sich nicht in Abrede stellen läßt, daß unsere historische Bildung an großen Mängeln krankt, vindicirt er der Geschichte auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt lediglich die Wirkungen der Poesie (und hat diese nichts zu unserer Bildung beigetragen?), ja er versteigt sich zu der Behauptung, daß die Geschichte als darstellende Kunst und die Poesie sich durch ihren Inhalt überhaupt gar nicht unterscheiden, was, selbst wenn man den eigensten Standpunkt des Verfassers zugibt, ungefähr der Behauptung gleichkommt, daß eine gut ausgeführte Porträtlandschaft sich in nichts von einer

freischöpferischen Composition unterscheide. Aber daß der Standpunkt an und für sich ein schiefer ist, erhellt aus der oben geforderten, als absolut nothwendig behaupteten dauernden Trennung der Geschichte als Wissenschaft und als Kunst, während es augenscheinlich ist, daß diese Trennung das Uebel vermehren statt beseitigen würde. Die Arbeit der Forschung und der Darstellung wird natürlich (wie es in anderer Richtung auch seither geschah) vielfach getheilt werden müssen. Aber inwiefern der Kunsthistoriker von der Erforschung und, soweit sie erforscht sind, von der Anwendung der positiven historischen Grundgesetze entbunden sein sollte, können wir nicht wol einsehen. Daß die Feststellung weniger, einmal für alle gesellschaftliche Entwickelung, sodann für Jahrhunderte, für Völkergruppen und riesige Erdräume gültigen Gesetze nicht die einzige Aufgabe einer ganzen Wissenschaft sein kann, leuchtet ein. Die „Geschichtswissenschaft“ würde daher nothwendig nach den Gesetzen und Verhältnissen auch der Einzelerscheinungen, der Einzelbildungen forschen, damit zur Specialgeschichte zurückkehren und früher oder später mit der Geschichte als darstellender Kunst wieder in eins verschmelzen müssen. Selbst Buckle liefert dafür den Beleg, und wie hoch erhaben er sich über den „Darsteller“ Macaulay auch geglaubt haben möge, so wäre der Nachweis zu führen, daß seine Resultate im einzelnen mit denen des erzählenden Historikers genau zusammentreffen.

Wenn es unzweifelhaft nur von den wesentlichsten und fruchtbarsten Folgen sein kann, daß die Geschichte mehr und mehr die große Entwickelung der Dinge, welche abseits der Politik und des Kriegs liegt, als die Hauptsache ins Auge fasse (worauf übrigens die neueste Wendung der Geschichtschreibung schon hindeutet), so ist doch das Anathem, welches der Verfasser den „Nichtigkeiten“ der Politik zuschleudert, völlig ungerechtfertigt. Es ist wahr, daß die Regierungen, ihre Verdienste und Misgriffe nicht für Jahrhunderte wirksam sind. Aber diese Betrachtung, so tröstlich sie der Menschheit sein mag, kann dem Menschen, dessen Lebenszeit nach der Schrift siebzig und zehn und nach den Erhebungen der Statistik viel weniger ist, die Einsicht nicht nehmen, daß sein Wohl und Wehe tausendfach von den Handlungen und Entschließungen der mit ihm Lebenden abhängt; daß die Politik so wenig sie im Großen vollbringen, so wenig sie die Welt verändern mag, doch auf das Schicksal der einzelnen Geschlechter vom entscheidendsten Einfluß ist; daß, so nichtig Tausende von Persönlichkeiten für die Menschheit waren, sie doch für ihre Zeit und für ihre Umgebungen gewaltig viel bedeuteten. Und das Interesse, welches daher die Specialgeschichte an der Politik, am Kriege, an der Biographie und ähnlichen perhorrescirten Gegenständen nimmt, ist nicht blos ein gerechtfertigtes, sondern ein unabweisliches. Daß bei der praktischen Anwendung der überlieferten Geschichte unendliche Charlatanerie getrieben wird, daß eine viel kleinere Anzahl von Menschen, als man gemeinhin annimmt, im Stande ist von der historischen Darstellung einen andern Nutzen zu ziehen als den der Unterhaltung, ist freilich wahr. Aber dies beweist nicht, daß die darstellende Geschichte an und für sich nur zu Irrthümern und Vorurtheilen führen müsse.

Der letzte Theil der Petsche'schen Schrift ist vorwiegend einer Polemik gegen verschiedene Historiker und Nationalökonomen (Wilhelm Roscher, Gervinus, Max Wirth u. a.) gewidmet, und beweist wenigstens, daß der Verfasser dem Unheil, das er aus der „Autorität“ entsprießen sieht, kräftigst entgegenzuwirken bemüht ist. Wir haben darauf um so weniger einzugehen, als es an Erwiderungen gegen diese Polemik an geeigneter Stelle schwerlich fehlen wird.

Auf alle Fälle darf die Petsche'sche Schrift so wenig wie die Bücher Comte's, Buckle's (denen der Verfasser den Amerikaner Henry Carey als bahnbrechenden Denker und Forscher in dieser Richtung hinzufügen durfte) von irgendjemand, der sich ernstlich mit der Geschichte beschäftigt, außer Acht gelassen werden. Sie regt große Fragen, gewichtige Zweifel an, und wenn sie die erstern weder endgültig beantwortet, noch die letztern überzeugend löst, so liegt doch auch in der bloßen Anregung ein Verdienst, dem Einseitigkeiten und Schroffheiten leicht zugute zu halten sind.

Adolf Stern.

Römische Studien zweier deutschen Katholiken.

1. Reliquien aus Rom. Zur Kunstgeschichte und Volkskunde. Gesammelt von J. Sighart. Augsburg, Kranzfelder. 1865. 8. 22½ Ngr.
2. Heitere Studien und Kritiken in und über Italien. Von Sebastian Brunner. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1866. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Während längere Zeit hindurch fast alle Berichte deutscher Reisenden über Italien entweder von einem confessionslosen, oder protestantischen, oft antipäpstlichen Standpunkte aus abgefaßt waren, ist das in den letzten Jahren vielfach anders geworden. Seitdem der römische Hof, wenigstens was seine zeitliche Herrschaft anlangt, in einen Kampf auf Leben und Tod mit den bewegenden Mächten des Jahrhunderts getreten ist, hat er alle seine streitbare Mannschaft zu den Waffen gerufen, und wir haben in d. Bl. schon öfters Gelegenheit gefunden, über die Apologien und Streitschriften ultramontaner Federn zu referiren. Wir sind weit entfernt, den Anhängern des Alten und Bestehenden das Recht des Kampfes gegen die vorwärtsstrebenden und revolutionären Mächte der Gegenwart verkümmern zu wollen. Wir gönnen ihnen von Herzen gleichen Wind und gleiche Sonne mit ihren Gegnern, froh, daß der lange im Finstern schleichende Streit auf den offenen Markt der Literatur und des Lebens hinaustritt, und vollkommen unbesorgt um seinen endlichen Ausgang. Freilich können wir es nicht billigen, daß die Vertheidiger des Papstthums, statt gerade auf ihr Ziel loszugehen, ihren Schriften meist die täuschende Maske eines einfachen Reiseberichts vorhängen, welche den wesentlichen Inhalt und Hauptzweck des Werks nur als etwas ungesucht und gleichsam zufällig Hervortretendes erscheinen lassen soll, während gerade im Gegentheil der harmlose erzählende und beschreibende Theil gewöhnlich als ein nur mühsam angefügtes Beiwerk erscheint. Man fühlt die

ſicht, und man wird verſtimmt. Leider haben ſich auch
ch keine ultramontanen Reiſeſchriftſteller gefunden, die
em Stahr, Gregorovius, Reuchlin u. a. die Spitze bie-
 könnten, um das deutſche Publikum eines Beſſern über
lieniſche Zuſtände zu belehren, wenn wir gleich nicht
eifeln, daß die Schriften eines Brunner, Bahlmann
d Genoſſen in manchen Kreiſen, zumal Altbaierns und
ſtfalens, ſehr beifällig aufgenommen worden ſind.

Daß die Berichte eines Gläubigen aus der Metro-
e der katholiſchen Welt, ſowenig er im übrigen zum
itbaren Heere des Ultramontanismus gehören mag,
z anders gefärbt erſcheinen müſſen, als die des Pro-
anten oder Skeptikers, iſt nicht nur natürlich und ſelbſt-
ſtändlich: es kann eine ſolche Färbung, wo ſie unge-
t und abſichtslos hervortritt, dem Buche einen beſon-
n, ich möchte faſt ſagen poetiſchen Reiz verleihen, der
m mehr negativen Standpunkte nothwendig abgeht.
 wäre thöricht, mit einem ſolchen rechten zu wollen,
 wenn der begeiſterte Glaube Dinge geſchaut hat, die
m nüchternen Auge verborgen geblieben ſind. So iſt
mit dem Sighart'ſchen Buche: „Reliquien aus Rom"
. 1). Beſtimmt, eine Aehrenleſe auf dem unendlichen
e römiſcher Kunſtdenkmäler und zugleich eine Anzahl
e zu dem ſchon ſo oft gemalten Bilde des römiſchen
kslebens zu bieten, liefert es uns zumal in dem Be-
e über die Katakomben, nach dem großen noch unvoll-
ten Roſſi'ſchen Werke *), über die verlorenen Baſili-
 über das Grab Kaiſer Otto's II., die Miniaturen
heidelberger Bibliothek im Vatican u. ſ. w. ſehr
zenswerthe Beiträge zur Kenntniß des noch immer
 vollſtändig ans Licht geförderten Reichthums der
gen Stadt an hiſtoriſchen und Kunſtdenkmälern, und
gt dabei den katholiſchen Standpunkt des Verfaſſers
in einer Weiſe zur Erſcheinung, die weder dem
the noch dem Eindruck des Buchs Eintrag thut.
 wollte es ihm in der That verübeln, daß ſeine Ver-
ng für den Vater der Gläubigen ihn in Pius IX.
„ſtets von übernatürlicher Begeiſterung und Heiter-
zeugende Erſcheinung" und noch immer einen der ſchön-
Männer in Rom erblicken läßt? „Roſe und Lilie er-
en verbunden vor uns, wenn wir den greiſen Papſt
zartem, roſigem Antlitz in ſchneeweißem Talar vor
ſitzen ſehen. Zugleich ſchreitet Pius noch immer ſo
 und rüſtig durch die Säle des Vatican oder die
n der Peterskirche, als ob er noch Jahrzehnte zum
r der Gegner dieſen Gang zu machen gedächte." Der
ent muß freilich geſtehen, daß, als er vor nunmehr
Jahren den Papſt öfters in der Nähe zu ſehen Gele-
it hatte, die zerfloſſenen Züge des aufgeſchwemmten
hts, die bleiche Farbe und der leidende, wenn auch
 und wohlwollende Ausdruck des matten Auges in
bendem Contraſte zu dem Idealbilde ſtanden, das
Sighart hier von dem Siebziger entwirft. Es iſt
die Wirkung der begeiſterten Liebe, mit der das ent-
Auge ihn angeſchaut; weſentlich daſſelbe Gefühl,
aus dem auch die gläubige, von allen profanen Zweifeln
freie Verehrung entſpringt, mit welcher der Verfaſſer alle
die zahlloſen Heiligenzellen beſucht und beſchreibt, die dem
Fremden in Rom gezeigt werden.

Uebrigens iſt Sighart unbefangen genug, nicht alles
in Rom in dem roſigen Lichte zu ſehen wie das Antlitz
des Heiligen Vaters. Es iſt ihm nicht verborgen, daß
die Mönchsorden „keineswegs mehr alle in der erſten Liebe
wandeln" und daß das geiſtliche Gewand oft genug fleiſch-
lichen Sinn verhüllt. Begegnet er ſich auch mit Brun-
ner, mit dem er in Rom zuſammentraf, in einer über-
triebenen Verehrung für die lieblichen ſchwärmeriſchen Bil-
der Fra Angelico's, den er den Fürſten der chriſtlichen
Maler nennt, ſo macht ihn doch ſeine Begeiſterung für
die Reſidenz des Papſtes nicht ſo blind für die Wirklich-
keit, um, wie jener, der bildenden Kunſt des gegenwär-
tigen Rom die unbedingt höchſte Stelle anzuweiſen. Nach
einer kurzen Ueberſicht deſſen, was auf dieſem Felde in
Rom in der Baukunſt, Bildhauerei, Malerei, Chromo-
lithographie, Kupferſtecherkunſt und Moſaikfabrikation neuer-
dings geleiſtet ward, erklärt er ausdrücklich, „daß die bil-
denden Künſte in Rom noch nicht die Höhe der Entwicke-
lung erreicht haben, die wir in Deutſchland erlebten wäh-
rend eines funfzigjährigen Friedens". Freilich hält auch
er es für nöthig, den Katholicismus zu vertheidigen gegen
den Vorwurf, als ob derſelbe an dieſer geringern Blüte
der Kunſt in Rom die Schuld trage. Gewiß iſt es ein
Fehlſchluß, wie er hinzufügt, aus dem jeweiligen Zuſtande
der Künſte und Wiſſenſchaften auf die Wahrheit und
Göttlichkeit der Religion zu ſchließen. Aber ſein Glau-
bensgenoſſe Brunner iſt anderer Meinung. Ihm iſt die
katholiſche und par excellence die römiſche Kunſt die
höchſte, ja die einzig wahre. Alles übrige, ſo glänzend
es ſcheinen mag, iſt ihm im Grunde nur Afterkunſt und
Afterwiſſenſchaft, die entweder mit ſouveräner Verachtung
behandelt oder als gemeingefährliches Teufelswerk denun-
cirt wird. Wir mögen Sighart darin recht geben, daß
die humaniſtiſche Richtung des 15. und 16. Jahrhunderts
in Italien manche Auswüchſe mit ſich brachte; es war
eine freilich naheliegende Verirrung, wenn man in dem
antiken Claſſicismus in Kunſt und Wiſſenſchaft nicht nur
ein formelles, ſondern auch ein materielles Vorbild er-
blickte. Aber damit begnügt ſich Brunner nicht. Nicht
allein, daß für ihn die Kunſt des „brutalen und ver-
viehten Heidenthums" bei allen Vorzügen in ihrer Natu-
raliſirung(!) nie etwas an ſich hat, das erheben oder gar
beſeligen könnte; für ihn iſt die ganze Renaiſſance ein
entſetzliches Unglück, eine Art neuen Sündenfalls, der über
den Occident hereinbrach. Natürlich: indem die erwachende
Kenntniß der alten Cultur ein Haupthebel war, dem fin-
ſtern Aberglauben und der craſſen Unwiſſenheit des Mit-
telalters und ſomit der abſoluten Pfaffenherrſchaft ein
Ende zu machen, vielleicht gar die Reformation vorzube-
reiten, erkennt er inſtinctmäßig darin den gefährlichſten
Feind der eigenen Richtung und ruft mit Stentorſtimme
ſein: anathema sit!

Als wir den Titel des Brunner'ſchen Werks: „Hei-

 Roma sotterranea christiana, descritta e illustrata dal Cav. G. B.
si etc. (Band 1, Rom 1865).

tere Studien und Kritiken in und über Italien" (Nr. 2), lasen, hofften wir auf eine Reihe humoristischer Schilderungen, etwa im Stile eines Ulrich Megerle, für den der Verfasser ein unleugbares Talent hat, und wir hätten ihm in diesem Falle gern einige Kapuzinaden zugute gehalten, selbst wenn die Derbheit, wie ihm das einmal nicht anders möglich zu sein scheint, hier und da etwas ausarten sollte. Aber der Inhalt straft den Titel vollständig Lügen. Die beiden dicken Bände, von denen sich der erste mit Oberitalien, Toscana und Neapel, der zweite fast ausschließlich mit Rom beschäftigt, enthalten im Grunde wenig anderes als eine Unzahl unzusammenhängender Tagebuchsnotizen und „Lesefrüchte", durch die sich als rother Faden eine mit den derbsten Schimpfwörtern gewürzte Polemik gegen alle, welche über Italien und italienische Angelegenheiten anders zu denken wagen als der Verfasser, hindurchzieht. Der positive Inhalt ist dabei ziemlich mager. Allerdings erklärt Brunner, daß er hier nur eine Nachlese zu seinem frühern italienischen Reisewerke*) liefern wolle. Sein wahrer Zweck aber ist, dem Reisenden in Italien eine gefärbte Brille aufzusetzen, durch welche er alles in der eigenthümlichen Brunner'schen Beleuchtung erblicke. In der That macht er daraus kein Hehl. Es heißt (I, 14):

Der gebildete Reisende soll sich mit den Gegenständen der Betrachtung in eine harmonische Stimmung zu versetzen suchen; es hat aber nicht jeder Zeit, durch längere vorhergehende Studien in den rechten Einklang mit diesen Gegenständen zu kommen, er wird sich mit den Resultaten der Studien anderer begnügen und diese zu benutzen suchen; derlei Resultate, aus Lesen und Sehen hervorgegangen, sollen nun hier dem dafür empfänglichen Leser wie eine Stimmgabel in die Hand gegeben werden. Wer die rechte Stimmung mitbringt, der wird in sich auch die Harmonie des rechten Verständnisses zu Wege bringen.

Wir hoffen, daß nicht viele unserer reisenden Landsleute in Italien sich der Brunner'schen Stimmgabel bedienen werden; sie würden bald entweder in einen Wirrwarr unauflöslicher Dissonanzen gerathen, oder ihre Ohren gewaltsam gegen den größten Theil der auf der Halbinsel erklingenden Töne verschließen müssen. Brunner's Kammerton ist der Klosterton. Wie er das Klosterleben für die höchste Stufe des irdischen Daseins hält, so hat er mit einer anzuerkennenden Emsigkeit und Ausdauer eine Unzahl von Werken von Klostergeistlichen über Leben, Kunst und Wissenschaft studirt, und benutzt sie vorwiegend, um den Reisenden in Italien zu orientiren. Auch sonst gilt freilich von ihm das Goethe'sche Wort: „Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt, allein sie haben schrecklich viel gelesen." Aber diese sonstige, mit oft fast naiver Ostentation sich breitmachende Belesenheit wird doch nur zu polemischen Zwecken oder zur Schaustellung der eigenen Gelehrsamkeit benutzt. Freilich richtet sich die Polemik zum Theil gegen Windmühlen. Die ewig wiederkehrenden Tiraden gegen den alten Nicolai und seine berüchtigten schwarzen Plagegeister, die man seit einem halben Jahrhundert mit Recht abgethan glaubte, und gegen eine Unzahl anderer meist ziemlich obscurer Reisebeschreiber sind entsetzlich ermüdend, während die bedeutendsten protestantischen Reisenden mit Stillschweigen übergangen werden.

Brunner hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt. Italien als der Mittelpunkt des katholischen Kirchenthums steht ihm unendlich hoch, ja hoch über dem eigenen Vaterlande. Aber das Italien, das er verehrt, ist natürlich nur das päpstlich gesinnte, und es bedarf keines geringen Geschicks im Volteschlagen mit Worten und Thatsachen, keiner geringen Simulation und Dissimulation, um die ultramontane Partei und das italienische Volk, wenigstens in seiner Mehrheit, als Synonyme erscheinen zu lassen. Die alte Fabel von der kleinen, aber rührigen Partei, von den Bestechungen und tyrannischen Gewaltacten der treulosen und blutdürstigen „piemontesischen" Regierung, von den französischen Intriguen u. s. w. muß natürlich wieder herhalten. In der Einleitung wahrt sich der Verfasser gegen den Vorwurf des Fanatismus; wenn er protestantische Schriftsteller angreife, so geschehe es nie aus Intoleranz, nie offensiv, sondern defensiv; wenn sie Freunde der Wahrheit seien, spreche er die größte Achtung für sie aus. Das mag sein. Es ist nun aber ein Unglück für ihn, daß er niemand, der anders denkt und urtheilt als er, oder der Dinge erzählt, die ihm misliebig sind, für einen Freund der Wahrheit zu halten vermag, sondern es als seine Pflicht ansieht, ihn als einen frechen Lügner zu brandmarken oder als einen leichtgläubigen Thoren zu verspotten. Die offenkundigste Thatsache zu ignoriren oder zu leugnen, kostet ihm nichts; dagegen versteht es sich von selbst, daß er die abgeschmacktesten Märchen, die er auf seiner Reise in Wirthshäusern von unbekannten Personen hat erzählen hören, sobald sie ihm in seinen Kram passen, ohne die Andeutung des leisesten Zweifels berichtet. Seine Zornausbrüche gegen Victor Emanuel und die italienische Regierung streifen allerdings oft an die Grenze des „Heitern", wie wenn er die bodenlose Nichtsnutzigkeit, in die ein großer Theil des neapolitanischen Volks infolge jahrhundertjähriger Fremd- und Misregierung versunken ist, dem gegenwärtigen Regiment in die Schuhe schieben will. Die unwiderleglichen Beweise für die Hebung des materiellen wie des geistigen Wohls der Bewohner der Halbinsel in den letzten Jahren, wie sie die statistischen Tabellen bringen, werden dagegen natürlich vollständig ignorirt. Indem er mit der liebenswürdigsten Nonchalance von einem Gegenstande zum andern springt, fehlt es ihm nie an Gelegenheit zu einer Philippika, freilich nicht eben im demosthenischen Stile. So, um nur ein derartiges Beispiel anzuführen, stellt er bei dem Besuche des Franciscanerklosters in Fiesole, der ihm bereits Gelegenheit gegeben, seine Uebersetzung eines Gedichts von Fra Giacopone über die Armuth an den Mann zu bringen, folgende Betrachtung über den mit seinem bescheidenen Lose zufriedenen Laienbruder an, der ihm die Pforte geöffnet:

Wenn ich Victor Emanuel oder Fra Giuseppe werden müßte, einer von beiden, so wie sie sind, in Bausch und Bogen, jeder genommen mit allem, was jeder durchgelebt und auf dem Gewissen hat, ich möchte ohne Bedenken lieber Fra Giuseppe sein, und nicht wahr, guter Leser, du auch? Wenn

*) Kennst du das Land? Heitere Fahrten durch Italien von S. Brunner (Wien, Braumüller, 1857).

n Victor Emanuel sein Leibarzt einmal sagen wird: „Euer ajestät, die Krankheit ist sehr bedenklich", so wird der König ter auf diese Enthüllung keine freundlichen Nasenlöcher machen, seine in Blut und Schmuz getauchte Krone wird ihm in sem kritischen Augenblicke auch nicht zum Troste gereichen.

Gibt es etwas, das dem Verfasser noch mehr zuwider als die piemontesische Regierung, so ist es die „ver-ete" Literatur der Gegenwart, in Bezug auf welche er den Herren Gerlach und Hengstenberg ganz in dasselbe rn stößt. Die folgende Herzensergießung darüber mag leich als Probe des Brunner'schen Kraftstils gelten 83 fg.):

Die Schmuzliteratur hat die frechste Ausdringlichkeit erfun-. Sie begrüßt dich auf Bahnhöfen, sie bietet sich dar bei m Tabackskrämer, sie läuft dir in Gestalt schäbiger, zer-pter Jungen ins Kaffeehaus nach, sie repräsentirt (sic!) sich Bündeljude, der Waare nach, dem Selbstlob nach, der e nach und dem Schmuze nach. In dem neuen Königreich lien hat sie den letzten Rest von Scham eingebüßt, den letz-Fetzen von Decorum sich vom Leibe gerissen, sie buhlt um Gunst des Pöbels und lebt vom Schmähen und Herabrei-ehrlicher Leute. Jede Broschüre, die du bei irgendeinem enden Buchhändler auf irgendeinem Bahnhofe vom Brete mst, ist Schmuz und Skandal. Es ist constatirt, daß die renen Feinde des Christenthums auch bei dieser Schmuz-atur in Italien die Hand im Spiele haben. In einer die-Broschüren werden die Päpste beschimpft, in einer zweiten die Beichte angegriffen, in der dritten die Klöster; in der en hat die nackte Unzucht ihren Markt aufgeschlagen; größ-eils sind diese Bücher noch **schuftiger** als die Schufte, e sie schreiben; denn die meisten der letztern wagen es nicht, Namen auf den Titel zu setzen. Die Scham vor ihrer en Arbeit ist noch ein Rest von sittlichem Gefühl. Es rt eine ganze Bibliothek, eine Reihenfolge von schlechten ern, um das Volk zu verderben. Sie heißt „Biblioteca lopedica popolare". Diese Schandbibliothek erscheint in no, wo es unter den vielen Tausenden von Handelsjuden sehr viele „enragirte" Schriftsteller gibt....

Doch genug und vielleicht schon zu viel von diesen Proben. Wie mag der Verfasser, bei dem sich überall der endste, hier und da fast ins Komische überschlagende nhaß zu erkennen gibt, bei den Berichten von den böh-en Judenhetzen sich ins Fäustchen gelacht haben! Wer , ob unter den Beraubten und Mishandelten nicht ein oder der andere „Zeitungsjude" war?

Die Wohlthätigkeitsanstalten Roms und der Schutz, ie Bettelei bekanntlich dort genießt oder wenigstens die neueste Zeit genoß, gibt Brunner Gelegenheit ner höchst ergötzlichen Tirade gegen die moderne nalökonomie: ich sage ergötzlich, weil aus seiner ik deutlich genug hervorgeht, daß er von der wah-Bedeutung dieser segensreichen Wissenschaft und von bisherigen Leistungen nicht den entferntesten Begriff Freilich, wo es nur darauf ankommt, eine Schutz-ür alle päpstlichen Institutionen zu halten, könnte olche Kenntniß auch nur schädlich wirken; da ist es mit den abgeschmacktesten Gründen sogar das treff-Institut des Lotto, einer Vorrichtung zur systemati-Demoralisation und Verarmung, wie sie schwerlich äßiger und wirksamer zu erfinden wäre, zu ver-en.

as Angeführte wird genügen, um den Beweis zu liefern, daß wir unter der Maske der „Heitern Studien" eine erbitterte Parteischrift für den Ultramontanismus oder, vielleicht noch genauer ausgedrückt, für die Pfaffenherr-schaft vor uns haben. Wir wollen dem Buche im übri-gen keineswegs alles Verdienst absprechen. Brunner hat ein entschiedenes Darstellungstalent, sein Stil besitzt große Anschaulichkeit, und er würde uns auf dem Gebiet der Sittenschilderung treffende und ergötzliche Gemälde liefern, wenn nicht sein Humor, vermuthlich durch den Anblick der siegreichen gegnerischen Principien zu sehr mit Gift und Galle versetzt und von der stets versteckten Absicht verdorben würde. Wo das einmal ausnahmsweise nicht der Fall ist, wie in der Schilderung des Ciarlatano Francesco Toppo auf dem Platze der Signoria in Flo-renz und in der freilich etwas weit ausgesponnenen Satire „vom Geometer des Sesostris", die sich gegen die italie-nischen „Kunstfärber" richtet, folgen wir seiner lebendigen, drastischen Darstellung mit wahrem Vergnügen. Auch die Erwähnung und Beschreibung mancher weniger be-kannten Kunstdenkmäler, Localitäten u. s. w. ist sehr dan-kenswerth, und wir wollen gern eine überreiche Fülle historischer Notizen mit in den Kauf nehmen, wenn sie gleich, wie die Fontana'sche Beschreibung der Aufrichtung des vaticanischen Obelisken, nicht so unbekannt oder, wie die Mittheilung von dem Grabe des Sohnes der Philip-pine Welser, nicht so wichtig sein mögen, wie der Ver-fasser zu glauben scheint. Dagegen müssen wir es ent-schieden als eine Untugend bezeichnen, wenn er in die schon übermäßig bunte Mosaik seines Buchs noch eine Anzahl Stücke eingefügt hat, die weder in Gestalt noch Farbe zu den übrigen stimmen, wie die verschiedenen Uebersetzungen italienischer Gedichte, das dürre Namens-verzeichniß „ultramontaner Cardinäle" u. s. w.

Ein Element ist beiden Werken gemeinsam: der un-verhältnißmäßig große Raum, welcher den Beschreibun-gen von Grabdenkmälern gewidmet ist. Wir sind weit entfernt, ihnen einen Vorwurf daraus machen zu wollen. Rom ist einmal, wie Frau von Staël mit Recht bemerkt, die Stadt der Todten. So sehr sie auch übrigens als Sitz des Hauptes der katholischen Kirche, sowie durch ihr eigenthümliches Volksleben unser Interesse in Anspruch nehmen mag: es ist und bleibt vor allem die Vergangen-heit, die der Stadt ihr Siegel aufgedrückt, die ihren Charakter wie die Stimmung des in ihr weilenden Wan-derers aus dem Norden bedingt. Wie die, je mehr man sich der Stadt nähert, immer öder und öder werdende Campagna in ihren ernsten Farben und Umrissen das Gemüth des Reisenden zu ernsten Betrachtungen stimmt, so erscheint uns die Stadt selbst, je länger wir in ihr weilen, um so mehr als ein ungeheueres Grabmal, eins der ergreifenden Symbole der Vergänglichkeit aller irdi-schen Größe. „Das Zerstörte", sagt Goethe, „ist ungeheuer, durch keine Einbildungskraft zu vergegenwärtigen." Wenn aber Jean Paul meint, in Rom brauche man ein eisernes Herz, denn da habe das Schicksal eine eiserne Hand, so erkennen wir leicht, daß er selbst nie durch eigene An-schauung den Eindruck der alten Weltstadt empfunden.

Weder die langen Reihen der Gräber längs der Via Appia, in den Höfen der Klöster, den Hallen der Kirchen und den endlosen Höhlengängen der Katakomben, noch die furchtbar verstümmelten Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatinischen Hügel, der Thermen, Tempel, Triumphbogen und Basiliken üben einen beengenden, niederdrückenden Einfluß auf unsere Stimmung. Der Tod verliert in der Gräberstadt seine Schrecken, und die eigenthümlich ruhige elegische Stimmung, die über dem mit den herrlichsten landschaftlichen Reizen gezierten Bilde „dieser Niobe unter den Städten" liegt, erfüllt bald auch das Herz des betrachtenden Fremdlings. So entsetzlich hier menschliche Leidenschaft gewüthet, die herrliche Natur Hesperiens, welche die wüsten Trümmerhaufen mit einem reichen Schmuck duftender Blumen bekleidet, mildert überall die Schrecken der Vernichtung und verwandelt die düstern Ruinen in die ernste aber erhebende Staffage eines reichen Landschaftsgemäldes. In Rom — das empfindet ein jeder — muß es sich gut und leicht vom Leben scheiden, und man möchte Tasso fast beneiden, daß sein Blick noch einmal durch das geöffnete Fenster, in welches die weichen Frühlingsdüfte einzogen, vom Janiculus herab über die herrliche sonnige Landschaft schweifen konnte, ehe er in den ewigen Schlaf hinüberschlief. „Jedermann kennt Rom, er sei denn ein Barbar", sagt Cicero, und heute zieht es vor allem die blonden Barbaren des Nordens wie mit magischer Gewalt nach den Wundern der alten Hauptstadt der Welt; ja in dem, der einmal aus den krystallenen Fluten der Fontana di Trevi, des alten Aqua Virgo, getrunken, erstirbt die Sehnsucht nach ihr nicht wieder, und so zahllos die Schriften sind, die uns ihre Herrlichkeiten schildern, ihr Gegenstand selbst verleiht ihnen stets einen neuen Reiz, den selbst die giftige Polemik, die oft hinter ihnen verborgen lauert wie die Schlange unter Blumen, nicht ganz zu verwischen vermag. **Otto Speyer.**

Biographisches.

Es genügt selbst der allerflüchtigste Blick auf unsere historische Literatur, um sich davon zu überzeugen, daß in keinem Zweige der Geschichtschreibung mehr Thätigkeit entwickelt worden als in dem der Biographie. Weder Engländer noch Franzosen können einen solchen Reichthum von Schriften aufweisen, welche Kenntniß des Lebens bedeutender Menschen in irgendwelcher Sphäre sich zur Aufgabe stellen. Fragen wir jedoch bei der Fülle des inhaltlich Interessanten und Wichtigen auch nach der künstlerischen Darstellung der schönen Form, welche seit der Einführung einer neuen, über den gemeinen Pragmatismus sich erhebenden Methode in der Geschichtschreibung und seitdem sich diese Wissenschaft einen breiten Platz in der Nationalliteratur erobert, wesentliches Erforderniß geworden, so wird man ein so auffälliges Misverhältniß finden, daß wir diesen Zweig der Geschichtschreibung, obgleich den reichhaltigsten, doch keineswegs den glücklichsten nennen können und bei jeder neuen Production unwillkürlich mit einer gewissen Aengstlichkeit nach den Merkmalen ihrer Behandlung forschen.

Ist der Leser geneigt, seine Anforderungen in dieser Hinsicht auf ein etwas bescheidenes Maß zurückzuführen, so können wir ihm heute eine Arbeit empfehlen, die wir indeß, auch so wie sie ist, nur ungern entbehren möchten; nämlich:

1. Dom Pedro V., König von Portugal. Mit einleitenden Kapiteln geschichtlichen, geographisch-statistischen und culturhistorischen Inhalts. Nach Quellen der portugiesischen, französischen, deutschen und englischen Literatur bearbeitet von Emil von Schelhorn. Nürnberg, W. Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wir erhalten hierin nicht sowol eine Geschichte Portugals unter der Regierung Pedro's V., als vielmehr, wie der Verfasser selbst bekennt, nur eine Skizze der Lebens- und Regierungsereignisse des Königs, der durch seine an edeln Eigenschaften reiche Individualität wie durch die tragische Wendung seines Geschicks in Europa allgemeine Theilnahme erweckte. Diesen Monarchen der Vergessenheit zu entreißen und, da er bekanntlich von deutscher Abstammung, zu seiner Verewigung in Deutschland ein Scherflein beizutragen, bestimmte Hrn. von Schelhorn zunächst für diese Arbeit. Sicherlich ist es aber keine gute Empfehlung eines Buchs, wenn schon der Titel Anlaß zu Ausstellungen bietet. Und in der That konnte er, in seiner fast an die Bibliographie der vorigen Jahrhunderte erinnernden Langathmigkeit, vornehmlich im zweiten Satz sehr befremdlich erscheinend, uns kaum besondere Hoffnungen für den Inhalt erwecken. Auch bei dem gleich dahinter folgenden „Verzeichniß der benutzten Quellen" gerathen wir in Zweifel, ob der Verfasser Quellen und Hülfsmittel so zu unterscheiden vermöchte, wie wir es von einem Historiker schlechterdings und zu allererst fordern müssen. Die Lektüre des Buchs selbst versöhnt indessen mit diesen Mängeln. Wir finden eine sehr fleißige, mit vieler Wärme und Hingebung geschriebene Monographie, in der fast jedes Blatt ebenso von umfassenden Studien wie von Beherrschung des reichhaltigen Materials und Strenge der Kritik Zeugniß ablegt. Eine Menge irriger Ansichten und Urtheile, die zeither über Pedro und seine Regierung schwebten, werden als unberechtigt mit Nachdruck zurückgewiesen, manches Unklare in der Geschichte jener Zeit aufgehellt, zahllose Verwickelungen in den über staatliche Verhältnisse cursirenden Gerüchten mit Glück entwirrt. Die Hervorhebung der Tugenden und Verdienste Pedro's verliert sich nicht ins Uebertriebene, die Darstellung ist, wenngleich künstlerischer Vollendung fern, doch durchgängig objectiv und frei von individuellen Gelüsten, der Stil leicht und durchsichtig. Zu vermeiden wären ganz besonders einige auffallende Wiederholungen gewesen, namentlich im Eingange der Abhandlung; und in den Kapiteln „geschichtlichen, geographisch-statistischen und culturhistorischen Inhalts", deren Vorhandensein bei einer Arbeit gleich der vorliegenden geradezu unerlaßlich, sind die einer Monographie nothwendig zu steckenden Grenzen nicht eingehalten: der Verfasser holt zu weit aus und verliert sich in seinen Erörterungen zu sehr ins Breite.

roline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. Ein biographi-
es Denkmal von Ernst Meier. Gotha, Perthes. 1865.
. 1 Thlr.

aroline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, gestorben
. Juli 1846, war eine edelgesinnte, für Menschen-
eifrig bemühte, fein gebildete und geistig begabte
. Die Geschichte weist keinen Ueberfluß von edeln
chen auf, und so sind wir jedem verbunden, der uns
solchen kennen lehrt. In der Art muß aber doch
nterschied gemacht werden. Und so gestehen wir
daß wenn die im „Janus" (1847, III, 21 fg.)
:uckte Lebensskizze nicht ganz genügen könnte, Meier
nem späten Panegyrikus in einen andern Fehler
t, indem er doch des Guten zu viel thut. Der Kreis,
: sich die Prinzessin bewegte und wirkte, war streng ge-
en ein beengter, und die Art ihrer Wirksamkeit von
ı wenig allgemeiner Bedeutung, daß er seinen Re-
nicht auf die Hälfte hätte reduciren können. Vor-
ch durfte er uns den fast 120 Seiten umfassenden
vechsel mit dem tübinger Mediciner Heermann erspa-
veil wir nichts aus demselben ersehen, das sich nicht
uintessenz in einigen Zeilen ausdrücken ließe. Ganz
gelos ist ferner der Verlauf der Krankheit der ge-
ı Dame und was der Hofprediger an ihrem Grabe
chen. Man muß ihr eben, wie der Verfasser, per-
verpflichtet oder ein specifischer Schaumburger sein,
as Buch ohne Ueberdruß von Anfang bis Ende
ılesen. Von biographischer Kunst gibt es uns
ıs keine Probe, und der Stil weicht wenig von
b Schlichtegroll'scher Nüchternheit ab. Offenbar
e Pflicht der Dankbarkeit den Verfasser auf ein
:embes Terrain geführt. Immer aber sehen wir
:r nicht unfreier als den Autor des Büchleins:

l Friedrich Nebenius. Ein Lebensbild eines deutschen
atsmannes und Gelehrten. Zugleich ein Beitrag zur
chichte Badens und des deutschen Zollvereins. Von Jo-
h Beck. Manheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 18 Ngr.

r Verfasser, uns durch eine Biographie Wessen-
bekannt, ergeht sich über den 1857 verstorbenen,
als Staatsmann wie Nationalökonomen bedeuten-
:benius mit specieller Sachkenntniß. Nach einer in
ıtester Kürze ermöglichten Darlegung der staatlichen
nisse Badens vor Nebenius' Auftreten folgt dessen
ıeschichte in 14 Kapiteln, und zwar durch alle
, sein öffentliches Leben, soweit es für Baden von
; und Bedeutung, in entsprechender Weise hervor-
Seine Wirksamkeit als Präsident im Ministerium
nern, seine Verdienste um die badische Verfassung
: Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege, der
und des Unterrichts, sowie ganz besonders seine
ıng als intellectueller Urheber des Zollvereins und
ischen Eisenbahnbaues sind in einer Weise darge-
)ie dem Leser wol ein anschauliches Bild von der
geistigen Regsamkeit jenes Mannes und den von
zielten segensreichen Erfolgen verschaffen. Indeß
Ganze doch nur eine trockene Anhäufung von
hen, in welcher blos ein abstracter Fachmann Be-
friedigung finden kann. Die schriftstellerische Thätigkeit Nebenius' ist nur sehr flüchtig berührt, und auch sein Privatleben hätte von einem Biographen, der laut eigenen Bekenntnisses in langjährigem, vertrautem Umgange mit ihm gestanden, einige charakteristische Züge erwarten können. Ebenso unbefriedigend wie die Darstellung ist aber auch die Diction: durchgängig matt, häufig ganz farblos, stellenweise von Trivialitäten verunschönt und nicht einmal frei von Provinzialismen.

4. Erinnerungen an Ladislaus von Szalay und seine Geschichte des ungarischen Reichs, von Alexander Flegler. Leipzig, O. Wigand. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

In dieser Schrift übt die durchweg treffliche Handhabung des Stils um so stärkere Anziehungskraft. Szalay, gestorben den 17. Juli 1864 im Alter von 51 Jahren, hat sich in seinem Vaterlande Ungarn einen Namen als Staatsmann gemacht, wo er zu den Centralisten gehörte, jener kleinen Partei, die sich in den entschiedensten Widerspruch zu der aristokratisch-conservativen Richtung eines Aurel Dessewffy, wie zu der von Kossuth geleiteten Demokratie stellte. Ungleich bedeutender aber ist seine historische Wirksamkeit, welche denn Flegler mit ausgezeichnetem Geschick zum erstenmal einer eingehenden Erörterung unterzieht, wobei er uns selbst eine Wanderung durch neun Jahrhunderte ungarischer Geschichte antreten läßt, welche eine sichere und tüchtige Führerhand zeigt. Wie weit indeß die angeregten Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der Geschichtschreibung Szalay's intact oder modificirbar, muß dahingestellt bleiben, da Referent noch keine Veranlassung hatte, der ungarischen Geschichtschreibung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Außer allem Zweifel aber war Flegler zur Abgabe eines Votums berufen, auch wenn er nicht durch persönlichen vertraulichen Verkehr der erste Zeuge des Werdens und Wachsens der größten Arbeit Szalay's geworden wäre. Selbstverständlich erstrecken sich seine „Erinnerungen" dann noch über die gesammte wissenschaftliche und politische Thätigkeit des Genannten, wie über dessen Privatleben. Nur mit der Anordnung des Inhalts, mit der formellen Behandlung können wir uns nicht befreunden: sie ist entschieden mangelhaft. Die ersten sieben Kapitel: „Die ungarischen Angelegenheiten bis zum Jahre 1849"; „Szalay's «Lettres sur la Hongrie»"; „Die erste persönliche Begegnung mit Szalay"; seine „Diplomatischen Actenstücke zur Beleuchtung der ungarischen Gesandtschaft in Deutschland"; „Die Stimmungen und Beschäftigungen des Winters von 1849/50"; „Die Uebersiedelung nach Rorschach"; „Die Vorarbeiten zur ungarischen Geschichte"; das zehnte Kapitel: seine „Rückkehr nach Pesth", und dann die drei letzten Kapitel: „Wissenschaftliche und politische Thätigkeit Szalay's"; „Persönlicher Charakter und Lebensumriß", mußten nothwendig als besonderer Abschnitt und in ganz anderm Zusammenhange dem achten, neunten, elften und zwölften vorangehen, sollte das Ganze künstlerische Abrundung erhalten und uns das Bekenntniß aufdrängen, daß wir mit einem kleinen Meister- und Musterstück unsern Bericht geendet. 27.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

In dem Philosophen **Christian Hermann Weiße**, welcher am 19. September auf seinem Rittergute Stötteritz bei Leipzig starb, hat die deutsche Wissenschaft einen eifrig strebenden und auf mehrern Gebieten mit Anerkennung genannten Denker verloren.

Christian Hermann Weiße ist der Enkel des Dichters Hermann Felix Weiße, der ebenfalls in Leipzig die größere Hälfte seines Lebens zubrachte, durch seine Lustspiele und Operetten, durch seine „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und durch seinen „Kinderfreund" sich als Dichter, Kritiker und Jugendschriftsteller in weitesten Kreisen bekannt und beliebt gemacht hat. Sein Sohn Christian Ernst Weiße, der Vater des Philosophen, war einer der tüchtigsten leipziger Juristen, durch seine staatsrechtlichen und historischen Schriften, welche meistens an sächsische Verhältnisse und die sächsische Geschichte anknüpften, für sein engeres Vaterland von einer über das Fachwissenschaftliche hinausgehenden Bedeutung.

Christian Hermann Weiße wurde am 10. August 1801 in Leipzig geboren, studirte seit 1818 hier die Rechte, fühlte sich aber mehr durch das Studium der philosophischen Systeme angezogen. Im Jahre 1823 habilitirte er sich an der leipziger Universität, wo er bis 1837 wirkte. Er zog sich dann in seine Idylle bei Leipzig zurück, nahm aber nach einigen Jahren die akademische Thätigkeit wieder auf und wurde 1845 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode wirkte. Als akademischer Docent sehr anregend, geistreich und liebenswürdig im persönlichen Umgang, hat er auch in einer ungünstigen Zeit den philosophischen Bestrebungen manche warme Anhänger verschafft und in der Jugend stets ein über die engern Ziele der Brotwissenschaft hinausreichendes Streben wach gehalten.

Was seine literarische Wirksamkeit betrifft, so ließen sich seine Werke in drei Gruppen sondern. Die erste, die metaphysische, dürfte am wenigsten eine nachhaltige Wirkung ausgeübt haben. Der Ausgangspunkt Weiße's war das Hegel'sche System, doch schon in seinem ersten philosophischen Orientirungsversuche: „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft" (1829), suchte er sich von dem Meister zu emancipiren, indem er mit warmer Anerkennung der Hegel'schen Logik doch für die andern philosophischen Disciplinen eine von Hegel abweichende Gestaltung verlangte. Noch entschiedener trat dieser Standpunkt in den „Grundzügen der Metaphysik" (1835) hervor, in welchen Weiße zwar noch die Hegel'sche Dialektik anerkennt, wenngleich er gegen die Selbstbewegung der Begriffe Protest erhebt, im übrigen aber ein eigenes System zu begründen sucht. Indem er in demselben Gott nicht als das nothwendige Wesen anerkennt, sondern behauptet, daß er in seinen Werken wie in seinem Wesen absolute freie That, ewige That seiner selbst sei, mag er als Begründer der neuen „theistischen" Richtung der Philosophie betrachtet werden, gegen welche die Junghegelianer mit glänzendem Erfolg ankämpften. Der Schwerpunkt fast aller Vertreter dieser Richtung liegt nun nicht in ihrer Metaphysik, sondern in den geistvollen Anregungen, welche sie für einzelne Wissenschaften geben.

Dies ist auch bei Weiße der Fall. Die zweite Gruppe seiner Schriften, die ästhetische, steht in erster Linie. Als sein Hauptwerk auf diesem Gebiete muß sein „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit" (2 Bde., 1830) betrachtet werden. Die Stellung, welche Weiße, abweichend von Hegel und seinen Schülern, der Kunst und der Religion einräumt, indem er mit der Idee der Wahrheit (Philosophie) beginnt, die Idee der Schönheit in die Mitte stellt (Kunst) und die dritte höchste Stelle der Idee der Güte (Theologie) anweist; hat zu vielfachen Angriffen auf die Weiße'sche Aesthetik Veranlassung gegeben; doch selbst auf seine Gegner hat das Werk anregend gewirkt; seine Untersuchungen über das Erhabene und Komische namentlich enthalten Momente, an welche jede neue Aesthetik mehr oder weniger wieder anknüpfen muß. Von seinen andern Schriften auf diesem Gebiete erwähnen wir noch die „Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust" (1837).

Die dritte Gruppe von Weiße's Schriften bilden diejenigen, welche die Theologie und biblische Kritik betreffen. Das Hauptwerk auf diesem Gebiete ist: „Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet" (2 Bde., 1838). Der Einfluß dieses Werks auf den Gang der Untersuchungen, die in späterer Zeit so großes Aufsehen erregten, ist kein geringer gewesen; auch David Strauß in seinem „Leben Jesu" hat vielfach Rücksicht auf Weiße genommen und zustimmend oder ablehnend an seine biblische Kritik angeknüpft. Das Gebiet der Religionsphilosophie schien dem Denker in später Zeit das liebste geworden zu sein, wie seine Schriften über „Die Christologie Luther's" (1852), über „Die Zukunft der evangelischen Kirche" u. a. beweisen. Von seinem letzten Hauptwerk: „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums", erschien der zweite Band, welcher die Welt- und Menschenschöpfung behandelt, erst im vorigen Jahre (Leipzig, Hirzel, 1865). Auch eine eifrige journalistische Thätigkeit hat Weiße entwickelt. Abgesehen von seinen Artikeln in den philosophischen Zeitschriften hat er auch für das Cotta'sche „Morgenblatt" mehrfache, in Form und Inhalt sehr ansprechende ästhetische Abhandlungen geliefert. Mit warmem Interesse begrüßte er in jüngster Zeit Rümelin's „Shakspeare-Studien", denen er seinen vollen Beifall schenkte.

Wenige Tage vor Weiße, am 17. September, starb in Koburg der Schriftsteller und Dichter **Arnold Schloenbach** infolge eines langwierigen Brustleidens. Schloenbach gehörte zu den gärenden Talenten, denen ein voller harmonischer Abschluß ihres Wirkens nicht vergönnt war, obgleich sich gerade seine letzte Dichtung: „Der Stedinger Freiheitskampf" (1864), durch künstlerische Beschränkung vor den frühern breitergeflossenen Epen, wie „Die Hohenstaufen" (1859) auszeichnete. Die Ungunst der Verhältnisse, die Gleichgültigkeit des Publikums gegen größere Dichtwerke, die Zerfahrenheit der Kritik machen es nach gerade auch der schönsten Begabung schwer, den rechten Weg zu finden, auf welchem die Dichter einer glücklichern Zeit, getragen von den Sympathien des Publikums, im Vollgenuß eines harmonischen Schaffens wandeln durften. Arnold Schloenbach begann mit jenen Kraftstücken dramatischer Poesie, aus denen eine zur Reife gedeihende Bildung den echten Kern herausschält. Sein „Burgund und Waldmann" (1852) war immerhin eine Dichtung, in der man den Nerv des Talents herausfühlte. Auch „Der letzte König von Thüringen" (1854), so lakonisch skizzenhaft, so geschmacklos oft in seiner rauhen Naturkraft der Stil des Dramas gehalten war, hatte doch einzelne brillante Scenen. Doch wo ist heutzutage die Schule für ein Kraftgenie? Die Indifferenz des Publikums ist es wahrlich nicht, sie wirkt erlähmend auf die Talente. Fehlt ihnen die unbedingte Sicherheit des genialen Instincts, so beginnen sie zu experimentiren. Man will den Beifall, man braucht ihn, um weiter schaffen zu können, man macht Zugeständnisse an die Menge um, einmal von ihrer Gunst getragen, auch höhern Zielen nachstreben zu können. So erging es auch Schloenbach; er dichtete mehrere Lustspiele, um sich die Bühnen zu erobern; doch der geringe Erfolg derselben schreckte ihn zuletzt ganz von der dramatischen Wirksamkeit zurück. Nun schuf er sein Riesenepos „Die Hohenstaufen", das trotz einzelner Schönheiten doch nicht mehr war als eine große Reimchronik und ganz des künstlerischen Maßes entbehrte.

Nur die dem Publikum gegenüber fast führerlose deutsche Poesie kann auf solche Ungeheuerlichkeiten verfallen, zu denen wir z. B. auch die Rückert'schen Dramen rechnen. Bei einer

;en Wechselwirkung der Dichter und der Nation sind orm- und maßlose Compositionen unmöglich. Wo der timmt äußernde Geschmack des Publikums nicht eine Façon angibt, da muß die Phantasie mit den Dichtern ;en. Man hat die „Hohenstaufen" für Schloenbach's idstes Werk erklärt, nur dann mit Recht, wenn sich die ıng nach dem Umfange mißt; doch die Schönheiten, die : Dichtung nicht fehlen, stehen in gar keinem Verhältniß n Volumen. Bei weitem gelungener ist das vaterlän- ;edicht in achtzehn Gesängen: „Der Stedinger Freiheits- (1864), dem man eine markige und gedrungene, hin eder blitzartig aufleuchtende Darstellungsweise nicht ab- kann. Dies letzte Erzeugniß zeigt einen Fortschritt bach's in der epischen Kunst; doch aus der Theilnahm- des Publikums, die aller epischen Poesie gegenüber sich ibt, konnte der Dichter keine Ermuthigung zu fernern ionen schöpfen.

e besten Gedichte Schloenbach's enthält die Sammlung: ele" (1855), in welcher meist in kräftigem Odenschwung monie zwischen Natur und Geist gefeiert wird. Zwar einzelnen Gedichte an Werth ungleich, doch wo dem der Wurf gelungen ist, da erhalten wir Gedankenkräf- d Formschönes zugleich. Ein Gedicht von humoristischer ist: „Was sich der Wein erzählt" (1862). Auch als l hat sich Schloenbach versucht, in meist croquisartigen, kräftigen Zeichnungen, in denen das Originelle nur n die Caricatur streift. Die Dorfgeschichte blieb von ht unangebaut; doch enthält die besten seiner Erzählun- l die Sammlung: „Aus Vergangenheit und Gegen- (1856).

r erwähnen noch Schloenbach's Drama „Gustav III." sein episches Gedicht: „Ulrich von Hutten" (1862), erarhistorischen Charakteristiken: „Zwölf Frauenbilder aus the-Schiller-Epoche" (1856), seine „Geschichte Thürin- um zu zeigen, nach wie verschiedenen Seiten hin Schloen- itig war, wie sein Talent sich unruhig hin- und herwarf, m Abschluß auf irgendeinem Gebiete kommen zu können. thig stimmt dies theils durch den eigenen Trieb, theils en Drang der Verhältnisse gebotene unausgesetzte Rin- tischer Schriftsteller, von denen so wenige auf einen Zweig, die allerwenigsten aber auf den Lorberzweig

---

Eine niederdeutsche Marienklage.

ter der dramatischen Literatur des Mittelalters nehmen Marienklagen" eine besondere Stellung ein. Was diesen gen wegen ihres vorwiegend lyrischen Elements an dra- r Lebendigkeit abgeht, wird reichlich ersetzt durch gefühlvolle it, die sich oft bis zum Schwungvollen erhebt. Die Literatur Marienklagen" wurde kürzlich durch eine Veröffentlichung ten Hefte des dreizehnten Bandes von Haupt's „Zeitschrift ches Alterthum" bereichert. Nach Liliencron's Abschrift aus ammelhandschrift der ehemaligen bordesholmer Kloster- k, jetziger kieler Universitätsbibliothek, finden wir dort erdeutsche „Bordesholmer Marienklage" aus dem 15. idert in urkundlicher Weise mitgetheilt. Unter dem nd einige Bemerkungen gemacht, insbesondere ist auf stellen anderer ähnlicher Stücke hingewiesen, welche Hoff- on Fallersleben in seinen „Fundgruben" bekannt ge- at. Diese Bemerkungen sind der erste Anfang der Un- igen, welche sich Liliencron über die Marienklagen, über ng ihrer Ueberlieferung und Fortpflanzung vorgesetzt Wenn nun auch zu beklagen ist, daß uns fürs erste Belehrungen nicht geboten sind, so haben wir alle Ur- ür die Mittheilung des Textes dankbar zu sein. Denn rdesholmer Marienklage" hat trotz ihrer Verwandtschaft ern Dichtungen derselben Gattung auch selbständige Züge aufzuweisen, auch ist sie viel dramatischer als die meisten der bereits bekannten. Von besonderm Werthe sind aber die in lateinischer Sprache beigefügten Angaben und Vorschriften über Scenerie, Action und Costüm, welche für die Geschichte der Schauspielkunst nicht unwichtige Beiträge liefern. Da Liliencron durch andere Arbeiten, namentlich durch seine umfassende Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, in vollem Maße und auf längere Zeit hinaus in Anspruch genommen ist, so würde es ganz wohlgethan sein, wenn die von ihm nicht ausgeführte Untersuchung über die Marienklagen von anderer Seite aufgenommen und nach seinen Andeutungen zu Ende gebracht würde.

Bibliographie.

Benfey, T., Ueber die Aufgabe des Platonischen Dialogs: Kratylos. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Begel, J. A., Ewigkeitsgedanken nach handschriftlichen Aufzeichnungen. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 16. 15 Ngr.

Bodemann, F. W., Lebensbilder treuer Glaubenszeugen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Brunnemann, K., Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Eine literar-historische Studie. Leipzig, Grunow. 8. 20 Ngr.

Deutsch-Oesterreichs Gegenwart und Zukunft. Von einem österreichischen Deutschen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Ngr.

Eckl, J. B., Die Einrichtungen der Neuzeit auf dem Gebiete des Socialismus. Ein Vortrag. Landshut, Thomann. 8. 5 Ngr.

Edwards, A. B., Eine halbe Million. Aus dem Englischen übersetzt von Elise Mirus. 4 Bde. Hamburg, Bernhardt. 8. 3 Thlr.

Enault, L., Ein Sünder wider Willen. Roman. Aus dem Französischen. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr.

Fischer, J. G., Florian Geyer der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 8. 15 Ngr.

Frege, A., Die Entwickelung des Gottesbewußtseins in der Menschheit in allgemeinen Umrissen dargestellt. Leipzig. Förster u. Findel. 8. 20 Ngr.

Friccius, C., Hinterlassene Schriften nebst einer Lebensskizze desselben herausgegeben von H. Beitzke. Berlin, Kobligk. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hamburgs neueste Zeit. 1843 bis 1860. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Hannoveraner in Thüringen und die Schlacht bei Langensalza. Eine Episode aus der neuesten Kriegsgeschichte. Von einem unparteiischen Augenzeugen mit Benutzung der zuverlässigsten Nachrichten. 2 Lief. Langensalza, Klinghammer. Gr. 8. 15 Ngr.

Härzberg-Fränkel, L., Polnische Juden. Geschichten und Bilder. Wien, Hilberg. 1867. 8. 1 Thlr.

Hedwig. Von der Verfasserin von „Stolz und Still" und „Marie oder in Demuth muthig". Berlin, Buchh. d. Miss.-Ver. 1867. 8. 12 Ngr.

Hofstede de Groot, Anna, Lieder. Elberfeld, Bädeker. 16. 7½ Ngr.

Hosäus, W., Der Oberburggraf Ahasverus v. Lehndorff (1637—1688). Nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Dessau, Baumgarten u. Comp. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Keerl, P. F., Der Mensch, das Ebenbild Gottes; sein Verhältniß zu Christo und zur Welt. Ein urgeschichtlicher Versuch. 2ter Bd. 1ste Abth. — A. u. d. T.: Der Gottmensch, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes. Ein Beitrag zur Christologie. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 2 Thlr.

Kleinschrod, C. T. v., Die Grundprinzipien der politischen Oekonomie in kurzem Ueberblicke dargestellt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Klutschak, F., Die Kriegsjahre Prags in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. 3 Episoden aus dem österreichischen Erbfolge- und dem 7jährigen Kriege. Prag, Haase Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Liliencron, R. v., Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert. 2ter Bd. Leipzig, Vogel. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mohr, F., Geschichte der Erde. Eine Geologie auf neuer Grundlage. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Oppermann, J., Freiherr Carl vom Stein und das Kleinstaatenthum. Mit besonderer Beziehung auf das Herzogthum Nassau. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ossenbeck, H., Der Streit Gregors VII. mit Heinrich IV. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußen und Schwaben. Von einem Annektirten. Köln, J. G. Schmitz. Gr. 8. 4 Ngr.

Pröhle, H., Der Krieg 1866. Ein Gedicht. Berlin, Schweigger. 16. 5 Ngr.

Raffler, K., Der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg. Nach seinem Leben und Wirken geschildert. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 27½ Ngr.

Reichenbach, Freih. v., Aphorismen über Sensitivität und Od. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Moderne Romane des Auslandes in guten Uebersetzungen. 1ster und 2ter Bd. Berlin, Janke. 1867. 8. à 20 Ngr.

Schmidt-Zienert, M., Der Erzbischof Engelbert von Köln. Eine Erzählung aus alter rheinisch-westfälischer Zeit. Minden, Volkening. 8. 10 Ngr.

Spielmann, C., Alt-Mecklenburg und das Heute. Socialpolitische Aphorismen. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 11. October 1866.

Inhalt: Shakspeariana. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Zur Psychologie. Von Julius Frauenstädt. — Das althochdeutsche Schlummerlied. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Shakspeariana.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Ueber „Heinrich VI." und „Richard III." sagt Sievers manches Geistreiche. Er tadelt die Auffassung, welche die ganze Reihe der Historien als ein großes künstlerisches Ganzes ansieht, dessen Kern und Körper die beiden großen Cyklen bilden und das „König Johann" als Prolog einzuleiten, „Heinrich VIII." als Epilog zu schließen habe. Er findet in den beiden großen Cyklen zwei ganz entgegengesetzte Welten vertreten, die sich zueinander wie Zerstörung und Aufbau verhalten; man müsse diese beiden Cyklen in der Folge ordnen, wie der Dichter sie geschaffen hat, und sich nicht an die Geschichte Englands wenden, um sich von ihr die Reihenfolge seiner Dichtungen dictiren zu lassen:

Es läßt sich am Ende nicht allzu viel dagegen einwenden, wenn man, wie das z. B. bei der Feier des Shakspeare-Jubiläums in Weimar geschehen ist, zum Zweck der Aufführung der Stücke vor einem großen Publikum, das stets mehr dem stofflichen Zusammenhange als dem von dem Dichter entrollten, idealen Weltbild sich hingeben wird — wenn man zu einem solchen praktischen Zwecke die geschichtliche Seite in den Vordergrund rückte, obwol natürlich eben damit auf die Wirkung der eigenen künstlerischen Gedanken Shakspeare's zum guten Theil verzichtet war. Auf wissenschaftlichem Boden aber und überall da, wo es sich um lebendiges und volles Aufnehmen der von dem Dichter seiner Schöpfung eingehauchten Harmonie handelt, ist eine solche Gruppirung der Stücke, die dem Geiste nach absolut Geschiedenes in täuschende äußere Verbindung bringt, durchaus unstatthaft und verwerflich.

Und weiterhin meint Sievers von diesen beiden Cyklen:

Wie soll man es ertragen, sie die Plätze wechseln und, nachdem man eben Zeuge gewesen, wie sich ein edles Volk unter schweren Kämpfen zum Bewußtsein seiner nationalen Aufgabe erhoben und zu lebendiger Einheit durchgerungen hat, nun dasselbe Volk in blinder Verkennung seines nächsten und höchsten Interesses sich selbst zerfleischen zu sehen, um schließlich mit allen seinen heiligsten Gütern der rücksichtslosen Selbstsucht eines Despoten zum Opfer zu fallen?

Vom ästhetisch-kritischen Standpunkte aus mag es gerechtfertigt sein, in der Betrachtung beider Cyklen die Zeitfolge ihrer Entstehung zu beobachten. Sonst aber treibt doch Sievers die Emancipation der Dichtung von der Geschichte auf eine schwindelnde Spitze. Man soll nicht ertragen können, was uns doch die Geschichte zu ertragen lehrt — noch dazu bei Dichtungen, die sich so treu an die historische Chronik anlehnen. Shakspeare hat weder an Zerstörung noch an Aufbau gedacht; hätte er es aber und zuerst die Zerstörung geschildert und dann den Aufbau, während in der Geschichte zuerst der Aufbau kommt und dann die Zerstörung, so würde er sich damit eines seltsamen ὕστερον πρωτερον schuldig gemacht und die Geschichte wie eine wächserne Nase behandelt haben. Der zuerst gedichtete Cyklus gibt allerdings ein Bild wilder Zerrüttung, doch das war einfach durch den Stoff gegeben. In „Richard II." und „Heinrich IV." fehlt es indeß ebenso wenig an Königsmorden und zerrüttenden Parteikämpfen, und wenn sie in der glanzvollen Regierung Heinrich's V. einen versöhnenden Abschluß finden, so fehlt dieser auch dem andern Cyklus nicht, und es bleibt nur der einzige Unterschied, daß Heinrich V. Held einer ganzen Tragödie ist, während Heinrich VII. nur in den Schlußtableaux eines Dramas in bengalischer Beleuchtung als der Held der friedlichen Zukunft erscheint.

Die Analyse „Richard's III." gibt dem Autor zu manchen treffenden Parallelen dieser absoluten Schreckensherrschaft mit der Französischen Revolution Veranlassung. Doch hält sich dieselbe im ganzen wieder zu allgemein — der eigentlich pragmatische Zusammenhang der Tragödie wird gar nicht erläutert. Von Kritik ist selbstverständlich nicht die Rede. Die unhaltbare Scene zwischen Richard und Anna wird ebenso wenig erwähnt, wie die Scene zwischen Richard und Elisabeth, die so unklar gehalten ist, daß ihre Pointe die verschiedenartigste Auslegung zuläßt.

Die ersten Komödien Shakspeare's werden nun auch philosophisch etikettirt. In den „Beiden Veronesern" ist die Natur als „die bestimmende Lebensmacht des Menschen in seinem Kampfe mit der Welt" dargestellt; die „Komödie der Irrungen" ist eine Kritik der Macht des menschlichen Geistes; der Rebus des „Sommernachtstraum" wird aufgelöst mit den Worten: die Phantasie ist schöpferischer Geist; in „Viel Lärmen um nichts" sollen die den Menschen über sein individuelles endliches Sein hinaushebenden

Mächte des Gemüths dargestellt sein, und im „Kaufmann von Venedig“ „die Siegesfeier der Macht des reinen Menschenthums über die Welt“.

Wir müssen bekennen, daß wir uns bei dem allen sehr wenig denken können und daß wir die Arbeit des Autors, die Lichter der Shakspeare'schen Dichtung auszublasen, um mit einem verkohlten abstracten Docht herumzuleuchten, für eine bedauerliche halten würden, wenn er nicht im einzelnen manches glückliche Streiflicht auf Charaktere und Situationen fallen ließe, wenn nicht bei der Destillation seiner ätherischen Gedankenöle einige Farbstoffe ausgeschieden würden, die denn doch auch ein frisches Colorit ermöglichen. So sagt Sievers namentlich von „Romeo und Julie“ manches Treffende. Nicht in der Maßlosigkeit und Ueberstürzung der Liebenden findet er ihre Schuld:

Diese Schuld besteht in ihrer unbedingten Hingebung an das eine Pathos der Liebe, das in ihren Seelen alle andern Empfindungen und Pflichten auslöscht und sie dahin führt, daß sie der Welt, der sittlichen Gemeinschaft, in der sie stehen und in die sie einzugehen verpflichtet waren, jedes Recht an sich versagen. Von Anfang an ist dieser Zug zur Abkehr von der Welt, zur Nichtachtung der Pflichten gegen sie in ihnen sichtbar; schon wo sie uns zuerst entgegentreten, finden wir sie ganz auf sich zurückgezogen, verschlossen und abwehrend gegen ihre Nächsten, an die kein ihnen selbst heiliges Band sie knüpft; sie stehen in ihrem enggeschlossenen Familienkreise völlig isolirt, nur äußerlich gehören sie demselben an, nicht mit ihrem Herzen, mit ihrem innern Menschen. So findet sie die Liebe, der sie sich sogleich rückhaltlos hingeben und deren Wirkung ist, daß sie, nur ihrer selbst und ihres Glücks eingedenk, sich nun auch äußerlich von den Banden lösen, mit denen sie an die Welt geknüpft sind, um allein sich selbst zu leben. Ihre Heirath ist der äußere Ausdruck für ihre jetzt zur That gewordene vollständige Losreißung von der Welt, und für diese Losreißung, die ein gewaltsames Zerreißen des sittlichen Zusammenhangs ist, in dem sie standen, haben sie zu büßen; ihre Buße steht im innigsten Einklang mit ihrer Schuld, selbst das grausame Spiel, das das Schicksal mit ihnen treibt, kann von hier aus nicht mehr als grausam erscheinen. Sie hatten gehandelt, als ob es keine Welt mehr gebe, die Anforderungen an sie zu machen habe: das Schicksal beweist ihnen durch die That, daß diese Welt noch existirt und auch über sie noch Macht hat. Und im übrigen nimmt es sie einfach beim Worte, es zwingt sie, die sich innerlich längst von der Welt losgerissen hatten, nun auch äußerlich, thatsächlich aus ihr auszuscheiden, und es ist gerecht; sie, die ihr jedes Recht an sich verweigert hatten — wie könnten sie noch ein Recht haben, in ihr zu existiren?

Lorenzo und Jessica werden freilich für eine ähnliche Schuld von dem Dichter und dem Ausleger kanonisirt:

Lorenzo und Jessica sind Repräsentanten des reinen Menschenthums, das Shakspeare in diesem Stücke darstellt; als solche werden sie eben des seligen Glücks theilhaftig, das jene Scenen schildern, und so kann denn Shakspeare den Treubruch Jessica's unmöglich in einem schlimmen Sinn gemeint haben. Selbst daß sie ihrem Vater Schätze entwendet, soll sie in unserer Auffassung nicht tiefer stellen; ist doch ihre Flucht aus dem Hause ihres reichen Vaters an und für sich ein Verzicht auf den Reichthum, und daß ihr das Geld wirklich nichts ist, beweist sie gerade an den Schätzen, die sie mitgenommen, denn diese streut sie noch auf der Flucht zum größten Jammer ihres Vaters mit vollen Händen wieder aus. Das aber ist für Shakspeare das Entscheidende, sie sucht ihr Glück nicht in den äußern Dingen, sondern allein in der innigen Hingebung an einen Menschen, bei dem sie Liebe findet; und das eben stellt sie und mit ihr Lorenzo, der seinerseits schon dadurch, daß er eine Jüdin lieben konnte, sich als freien Mann zeigt, trotz aller sonstigen Verschiedenheit auf gleiche Linie mit den Hauptcharakteren des Stücks. Bei solcher Gesinnung versteht es sich aber von selbst, daß sich Jessica innerlich vollständig von ihrem Vater lösen mußte; sie betrachtet ihn als einen aus der Menschheit Ausgeschiedenen, gegen den es keine Pflichten, auch keine Kindespflichten mehr gibt, und es ist bezeichnend für Shakspeare's eigenen Standpunkt, daß er ihr wenigstens für ihre Person darin recht gibt. Bei aller Schönheit, die er in ihr entwickelt, läßt er doch ihr Gewissen völlig schweigen. Die Bande der Natur, so heilig sie ihm sind, sie hören ihm auf, Berechtigung zu haben, wo sie, wie in Jessica's Falle, statt durch die geistige Gemeinschaft geweiht zu sein, dieselbe vielmehr ausdrücklich ausschließen.

Der christliche Standpunkt, den Sievers für den „Kaufmann von Venedig“ geltend macht, besteht aber nach unserer Ansicht nur in der Verspottung des burlesken Juden Shylock. Deshalb findet eine Tochter, die einem solchen Vater unter erschwerenden Umständen durchgeht, Gnade vor den Augen des Dichters. Die Gründlinge des Parterre jubelten über jedes Schabernack, das dem Wütherich vom Rialto widerfährt, und dieser Jubel erreicht seinen Gipfel, wenn Gratiano in der Gerichtsscene die Worte des Juden: „Ein Daniel, ein zweiter Daniel“, parodirend nachäfft. Es ist der Standpunkt confessioneller Beschränktheit, der in dieser Komödie, mindestens in der Zeichnung des Juden, für den Dichter bestimmend war. Der Sieg des reinen Menschenthums ist daher in diesem Stück keineswegs mit kritischem Tusch zu begrüßen; denn das reine Menschenthum überwindet vor allem die Unterschiede des Glaubens, wie dies Lessing im „Nathan“ dargestellt hat.

Ueber „Hamlet“ ergeht sich Sievers in breitester Auseinandersetzung; die Lösung „dieses düstern, auf der Seele lastenden Problems“ versucht er durch einen Anschluß an Goethe's Aussprüche im „Wilhelm Meister“. Er hält die von der Kritik fast allgemein acceptirte Auffassung des Dichters: „Shakspeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen sei“, für irrig und unzureichend, dagegen für richtig den andern Ausspruch Goethe's: „Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schos hätte aufnehmen sollen, die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird vernichtet.“ Sievers meint, man schüttet den ganzen reichen und reinen menschlichen Inhalt des Dramas aus, indem man Hamlet zu einem blutlosen Schemen, zum Helden der Reflexion macht, der aus lauter abstracter Reflexion über die That nicht zur That gelangt. Dagegen ist Hamlet

ein köstliches Gefäß voll lieblicher Blumen, denn er ist ein reiner Mensch, durchdrungen von Begeisterung für alles Große und Schöne, ganz im Idealen lebend und vor allem voll Glauben an den Menschen; und dieses Gefäß wird dann von innen heraus vernichtet — auch das und gerade das hat Goethe richtig herausgefühlt — aber was es vernichtet, ist nicht die über seine Tragfähigkeit hinausgehende große That der Rache für den ermordeten Vater, sondern es ist die Erkenntniß der Schlechtigkeit der Menschen, des Widerspruchs zwischen dem Ideal Hamlet's und dem, was ihm plötzlich die wirkliche Welt als Bild des Menschen entgegenbringt, ja was er nach und nach

an sich selbst als das eigentliche und wahre Bild des einst von ihm vergötterten menschlichen Wesens erkennt — kurz, Hamlet geht zu Grunde, weil sich plötzlich der düstere Hintergrund des Lebens vor ihm aufrollt, weil der Blick in diesen ihm seinen Glauben an das Leben und an das Gute selber raubt und weil er nun nicht handeln kann, denn handeln, für andere und das Ganze handeln kann nur, wessen Inneres im wesentlichen unversehrt ist, und Hamlet's Geist ist „aus den Fugen", seit ihm sein früherer Glaube geraubt ist.

Nach Sievers ist Hamlet von Haus aus, bei allem Vorwiegen des Geistigen in ihm, auch ein thatkräftiger Mensch.

Alois Flir schließt sich in seinen „Briefen über Shakspeare's Hamlet" (Nr. 2) dagegen der üblichen Ansicht an. Er meint: der Amlet der Sage war ein junger Mann von erstaunlichem Verstande und ebenso großer Thatkraft. Shakspeare hat nun seinem tragischen Helden die Thatkraft entzogen, aber die zweite Eigenthümlichkeit, das Einsichtsvolle und Listige und namentlich den verstellten Wahnsinn hat er ihm belassen:

Denn da der Dichter einmal die Kühnheit hatte, den Sieg der göttlichen Gerechtigkeit trotz aller scheinbaren Unmöglichkeit poetisch durchzuführen, so mußte nicht nur die Frevelthat mit einem scheinbar undurchdringlichen Dunkel umhüllt werden, sondern es mußte auch noch derjenige, welcher nach den bestehenden Verhältnissen zum natürlichen Vollstrecker der Strafe berufen war, hierzu die ungenügendste Tauglichkeit besitzen.

Alois Flir als ehrlicher Ultramontaner setzt die Vorsehung in directen Widerspruch mit der menschlichen Einsicht. Diese erscheint um so größer, je geeigneter die gewählten Mittel zur Erreichung des Zwecks sind. Die Vorsehung aber triumphirt, indem sie ihre Zwecke gerade mit ungeeigneten Mitteln erreicht. Hamlet ist nun ein solches ungeeignetes Werkzeug; aber wenn es Gottes Wille ist, geht auch ein Zaunpfahl los. Dann thut es Flir aber wieder um das ungelenke Werkzeug leid, das auf den Verbrecher hingeschleudert wird und dann selbst zerbricht. Doch Hamlet trägt selbst die Schuld; er hat seinen unverkennbaren Beruf als königlicher Prinz nicht ins Auge gefaßt; er hat die Verbindlichkeit, Recht und Ordnung wiederherzustellen, und da er dies versäumt hat, traf ihn mit Recht die Strafe. Das ist alles neu und seltsam. Treffender sind die folgenden Bemerkungen:

Der Humor verträgt sich nicht mit einer bedeutend nach außen wirkenden Thatkraft. Er hat mit sich zu thun. Es ist daher nur wieder eine vortreffliche psychologische Wahrheit, daß der Dichter seinen Helden ohne That zum Humoristen schuf. Ist Falstaff der heitere und leichtsinnige Humor, so ist Hamlet der ernste und tiefsinnige Humor. Der Humor entbehrt der Stetigkeit der objectiven, plastischen Anschauung: er ist aphoristisch, und wirkt durch Fulgurationen des Gefühls, des Witzes, des Scharfsinns, der Einbildungskraft. So finden Sie den Hamlet gehalten. Der Humor treibt sein Spiel unverhohlen und habituell: die Form der Ironie nahm Hamlet's Humor nur wegen der besondern Umstände an. Hamlet wurde dadurch zum Mimen — zum Schauspieler des Lebens, und wie er durch seinen klugen Wahnsinn mit dem geistreichen Hofnarren zusammenhängt, so bringt ihn der Dichter durch das künstliche Spiel der Narrheit in Verbindung mit der Bühne.

Hebler in seinen „Aufsätzen über Shakspeare" (Nr. 3) behauptet eine mittlere Anschauung; er lehnt sich an Vischer an, welcher in Hamlet den tragischen Helden der Reflexion sieht, welchem diese die zum Handeln nöthige Naturkraft der Seele hinwegzehrt. Als einen Ueberschuß des Denkens hat Gans dies in Hamlet's Natur liegende Hemmniß bezeichnet. Das zornige, stürmische, schroffe Wesen steht, nach Vischer's Ansicht, mit dem die Naturkraft durchkreuzenden Geist der Reflexion nicht im Widerspruch. Shakspeare hat seinem Helden den höchsten Grad von Feuer und Kraft gegeben, welcher möglich ist, ohne ihn aus seiner retardirenden Bahn zu entfernen. Hinterdrein, meint Hebler, sah man sich aber genöthigt, ihm auch die Eigenschaften eines vorwärtsdringenden Helden mehr oder weniger wiederzugeben.

Niemand hat dies vollständiger und bereitwilliger gethan als Vischer, und ich wundere mich nur, daß er dessenungeachtet das Deficit nur auf dieser Seite sieht und nicht vielmehr auf beiden, nämlich in ihrer Unfähigkeit, zusammenzuspielen — es ist nicht ein quantitatives Misverhältniß, sondern ein qualitatives —, während in anderer Hinsicht auch auf der Naturseite ein gewisses Zuviel stattfindet. Vischer erläutert seine Meinung vortrefflich durch die Beispiele eines esprit d'escalier, eines Impotenten aus eingebildeter Besorgniß des Nichtkönnens u. s. w. Aber es gibt auch ein Versäumen der rechten Antwort, nicht weil sie einem zu spät einfällt, sondern weil man zu voll von ihr ist und einem darum zu viel Blut in den Kopf schießt; ein Stocken der Mühlenräder, nicht aus Mangel an Triebkraft, sondern weil vorübergehend zu viel Wasser herabstürzt, was denn allerdings ebenso aussieht, wie wenn die Räder sich besännen, ehe sie sich drehen. Eine Athemlosigkeit des Handelns oder Handelnwollens, die dem Zwecke gerade hinderlich ist und unserm Helden von seiner Mutter auch im eigentlichen, leiblichen Sinne zugeschrieben wird. Sein Handeln ist keineswegs jemals ein schwächliches, wol aber immer ein tumultuarisches und sporadisches, nie als Glied dem System eines wohlüberlegten und wohlausgeführten Plans eingereiht; er vermag nicht den hitzigen Vorsatz zu einer soliden That oder Kette zusammenhangender Thaten auszuhämmern. Sowenig an Blut als an Urtheil fehlt es ihm, sondern einzig am rechten Zusammenwirken beider.

Rümelin in seinen „Shakspeare-Studien" erklärt sich gegen diese ganze Betrachtungsweise; er meint:

Von einem Helden des Dramas erwarten wir, wenn wir uns für ihn interessiren sollen, so viel praktische Intelligenz, daß er für seine Zwecke nicht Mittel wählt, die überhaupt gar nicht zum Ziele führen können. Die unverkennbare Unzulänglichkeit in Hamlet's praktischem Thun ist nicht sowol für Hamlet als für Shakspeare charakterisirend. Unmöglich kann ja das die Intention des Dichters gewesen sein, eine bloße Unfähigkeit zu schildern, das recht und verständig auszuführen, was man eigentlich will. Schon Aristoteles nennt unter allen Fällen einer dramatischen Handlung denjenigen den unbrauchbarsten für den Dichter, in welchem die tragische Person einen Vorsatz hat, etwas zu thun, ihn aber nicht zur Ausführung bringt.

Und an einer andern Stelle sagt er:

Der Dichter konnte sich nicht verbergen, daß, wenn die witzigen, geistreichen, weltschmerzlichen Dialoge des subjectiven Hamlet so viel Raum einnehmen durften, dadurch allzu stark retardirende Momente in die Handlung hereinkamen. Der Sagen-Hamlet mußte sich deshalb selbst von Zeit zu Zeit der Säumniß und Unthätigkeit anklagen, und es schob sich so als vermittelndes Zwischenglied fremdartiger Elemente die Vorstellung des geistvollen unschlüssigen Säumers herein, die dann hier und da, besonders durch den Contrast mit dem resoluten Laertes, jenen Schein, als ob das Ganze doch in Einem Geist

gedacht wäre, erregte, der sich bei eingehendem Besinnen wieder schlechterdings nicht festhalten läßt.

Uns scheint Rümelin hier den Nagel auf den Kopf zu treffen. Es muß die erste Frage bleiben: was zog den Dichter bei einem bestimmten Stoffe an, was war das für seine Phantasie befruchtende Element desselben? Hat man dies herausgefunden, so hat man die Urzelle, aus dem der ganze Organismus des Gedichts sich gebildet hat. Als Shakspeare die Sage des Amlet im Saxo Grammaticus las, da konnte ihm unmöglich gleich der Gedanke aufgehen, einen Helden zu wählen, der vor lauter Reflexion nicht zum Handeln kommt; denn dazu fehlte dem Stoffe nicht weniger als alles — der Amlet der Sage handelt in thatkräftigster Weise. Was dagegen den dramatischen Dichter, den Schauspieler, der gleich an die Wirkungen seiner Kunst denkt, blitzartig treffen mußte, das war der verstellte Irrsinn oder Schwachsinn des Prinzen, von dem Saxo erzählt. Hierin lag ein bedeutendes dramatisches Moment! Welche glänzende Aufgabe für den Darsteller, welche verlockende für einen Dichter, der so tiefsinnig über den Räthseln des Lebens zu brüten liebte, der hier so viele geniale Züge hineingeheimnissen und der unter der Maske der Thorheit sprechenden Weisheit eine so pikant originelle Beredsamkeit leihen konnte! Und wie ließ sich mit tiefer Ironie das Hinüberspielen des verstellten Wahnsinns in den wirklichen andeuten, auf die gerade bei genialen Naturen so leicht verrückten Grenzsteine der Seele hinweisen! Welch mächtig anziehendes Problem für einen großen Humoristen wie Shakspeare!

Das war der Keimpunkt, aus welchem Shakspeare's „Hamlet“ herausgewachsen ist! Alles, was unmittelbar aus diesem Problem hervorgeht, ist vom Dichter mit der größten Liebe behandelt worden; er hat diesen geistvollen, sensitiven Helden, wie Rümelin mit Recht bemerkt, mit seinem innersten Herzblut genährt! Und so ist es denn gekommen, daß auch die Gegenwart alle Theilnahme der Charakterstudie zuwendet, während sie den Verknüpfungen der Handlung selbst nur geringe Aufmerksamkeit schenkt; dieselben sind schon bei Shakspeare die lockersten und in unsern Bühnenbearbeitungen kaum wieder zu erkennen.

Shakspeare's „Hamlet“ ist unsterblich geworden durch eine Sünde gegen den Aristoteles. Dieser verlangt vom Dramatiker, daß die Charaktere der Handlung wegen da seien, im „Hamlet“ ist die Handlung des Charakters wegen da!

Und wie wenig pragmatisch, mit wie flüchtiger Motivirung ist sie behandelt! Alles läßt der Dichter errathen, was er klar darlegen mußte, allerdings zur Freude für die Commentatoren, die aber nicht zögern würden, einem modernen Drama als grobe Unterlassungssünden anzurechnen, worüber sie sich dort mit Andacht die Köpfe zerbrechen. Welches war das Verhältniß Ophelia's zu Hamlet? Warum wurde sie wahnsinnig? Wie kam Claudius zu seiner Krone? Welches war das Erbrecht in Dänemark? Es sind nur zufällig aufgegriffene Fragen; wir könnten deren noch eine große Zahl thun. Ebenso stopfte der Dichter aus dem Saxo Grammaticus ganze Kapitel wohl oder übel in sein Drama, wie die Reise nach England und das heimtückische Verfahren gegen Rosenkranz und Güldenstern, das selbst den Charakter des Helden in ein schiefes Licht stellt, das alles in plumper Erzählungsform, ohne dramatische Ausarbeitung. Es war ein pikanter Zug, den der Dichter im Interesse seiner Gründlinge nicht entbehren wollte; aber er lag seitab von seiner eigentlichen Aufgabe und wurde daher als Rohstoff der Ueberlieferung mit aufgenommen. Der tiefsinnige Charakter des Helden mußte das ganze mangelhafte Gefüge der Handlung überstrahlen.

Wenden wir uns von dieser Auseinandersetzung, welche im wesentlichen mit den Anschauungen Rümelin's übereinstimmt, wieder zu Sievers, so dürfen wir von diesem Autor keine kritische Analyse erwarten. Was er uns gibt, ist nur eine abweichende Deutung einer nach seiner Ansicht vollendeten Composition. Immerhin ist es eine wunderbare Thatsache, daß das Drama nicht aus den Fugen geht, wenn es so in die verschiedenartigsten Prokrustesbetten der Interpretation gelegt wird. Doch gleichviel, ob Wolke oder Kamel — der Dichter hat immer recht. Die prästabilirte Harmonie ist eben in den Köpfen dieser Herren.

Die Hamlet-Erklärung von Sievers leugnet, daß Hamlet ein Held der Reflexion sei, daß er Anspruch habe auf den ihm von Vischer zugeschriebenen esprit d'escalier. Nach Sievers ist Hamlet der Mensch, der seinen Halt allein im Menschengeiste finden will, Shakspeare läßt ihn zu Grunde gehen, weil er keinen Halt hat, als ihm sein rein idealistischer Glaube an den Menschen zerbricht. Die große protestantische Idee der Glaubensbedürftigkeit des Menschen soll diesem tiefsten unter allen Geisteswerken Shakspeare's seine Entstehung gegeben haben. „Hamlet“ ist also nach Sievers eine Dichtung von religiösem Charakter; der Entwickelungsgang des Helden geht durch verschiedene Glaubensstadien hindurch. An der Menschheit verzweifelnd verfällt er dem Bösen, dem Dämonischen, bis er im fünften Act gläubig wird. Ein paar Aeußerungen über die biblischen Sperlinge und die Gottheit, die unsere Zwecke formt, müssen das beweisen. Der Glaube an die Gnade soll über der ganzen Handlung schweben, welche begründet sei auf die Reaction des sittlichen Geistes im Menschen gegen die Sünde.

Wie wir uns zu dieser Ausführung stellen, geht aus unserer obigen Auffassung des Dramas hervor. Sievers hat sich die größte Mühe gegeben, eine religiöse Entwickelung in dem Helden nachzuweisen; uns erscheint dies sehr vergeblich. Hamlet ist von Haus aus gläubig; er glaubt nicht blos an Gott, sondern auch an den Teufel, indem er vermuthet, der Geist seines Vaters könne eine Gestalt sein, die der Teufel angenommen. Auf diesen Volksglauben ist aber weder im ersten noch im letzten Act großes Gewicht zu legen; er bestimmt nicht den Gedankengang des Dramas; er ist nur eine mythologische Illustration. Wenn Sievers den Hamlet eine „Kritik des Menschengeistes“ nennt, so kann man eher einstimmen; doch ist diese Kritik keine theologische, sondern eine psychologische.

Im einzelnen gibt Sievers wie immer auch hier wieder manche treffende Bemerkung. Es ist nur zu bedauern, daß er uns collegia metaphysica über die Shakspeare'schen Dramen liest, obgleich Rümelin bereits mit Recht behauptet hat, daß Shakspeare nur praktische Lebensphilosophie gelten ließ, aber keine Metaphysik.

Alois Flir stimmt in seinen bereits erwähnten „Briefen über Shakspeare's Hamlet" vielfach mit Sievers überein. Daß Hamlet's Weltanschauung keine naturalistische ist, mag man ihm zugeben. Shakspeare dachte überhaupt nicht daran, sich in seinen Ausdrücken vom Volksglauben zu emancipiren. Daß Alois Flir aber nicht so viel Protestantismus im „Hamlet" findet wie Sievers, ist selbstverständlich. Gleichwol katholisirt er nicht wie Rico und braucht daher nicht wie dieser von Bernays im Shakspeare-Jahrbuch auf 80 Seiten zurechtgewiesen zu werden. In seinem Fache aber weiß Flir ganz gut Bescheid, und er entgegnet Gervinus und Ulrici, daß ein Geist aus dem Fegfeuer kein unreiner und böser mehr sein kann! „Es scheint, die gelehrten Protestanten wissen vom Tian und Brahma, von den Amschaspands und Izeds, von Osiris und Isis weit mehr als vom Katholicismus." Die Behauptungen Gervinus', daß Shakspeare's Geisterwelt nichts bedeute als die sichtbare Verkörperung der Vorspiegelungen einer lebhaften Phantasie, und daß ihre Erscheinung nur bei solchen Menschen statthabe, in denen diese reizbare Einbildungskraft vorhanden ist, daß die nüchterne Gertrude nicht den Geist des Hamlet sehe, u. s. w., werden nach Gebühr zurechtgewiesen. In der That, wenn man vier Bände über Shakspeare schreibt, so sollte man ihn wenigstens etwas genauer ansehen. Die Schildwache, Francesco, die Offiziere Bernardo und Marcellus und Horatio sehen alle den Geist gleich am Anfang des „Hamlet", obwol bei diesen Kriegsknechten gewiß keine reizbare Einbildungskraft anzunehmen ist, und obschon sie der Geist und seine ganze Geschichte gar nichts angeht. Da ist Flir im Recht, wenn er sagt: „Nur das rationalistische Vorurtheil, ein Wunder sei eine platte Vernunftwidrigkeit und daher bei dem vernünftigen Shakspeare eine Unmöglichkeit, konnte den Erklärer blind machen gegenüber dem Evidenten." Warum der Geist aber nicht aus der Hölle oder aus dem Himmel, sondern aus dem Fegfeuer kommt, das setzt Flir mit großer Sachkenntniß auseinander.

Flir's „Briefe über Shakspeare's Hamlet" erschienen zuerst im „Phönix", einer innsbrucker Zeitschrift, die 1852 einging. Flir gehört bekanntlich jetzt nicht mehr zu den Lebenden. Hebbel sprach sich günstig über die Abhandlung Flir's aus: „Sie bot manchen neuen Gesichtspunkt dar, was bei einem so erschöpften Thema etwas sagen will." Man kann in dies Lob einstimmen. Die originelle Grundanschauung haben wir schon erwähnt. Im einzelnen setzt Flir ganz pikante Lichter auf; auch die Charakterporträts, wie z. B. das des Polonius, sind wohlgelungen.

Hebler's „Aufsätze über Shakspeare", die wir ebenfalls bereits erwähnten, bringen außer einer eingehenden Analyse des „Hamlet" eine nicht minder ausführliche des „Othello", eine Erläuterung von „Maß für Maß" und „Sommernachtstraum", und Miscellen, von denen die kurze Inhaltsangabe der vierzehn Komödien sich durch verständige Nüchternheit auszeichnet.

Ueberhaupt hielt sich Hebler frei von der Manie der Emphase, er streicht Shakspeare weder metaphysisch, noch katholisch, noch protestantisch an. Doch ebenso wenig tritt er ihm kritisch gegenüber. In Bezug auf jene verfehlten Versuche, die er zurückweist, sagt er in dem Aufsatz „Shakspeare in seinen Werken":

> Vor allem die, den Werken Shakspeare's eine gut prosaische Weltanschauung, ja eine Philosophie oder auch Theologie zu entlocken. Solche Versuche sind bisjetzt immer gescheitert und werden auch ferner scheitern, sobald sie über gewisse Allgemeinheiten hinauszielen, wie sie sich so ziemlich jedem wackern, gescheiten und gebildeten Unterthan der Königin Elisabeth zutrauen lassen. Ich meine hiermit nicht eben wenig zu sagen. Denn außerdem, daß auch Allgemeinheiten ins Gewicht fallen, wo es um die Unterscheidung ganzer Zeitalter zu thun ist, pflegen ja Menschen von jenen Eigenschaften nie dicht gesäet zu sein. Nur um so eher aber könnte man sich zufrieden geben, wenn einer derselben noch obendrein durch die seltenste Kunstbegabung hervorragt. Es ist eine Zudringlichkeit der wunderlichsten Art, einem Manne, der fast nichts als Dramen und zwar nicht Lesedramen, sondern Theaterstücke geschrieben, der zudem als Schauspieler das Seinige geleistet hat und der Nachwelt wahrlich keinen Pfennig schuldig geblieben ist — einem solchen Manne keine Ruhe lassen zu wollen, bis daß er auch auf einem Katheder oder einer Kanzel Rede gestanden. Genug, daß Shakspeare die Welt so anschaute, wie er's brauchte, um diese Dramen zu machen, um so bessere, je weniger sie von einer Weltanschauung, wie man sie oft bei ihm sucht, verrathen.

Lobenswerth ist die genaue Ausführung der Stoffe in der Gestalt, in welcher sie die Quellen darboten, und der jedenfalls lehrreiche Vergleich zwischen dieser ursprünglichen Gestalt und der Behandlungsweise des Dichters. Namentlich wird der Amlet des Saxo Grammaticus einen größern Leserkreis interessiren.

Hebler spricht sich in der Vorrede günstig über die „Shakspeare-Studien eines Realisten" aus und sagt über sein Verhältniß zu diesem Werk:

> Wenn der Widerwille gegen „ästhetische Salbaderei" und gegen bloße „philosophische Phrase", wenn die Bemühung, ob der Größe des Dichters die Bedingungen und Schranken seines Wirkens nicht zu übersehen — wenn dies vor allem es ist, was hier den „Realisten" macht, so darf ich mich gleichfalls einen solchen nennen. Uebrigens hält sich meine Arbeit im ganzen diesseit der Grenzen, wo die des „Realisten" beginnt, indem sie sich nicht sowol wie diese, mit dem Dichter im allgemeinen und mit Kritik im engern Sinne, als vielmehr nur mit einzelnen Werken und deren Auslegung befaßt. Hier kommt es wol am meisten auf denjenigen Realismus an, welcher in sorgfältigem Zusammenhalten der Werke mit ihren Quellen besteht — ein kräftiger Schutz und Selbstschutz gegen willkürliche Einlegerei, wie zugleich der einzige sichere Weg, um die Entstehung dieser Werke einigermaßen zu begreifen und das eigenthümliche Verdienst ihres Dichters zu würdigen.

Diese Darstellungsweise hat gewiß ihr Verdienstliches; doch gerade die kritischen Anregungen, die sich aus ihr schöpfen lassen, sind von Hebler fast gar nicht ausgebeutet. In Bezug auf Shakspeare-Kritik steht Rümelin noch immer einzig da.

4. Shakspeare's Staat und Königthum. Nachgewiesen an der Lancaster-Tetralogie von Benno Tschischwitz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. 8. 12 Ngr.

Sievers nennt diese Tetralogie einen Cyklus des Gottesgnadenthums; Tschischwitz eine Verherrlichung des Pietätsprincips. Die Quintessenz der Abhandlung von Tschischwitz liegt in der folgenden Auseinandersetzung:

Für Shakspeare ist der Staat eben nicht eine bloße Anstalt, in welcher einer gewissen Anzahl von Bürgern Gelegenheit geboten wird, des Lebens in Ruhe zu genießen, zu materiellem Wohlstande, zu Behäbigkeit und irdischem Glück zu gelangen und dafür ein gewisses Quantum Steuern zu entrichten, sondern ein auf der Grundlage vollkommenster individueller Freiheit entwickelter, zum Leben und zur That berufener Organismus. Dieser Organismus kann, da er auf Freiheit basirt, kein anderer als ein sittlicher sein. Unsittlichkeit negirt das Wesen des Staats, denn sie gefährdet sofort die Freiheit der Staatsangehörigen. Das Band, welches den Gesammt-Organismus, Regierende und Regierte zusammenhält, ist das der Pietät, weil das Princip der sittlichen Freiheit jeden Zwang ausschließt. Das Pietätsprincip setzt aber auf jeder Seite Achtung vor dem traditionellen Recht, vor Sitte, Herkommen, Gewohnheiten und vaterländischen Institutionen voraus, also auch die Ehrfurcht des Unterthanen vor den überlieferten Rechten des Throns. Der Bruch des Pietätsprincips kommt dem Hochverrath gleich, denn er löst sofort den organisirten Staat in eine chaotische Masse auf, die sich erst nach schweren Kämpfen und zwar dadurch, daß sie das ihrem Organismus Feindselige gewaltsam ausscheidet, wiederum zur geordneten und gegliederten Körperschaft gestaltet. Diese gewaltsame Ausscheidung ist nichts als die Reaction der sittlichen Elemente im Staate gegen die Herrschaft der unsittlichen. In „Richard II." geht der Bruch vom Monarchen selbst aus und führt schließlich zu dessen Untergange; in den zwei folgenden Theilen wird der Conflict der unsittlichen Elemente des Staats mit dem sittlichen Princip veranschaulicht. Die verschiedenen Gruppen: Norfolk, Percy, Glendower, Mortimer und der Erzbischof von York, ferner Sir John Falstaff und sein Kreis, sowie die beiden Friedensrichter Shallow und Silence repräsentiren das unsittliche, dem Staatsorganismus feindselige Element in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung. In „Heinrich V." veranschaulicht das Verhältniß des Königs zu Erpingham, Gower, Fluellen, Macmorris, Jamy, selbst zu den gemeinen Soldaten Bates, Court, Williams das treue Zusammenwirken zum Zweck des Gemeinwohls, oder den Staat als sittlichen Zustand. Die Reaction der sittlichen Mächte im Staate gegen die Herrschaft der unsittlichen wird nie Rebellion, wenn auch der Bruch des Pietätsprincips vom Monarchen ausgegangen, durch sein Verschulden der sittliche Zustand aufgehoben ist. An keiner Stelle wenigstens räumt Shakspeare dem Unterthanen eine Berechtigung zu gewaltsamer Reaction ein, denn die bewaffnete Auflehnung gegen den Monarchen kann ihrem Wesen nach nichts anderes sein als ein unsittlicher Act, da er ohne den Bruch des Pietätsprincips nicht zu denken ist. Für Shakspeare nämlich ist das Königthum durchaus nicht die gekrönte Spitze einer Pyramide, sondern der lebendige Mittelpunkt eines organischen Ganzen, nach welchem zu das Gesammtleben des Organismus pulsirt.

Nach Tschischwitz sind nicht nur Shakspeare's Tragödien, sondern ist auch der constitutionelle Staat auf dem Pietätsprincip errichtet. Nach unserer Ansicht ist der constitutionelle Staat der inscenirte Skepticismus diesem Princip gegenüber, das im bezopften Reich der Mitte seine wahre Verwirklichung findet. Die Lancaster-Tetralogie handelt von dem Kampf zwischen Legitimität und Usurpation. Shakspeare's Herz ist bei der erstern — selbst der Sohn des Usurpators Bolingbroke kann über das mangelnde Recht seiner Krone, trotz aller glänzenden Behauptung derselben, nicht hinweg. Die poetische Glorie der Legitimität verklärt selbst den schwachen König Richard II., dessen Schwächen und Verirrungen Shakspeare dramatisch genug hervorhebt; aber das Princip dieses gottesgnädigen Königthums umkleidet er mit dem ganzen Zauber seiner Poesie.

Die Schrift von Tschischwitz enthält im einzelnen viel Treffendes, doch der staatsrechtliche Extract aus Shakspeare hat ein zu einseitiges Etikette. Wir meinen, daß man, um über Shakspeare's Staat und Königthum zu schreiben, nicht blos die Lancaster-Tetralogie, sondern auch „König Johann", „Heinrich VI.", „Richard III.", „Heinrich VIII.", ja „Coriolanus" und „Julius Cäsar", „Hamlet" und „Macbeth" mit in den Kreis der Betrachtung ziehen müsse. In diesen Stücken findet sich die Correctur mancher Einseitigkeit, die Tschischwitz aus der Lancaster-Tetralogie herausdestillirt hat.

5. Nachklänge germanischer Mythe in den Werken Shakspeare's von Benno Tschischwitz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1865. 8. 15 Ngr.

Tschischwitz will in der vorliegenden Schrift vollgültige Belege zu der Behauptung Kreyßig's geben, daß er in Shakspeare den wahren vollständigen Vertreter der gesammten geistigen und gemüthlichen Grundlage des germanischen Stammes erkenne. Das England Shakspeare's, meint Tschischwitz, besaß noch tausend gemüthvolle Berührungen mit dem deutschen Geiste; das England, wie es Dickens schildert, mag uns interessant sein, aber es ist nur denen verständlich, die Land und Volk aus eigener Anschauung kennen.

Die Schrift von Tschischwitz gibt faßliche und wichtige Erläuterungen zu einer großen Menge von Stellen in Shakspeare, die Bezug haben auf den alten Volksglauben und ohne einen Commentar dunkel und unverständlich sind. Immer geht Tschischwitz auf die altgermanische Mythe zurück, lehnt sich besonders an Grimm's „Mythologie" an, die er hin und wieder auch ergänzt, und zeigt besonders eine genaue Kenntniß des altenglischen Dramas, dem er zahlreiche Parallelstellen entnimmt. Die Stellen, die auf den Weltuntergang, auf den Einfluß der Gestirne, auf sagenhafte Thiere, wie Basilisk, Drache u. s. f., auf sinnbildliche Pflanzen, auf Elfen, Hexen und Geister, auf volksthümliche Gebräuche, Spiele und Feste Bezug haben, werden in ihrem Zusammenhang mit der altgermanischen Mythe und durch dieselbe erläutert.

Wir halten derartige Beiträge zum Verständniß Shakspeare's nicht für unwichtig. Auf der andern Seite zeigen sie freilich, wie viel in diesem Dichter des Commentars bedürftig, wie viel von dem damals Volksthümlichen jetzt unvolksthümlich und unverständlich geworden ist und mit wie großem Recht sich unsere Bühne dagegen sträubt, diese Dramen in ihrer ursprünglichen Gestalt aufzunehmen: denn alles, was eines Commentars bedarf, gehört nicht auf die Bühne der Gegenwart.

6. Shakspeare und Homer. Ein Beitrag zur Literatur und Bühne des englischen Dichters von Adolf Bekk. Wien, Hartleben. 1865. 8. 20 Ngr.

Nach diesem Titel wird man zunächst eine Ergänzung zu Schiller's Abhandlung „Ueber die naive und sentimentale Dichtung" erwarten, eine Parallele zwischen den beiden objectivsten Dichtern aller Zeiten. Statt dessen erhalten wir eine neue freie Bearbeitung von „Troilus und Cressida" und eine literarisch-kritische Abhandlung über das Drama, unter dem auffallenden Titel: „Speersänger, Speerschüttler und Speerfreund. Homer ist der Speersänger, Shakspeare der Speerschüttler und Gervinus der Speerfreund." (Gêr bedeutet in der ältern Sprache soviel als Wurfspieß; wino, Freund, Geliebter, also Gervinus der gute deutsche Name Gerwin mit griechisch-lateinischem Zöpfchen.) Nach der Ansicht des Speerfreundes soll Shakspeare die homerischen Helden travestirt, sein Selbstgefühl soll ihn gekitzelt haben, sich in einem Werke neben den Dichtervater zu stellen, und zwar indem er sich ihm entgegenstellte. An einer andern Stelle sagt Speerfreund: „Die niedersten und höchsten Täuschungen dieser dämonischen Leidenschaft (der Liebe) sind in «Troilus und Cressida» in das hochironische Gemälde jenes troischen Kampfes gelegt, in die Parodie jenes unsterblichen Liedes von jener Liebe, die die Ursache zu so langem Kriege und so schrecklichen Thaten geworden." Schon A. W. Schlegel hat das Stück für eine durchgeführte Ironie auf den trojanischen Krieg erklärt, wobei jedoch der Dichter nicht die „Ilias", sondern die aus dem Dares Phrygius hergeflossenen Ritterromane vor Augen gehabt habe; Rapp nennt das Stück ein großes Räthsel, dessen Lösung noch nicht ausgesprochen ist, und selbst Rümelin räumt ihm den Reiz eines ungelösten Räthsels ein, meint, daß es voll von Anspielungen und persönlichen Bezügen und, wie schon Tieck vermuthet, für ein Privat- oder Liebhabertheater geschrieben sei.

Wir sind der Ansicht, daß Shakspeare keine Literaturdramen und auch nicht für Privattheater geschrieben hat. Shakspeare gehörte nicht zur romantischen Schule, er war ein Volksdichter. Er schrieb keine Dramen mit literarischen Tendenzen, etwa um Chapman's „Ilias" zu verspotten. Das sind ganz fälschliche Uebertragungen. „Troilus und Cressida" war damals populär, wie „Romeo und Julie", wir verweisen nur auf die Hindeutungen, die andere Stücke, z. B. „Der Kaufmann von Venedig" enthalten. Shakspeare nahm den Stoff bona fide; er enthält einen interessanten weiblichen Charakter, die kokette Cressida, eine neue Variante von Liebessituationen, einen durch Chapman den Engländern nahegerückten mythischen Hintergrund mit wohlverwendbaren Charakteren, die gewiß zum Theil den Häuptern seiner Truppe auf den Leib gepaßt waren. Der Wurf der Dichtung gelang ihm nicht gänzlich; die Charaktere waren etwas überladen, da dem Dichter die rechte realistische Grundlage fehlte und Homer ihm bei ganz anderer Behandlungsweise hierin zu wenig für seine Zwecke bot; die Handlung erregte keine warme Theilnahme, was in dem Charakter der Cressida lag, und das Komische und Tragische flossen zu jener unberechtigten Mischung der Tragikomödie zusammen, was der Dichter sonst vermieden hat. Dafür ist das Stück ausnehmend geistreich und überfüllt mit den glänzendsten, tiefsinnigsten und nur zuweilen schwülstig ausgedrückten Sentenzen, ein wahres Füllhorn ernster und heiterer Spruchweisheit. Andere Intentionen, als ein gutes und wirksames Bühnenstück zu schreiben, hat Shakspeare gewiß hier so wenig wie bei seinen andern Dramen gehabt.

Wir freuen uns, daß dieser Sachverhalt, gegenüber der Hyperkritik, immer mehr Anerkennung findet. Hebler sagt:

> Shakspeare hat ganz einfach seinem schaulustigen Publikum auch einmal den trojanischen Krieg und dessen Helden vorführen wollen — ähnlich wie der Dr. Faust des Volksbuchs seinen Studenten einmal die Helena erscheinen läßt. Aber ohne Zweifel war unserm Dichter, der seine ersten Versuche in der Dramatisirung der englischen Kriege längst hinter sich hatte, sogleich klar, daß jener Zweck und der andere, ein gutes Drama zu schaffen, nicht ohne weiteres zusammen erfüllbar seien. Dem erstern gemäß sehen wir ihn, soweit die engen Schranken eines Bühnenstücks es erlaubten, nach einer gewissen übersichtlichen Vollständigkeit in Bezug auf Begebenheiten und Personen streben, wiewol unmittelbar scenisch nur zwischen den Grenzpunkten der homerischen Erzählung, ohne darum auch sonst vorzugsweise dieser zu folgen. Dem andern, specifisch dramatischen Zwecke suchte er durch ein Kunstmittel zu genügen, das ihm ohnehin geläufig war: es ließ sich ja dem Krieg eine zweite Handlung, welche in dramatischer Hinsicht die erste sein konnte, beigeben. Hierzu eignete sich die Geschichte von Troilus und Cressida nicht blos durch ihre damalige Bekanntheit und Beliebtheit, sondern auch durch ihre unverkennbare innere Verwandtschaft mit der Kriegsangelegenheit. Um was handelte es sich denn eigentlich vor Troja? „Um einen Hahnrei und eine Hure", gibt uns Thersites so deutlich als grob zur Antwort. Etwas von einem Hahnrei ist ja aber auch Troilus, und Cressida ist von innen wie von außen eine zweite Helena.

Auch Adolf Bekk kommt in seiner Polemik gegen Speerfreund wol auf dasselbe Resultat hinaus, obgleich er zugibt, daß Shakspeare in zweiter Linie gesucht habe, die prahlerisch übertriebene Werthschätzung des durch Chapman's übersetzte „Ilias" nun plötzlich in den gelehrten Kreisen Mode gewordenen homerischen Griechenthums auf das richtige Maß zurückzuführen und diese als höchste Dichterideale gepriesenen Helden einer dramatischen Probe zu unterwerfen.

Die Bühnenbearbeitung des Dramas hat insofern geringeres Interesse, als „Troilus und Cressida" kein Stück ist, das auf die Bühne der Gegenwart irgendeine Anziehungskraft ausüben könnte, eine so reiche Fundgrube geistigen Inhalts es für den Leser sein mag. Doch hat Bekk mit Geschmack viel Ungenießbares beseitigt und so für alle, die Shakspeare nicht mit Haut und Haar zu verdauen im Stande sind, eine ansprechende editio castigata geschaffen.

7. Ausgewählte Stellen aus Shakspeare's Werken übersetzt (mit gegenübergedrucktem Original) von Gustav Solling. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 24 Ngr.

Eine Anthologie aus Shakspeare, mit nebeneinandergedrucktem englischem und deutschem Text, ursprünglich

zum Unterricht bestimmt, doch, wie der Herausgeber hofft, auch dem größern Publikum Englands und Deutschlands willkommen. Da sich Solling durch manches in der vorhandenen deutschen Uebersetzung nicht befriedigt fühlte, so hat er versucht, die ausgewählten Stücke in neuer, dem Original möglichst treu entsprechender Form wiederzugeben.

Was zunächst den Schulzweck betrifft, so wird er durch die Sammlung wol erreicht werden. Es sind meistens Stellen gewählt, die frei sind von den Auswüchsen des Shakspeare'schen Genius und denselben in seiner vollen Macht und Harmonie widerspiegeln. Am reichlichsten hat „Julius Cäsar“ beigesteuert, außerdem „Hamlet“ und „Macbeth“ mit den bekannten Monologen, „Romeo und Julie“, „Cymbeline“, einige Königsdramen u. s. f. Die Auswahl ist eine ganz freie, ohne irgendein aus der Folge der Stücke oder dem Inhalt der Stellen hergenommenes Eintheilungsprincip; doch da sie eine geschmackvolle ist, so wird sich auch ein größeres Publikum durch dieselbe befriedigt fühlen.

Was die Uebersetzung betrifft, so hat sie den für ihren nächsten Zweck wünschenswerthesten Vorzug, den der Treue. Einzelnes ist gelungener als in der Schlegel-Tieck'schen Uebertragung, anderes steht wieder hinter derselben zurück. So lautet — um für beides einen Beleg anzuführen — die Stelle in „Macbeth“ (Act 1, Sc. 7):

But here, upon this *bank and shoal* of time —

bei Solling richtig: „Auf dieser Sandbank in dem Strom der Zeit“, während im Schlegel-Tieck'schen Shakspeare merkwürdigerweise zu lesen ist: „Auf dieser Schülerbank der Gegenwart.“ Dagegen muß es in „Macbeth“ (Act 5, Sc. 5):

It is a tale
Told by an idiot full of sound and fury
Signifying nothing —

nicht wie bei Solling

Eine Mär', wie sie
Ein Irrer wol erzählt, voll wüsten Schalls,
Der nichts bedeutet —

heißen, sondern: Die nichts bedeutet.

Im ganzen aber ist die Anthologie allen zu empfehlen, welche einzelne Glanzstellen Shakspeare's mit besonderer Vertiefung aus Original wie Uebersetzung zugleich genießen wollen. **Rudolf Gottschall.**

Zur Psychologie.

Dr. F. E. Beneke's neue Seelenlehre, für alle Freunde der Naturwahrheit in anschaulicher Weise dargestellt von G. Raue. Vierte Auflage. Mehrfach umgearbeitet, verbessert und vermehrt von Johann Gottlieb Dreßler. Mainz, Faber. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vorliegende populäre Darstellung der „neuen Psychologie“ Beneke's hatte ursprünglich den Zweck, ein Lehrbuch für Volksschulen zu sein, weshalb sie früher den Titel führte: „Dr. Beneke's neue Seelenlehre nach methodischen Grundsätzen in einfach entwickelnder Weise für Lehrer bearbeitet“ u. s. w. Der gegenwärtig veränderte Titel hat, wie Dreßler im Vorwort sagt, seinen Grund darin, daß das Buch seinem ursprünglichen Zweck gänzlich entwachsen und daß es jetzt ein Buch für jedermann ist, „der auf Bildung Anspruch machen darf“. In der Form ebenso anschaulich gehalten wie früher, will es jetzt, im Vergleich mit den drei ersten Auflagen, tiefer in das Wesen der menschlichen Seele einführen. Raue, der ursprüngliche Verfasser des Buchs, hat die Bearbeitung der neuen Auflage ganz dem Seminardirector Dreßler übertragen, und dieser hat so zahlreiche Veränderungen und Erweiterungen angebracht, daß er die Schrift nunmehr ganz als sein eigenes Werk betrachtet. Der ursprüngliche, von Raue entworfene Plan des Ganzen ist beibehalten worden, ebenso sind die Sachen dieselben geblieben, „denn die Wahrheit wechselt nicht wie ein Modekleid“. Nur um schärfere, klarere und zum Theil ausgeführtere Darstellung hat sich Dreßler bemüht. Eine Uebersetzung der Schrift ins Niederländische (Vlämische) durch J. Blockhuys, Director der Communalschulen zu Schaerbeek bei Brüssel, erschien zu Gent 1859.

So viel über die äußere Entstehung des vorliegenden Buchs. Was nun es selbst anlangt, so läßt sich nicht leugnen, daß es im Popularisiren das Aeußerste thut. Als wir den ersten und zweiten Paragraphen lasen, dachten wir: Dies ist ja eine Psychologie, die jeder Holzhauer verstehen muß. Man höre nur beispielsweise:

§. 1. Die Sonne scheint; der Baum blüht; das Gold ist gelb: das sehen wir.

Der Vogel singt; der Hund bellt; das Wasser rauscht: das hören wir.

Der Stein ist hart; die Flaumfeder ist weich; der Spiegel ist glatt: das tasten wir.

Essig ist sauer; Honig ist süß; Wermuth ist bitter: das schmecken wir.

Der Moder ist dumpfig; die Rose duftet lieblich; Kampher ist stark: das riechen wir.

a. Die Nadel sticht; die Luft ist warm oder kalt; der Rauch beißt in die Augen: das fühlen wir.

b. Der Hunger thut weh; die Ruhr und die Gicht schmerzen; der Durst brennt: das fühlen wir ebenfalls.

c. Langes Gehen ermüdet die Beine; langes und schnelles Schreiben den Arm; vieles Sprechen und Singen die Stimmwerkzeuge: auch das fühlen wir.

Weil wir sehen, hören, tasten, schmecken, riechen und fühlen können, so sagt man: der Mensch hat sechs Sinne; sie heißen: Gesichtsinn, Gehörsinn, Tastsinn, Geschmacksinn, Geruchsinn, Gefühlsinn.

Ebenso populär wie §. 1 beweist, daß der Mensch sechs Sinne hat — wobei das Neue dieser Psychologie darin besteht, daß sie aus dem Gefühl einen besondern, den fünf bekannten Sinnen coordinirten Sinn macht, während doch die Gefühlsthätigkeit ganz anderer, allgemeinerer Art ist als die Sinnesthätigkeit —, ebenso populär beweist §. 2, daß die sechs Sinne ohne Seele und ohne Aufmerksamkeit nichts nützen, nichts ausrichten:

§. 2. Wer todt ist, sieht, hört, tastet, schmeckt, riecht und fühlt nicht, denn die Seele fehlt ihm; also muß eine Seele haben, wer sehen, hören, tasten, schmecken, riechen und fühlen will.

Ferner: Wer in der Ohnmacht oder im tiefen Schlaf liegt, der hat seine Seele noch, und doch sieht, hört u. s. w. er nicht.

Noch mehr: Es gibt Seelenkranke, die man im wachen Zustande mit Nadeln stechen, mit glühenden Eisen brennen kann, ohne daß sie es fühlen, die den Knall einer vor ihren Ohren abgeschossenen Pistole nicht hören, die die schärfsten Geruchsreiz

echen u. s. w., obgleich alle ihre Sinnenorgane völlig sind.

chon mancher tapfere Soldat wurde während des Ge- eträchtlich verwundet, und er merkte es erst, als das Ge- Ende war.

rtenspieler sind nicht selten in ihr Spiel so vertieft, daß er sehen noch hören, was um sie herum vorgeht. Der rabe sitzt da und hört nicht, was der Lehrer vorträgt, seine Augen auf Tändeleien der Nebenschüler gerichtet Ja, beim Lesen begegnet es uns zuweilen, daß wir nicht was auf einer Seite stand, die wir doch von oben bis gelesen haben.

so ist es zum Sehen, Hören u. s. w. nicht genug, daß ne Seele habe; sie muß auch ihre Aufmerksamkeit auf ige außer ihr richten, wenn das Sehen, Hören u. s. w. nde kommen soll.

t das nicht populär gesprochen?

eiter aber als auf die Wahl solcher aus dem Le- griffener Beispiele erstreckt sich diese Popularisirungs- nicht. Die Lehrsätze selbst, zu deren Veranschau- die Beispiele gewählt und vorangestellt sind, sind umal da die wunderliche Beneke'sche Terminologie lten ist, sehr unpopulär, dem Ungelehrten unver- ch ausgedrückt, sodaß ein solcher Leser oft nicht wird, was eigentlich durch die gewählten Beispiele rt werden soll. Als ob das Popularisiren blos in ahl von Beispielen bestände und nicht auch in der faßlichen Darstellung der Lehrsätze, zu deren Er- ng die Beispiele dienen! In dem §. 31 z. B., der rieben ist: „Uebertragung der beweglichen Elemente", var die gewählten Beispiele sehr populär, aber die inen psychischen Gesetze, die daraus entwickelt wer- ürften nur solchen, die bereits in die Beneke'sche ologie eingeweiht sind, verständlich sein. Da lesen ter anderm:

) habe den Namen eines Schauspielhelden vergessen und hn gern wiederfinden; wie hieß er doch? Albion? Ilion? hte, der A-Laut wäre darin gewesen. Nun, der große wie ihn Zschokke dargestellt, der Mann mit der furcht- ase und dem satanischen Gelächter, wie hieß denn sein Ich martere mich schon eine lange Weile und finde ihn ht. Sähe ich ihn geschrieben, wirkten also äußere Reize ein, dann wüßte ich ihn gleich. Aber diese Reize feh- . Innere Reize sind allerdings genug da, allein ich ange warten müssen, bis diese zufällig jenen Namen wußtsein aufregten. Ich will ihn womöglich sogleich und da bleiben mir blos freie Urvermögen zur Ver- die ich von einem Begehren aus bereits zum Herum- der Seele veranlaßt habe. Auch haben sie schon die Ilion, Albion erregt, aber so hieß er nicht. Albion, ein, nein! aber ähnlich! Halt, jetzt weiß ich's: Abäl- der Mann. Wem wäre Aehnliches nicht schon be-

, aus diesem populären Beispiel wird folgende Lehre entwickelt:

aber lernen daraus: nicht blos bewegliche Reize flie- r Seele von Gebilde zu Gebilde und erregen die un- zur (unwillkürlichen) Bewußtheit; auch bewegliche rmögen tragen sich auf unbewußte Gebilde über und e dadurch zu (willkürlich) erregten und zu bewußten. welche soeben bewußt geworden waren, werden sofort bewußt, wenn die erregenden Elemente von ihnen . So bringen also diese losen oder beweglichen Ele- mente gleichsam erst Leben in die Seele; und wir begreifen nun wol den Satz:

Urvermögen und innere Reize, soweit sie noch als bewegliche Elemente existiren, fließen im wachen Zustande immer von Gebilde zu Gebilde und bewirken so den in jedem Augenblick stattfindenden Wechsel zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein in der menschlichen Seele. Wir nennen das Gesetz, das sich darin ausspricht, das Gesetz der Ausgleichung der beweglichen Elemente.

In dieser Weise treibt diese „Neue Seelenlehre" die Kunst des Popularisirens. Erst stellt sie handgreifliche Beispiele auf, und hinterher folgen dann abstracte Lehrsätze, die nur dem Eingeweihten verständlich sind. Da schwirrt es in den Lehrsätzen von „Gebilden" und „Angelegtheiten" aller Art, von „beweglichen und unbeweglichen Elementen", von „Spuren" und „Reizen". Der Leser hört von „Weckungsangelegtheiten", „Verknüpfungsspuren", „reizvollen Stärkegebilden", „vielspurigen und kraftlosen Schwächegebilden", „beweglichen, losen Urvermögen", „beweglichen, von Gebild zu Gebild überfließenden Elementen" u. s. w. reden. Kurz, die Sprache der Lehrsätze paßt nicht zu der Sprache der Beispiele. Letztere ist die Sprache des Lebens, erstere die Sprache der Schule, und darum macht diese „Neue Seelenlehre" keinen einheitlichen harmonischen Eindruck, ist nicht für ein gleichartiges Publikum geschrieben.

Warum nennt sich denn aber überhaupt diese Seelenlehre **neu**? Die neue Terminologie allein könnte ihr doch dazu kein Recht geben. Eine alte Lehre, in neuer Sprache vorgetragen, bliebe doch immer noch ebenso alt wie ein alter Körper in einem neuen Kleide. Also muß doch diese Seelenlehre wol dem Inhalte nach neu sein. Worin besteht nun aber das Neue ihres Inhalts?

Auf diese Frage habe ich zu sagen: Die Prädicate alt und neu vertheilen sich nicht immer so, daß gewisse Systeme nur alt und andere nur neu wären. Sondern es gibt auch Systeme, die zum Theil alt, zum Theil neu sind, die Altes mit Neuem mischen. Es sind dies die Uebergangssysteme, die auf dem Uebergange von einer alten und veralteten zu einer völlig neuen Anschauung der Dinge liegen, die sich vom Alten also noch nicht ganz losgemacht, aber auch nicht mehr ganz an ihm kleben, sondern bereits Neues in sich aufgenommen haben.

Zu diesen Uebergangssystemen gehört auf psychologischem Gebiet Beneke's „Neue Seelenlehre". Sie ist zum Theil neu, zum Theil alt. Die eigentlich und wahrhaft neue Psychologie datirt erst aus jüngster Zeit, seitdem man nämlich infolge des Einflusses der Naturwissenschaften, namentlich der Physiologie und Anatomie, angefangen hat, die Psychologie den Naturwissenschaften einzureihen, sie nur als einen Zweig der Physiologie zu betrachten und zu bearbeiten.

Dieser naturwissenschaftlichen, die psychischen Functionen als Functionen des Gehirns und Rückenmarks betrachtenden Psychologie gegenüber ist jede noch von einer Seele als einer immateriellen, im Leibe nur während des Lebens logirenden und von ihm bedienten, aber wesentlich von ihm unabhängigen und darum den Tod des Leibes

überdauernden Substanz: jede noch von einer solchen Seele schwatzende Psychologie ist, sage ich, der neuen naturwissenschaftlichen Psychologie gegenüber alt und veraltet, wie viel Neues sie auch sonst in der Erklärung einzelner psychischer Phänomene enthalten möge.

Und von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir Beneke's „neue" Psychologie **alt** nennen, müssen sie noch den alten und veralteten Systemen zurechnen. Denn die Grundanschauung dieser „neuen" Psychologie bewegt sich noch in dem alten und veralteten dualistischen Gegensatz zwischen Leib und Seele. Diesem Gegensatze zu Liebe werden die gegen denselben sprechenden Thatsachen, welche aufs schlagendste beweisen, daß die psychischen Functionen, das Denken, Fühlen und Wollen, Leibesfunctionen sind so gut wie Athmen und Verdauen, daher bedingt sind durch die Integrität der ihnen entsprechenden leiblichen Organe und mit diesen sich entwickeln, altern und sterben: diese Thatsachen werden falsch gedeutet. Der im hohen Alter so häufig eintretende Blödsinn, von dem selbst ein Kant nicht frei blieb, soll da kein Beweis dafür sein, daß mit den Leibeskräften zugleich die Geisteskräfte abnehmen, sondern daß das „innere Seelensein" (die Seelengebilde) in stetem Zunehmen begriffen ist. Es ist kaum zu glauben, daß eine sich „neu" nennende Psychologie so etwas lehren könne. Dennoch steht es factisch in der vorliegenden „Neuen Seelenlehre". Wir lesen da:

So wird von Kant erzählt, daß er in den Zuständen seiner größten Schwäche, wo er sich über die gemeinsten Dinge nicht verständlich ausdrücken konnte, über Gegenstände der physischen Geographie, Naturgeschichte und Chemie, sowie überhaupt über gelehrte Gegenstände, zum Erstaunen richtige und bestimmte Antworten gegeben habe. Wenn nun sein inneres Seelensein von dieser Schwäche ergriffen gewesen wäre, wie wären solche Antworten möglich gewesen? Hätte nicht das Schwierigere sich zuerst auflösen müssen? Und doch sehen wir gerade dieses, trotz der sonstigen großen Schwäche dieses Mannes, in gewohnter Stärke und Klarheit in ihm auftauchen, während er über Dinge seiner Umgebung, die er doch noch vor kurzem gesehen hatte, keine Rechenschaft zu geben vermochte. Ist das nicht sonderbar? Nicht im geringsten, und beweist eben, daß die Vermögen, die sich auch ihm noch anbildeten, sehr schwach ausfielen, sodaß die jüngsten Eindrücke gar nicht mehr, oder doch nicht in dem Grade in ihnen beharrten, daß er zum Bewußtsein derselben gelangt wäre. Nur wenige Greise erhalten sich bis kurz vor ihrem Tode geistig frisch, weil nur wenige eine so glückliche Körperconstitution haben, daß dieselbe keine wesentliche Verminderung der psychischen Erregungselemente bedingt. Bei den meisten Menschen finden im Alter Licht, Schall u. s. w. eine fortgehend beschränktere Aufnahme, weil die körperlichen Sinnenorgane immer mehr ihre Dienste, ihre Beihülfe versagen.

Also nur die Sinne sollen an der Geistesstumpfheit der Alten schuld haben!

So hätten wir uns denn überzeugt:

1) Daß die Seele in stetigem Wachsthum an innerer Stärke bis ans Lebensende hinaus begriffen sei;

2) daß gerade diese stete Zunahme der Seele an innerer Stärke eine stete Verminderung der beweglichen Elemente (Urvermögen und Reize) bewirke, und daß folglich

3) hierdurch die wechselnde Bewußtheit (nicht das Bewußtsein selbst) mehr und mehr ins Stocken gerathe, bis sie endlich, wenn die Anbildung neuer Seelenvermögen durch dieselbe Ursache ganz aufhört, völlig stillsteht und die [illegible] verläßt, in dessen Gemeinschaft sie keinen [illegible] mögen und darum keine Fortbildung mehr [illegible] ist der natürlich-nothwendige Tod; der Tod [illegible] erklärt sich von selbst. In beiden Fällen aber [illegible] nicht, „weil ihm das Leben entflieht", sondern [illegible] dem Leibe entflieht, die hierdurch ihr Leben [illegible]

Was spricht nun für die ungestörte Fort[illegible] nach dem Tode? Ihr stetiges Wachsthum an [illegible] bis zum Tode.

Es wird zwar zugestanden, daß die Seele [illegible] in Gemeinschaft des Leibes, der sie zu [illegible] stimmt sei, entwickelt, und daß wir kein Seelen[illegible] nen, das körperlos, wie Gott, zu existiren [illegible] weshalb es scheinen könnte, als müßte die Seele [illegible] Verlust des Leibes nothwendig der Auflösung [illegible] len. „Allein", fährt der Verfasser alsdann fort,

die Seele hält und trägt den Körper weit mehr, [illegible] ihm gehalten und getragen wird, und wie er [illegible] sie einwirkt, so auch in manchen Fällen hemmend [illegible] sodaß er sogar Wahnsinn in ihr bewirken kann. [illegible] hieraus gefolgert werden können, daß die Seele [illegible] licheres Los haben müsse, sobald ihr zweideutiger [illegible] der Leib, ihr nichts mehr anhaben kann?

Ist das nun wirklich **neue** Psychologie? [illegible] nein, das ist vielmehr sehr alte und veraltete [illegible] welcher der cartesianische Dualismus zwischen [illegible] Materie noch in den Gliedern steckt, der Dualis[illegible] schen Denken und Ausdehnung. Der Leib [illegible] wußtlose, seelenlose, ausgedehnte, die Seele [illegible] lende, bewußte, immaterielle Wesen. In dem [illegible] von „Kraft und Materie, Seele und Leib" [illegible] mert zwar schon die richtige neue Ansicht von [illegible] tität von Kraft und Materie, der zufolge das [illegible] materiell Erscheinenden Kräfte sind, Kräfte in [illegible] ner Abstufung. Es wird hier ausdrücklich ge[illegible]

Es gibt gar keine absolut todte Materie, [illegible] Körper in Gottes Welt ist durch und durch Leben, [illegible] und durch lebende Kraft, nur daß diese Lebendigkeit [illegible] abgestuft ist. Demnach enthält die Pflanze nicht [illegible] sondern sie ist durch und durch Kraft, ein System [illegible] Kräfte, die unsern Sinnen als etwas Langes, [illegible] Schweres, Farbiges u. s. w., kurz als das erscheinen[illegible] eben Körper, Stoff, Materie, auch wol Substanz [illegible] und Materie werden immer beisammen und nur [illegible] ken unterscheidbar sein, eben weil beide in der [illegible] nämlich nur Kraft sind.

Aber diese richtige Ansicht wird nicht für [illegible] logie verwerthet. Sonst hätte der Verfasser [illegible] er die Pflanze nicht als aus Leib und Seele [illegible] sondern als ein System verschiedener, abge[illegible] betrachtet, auch den Menschen nicht als [illegible] Seele bestehend, sondern als ein System abge[illegible] betrachten müssen, von denen die psychischen [illegible] vom Leibe verschiedenen Substanz, genannt [illegible] men, sondern nur die höchsten Kräfte des [illegible] Aber die Unsterblichkeit der Seele sollte [illegible] und wo bliebe diese, wenn die psychischen [illegible] ebenso wie die vitalen nur für Leibesfunc[illegible] für alternd und sterbend mit dem Leibe [illegible] Daher mußte trotz der erkannten und ausge[illegible]

heit von Kraft und Materie, von Seele und Leib, doch auch wieder eine Zweiheit herausgebracht werden, ein Grundunterschied. Dieser soll nun in Folgendem bestehen:

Durch das Gesetz der Spurenbildung erwirbt die Seele Bewußtsein und steigert es durch die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen; dabei bleibt sie stets raumlos, während die leibliche Materie durch dasselbe Gesetz nur an räumlicher Ausdehnung und Festigkeit gewinnt, die zuletzt in Starrheit übergeht.

Diese „neue" Psychologie fällt also trotz ihres Strebens, sich zur naturwissenschaftlichen Ansicht, die den Dualismus von Leib und Seele in den Monismus des Leibes auflöst, zu erheben, in den alten Dualismus zurück. Sie hat nicht die Kraft, consequent zu sein. Sie repräsentirt nicht die wirklich neue Psychologie, sondern ist ein Gemisch von alter und neuer, wie es eben auf Uebergangsstufen vorkommt.

Zur wirklich neuen Psychologie kann diese Dreßler-Beneke'sche Seelenlehre schon darum nicht gerechnet werden, weil sie das Physiologische so wenig zur Erklärung der psychischen Phänomene herbeizieht. Sie ist und will noch sein eine Psychologie aus innerer Beobachtung. Aber was es mit der Psychologie aus rein innerer Beobachtung oder Beobachtung des innern Sinnes im Gegensatze zur Beobachtung des äußern Sinnes auf sich hat, das hat jüngst Friedrich Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus" bei der Kritik des Fortlage'schen „System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes" sehr gut gezeigt. Lange zeigt gegen Fortlage, wie wenig sich zwischen innerer und äußerer Beobachtung eine feste Grenze ziehen läßt. Es ließe sich nun zwar gegen Lange geltend machen, was Mill in seinem „System der deductiven und inductiven Logik" über die Möglichkeit einer reinen, von der Physiologie unabhängigen Wissenschaft des Geistes sagt. Aber Mill verkennt und unterschätzt keineswegs das Verhältniß der Geisteswissenschaft zur Physiologie. Er sagt ausdrücklich:

Es darf keineswegs vergessen werden, daß die Gesetze des Geistes derivative, aus den Gesetzen des thierischen Lebens hervorgehende Gesetze sein können, und daß daher ihre Wahrheit zuletzt von physischen Zuständen abhängig sein kann; daß der Einfluß der physiologischen Zustände oder der physiologischen Veränderungen auf die Veränderung oder Aufhebung der geistigen Successionen einer der wichtigsten Zweige der Psychologie ist.

Mill hält nur zur Zeit die Physiologie noch nicht weit genug vorgeschritten, um die Psychologie ganz auf sie zu gründen und die Hülfsmittel der rein psychologischen Analyse zu verwerfen. Er sagt:

Wie unvollkommen auch die Wissenschaft des Geistes sein mag, so stehe ich doch nicht an, zu behaupten, daß sie bedeutend weiter vorgeschritten ist als der ihr entsprechende Theil der Physiologie: und die erstere für die letztere hinwegzugeben, scheint mir eine Verletzung der wahren Regeln der inductiven Philosophie, eine Verletzung, welche in einigen sehr wichtigen Zweigen der Wissenschaft von der menschlichen Natur irrige Schlüsse nach sich zieht und ziehen muß.

Allerdings ist die Physiologie noch nicht weit genug vorgeschritten, um schon eine vollständige Erklärung der psychischen Phänomene liefern zu können. Aber weit genug ist sie doch bereits vorgeschritten, um die Ueberzeugung zu wecken, daß die sich auf blos innere Beobachtung beschränkende Psychologie nicht mehr ausreicht, nicht im Stande ist, eine genügende Erklärung der psychischen Vorgänge zu liefern. Man lese beispielsweise nur das Buch von Flourens: „De la vie et de l'intelligence", und vergleiche es alsdann mit einer der vielen auf blos innere Beobachtung gegründeten Psychologien, so wird man sich des großen Unterschiedes zwischen physiologischer und nichtphysiologischer Psychologie bewußt werden.

Die alte, nichtphysiologische Psychologie leitet aus einfachen Urkräften der Seele, aus dem Denk-, Gefühls- und Willensvermögen ab, was die neue, physiologische Psychologie als complicirte, aus dem Zusammenwirken verschiedener und voneinander trennbarer Functionen des Leibes hervorgehende Phänomene nachweist. Die alte Psychologie erklärt z. B. die Vorstellungen aus dem Vorstellungsvermögen, aber die neue Psychologie zeigt, wie keine gegenständliche Vorstellung zu Stande kommt ohne das Zusammenwirken der Sensibilität und der Intelligenz, und sie zeigt, welche leibliche Organe in beiden thätig sind. (Vgl. Flourens, „De la vie et de l'intelligence", Kap. 2 und 4.)

Bei Beneke findet sich nun zwar schon insofern ein Ansatz zu neuer Psychologie, als er bestrebt ist, psychische Phänomene, die sonst für einfach gehalten wurden, als zusammengesetzt, als entsprungen aus dem Zusammenwirken verschiedener Functionen nachzuweisen. Er weist z. B. die Elemente nach, aus denen Begehrungen entstehen, betrachtet sie also nicht mehr, wie die alte Psychologie, als einfache Aeußerungen des Begehrungsvermögens.

Aber, so sehr dieses auch anzuerkennen ist — im ganzen genommen, in der Grundanschauung von Leib und Seele und in dem Mangel an physiologischer Auffassung und Begründung gehört doch die Beneke'sche „Neue Seelenlehre" noch fast mehr der alten als der neuen Psychologie an.

Julius Frauenstädt.

Das althochdeutsche Schlummerlied.

Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums von Franz Pfeiffer. II. Wien, C. Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 20 Ngr.

Vor drei Jahren erschien das erste Heft der wissenschaftlichen Mittheilungen, welche Franz Pfeiffer unter dem Titel: „Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums" der wiener Akademie in unbestimmten Zeiträumen vorzulegen beabsichtigt hat. Diese Mittheilungen, meist Aufsätze von kleinerm Umfang, sollen „einerseits der ältern deutschen Sprache und Literatur theils neue Quellen zuführen, theils schon vorhandene erweitern und vervollständigen, andererseits über einzelne wenig bekannte oder dunkle Punkte der deutschen Alterthumskunde Licht verbreiten oder auch der verkannten Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen". Wie sich von vornherein annehmen läßt, sind diese Arbeiten zunächst für die Fachgelehrten bestimmt. Wenn aber irgendeiner unserer Germanisten versteht, einestheils Stoffe zu wählen, welche

dem allgemeinen Interesse nahe liegen, anderntheils seinen Auseinandersetzungen eine durchsichtige und genießbare Form zu geben, so ist es Franz Pfeiffer, welchem die altdeutsche Literaturgeschichte mit das Beste verdankt. Der erste Aufsatz in „Forschung und Kritik" handelte von „Meier Helmbrecht", von der ersten deutschen Dorfgeschichte. Pfeiffer lenkte durch seinen Widerspruch gegen die allgemein herrschende Ansicht von der bairischen Heimat der Erzählung wieder die Aufmerksamkeit auf dieses in jeder Beziehung vorzügliche Gedicht des Mittelalters und regte zugleich die verdienstvollen und erfolgreichen, wenn auch in ihrem Ergebnisse noch nicht durchaus sichern Untersuchungen an, welche Friedrich Keinz über den Schauplatz der Handlung veranstaltet hat (vgl. Nr. 18 d. Bl.). Die beiden übrigen Beiträge jenes ersten Heftes sind mehr specieller Natur; Pfeiffer theilte Bruchstücke zweier alter Gedichte mit, einer Bearbeitung von „Barlaam und Josaphat" und eines Lobgedichts auf König Ludwig den Baier.

Das kürzlich erschienene zweite Heft von „Forschung und Kritik" bringt wieder einen Beitrag, welcher die allgemeinste Beachtung verdient und über welchen wir hier in Kürze berichten wollen. Wir meinen aber nicht den von August Reifferscheid entdeckten althochdeutschen „Bienensegen", der hier von Pfeiffer zuerst mitgetheilt, erklärt und gedeutet wird und als eins der wichtigsten Denkmäler aus unserm Alterthume fortan in hohen Ehren zu halten ist. Noch weniger kann die Mittheilung einer regensburger und einer fuldaer Beichte, welche zwar beide schon bekannt sind, hier aber in besserer Ueberlieferung vorgelegt werden, auf eine weitergreifende Theilnahme Anspruch machen. Wol aber ist dies sicher in hohem Maße der Fall mit dem vierten umfangreichsten Aufsatze, welcher über das wiener „Schlummerlied" handelt. Eine „Rettung" nennt Pfeiffer seine Abhandlung. Nichts Neues, bisher Unbekanntes wird uns hier geboten; getreu seiner beim Beginne des Unternehmens ausgesprochenen Absicht versucht der Herausgeber, „der verkannten Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen".

Wer hat schon von einem althochdeutschen oder von einem wiener „Schlummerlied" gehört? Nun, die Gelehrten, welche sich dem Studium der altdeutschen Literatur hingegeben haben, die wissen sicher alle davon. War doch darüber früher viel die Rede. Aber der Mehrzahl der Gebildeten, welche aus dem Unterrichte, aus der Literaturgeschichte und aus Lesebüchern gar wol Kunde haben von einem „Hildebrandslied", von „Muspilli", von den „Merseburger" Zaubersprüchen" und andern Denkmälern in Poesie und Prosa aus den Anfängen unserer Literatur, wird das „Schlummerlied" nicht dem Namen nach bekannt geworden sein, geschweige daß sie es einmal zu lesen bekommen haben. Als das Lied entdeckt und herausgegeben wurde, war es Gegenstand vieler Erörterungen unter den deutschen Philologen und Literarhistorikern. Es wurde als Fälschung zu erweisen gesucht, alle Welt schien darüber einig zu sein. Schließlich wurde das vermeintliche Machwerk geradezu todtgeschwiegen, es blieb versunken und vergessen. In der neuesten Anthologie, in Müllenhoff und Scherer's „Denkmälern" ist es nicht einmal in einer Anmerkung erwähnt.

Dennoch gab es auch Gelehrte, die von der Echtheit des Liedes überzeugt waren, vor allen die Fachgenossen in Wien, die dortigen Akademiemitglieder. Sonst wäre ja überhaupt die Veröffentlichung nicht möglich gewesen. Denn die wiener Akademie, in deren Schriften das alte Denkmal aufgenommen wurde, hätte sich gewiß ablehnend verhalten, wenn nicht die urtheilsfähigen Fachmänner die Veröffentlichung gutgeheißen hätten. Aber während in ganz Norddeutschland der Zweifel an der Echtheit tief eingewurzelt war, hat der größten Männer einer, hat Jakob Grimm den Fund nicht im mindesten für verdächtig erachtet, sondern ihn mit Freuden begrüßt und ihn seiner Aufmerksamkeit und eingehenden Forschung werth gehalten. Wie wir zuerst aus seinen an Franz Pfeiffer gerichteten Briefen ersahen, hat Jakob Grimm noch vor der Veröffentlichung im Drucke durch Pfeiffer briefliche Mittheilung erhalten. Darauf schreibt Jakob Grimm vom 31. October 1858: „Es ist mir alles klar und bis auf die letzte Zeile waren fast keine Schwierigkeiten zu überwinden. Es ist der wunderbarste Fund, der gemacht werden konnte, von höherm Werth als die doch auch willkommenen merseburger Sprüche, geschweige denn der neuliche Hirtensegen." Grimm geht dann das Gedicht im einzelnen sprachlich und kritisch durch mit Berücksichtigung der mythologischen Beziehungen und schließt seinen Brief mit einer Nachschrift an Pfeiffer: „Falls Sie nichts von meinen Bemerkungen veröffentlichen, behalte ich mir sie vor zu einem eigenen besondern Aufsatze."

Dieses Vorhaben hat Jakob Grimm zum Theil auch ausgeführt. Nachdem in den „Sitzungsberichten" der wiener Akademie (Anfang 1859) der Aufsatz von Georg Zappert: „Ueber ein althochdeutsches Schlummerlied", erschienen war, in welchem der Fund, zugleich in einem Facsimile, mitgetheilt, entziffert und gedeutet wurde, hielt Jakob Grimm in der berliner Akademie (am 10. März 1859) einen kurzen Vortrag „Ueber die Göttin Tanfana", welche bekanntlich von Tacitus erwähnt wird und deren Namen im „Schlummerlied" in der Gestalt von „Zanfana" erscheint. Grimm sah fürs erste von weitern Erörterungen ab und hob nur die ihm wichtigste Zeile des Liedes aus, „die uns einen seit Tacitus verschollenen Götternamen plötzlich wieder vor Augen führt". Daß sich der Unglaube diesem Liede entgegenstellen würde, sah Grimm recht gut voraus, indem er sagt, daß andere das nunmehr auftauchende altdeutsche Lied blos dieses Namens wegen anzweifeln würden, daß es auch an weitern Zweifelsgründen nicht gebrechen werde. „Ich meinestheils", setzt er hinzu, „mehr gestimmt an Wahrheit als an Trug zu glauben, halte den Namen Tanfana für vollkommen echt und für ein wunderbares Glück, daß, während er bei allen deutschen Volksstämmen untergegangen war, ihm so unerwartete Bestätigung angedeiht."

Zuerst trat Wilhelm Müller öffentlich gegen das Lied in die Schranken in den „Göttingischen Gelehrten An-

zeigen" (Stück 21 und 22 f. 1860). Seine Gründe, die wir hier nicht genauer durchnehmen können, sind verschiedener Art, sprachliche, mythologische, paläographische. Schließlich spricht Müller die feste Ueberzeugung aus, „daß das althochdeutsche Schlummerlied ein Machwerk der neuesten Zeit sei". Zu demselben Ergebnisse gelangte Virgil Grohmann, aber unabhängig von seinem Vorgänger, in einer eigenen Schrift: „Ueber die Echtheit des althochdeutschen Schlummerliedes" (Prag 1861). Diese Schrift, die wir nur dem Titel nach anführen können, soll nach Pfeiffer's Urtheil nicht ohne Gelehrsamkeit und Scharfsinn abgefaßt sein.

Solche gegnerische Stimmen konnten indessen Jakob Grimm nicht in seinem Glauben an die Echtheit des Liedes wankend machen. In dem letzten Briefe, den er an Pfeiffer richtete (26. Juli 1863), lesen wir: „Nächstens lasse ich eine Abhandlung über das «Schlummerlied» erscheinen, wenn es mir in der Akademie zu lang damit dauert, in besonderm Druck. Ich hoffe, es soll Sie freuen." Aber bald darauf ereilte den würdigen Mann der Tod und vereitelte die vielen und mannichfaltigen Arbeiten, die er sich noch vorgesetzt. Unter seinen hinterlassenen Papieren hat sich nichts über das „Schlummerlied" vorgefunden, was eigentlich seltsam bedenklich ist.

Kurz nach der Veröffentlichung jener Briefe an Pfeiffer erschien das vorliegende zweite Heft von „Forschung und Kritik" und in ihm die „Rettung" des „Schlummerliedes". Pfeiffer bediente sich, wie es ganz in der Ordnung war, öfters der Aufschlüsse und Deutungen, welche ihm Jakob Grimm in jenem ersten Briefe mitgetheilt und freigestellt hatte. Die Rettung konnte Zappert als Entdecker und erster Herausgeber nicht versuchen, ja sie war für ihn nicht einmal nothwendig, denn er verschied schon im Jahre 1859, somit eher als der erste Widerspruch erhoben worden war.

Aus Pfeiffer's Mittheilung erfahren wir nun auch, daß selbst Uhland an den neuen Fund mit einem gewissen Mistrauen herantrat. Er bringt dieselben Bedenken vor, wie sie öffentlich oder privatim von andern geäußert wurden, daß nämlich das neue poetisch anziehende Stück allzu genau mit Graff's Sprachschatz, Grimm's Grammatik und Mythologie übereinstimme. Ferner macht uns Pfeiffer die Mittheilung, daß sich Jakob Grimm zum Besten seines Vorhabens, über das „Schlummerlied" eine Abhandlung zu schreiben, an Karajan um Auskunft gewendet hat über Zappert und dessen persönliche Verhältnisse sowie über die Beschaffenheit „des anrüchigen Pergamentstreifs". Diese Auskunft wurde ihm denn auch bereitwillig und ausführlich zutheil. Die sprachliche und mythologische Erklärung und Deutung konnte natürlich Jakob Grimm ohne jegliche Beihülfe ausführen; wenn es sich aber darum handelte, die Echtheit des Liedes aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, dann bedurfte es sich der Kenntniß solcher äußerer Momente, und diese war der Natur der Sache gemäß zunächst an Ort und Stelle, in Wien, zu gewinnen.

Eben diese äußern Momente, die Persönlichkeit des Herausgebers, des vermeintlichen Betrügers oder in günstigerm Falle des Betrogenen, sowie die Beschaffenheit der handschriftlichen Ueberlieferung, hat Pfeiffer in seinem Aufsatze zuerst erledigen müssen, ehe er eine Betrachtung des Einzelnen vornehmen konnte.

Georg Zappert war geborener Jude, trat dann zur römisch-katholischen Kirche über und studirte Theologie. Infolge einer Krankheit verlor er sein Gehör und lebte fortan ganz seinen Lieblingsstudien, was ihm durch seine Wohlhabenheit gestattet war. Die Charakteristik, welche Pfeiffer von ihm entwirft, läßt ihn als einen Mann erscheinen, der einer Fälschung durchaus nicht fähig war.

Der Pergamentstreifen, auf dem das Lied sich befindet, ist auf dem Rücken eines Handschriftenbandes eingeklebt oder eingeleimt gewesen. Es zeigte sich, daß das Stückchen ursprünglich in einen hebräischen Codex gehörte, oberhalb der althochdeutschen Zeilen steht eine hebräische Zeile, das Fragment eines hebräischen Wörterbuchs. Auch inmitten der deutschen Zeilen finden sich an drei Stellen hebräische Worte. Nach Zappert's Angabe stehen auch auf der Rückseite hebräische Worte, welche errathen lassen, daß jenem Wörterverzeichnisse eine Sammlung von Sinnsprüchen folgte. Das Eigenthümlichste ist aber, daß an verschiedenen Stellen im Liede die deutschen Vocale mit hebräischen Vocalzeichen über der Linie bezeichnet sind. Diese haben gerade dazu beigetragen, den Verdacht zu schärfen.

Daß dieser Pergamentstreifen aber alt und schon vor langer Zeit in die betreffende Handschrift von dem einstigen Buchbinder eingeklebt worden ist, geht daraus unwiderleglich hervor, daß sich die Schrift auf der Unterlage abgedruckt hat, natürlich verkehrt. Pfeiffer führt hier zum Belege die Worte Karajan's an, der sich dieser Untersuchung in peinlich genauer Weise unterzogen hat. Und das Merkwürdige bei der Berücksichtigung dieses wichtigen und entscheidenden äußern Moments ist der Umstand, daß Zappert darauf gar keine Rücksicht nahm. Die Prüfung der Echtheit geschah auf Veranlassung der Akademie im Verein mit Karajan von einer Anzahl bewährter Handschriftenkenner, und alle erkannten die Echtheit des Denkmals an. Auch Pfeiffer, der mehr mit Handschriften zu thun gehabt hat als die meisten seiner Fachgenossen, ist persönlich durchaus von der Echtheit überzeugt; nicht minder Theodor Sickel, einer der ersten Paläographen unserer Zeit. Das Blättchen ist gegenwärtig auf der wiener Bibliothek aufbewahrt und somit kann jeder sich von der Richtigkeit des Befundes durch Augenschein überzeugen.

Jene hebräischen Vocalzeichen sind nicht verdächtig, sondern im Gegentheil ein Beweis für die Echtheit. Welcher Fälscher würde auf eine Anwendung sonst nicht üblicher Abkürzungen verfallen? Daß das Lied in einen hebräischen Codex hineingeschrieben wurde und daß für deutsche Vocale hebräische Zeichen benutzt sind, wird so zu erklären sein: Der Aufzeichner ist ein Jude, der des Deutschen kundig war, wahrscheinlich ein Lehrer, der die Handschrift als Lehrbuch benutzte. Die ihm geläufige Superpunktation wandte er auch in der deutschen Schrift an.

Daß durch diese Erörterung, durch welche die Echtheit erwiesen ist, auch aller Zweifel sofort schwinden werde, glauben wir keineswegs. Nicht mit Unrecht sagt Pfeiffer, daß es von keinen gesunden Zuständen in der jungen Wissenschaft der deutschen Philologie zeuge, daß sie vor der Zeit schon alt und grämlich geworden sei. Wir können aber hinzufügen, daß im Gegensatz zu der Hyperkritik sich der Mythus und der Autoritätsglaube so festgesetzt hat, daß man nicht ungeneigt sein wird, die umgekehrte Erscheinung für den Anfang einer bessern Einsicht zu halten. Eine Ausgleichung beider gefährlichen Richtungen wird sicher nicht ausbleiben.

Im zweiten Theile der Abhandlung bespricht Pfeiffer das Lied im einzelnen, und benutzt hierzu, wie bereits angedeutet, die Bemerkungen Jakob Grimm's. Wir wollen hier nur hervorheben, daß Pfeiffer's und Grimm's Erklärungen öfters wesentlich von denen Zappert's abweichen, Zappert's Auffassungen als unrichtig und unhaltbar erscheinen lassen. In neuhochdeutscher Uebersetzung lautet das „Schlummerlied" nach dem neuesten Herstellungsversuch folgendermaßen:

Docke, schlaf', schlummre! Das Weinen sogleich lasse!
Triwa (Göttin Treua) wehrt kräftig dem Wolfe, dem würgenden.
Schlaf' bis zum Morgen des Mannes Lieblingssöhnchen.
Ostra (Göttin) stellt (hin) dem Kinde Honigeier süße,
Hera (Göttin) bricht dem Kinde Blumen blaue, rothe,
Zanfana (Göttin) sendet morgen fette kleine Lämmer
und der einäugige Herr (Wuotan) verleiht bald (dir) harte Speere.

Schließlich sei noch erwähnt, daß kürzlich, während sonst alle neuern Anthologien das Lied ausgeschlossen haben, Adalbert Jeitteles in der zweiten von ihm trefflich besorgten Ausgabe der „Althochdeutschen Grammatik" von Hahn (Prag 1866) dieses nun gerettete „poetisch anziehende" Denkmal unserer ältern Nationalliteratur unter den Lesestücken aufgenommen hat.

Hat Pfeiffer sich vielfache Verdienste durch die zwingende Widerlegung eingewurzelter Irrthümer erworben, wie sie sich durch Bequemlichkeit und Nachbeterei so leicht von Geschlecht zu Geschlecht, von Buch zu Buch fortpflanzen, so gebührt ihm jetzt aufs neue dankbare Anerkennung für sein siegreiches Auftreten gegen die Zweifelsucht, für seine „Rettung" unsers ältesten Wiegenliedes.

26.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Den Tag des Einzugs der Armee in Berlin am 20. September feierten auch die Theater. Im Opernhause wurde Karl von Holtei's „Lenore", im Schauspielhause Lessing's „Minna von Barnhelm" gegeben. Prologe und lebende Bilder mußten die Beziehungen dieser Stücke auf die unmittelbare Gegenwart vermitteln helfen. Das Arrangement dieser lebenden Bilder aus dem preußischen Kriegerleben soll das eigene Werk des Herrn von Hülsen gewesen sein. Im Schauspielhause wurde noch Louis Schneider's Genrebild „Der Kurmärker und die Picarde" gegeben.

Wir theilen den officiellen theatralischen Speisezettel vollständig mit, um einige Betrachtungen daran zu knüpfen. Alle diese Stücke sind Soldatenstücke, Huldigungen dem soldatischen Geiste dargebracht — und die tapfere preußische Armee verdiente in der That jede Art von Auszeichnung. Doch sind wir der Ansicht, daß die Bühne auch der politischen Bedeutung jenes Tags und der preußischen Siege gerecht werden mußte — und dafür fehlt doch in jenen Soldatenstücken de pur sang jede Anknüpfung.

Allen Respect vor der „Lenore" des wackern Holtei, der den volksthümlichen Ton so glücklich zu treffen weiß — wir gönnen dem Stücke auch die Auszeichnung, zum ersten male courfähig geworden und auf den Bretern des Hoftheaters erschienen zu sein, nachdem es jahrzehntelang sich so künstlerischer Ehren nicht erfreute. Doch was hat die „Geisterbraut" mit den jüngsten Erfolgen Preußens zu thun? Die gespenstige Beleuchtung dieses Stücks paßt durchaus nicht zu dem tageshellen Geist der neuesten politischen Thaten und Verhängnisse. „Der Kurmärker und die Picarde" ist gewiß ein niedliches Genrebild, doch der Landwehrmann Schulze, der die kleine Picarde annectiren will, ist ebenfalls kein genügender Vertreter des preußischen Heldenthums. Lessing's „Minna von Barnhelm" ist wol eins der besten Lustspiele, Major von Tellheim und sein Corporal sind prächtige Soldatenfiguren — doch die Verwickelungen des Stücks sind bürgerlicher Art, ohne weltgeschichtliche Bedeutung.

Alle diese Stücke waren angemessen gewählt, wenn es blos die Verherrlichung des soldatischen Geistes galt; sie hatten aber für die höhere nationale Bedeutung des Augenblicks keinen Zündstoff in sich.

Wir machen der Intendanz des berliner Hoftheaters hierüber keinen Vorwurf. Es fehlt an Stücken, welche eine große nationale Begeisterung athmen — und so muß das militärische Genrebild das weltgeschichtliche Tableau ersetzen. Diejenigen Stücke aber, welche in künstlerischer Form von patriotischem Geist beseelt sind, werden durch die Convenienzen des berliner Hoftheaters von der Aufführung ausgeschlossen. Gutzkow's „Zopf und Schwert", Laube's „Prinz Friedrich", Mosen's „Sohn des Fürsten", in denen allen ein historischer Odem weht, dürfen nicht auf die berliner Hofbühne kommen.

Was nützt es, die Bildsäule des großen Friedrich mit bengalischen Flammen zu illuminiren, wenn der König nicht einmal in lebendiger Verwirklichung die Breter betreten darf? Es sind dies Schranken, welche im Interesse des Aufschwungs der deutschen Bühne beseitigt werden müssen. Wahrhaft volksthümliche Stoffe von geschichtlicher Bedeutung, welche von Haus aus die Sympathien des Publikums für sich haben, bleiben so den Autoren der zweiten Bühnen überlassen, die sie unkünstlerisch mit derber Mache für den momentanen Effect zuschneiden; die Bestrebungen des dichterischen Talents aber entbehren jeder lebendigen Vermittlung mit dem Geist der Nation, indem ihnen die Hauptorgane einer solchen Vermittelung, die Hofbühnen, den Dienst versagen. Daß derartige Rücksichten nicht zu allen Zeiten bestimmend waren, beweist Shakspeare's „Heinrich VIII.", in welchem Drama der Dichter wagen konnte, nicht blos den Vater der Königin Elisabeth ohne sonderliche Schmeichelei zu schildern, sondern auch die Königin selbst als Kind auf die Bühne zu bringen. Gleichwol stand Shakspeare's Schauspielergesellschaft in einer gewissen Abhängigkeit von dem Hofdienst.

Wir glauben, daß der jetzige Augenblick, der mit revolutionärem Ungestüm so vieles aus dem Wege räumt, an dessen Dauer zu zweifeln lange Zeit für ein Majestätsverbrechen galt, ganz geeignet ist, auch derartige Convenienzen, welche den freien Aufschwung der dramatischen Poesie hemmen, zu beseitigen. Eine künstlerische Vorführung früherer Träger der preußischen Krone auf der berliner Hofbühne sollte nicht nur erlaubt,

sondern erwünscht sein. Sind doch schon bisweilen Ausnahmen von der Regel gestattet worden, wie z. B. zu Gunsten von Hans Koester's „Großem Kurfürsten" und Gustav zu Putlitz' „Das Testament des Großen Kurfürsten". Möge man die Ausnahme, die nicht die geringsten bedenklichen Consequenzen hatte, zur Regel machen, und man wird an patriotischen Festtagen eine Wahl unter werthvollen Dichtungen treffen können, statt wie jetzt gespenstige Genrestücke oder militärische Bluetten zur Aufführung zu bringen.

Von neuen bedeutenden Dramen verlautet wenig. Indeß haben die meisten Intendanzen und Directionen namentlich auf dem Gebiete der **Tragödie** noch eine Nachlese zu halten, durch welche sie mit Novitäten für den Winter hinlänglich versorgt sind. Denn der Rundgang der deutschen Trauerspiele über die deutschen Bühnen geschieht mit der Geschwindigkeit eines Leichenconducts und erinnert an das bekannte alte Lied von der österreichischen Landwehr. Daß unsere Trauerspiele ein zäheres Leben haben, als man von ihnen erwarten darf, wenn man die oft betonte Abneigung des Publikums gegen die Tragödie ins Auge faßt: das beweist, daß sie immer von neuem wieder auftauchen und sich neuer Erfolge zu rühmen haben. Im Grunde war es in der Goethe-Schiller'schen Zeit damit nicht anders bestellt. Schiller beklagt sich bei Körner, daß die großen Tragödien nur Festtagsgerichte der deutschen Bühnen seien, und in der That konnte selbst Schiller die Concurrenz mit Kotzebue und ähnlichen Autoren nicht aushalten. Goethe's Dramen wurden in ihrer Mehrzahl aber gar nicht gegeben und blieben lange Zeit hindurch glänzende Ausnahmen.

Wenn man jetzt die Repertoires unserer Hoftheater ins Auge faßt, so müßte man eher glauben, daß der Sinn für die Tragödie im Zunehmen begriffen ist; denn Schiller, Shakspeare, Goethe sind alljährlich dort mit einer imposanten Zahl von Aufführungen vertreten. Eine statistische Parallele zwischen der Jetztzeit und der Blütezeit unserer classischen Literatur würde daher beweisen, daß die Tragödie jetzt beliebter bei dem Publikum ist als früher. Wer das Gegentheil behauptet, denkt vorzugsweise an die neuern Trauerspiele. Nun, vielleicht taugen sie nichts; vielleicht aber ergeht es ihnen auch, wie denen von Schiller und Goethe, sie müssen erst durch die Zeit desinficirt werden, ehe sie auf der Bühne zur Herrschaft gelangen.

Am wiener Burgtheater ist ein neues Stück der Frau **Birch-Pfeiffer**: „Revanche", zur Aufführung gekommen, mit gutem Erfolg, ohne indeß jene Tantièmensuccesse zu versprechen, an welche die Muse der Frau Birch von früher her gewöhnt ist.

Das neue Lustspiel: „Und", von **Otto Girndt**, das am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen ist, wird gelobt wegen seines frischen, oft burschikosen Tons, während die Charakteristik zuweilen ins Burleske und Groteske fällt. Die Derbheiten des Girndt'schen Stils und die sonderbaren Titel: „X. Y." und „Und" geben den Lustspielen eine Art von Originalität, die einiger künstlerischen Dämpfer bedürfte. Plan und Composition des neuen, vorzüglich durch seine possenhaften Scenen über Wasser gehaltenen Lustspiels lassen viel zu wünschen übrig.

Wir haben **Holtei's** „Lenore" als das Feststück im Opernhause erwähnt. Der Literaturveteran beschäftigt sich jetzt damit, „Charpie" zu zupfen, d. h. literarische Charpie zum Besten der Verwundeten des letzten Kriegs. Er will unter diesem Titel eine Sammlung von Aufsätzen herausgeben, in denen er Charakterbilder hervorragender Größen des Theaters, der Musik und Literatur entwirft. Holtei hat in seinem reichen und vielbewegten Leben mit den verschiedensten namhaften Männern in Verkehr gestanden, und bei seiner frischen Manier der Auffassung und resoluten Manier der Schilderung wird er uns keine abgeblaßten Photographien von denselben entwerfen. Wir dürfen daher diese „Charpie", auch abgesehen von dem guten Zweck, für den sie gezupft wird, im voraus empfehlen.

Bibliographie.

Beneke, O., Die Hamburgische Turnanstalt von 1816. Erinnerungen aus der Zeit ihres Entstehens und Aufblühens. Hamburg, J. A. Meißner. Gr. 8. 8 Ngr.

Cornitz, L. v., Schloß Ehrenstein und seine Bewohner. Eine Erzählung aus unserer Zeit. Berlin, Neumann. 8. 22½ Ngr.

Coulin, F., Jesus der Menschensohn. 5 Vorträge über die menschliche Person Christi. Gehalten in Genf und Paris. Deutsch bearbeitet von J. Goßweiler. Einzig rechtmäßige, vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Basel, Balmer u. Riehm. 1867. Gr. 8. 18 Ngr.

Elise. Eine Novelle von der Verfasserin „Stolz und Still". Berlin, Rauh. Gr. 8. 27 Ngr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel. Anhang zum 2ten und 3ten Bande.: die Alterthümer des Volkes Israel. 3te Ausgabe. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Fischer, F., Die Albertinische Dynastie und Norddeutschland. Ein deutsches Wort zu den Parlamentswahlen Sachsens. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Gomperz, T., Traumdeutung und Zauberei. Ein Blick auf das Wesen des Aberglaubens. Ein Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 8. 6 Ngr.

Gottschall, R., Dramatische Werke 5tes und 6tes Bdchn.: Katharina Howard. Trauerspiel. König Karl XII. Trauerspiel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. à 15 Ngr.

Häbler, C. G., Thalkönigs Sohn. Ein Mährchen in 6 Gesängen. Leipzig, Leiner. 16. 8 Ngr.

Haupt, J., Untersuchungen zur deutschen Sage I. Bd.: Untersuchungen zur Gudrun. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Held, A., Carey's Socialwissenschaft und das Merkantilsystem. Eine literaturgeschichtliche Parallele. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Humor und Ernst des deutschen Kriegers im Jahre 1866. Piquante, humoristische und interessante Züge des Soldatenlebens aus dem letzten deutschen Kriege. Ein Gedenkblatt für das deutsche Volk. Wittenberg, Herrosé. 16. 2½ Ngr.

Janssen, J., Frankfurt's Reichscorrespondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376—1519. 2ter Band. 1ste Abth. Aus der Zeit Kaiser Friedrichs III. bis zur Wahl König Maximilians I. 1440—1486. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kaulich, W., Ueber die Freiheit des Menschen. Ein Beitrag zur Moralphilosophie. Prag, Lehmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kayser-Langerhanns, Agnes, Das friedliche Thal im Kriege 1813. Erzählendes Gedicht. Leipzig, O. A. Schulz. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kornfeld, B. M., Blüthen der Treue. Pest. 8. 12 Ngr.

Kreyßig, F., Worauf es jetzt ankommt. Ein Wort zur Verständigung. Elbing, Meißner. Gr. 8. 5 Ngr.

Laien-Philosophie. Von einem Ungenannten. Altena, Santz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Langen, J., Das Judenthum in Palästina zur Zeit Christi. Ein Beitrag zur Offenbarungs- und Religions-Geschichte als Einleitung in die Theologie des N. T. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Lewald, Fanny, Erzählungen. I. Vornehme Welt. Das Mädchen von Oyas. Berlin, Grote. Gr. 16. 24 Ngr.

Liebig, J. v., Die Entwickelung der Ideen in der Naturwissenschaft. München. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lippe-Weissenfeld, E. Graf, Westpreussen unter Friedrich dem Grossen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 25 Ngr.

Löher, F., Beiträge zur Geschichte der Jakobäa von Bayern. 2te Abth.: 1426—1436. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lutze, Auguste, Wenn der Flieder blüht. Ein Abendtraum. Herausgegeben von A. Lutze. Cöthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 8. 7½ Ngr.

Mettenleiter, D., Joh. Georg Mettenleiter, weil. Stifts-Chorregent an der alten Kapelle in Regensburg. Ein Künstlerbild. Brixen, Theolog. Verlags-Anst. 8. 16 Ngr.

Milow, S., Verlorenes Glück. Eine Erzählung. Heidelberg, Weiß. 8. 1 Thlr.

Beisch, W., Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und dessen Verbündete 1866. Berlin, Schlesier. 16. 4 Ngr.

Graf Platen und seine letzte Denkschrift. Hildesheim, Gerstenberg. 8. 2 Ngr.

Retcliffe, J., Von Berlin nach Königsgrätz. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Häsele sen. 1867. 8. 2 Thlr.

Rosenthal, D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. 1ster Bd. 2te Abth. Deutschland II. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Ruß, K., Meine Freunde. Lebensbilder und Schilderungen aus der Thierwelt. Berlin, Bötticher. 8. 1 Thlr.

Rosen, L., Novellen. Detmold, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Türcke, A., Stadt Magdeburg. Ein Volksdrama. Berlin, Stilke u. van Muyden. 16. 1 Thlr.

Velde, A., Deutsche Antwort auf eine nassauische Frage. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Wartensleben-Schwirsen, Graf v., Der Feldherr Benedek vertheidigt von einem preußischen Laien gegen die österreichische Presse. Berlin, Langguth. Gr. 8. 5 Ngr.

Was wird aus Sachsen? Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Winterfeld, L. A. v., u. A. Freih. v. Wolzogen, Dramatische Werke. 3tes Bdchn.: Fürstin Orsini. Schauspiel. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sarsena,
oder
der vollkommene Baumeister.

Enthaltend

die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter.

Treu und wahr niedergeschrieben von
einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Achte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erscheinen einer achten Auflage dieses reichhaltigen Buchs spricht am besten für seinen Werth und die dauernde Gunst, deren es sich seitens des Publikums zu erfreuen hat.

In demselben Verlage erscheint:

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei". In 15 Lieferungen oder 3 Bänden. 8. Geh. Preis der Lieferung 20 Ngr., des Bandes 3 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch des kaufmännischen Rechnens
von
Wilhelm Röhrich,
Director der Handelsschule zu Frankfurt a. M.

8. Geh. 1 Thlr.

Praxis und Theorie gehen in diesem neuen Lehrbuch wie in den frühern Schriften des bekannten Verfassers Hand in Hand. Die Schüler lernen nicht nur die Formeln kennen, mittels derer die im kaufmännischen Leben vorkommenden Rechnungsaufgaben rasch und sicher zu lösen sind, sondern auch die Gründe des Verfahrens bei den verschiedenen Rechnungsarten werden ihnen klar und anschaulich gemacht. Das Röhrich'sche Handbuch eignet sich daher ebenso zum Schulgebrauch wie zum Selbstunterricht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Abriß der Handelswissenschaft. Zur Benutzung in Handelsschulen wie zum Privatgebrauch für Kaufleute und Nichtkaufleute. Geh. 1 Thlr.

Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft. Zum Gebrauch in Handelsschulen. Geh. 10 Ngr.

Die Laufende Rechnung oder das Kontokorrent. Die Aufstellung, die verschiedenen Wege zur Berechnung der Zinsen, und der Abschluß. Geh. 8 Ngr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Vom Tweed zur Pentlandföhrde.
Reisen in Schottland
von
Dr. Richard Andree.

Mitteloctav-Format. Eleg. brosch. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Unsere deutsche Literatur ist arm an Werken über Schottland. Der Herr Verfasser hat dem Norden des Landes bis hinauf an die nördlichste Spitze seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt; die ethnographischen Verhältnisse, der Unterschied zwischen der absterbenden keltischen Rasse und dem vorrückenden angelsächsischen Stamm, die archäologischen Beziehungen des Landes, die vorkeltischen Steinbauten, die Druidencirkel, die prachtvolle romantische Scenerie Hochschottlands, Schilderungen der gälischen Nationalität und ihrer Eigenthümlichkeit in Gesetzgebung und Religion bilden den reichen Inhalt dieses fesselnd geschriebenen Werks. Für Reisende in Schottland bildet das Werk eine Art Führer.

Ein edles Frauenherz.
Roman
von
Ernst Freiherrn von Bibra.

Drei starke Bände. 8. Brosch. 4¼ Thlr.

Ein neuer humoristischer Roman von Bibra wird jedesmal mit Freuden begrüßt. Dies neue Erzeugniß der Bibra'schen Feder zeichnet sich noch durch besonders drastischen Humor vor den frühern Werken aus.

Der Graf von der Liegnitz.
Historischer Roman
von
Bernd von Guseck.

Drei starke Bände. 8. 4¼ Thlr.

Die Zeit der letzten Piasten in Schlesien ist der historische Grund, auf welchem sich die frei erfundene Handlung des Romans, getragen durch geschichtliche Personen, Thatsachen und Zustände, mit seinen Gestalten der Dichtung entwickelt. Er führt uns in das Kurfürstenschloß zu Berlin, an den Piastenhof zu Brieg, wo die Duldung der geistreichen Regentin von den Jesuiten gemisbraucht wird, auf die Landsitze Schlesiens, von welchem nur noch ein kleiner Theil den Piasten gehörte. Wir sehen den jugendlich schönen Prinzen, auf dessen zwei Augen der ganze Fürstenstamm noch steht, heranreifen; wir folgen seinem Oheim, dem Grafen Liegnitz, den sein eigener Vater von der Erbfolge aus Furcht vor der wachsenden Nachkommenzahl ausgeschlossen hatte, durch alle seine Schicksale und Kämpfe, auch mit dem eigenen Herzen. Im Kriege gegen Deutschlands gefährlichsten Feind, in der Kaiserburg zu Wien, in der Ständeversammlung seiner Heimat, auf dem stillen Pfarrhofe seines Freundes, wie in der eigenen freudlosen Häuslichkeit bewährt er seinen Charakter; nicht jener schöne fürstliche Jüngling, sondern Augustus von der Liegnitz, wenn er auch keinen Fürstenthron bestieg, war der letzte Piast.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 18. October 1866.

Inhalt: Ein philosophisches Epos. Von Rudolf Gottschall. — Römische Kaiserfrauen. Von E. Hersfurth. — Kirchengeschichtliches. Von Georg Heuslinger. — Culturskizzen aus der Alten und Neuen Welt. Von Gustav Hauff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein philosophisches Epos.

Ahasverus. Ein Heldengedicht von S. Heller. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine große ernste Dichtung verdient, sobald sie dichterische Anlage und künstlerisches Streben verräth, in dieser rasch- und leichtlebigen Zeit gewiß aus der Masse herausgehoben zu werden. Ein Heldengedicht in „drei Wanderungen", von denen jede vierzig Gesänge umfaßt, ist mindestens die Frucht einer imponirenden Ausdauer und spricht von vornherein einen heroischen Verzicht auf die Anerkennung der heutigen Lesewelt aus, welche auch die umfangreichen classischen Dichtungen am liebsten im Extract genießt und vor neuen Dichtwerken, die das Miniaturformat überschreiten, eine unüberwindliche Scheu hegt. Wir erinnern nur an Wilhelm Jordan's dreibändigen „Demiurgos", eine sehr geistvolle und an dichterischen Schönheiten reiche Dichtung, die nicht entfernt nach Verdienst gekannt und gewürdigt ist und von der selbst die Blumenleser in der Regel keine Notiz nehmen, weil sie ihren Honig aus andern dichterischen Blüten mit weit größerer Bequemlichkeit zusammentragen können.

Heller's „Ahasverus" ist überdies durchweg in den Dante'schen Terzinen mit streng beobachteter Reimverschlingung geschrieben. Der Dichter hat es sich also nicht so bequem gemacht, wie es leider Hamerling in seinem „Ahasverus in Rom" gethan, der gerade auf den in der Beherrschung schwieriger künstlerischer Formen bestehenden Vorzug seiner Muse verzichtet und den reimlosen blancvers gewählt hat, oder auch wie Julius Mosen in seinem „Ahasver", der nur den ersten und den Schlußvers der dreizeiligen Strophe reimt, während immer der mittlere Vers reimlos ausgeht.

Eine mit solchem Ernst erfaßte dichterische Aufgabe verdient eingehendere Prüfung.

Die Sage des Ahasverus übt eine magische Anziehungskraft auf die Poeten aus, gerade weil sie so deutungsreich ist. In diesem Vorzug liegt zugleich ein Mangel, die Gefahr, daß die verschiedenen Deutungen ineinanderspielen und der Dichtung die Klarheit des Grundgedankens fehlt. In der That ist dies bei allen größern Ahasverus-Dichtungen mehr oder weniger der Fall.

Ahasverus ist zunächst, in seiner allgemeinsten menschlichen Bedeutung erfaßt, der Träger einer Theodicee des Todes. Der gefürchtete Tod erscheint als Erlöser von der Qual des Lebens, nicht von den Leiden, die das Leben bringt, sondern von dem Leben selbst, das bei endloser Dauer als unerträgliche Pein erscheint. Ahasverus will sterben, aber er kann und darf es nicht; er sucht den Tod, der ihn flieht. Das Leben, ausgedehnt über das von der Gottheit gesetzte Maß, wird zum Fluch für den Menschen: ein Fluch, schwerlastend genug, um die schwere Sünde wider den Erlöser zu strafen. Als Vertreter dieser unendlichen Todessehnsucht ist Ahasver mehr eine lyrische Gestalt und von Nikolaus Lenau und andern Dichtern auch so in melodiöse Lyrik eingerahmt worden. Die rastlose Wanderschaft ist nur ein Ausdruck dieser Todessehnsucht, die dem Leben entfliehen will.

In historischer Hinsicht liegt die bestimmte Beziehung Ahasver's auf das Judenthum und seine Erdenwanderung am nächsten, nachdem dasselbe durch die Zerstörung Jerusalems in alle Lande zerstreut worden ist. Ahasver ist der Vertreter eines in Sitte und Glauben bestimmt ausgeprägten Volkstypus, der mit großer Zähigkeit sich im Wechsel der Zeitalter conservirt. Einen weitern Anhalt gibt die alte Sage dafür, Ahasver als den Feind Christi aufzufassen, als eine Art von Antichrist, der, seit er den Heiland von seiner Schwelle gestoßen und mit dessen Fluche beladen durch die Lande irrt, ihm stets mit titanischem Trotz gegenübertritt. Diese Auffassung findet sich in Shelley's „Königin Mab" und auch in Mosen's „Ahasverus".

Dann aber kann Ahasver auch als Vertreter der ganzen Menschheit erscheinen, als der rastlos wandernde Geist der Weltgeschichte.

Auch bei Heller machen sich diese verschiedenen Auffassungen geltend, doch überwiegt bei weitem die letztere. Was er uns in seiner umfassenden Dichtung gibt, ist eine Philosophie der Geschichte. Ahasver hört das Gras der Geschichte wachsen; er ist der Mitlebende der verschiedensten

Zeitalter, die er mit seinen Reflexionen begleitet; er trifft mit den großen Männern aller Zeiten zusammen, die der Dichter uns dabei charakterisirt; er ist zugleich der Spiegel und der Chorus der Geschichte, wodurch meistens, wie bei Hamerling, die Gestalt aus dem Mittelpunkte der Dichtung an ihren Rahmen gedrängt wird. Wir sehen Ahasver nirgends als Mithandelnden, als thätig Eingreifenden, ebenso wenig flieht er vor dem Leben; der Geist ruhiger Betrachtung überwiegt. Offenbar hatte der Dichter die Absicht, ein Gegenbild zu Dante's „Divina commedia", eine „commedia umana" zu schreiben und seinen Helden durch die Zeitalter wandern zu lassen, wie der Florentiner in Begleitung seines unsterblichen Genossen durch Hölle, Fegfeuer und Paradies wandert. Bild sollte an Bild sich reihen, wie die Gestalten vorüberschweben in den sich ablösenden Kreisen des höllischen Trichters — nur war auf der Oberwelt der freien Erfindung geringer Raum vergönnt, die Verkörperungen jener gewaltigen Plastik, wie sie die grandiose Phantasie des Florentiners beherrschte, konnten hier keine Stätte finden, wo es nur darauf ankam, den von der Geschichte gegebenen Gestalten ein wärmeres Colorit zu verleihen und jedes Porträt in ihrer großen Gemäldegalerie mit einer Unterschrift zu begleiten.

So ist der Haupteindruck der Dichtung der eines geschichtlichen Bildersaals. Der Dichter deutet mit seinem Stäbchen auf jedes Bild oder er legt dies Stäbchen Ahasverus in die Hand, um die hervorragenden Gestalten dichterisch zu erläutern.

Das zweite, minder äußerliche Moment ist die Entwickelung in Ahasverus selbst, welche für die Dichtung von größerer Bedeutung ist als die Revue über die geschichtlichen Ereignisse. Hier galt es die freie Erfindung des Dichters; doch gerade hier stoßen wir auf einen Zwiespalt in der Gestalt des Helden und in der poetischen Behandlungsweise. Ahasver muß die geschichtliche Entwickelung in sich spiegeln, wenn er nicht eine ganz müßige Rahmenfigur sein soll — und dies geschieht auch mehr oder weniger in der zweiten Hälfte der Dichtung. Auf der andern Seite ist er doch wieder diese bestimmte Gestalt, der pharisäische Jude aus Jerusalem, der an seinem Judenthum noch festhält, als die Welt bereits andere Bahnen eingeschlagen hat, und der sich erst allmählich zu einer freiern Anschauung belehren läßt. Der Held vertritt theils das Judenthum, theils das Menschenthum, und die geschichtlichen Ansetzpunkte, wo das erste bei ihm in das zweite übergeht, sind willkürlich gewählt, ohne innere Nöthigung.

Folgen wir zunächst der Entwickelung des Helden und dem Grundgedanken der Dichtung, ehe wir einige der einzelnen Bilder näher ins Auge fassen und die poetische Behandlungsweise selbst kritisiren:

Euch führt den Weg von diesem Kreuzesgrause
  Durch alle Völker, jedes Land und Meer,
  Bis zu der Gegenwart Entscheidungspause,
Von Gott, der ward zum Menschen groß und hehr,
  Zur Menschheit, die als Gott erhob sich wieder,
  Ein Greis, zweitausendjährig, Ahasver.

Mit dieser Ankündigung beginnt die Di[...] ver erscheint darin als der Führer für ein[...] lungsgang der Menschheit vom menschge[...] bis zu ihrer eigenen Vergöttlichung. [...] den Schuster und Pharisäer von Jerusale[...] als ein gefährlicher Betrüger; obgleich e[...] genosse war, schwört er ihm Haß und Verde[...] ihn, bei dem Kreuzgang nach Golgatha, vor [...] seines Hauses höhnend und schimpfend fort, [...] erwidert ihm:

„Unglücklicher! Was in dir braust und gärt,
  Weiß ich doch gläubigstem Gemüth erstamm[...]
  Dir sei die höchste Menschenlust gewährt!
Wie jeder dünkt sich selig, mich verdammend,
  Vom Herzen geht es keinem so wie dir,
  Herz, in der höchsten Seelenhoheit flammen[...]
Erkanntest du mich, keinen gab's, der mir
  So treu wie du, sein Blut für mich verspr[...]
  Erkennen sollst du mich wie keiner hier!
Wie langsam keimt des Jesuswortes Blüte,
  Bis einst die ganze Menschheit labt die Fruch[...]
  Die golden im Erlösungsstrahl erglühte —
Sollst du, von Todesqual nicht heimgesucht,
  Mit deinem Volke durch die Erde wallen,
  Ein Trotz zermalmender Aeonenwucht;
Die Blätter werden von den Bäumen fallen,
  Nationen gehn verwittert und zerschellt —
  Ihr bleibt, bis die Posaune wird erschallen.
Wenn dann der Menschensohn das Dunkel hell[...]
  Ihr bleibt, ihr lebt nach tausendfachen Tode[...]"

Daß Jesus Ahasver nicht flucht, sondern i[...] ein Vorrecht vor den andern Sterblichen erth[...] dem Charakter des Welterlösers angemessen, [...] es den ganzen Standpunkt der Ahasverus-Sage[...] das jüdische Volk als solches das Vorrech[...] theilt, das Reifen des Erlösungswerks von [...] Geschlecht mit zu erkennen, und dabei doch [...] bleiben darf, was es ist — das ist durchaus [...] und ein vollkommener Widerspruch.

Ahasver sieht nun in Lust und Wider[...] die Geschichte wechselnd aufgerollt. De[...] nächsten Gesänge ist Paulus, der an Ahas[...] liche Bekehrungsversuche macht. Namentlich [...] der Jude gegen die Anerkennung der Auferste[...] welche er einem schwachen Menschen Gott[...] leihen würde. Mit der Zerstörung Jeru[...] der er all die Seinen verloren und begra[...] Ahasver seine Wanderschaft. Die Kämpfe [...] denthum, Christenthum und Heidenthum, an [...] verus bald in Rom, bald in Jerusalem, bald [...] ten sich mehr zuschauend als mitstreitend bet[...] den weitern Inhalt der ersten Wanderung. [...] Aurel, Diocletian, der jüdische, aus Gutzko[...] Acosta" bekannte Acher, die christlichen Heilige[...] tyrerinnen vertreten diese verschiedenen Grupp[...] nicht an geistigem Leben fehlt, wenngleich m[...] geschichtliche Detail einen prosaisch erkältend[...] macht. Die Apostel haben bereits einige [...] Wahrheit in Ahasver's Seele geworfen, d[...] Einsiedler Antonius gelingt es, ihn zu be[...]

wird, wie Heller in der Inhaltsangabe sagt, in welcher er meist das Skelet seiner Intentionen gibt, ihm erst das volle Verständniß für das sanfte Walten christlicher Gesinnung erschlossen. Die Summe seiner bisherigen Erlebnisse ist Täuschung und Enttäuschung zugleich: Enttäuschung über die Wahl seines Volks zur Verbreitung des Gottesreichs, Täuschung darin, daß die Erde ein Gottesreich, wie es Propheten und Apostel sich vorstellen, geben könne.

Wiederum wandert Ahasver, zur Zeit als auch die Völker zu wandern begannen. Großartiger wird die Weltbühne, aber auch verworrener die Bewegung, Ahasver mit seinen Ahnungen eines glückseligen Menschenreichs immer mehr an den Rand des Bildes gedrängt. Doch bleibt er Jude, aus der Pracht der römischen Kirchen sehnt er sich zurück nach seiner Gottesstadt Jerusalem; er besucht dann Indien, trifft mit Mohammed zusammen; wir machen dann einen Cursus mittelalterlicher deutscher Kaisergeschichte mit ihm durch, ohne daß der Held aus seiner abwartenden Stellung heraustträte. Erst am Scheiterhaufen des Huß tritt eine Wendung in seiner Weltanschauung ein; er kommt zur Ueberzeugung, daß die Verwirklichung des Gottesreichs auf Erden ein Traum sei:

Da sank verzweifelnd Ahasver zusammen:
„Heiland der Welt, du bist wie diese schlimm,
Du willst zu ew'ger Hölle mich verdammen!
Jetzt ahn' ich erst den wilden Rachegrimm
In deinen Worten, Lieb' und Milde tönend,
Beim Gang zum Kreuze — nimm mein Leben, nimm!
Nimm's endlich hin, mit raschem Tod versöhnend
Die lange, vierzehnhundertjähr'ge Qual,
Nicht deinen Sieg, ich seh' nur wie sie höhnend
Dich kreuzigten — ach, zum wievielten mal!"

In dieser Stimmung, die im nächstfolgenden Gesang lyrisch austönt, grüßt ihn eine Stimme mit dem Brudergruß; es ist Faust, der nach dem Selbstcommentar des Dichters „jene Macht des 15. Jahrhunderts ist, der es gelang, aus dem Bereiche ausschließlich menschlicher und auf menschliche Betriebsamkeit allein gerichteter Fähigkeiten das Leben und die Geschichte aufzubauen, also die Macht des Menschenthums, dieses Wort jedoch in einem viel umfassendern Sinne, als das sittlich beschränkte Wort Humanität allein ausdrücken würde". Wir verbinden indeß mit Faust den Begriff eines titanischen Ungenügens, den Begriff des rastlos strebenden Menschengeistes; und wenn auch der Dichter das Recht hat, dem Grundtypus einer Gestalt eine verschiedenartige Färbung zu geben, so darf dieser selbst doch nicht ausgelöscht werden. Wer würde aber aus der folgenden Rede, mit welcher sich Faust einführt und die durchweg die vollkommenste Zufriedenheit und ein wahrhaft idyllisches Behagen athmet, die eher dazu geeignet ist, einen Faust zu bekehren, als von ihm selbst gesprochen zu werden, den Helden des himmelstürmenden Denkens wiedererkennen?

Mein Bruder wünscht gewiß sich Adlerflügel,
Sprach lächelnd Faust, zu fliegen Gott ans Herz;
Mich aber hält die Welt am goldnen Zügel,
Berg, Thal und Fluß, der leichte, lose Scherz
Der wunderschönen jungen Winzerinnen,
Der edeln Ritter spiegelndblankes Erz.
Wenn mit den Bürgern sie den Strauß beginnen,
Da wendet sich mein Bruder ab mit Graus;
Ich sehe zu mit frischen, frohen Sinnen.
Mir steht fein bürgerlich in Mainz ein Haus,
Oft zog ich selbst im wilden Kampfesmuthe,
Es zu beschützen, mit zum Thor hinaus.
Ich bin getauft in des Erlösers Blute
Und habe mich doch niemals abgequält
Mit unsrer Pfaffen elendem Dispute.
Wie man den Kern aus harter Schale schält,
Ist mir vom Evangelium geblieben,
Was auch mein Bruder sich daraus erwählt.
Uns blieb ein ewig Hoffen, Glauben, Lieben —
Das ist der duftig süße Blumenstrauß,
Der in Aeonen nimmer kann zerstieben.
Schlecht sah mein Bruder Ort und Zeit sich aus,
Wenn er auf Gletscherhäuptern sucht die Blüten,
Des Lenzes Wonnen in des Winters Graus.
Wenn auf den Alpen wild die Stürme wüthen,
Er steige still hinab, er sieht im Thal
Wol manche Maid den Strauß am Busen hüten.
Er suche nicht die lange Seelenqual
Der dumpfen Kirchen auf und Steinpaläste,
Aufs Herz des Volkes lenk' er seine Wahl!
Da findet er die drei als liebe Gäste,
Da breitet fröhlich noch der Weihnachtsbaum
Erquickend aus die immergrünen Aeste.
Und mancher Denker hat dafür schon Raum,
Im engen Stübchen träumt er mit Entzücken
Des Liebesglaubens lichten Hoffnungstraum.
Kein Kaisermachtgebot, nicht Pfaffentücken,
Nichts hält den Liebeslenz der Welt mehr auf,
Nichts darf im festen Glauben dich berücken;
Der Hohenstaufen Fall, der Scheiterhauf',
Darauf sie Huß den Glauben büßen ließen —
Sie ändern nicht der Dinge bessern Lauf.
Laß dich die harte Mühe nicht verdrießen,
Das Kleine zu betrachten: unterm Schnee
Siehst du dann bald die erste Primel sprießen;
Die Lämmer hüpfen munter schon im Klee,
Den Winter hat der Frühling überwunden,
Ein Veilchen harre noch — kurz ist das Weh
Und ewig sind der Liebe Feierstunden!

Wenn der ehrwürdige Parrer von Grünau in Voßens „Luise" diese Nachmittagspredigt gehalten hätte, so würde man dies in der Ordnung finden; doch, obgleich diese Terzinen in dichterischer Hinsicht wohlgelungen sind, macht eine derartige erbauliche Einführung des Doctor Faustus einen sich selbst parodirenden Eindruck. Als dritter Bruder wird Don Juan erwähnt, der die schönsten Mädchen und den besten Koch hält und nicht gern am Rocken der Gedanken spinnt.

Faust will nun Ahasver zeigen, was Erdenglück vermag und wie ihm die höchste Freiheit entstammen kann. Er führt ihn nach Italien, nach Spanien, nach Amerika und verschwindet dann wieder, nachdem sie beide auf dem Gipfel der Anden die Großheit der Welt genossen. Ahasver schwelgt dann auf dem Meere in stillem Entzücken; die Vision ist dichterisch schön, sie bezeichnet die innere harmonische Stimmung, zu der er durchgedrungen:

Er flieht das unnahbare Wunderschloß,
Das in das Meer versetzt die Völkersage,
Des Glaubens funkelnden Magnetkoloß.

Hast du genug, mein Herz, der Angst und Plage?
Ward endlich stumm auf dieser Lippen Saum
Die Unzufriedenheit, die wilde Klage?
O steige, holde Göttin, aus dem Schaum
Und laß um mich in stiller Klarheit weben,
Wie einst um den Olymp, den Wonnetraum!
Seh' ich dich nicht in reinem Glanze schweben?
Sieht nicht mein Auge, das dich sehnend sucht,
Dein Eiland reizendschön sich dort erheben?
Entzückend süßer Duft, o goldne Frucht,
Elysium der Hesperidengärten —
O haltet an vor jener Zauberbucht!
Stehn wie berauscht nicht auch die Schiffsgefährten?
Wie ihre Züge, häßlich und gemein,
Zu edlerer Empfindung sich verklärten!
Bin ich mit meinem Hoffen nicht allein?
Zieht auch durch ihr Gemüth ein selig Ahnen —
Von dem, was mich befreit aus schwerer Pein?
In neue Länder zog ich neue Bahnen,
Jungfräulich lag die Welt an meiner Brust
Auf Andeshöhn, im Schatten der Bananen;
Da ward ich mir des Geistes vollbewußt,
Der unnennbaren Liebesharmonien,
Darinnen schwelgt das All in trunkner Lust.
Und liegen sie auch nicht mehr auf den Knien
In jämmerlicher Gottbedürftigkeit
Vor den Gemächten wüster Phantasien?
Will endlich sich der argbethörten Zeit
Das Innerste des Heiligthums entriegeln?
Wird frei der Blick und licht und groß und weit?
Was sah er in der Luft sich glänzend spiegeln?
Was für ein duftverhülltes Meergesicht
Will seine kühnste Hoffnung ihm besiegeln?
Aus leichtem Nebel rein sich wölbend bricht
Ein Strahlenbogen klar, um den sich blendend
Ein Kranz von goldnen Lockenhäuptern flicht.
Wer sind die Häupter? Zahllos, nimmer endend
Taucht schön und herrlich Haupt um Haupt hervor,
In unerschöpfter Fülle Glanz verschwendend;
Die Lüfte tragen hoch das Bild empor,
Und dicht und dichter schließen sich die Kreise
Und zitternd sprüht und flammt das Meteor.
Ahasver schaut — hier Jünglinge, dort Greise,
Dies Antlitz kennt er, jenes sah er nie —
O hohes Menschenbild! so spricht er leise,
Und wie ein Traum entwallt, du weißt nicht wie,
Ist mit der Wolken Purpursaum verschwommen
Das Luftgebilde seiner Phantasie.

Jetzt wandert Ahasver durch das von Kunst und Wissen erschlossene Leben; selbst auf den Greueln der Kriege ruht jetzt eine optimistische Beleuchtung. Luther, Melanchthon, Wallenstein, Wilhelm von Oranien, Ludwig XIV., Napoleon, Rafael, Shakspeare, Goethe, Cartesius, Spinoza, Fichte — alle Nischen in der Walhalla der Neuzeit sind besetzt.

Doch nun der Abschluß der Dichtung? Wo endet die Wanderschaft des greisen Weltpilgers? Die zwei Brüder, Faust und Don Juan, treffen wieder mit ihm zusammen. Faust ruft aus:

Das Menschenthum, die goldne Zauberblume,
Ist unsrer Mutter nun in uns erblüht
Zur Lust, zu unverwelklich hohem Ruhme.
Das Tiefste, das, erregend das Gemüth,
Als Glaube, Denken, Kunst in leiser Wendung
Ein Geisterall zu fassen sich bemüht,
Das brachten wir zu herrlicher Vollendung —
In jedem Eines unentweiht und ganz,
So ist erfüllt der Menschheit große Sendung.
Doch strahlt die Sonne jetzt so heißen Glanz,
Daß, wie wir Sagenschatten ihr entschwinden,
Welkt selbst der Dichtung vollerblühter Kranz.
Und eh' wir scheiden, nie uns mehr zu finden,
Will freundlich das Geschick zum letzten mal
Zu einem großen Ganzen uns verbinden.
Der Glaube, an der Stirn das Gottesmal,
Das, Ahasver, bist du; das Denken meine,
Die Weltgestalt'rin Kunst des Jüngsten Wahl.
Wie dir der Glaube mit dem Glorienscheine,
Ward ihm verklärt zu menschlich heiterm Schaun
Der Sinne Jugendkraft, die adlich reine!

Diese mit bengalischen Flammen beleuchtete Schlußgruppe, die noch tiefer in die Zukunft hinein hätte verlegt werden müssen, während sie jetzt aus unserer nächsten Gegenwart herauszuwachsen scheint, erhält durch die Erscheinung Jesu noch eine höhere Bedeutung. Die Vollendung der Menschheit nimmt er als sein Werk in Anspruch; Don Juan soll mit Künstlerlust die wüsten Massen verklären, Faust die Menschheit frei und groß und selbstbewußt machen; dem dritten aber ruft er zu:

In Farbengluten schwelgt mit Dichterpinsel
Dein Weltgedanke; folg' mir, Ahasver,
Zur Heimat nach auf dieser Menscheninsel!
Dir ward das Höchste, was verlangst du mehr?
Die Völker sind wie Tropfen dir am Eimer,
Verjüngt im bodenlosen Zeitenmeer
Ward dir das Herz, der ew'ge Blütenkeimer.

Ahasver zieht in die Heimat und dichtet das Lied der Menschheit:

Ich singe sie, für die mein Herz entbrannte,
Die unsichtbare Kirche singt mein Lied,
Die ich als Jüngling ahnungsvoll erkannte.
Die Gottheit schuf zu dieser Kirche Glied
Mich weihend um, als streng mir ihre Gnade
Die Wanderung durch diese Welt beschied.
Und ihr, euch scharend um die Bundeslade,
Propheten und Apostel, steht mir bei
Und zeigt begeisternd mir die rechten Pfade!
O Weltgeist, der die Menschheit machte frei,
Du webst um mich! In deinem Strahle webend
Schließt sich in eins der Dinge Vielerlei.
Hoch in der Geister Mittelpunkte schwebend
Seh' ich des Weltgedankens Eins, im Chor
Der Lichtgestalten auseinanderstrebend.
Und welches Los sich auch die Erde kor:
Will sie im Sternenreiche sich erhalten,
Will sie verflackern wie ein Meteor —
Im Zeitenschos, im Wogen der Gestalten
Vermag sie doch Erhabeneres nicht
Als nur der Menschheit Blume zu entfalten.

Schopenhauer nennt zwar den Optimismus eine ruchlose Gesinnung, doch die „beste Welt“ und das „goldene Zeitalter“ als eine Vision der Zukunft zu besingen, muß immer das gute Recht der Poeten bleiben.

Die Tendenz von Heller's „Ahasverus“ ist, die Entwickelung der Menschheit vom Judenthum durch das Christenthum zum Menschenthum darzustellen, dem die verklärende Schlußhymne gilt. Dieser Entwickelung fehlt aber in Bezug auf den Helden Klarheit und innere Nöthigung;

es fehlen ihr die scharfen Einschnitte, die überzeugenden Katastrophen. Ahasverus ist nur ein Gefäß, das sich allmählich mit einem andern Inhalt erfüllt. In Bezug auf die Geschichte der Menschheit selbst, welche den eigentlichen Mittelpunkt der Dichtung bildet, vermissen wir aber die Beschränkung. Goethe rühmt schon an Shakspeare, daß er das Talent eines Epitomators besessen habe, und meint dabei, daß der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint. Die Kunst der Dichtung ist in der That wesentlich die Kunst der Abbreviatur. Diese Kunst ist unserm Dichter gänzlich fremd; er verliert sich in die Reihenfolge der Erscheinungen und schreibt poetische Commentare zu Becker's „Weltgeschichte". Aehnlich erging es Hermann Lingg in seiner „Völkerwanderung". Immer sehen wir das Epos, im Widerspruch mit seinen Grundregeln, in eine Chronik verwandelt, oft mit dem bei einer Dichtung sich selbst parodirenden Streben nach Vollständigkeit. Wir zählen die Häupter der geschichtlichen Größen, und siehe, es fehlt kein berühmtes Haupt.

Offenbar ließ sich der Grundgedanke des Dichters, selbst zugegeben, daß er sich von der alten Sage entfernen, die Todessehnsucht Ahasver's als etwas Nebensächliches, seinen Fluch sogar als eine Art von Segnung betrachten durfte, mit weit größerer Plastik und Prägnanz durchführen. Zunächst mußten die eigenen Erlebnisse des Ahasver, verwebt in die großen geschichtlichen Katastrophen, die Motive seiner Wandlungen werden; dann aber mußte jedes Zeitalter nur in einem oder zwei großen Repräsentanten erfaßt und diese durch freie Erfindung, charakteristisch für den Helden und bedeutsam für den Grundgedanken, mit ihm zusammengeführt werden. Dies ist nur einmal der Fall, bei dem heiligen Antonius und seiner Wüstenidylle; sonst besucht Ahasver die Helden der Geschichte, deren Kopfzahl eine bedeutende ist, nur wie man ein Wachsfigurencabinet besucht, um sich die Merkwürdigkeiten anzusehen. Ueberall ein erdrückendes Zuviel. So erlahmt das Interesse und wir werden müder als der Ewige Jude bei der endlosen Wanderung. Statt einiger Kaulbach'schen Tableaux, in denen sich der historische Geist in bedeutsamer Repräsentation und vielsagender Gruppirung zusammendrängt, ein geschichtliches Museum, Bild an Bild, Kopf an Kopf — mit Grazie in infinitum.

Natürlich wirkt diese ins Weite gehende Anlage auch auf die dichterische Behandlung zurück, welche zu plastischer Herausarbeitung wenig Zeit behält und sich mit den allgemeinsten Umrissen begnügen muß. Nirgends ineinandergreifende Handlung, fesselnde Situationen — aus den Charakteren wird gleichsam nur ihre geschichtsphilosophische Essenz herausdestillirt und uns in nicht immer durchsichtigen, aber doch meistens künstlerisch geformten Terzinen credenzt. Und gerade als Gegengewicht gegen metaphysische Verflüchtigung bedürfen derartige Gedankenepen einer energischen Plastik. Der Gedanke soll nicht wie ein elementarischer Luft- und Feuergeist im eigenen Aether über den Erscheinungen schweben; er soll sich aus ihnen entbinden wie ein neuer Stoff aus dem chemischen Proceß der Retorte, dessen Vorgängen wir mit Spannung folgen.

Wir bedauern diesen Mangel um so mehr, als der Dichter an und für sich Begabung für einen prägnanten Ausdruck zeigt, hier und dort charakteristische Lichter glücklich aufzusetzen weiß und ein geschichtliches Bild oft mit wenigen Zügen lebendig vor die Phantasie führt. Doch im Flug von Bild zu Bild gönnt er uns nicht die Zeit, uns zu erwärmen. Sein Talent hat etwas Markiges — wir weisen nur auf die Episode mit Acher, auf die Schilderung der jüdischen Heldenkämpfe, auf Nero und Marc Aurel in der ersten Wanderung hin. Der Dichter erinnert vielfach an Hermann Lingg, mit dem er auch in der Darstellung der Völkerwanderung concurrirt; er beherrscht gleich diesem das historische Colorit und läßt es selbst in charakteristischen Reimen sich abspiegeln.

Doch liegt die Schwerkraft seines dichterischen Talents mehr in der Reflexion als in der Schilderung. Wo ihm die Situation erlaubt, sich an den Geist seiner Gedanken hinzugeben, da verliert seine Darstellung den trüben Bodensatz, der ihr oft eigen ist, und gewinnt das Gepräge künstlerischer Schönheit. Wir haben bereits einige Proben dieser Gedankenpoesie gegeben; wir ergänzen sie durch den Hinweis auf einige der gelungensten Partien der Dichtung.

Hierzu zählen wir den achtundzwanzigsten Gesang der ersten Wanderung: „Ahasver's letzte Nacht auf dem Libanon", eine Elegie auf den Untergang des jüdischen Reichs, in welcher die stimmungsvolle Naturbeleuchtung den Gedankengängen des Helden eine echt poetische Folie gibt:

In Purpurgluten flammt der Libanon,
Blickt majestätisch auf das Thal hernieder,
Dem längst des Tages Sonnenpracht entflohn.
Ihn singen nicht zur Ruh' der Lerchen Lieder,
Die Stirn umblitzt ein Diadem von Schnee,
Umrauscht der Aar mit mächtigem Gefieder.
Und Ströme brausen wild zur wilden See,
Wo er die Glieder streckt, und laben schäumend
Im Dämmerlicht das müdgehetzte Reh.
Auf einem seiner Gipfel steht wie träumend
Ein müder Wand'rer, altersgrau sein Haupt,
Sein Herz im Busen jugendlich sich bäumend.
Ihm ward sein schönes Vaterland geraubt,
Er sah mit Schmerz der Menschen Schmach und Tücke,
Doch Ahasver steht fest und liebt und glaubt.
Von Strahlen wölbt sich eine goldne Brücke,
Malt zaubrisch ihm die theuern Fluren vor,
Er schwelgt wie trunken in des Anblicks Glücke:
„Wie schwebtest du so licht zu mir empor,
Entzückend wunderbares Luftgebilde,
Bild dieses Landes, das mein Volk verlor!
So herrlich strahlte mir nicht sein Gefilde,
Als noch daraus Jerusalem sich hob
Und Helden kämpften drauf mit Schwert und Schilde.
Denn irdisch war das Reich, und dunkel wob
Sich stets ein Faden um die hellen Kränze,
Die ihm gespendet seiner Dichter Lob.
Und reichte bis Damask auch seine Grenze,
Es glomm im Feuereifer der Prophet',
Sein Auge sah des Baal verbuhlte Tänze.
Doch zart vom Hauch des Geistes angeweht
Und mild verklärt in der Erinn'rung Schimmer
Ist das Gebilde, das jetzt vor mir steht.

Nun ist vorbei dein flüchtiges Geflimmer,
Stern meines Volks! Du leuchtest ruhig groß,
So groß wie jetzt, mein Volk, erschienst du nimmer!
Du hieltest aus den harten Römerstoß,
Entwurzelt, ungenährt vom Mark der Erde,
Lebst du, wie Engel, rein und körperlos,
Lebst du gleich mir vom großen Geisterherde —
Unsterblich glüht in dir die reine Glut
Erlöst von Pein und irdischer Beschwerde.
Das wirkt dein ungeschwächter Glaubensmuth,
Dein Hoffen, nur vom Höchsten angezogen,
Die Liebe, die dir tief im Busen ruht."

Gleich trefflich ist der achtzehnte Gesang der zweiten Wanderung: „Auszug der alten deutschen Götter", ein Kaulbach'sches Gemälde mit Rückert'schen Diminutivreimen:

Des Rheines Wellen fließen hellbesäumt,
Hell glänzt der Mond, am hohen Uferrande
Liegt Ahasver im feuchten Gras und träumt.
Was weht vorbei im flatternden Gewande?
Was war das für ein Glanz, der ihn umfing?
Und Sang und Klang wie aus dem Zauberlande?
Das ist der schönen Elben stiller Ring,
So zierlich klein, nicht größer als ein Spännchen.
Wo ist der Thau, der an den Gräsern hing?
Er hängt an ihren Sohlen, Wichtelmännchen
Spielt auf zum Tanz, das trippelt, schwebt und zieht,
Und sieh da, goldne Kettchen, Silberkännchen —
Was Wieland hämmerte, der feine Schmied,
Das tragen flüsternd sie herzu, sie singen
Der Elbenkönigin ihr Hochzeitlied.
Wie sie so wonniglüß den Reigen schlingen,
Da öffnet, schließt sich rasch der Wunderberg,
Darin die Zwerge gar possirlich springen.
Und andre sitzen emsig bei dem Werk,
Sie sind verzaubert, möchten gern entrinnen,
Behend dort aus dem Loche Zwerg auf Zwerg
Zum Schläfer hüpfen sie: „Laß dich gewinnen,
Wir haben schöne Perlen, gleißend Gold,
Führ' über diesen Strom uns rasch von hinnen!"
Der Schläfer wird den schmucken Däumchen hold:
„Wo seid ihr, rothe, blaue, grüne Käppchen?
Hier ist der Kahn, wenn ihr hinüber wollt!"
Muthwillig zieht's unsichtbar ihn am Läppchen:
„Sieh zu, sieh zu! Du siehst uns dennoch nicht!"
„Ihr trampelt ja wie wilde Hexenräppchen!
Seid ruhig, daß der Kahn nicht sinkt und bricht!" —
„Stoß ab, stoß ab! Gar manches Bauerglütchen
Kriegst du für unsre Schätze, großer Wicht!"
Sie kühlen auf der Fahrt an ihm ihr Müthchen,
Sie treiben neckisch manchen Schabernack,
Da faßt er eins und lüpft ihm schnell sein Hütchen —
Hei, Kopf an Kopf gedrängt das Schelmenpack,
Jetzt sieht er sie! — „Wir ziehn aus diesen Gauen,
Uns ward für Kreuz und Kirche kein Geschmack!"
Und in den Lüften welch unheimlich Grauen!
Was war's, das jetzt an ihm vorüberfloh?
War's nicht wie lichtes Götterhaupt zu schauen?
Was ruft und rauscht, was stampft und wiehert so?
Das ist, gebietend hoch im Windesfluge,
Wuotan's Heer in sausendem Halloh,
Das ist in sturmbewegtem Wolkenzuge,
Das sein geliebtes Land nicht lassen will,
Das Heer, verjagt vom neuen Götterluge.
Der Zug verschwebt, jetzt wird es plötzlich still,
Hoch wallt der Fluß, und Ahasver erwachend
Hört Stimmen durcheinander, rauh und schrill.
Es ist ein fränkisch Heer, das scheltend, lachend
Auf Schiffen, Flößen her zum Ufer treibt.
Wie mit gewölbter Hand die Stirn bedachend
Vorm Sonnenglanz, er sich die Augen reibt.

Auch der erste Gesang der dritten Wanderung: „Die Entdeckung der Neuen Welt", hat großes dichterisches Verdienst. Faust und Ahasverus begleiten Columbus auf seiner Entdeckungsreise. Schön sind die Terzinen, welche die Meeresstille schildern:

Versunken tief in geisterhaften Träumen
Beim Steuermanne steht der Admiral
Und blickt mit ihm empor zu Sternenräumen;
Bei der Gestirne kärglichmattem Strahl,
Des Wellenschlags geheimnißvollem Leuchten
Merkt er auf der Bussole schwanken Stahl.
Es kam die Zeit, wenn Flur und Wiese feuchten
Im Morgenthau, wenn aus dem holden Traum
Aurora's Gluten schon die Vögel scheuchten.
Doch auf der Wasserwüste weitem Raum,
Da singt kein Vogel sich zum Zeitvertreibe,
Da ist nicht Flur und Wiese, Gras und Baum.
Nur majestätisch schön die Sonnenscheibe,
Nur Amphitrite, reizend hingestreckt,
Die Welt umfangend mit dem Riesenleibe.
Kein Lebensodem — ach, kein Ruder schreckt
Ein Fischchen glitzernd auf aus grüner Tiefe,
Die eine Welt von Wundern überdeckt.

Nicht minder der Schluß des Gesangs:

Tief sank die Nacht und mancher Augenstern,
Nach Land am Tage spähend in die Weiten,
Hüllt jetzt umdunkelt sich in Schlummer gern.
In der Gefühle bangem Widerstreiten
Vor seiner Karte saß der Admiral
Und sann und maß die Längen und die Breiten.
O herben Zweifels bittre Todesqual!
Ihm selber will die Fahrt zu lange währen —
Nennt ihn die Nachwelt in der Narren Zahl?
Er blickt zum Firmament — da will verklären
Die Leidensmienen Ueberraschung, Schreck,
Zu Häupten sieht er rollen andre Sphären,
Ein neuer Himmel ruht auf dem Verdeck,
Seht nur das Kreuz von Sternen flammensprühend,
Seht nur den sternenlichten Nebelfleck!
Ha, diese Meteore, zuckend, glühend!
Und schönre, größre Sternengruppen klar,
Wie Blumenauen hoch am Himmel blühend!
Was hemmt der Schiffe Lauf? — O wunderbar!
Tangwiesen grün auf meilenweiten Strecken —
O, Muth bis morgen nur, muthlose Schar!
Mit rosigfrischem Hauch sie zu erwecken,
Brach an der Morgen, Vögelschwärme wild
Sah man die Segel allgemach bedecken.
Wie ward das Meer so still, die Luft so mild!
„Matrosen, schärft den Blick! Noch keine Küste?" —
„Land! Land! Dort taucht es auf! O süßes Bild!"
Land! Land! Die Thränen flossen. Mancher küßte
Dem langverkannten Admiral die Hand,
Dem er schon nachgestellt mit Mordgelüste.
Ein Felsen! Mannhoch reihenweise stand
Und dichtgedrängt mit röthlichem Gefieder
Ein Haufe von Flamingos auf dem Strand.
Wer sind die Männer? Kupferbraune Glieder,
Entsetzen im verstörten Angesicht,
Goldketten hangen blank vom Halse nieder.
Wie da aus jedem Mund der Jubel bricht:
O Glück, o Wonne, heißersehnte Stunden!
Doch Faust und Ahasver: o heil'ges Licht,
Nun hat der Menschengeist sich selbst gefunden!

Die Widmung des Gedichts zeigt uns das Vorbild des Dichters; es ist Friedrich Rückert, dessen Terzinen in „Edelstein und Perle“ den Terzinen Heller's zum Muster gedient haben. Sie sind ebenso oft wuchtig und spröde in ihrer Architektonik, wie funkelnd im Schmuck glänzender, neuer, nicht trivialer Reime. Im Reim offenbart sich bei beiden Dichtern die Sprachbeherrschung. Auch in Bezug auf die Kernigkeit des sich bisweilen allzu sehr vergröbernden Ausdrucks ist Rückert das Vorbild Heller's gewesen. Z. B.:

Und Kalb und Rind und Wild und Federvieh
Aus stumpfem Holz geschnitzt, dazu das Messer,
Zeigst das Gefüge, zeigst Gekrös und Knie
Wie man's zerlege — traun, sie lernen besser
Als Platon's Theorie, als Waffentanz,
Wie angebracht ein Säufer wird und Fresser.

Oder:

Er scherzte nicht mit Zions schönen Damen,
Dem Zotenbengel blieben ewig taub
Die Tauben, stumpf die Blinden und die Lahmen.

Oder:

Elende Scribler, laßt Salbadern sein.

Oder:

Und unverwelklich grünt dein Lorberkranz,
Du zweiter Friedrich, gleich den Meteoren
Ausstrahlend in des Geistes hellstem Glanz.

Ha, welchen Sturm hast du heraufbeschworen,
Du großer Ketzer, der aufs Maul sie schlug,
Die zungendreisten Glaubensimpostoren.(!)

Oder:

Du machst uns ja zu alter Weiber Mär
Durch deine Tölpelei im Ministriren —
Wie bist du ungalant und ordinär!

Auch an allzu gesuchten fremdklingenden Reimen, wie der letztere, fehlt es nicht. Von den Rückert'schen Diminutiven hatten wir bereits eine Probe, anderwärts klingeln die „Glöckchen“, „Böckchen“, „Röckchen“, die „Härchen“, „Pärchen“ u. s. w.

Compositionen wie „Synhedristentribunal“, „Gottgesetzsynhedrium“ u. dgl. sind ebenfalls nicht selten, ebenso wenig die in den Reim gestellten schwächlichen Verbalsubstantiva auf ung:

Und Satan selbst, der Urnacht Meisterstück,
Umhalst ihn einst in heißer Glutumschlingung,
Genießt am Vaterbusen Kindesglück,
Das wird sie sein, des Bösen Gottbezwingung;
Das ist der letzte, jüngste, größte Tag,
Das Weltgericht, der Dinge Wiederbringung.

Alle diese Eigenheiten findet man mehr oder weniger auch bei Rückert wieder.

Uebrigens ist die Dichtung reich an genialen Geistesblitzen und an Schönheiten von jener markigen Gediegenheit, die sich zunächst nicht einschmeichelt, aber auf die Dauer fesselt. Trotz aller Ausstellungen, die wir auch gegen die dichterische Form machen mußten, gehört eine große Zahl der Terzinen zu den besten, die in Deutschland gedichtet worden sind, und aus dieser überflutenden Strophenfülle lassen sich einzelne Gesänge herausheben, die, durch ein echt künstlerisches Gepräge ausgezeichnet, Anerkennung in weitesten Kreisen verdienen. Wenn der Dichter in der Widmung fragt:

Darf ich noch einmal stehn vor euern Nischen,
Homer und Dante? Wird der Zeiten Groll
Von diesem Werk nicht bald die Spur verwischen —

so können wir ihm freilich auf diese Frage keine tröstliche Antwort ertheilen; denn die Zumuthung an die Gegenwart, in ein so riesiges Epos sich zu vertiefen, ist eine sehr kühne, und ob die Zukunft die Auslassungssünden der Gegenwart corrigiren wird, das ist eine wol aufzuwerfende Frage.

Durch die Endlosigkeit der Composition und die Ueberfüllung mit geschichtlichem Material hat der Dichter selbst den Zutritt zu den Schönheiten seiner Dichtung erschwert; auch gehören diese nicht zu dem leichten, beliebten Genre, das jetzt in der Mode ist. Doch gerade ein so ernstes, auf das Große gerichtetes Streben, dem im einzelnen mancher dichterische Wurf gelingt, verdient von der Kritik hervorgehoben zu werden. **Rudolf Gottschall.**

Römische Kaiserfrauen.

Römische Kaiserfrauen. Von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Dem in Nr. 1 d. Bl. f. 1864 besprochenen Essay über Kleopatra, dem farbenglühenden, freilich sehr verschönten Porträt der „alten Schlange vom Nil“, sind als dritter Theil von Stahr's „Bildern aus dem Alterthum“ die „Römischen Kaiserfrauen“ ziemlich rasch gefolgt. Die Biographien der Scribonia, Livia, Julia und Agrippina und ein Excurs über den Tod des Prinzen Drusus bilden den Inhalt dieses Bandes, welcher von den beiden ersten Lebensbildern, dem Tiberius und der Kleopatra, in wenig vortheilhafter Weise absticht. Daß auch bei den letztern der künstlerische Werth den rein wissenschaftlichen weit überwog, ist schon früher betont worden; allein sie waren doch wirklich vollendete Bilder mit einem so lebensfrischen, warmen, ja glühenden Colorit, daß man über der Pracht der Farben die Mängel der Zeichnung vergessen konnte; aus den mit feinem Verständniß gegliederten Gruppen hob sich die Hauptfigur plastisch ab, und bei der effectvollen Beleuchtung derselben konnte man übersehen, daß nicht immer Licht und Schatten gerecht vertheilt, daß von dem Künstler die Fehler seiner Lieblinge in ein mystisches Helldunkel gestellt waren, um fast als verhüllte Tugenden gelten zu können. Die „Römischen Kaiserfrauen“ erscheinen im Vergleich hiermit nur wie die zum Theil zu jenen Bildern bereits verwendeten Studienköpfe, welche, mit ein paar Lasuren versehen, in einen Goldrahmen gesteckt und auf die Ausstellung geschickt worden sind. Es fehlt dem Buche im ganzen und auch jedem einzelnen Lebensbilde die künstlerische Einheit, da sich die Lebenskreise jener vier Frauen vielfach durchschneiden, und die nicht zu vermeidenden Wiederholungen, die Hinweisungen von der einen Biographie auf die andere und auf den „Tiberius“ den ästhetischen Genuß wesentlich beeinträchtigen.

Die ideelle Einheit des Buchs ist allerdings unverkennbar: sie liegt in den Beziehungen dieser Kaiserfrauen zu Tiberius; die Mutter, die Schwiegermutter, die Gattin und die Stieftochter des „bestverleumdeten Mannes des Alterthums" sollen nun auch dazu beitragen, die „Rettung" desselben zu vervollständigen. Es kommt dies namentlich der Livia zugute, hinsichtlich deren die in dem ersten Theile noch stehen gebliebenen Misurtheile nun noch nachträglich „nach tieferm Eindringen in die Haltlosigkeit des Hauptzeugen Tacitus" berichtigt werden sollen, während unter dieser Tendenz Julia, hauptsächlich aber Agrippina zu leiden haben. Denn vergebens sucht die Vorrede, welche mit dem Inhalte des Buchs in vielfachem Widerspruch steht, diese Tendenz zu verleugnen; dieselbe ist in der Gruppirung der Thatsachen, in der psychologischen Motivirung ihres Zusammenhangs, und namentlich in der negativen Kritik der Quellen so unverkennbar, daß dieser Essay nicht als ein unparteiisches Résumé eines unbefangenen Referenten, sondern als das gewandte Plaidoyer eines übereifrigen Advocaten erscheint, welcher die Schwäche seiner Sache durch die Heftigkeit seiner Deductionen zu verdecken sucht. Allerdings trat dies Bestreben, das Blutroth der Geschichte weiß wie Wolle zu waschen, auch in dem „Tiberius" und der „Kleopatra" nicht immer in angenehmer Weise hervor; allein man war bei der unzweifelhaft gelungenen Widerlegung vieler unbegründeter Vorwürfe eher geneigt, in favorem defensionis manche Schwäche des Raisonnements zu übersehen; denn wenn diese Rettungsversuche auch häufig love's labour lost waren, so bekundeten sie doch in wohlthuender Weise, daß der Autor selbst zu denen gehört, welche, wie die Vorrede sagt, „eine edle Freude darüber empfinden, die Zahl der menschlichen Ungeheuer in der Geschichte vermindert zu sehen"! Wenngleich aber die „Römischen Kaiserfrauen" im ganzen ebenfalls darauf berechnet sind, die Rettung des Tiberius sichern und vervollständigen zu helfen, so unterscheiden sie sich doch auch insofern in nicht vortheilhafter Weise von den ersten Bänden, als hier die Vertheidigung nicht sowol durch die Widerlegung ungerechtfertigter Anschuldigungen, sondern vielmehr durch die Herabsetzung der Gegner ihres Clienten und namentlich durch die Angriffe gegen die Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit der Belastungszeugen ihr Ziel zu erreichen sucht.

Wenn in der Vorrede auf das Wort Newton's Bezug genommen wird: „Ein Mann soll sich hüten, eine neue Wahrheit auszusprechen, oder sich gefaßt halten, zum Sklaven der Vertheidigung derselben zu werden", so möchte man dagegen an den Bibelspruch erinnern: „Die Wahrheit wird euch frei machen!" Nicht die neue Wahrheit, sondern die neuen Irrthümer machen ihre Bekenner zu Sklaven der Vertheidigung. Namentlich in den Angriffen gegen Tacitus, gegen den Fluch der unbesehen aufgenommenen Taciteischen Ueberlieferung, die wie eine böse That fortzeugend Böses gebären müsse, spricht sich eine fast zu persönlichem Haß sich steigernde Gereiztheit aus. Wenn Stahr von Wieland sagt, daß derselbe in der Vertheidigung Julia's, wo seine leichte unterhaltende Manier, dergleichen historische Probleme im Voltaire'schen Geschmack zu behandeln, auf die Spitze getrieben erscheine, den Tacitus noch übertacitusse, so gilt wol von ihm selbst: „He out-herods Herod!" Die Vorrede bezeichnet als das quod erat demonstrandum dieses Essay nur das Zugeständniß, daß „Tacitus in Bezug auf Tiber und die Claudier mit Ungunst gesehen und die Farben zu stark aufgetragen habe"; allein in dem Buche selbst steigern sich die Angriffe gegen Tacitus zu einer Heftigkeit, wie man sie nur in frühern Zeiten in den Streitschriften lebender Gelehrten, kaum aber jemals in der Beurtheilung eines alten Classikers finden könnte.

Nach Stahr's Darstellung ist Tacitus dem Tiberius und der ganzen Claudischen Familie feindlich gesinnt bis zur höchsten Ungerechtigkeit; überall erkennt man seine abgünstige, durch und durch gehässige Gesinnung gegen diesen Kaiser, den er als einen ränkevollen, verstellungskundigen, rechtsverdreherischen und grausamen Tyrannen erscheinen zu lassen mit allem Aufwande rhetorischer Farben bemüht ist. Als der geschworene Feind des Tiberius verdächtigt Tacitus stets dessen Motive und liebt es, jede anständige und edle Handlung desselben als Heuchelei zu bezeichnen; wo er den Tiber beurtheilt, da erscheint der „große Seelenmaler" klein und befangen, da berichtet er uns den Klatsch der Anhänger Agrippina's mit sorglichster Ausführlichkeit. Wo er dagegen von den Thaten des Germanicus spricht, da sind seine Schilderungen Musterstücke der Coloristik, fesselnd, bezaubernd wie die gelungenste Romandichtung, deren Farben und Gepräge sie vorwiegend tragen, da gleichen die Annalen den Berichten einer Hof- und Staatszeitung über einen Prinzen unserer Tage; denn auch hierin erkennt man die Voreingenommenheit, die vorgefaßte Meinung, ja die Parteiverblendung des sich seiner Unparteilichkeit selbst berühmenden Geschichtschreibers. Die Urtheile des Tacitus über Tiber und dessen Familie beruhen auf grundlosen Annahmen; es spricht aus ihnen der wildeste Parteihaß der Julischen Familie; er ist dann ungenau, eine durchaus getrübte Quelle, zuweilen geradezu absurd; seine Darstellungen sind rhetorische Kunststücke, wahrhaft lächerliche Uebertreibungen, ja wahrheitswidrig und offenbare Verleumdung; sie enthalten mit einer Parteilichkeit, welche nicht weiter getrieben werden kann, schlecht versteckte und ungerechte Anspielungen auf angeblich schwarze Thaten Tiber's und Livia's, welche als durchaus grundlose Verleumdungen des Parteihasses erwiesen sind. Ja, das ganze Werk des Tacitus ist, soweit es Livia, Tiberius und ihre Zeit behandelt,

> ein Parteiroman, ein Parteigericht, keine Geschichte; es ist eine Versündigung an dem Höchsten, was der Geschichtschreiber zu erstreben, dem er als Leitstern zu folgen, das er durch alle Trübung und Verwirrung der Parteileidenschaft unablässig zu suchen hat, an der thatsächlichen Wahrheit!

Allein nicht blos der wilde Parteihaß der Julier benimmt den „Annalen", welche bei Stahr als ein mit kritikloser Leichtfertigkeit zusammengestelltes Conglomerat von Klatschgeschichten erscheinen, jeden Werth, auch die Vorurtheile des hochgeborenen Aristokraten sind in denselben

zu erkennen, wie z. B. Sempronius Gracchus wegen seines hohen Adels von Tacitus mit großer Schonung behandelt wird. Selbst die Sittenstrenge des morosen Tacitus erscheint verdächtig, die Motivirung des Denkens und Verhaltens der dargestellten Personen ist voller Schiefheiten und Widersprüche, und in diesem Ton geht es endlos weiter. Kurz, man begreift kaum, wie Stahr noch eine Art Bedauern darüber aussprechen kann, daß ein Theil dieses Werks verloren gegangen, und wenn in Gustav Freytag's Roman der Professor Werner bei seiner Schatzgräberei nach der „Verlorenen Handschrift" des Tacitus endlich nur den verzierten Deckel des alten Pergamentbandes findet, so möchte man meinen, daß die heilige Einfalt des Frater Tobias Bachhuber bei der Bergung der geflüchteten Klosterschätze die richtigste Kritik geübt habe; es wäre ja im Grunde am besten, wenn „der Schweigende" niemals sein Schweigen gebrochen.

Sieht man freilich etwas näher zu, so findet man in diesem Werke Stahr's eine neue Illustration des Bibelspruchs vom Splitter und Balken. Zunächst übertrifft Stahr bei seiner Schilderung des Tiber in der Schönfärberei alles, was er dem Tacitus bezüglich des Germanicus und der Agrippina zum Vorwurf machen möchte. Nicht nur wird die Energie, Klugheit und weise Politik des Tiberius überall hervorgehoben, und ausgemalt, wie er, umgeben von den größten Schwierigkeiten, stets die würdevollste Haltung beobachtet habe: sondern in fast sentimentaler Weise spricht Stahr auch von dem durch unverdiente Kränkungen seines innersten Empfindens tief verletzten Herzen des Tiber, dessen Scheu vor dem äußerlichen Zurschautragen seiner Empfindungen von der bösen Welt und dem argen Tacitus als Heuchelei ausgelegt worden sei. So lobt Stahr auch die Milde und Schonung des Kaisers, z. B. bei der Empörung des falschen Agrippa, den Tiber mit List fangen, foltern und hinrichten ließ, und geht in seiner praesumtio boni so weit, daß er am liebsten Thatsachen erfinden möchte, nur um den Edelmuth des Kaisers ins rechte Licht stellen zu können. Wenn Claudia Pulchra, die Freundin und Cousine Agrippina's, wegen versuchter Giftmischerei und Zauberei gegen das Leben des Kaisers angeklagt und verurtheilt wird, Tacitus aber nicht berichtet, welche Strafe sie getroffen, so „möchte man daraus schließen, daß die vom Gericht über sie verhängte Strafe durch Tiber gemildert worden sei"! Um seinen Liebling und dessen Mutter Livia von dem Vorwurf der Grausamkeit freisprechen zu können, construirt Stahr einen eigenen Maßstab für den ethischen Werth seiner Thaten, indem er dieselben gemessen sehen will nicht an der Privatmoral, sondern an der durch die Verhältnisse und Zustände der damaligen Weltmonarchie bedingten „Staatsraison". Will auch das nicht mehr helfen, so bleibt noch Sejan als Prügelknabe, und Tiber ist dann das bedauernswerthe Opfer der verbrecherischen Intriguen dieses Scheusals. Denn wenn Tiberius in seinen Memoiren von sich schreibt, den Sejan habe er gestraft, weil er dahintergekommen sei, daß derselbe die Kinder seines Sohnes Germanicus seinem ehrgeizigen Hasse geopfert habe, so ist das nach Stahr volle Wahrheit, gegen welche der Einwand Sueton's in nichts verschwindet; wenn aber Tacitus aus den Memoiren der jüngern Agrippina eine Thatsache entnimmt — „ja, Bauer, das ist ganz was anders!"

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es ferner, daß Stahr häufig unmittelbar nach den heftigsten Anschuldigungen gegen Tacitus gerade desselben Vergehens, welches er diesem vorwirft, sich selbst schuldig macht. So ist es eine häufig wiederkehrende Anklage, daß der große Redekünstler berichte, was Tiber, was Piso, was das Volk „gedacht" habe, während Stahr von diesem Rechte, dieser Pflicht des Geschichtschreibers, die Thatsachen durch psychologische Motivirung zu verknüpfen und den Causalnexus klar zu stellen, in der umfassendsten Weise Gebrauch macht, nur daß er statt Thatsachen vielfach unbewiesene und unbeweisbare Conjecturen zu einer panegyrischen Apologie Tiber's verbindet. So nennt z. B. S. 217 Stahr die Urtheile des Tacitus „Phrasen, mit denen er um so freigebiger sei, je weniger er sie auf Thatsachen zu stützen vermöge, und mit denen er seine Abhängigkeit von den Urtheilen der parteiischen Anhänger Agrippina's bezeuge", und auf derselben Seite sagt er selbst: „Es ist nicht überliefert, daß Agrippina ihrem Gemahl gerathen habe, das Anerbieten der germanischen Legionen — den Germanicus als Kaiser auszurufen und unter seiner Führung nach Rom gegen Tiberius zu ziehen — anzunehmen, aber ihr Charakter und ihre ganze spätere Geschichte sprechen dafür, daß sie es gethan haben wird, wenn auch nur im allerengsten Vertrauen." Wenn Tacitus von der Livia rühmt, daß, solange sie gelebt, man noch eine Zuflucht vor des Kaisers grausamer Herrschaft gehabt, so verdient es nach Stahr die härteste Rüge, daß er nicht einen Fall einer derartigen Thätigkeit Livia's angeführt; allein sobald nun Tacitus bestimmte Thatsachen berichtet, werden dieselben, wenn sie zu der Anschauung Stahr's nicht passen, entweder einfach als unglaubwürdig ignorirt oder als Uebertreibungen und Verleumdungen behandelt.

Wenn z. B. Tacitus berichtet, daß Germanicus nach dem Feldzug in Deutschland das Geld zur Unterstützung der Soldaten und zum Ersatz ihrer Verluste aus eigenen Mitteln hergegeben habe, so sagt Stahr: „Wir können dies dem Lobredner des Germanicus nur schwer glauben, weil eine solche Freigebigkeit dessen Privatmittel weit überstiegen haben dürfte", wodurch dann zugleich angedeutet wird, daß diese Verluste weit größer gewesen seien, als Tacitus sie dargestellt habe. Erzählt letzterer eine Menge bestimmter Thatsachen über das gehässige und feindselige Verhalten Piso's bei der Nachricht von der Genesung sowie später von dem Tode des Germanicus, so erscheint dies für Stahr als „offenbare Uebertreibung", weil solches unter Tiberius sich nur ein Wahnsinniger erdreistet haben würde. Die für jeden Unbefangenen naheliegende Erklärung, daß Piso dies gewagt weil er, wenn er auch nicht auf directen Befehl Tiber's gehandelt haben mag, doch des geheimen Einverständnisses desselben sicher war, existirt für Stahr natürlich nicht, denn dieser weiß nur

von der innigen Liebe des alten Kaisers zu seinem Adoptivsohn, der aber dessen eigenem Sohne den Weg zum Thron versperrte, zu berichten. Wenn Tacitus sagt: „Der Kampf der Reiterei war unentschieden", so kann nach Stahr dies sehr wohl als Andeutung einer Niederlage der römischen Cavalerie genommen werden. Berichtet Tacitus bestimmte Klagen und Anklagen gegen Tiber und Livia, so heißt es: „Wir kennen den Parteistandpunkt des Schriftstellers genugsam, um zu wissen, was wir von solchen Versicherungen zu halten haben."

Die fast persönliche Feindschaft gegen Tacitus läßt den Autor häufig übersehen, daß er seine übertriebenen Anschuldigungen selbst widerlegt. So wirft er z. B. dem Tacitus vor, es habe sich derselbe mit kritikloser Leichtfertigkeit herbeigelassen, den thörichtsten Anschuldigungen, den jedes Grundes entbehrenden Gerüchten Aufmerksamkeit zu schenken, nur um den Charakter des Tiberius und der Livia verdächtigen zu helfen; und auf derselben Seite wird erzählt, daß Tacitus das schon zu Tiber's Lebzeiten in Umlauf gesetzte und auch in späterer Zeit nicht verschwundene Gerücht von der Vergiftung des Drusus durch seinen eigenen Vater Tiber ausführlich widerlege, „um den falschen Ueberlieferungen des Hörensagens entgegenzutreten", und daß der alte Historiker seine Leser ausdrücklich bitte, „nicht Klatschereien des Publikums und Unglaublichkeiten, welche stets begierig aufgenommen werden, der unentstellten Wahrheit vorzuziehen"!

Wie ungerecht Stahr in dem Bestreben, seinen Liebling Tiberius von jedem Vorwurf möglichst rein zu waschen, gegen Tacitus verfährt, läßt sich an einigen Beispielen recht klar nachweisen. Wenn über das Benehmen Tiber's gegen seine geschiedene und verbannte Gattin Julia und seine Mitwirkung bei ihrem Tode Tacitus berichtet: „Imperium adeptus extorrem, infamem, et post interfectum P. Agrippam omnis spei egenam inopia ac tabe longa peremit, obscuram fore necem longinquitate exilii ratus", so benutzt dies Stahr zu zwei sich direct widersprechenden Vorwürfen gegen den „großen Stilkünstler". Zunächst bezeichnet er diese Worte als eine „offenbare historische Unwahrheit", da er in denselben, indem er „perimere" mit „umbringen", „nex" mit „Mord" übersetzt, den ganz unzweideutigen Vorwurf der Ermordung der Julia durch Tiber sieht, wie er auch an einer andern Stelle von dem nach Tacitus' Andeutung von Tiberius über Julia absichtlich verhängten „Hungertode" spricht. Auf der folgenden Seite heißt es dagegen, man ersehe aus „den durch ihre Zweideutigkeit ausgezeichneten Ausdrücken" des Tacitus, daß selbst Julia's Enkelin Agrippina, aus deren böswilligen Memoiren der große Colorist geschöpft, den gehaßten Tiberius nur durch giftige Hindeutungen, nicht aber mit klaren Worten als Mörder ihrer Großmutter zu bezeichnen die Stirn gehabt habe.

Sieht man die Worte des Tacitus aber wirklich, wie Stahr es will, mit dem vorurtheilsfreien Auge des prüfenden Forschers an, so sagen dieselben ganz unzweideutig, daß Julia nicht auf gewaltsame Weise, sondern inopia ac tabe longa ihr Leben verloren, daß aber diese Todesursachen ein Mittel in der Hand des Tiber gewesen, sich der Verhaßten zu entledigen, indem er dafür gesorgt, ihr Leben durch Krankheit und Siechthum völlig aufzureiben (wie denn nex ursprünglich allerdings einen gewaltsamen Tod, später aber auch mehrfach, z. B. bei Seneca, das durch Krankheit und Siechthum herbeigeführte natürliche Lebensende bezeichnet). Diese Angaben aber muß Stahr selbst bestätigen, indem er nicht in Abrede zu stellen vermag, daß Tiberius gleich nach seinem Regierungsantritt der Julia die ihr von Augustus bewilligten Geldmittel, ein Jahrgehalt und den Nießbrauch ihres Privatvermögens entzogen, und unter Verschärfung ihrer Haft ihr das Haus zu verlassen verboten, ihr die bis dahin gestattete Erholung und Bewegung in freier Luft, den Umgang mit Menschen untersagt, also Mangel und Siechthum seiner geschiedenen Gattin herbeigeführt habe. Vergebens sucht Stahr, der die Handlungsweise des Tiber gegen Julia gern als eine durchaus „anständige" darstellen möchte, dies mit den Gefahren zu entschuldigen, durch welche die Regierung des Kaisers gerade damals bedroht gewesen, mit den Unternehmungen verwegener Abenteurer zur Befreiung der Gefangenen. Allein von den letztern enthalten die Quellen für diese letzte Lebenszeit Julia's nichts, und daß in ganz Italien bei Tiber's Thronbesteigung sich nirgends ein Widerstand gegen den neuen Herrscher gezeigt, wird S. 208 ausdrücklich anerkannt.

In ähnlicher Weise verfährt Stahr bei seinen Bemühungen, den Tiberius und womöglich auch Livia von dem Vorwurf einer Betheiligung bei der Ermordung des Agrippa Posthumus rein zu waschen. Zunächst werden, um dem Ermordeten jede Sympathie zu entziehen, die Worte des Tacitus: „Multa sine dubio saevaque de moribus adolescentis questus" mit „viele und wahrhaft entsetzliche Beweise eines gänzlich verwilderten Geistes und Gemüths" übersetzt, und dann wird dem sterbenden Augustus der Mordbefehl zugeschoben, nur um den Tiberius unbetheiligt erscheinen zu lassen. Die Art, wie die gegen diese Annahme angeführten Gründe des Tacitus, welcher von dem Autor in diesem Essay wie der „honourable man" von Antonius in Cäsar's Leichenrede behandelt wird, als „äußerst schwach", ja „geradezu nichtig" dargestellt werden sollen, ist sehr charakteristisch. Tacitus zweifelt nämlich an der Existenz dieses Befehls des Augustus zunächst, weil der letztere in seiner Strenge gegen ein Glied seiner Familie niemals bis zur Todesstrafe fortgegangen sei; Stahr entgegnet, es habe bisher auch kein Glied der Familie dem Kaiser Anlaß zu solcher Strenge gegeben. Allein ganz abgesehen davon, daß diese Behauptung mit der frühern Darstellung der sittlichen und politischen Vergehen der Julia nicht im Einklang steht, so hatte ja Augustus den Agrippa wirklich nur mit Verbannung nach der Insel Planasia bestraft; sieben Jahre lang hatte diese Verbannung bereits gedauert, und zu einer nachträglichen Verhängung der Todesstrafe fehlte jeder unmittelbare Anlaß. Nicht ein Vergehen des Agrippa, sondern „die Sicherheit des Tiberius" war — das muß Stahr selbst zugeben — die Ursache des Todes des letzten Sprossen von

Augustus' directer Nachkommenschaft. Dennoch bezeichnet Stahr die Annahme des Tacitus, daß Augustus, von dessen Sehnsucht nach dem Verwiesenen Plinius ausdrücklich berichtet, schwerlich den Befehl zur Hinrichtung seines Enkels gegeben haben werde, um seinem Stiefsohn eine Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, als eine „Unglaublichkeit des Raisonnements", während er selbst sagt, daß mit den Jahren die Energie des Augustus ebenso abgenommen habe, als seine persönliche Familienempfindung für den letzten noch lebenden leiblichen Enkel stärker geworden sei! Daß Tiberius dem Centurio gegenüber bei der Meldung von der auf seinen Befehl erfolgten Ermordung des Agrippa diesen Befehl verleugnete und von einer Untersuchung des Vorfalls, die er aber wohlweislich nicht anstellen ließ, sprach, das genügt, um ihn in Stahr's Augen von jeder Betheiligung bei der Unterschiebung des Mordbefehls gänzlich freizusprechen.

In dieselbe Kategorie gehören die Anklagen gegen Tacitus wegen dessen Darstellung vom Tode des Germanicus. Allerdings ist es nicht erwiesen, daß Germanicus an Gift gestorben, daß Piso und Plaucina ihm dies Gift im Auftrage Tiber's und Livia's oder im geheimen Einverständnisse mit denselben beigebracht; und daß es nicht vollständig erwiesen werden kann, ist nur zu natürlich, wenn man die Schwierigkeiten, welche noch jetzt trotz aller Fortschritte der Chemie und Toxikologie dem Nachweis einer Vergiftung entgegenstehen, erwägt und vor allem bedenkt, daß diejenigen, deren Wille für die Leitung und den Gang der Untersuchung maßgebend war, wahrscheinlich ein sehr wesentliches Interesse daran hatten, nicht die volle Wahrheit zu Tage treten zu lassen. Allein, daß die Umstände, welche die Sendung des Germanicus in den Orient und seinen Tod begleiten: die Abberufung des ihm befreundeten und verwandten Silanus, die Ersetzung desselben durch Piso, das Auftreten dieses „tüchtigsten und treuesten Freundes des Kaiserhauses" und seiner Gemahlin Plaucina, die Begnadigung der letztern auf die Intercession Livia's, der Tod Piso's vor Beendigung des Processes u. s. w. — den gleich damals allgemein sich erhebenden Verdacht einer Vergiftung nur zu sehr rechtfertigen, vermag Stahr nicht in Abrede zu stellen, und sein Aerger darüber, daß Tacitus diese Verdachtsgründe aufführt, hätte ihn nicht zu der gehässigen Aeußerung verleiten dürfen: „Man muß die Römer und ihre Parteileidenschaft kennen, um zu begreifen, zu welchen Versündigungen an aller Wahrheit die Blindheit des Parteihasses selbst die Bessern unter ihnen zu treiben fähig war!"

Bei derartigen Angriffen gewinnt Tacitus allerdings den Trost: socios habuisse malorum. Denn auch den übrigen Geschichtschreibern, von denen z. B. Plutarch schlechtweg als ein griechische Anekdotensammler bezeichnet wird, geht es nicht viel besser, natürlich mit Ausnahme des Vellejus Paterculus, des Beamten und Hofhistoriographen Tiber's, dessen lobhudelnde Urtheile einfach als thatsächliche Wahrheit angeführt werden. Der Grad des Lobes oder Tadels richtet sich hierbei lediglich danach, ob und inwieweit diese Historiker etwas Günstiges oder Ungünstiges über Tiber berichten. So heißt es von Sueton, wenn dessen Darstellung zu Gunsten Tiber's von der des Tacitus einmal abweicht (wie z. B. bei der Erzählung von dem Sturz des Scribonius Libo), er berichte die Thatsachen mit der ihm eigenen knappen Kürze und Bestimmtheit, und es sprächen Beweise dafür, daß er die „Annalen" des Tacitus bei seiner Arbeit vor Augen gehabt und die Angaben derselben an mehr als einer Stelle berichtigt habe; allerdings sei dies stillschweigend, ohne den Namen des Tacitus zu nennen, geschehen, aus rücksichtsvoller Bescheidenheit des niedrig geborenen, in anspruchsloser Dunkelheit lebenden Literaten gegen den hochgeborenen Cornelier, den vornehmen Staatsmann, den gefeiertsten Schriftsteller seiner Zeit; dafür sei sein Zeugniß um so wichtiger und glaubwürdiger, wenn er die Erzählungen seines Vorgängers thatsächlich berichtige. In derartigen Fällen, wo Sueton's Darstellung zur Entschuldigung Tiber's und Livia's sich besser eignet, ist er der ehrliche Sueton, der die ihm als Vorsteher der kaiserlichen Archive reichlich zu Gebote stehenden Quellen gewissenhaft benutzt und in seiner Weise durch genaue Erzählung des wirklichen Hergangs abgeschmackten Gerüchten entgegentritt, welche zu erwähnen Tacitus sich nicht scheut. Wo dagegen Sueton die von Tacitus erzählten Thatsachen ebenfalls berichtet, da folgt er blind dessen Spuren; und wenn er einmal etwas dem Tiber Ungünstiges allein referirt, z. B. das Verhalten desselben bei der Zusammenkunft mit Agrippina auf der Villa bei Herculanum und bei ihrem Tode, dann ist der „ehrliche" Sueton nur noch „der kritiklose Skandaljäger, der uns seine Greuelfabeln aufzutischen liebt".

Bei einem solchen Verfahren ist eine ins einzelne gehende, ausführliche Widerlegung der Stahr'schen Raisonnements zwar keine schwierige, aber auch keine angenehme Aufgabe; wenn sich aber auch niemand derselben unterzieht, so dürfte dies Buch seinen Zweck doch ebenso verfehlen, wie dies Onno Klopp's Panegyrikus auf Tilly gethan. Trotz der Angriffe auf die Taciteische Darstellung wird kein unbefangener Leser in seinem Urtheil schwanken, und das Weltgericht der Weltgeschichte braucht keine in integrum restitutio eintreten zu lassen. „Magna est veritas et praevalebit!"

E. Herrfurth.

Kirchengeschichtliches.

1. Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's von Merle d'Aubigné. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. Dritter Band: Frankreich, Schweiz, Genf. Elberfeld, Friderichs. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Seit ihrem Bestehen bis auf unsere Tage. Vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W." Leipzig, Bergson-Sonenberg. 1865. 8. 1 Thlr.

Wie scheinen die Zeiten sich geändert zu haben! In Genf, diesem ehemaligen Bollwerke des Protestantismus, lebt jetzt eine starke Gegenpartei Calvin's, der die Schriften des gelehrten Galiffe willkommene Lektüre sind! Unlängst hat man dort die Heldengestalt des Reformators

sogar auf eine Volksbühne gebracht und lächerlich zu machen gewußt. Und doch sind die Streitpunkte, um die es sich heutzutage in Genf handelt, wenn auch in der Form verschieden, doch in der Hauptsache ganz dieselben. Abermals stehen sich dort zwei Factionen gegenüber, von denen die eine sich auf den Romanismus und das französische Ausland stützt, die andere aber auf den Protestantismus und die deutschen Volksgenossen. Gerade so war es schon im 16. Jahrhundert, und Calvin hat das unwidersprechliche Verdienst, in jenem Kampfe damals den Sieg für die reformatorischen Principien und zugleich für die Selbständigkeit der Republik entschieden zu haben.

Der vorliegende dritte Band von Merle d'Aubigné's „Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's" (Nr. 1) zeigt uns erst den Beginn dieser Kämpfe und beschäftigt sich noch großentheils mit dem vorbereitenden Aufenthalte des Reformators in Frankreich. Calvin, aus Paris entflohen, hat zu Angoulême in der Bibliothek seines Freundes Du Tillet ein stilles Patmos gefunden, wo er, in theologische Studien vertieft, doch die Verbreitung der neuen Lehre scharf im Auge behält. Ein Weinberg vor der Stadt, wo er sich zu ergehen pflegte, heißt noch heutzutage „Calvine". Aufs neue trifft „der christliche Plato" hier im Süden Frankreichs mit Margarethe von Navarra, der Schwester Franz' I. zusammen, die schon in Paris mit ihm sympathisirte; aber ein Drama: „Die Geburt Christi", von ihrer Hand verfaßt, um ihren Gemahl Heinrich d'Albret mit biblischen Komödien für die biblischen Predigten zu gewinnen, und am Hofe zu Pau aufgeführt, erregte auch das ganze Misfallen der gegen theatralische Darstellung des Heiligen tief verstimmten Hugenotten. Calvin wanderte dann als Reiseprediger durch Poitou, auf den Kanzeln und in den Klöstern, unter dem Adel und in Bauernhütten die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung verkündigend, und allenthalben findet er Anhänger. Frankreich erwacht aus dem Schlafe. Die Hoffnung, sein Vaterland von Rom loszulösen, veranlaßt den Picarden, auch die einträglichsten Pfründen zurückzuweisen, die ihm in seiner Vaterstadt Noyon ein Bischof zusichert. Insgeheim nach Paris zurückgekehrt, droht ihm gefängliche Einziehung. Er muß über Frankreichs Grenzen nach Strasburg entweichen. Die zurückgelassene Hugenottengemeinde aber ist so verwegen, ein antipapistisches Plakat an alle Straßenecken der Hauptstadt, ja an das Schloß des Königs anzuschlagen. Hier eine Probe von Merle's anschaulicher Darstellungsweise:

> Als die bestimmte Nacht herangekommen war, verließen die dazu bestimmten Männer ihre Häuser und machten sich mit dem gedruckten Plakat in der Hand auf den Weg, dann that jeder still und heimlich seine Pflicht in seinem Quartier. Doch traf der eifrige Christ, der so sein Leben aufs Spiel setzte, gewisse Vorsichtsmaßregeln; er horchte nach rechts und links, ob auch jemand käme, klebte dann schnell das Blatt an die Mauer und schlich geräuschlos weiter an einen andern Ort, wo er abermals ein Blatt anschlug. Bald waren Straßen, Plätze und Straßenecken mit der evangelischen Proclamation angefüllt, und selbst der Louvre trug dieselbe an seinen Mauern. Als der Tag erschien, kehrten die meisten von denen, welche die Plakate angeklebt hatten, nach Hause zurück, aber einige ver[…]
> von fern zu beobachten, was geschehen würde. […]
> Leute aus ihren Häusern; sie traten näher und b[…]
> auffallend großen Anschlagzetteln stehen. Allmählich […]
> sich das Volk, die Mönche kamen darüber zu; […]
> Leuten aller Art drängten sich um diese seltsamen […]
> las sie, man machte Bemerkungen, und die versch[…]
> Empfindungen machten sich Luft: viele äußerten […]
> Drohungen, einige Beifall, die meisten Erstaunen. […]
> zahlreich war die Menschenmenge in den Straßen […]
> St.-Honoré, auf der Place-Royale, in der Altstadt, an […]
> der Kirchen, der Sorbonne und des Louvre. Doch […]
> das furchtbare Plakat, wie man es damals in den […]
> Hauptstadt las. Die Leute unsers Jahrhunderts […]
> hart, vielleicht zu lang finden, und wir müssen es […]
> abkürzen, aber im 16. Jahrhundert las man es […]
> und ungeachtet seiner Fehler war die Wirkung […]
> Wie der heftige Stoß bei einem Erdbeben, erschütterte […]
> Schrift gewaltsam ganz Frankreich. Es begann mit […]
> lichen Anrufung u. s. w.
>
> Franz I., über solche Kühnheit empört, […]
> Hinrichtungen. Doch schien für diesen Fall […]
> Scheiterhaufen nicht beredt genug. Man fügte […]
> galgen hinzu. Es war dies eine Art Galgen, […]
> aus zwei Holzpfählen, von denen der eine fest […]
> gerammt war, der andere aber wie eine Sch[…]
> darüber lag und sich nach Belieben durch […]
> die Höhe ziehen ließ. Der Henker band die […]
> Delinquenten und befestigte sie an das Ende […]
> dann wurde er in die Luft geschnellt, sodaß […]
> das ganze Gewicht des Körpers trugen. […]
> man den Scheiterhaufen an, über welchem er […]
> schritt zu dem grausamen Spiel. Mit gräßlich[…]
> ließen die Henker das Opfer in die Flammen […]
> zogen sie die Wippe wieder in die Höhe und […]
> den Märtyrer so in die Luft, um ihn von […]
> Flammen zu stürzen. Nachdem dieses schauder[…]
> növer einigemal den König, die Priester, […]
> und das Volk ergötzt und das Feuer den […]
> von der Fußsohle bis zu dem Stricke, der […]
> fesselte, ergriffen hatte, gerieth auch der Knoten in […]
> der würdige Bekenner Christi fiel in die Glut, […]
> Körper alsbald in Asche verwandelte. Merle bem[…]
>
> Der unheilvolle Tag, welcher in Frankreich […]
> Verfolgungen feierlich einweihen sollte, war der […]
> 1535. Es gibt in der Geschichte Unglückstage, […]
> schrecklicher Weise zusammenfallen. 258 Jahre später […]
> ter 21. Januar herein. Der einfältigste, sanfteste […]
> Bourbonen bestieg, von irregeleiteten Menschen […]
> verurtheilt, das Schaffot, welches ebenfalls auf […]
> in Paris errichtet war; dort empfing er den […]
> 21. Januar 1793. Wir maßen uns nicht an, […]
> zu erklären; wir sagen nicht, daß der unschuldige […]
> die Strafe für das Verbrechen eines Valois […]
> Gott der von Franz I. angeordneten Sühne […]
> ließ, aber das Zusammenfallen dieser beiden […]
> tief bewegt, und so konnten wir nicht umhin, […]
> um sie mit heiligem Schauder zu betrachten.

Das ist nun zwar eine sehr drastische […]
lung von Thatsachen, wie man sie in Merle's […]
öfter findet; aber in jenem Jahre 1535 leb[…]
auch der Spanier Michael Servet, dem […]

Scheiterhaufen und zwar ein calvinischer „prädestinirt" war. In dieser Beziehung heißt es (S. 82):

Die Zeitanschauung führte auch zu Genf eine jener traurigen Katastrophen herbei, welche in den Annalen Roms eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch so häufig sind, von denen wir aber in der Geschichte der Reformation, Gott sei Dank, nur dies eine Beispiel finden.

Man sieht, der Verfasser vergißt auch hier auf seiten der Lutheraner das Beispiel des Kanzlers Krell!

Damals veranlaßten die pariser Scheiterhaufen den jungen Reformator zur Abfassung seines theologischen Meisterwerks: „Die christlichen Institutionen", das er von Basel aus an Franz I. übersandte. Nie hatte ein schöneres Buch einen schönern Ursprung. Es war der Schmerzensschrei einer mitfühlenden Seele beim Anblick derer, „die verlassen sind". Man nannte diese Schrift den Koran oder den Talmud der Ketzer. In unzähligen Auflagen wurde sie bis auf den heutigen Tag gedruckt und wieder gedruckt; ob aber der ausschweifende König in seinen Lustbarkeiten und politischen Bestrebungen das übersandte Exemplar auch nur eines Blicks gewürdigt, ist höchst zweifelhaft. Unmittelbar nach Veröffentlichung dieser Appellation an Franz I. eilt Calvin nach Italien an den Hof der Herzogin Renata von Ferrara, und der Verfasser benutzt diese Gelegenheit, uns Farel, den Reformator des Waadtlandes, und die politischen Kämpfe der genfer Republik vorzuführen, womit der vorliegende Band schließt.

Merle d'Aubigné's Buch zeichnet sich jedenfalls durch gründliches Studium der Quellen aus; auch das in den Archiven der verschiedensten Gegenden zerstreute Material wurde von ihm fleißig benutzt, und läßt die Auffassung im einzelnen nicht selten die rechte historische Nüchternheit des Urtheils vermissen, so ist doch die wirklich classische Verarbeitung des Stoffs: die bis ins Detail gehende Plastik der Darstellung, die warme, begeisterte Sprache, der Reichthum der eingestreuten Gedanken, ein Vorzug, den man bei deutschen Geschichtschreibern häufig vermißt und der trotz seines größern Umfangs diesem Buche einen weitern Leserkreis sichert, als ihn das sonst ebenfalls sehr tüchtige Werk Stähelin's über Calvin gefunden hat. Wir sind auf den folgenden Band, der uns an den Hof der Este zu Ferrara führen und gewiß mancherlei neue Details auch über dort lebende Künstler und Gelehrte bringen wird, äußerst gespannt.

Wenn der ungenannte Verfasser der „Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland" (Nr. 2) sein Buch lieber „Kirchliche chronique scandaleuse oder der kleine kirchliche Vehse" betitelt hätte, würde er damit den Inhalt jedenfalls genauer markirt haben. Ja wir waren beim Durchlesen dieser Schrift vielfach versucht, darin die Feder des berühmten Hofhistorikers selbst zu erkennen; wenigstens hat nicht leicht ein anderer ein solches umfassendes Wissen pikanter Nachtseiten geschichtlicher Entwickelung, wie es auf Grund allgemeiner historischer Kenntniß in diesem Buche uns entgegentritt. Doch wir können uns in dem Verfasser irren, der dazu, oft aus dem Hundertsten ins Tausendste abschweifend, den Eindruck der senectus loquacior macht. War es wirklich in Deutschland von Anfang an mit der kirchlichen Entwickelung so grundschlecht bestellt und ist es damit bis auf den heutigen Tag so bodenlos verderbt geblieben, wie der Verfasser behauptet, dann müßte man sich billig wundern, daß alle Religion in unserm Vaterlande nicht längst bankrott gemacht. Der Verfasser sieht in jedem Betrachte zu schwarz und gehässig. Am deutlichsten zeigt sich dies in dem Kapitel: „Die Frau im Leben der Kirche." Niemand wird diesen Abschnitt für etwas anderes als ein recht dunkles, einseitiges Nachtgemälde halten, das durch eingestreute Frivolitäten seine grelle Beleuchtung erhält. Wer aber der Kirche den sittlichen Wahrheitsspiegel vorhalten will, darf am wenigsten selber frivol sein. Ein Kapitel „Das Leben der Frau in der Kirche" zu überschreiben und hernach als Typus desselben lediglich das Leben katholischer Pfarrköchinnen zu schildern, das ist doch in der That mehr als absurd! Trotzdem erkennen wir an, daß vieles Detail, das in diesem Buche geboten wird, Beachtung verdient, wenn auch das Gesammturtheil als arge Uebertreibung erscheint. Es läuft darauf hinaus: an allem Jammer im deutschen Vaterlande ist in erster Linie nur die Kirche schuld, welche stets über hierarchischen und confessionellen Tendenzen und über der Pflege lieblosen Kastengeistes die Religion selber vergessen habe. Den Verfasser tröstet, indem er diese einseitige Behauptung aufstellt, die Lessing'sche Resignation: „Mit Wahrsagen hat sich schon mancher sein Brot verdient, aber nicht mit Wahrheitsagen." Als einem Pessimisten lassen wir ihm diesen Trost. Lessing aber verstand, wenn es sich um Wahrheit handelte, doch immer auch dem Schatten das Licht gewissenhaft zuzugesellen!

Georg Heusinger.

Culturskizzen aus der Alten und Neuen Welt.

1. Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. Sociale Federzeichnungen von M. Anton Niendorf. Berlin, Vogel und Comp. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Unter Palmen und Buchen. Zweiter Band: Unter Palmen. Gesammelte Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, Arnold. 1866. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Alexander von Humboldt sagt in seinen „Ansichten der Natur", nachdem er den fortwährenden Kampf von Thieren gegen Thiere, von Menschen gegen Menschen auf den Llanos Südamerikas geschildert hat: „So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Roheit, so im Scheinglanze seiner höhern Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechts." In dieser Betrachtung bestärkt uns die Lektüre der zwei obengenannten Bücher, von denen uns das erste nach Deutschland und zwar nach Preußen und Preußens Hauptstadt, das zweite nach Amerika (einmal auch nach Asien) führt. Dort werden wir in die Kämpfe und Verwickelungen, die Wahlumtriebe und Verfassungsstreitigkeiten, die politischen Processe und die Wechselfälle des Kriegslebens, ja sogar in die berliner Stadtvogtei mit ihren düstern Geheimnissen versetzt; hier

wandeln wir unter Palmen, aber nicht in paradiesischem Frieden, sondern in einer Welt, die, kaum erst von der Cultur ergriffen, doch schon auf verschiedenen Punkten das Eindringen zersetzender Elemente kundgibt.

Gerstäcker's zwei größte Erzählungen („El Comisario" — warum nicht: Der Commissar? — und „Am Cachavi") spielen in den Republiken des nördlichen Südamerika, schildern aber das dortige Leben, namentlich den fortwährenden Regierungswechsel, der jedesmal eine allgemeine Erschütterung des Landes herbeiführt, auf eine Weise, die mich lebhaft an Goethe's Wort erinnerte:

Bestände nur die Weisheit mit der Jugend
Und Republiken ohne Tugend,
So wär' die Welt dem höchsten Ziele nah.

Der Aufsatz über die Neger, der, wie mehrere andere dieses Buchs, früher in der „Gartenlaube" erschien, schließt mit der düstern Prophezeiung:

Freiern Spielraum bekommen sie jetzt allerdings in den nordamerikanischen Staaten, aber sie werden immer und ewig ein verachteter Stamm bleiben, unbequem durch ihre Masse, aber deshalb nur noch mehr gehaßt, und wenn man nicht ein Mittel findet, sie zu Hunderttausenden aus dem Lande zu schaffen, so kann gerade das Anwachsen des Negerstammes, inmitten der weißen Bevölkerung, später noch einmal zu schweren und blutigen Conflicten führen.

„Sociale Federzeichnungen aus dem modernen Leben" hat Niendorf sein Werk genannt. Dieses moderne Leben ist leider sehr oft höchst prosaisch, und was namentlich die zwei Erzählungen aus der Stadtvogtei betrifft, so ist es dem Verfasser trotz aller Anstrengung nicht gelungen, dieselben mit Hülfe von Fabeln aus der Welt der Sperlinge, Schwalben und Holzhäher dichterisch aufzuputzen. Das Gefängnißleben, den Diebstahl, das Walten des Zufalls, die dumpfe Verzweiflung des Proletariers dichterisch zu gestalten und ästhetisch genießbar zu machen, dazu gehört ein eigenes Talent.

Es bleibt die Muse ferne solchem Duft
Auf lichten Höh'n, in heitrer Himmelsluft.

Schon in den „Pickwickiern" erlahmt das Interesse und die poetische Kraft nimmt ab da, wo der Aufenthalt in Newgate geschildert wird.

Der Verfasser hat sein Buch seinem Freunde Berthold Auerbach gewidmet; unter Auerbach's Novellen aber sind gerade die tendenziösesten, wie „Die Sträflinge", den andern nicht ebenbürtig.

Wird einst der Beruf des Schönen,
Zu zerreißen statt versöhnen,
Zu verwildern statt zu mildern:
Dann wird Goethe nicht mehr sein,
Und wir andern gehn mit drein —

sagt Rückert und zwar mit Recht. Aber, könnte der Verfasser erwidern, ich habe meine Erzählungen nicht „Novellen" betitelt, sondern „Sociale Federzeichnungen", und hier handelt es sich vor allem um die geschichtliche Treue und objective Zeichnung. Gut; aber warum lesen wir dann in der ersten Erzählung „Wahl und Qual" S. 16, 35, 60 in der Anmerkung: „Thatsächlich"? Warum wiederholt sich diese Bemerkung in der zweiten Erzählung S. 123? Warum lesen wir S. 302 unten wieder „Eine wahre Thatsache"? Also doch Poesie? Wahrheit und Dichtung? Dichtung mit eingeschalteten Thatumständen? So werden wir hin- und hergeworfen und wissen nicht, wo wir halten sollen. Man kann den Geist der Gegenwart, die Bewegung der neuen Zeit poetisch darstellen, ohne der prosaischen Tendenzdarstellung zu verfallen, wie sich dies an Goethe und Schiller leicht nachweisen ließe. Der Verfasser scheint zwischen Prosa und Poesie, zwischen dichterischem Humor (vgl. besonders das gelungene Bild S. 135: „Zwei alte Bekannte") und prosaisch tendenziöser Satire zu schwanken. Eins verträgt das andere nicht, und niemand kann zwei Herren dienen.

Gustav Hauff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die leipziger Universität, welche durch die grassirende Choleraepidemie schwer heimgesucht wurde, hat einen neuen Verlust zu verzeichnen, den des Aesthetikers und Literarhistorikers Flathe. Dieser Gelehrte hat sich besonders durch seinen Commentar zu Shakspeare: „Shakspeare in seiner Wirklichkeit" (2 Bde., 1865), bekannt gemacht, in welchem die Erläuterung des „Hamlet" den Reiz der Originalität für sich hat. Flathe erklärte sich gegen alle bisherigen Hamlet-Commentare: Hamlet denke gar nicht oder kaum daran, sich zu rächen; Shakspeare's Tragödie habe von einem solchen Hamlet, wie die deutschen Aesthetiker ihn geträumt, nicht die leiseste Spur, nirgends sei eine Andeutung von einer sinnlichen Schwäche des Helden. Im Gegentheil, dieser erscheine als ein starkmuthiger junger Löwe, der weder Himmel noch Hölle scheue, als ein Gigant, wo es gelte, seiner Umgebung mit Muth und Entschlossenheit sich entgegenzustellen. Flathe suchte in dem Gegensatz zwischen Hamlet, dem Vertreter der mehr geistigen Richtung, und der Familie Polonius, als der Vertreterin eines sinnlichen Strebens, gleichsam die Grundspannung des dramatischen Bogens, der die Handlung trägt. Die Familie Polonius strebt nach königlicher Macht und Herrlichkeit; daher alle ihre Intriguen. Ophelia soll sich zurückziehen, damit Hamlet sich deshalb grämt und der König und die Königin die Ehe beschließen, um den Kranken zu heilen. Ophelia leistet den Berechnungen von Vater und Bruder schweigende Hülfe und wird zur Strafe dafür wahnsinnig. Flathe's Hamlet-Erklärung hat das Verdienst, von der gebahnten Heerstraße abzuweichen. Ja in mancher Hinsicht stimmt der neueste Hamlet-Erklärer, Sievers, mit Flathe überein, wenn dieser meint, daß für Hamlet, nachdem ihm seine Ideale an der rauhen Wirklichkeit zerscheitert, das Leben werthlos geworden sei. Ueber unsere eigene Stellung zu dem Hamlet-Problem haben wir uns oft genug ausgesprochen.

Nicht minder verschieden als die Ansichten über den eigentlichen geistigen Kern Shakspeare'scher Stücke sind die Anschauungen über das, was der Bühne der Gegenwart noththut. Oswald Marbach hat sich in seinen „Dramaturgischen Blättern" (Leipzig, Friese, 1866) über die jetzigen Bühnenzustände mit einer warmen, nur bisweilen über das Ziel hinwegschießenden Begeisterung ausgesprochen. Er gehört zu den entschiedenen Schwarzsehern, was unsere Theaterverhältnisse betrifft. Es wird viel gesündigt auf Hof- und Privatbühnen, namentlich aber sind die sogenannten Volkstheater der Residenzen, statt Träger einer selbständigen, aus dem Volke hervorgewachsenen Dramatik zu sein, die eigentlichen Träger des Verfalls der Bühnen geworden, indem ihre Leitung ebenso principlo is,

die Richtung der vorgeführten Geistesproducte auf die ge- sten Gelüste des großen Haufens speculirt. Doch deshalb ısere Bühne noch nicht dem Verderben rettungslos preis- en. Eine so schwarzgallige Anschauung ist nur möglich, man das Theater der frühern classischen Zeit im rosig- Lichte des Optimismus sieht. Ein genaueres Studium amaligen Theaterverhältnisse ergibt aber zur Genüge, daß großen und ganzen mit dem Geschmack der Menge nicht esser bestellt war als jetzt. Muster- und Studienbühnen inen Städten, wie die weimarische, waren damals so wenig ebend wie jetzt. In den großen Städten blieben die clas- Dramen, wie wir schon neulich erwähnten, seltene Aus- en. Auch vertheilten sich dieselben, wenn wir sie jetzt in Goethe's und Schiller's „Gesammelten Werken" auf l in der Hand halten, auf mehrere Jahrzehnte. Ja, der ihrer Aufführungen war durchaus kein rapider Rund- ber die Bühnen, wie man es jetzt von einer erfolgreichen it verlangt, sondern selbst manche erste Theater folgten m der Initiative von Weimar.

Mit Recht sagt Marbach: „Die Dichter müssen herrschen r Bühne." Dann aber fügt er hinzu: „Aber wer ist chter, und wo steckt er? Leider ist in der Poesie das Kunst- tsein noch viel mehr verloren gegangen als auf der — wir besitzen noch viele anerkannte und der Anerken- würdige Schauspieler, aber keinen dramatischen Dich- Die unter den lebenden Dramatikern, welche anerkannt , verdienen diese Anerkennung nicht, denn sie verdanken t dem Streben nach Kunst, sondern dem Haschen nach Gunst die erbärmlichsten Mittel, und die nicht anerkann- oeten zählen nicht. Gott behüte das Theater davor, in die Hände der armseligen Schlucker komme, die sich eten halten, weil sie einen Vorrath von landläufigen arten und von guten und schlechten Reimen zur Hand und für Dramaturgen, weil sie die große Entdeckung ge- aben, daß die Menschen im Theater nicht blos die Oh- ndern auch die Augen offen halten und daß die Augen hter zu befriedigen und zu täuschen sind als die Ohren! em Gebiete der Poesie gibt es nicht einmal isen — welche doch auf dem Theater zu finden sind nigstens durch Vorführung einzelner Gestalten eine Ah- on dem, was die Kunst leiste, lebendig erhalten."

:se Jeremiade zeigt nur, mit welcher Einseitigkeit auch , die das Beste wollen, über unsere neuere Literatur t. Es ist eine entschiedene Unwahrheit, daß wir keine chen Dichter haben. Die Dramen von Gutzkow, Laube, , Hebbel, Ludwig u. a. widerlegen diese Anklage voll- Sie mögen in Bezug auf Tiefe des dichterischen Ge- ht an die Dramen Schiller's und Goethe's heranreichen, übertreffen die zeitgenössischen Rivalen jener großen bei weitem und haben vor diesen die größere Geschlos- er dramatischen Kunstform voraus. An Virtuosen auf iete der dramatischen Dichtkunst fehlt es noch weniger. er Marbach meint, die nicht anerkannten Poeten zäh- , wenn er zu verstehen gibt, wir haben wol große aber niemand kennt sie: so hat es mit diesen oft wie- den Versicherungen einer im Incognito lebenden Schlupf- ste, die nur ihren Rock aufzuknöpfen braucht, um ihren zeigen, eine eigenthümliche Bewandtniß. Wer wollte daß es Talente gibt, denen nicht die gebührende Aner- zutheil wird? Doch werden sie wol meistens nicht uld daran sein, indem sie durch die Wahl unpopulärer er durch die dramatisch und theatralisch ungewandte ngsweise sich an den Aufgaben der modernen Kunst haben. Daß indeß echte Talente, die natürlich den Zusammenhang mit dem Geiste des Jahrhunderts be- nüssen, ganz unerkannt zu Grunde gegangen seien, en die Beispiele. Nur wo die Unart, mag sie einen lehrten oder irgendwelchen dilettantisch eigensinnigen Charakter tragen, das Talent überwuchert, da kann dies der Fall sein.

Den Marbach'schen Idealismus hat Karl Frenzel im „Deutschen Museum" in gewohnter geistreicher Weise zurecht- gewiesen. Doch können wir auch mit ihm nicht ganz überein- stimmen, was seine Anschauung vom Verfall des Theaters be- trifft. Mit Recht sagt er, das Theater ist abhängig vom Publi- kum, und mahnt die Dichter, moderne Formen zu finden zur Verklärung und Vergeistigung berechtigter Dichtgattungen, wie die Posse, denen sich die Sympathie des Publikums zuwendet, oder Stoffe aus dem socialen Leben zu ergreifen. Dagegen ist seine Behauptung, das „moderne Theaterpublikum, vom höchsten bis zum letzten, will keine Tragödien sehen", doch durchaus un- begründet. Man lese nach, wie viele Tragödien von Schiller und Shakspeare die großen Hoftheater von Wien, Berlin, Dresden im Laufe eines Jahres zur Aufführung bringen. Diese Zahl ist so bedeutend, daß sie allein Frenzel's Behauptung wi- derlegt. Trauerspiel bleibt aber Trauerspiel, ob classisch oder nicht; denn die Classicität ist nur der „verschönernde Rost der Jahrhunderte". Wollte das Publikum durchaus keine Tragödien sehen, so würden die Intendanten sie nicht aufführen; denn die Intendanten sind gute Finanzmänner, welche die Einnahmen ihres Budgets scharf ins Auge fassen. Daß aber Hebbel's „Nibelungen", Freytag's „Fabier", Uhland's „Ernst von Schwaben" nicht große Kassenerfolge ergeben haben, ist wol zu begreifen. Bei allem Talent dieser Autoren sind die Stoffe der erwähnten Dramen durchaus unmodern, und Freytag und Uhland zeigen überdies nur geringe Begabung für das tragisch Macht- volle und Erschütternde. Die Voraussetzungen der „Nibelun- gen" aber haben für unsere Cultur etwas Widerstrebendes. Wir brauchen Dramen, die von modernem Geist durchdrungen sind. Warum erhält sich Gutzkow's „Uriel Acosta", Laube's „Essex", warum Brachvogel's „Narciß" auf den Bühnen? Die Stoffe sind sympathisch und unserer Gedanken- und Em- pfindungsweise homogen. Darum mögen die Dramatiker nur sympathische, der neuern Zeit und ihrer Cultur angehörige Tragödienstoffe wählen, im übrigen aber den trefflichen Rath Frenzel's befolgen, die Posse und das sociale Schauspiel in würdigern Formen zu beleben! Es steht nicht so schlimm mit dem Verfall der Bühne, wie man von allen Seiten klagt; am wenigsten aber sollte man den Teufel fortwährend an die Wand malen, bis er eines Tags selber erscheint.

Bibliographie.

Aebi, J. L., Dr. J. Paul Vital Troxler. Ein Nekrolog. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 9 Ngr.

Alzog, J., Grundriss der Patrologie oder der ältern christlichen Literärgeschichte. Freiberg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr.

Badewitz, K., Dakoromanien (Rumänien) und seine Beziehungen zum Deutschthum. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 3 Ngr.

Baumgärtner, H., Dramatische Schriften und Studien über das Leben. 3tes Bdchn.: Der Kaiserhof zu Palermo. Ein Charakterbild aus der Hohenstaufenzeit, 1225. Zwecke und Mittel in der Natur. Eine Studie. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Bayern, Preußen und Deutschland. Votum eines Süddeutschen. Erlangen, Enke. Gr. 8. 3 Ngr.

Beiche, W. E., Der deutsche Krieg im Jahre 1866. Nach den geschichtlichen Quellen zusammengestellt. Ein Gedenkblatt für das deutsche Volk. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 9 Ngr.

Sachsen und der norddeutsche Bund. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Schöffer, A., Die große Entscheidungsschlacht bei Königgrätz in Böhmen am 3. Juli 1866 zwischen den k. preußischen und den k. k. österreichischen Armeen in Verbindung mit den k. sächsischen Truppen. Nach genauen Berichten zusammengestellt. Kassel, Meßner. 8. 4 Ngr.

Schulze, H., Die Friedensbestimmungen in ihrem Verhältnisse zur Neugestaltung Deutschlands, geschichtlich und politisch erörtert. Breslau, Korn. Gr. 8. 6 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, David Waldner. Roman. Aus dem Schwedischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 1867. 8. 3 Thlr.

Segesser, A. P. v., Studien und Glossen zur Tagesgeschichte. Die Monarchie und die Republik in Europa und Amerika 1866. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 10 Ngr.

Ulrici, H., Gott und die Natur. 2te, neu bearbeitete Aufl. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 25. October 1866.

Inhalt: Ein norwegischer Dramatiker. Von **Rudolf Gottschall.** — Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs. Von **Adolf Stern.** Erster Artikel. — Musikalische Literatur. Von **Hermann Zopff.** — **Feuilleton.** (Petöfi über Goethe und Béranger.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Ein norwegischer Dramatiker.

1. Dramatische Werke von Björnstjerne Björnson. Aus dem Norwegischen übertragen von Edmund Lobedanz. Drei Theile. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1866. 8. 24⅓ Ngr.
2. Maria Stuart in Schottland. Von Björnstjerne Björnson. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. H. Berlin, Nicolai. 1866. 8. 25 Ngr.

In dem Dichter Björnstjerne Björnson hat die norwegische Literatur einen begabten Vertreter gefunden, welcher das Streben derselben, sich von der dänischen zu emancipiren, durch das ganze Gewicht seines Talents unterstützt. Wer sich das norwegische Berg- und Küstenland mit seinen jäh hervorspringenden Meeresklippen, seinen von schroffen Felsen umrahmten Fjords, seinen sich der Mitternachtssonne entgegenstreckenden Schnee- und Eisgebirgen, um welche doch oft wieder eine magische, warme Beleuchtung schwebt, vor die Seele führt: der findet in diesem Naturbilde das Bild des Dramatikers widergespiegelt, der ebenso schroff, markig, abgerissen, mit einer düstern Energie, die oft frösteln macht, eine warme Magie des Phantasie- und Gemüthslebens verbindet. Freilich, die Temperatur, in welcher harmonische Kunstwerke gedeihen, fehlt dieser sich in Extremen bewegenden Welt — und so haben auch die Dramen Björnson's in ihrer Entwickelung etwas Gewaltsames, Springendes, in ihren Abschlüssen etwas Unfertiges, Unbefriedigendes; der Dialog in denselben ist meistens von ausnehmender Knappheit, von einem Lakonismus, dem es an einzelnen Stellen nicht an dramatischer Kraft fehlt, der an andern aber wieder arm und dürftig erscheint; dagegen pulsirt in den Monologen eine skandinavische Lyrik, eine oft warme Sprache der Empfindung und des Affects.

Die Helden in Björnson's nordischen Dramen sind von einem eigenthümlichen Guß, der manche trübe und seltsame Blasen treibt; sie haben etwas Specifisches, Altgermanisches, welches das rein Menschliche nur unregelmäßig widerspiegelt. Die Mischung des Wilden und Sanften, des Grausamen und Zarten in ihnen entspricht nicht mehr den Mischungsverhältnissen unserer Zeit. Wenn der norwegische Geist in diesen Zügen seinen ursprünglichen Nationalcharakter wiederfindet, so mag ihnen eine nationale Berechtigung nicht abgesprochen, die allgemein menschliche Bedeutung derselben muß jedoch in Abrede gestellt werden. Der Uebersetzer Lobedanz sagt in der Einleitung über diese „nordgermanische" Charaktereigenthümlichkeit:

> Fragt man nun, wodurch sich denn das nordgermanische Wesen vorzugsweise charakterisirt, so kann man in Kürze ungefähr antworten: es besteht meist in einer eigenthümlichen Mischung von Thatendrang, Schwermuth und Trotz, von kindlicher Hingabe und natürlicher Frömmigkeit, von königlichem Hochsinne und ungeheuchelter resignirter Todesverachtung, welche jedoch plötzlich in furchtbare Grausamkeit und die unbändigste Wildheit, die sogenannte Berserkerwuth, umschlagen kann und dabei sich meistens wortkarg, oft selbst in trotzigem oder verschämtem Schweigen verhält, während es zugleich trockenem, anspruchslosem Humor unendlich zugethan ist und vor Musik, Gesang oder weiser Rede sich völlig gebändigt oder bezaubert fühlt. Alle diese Züge, von denen die dänisch-schwedische Alltagsliteratur männlicher und weiblicher Blaustrümpfe in ursprünglicher Kraft so gut wie nichts enthält, finden sich nun in wunderbarer Reinheit und Gewalt bei Björnson.

Björnson wird von Lobedanz als der bedeutendste Vertreter einer Reaction gegen das „Südgermanenthum" bezeichnet, „daher sein gewaltiger Erfolg im ganzen Norden, welcher gerade jetzt lebhafter als je empfindet, wie sehr Oehlenschläger und Tegnér von südgermanischem Wesen getränkt sind, wie sie denn auch selbst kein Hehl hatten, daß sie durch deutsche Dichter einen großen Theil ihrer Anregung erhielten".

Wir sind nicht der Ansicht, daß im Zurückgehen auf eine nationale Besonderheit, die durch die Culturströmung mehr und mehr ausgelöscht ist, ein Fortschritt der Poesie liegen kann. Die Poesie soll dem Genius ihrer Zeit gehorchen und den nationalen Geist widerspiegeln, wie er in dieser Zeit sich herausgebildet hat. Namentlich die Bühne soll nicht die graue Vorzeit, nicht die Helden aus den Hünengräbern heraufbeschwören, sondern uns Männer und Frauen, Sitte und Leben vorführen, womit wir unmittelbar mitempfinden können. Wenn die dänische und norwegische Poesie mit Vorliebe zu den alten Sagenstoffen zurückkehrt, uns bald die Riesen der Edda, bald

spätere, doch nicht minder im Nebel einherschreitende Helden der Vorzeit auf die Bühne bringt: so können wir hierin nicht mehr als poetische Studien sehen, ähnlich wie die antikisirenden und altgermanischen Studien der deutschen Dramatiker. Wenn das skandinavische Leben der Neuzeit keine eigene Poesie zu entbinden vermag, so mögen die Poeten lieber allgemein menschliche Stoffe wählen, die bei andern Völkern spielen, als Stoffe der Urgeschichte, denen meistens eine etwas barocke Kraft „angekränkelt" ist.

Wir halten daher jene „nordgermanische Reaction" für eine künstliche, solange man uns nicht beweisen kann, daß die heutigen Norwegerinnen derartige Megären sind, die ihre eigenen Söhne mit blutigen Hemden vergiften, und die heutigen Norweger solche wilde und grausame Piraten wie ihre von der Dichtung gefeierten Altväter. Soll aber das „Nordgermanische" nicht in der Wahl dieser alterthümlichen Stoffe, sondern in der Behandlungsweise bestehen, die nach urväterlicher Kraft ringt und das Harte und Schroffe dem Weichen und Harmonischen gegenüberstellt, wie sich das letztere bei Tegnér und Oehlenschläger findet, so ist dies Streben doch allgemein ästhetischen Maßstäben unterworfen und mag für berechtigt gelten, wo es frische Naturwahrheit an die Stelle einer aufgeschminkten Sentimentalität setzt, muß aber zurückgewiesen werden, wo es die harmonischen Linien ins Eckige zieht und durch das Unvermittelte, Plötzliche Effect zu machen sucht.

Björnson's Hauptwerk ist die Trilogie „König Sigurd", welche den zweiten und dritten Theil der Lobedanz'schen Uebersetzung bildet. „König Sigurd" ist ein Thronprätendent, wie sie in damaliger Zeit, wo die Legitimität noch nicht auf einem rocher de bronze etablirt war, in Norwegen keine Seltenheit waren. Halbblut und Bastardblut, mit einigem trotzigen Bewußtsein, genügte, um Ansprüche auf die Thronfolge geltend zu machen. König Sigurd ist kein falscher Smerdes, Sebastian oder Demetrius. Er erfährt gleich in dem Vorspiel „Sigurd's Flucht" von der eigenen Mutter, daß sein Vater der Gatte ihrer Schwester, der König Norwegens, Magnus Barfod war. Sigurd fühlt sich auf einmal mit Sanct-Olaf verwandt und nach einigen Präcedenzfällen in der norwegischen Geschichte berechtigt, von seinem jüngern Bruder einen Theil des Reichs zu verlangen. Während er sich im Thatendrang bereits einen lustigen Bürgerkrieg ausmalt, während sein Stolz sich dagegen aufbäumt, des Bruders Vasall zu sein:

Nein, nimmer!
Ich fühle jetzt schon, wie die Erde brennt!
Kann ich vor meinem eignen Tische betteln?
Kann ich in meinem eignen Hause dienen?
Soll ich den Bügel halten meinem Bruder
Und dienstbar hinten stehn, wenn er voll Stolz
Zum Ziel der Ehre eilt? Soll seines Rosses Huf
Zum Abschied mich bespritzen? . . . Ha, verfluchte
Gedanken werden wirbelnd mich umsausen,
Der Wolke Staubes gleich um seinen Helm —
Schon fühl' ich sie im Innern! —

ertönt der Gesang der nach Palästina wandernden Kreuzfahrer, denen sich auch Sigurd anschließt:

Wenn ich zur Heimat kehr', bin ich ein Feldherr,
Groß wie der König selbst; wenn nicht — so kommt
Mein Ruhm mit Flor umwunden ohne mich!

Sigurd nimmt von seiner Mutter einen zärtlichen Abschied; die Abenteuerlust, die Sehnsucht nach der Fremde ist nicht ohne dichterischen Reiz in dieser Schlußscene ausgeprägt. Doch wer nun erwartet hätte, in dem zweiten Theil der Trilogie dem tollen Sigurd unter Palmen zu begegnen, der fühlt sich gewiß getäuscht, wenn er unsern Abenteurer jetzt in Schottland trifft, wo derselbe als eine Art von Condottiere sich am Kriege zwischen zwei Brüdern, Jarls der Orkneyinseln, betheiligt, sein Herz einer holden Blume der Orkneyinseln schenkt, doch, abermals durch den Gesang der Kreuzesbrüder gemahnt, seiner Liebe entsagt und sich an der Pilgerfahrt nach dem Heiligen Grabe betheiligt. Der gleiche Abschluß des zweiten und ersten Theils deutet auf eine gewisse Armuth an Erfindung und auf eine störende Monotonie der dichterischen Conception.

Im ersten Act dieses zweiten Theils: „Sigurd in der Fremde", befinden wir uns in einer etwas unheimlichen barbarischen Umgebung. Frakark, die Schwester der Fürstin Mutter, näht an einem Hemde, das, wie wir später erfahren, mit dem Nessushemde des Hercules eine bedenkliche Aehnlichkeit hat. Darauf kommt der etwas geistesschwache Jarl Harald mit seinem Begleiter, dem Knaben Svenn Asleifsson, und beide freuen sich darauf, einen gefangenen Wolf recht langsam zu Tode zu martern. Svenn macht allerlei Vorschläge als maître de plaisir, wie man dies Schauspiel pikant machen solle: erst Messer an lange Stangen binden und ihn damit spießen, dann das Thier mit Feuer überschütten, dann es zwicken, daß es wüthend beißt auf Stangen, die mit Stacheln gespickt sind. Das sind nun keine Barbaren — Jarl Harald ist im Gegentheil der edle Charakter, der sich für seinen Bruder opfert, indem er statt seiner das brennende Hemde anzieht, das die eigene Mutter und ihre grausame Schwester für jenen bestimmt hatten. „Die Ate dieses unglücksel'gen Kriegs", die schottische Isabeau, ist jene Frakark, deren Heimtücke und Niedertracht der Dichter durch die folgende, hochschottisch-aristokratische Weltanschauung einigermaßen zu rechtfertigen sucht:

Die Ewigkeit des einzelnen ist mir
Noch nicht so klar und sicher, was man auch
Darüber hören mag; doch fürs Geschlecht
Glaub' ich an eine Ewigkeit. Dein Wirken —
Sä's in den Acker des Geschlechtes, und
Der Herbst und Frühling des Geschlechtes nimmt's
Aus deiner Hand: der eine, um's zu häufen
In reicher Scheuer, und der andre, um
Für künft'ge Enkel neue Saat zu legen.
Nach allen Seiten ist das Leben nur
Ein ew'ger Kampf verschiedener Geschlechter:
Mit größtem Stolze brechen sich die Wogen
Gegen die Throne. Sieh, zwei Kön'ge kämpfen,
Und ganze Reihen von Geschlechtern, bis
Zu niedern Bauern, nehmen theil daran;
Und die gewinnen, treiben jene, welche
Verlieren, fort von Haus und Eigenthum.
Doch kaum noch feierten sie ihren Sieg,

lls schon der Vorrang wieder sie entzweit.
So, Ring an Ring, in Ketten, wogt das Leben,
Geschlechter ziehen andre mit sich fort,
Bald auf zum Thron, bald nieder in den Abgrund!

s ist eine durchaus unsympathische Gesellschaft, in s der Dichter führt. Freilich fehlt es diesen Frauen-en nicht an einer gewissen Größe; doch ist es nicht das sagenhafte Maß der Brunhilden, es ist nur on den Criminalgesetzbüchern emancipirte vorzeitliche sfreiheit, die vor keinem Verbrechen zurückbebt. igurd selbst spielt in dieser Familientragödie nur cundäre Rolle; er wird als Gast in die alte Halle irstinnen eingeführt und erhält dort den ersten Platz sche wie auf dem Lager, der sonst Svenn Wiking it. Dieser, zum andern Jarl nach den Orkney-gesendet, kehrt zurück, beklagt sich, daß ein Frem-ten Platz eingenommen, und geräth mit Sigurd in Zwist, der folgenden Verlauf nimmt:

e eine Katze sprang der Fremde auf ihn,
; ihn mit sich zu Boden, selber unten,
) dann mit Füßen und mit Armen auf
; andern Brust; dann hob er ihn empor
; schleudert' mächtig ihn zwei Ellen fort,
ob sich dann, eilt' hin und zog sein Schwert,
setzt's ihm auf die Brust!

ch diese Großthat lenkt Sigurd die Augen aller ; ihm wird der Oberbefehl im Kriege gegen den n Bruder anvertraut; er führt sein Heer zum nd erobert das halbe Land. Doch gegenüber den n der liebenswürdigen Frakark, die hinter seinem den Hauptrathgeber des Jarls von den Orkney-itte ermorden lassen, obgleich Sigurd sich für ihn hatte, beschließt er, die Brüder miteinander zu t. Die Menge will Sigurd selbst zum Jarl, er-auf den Schild; er hält in der That die beiden n in Haft und dictirt einen Frieden, wonach ider die Inseln gemeinschaftlich auf einem Herren-eren, die Mitschuldigen an Thorkel Fostre's id auch er, Sigurd selbst, für immer von den erbannt sein sollen. Jarl Harald unterschreibt nügen diesen Vertrag, „mit großen Zügen"; doch reut Sigurd sein eigener Edelmuth; er hat ent-; die schöne Audhild, auch ein Fürstenkind von neyinseln, ihn liebt, und will nun bleiben und hoheit der norwegischen Könige über diese In-inen Gunsten geltend machen. Als indeß Ha-brennende Hemde anzieht, um statt des thatkräf-ders zu sterben, als Sigurd „inmitten Leichen und r Plane" steht, da kehrt er den Orkneyinseln Liebe unter dem Kreuzesbanner den Rücken. Stück hat ein interessantes Charakterbild — das ist hsinnige Harald, dessen Opferthat einen grausig Eindruck macht. Diese Figur ist mit Liebe ge-ir wissen nicht, ob die Skalden von ähnlichen gesungen haben, uns erinnerte sie an manche der neufranzösischen Romantik. Nächstdem hat von Sigurd und Audhild etwas Anheimelndes. ichen der Liebe in dieser Nordlandstochter ist mit seiner psychologischer Kunst geschildert — namentlich das jungfräulich Herbe bei ihrem ersten Auftreten. Hier kommt die lakonische Knappheit des Ausdrucks, die dem Dichter zu Gebote steht, ihm sehr zu statten.

In der dritten Abtheilung der Trilogie „König Sigurd" erhalten wir endlich die Tragödie des Prätendententhums. Sigurd verlangt seine Anerkennung, der König umarmt ihn nach langem Zögern als Bruder, läßt ihn dann aber unter der Anklage eines auf den Orkneyinseln verübten Mordes verhaften. Sigurd entkommt auf dem Meere und ermordet dann den König. Es folgt ein Bürgerkrieg und die Niederlage des Prätendenten, die wir indeß nicht sehen, sondern uns nur als bevorstehend denken müssen. Ein Wiedersehen zwischen Sigurd und seiner Mutter schließt die Tragödie.

Die Unfähigkeit des Dichters zu einer echt künstlerischen Composition mit sich steigernder Spannung tritt uns aus diesem Stück unabweisbar entgegen. Die beiden letzten Acte verlaufen matt im epischen Sande; der Abschluß fehlt gänzlich; denn das Drama muß mit einem fait accompli abschließen, alles Künftige, wenn es auch als noch so wahrscheinlich in Aussicht steht, bleibt immer ein Ungewisses, das der Zufall kreuzen kann, und deshalb ein Unbefriedigendes.

Dieselbe Ungleichheit, die sich in der Composition zeigt, macht sich auch in Bezug auf die dramatische Diction geltend. Der Dialog bewegt sich fast in lauter Lakonismen; er ist von einer Kürze, die bisweilen prägnant ist, ebenso oft aber das dramatische Pathos verschluckt, wo es voll zum Ausdruck kommen sollte. Der Stil der genialen Abbreviatur wird zwar von einer gewissen kritischen Richtung gerühmt und ist sehr beliebt bei unsern Kraftdramatikern; da er aber das Muster der antiken Tragödie, Schiller's und selbst Shakspeare's gegen sich hat, so wird man ihm wol jede Berechtigung abstreiten dürfen. Hegel sagt in seiner „Aesthetik" mit Recht, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse. Einen Schritt weiter auf diesem Wege der Naturkraft und Naturwahrheit — und wir kommen bei jenen Naturlauten und Interjectionen an, wie sie sich in der That in einzelnen Stücken Klinger's, z. B. den „Zwillingen", zur Genüge finden. Und noch einen Schritt weiter, so haben wir die Pantomime statt des Dramas.

Auf der andern Seite holt Björnson in den Monologen das Versäumte nach; sie sind wortreich, lyrisch schwunghaft, von farbensatter Ausführung. Der erste Monolog in der Höhle soll den Königsmord motiviren er erhält durch die Doppelseherei etwas Unheimliches, Gespenstiges. Wir theilen hier die zweite Hälfte desselben als Probe für den dramatischen Stil Björnson's mit:

Ein König! Ha, was dacht' ich mir nicht oft,
Wenn ich mir einen König dachte! Wo
Ich war, in jedem Lande, sucht' ich Perlen
Für seine Krone, große Männer gaben
Für seinen Scepter Weisheit, jegliches
Vortreffliche Gesetz, das mir bekannt ward,
Braucht' ich zum Schmuck für ihn und ew'gen Ruhme.
Doch als ich endlich meinen Thron erreicht,

Da war ein Pilz hinausgekrochen. Soll
Ich den nun sitzen lassen und selbst fliehen?
Nein, bei dem Gotte der Gerechtigkeit,
Bis hierher und nicht weiter! Ha, von heute
Muß ich der Jäger sein, sie mögen sehen,
Wo eine Höhle ihnen Zuflucht gibt!
Ausbrechen will ich jetzt die Königsburg,
Hinein soll strömen jetzt der Rechenschaft
Scharfkalte Winterluft in ihre Höhlen.
Noch mehr: ich werde stürzen diese Reste
Der Schmach und Schande aus den offnen Fenstern,
Wie jener Rächer Israels! Er selbst,
Sein hoher Rath wie seine Diener, große
Und kleine, sollen fühlen meinen Zorn,
Wie sie sich sättigten in Schuld und Schande!
Was jetzt unglücklich ist, soll glücklich werden,
Nicht soll es schluchzen mehr im dunkeln Winkel.
O weh, ich hör' es weinen bis hierher
Von jenem Kloster auf dem Nidarholme! —
Magnus! Ha, achtzehn lange Jahre saß er
In öder Nacht der Blindheit; ich will ihn
Auf Sammetkissen tragen zu den Freunden!
Doch jeder Mann, der ihn verließ, soll — sterben,
Und jeder, der uns beiden trotzt, soll — sterben,
Und wären's auch zehntausend! — Ha, wer blickt
Mich grausig an im Winkel dort?

Kann man
Sich selber sehn? — — Ha, Fieber aus der Kälte!
Seh' ich mich selber heute erst, wer war ich
Denn gestern noch?

Ha, eine Offenbarung
Hat jegliches Geschlecht, der einzelne
Kennt andre nicht als die, und kann denn auch
Dadurch allein sein Schicksal recht verstehen.
Das darf ich eine Offenbarung nennen,
Nach funfzehnjähr'ger Flucht hierherzukommen! —

Hier sollt' ich schleifen meines Willens Schwert
Auf diesem Eise einer grausen Nacht!
Und dieser Zufluchtsort ist ausgehöhlt
Durch ew'gen Tropfenfall in tausend Jahren
Für die Bestimmung dieser Schreckensnacht! —

Schon wieder da! Bist du ein andrer denn
Als mein Gedanke selbst? Komm her zu mir!
Zwei Schritt nur, daß ich seh', du seiest wirklich!
Du willst? —

Man sagt, nur wer am Sterben ist,
Sieht so sich selbst. Soll ich denn also sterben?
Ich sehe mich jetzt selbst, ich heb' die Hand
Und senk' sie wieder. Ach, ich bin wol krank,
Muß Leute suchen, die mich retten können.
Mich friert, ich will mich setzen; — siehe da,
Er, dort im Winkel, setzt sich auch. Ich bebe,
Und dennoch brennt mein Kopf, ja brennt
Mit Funken, hunderttausend kleinen Lichtern.
O, sollt' ich nun doch sterben! Warum starb ich
Denn nicht im Wasser, warum tödteten
Mich nicht die Buben? Nein, ich soll nicht sterben,
Doch, ich soll leiden! Graute doch der Tag,
Dann gibt's ein Werk für mich, ich will's vollführen!

Der zweite, nicht minder umfangreiche Monolog im fünften Act spricht die Verzweiflung des unterliegenden Prätendenten aus, die bisweilen einen elegischen Hauch athmet. Uns wollen indeß Stellen wie die folgende:

Wie dieser herbstlich stille Abend mir
Versöhnung in die Seele träufelt! Sonne
Und Meer und Strand und wieder dann die Sonne
Sind alle wie Gedanken Gottes schön,
Zusammenschmelzen sie, wie sind sie herrlich! —

zu modern sentimental für einen alten Nordlandsrecken erscheinen, der nicht nur seinen König umgebracht hat, sondern auch ein gar grimmer Wütherich geworden ist.

Der gelungenste Charakter in dieser Tragödie ist König Harald Gille, wie überhaupt Björnson in der Zeichnung derartiger Charaktere mit bizarren Zügen eine nicht gemeine Kunst der Charakteristik besitzt. Dieser Harald Gille ist dem Anschein nach ebenso geistesschwach wie Jarl Harald im zweiten Stück der Trilogie. Wenn sich indeß dieser zu einer großen heroischen That aufrafft, so begeht jener einen Act der Perfidie, indem er den Halbbruder nach der Versöhnung des Mordes anklagen läßt. Das norwegische Hofschranzenthum ist zwar sehr pikant im ersten Act geschildert, doch etwas zu modern. Es ist hier Versailles im Costüm der alten Nordlandsrecken.

Die dreiactige Eifersuchtstragödie: „Hulda“, erscheint uns in Bezug auf tragische Kraft bedeutender als „König Sigurd“. Auch ist der dichterische Ausdruck in derselben von höherer Prägnanz und Schönheit. Björnson ist vielleicht der einzige Dramatiker, der es wagte, für eine Tragödie eine mit einem körperlichen Gebrechen behaftete Heldin zu wählen. Seine „Hulda“ ist eine lahme Nordlandsschönheit, dabei von wilder leidenschaftlicher Glut. Die Katastrophe am Schluß, wie sie sich mit dem Geliebten dem Flammentode weiht, ist dramatisch effectvoll; das Colorit, trotz seiner skandinavischen Färbung, doch warm und lebhaft. Freilich die Fabel geht nicht über die trivialen Motive der Eifersuchtstragödien hinaus, und die Belauschungsscene, in welcher sich der tragische Knoten schürzt, erscheint für die Würde der Tragödie zu niedrig. Doch die psychologische Feinheit und Gewaltigkeit, mit welcher der Charakter der Hulda ausgeprägt ist, entschädigen für die etwas verbrauchten Grundlagen des dramatischen Stoffs. Das Lied von Niels Finn, das Gunnar singt, nennt Lobedanz in der Einleitung eine Art Ballade, „die man neben Goethe's «Erlkönig» stellen darf, und die zu dem sagenmäßigen Untergange der Hauptpersonen, durch Einbrennen in dem norwegischen Balkenhause, in dem wirksamsten Contrast steht“.

Ueber das einactige Drama: „Zwischen den Schlachten“, wollen wir ebenfalls das Urtheil des Uebersetzers mittheilen:

„Zwischen den Schlachten“ führt uns episodisch die norwegischen Bürgerkriege des frühesten Mittelalters und die Heldengestalt des populärsten norwegischen Königs Sverre Sigurdsohn vor. Sverre, der vom Mönch zum Häuptlinge und König wurde, dem Recht seiner Geburt und seiner hohen geistigen Bedeutung gemäß, ist ganz im Sinne der Chronik dargestellt. Obgleich der Schauplatz des Stücks in einer Stube ist, sehen wir doch, durch die wenig Worte brauchende Kunst des Dichters, lebendig den historischen und landschaftlichen Hintergrund, die beiden Heere zu beiden Seiten des Gebirgs, den Heldengeist, der Sverre's Krieger beseelt, die Armseligkeit der Gesinnung bei denen des Magnus, denn — wie der Herr so der Diener. Wir sehen vom Gebirge ins Land: der Schnee, in welchem Thorkel stecken blieb, bedeckt alles in lebensgefährlicher Höhe, die Flammen der brennenden Bauerhöfe lodern im grausigen

satz gen Himmel, das Geheul der hungerigen Wölfe kommt insamen, verschont gebliebenen Wohnungen immer näher! auf diesem reichen, schönen Hintergrunde nun die durch seitige, aus den edelsten Motiven entspringende Eifersucht te idyllische Liebe Halvard's und Inga's — wahrlich, man : als ein Stein geboren sein, um nicht in tiefster Seele ch bewegt zu werden! Daß sich dann Halvard's männlich Sehnsucht, an dem Kriege für Sverre's gerechte Sache und person theilzunehmen, mit seiner Liebe zu Inga vereiniißt, wie die ihrige zu Vater und Gatten, gibt die schönste z, und daß der Conflict sich spannt durch das dem norhen Wesen eigenthümlich trotzige Schweigen, macht das endlich echt national.

dies Urtheil ist etwas überschwenglich. Das Stück ist ohne dramatisches Leben, die Handlung greift inner; doch finden wir gerade hier das nordische Coweniger glänzend als in Björnson's andern Dramen. achdem wir den Dichter im Costüm der heimatlichen , in alterthümlich-nordischer Gewandung vor uns , sodaß er fast mit seinen Stoffen und mit dem dischen Geist verwachsen erscheint, ist unsere Erwarnicht gering, wie er sich in der Darstellung eines ausnehmen werde, welcher der Neuzeit angehört är den die dichterischen Runen der Skaldenpoesie n sind.

as Drama: „Maria Stuart in Schottland" (Nr. 2), zt von J. H., behandelt denselben Stoff, wie Hans 's „Maria Stuart", die Jugendgeschichte der schotKönigin, die Voraussetzungen, auf welche die TraSchiller's fortwährend zurückweist. Diese Jugendte ist abenteuerlich, dramatisch lebendig, bunt bedoch es fehlt ihr der Abschluß. Maria Stuart erh an die schottischen Lords; es ist dies mehr ein ches Ende der Verwickelungen als eine innerliche Ueberhaupt ist Björnson kein Meister der dran Composition, wol aber des dramatischen Chamäldes. Die drei Liebhaber der Schottenkönigin, Darnley und Bothwell, namentlich der letztere, stalten von schärfstem Gepräge. Darnley's Schwäche othwell's Kraft bilden einen wohlberechtigten ConBothwell erscheint als ein Abkömmling der alten :; ihm hat der Dichter etwas von der Starrheit rnen Energie seiner Sigurds und Huldas gegeben:

uns herrschen Mächte — ewige oder irdische, woher hin; doch von dem Moment an, wo mein Wille seine trieb in die brennenden Fragen unserer Landespolitik, ihn wachsen gesehen weit hinaus über sie mit blutStamme, aber mit starken Aesten. Das nordische Wiſecht, welches die See hier ans Land warf und von abstammen, war auch solch ein Baum des Willens, festbiß in die Klippen, und in seinem Schatten baut Volk seine Hütten. An ihre eigene Stärke glaubten ihr Glaube ward allmächtig. Einstmals suchte ich im it der Flotte Schutz unter den Orkneyinseln, das Meer s wie Federbälle, die Wolken trieben wie nasse Segele Brandung brüllte an der baumlosen, schroffen Küste: ich die Gegenwart meiner Ahnen und beschloß, mich en wie sie, den Willen der Elemente vor meinem stärzeugen. Das ist's, was ich jetzt wieder versuche. Dieschlug die Feinde der Königin; er war der Becher, dem ich sie den Zaubertrank kosten ließ, der ihre Sinne berauschte; sie flieht davor, aber stürzt und muß ihn zu Hülfe rufen.

Ebenso sind Murray und Knox gelungene Porträts. Die Königin selbst sehen wir leidenschaftlich erregt, schwankend in ihren Neigungen, hin und wieder mit einem Anflug von Größe oder mindestens von der Glorie des Glaubens an ihr göttliches Recht umgeben; doch bleibt sie im wesentlichen passiv, keine entscheidende That geht von ihr aus, es ist mehr eine Folge von Neigungen, von Liebeshändeln, die sich in novellistischen Situationen aneinanderschließen. Den einzelnen Scenen fehlt es nicht an dramatischer Lebendigkeit, es sind oft glückliche Schlaglichter aufgesetzt; doch sie bilden keine elektrische Kette von dramatischer Spannung — am wenigsten vom Blitze eines ethischen Grundgedankens durchzuckt. Es herrscht eine wilde Gewissenlosigkeit in dem Drama; die Ermordung Darnley's, welche den Schluß des vierten Actes bildet, wird weder von Bothwell noch von Maria Stuart im letzten Acte erwähnt — es ist in dieser Königin etwas vom Holz, aus dem die reuelosen Heldinnen der Orkneyinseln geschnitzt sind, obgleich sie durch ihre Leidenschaft schwach wird und nicht stark wie jene.

Björnson bleibt immerhin eine interessante Erscheinung, und seine Dramen verdienen wol, in Deutschland gekannt und gelesen zu werden. Unleugbar besitzt er eine originelle Dichterphysiognomie, von schroffem aber markigem Gepräge, zugleich von einer gewissen unharmonischen Zerrissenheit der Composition und der Darstellungsweise. Wir werden ihn in Deutschland zu den Vertretern der originellen Kraftdramatik rechnen, die aber hier im altnordischen Nationalcostüm auftritt. **Rudolf Gottschall.**

Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs.

Erster Artikel.

Die Geschichte des Abfalls der Niederlande wie jene des Dreißigjährigen Kriegs, überhaupt die Gesammtgeschichte der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, gehört zu den Perioden historischer Forschung und Darstellung, deren Bewältigung im Detail erst in unsern Tagen möglich geworden ist. Erst seitdem sich die Archive erschließen, die Originaldocumente der Zeit in immer reicherer Fülle an das Licht treten, die seither verborgenen Motive und Beziehungen sich enthüllen, die Charakteristik der leitenden und handelnden Persönlichkeiten durch Kenntniß ihrer Correspondenz neue Anhaltspunkte gewinnt, erst seitdem wird es möglich, die Einzelgeschichte dieser Zeit und namentlich ihrer beiden wichtigsten Ereignisse: des niederländischen Unabhängigkeitskampfes und des großen deutschen, des Dreißigjährigen Kriegs, zu schreiben. Zwar fehlt noch viel, daß alles Material in den Händen der historischen Forschung befindlich wäre, und namentlich die vaticanischen Archive mögen dereinst klare Aufschlüsse gewähren, wo auch jetzt noch Vermuthungen, Hypothesen zurückbleiben. Wie groß die Ausbeute des thatsächlich Neuen, seither ganz Unbe-

kannten oder doch höchst unvollständig Bekannten gegenüber den früher vorhandenen Unterlagen ist, davon legt ein und das andere der hier anzuzeigenden Werke Zeugniß ab.

Die historische Wissenschaft der Neuzeit hat einen allerdings immer unverkennbarern Zug, diese Ausbeute der Archive zu überschätzen und den reichen Gewinn, den sie im einzelnen macht und noch machen wird, der ältern historischen Literatur gegenüber allzu hoch anzuschlagen. Und doch erweist jede neue, wenn auch noch so treffliche Darstellung, daß die gleichzeitigen, die den Ereignissen unmittelbar folgenden Schriftsteller, wie lückenhaft ihre Detailkenntniß, wie unsicher ihre Documente, wie befangen ihr Urtheil über Einzelheiten gewesen sein mögen, die entscheidenden Thatsachen und die leitenden Strömungen der Ereignisse ebenso wohl erkannt haben als ihre Nachfolger, denen freilich für die Vervollständigung der Einzelheiten ganz andere Mittel zu Gebote stehen und täglich neu erwachsen. Ohne daher den Werth dieser Archivforschungen im mindesten schmälern, ihre hohe Bedeutung für die historische Wissenschaft auch nur entfernt verkennen zu wollen, dürfen wir zu keiner Zeit vergessen, daß unter den Details das Ganze der Darstellung, unter den Modificationen der einzelnen Urtheile das historische Urtheil selbst nicht leiden darf. Daß eine Reihe von sonst trefflichen Werken dieser Gefahr sehr nahe gekommen ist, wird niemand bestreiten wollen.

Die Geschichte des niederländischen Befreiungskampfes, noch mehr die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs und seine Vorgeschichte bieten hierfür einen überraschenden Beweis. Die Fülle neuerforschter Details über diese großen Ereignisse scheint in einem gewissen Sinne lähmend und verwirrend auf die historische Wissenschaft zu wirken. Und doch erwächst derselben aus eben dieser Fülle, aus der Voraussicht, daß dieselbe noch beträchtlich gesteigert werden muß, eine immer stärkere Verpflichtung, die leitenden Gesetze dieser großen Bewegungen niemals zu vergessen, niemals willkürlichen, auf unwesentliche Einzelheiten basirten Annahmen aufzuopfern. Die Thatsachen gewinnen erst höhere Bedeutung, wenn sie im Zusammenhang und mit gerechter Wägung ihres relativen und absoluten Werthes verwendet werden. Dieser Weg allein schließt die Willkür, die Unredlichkeit aus, mittels welcher durch Hervorhebung einzelner Resultate der Detailforschung und Ignorirung anderer eine Geschichtsfälschung im neuesten Stil ermöglicht wird.

Macaulay hebt im ersten Kapitel seiner englischen Geschichte eindringlich hervor, daß der Zusammenhang des heutigen Parteilebens und Parteiwesens mit dem vergangenen zu einer unwillkürlichen Fälschung der Geschichte verführe, einer Fälschung, deren sich der Whighistoriker unmittelbar darauf selbst schuldig gemacht hat. Was von England gilt, leidet auch auf Deutschland Anwendung. Seit der Reformation ist auf Seite beider Parteien eine verschiedene Auffassung der deutschen Geschichte unvermeidlich und selbstverständlich. Daß es bei der unwillkürlichen bleibe, daß sie nicht in willkürliche Fälschung ausarte, daß der Wahrheit zugestrebt werde mit Eingeständniß gegenseitiger Verschuldungen, ist die mindeste Forderung, die man an die Historiker jeder Seite stellen darf. Und nicht scharf genug kann die Unredlichkeit bekämpft werden, welche diese ersten Erfordernisse, annähernd zu einer wirklich historischen Betrachtung der Dinge zu gelangen, leidenschaftslos das waltende Gesetz in den vergangenen Erscheinungen zu erforschen, außer Augen setzt.

Daß dies neuerdings und speciell in Bezug auf die beiden großen Vorgänge, von denen wir hier sprechen, von Seite der katholischen Geschichtschreibung geschieht, ist unverkennbar. Gewiß liegt es nur im Interesse der historischen Wahrheit, daß auch von katholischer Seite her die Geschichte dieser Zeiten geschrieben wird. Der bedeutendste unter den Schriftstellern, mit denen wir uns zunächst zu beschäftigen haben, Anton Gindely, sagt: „Die Protestanten, schließlich die Sieger auf dem Schlachtfelde, sind bisher auch die Sieger auf dem literarischen Kampfplatze gewesen, sie haben die Geschichte allein geschrieben", und macht auf die Gefahr der Sympathien geistiger Gesinnungsgenossen aufmerksam. Wir geben gern zu, daß sehr wesentliche Berichtigungen durch Nichtgesinnungsgenossen möglich sind; wir verhehlen uns aber auch das Bedenkliche nicht, was mit der Benutzung von Thatsachen durch principielle Gegner verbunden bleibt, und haben diesfalls um so schärfer gerade die Thatsachen und ihren Werth zu prüfen.

Soweit sich für diese Werke verschiedenen Inhalts und Gehalts eine allgemeine Charakteristik aufstellen läßt, kann man sagen, daß die katholischen Historiker hauptsächlich den Weg der Apologie, der Apotheose der auf ihrer Seite handelnden Männer und den der Anklage ihrer Gegner beschritten. Die Acten der Archive haben für das erste Beginnen, welches von Hurter's „Ferdinand II." bis zu Villermont's und Onno Klopp's „Tilly" mit Eifer fortgesetzt wurde, manchen wenngleich zweifelhaften Anhalt geboten; es hat sich nicht als unmöglich erwiesen, harte Anklagen zurückzuweisen, manche Beschuldigung zu mildern. Weit glücklicher noch ist die katholische Geschichtschreibung in der Anklage gegnerischer Persönlichkeiten gewesen, und mancher glänzende Ruf war durch die Staubwolke, die aus der eigenen Correspondenz des Mannes herausgeklopft wurde, arg verdunkelt. So sehr es nun Pflicht bleibt, thatsächliche Verleumdungen zurückzuweisen, so wird doch auf protestantischer Seite viel zu viel Gewicht darauf gelegt, diese Angriffsweise zu bekämpfen. Es ist schwer einzusehen, was damit für die katholische Sache gewonnen wäre, wenn wir in der That als bewiesen gelten ließen, daß Wilhelm der Schweiger ein ehrgeiziger Intrigant, daß Christian von Anhalt ein eigensüchtiger Oligarch, daß Gustav Adolf von Schweden ein Prätendent der deutschen Kaiserkrone war. Damit wird weder der Verzweiflungskampf der Niederländer, noch der Widerstand des deutschen Protestantismus gegen die katholischen Restaurationspläne verurtheilt, damit ist an dem großen Factor der Geschichte so gut wie nichts geändert. Diese Kampfweise hat etwas so offenbar Kleinliches, daß sie auf protestantischer Seite

nachgeahmt werden sollte. Mit unvergleichlicher
rfe hat Lessing schon in seiner „Rettung des Coch-
' daran erinnert. Er sagt:

ch sehe nicht ein, was unsere Gegner gewinnen würden,
es auch wahr wäre, daß Luther der Neid angetrieben
und wenn sonst alles wahr wäre, was sie zur Verkleine-
dieses Helden vorbringen. Wir sind einfältig genug und
uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten
r ein, wir untersuchen, vertheidigen, widerlegen und geben
e undankbarste Mühe, oft sind wir glücklich und oft
icht; denn das ist unstreitig, daß es leichter ist, tausend
digungen zu erdenken, als eine einzige so zu widerlegen,
ch nicht der geringste Verdacht mehr übrigbleibt. Wie
s also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen
zu erhalten kostet und uns doch nicht das Geringste ein-
endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation
ch viel Gutes ist gestiftet worden, genug, daß wir im
ihrer Früchte sitzen. Was gehen uns allenfalls die
ige an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt über-
ist immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequem-
Mag doch also die Reformation den Neid zur Quelle
wollte nur Gott, daß jeder Neid ebenso glückliche Folgen

lbstverständlich ist damit weder die Kritik noch die
igung handelnder Charaktere ausgeschlossen. Aber
scheint gleichsam geahnt zu haben, von welcher
aus die in unsern Tagen unendlich rührige ka-
Geschichtschreibung versuchen würde, all ihr ver-
Terrain wieder zu gewinnen. Und wenn wir
ersichtlichen Blick auf die neue Literatur zur Ge-
des 16. und 17. Jahrhunderts werfen, so tritt
zu Tage, worauf sich im wesentlichen die Ge-
richtigung erstreckt, welche von den Schülern
in Angriff genommen wird. Freilich waltet da-
ehr beträchtlicher Unterschied zwischen dem katho-
Propagandisten, der sich fanatischer Geschichtsent-
chuldig macht, und zwischen dem katholischen Histo-
lcher die Wahrheit im Auge sich doch mit einer
Vorliebe an diejenigen Seite seiner Gegner heftet, auf
t schwächsten sind. Die beiden Werke, welche wir
zu besprechen haben, gehören trotz eines eben er-
gemeinsamen Zugs diesen beiden verschiedenen
n. Das Holzwarth'sche Buch über die nieder-
Revolution fällt unter die erste, das Gindely'sche
er Rudolf II. unter die zweite Kategorie, wie
nzelnen nachzuweisen versuchen wollen.

lbfall der Niederlande. Von F. J. Holzwarth.
Band: Genesis der Revolution. 1559—1566. Schaff-
Hurter. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Verfasser, katholischer Landpfarrer zu Thannheim
rberg, erklärt, zur Abfassung seines „Abfalls der
e" hauptsächlich durch die verschiedene Aufnahme
veröffentlichten Werke John Lothrop Motley's
e of the Dutch Republic") und Matthias
Untersuchungen über die Empörung und den
Niederlande von Spanien") veranlaßt worden
Er hat mit Bedauern vernommen, daß das
he Buch" Motley's die öffentliche Meinung be-
d „zwar so sehr, daß die abweichenden Schriften
t nur energischen Widerspruch erfahren, son-
dern dem ehrenwerthen Verfasser auch bittere Feindselig-
keiten eingetragen haben". Holzwarth glaubt nun, daß die
beinahe vollständig erschlossenen Quellen eine Möglichkeit
gewähren, dem „Phantasiegebilde" Motley's, den „über-
reizten Ausführungen" Koch's gegenüber die Genesis der
Empörung zu zeichnen, wie sie in der Wirklichkeit vor sich
gegangen. Man dürfte also der Einleitung nach ein mög-
lichst parteiloses objectives Werk erwarten. Denn die
Achillesferse der sonst vorzüglichen und edeln Arbeit Mot-
ley's hat Holzwarth vollkommen richtig erkannt: der frei-
sinnige Amerikaner, der sonst redlich nach den Quellen
gearbeitet hat und die Thatsachen selbst reden läßt, ist
Wilhelm dem Oranier gegenüber von dem fatalen furor
biographicus befallen. Und da andererseits Holzwarth
zugibt, daß die Behauptungen Koch's, nach denen Wilhelm
von Oranien als hochmüthiger und anmaßender Aristokrat
nur für selbstsüchtige Zwecke arbeitete, im Erlangen der
Staatsgewalt lediglich ein Auskunftsmittel, eine Errettung
aus finanziellen Verlegenheiten suchte, nach denen seine
angebliche nationale Tendenz nur eine Mystification ist,
„der Geschichte ebenso wenig entspreche", so konnten wir
wol ein Werk erwarten, welches, wenn auch aus vorwiegend
katholischem Gesichtspunkt geschrieben, doch nichts weniger
als eine Schmähschrift sein werde, in welcher ultramonta-
ner Fanatismus (dem Verfasser vielleicht selbst unbewußt)
schon nach Verlauf weniger Seiten derart die Oberhand ge-
winnt, daß der scharf betonte Abstand zwischen der Koch'-
schen und Holzwarth'schen Auffassung fast verschwindet.

In einem wesentlichen und entscheidenden Punkte
stimmt allerdings der Verfasser wenigstens im Beginn
mit seinem Antagonisten Motley überein:

> Das spanische Wesen war in den Niederlanden nicht ge-
> liebt. Wie sie und Spanien geographisch auseinanderliegen und
> sich nichts angehen, so lagen die Grundrichtungen und An-
> schauungen beider Nationen auseinander. Schon in den Zei-
> ten Philipp's des Schönen stießen sich die beiden Nationen ab.
> Motley spricht einmal ein wahres Wort, wenn er in diesem
> internationalen Hasse einen der Schlüssel zum richtigen Ver-
> ständniß der großen Empörung sieht.

Dieser Schlüssel, dessen sich der größte deutsche Dich-
ter im „Egmont" bedient hat (weshalb beiläufig gesagt
der „Egmont" trotz aller Einwände ein eminent historisches
Drama bleibt), ist derjenige, den weder protestantische noch
katholische Geschichtschreibung jemals aus der Hand lassen
sollte. Aber obgleich ihn Holzwarth bei der Parallele
zwischen der Regierung Kaiser Karl's V. und der Phi-
lipp's II. nicht versäumt hat anzuwenden, vergißt er ihn doch
kurze Frist darauf so weit, daß er mit der Behauptung
hervortritt:

> Nicht die Kränkung nationaler oder die Hinderung reli-
> giöser Freiheit hat mit Naturnothwendigkeit die Revolution
> zur Reife ausgekocht, sondern Wind ist gesäet, der Strom mit
> künstlichen Mitteln geschwellt worden, die Nation hat man in
> einen Rausch hineingehetzt und von außen ist der Wahnsinn
> eingeimpft worden.

In dem vollständigen Widerspruch, im diametralen Ge-
gensatz des oben citirten Zugeständnisses und der eben
angeführten Behauptung, zu welcher alles Nachfolgende
nur eine weitere Ausführung bildet, ist die Charakteristik

und eigentlich auch die Kritik des Holzwarth'schen Buchs enthalten. Ist die Voraussetzung richtig, daß der Gegensatz des spanischen und niederländischen Wesens ein tief begründeter, unversöhnlicher war (der zur Zeit Karl's V. nur dadurch äußerlich versöhnt wurde, daß die Niederländer in Karl V. eher einen Landsmann als einen Spanier erblickten), so mußte der Bruch früher oder später mit Naturnothwendigkeit erfolgen, so ist es widersinnig von „künstlichen Mitteln", von einem „von außen her eingeimpften Wahnsinn" zu sprechen! Solange der Nachweis nicht geführt werden kann, daß die Niederländer sich jemals mit der Einführung spanischer Regierungsweise und Sitte zu befreunden vermocht hätten — und er kann nie und nirgends geführt werden —, solange nicht erwiesen werden kann, daß irgendein gemeinsames Moment beiden Völkern über die physische Trennung hinwegzuhelfen vermochte — und der Nachweis eines solchen Moments ist unmöglich —, solange ist für die künstliche Entstehung und den künstlichen Fortgang der niederländischen Revolution nichts bewiesen, selbst wenn wir alle Anschuldigungen gegen Wilhelm von Oranien und den niederländischen Adel als wahr betrachten wollten.

Der Verfasser scheint allerdings auch der Meinung zu sein, daß große gelingende Revolutionen nicht ganz und gar durch einen genialen Schleicher und Intriguanten und durch die Waghalsigkeit einer Bande verschuldeter adelicher Strolche herbeigeführt sein können. Er gibt deshalb vor, keine Vertheidigung der Regierung König Philipp's II. unternehmen zu wollen, und sein Grundgedanke scheint in folgender Aufstellung zu liegen: Bis 1567, bis zur Niederwerfung der Bilderstürmer und der freiwilligen Exilirung Wilhelm's von Oranien, waren alle niederländischen Bewegungen künstlich hervorgerufen, war das Volk im Grunde loyal. Es hätte bis dahin nur des königlichen die Rebellionsvorläufer niederschmetternden Auftretens bedurft; ja es war 1567 im entscheidenden Wendepunkte gelungen, das Volk zur Besinnung und in seine natürliche Lage zurückzuführen, als König Philipp durch die Sendung des Heeres unter Alba und dieser wiederum durch sein Auftreten, seinen Blutrath, einen unverantwortlichen Misgriff beging und der „Häresie" und dem Abfall den Boden selbst bereitete.

Um diese Meinung durchzuführen, gilt es selbstverständlich für den Verfasser dreierlei. Er müßte zuerst nachweisen, daß Philipp niemals vor 1567 beabsichtigt habe, die Freiheiten und Privilegien der Niederlande anzutasten, daß er nicht daran gedacht habe, spanisches Regiment in ihnen einzuführen; er müßte ferner belegen, daß die Regierung und Verwaltung der Provinzen unter Margarethe von Parma und Granvella keine tyrannische, keine unbarmherzige, keine harte gewesen sei; er müßte endlich den Nachweis führen, daß jede Bewegung, jede Opposition nicht auf die naturgemäße Abneigung der Provinzen gegen Spanien, nicht auf den Widerstand, der den Massen eines gedrückten und bedrohten Volks in Fleisch und Blut liegt, sondern auf Intriguen einer kleinen Wühlerpartei und womöglich Eines Mannes zurück-

zuführen sei. Mit anerkennenswerther Entsch
sich der Verfasser an das Werk, diesen
zu entsprechen, und wenn er dabei nicht
lich ist, so liegt dies wol wesentlich in
daß seine Voraussetzungen (glücklicherweise
getheilt werden, bei dem der kirchliche Fa
jede vernünftige Erwägung, nicht jede mensch
dung erstickt hat.

Holzwarth's Charakteristik König Philipp's
wesentlich beschönigende. Er anerkennt
Persönlichkeit und Lebensweise dieses Cabin
nicht viel Anziehendes für die frei und froh
Niederländer gehabt haben könne, bedauert
lich die „Unfähigkeit" Philipp's, die den Abfall
derlande wesentlich mit verschuldet habe, ja
Verlauf seiner Darstellung eine weitere
digung gegen ihn; aber er kann in ihm weder
poten erblicken, noch gibt er zu, daß Philipp
gehegt habe, die feierlich und rückhaltlos beschwo
vilegien des Landes zu verletzen. Wir
ersten Punkt nicht. Wem die von Gachard
Archiven von Simancas publicirte Corresp
lipp's, wem der berüchtigte Specialbefehl zur
Hinrichtung Montigny's, wem Philipp's Bericht
seinen Günstling Perez nicht genügt, um in
der gehässigsten Charaktere zu erblicken, welche
schichte überhaupt aufzuweisen hat, den haben
um seine Kaltblütigkeit zu beneiden. Was
zweiten, für die Frage weitaus wichtigern Punkt
ob Philipp die Privilegien der Provinzen, die
als König, sondern als Herzog von Brabant,
Flandern und Holland, Markgraf von Antwerpen
beherrschte, anzutasten versucht hat, so fragen
es nur ein in unberechtigter Antipathie gegründ
trauen, welches den Adel und die Bürger der
lande beseelte? Hat Philipp nicht in Spanien
geliefert, mit welcher Empfindung er verbriefte
Freiheiten betrachtete; will dem Schicksal Arago
des Justiza Mayor gegenüber irgendwer beh
Philipp beschworene Rechte zu achten pflegte,
seinen Anschauungen widerstrebten? War der
der Provinzen unberechtigt? Es ist, wie wir
zaudernden Charakter kennen, wahrscheinlich
Verfassung der Provinzen beobachtet haben
sich dieselbe als eine seinen Zwecken durch
Maschine gezeigt hätte. Dies war freilich
sine qua non seiner Verfassungstreue.
allerdings schon illoyal und rebellisch findet, daß
vinzen, auf ihre alten Rechte gestützt, die frem
banden König Philipp's (von denen der Verfa
daß sie wie in Feindesland hausten) zu
so ist alles Gerede von Recht überflüssig.
facher, wenn der Verfasser sich zum Lobredner
lutismus aufwirft. Vom Cardinal Granvell
hoch rühmt, berichtet er naiv, „Die beschwor
des Landes erschienen ihm nicht selten
für ein gedeihliches Regiment, sein

sann auf Mittel, den Widerstand aufzuheben, die königliche Autorität galt ihm alles, eine absolute Monarchie war sein Ideal", und will uns dann doch glauben machen, das niederländische „Geschrei" gegen Granvella sei Intrigue und Pöbelunfug gewesen. Von der Einführung der neuen Bischöfe in den Niederlanden gibt er selbst zu, daß der König neben den geistlichen Absichten politische Hintergedanken an die Errichtung der neuen Diöcesen geknüpft habe, und kann doch nicht Worte genug finden, die „Schändlichkeit" derer zu brandmarken, welche hinter den kirchlichen Wohlthaten dieser Einrichtung üble Absichten Philipp's witterten und ihr darum opponirten. Er erzählt uns sehr eindringlich, daß König Philipp die Verfassung der niederländischen Provinzen erst nach dem Aufruhr als verwirkt angesehen habe, und berichtet dann mit großem Ernst, daß der König (längst vor dem Aufruhr) entschlossen gewesen sei, „unter keinen Umständen seine Autorität mehr den berathenden Ständen preiszugeben". Mit einem Worte, schon bei dem ersten Theil der Controverse muß man sich fragen, für wen denn eigentlich Bücher dieser Art geschrieben werden? Diejenigen, welche lesen können, sind über so grobe Täuschungen weit hinaus, und diejenigen, welche einer Beweisführung wie die angedeutete allenfalls Glauben schenken, können nicht lesen, sodaß Oel und Mühe beidemal verloren sind.

Steht es so mit dem Nachweis, daß die Niederländer keinen Grund zum Mistrauen gegen Philipp und seine Werkzeuge gehabt hätten, so ist es mit der Darlegung, daß sein Regiment kein tyrannisches, hartes, unbarmherziges gewesen sei, noch viel übler bestellt. Der Verfasser beginnt auf diesem Gebiet mit der Erzählung, daß das Regiment Kaiser Karl's V. kein mildes, väterliches gewesen sei, was vollkommen richtig ist, und schließt daraus, daß wenn der Widerstand der Niederländer wirklich von innen heraus erfolgt, wenn ihnen der Druck wirklich unerträglich erschienen wäre, der Ausbruch schon unter der Regierung Karl's V. erfolgt sein müßte. Die Logik dieser Behauptung ist wenig beneidenswerth. Was würde man zu einem Manne sagen, der demonstrirte: es war am Donnerstag ebenso schwül als am Freitag, folglich war das Gewitter am Freitag ein künstliches? Oder was zu einem Historiker, der sagen wollte: die Staatszustände Frankreichs waren unter Ludwig XV. ebenso verrottet, morsch, verkommen, der Druck auf die untern Klassen ebenso fühlbar, das Gefühl der Erbitterung, die Sehnsucht nach dem Neuen mindestens ebenso stark wie unter Ludwig XVI., folglich ist die Revolution von 1789 eine gemachte, künstliche Verschwörung gewesen! Noch niemand hat die Zeitdauer ergründet, in der scharfer Druck und unbarmherzige Willkür ein Volk zum Aeußersten treiben, und niemand ist berechtigt zu schließen, was einmal ertragen worden, müsse, wenn es mit rechten Dingen zugehe, in alle Ewigkeit ertragen werden. Das ist die Logik tyrannischer Gewalten, schlechter Staatsmänner; eine Logik, sehr begreiflich bei Philipp II., doch fast unbegreiflich in einem Geschichtswerk. Aber freilich wird sie im Holzwarth'schen Buche vom Folgenden übertroffen. Auch katholische Historiker waren der Meinung, daß die Unzufriedenheit der Niederlande wesentlich durch die massenhaften Hinrichtungen wegen „Ketzerei" veranlaßt worden sei. Holzwarth ist völlig anderer Meinung. Zuerst belehrt er uns, daß das Volk der Niederlande **kein** Grauen vor dem „Gespenst" der Inquisition empfunden habe, demnächst, daß das protestantische Element in den Niederlanden keinen Boden gefunden haben würde, wenn es nicht künstlich gehegt und gepflegt worden wäre.

Schon Motley hat es als einen der unwürdigen Kunstgriffe hervorgehoben, deren sich Vertreter der spanischen Sache bedient haben, wenn man aus der Correspondenz Philipp's der Welt beweisen will, es sei nur eine Illusion der Niederländer gewesen, daß König Philipp II. die spanische Inquisition habe in Brabant und Holland einführen wollen. Wir bestreiten dies keinen Augenblick. Mag es Thatsache sein, mag König Philipp es als ein besonderes Vorrecht seiner spanischen Lande betrachtet haben, große festliche Autos de Fé zu schauen; mag er der Meinung gewesen sein, daß nur spanischen Hofherren und Ehrenfräulein so entzückende Schauspiele im großen Stile gebührten; mag ihm die Einführung eines Großinquisitors und des ganzen Apparats des Heiligen Amtes, wie es in Castilien und Aragon waltete, vollkommen fern gelegen haben! Worin besteht die Wichtigkeit, daß Philipp in den Niederlanden nur auf den Plakaten Karl's V., nur auf der päpstlichen und bischöflichen Inquisition bestanden habe? Worin erblicken Holzwarth und ihm gleichgesinnte Schriftsteller die Rechtfertigung des Königs? Und wäre jedes Wort, was über Einführung der „spanischen" Inquisition in die Provinzen gefallen ist, eine Lüge, wäre jeder Gedanke an „spanische" Inquisition ein Fiebertraum der Niederländer gewesen, so blieb doch die bestehende, wirklich ausgeübte Inquisition nichts weniger als ein Gespenst, die Wirklichkeit so grauenhaft, daß es wol zu verwundern ist, wie lange ein lebensheiteres, gutmüthiges Volk dergleichen ertragen mochte, nicht aber, daß es endlich dagegen aufstand.

Gegenüber den actenmäßigen Zeugnissen kann kein Schriftsteller leugnen, daß die Plakate Karl's V. von 1522, 1546 und 1555, die Religionsedicte, die Philipp in den Niederlanden vorfand und deren stricte Vollziehung das Alpha und Omega seiner Herrschergebote war, „mit Blut geschrieben sind". Trotzdem glaubt Holzwarth, daß „wir" mit Karl V. und Philipp II. „darüber nicht rechten dürfen". Man könne von unserm heutigen Standpunkte aus gegen diese Religionsedicte manches (!) einwenden, aber man habe kein Recht, moderne Anschauungen in die alten Zeiten hineinzutragen. Zur Rechtfertigung beruft sich Holzwarth auf protestantische Grausamkeiten. Er übersieht, daß Calvin's Andenken unter uns für ewig mit dem Morde Servet's befleckt bleibt, daß der protestantische Schriftsteller, welcher die Greuel der Hexenprocesse mit dem „blutigen Charakter der Zeit, in welcher das Menschenleben in keinem besondern Werthe stand", rechtfertigen wollte, auf allgemeine Verurtheilung gefaßt sein darf. Wenn König Philipp keine bessere

Entschuldigung hat, als daß es zu seiner Zeit üblich war, jedes Vergehen mit dem Leben zu strafen, so steht seine Sache möglichst schlecht.

Auch ist die Beschönigung unwahr. Die Niederlande gingen verloren, weil sich Naturell und Empfindung ihres Volks gegen die blutige Grausamkeit sträubten, mit welcher verfahren wurde. Holzwarth sagt:

> Es kann einem Zweifel nicht unterworfen sein, daß die Plakate Furcht und Schrecken verbreiten mußten. Aber die Vorstellungen, die man von ihrer Durchführung sich vielfach macht, sind ebenso irrig, als die Klagen gegen die Inquisition zum guten Theil verleumderisch sind.

Hier, gestehen wir, hat uns ein Schauer überrieselt. Der Verfasser kennt die von unzähligen belgischen und holländischen Localhistorikern veröffentlichten Documente, er kennt die Quittungen über Henkerarbeit, wie sie jahrelang unablässig, unermüdlich in den ganzen Niederlanden verrichtet ward, er wagt nicht, die Reihe authentischer Einzelheiten, die Motley beibringt, als Unwahrheiten zu bezeichnen, — und will uns mit der Versicherung, daß die Angaben von 100000 oder auch nur von 50000 Hingerichteten „zu hoch gegriffen seien", beruhigen. Dies soll als ein Beweis dienen, daß die Inquisition „verleumdet" worden sei; dies soll uns glauben machen, daß die Niederländer ohne künstliche Aufhetzung gegen das segensreiche Institut niemals etwas eingewendet haben würden. Der Verfasser will den wackern niederländischen Bürgern seine eigene Unempfindlichkeit aufbürden; er verleumdet die Niederländer, wenn er ihnen nachsagt, daß sie beim Anblick ihrer am Pfahl gerösteten und lebendig begrabenen Landsleute kalt und gleichgültig geblieben sein würden, wenn nicht die Wühler und Unruhstifter ihr menschliches Mitleid, ihr Erbarmen aufgestachelt hätten. Die Geschichte müßte diesen Unruhstiftern heißen Dank wissen, aber glücklicherweise ist der Keim des Erbarmens in der Menschenbrust an und für sich vorhanden, und das Walten der niederländischen Inquisition war derart, dies Erbarmen auch bei denen wach zu rufen, die treu und fest an der alten Kirche hingen. Die Niederländer waren und wurden eben keine Spanier.

Aber, belehrt uns der Verfasser, diese vielgeschmähten Plakate waren mit Zustimmung der Stände erlassen und drückten daher die Meinung des Volks aus. Wer nur im entferntesten weiß, auf welche Art oft Gesetze in ständischen Körperschaften zu Stande kommen, muß darüber lächeln. In unsern Tagen vor dem nordamerikanischen Bürgerkriege ging im Congreß zu Washington eine Reihe von unbarmherzigen Maßregeln gegen flüchtige Sklaven durch. Wer daraus schließen wollte, daß die Bevölkerung Amerikas mit der brutalen Härte einverstanden und ohne Theilnahme für die flüchtigen Sklaven gewesen sei, würde eine schlechte Kenntniß der Thatsachen an den Tag legen. Manches Gesetz wird erlassen, dessen wahres Gesicht sich erst in der praktischen Anwendung zeigt. Die Stände der Provinzen mochten kaum eine Ahnung davon gehabt haben, welcher Anwendung und Ausdehnung die Plakate fähig seien; auf alle Fälle erschraken die Zustimmenden, als die Durchführung der Gesetze einige Jahre gedauert hatte, als kein Ende der Schlächterei, der Grausamkeit zu erblicken war. Die Niederländer mochten indifferent bleiben, solange ihnen erzählt ward, daß strenge Gesetze gegen Sektirer erlassen seien; sie begannen aber die Sache anders anzuschauen, als Jahr um Jahr Hunderte von armen Teufeln, von Frauen und selbst von Kindern die Scheiterhaufen und Schafote bestiegen, als Männer bluteten, die hoch in der Achtung ihrer Mitbürger gestanden hatten, als jeder den andern erschrocken anblicken mußte, ob ihn nicht zunächst die Reihe treffen werde.

Adolf Stern.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Musikalische Literatur.

1. Die Organisation des Musikwesens durch den Staat. Von Franz Brendel. Leipzig, Kahnt. 1866. 8. 10 Ngr.

Berücksichtigt man bei dem Lesen dieser Schrift den im Vorwort hervorgehobenen Umstand, daß dieselbe den unveränderten Wiederabdruck von Aufsätzen aus der von dem Verfasser redigirten „Neuen Zeitschrift für Musik" enthält, und daß diese Aufsätze in mehr als halbjährigen Zwischenräumen erschienen, welche häufiges Wiederaufnehmen von Anknüpfungspunkten aus dem Vorangegangenen erforderten, so wird man auf dem eng zugemessenen Raume, trotz der dadurch nöthig gewordenen zahlreichen Wiederholungen, eine verhältnißmäßig große Menge anregendes Material aufgespeichert finden, welches, da die darin enthaltenen Vorschläge „durchaus nur erst als annähernde gelten sollen", wol verdient, im Interesse der Sache weiter ausgebaut zu werden. Wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes glauben wir uns daher diesmal eingehendere Mittheilung der Hauptgedanken gestatten zu dürfen.

In der Einleitung beklagt der Verfasser unter anderm, daß in Betreff von Associationen zur Förderung der sachlichen wie persönlichen Interessen nur erst einige zerstreute Anfänge gegeben sind, daß so gut wie noch gar nichts gewonnen wird, wenn einzelne Preisaufgaben gestellt werden oder z. B. verschiedene „Mozart-Vereine" dann und wann einen (!) Zögling absolviren, und daß auch die Musikschulen, obgleich sie noch die vielseitigste Förderung bieten, doch ebenfalls so lange ganz isolirt stehen und gewissermaßen in der Luft schweben, als nicht einerseits der Staat, der allein die Macht hat, um für umfassende Organisation des gesammten Musikwesens die erforderliche Sicherheit zu gewähren, die Sache in die Hand nimmt, andererseits die Künstler selbst ihre Angelegenheiten betreiben.

Im zweiten, den Grundzügen der Organisation gewidmeten Abschnitt macht Brendel darauf aufmerksam, daß es keineswegs ausreicht, wenn der Staat einzelne Institute begründet, sie dann aber sich selbst überläßt und bei der Besetzung von Stellen Concurrenz unter mittelmäßigen Bewerbern veranstaltet, unbekümmert darum, ob der Angestellte klare Einsicht in die wichtigsten Grundsätze, oder ob er die confusesten Ansichten im Kopf hat. Es bedürfe vielmehr vor allen Dingen der Bildung einer besondern Behörde, welche, viel weiter greifend als die bisherigen, von

gediegenen künstlerischen Grundsätzen geleitet, eine einheitliche Leitung der Kunstinstitute, der Theater, Musikschulen, Concertunternehmungen und der Pflege der Kirchenmusik, kurz eine einheitliche Kunstströmung im ganzen Lande anbahnt.

Die landläufigen Ansichten, daß solche Einmischung des Staats gefährlich, werden im dritten Abschnitt einfach durch die Beleuchtung beseitigt, daß bei den bisherigen Organisationen gewöhnlich das Philisterium eine große Rolle spielte und sich anstatt geistigen Inhalts mit pedantischem Formalismus begnügte. Vor allem dürfe derjenige Beamte, welchem man den Vorsitz in dem Collegium für Kunst anvertraut, kein Dichter *) oder Künstler sein, weil er alle Künste zu beaufsichtigen hätte, aber auch dann nicht, wenn er nur seine eigene Kunst verträte, weil fast alle Künstler zu sehr von Stimmungen und einseitigen Ansichten abhängig sind. Nach genauerer Ausführung der Eigenschaften, Kenntnisse und der Art des Einwirkens jenes eine allgemeine Kunstbehörde leitenden Beamten wendet sich der Verfasser zu dem, was die Künstler zu thun haben.

Im vierten Abschnitt knüpft er deshalb an die ausgedehnteste von allen der bisher zu diesem Behuf gegründeten Institutionen an, nämlich an den jetzt ungefähr 500 deutsche Künstler zu Mitgliedern zählenden „Allgemeinen deutschen Musikverein"; er ist überzeugt, daß derselbe bereits im Stande sei, eine lebendige Basis abzugeben für die Wirksamkeit der neuen Staatsbehörde, weil er derselben schon jetzt in reiferer Gestalt entgegenbringt, was auf andern Wegen nur mühsam und allmählich herausgearbeitet werden könne.

Als Grundlinien der leitenden Ideen wird im fünften Abschnitt empfohlen, nur Grundsätze zu adoptiren, welche alle Parteien in sich vereinigen, und deshalb einfach auf das in der „Neuen Zeitschrift für Musik" seit 20 Jahren nach dieser Seite hin aufgehäufte Material verwiesen.

In dem den Musikschulen gewidmeten sechsten Abschnitt wird der verkehrten Ansicht, dieselben seien überflüssig, weil sie keine großen Genies bildeten, diejenige gegenübergestellt, daß sie unerlaßlich seien, um die große Anzahl von Talenten mittlern Ranges in ein regeres Kunstleben einzuführen, daß sie aber erst nach Erweiterung des Lehrplans, erst wenn sie zugleich wissenschaftliche Bildung gewähren, ganz ihrem Zwecke entsprechen und dem Musiker die seiner Kunst würdige Stellung in der Gesellschaft verschaffen werden, daß erst durch höhere allgemeine Bildung, durch Gewöhnung an ein mehr wissenschaftliches Denken(!) die Musiker ihre Zeit begreifen und größere Einigung in ihren Ansichten erzielen werden.

Was die Concertunternehmungen betrifft, so finden wir im siebenten Abschnitt den Nachweis, daß einheitliche Leitung derselben ebenso nöthig als die seitens der Behörden bereits in die Hand genommene Beaufsichtigung und Förderung der Theater, der Gemäldegalerien u. s. w., und hieran schließt der Verfasser die bei Anstellung der Dirigenten und Concertkräfte sowie bei der Wahl der Werke u. s. w. in Betracht zu ziehenden Gesichtspunkte.

Der letzte, dem Theater gewidmete Abschnitt empfiehlt hauptsächlich die von Wirsing in seiner Schrift „Das deutsche Theater" aus reicher Erfahrung niedergelegten Verbesserungsvorschläge und warnt andererseits vor den darin enthaltenen eine bedenkliche Protection des Mittelmäßigen bloßlegenden, pedantischen Anschauungen.

Schließlich verweist Brendel einerseits auf seinen Aufsatz: „Der Staat und die Kunst", dessen Grundgedanke: daß, solange nicht die gesammte Kunst in das Bereich des allgemeinen Unterrichts aufgenommen werde, alles für Kunst Gethane mehr oder weniger in der Luft schwebe, andererseits auf den von Adolf Stern auf der dessauer Versammlung betonten Unterschied zwischen fürstlichem Mäcenenthum und der vom Staate zu beanspruchenden Organisation.

Wichtig ist zuvörderst, wie Brendel am Schlusse mahnt, daß die den Kunstangelegenheiten Zunächststehenden sich über die Hauptpunkte einigen, anstatt sich mit den heterogensten Vorschlägen unaufhörlich zu widersprechen, und sodann, daß einerseits alle in Vorschlag gebrachten Einrichtungen möglichst gleichzeitig in Angriff genommen werden, weil sonst kein allgemein durchgreifender Erfolg möglich sei, andererseits alsbald ein praktischer Anfang gemacht werde, ohne welchen alles Raisonnement zwecklos, endlich, daß der Staat den richtigen Moment, wo er die Initiative zu ergreifen hat, wirklich wahrnehme.

2. Uebersichtliche Darstellung der Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik von H. M. Schletterer. Nördlingen, Beck. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Unter der großen Anzahl der in der Gegenwart entstehenden Sammelwerke verdient das vorliegende wegen der auf verhältnißmäßig kleinem Raume mit Fleiß und Sorgfalt zusammengetragenen großen Menge chronistischen Materials Beachtung. Nach seiner eigenen Angabe hat der Verfasser hauptsächlich die von Gervinus, Winterfeld, Wackernagel u. s. w. über diesen Gegenstand erschienenen Arbeiten benutzt. Da er in nächster Zeit die Veröffentlichung einer ausführlichern Geschichte geistlicher Dichtung und Musik beabsichtigt, so unterlassen wir nicht, ihn außerdem noch auf die von Ambros neuerdings erschienene „Geschichte der Musik" aufmerksam zu machen. Die Anordnung des Materials hätte sich wol noch übersichtlicher gestalten lassen. Der Verfasser theilt zwar seinen Stoff in 16 Abschnitte, greift aber in den einzelnen historischen Schilderungen bisweilen unnöthigerweise vor oder zurück und hätte wohl gethan, den eigentlich chronistischen Aufzählungen eine untergeordnetere Stelle anzuweisen, vielleicht tabellarisch am Schlusse, hinter welchem er ein mit großem Fleiße verfaßtes Namenregister gegeben hat. Seine Schilderungen sind oft anregend und charakteristisch, nur in dieser Weise nicht genugsam durchgeführt, sondern durch manche Längen, meist Mittheilungen von untergeordneterm Interesse, abgeschwächt. In seinen Mittheilungen über den Gregorianischen Gesang finden sich noch Angaben, welche

*) Oswald Marbach sagt dagegen („Dramaturgische Blätter", II, 133): „Was für das Theater geschehen müsse, um es zu heben, ist leicht mit zwei Worten gesagt: Die Dichter müssen herrschen auf der Bühne."

sich durch neuere Forschungen als falsch erwiesen haben. Daß er die Schilderung früherer kirchlicher, unserm Interesse bereits fern gerückter Zustände mit der Anschauungsweise der Gegenwart, mit dem, was uns wirklich interessirt, nicht noch durchgängiger und lebendiger in Beziehung gesetzt hat, ist um so mehr zu bedauern, als er seinen Gegenstand ersichtlich mit großer Wärme behandelt, ja demselben nach seiner Versicherung seit vielen Jahren sein ganzes Streben, Denken und Sorgen gewidmet hat. Als das Werthvollste außer dem reichen chronistischen Inhalt erscheint der Freimuth und die jeder Confession gerecht werdende Vorurtheilslosigkeit, mit welcher er die kirchlichen, auf geistliche Dichtung und Musik stark zurückwirkenden Grundschäden der verschiedenen Zeitalter beleuchtet, und empfehlen wir dem für diese Seite empfänglichen Leser hauptsächlich S. 12, 16, 19—22, 28, 31 (Bedeutung der Meßworte), 42, 47—49, 53—63 (besonders 59), 80, 86 (Präcisirung von Luther's Verdiensten um das geistliche Lied), 109, 114, 129 und 159 (Art des damaligen Componirens), 131, 149 (über Palestrina) und mehrere andere Partien.

Den Verfall der Kirchenmusik datirt der Verfasser von der Zeit an, wo man anfing, den bisherigen feierlich getragenen a capella-Gesang mit der Begleitung von Instrumenten zu verbinden; er eifert wiederholt gegen Heranziehung der Instrumentalmusik zum Gottesdienste. Allerdings hat dieselbe zu vielfachen Ausschreitungen Veranlassung gegeben, ja eine Zeit lang hat sogar die Virtuosität in der Kirche so stark überhandgenommen, daß man in derselben Sänger und Virtuosen ebenso ungenirt beklatschte wie im Concertsaal; ebenso wenig finden wir mit dem Verfasser den wüsten Gebrauch der Trompeten und Pauken erbaulich. Deshalb sich jedoch der Instrumentalmusik und ihrer großartigen, erhebenden Wirkungen gänzlich wieder entäußern, alle dem Geist wahrer Religiosität entsprungenen herrlichen Schöpfungen mit Instrumentalbegleitung verbannen zu wollen (auch die Orgel müßte dann, weil ebenfalls ein Blasinstrument, wiederum schweigen), hieße das Kind unnöthigerweise mit dem Bade ausschütten.

Wichtiger erscheint überhaupt auf dem ganzen Gebiete der Kirchenmusikliteratur strenge Sichtung unter dem besonders in Süddeutschland und Italien mit gemüthlichem Unfug gäng und gebe Gewordenen. Beachtenswerth dagegen ist folgende Beleuchtung:

Bisher hatten die Schulchöre die Leitung des Gemeindegesangs allein gehabt. Es war für jene Zeit von größter Wichtigkeit, sich tüchtige Chöre heranzuziehen. Der Gesangunterricht in den Schulen war deshalb einer der Hauptgegenstände, und der milde Sinn unserer Vorfahren bethätigte sich in reichen Stiftungen für diese kirchlichen Sängerchöre, die nicht allein den allgemeinen Gesang zu stützen und zu führen hatten, sondern auch in selbständigen kunstreichen Chören die Gemeinde erheben und erbauen und Proben ihrer Leistungsfähigkeit geben sollten. Wie hat sich das geändert! Die Schulen, an denen der Gesang noch heute eine andere als eine höchst oberflächliche Pflege findet, an denen man nicht die für die Hebung des Gesangs gemachten Stiftungen ihrer ursprünglichen Bestimmung längst entzogen hat und in denen namentlich der Schülerchor noch zur Ausübung kirchlichen Chorgesangs angehalten wird, sind auf eine bedauerlich kleine Anzahl herabgesunken. Die Erstarrung unserer Gelehrtenschulen beginnt von der Zeit an, wo man den philologischen Studien ein so unnatürliches Uebergewicht einräumte. Wir unterschätzen durchaus nicht die Bedeutung, welche die Kenntniß der alten oder sogenannten todten Sprachen für den Gelehrten, ja für jeden wissenschaftlich gebildeten Mann hat. Dennoch werden wir es immer beklagen müssen, daß Schulen, die ursprünglich einer allgemein wissenschaftlichen und einer Kunstbildung die Grundlage geben sollten, so ganz ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet werden konnten, daß man die Cultivirung jeglicher Kunstfertigkeit ausschloß und nur noch die Uebung todten Wortkrams betreibt. Seitdem man nur noch ausgezeichnete Lateiner und Griechen, d. h. nicht selten verknöcherte Pedanten, die von Natur aus jeder Kunstpflege abhold sind, für fähig und geeignet hält, gelehrte Schulen zu leiten, seitdem mußte Kunstliebe und Kunstsinn in den gebildeten Kreisen sowol wie im ganzen Volke, auf welches jene so mächtigen Einfluß haben, in erschreckender Weise abnehmen und einem Materialismus Verbreitung erleichtern und sichern, der alle edlern Neigungen und höhere geistige Bestrebungen zu verschlingen droht. Angesichts solcher Zustände wäre es an der Zeit, frühern Stiftungszwecken nachzuforschen und, soweit es rechtlich geschehen kann, ursprüngliche Bestimmungen aufrecht zu erhalten und unsere höhern Schulen zu größerer Uebung und Pflege des Gesangs zu drängen, ja für die Kirche von dorther wieder die Chorkräfte zu gewinnen und einen würdigen Chorgesang sich zu verschaffen, wo er allein zu suchen und zu finden und naturgemäß zu üben und zu pflegen ist: von der Schule.

In hohem Grade beherzigenswerth ist auch die Ausführung S. 247 und S. 282, daß ein Hauptgrund des Verfalls der Kirchenmusik in der schlechten Dotirung der Organisten infolge der immer mehr überhandnehmenden Länge der Predigten und der damit zusammenhängenden Abneigung der Geistlichen gegen die ihre Predigten beeinträchtigende Musik zu suchen sei:

Nicht jeder Schullehrer, der vielleicht ein ganz brauchbares Liedertafelmitglied u. s. w. ist, hat die Befähigung, ein Cantorat zu übernehmen.... Hat man doch schon häufig Stimmen protestantischer Geistlichen gehört, die von einem Orgeluhrwerk oder einer wohleingerichteten Drehorgel sprachen, damit endlich die lästigen, Gehalt beanspruchenden Organisten entbehrlich gemacht werden könnten.... Ein Stand kann den Mangel musikalischer Bildung nicht so leicht verschmerzen, das ist der der Theologen. Wo soll ihnen aber Kenntniß des Gesangs, Liebe zur Musik und Einsicht in den musikalischen Theil des Cultus herkommen, wenn sie in ihrer Jugend zu keiner Kunstübung mehr angehalten werden?

Schließlich unterwirft der Verfasser, nachdem er sich sehr scharf über die durch Klopstock angezettelte Verbesserungssucht älterer Lieder ausgesprochen, neuere Sammlungen einer eingehendern Kritik und sagt S. 287 darüber:

Man hielt von Anfang an als Grundsatz fest, daß denselben die Kernlieder unserer protestantischen Kirche, jene kräftigen, glaubensmuthigen Zeugnisse der Reformationszeit und der Drangsalsjahre des Dreißigjährigen Kriegs nicht fehlen dürften, aber dennoch sind zwei wichtige Fragen bis heute ungelöst: Ob jene Lieder, deren Form und Wortfolge gegen den modernen Versbau so häufig verstoßen, unverändert und ganz dem Original getreu herüberzunehmen, oder ob sie umzuarbeiten seien? Und welchen Umfang man den Gesangbüchern zu geben habe?... Ohne uns auf Gründe, die für oder gegen unsere Ansicht geltend gemacht werden könnten, hier weiter einzulassen, geben wir unsere Meinung dahin ab, daß die alten Lieder wortgetreu, wie sie im Original vorliegen, herübergenommen werden möchten. Gestattet man einmal, an ihnen zu ändern und zu bessern,

so wird dessen kein Ende sein und wir kommen sofort wieder auf die alte, auf Abwege führende Bahn, die ja eben vermieden werden soll. Lieder, die so durchaus unserer Ausdrucksweise widerstreben, daß sie eher Anstoß als Erbauung erwecken dürften, scheide man ganz aus. Lieder dagegen, in denen nur ein oder mehrere Worte für unser Ohr hart und sonderbar klingen, nehme man unverändert herüber. Die Gemeinde mag sich neben der Fülle des Guten, das ihr geboten wird, an einzelne Härten gewöhnen. Die gläubige Gemeinde wird dies auch ohne Widerspruch thun. Es wird das Verständniß unserer alten Lieder wesentlich fördern, wenn unsere Geistlichen sich dafür interessiren und, wie dies in früherer Zeit auch geschehen ist, über schwer verständliche Lieder, wie über dunkle Stellen der Schrift, predigen wollten.

Für Form und Umfang empfiehlt Schletterer die Gesangbücher des 16. Jahrhunderts als allein nachahmenswerthe Muster, sowie Scheidung in einen kirchlichen und in einen der häuslichen Erbauung gewidmeten Theil. Hierbei sei seine Klage erwähnt, daß es noch nicht möglich geworden, eine annähernd vollständige Literatur des 17. Jahrhunderts zu geben, sowie die von ihm hieran geknüpfte Bitte an alle, welche sich für dieses Gebiet interessiren, zumal an alle Geistlichen, der Gesangbuchgeschichte des 17. Jahrhunderts im Bereich ihres Wirkungskreises zu dem Zweck dieser nachzuforschen.

Am Schlusse des ganzen Werks macht der Verfasser über Bach's und Beethoven's große Messen die an sich ganz richtige Bemerkung: „Beide Riesenwerke erheben sich so weit über alles Maß und Herkommen, ja auch über den Geist, der andere Werke kirchlicher Figuralmusik erfüllt, daß sie sich dem gewöhnlichen gottesdienstlichen Gebrauche völlig entziehen“. Er hätte aber entsprechend seinem sonst bekundeten vorurtheilslosen Blick gerade hier die vortreffliche Gelegenheit nicht vorübergehen lassen sollen, einen Augenblick auch die nächste Zukunft ins Auge zu fassen und die Hoffnung auszusprechen, daß, sobald der noch immer im allgemeinen in starren Dogmen viel zu befangene Blick freier und unbefangener werden sobald die Zeitströmung allmählich unsere Geistlichkeit nöthigen wird, mehr und mehr ihre Lust am Herrschen abzustreifen und sich in weniger ermüdend langen Straf- und Rührpredigten zu gefallen kurz, gleichwie in den ersten, reinsten Zeiten des Christenthums, sich nicht ferner als Herrscher, sondern vielmehr als Diener der Kirche anzusehen: daß dann auch der Cultus wahrer Kirchenmusik wiederum ein umfassenderer, ernsterer, bei weitem vertiefterer werden, daß sich dann auch selbst für Werke der eigenthümlichsten, ungewöhnlichsten Anlage eine geeignete Stätte im Gottesdienste, wenigstens bei besondern, ihrer Eigenthümlichkeit entsprechenden Feierlichkeiten finden wird, sobald dieselben nur sonst von wahrhafter Religiosität beseelt sind.

Schetsen uit de Geschiedenis der Muzijk door Mr. J. M. *van Oordt*. Deventer 1865.

Dieses Werkchen ist leider in einer uns nicht zugänglichen, nämlich der holländischen Sprache verfaßt. Wir müssen uns daher, bis eine deutsche Uebersetzung erscheint, darauf beschränken, dasselbe hiermit einfach anzuzeigen und mitzutheilen, daß das Inhaltsverzeichniß Folgendes aufweist: „Rossini“, „Mozart's Zauberflöte“, „De kunst onder twe groote vorsten“, „Eene kunstenares uit den ouden franschen tijd“, „De kunst in Italië“.

4. Die Zauberflöte. Texterläuterungen für alle Verehrer Mozart's. Nebst dem vollständigen Text der Zauberflöte. Leipzig, Lißner. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Das recht anregend gehaltene Schriftchen besteht aus einer Reihe von Aufsätzen, welche zu Anfang des vorigen Jahres in einem freimaurerischen Blatte erschienen und nunmehr auf vielseitigen Wunsch veröffentlicht worden sind, um den Verehrern Mozart's Erläuterungen über die tiefere Bedeutung der „Zauberflöte“, wie über Mozart's hochherzigen Sinn zu bieten und damit den landläufigen Behauptungen der Sinnlosigkeit des Textes zu begegnen. Der ungenannte Verfasser sagt (als Entgegnung auf eine solche Behauptung in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 28. Januar d. J.): „Wäre der Text auch schon Mozart als abgeschmackt und sinnlos erschienen, so würde es ihm gewiß nicht möglich gewesen sein, sich für denselben zu begeistern und auf solchem Grunde eine Musik von unverwelklicher Frische und nicht erkaltender Wärme zu schaffen.“ Der Verfasser beleuchtet hauptsächlich Mozart's mächtige Sympathien für die Freimaurerei, welcher dieser heimlich angehörte; er führt sechs vorzügliche Compositionen auf, die ihm dieselbe verdankt und bezeichnet als siebente „Die Zauberflöte“, welche, wie er ausführlicher nachweist, von ihm, Schikaneder und dem Choristen Gisecke in der Absicht geschaffen worden ist, die Freimaurerei auf der Bühne zu verherrlichen. Indessen wird auch nach unserer Ansicht nicht in Abrede gestellt werden können, daß die Verherrlichung freimaurerischer Geheimsymbolik, wenn sich auch der dem Bunde angehörige Componist daran begeistern mochte, kein geeigneter Stoff ist, um dem größern Publikum Theilnahme abzugewinnen, daß vielmehr allein die zwingende Macht der Mozart'schen Musik den Zauber übt, welcher der „Zauberflöte“ ihre unverwelkliche Jugendfrische verleiht.

5. Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris. Ein Versuch neuer Uebersetzungen von C. H. **Bitter**. Berlin, F. Schneider. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Ueber die Uebersetzung und Inscenirung des „Don Juan“ hat sich nach und nach bereits eine kleine Literatur gebildet, besonders haben sich Kugler, Viol, Wolzogen und Bischof der Sache mit Wärme angenommen und namentlich den Versuch gemacht, der Oper einen wirksamern Schluß zu ermöglichen: eine Bemühung, die auch einzelne Bühnen bereits mit lobenswerther Pietät zu verschiedenen Versuchen veranlaßt hat. Im allgemeinen aber ist man praktisch mit der ganzen Angelegenheit eigentlich noch keinen erheblichen Schritt von der Stelle gekommen. Noch grassirt bei den Aufführungen des „Don Juan“ nach wie vor in der Auffassung eine gute Anzahl traditionell spießbürgerlicher Anschauungen, noch werden Don Juan und Octavio meist als gewöhnliche Gesellschaftsmenschen abgespielt, noch wirft man gewöhnlich die Elvira Darstellerinnen hin, die dem Ausrufe der Donna Anna und Octavio's: „Che aspetto nobile, che dolce

maestä!" herzlich wenig entsprechen, noch wird der Galerie regelmäßig durch Leporello ein seltsamer Bandwurm von Silhouetten zum besten gegeben, ebenso wenig darf bei der letzten Arie der Donna Anna der traditionelle Brief fehlen u. s. w. Daher ist denn jeder Versuch, solchem Schlendrian zu steuern, ein dankenswerther, wenn er auch das beabsichtigte Ziel noch immer nicht völlig erreicht.

Bitter unterwirft in dem vorliegenden, 485 Seiten starken Buche die bisherigen Uebersetzungen sowol des „Don Juan" als auch der „Iphigenia in Tauris" (unter denen beiläufig die des biedern Neefe wahrhaft ergötzlich zu lesen ist) einer eingehenden und durchaus treffenden Kritik, entwickelt sodann die bei Uebersetzungen wichtigen Gesichtspunkte sowol erschöpfend als auch im allgemeinen mit anerkennenswerther Sachkenntniß und gibt selbst hierauf neue, auf diese Grundsätze basirte Uebersetzungen. Was nun diese letztern betrifft, so hat Bitter wohl daran gethan, sie Versuche zu nennen. Gelungen sind dieselben in Bezug auf musterhafte Treu- und wörtliche, besonders bei Gluck's prägnanter Declamation wichtige Uebereinstimmung; noch nicht zu erreichen vermocht hat Bitter dagegen sein vortreffliches Ziel, was die Wahl der Ausdrücke betrifft. In dieser Beziehung macht sich, trotzdem zwei vollständige Uebersetzungen vorliegen, ein noch immer erheblicher Mangel an Routine fühlbar. Ersichtlich steht ihm noch nicht der betreffende Wortapparat mit der nöthigen Leichtigkeit zur Verfügung. Wer von uns sich selbst eingehender mit Uebersetzung von Gesangstexten beschäftigt hat, verkennt gewiß nicht die Schwierigkeit, allen von Bitter aufgestellten Anforderungen gerecht zu werden, und berücksichtigt gewiß hinreichend, daß man einen Operntext oder eine Uebersetzung, die erst durch den Gesang flüssig werden soll, nicht gleich einem selbständigen Werke anschauen darf, weiß aber auch zugleich, daß es wol möglich ist, etwas von dem poetischen Hauch und der Entschiedenheit des Ausdrucks aus dem Originaltext in die Uebersetzung hinüberzuretten. Beides fehlt den vorliegenden Versuchen, man mag irgendeine Seite des Buchs aufschlagen, noch zu erheblich, um befriedigen zu können, es fehlt das eigentlich Packende des Ausdrucks; die Sprache erhebt sich selten zu der prägnanten Entschiedenheit und Gewähltheit, welche das Kunstwerk über die Sphäre des schlichten Geschäftsstils, des in den traditionellen Wendungen gehaltenen amtlichen Referats erhebt. Gelingt es dem sonst in kritischer Beziehung wohlausgerüsteten Autor, im allgemeinen noch bedeutendere Wendungen zu finden, natürlichern Fluß in seine Sprache zu bringen und an Stelle von viel zu oft gebrauchter oratio obliqua directe Redeweise überall da anzuwenden, wo sich solche im Original findet, sowie eine Menge keineswegs leicht zu singender oder auszusprechender Fügungen und Zusammenstellungen von Worten zu vermeiden, dann dürfen wir wirklich mustergültigen Leistungen entgegensehen, denen eine dauernde Brauchbarkeit gesichert ist.

Hermann Zopff.

Feuilleton.

Petöfi über Goethe und Béranger.

Gibt es Interessanteres für den Kenner der Literatur, als das eigene Urtheil über hervorragende Erscheinungen, welche er mit warmer Liebe in sich hegt, in dem Urtheil congenialer Geister bestätigt oder berichtigt zu finden? Denn Gleiches wird durch Gleiches gemessen, und der Genius kann nur von seinen Pairs gerichtet werden. Darum wollen wir den Lesern einige Aeußerungen Petöfi's, des Fürsten ungarischer Lyrik, über Goethe, den Meister deutscher und aller Poesie, nicht vorenthalten. Wir finden sie in den „Reisebriefen" unter Petöfi's „Vermischten Schriften", welche Gyulai vor drei Jahren in drei Bänden publicirt hat und die meines Wissens bisher noch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind. Da heißt es unter dem 6. Juli 1847: „Den 1. Juli brach ich auf aus Pesth. Höre nur, was mir für ein Unglück zustoßen muß. Eine Viertelstunde vor der Abreise fällt mir ein, daß ich meine Bücher alle verpackt habe und keins für die Reise draußen geblieben war. Ich laufe zu meinem Buchhändler, er solle mir in der Schnelligkeit irgendein Buch geben, das ich in die Tasche stecken könne. Nach einigem Hin- und Hersuchen bekomme ich eins, stecke es zu mir und stürze fort. Im Omnibus, der mich zur Bahn fährt, sehe ich nach, was ich wol für eine Lektüre haben würde. Und — grenzenloser Himmel — was muß ich sehen?... Ich hatte Goethe's «Faust» in der Tasche. Was thun? rief ich bei mir, fluchen oder ohnmächtig werden? — Du weißt, mein Freund, und wenn du es nicht weißt, so wisse es jetzt, daß ich Goethe nicht liebe, daß ich ihn nicht leiden kann, daß ich ihn verabscheue und er mich anekelt wie Meerrettich, der mit Crême angemacht ist. Dieser Mensch hatte einen Kopf von Diamant, aber ein Herz von Stein.... ach, auch das nicht einmal, denn der Stein gibt Funken. Goethe's Herz war Thon, ganz gemeiner Thon, weiter nichts; feuchter, weicher Thon, als er seinen blöden «Werther» schrieb, seitdem aber trockener, harter Thon. Ich brauche so einen Gesellen nicht. Vor mir gilt jeder Mensch so viel, als sein Herz werth ist. Eher könnte ich mich mit jemand befreunden, der in irgendeiner Leidenschaft tausendfaches Böse an mir gethan, als mit einem kalten Menschen, der mir tausend Wohlthaten erzeigen möchte. Ein flammendes Herz! Ein flammendes Herz, oder den eisigen Tod!... O, mein Gott, wenn mein warmes, glühendes Herz jemals erkalten könnte.... Doch nein, das kann nicht sein. Mein Herz wird selbst der Tod nicht abkühlen. Begrabt mich im Norden und pflanzt einen Orangenbaum neben mein Grab, ihr werdet sehen, daß er auch da noch blühen wird, denn mein Herz wird die Erde erwärmen, in welcher es liegen wird.

„Goethe ist einer der größten Deutschen, Goethe ist ein Riese, aber eine riesige Statue. Die Gegenwart huldigt ihm, wie einem Götzen, aber die Zukunft wird ihn stürzen, wie alle Götzen. Wie gleichgültig er von der Höhe seines Ruhms herabsah auf die Menschen, so werden bald die Menschen gleichgültig herabsehen auf die in Staub gesunkenen Trümmer seiner Glorie. Wer andere nicht liebte, den können auch andere nicht lieben, sie können ihn höchstens anstaunen. Und wehe dem Menschen, den man blos anstaunen und nicht lieben kann. Die Liebe ist ewig wie Gott, die Bewunderung vergänglich wie die Welt."

Wenn der Leser bei diesen Worten aus den Wolken gefallen sein wird, so möge er seinen Unwillen zurückhalten, bis er folgende Stelle über Béranger aus ebendenselben Briefen verglichen haben wird. Sie lautet: „Morgen breche ich von Großwardein nach Pesth auf. Die letzten Monate meiner Junggesellenschaft will ich auf Reisen zubringen. Ich sehe mir das Meer an, wonach ich mich so lange gesehnt habe, das meinem

:n so nahe verwandt, so tief und so stürmisch ist. Ich will Vaterland Shakspeare's, Shelley's, Byron's besuchen, das :e England; ich will nach der Heimat Béranger's gehen, dem strahlenden Frankreich, zu Béranger selbst, des neuen :rlösers, der Freiheit größtem Apostel. Der Kanonendon- :er Julirevolution war das Echo der Lieder Béranger's. mann nenne seinen heiligen Namen mit Ehrfurcht. Er r erste Dichter der Welt."

Man sieht, Petöfi spricht im Rausche. Der Freiheitsrausch ine schönsten Lieder schaffen helfen; in diesem Rausche sollte :d seine Landsleute mit den ewig denkwürdigen Versen:

Empor, Magyar! Die Zeit ist hie!
Fürs Vaterland! Jetzt oder nie! —

eißen Kampfe für die heilige Sache entflammen; dieser) ist nur gewichen vor dem Tod auf dem Schlachtfelde. Urtheil über Goethe ist nicht böswillige Verkleinerungs- ines Pygmäen, sondern der unbeherrschte Ausbruch eines Herzens.

Bibliographie.

gidi, L. K., Woher und Wohin? Ein Versuch, die Geschichte :ands zu verstehen. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr 8. 6 Ngr.

:coque, Margaretha Maria, Gesammelte Schriften. Von :om. Cöln u. Neuß, Schwann. 12. 12½ Ngr.

:r, F. C., Paulus, der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und , seine Briefe und seine Lehre. Ein Beitrag zu einer kritischen ite des Urchristenthums. 2te Aufl. Nach dem Tode des Verfas- :rgt von E. Zeller. 1ster Thl. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 Thlr.

ker, A., Festspiel zur Feier der Heimkehr unserer siegreichen Trup- :denburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

:chte über neuerlich auf der Insel Santorin Statt gehabte vulcani- :cheinungen. Wien. Lex.-8. 16 Ngr.

:ter Brief an Johann Jacoby. Leipzig, O. Wigand. 8. 1½ Ngr.

Briefe des Grafen Joseph de Maistre an den Grafen von Ra- :v über den öffentlichen Unterricht in Rußland. Aus dem Jahre :n Beitrag zur gegenwärtigen Unterrichtsfrage. Aus dem Fran- übersetzt von einem Freunde der studirenden Jugend. Regens- :stet. Gr. 8. 6 Ngr.

:gener, F., Abraham Lincoln. Sein Leben, Wirken und Ster- :torisirte Uebersetzung. Bern, Mann. 8. 12 Ngr.

:on's hebräische Gesänge. Aus dem Englischen übersetzt von H. :mann. Memmingen, Hartnig. Gr. 16. 7½ Ngr.

:schland im Jahre 1866 durch Preußen neu gestaltet. Eine kurze :che Darstellung der Ursachen und Ereignisse des Krieges bis zum :hlusse am 23. August 1866, mit der neuen Karte von Deutsch- :it einem Anhang: Beschreibung und Plan der Schlacht bei Kö- :nd eine Genealogie der regierenden deutschen Fürsten. Berlin, :orff. Gr. 8. 10 Ngr.

:pfeld, J. W., Zur pädagogischen Psychologie. Gütersloh, Ber- Gr. 8. 4 Ngr.

:sen, J. G., Das Testament des grossen Kurfürsten. Leipzig. :loch 4. 24 Ngr.

:as, A., Der Graf v. Moret. Historischer Roman. 1ste bis 3te :n, Hartleben. 8. à 5 Ngr.

:hal, M., Geschichte und Darstellung des jüdischen Cultus. :, Schneider. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

:l, F., Die Kirche und die Association der Arbeiter. Gekrönte :t. Passau, Deiters. Gr. 8. 5 Ngr.

:rds, Amelia B., Hand und Handschuh. Roman. Aus dem von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. :chlicke. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

:l, J. U., Vorträge in einem Kreise von Freunden gehalten. :r Zugabe. Hanau, König. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

:er, J., Beziehungen Oesterreichs zu Russland in den Jahren Vortrag. Wien. Gr. 8. 4 Ngr.

:sche, O. F., Die helvetische Confession. Rede. Zürich. Gr. 8. 5 Ngr.

:h, A., Unterrichtsfreiheit und Schulzwang mit Bezug auf die :rage in Bayern und auf die Schrift von J. Lukas: „Der Schul- Stück moderner Tyrannei." Vom kirchlichen Standpunkte be- :Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 7½ Ngr.

:l, F. H., Gott und die Menschheit. Fügungen der Vorsehung :über Staat und Kirche, Glaube und Wissenschaft, Krieg und :ster Bd. Wiesbaden, Schellenberg. Gr. 8. 25 Ngr.

:, E., Der heilige Geist nach seiner Lehre und seinem Werk für :nd das Leben dargestellt. Einzig rechtmäßige vom Verfasser :eutsche Ausgabe. Bern, Mann. Gr. 8. 18 Ngr.

:eben des französischen Pfarrers Heinrich Pyt. Frei nach dem :u. Bern, Mann. Gr. 8. 12 Ngr.

:, E. L., Religion und Kirche. Blätter zur Förderung des geisti- :rittes für Gebildete jeden Standes. Jena, Mauke. Gr. 8.

:ie. Ein Beitrag zur Beförderung des Geisteslebens. Stutt- :r. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hellwald, F. v., Die americanische Völkerwanderung. Eine Studie. Wien. 8. 10 Ngr.

Horwitz, J., Von Berlin nach Nikolsburg. Skizzen aus dem Kriegsjahre 1866. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Jahn, O., Biographische Aufsätze. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Immortellen. Diesseits-Blüthen unserer Jenseits-Hoffnungen im Lichte der heiligen Schrift, der Forschung und der Erfahrung. Für Bekenner höherer Wahrheit und die gebildeten Christenthumsfreunde aller Confessionen. 1ster Jahrgang. 2 Bde. à 5 Hefte. Großenhain, Haffner. Gr. 8. à Bd. 15 Ngr.

Keller, G., Die Staatsanwaltschaft in Deutschland. Ihre Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kern, F., Johann Scheffler's cherubinischer Wandersmann. Eine literarhistorische Untersuchung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Kirdorf, K., Zwölf Zeitgedichte. Crefeld, Kühler. Gr. 8. 5 Ngr.

Klausberg, Amalie v., Still und bewegt. Ein Lebensbild. Jena, Mauke. 8. 1 Thlr.

Kurz, H., Lebens-Melodien in Dur und Moll. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen. 3 Abtheilungen. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. Gr. 8. à 12 Ngr.

Ein edles Leben. Von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebmann, O., Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens. Ein kritischer Beitrag zur Selbsterkenntniß. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 27 Ngr.

Lindner, G. A., Einleitung in das Studium der Philosophie. Mit Rücksicht auf das Bedürfniß der Gymnasien entworfen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Mangin, A., Das Reich der Luft. Berlin, Schlingmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Müller, M., Johann Karl August Musäus. Ein Lebens- und Schriftstellercharakter-Bild. Nebst einem Anhang enthaltend einige Gedichte von Musäus. Jena, Mauke. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Müller von der Werra, Das Buch der Lieder. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Muth gefasst! oder die Aufgabe Oesterreichs und der süddeutschen Staaten. München. Gr. 8. 3 Ngr.

Nightingale's, Florence, Bemerkungen über Hospitäler nach dem Englischen bearbeitet und mit Zusätzen versehen in besonderer Rücksicht auf Feld- und Nothhospitäler von H. Senftleben. Memel, Kyt. 4. 1 Thlr.

Nun sind wir Preußen! Ein hannoverscher Stoßseufzer von einem Hannoveraner. Bremen. Gr. 8. 3 Ngr.

Obermüller, W., Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch zur Erklärung der Fluss-, Berg-, Orts-, Völker- und Personen-Namen Europas, West-Asiens und Nord-Afrikas im Allgemeinen, wie Deutschlands insbesondere. Nebst den daraus sich ergebenden Folgerungen für die Urgeschichte der Menschheit. 1ste Lief. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 15 Ngr.

Planta, P. C., Die Bündner Alpenstraßen historisch dargestellt. Vorgetragen in der literarischen Gesellschaft in Chur. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 6 Ngr.

Plitt, J. T., Glaube, Liebe, Hoffnung. Fünf Predigten, nicht als Selbstvertheidigung, sondern als Bezeugung seines Glaubens herausgegeben. Wiesbaden, Niedner. 8. 8 Ngr.

Quandt, E., Der Friede. Vier Vorträge. Berlin, W. Schultze. 1867. 8. 10 Ngr.

Näbiger, E. O., Die Heilsgeschichte nach ihren Hauptmomenten übersichtlich dargestellt. 6 Vorträge. Dresden, Bach. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Reichenstein, F., Die große Schlacht bei Langensalza. Geschlagen am 27. Juni 1866, zwischen der königl. hannoverschen Armee und den königl. preußischen Truppen. Eine wahrheitsgetreue Schilderung nach den besten Quellen. Kassel. 8. 3 Ngr.

Rheiner, A., Heliotrop. Ein deutscher Liederstrauß. Stuttgart, Schober. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Riebel, J. B. P., Die Graspflanze. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Riegel, H., Cornelius der Meister der deutschen Malerei. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 3 Thlr.

Seinecke, F., Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 27 Ngr.

Stahr, A., G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe. 4te Aufl. 1ste Lief. Berlin, Guttentag. Gr. 16. 5 Ngr.

Steiner, J. W., Ueber Wilhelm v. Humboldt. Rede. Kreuznach, Gr. 4. 7½ Ngr.

Stier, H. C. G., Ehrengedächtnis des Grafen Niclas Zriny v. Sigeth. Ein Vortrag über Zrinys Heldentod 7. September 1566 und dessen dichterische Verherrlichung. Beigegeben sind die deutsche Chronik von 1568, das gleichzeitige Volkslied, und Stücke aus Niclas Zrinys des jüngern Zriniade. Colberg, Post. 16. 18 Ngr.

Vorlisch, gen. Burnet, L. C. H., Das Mangelhafte der Newton'schen Gravitations-Theorie zur Erklärung der Bewegungen und anderer Erscheinungen im Sonnensystem und Zurückführung derselben auf ein anderes und neues Princip angestellt. Rostock, Stiller. Gr. 8. 10 Ngr.

Willborn, J., Fritz Werner. Historischer Roman aus den Jahren 1800—1815. 3 Thle. Wismar, Hinstorff. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wilmarshof, K., Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeits-Frage. 4te Abth.: Ort und Beschaffenheit des künftigen Lebens. Leipzig, Amelang. Gr. 8. 27½ Ngr.

Winterfeld, C. v., Geschichte der preußischen glorreichen Kriege von 1866. Potsdam, Döring. 8. 4 Ngr.

Zur Logik. Einfachste Denkregel. Mit 4 Schlüssen über Kirche und Staat. Grimma, Henn. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ir literarische Unterhaltung.

cheint wöchentlich. — Nr. 44. — 1. November 1866.

lt: Zur Charakteristik Shelley's. Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Von Adolf Stern. Erster Artikel. (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Vilmar über Fischart.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakteristik Shelley's.

y Bysshe Shelley's ausgewählte Dichtungen. sch von Adolf Strodtmann. Zwei Theile. urghausen, Bibliographisches Institut. 1866. 8. Ngr.

rcy Bysshe Shelley ist eine der interessantesten dich- n Erscheinungen der modernen englischen Literatur; rt zu den Poeten, über die man in Deutschland festes Urtheil gebildet hat, meistens ohne seine zu kennen. Es ist dies jene beliebte deutsche Ma- ie Literarhistorie vor der Dichtung zu bevorzugen, an aus der erstern mit leichter Mühe Porträt und rift der Dichter sich anzueignen vermag und zu- u dem poetischen Extract das kritische Recept er- ährend die selbständige Lektüre der Dichtwerke eine er verlangt, wie sie dem überall herumnaschenden ck des Säculums versagt ist, und dabei den Leser laren läßt über Licht- und Schattenseiten, welche ne Kritik ohne Leitfaden und Eselsbrücke heraus- oft nicht vermag. Wir berühren damit keines- nen harmlosen Mangel unserer literarischen Zu- es ist, auch der deutschen Poesie gegenüber, eine e unsers Publikums, welche nicht blos das mate- edeihen der Literatur, sondern auch den höhern, begeistertem Antheil getragenen Aufschwung der- ihmt. Die Dichtungen gelten für ungenießbaren , der nur in der Appretur durch Literaturgeschichte, Anthologie, nur durch Zusammenstellung, Beleuch- urch Auszüge und elegante Ausstattung genieß-).

Shelley betrifft, so ist allerdings den Deutschen re Bekanntschaft mit ihm durch den Mangel en Uebersetzung erschwert. Die frühere vollstän- ersetzung von Seybt hat zwar manches Gute; ie in der Form nicht ansprechend genug, auch nat des Buchs zu unhandlich. Die vorliegende ng von Adolf Strodtmann, einem Dichter, wel- em englischen Vorbild eine gewisse Geistesver- ift, den gleichen Radicalismus der Gesinnung entgegenbringt, hat bei weitem mehr Fluß und Schwung; doch scheint es nicht auf eine Uebertragung der sämmtlichen Werke Shelley's abgesehen, sondern nur auf die „ausgewählten Dichtungen". Wir wissen nicht, ob die Auswahl mit den vorliegenden zwei Theilen ihren Abschluß erreicht hat. Vorläufig fehlt Shelley's größtes Gedicht: „Die Empörung des Islam", und außerdem sein „Entfesselter Prometheus" u. a. Auch unter den kleinern Gedichten vermissen wir einige der besten, wie die Elegie auf John Keats („Adonais"), in welcher der Dichter in schönen und melodischen Versen sich selbst porträtirt. Gleichwol genügen die mitgetheilten Gedichte, die „Königin Mab", „Alastor", „Epipsychidion", „Die Cenci", um uns die ganze Eigenthümlichkeit Shelley's erkennen zu lassen, der so wenig zu den Dutzendpoeten gehört, daß jede Zeile, die er geschrieben, den Stempel seines leicht unterscheidbaren, aparten Talents trägt.

Shelley ist einer derjenigen Dichter, über welche die Vorkämpfer der sogenannten Objectivität stets gering denken werden. Er hat keine Gestalten geschaffen und muß also zurückstehen hinter jedem Poeten, der Müller und Schulze zu individualisiren weiß. Ebenso wenig ist ihm als Lyriker irgendein volksthümliches Lied gelungen, das im Munde des Volks lebt oder auch nur in eleganten Salons vom Blatt gesungen wird. Grund genug, ihm eine sehr untergeordnete Stelle unter den Dichtern anzuweisen, wenn die Rangordnung derselben nach jenen äußerlichen Maßstäben bestimmt wird, wie sie die Dictatoren unserer Nationalliteratur handhaben.

Wir haben von dichterischer Größe eine andere Meinung und wollen nicht doppeltes Gewicht haben für einen Aeschylus, Pindar und für die Poeten der Gegenwart. Den großen Dichter macht die Tiefe der Weltanschauung und die Schönheit und Prägnanz des dichterischen Ausdrucks und die Beherrschung der einzelnen Dichtungsgattungen steht erst in zweiter Linie; sie bestimmt seine Art, nicht sein Wesen. Der eine mag mehr die Welt in sich, der andere sich mehr in der Welt spiegeln, der eine objectiver, der andere subjectiver, der eine mehr Dramatiker und Epiker, der andere mehr Lyriker sein — die

Ursprünglichkeit und Bedeutung des dichterischen Genius wird durch diese Unterschiede nicht berührt. Nicht darauf kommt es an, lebenswahre Gestalten zu schaffen, sondern auf den geistigen Kern, auf die innere Tiefe und Bedeutung dieser Gestalten. Sonst wäre Kotzebue ein größerer Dichter als Schiller und vor den Realisten der Gegenwart müßten alle wahrhaft großen Genien der Vergangenheit in Ehrfurcht zurücktreten.

Shelley ist ein Poet mit einer wesentlich prophetischen Ader, von hohem Schwung der Phantasie, den Problemen der Welt und des Lebens zugewendet, ein Gedankendichter, der sich am liebsten in Hymnen und Dithyramben bewegt. Neben Byron gestellt, tritt er allerdings in den Schatten; ihm fehlt die Klarheit und Schärfe dieses großen Dichters und die Energie seiner Darstellungsweise; die Idealwelt Shelley's hat etwas Verschwommenes; seine Gedanken schweifen wie Dämmerungsfalter umher; eine visionäre Beleuchtung schwebt über fast allen seinen Schöpfungen. Wenn Byron übrigens als ein Skeptiker und Pessimist erscheint, so liebt Shelley dagegen, ein magisches rosenfarbiges Licht über die Zukunft auszubreiten; er gibt die Gegenwart und Vergangenheit preis, aber die Zukunft der Welt erfaßt er mit hoffnungstrunkener Seele. Byron ist ein dichterischer Proudhon, der seine Feder in Scheidewasser taucht, um eine ätzende Analyse unserer Cultur zu schreiben; Shelley ist eher einem Cabet zu vergleichen, der sein die Menschheit beglückendes Ikarien, einen Traum- und Musterstaat, auf den Wolken der Phantasie vor uns aufbaut. Doch solche Projectionen künftiger Gesellschaftswelten sind schon für den Philosophen keine glückliche Aufgabe; die Campanella und Thomas Morus haben mit ihren Utopien einen sehr geringen Einfluß auf den Fortschritt der Menschheit ausgeübt. Auch der Dichter läuft Gefahr, bei diesem Ausbau einer bessern und besten Welt entweder allen festen Boden zu verlieren oder in die Prosa zu verfallen, wenn er zu sehr ins Detail geht, ähnlich wie Cabet's Ikarien nach der einen Seite eine phantastische Wolkenschöpfung, nach der andern eine mit allen Details der trockensten Verwaltungskunde überladene, mit einer oft kleinlichen Nüchternheit ausgeführte Organisation ist. Der Pessimismus ist immer markiger und lebensfähiger als der Optimismus, zu dem diese Welt so wenig Veranlassung gibt. Auch in der verschiedenen Grundrichtung beider Dichter liegt es, daß Byron um so viel fester als Shelley in seiner Gedankenwelt wurzelt und ihr ein bestimmteres Gepräge zu geben weiß, daß er überhaupt sein von Haus aus schärfer und größer ausgeprägtes Talent auch noch günstiger darzustellen weiß.

Dagegen muß Shelley, wenn man ihn mit den Dichtern der Seeschule, wenn man ihn mit den gekrönten Poeten des londoner Hofs von Southey bis Tennyson vergleicht, als eine weit bedeutendere Erscheinung anerkannt werden. Denn neben der fashionabeln Formvollendung dieser weichen, meist in einem Rührbrei zergehenden Laureatenpoesie hat die seinige etwas gigantisch Aufstrebendes, weil sie einen weit tiefern Gedankeninhalt besitzt, weil sie eine nichtssagende Welt befehdet, welcher von diesen Dichtern Weihrauch gestreut wird, weil ... heitliche Urbilder verherrlicht, wo diese nur ... des realen Lebens, die Schiffsjungen und ... sentimental aufschminken.

Shelley kam schon auf der Schule, auf der ... sität in den Geruch des Atheismus. In dem ... England war dadurch sein Name mit einem ... haftet, der ihn auf allen Lebenswegen beglei... mit 18 Jahren hatte Shelley die „Königin ... dichtet — ein Gedicht, das eine gewisse ... lichkeit nicht verleugnet, dafür aber auch St... lichstem Zauber und hinreißendem Schwung ... mochte zunächst wenig angemessen erscheinen, ... königin Mab, die aus Mercutio's Beschreibung ... zierlicher, neckischer Traumgeist bekannt ist, dies ... geschöpf der Dichterphantasie zur Heldin eines ... machen, welches über Gott und die Mensch... Offenbarungen verkünden und ungefähr die ... sollte, die Byron in seinem „Cain“ dem ... traut. Die Fee Shelley's ist zwar kein ... wie die des Mercutio, aber doch eine durchw... stische Erscheinung, zarter als „die flockige ... angehaucht vom blassen Abendroth, die das ... nur mühsam gewahrt“; ihr perldurchsichtiges Ge... furcht nicht des Mondlichts Strahl; ihr Zauber... Amaranthgeflecht verziert; kurz, es ist eine Fee, wel... einer fleur animée zum Verwechseln ähnlich ... Fee im Balletcostüm, welche metaphysischen ... fremd erscheint wie eine Sylphide der Prose... pen der Hegel'schen Phänomenologie. Nachdem ... nun die Seele der schlummernden Janthe in ... die chinesischen Taosse-Dramen erinnernden Weise ... Körper getrennt, verkündet sie derselben ihr eige... Amt:

Ich bin die Feenkön'gin Mab; die Wunder
Der Menschenwelt zu wahren, ist mein Amt:
Der unermeßlichen Vergangenheit
Geheimniß find' ich in der Menschenbrust,
Auf des Gewissens ernsten, unbestochnen,
Wahrheitsgetreuen Tafeln eingeprägt;
Die Zukunft aus den Folgen jeder That
Enträthsl' ich; unverzeichnet lass' ich nicht
Den Stachel, den die rächende Erinnrung
Eindrückt des Menschen selbstisch harter Brust,
Noch jenes Wonnebeben, das das Herz
Des Tugendhaften fühlt, wenn seinen Tag
In Wort' und Werken edel er vollbracht.
Auch ist es mir gestattet, zu zerreißen
Den Schleier sterblicher Gebrechlichkeit,
Auf daß der Geist, in wechsellose Reinheit
Gekleidet, lerne, wie am schnellsten er
Das große Ziel, das ihm bestimmt, erreiche
Und jenen Frieden koste, den zuletzt
Alles, was lebt und athmet, theilen wird.

Diese Feenkönigin predigt nun das Evang... Atheismus, und wenn die Feenkönigin des Mercutio ... Decemferkels Schwanz die Nase des eingeschl... rers kitzelt, so begnügt sich die Shelley's nicht ... harmlosen Chicane gegen die Theologen, sondern ... Grundfesten ihres Glaubens umzustoßen.

Gleichwol liegt der Atheismus der Dichtung mehr in der unreifen Keckheit, womit gegen den transscendenten Gott des Kirchenglaubens protestirt wird, in der burschikosen Negative, die besonders an einer Stelle in eine Hymne des Atheismus ausbricht, als in dem ganzen Inhalt der Dichtung, der im Gegentheil von dem wärmsten Gottgefühl beseelt ist. Der Geist, der die Natur durchdringt, der in der Unendlichkeit der Schöpfung lebt, ist ihm ihr alleinziger Gott. Wenn er sagt, daß der Name Gottes schon jeden Misbrauch mit Heiligenschein umstrahlt hat, daß Priester vom Gott des Friedens schwatzen zur selben Zeit, wo ihre Hand vom Blut Unschuldiger trieft: so berühren diese Ausartungen der Religion doch nicht ihr Wesen. Und ist man tolerant genug, dem Glaubensbekenntniß des Goethe'schen Faust beizustimmen:

Gefühl ist alles — Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut —

so muß man bekennen, daß kein schönerer Psalm auf die Gottheit gesungen ist als der Preis der Natur, den Shelley seiner atheistischen Feenkönigin in den Mund legt:

Geist der Natur! O nein!
Der reine Ausfluß deines Wesens strömt
Durch jedes Menschenherz.
Errichtet hast du dort
Den Thron der höchsten, ewig heil'gen Macht;
Du bist der Richter, dessen Wink
Des Menschen kurze, schwache Kraft
Ohnmächtig schwinden läßt,
Dem Wind gleich, der vorüberweht.
So hoch steht über irdischem Gerichte
Dein Tribunal, wie Gott
Hoch über Menschen steht.

Geist der Natur! Du Leben
Endloser Myriaden rings im All;
Du Seele jener mächt'gen Sphären,
Die wandellos den Himmelspfad durchziehn;
Geist jenes kleinsten Wesens,
Das in dem Sonnenstäubchen
Des Frühlings lebt und wohnt: —
Der Mensch, gleich allem, was da fühllos webt,
Erfüllt bewußtlos deinen Willen;
Für ihn auch reift heran
Die Zeit des ewigen Friedens,
Die bald und sicher kommt;
Die grenzenlose Welt, die du durchdringst,
Wird sonder Fehl dann glänzen
In ungetrübt vollkommner Harmonie.

Der Blick, den wir auf die Geschichte der Menschheit werfen, auf die Vergangenheit, auf die in Moder gesunkene Herrlichkeit prächtiger Städte, großer Mittelpunkte der Cultur, ist kein erquicklicher; es ist eine Elegie, keine Theodicee, die der Dichter singt, obgleich er diesem Wandel des irdischen Lebens wieder die wandellose Harmonie der ewigen Natur gegenüberstellt.

Doch auch die Gegenwart bietet nichts Tröstliches: das Königthum erscheint dieser Feenkönigin nur als eine Tyrannis, schwelgerisch, grausam inmitten eines prunkenden Hofschranzenthums; der König sucht umsonst nach Frieden, dessen Tempel nur das Herz des Tugendhaften ist. Der Krieg ist ein Verbrechen der Staatsmänner, Könige und Priester; seine Greuel werden mit glühenden Farben geschildert:

Das Kind,
Eh's noch der Mutter heil'gen Namen lallt,
Ist schon erfüllt von unnatürlichem
Verbrecherstolz und hebt sein Kinderschwert
In eines Helden grimmer Art empor.
Ach! Dieser Arm wird einst die blut'ge Geisel
Der armen Erde, während große Namen,
In harmlos sanfter Kinderzeit gelernt,
Dem Mann als Hülle dienen, zu umdunkeln
Die klare Leuchte der Vernunft und gar
Das Schwert zu heil'gen, das, zum Kampf gezückt,
Schuldloser Brüder Blut vergießen soll.

Die Religion erscheint als die Zwillingsschwester der Selbstsucht; dieser dient auch der Handel, unter dessen giftigem Schatten nicht eine einzige Tugend entsprießt. Vor dem Golde neigt sich der eitle Reichthum, die niedere Größe, der gemeine Stolz; der eiserne Scepter des Mangels zwingt noch immer den Sklaven, sich vor dem Reichthum zu beugen, sein Leben mit nutzloser Mühe zu vergiften; alles wird erkauft, selbst die Liebe ist käuflich. Kurz, der Dichter malt dasselbe Gemälde der verderbten Civilisation mit dem Ernst eines entrüsteten Pathos, wie es Byron im „Don Juan" mit aller Keckheit satirischer Farben gemalt hat. Es ist der Protest Rousseau's, der Protest des einfachen Naturstandes der Menschheit gegen die ganze Cultur, gegen Staat, König und Glauben, Handel und Verkehr, der Protest eines auf allen Vieren kriechenden Radicalismus gegen die zweibeinig organisirte Welt.

Das Phantom des „Ahasver", das der Dichter heraufbeschwört, ist eine Illustration des Glaubens an einen persönlich und allmächtig in die Geschicke der Menschheit eingreifenden Gott. Ahasver erscheint als Träger der göttlichen Rache, die über ihn ein so grausames Los verhängte. Gegenüber diesem Glauben, den der Dichter verwirft, preist er die Gottheit, die als Weltgeist in stiller Nothwendigkeit waltet, die Gottheit des Spinoza:

Geist der Natur, du allgewalt'ge Macht!
Nothwendigkeit, des Weltalls Mutter du!
Ungleich dem Gott des Menschenwahns, verlangst
Du nicht Gebet noch Lobgesang; die Laune
Des schwachen Menschenwillens hat nicht mehr
Gemein mit deinem Thun, als seiner Brust
Veränderliche, flücht'ge Leidenschaften
Mit deiner ew'gen Harmonie; der Sklav,
Deß grausenhafte Lüste rings umher
Elend verbreiten, und der Biedermann,
Dem angesichts des Glücks, das seinen Thaten
Entkeimt, die Brust in edelm Stolze schwillt;
Der Giftbaum, unter dessen Schatten alles,
Was lebt, verdorrt; die Eiche, deren Dach
Ein laubiger Tempel ist, wo sel'ge Liebe
Die Schwüre tauscht, — sind gleich vor deinem Blick.
Du nährst nicht Haß noch Liebe, kennst nicht Gunst
Noch Rache, noch die schlimmste Gier nach Ruhm;
Und alles, was die weite Welt umfaßt,
Ist nur dein willenloses Werkzeug, du
Betrachtest alles unbestochnen Blicks
Und fühlst nicht seine Lust noch seine Leiden,
Denn menschlich nicht sind deine Sinne
Und menschlich deine Seele nicht.

Doch als Gegensatz der verderbten, durch den Glauben der Priester, die Allmacht der Fürsten, den Zauber des Goldes innerlich verwüsteten Welt zeigt die Fee nun ein Bild der schönen fernen Zukunft, das um so mehr wie eine Phantasmagorie erscheint, als nirgends in der zerrütteten Gegenwart die Fäden sich zeigen, die über sie hinausführen. Dort ist alles Licht und Glorie, hier alles Nacht und Schrecken. Es ist das goldene Zeitalter, das die Dichter des Alterthums an den Anfang, die Dichter der Neuzeit an das Ende der Welt setzen. Shelley's Utopien ist aber nicht blos eine beglückte Menschenwelt — auch die Physiognomie der Erde, die ganze Natur hat sich verändert, die Stürme und die Löwen sind zahm geworden. Die ungeheuern Sandwüsteneien haben sich in eine „maßliebüberdeckte Flur" verwandelt, welche dem Sonnenaufgang ihre Düfte zuhaucht; das Kind theilt sein Morgenmahl mit dem Basilisken, der ihm die Füße leckt; das sturmbewegte Meer ist ein stilles mit Paradiesesinseln geschmücktes Wasserreich geworden; die Früchte sind immer reif, die Blumen immer schön; die Löwen spielen mit den Zicklein und der Fingerhut hat aufgehört, giftig zu sein. Zeit und Tod ist überwunden; es gibt keine Paläste, Dome und Kerker mehr; der Mensch ist frei von allen Satzungen; alles ist Licht, Lust, Lächeln und der wiedergeborenen Erde ertönt der machtvolle Dithyrambus:

O sel'ge Erde! Himmelswirklichkeit,
Nach der die ruhelosen Geister streben,
Die ewig durch die Menschenwelt sich drängen!
Du aller irdischen Hoffnung Inbegriff!
Du hehrer Lohn des blindvollzieh'nden Willens,
Deß Strahlen sich, durch Raum und Zeit verbreitet,
In Einem Punkt für immerdar vereinen!
Der reinsten Geister reine Heimat du,
Wo Schmerz und Sorge, Ohnmacht und Verbrechen,
Unwissenheit und Krankheit unbekannt!
O sel'ge Erde, Himmelswirklichkeit!

Daß in dieser nur mit bengalischen Flammen beleuchteten Welt, welcher der Reiz des Negativen gänzlich fehlt, zuletzt die tödlichste Langeweile herrschen muß: das konnte allerdings einer achtzehnjährigen Intelligenz entgehen. Shelley erweist sich als ein frater icaricus, wie in der meisterhaften Persiflage des Jordan'schen „Demiurgos", in der Idylle „Nirgendheim" der Theoretiker dieses Utopien heißt. Und auf dieser „sel'gen Erde" würde gewiß das Chor der Nirgendheimer ertönen:

Ertheilet uns Rath, was fangen wir an, barbarisch wird uns die Zeit lang,
Da die Welt, wie es scheint, im plötzlichen Satz auf dem Wege des Guten zu weit sprang.

Diese Achillesferse der Dichtung darf uns indeß nicht vergessen lassen, welch ein Duft über einzelnen Schilderungen derselben schwebt, und wie die düstere Energie des Persius das Gemälde unserer zerfressenen Civilisation durchdringt. Nur ein großes Dichtertalent konnte mit 18 Jahren ein solches Werk verfassen, und daß es ein achtzehnjähriger Dichter verfaßte, entschuldigt hinlänglich seine Schwächen.

Als Curiosum verdient noch eine Stelle der Dichtung nähere Beachtung, um so mehr, als sie der Dichter selbst mit einem ausführlichen Commentar versehen hat; es sind die Verse:

Der Mensch, der einst,
Ein flücht'ges Traumbild, durch die flücht'gen Jahre
Dahinschritt, weilt unsterblich jetzt auf Erden.
Nicht mehr das Lamm, das ihm ins Antlitz schaut,
Erschlägt er, sich an seinem Fleisch zu letzen,
Das, der Natur beleidigt Recht zu sühnen,
Die Säfte seines Körpers faulen machte
Und böse Leidenschaften, eiteln Wahn,
Verzweiflung, Ekel, Haß in seiner Seele
Erzeugte — des Verbrechens und der Seuchen,
Des Elends und des Todes Wucherkeime.

Shelley ist ein eifriger vegetarian, er sucht in der eingehenden Abhandlung, die er diesen Versen beifügt, nachzuweisen, daß sowol die Organisation des Menschen ihn neben die pflanzenfressenden und nicht neben die fleischfressenden Thiere stellt, als auch, daß alle Laster und Verbrechen, alle Krankheiten, alle physischen und geistigen Störungen von der ungeeigneten Fleischnahrung herrühren. Selbst die Weltgeschichte würde eine andere Gestalt angenommen haben, wenn die Menschheit sich mit Pflanzenkost begnügt hätte.

Gewiß sprechen die galligen Wangen Bonaparte's, seine gefurchte Stirn, sein gelbes Auge, die beständige Unruhe seines Nervensystems nicht minder deutlich den Charakter seines rastlosen Ehrgeizes aus, als seine Mordthaten und Siege. Es ist unmöglich, daß Bonaparte, wenn er aus einem Geschlechte von Pflanzen- und Fruchtessern entsprossen wäre, die Neigung oder die Macht gehabt haben könnte, den Thron der Bourbons zu besteigen.

Von der Einführung der vegetabilischen Diät verspricht sich Shelley das Ende aller körperlichen und geistigen Krankheiten, die Verlängerung unserer Existenz, die Erhöhung jedes Lebensgenusses. Es scheint, als ob der Dichter die Ansicht hegte, das goldene Zeitalter der „Königin Mab", wo die Kinder und die Basilisken miteinander spielen, könne am ersten durch Pflanzenkost erreicht werden. Die neuere Chemie hat indeß wol die Gleichartigkeit der Nahrungselemente bei Thier- und Pflanzenkost hinlänglich nachgewiesen, sodaß der Unterschied kein so großer sein kann, mag der Mensch den erforderlichen Stickstoff aus einem Ochsen oder aus einem Esau'schen Linsengericht beziehen.

Das zweite von Strodtmann übersetzte Gedicht: „Alastor oder der Geist der Einsamkeit", hat ebenfalls einen visionären Zug. Shelley selbst charakterisirt es in seinem „Vorwort" in folgender Weise:

Das „Alastor" betitelte Gedicht ist als ein allegorisches Bild eines der interessantesten Zustände der menschlichen Seele zu betrachten. Es schildert einen Jüngling von unverdorbenem Gemüth und abenteuerlichem Geiste, den eine Phantasie, die durch Vertrautheit mit allem Vortrefflichen und Erhabenen entflammt und geläutert ist, zur Betrachtung des Weltalls leitet. Er trinkt mit vollen Zügen aus den Quellen der Erkenntniß und bleibt dennoch ungesättigt. Die Erhabenheit und Schönheit der äußern Welt prägt sich tief in seine Gedanken ein und verleiht ihren Gestaltungen eine unerschöpfliche Vielseitigkeit. So lange sein Streben sich auf so unendliche und unermessene Gegenstände zu lenken vermag, ist er heiter, ruhig und Herr seiner selbst. Aber es kommt eine Zeit, wo ihn diese Gegenstände nicht mehr befriedigen. Sein Geist erwacht endlich plötz-

sich, und dürstet nach dem Verkehr mit einem ihm ähnlichen Geiste. Er schafft sich in seiner Phantasie das Wesen, das er liebt. Da er mit den Speculationen der erhabensten und vollkommensten Naturen vertraut ist, vereinigt die Vision, in welcher er seine eigenen Vorstellungen verkörpert, alles Wunderbare, Weise und Schöne, was der Dichter, der Philosoph oder der Liebende sich zu malen vermöchte. Die geistigen Fähigkeiten, die Phantasie, die Functionen der Sinne tragen sämmtlich Verlangen nach der Sympathie entsprechender Kräfte in andern menschlichen Wesen. Der Dichter, wie er hier geschildert wird, vereinigt all diese Forderungen und überträgt sie auf ein einziges Bild. Er sucht vergebens nach einem Ebenbilde dieser Schöpfung seiner Phantasie. Gebrochen von seiner Enttäuschung, steigt er in ein frühes Grab.

Der Grundgedanke ist übrigens in der Dichtung selbst nicht mit vollkommener Schärfe ausgeprägt. Dagegen sind die Naturbilder zum Theil von grandioser Schönheit und erinnern an jene Bilder erhabener Natureinsamkeit, wie sie in den indischen Dramen von Kalidasa und Bhavabuti so überwältigend uns vor die Seele treten. Auch hier in dieser Dichtung erscheint die todte Landschaftsmalerei, wie sie Gervinus den Byron'schen Gedichten vorwirft, nirgends störend. Die Seele des fieberisch seinem Traumbild nachjagenden Alastor belebt die Einsamkeit mit ihren Träumen; er sieht stets neben sich den Geist in einem Gewand, gewebt aus allem, „was die Erde an Majestät, Geheimniß oder Anmuth beut". Die Scenerie des Kaukasus wird uns übrigens in großartigen Bildern vorgeführt:

Er wanderte
Am grasigen Uferhang des kleinen Baches;
Ins grüne Moos eindrückt' er seinen Fuß,
Der von des Fiebers Glut erzitterte.
Gleich einem Kranken, der in Wahnsinnslust
Vom Fieberlager aufspringt, eilt' er fort:
Doch nicht gleich ihm der finstern Gruft vergessend,
In die er niedersteigen muß, sobald
Des matten Taumels Flamme sich verzehrt.
Mit raschen Schritten in der Bäume Schatten
Geht er des Murmelbaches Lauf entlang;
Und jetzt vertauscht den ernsten Waldesdom
Er mit dem lichten Glanz des Abendhimmels.
Aus dürrem Moose lugte grau Gestein,
Und hemmte des empörten Baches Wellen;
Den rauhen Abhang überschatteten
Des feinen Schachtelhalmes schlanke Stengel,
Und knorrige Wurzeln alter Fichten nur,
Zweiglos und blitzversehrt, umklammerten
Den harten Boden. Ein allmählicher,
Doch grausenhafter Wechsel! Denn, wie schnell
Die Jahre fliehn, die glatte Stirn sich runzelt,
Das braune Haar erbleicht und gläsern starr
Die einst thauglänzenden Augensterne funkeln:
So wich der Blumen Pracht, der kühle Schatten
Des grünen Hains mit seinem holden Duft
Und süßen Schalle hinter ihm zurück.
Doch ruhig folgte er dem Strom, der jetzt
Mit stärkrer Flut des Thales Labyrinth
Durchrollte und mit winterlicher Hast
Die Bahn sich grub in kühngeschwungnen Krümmen.
Ringsum jetzt thürmten Felsen sich empor,
Seltsam geformt, die ihre schwarzen Zinnen
Im Abendlicht erhoben, und ihr Grat,
Des Gießbachs Bett verfinsternd, zeigte droben
Inmitten wankend morschen Steingeröll
Vielrissige Klüfte, schwarze Höhlenrachen,
Aus deren Windungen des Stromes Brausen
In tausendfachem Echo widerscholl.
Sieh! Wo der Engpaß gähnend weit sich dehnt,
Stürzt schroff hinab der Berg und scheint die Welt
Mit seiner Klippen Kamm zu überhängen;
Denn unten breiten sich, vom falben Mond
Und von der bleichen Sterne Glanz beschienen,
Gewalt'ge Ströme, inselreiche Seen,
Lichtblaue Berge, dämmernde Gefilde,
Gehüllt ins bleiern matte Abenddunkel,
Und an des fernen Horizontes Saum
Die purpurglüh'nden Hügel, deren Leuchten
Sich mit dem Zwielicht mischt.

Gleiche Ueberschwenglichkeit, der gleiche Aeolsharfenklang der Poesie tönt durch die Dichtung „Epipsychidion": die begeisterte Feier eines schönen Weibes und einer innigen Liebe, im einzelnen reich an dichterischen Schönheiten ersten Ranges, im ganzen aber zu ambrosisch zerflossen. Die Liebessehnsucht baut sich eine Wohnstätte auf einer seligen Insel; doch die ganze Staffage der Ringeltauben und Rehe hat etwas Sentimentales und erinnert an die Geburtstagsverslein und ihre colorirten Bilderchen. Mitten in diese empfindsamen Ergüsse tönt dann oft ein dithyrambischer Vollklang:

Entflieh' mit mir, gekommen ist die Zeit!
Dem, was in mir voll trüber Sterblichkeit,
Mögst ewig du vestalische Schwester sein;
Dem Nievergeh'nden, Heil'gen, was nicht mein,
Was ich ist, sei fortan vereint als Braut,
Die glücklich und beglückend um sich schaut!
Die Stund' ist da — der Schicksalsstern ging auf,
Aus deinem Kerker führt er dich herauf;
Hoch sind die Mauern, und die Thore fest,
Die Wachen stark — doch wahre Liebe läßt
Sich so nicht zwingen; alles überspringt
Sie wie der Blitz, der ungesehn durchdringt
Der Erde Kern, und wie des Himmels Winde,
Die dem, der sie ergreift, entfliehn geschwinde;
Mehr noch dem Tode gleich, der, auf Gedanken
Hinjagend, Palast, Thurm und Tempelschranken
Misachtet: — stärker ist die Liebe noch,
Denn sie zerbricht sogar des Todes Joch,
Macht frei den Leib in Ketten, frei das Herz
In Qual, die Seel' in Staub und Sündenschmerz.

Die Mehrzahl der einzelnen Gedichte, welche Strodtmann übersetzt, hat einen elegischen Grundzug; die Vergänglichkeit des Lebens, die Vergessenheit, die ihren Schleier so rasch über alles breitet, werden in wehmüthigen Klängen gefeiert. Sehr schön beginnt die letzte Elegie mit der Strophe:

Wenn die Lampe zerschmettert,
Ist ihr Licht im Staube verglüht;
Wenn die Ros' entblättert,
Ist ihr Duft im Winde versprüht;
Wenn die Laute zerbrochen,
Ist ihr lieblicher Klang verhallt;
Wenn die Lippen gesprochen,
Ist ihr Wort vergessen so bald.

Shelley's politische Lyrik ist auf denselben Grundton gestimmt wie die Byron's. Wenn dieser an Napoleon eine Ode dichtet, so dichtet Shelley ein Sonett an den gefallenen Imperator: „Gedanken eines Republikaners

beim Sturze Bonaparte's." Er haßte Napoleon, solange derselbe die Macht in Händen hatte, doch jetzt nach seinem Sturz erkennt er,

Daß nicht Gewalt und Trug der schlimmste Feind
Der Tugend sind — nein, alter Satzung Zahn,
Erlaubter Frevel, blut'ger Glaubenswahn.

Eine „Ode an die Freiheitskämpfer", ein Gedicht an „Englands Männer" beschwören die sociale Revolution herauf, fordern die Bienen auf zum Kampfe gegen die Drohnenbrut, laden zum heiligen Rachekampf. Es sind blutrothe Hymnen, greller als Byron je zu dichten wagte, doch auch zielloser und nebelhafter. Ein pechrabenschwarzes politisches Nachtbild ist das Sonett:

England im Jahre 1819.

Ein König, alt, toll, blind, dem Tod verfallen;
Prinzen, die Hefen ihres trägen Stamms,
Verhöhnt als kothiger Abhub kothigen Schlamms;
Regierer, fühllos, taub den Klagen allen,

Blutegeln gleich ihr Mordwerk (Gott verdamm's!)
Verrichtend, bis sie blutsatt niederfallen;
Ein darbend Volk, erwürgt in Hütt' und Hallen;
Ein Heer, das Mord und Raub im bunten Wams

Zum doppelschneid'gen Schwert für alle macht,
Für die das Recht ein feiler, blut'ger Trug;
Ein Glaube, gottlos, ein versiegelt Buch;
Ein Volksrath, schlechter, als er je erdacht:

Sind Gräber, draus ein glanzvoll Trugbild mag
Erstehn, ein Licht für unsern Sturmestag.

Nachdem der Dichter derartige poetische Dracheneier ausgebrütet, durfte man sich nicht wundern, wenn das nationalstolze Britannien diesen Vertreter der satanischen Schule mit Haß und Verachtung von sich stieß. Gelungener als die politischen Oden sind die Oden „an den Westwind"; „an die Lerche", in denen die warme Naturempfindung des Dichters einen begeisterten Aufschwung nimmt. Als Odendichter darf Shelley überhaupt einen hohen Rang beanspruchen; er beherrscht den Stil der Ode, er trifft den aphoristisch-grandiosen Ton, durch den sich die Ode von Lied und Elegie unterscheidet, den kühnen Wurf der Bilder und Gedanken, deren Verknüpfungen nicht bequem und leicht sind, sondern auch von seiten der Hörer und Leser gewagte Sprünge der Phantasie verlangen.

Rührend ist das Gedicht Shelley's: „An meinen Sohn", gedichtet im Jahre 1819, als der Lordkanzler von England dem Dichter seine beiden Kinder aus erster Ehe unter dem Vorwand vorenthielt, daß er als Atheist nicht im Stande sei, dieselben moralisch zu erziehen — eine Begriffsverwirrung, die allerdings nur im orthodoxen England möglich ist. Shelley fürchtete damals, daß man ihm auch seinen jüngsten Sohn William entreißen werde:

Die Wogen schäumen und tosen am Strand,
Schwach ist und klein der Kahn,
Schwarz grollt das Meer und am Himmelsrand
Schon dunkelt des Sturmes Nahn.
O komm mit mir, geliebter Sohn,
Komm mit mir! Ob die Wellen drohn
Und die Winde heulen, wir müssen an Bord,
Sonst reißen die Schergen der Macht uns fort!

Es bleibt uns nur noch übrig, das einzige Trauerspiel Shelley's: „Die Cenci", ins Auge zu fassen, welches Byron für die beste Tragödie erklärte, die seit Shakspeare in England gedichtet worden und welches auch Strodtmann in der Vorrede „ein Meisterwerk dramatischer Kunst" nennt.

In Wahrheit zeigt sich Shelley's Talent in dieser Dichtung von einer ganz neuen Seite. Es herrscht in den „Cenci" eine ungemeine Energie des dramatischen Ausdrucks, welche mit der oft sentimental verschwommenen Lyrik des Dichters merkwürdig contrastirt. Nicht minder anzuerkennen ist die Geschicklichkeit, mit welcher in diesem Drama die Peinlichkeit der Voraussetzungen zwar nicht verwischt, aber doch bis zu einer gewissen Grenze abgedämpft wird. Einzelne Situationen sind markig und mit kühnen Umrissen ausgeführt, die Beredsamkeit des Affects ist oft von hinreißender Gewalt.

Gleichwol ist der Stoff danach angethan, nicht blos in dem prüden England, wie Strodtmann meint, Anstoß zu erregen, er ist überhaupt widerwärtigster Art, und keine deutsche Bühne dürfte mit Aussicht auf Erfolg wagen, das Drama, selbst wenn seine Vorzüge noch blendender wären als sie sind, zur Aufführung zu bringen. Es ist nicht einmal der Zwist zwischen Vater und Tochter, der so anwidernd wirkt, ein unnatürliches und vom Dichter selbst nur mit Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen bezeichnetes Verbrechen; es ist noch mehr die psychologische Motivirung desselben, der Haß, den der alte Cenci gegen seine Kinder hegt, was auch nicht die leiseste Sympathie für die Handlung aufkommen läßt. Der alte Cenci ist ein Scheusal, seine Bosheit und Niederträchtigkeit ist um so schlimmer, als sie eine grundlose ist, die reine Lust am Abscheulichen, die im Widerspruch steht selbst mit dem Egoismus der Vaterliebe. Der Dichter hätte das widernatürliche Verbrechen auch in anderer Weise motiviren können, es bedurfte dazu nicht eines absolut verruchten Charakters, welcher der menschlichen Theilnahme gar keinen Anhalt bietet. Ein Vater, der in Jubel ausbricht, als er den gewaltsamen Tod zweier Söhne erfährt, der vor einer geladenen Gesellschaft den Weinpokal erhebt und ausruft:

Du edler Wein, deß helle Purpurflut
In diesem Goldpokal beim Kerzenscheine
So lustig wogt, wie jetzt mein Herz sich freut,
Der gottverfluchten Söhne Tod zu hören,
O, könnt' ich glauben, daß ihr Blut du wärst:
Ich kostete dich wie ein Sakrament
Und tränke dich dem Höllenfürsten zu,
Der, wenn es wahr ist, daß des Vaters Fluch
Mit schnellstem Fittich seiner Kinder Seelen
Nacheilt und sie vom Thron des Himmels reißt,
Jetzt meiner Lust sich freut! —

ein solcher Vater existirt nur in der kranken Phantasie des Dichters oder bei den Kannibalen. Die Heldin wird freilich ihrer Mitschuld um die Ermordung des verbrecherischen Vaters dadurch entlastet, daß diese That die Welt von einem Scheusal befreit. Dennoch kann auch die vatermörderische Tochter uns keine Sympathien einflößen

Beatrice mußte den Tod der Lucretia sterben. Der Dichter hat das gefühlt und ihr deshalb die folgende Rede in den Mund gelegt:

Gott,
Laß mich verstört und wirren Sinns nicht richten!
Wenn Tag für Tag ich weiter leben muß
Und diesen Leib, den Tempel deines Geistes,
So schmählich nun entweiht, bewahren soll
Wie eine schmuzige Höhle, aus der alles,
Was dir ein Greuel ist, dich ungerächt
Und höhnend anstarrt — nein, es soll nicht sein!
Selbstmord? — vielleicht ist der auch keine Rettung;
Denn zwischen ihm und unserm Willen klafft
Gleich einem Höllenschlunde dein Gebot.
Weh mir! In dieser ganzen Erdenwelt
Gibt's kein Gesetz und keinen Urtheilsspruch,
Nach dem die Frevelthat zu richten wäre,
Die man an mir verübt.

Diese Sophistik ist wenig überzeugend. Das göttliche Gebot, das „gleich einem Höllenschlunde zwischen dem Selbstmord und unserm Willen klafft", verpönt doch noch härter den Vatermord. In der That hätte der Dichter besser gethan, nicht erst auf diesen Ausweg hinzuweisen, denn er wies damit gleichzeitig auf eine Schwäche in der Motivirung seines Dramas hin. Auch in ihrem fernern Auftreten nach der Ermordung des alten Cenci zeigt Beatrice keine tragische Größe. Wir bewundern die eiserne Hartnäckigkeit, mit der sie den Richtern gegenüber ihre Verbrechen leugnet, den Muth, mit dem sie der Folter trotzt, die reuelose Dithyrambik, mit der sie die eigene That preist und in den Tod geht; doch in diesem harten Stolz liegt nicht der Muth einer schönen Seele, nicht die Anerkennung der Sühne, die ihre That heischt, so sehr sie von der Nöthigung, von ihrem Rechte zu derselben überzeugt war; ja es scheint, der Dichter selbst hat nicht die volle Tragik des Conflicts begriffen und sieht in der That der Beatrice nur einen Act unvermeidlicher Nothwehr, der vor den göttlichen Gesetzen straflos ist. Auch keine der andern Personen des grellen, crassen Stücks flößt irgendwelche Sympathien ein oder gibt ein sänftigendes Gegengewicht zu den wilden Naturen des Dramas. Der sanfte Lyriker Shelley hat sich in einen bluttrunkenen Tragöden verwandelt, der Friedenstempel des Alastor in eine Tigerhöhle. Strodtmann sagt in der Vorrede:

Fassen wir in kurzen Worten unser Urtheil über diesen, in Deutschland bisjetzt kaum nach Verdienst gekannten Dichter zusammen, so möchten wir vor allem behaupten, daß ein reinerer und edlerer Vertreter der humanistischen Weltanschauung schwerlich jemals gelebt hat. Shelley, der verschriene Atheist, wandelte als ein Hoherpriester der aufopferndsten Menschenliebe und des seligsten Friedens durch die Welt — ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, der auch in den trübsten Tagen niemals den Glauben an die ursprüngliche Güte der Menschennatur und den endlichen Sieg des Guten und Schönen verlor. Wenn eine allzu idealistische Auffassung der letzten und höchsten Menschheitsziele ihn häufig in abstracte Regionen verlockte, die mehr der Philosophie als der reinen Poesie angehören, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Shelley als Dichter der ernsten Betrachtung an intensiver Wärme des Gefühls und hohem Adel der Sprache die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger auf diesem Gebiete weit überragt. Es fehlt freilich seiner Poesie meistens das sinnliche Element, die unwiderstehlich fortreißende Glut der Leidenschaft, und sein Gesang gleicht selbst in den glutvollsten rhapsodischen Ausbrüchen seiner Phantasie, wie in dem vielbewunderten „Epipsychidion", mehr einer unirdischen Elfenmusik als dem Aufjauchzen oder Klagen und Zürnen einer kräftigen Mannesbrust; aber das Drama „Die Cenci" beweist, daß seine künstlerische Gestaltungskraft in aufsteigender Entwickelung begriffen war und daß sein Genius berufen erschien, mit Erfolg nach dem höchsten Lorber des Dichters zu ringen.

Diesem Urtheil mag man beistimmen, wenn der Nachdruck gerade auf die Schlußworte gelegt wird. Shelley's Werke haben einen unreifen, unfertigen Zug, der sich in der sanften Excentricität der Lyrik, in der wilden seiner Tragödie ausspricht. Von der Begabung Shelley's mag man nicht hoch genug denken, sie ist in Zügen von unvergänglicher Schönheit ausgeprägt. Doch er hatte noch nicht das harmonische Maß erreicht, welches dem Kunstwerke des Dichters in seiner Ganzheit erst Bestand und Dauer verbürgt.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 43.)

Der Verfasser des „Abfall der Niederlande" widerspricht sich dazu bei seinen Anführungen vielfach. In denselben Kapiteln, wo er referirt, daß die Inquisition die allgemeine Zustimmung des Landes gehabt, gibt er an, daß „Geldern und Brabant sich derselben mit glücklichem Erfolge widersetzten", daß die „Richter sich vielfach widersetzten und mit der Sache nichts zu thun haben wollten", sagt aber dann doch wieder, daß „das Verlangen, das Unkraut (der Ketzerei) auszurotten, das ganze Volk beseelt habe". Selbst wenn dies letzte der Fall gewesen wäre, würde dadurch die Uebereinstimmung des Volks mit den blutigen Maßregeln nicht bewiesen werden. Aber Holzwarth versichert, daß nur bübische Agitation den Namen und das Amt der Inquisitoren verhaßt machte. Als ob der Volksinstinct, der selbst den Henker, den Vollstrecker blutiger Befehle, brandmarkt, nicht von selbst zu Verachtung und Haß gegen die Priester gelangen sollte, deren Geschäft darin bestand, dem Henker Opfer aufzuspüren und in die Hände zu liefern.

Die Meinung Holzwarth's geht dahin, daß, wenn eine schädliche Aufregung nicht die vollkommene Ausübung der vortrefflichen Edicte gehemmt hätte, weder die Reformation Boden in den Niederlanden hätte gewinnen können, noch der Abfall von Spanien erfolgt sein würde. Er sagt wörtlich: „Die Ueberzeugung sollte unantastbar feststehen, daß der Baum der Häresie künstlich und mit Aufgebot vieler Kräfte in das Erdreich der Niederlande gepflanzt werden mußte und daß in Wahrheit weder der Geist des Volks noch die Religionsedicte und die Handhabung der Inquisition ihn hervorgetrieben haben." Mit künstlichen Mitteln nun lassen sich einzelne, läßt sich allenfalls ein Gemeinwesen, nicht aber der größere Theil eines Volks in Neuerungen, am allerwenigsten in religiöse Neuerungen hineintreiben. Etwas muß im Geist und

Wesen eines Volks vorhanden sein, was der Bewegung entgegenkommt; alle Agitation ist frucht- und wirkungslos, wenn ein Volk für dieselbe unempfänglich und unzugänglich ist. Der Verfasser erzählt, daß vom Jahre 1522—60 eine religiöse Gärung in den Niederlanden *nicht* geherrscht habe, der Abfall von der alten Kirche nur „sporadisch" gewesen sei. Dies heißt der einfachsten Wahrheit der historischen Thatsachen ins Gesicht schlagen. Unter dem gefürchteten Karl V. waren die Niederlande, die nördlichen zumal, von einer gewaltigen religiösen Gärung erfüllt. Die revolutionärste Strömung der reformatorischen Bewegung, der große wiedertäuferische „Schwarmgeist", fand seine eigentliche Stätte in den Niederlanden. Nicht nur, daß Matthiesen und Jan von Leyden aus ihnen nach Münster kamen, auch während der Belagerung Münsters (1535) fanden gewaltige Erhebungen der Wiedertäufer in Holland, Friesland, Gröningen statt, es fehlte im Mai des genannten Jahres wenig, daß ihnen Amsterdam in die Hände gefallen wäre. Und gegenüber diesen Thatsachen, gegenüber den Tausenden der Hingerichteten, der Flüchtlinge (die doch immer der Natur der Sache nach nur der kleinere Theil der Ketzer sein konnten), wagt der Verfasser die Hinneigung selbst eines Theils des niederländischen Volks zur Sache der religiösen Neuerung zu leugnen; er gibt nicht zu, daß irgendein Abfall von der alten Kirche von innen heraus erfolgt sei, und vermag in allem nur Intrigue und künstlich geschürten Verrath zu erblicken.

Nach alledem fällt es natürlich dem Verfasser nicht schwer, dem Prinzen von Oranien die ganze Schuld des Abfalls von Kirche und König aufzubürden. Er hat die Niederländer mit Mistrauen gegen die Absichten des frommen und getreuen Königs Philipp erfüllt, er hat das Mitleiden mit den Schlachtopfern des religiösen Conservatismus, welches dem Volke ursprünglich fremd war, angefacht, er hat die lutherischen und calvinistischen Irrlehrer ins Land gerufen, er hat die Leute zu Hunderttausenden aufgestachelt, dem Worte dieser Prediger zu lauschen, er hat Gott weiß was noch alles gethan und vermocht. Die „Genesis der Revolution" erinnert in dieser Beziehung an die Memoiren legitimistischer Kammerfrauen und Hofbedienten, welche die ungeheuere Umwälzung des Jahres 1789 auf den „gottlosen Orleans" zurückführen: ein Vergleich, der allerdings insofern hinkt, als Wilhelm von Oranien ein Halbgott gegen Philipp Egalité war. Aber wie groß, wie gewaltig sein Genie gewesen sein möge, daß der Oranier einem Volke eine ihm fremde Seele einzuhauchen vermocht hätte, trauen wir nicht ihm, nicht irgendeinem Sterblichen zu. Hätte er indeß aus Ehrgeiz alles das gethan, dessen er in diesem Buche beschuldigt wird, so müßten wir mit Lessing sagen: was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat. Wenn ein Mann durch seinen Ehrgeiz und nur durch seinen Ehrgeiz befähigt war, Gefühle, die seinem Volke und ihm selbst (nach Holzwarth's Annahme) fremd waren, Gefühle des Erbarmens, des Mitleids, Verlangen nach Befreiung von hartem Druck, Verlangen nach nationaler Selbständigkeit, seinem Volke derart einzuflößen, daß dies Volk einen mehr als funfzigjährigen heißen Verzweiflungskampf dafür durchfocht und daran zu einem der großartigsten Gemeinwesen, welche die Welt gesehen, erstarkte, so beugen wir uns in Ehrfurcht vor der Macht, die mit solchem Werkzeuge solche Wirkungen hervorbrachte!

Es ist übrigens unglaublich, was alles einem Schriftsteller im Eifer begegnen kann. Der Verfasser glaubt den unheilvollen Einfluß des Prinzen von Oranien auf Egmont nicht schwarz genug schildern zu können. Und so sagt er unter anderm wörtlich: „Jetzt, wo Egmont mit Oranien bricht, wo er sich entschieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Mistrauen erfüllen, als ob es der König mit ihm und dem Lande denn doch nicht redlich meine." Dies „Jetzt" ist aber das Jahr 1566, in dem die Sendung Alba's, die Hinrichtung Egmont's bei Philipp beschlossene Sache war, das Mistrauen bezieht sich auf die *letzten* Rathschläge, die Oranien Egmont ertheilt und nach denen er ihn beschwor, vor König Philipp auf der Hut zu sein — gewiß ein Freundesrath, und wenn er Egmont nie zuvor einen guten ertheilt hätte.

Aber es ist müßig, länger Zeit und Raum zu verschwenden, um diese und ähnliche Widersprüche zu verfolgen. Im Ernst kann der Verfasser nicht gemeint haben, auf andere als den engsten Kreis seiner Gesinnungsgenossen zu wirken. Die Wahrheit, welche wir aus dem ersten Bande dieses „Abfalls der Niederlande" entnehmen, ist eine sehr unerfreuliche. Holzwarth sagt S. 91:

> Jedes (?) religiöse Princip trachtet nach Alleinberechtigung. Dieses Bewußtsein schließt aber jede anderweitige Richtung als unwahr und falsch aus, und es kommt nur auf die Eigenart der Zeiten und Völker an, wie und mit welchen Mitteln der Kampf um die Alleinherrschaft geführt wird. *Wir* greifen zu den Waffen des Geistes, vergangene Zeiten suchten mit dem grimmigen Biß des Schwertes zu widerlegen.

Dies ist für Holzwarth's Partei ein Entschluß der Resignation, nicht der Ueberzeugung. Eine Gesinnung, die Geschichte schreibt, wie es hier geschehen ist, eine Gesinnung, welche die Apologie längst verurtheilter Greuel übernimmt, ein Fanatismus, der kein Bedauern über vergangene Grausamkeiten, sondern nur über den schlechten Erfolg derselben empfindet, würden heute wieder die Scheiterhaufen aufrichten und die Wasserfässer füllen, in denen die niederländischen Protestanten zuletzt nächtlicherweile ertränkt wurden, um sie der Glorie des Märtyrerthums zu berauben. Und in diesem Betracht ist es vielleicht recht gut, daß Bücher wie das Holzwarth'sche geschrieben werden, die keine Bereicherung der Geschichte, aber dafür ein Beitrag zur Signatur der Gegenwart sind.

2. Rudolf II. und seine Zeit. 1600—12. Von Anton Gindely. Zwei Bände. Prag, Bellmann. 1862—65. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Gindely's Werk über Rudolf II. ist, wie schon zuvor gesagt ward und nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden kann, ganz andern Gepräges und Gehalts als der Holzwarth'sche „Abfall der Niederlande", und hat mit demselben nichts gemeinsam als die Voraussetzung, daß die

wesentlich von Protestanten geschriebene Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts einer Revision von katholischer Seite her dringend bedürftig sei. Wir lassen dahingestellt, inwieweit dies zutreffe und erinnern nur daran, mit welcher parteilosen Objectivität unser vornehmster Geschichtschreiber, Leopold von Ranke, dessen Domäne die Geschichte dieses Zeitraums ist, Licht und Schatten zu vertheilen pflegt. Ranke's bedeutendstes Werk: „Die Geschichte der Päpste im 16. und 17. Jahrhundert", darf wahrlich gerecht genannt und kann selbst einer kaum verhehlten Vorliebe für die große katholische Restauration beschuldigt werden. Wo bleibt dabei die Behauptung, daß alle protestantischen Historiker tendenziös und voreingenommen diese Zeiten und ihre Männer beurtheilen?

Aber wie dem auch sei: die Berechtigung des Gindely'schen Werks ist eine andere und weit höhere als die eines Buchs, welches durch neue Gruppirung der bekannten Thatsachen das historische Urtheil zu ändern versucht. Der Verfasser hat sich das Verdienst erworben, die Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs, die wunderliche Periode der letzten Regierungsjahre Kaiser Rudolf's II., zum ersten male auf die unmittelbaren zeitgenössischen Zeugnisse gestützt darzustellen. Seine Archivforschungen dazu haben sich von Böhmen bis nach Spanien erstreckt: Simancas, Venedig, das wiener Reichs- und Staatsarchiv, das bairische und sächsische Staatsarchiv, endlich das anhaltische Archiv zu Bernburg (letzteres von besonderer Wichtigkeit wegen der überaus großen politischen Bedeutung des Fürsten Christian von Anhalt) sind von ihm durchforscht worden, und so sagt Gindely nicht zu viel, wenn er in der Vorrede erklärt, daß sein Werk, auf Grundlage fast durchweg unbekannter Quellen verfaßt, dem Leser eine beinahe ununterbrochene Kette neuer Thatsachen biete. Dies ist im einzelnen so sehr der Fall, daß kein künftiger Historiker des 17. Jahrhunderts die Berichtigungen und Lückenergänzungen, die sich aus „Rudolf II. und seine Zeit" ergeben, unberücksichtigt lassen darf und daß wichtige Ereignisse dieser Periode in völlig neuem Lichte erscheinen. Dahin gehört die Geschichte der protestantischen Union, deren größte Bedeutung Gindely, den allgemeinen Annahmen entgegen, nicht in die ersten Jahre des Dreißigjährigen Kriegs, sondern in die Jahre 1608—11 setzt, dahin ferner die ausführliche Nachweisung des Halbwahnsinns Kaiser Rudolf's II. und der an ihn geknüpften Combinationen, dahin vor allem die Charakteristik des Fürsten Christian von Anhalt, der als gewaltiger Gegner des Hauses Habsburg durch die Darstellung seiner unermüdlichen, weitumfassenden Thätigkeit Heinrich IV. zur Seite gerückt und völlig ebenbürtig erscheint, dahin endlich die genaue Darstellung des Parteiwesens in den österreichischen Ländern, unmittelbar bevor dieselben unter Kaiser Ferdinand II. zu einer Art einheitlichen Staatskörpers zusammengeschweißt wurden.

Es ist kein erfreuliches und erhebendes Stück Geschichte, welches Gindely mit einem seltenen Aufwand von Fleiß und Forscherernst geschildert hat, ja es ist nur die Einleitung zu einem noch unendlich unerfreulichern und trostlosern. Aber die Wichtigkeit dieser Zeit und der tausendfach gewundenen Irrgänge ihrer Politik ist eine unbestreitbare. Und sowenig die größte Zahl der handelnden Personen Ansprüche darauf hat, den „Heroen" Carlyle's beigezählt zu werden, so bedeutsam war ihr Thun und Lassen, welches Gindely durch alle Einzelheiten hindurch verfolgt. Es ist eins jener Stücke Geschichte, an denen der Freund der historischen Poesie und Romantik nur wenig Gefallen findet, die aber dem Denker, dem Politiker in einem gewissen Sinne unschätzbar sind: eine unerquickliche Zeit, voll von Planen, Entwürfen, Bündnissen, Intriguen, Strebungen und Gegenstrebungen, die entweder völlig resultatlos blieben oder doch nur unselige und ganz andere als die beabsichtigten Resultate hatten; aber auch eine Zeit lehrreich wie wenige, lehrreich vor allem für die Erkenntniß, wie hohl, wie haltlos jede Staatskunst ist, die entweder ihre natürlichen Grundlagen und Möglichkeiten nicht kennt oder nicht beachtet, lehrreich für den Nachweis der uralten Unfähigkeit oligarchischer Coterien, große staatliche Umbildungen herbei- und zu glücklichem Ende zu führen.

Was das katholische Element des Gindely'schen Werks anlangt, so macht sich dasselbe in durchaus würdiger, von Unwahrheit und brutalem Fanatismus gleich weit entfernter Weise geltend. Der Verfasser versucht hauptsächlich die gültige Anschauung zu bekämpfen, wonach die pfälzer Kurfürsten, Christian von Anhalt und andere Häupter der Evangelischen in dieser Periode als Vertreter des freiheitlichen Princips gegen den Despotismus der katholischen Restaurationspolitik erscheinen, während er den Nachweis führt, wie egoistisch, unduldsam, hartherzig auch die protestantische Politik dieser Männer war. Gindely sagt:

> Bedenke man, daß Männer wie Camerarius, Plessen, vor allem aber der Fürst von Anhalt sich nicht entblödeten, gegen Jesuitismus, papistischen Despotismus, gegen den gewaltsamen Unterdrücker der evangelischen Wahrheit Ferdinand von Gratz zu donnern, sie, die doch Grundsätze aufstellten, in denen der Gewissensfreiheit des Volks mindestens ebenso wenig Rechnung getragen wurde, als dies bei jenen der Fall war, die sie nicht müde wurden zu verlästern und an den Pranger zu stellen.

Dabei ist denn doch zu erinnern, daß die Unduldsamkeit, weil sie mit dem Princip des Protestantismus im Widerspruch stand, den Keim des Verfalls in sich trug und den Angriffen des 18. Jahrhunderts weit früher erlag als die katholische Intoleranz; daß die Geschichte der protestantischen Verfolgungen zwar reich an Härten, Brutalitäten und unsaglichen Beschränktheiten, aber doch glücklicherweise frei von den massenhaften Greueln des romanisch-katholischen Restaurationsfanatismus ist. Eben weil der Protestantismus dies höhere Moment der Toleranz in sich schloß, war es von Wichtigkeit, daß er nicht zu Boden geworfen wurde, und nur darum hält die neuere Geschichtschreibung seinen Sieg für den des freiheitlichen Princips. Daß die calvinischen oder lutherischen Eiferer und Idioten oder gar die gewissenlosen Politiker, die ihn im Beginn des 17. Jahrhunderts größtentheils vertraten, keine Bewunderung und kaum eine Nachsicht verdienen, räumen wir Gindely willig ein. Aber daß eine höhere

Anschauung der Dinge, eine wahrhafte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Glaubens- und Gewissensfreiheit der Natur der Sache nach zunächst aus dem Protestantismus hervorging, erhellt aus Gindely's eigener Darstellung.

Der edelste und achtbarste Charakter unter der böhmisch-mährischen, österreichischen und ungarischen Aristokratie, die für ihre ständischen Rechte in Kampf mit dem Hause Habsburg trat, war in der geschilderten Periode offenbar der Mährer Karl von Zerotin, ein Anhänger der mährischen Brüderunität, also immerhin einer protestantischen Sekte, welche das Princip der Toleranz erkannt hatte, ausübte und vertrat. Gindely hebt diese glänzende Ausnahme mit Recht hervor, fügt jedoch hinzu, eben das Geschick Zerotin's beweise, daß derselbe über seine Zeit hinausgeragt habe. Wir aber sagen, daß er der wahrhafte, der eigentliche Protestant war und daß die Politiker der Union und ihre lutherischen Unduldsamkeitsgenossen uns nicht höher gelten denn als Werkzeuge, noch dazu als sehr schlechte und nicht immer auch nur bequeme Werkzeuge einer Sache, deren völliger Untergang, wie er von katholischer Seite denn doch intentionirt war, noch größeres Unheil gebracht haben würde als ihre Vertretung durch zweideutige Charaktere.

Für die Zeit und die Verhältnisse, welche es behandelt, stellt Gindely's Werk die Absicht einer Niederwerfung und Ausrottung des protestantischen Elements zwar nicht in Abrede, führt dieselbe aber auf durchaus andere Quellen zurück als auf den Fanatismus der römischen Propaganda, als auf die Wirksamkeit des Jesuitenordens und den Einfluß Spaniens. Er weist nach — und wenn nicht Quellenkenner gleich ihm wesentliche Einwände geltend machen können, muß sein sachlicher Nachweis als entscheidend betrachtet werden —, daß Kaiser Rudolf II. allerdings zu verschiedenen Zeiten große Schläge gegen die ungarischen, österreichischen und böhmischen Protestanten beabsichtigte, dazu aber weder aus dem Vatican noch von Madrid aus angestachelt wurde, sondern daß diese Vorsätze mehr aus dem halb wahnsinnigen Haß des Kaisers gegen seinen Bruder Matthias als aus religiösem Eifer hervorgingen.

Das Bild der Zeit und der Verhältnisse, welches Gindely's Buch gibt, zeigt demnach begreiflicherweise sehr wesentliche Abweichungen von dem seither gültigen. Die Regierungen Ferdinand's I. und Maximilian's II., während deren sich die habsburgische Monarchie deutschen Zweigs erst zu bilden begann, beurtheilt Gindely in Uebereinstimmung mit andern Historikern. Der Bruder Karl's V. war ein staatskluger Fürst, der, unmittelbar in die Wirren der Reformation hineingestellt, welche in seinen österreichischen Erblanden, in seinen Wahlreichen Ungarn und Böhmen rasche Ausbreitung unter Adel und Bürgern gewann, dazu im Kampf mit der türkischen Macht, die eben in ihren Zenith trat, nicht daran denken konnte, seine unzweifelhaft katholische Gesinnung und Ueberzeugung den anderswollenden Unterthanen aufzudrängen. Auch fiel die Hauptentwickelung der großen katholischen Restauration, der Beginn des siegreichen Widerstandes gegen den Protestantismus, nicht unter seine, sondern unter seines Nachfolgers Maximilian's II. Regierung. Dieser aber schwankte in der That zwischen beiden Bekenntnissen und scheint den kirchlichen Streitigkeiten gegenüber eine Art moderner Empfindung gehegt zu haben, die allen Fanatismus ausschloß. Trotz dessen ließ er sich bestimmen, zwei seiner Söhne, darunter den Thronerben Rudolf, nach Spanien zu senden und unter den Augen Philipp's II. erziehen zu lassen. Dies hatte zwei bedenkliche Resultate. Die düstern Eindrücke, welche der junge Kaisersohn in Spanien empfing, scheinen auf seinen Geist den unheilvollsten Eindruck geübt und die spätere Geistesstörung vorbereitet zu haben. Sodann rief die spanische Erziehung des Kaisers begreiflicherweise das ganze Mistrauen, die stärkste Sorge der deutschen und österreichischen Protestanten wach. Nach Gindely's Darstellung war diese Sorge freilich eine völlig unnöthige:

> Die ganze Regierung Rudolf's nahm nach allen ihren Beziehungen den Charakter einer friedlichen an; der Kaiser liebte die Ruhe, überließ die Geschäfte, soweit es möglich war, seinen Räthen, bahnte zwar damit Intriguen und einer unlautern Ministerwirthschaft den Weg, aber blieb dabei doch im ganzen in den von seinem Vater betretenen Gleisen.

Indessen schickt auch Gindely dieser Charakteristik der Rudolfinischen Regierung den hinkenden Boten nach, welcher ihn mit andern Historikern wieder „in Fühlung" bringt:

> Unter solchen Umständen wäre es bald dahingekommen, daß der Katholicismus dem aggressiven Protestantismus überall unterlegen wäre, hätte sich nicht Rudolf in einem Punkte, aber dies in einem sehr wesentlichen, von seinem Vater unterschieden. Ungleich diesem und offenbar hierin beherrscht von seinen spanischen Erinnerungen, ertheilte er die wichtigsten Posten der Regierung nur Katholiken und zwar von der strengern Richtung.

Damit ist denn aber auch unbestreitbar dargethan, daß unter Rudolf II. die katholische Restaurationspolitik in den habsburgischen Landen Boden gewann und weder das Mistrauen der protestantischen Stände Ungarns und Böhmens, noch jenes der protestantischen Fürsten und Städte des Deutschen Reichs ein völlig unbegründetes Hirngespinst war. Aber während man einerseits nöthig zu haben glaubte, sich gegen das Vordringen des Katholicismus zu wahren, eröffnete sich andererseits eine Aussicht, dem Protestantismus zu entscheidenden Siegen im heutigen Oesterreich zu verhelfen. Rudolf's Geistestrübung erreichte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts einen Grad, bei dem die Interessen des habsburgischen Hauses schwer gefährdet erschienen. Und so stellte sich die Nothwendigkeit heraus, das Werk der confessionellen Restauration vor der Hand beiseitezusetzen; man konnte offenbar nicht daran denken, das Haus zu fegen, im Augenblick, wo die Grundmauern desselben zu wanken begannen. Erzherzog Matthias, das Haupt der Familie nächst dem Kaiser, nahm es über sich, dem kranken Rudolf die Regierung zu entwinden. Nach den seitherigen Darstellungen trieb ihn dazu brennender Ehrgeiz, nach Gindely nur Pflichtgefühl und die Erkenntniß, daß der Untergang

seines Hauses unabwendbar sei, wenn das aus apathischer Trägheit und tollen Entwürfen seltsam gemischte Regiment Rudolf's andauere. Wenn wir uns indeß der Rolle erinnern, die Erzherzog Matthias im jugendlichsten Alter in den niederländischen Wirren gespielt, so möchten wir trotz Gindely meinen, daß dem Erzherzog mindestens die Berechtigung willkommen gewesen sei, die seinem Ehrgeiz aus Rudolf's Krankheit erwuchs. Sicher ist jedoch dem Verfasser der Nachweis gelungen, daß Matthias für seine Zwecke sich mit den überwiegend protestantischen Ständen Oesterreichs, Mährens, Ungarns verbünden mußte, daß er im ganzen die Billigung des päpstlichen und spanischen Hofs bei seinem Vorgehen hatte, daß daher die im Jahre 1603 und später hervortretenden Plane Rudolf's zur Vernichtung der Protestanten mehr auf des Kaisers wahnsinnige Planmacherei als auf den Einfluß der Jesuiten zurückzuführen sind. Wir sehen nicht recht, was die Sache der letztern dabei gewinnen soll, da doch unzweifelhaft bleibt, daß wenn Rudolf's Persönlichkeit auch nur die geringste Garantie für das Gelingen solcher Plane geboten oder wenn eine Möglichkeit vorgelegen hätte, Matthias ohne Concessionen an die Protestanten in den Besitz der Gewalt zu setzen, Spanien und Rom schon zu dieser Zeit dieselbe Position gewählt haben würden, die sie unter Ferdinand II. einnahmen.

Von hier an zieht sich durch die ganze übrige Regierungsgeschichte Rudolf's ein Faden wahnsinniger Rache und Herrschbegier. Matthias entriß ihm die Regierung von Oesterreich, Mähren und Ungarn, aber es gelang ihm zunächst nicht, auch in Böhmen Herr zu werden. Mit Concessionen an die böhmischen Stände behauptete sich Rudolf im Besitz der Wenzelskrone. Es trat ein, was die Feinde des Hauses Oesterreich längst gewünscht hatten: zwei Habsburger standen sich feindlich gegenüber. Matthias begehrte auch Böhmen, auch die Kaiserkrone, die dem Bruder zunächst noch verblieb; Rudolf aber dürstete nach Rache und Wiedereinsetzung in die verlorenen Länder. Der hohen Politik der Zeit, dem Intriguenspiel von allen Seiten war damit freieste Bahn gegeben. Die Gestalt des Fürsten von Anhalt tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Kaiser Rudolf in seinem Hasse gegen Matthias griff nach jeder Hand, die sich darbot; Matthias sah sich durch die unermüdliche Agitation Anhalts im kaum gewonnenen Besitz bedroht. Christian von Anhalt hoffte, mit Hülfe der neugegründeten protestantischen Union in Böhmen und Oesterreich interveniren zu können. Er gedachte, Matthias durch Rudolf, Rudolf durch die böhmischen Stände zu verderben. Das erstere misglückte durch den Ausgleich, den Zerotin zwischen Matthias und den österreichischen Ständen bewirkte. Dem zweiten Ziel, dem er mit unglaublicher Thätigkeit und eminentem Talent zur Intrigue zustrebte, stand er 1609 ziemlich nahe. Der Abschluß des Conflicts zwischen Rudolf und den böhmischen Ständen durch den berühmten Majestätsbrief vereitelte indeß das Gelingen auch dieses Plans. Rudolf dagegen, in immer wilderm Verlangen Rache an Matthias, Rache an den Böhmen, Rache an allen zu nehmen, die seine Herrschaft verkürzt und beeinträchtigt hatten, alliirte sich mit seinem Neffen, den Bischof Leopold von Passau, einem jüngern Bruder Ferdinand's von Steiermark. Er trat damit, nachdem er zuerst die Hülfe Anhalts und der Protestanten gesucht, in die Feindschaft gegen den Protestantismus zurück. Die Union ward gleichzeitig durch das Entstehen der katholischen Liga und den jülicher Erbfolgestreit nach anderer Seite hingelenkt und trat in ein Bündniß mit Heinrich IV. von Frankreich, in dem wiederum des Fürsten von Anhalt mächtiger macchiavellistischer Geist waltete, bis die Ermordung Heinrich's IV. alle auf ihn gesetzten Hoffnungen scheitern machte. Rudolf und Leopold aber wagten, theilweise durch die Umstände gedrängt, im Februar 1611 mit dem „Einfall der Passauer" den lange beabsichtigten Versuch, dem Kaiser die absolute Herrschaft in Böhmen und der katholischen Partei die Vorhand zu gewinnen. Die Einnahme von Prag glückte nur halb, dies war für Rudolf schlimmer, als wenn sie ganz misglückt wäre. Sie kostete dem Kaiser den Besitz auch der böhmischen Krone, welche auf Matthias überging. Daß Rudolf bei dem passauer Einfall nur von seinen Rachegelüsten gegen Matthias und seinem brennenden Verlangen nach Herrschaft gestachelt wurde, erhellt aus seinen letzten Schritten. Wieder knüpfte er eine Verbindung mit Anhalt, mit der protestantischen Partei im Reiche an, und Gindely liefert den überraschenden Beweis, daß der Zögling der spanischen Jesuiten und Philipp's II. mit dem Plan aus dem Leben geschieden ist, sich mit der calvinistischen Partei, der Erbfeindin seines Hauses, zu verbünden und mit dem Rest seiner kaiserlichen Autorität die Plane Anhalts zu stützen. Noch auf der Schwelle des Todes unterhandelte er darüber, und wenn Christian von Anhalt diesmal weniger rasch die Möglichkeit ergriff, dem Hause Habsburg durch innern Krieg Verderben zu bereiten, so lag dies wol daran, daß er Kenntniß vom Körperzustand des Kaisers gewonnen.

Mit Rudolf's II. im Januar 1612 erfolgtem Tode schließt die Scenenreihe, welche man als das Vorspiel zum Dreißigjährigen Kriege bezeichnen kann, während die folgende Kaiserregierung des Matthias bereits für den ersten Act desselben gelten darf. Jedenfalls wird Gindely demnächst auch diese Periode, die letzte, in welcher nach seinem eigenen Ausdruck die böhmische Geschichte zugleich europäische Geschichte ist, zu schildern unternehmen. So wenig wir mit allen Voraussetzungen und Consequenzen des Historikers einverstanden sind, so können wir nur wünschen, daß er mit dem gleichen hohen Ernst, der gleichen Forschertreue, dem gleichen scharfen Blick und der gleichen Redlichkeit gegen Freund und Feind die unerfreuliche aber hochbedeutsame Geschichte der Jahre 1612—21 darstelle, wozu er durch seine Studien wie kein anderer in diesem Augenblick berufen ist.

Die Darstellung des Gindely'schen Werks ist klar, übersichtlich, gerundet. Die descriptive und rhetorische Seite der Geschichtschreibung konnte am Stoff dieses Werks nicht zur Geltung kommen; wir glauben auch nicht, daß die Stärke des trefflichen Autors in ihr liegen

würde; denn allerdings vermißt man einigemale eine gewisse fesselnde Lebendigkeit, ein Hervortreten der Hauptmomente, der Höhepunkte, die doch auch in den geschilderten Zeiten und Zuständen vorhanden sind. Wenn aber Gindely's Werk sich als specifisch gelehrt erweist, so ist es weit entfernt, nicht jedem Leser von Bildung vollkommen zugänglich zu sein, und wir sind dem Verfasser das Zeugniß schuldig, daß er seinen Gegenstand zwar nicht durch den Zauber der Kunst gehoben, aber auch dem Interesse durch keine jener Eigenheiten geschadet hat, die noch immer die meisten Specialgeschichtswerke für das größere Publikum völlig ungenießbar machen. Es ist nichts als einfache Gerechtigkeit, wenn wir Gindely's „Rudolf II." als eins der tüchtigsten und der besten historischen Werke rühmen, welche die letzten Jahre gebracht haben, und wir wünschen, daß noch viele seither unaufgehellte Partien der Geschichte des 17. Jahrhunderts mit gleichem Verdienst behandelt werden möchten.

Adolf Stern.

Vom Büchertisch.

1. Die beste Staatsverfassung. Erörterung eines Unparteiischen. Halle, Fricke. 1864. 8. 6 Ngr.

Ein Anonymus hält eine vier Bogen lange Rede, worin er einem lachlustigen Publikum in ergötzlichster Weise auseinandersetzt, daß es mit der Demokraterei und Republik eitel Wind ist, daß die constitutionelle Regierung zu weiter nichts taugt, als das Familienleben um alle Gemüthlichkeit zu bringen, und daß nach Homer, Cicero und dem Gesangbuch vor allem ein starker König noththue, um die große zweibeinige Viehheerde, genannt Volk, für alle Ewigkeit vor Freiheit und ähnlichen Drehkrankheiten zu beschützen.

2. Politische Geschichte Würtembergs von der Kaiserwahl Rudolf's von Habsburg bis zu dem preußischen Bundesantrag vom 9. April 1866 auf wiederholte Einberufung einer deutschen Nationalversammlung. Von K. Plank. Stuttgart, Koch. 1866. 8. 18 Ngr.

Particularismus in Maske. Ein halbes Jahrhundert freiheitlichen Lebens unter König Wilhelm geben dem Würtemberger freilich das Recht, seine Sonderexistenz gegen eine nationale Einigung von zweifelhaften freiheitlichen Garantien nicht voreilig zu vertauschen. Jedoch heißt es, die deutsche Sache verrathen, wenn man im letzten Grunde nur daran denkt, im Bunde mit der Dynastie das eigene Stück Erde vor jedem Zusammenschluß mit dem Ganzen zu bewahren. Und diese Tendenz hat leider an dem vorliegenden Werke schaffen helfen. Es will zeigen, „daß durch die Geschichte Würtembergs die Gegnerschaft Habsburgs in allen Zeiten wie ein rother Faden laufe"; es warnt die rein Deutschen „vor den neuern Vergewaltigungen der preußischen Politik"; es ruft in der letzten Stunde die russische Verwandtschaft auf, „damit es dem Könige Karl, dem Vertreter der Reform, gelingen möge, alle großmächtlichen Gefahren zu überwinden und Würtemberg (das schon einmal — im Dreißigjährigen Kriege — in Gefahr war, «aus der Weltgeschichte zu verschwinden»!) und dem reinen Deutschland eine ihrer würdige Stellung zu erringen". Da sich diese Schrift nur als Tendenzschrift gibt, so können wir es unterlassen, sie wissenschaftlich und literarisch abzuschätzen.

3. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Heft 4: Die Wohnungsfrage, von Lette. Heft 5: Ueber Zeitmaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie, von Foerster. Heft 6: Land und Leute der Urschweiz, von E. Osenbrüggen. Heft 7: Ueber Sinnestäuschungen, von G. H. Meyer. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Die schon in einer frühern Nummer gerühmte Unternehmung, durch Veröffentlichung gemeinverständlicher Vorträge über Gegenstände von allgemeiner Bedeutung an der „großen Arbeit der Volksbildung" mitzuwirken, hat in den vorliegenden Heften erfreulichen Fortgang genommen. Im vierten Heft beleuchtet Lette (in Zusammenfassung mehrerer im „Arbeiterfreund" erschienener Aufsätze) die für die Arbeiterklassen äußerst wichtige Wohnungsfrage, deren Lösung im Zusammenhange mit den Bedingungen des leiblichen Wohls und den Forderungen des sittlichen Familienlebens, zugleich mit dem Rückblick auf die Art und Weise und die Mittel ihrer Durchführung erörtert wird. Wir vermissen in diesem sonst klaren und human begründeten Vortrage den ausführlichern Nachweis, wie sich dies eine Wohnungsbedürfniß in das ganze System der Bedürfnisse der Arbeiter einzuordnen habe; und dann sollte der Ton, da er an ein dabei stark betheiligtes Publikum gerichtet ist, weniger betrachtend als propagandistisch gehalten sein.

In dem nächsten Hefte zeigt Foerster, wie auf Grund der geistigen Anlage des Menschen, die Dinge in der Zeit zu erfassen, in Verbindung mit der objectiven Zeitfolge, der Versuch gemacht worden ist, eine Einheit zu finden, welche an die Zeit als unverrückbares Maß angelegt werden könne. Die geschichtliche Entwickelung dieses Versuchs hat uns auf den Punkt gebracht, daß die Astronomie das Amt übernahm, durch fortgehende Beobachtungen die Umdrehung der Erde, deren gleichförmige Bewegung vorausgesetzt wird, als Zeitregulator festzuhalten. Die Frage, ob die Umdrehungszeit der Erde selbst veränderlich sei, weist in eine unabsehbare Zukunft hinaus.

War in dem eben besprochenen Hefte die Behandlung des Stoffs durch metaphysische und naturwissenschaftliche Voraussetzungen weniger auf das arbeitende als auf das „gebildete Volk" berechnet, so bringt dagegen Osenbrüggen in dem folgenden Hefte „ein Bild aus der Mitte des schweizerischen Lebens" in frischer und voller Punktirung. In lebendigem Detail treten uns entgegen das Familien- und Gemeindeleben, Wirthschaft und Staatswesen, Rechtspflege, Bildungs- und gesellschaftliche Zustände, Nationalcharakter der Urschweiz (nämlich der drei ältesten Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden), woran allerdings noch sehr viel urthümlich mittelalterlicher Staub sitzen geblieben ist. Bei dieser concreten Behandlung springen allgemeinere Anwendungen, wie z. B. „daß eine freie Gemeindeverfassung im Gesammtorganismus des Staats die Kreise schaffe, denen ein großer

der vom Staat zu lösenden Aufgaben zufalle", von
heraus. Wir hoffen, daß der Verfasser uns bald
in die „moderne" Schweiz durch einen ähnlichen Ent-
einführen werde.

Das letzte Heft, das uns vorliegt, bietet eine Bespre-
der Sinnestäuschungen von Meyer. Neues wird
kenner schwerlich darin finden; für das Verständniß
Laien ist, soweit Beherrschung und Gliederung des
s, klare Fassung der Pointen, steter Hinweis auf
rfahrung dazu genügen, hinreichend gesorgt. Nur
ns für den Fortgang des Unternehmens bedünken,
s Vorträge über die Natur auch für Auge und Hand
müßten, sollen sie ihren Zweck erfüllen.

ber die Abhängigkeit des Kopernicus von den Gedanken
echischer Philosophen und Astronomen. Vortrag, gehal-
in der öffentlichen Sitzung des Kopernicus-Vereins für
issenschaft und Kunst zu Thorn am 19. Februar 1863.
on L. Prowe. Thorn, Lambeck. 1865. Gr. 8. 8 Ngr.

..... Wo nun die Alten gesagt hatten, es könne
cht so sein, da trat Kopernicus mit der Zuversicht
Mannes der Wissenschaft auf und bewies, daß es
n müsse." Die geschichtliche Stellung des Koper-
kann kaum schärfer präcisirt werden als in diesen
n des Verfassers. Sein Recht zu diesem Ausspruche
er Verfasser aus einer genauen Revision sämmtlicher
ie Bewegung der Erde bezüglicher Ueberlieferungen
riechischen Philosophen und Astronomen. Danach
allerdings zugegeben werden, daß die heliocentrische
ie schon im Alterthum vorangedeutet liege; dies könne
trotzdem man sich zur Verkleinerung des Kopernicus
mehrern Seiten darauf berufen habe, das Ver-
desselben nicht schmälern, „die Idee der jährlichen
äglichen Bewegung der Erde, die bei den Alten
als ein kühner Gedanke war, gegen eine dreizehn-
tjährige Tradition und die Autorität der Kirche
zum vollen wissenschaftlichen Ausdruck gebracht zu
. Gern folgt der Leser dieser in gehobenem Stil
nen, Urtheil mit Gründlichkeit verbindenden Apo-
es Mannes, „der — nach Lichtenberg — der Stif-
Neuen Testaments der Astronomie war".

rceaux choisis relatifs aux lettres et aux sciences ex-
ts des dernières publications de *M. Hegewald.* En
tre langues. Karlsruhe, Creuzbauer. 1866. 8. 13 Ngr.

ne Anthologie aus den Werken Eines Schriftstellers.
: That, die Inhaltsangabe sieht einer Speisekarte
anz unähnlich. Es wird alles servirt. Befehlen
rosa oder Poesie? Wollen Sie ein schmelzendes
enir de Heidelberg", oder eine derbe Abhandlung
ie alten Rauraker? Wünschen Sie ein chinesisches
nser, oder Vorlesungen über Shakspeare, Goethe
e Nibelungen? Zur Abwechselung ein „Essay on
nann", über deutsche Einheit, oder wie die Baiern
anken, da sie noch Heiden waren. Und das kön-
ie in vier Sprachen haben: englisch oder deutsch,
isch oder lateinisch. Und alles nur im Auszuge,
h immer das Beste, aber nur wenig, damit Sie
sich nicht den Magen verderben. Auf 9 Bogen sage
23 Werke! Dabei werden 7 übergangene noch auf
dem letzten Blatte nachgeholt, darunter ist ein „Obelisco
Gregoriano, Poëme Italien"! Und auf dem Rückblatt sind
noch vier Vorträge von demselben Verfasser angekündigt:
über Töchterschulen, Werth des Bibellesens u. s. w. Wir
wollen zu Gunsten des Autors, der auch aus diesen dis-
jecti membra poëtae als feinsinniger Polyhistor heraus-
zuerkennen ist, nicht zweifeln, daß dieser Hackmack ein
specielles Meisterstück seines Verlegers ist, der, wo es an-
geht, nicht verfehlt, eine Empfehlung von Königen, Her-
zogen u. s. w. beizulegen.

6. Der Vocalaccent, ein bisher unformulirtes Gesetz der Spra-
chen, insbesondere der deutschen Sprache. Von Willi-
bald Raila. München, J. A. Finsterlin. 1866. Gr. 8.
8 Ngr.

Wie der Titel anzeigt, sollen wir hier eine Neuigkeit
zu hören bekommen. Der Verfasser findet nämlich fün-
ferlei (oder wie er schreibt finferlei) Accente zu unter-
scheiden: Vocal-, Silben-, Wort-, Rede- und Satzaccent.
Der Vocalaccent wäre bis zu ihm (S. 40) am wenigsten
verstanden, immer mit kurzen oder langen Silben (der
Accent mit Silben!) verwechselt worden. Was ist nun
aber dieser Vocalaccent? „Unter Vocalaccent versteht man
(S. 8) die Dehnung: productio, oder Schärfung: cor-
reptio der Vocale in den Stammsilben der Begriffswör-
ter." Klingt das nicht auch beinahe wie eine „Verwechse-
lung des Accents mit langen oder kurzen Silben"? Und
wozu eine alte Sache — wenigstens bildeten wir uns ein,
diese gedankenvolle Verwerthung des deutschen Accents,
wonach stets die Stammsilbe als Träger des Begriffs
hervorgehoben wird, längst vor Hrn. Raila gekannt zu ha-
ben —, wozu das mit einem neuen Namen aufputzen?
Und der Silbenaccent? „Begreift das Anhalten mit der
Stimme u. s. w." Also Ton und Zeit wieder verwech-
selt! Wortaccent? „Bei zusammengesetzten Wörtern ..."
Ist auf den einfachen Fall zu reduciren. Redeaccent,
Satzaccent? Kennt man aus jeder Declamationsschule.
So weit waren wir also auch bisher. Was die ortho-
graphischen Restaurationsversuche der Verfassers betrifft
(finf = fünf, Bischthum = Bisthum u. s. w.), so kä-
men wir auf diesem Wege gar bald wieder zum Himalaja
zurück. Was wir jedoch Raila dankend vermerken wol-
len, ist seine Agitation für den analytischen Unterricht,
der auch in der Sprache von den Erscheinungen zu ihrem
Zusammenhang aufsteigen und nicht, wie bisher geschehen
ist, das Wirkliche in fixe Schablonen einzwängen soll.

7. Neue zweckmäßigere Lehrweise der lateinischen Sprache. Nach
Aventin's „Gesetzen des Unterrichts", nach J. Grimm's ver-
gleichender Sprachforschung, und theilweise nach Ollendorff
und andern Lehrern neuer Sprachen. Von K. Widmann.
Erstes Heft: Grundsteine der lateinischen Formenlehre. Mün-
chen, J. A. Finsterlin. 1866. 8. 12 Ngr.

Soll dies Lehrbuch in die Hand des Schülers gege-
ben werden? Dann fehlt es an Ordnung und Präcision,
Uebersichtlichkeit und Eleganz. Ist es eine Anweisung für
den Lehrer? Dann ist für den Kenner zu viel, für den

Laien zu wenig darin gesagt. Der Verfasser betont nämlich den für sich sehr richtigen Gedanken, den Sprachunterricht mit der Sprachgeschichte zu verbinden. Aber die Ausführung, wie sie hier für die lateinische Sprache vorliegt, erscheint als eine wahre Chaosgeburt, wenn man sie der ebenfalls historischen Darstellung der griechischen Formenlehre von G. Curtius gegenüberhält. Die pädagogische Ausbildung des Verfassers datirt übrigens vom seligen Durmaier Anno 1519, und von den pädagogischen Bestrebungen der Neuzeit kennt er ungefähr so viel, als ihm die wissenschaftlichen Beilagen der „Augsburgerin" verrathen, und nebenbei Ollendorff.

8. Das Geschichtswerk des Florus. Abhandlung von Reber. Freising, Datterer. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Wir gratuliren dem Autor zu seiner Jungfernarbeit. Uebersicht und Vertheilung, Geschmack, Kritik und Combination zeigen sich in guten Ansätzen. Der Tummelplatz ist freilich nicht sehr lohnend. Ueber den stilistischen und historischen Unwerth, stellenweise sogar Miswerth des Florus sind die Acten längst geschlossen. Immerhin interessirt die Beobachtung, daß dieser römische Historiker die Thatsachen nicht selten mehr nach der geographischen Nachbarschaft als nach der Zeit-, geschweige Causalfolge zusammenfaßt. Dies findet, wenn man die im Verhältniß ausführliche Berücksichtigung von „Land und Leuten", vornehmlich Spaniens, dazunimmt, seine Erklärung in einer aus einem neuerlich entdeckten Fragment entlehnten Notiz, wonach Reber der Meinung ist, daß wir es mit einem unter Kaiser Hadrian, einem Spanier, aus spanischem Localpatriotismus herausgeschriebenen Schulcompendium zu thun haben, dessen Autor seine auf weiten Reisen in Ost und West geholten topographischen Kenntnisse in seinem Werke wol zu verwerthen gewußt hat. Zu diesem Ergebniß gelangt Reber durch den Coup, die drei Personen, welche in der römischen Literatur den Namen Florus mit abweichenden Vornamen führen, identisch zu setzen. Diese Conjectur ist jedoch so wenig gewagt, wie die stilistischen Eigenheiten der Erwähnten richtig parallelisirt sind. Sind wir so weit mit Reber einig, so wünschen wir ihm doch für die Folgezeit eine im ganzen knappere Behandlung, da die vorliegende Schrift in Belegstellen förmlich schwimmt, die besser in der Mappe geblieben wären.

9. Weihnachten in Schleswig-Holstein. Von H. Handelmann. Kiel, Schwers. 1866. 8. 18 Ngr.

Für die Culturgeschichte ist nichts zu klein, selbst die Kleinen nicht. Man lese daher in diesem Schriftchen, wie an der Schlei und Eider alt und jung die schöne Zeit vom letzten November bis tief ins neue Jahr hinein Tag für Tag in Sang, Tanz, Spiel und allerlei Mummenschanz verjubelt. Und wer bisher zu Weihnacht den üblichen Schweinskopf mit Langkohl ahnungslos sich hat schmecken lassen, der esse ihn fortan mit der Weihe eines historischen Moments, denn er ist ein Opfer „für den Sonnengott Fro, der auf einem goldborstigen Eber ritt. Ihm zu Ehren ward beim skandinavischen Julfest (= Zwölftagefest) ein Eber geschlachtet, der «Sühneber», und wenn derselbe zum Nachtmahl auf den Tisch kam, so legten die Gäste ihre Hand auf das Haupt des Ebers und gelobten, im nächsten Jahre große und kühne Thaten zu thun."

10. Ein Schulheft Christoph Martin Wieland's. Nach dem Original herausgegeben von Richard Hoche. Mit einem Facsimile. Leipzig, Teubner. 1865. 4. 12 Ngr.

Wie oft schon darüber Beschwerde geführt worden ist, daß man in der Veröffentlichung von aufgefundenen Ueberbleibseln aus der Jugendzeit unserer großen Autoren der classischen Periode kein Maß kenne, sie treten stets wieder aufs neue hervor. Gewiß ist manches Derartige erschienen, welches schon jenseit der Grenze des Erlaubten liegt. Von der obigen Reliquie ist das nicht zu behaupten. Es ist wirklich interessant, ein „Schulheft" unsers Wieland vor sich zu sehen, welches so viel des Eigengearteten, Sprechenden enthält, daß man in der Betrachtung des funfzehnjährigen Scholaren reiche Ausbeute gewinnt für die Würdigung des spätern Mannes, der nicht blos die Einzigkeit der Griechen, der auch die feine Urbanität der Römer so tief zu ergründen, so selbständig zu reproduciren vermochte. Hier ist freilich, mit einiger Modification, jenes Wort in Anwendung zu bringen: „anders liest der Knabe" nicht blos „den Terenz", sondern auch den Horaz, den Livius, den Cicero, „anders der Erwachsene". Das Lateinische wie das Deutsche, welche sich in dem Hefte vorfinden, alles ist charakteristisch. Einiges Versificirte macht sich wunderbar eigenthümlich, oft prachtvoll, nöthigt uns ein Lächeln ab, ergötzt aber auch unser Ohr mit wahrhaft musikalischen Sprachklängen. Aus der „Uebersicht" heben wir nur weniges Einzelne hervor, um zum Genuß des Ganzen einzuladen: „Uebersetzung der horazischen Dichtkunst", „Uebersetzung aus dem Livius", „Aufsatz: De Agriculturae ratione, fructu et amoenitate", „Uebersetzung: das vorgeschriebene 49. Kapitel II. Buchs von der Natur der Götter". Kommt es einmal zu einem Lavater für die Physiognomik der Literatur, der ausgeprägtesten Dichter und Denker, so wird ein solcher in so gearteten Schulheften manche belohnende Vorstudien zu literarisch-physiognomischen Fragmenten machen können.

Feuilleton.

Vilmar über Fischart.

Der bedeutendste Fischart-Kenner unter uns ist bekanntlich Vilmar, der Literarhistoriker. Sein ganzes Leben lang hat er dem Studium des gewaltigen und originellen Schriftstellers des Reformationszeitalters obgelegen, und vor nicht langer Zeit hat er wieder in höchst gediegener Weise unsere Kenntniß zu bereichern gesucht durch eine zweite, umgestaltete und stark vermehrte Auflage seiner Schrift: „Zur Literatur Johann Fischart's." Kleine Beiträge (Frankfurt a. M., Völcker, 1865). Ein von Vilmar verfaßtes Programm des marburger Gymnasiums vom Jahr 1846 enthielt zuerst drei Stücke, die wir in der neuen Schrift wiederfinden, nämlich: die „Reimstücke im Reveille matin oder Wacht früh auf", die „Anmanung zur christlichen Kinderzucht" und die „Ermanung an die Bundpäpstler". Diese

Schrift ist viel begehrt worden, denn sie bot die Texte
nst beinahe unzugänglichen Gedichten, und so stellte sich
othwendigkeit eines neuen Abdrucks heraus. Vilmar
sich aber mit der alten Form nicht begnügen, da sich
46 die Kenntniß der Fischart-Literatur, insbesondere seit
berführung der Meusebach'schen Bibliothek in die könig-
bliothek zu Berlin, in ungemeinem Grade erweitert hat.
staltete also vieles um und stattete zugleich die so verän-
Schrift mit neuen Beiträgen aus, welche alle von großem
sind. Der erste dieser neuen Beiträge gibt eine biblio-
che Zusammenstellung der Ausgaben des „Bienenkorb"
tischen und literargeschichtlichen Bemerkungen. Jene schon
en und hier umgearbeiteten Abhandlungen bilden das
dritte und vierte Stück des neuen Buchs. Im fünften
tte bespricht Vilmar Fischart's poetischen und hier mit-
en Vorbericht zu Johann Christoph Becker's (Wolken-
„Ismenius"; sodann folgen unter VI interessante kleine
zur Fischart-Literatur, und den Beschluß macht eine
lung der Orthographie Fischart's, ein Abschnitt, der auch
achliche und grammatische Gelehrsamkeit Vilmar's aufs
stätigt.
n Hinblick auf die echt wissenschaftliche Ungenügsamkeit
rfassers, ein älteres und veraltetes Buch nicht in dersel-
stalt neu herauszugeben, müssen wir umgekehrt die ge-
unbegreifliche Sorglosigkeit bedauern, mit welcher Vil-
ne Literaturgeschichte von Auflage zu Auflage unverän-
er ungenügend verändert hinausgehen läßt, als wären
rschungen und Ergebnisse wie nicht vorhanden. Hat es
den Anschein, als sei dem Verfasser dieses Buch, wel-
Publikum mit so großer und immer gesteigerter Theil-
entgegennimmt, fremd und sein Gesammtgegenstand gleich-
geworden, so dürfen wir um so eher in Beziehung auf
blingsstudium, auf Fischart, mit einem Wunsche nicht
lten. Möchte Vilmar sich dazu entschließen, da sein
in der Ersch und Gruber'schen „Allgemeinen Ency-
" den meisten unzugänglich ist und seit seinem Erschei-
ue Erkenntnisse gewonnen sind, eine allgemein ver-
e, abschließende, den Apparat als Anhang enthaltende
aphie über Fischart abzufassen! Durch eine solche Ar-
welcher er vor allen berufen ist, würde er seinem Wir-
dem Gebiete der deutschen Literatur die Krone aufsetzen,
des Dankes aller Literaturfreunde gewiß sein.

Bibliographie.

nnexionen und der norddeutsche Bund. Vom Verfasser der Rund-
September 1866. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 7½ Ngr.
on, A., Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Kö-
Alfons X. von Castilien. Ein Beitrag zur Geschichte des grossen
ms. Mit bisher ungedruckten Briefen. Münster, Aschendorff.
5 Ngr.
, R. H. G., Gedichte. Cöln, J. G. Schmitz. 12. 12 Ngr.
jun., F., Der liebe Gott. Sieg der Lehre Jesu Christi über die
Pantheismus oder freie Gemeinde. Berlin, Neumann. 1867.
Ngr.
l, O., Isis und Osiris. Eine mythologische Abhandlung. Nord-
ichting. Gr. 8. 15 Ngr.
rich, C., Josua Weiß, Reutlingens Bürgermeister zur Zeit der
n. Nach den Akten dargestellt. Reutlingen, Fleischhauer u.
Gr. 8. 8 Ngr.
mann, E., Theodor von Neuhof. Dichtungen. Elberfelt,
16. 22½ Ngr.
e, W., Aus dem Reiche der Lampen und der Schminke. Büh-
d Schauspielerlust. 2ter Bd: Komödiantenstreiche. Komischer
Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr.
, H., Die Lande Braunschweig und Hannover. Mit Rücksicht
achbargebiete geographisch dargestellt. 1ste Lief. Hannover,
Gr. 8. 28 Ngr.
C. A., Vom Evangelium des Johannes. Eine Rede an die
Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 12 Ngr.
er, R., Louis Napoleon und die Pfarrerstochter. Original-
Bre. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
, L., Die Geschichte der Kriege von 1866 in Mittel-Europa,
und ihre Folgen. 1ste u. 2te Lief. München, Gummi. Gr. 8.

Heppe, H., Denkschrift über den Untergang des kurhessischen Staats. Marburg, Ehrhardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Jaeger, G. F., Der Herr ist mein Heil. Gedichte. Stuttgart, Liesching u. Comp. 16. 20 Ngr.

Liebbach, H., Der Spion im preußischen Hauptquartier oder die Rache der Wienerin. Illustrirter historischer Roman aus der Geschichte des preußisch-österreichischen Krieges im Jahre 1866. 1ste bis 3te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. 1867. Gr. 8. à 4 Ngr.

Marr, W., Selbstständigkeit und Hoheitsrecht der freien Stadt Hamburg sind ein Anachronismus geworden. Eine kurze Beleuchtung Hamburger Zustände. Hamburg. 8. 6 Ngr.

Mayer, A., Zur Seelenfrage. Mainz, v. Zabern. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mendelssohn, M., Zum Siegesfeste. Dankpredigt und Danklieder. Eine Reliquie. Zum ersten Male herausgegeben und mit Einleitung versehen von M. Kayserling. Berlin, Gerschel. Gr. 12. 5 Ngr.

Der freie Mensch. Rück- und Vorschau eines Staatsgefangenen. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

Meyer, K., Untersuchungen über das Leben Reinmars v. Zweter und Bruder Wernhers. Basel, Georg. Gr. 8. 20 Ngr.

Nahlowsky, J. W., Zwei Reden paraenetischen Inhalts. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 7½ Ngr.

Niendorf, M. A., Kontraste der Gegenwart. Skizzen aus dem deutschen Kulturleben. Berlin, Springer. 1867. 8. 1 Thlr.

Nonnenbruch, A., Ernst und Scherz aus dem Kriege 1866. Gedichte. Berlin, Schweigger. 16. 5 Ngr.

Otto, Louise, Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart. Mit einem Vorwort von J. Heinrichs. Hamburg, Hoffmann u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Peter der Große. Lebensbild eines Monarchen. Mit Benutzung neuer Quellen bearbeitet von R. v. R. Berlin, Adolf u. Comp. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Piening, T., Luerfritz. En spaaßi Vertelln. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 18 Ngr.

Radics, P. v., Valvasor. Biographische Skizze. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 16 Ngr.

Riecke, C. F., Ursprung und Namen der Städte Berlin und Kölln an der Spree. Ein Beitrag zur Kenntniß der vorgeschichtlichen Zeit Deutschlands, insbesondere der Mark Brandenburg. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 5 Ngr.

Roffhack, C., Schöpfung und Erlösung oder das Doppelfest im Himmel nach Offenbarung IV und V in sechs Betrachtungen. Barmen, Bädeker. Gr. 8. 10 Ngr.

Schefer, L., Für Haus und Herz. Letzte Klänge. Herausgegeben von R. Gottschall. Leipzig, Keil. 1867. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Schenkl, K., Ueber die Zeusreligion. Vortrag. Gräz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 10 Ngr.

Stähelin, J. J., Das Leben Davids. Eine historische Untersuchung. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.

Stevens, A., Der Methodismus: Seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aus dem Englischen übersetzt. Bremen, Verl. d. Tractathauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Stich, A., Thorenspiegel. Satyren. New-York. 8. 1 Thlr.

Eine Stimme der Nordslaven Ungarns über Oesterreich nach der Schlacht bei Königgrätz. Wien, Gorischek. Gr. 8. 8 Ngr.

Stobbe, O., Die Juden in Deutschland während des Mittelalters in politischer, socialer und rechtlicher Beziehung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Straube, T., Kriegsbilder und Scenen aus dem Feldzuge der Preußen im Sommer des Jahres 1866. In poetischer Form dargestellt. Celle, Schulze. 12. 5 Ngr.

Struve, G., und G. Rasch, Zwölf Streiter der Revolution. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Sugenheim, S., Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart. 1ster Bd. Bis zum Ende der Karolingerzeit. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Sybel, H. v., Das neue Deutschland und Frankreich. Sendschreiben an Herrn Forçade in Paris. Bonn, Cohn u. Sohn. 12. 7½ Ngr.

Tragie und Triumpf. Eine Darstellung von ....s Cl...... Gütersloh, Bertelsmann. 12. 12 Ngr.

Taine, H., Philosophie der Kunst. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Paris, Jung-Treuttel. 8. 1 Thlr.

Thayer, A. W., Ludwig van Beethoven's Leben. Nach dem Original-Manuscript deutsch bearbeitet. 1ster Bd. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Traeger, A., Gedichte. 3te, neu vermehrte Aufl. Leipzig, Keil. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Trostbriefe für Hannover. Von einem Alt-Hannoveraner. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Unger, F., Die Insel Cypern einst und jetzt. Ein Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Wachenhusen, H., Tagebuch vom oesterreichischen Kriegsschauplatze. Berlin, Hausfreund-Exped. Gr. 8. 20 Ngr.

Wachenhusen, O., Die deutsche Einheit und das Bismarck'sche Reformproject. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Ngr.

Weber, E., Herzensklänge. Ein Blüthenkranz. Leipzig, Wilfferodt. 16. 25 Ngr.

Wer leidet, der König oder das Land? Auch eine sächsische Zeitfrage, die nicht unnütz ist. Vom Verfasser der drei Zeitfragen: „Wer war Herr v. Beust" u. s. w. Leipzig, Häfele jun. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Reorganisation Oestreichs von ***. Altona, Mentzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

scheint wöchentlich. — Nr. 45. — 8. November 1866.

ilt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Von **Feodor Wehl.** — Karl Friedrich Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten merika". — Ein Cavalier in Spanien. Von **Otto Speyer.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Sammlungen altdeutscher Literaturdenkmäler.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Das deutsche Drama der Gegenwart.

iele Jahre lang hat August Henneberger in d. Bl.
; kritische Heerschau über das moderne Drama abge-
. Mit welcher Sachkenntniß, mit welch warmem
esse er das gethan, wird den Lesern gewiß noch er-
ich sein. Der leider so unerwartet und frühzeitig
jeschiedene Schriftsteller hatte aufrichtige Freude an
Gelungenen, nachsichtige Milde für das Verfehlte,
Rath und Ermunterung für den Strebenden. In-
er Unterzeichnete dasselbe kritische Amt ausübt, ver-
er, nach Kräften seinem Vorgänger nachzueifern und
nigstens an Hingebung und Fleiß nicht fehlen zu
Er kennt zunächst aus eigener Erfahrung die
Schwierigkeit des dramatischen Schaffens und die
: Aufmerksamkeit und Förderung, welche demselben,
tlich von seiten der Bühne selbst, zutheil zu werden
Die Bühne will immer nur epochemachende Ge-
ienen sie sich unwillig fügt, oder dramatische Rou-
, die sie mit Freuden begrüßt. Entweder muß
hrer Schablone, ihrem Schlendrian dienen, d. h.
zu Wege bringen, die dem alten Herkommen Rech-
ragen und sozusagen nach der Schnur gemacht sind,
ian muß sie durch ganz Ungewöhnliches überrum-
sie vermöge der öffentlichen Meinung mit Sturm
nen und erobern.

ß die Bühne Liebe zu den Dichtern hege, sich die-
erziehe und bilde, daran ist nicht zu denken. Sie
; nicht gelernt. Fast muß man sagen, daß sie
eßlich nur den Schauspielern gehört und der dra-
e Autor ihr nur ein Fremdling ist.

r sind weit davon entfernt, die Schuld dieses Ver-
es allein in der Bühne und in der Ueberhebungslust
arsteller zu suchen. Im Gegentheil, die Schüch-
und das unpraktische Wesen der dramatischen
teller sind wesentlich und vorwiegend daran be-
nicht weniger die Theaterkritik, welche von je im
nen feindselig war und für gut fand, sich sozusagen
ck und Pack ins Lager der darstellenden Kunst zu
begeben, um von hier aus die dramatische Dichtung mit Stecken und Stangen anzufallen. Die dramatische Dichtung war jederzeit unter uns eine hartbedrängte und jedem Wind und Wetter der Umstände preisgegebene Sache. Sie hat bis auf den heutigen Tag nirgends einen Sammelpunkt, nirgends eine rechte Fahne, ein Feldgeschrei erhalten. Beständig einem Guerrillakriege der Zeitungsfeuilletons und Localblätter ausgesetzt, gewann sie bisjetzt doch beinahe weder Waffen noch Stellung, sich zu vertheidigen. Eine Menge von Talent verkommt in literarischer Verlassenheit, unbeachtet vom Theater, unter dem Hohn einer lieblosen Kritik.

Dies erkennend und wissend, treten wir hier in die Lücke, welche durch den Tod Henneberger's in die kritische Phalanx der „Blätter für literarische Unterhaltung" gerissen worden ist, indem wir die Beurtheilung neuer Dramen da fortsetzen, wo er sie, aus dem Leben scheidend, liegen gelassen. Wir werden gewissenhaft und streng, aber wie er ohne Gehässigkeit und Härte verfahren, stets uns erinnernd, wie wenig Gunst und Glück der dramatischen Schöpfung zutheil wird, und wie sie selbst von seiten der zu Ansehen und Macht gekommenen Genossen nur spärliche oder beinahe gar keine Förderung erhält. In unsern Beurtheilungen soll sie zum mindesten ein freundliches Entgegenkommen finden und, wennschon unsere offene und ehrliche Meinung, doch zugleich damit auch Fingerzeige sich gegeben sehen, nach denen es ihr möglich werden dürfte, sich auf ihrem schwierigen Wege einigermaßen zurechtzufinden. Selbst der Tadel, denken wir, sobald er nur die Absicht und das Bemühen zeigt, zu nützen, wird nichts Verletzendes haben. Jedenfalls ist der, der hier spricht, kein liebloser Splitterrichter und Kritikaster, sondern ein Mitringer und Genosse, der seit geraumer Zeit schon in Reihe und Glied gestanden und seine schmerzlichen Erfahrungen hinter sich hat.

Mustern wir nun den heute vor uns tretenden dramatischen Contingent, so bleibt uns allerdings zu bekennen, daß noch gar viel unausgebildete Mannschaft, mancher noch recht unbeholfene Rekrut darunter ist. Voran stehe da:

1. Wie es sich treibt. Drama in fünf Acten von Eduard Köller. Berlin, Schweigger. 1865. 16. 20 Ngr.

Wir finden in Köller's Drama den Freund und Minister eines jungen Fürsten, Namens Reinhold von Planken, der ein gutmüthiges, edles Fräulein, Marie von Senften, liebt, welche, früh verwaist, sich durch Großmuth und Wohlthun derart ruinirt, daß sie sozusagen an den Bettelstab kommt. In dieser Lage von allen Verwandten und Bekannten verlassen, erachtet sie es begreiflich, daß auch jener Planken sich von ihr zurückzieht. Ohne Groll, ohne Verbitterung will sie ihm entsagen, denn sie erwidert seine Neigung aus tiefstem Herzen, und zwar so sehr, daß sie die Hand eines Herrn von Hendorf ausschlägt, der ihr allein im Unglück treu bleibt. Freilich ist er keineswegs das Muster eines Mannes; er hat Schulden, ist neidisch und wol auch etwas intriguant, denn er trachtet nach Planken's Stellung am Hofe. Planken selbst war krank, aber zugleich unwillig über Mariens „übergroße Gutherzigkeit" und „daß sie sich von ihren saubern gewissenlosen Verwaltern einmal um das andere über das Ohr hauen ließ". Er zürnt ihr, aber ohne sie deshalb weniger zu lieben. Er hat heimlich einen Speculanten beauftragt, ein Gut der Senften zu kaufen und auf dieses, ist es sein Plan, sich später mit ihr, als seiner Frau, zurückzuziehen. Er aber, der Marie unpraktisch und leichtgläubig schilt, ist aus gar keinem andern Teige, denn er hat jenem Speculanten freie Hand mit seinem Gelde gelassen und keinerlei Sicherheit darüber sich geben lassen. So kommt es, daß dieser, der gemeint, daß Planken seine Tochter heirathen würde, auf dem besten Wege ist, ihn um sein Hab und Gut zu betrügen, wenn da nicht ein alter wunderlicher Kauz, Kaulfuß mit Namen, wäre, der, jenes saubern Patrons schlechte Streiche kennend, ihm droht, sie ans Licht zu ziehen, falls er nicht Planken sein Eigenthum zurückgäbe. Das geschieht denn endlich, und das Stück schließt damit, daß Planken und Marie „sich kriegen", Hendorf aber an des erstern Stelle tritt, die dieser aufgegeben.

Man wird aus dieser knappen Erzählung des Inhalts leicht erkennen, daß das Drama breit, ungelenk und ohne jene Gliederung ist, welche unbedingt nöthig, wenn von Theilnahme und Erfolg die Rede sein soll. Es fehlt an einer eigentlichen Exposition, an einer Steigerung der Verwickelung und Intrigue, damit selbstverständlich an Spannung und Gipfelung des Interesses. Die Personen kommen und gehen, ohne daß man mit ihnen bekannt wird. Sie sind wie Begegnungen auf der Straße, die man reden hört und agiren sieht, ohne daß man recht erfährt, um was es sich handelt, und zu denen man jedenfalls kein Herz gewinnt. Alle sind uns zu wenig menschlich vermittelt. Es sind Figuren, keine Menschen. Dasselbe ist mit der Handlung der Fall. Sie tritt uns nicht nahe, sie fesselt, sie ergreift uns nicht. Der Verfasser versteht es noch nicht, sie so darzustellen, daß sie wie unsere eigene wird. Dazu kommt eine Sprache, die, obschon deutsch, uns doch beinahe wie fremd klingt. Sie ist ohne Färbung, ohne Wärme, die Sprache einer vergangenen Epoche, versunkener Geschlechter. Zu Lessing's Zeit hat man so auf der deutschen Bühne gesprochen, so schlicht, nüchtern und steif, so ohne Umschweif und Schwung. Ein kurzes Beispiel mag das belegen:

Brigitte. Sie haben geweint, Mariechen.

Marie. Geweint, sagst du? Das nicht — ich überlegte nur —

Brigitte. Daß gerade Sie zu beiden Ursache haben müssen! Daß ich das alles noch erlebe!

Marie. Was hast du zu erleben, gute Brigitte? Sprich, was denkst du dir?

Brigitte. Wer könnte wol von dem Verluste, der Sie betroffen, schmerzlicher berührt werden als ich.

Marie (rasch). Hattest du auch ein Anrecht auf ihn?

Brigitte. Auf ihn? Ich meine nichts weniger als den Verlust Ihres so prächtigen Gutes, das theuere Erbe Ihrer — sie ruhen in Frieden — geliebten Aeltern, dieses schöne Besitzthum, das man ihnen nach und nach betrügerisch und schändlich aus den Händen gerissen.

Marie (heiter). Ah, meine verlorenen Güter sind es, die nachträglich deine Entrüstung wach rufen! Ich glaubte schon, du hättest einen tiefern Kummer.

Brigitte. Und das ist nichts, ein so reiches, liebes Erbe auf solche Weise zu verlieren?

Marie. Es wird sich jetzt auch in guten Händen befinden.

Brigitte. Und die Leute alle, die Männer, Frauen und Kinder, denen Sie die liebevollste Herrin — was sage ich — eine nach allen Seiten hin erfreuende und beglückende Mutter waren, sie werden jetzt arm sein.

Marie. Arm — sie und ich und du.

Man wird uns zugestehen, daß das der Dialog unserer Altvordern ist. Er ist fest, solid, ehrenhaft, aber auch veraltet; er geht wie in Kniehose, Schuhen und Strümpfen, mit dem Haarbeutel auf dem breitschößigen und großknöpfigen Rocke. Der moderne Geist und Athem fehlt ihm, wie dem ganzen Stücke: es ist ein Schauspiel im alten Stil, eine dramatische Studie nach dem Muster etwa von Engel's „Dankbarem Sohn" und „Edelknaben".

2. Karl X. Historisch-dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen von Adolf Friedrich. London, Panzer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Eigenschaften, durch welche Karl X. die Julirevolution veranlaßt und durch welche er zu Falle gekommen, sind keineswegs sehr dazu angethan, ihn als dramatischen Helden glänzen zu lassen. Der Dichter hat aber das werthvolle Vorrecht, seinen Helden auf ein anderes Piedestal zu stellen, wodurch derselbe veredelt, ja idealisirt werden kann. Unser großer Schiller namentlich hat in erfolgreichster Weise solches Vorrecht ausgeübt bis zur Verklärung einer Maria Stuart, eines Don Carlos. Das vorliegende Drama bemüht sich ebenfalls, dem Wirken Karl's X. von Frankreich eine höhere Unterlage zu geben. Karl X. will das unbeschränkte Königthum wiederherstellen, weil er es als Grundstein von der Größe Frankreichs ansieht: „Dir leuchtet stolz des Ruhmes Bahn", sagt er in einem Monolog, „und dort soll einst in spätern Tagen deines Namens Stern als Gründer von des Vaterlandes Größe glänzen." Er will ein so schwieriges Werk zugleich zum Nutzen seiner Kinder und Kindeskinder durchführen. Das ist entschieden ein glücklicher

anke des Verfassers, und wenn er die liberalen Mi-
r, die liberalen Deputirten, die Martignac, Broglie,
tte, Guizot, Lafayette u. s. w. auf der einen Seite,
den ehrgeizigen Herzog von Orleans auf der andern
e dem König und dessen Angehörigen gegenüberstellt,
itsteht daraus wol ein erfolgreicher dramatischer Con-
Polignac arbeitet für den König, die Liberalen für
Verfassung, und Orleans für sich; so ungefähr kann
kurz die wichtigsten Momente im vorliegenden Drama
chnen, und gut durchgeführt würde das mit etlichen
npersonen wenig zu wünschen übriglassen. Nun hat
Verfasser aber erstlich sich verleiten lassen, diesen an
schon vielseitigen Stoff durch eine Menge außerhalb
Idee des Ganzen liegender Intriguen nicht gerade
Vortheil des Dramas noch zu bereichern. Als zwei-
Grundfehler erscheint uns, daß der Autor den König
arge Menschlichkeiten mehr sich herabwürdigen läßt,
s mit so großartigen Ideen, wie er sie ihm zuweist,
mit dem dramatischen Interesse verträglich sein dürfte.
Da ist eine Gräfin De la Tour du Pin, Ehrendame
Dauphine, welche sich höchst zudringlich unter den
tpersonen bewegt und einen großen Theil des tra-
n Conflicts für sich absorbirt. Sie setzt voraus, daß
n Hofe Karl's X. für Frauentugend nicht sehr ge-
sei; sie begibt sich aber doch dahin. Sie ist nicht
ichtig; ihr Bräutigam, der Oberst Graf von Mons,
er habe des Geldes genug für beide; sie geht aber
ch an den Hof, einzig um eine Entschädigung für
iäre Verluste zu erlangen. Sie liebt ihren Bräuti-
kokettirt aber mit dem König, indem vor dem Hof
Verlobung mit Mons verheimlicht wird. Der König
t sich in sie, sie weist ihn ab; sie kommt aber trotz-
wieder an den Hof, hat Eifersüchteleien mit Mons
. Der König wird als ein Mann in den Sechzi-
zeichnet, liebt sie aber närrisch. Als sie ihn be-
und seine Verhaftbefehle gegen die Liberalen ver-
sperrt er sie ein und versucht ihr Gewalt anzuthun.
ürzt sich aus dem Fenster, wird aber unerklärlicher-
von den „starken Armen“ einer Cypresse aufgefan-
und entkommt mit heiler Haut zu den Ihrigen.
Ausbruch der Revolution behauptet die Gräfin, ihr
sei „an des Geliebten Seite“, d. h. auf den Barri-
und nach Mons' Tode, der für die Revolutionären
ft hatte, ergreift sie statt seiner die Fahne und er-
gleichsam den Louvre, wo sie von Polignac todt-
n und mit ihrem seligen Bräutigam vereinigt wird.
s dem Antheil, welchen der König an ihren Schick-
sal, sieht man schon, eine wie wenig respectable
hm als Regenten und Familienhaupt, ja noch dazu
em Großvater zugetheilt worden. Am Schluß ist
ade das so schmerzlich, daß sein armes Großsöhnchen
n aller Aussichten auf den Thron beraubt worden:
it seinen verliebten Attentaten auf die Gräfin zu-
gestellt, die Würde des Schmerzes wesentlich be-
tigt. Daneben ist der König aber auch noch ganz
ielball anderer Leute, besonders seines Beichtvaters,
rdinals Vilta, der ihn benutzen will, um sich selbst
den Weg zur Tiara zu ebnen. Etwas mehr selbständige Gesinnung hätte für den Helden des Dramas mehr Interesse eingeflößt, und seine Würde durch Attentate auf ein so albernes Frauenzimmer wie die Gräfin zu beeinträchtigen, war vollends unnöthig. Auch der Graf Mons ist ein eigenthümlicher Charakter. Es läßt sich erklären, wenn er nach allem, was seiner Braut begegnet war, den König haßt; es wäre also ganz richtig gewesen, wenn er bei solcher Gesinnung den Dienst quittirt hätte. Er bleibt aber im Dienste, um sein Regiment im entscheidenden Augenblick verrätherisch zum Feinde, den Insurgenten, überzuführen, und — sonderbar genug! — er redet dabei von sich wie von einem Ehrenmanne, und auch manche von den andern Personen scheinen ihn noch dafür zu halten.

Historische Personen finden sich noch genug im Stück; wir übergehen dieselben aber hier, da der Rahmen des Stücks somit schon klar ist. Die Sprache des Verfassers ist sehr gewählt, die Worte, obwol Prosa, sehr schön stilisirt. Auch sind an geeigneter Stelle Uebersetzungen einiger Lieder von Béranger angebracht, doch sehr frei. Einzelne Anachronismen können wir nicht rügen, weil sie dem Geiste des Stücks nicht widersprechen. Eigenthümlich ist die Verwechselung der englischen Anrede „Sir“ mit der französischen „Sire“, die durch das ganze Drama geht. Andere Fehler wollen wir in der Voraussetzung, daß es Druckfehler sind, übergehen.

3. Beatrix von Burgund. Schauspiel von Friedrich Thal. Zeitz, Huch. 1865. 16. 15 Ngr.

Die Heldin des Stücks, eine fürstliche Waise, wird von ihrem Oheim, Grafen Wilhelm von Burgund, in eigennützigen Absichten gefangen gehalten. Er möchte sich gern zum Herrn des Landes machen, um das sich seit langer Zeit Deutschland und Frankreich streiten. Als Friedrich Barbarossa in die Grafschaft eingedrungen, läßt der König von Frankreich durch seinen Vasallen, Ritter Fulko von Chaumont, dem Grafen Wilhelm anbieten, er solle, wenn er ihm den Lehnseid leiste, solange er lebe, unbehelligt von Frankreich in Burgund walten und schalten können. Graf Wilhelm nämlich ist unvermählt und ein Schlemmer: er will nichts als gute Tage haben und seinen Leichnam pflegen. Natürlich willigt er in den französischen Vorschlag, und dies um so mehr, als Fulko zugleich verspricht, ihn von der Sorge um Beatrix durch seine Vermählung mit ihr zu befreien.

Diese Vermählung ist nun aber gar nicht nach dem Sinne der Beatrix, die sie von der Hand weist, und vollends nachdem es Friedrich Barbarossa gelungen ist, unerkannt in ihr Gefängniß zu bringen, wo sich zwischen beiden folgendes Gespräch entspinnt:

Kaiser.

Mein Ritterwort, ich frage sonder Trug:
Was war's, warum man Euch in Fesseln schlug?

Beatrix (lächelnd).

Ei, ei, Herr Ritter, Eure Rede spricht
Zu Eurer Würde große Zuversicht.
Ihr fraget kecklich; doch ich sag' es frei,
Gar wundersam stimmt mein Gefühl Euch bei.

Warum gefangen? Jedes Kind im Land
Erzählt es, daß mein Oheim mich verbannt.
Doch hört! Mein war das Land von Gottes wegen,
Des Vaters Erbe mit des Vaters Segen,
Mein alle Sorgen, und ich darf es sagen:
Auf meinem Herzen wollt' ich treulich tragen
Den Segen wie die Last vor Gottes Augen.
Doch wollte das dem schlauen Ohm nicht taugen:
Die schöne Grafschaft war ein leichter Raub,
Er nahm sie hin, mich trat er in den Staub.

Kaiser (mehr zu sich selbst).

Und hat in dieses holde Angesicht,
In dieses Auge, das nur Treue spricht,
Auf diese Lieblichkeit sein Aug' geblickt,
Als er zur schwarzen That sich angeschickt?
Ha, Graf, den Frevel wirst du büßen müssen!

Beatrix.

Um Gott, wer seid Ihr? Endlich laßt mich's wissen.
Ihr drohet, Ritter? Glaubt Ihr, daß soeben
Zur Rachethat ich Euch ein Recht gegeben?

Kaiser.

Hoch schwillt des Ritters Herz bei Frauenleide,
Sein gutes Schwert, es rührt sich in der Scheide.
Doch hört! Wol schwerlich habt Ihr hier vernommen,
Daß Kaiser Friedrich nach Burgund gekommen.

Beatrix.

O, endlich — endlich? Er ist lang geblieben.
Und er gedenket, was ich ihm geschrieben?

Kaiser.

Geschrieben? Davon ward mir keine Kunde.

Beatrix.

Geschrieben und gefleht seit mancher Stunde,
Mir, der Verrathnen, seinen Arm zu leihn.

Kaiser.

So fing der schlaue Graf den Boten ein.
Doch seid getrost, als Lehnsherr wird er richten
Und rohen Frevels feige That vernichten.
Mit jener Macht, die er von Gott empfahn,
Bricht er die Fesseln, die Euch weinen sahn,
Und so Ihr selbst nicht Unrechts schuldig seid,
So hält er Euch des Erbes Recht bereit.

Beatrix.

O lieblich klingt das Wort von Kaisers Huld,
Und dennoch schmerzt der Argwohn einer Schuld.

Gertrud.

Kein Wasserquell, o Herr, kein Edelstein
Kann lautrer als der Herrin Seele sein.

Kaiser (lächelnd).

Nein, holde Frau, nein, Argwohn nennt es nicht!
Denkt, wenn der Kaiser als der Kaiser spricht,
So muß der Herrscher, um des Rechts zu walten,
Stets in der Mitte seine Wage halten.
Doch, mein' ich, zeitig wird sie ihm entsinken
Vor dieser Augen unschuldvollem Blinken.

Beatrix.

Nein, nein, ich fühl's, recht kindisch war mein Schmerz;
Doch leicht gereizt ist der Bedrängten Herz.
Jetzt sagt mir meiner Seele freudig Wallen,
Was nach so hoher Gabe ziemt vor allen.
Dank sei dem reichen Gott, der mich erhört,
Dem Kaiser dann, den stets mein Herz verehrt,
Und Euch, Herr, der mich reißt aus Todesschatten.
Seit gestern meint' ich völlig zu ermatten;
Verworfen und beschimpft — da war's der Tod,
Der noch das heiterste Gesicht mir bot.
Jetzt wieder fühl' ich Lebenspulse pochen;
O Gott, die Jugendkraft ist nicht gebrochen,
Der lahme Geist fühlt seine Flügel wieder,
Und Lebensodem strömt durch alle Glieder.
Kommt, liebe Mädchen, theilet mein Entzücken,
Laßt an mein Herz Euch, treue Seelen, drücken!
Hinweggescheucht ist alles Graun der Nacht,
Seitdem der Freiheit goldner Stern uns lacht.

Kaiser (mit innigem Blick ihre Hand fassend).

Laßt Eurer Freude meine sich gesellen!
Die süßen Thränen, die Euch jetzt entquellen,
Sind frischer Thau in jedes Zeugen Brust.
Ich danke Gott für solchen Schauens Lust.

Mathilde.

In Freud' und Lust; doch daß ich's nicht verhehle,
Gar oft getäuscht ward unsrer Herrin Seele,
Und falscher Trost schlug immer tiefre Pein.
Wird unsre Haft sogleich gehoben sein?

Beatrix.

O störe nicht das Leuchten jungen Glücks
Durch dunkle Schatten zweifelvollen Blicks!
Wenn solchen Mannes Auge lügen kann,
Dann bricht des Jüngsten Tags Zerstörung an.

Kaiser.

Nur Hoffnung heute, die Erfüllung morgen.
Doch eines noch, ja eines macht mir Sorgen:
Dem Kaiser ward vertraut, daß Eure Hand
Schon fest geknüpft ein unglückselig Band.

Beatrix.

Und hat der Kaiser, sprecht, hat er geglaubt,
Daß sich mit solcher Schmach belud dies Haupt?
Und glaubet Ihr, daß ich mein Recht und Land
Hinwerfe für des fremden Mannes Hand?
Ha, Wilhelm, um das Wildpret zu erbeuten,
Willst du auf falsche Spur den Jagdherrn leiten.

Kaiser.

Gottlob! Ich sehe nun die Luft sich klären,
Und wie sich wolkenfrei die Sonne zeigt.
An Euerm Herzen soll es sich bewähren,
Daß Arglist frommer Glaube übersteigt.
Nun laßt mich, Holde, Euch zu sicherm Zeichen,
Daß treulich Wort aus meinem Munde ging,
Laßt mich zur Bürgschaft diesen Ring Euch reichen,
Den einst ich selbst aus Kaisers Hand empfing.
Ich komme bald, zu holen diesen Reifen
Und auszulösen das vertraute Pfand.
Doch wahret Euch! Mich lüstet's zu ergreifen
Zugleich mit diesem Ring die ganze Hand.

Kaum hat der Kaiser Beatrix verlassen, so kommt Ritter Fulko, die letztere gewaltsam zu entführen, und als nun Barbarossa von Graf Wilhelm die Geliebte im nächsten Acte begehrt, kündigt dieser ihm an, daß es zu spät, daß er sich von dem Franzosen habe übertölpeln lassen und dieser Beatrix geraubt.

Der Kaiser, außer sich über dies Ereigniß, läßt dem Paare nachsetzen, das denn auch bald eingebracht wird. Nun behauptet aber Fulko: Beatrix habe ihn zur Flucht beredet, überhaupt sich ihm sozusagen an den Hals geworfen. Er gibt sogar an, den Ring des Kaisers, den er der Entführten gewaltsam entrissen, von ihr erhalten

aben. Als er jedoch die Zeit bezeichnet, in der dies ehen sein soll, stellt sich heraus, daß der Reif da- noch an des Kaisers Finger sich befand. So seiner n überführt, wird er verurtheilt, auf einem Esel durchs gebracht und über die Grenze gepeitscht zu werden. rix aber wird die Gemahlin des Kaisers.

Aus dieser Inhaltsangabe ersieht der Leser, daß wir it einem romantischen Ritterschauspiel in der Art des t'schen „Käthchen von Heilbronn“ zu thun haben, nur ihm aller romantische Duft und Zauber fehlt. Der r Barbarossa und seine Getreuen, Beatrix, Graf elm und Fulko — das alles sind in Licht und Schat- eine wirklich poetischen Gestalten. Auch ist das ganze ebe des Dramas nicht wunderbar umleuchtet und um- t, wie das in dem vorhergenannten Stücke der Fall Es zeigt sich darin durchaus keine ganz ungeschickte he; jedenfalls ließe sich das Drama aufführen, denn es idlich bühnengerecht; aber es ist zu breit in der Hand- zu alltäglich in den Motiven, kurz, es trägt allzu die Physiognomie der dramatischen Gewöhnlichkeit an um eine besondere Aufmerksamkeit erregen zu können. erhin aber dürfte der Autor angethan sein, den Bre- ein brauchbares Stück zu schreiben. Nur würde er h wol am besten thun, keinen romantischen, sondern modern bürgerlichen Stoff zu wählen.

Zahlreich vertreten ist auch der Dilettantismus mit dramatischen Versuchen, die mehr der Muße als Muse entsprungen und oft mit vielem Aufwand von th und gaukelndem Geist doch nur schöne Mittel- keiten oder Nichtigkeiten zu Tage fördern. Man hnen oft ganz gut sein, diesen Schöpfungen, weil l geformt und voll zarten Reizes sind, aber ein tisches Leben und eine bühnliche Wirkung läßt sich ur den wenigsten nachrühmen.

führen wir da zuerst an:

y. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix eiherrn von Stein-Kochberg. Leipzig, Weber. 1866. 20 Ngr.

asselbe ist nach einer Novelle Brachvogel's: „Van Rettung“, verfaßt und zeigt uns, wie Thomas Went- späterer Graf Strafford, einer der eifrigsten Ver- r der Volksrechte im Parlament unter Karl I. in d, durch die Liebenswürdigkeit einer Aristokratin, der ucy, Gemahlin des Lord Carlisle, zur Regierungs- herübergezogen wird und im Kampfe für dieselbe ben verliert. Wentworth, zum Grafen von Straf- hoben, ward bekanntlich wegen „des Versuchs zur tung der Freiheiten des Landes“ vom Parlament eilt und am 12. Mai 1641 zu London hingerichtet. ser Autor hat eine Art Egmont aus ihm gemacht, hat die Ehe und die Kinder Wentworth's des- und ihn zum Geliebten jener Dame gestempelt, Dame den Titel des Stücks bildet. Sie ist es, die n Könige gewinnt und ihn veranlaßt, die Sache lks wie seine Freunde zu verlassen. Von ihrem umsponnen, läßt er sich dazu bewegen, Antheil an dem Kampfe Karl's I. gegen das Parlament und die Volksfreiheiten zu nehmen. Buckingham wird durch den Dolch Felton's aus dem Wege geschafft, Wentworth an seine Stelle gesetzt.

Durch seine Maßregeln reizt er seine ehemaligen Freunde, sie klagen ihn an und verurtheilen ihn. Lady Lucy bietet alles auf, den Geliebten zu retten; doch um- sonst, der schwache König läßt ihn als Opfer seiner ge- fährlichen Politik fallen. Während Strafford männlich und gefaßt das Schaffot besteigt, vergiftet sich die Heldin.

Dies sind die Hauptvorgänge des Stücks, das seinen novellistischen Ursprung nicht verleugnen kann. Es ist gefällig, mit einem poetischen Hauche geschrieben; aber es mangelt darin der knappe dramatische Gang, alle scharfe Charakteristik, jeder historische Boden. Van Dyck und seine Liebe zu Mary Gore treten als Episode zu breit in die Handlung ein, während sich uns die tragische Schuld der Heldin und des Helden zu wenig entwickelt zeigt. Was sich in der Novelle ganz wirksam ausnehmen mag: die Prophezeiung der Wahrsagerin, das wird im Drama, noch obenein ganz unmotivirt und unvermittelt hingestellt, ein leeres Spiel. Als Fatum läßt sich doch jedenfalls jene Vorausverkündigung nicht benutzen. Es wäre ledig- lich in dem Einflusse hinzustellen gewesen, den Lady Lucy auf Wentworth gewinnt und durch welchen sie ihn seiner Ueberzeugung untreu macht. Dieser Untreue fällt er zum Opfer, aber eben deswegen hätte sie dramatisch mehr ins Licht gestellt werden müssen, was geschehen wäre, wenn Pym, der Gesinnungsgenosse und Freund Strafford's, nachher sein härtester Ankläger und Feind, mit Lady Lucy gewissermaßen um Wentworth gekämpft hätte. Daß dieser Kampf fehlt, daß Pym nicht Lady Lucy gegenübertritt, um Wentworth ihren Netzen zu entreißen und der Sache der Nation und der Freiheit zu erhalten, das läßt das Trauerspiel gerade in seinem Kern, in seinem innersten Wesen schwach und hohl erscheinen. Die tragische Schuld bleibt ohne Erörterung, wird nur leise mit dem Finger getupft, während sie erfaßt und prägnant hingestellt sein will, soll die rechte Wirkung und Erkenntniß stattfinden.

Hierin liegt die Achillesferse des ganzen Stücks. Es hat keine tragische Vertiefung; es ist gefällig und liebenswürdig, aber doch nur dilettantenhaft verfaßt. Schon darin bekundet sich die Unerfahrenheit des Verfas- sers, daß er sein Drama „Lucy“ betitelte. Lucy ist und konnte auch nicht eigentlich die Heldin des Stücks sein; Wentworth mußte die Hauptperson werden und Lady Car- lisle nur sein böser Genius. Wentworth hat alles Zeug dazu; an ihn also mußte sich der Dichter halten. Daß er es nicht gethan, daß er sich von Lady Lucy's einschmei- chelndem Wesen verlocken ließ, muß er, wenn auch nicht wie Strafford mit seinem eigenen Kopfe, doch mit dem seines Stücks büßen. Sein Stück ist in der That ent- hauptet, d. h. es fehlt ihm das eigentliche Haupt, mit dem es allein zur echten Tragödie werden konnte. Nur Strafford war der echte, wahre Held dafür, jener Straf- ford, der, von Ehrgeiz und Ruhmsucht verführt, aus den Reihen des Volks hinweg auf die Stufen des Throns

trat, um über sie hin aufs Blutgerüst zu steigen. Kühn und kraftvoll, der Freiheit ergeben, locken ihn die Macht und der Glanz. Er wirft sich in die Bresche des Königthums, das letztere mit seinem Leibe zu decken. Er schützt Karl, aber Karl schützt nicht ihn. Als es zum Conflict kommt, schwankt der König; wie überall, gelangt er auch hier zu keinem Entschluß. Der Gefangene, der das Wort seines Monarchen hatte, daß ihm kein Haar gekrümmt werden sollte, ist groß genug, um den Fürsten seiner Verlegenheit zu entreißen, denselben seines Worts zu entbinden. Auf dem Wege zum Schaffot, nachdem er gerufen: „Verlaßt euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen und können euch nicht helfen", macht er halt vor dem Gefängniß seines Freundes, des Bischofs Laud, um sich von diesem durchs Gitter segnen zu lassen. Paul Delaroche hat ein köstliches Bild aus dieser Scene geschaffen. Man sieht darauf Strafford vor einem vergitterten Fenster, von Soldaten umgeben; über ihm die ausgestreckten Hände Laud's, und sonst nichts von diesem. Es macht eine große Wirkung. Auch der Tod Wentworth's könnte einen stattlichen Vorwurf geben. Er starb gefaßt wie ein echter Held. Als er seine Kleider ablegte, sagte er: „Ich lege mein Wams ebenso ruhig ab, als ob ich zu Bette ginge; dieser Block soll mir ein Kissen sein, auf dem ich von all meiner Mühe und Arbeit ausruhe."

Aber alle diese Momente ließ sich unser Dramatiker entgehen, um sich dafür an Lady Lucy zu hängen, deren Leben ohne alle Größe und ohne alles Pathos ist. Dieser Misgriff verurtheilt Felix von Stein-Kochberg als Dramatiker, und man kann ihm höchstens als solchem eine gewisse poetische Feinheit, einen eleganten Schliff der Diction lassen, wie nachfolgende Probe belegen mag:

(Im Kerker. Strafford. Lucy als Page verkleidet.)

Strafford.

Lucy! Mein Gott, Lucy! (Umarmt sie.) Du hier? Sag': Ist's
Ein Traum — ist's Wahn, Lucy? Meine Gedanken
Waren bei dir, sie zogen dich hierher,
Hierher an deines Thomas treue Brust,
(umarmt sie nochmals)
An dieses Herz, das du zu eigen dir
Für Zeit und Ewigkeit gewonnen hast.
Ach! Sie beginnt so bald, die Ewigkeit!

Lucy.

Nein, Thomas, nein, noch darf sie nicht beginnen!

Strafford.

Kannst du es ändern?

Lucy.

Ja, ich kann's, ich will's!

Strafford (ruhig).

Wol leichter hebst du auf des Towers Quadern,
Als von dem Spruch des Lords ein Wörtchen nur.

Lucy.

Der Glaube soll ja Berge selbst versetzen,
Mehr als der Glaube kann die Liebe thun!

Strafford (den Kopf schüttelnd).

Ich fürchte, Lucy, du erschwerest nur
Den Abschied uns — und scheiden muß ich doch.

Lucy.

Denk nicht, daß mir der Kopf den Dienst versagt,
Da mir das arme Herze droht zu brechen.
Sei nur getrost! Des Königs Hülfe bin
Ich jetzt gewiß — wenn er auch Vorsicht übt.
Zweihundert Mann, geführt von Billingsley,
Bringt er als Wache morgen in den Tower.
Der wacht, daß auf der Flucht dich niemand stört.

Strafford.

Meinst du, das litte so das Parlament?
Wenn Pym nicht wär' mit seinem Eisenkopf,
So fest als schlau, von Spürern gut bedient.
Betrübe dich nicht selbst noch durch Enttäuschung.

Lucy.

Und schlägt das fehl, so ist doch Aufschub möglich.
Dann bringen Truppen wir nach London 'rein.
Schon flogen Boten an die Generale,
Und an der Spitze deiner Waffenbrüder
Bahn' ich zum Tower mir dann selbst den Weg.

Strafford.

Hochherzig Weib, du führtest es wohl aus!
Wenn nur der König deinen Willen hätte;
Doch Karl ist schwach, ist schwankend wie ein Rohr.
Wer weiß, wer nach dir hat mit ihm gesprochen,
Ob er nicht Gegenordre schon geschickt?
Mit Vorsicht bau' auf eines Königs Hülfe.
Und wenn auch Karl zur Hülfe ist bereit —
Er ist ein Mensch und kennt nicht Gottes Rath.

Lucy.

Zu schändlich wär's, so schlecht kann Karl nicht sein,
Daß er den treusten Diener opfern sollte.

Strafford.

Ich opfre mich für ihn — ich that's im Leben,
Ich thu's im Tode auch und bin gewiß:
Das Volk nimmt dieses Opfer willig an.
Denn fester steht der Thron, von Haß befreit.

Lucy.

Mein bist du, und für mich mußt du noch leben.
Ist dir das Leben so verhaßt geworden?

Strafford.

Und wär' es mir verhaßt, zum Ekel worden,
Ein Blick von dir versöhnte mich mit ihm.
Doch fürcht' ich diesen Blick, weil Hoffnung mir
Versagt. Horch! Nimm den Mantel, das Baret!
(Man hört den schlurfenden Gang des Kerkermeisters, er hustet dreimal und rasselt mit den Schlüsseln.)

Lucy
(die sich wieder vermummt hat).

Mein Gott, wie schnell verflog die Zeit! — Leb' wohl,
Geliebter Mann. Und wenn du widerstrebst,
Ich rette dich! (Kuß.)

Kerkermeister (eintretend).

Nun fort, 's ist Zeit.

Lucy
(geht auf Strafford zu und reicht ihm stumm die Hand, während sie mit der andern die Augen bedeckt; dann folgt sie dem Kerkermeister).

Strafford (betend).

Gott, sei
Barmherzig ihr um ihrer Liebe willen,
Und scheidest du uns hier ob unsrer Sünden,
So laß verklärt uns einst im Jenseits finden!

Hier gleich angeschlossen folge ein anderes Stück desselben Inhalts:

5. Pym und Strafford. Historisches Drama in fünf Acten von C. F. Flemming. Kowno, Müller. 1865. 8. 15 Ngr.

In den Kreis dramatischer Schriftsteller wollen so viele treten, welche wol tiefe historische Kenntniß, aber nicht das hinlängliche Feuer der Dichtkunst besitzen. Das wohlgemeinte Bestreben solcher Autoren erregt dann immer ein eigenthümliches Mitleiden, wenn man die guten Intentionen erkennt, aber die Existenz des betreffenden Dramas sich gerade nicht sonderlich rechtfertigen will. Jedes ästhetische Kunstwerk ist an sich Selbstzweck; aber es gehört wirklich echtes, schöpferisches Feuer, der „Kuß der Muse" dazu, um das Geistesproduct solchergestalt zu legitimiren. Nun ist eine Mode seit langer Zeit unter den dramatischen Talenten aufgetaucht, das dramatische Interesse an Parlamentsverhandlungen zu knüpfen. Für den Patriotismus oder Liberalismus mag das ganz recht sein, aber Verfassungsstreitigkeiten ersetzen keineswegs das mangelnde poetische Feuer. Auch dürfte das politisirende Element ein solches Product leicht unter die Tendenzstücke verweisen, wodurch der Aesthetik wol auch nicht sonderlich gedient wird.

Das vorliegende Drama soll nun auch ein Resultat der vereinigten Thätigkeit zweier Musen sein, Klio's und Melpomene's. Ein Prolog belehrt uns ferner folgendermaßen über die Intention des Stücks:

Nur Menschen sind's, nicht Götter, nicht Dämonen,
Die hier in That sich mühn, und was sie treibt,
Sind zwei Gewalten, klein, unscheinbar, heimlich,
Doch unerschöpflich, seit die Erde rollt,
Die heißen: Menschenherz und Menschensinn.
Dringt in den Kern der Unternehmungen,
Spürt nach dem Quell des Großen, das geschah,
Das jetzt geschieht und das erst Zukunft zeugt,
(Wenn ihr's vermögt, zu sehn, was Nacht verdeckt) —
Der Anfang ist ein leis', ein winzig Regen,
Ein Tropfen Bluts, der in des Herzens Kammer
Sich drängt, dann aufsteigt zu dem Puls des Hirns
Und zur Begierde wird und zum Entschluß
Und wächst zur That. Ob die zum Lebenstrank
Gedeihet, ob zum Gift, verderblich wirkend,
Wenn sie der Hand entflohn, das fügt ein Geist,
Uralt, geheimnißvoll, unnahbar, hehr! u. s. w.

Das gibt nun die etwas abgenutzte Moral des Stücks und zugleich eine Probe von der etwas nüchternen prosaischen Versification des Autors. Wo sich die letztere zu bildlichen Wendungen versteigt, da sind dieselben auch nicht aus dem natürlich-genialen Belieben hervorgegangen, sondern grenzen eher an Affectation, wie wo z. B. von der „bittern Pflanze" der Trennung und dem „sichern Hafen" der Ueberzeugung die Rede ist. Die Personen des Stücks machen alle den Eindruck, als wüßten sie nicht, warum sie so oder so handeln, und was sie eigentlich thun. Thomas Wentworth, später Graf Strafford, macht durch Vermittelung der Gräfin von Carlisle Frieden mit dem König, nachdem er früher eins der entschiedensten Mitglieder der Opposition gewesen. Man weiß nicht, geschieht das aus ehrgeiziger Berechnung oder aus Folgsamkeit für den Pantoffel der Gräfin. Nach seiner Sinnesänderung veranlaßt Strafford eine Unterredung mit Pym, seinem ehemaligen Mitstreiter, nunmehr seinem wüthenden Gegner, nachdem er Strafford's Gesinnungswechsel erkannt. Warum die Unterredung eigentlich stattfand, ist nicht zu begreifen. Die Gräfin stellt auch in einem Selbstgespräch den Namen des „plumpen Bären" Pym mit dem des „edeln Leu" Strafford zusammen, ebenso ohne daß man weiß warum. Strafford macht als Statthalter Irland unterwürfig. Die Schotten haben sich empört, Karl I. muß das Parlament einberufen. Strafford soll nun ohne Armee das Parlament zu bändigen versuchen, was den Verhältnissen gemäß unmöglich war. Warum der König es gerade so will, begreift man wieder nicht. Strafford kennt die Gefahr für ihn und für die Regierung, wenn er des Königs Wunsch erfüllt: er weiß, daß nur Unglück daraus entstehen kann. Dennoch erfüllt er nicht nur solchen Wunsch, sondern, was eben das Unerklärliche daran ist, er will zugleich den Feind in seinem Lager erdrücken, nachdem das von ihm eben als eine Unmöglichkeit dargethan worden. Im täglichen Leben und in der Geschichte ereignet es sich häufig, daß jemand etwas thut, ohne zu wissen warum; aber in einem Drama geht das doch nicht an, wo alles sich mit innerer Nothwendigkeit aus den gegebenen Charakteren und Verhältnissen entwickeln muß. Hier ist nicht ein Ereigniß, das die dramatisch erforderliche Causalität nachweist. Anklage und Verurtheilung Strafford's sind ebenso wenig gerechtfertigt; die Furchtsamkeit der Lords, welche die Verurtheilung im Drama einzig ermöglicht zu haben scheint, ist nicht genügend motivirt. Pym fühlt ein menschliches Rühren, wie er Strafford anklagt, aber der „Schutzgeist Britannia's" tritt vor seine Seele, und dadurch wird das unpatriotische Gefühl menschlicher Rührung rasch überwunden. Der König, der sein Wort für Strafford's Sicherheit verpfändet, deliberirt mit mehrern Bischöfen darüber, was er nach dessen Verurtheilung zu thun hätte. Anstatt männlich und königlich zu handeln, versucht er vergebens, den Kerkermeister zu bestechen, um Strafford zur Flucht zu verhelfen, während seine Begnadigung nicht nur entschieden in seiner Macht stand, sondern ihm auch seine einzige Stütze erhalten hätte. Der König neigt sich schon zur Meinung des einen Bischofs, der ihm rieth, sein königliches Wort zu brechen, da kommt die Königin noch mit ihren Kindern hinzu, und meint, dieselben seien gefährdet, wenn der König nicht Strafford's Todesurtheil unterschriebe. Da ist der König nun vollständig überzeugt, daß er und die Seinigen sicher sind, wenn er sich seiner einzigen Stütze, des Grafen Strafford, beraubt, und das Drama nimmt nun den tragischen Ausgang. Beweist nun ein solches Ereigniß in der Geschichte völlige Abwesenheit von Charakter und Ueberlegung, so will man doch beides in einem dramatischen Kunstwerke durchaus nicht vermissen: der dramatische Autor muß dann an dem Stoff, der ihn begeistert, eine andere Seite aufsuchen oder eine solche hinzudichten, oder — ganz von einem solchen Thema absehen.

6. Simon von Montfort. Tragödie in fünf Acten von Arnold Beer. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 24 Ngr.

Unter den Stücken, welche Verfassungskämpfe und ständische Streitigkeiten behandeln, verdient das vorliegende wol eine ehrenvollere Erwähnung. Die Personen werden in der Regel farblos, sobald ein Schriftsteller den Versuch macht, sie als Träger von ständischen Ideen darzustellen: sie verlieren ihre Physiognomie. Gelingt es einmal jemand, die Physiognomie solcher Persönlichkeiten aufrecht zu halten, so erhält man oft nur einen historischen Abklatsch ohne poetischen Reiz, ohne ästhetische Causalität. Beide Klippen sind in dem vorliegenden Werk in anerkennenswerther Weise vermieden. Das Drama behandelt die Streitigkeiten des Königs Heinrich III. von England mit seinen Unterthanen. Heinrich III. hielt nämlich nicht, was sein Vater Johann ohne Land in seiner Magna-Charta den Unterthanen zugestanden. Im Jahre 1265 kam es zu einem Kriege zwischen dem König und dem Grafen von Leicester, Simon von Montfort, dem Führer der misvergnügten Großen und Städte. In der Schlacht bei Lewes wird der König geschlagen und mit seinem Sohne, dem nachmaligen Eduard I., gefangen. Der Prinz entflieht, sammelt ein Heer, zieht die mit Montfort unzufrieden gewordenen Großen und Städte an sich und besiegt diesen bei Evesham. Montfort fällt in der Schlacht, Heinrich III. wird befreit, und die Unterthanen erhalten ihre Freiheiten aufs neue verbürgt. Der Schwärmer könnte das an den Hauptcharakteren auszusetzen finden, daß jeder von ihnen sich in argen Menschlichkeiten bewegt und eigentlich keiner von ihnen idealisirt ist. Wir halten das indeß für einen Vorzug des Dramas, indem man dadurch Gestalten von Fleisch und Blut mit praktischen Tendenzen sich vorgeführt sieht. Der Held, Simon von Montfort Graf von Leicester, trachtet nach der Königskrone und kokettirt mit dem londoner Bürgerstande, um sich ihn geneigt zu machen. Die Großen, die erst auf Montfort's Seite waren, wollen ihre aristokratische Macht vergrößert sehen, und sie werden erbost, indem sie gewahren, wie Montfort die Früchte ihres gemeinsamen Handelns für sich auszubeuten begriffen ist. Montfort's Sohn, ein freilich ideeller, aber unbedeutender Charakter, verschmäht dazu die Hand einer Dame aus einer der hohen aristokratischen Familien und bewirbt sich um die Tochter des Lordmayors von London. Die Tochter des Lordmayors liebt Montfort den Sohn mit allem Feuer, mit aller Hingebung, läßt sich aber trotzdem von ihrem Vater mit einem Bürgerlichen verloben, von welchem zu ihrer ausdrücklichen Freude sie durch dessen Tod in der Schlacht bei Lewes unmittelbar vor Beginn des Stücks befreit wird. Der Graf von Leicester schmeichelt wol der londoner Bürgerschaft; wie er jedoch seines Sohnes reelle Absichten mit der Lordmayorstochter erfährt, wird deren Vater auf seinen Befehl ohne weiteres ins Gefängniß geworfen. Der junge Montfort leidet, bleibt aber ein gehorsamer Sohn; die andern lassen sich jedoch in Unterhandlungen mit der königlichen Partei ein: der Prinz Eduard findet dabei Gelegenheit zu entwischen. Montfort will einigen Großen die Köpfe abschlagen lassen, um seine Macht zu befestigen, und den König absetzen: er stellt den Lordmayor daher wieder auf freien Fuß, doch täuscht dieser ihn sehr in Bezug auf die Hülfe, die er von ihm erwartet. Montfort findet Widerstand und die bevorstehende Schlacht bei Evesham droht übel abzulaufen. Dazu verleumdet die von Montfort dem Sohn verschmähte Dame diesen bei der Lordmayorstochter. Letztere nimmt Gift, erfährt aber vor ihrem Ende, daß ihr Geliebter ihr doch nicht untreu gewesen ist. Sie stirbt, und der junge Montfort läßt sich in der Schlacht tödten: die verschmähte Dame will ins Kloster gehen. Nach des ältern Montfort Fall und dem vollständigen Siege der Königlichen wird die Wiederherstellung von Heinrich's III. Herrschaft proclamirt, wobei der Prinz Eduard noch von dem Grafen von Leicester sagt:

> Die That des Mannes, der heut' unterging,
> Darf nicht vergessen werden; stark und stolz
> Ist unser Volk; wer es in Zukunft glücklich
> Beherrschen will, muß ihm in Treue dienen.

Die Nemesis zeigt sich vornehmlich darin, daß Montfort für Egoismus, Ehrgeiz und Uebermuth von seinem Geschick abgestraft wird. Er hat am Anfang des Stücks alle Macht in Händen, aber er will durchaus auch noch den königlichen Titel und überschätzt seinen Einfluß und seine Kräfte:

> Ich bin der erste meines Volks. Ich herrsche!
> Nur eins fehlt noch — der Name. Ha, ein Name!
> Ein Nichts — ein Schall — — und doch auch wieder alles,
> Alles, solang' dies kriechende Geschlecht
> Nicht in den Himmel steigt. — Ein König — ha,
> Ein Gott auf Erden — — und ein andrer lebt,
> Der mir den Anblick der gebeugten Knie,
> Den Laut der scheuen Bitte vorenthält u. s. w.

Das charakterisirt so recht die Art seines Ehrgeizes. Die Diction des Stücks ist ansprechend; höchst bezeichnend der spöttische Ton, mit welchem Montfort manche Staatsacten dem gefangenen König (der übrigens nicht zum Vorschein kommt) zur Unterzeichnung vorlegen läßt. An Handlung fehlt es dem Stücke auch nicht, nur dürfte gegen das Ende hin des Getümmels doch vielleicht zu viel sein.

Feodor Wehl

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Karl Friedrich Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika".

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Karl Friedrich Neumann. Zweiter Band: Von der ersten Präsidentschaft des Thomas Jefferson bis zum Ende der zweiten Präsidentschaft des Andrew Jackson. Berlin, Hermann. 1865. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir haben schon in unserer Besprechung des ersten Bandes des Neumann'schen Werks (Nr. 15 d. Bl. f. 1864) darauf hingewiesen, wie viel namentlich für uns Deutsche aus der Geschichte der Vereinigten Staaten zu lernen sei. Dieser Satz erhält durch den vorliegenden zweiten Band noch mehr seine Bestätigung als durch den ersten. Dem

in dem ersten Bande hatten wir es hauptsächlich mit dem Unabhängigkeitskampfe zu thun und mit den ersten Schritten in ein selbständiges staatliches und politisches Leben; und war es auch unmöglich, zu verkennen, daß die transatlantische Republik schon als Riese das Licht der Welt erblickte, so mußte doch auch der junge Riese erst gehen lernen, sich erst im allmählichen Gebrauche seiner Gliedmaßen üben, ehe er daran denken konnte, Kraftproductionen mit denselben vorzunehmen. Aber die Entwickelung und Zunahme der Kräfte dieses so jungen Staats machte so überraschend schnelle und große Fortschritte, daß schon dieser Umstand allein einen überreichen Stoff zum Nachdenken gewährt. Das Bewußtsein der eigenen Kraft und Macht wurde denn nicht allein den leitenden Staatsmännern, sondern allmählich dem ganzen Volke immer klarer und lebhafter, und während noch in den napoleonischen Zeiten jede Verwickelung mit Europa ängstlich vermieden und ein Krieg mit England, namentlich aus Besorgniß für die den Handel betreffenden Verluste, so sehr gescheut wurde, daß man Jahre hindurch die von England sowol als Frankreich ausgehenden Beschädigungen der Schiffahrt und des Handels geduldig ertrug, wagte man es schon kaum zehn Jahre nachher, mit der stolzen Doctrin Monroe's hervorzutreten: Amerika gehört nur den Amerikanern. Und daß dieser so laut und stolz verkündete Grundsatz nicht eitel Prahlerei sei, sondern daß die Vereinigten Staaten sich nicht bedenken würden, ihn da, wo es ihr Interesse erheischte, einer ganzen Welt in Waffen gegenüber bis auf den letzten Blutstropfen durchzufechten, davon scheinen die europäischen Staatsmänner schon damals mehr als eine bloße Ahnung gehabt zu haben. Und doch waren schon im frühesten Lebensalter der jungen Republik, und nachdem kaum die Unabhängigkeit mit so großem Aufwand von Gut und Blut theuer erkauft war, die Bande, welche den Norden mit dem Süden vereinigten, so locker, daß bereits von einer zukünftigen Trennung die Rede war zu einer Zeit, wo die Tinte, mit welcher der Act der Vereinigung niedergeschrieben worden, noch kaum recht trocken war. Und damals war es nicht der aristokratische, sklavenhaltende Süden, der Trennungsgedanken hegte, sondern der volkreiche, thatkräftige Norden, der nicht nur des Handels wegen den Krieg gegen England am meisten fürchtete, sondern auch in einer Trennung von dem Süden durchaus kein Uebel erblickte. Der Süden hingegen hielt noch fest zur Union, unter der Präsidentschaft von Monroe waren es hauptsächlich die Mitglieder aus den Südstaaten, welche es im Congresse dahin brachten, daß dieser sich scharf und präcis über seine Befugnisse den einzelnen Staaten gegenüber aussprach, und daß damals der Beschluß gefaßt wurde, der Congreß allein sei befugt, über die Einführung und Anerkennung der Sklaverei in den Territorien Bestimmungen zu treffen. Erst später sah man im Süden ein, daß es nicht im Interesse desselben liege, die Macht der Centralregierung zu stärken, und Calhoun sprach es geradezu aus, daß der Süden einen großen politischen Fehler begangen, indem er sich auf den Missouricompromiß eingelassen habe.

Wie kommt es nun, daß trotzdem die Kraft- und Machtentwickelung der Vereinigten Staaten so riesenhafte Fortschritte macht, die nach unsern europäischen Begriffen mit der Zahl der Bevölkerung in gar keinem Verhältniß steht? Der Amerikaner selbst sucht die Ursache hiervon hauptsächlich in der freien Regierungsform, die es zuläßt, daß, sowie der einzelne, auch das ganze Gemeinwesen sich ungehemmt entwickelt und alle körperlichen wie geistigen Kräfte und Fähigkeiten zur ungestörten reichsten Entfaltung bringt. Daneben ist es ihm aber noch die eigenthümliche praktische Geistesrichtung, die zähe Ausdauer des amerikanischen Charakters, welchen die großen und schnellen Erfolge auf allen materiellen Gebieten des Lebens zu danken sind, für die er gern auf alle Siege und Triumphe verzichtet, welche andere Völker auf den Gebieten der rein geistigen, der abstracten Wissenschaften davontragen. Sein Ehrgeiz bleibt hier ganz ruhig; Eifersucht auf Errungenschaften in der Philosophie, der Kunst u. dgl. kennt der Amerikaner nicht. Bezeichnend für die ganze Art und Weise des Volks ist die schon in das Jahr 1811 fallende Aeußerung von Henry Clay:

Wahr, wir haben bisjetzt keine solche hervorragende wissenschaftliche Männer aufzuweisen wie die Völker jenseit des Atlantischen Ocean. Ist aber Europa durch seine Literatur, durch seine wissenschaftlichen Institute und Universitäten, durch seine vielen berühmten Männer in Kunst und Wissenschaft, zum Theil selbst die ärgsten Knechte, besser daran? Konnten sich die Europäer vor der Knechtschaft schützen? Sind nicht manche Völker derart gesunken, daß sie selbst das Gefühl ihrer Entwürdigung verloren haben? Die einsichtsvollen Massen, sie allein sind die Kraft der Staaten, die wahre Grundlage der Freiheit. Ich behaupte, und niemand wird dem widersprechen wollen, daß unsere Bevölkerung von sieben Millionen mehr Verstand und Selbstkenntniß — die erste Bedingung aller Einsicht — besitzt, als irgendeine andere gleiche Anzahl auf Erden.

Bei unserer praktischen Geistesrichtung konnten philosophische Forschungen keinen Eingang finden; selbst die Namen der berühmtesten europäischen Philosophen sind nur wenigen unserer Landsleute bekannt geworden. Will man die Ueberzeugung, daß der Mensch eines grenzenlosen Fortschritts fähig, daß die auf Gleichheit und Freiheit beruhenden Institutionen immer mehr Raum gewinnen und am Ende alle Völker zur Selbstregierung heranreifen werden, will man diese Ueberzeugung Philosophie nennen, so wird die Philosophie nirgendwo auf Erden allgemeiner verbreitet gefunden als bei unserm Volke, als in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Auf den ersten Blick ist nichts den europäischen und gerade den deutschen Anschauungen fremder als eine solche Denkweise, eine solche Sprache, und gleichwol wird man kaum viel Widerspruch finden, wenn man behauptet, daß keine Nation den alten Goethe'schen Ausspruch: „Grau ist alle Theorie, grün ist allein des Lebens goldener Baum", in seiner ganzen Art zu sein, zu denken und zu handeln mehr beherzigt als gerade die amerikanische. Theoretisiren und Träumen ist ihr fremd; aber neue Ideen und Projecte zu verwirklichen, im Leben zu erproben, was die kühnste Phantasie eines einsamen, stillen Forschers erdacht, doch wegen der Schwierigkeit der Ausführung kaum sich selbst zu offenbaren getraut, darauf kann der Amerikaner mit einer Energie und Ausdauer Mühe, Zeit und Geld verschwenden, die wirklich unsere Bewunderung erregen muß.

Schon früh schwellten derartige Siege und Erfolge die Brust desselben mit unmäßigem Stolze; er, der freie, sich selbst regierende Mann sah mit verächtlichem Mitleiden auf den seiner Meinung nach unfreien, geknechteten und natürlich auch knechtisch gesinnten Europäer herab; den Kampf, den er so siegreich geführt, mußte seiner Ansicht nach jedes Volk, das sich selbst achtete und in seinen Gesinnungen und Gefühlen noch nicht ganz herabgewürdigt war, alsbald ebenfalls aufnehmen und entweder siegreich durchfechten, oder rühmlich untergehen. Es spricht darum Hezekiah Niles gewiß einem großen Theile seiner Zeitgenossen ganz aus der Seele, wenn er sagt:

Zwei Gegenstände gibt es, welche jeder Amerikaner vom Grunde seines Herzens hassen und verachten muß: die erbliche Regierung und eine Staatsreligion, das Zwillingspaar zahlloser Verbrechen und Gotteslästerungen.

Man muß, wenn man so einseitige und maßlose Urtheile in ihrem rechten Lichte würdigen will, die große Unkenntniß der europäischen Verhältnisse und namentlich der Geschichte der einzelnen europäischen Nationen auf seiten der Amerikaner nicht übersehen. Gerade wie der Europäer die amerikanischen Verhältnisse in der Regel über alle maßen einseitig und schief beurtheilt, so geht es dem Amerikaner nicht besser mit den ihm seiner mangelhaften Geschichtskenntnisse halber noch viel unverständlichern europäischen Dingen. Dazu kommt, daß dieser falschen Beurtheilung oft durch Verschrobenheiten von Europäern, die selbst ihren europäischen Landsleuten ziemlich unbegreiflich sind, noch recht geflissentlich Vorschub geleistet wird. Neumann erzählt uns hierüber auf S. 340 fg. dieses Bandes ein recht hübsches Geschichtchen, welches wir unsern Lesern schon um des mitgetheilten charakteristischen Schreibens des damaligen amerikanischen Staatsministers John Quincy Adams willen nicht vorenthalten wollen:

Ein Herr von Fürstenwerther wandte sich mit der wunderlichen Anfrage an den Minister Adams, ob man ihm nicht in Amerika eine angemessene Stelle geben wolle, da er nur in diesem Falle auswandern würde. Die denkwürdige Antwort des Ministers lautete: „Die Regierung der Union und die der Einzelstaaten haben niemals irgendwelche Mittel aufgeboten, um aus diesem oder jenem Theile Europas Einwanderer herbeizuziehen. Wir wissen zwar die Vortheile zu würdigen, welche gesunde und arbeitsame Leute unserm Lande bringen; aber das muß sich alles, so will es die Weise unserer Regierung, von selbst machen. Jemand besondere Vortheile zuzuwenden, ist unstatthaft. Wir leben in keinem Lande der Privilegien, sondern unter der Gleichheit aller Rechte für alle Menschen. In Europa ist dies ganz anders. Dort geben die Fürsten nach Belieben diesem und jenem allerlei Gnaden. Von einer gleichen Berechtigung aller ist niemals die Rede, ist bei euch Europäern, selbst unter den geistig hervorragenden Männern, kaum der Begriff vorhanden. Die Auswanderer aus Deutschland wie aus den andern Reichen erlangen hier bei uns ein unabhängiges freies Leben; es ist aber, mögen sie alle dies wohl bedenken, ein Leben voller Arbeit. Können sie sich nicht in den Charakter, in die sittlichen, staatlichen und natürlichen Verhältnisse dieses freien Landes schicken, so steht ihnen der Atlantische Ocean immer offen da, um nach der alten Heimat zurückzukehren. Vor allem müssen sich aber die Ausgewanderten auf eins gefaßt machen, sie müssen die europäische Haut abziehen, und zwar so vollständig, um diese Haut niemals wieder aufnehmen zu können. Noch mehr. Sie müssen es ertragen lernen, daß ihre Kinder in den Vorurtheilen oder in dem stolzen Geiste unsers Volks aufwachsen, daß sie auf die in der Alten Welt Geborenen und Erzogenen mit Misachtung hinsehen: ein Gefühl, welches sich vorzüglich bei den Nachkommen der eingewanderten Deutschen vorfindet. Dieses Gefühl des Stolzes und der Ueberlegenheit über andere Nationen, welches alle Fremde bemerkt haben, ist die nothwendige Folge der Gleichberechtigung. Es weiß jeder, daß niemand in der socialen Ordnung über ihm steht; in diesem Bewußtsein sieht er auf die Nationen herab, wo die Masse der Bevölkerung gewissen sonderrechtlichen Klassen preisgegeben ist und deren Willensmeinung sich gutwillig oder gezwungen fügt. Was helfen alle die Schulanstalten, was hilft euch Europäern euere Wissenschaft und Gelehrsamkeit; ihr dürft nicht sprechen, nicht schreiben und handeln, ja nicht einmal denken, wie ihr wollt, wie die Naturgesetze es erheischen. In Vereine zusammenzutreten, um über euer eigenes Wohl und Wehe zu berathen und zu beschließen, ist euch nicht gestattet. Euere gepriesenen Erziehungsanstalten scheinen blos dazu bestimmt zu sein, um jede Selbständigkeit zu brechen und euch zu gehorsamen Knechten für die fürstlichen Gebieter abzurichten. Das ganze geistige Wesen des europäischen Continents ist blos eine leere Spielerei einiger müßigen Köpfe; was ihr für wahr erkannt, danach dürft ihr doch nicht handeln!

„Was nun unsere Regierung betrifft, so kann keine in der Welt weniger Gunstbezeigungen ertheilen als die der Vereinigten Staaten. Die Regierenden sind nicht blos dem Worte nach, sondern in voller Wahrheit die Diener des Volks; dessen ist sich auch das Volk bewußt, welches sie nach Gutdünken auf kurze Zeit zu ihren Aemtern erhoben und, genügen sie nicht, schnell wieder entfernt. Alles ist ganz anders wie in Europa. Dort ist das Volk von seiner Regierung abhängig; hier — man ermesse die großen Folgen dieses principiellen Unterschieds — die Regierung vom Volke" u. s. w.

Dieses Schreiben mag noch so viel Wahres enthalten, einseitig bleibt es darum doch und dient keineswegs dazu, um die theils viel tiefer liegenden, theils wieder sich in viel feinern und zartern Nuancirungen ausdrückenden Unterschiede der cisatlantischen von den transatlantischen Staats- und Volksverhältnissen in Wirklichkeit kennen zu lernen. Vollends unwahr ist die Schlußpointe, in welche das ganze Raisonnement sich spitzt, nämlich daß in Europa das Volk von der Regierung abhänge. Es gibt überhaupt kein Volk, welches von seiner Regierung abhängig ist, es wird stets nur das Gegentheil in Wahrheit begründet sein; denn noch keine Regierung, welche das Wesen, den Geist, die Interessen u. s. w. des Volks auf die Dauer misachtet und verletzt hat, ist je von langem Bestand gewesen, vielmehr erscheint jede Regierung, die auf diesen Namen Anspruch machen kann und will, als von dem Geiste des Volks und dem Geiste ihrer Zeit getragen. Dies mag sich indessen verhalten wie es will, so hat es wenigstens gerade die nächste Folgezeit in der Geschichte der Vereinigten Staaten gezeigt, wie gewaltigen Einfluß auch in diesem Staate, wo die Regierenden angeblich in voller Wahrheit nur die Diener des Volks sind, die an der Spitze stehenden leitenden Persönlichkeiten nicht allein auf die Geschicke des Staats als solchen ausüben, sondern auch auf den Geist, in welchem diese Geschicke geleitet werden, auf die politische Gesinnung, welche im großen Ganzen, im Innern wie nach außen als die des ganzen Volks sich kundgibt. Monroe und seinem Minister Adams sowie diesem letztern, als er selbst Präsident geworden, mag es

nach ihrer salbungsvollen, dem Bibelstile nachgebildeten Yankee-Redeweise voller Ernst damit gewesen sein, daß, wer von Europa hinüberzieht nach dem transatlantischen Kanaan, ein ganz anderer Mensch werden, daß er den alten Adam des unter dem Despotenstock lebenden und nur aus Furcht vor der weltlichen Strafe dem Gesetze gehorsamen Unterthanen ausziehen und den neuen Adam des sittlich reinen Bürgers anziehen muß, der lediglich aus Achtung vor dem Gesetze und aus Liebe zu seinen Mitbürgern und dem Vaterlande auch als Mitglied der Staatsgemeinde politisch rein ohne Furcht und ohne Tadel den rechten Weg wandelt; es mögen Adams und viele seiner Vorgänger noch so sehr in Demuth sich ihrer verantwortungsvollen Stellung als erste Diener des Volks bewußt gewesen sein und sich bestrebt haben, ihre Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen: — so läßt sich doch das Gleiche keineswegs von dem nächsten Nachfolger Adams', dem General Andrew Jackson, behaupten. Und doch wurde Jackson zweimal nacheinander zum Präsidenten gewählt, und doch war kaum ein Präsident beliebter und populärer als er; zeigte doch kein Präsident weder vor- noch nachher die Licht- und Schattenseiten des amerikanischen Charakters in ausgeprägterer Weise, fand doch der eitle Yankee sich geschmeichelt, daß dieser echte Typus seines Wesens, seiner Art zu denken und zu handeln, in Jackson an die Spitze der Nation berufen war. Neumann, der trotz seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe seine große Vorliebe für das amerikanische Volk sowie für die Verfassung der Vereinigten Staaten und selbst für ihre einzelnen hervorragenden Staatsmänner nirgends verbergen kann, sieht sich doch bezüglich des Generals Jackson, dem indessen im übrigen große, gerade mit seinem soldatischen, ja harten, despotischen und grausamen, unerbittlichen Charakter zusammenhängende Verdienste um Land und Volk nicht abzusprechen sind, zu gar wundersamen Enthüllungen genöthigt. Wir ziehen zwei Stellen aus, aus deren einer hervorgeht, welches Unglück Jackson über viele alte und treue Beamte brachte, die er ohne allen Grund plötzlich entließ, blos um seinen Anhängern und Creaturen Stellen zu verschaffen:

Alte Commis, welche zum Theil schon von dem ersten Präsidenten, von Washington, ihre Anstellung erhalten hatten, die gleichsam mit der Regierung und in der Geschäftsroutine aufgewachsen waren, auch sie sind, ohne irgendeinen andern Grund, als um neuen Leuten Platz zu machen, dem Hunger und dem Elend preisgegeben worden. Eine vollkommene Zerrüttung aller Verhältnisse und Zustände in der nationalen Metropolis war die nothwendige Folge. Halbfertige Häuser wurden nicht ausgebaut; Gärten und Landhäuser haben keine Miether gefunden. Vollkommen unsicher der Zukunft, beschränkte sich jeder auf das Nothwendigste; die Kaufleute und Krämer konnten nichts mehr absetzen. Welch ein Gegensatz zu der milden Weise eines Monroe, Madison und Adams! Diese rücksichtslose Härte der neuen Verwaltung übt einen unglücklichen Einfluß auf die freie Gedankenäußerung, auf die ungezwungene Redefreiheit. Von dem allen ist kaum noch eine Spur vorhanden. Keiner traut mehr dem andern; alle sind oder glauben sich wenigstens von Spionen umgeben. Könnte doch eine zufällige Bemerkung, auf der Straße oder in einem Bureau gesprochen, welche dem oder jenem hinterbracht würde, die Absetzung zur Folge haben. In der That höchst bedauerliche, unerträgliche Zustände! Angeber, Auflaurer, Spione, und wie die Werkzeuge des Despotismus alle heißen mögen, sie sind in Menge vorhanden u. s. w.

Schon am Tage der Einführung des neuen Präsidenten hatte sich der gemeinste Plebs im Weißen Hause in einer Anzahl eingefunden, wie nie vorher, und sich Freiheiten erlaubt, die damals wenigstens noch unerhört waren:

Als die Aufwärter herbeikamen, um das Getränk herumzureichen, wurden sie von den Massen wild angefallen. Jeder wollte dem Nachbar zuvorkommen und dies und jenes erhaschen. Die Gläser wurden zerbrochen, der Punsch schwamm auf dem Estrich herum; alles schrie und lärmte, drängte und stieß laut und bunt durcheinander. Es war für die Diener ganz unmöglich durchzudringen, um auch den im Hintergrunde mit Ungeduld harrenden Damen einige Erfrischungen zu bringen. Endlich rollten sie die Fässer mit Punsch hinab in die Gärten, um die Menge dorthin zu locken, was auch gelungen. Das Ganze war ein widerlicher, gräßlicher Anblick.

Daniel Webster äußerte schon damals: „Die Regierung des Pöbelkönigs hat begonnen."

Man sieht, daß unser Verfasser auch die Schattenseiten der amerikanischen Staatsverhältnisse zu beleuchten nicht vergessen hat. Wir vermissen eigentlich nur eins an dem Werke, welches im zweiten Bande sich sonst ungemein reich und ausführlich darstellt und dabei von jedem mit spannendem Interesse gelesen werden wird, das eine, was wir auch schon bei dem ersten Bande vermißt haben, nämlich daß der Verfasser es viel zu wenig versucht hat, nicht sowol die Contraste zwischen den amerikanischen und den europäischen, namentlich den deutschen politischen Verhältnissen gehörig darzulegen, als vielmehr den Leser an den geeigneten Stellen darüber aufzuklären, wie es nach der geschichtlichen Entwickelung, welche beide Erdtheile durchlebt, und nach der ganzen Weise der Nation kommen mußte, daß das amerikanische Volk sich gerade in solchen Formen des staatlichen Seins und Lebens, wie sie uns in dem vorliegenden Geschichtswerke vorgeführt werden und die es sich selbst geprägt hat, bewegt hat und bewegt.

Noch mehr würde uns das, was uns mitgetheilt wird, fesseln und belehren, wenn uns zugleich auch hinreichendes Material an die Hand gegeben würde, um uns die Fragen Warum? und Wie so? sogleich richtig und genügend beantworten zu können. Wir wollen nicht blos den äußerlichen Proceß der Thaten und Handlungen, wozu wir gewissermaßen auch die vielen uns mitgetheilten Reden, welche ausgezeichnete Männer im Congresse und bei andern feierlichen Gelegenheiten gehalten haben, zählen, sich vor uns abwickeln sehen, sondern bei weitem mehr interessirt uns der innere Entwickelungsgang, welcher im stillen und geheimen in den Geistern und Ideen als vorbereitendes Moment für das äußere Handeln einen überall so überraschend gleichmäßigen und übereinstimmenden Verlauf nahm. Von den in der ganzen Masse des Volks treibenden und siegreich sich durchkämpfenden Ideen, welche doch voraussichtlich bestimmt sind, in der Weltgeschichte den obersten leitenden Einfluß einzunehmen, erhalten wir erst da, wo sie sich verkörpern, genügende Mittheilung, über die geistige Vorentwickelung und Ausbildung aber überall nur sehr dürftige Andeutungen. Doch gedulden

wir uns bis zum Erscheinen der folgenden Bände, in ihnen wird der Verfasser hoffentlich auch dem geistigen und Ideenleben des amerikanischen Volks die gebührende Berücksichtigung zutheil werden lassen, soweit dies der Zweck seines Werks überhaupt zuläßt. 2.

Ein Cavalier in Spanien.

Im Süden. Reiseskizzen von Graf Bastiano. Berlin, Decker. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein junger Cavalier, über dessen Vaterland wir nach Namen, Sprache und Ausdrucksweise nur höchst unbestimmte Vermuthungen zu hegen wagen — ist doch in diesen privilegirten Kreisen der Kosmopolitismus, wenigstens nach seiner negativen Seite hin, längst praktisch geworden —, hat sich auf Anregung eines pariser Freundes und Gelehrten bestimmen lassen, seine Erlebnisse auf zwei Reisen in Spanien, „die ursprünglich nur für ein Tagebuch bestimmt waren", der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Wenn ein Glied der jeunesse dorée, das Geburt und Erziehung wol zum Gardelieutenant, nicht aber zum Schriftsteller bestimmt haben, uns die Wege durch ein fremdes Land weisen soll, so dürfen wir es so genau nicht nehmen. Nicht als ob wir unsern Autor damit für ein Irrlicht erklären wollten. Gott bewahre! Im Gegentheil, wir sind ihm selbst wie „dem gelehrten Freunde" für die Veröffentlichung der Schrift dankbar. Werden unsere Kenntnisse dadurch auch nicht wesentlich bereichert, so plaudert doch Graf Bastiano meist ganz angenehm, ist nicht ohne eine gewisse jugendliche Frische und Ursprünglichkeit und entlockt seinen Lesern nicht selten ein Lächeln, und das ist wahrlich viel werth in solch trockener Zeit, wo, wie es scheint, in der Bücherwelt nur noch stolz verdrießlich schwere Narren regieren und aller Humor sich in die Fratzen des „Kladderadatsch" geflüchtet hat.

Allerdings fehlt es dem Buche an „kritischen Volks- und Naturstudien", wie der Verfasser es in seiner eben nicht durch Klarheit und Präcision ausgezeichneten Ausdrucksweise nennt: in Beziehung auf statistische und historische Verhältnisse, auf die Physiognomie des Landes und seiner Bewohner, auf seinen Reichthum an Meisterwerken der Kunst und Natur erhalten wir nur „flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden", die es selten ermöglichen, sich nach irgendeiner Seite hin ein klares Bild des Angeschauten und Beschriebenen zu machen. In dieser Hinsicht hat der Verfasser allerdings nur „einen schwachen Versuch gemacht, Spanien so treu als möglich zu schildern". Nicht als ob wir ihm irgendwie eine Entstellung der Wahrheit vorwerfen wollten: o nein, die Lust ist groß, allein die Kunst ist schwach; es fehlt ihm theils an den nothwendigen Vorstudien und Kenntnissen, theils an der Gewandtheit des deutschen Stils, wenn wir auch nicht, wie er selbst fürchtet, behaupten wollen, sein Buch „sei mit französischen Lettern in deutscher Sprache" geschrieben, theils endlich an der Naturgabe der anschaulichen Darstellung. Auch „die vielfachen humanistischen und religiösen Betrachtungen", von denen die Vorrede spricht und von denen uns freilich trotz aller Aufmerksamkeit nur sehr wenige vor die Augen gekommen sind, hätten ohne allzu große Benachtheiligung der lesenden Mit- und Nachwelt ganz fehlen dürfen. Obgleich der Verfasser den größten und wichtigsten Theil der Halbinsel besucht hat, indem er auf seiner ersten Reise von Valencia nach Madrid und von hier nach den bedeutendsten Städten Andalusiens, auf der zweiten von Biarritz aus durch die baskischen Provinzen nach Burgos und Valladolid, und von da abermals nach Madrid ging und an vielen Orten einen längern Aufenthalt nahm, erfahren wir doch im ganzen in dieser Beziehung wol kaum etwas, das nicht schon anderswo besser und vollständiger gesagt wäre. Hätte er freilich wirklich den Beweis geliefert, wie er glaubt, „daß das Maurenthum und der Mohammedanismus im Spanier Wurzel gefaßt haben, und daß sich dieser Einfluß unbewußt bis auf die neueste Zeit im socialen Leben offenbare", so wäre das gewiß ein sehr anerkennungswerthes Resultat seiner Reise. Leider haben wir im Buche selbst den Beweis nicht finden können, es möchte denn sein, daß der Verfasser Bemerkungen wie die folgende für Bestandtheile dieses Beweises hielte:

> In der spanischen Musik liegt je ein Stück spanischer Geschichte, vom Orient erbte sie theils die monotonen Bässe, theils ihr Colorit, das Feurige, Lebhafte, indeß die ruhigern Uebergänge dem Norden zu verdanken sind. Die Melodien sind so traurig, so klagend oft, daß sie mit keinen andern Nationalmelodien geistige Verwandtschaft haben als mit den ungarischen. Stammen doch beide Völker aus dem Orient und haben die Spanier sich doch wenigstens stark mit den Orientalen vermischt.

Vielleicht glaubt der Verfasser auch eine wichtige naturwissenschaftliche Beobachtung mitzutheilen, wenn er S. 135 sagt: „Die Granitblöcke, welche in kleinern oder größern Haufen auf den Hügeln umherlagen, lassen auf starke geologische Umwälzungen des Erdreichs (sic!) schließen", oder auf die Zukunft der spanischen Kunst ein unerwartetes neues Licht zu werfen, wenn es S. 128 heißt:

> Die Entwickelung der spanischen neuern Kunst wird wol noch eine geraume Zeit auf sich warten lassen; sie wird sich erst entfalten können, wenn durch Einfluß nordischer Bildung die jetzigen seichten Verhältnisse geklärt sind, und auch dann erscheint ihre Zukunft noch nicht ganz gesichert, denn sie wird abhängen von der Richtung, welche die allgemeine Bildung des spanischen Volks einschlagen wird.

Die starke Seite unsers Autors ist die Schilderung des madrider Salonlebens, oder vielmehr der Bericht über seine verschiedenen Begegnungen und zarten Liaisons mit einer Anzahl Damen aus den höchsten Kreisen der spanischen Hauptstadt. Das weiß er auch selbst und legt den Hauptnachdruck auf diesen Theil seines Buchs. Dem Leser „soll sich in diesen Salonbildern ein Sittenleben erschließen, welches im Auslande nur wenig gekannt ist und deshalb namentlich einen besondern Reiz besitzt, weil sich in demselben Charakterstudien über spanische Frauen vorfinden". Wir werden in die Theater und Soiréen, auf die Promenade der Fuente Castellana, wie in die Boudoirs verschiedener weiblicher Granden geführt und erhalten dabei einen, wie es scheint wortgetreuen Bericht

nit den schönen Sennoras geführten Dialoge, theils anzösischer, theils in deutscher Sprache, welche letztere hier als Vertreterin der spanischen fungirt. Wir allen Respect vor dem Gedächtniß des Verfassers der Genauigkeit und Umständlichkeit seiner Tagebuchs- n, sind dagegen nicht ganz ohne Scrupel darüber, r um der Wahrheit willen, d. h. hier um die Eigen- ichkeiten des spanischen Frauencharakters in das hellste zu setzen, rein vertrauliche, hier und da an die e der Zweideutigkeit streifende oder intime Familien- tnisse berührende Gespräche mit voller Namennen- (die ganze Darstellung scheint die Annahme der onymität auszuschließen) dem großen Publikum mit- Und wenn nun wenigstens etwas ganz Besonderes zum Vorschein käme! Allein im wesentlichen ist be- ich die Haute-Volée in allen europäischen Haupt- dieselbe: will man die charakteristischen Eigenthüm- en des Volkscharakters aufsuchen, so muß man aus auptstadt in die Provinz, aus den Salons der hohen ratie auf die Straßen und öffentlichen Plätze, aus aläſten in die Häuschen der Handwerker, in die der Bauern hinabsteigen. So können wir in der in diesen Mittheilungen nichts besonders Charakte- es finden; es sei denn, daß die spanischen Damen ht um eine Schattirung ungenirter, indolenter und ender sind als ihre Standesgenossinnen in London aris, in Wien und Berlin, in Petersburg und z. Der größere Theil dieser Gespräche bringt nur berflächlichen Fadaisen, welche den gewöhnlichen des Gesprächs junger Damen mit Gardelieutenants esandtschaftsattachés zu bilden pflegen.

ser Verfasser scheint freilich anderer Meinung zu Er gibt die schale Conversation und zumal seine Antworten mit solchem offenbaren Gusto wieder, r solcher Naivetät unmöglich zürnen können, so- es uns gelingen will, etwas eigenthümlich National- ches in dem Gehaben der vier oder fünf ihn be- enden Schönen zu finden. Wer unser Urtheil aber einer Uebertreibung zeihen möchte, der lese das achte Kapitel unserer Schrift, wo sich Graf Bastiano „im Kreuzfeuer“ zwischen seinen verschiedenen Huldinnen befindet. Wir sind übrigens weit entfernt von dem Vorwurfe, daß uns der Verfasser kein getreues Abbild des madrider Salonlebens geliefert habe: es hat nur nicht jedes wohlgetroffene Porträt schöne oder auch nur interessante Züge.

Es mag der uns angeborene plebejische Geschmack sein; aber sowenig uns die Schilderungen, die der Verfasser aus dem Volksleben mittheilt, auf Neuheit, oder Tiefe der Beobachtung, oder Originalität der Darstellung Anspruch zu haben scheinen, sowenig klar und anschaulich seine Beschreibungen von Gegenden, Städten, Gebäuden und Kunstwerken im allgemeinen sind: nichtsdestoweniger hat uns dieser Theil des Buchs und zumal die Reise in Andalusien, aus der wir wieder den Aufenthalt in Sevilla als den gelungensten Abschnitt hervorheben, bei weitem mehr angezogen als jene Salonscenen der Hauptstadt. Manche Schilderungen sind hier nicht ohne einen gewissen poetischen Hauch, der allerdings durch die Unsicherheit des Verfassers in der Wahl seiner Ausdrücke wie im Bau seiner Sätze etwas getrübt wird, wie wenn er z. B. S. 105 sagt, indem er von dem Alcazar von Toledo redet: „Vielleicht ruht unter seinen Trümmern manch unschuldiges Gebein, und wenn bei Nacht der Mond einsam die wüste Stätte bescheint, dann zieht vielleicht manch Klageruf um des Hügels Rand.“ Oder S. 247: „Die Hand des Schöpfers vereinigte alle Schönheiten spanischer Gegenden in Granada, fruchtbare Gefilde, durchzogen von klaren Gebirgswässern, hoch bedeckt mit frischem Grün; dennoch ist die Stadt noch sehr zurück(!).“

Ich ganzen sind wir, wir wiederholen es, weit entfernt, dem Buche seine Existenz zum Vorwurf zu machen: so leichte Waare es ist, mag es immerhin manchem eine angenehme Unterhaltung gewähren und zumal dem Reisenden auf der Pyrenäischen Halbinsel den langen und langweiligen Weg über die öden Hochflächen Castiliens verkürzen helfen.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

s deutsche „Aschenbrödel“ hat sich jetzt auch auf die r Theater verirrt, wie überhaupt die verschiedensten Mär- für die Féeries ausgebeutet werden. „Cendrillon“ e neue Féerie von Clairville, Monnier und E. Blanc, lle Tage in Paris auf dem Théâtre impérial du Châ- Aufführung kommt. Dies Theater gehört zu den en Neubauten des second empire; es ist eine Zierde e du Châtelet, in welchen der Boulevard de Sebasto- t an der Seine ausläuft. Die Einrichtung dieses ielhauses ist eine durchaus glänzende, und die neue n hereinfallende Beleuchtung durch eine Glasscheibe Stelle des Kronleuchters ist als ein Fortschritt zu n, indem der schwerfällige Kronleuchter die obern Ränge und die Aussicht auf die Bühne erschwert. Was den etrifft, mit welchem das bescheidene „Aschenbrödel“ Bühne des Châtelet erscheint, so wird es großer An- gen von seiten der deutschen Bühnen bedürfen, um diesen feenhaften Zauber auf ihren Theatern nachzuahmen, denn wir zweifeln durchaus nicht, daß auch „Aschenbrödel“ als eine Aneignung aus dem Französischen auf den deutschen Volkstheatern erscheinen wird. Die deutsche Schaubühne, die tonangebend sein könnte, ist ja das Aschenbrödel unter den europäischen Theatern.

Die Billigkeit verlangt indeß, anzuerkennen, daß „Cendrillon“ eins der bessern von diesen französischen Zauberstücken ist; das alte Märchen hat einen poetischen Kern, der sich nicht verwüsten läßt. Der Gegensatz zwischen Hoffart und Demuth, von denen die erste bestraft und die zweite belohnt wird, übt immer eine unfehlbare Wirkung aus, und die bescheidene Aschenbrödel, die am Herde sitzt, während die übermüthigen Schwestern zu Ball gehen, ist eine echt poetische Figur. Sie gibt außerdem den französischen Poeten Gelegenheit zu jenen sentimentalen Couplets, ohne welche die pariser Posse sowenig besteht, wie das sociale Schau- und Lustspiel der Boulevardtheater ohne Rührscenen. Nur ein Mischwerk von Rührung

und Frivolität behagt heutzutage dem Geschmack der Franzosen. Aschenbrödel singt so rührende Couplets, daß sie jeden erweichen muß, der nicht ein Herz von Stein hat. Und ist Cendrillon am Herd nicht eine Vertreterin der ganzen arbeitenden Menschheit, welche das Zusehen hat, wenn die Glücklichen sich amusiren, eine Vertreterin der classes les plus pauvres et plus nombreuses? Doch auf diese Couplets der kleinen Cendrillon beschränkt sich die Poesie der Posse; alles andere ist entweder Burleske, wie namentlich der König Hurluberlu, der an einem fortwährenden Schnupfen leidet, sich stets unter Begleitung von Trompeten die Nase putzt und bei dem Klange der Cymbeln niest, und die böse Stiefmutter, Uranie de la Houspignolle, deren Versuche, bei dem Hofe zu glänzen, so kläglich scheitern, indem eine Fee ihren brillanten Operngesang plötzlich in die vulgären Melodien der cafés chantants verwandelt und ihren graziösen Tanz in jenen Cancan, wie er in der Closerie de Lilas getanzt wird; oder es ist Poesie der Sinne — und es ist nicht zu leugnen, daß hierin das französische Theater der Gegenwart einen Höhepunkt erreicht hat, über den hinaus kaum noch ein Fortschritt möglich ist. Es sind vor allen die Schlußapotheosen der Zauberstücke, die in Bezug auf den Glanz der Costüme und die Beleuchtung mit elektrischem Licht kaum etwas zu wünschen übriglassen. Außer diesen Schußapotheosen findet sich in der Regel im dritten oder vierten Act noch irgendein großartiges Massentableau mit den brillantesten Gruppirungen von Feen und andern Huldgöttinnen — ganze Blumenflore von einer blendenden Farbenpracht, in welcher natürlich der fleischfarbene Tricot eine Hauptrolle spielt. Im Reiche der Feen gelten natürlich andere Gesetze als in den Salons der feinen Welt; die Feen stehen der Natur näher und dürfen ohne Scheu ihre plastischen Formen zeigen. Der Schneider der Feenwelt arbeitet nicht nach der Mode. In der Regel sind die Gewänder so ausgeschnitten, daß der ganze Bewegungsapparat dieser holden Wesen, weit hinaus über die Grenzen, welche das Ballet wahrt, dem Auge sichtbar ist. Freiheit herrscht im Reich der Träume — und es ziemt den Sterblichen nicht, gegen die Toilette der Unsterblichen zu protestiren. Eine Künstlerin, welche die überirdischen Rollen des Châtelet spielt, bedarf daher nicht blos des darstellenden Talents, nicht blos einer ansprechenden Physiognomie und Stimme, nicht blos der Mimik und Pantomimik — sie bedarf auch plastischer Vorzüge, wie sie einen Pygmalion begeisterten. Schiller hat die Grazie als Schönheit in der Bewegung definirt, diese Feen müssen die Schönheit in der Ruhe bewähren; wir sehen sie meistens in majestätischen Attituden, schwebend, stehend, sitzend. So bewährt sich auch die Leuchtkäferfee des „Cendrillon", und man muß es der Mad. Mariani bescheinigen, daß ihre Plastik fesselnder ist als ihre Mimik.

Außer der Schlußapotheose des „Cendrillon", die mit ihren Tableaux ein selbständiges pantomimisch-plastisches Schaustück bildet, ist es namentlich der Schluß des vierten Acts, der großartige, elektrisch beleuchtete Massenbilder bietet. Die Prinzessinnen von Trebisonde, Babylon und Golkonda, von den wunderbarsten blauen und tanzenden Inseln, in all den transparenten, oft nur angedeuteten Costümen dieser exotischen Reiche erscheinen, um den gläsernen Pantoffel zu probiren; denn diejenige ist die rechte, der dieser Pantoffel paßt. Da kommt zuletzt das Ballet, um auch zu probiren; die Prinzessinnen der Blumeninseln, der Krystallgrotten, der Schmetterlingsinseln und der Vulkaninseln, vier Gruppen, welche die vier Elemente repräsentiren, machen vergebens den Versuch. Dann kommen noch die Prinzessinnen der Nacht und die Königin der Sonne und das Bataillon der Diamantines, Amazonen mit diamantenen Schildern, die sie am Schluß über die Köpfe heben, im blendenden Strahl des elektrischen Lichts. Dies massenhafte Aufgebot so zahlreicher feenhafter, uniformirter und nichtuniformirter Schönheiten macht einen berauschenden Eindruck, und das Publikum stimmt begeistert in die Handarbeit der Romains mit ein.

Die Maschinen leisten in „Cendrillon" Erstaun[illegible] nur, daß Aschenbrödel und ihr Begleiter alle ihr[illegible] Hälfte erfüllt sehen, da sie in dem einen [illegible] halben Talisman besitzen, daß halbe Pferde, [illegible] halbe Pavillons erscheinen, in einer Scene wird [illegible] Zimmer mit allem, was darin ist, auf den Kopf [illegible] Tische, Menschen — alles hängt plötzlich nach [illegible] Erfüllung eines frommen Wunsches, der alles [illegible] kehren wollte.

Neben diesen Vergnügungen für die große Meng[illegible] ris gegenwärtig auch für die Unterhaltung der Gebildeten [illegible] werden, und zwar durch jene Cyklen von Vorle[illegible] wie sie in vielen deutschen Städten seit langer Ze[illegible] sind. Es ist ein neues Athenäum, an der Ecke der [illegible] und der Rue Neuve des Mathurins in der Nähe [illegible] Oper begründet worden. Der Ausbau und die [illegible] dieses Athenäums haben fast eine Million Francs ge[illegible] Eröffnung des Locals findet in den ersten Tagen des [illegible] statt, die Vorlesungen dreimal in der Woche. [illegible] wird über die dramatische Literatur lesen, [illegible] französischen Publicisten, Crémieux, der Februarminister [illegible] über gerichtliche Komödien und Tragödien; Paul [illegible] den Einfluß des Romandichters auf das Publikum [illegible] Publikums auf den Romandichter; Jules Janin über [illegible] Literatur; Deschanel über literarische Themata; [illegible] über Fragen der Kunst; Taine über Kunstgeschichte [illegible] Angelo; Talbot über das alte Theater; J. J. [illegible] Parallele zwischen Geschichte und Literatur ziehen. [illegible] von den angekündigten Vorlesungen nur diejenigen [illegible] auf Kunst und Literatur Bezug haben. Außer diesen [illegible] bereits autorisirten Vorlesungen wird noch eine [illegible] nisterium des Unterrichts zur Bestätigung eingereich[illegible] gen über das Theater spielen auch auf dieser eine [illegible] Auch ein Deutscher, der „berühmte Physiolog" Carl [illegible] Genf, wird im Laufe des Winters sechs Vorlesungen [illegible] antediluvianische Welt halten.

In Deutschland ist die Wintersaison des Theaters [illegible] rern neuen Stücken eingeleitet worden. Der [illegible] Rosen'schen Drama's „Nullen" am berliner [illegible] eine Abstimmung der Schauspieler voraus, wie sie [illegible] Sociétaires des Théâtre français üblich zu sein [illegible] von Hülsen war plötzlich irre geworden in seiner [illegible] Prognose, was den Erfolg des bereits einstudirten [illegible] traf. Er stellte die Entscheidung den Schauspielern [illegible] das Lustspiel gegeben oder zurückgezogen werden [illegible] Schauspieler entschieden sich für die Aufführung, welche [illegible] ständigen, wenngleich nicht durchgreifenden Erfolg [illegible] wenig vermochte das neue Lustspiel von Benedix: „[illegible] chen", in Hamburg und Köln durchzugreifen. Friedri[illegible] „Wildfeuer" kam an der wiener Burg zur Aufführ[illegible] Drama basirt auf einer etwas kecken Erfindung, [illegible] dichterische Vorzüge, doch bewegt es sich in den [illegible] ten in absteigender Linie. Dies scheint auch der [illegible] wiener Aufführung gewesen zu sein.

Sammlungen altdeutscher Literaturde[illegible]

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß durch [illegible] gen verschiedener Art die Kenntniß unserer ältern [illegible] reichert und die Benutzung der Denkmäler [illegible] Einzelne Editionen hat die jüngste Zeit nicht viel [illegible] dagegen wird Bekanntes und Unbekanntes in [illegible] Sammlungen und sogenannten Bibliotheken in [illegible] dargeboten. Die „Bibliothek der gesammten de[illegible] literatur", welche die Basse'sche Verlagshandlung [illegible] gegründet und bis zum neununddreißigsten Band [illegible] hat, ist in letzter Zeit ins Stocken gerathen. [illegible] der Literarische Verein in Stuttgart unter Adalbe[illegible] ler's bewährter Leitung nach wie vor seine [illegible]

lung der „Deutschen Classiker des Mittelalters", heraus-
von Franz Pfeiffer (Leipzig, Brockhaus) hat erwünsch-
tgang. Nachdem bereits drei Bände erschienen sind —
:r von der Vogelweide" (schon in zweiter Auflage) von
:r, „Kudrun" und „Nibelungenlied", beide von Karl
h — werden nun die Werke Hartmann's von Aue an
je kommen, deren Herausgabe und Erläuterung Fedor
bernommen hat.
eine noch frühere Zeit weist uns die neugegründete „Bi-
der ältesten deutschen Literaturdenkmäler" (Paderborn,
gh, 1866), von der bereits zwei Bände vorliegen. Der
nd bringt ein bekanntes und vielbenutztes Buch in drit-
age, nämlich Friedrich Ludwig Stamm's „Ulfilas".
usgabe besorgte Moritz Heyne, der Herausgeber und
er des „Beowulf". Eben von Heyne rührt auch der
and dieser „Bibliothek" her, welcher ein altniederdeutsches
l, das wichtigste unter allen, den „Heliand" enthält.
idliche und leicht zugängliche Ausgabe war wirklich drin-
Bedürfniß, und auf die längst verheißene Ausgabe von
Hofmann noch länger warten zu müssen, wäre eine
:obe der schwersten Art. Gebührt Heyne schon die
Anerkennung, daß er überhaupt eine Ausgabe veran-
o hat er sein Verdienst wesentlich dadurch erhöht, daß
:itisch bearbeiteten Text auch mit einem ausführlichen
begleitete. Wünschenswerth wäre es aber gewesen,
: Herausgeber in Berücksichtigung der Anfänger auch
zen grammatischen Abriß und eine Belehrung über die
ade leichten metrischen Verhältnisse hinzugefügt hätte.
gabe des „Heliand" ist auf dem Titel als erster Theil
iederdeutschen Denkmäler" bezeichnet, und zu diesem Paſ-
rkt der Herausgeber, daß sich in nicht zu ferner Zeit
zweiter Theil, enthaltend die kleinern altniederdeutschen
r, anschließen wird. Ob Heyne auch deren Ausgabe
ider ob die „Bibliothek" außer ihm noch andere Mit-
inden soll, darüber haben wir bisjetzt nichts erfahren.
it das letzte Unternehmen in die früheste Zeit unsers
:bens zurück und berücksichtigt Pfeiffer's Sammlung,
der Name „Classiker" andeutet, die künstlerisch hervor-
Schöpfungen der Blütezeit der mittelalterlichen Dich-
st auch die alte Volksepik in jüngster Zeit in gebüh-
eise beachtet worden. Holtzmann hat im vorigen
„Wolfdietrich" herausgegeben und wird andere ähn-
:ungen folgen lassen. Diesen Bestrebungen zur Seite
Edition des „Deutschen Heldenbuch" (Berlin, Weid-
ssen zweiter Theil zuerst beendet und ausgegeben wurde.
„Alphart's Tod", „Dietrich's Flucht" und die „Ra-
' von Ernst Martin. Der erste Theil wird bald er-
id soll bringen: „Biterolf und Dietlieb" von Oskar
sowie nach Franz Roth's Vorarbeiten „Laurin" und
". Diese Ausgabe der alten Volksepen befriedigt zu-
gelehrte Bedürfniß mehr als die Theilnahme eines
:eises von Literaturfreunden. Die spätmittelalterliche
iwie die der Reformationszeit berücksichtigt bekannt-
Deutsche Bibliothek" von Heinrich Kurz (Leipzig,
Dagegen fehlt noch eine ähnliche populäre Sammlung
'. und beginnende 18. Jahrhundert: eine Periode,
meisten nur aus dem Raisonnement der Literarhi-
aus den abgerissenen Bruchstücken der Anthologien
e sie wirklich erkannt zu haben.

Bibliographie.

en, C. v., Königin Bertha. Historischer Roman aus dem
:rt. Zweite verbesserte Aufl. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr.
gel, A. E., Neue Novellen. 2 Bde. Breslau, Trewendt.
Thlr.
's Königstochter von Frankreich mit Erzählungen ähn-
verglichen und herausgegeben von J. F. L. T. Merzdorf.
hulze. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.
V., Die Einrichtungen der Neuzeit auf dem Gebiete des So-
n Vortrag. Landshut, Thomann. 8. 5 Ngr.

Freese, A., Das Haus Cenci. Preisgekrönte Tragödie. Frankfurt a. M., Knatz. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Frommann, H., Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen Ausdruck bei lateinischen und deutschen Classikern. Eine Studie. Jena, F. Frommann. 8. 7½ Ngr.

Gerstäcker, F., Eine Mutter. Roman im Anschluß an „Die Colonie". 3 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hannover's Schicksal vom Juni bis September 1866. Hannover, Helwing. Gr. 8. 7 Ngr.

Hasenkamp, X. v., Ostpreußen unter dem Doppelaar. Historische Skizze der russischen Invasion in den Tagen des 7jährigen Krieges. Königsberg, Theile. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heller, S., Zur Charakteristik der Schriften und Schriftsteller des neuen Testaments. Prag, Steinhauser. 8. 10 Ngr.

Herchenbach, W., Deutscher Geist und deutsches Schwert. Drei Kriegsjahre gegen fremde Unterdrückung. Für das Volk geschrieben. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27 Ngr.

Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von H. Keferstein. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Hoffmann von Fallersleben, Braunschweigisches Namenbüchlein. Einwohner-Namen der herzoglichen Haupt- und Residenzstadt Braunschweig, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert. Braunschweig, Wagner. 8. 10 Ngr.

Hoffmann, T., Die allgemeine Volksschule. Beiträge zur Kritik der Vorschläge des Herrn Dr. Ree und Genossen. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein Hülferuf aus Sachsen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2½ Ngr.

In Sachen Deutschlands gegen Preußen. Eine Berufung an das unbestochene Urtheil und Gewissen unsers Volks. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Kaisermörder oder: der Bluträcher. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten der heiligen Vehme. 1ster Bd. Leipzig, Liter. Museum. 8. 10 Ngr.

Körner, F., Die Volksbildung als Grundlage des modernen Staats- und Kulturlebens. Beiträge zu einer zeitgemäßen Organisation des gesammten Unterrichts und Erziehungswesens. Jena, Hermsdorf u. Hoßfeld. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krause, A., Kirchenthum und Christenthum. 12 Predigten. Hamburg, Niemeyer. Gr. 8. 24 Ngr.

Kugler, F., Geschichte der Baukunst. 4ter Bd. 1ste Lief.: Geschichte der neuern Baukunst von J. Burckhardt und W. Lübke. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Licht und Finsterniß oder kleine Quellen und Studien über den jetzigen Zeitgeist. Von A. Philalethes. Wien, Sartori. 8. 12 Ngr.

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von M. Müller. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 24 Ngr.

Lorenz, F., W. A. Mozart als Clavier-Componist. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 12 Ngr.

Meißner, A., Unterwegs. Reisebilder. Leipzig, Günther. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Merget, A., Geschichte der deutschen Jugendliteratur. Berlin, Plahn. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Miot de Melito. — Memoiren des Grafen Miot de Melito, ehemaligen Ministers, Botschafters, Staatsraths und Mitglieds des Instituts 1788—1815. Deutsch bearbeitet und aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers ergänzt durch den Herausgeber des französischen Originals (von Fleischmann). 1ster Bd. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 2 Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. Historischer Roman. 1ste Abth. Der alte Fritz und seine Zeit. 4 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Nicolai, A., Ueber Entstehung und Wesen des griechischen Romans. Neue vielfach vermehrte Aufl. Berlin, Calvary u. Comp. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Otto, Louise, Zerstörter Friede. Roman in 3 Abtheilungen. Jena, Hermsdorf u. Hoßfeld. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pelz, E., Superior City und Umgegend. Emigrations-Monographie. Bremen, Geisler. 8. 5 Ngr.

Périn, C., Ueber den Reichthum in der christlichen Gesellschaft. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von J. Weizenhofer. 1ster Bd. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pierson, A., Richtung und Leben. Aus dem Holländischen ins Deutsche übersetzt. Mit einem Vorwort begleitet von H. Lang. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und ihren Schriften dargestellt. 2ter Bd. Von 1566—1590. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schmidt, K., Nicolaus von Basel. Leben und ausgewählte Schriften. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Stern, S., Die häusliche Erziehung. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Friedrich Thiersch's Leben. 2ter Bd. 1830—1860. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weber, M. M. v., Carl Maria v. Weber. Ein Lebensbild. 2ter Bd. Leipzig, Keil. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Drei Weihnachtsabende. Eine Erzählung von A. B. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 1 Thlr.

Wittstock, A., Die Vertretung der deutschen Schule im deutschen Parlament. Leipzig, Klinkhardt. 8. 3 Ngr.

Zur Logik. 2. Die vierte Figur ist gültig. Folgen des Mangels an Unterricht in der Logik für den Staat. Ereignisse im Gefolge der formalen Logik ꝛc. Grimma, Heun. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Neuer Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte und Culturgeschichte.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Drei Jahre Verfassungsstreit. Beitrag zur jüngsten Geschichte Oesterreichs. Von einem Ungar. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Estván, B. Kriegsbilder aus Amerika. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Froude, James Anthony. History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth. 6 vols. 8. Geh. 6 Thlr.

Guizot, François Pierre Guillaume. Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Edition autorisée pour l'étranger. Tomes I—VII. 8. Jeder Band geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schlagintweit, Eduard. Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit einer lithographirten Terrainkarte. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Siebenbürgen und die österreichische Regierung in den letzten vier Jahren. 8. Geh. 1 Thlr.

Stern, Sigismund. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Französischen Revolution. 1786—1815. In Vorlesungen. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Erster bis sechster Jahrgang. 8. Jeder Jahrgang 2 Thlr. 15 Ngr.

Avé-Lallemant, F. Ch. B. Das Deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Mit zahlreichen Holzschnitten. Vier Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

Bülau, Friedrich. Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Zweite wohlfeile Auflage. 12 Bände. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings. 8. Geh. 2 Thlr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen. Herausgegeben vom Germanischen Museum. Folio. Cartonnirt 12 Thlr.

Helfferich, Adolf. Der Erbacker. Eine culturgeschichtliche Untersuchung. In 2 Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

Helfferich, Adolf. Zum Verständniss der deutschen Mythologie. 8. Geh. 10 Ngr.

Jessen, Carl F. W. Botanik der Gegenwart und Vorzeit in culturhistorischer Entwickelung. Ein Beitrag zur Geschichte der abendländischen Völker. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Liebich, Richard. Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgeführt von Dr. A. Vollert. Neue Serie. In Heften zu 15 Ngr. oder in Bänden zu 2 Thlr.

In der Junfermann'schen Buchhandlung in Paderborn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Markgraf Rüdiger.

Drama von Lothar Schenck.

117 Seiten. Geh. 15 Sgr.

Entgegen den bisherigen dramatischen Bearbeitungen der Nibelungen Noth hat der Verfasser in der vorliegenden Schrift den Markgrafen Rüdiger, der in dem Epos vor andern großartiger angelegten, aber auch starrer ausgeprägten und beinahe fest abgeschlossenen Charakteren zurücktreten muß, als eigentliche dramatische Persönlichkeit in den Mittelpunkt des Ganzen hingestellt, ohne dabei einen der wesentlichsten Theile der Sage zu umgehen oder umzugestalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Rudolf Gottschall.

Sechs Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 15 Ngr.
Gebunden in zwei Bänden 3 Thlr. 15 Ngr.

I. **Pitt und Fox.** Lustspiel in 5 Aufzügen.
II. **Mazeppa.** Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen.
III. **Die Diplomaten.** Lustspiel in 5 Aufzügen.
IV. **Der Nabob.** Trauerspiel in 5 Aufzügen.
V. **Katharina Howard.** Trauerspiel in 5 Aufzügen.
VI. **König Karl III.** Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Rudolf Gottschall's Dramen, die zum Theil bereits beliebte Repertoirestücke der deutschen Theater geworden sind, werden hier in einer durch vielfache Erfahrungen gereiften Form dem Publikum vorgelegt. Theaterdirectoren und Bühnenmitgliedern wie allen Freunden der dramatischen Literatur wird diese Gesammtausgabe gewiß willkommen sein. Jedes Bändchen ist auch einzeln zum Preise von 15 Ngr. zu haben.

In der C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien:

Land und Leute der Urschweiz. Von **Ed. Osenbrüggen.** $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Aberglauben und Mysticismus in der Medizin. Von Prof. **S. Rosenstein.** $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Ueber Sinnestäuschungen. Von **G. Herm. Meyer**, Prof. in Zürich. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Heinrich Zschokke. Ein biographischer Umriß von **Emil Zschokke.** 10 Sgr.

Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. Von Dr. **Jürgen Bona Meyer.** 10 Sgr.

Albrecht Dürer. Von **Herman Grimm.** 10 Sgr.

Sachsens Vergangenheit und Zukunft. Von einem Sachsen. October 1866. 5 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 15. November 1866.

Inhalt: Ostasiatische Studien. Von Rudolf Gottschall. — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. (Beschluß.) — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ostasiatische Studien.

Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen von Adolf Bastian. Erster und zweiter Band. Leipzig, O. Wigand. 1866. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Zu den unternehmungslustigsten deutschen Reisenden, welche uns über Land und Leute der andern Continente neue Auskunft ertheilen und dem Eifer wissenschaftlicher Forschung nicht hoch genug zu schätzende Opfer bringen, gehört der Verfasser des obigen Werks, Adolf Bastian aus Bremen. Lange Jahre hindurch bereiste er das östliche Asien; und wenn es auch hier nicht, wie im innern Afrika, auf Entdeckungen ankommt, welche bisher gänzlich unausgefüllte Partien der Karte mit Bergen, Seen und Flüssen, Staaten und Stämmen bevölkern, wenn auch hier das Streben nur auf Vervollständigung des Halbbekannten gehen kann, so hat diese ostasiatische Welt doch vor dem barbarischen Völkergetümmel Centralafrikas einen großen Vorsprung voraus — sie ist die Erbin einer alten Cultur und wird beherrscht von einem großartigen religiösen Gedankensystem. Ein Reisender in Ostasien wird daher seine Aufgabe nur sehr oberflächlich erfüllen, wenn er blos berichtet, was er mit seinen gesunden Sinnen wahrgenommen hat, und ausgestopfte Vögel und aufgespießte Schmetterlinge mit nach Hause bringt. Ein Naturforscher von Fach mag immerhin verdienstliche Beiträge zur Kunde jener Länder geben, ein Tourist von englischem common sense und realistischen Neigungen mag die Landschaften und die Volkssitten immerhin pikant und anziehend schildern: doch uns das Wesen dieser ostasiatischen Cultur begreiflich machen, sodaß wir nicht auf der Peripherie herumtappen, sondern zum geistigen Mittelpunkt aller Erscheinungen hindurchdringen, das kann nur ein mit Sprachkenntnissen ausgerüsteter Philosoph.

Unter den berühmten Reisenden der Neuzeit gibt es aber wenige, die auf diesen Namen Anspruch machen können. Die deutschen Philosophen namentlich pflegen nicht derartige auf der Erdrinde herumspazierende Peripatetiker zu sein; sie sitzen einsam im stillen Gemach, wie schon Schiller in seinem „Spaziergang" ausgesprochen hat, und selbst ein Faust braucht erst die Hülfe des Teufels, um sich von seiner Studirstube zu emancipiren und auf dem Zaubermantel über Land und Meer tragen zu lassen. Es gibt nur wenig Philosophen, die, wie der vielgeschmähte und doch gerade in dieser Hinsicht nicht genug anzuerkennende Hegel, sich den offenen Sinn für den ganzen Reichthum der äußern Welt nach allen Seiten hin bewahrt haben; die Mehrzahl hat über der metaphysischen Gedankenarbeit das Talent zur klaren Erfassung der äußern Eindrücke verloren und kennt nur das Motto des Archimedes: „Noli turbare circulos meos." Hierzu kommt, daß der Verkehr mit Büchern und Gedanken wenig geneigt und geschickt macht zur Ueberwindung der Schwierigkeiten und Gefahren, die eine große Reise zu fremden Völkern nothwendig mit sich bringt. Ohne nie versagende Energie des Willens, ohne rasche Geistesgegenwart läßt sich eine solche Reise nicht unternehmen oder nimmt wenigstens bald ein klägliches Ende.

Adolf Bastian muß unter den Reisenden der Neuzeit deshalb für ein Phänomen gelten, weil er tiefe philosophische Bildung mit kühnem Unternehmungsgeist vereinigt. Mit unbefangenem Sinn nimmt er die Sagenwelt des Buddhismus auf und tritt der inhaltvollen Gedankenwelt desselben keineswegs mit dem Vorurtheil der Missionare gegenüber, welche in den Buddhisten nur bedauernswerthe und bekehrungsbedürftige Heiden erblicken. Er wagt es, Parallelen zu ziehen, die nicht immer zu Gunsten des Christenthums ausfallen; er folgt den kühnen Windungen buddhistischer Speculation in ihre geheimnißvollsten Tiefen. Natürlich kommt es ihm in erster Linie darauf an, das Material zur Kenntniß des Buddhismus zu bereichern. Hierin ist er unermüdlich. Nicht nur bei seinem längern Aufenthalt in der birmanischen Residenz Mathalay, überall auf der Reise, auf den unwegsamen Touren am Fuße der Schanberge oder bei den Kahnfahrten durch das überschwemmte Pegu benutzt er jeden Halt- und Ruhepunkt, um die Klöster und Pagoden aufzusuchen, die literarischen Schätze derselben durchzustöbern und durch mündliche Mittheilungen der Pungyis seine Kenntnisse der buddhistischen Mythologie und Speculation

zu ergänzen. Wo es irgend die Zeit erlaubt, verwandelt sich sein Zimmer oder seine Veranda in eine Copistenstube. Keine Strapazen der Reise halten ihn ab, seinen Studien nachzugehen. Fieberkrank kommt er in Thatung an; dennoch besucht er die große Pagode und wendet den Toungthu-Büchern seine Aufmerksamkeit zu. Im Seebade zu Amherst studirt er das Siamesische; er ist ein unermüdlicher Soldat, der, wenn er nicht im Feuer ist, wenigstens seine Waffen putzt. Von der Bedeutung der Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist er ganz erfüllt; er sagt in der Vorrede:

Der größte Gewinn aus der Aufschließung einer fremden Volksliteratur liegt darin, daß sich in ihr eine neue Phase in der Phänomenologie des menschlichen Geistes unserm Auge enthüllt, und dieser Gewinn wird um so höher anzuschlagen sein, wenn sich mit ihm zugleich das Verständniß eines so weit verzweigten Gedankengebäudes verknüpft wie der Buddhismus, der mehr wie eine andere Geistesschöpfung die continentalen Massengebiete unsers Erdballs in ihrer geschichtlichen Entwickelung beeinflußt hat. Um in der vergleichenden Psychologie den ursachlichen Zusammenhang der Erscheinungen zu verstehen, bedarf es vor allem reiner Vergleichungspunkte, denn nur aus richtig verstandenen Verhältnissen lassen sich weitere Folgerungen ziehen. Für unsere westliche Cultur ist deshalb die ganz unabhängig entwickelte des östlichen Asien von der höchsten Bedeutung. Beide laufen in getrennten Reihen nebeneinander her und lassen in dem Studium ihrer Proportionsverhältnisse eine scharfe Controle der daraus abgeleiteten Gesetze zu, während alle uns sonst bekannten Civilisationskreise (mit Ausnahme der im vorgeographischen Amerika untergegangenen) sich mehr oder weniger mit dem unsern gemischt haben, indem sie entweder zur frühern Grundlage dienten oder sich in späterer Fortbildung abzweigten.

So ist unser Reisender ein Missionar der europäischen Wissenschaft, der aber nicht blos reiche Schätze in die Schatzkammern der orientalischen Philologie einzuheimsen sucht, sondern als Philosoph wichtige Beiträge zur Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit gibt.

Daß aber Adolf Bastian kein Gelehrter ist, dem blos die Buchstaben der Palmblattmanuscripte vor den Augen herumtanzen oder den die Vorliebe für metaphysische Grübeleien geeigneter macht, Insasse eines Buddhistenklosters zu werden, als seinen Wanderstab weiter zu setzen von Land zu Land: das tritt uns aus jeder Zeile seines Reiseberichts entgegen. Er faßt Landschaften und Volkssitten mit scharfem Blicke auf; er hat Sinn für Naturschönheiten und alle Eigenheiten des menschlichen Verkehrs; er ist resolut und durchgreifend, mag er nun seine zweifelhaften birmanischen Diener und Reisebegleiter mit dem Revolver in der Hand zur Ruhe bringen oder im Schlosse des birmanischen Königs, wo ihm eine ungewollte Gastfreundschaft zutheil wird, dem Willen Sr. Majestät einen unbeugsamen Ungehorsam entgegensetzen. Der Reisende hat in allen abenteuerlichen und bedrohten Lagen Kopf und Herz auf dem rechten Fleck; er ist zugleich Mann der Wissenschaft und Mann der That.

Was nun das vorliegende Werk selbst betrifft, so bedauern wir, daß es Bastian seinen Lesern nicht etwas bequemer gemacht hat, um so mehr, als die kleinen formellen Anstöße, durch welche der reiche und anziehende Inhalt etwas beeinträchtigt wird, sich leicht aus dem Wege räumen ließen. Zunächst setzt er manch[...] was doch schon eine gewisse Kenntniß der [...] Zustände und Religionen verlangt. Wenn [...] rede allzu bescheiden nur auf das Verdien[st] macht, Rohstoff zusammenzutragen, und mein[...] halb bedacht gewesen, möglichst den Chara[kter der Ur]sprünglichkeit zu bewahren, trotz der davon [...] lichen Folge scheinbarer Unordnung und [...] wenn er die verschiedenen Sagen des Buddh[...] zwungen dort in seine Berichte einreiht, wo [...] durch mündliche oder schriftliche Ueberliefer[ung ...] hat: so würde sich hiergegen nichts einwenden [...] nur hier und dort an geeigneter Stelle allgem[...] einandersetzungen gegeben wären, welche über [...] orientirten und dadurch die Leser befähigten, [...] nen und aphoristisch Mitgetheilten den rechte[n ...] der Architektonik des religiösen Systems anzuwe[...] aber kann die Fülle von Detail leicht verwirren[d ...] mildend wirken.

Eine andere Unbequemlichkeit liegt in den [...] spanischen, italienischen Citaten, die, oft mitte[n ...] anfangend, in den Text verwebt sind und da[...] Stein des Anstoßes für die Leser werden, we[...] Sprachen oder einer derselben nicht mächtig [...] Uebersetzung dieser Citate würde den Genuß [...] wesentlich erleichtert haben. Ein dritter Mißsta[nd ...] in den häufigen Anglicismen des Stils (Wilder[...] u. s. w.), die sich doch gewiß durch Freundes[hand ...] ausmerzen ließen.

Es sind dies alles Aeußerlichkeiten, durch [...] gediegene und bedeutende Kern des Werks nic[ht ...] wird.

Das ganze Werk ist auf fünf Bände berech[net ...] den zwei vorliegenden behandelt der erste die [...] der Indochinesen", der zweite die „Reisen in Bir[ma ...] Jahren 1861—62". Der dritte soll den Au[...] Siam mit Reisen in Kambodia und Cochinch[ina ...] deln, der vierte die Reisen im Archipel, in [...] China nebst der Rückreise von Peking durch [...] und Sibirien zum Kaukasus (1864—65). [...] wird eine zusammenfassende Darstellung des [...] der Palitexte geben mit vergleichenden Erläuter[ungen ...] Foismus und Lamaismus.

Für die Geschichte Hinterindiens ist noch wen[ig ...] Bastian hat im ersten Bande ein reichhaltiges [...] dieselbe zusammengetragen. Freilich muß man [...] jene Durchsichtigkeit erwarten, wie sie die Krit[ik ...] scher Geschichtsforschung zu geben weiß. My[...] schichte sind in Indien zu einem oft unlös[baren ...] verschürzt; man weiß nicht, wo die eine auf[hört ...] andere anfängt. Dazu kommt die abenteuerliche [...] logie mit ihren Zahlenhäufungen. Bastian [...] mehr berichtend als kritisch sichtend; er leit[et ...] zuströmenden Stoffs aus neuentdeckten Quellen [...] schester Ursprünglichkeit in die Reservoirs der [...] Wissenschaft, indem er die weitere Verbreitung [...] bringende Kanalisirung andern Händen über[läßt ...]

er erste Abschnitt des ersten Bandes enthält die chte von Birma, die sich wiederum in die Geschichte nzelnen Staaten, Städte und Völkerstämme gliedert, später das Birmanenreich zusammengefaßt hat. Die Geschichte Birmas dreht sich besonders um die Tagoung, Pagan und Prome, während Ava einer ätern Zeit angehört. In Tagoung herrschte unter König Daza ein goldenes Zeitalter in mehr als figür- Sinn. Ein Regen von Kleinodien und Gold fiel Tage lang in den Straßen Tagoungs. Dann aber kte sich der Himmel, ein wilder Eber richtete große stungen an:

er Erbprinz zog gegen das Ungeheuer aus, das, erschreckt n Glanze, der ihn umstrahlte, die Flucht ergriff. Es m durch den Irawaddi, um zu entkommen, aber der olgte, es kreuzte aufs neue den Fluß und entrann in die erge, der Prinz stets auf dem Fuße, und durch viele und Provinzen auf seinen Hin- und Herfahrten folgte Dämon, bis er ihn zuletzt auf dem Platze des jetzigen einholte und erlegte. Der ganze Weg von Tagoung rome ist noch mit den Erinnerungen an diese wunder- egebenheit bestreut. Ueberall zeigt man Dörfer, Berg- Flußarme, die danach benannt sind, weil hier der Eber ort hindurchbrach, dort überschwamm.

r theilen diese Sage mit als einen interessanten zur history of fiction, deren die hinterindische hte und das Werk von Bastian zahlreiche liefert. legung des wilden Ebers ist eine jener Culturtha- elche in der Sagenwelt fast aller Völker dieselbe pielen.

der Gegend von Prome erscheint Gautama selbst kündiger der künftigen Herrlichkeit der Stadt:

f der andern Seite des Irawaddi, Prome gegenüber, ich der Po-uh-taun, der, mit dem Yamagebirge zu- hängend, dort in den Fluß vorspringt. Die Aussicht em Gipfel über die mit grünen Wäldern bedeckten Hü- n, über den majestätischen Strom, der am Fuße vor- und gerade da an Breite gewinnt, wo die zurücktre- rgkette sich in einem schlanken Halbcirkel um die blü- ene Promes herumschwingt, unter dem goldenen Scheine ie Erhöhung gelehnten Pagoden, wird von den Euro- Birma gern mit dem Siebengebirge des Rhein ver- nd braucht diese Zusammenstellung nicht zu scheuen. l Gautama gestanden und Ananda, der ein Lächeln auf ligen bemerkte, die künftige Größe der Stadt, die dort n Jahren entstehen würde, mitgetheilt haben. Dieser derholt sich beständig in der Geschichte der Hinterindier. durchwanderte mit seinen Schülern die damals noch egenden, die noch unbewohnten Wälder Xanabuts, und auf eine Stelle gelangt, die sein prophetischer Geist künftige Heimat eines glücklichen Menschenlebens vor- dann verklären sich seine Züge zu einem Lächeln. Das ines Buddha aber durchzuckt als Wonnestrahl alle Him- alle Welten und prädisponirt somit das günstige Pro- in dem verwobenen Geschick des künftigen Staats. m zufälligen Nebenereigniß erklären dann die Historiker leich den Namen der Stadt, wie in Pegu Ananda das ort sah, wo zwei Schwäne an dem Ufer eines Sees d der zu gründenden Stadt deshalb den Namen Hansa- legte. In Po-uh-taun wurde Gautama durch Maul- ehrt, die, weil sie sonst nichts anderes zu geben hat- gegen ihn sputterten. Ein kleiner Biber schwamm af dem Wasser des Oceans treibend, wo er sich durch ern an einige durch Kuhmist zusammengeklebte Stroh- halme flott hielt. Jede kleine Welle drohte ihn zu verschlingen, aber doch die Nähe des Welterlösers fühlend, suchte er einige Tropfen Wasser nach oben zu spritzen, als Zeichen seiner Verehrung. Er war bestimmt, der große König Dwattabong zu werden.

Auch die Sage von den ausgesetzten Säuglingen, die von der Milch einer Hirschkuh ernährt werden, die Sage von der vielumworbenen Königin, deren Freiern allen der eifersüchtige Drachenvogel des Nachts, wenn sie schlafen, mit dem eisernen Schnabel den Kopf zerhackt, bis ihn ein Bauerssohn durch Befolgung der drei Sprüche: „Wer rasch geht, kommt vorwärts; wer fragt, wird lernen; wer wenig schläft, lebt lange", überwindet, klingt an bekannte abendländische Sagen an.

Bei Städtegründungen in Birma wurde schon in alter Zeit die Peripherie des Weichbildes durch einen Strick gezogen, der aber von reiner Seide sein muß. Bei der Gründung der neuesten birmanischen Residenz, Mandalay, hatte ein fremder Abenteurer, der mit der Verfertigung desselben beauftragt war, die Hälfte aus Wolle eingedreht, was man als ein sehr ungünstiges Omen für die Stadt betrachtete. Auch die Sage der Dido findet sich fast wörtlich in den Ueberlieferungen der Stadt Prome wieder. Eine Sklavin des Königs Dwattabong bat ihn einst um so viel Erde als ihr Eigenthum, als sie mit einem Felle bedecken könne. Der König nahm keinen Anstand, ein so bescheidenes Gesuch zu gewähren; aber die verschmitzte Zofe schnitt das Fell in lauter dünne Streifen und umspannte damit Land genug, um die Stadt Issay-mew bauen zu können. Dieser König Dwattabong, der ehemalige Biber, war so glücklich, mit einem dritten Auge auf der Stirn begnadet zu sein, womit er die ganze Erde durchschauen konnte. Dieses für einen König unschätzbare dritte Auge verlor er indeß durch eine Intrigue wieder, indem er es mit einem von Apaitono (der krummen Frau) ihm gegebenen Leichentuche abtrocknete. Daß die Frauen derartige dritte Augen nicht brauchen können, ist eine Thatsache im Abend- und Morgenland; doch solche Trockentücher besitzt man nicht überall.

Mit der Stadt Prome ging es übrigens in eigenthümlicher Weise zu Ende, durch den „Krieg des Siebes":

Die Bürger waren schon sehr erbittert durch die vielen Gewaltthätigkeiten, die sich die aus dem Lager entlassenen Soldaten erlaubten, als eines Tags einem Kaufmann auf dem Markt sein Sieb zum Reinigen des Reis durch einen Wirbelwind fortgeführt wurde. Er lief demselben nach, „Mein Sieb, mein Sieb" schreiend. Die Bauern und Soldaten auf dem Markte liefen mit, und von allen Seiten kamen die Leute aus den Häusern, ihnen mit demselben Rufe folgend. Da keiner recht wußte, warum es sich handelte, so entstand aus der Menschenmenge ein großer Tumult, man packte sich beim Kopf, eine Prügelei begann und plötzlich war das Paßwort gefunden, die alte Feindschaft der Kanyans, Pyu und Dsit erwachte aufs neue und die Stadt theilte sich in drei Heerlager, die sich auf das erbittertste und blutigste bekämpften. Nach langen Kriegen trennten sie sich.

Wie viele Kriege sind schon entstanden, weil die Diplomatie ihr Sieb verloren hat!

Die Sage vom bethlehemitischen Kindermord finden wir ebenfalls wieder in der Heldensage des „letzten

Pagan". Dem König Noatasa wird prophezeit von seinem Hofastrologen, daß der Feind des Königthums im Keime empfangen worden sei. Da erläßt der Fürst den Befehl, jedes schwangere Weib im Lande zu tödten, aber man dachte nicht an das entlegene Waldhaus, wo die verstoßene Königin lebte im Umgang mit einem armen verlassenen Naga. Nicht lange darauf verkündete der Astrolog, der Feind sei geboren. Sogleich erging der Befehl, alle Säuglinge im Lande zu tödten; doch der Drachenkönig nahm seinen Sohn mit in die Unterwelt. Später erscheint er wieder dem Astrologen als Kuhjunge — da werden alle Kuhjungen getödtet; zuletzt als Priester im gelben Gewande; da wird guter Rath theuer, denn das gelbe Gewand schützt vor allen derartigen Nachstellungen. Der König veranstaltet ein Fest, ladet alle Priester ein und erkennt den Gesuchten an dem goldstrahlenden Lichte, das aus seinem Munde hervorglänzt. Doch ergab es sich bei genauerer Berechnung, daß dieser junge Yansitta den Thron erst nach 50 Jahren besteigen werde, sodaß der König unnöthig sich so viele Sorgen und seinem Volke so viele Unannehmlichkeiten bereitet hatte. Yansitta wird jetzt von ihm ritterlich erzogen und sein kühnster Ritter. Die Erzählung seiner Abenteuer füllt Bände im Birmanischen. In diesem Sagenkreise sind verschiedene Königsgestalten der Geschichte zusammengeworfen: die des Einführers des Buddhismus, des Eroberers von Thatung, des Siegers über die Chinesen und des letzten Königs von Pagan, unter dem die Hauptstadt von den Chinesen zerstört wurde.

Zum Sagenkreise Yansitta's gehört noch ein Episödchen von allerliebster Miniaturromantik, die Geschichte von der kleinen Prinzessin in der Dose:

Nach der Eroberung Thatungs übergab König Noatasa die Prinzessin Thatungdau seinen vier Helden zur Bewachung, damit sie unbeschädigt nach Pagan gebracht würde, wo die Vermählung stattfinden sollte. Da sie so fein und zart war, so hielt man es für das sicherste, sie in ein Kyot (eine hölzerne Nadeldose) zu stecken, damit die rauhen Hände der Kriegsmänner sie nicht verletzen würden. Die Dose wurde genau gewogen (sie wog gerade eine Jasminblume) und dann ausgemacht, daß jeder der Ritter sie abwechselnd für einen Tag unter seiner Obhut haben solle. Yansitta erhielt sie zuerst und trug sie sorgsam bei sich. Gegen Abend aber, wo er sich in der Dämmerung ungesehen glaubte, konnte er seine Neugierde nicht länger bezähmen, und gerade um nur ein paar Wörtchen mit dem Fräulein zu reden, öffnete er ein ganz klein wenig den Deckel und blickte hinein. Aber zugleich drang auch ein säuselnder Zephyr ins Innere und das leichte Dämchen blies auf, sodaß sie aus der Dose emporzuquellen anfing. Yansitta hatte ziemliche Noth, sie sorgsam wieder hineinzuschieben, ohne ihr ein Leids zu thun, klappte den Deckel wieder zu und übergab rasch die Dose seinem Nachfolger, froh, von der Verantwortung los zu sein. Aber er hatte sich verrechnet. Ehe der andere Leibwächter sein Amt antrat, wurde die Dose aufs neue gewogen, und da sie ein Blättchen mehr als eine Jasminblume wog, so gab der erzürnte König Befehl, Yansitta zu tödten.

Doch Yansitta ist unverwundbar; nach mancherlei Fährnissen besteigt er zuletzt den Thron und nimmt aus seiner Dose die köstliche Prise, die kleine Jasminprinzessin, die er heirathet, vermuthlich nachdem sie mit Hülfe eines kräftigen Zephyrs gehörig auseinandergequollen war.

Erst die Geschichte Avas führt uns aus dieser Welt der Zeichen und Wunder in das Reich der taghellen Historie. Die Kriege zwischen Ava und Pegu nehmen in dieser Chronik die erste Stelle ein. Im Jahre 1740 wurde Ava von den Peguanern erobert. Da erhob sich die glänzendste Gestalt der birmanischen Geschichte, Alompra, ein Patriot in dem Dorfe Mozzobo, welcher die Peguaner aus dem Lande schlug, Pegu und Martaban eroberte, seine Waffen bis an die Grenzen Chinas trug, aber auf einem Heereszuge gegen Siam starb. Gegen ihn kämpften bereits Europäer, wie der Franzose Bourno, der Syriam mit den Peguanern vertheidigte. Später wurde die Hauptstadt Siams von den Birmanen erobert, und das Land blieb ihnen zwei Jahre lang unterwürfig. König Minderajih-Phra erbaute Amarapura als neue Hauptstadt des Landes, eroberte Aracan und erbeutete die große Statue Gautama's. Seitdem nahmen die birmanischen Könige den Titel des großen Mogo an und nannten sich Herren des weißen Elefanten. Im Jahre 1769 wurden die Chinesen geschlagen, und die Grenzstädte der Schan kamen unter birmanische Oberhoheit. Doch als die Birmanen 1823 den kühnen Plan hegten, durch eine Allianz der unterworfenen Fürsten Vorderindiens die Engländer aus ihren Colonien zu vertreiben, wurden sie geschlagen und mußten im Frieden von Yandabo (1826) nicht nur ihre Eroberungen in Assam und Aracan aufgeben, sondern auch die Küste Tenasserims abtreten. In Ava folgten mehrere Thronrevolutionen, bis während des englischen Kriegs der jetzige König Mendun-min auf den Thron gehoben wurde; er ist friedlich gestimmt, mehr ein Mann der Bücher als der Waffen, und hat auch bisjetzt, abgesehen von der Unterdrückung einiger Unruhen in den Schanländern, keinen Krieg geführt.

Die Geschichte Aracans, Tenasserims, Assams, die Mittheilungen über die nationalen Traditionen der Volksstämme, über die Karen und ihre Ueberlieferungen, über das angrenzende Hochland und die Fürstenthümer der untern Schans enthalten wieder eine bunte Mischung von Sage und Geschichte, in welche der Verfasser manche interessante Notizen über die Volkssitten verwebt, wie z. B. das Tättowiren der Birmanen und über die hinterindischen Wagenfeste. Sehr eingehend ist auch die Geschichte Pegus dargestellt, nach den Chroniken der einzelnen Städte: Thatungs, Ranguns, Tongus, Martabans, Hongsawaddis. Diese Chroniken enthalten allerlei mythologische Curiositäten in jenem barocken Genre, in welchem die indische Phantasie sich gern ergeht. Buddha mit den Reliquien seiner verschiedenen Existenzen spielt dabei eine große Rolle. Einige dieser Reliquien: die acht Haare, den Stab Kakusanda's, den Wasserfilter Gonagamma's und das Badegewand Kasyapa's enthält die Schwedagonpagode in Rangun. Die reichste Anweisung auf Sklaven und Land erhielt diese Pagode durch die Königin Shin-tsau-bu in Hansawuddi, eine ebenso heldenmüthige wie gelehrte Dame. Tapfer kämpfte sie gegen den König Mahamingaun von Ava und führte in männlicher Rüstung ihre Truppen zur Schlacht. Im Zweikampfe mit Mahamingaun wurde mit dem Zerhauen des Panzers ihr Busen bloßgelegt, und der

König, beschämt mit einem Weibe gestritten zu haben, kehrte in sein Land zurück. Diese peguanische Amazone war zugleich sehr erfahren in schwierigen Räthselfragen. Der König von Ava sandte ihr seinen weisen Mann oder seinen Hofnarren Pocasah, der viele Wettkämpfe von Witz und Scharfsinn mit dem Talein Minkein zu bestehen hatte, und diese beiden gelten noch immer für die Urheber der meisten im Volke umlaufenden Bonmots. Ein Pröbchen von diesen geistigen Turnieren ist das folgende:

In den Räthselfragen zwischen Birmanen und Peguern schreiben sich, in ihrer eigenen Geschichte, natürlich die letztern den Sieg zu. Als der erwähnte Pocasah von Ava an dem Hof der Shin-tsau-bu anlangte, gab ihm Minkein, der Rathgeber der letztern, ein Zuckerrohr, um seinen Witz auf die Probe zu stellen. Pocasah fing es oben zu saugen an und gab als Grund an, daß er auf diese Weise das Beste zuletzt habe, da das Rohr süßer und süßer würde, je weiter er käme. Minkein dagegen erwiderte, daß er klüger gethan haben würde, gleich am süßen Ende anzufangen, denn bei der Vergänglichkeit und Unsicherheit des menschlichen Lebens, das jeden Augenblick durch Tod oder andere Unglücksfälle zerstört werden könne, wisse man nie, ob das noch in der Zukunft Liegende je erreicht werde, und handle vernünftiger, zu nehmen, was sich darböte.

Daß ein peguanischer König auf dem Markte eine Glocke aufhing, an die jeder von den Großen Bedrückte schlagen durfte, damit der König selbst seine Sache untersuche, zeigt wieder, wie die Erfindungen der Volksphantasie sich im Abend- und Morgenlande wiederholen.

In den Annalen Martabans ist die Geschichte Makatho's von romanhaftem Interesse. Ein Kaufmannssohn aus einem Dorfe, der Elefantenhüter bei dem König Phra Ruang in Sukothay wird, durch allerlei Eulenspiegeleien sein Glück macht, dann die Tochter des Königs und nicht einmal in einer Dose, wie Yansitta, entführt, dann durch einen glücklichen Coup König von Martaban wird, ist immerhin eine abenteuerliche Erscheinung. Makatho erhielt von Phra Ruang die fünf Insignien der Königswürde, den weißen Terrassenschirm, die Krone, den Säbel, die Fächer und die Schuhe. Die folgenden Ueberlieferungen über diesen aus dem Elefantenstall hervorgegangenen „Herrn des geöffneten Himmels" klingen wieder vielfach an abendländische Sagen an:

Der Ruhm seines Zekya-Dah oder magischen Schwertes, das er dem Könige der Lawas in Meerawuddi abgenommen, hatte sich bis nach Tavoy verbreitet, und der König dieser Stadt sandte zum Austausch seinen Smaragden, der mit solcher Intensität strahlte, daß er durch alle Tücher und Decken hindurchschien, so viel man auch immer darum wickeln mochte. Als die wunderbare Waffe in Tavoy ankam, war der König sehr enttäuscht, nichts als einen rostigen alten Säbel vor sich zu sehen, und er schickte spornstreichs seine Boten zurück, den Tausch zu nullificiren. Da König Wabgeru (Wayumin) indeß eine Pagode (Mya-thein-dau) über dem Smaragden gebaut und ihn Gott geweiht hatte, so konnte dem Wunsche nicht gewillfahrt werden, und die Gesandten mußten unverrichteter Sache abziehen. Aus Aerger warfen sie unterwegs das alte Schwert, das ihnen wieder mitgegeben war, ins Meer, aber statt zu sinken, drehte es sich umher und erzeugte gefährliche Wirbel. Als der König von Tavoy davon hörte, sammelte er die besten Schwimmer aus seinem ganzen Lande, 2000 an Zahl, um danach zu tauchen, aber so oft einer nahe kam, wurde ihm der Kopf abgeschlagen, und so wird die See dort der Schwertwirbel genannt. Tachard erwähnt bei den Tempeln Pegus einer Stelle, wo die Matrosen, um das stürmische Meer zu beruhigen, einen Ring hineinwarfen, wie der Doge von Venedig.

Auch ein weißer Elefant spielt in den Annalen Martabans eine erwähnenswerthe Rolle.

Fa Rua erhielt ihn aus Sukothay, wo noch Phra Ruang herrschte. Dieser Elefant, „weiß wie gekämmte Baumwolle", stammte ab von einem Elefanten des Himaphan, der sich in Sukothay mit einem schwarzen Weibchen begattet. Da der junge Elefant nichts fraß, befahl der König, die Befragung durch Gras zu versuchen. Man legte ihm drei Bündel Gras vor, die Städte Sukothay, Xiengmai und Martaban bezeichnend, und weil der Elefant das letztere wählte, so wurde beschlossen, ihn dorthin zu schicken. Als man ihn auf das Floß brachte, folgte seine Mutter, und die Leute waren in Verlegenheit, was zu thun, da sie keine Ordre hatten, sie gleichfalls mitzunehmen. Das Elefantenjunge legte indeß seinen Rüssel auf den Rücken seiner Mutter, worauf diese umkehrte. Aber „ihre Augen standen voll Thränen". Der König von Xiengmai legte sich vor Martaban, die Auslieferung des Elefanten zu verlangen, und Fa Rua, in Zweifel, was zu thun, brachte die nöthigen Opfer, worauf der Thevada-Chao im Traume zu ihm niederstieg und ihn ermuthigte, auf die segensreiche Gegenwart des weißen Elefanten zu vertrauen. Dieser wurde deshalb unter königlichen Schirmen auf einen Hügel gestellt, mit einem goldenen Eimer daneben, aus dem er Wasser auf die feindlichen Truppen spritzte, die, als sie die Stimme des heiligen Thiers vernahmen, in Verwirrung entflohen.

Die Geschichte von Siam beginnt ebenfalls mit wilder Verwirrung von Mythe und Geschichte, wie sie die Königsbücher und die Sagen der alten Residenzen enthalten. Interessant ist es, daß auch die Mythe von Oedipus sich in den siamesischen Königsbüchern in der Sage von Phaya Phan wiederholt. Der Königssohn tödtet in der Schlacht seinen Vater und will seine Mutter, die er mit dem Harem des besiegten Vorgängers mit übernommen, in der Nacht besuchen, ohne sie zu kennen, doch eine Katze und eine Stute warnen ihn vor dem Incest, seine Mutter erkennt ihn noch zur rechten Zeit an einer Narbe auf seiner Stirn.

Die Geschichte Siams hat einen interessanten Helden, Phra Naret, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das daniedergeworfene Reich wieder aufrichtete, die Peguer schlug, die Hauptstadt Ayuthia neu begründete, von dem Könige Kambodias aber, der sich ihm als Bundesgenosse im Kriege gegen Pegu angeboten hatte, treulos verlassen, den Schwur that, nicht eher seine Waffen niederzulegen, bis er nicht seine Fäuste in dem noch warmen Blute des kambodischen Königs gewaschen haben werde. Er erfüllte den Schwur, belagerte und erstürmte Lavek, die Hauptstadt Kambodias, (1583) und ließ, auf einem Throne sitzend, den meineidigen Fürsten vor sich bringen und enthaupten, sodaß das warm hervorquellende Blut über seine Füße in eine goldene Wanne rieselte, unter dem Klange triumphirender Siegesmusik.

Auf dem Zuge gegen Ava, auf dem er die frühern Ueberwinder Siams, die Birmanen, demüthigen wollte, wurde indeß Phra Naret in Tongu (1593) vom Tode ereilt. Mit seinem letzten Athemzuge erlosch auch, wie ein luftiges Meteor, der feurige Glanz blutiger Schlachten und Siege, in dem, wie jene Flammensäule auf Ayuthias Insel,

die siamesische Krone über die Nebenländer hervorgeleuchtet hatte, selbst bis China hin, wo man die Mitwirkung des kriegskundigen Königs an einer Expedition gegen Japan wünschte. Nach dem Tode des schwarzen Königs oder „Feuerprinzen", wie er genannt wurde, folgten zahlreiche Palastrevolutionen, meistens durch die Prätorianer, die Soldaten aus Japan und Celebes, die Phra Naret angeworben hatte, veranlaßt. Unter dem König Phra Chao (1656) gewann der griechische Abenteurer Konstantin Falco großen Einfluß beim Hofe, den er indeß zum Nutzen des Landes anwendete. Er veranlaßte die Sendung einer Gesandtschaft nach Frankreich an Ludwig XIV. Falco wurde indeß von seinen Gegnern ermordet oder, nach andern Nachrichten, enthauptet, weil er den Schwiegersohn des Königs auf den Thron setzen wollte. Nach mancherlei Regierungswechseln, nach einem Doppelkönigthum, während dessen einmal der zweite König auf Befehl des ersten, weil er die Hofetikette verletzt hatte, so kräftige Prügel erhielt, daß er gleich darauf im Gefängnisse starb, drangen die siegreichen Birmanen abermals ins Land und zerstörten die Hauptstadt Ayuthia 1767 von Grund aus. Ein in Siam geborner Chinese, Phaya Tak, baute indeß eine neue Stadt, Thanburi, weiter abwärts am Flusse und vertrieb die Birmanen wieder. Bangkok, die jetzige Hauptstadt, wurde ungefähr 20 Jahre später von dem König Phendinton am jenseitigen Ufer des Manam gebaut. Von dem jetzigen ersten König Siams, der seit 1851 regiert, in welchem Jahre er das Mönchsgewand abwarf, das er während der Herrschaft seines usurpatorischen Halbbruders angezogen hatte, sagt Adolf Bastian:

Er ist ein gründlicher Kenner des Pali und der buddhistischen Religionsschriften, hat aber schon seit seiner Jugend, ebenso wie sein Bruder, der zweite König, ein großes Interesse an der europäischen Wissenschaft genommen und liest nicht nur englische sondern auch lateinische Bücher. In Religionssachen zeigte er die größte Toleranz und hat den Missionaren jede Erleichterung angeboten, so viele seiner Unterthanen zu bekehren als ihnen beliebe, den zu bildenden Gemeinden im voraus seinen Schutz versprechend. Schon aus dem Jahre 1834 erzählt Pallegoix, daß, als die katholischen Missionsschüler siamesische Pagoden in der Nähe des ihnen von der Regierung geschenkten Landes demolirten, der damals regierende König seinen Priestern, die ihn um Schutz dagegen baten, anrieth, lieber nachzugeben und ihre Bethäuser anderswohin zu verlegen. In dem als passende Einleitung zum Zeitalter der Encyklopädisten nach Frankreich kommenden Antwortschreiben auf die Gesandtschaft Ludwig's XIV. drückt der heidnische Fürst sein Erstaunen über den Bekehrungseifer seines königlichen Bruders aus und meint, daß die Gott allein angehende Sache der Religionsverschiedenheiten besser auch diesem überlassen bliebe.

Während sein Vorgänger jeder Verbindung mit Europäern abgeneigt war und sowol die Gesandtschaft des Generalgouverneurs von Indien, sowie später die amerikanische unverrichteter Sache zurückschickte, schloß der jetzige König durch Bowring einen Handelsvertrag mit England, und bald darauf gleichlautende mit andern Staaten. Der Seehandel, auch der der Eingeborenen, wird größtentheils auf europäisch gebauten Schiffen betrieben, die mehr und mehr die chinesischen Dschonken zu verdrängen beginnen. Auch Dampfschiffe werden schon im Lande selbst gebaut und häufig nur von Eingeborenen bemannt. Zur Förderung dieser und anderer Betriebszweige trug besonders der weite König bei, der eine große Vorliebe für die exacten Naturwissenschaften besaß und verhältnißmäßig genaue Karten von olchen Provinzen anfertigte, die er mit dem Sextant in der Hand bereist hatte.

Die Geschichte Kambodias ist bisher noch nicht geschrieben, und die in dem betreffenden Abschnitt angeschlossenen Sagen sind sämmtlich von Bastian selbst aus dem Munde des Volks aufgezeichnet worden. Die Legenden aus dem Sagenkreise der Steinmonumente enthalten mancherlei Pikantes und Anziehendes. Aus einer derselben geht hervor, daß man in Kambodia der Meinung ist, das Abendland civilisirt zu haben. Gesandte aus Myang Farang baten den König in Myang Lao um Hülfe gegen einen Riesen, der die Menschen scheffelweise fraß. Der König schickte seinen Sohn, der den furchtbaren Gegner übermannte und dadurch den Königsthron in Myang Farang erhielt. Von ihm haben die Farang (Europäer) Weisheit gelernt, sodaß sie jetzt alle möglichen Arten von Kunstwerken zu verfertigen verstehen.

Auch einen Hercules gibt es in der Sagenwelt Kambodias:

Kotabong war ein Mann aus dem gemeinen Volke (Phrai); da er aber einst, um seinen Reis zu essen, sich aus dem Zauberholze eines schwarzen Baumwollenbaums (Ngin dam) einen Löffel geschnitzt hatte, fühlte er, denselben in den Mund steckend, sich von übermenschlicher Kraft durchdrungen, und als die übrigen Arbeiter ihn nach dem Ende der Feierstunde zurückrufen wollten, sahen sie ihn beschäftigt, die Gipfel der höchsten Bäume zusammenzubiegen und die dicksten Stämme zu entwurzeln. Mit einer gewaltigen Keule auf seinen Schultern wanderte er nach Lanxang, wo das Land durch eine Million (Lan) hereingebrochener Elefanten (Xang) auf das greulichste verwüstet und zertreten wurde. Er aber legte mit seiner Keule so wacker um sich, daß bald reine Bahn gemacht wurde, und die Belohnung war die Hand der Prinzessin.

Die Sage vom bethlehemitischen Kindermord wiederholt sich auch in Kambodia. Man fürchtet überall die Ankunft des Messias, des Verdienstvollen:

Die Furcht vor dem Verdienstvollen liegt in dem Geist des Buddhismus begründet, da Ansammlung zu hoher Verdienste dieselbe Macht gewähren wird, mit der die brahmanischen Büßer Erden- und Himmelskönige stürzten. Allzu große Frömmigkeit ist deshalb gefährlich und Verständige sehen sich vor. Bei Crawfurd's Ankunft in Ava hatte ein Kaufmann einen so höchst prächtigen Zayat erbaut, daß er nicht wagte das ganze Verdienst für sich zu behalten, sondern den König durch das Geschenk desselben zum Partner machte.

Die weitern Mittheilungen aus den Chroniken Inthapataburis sowie die neuere Geschichte Kambodias, Annams, Tonquins und Cochinchinas, welches letztere Land neuerdings durch den französisch-spanischen Feldzug in die europäische Tagespolitik mit hereingezogen wurde, möge man in dem fleißigen Werke Bastian's selbst nachlesen, welcher zur Geschichte der cochinchinesischen Halbinsel aus einheimischen Quellen die wichtigsten und zum Theil bisher ganz unbekannte Beiträge geliefert hat.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das deutsche Drama der Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 45.)

Man hat Dramen, welche von Haus aus nicht für die eigentliche Bühne bestimmt waren, Literaturdramen genannt: eine Art poetischer Arbeiten, die bei uns von jeher ziemlich reich vertreten war und es auch in diesem Augenblicke noch ist, wie die uns zur Besprechung vorliegende Anzahl beweist. Wir erwähnen da zuerst:

7. Die Freigelassene Nero's. Ein dramatisches Gedicht von Wilhelm Molitor. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 1 Thlr.

Der Stoff dieser dramatischen Dichtung ist einer Aeußerung des heiligen Chrysostomus entnommen, der in einer seiner Schriften erzählt, daß die apostolische Thätigkeit des Apostels Paulus zu Rom sich selbst bis in den Palast Nero's erstreckte, und daß ein Weib, welches das Ziel der leidenschaftlichen Neigung des Cäsars war, Christin wurde.

Diesen an sich geringfügigen Umstand hat unser Autor benutzt, um aus Irene, einer in römische Sklaverei gerathenen Deutschen, dadurch die Heldin seines Stücks zu machen, daß Nero sie freigibt und die Absicht zeigt, sie zu seiner Gemahlin zu machen, sie aber, von Abscheu für den Tyrannen erfüllt und zum christlichen Glauben bekehrt, den Märtyrertod seinem schwelgerischen, aber blutgetränkten Ehebette vorzieht.

Im ganzen waltet entschieden der epische Charakter in dieser Dichtung und zwar in so hohem Grade vor, daß es wol erlaubt ist zu sagen: sie sei ein Epos in Dialogenform. Sie enthält vortreffliche Schilderungen des römischen Verfalls, des beginnenden Christenthums, der damaligen Welt- und Geistesanschauung, aber sehr wenig von dramatischem Charakter und dramatischer Handlung.

Im ersten Act unterhalten sich der Dichter Martial und der beliebte Schauspieler Paris vor dem Palasttheater Nero's über die Zustände Roms und die Leidenschaft des Cäsars, sich als Schauspieler und Tänzer zum Mann des Tages zu machen. Nachher kommen Plautius Lateranus und Pätus Thrasea, zwei Senatoren, mit Seneca, dem berühmten Philosophen, um über das ganze Treiben ihre Entrüstung auszusprechen:

Plautius.

Ist's nur ein Traumbild? Steh' auf heil'gem Boden
Des palatin'schen Hügels noch ich hier,
Wo jeder Schritt des Vaterlandes Größe
Und seiner Heldensöhne Spur mir zeigt?
Ragt wirklich dort das stolze Capitol?
O wär's ein Traum!

Thrasea.

Nein! Es ist Wirklichkeit.

Plautius.

Welch eine Schmach! Der Erdkreis beuget sich
Vor diesem Menschen, wir auch beugen uns;
Und drinnen steht als eitler Histrione
Er auf der Bühne, krächzt mit heisrer Stimme
Das Rachelied Orest's, des Muttermörders,
Er, der die eigne Mutter ließ erschlagen!
Und Beifall klatscht der Speichellecker Spott,
Die er um solchen Preis zu Gast geladen.
O, Sohn der Rhea, wo sind deine Blitze?

Martial hat mit Erstaunen, Paris mit satirischer Laune über den herrschenden Verfall gesprochen; Plautius und Thrasea thun es mit Entrüstung, Seneca, der Nero erzogen, mit Bedauern und Schmerz wegen der Folgen, die er voraussieht.

Nach ihnen tritt Poppäa, die Gemahlin Nero's, auf mit Irene aus dem Schauspiel kommend: Irene voll Unschuld, Poppäa voll Eifersucht und böser Absicht. Erstere erzählt arglos von ihren Beobachtungen über das Christenthum, die sie gemacht, ohne es zu kennen.

Im zweiten Act, der im Palast des Augustus spielt, erscheint Petronius, eine Creatur Nero's, um den Centurio Fridogar, den Bruder Irenens, durch Bestechung dahin zu bringen, daß er die Schwester überredete, sich Nero zu ergeben.

Petronius.

Wir wissen, daß Irene hoch dich hält,
Und du mit warmer Lieb' ihr zugethan.
Drum bittet dich der Fürst — versteh mich wohl,
Es bittet Nero dich —

(Er wirft Fridogar einen Beutel mit Gold zu.)

daß du der Schwester
Das rathen mögest, was sie glücklich macht.

Fridogar (mit verhaltener Wuth).

Nimm hier dein Gold!

Petronius.

Wenn du das Rechte räthst,
Ist auch dein Glück gemacht, mein junger Held;
Im Heere blüht dir Ehre, Waffenruhm.

Fridogar

(faßt Petronius krampfhaft am Nacken und drückt ihn zu Boden, bis er die Börse aufhebt).

Dein Gold nimm, Römer!

Petronius (stöhnend).

Welch ein Hercules!

(Er nimmt die Börse wieder zu sich; Fridogar läßt ihn los).

Der Versuch ist also misglückt. Das Geschöpf des Cäsars muß auf andere Mittel sinnen. Paris räth, Irene von Plautilla, einer Matrone aus edelm Geschlecht, die viel über sie vermag, zu trennen. Plautilla ist Christin und wirbt Irene für diesen Glauben mit hinreißender Beredsamkeit. Letztere, in ihrem tiefsten Herzen bewegt, aber noch unschlüssig, sucht Rath bei Seneca. Seneca jedoch, noch in den Anschauungen des Alterthums befangen, vermag seiner Schülerin nur geringen und traurigen Trost zu spenden:

Was Paulus von der Gottheit spricht, ist schön;
Kein zweiter Plato könnte tiefer sprechen.
Man sieht, er hat die Werke der Hellenen
Nicht nur gelesen, sondern auch durchdacht;
Und neue, überraschende Gedanken
In nicht geringer Anzahl spricht er aus,
Die ich zum Theile fruchtbar nennen muß.
Doch mischt in alles sich die Schwärmerei.
Unsterblichkeit der Seele, ja des Körpers
Für eine spätere Weltperiode
Glaubt er sogar vertheidigen zu müssen.
Unsterblichkeit! Welch unermessnes Glück,
Wär' neidlos es dem Sterblichen gegönnt!
Doch wozu frommt's, dem All dies Glück zu neiden?

Während Irene noch in Zweifeln versunken dasteht, stürzt Poppäa, durch Gewissensbisse und unwürdige Behandlung Nero's außer sich gebracht, wahnsinnig ihr entgegen.

Der dritte Act zeigt uns Plautilla auf ihrer Villa, ihre kleine Tochter im Christenthum unterrichtend, ihrem Hauswesen vorstehend und endlich Irene empfangend, die mit ihrem Bruder dem Ansinnen des berauschten Nero entflohen ist. Der große Brand Roms, von dem tollen Cäsar angefacht, wird sichtbar.

Im vierten Act wendet Seneca dem eingeäscherten Rom traurig den Rücken; Paris und Martial sprechen von Irenens Flucht und theilen dieselbe der wieder ruhiger erscheinenden Poppäa mit; letztere erkundigt sich bei Plautilla, welche die Brandstätte ihres Stadthauses besuchen kommt, vergeblich nach der Flüchtigen, die, wie sich später ergibt, inzwischen in die Verstecke der Christen geeilt und dort getauft worden ist.

Nachdem eben Plautilla und Irene einig geworden, nach dem Morgenlande zu fliehen, erscheint am Schluß dieses Actes Petronius mit Lictoren, um die Neubekehrte verhaften zu lassen.

Der fünfte Act beginnt im Sabinergebirge in einer Villa Nero's, wo Plautius und Thrasea über ihres Herrschers verrücktes Thun und Treiben sich noch einmal eingehend aussprechen; Paris kommt dazu, die Schilderung durch neue Thatsachen zu vermehren, besonders durch die eifrige Verfolgung der Christen, die Nero anbefohlen. Endlich erscheint Martial, den Tod Seneca's zu erzählen, dem er auf dessen Landgut beigewohnt und der bekanntlich auf des Tyrannen Befehl durch Oeffnen der Adern erfolgte.

Als Krönung all dieser Unthaten verkündet nun Petronius der gefesselt vorgeführten Irene:

Noch eine Stunde Frist ist dir gegeben;
Ziehst du den Trotz vor, wanderst du nach Rom.
Der schöne Leopard, des Fürsten Liebling,
Den man ihm jüngst aus Afrika gesendet,
Ist schon bestimmt — drin magst du Nero's Neigung
Noch immerhin erkennen —, mit Irene
In dem Amphitheater zu erscheinen —

Irene bleibt bewacht zurück. Der sie Bewachende ist ihr Bruder, der sie retten, mit ihr fliehen will. Irene aber weist die Flucht ab. Sie ist entschlossen, für ihren neuen Glauben zu sterben; ihre einzige, ihre letzte Sorge ist, auch ihren Bruder diesem zu gewinnen. Sie schickt ihn einem Christenhause zu.

Als alles dies geschehen und Petronius zurückkommt und sie fragt, ob sie gewählt und zur Krone greife, antwortet sie:

Zur Krone, doch nicht aus des Cäsars Hand.
Nie werd' sein Weib ich.

Dies ist ihr Todesurtheil. Clemens, Diakon der römischen Kirche, aber schließt das Stück mit den Worten:

Fallen wird dies Rom, das Menschen nur
Gegründet um das stolze Capitol,
Wie Nero fällt, der uns vernichten will,
Der Mann der Sünde und der Fürst der Lüge.
Ist dann der Adler Siegesflug erlahmt,
Für neue Saat die alte Erde reif,
Durch die das blut'ge Schwert die Furchen zog:
Dann schwingt ein Phönix aus der Asche sich,
Und über Riesentrümmern dieses Reiches
Baut sich der Wahrheit ew'ges Weltreich auf.

Dies ist der Inhalt des Stücks, das, wie man bekennen muß, aus edelm Geiste und meist in einer vortrefflichen Diction vor uns tritt. Der feingebildete Leser wird sich wahrhaft angezogen und dafür interessirt fühlen; für die Bühne aber kann es nicht geeignet erscheinen, denn es ist und bleibt ein sogenanntes Lesedrama, d. h. ein Drama, das allzu wenig Handlung und Charakter hat, um in der Darstellung Leben und Wärme erhalten zu können. Die Elemente, welche die Factoren dieses dramatischen Gedichts ausmachen, Nero und das Christenthum, treten eigentlich gar nicht auf, sondern senden gewissermaßen nur Boten und Sprecher ab. Der Proceß dieses Dramas wird gleichsam in Abwesenheit der Parteien geführt, und dies eben gibt dem Ganzen etwas Abgeschwächtes und Blasses oder mit andern Worten jenes vorwiegend epische Gepräge, das wir schon im Eingang der Besprechung hervorgehoben und welches zur Folge hat, daß man es nicht mit den Hauptpersonen und ihren Thaten selbst, sondern gewissermaßen nur mit ihren Vertretern und Folgen zu thun hat. Wilhelm Molitor's Werk ist mehr die Erzählung eines Dramas, als selbst ein Drama. Es fehlen die echt dramatische Architektur und Gipfelung. Die Handlung wandelt langsam und gemessen durch classische Säulenhallen, aber sie steigt nie. Dies gibt ihr auf die Länge nicht nur etwas Einförmiges, sondern auch Abspannendes, und würde ihr bei einer Darstellung alle Wirkung rauben.

8. Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. Trauerspiel in fünf Acten von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1866. 8. 15 Ngr.

Der deutsche Bauernkrieg ist ein Stück Geschichte, das voll dramatischen Lebens erscheint und uns namentlich durch die treffliche Schilderung des historischen Schriftstellers Zimmermann außerordentlich nahe gerückt worden. Schon mehrfach haben Dramatiker ihre Stoffe daraus entnommen, und namentlich häufig hat man Florian Geyer gewählt. Noch vor nicht langer Zeit erst ließ der dresdener Hofschauspieler Karl Koberstein, Sohn des bekannten Literaturhistorikers in Schulpforta, ein Drama dieses Titels in den Buchhandel kommen, das manches Gute enthält und, gekürzt und geschickt eingerichtet, auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein dürfte.

Koberstein hat seinen Helden im Shakspeare-Schiller'schen Stile gehalten; J. G. Fischer im Shakspeare-Goethe'schen, um sogleich eine charakteristische Bezeichnung dafür zu geben. Des letztern „Florian Geyer" erinnert nämlich unleugbar an den „Götz von Berlichingen", nur daß jene Arbeit weder die poetische Fülle noch das strotzende dramatische Leben von dieser aufweist.

Fischer's Trauerspiel ist in der knappen, naiven, treuherzigen Prosa geschrieben, welche nicht unglücklich dem Idiom der süddeutschen Volksstämme nachgeahmt ist. Es liegt ein frischer, volksthümlicher Hauch über der Sprache,

ein geistiger Duft von Wiese und Wald, der warme Athem der Volkspoesie. Man gibt sich gern und mit Genuß der Diction des Stücks hin, das auch sonst den gewandten Dichter erkennen läßt, wennschon, unserm Dafürhalten nach, allzu sehr den Dichter im Bann der blauen Romantik. Man wird, wir können es nicht leugnen, an Achim von Arnim und Clemens Brentano in diesem Drama erinnert. Vorgänge und Menschen treten nicht recht voll und in sicher umrissener Zeichnung auf. Es verschwimmt, es vermischt sich alles zu sehr. Die Tragödie geht wie in einem Nebel vor sich, der die Gestalten umhüllt und oft so sehr und völlig, daß man ganze Actionen und Gefechte wie in lautloser Stille vor sich gehen sieht. Das Stück, obschon seinem Stoff und Wesen nach durchaus in den Sturm und Drang gehörig, ist gewissermaßen ohne diesen geschrieben: es verläuft glatt und blank wie ein Conversationsstück. Die Knacken und Knorren, die Härten und Schroffheiten fehlen, die ein solches Schauspiel doch bedingt. Der entsetzliche Krieg mit seinen Greueln, seinen Gewaltthaten, seinen Verbrechen, seinen fürchterlichen Menschen tritt nicht nackt vor uns hin, sondern wird uns gewissermaßen nur andeutungsweise vorgeführt. Es scheint, als ob die Muse des Autors Angst gehabt, ihr Publikum zu erschrecken, und deswegen den Graus von der Scene fern gehalten hätte. Die schwarze Hofmännin, diese bäuerische Théroigne de Méricourt, die Gräfin von Helfenstein, die Wuth des Volks, der Hohn des Adels, das alles gibt dramatisch eigentlich nur seine Visitenkarte in dem Stücke ab; es tritt nicht in die Handlung ein, es treibt, es hebt sie nicht. Auch der Steinmetz, „das Werkzeug der Unterdrücker", wie es im Personenverzeichniß heißt, der Intriguant, das böse Princip im Stück, entwickelt sich nicht derart, daß man ein klares Bild zu gewinnen im Stande wäre, und darum war jener Zusatz wol nöthig, welchen der Verfasser seinem Namen gab. Aber auch Wilhelm von Grumbach, Kasimir von Brandenburg, Georg Truchseß, Weigand und Florian Geyer selbst sind entschieden nicht genug motivirte und entwickelte Figuren. Von den aufständischen Bauern treten zu wenige in die Handlung; fast wird uns der Bauernkrieg ohne Bauern dargestellt. Gleich im Eingang des Trauerspiels befindet sich ein Moment, der dasselbe charakterisirt. Während der Anführer des schwäbischen Bundesheers einige Bauern zum Gassenlaufen verurtheilt und einem aufrührerischen Prädikanten den Tod durch das Henkerbeil ankündigt, „erscheint", wie es im Texte heißt, „auf der Anhöhe im Hintergrunde eine verhüllte Mannsgestalt, von einem Fahrenden Schüler im langen Mantel geführt. Sie stellen sich so, daß sie von der Scene nicht beobachtet werden, aber daß sie dieselbe betrachten können." Als später Geyer dem Ritter Truchseß den Gehorsam aufsagt und verheißt, zum Volk zu stehen, wird bemerkt: „Die verhüllte Gestalt macht eine zustimmende Bewegung; dann verschwindet sie."

Man wird erstaunt sein, daß diese „verhüllte Mannsgestalt" Ulrich von Hutten und das Mitgetheilte alles ist, was er in dem Stücke zu thun hat. Wenn jener Streiter der Freiheit damals auch krank und auf der Flucht war: ließ der Verfasser ihn einmal zum Vorschein kommen, so mußte er denn doch bedeutsamer ihn wirken lassen. Das Aphoristische, Episodenhafte hat J. G. Fischer in diesem „Florian Geyer" zu oft, zu viel gebraucht, als daß es noch von Erfolg sein könnte. Er sucht sich in seiner Arbeit damit poetisch-vornehm interessant zu machen. Allein „man merkt die Absicht und man ist verstimmt". Eine Tragödie dieser Gattung erheischt die Hand, ja sogar die Faust, und wird zimperlich, wenn sie bei jeder Gelegenheit mit den Fingerspitzen agirt. Das Fingerspitzenspiel ist aber hier gäng und gebe und documentirt sich im einmaligen Auftreten Kaiser Karl's V., in den Scenen mit Geyer's Mutter und Schwester u. s. w. Nur ein großer dramatischer Meister darf wagen, so mit bloßen Strichen und Linien zu zeichnen. J. G. Fischer hat das Zeug nicht dazu, wie wir bekennen müssen, so sehr wir sonst sein Streben und seine Begabung zu schätzen wissen.

Die Handlung im „Florian Geyer" ist lose aneinandergereiht, der Gang schwankend, lässig; die Exposition ward nicht aus dem Vollen gegeben; dem architektonischen Aufbau fehlt Steigerung, tragische Schuld und Krönung. Ohne genaue Kenntniß der Geschichte ist das Trauerspiel gar nicht zu verstehen. Es ist eine dramatische Studie, sonst nichts, und als solche mit vornehmer literarischer Miene hingestellt.

In der Sache bewanderte Leser werden verstehen, was wir damit meinen. Vielleicht läßt es sich auch aus dem kurzgefaßten Inhalt und einigen kleinen Proben erkennen.

Im ersten Act hetzt Steinmetz die Bauern; Truchseß schlägt und geiselt sie und läßt Prediger köpfen. Darüber aufgebracht, sagen sich Florian und Grumbach von ihm los und beschließen, dem Volk zu helfen. Erstern spornt dazu noch besonders an Marie Weigand, Tochter des kurmainzischen Vogts und Kellermeisters zu Heilbronn, die als Fahrender Schüler Hutten geleitet und jetzt sich Geyer anschließt, indem sie sich ihm zu erkennen gibt. Florian ruft bei dieser Gelegenheit: „Ein Mädchen, und dieser Freiheitsmuth? Schämt euch, Männer! Nun wappnet euere Reisigen, ihr Tyrannen; ihr seid verloren, wenn solche Mächte wider euch sind. Komm, Kleinod, hier ist Volk und Freiheit geschlagen; laß uns dem Schlächter anderswo begegnen!"

Steinmetz, der sich überall versteckt, horcht und lauscht, hat auch diesem Auftritte hinter einem Gebüsch beigewohnt, und da wir bereits wissen, daß er ein Auge auf das Mädchen geworfen, vernehmen wir mit Spannung, wie er den Act folgendermaßen schließt: „Diesen Zugvögeln muß man den Strich ablauern; sie mit ihm? Jetzt helft mir, alle guten oder bösen Geister!" Man erwartet wunder was, wird sich aber überzeugen, daß der Bösewicht des Stücks so gut wie gar nichts thut.

Im zweiten Act politisirt der Markgraf von Ansbach mit seiner Tochter Emma, die eine Neigung zu Florian hat, der gekommen ist, ihren Vater für die Sache des Volks zu werben. Kasimir will aber erst sehen, wie sich die Dinge machen werden; Emma läßt Geyer fallen, weil er

nicht hoch strebt und ihren Ehrgeiz nicht theilt. Auch der auftretende Kaiser versucht vergebens, den Ritter „der guten Sache" zu gewinnen. Dann kommt Florian zu den Bauern und bildet dort seine „Schwarze Schar". Marie wird sein Waffenträger.

Im dritten Act kommt Florian nach Heilbronn, um von dem dortigen Rath das bewaffnete Volk zu fordern, damit er Rohrbach gegen den Grafen Helfenstein zu Hülfe eilen könne. Marie trifft hier ihren Vater und wird von diesem zurückgefordert; sie bleibt aber ihrem Helden getreu, der abeilend ruft: „Sturm auf die Burgen! Sie sind die Hand- und Fußketten am Leibe des Volks, am Kaiser und Reich, sind die Schlagbäume zwischen Handel und Wandel, daß der Süden nicht sei ein Bruder des Nordens, und das Volk nicht wie der Edle. Nieder mit den Schlagbäumen der Freiheit! Keine Burg soll stehen bleiben, keine!"

Die eigentlichen Tendenzen des Aufstandes sind vom Dichter klug erfaßt und betont, aber nicht stark genug für den tragischen Wurf des ganzen Werks. Die furchtbare Tragödie von Helfenstein wird nur dürftig angedeutet, und doch müßte sie nothwendig stark dramatisch hervortreten, schon um deswegen, weil Florian sich hier von Grumbach und Rohrbach trennt, die den Aufruhr nicht nach seinen Intentionen leiten. Ersterer rettet sich zur Mutter und Schwester Geyer's, mit welcher letztern er verlobt ist. Florian verfolgt ihn und stürmt auch die Burg seiner Mutter, die aus Schmerz und Entrüstung darüber stirbt.

Im vierten Acte findet allerlei Verhandeln zwischen den verschiedenen Parteien statt, die Steinmetz aneinanderhetzt. Florian wünscht, daß man Landsknechte werbe, letzterer sucht es zu hintertreiben, indem er den Bauern Angst vor den Soldtruppen macht. Nachdem ihm das gelungen und von Truchseß bekannt wird, daß er mächtig herannaht, schickt man Florian noch einmal ab, den Markgrafen von Ansbach zu gewinnen. Diese Gelegenheit will Steinmetz benutzen, Florian zu verderben. Der Verlauf ist folgender:

Dompropst. Aber Florian, was soll's weiter mit ihm?

Steinmetz. Einen Reitenden hab' ich — doch, was ich gethan, ihn zu verderben, das will ich Euch sagen auf dem Schloß oben, wenn's „Gold regnet". Ihm wird sein Lohn!

Marie (die alles behorcht, dicht hinter ihm). Und dem Verräther zwei Kugeln! Eh' es diese Kugeln auf dich regnet, wirst du mir sagen, was du gethan!

Steinmetz. Teufel!

Marie. Der sieht aus wie du!

Dompropst. Ihm geschieht recht; hat die heilbronner Artikel — (Geht schnell mit dem Domherrn durch das Thor der Ringmauer, welches verschlossen wird).

Marie (ihnen nachrufend). Siehst du, wie sie dir zu danken eilen. Deine Freunde?

Steinmetz. Teufel dort und Teufel da!

Marie. Ergreift den Spion! (Krieger fassen ihn.)

Steinmetz (indem er abgeführt wird, zu Marie). Fahr' mit, wenn's in die Hölle geht, so sei's drum!

Marie (ohne auf ihn zu hören, mit gefalteten Händen). Ihn hilf mir retten, Rathschluß der Liebe! Das ist alles jetzt! (Ab.)
(Truchseß kommt und schlägt die Bauern.)

Im fünften Acte endlich beschwört Florian Geyer vergeblich Kasimir und Emma, dem Volk zu Hülfe zu eilen; ersterer will den Hülfesuchenden sogar gefangen nehmen; Emma widersetzt sich diesem Ansinnen jedoch; sie will ihn entfliehen lassen; da aber kommt schon Marie mit einer Abtheilung der Schwarzen Schar und führt ihn nach Königshofen gegen Truchseß. Dort hat sich mit diesem Grumbach verbündet; beide vereinigt schlagen die Bauern. Marie fällt, Florian wird von Grumbach hinterrücks an ihrer Leiche erstochen und sinkt mit den Worten: „Wahrheit, sie morden dich; aber du kommst!"

Es ist, wie bereits gesagt, viel Schönes in dem Stück, und besonders die Sprache hat einen volksthümlichen Reiz. Aber es mangeln Schärfe der Ausprägung, Verständlichkeit der Handlung und straffe, tragische Entwickelung.

Wie J. G. Fischer von der Lyrik zum Drama übergetreten ist und durch diesen Uebertritt noch keineswegs von seiner ursprünglichen Richtung sich ganz gelöst oder dieselbe gänzlich verwunden hat, so geht es auch zum Theil noch Hermann Hölty, von dem uns zwei dramatische Dichtungen zur Besprechung vorliegen. Das eine Drama:

9. Das Gelübde. Ein Mysterium in fünf Aufzügen. Von Hermann Hölty. Zweite verbesserte Auflage. Kiel, Schröder und Comp. 1865. 8. 20 Ngr.

muß als ein sinniges, fein empfundenes und von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens zeugendes Werk bezeichnet werden. Einfachheit in den Ausdrucksmitteln und Klarheit in den seelischen Conflicten sind beachtenswerthe Vorzüge: Vorzüge, die ungetrübt bleiben, auch wenn man einräumen muß, daß das Gefüge im ganzen fester und der tragische Ausgang motivirter hätte sein können. Der Dichter hat in seinen beiden Leviten Lonoda und Ariam menschliche Gegensätze geliefert, aber dieselben doch nicht so hart aufeinanderplatzen lassen, daß am Ende nicht ein versöhnlicher Schluß zu gewinnen gewesen wäre. Sollte das Ende so hochtragisch werden, wie es der Autor in Aussicht genommen, so war ohne Zweifel doch wol ein Unterbau von stärkern Conflicten nöthig, als die sind, auf welche er seine Wirkung gebaut. Die Erzählung der Hergänge ist vielleicht schon einigermaßen genügend, die Ueberzeugung davon in unsern Lesern zu erwecken. Es sind die folgenden:

Lonoda, ein edler Mensch und Dichter, und Ariam, ein bösgearteter und intriguanter Charakter, lieben Johanna, die Tochter der Witwe Elisabeth, deren Gatte in unverschuldetem Unglück dahinstarb und deswegen von den Juden als ein von Gott Gezeichneter gemieden wurde. Durch diesen Aberglauben schmerzlich getroffen, dichtet Lonoda das Buch Hiob, um den finstern Wahn aus dem Herzen seines Volks auszurotten. Noch ganz erfüllt von diesem Gedicht, hört er seine Geliebte sich Vorwürfe machen, daß er seinen Ruhm und sein Talent höher stelle als sie, ja höher selbst als Gott. Ariam, der Johanna dem Lonoda abwendig machen will, hat ihr diesen Gedanken eingeredet, der aber, weil er wol nicht ganz ohne

Grund ist, bei letzterm derart zündet, daß er hingeht und sein Gedicht namenlos auf den Altar Jehovah's legt, was Ariam belauscht, sodaß er um den Autor des Gedichts sowol als um dessen Gelübde, sich nie und unter keinen Umständen zu nennen, weiß.

Das Buch Hiob erregt zuerst den Unwillen der Juden so sehr, daß das Leben des Verfassers in Gefahr kommt. Nun droht Ariam dem Lonoda, ihn zu verrathen, wenn er nicht Johanna zu seinen Gunsten entsage. Lonoda aber widersteht. Inzwischen ist von König Salomo und den Priestern der Werth der Dichtung erkannt worden, und man forscht nun nach dem Erzeuger derselben, ihn zu belohnen. Nun gibt sich Ariam für den Verfasser aus und fordert als Preis die Hand Johanna's. Lonoda, außer sich, protestirt und zeiht Ariam der Lüge. Aufgefordert, den Beweis zu liefern, muß er, durch sein Gelübde gebunden, beschämt schweigen. Er wird als Verleumder angeklagt und muß die Geliebte dem schändlichen Betrüger zugesprochen sehen. Johanna, welche den Zusammenhang der Vorgänge ahnt, beschwört ihn umsonst, sie durch Aufdecken der Wahrheit von der Verbindung zu retten:

Johanna.

So weißt du, daß mein Leben, wenn ich ihm
Vermählt, nur Qual ist, Todesqual, ja mehr
Als Todesqual, und dennoch, Lonoda,
Dennoch erbarmest du dich meiner nicht
Und lösest nicht dein Schweigen, meine Folter?
Ich werde an dir irre, Freund, der Zweifel
An deiner Liebe nagt an meiner Seele.
(Sie kniet vor ihm nieder.)
Erbarmen! Hast du mit dir selber kein
Erbarmen, so erbarme dich doch meiner!
Sieh, kniend hier beschwöre ich dich: sprich!
Bei aller dir erwiesnen Liebe meines
Viel theuern Vaters, der nun ruht im Grabe,
Bei deiner Aeltern Liebe, bei der Liebe
Jehovah's, welche unsre Liebe einst
Gesegnet hat, beschwöre ich dich: sprich!

Lonoda (betend).

Jehovah, steh mir bei, daß meine Treue
Nicht wankt. (Für sich.) Es ist vollbracht!
(Laut, indem er Johanna aufhebt.)
Johanna, willst du,
Daß ich ins Angesicht Jehovah lästern,
Daß seine Liebe ich verfluchen soll?

Johanna.

(Todtenblässe bedeckt ihr Gesicht, doch spricht sie mit fester Stimme.)
Nein, Lonoda!

Lonoda.

So hab' mit mir Erbarmen,
Und dring' in mich nicht weiter, daß ich breche
Mein Schweigen!

Johanna (für sich).

Muß, Jehovah, denn das Herz,
In das dein Siegeswagen einziehn will
In goldner Majestät, fast immer bluten
Und brechen? (Laut.) Lonoda, ich glaube dir
Und bitte dich nicht mehr.

Lonoda.

Ich danke dir,
Johanna! Dieses Wort macht dich so werth,
So theuer mir, wie du noch nie gewesen,
Und wird mein Leib gelöset einst zu Staub,
Dein Wort wird nicht mit sterben, wird mir folgen
Ins Todtenreich und dort durch meine Seele
Von Ewigkeit zu Ewigkeit fortklingen.

Lonoda wird nun als Verleumder gestraft und dabei von Ariam so gereizt, daß er diesen in der Wuth ersticht. Er könnte sich retten, wenn er sein Gelübde bräche und Ariam's Bosheit ans Licht zöge. Er verschmäht das aber und stirbt. Zu spät kommt durch Johanna, welche die Schrift des Buch Hiob mit Psalmen, die ihr Lonoda geschenkt, verglichen, die Wahrheit an den Tag.

Für einen Lyriker sind die Jamben oft ziemlich ungelenk und schleppend, und wie es scheint, sucht der Poet etwas darin, nicht zu glatt und blank zu erscheinen. Dies nicht so Erscheinenwollen ist jedoch zu absichtlich, um nicht oft störend zu werden.

Das zweite Drama desselben Autors ist:

10. König Saul. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Von Hermann Hölty. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 18 Ngr.

Es muß ebenfalls als ein respectables Werk erklärt werden, das nicht nur klar in Exposition und Handlung, sondern auch keck im Wurf, bühnengerecht und wirksam zu nennen sein dürfte. Die einzige anstößige Scene für die Darstellung möchte der Kampf David's mit dem langen Goliath sein, die, an sich ganz unverfänglich, doch ihre Schwierigkeit in der Volksvorstellung finden möchte, die in Goliath nun einmal einen Riesen und in David nahezu einen Knaben zu sehen gewohnt ist.

Die Handlung ist die ganz bekannte und umfaßt Saul's Zwiespalt mit Samuel, Samuel's Salbung des David, David's Kampf mit Goliath, seinen Ruhm, seine Liebe zu Saul's Tochter Michal, seine Freundschaft zu Jonathan, Saul's Eifersucht auf die aufsteigende Größe des Hirtensohns, sein Attentat auf dessen Leben, seine Verfolgung desselben, David's Schonung seines Verfolgers in der Höhle, Saul's Versinken in Reue, seinen Besuch bei der Hexe von Endor, seinen Krieg mit den Philistern und seinen Tod.

Der Stoff ist geschickt verwendet und interessant behandelt. Die Charaktere treten ziemlich glücklich hervor, sind richtig angelegt und nicht ohne psychologische Vertiefung durchgeführt. Das Hohe, Heldenmäßige in Saul, der sich in seinen Erfolgen überhebt und dadurch die tragische Schuld auf sich ladet; die naive Größe David's; das mädchenhafte Wesen Michal's; die verschiedenen Geistesschattirungen in den jüdischen Heerführern — das alles wird und muß auf Leser wie Zuschauer seine Wirkung haben.

Um vom Vers und seinem Inhalt eine Probe zu geben, stehe hier der Monolog Saul's aus dem ersten Act, nachdem Samuel sich von ihm losgesagt:

Saul.

Recht hat er. Doch geschehen bleibt geschehn.
Wollt' ich jetzt dennoch thun, wie Samuel will,
Mein Ansehn wär' in Israel dahin.
Kopfschüttelnd, mit dem Finger nach mir weisend,
Hohnlächelnd würden sie ins Ohr sich flüstern:
Ein Rohr, nicht einen König haben wir,

Ein Rohr, das steht an unsers Jordans Ufer.
Heut' wiegt sein Haupt der Volkesstimme Wind,
Und morgen wankt und schwankt sein Herzensgrund
Bei Samuel's Redestrom, und übermorgen
Läßt Wind und Strom, das Volk und der Prophet,
Ihm Kopf und Herzensgrund zugleich erschüttern.
Es wiegt und biegt sich, bückt, bequemer sich
Dem Winde und dem Strom zugleich und kommt
Aus seinem steten Schwanken nie heraus:
Ob's endlich einmal sich ergeben soll
Dem einen oder andern von den beiden.
Der Palmbaum aber an des Jordans Ufer
Weicht weder Windeswehn noch Wellenstrom.
Ein solcher, nicht Strohkönig, ist dein König,
Das sollst du merken, Israel, vielleicht
Nicht ganz zu deiner Freude und Erbauung.
Du glaubst, mich zu beherrschen, doch du irrst.
Ich kenne jetzt das Kriegswerk aus dem Grund.
Der Feind, er ist geschlagen und entmuthigt.
Ein einz'ger Sieg noch — und was bist du dann?
Mein Knecht, dem du allein verdankst den Sieg.
Nun — bleibst du treu, ich will dich herrlich halten,
Und Gut und Blut und Leben wag' ich dran,
Daß ich zum Herrscher dich der Völker mache
Und unsers Gottes Name furchtbar wird
In allen Landen. Wenn ich seinen Ruhm
Durch Siegesthat auf Siegesthat so mehre,
Deckt wahrlich dieser guten Werke Fülle
Mir die begangne Sünde, und verzeihn
Wird er, denn er ist stolz auf seinen Ruhm.

Man wird erkennen, daß hier die absichtlichen Härten glücklich vermieden sind und daß in dieser Sprache der feste und männliche Geist eines vollbegabten Dichters lebt.

11. König Ragnar's Hort. Dramatisches Märchen in fünf Aufzügen von Eginhard. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese dem Andenken Hebbel's gewidmete Dichtung schließt sich ihrem Stoffe nach dem Sagenkreise der Nibelungen an, indem es sich in ihr um den Ring Andvari's, den Ring des Goldes und der Weltherrschaft handelt, den Siegfried trug, „wenn er zur Götterstadt Sigtuna kam", und der nicht mit dem Nibelungenhort in den Rhein versenkt wurde, sondern den Aslög erbte, welche erzählt:

Und als nun meine Mutter Brynhild mit
Des Vaters Leiche starb den Flammentod,
Da raffte Heimir, mein getreuer Ohm,
Mich auf — ein schwaches Kind; in seiner Harfe Kasten
Verborgen bracht' er mich an Norwegs Küste.

An Norwegs Küste ist Aslög als Hirtin aufgewachsen, beschützt von Bjarki, einem nordischen Ungethüm, einem gutmüthigen Kaliban, der sie auf Händen trägt und alles thut, was er kann, ihr das einsame Leben auf dem Felsgestade angenehm zu machen. Mitten in dieses Leben tritt auf einmal herrlich und glänzend Ragnar, König im Dänenlande, der, auf seiner Brautfahrt zu Ellgifva von Britannien vom Sturm verschlagen, in der Felsenwildniß erscheint, um Aslög ein Lamm zu retten, das ein Wolf verfolgt.

Dieser Eingang in die Handlung ist von einer gewissen dramatischen Schönheit, menschlich einfach und doch auch zugleich wirksam. Der Zuschauer wird sogleich mit den beiden Hauptpersonen des Stücks bekannt und gewinnt ein lebhaftes Interesse für sie. Nachdem dies geschehen und das Publikum auf eine in der That recht sinnige Weise zur Theilnahme angeregt worden, also gewissermaßen einen dramatischen Anschlag erhalten, d. h. durch eine Handlung frischweg ergriffen worden ist, erfolgt durch das Gefolge des Königs die Exposition, die wir vorstehend angedeutet und in der uns sogleich Skiold, ein dänischer Jarl, welcher den glühenden Süden Italiens kennt und sich von Ehrgeiz verzehrt fühlt, und Hartwig, der Skalde, bedeutsam entgegentreten. Der letztere gibt auch Nachricht über Andvari's Ring, von dem es heißt:

Durch den Gott
Des Bösen, Loke, ward er uns — und bring'
Er auch die Weltherrschaft, ist doch die Gier
Nach Gold sein ew'ger Fluch.
Als Sühne eines Todtschlags, den Gott Loke
Auf Erden einst verübt', versprach
Der Gott dem Vater des Erschlagnen Gold,
Das bis dahin die guten Götter bargen;
Er quälte drauf so lang den Gnom Andvari,
Des Goldes Hüter in des Nordens Bergen,
Bis er ihm seinen Armring gab, doch gebend
Ihn so verfluchte wie das Gold, das an
Die Nibelungen kam.
Den Vater, dem Gott Loke gab den Ring,
Erschlugen seine beiden andern Söhne,
Nach seinem Goldschatz lüstern, und kaum daß
Des Vaters Blut verraucht war, flammte auf
Der Bruderzwist, und Fafner trieb den Reigen
Nackt und verwundet aus dem Vaterhaus,
Und eingeerzt im Drachenpanzer lag er
Jahrhundertlang als Hüter auf dem Goldschatz,
Erwürgend alle, die ihm nahten, bis
Des Nordens König Siegfried ihn erstach
Und seinen Schatz sich nahm — den Nibelungenhort.

So genügend eingeweiht in die Geschichte der handelnden Personen und des fatalistischen Ringes, führt der Autor uns weiter, indem er uns zeigt, daß Ragnar's Begegnung mit Aslög auf beide nicht ohne Wirkung geblieben. Aslög, von Skiold angehalten, wird von Ragnar befreit, der, nachdem er die Hirtin wiedergesehen, sogleich Befehl gibt, Ellgifva seine Werbung abzusagen.

Diese Absage kommt indeß zu spät, denn die britische Königstochter ist ihrem Bräutigam schon entgegengeeilt und trifft gerade ein, als Ragnar um Aslög wirbt. Ellgifva verspottet nun aufs bitterste die Hirtenbraut und reizt dadurch Aslög, sich ebenfalls als Königstochter zu erkennen zu geben und den Ring zu zeigen. Der Ring reizt das englische Königskind gar mächtig und so sehr, daß sie der Nebenbuhlerin zuruft:

Du hast den Mann, wohlan,
Gib mir den Ring dafür an deinem Arm.

Aslög ist bereit es zu thun:

Wenn dich der Ring für diesen Mann entschädigt,
Bist du des Ringes — nicht des Mannes werth.

Ragnar aber hindert das Weggeben des Ringes, indem er ihn selbst für sich beanspruchte. Ellgifva, darüber erzürnt, stürzt rachedrohend ab.

Im dritten Acte beginnen die Folgen des verderblichen Ringes sich einzustellen. Das Gold erzeugt Aufstand, Meuterei, Verbrechen aller Art. Skiold verfolgt Aslög

mit unsaubern Zumuthungen und höhnt seinen König hinter dessen Rücken, ja er geht sogar so weit, Thorgny, der Bjarki im Zorn erschlagen und von Ragnar deshalb des Landes verwiesen wird, zum Meuchelmord seines Herrschers aufzureizen. Thorgny jedoch, durch dergleichen schändliche Zumuthungen zu sich selbst gebracht, verräth Ragnar die nichtswürdigen Pläne Skiold's, wofür ihn dieser ermordet, selbst aber in ewiges Gefängniß gesetzt wird. Ragnar erkennt:

Niemand schwingt sich auf
Zu dem Gedanken, an den nackten Nordfels
Die Weltherrschaft zu schmieden fest mit goldnen Ketten;
Und wie auch die Erfüllung nahe liegt,
Werd' ich darüber doch zu Grunde gehen!

Diese Ahnung wahr zu machen, erscheint nun Harald Andvari, Ragnar's Bruder, eine fabelhafte, durchweg undramatische Gestalt, ein skandinavischer Mephisto, der sich unter anderm folgendermaßen äußert:

Ha, ha! 'S ist doch nicht übel,
Ein Cavalier zu sein — man wagt zu thun,
Was der gemeine Plebs nicht wagt zu strafen.
Und war es nicht, um toll zu werden? — He! —
Northumberland, so meinten wir, sei dein,
Ellgisvens Brautgeschenk, und sie dein Weib —
Wir wollten überwintern dort recht warm —
Schön warm! — Mein Schiff verbrannten sie und wollten
Uns braten dran — das war uns doch zu warm.
Und erst an Ella's Hof, welch ein Empfang!
Wir waren müde bis zum Sterben, und
In einen Pferd'stall sperrten sie uns ein.

Durch solche und andere Reden spornt er Ragnar an, gegen England zu Felde zu ziehen, was im fünften Acte geschieht. Harald Andvari ruft an der Felsenküste Northumberlands unter Sturm und Donner die Zwerge und Gnomen zu Hülfe. Er declamirt:

Ha, ha, ha, ha! Da lehne ich am Fels
Und lenke Schlachten. — Ragnar ist besiegt,
Und seine Krone frei, Ellgisva ist
Gerächt für ihrer Liebe Schmach —
Und seinen Goldring erbt Britannien!

Diese ganze Figur ist unklar, phantastisch mager und ohne schaurigen Reiz; sie macht das Drama gegen sein Ende hin verschwommen und wirrig. Es ist nur matt, wenn er dem besiegten Ragnar folgendermaßen entgegentritt:

Harald Andvari.
Brr — ei — die Morgenluft weht kalt, Herr Bruder?

Ragnar.
Verruchter, du! Wenn du mein Bruder bist,
Warum hast du den Angeln mich geliefert
Mit Hochverrath und argem Zauberspuk?

Harald Andvari.
Warum? — Gesetzt den Fall, ich sei dein Bruder,
Meinst du, ich konnte je vergessen haben,
Daß dich statt mich dein Volk zum König kürte,
Dem durch den Ring die Weltherrschaft geworden?
Ellgisva bot mir einen Rachebund,
Der auch das Glühn der Liebe kühlen sollte,
In der sie wild entbrannt' für dich! Geholfen ist
Nun mir und ihr und ihrem Volke auch!
Des Goldes Weltherrschaft geht auf sie über;
Fruchtlos hast du gekämpft — Andvari siegt.

Hierüber empört, schlägt Ragnar Harald Andvari nieder, der, in den Fels versinkend, flucht:

Von nun an sei dein Gold statt einzelner
Der Völker Ziel — statt Bäche Blut laß Ströme fließen,
Der Völkerschlachten blut'ger Lohn sei du,
Und was von Freiheit, Gleichheit sie auch schreien,
Du sei es — du allein, wofür sie kämpfen!

Diese ganze Episode und Wendung ist ein Stück wiener Raimund in der hohen Hebbel-Tragödie, die gegen den Ausgang hin Form und Stil beinahe vollständig verliert und zum bloßen dramatischen Wirrwarr und Spectakel wird.

Ellgisva versucht, Ragnar Aslög untreu zu machen, und da er ihr hierin nicht nachgibt, seine Waffe aber beim Stechen nach dem versinkenden Andvari im Fels stecken geblieben, muß er sich ihr ergeben und schließlich in ihr Schwert rennen. Aslög aber kommt, ihm die Harfe zum Todesliede zu halten und dann, über seine Leiche stürzend, sein Ende zu theilen.

Unsere Erzählung ist zugleich eine Kritik des Stücks, das, weise angelegt, je tiefer es in die Handlung eingeht, auch je haltloser wird. Das Ganze ist wie eine Nachahmung Hebbel's, aber von weiblicher Hand, welcher die feste Gestaltungskraft fehlt. Der Stoff bleibt allzu episch sagenhaft und gewinnt nirgends eine echt dramatische Plastik. Zu Zeiten wird sein Aussehen geradezu fratzenhaft.

Nicht höher, sondern eher etwas tiefer stehen:

12. Dramatische Gedichte von J. E. Kopp. Viertes Bändchen. Luzern, R. Bertschinger. 1866. 8. 24 Ngr.

Das erste Stück: „König Manfred oder Sieg des Kreuzes", hat zum Zweck, das Christenthum im Kampf mit dem Mohammedanismus und seinen endlichen Triumph zu zeigen, der indeß nicht ohne große sittliche Schwierigkeiten erfolgt. Die Vertreter des Halbmondes: die Fürstin Suleima und Hassan, Fürst der Kurden, werden kurzweg ziemlich schwarz geschildert. Letzterer ist ein roher Patron, der nur sinnliche Begierden und gar nichts Höheres kennt; Suleima ist von blinder Ländergier erfaßt und lüstern, eine türkische Semiramis zu werden. In der Gegend von Amalfi von König Manfred besiegt und gefangen, weiß sie diesen, der bereits Vater von erwachsenen Kindern, durch ihre morgenländische Koketterie so sehr für sich einzunehmen, daß er in seinem christlichen Glauben wankend und zu dem Entschluß gebracht wird, sich mit der Bekennerin Mohammed's zu vermählen. Inzwischen ist nun freilich Manfred's Sohn, Prinz Balder, in die Gefangenschaft der Sarazenen gerathen, und gegen diesen wird Suleima ausgewechselt. Damit sind aber Manfred's Absichten noch nicht aufgegeben: er bleibt vielmehr mit jener orientalischen Kleopatra im Vernehmen, indem er sich zugleich spröde gegen den Bischof Magnus und gegen Herzog Robert, dem Konstantia, Manfred's Tochter, bestimmt war, zu erweisen beginnt.

Dies reizt die Streiter Gottes, und sie beginnen gegen Manfred zu conspiriren, was den Sohn desselben veranlaßt, sich in die Gefangenschaft der Sarazenen zurückzubegeben, indem er zum Bischof also spricht:

Der du mir
Das Köstlichste verliehn in zarter Jugend,
Des wahren Gottes Kenntniß, nimm, mein Lehrer,
Zum Dank aus dieser Hand das Beste, was
Ich habe, meinen Anspruch an die Krone.
Mag sie aus Manfred's Stamme wandern, Herr!
Nur fallen laß sie nicht von seinem Haupt;
Für harte Zeiten, die zur Prüfung kommen,
Erziehe Robert dir zum Christusstreiter:
Nur nicht vor Normannland entehre Manfred!

Der sentimentale und etwas verwaschene Prinz führt sein Vorhaben aus, kehrt zu Suleima zurück und kündigt ihr das Bündniß mit dem Vater auf. Diese, dem Boten nicht trauend, fährt in die Kleider desselben] und eilt ins Lager Manfred's, wo dieser indeß, über Robert's und Bischof Magnus' Verhalten außer sich gebracht, den letztern mit eigener Hand tödtet. Noch befleckt von dessen Blut, bietet er Suleima die Hand. Diese aber, aufgebracht durch den Mord des wehrlosen Greises, kündigt ihm die Freundschaft auf und neue Fehde an, indem sie sich dem rohen Hassan in die Arme wirft, den sie sonst verabscheut hat.

Manfred wird nun von Herzog Robert und den Moslemim zugleich bekämpft. Balder tritt bei Suleima für seinen Vater und das Christenthum ein, fordert sie zum Zweikampf und fällt. Sterbend findet ihn der Vater auf dem Schlachtfeld. Der Tod des Sohnes bricht Manfred das Herz. Er versöhnt sich nun mit Herzog Robert, damit dieser den Gefallenen räche; doch ist er selbst es wieder, der Suleima, die sich inzwischen mit Hassan ververmählt hat, ersticht. Hassan aber, gefangen freilich, verwundet Manfred auf den Tod, der verendend Herzog Robert und Konstantia segnet.

Das ganze Stück ist überaus unruhig und wirrig gehalten. Die Handlung springt her und hin, gehetzt und getrieben von einer Schöpfungslust, die, wenig abgeklärt und vom guten Geschmack ziemlich verlassen, toll darauf los rumort. Keine einzige der auftretenden Figuren wird dem Zuschauer eigentlich bekannt und vertraut. Hastig drängt eine die andere; nirgends ist Halt, nirgends eine Sammlung. Lärm, Kampf, Trubel erfüllt alle fünf Acte und macht dem Leser zuletzt Hören und Sehen vergehen. Man wird wüsten Geistes von der Lektüre und würde es wol auch von der Darstellung. Man wird für keine Erscheinung warm, gewinnt für keine Sympathie. Das Drama ist eine etwas plump zugehauene Arbeit im Shakspeare'schen Geschmack, ein farbenreiches Oelbild in derbem, verzerrtem Holzschnitt wiedergegeben. Dem entsprechend auch die Diction. Wir finden folgende Stellen:

Die Eifersucht, die ihn frißt....

Blut goß ich auf in meines Lebens Uhr....

Komm, süße Braut! Der Musik hab' ich genug;
Komm, daß aus unserm Blut ein Held entspringe,
Deß schneidend Schwert die Christenhunde fresse!....

Du, Hohe! hast den Hassan lang verschmäht;
Jetzt hat das Schicksal ihn um dich verstrickt....

Und wär' es hier nicht etwas kühl, ich wollte
Doch schlafen, bis sie käme, mich zu wecken....

Man wird uns einräumen, daß dies theils triviale, theils wenig geschmackvolle Verse sind.

Den übrigen, in demselben Theile enthaltenen dramatischen Gedichten können wir keinen höhern Werth zuerkennen. Die „Fischer" sind ein einactiges Trauerspiel in der Art des „Vierundzwanzigsten Februar", nur ohne den poetischen Schwung und Schliff dieser Schicksalstragödie, dabei unbedeutend im Vorwurf und ohne jede ideale Erhebung. „Roth und Schwarz oder die Sühne", ein Schauspiel in einem Aufzuge, behandelt sehr breit eine unerhebliche Anekdote aus der schweizerischen Geschichte. „Kindleins Mord" ist eine ziemlich ungeschickt in eine „dramatische Scene" umgewandelte Ballade.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Der Held des Tages in Paris ist gegenwärtig Victorien Sardou, der von der Presse vielfach mit Scribe verglichen wird. Sein neues Lustspiel: „Nos bons villageois", macht jeden Abend im Gymnasetheater volle Häuser und hat einen jener Erfolge davongetragen, der, nach französischen Tantièmen gemessen, für einen deutschen Schriftsteller schon ein Vermögen bedeuten würde. Hierzu kommt, daß die deutschen Theater selbst sich beeilen, die Erfolge der pariser Bühnen auszubeuten und für das Eigenthumsrecht dieser Stücke Summen bieten, wie sie deutschen Dramatikern nicht geboten werden. Es wäre leicht erklärlich, wenn die Beherrscher der Boulevardtheater Deutschland als einen geistigen Vasallenstaat betrachteten und auf die deutsche Literatur vornehm herabsähen. Die Stücke Sardou's haben am Théâtre français noch keinen Erfolg aufzuweisen, desto größere Erfolge haben sie an der ersten deutschen Bühne, dem wiener Burgtheater, errungen. Wäre es zu verwundern, wenn Sardou die wiener Burg mit dem Gymnase- und Vaudevilletheater in eine Linie stellte und die deutsche dramatische Kunst dadurch um eine ganze Stufe gegenüber der französischen herabdrückte?

Auch „Nos bons villageois" soll nächstens in Wien und zwar am Carl-Theater in Scene gehen. Es wäre für deutsche Autoren lehrreich zu erfahren, gegen welche Bedingungen Herr Ascher von Herrn Sardou dies jüngste Kind seiner Muse übernommen hat. Wir wollen zwar nicht eine Anklage auf Landesverrath erheben, wenn diese Bedingungen günstiger sind als diejenigen, welche einem Benedix oder einem andern deutschen Dichter bewilligt werden, wünschen aber doch, daß unsere Directoren ihre Vorliebe für die französischen Stücke auch auf die andern französischen Bühnenverhältnisse ausdehnen mögen und den deutschen Schriftstellern gegenüber nach dem Grundsatz verfahren: Was dem einen recht, ist dem andern billig.

Sardou's „Nos bons villageois" wird von der französischen Kritik ziemlich einstimmig als eine gute Komödie gerühmt. Uns scheint indeß, als ob die Mischung von Sitten- und Rührstück dem Autor nicht ganz gelungen, als ob das Stück keineswegs aus Einem Guß gearbeitet wäre. Wenn man unter „geschickter Mache" blos die äußerliche wirksame Anordnung der Scenen versteht, so mag man immerhin diesen Vorzug an dem Lustspiel rühmen. Versteht man darunter aber die ganze künstlerische Composition und ihre innere Einheit, so vermißt man sie mit Recht. Die Satire ist zu breit ausgemalt, um als Arabeske zu dienen, und die Haupthandlung selbst

und ihre Katastrophen haben mit „nos bons villageois" durchaus nichts zu thun. Einem deutschen Stück mit so lockerm Gefüge würde man die Prädicate versagen, mit denen man so bereitwillig die französischen Stücke ehrt.

Ohne Frage besitzt Sardou eine satirische Ader, wie er überhaupt der geistreichste unter den französischen Sittenmalern der Gegenwart ist. Die Genrebilder der ersten Acte, in denen er das Volksleben der pariser Dorfnachbarn und den Haß schildert, den sie gegen die Pariser und gegen ihren eigenen von der pariser Cultur beleckten Maire hegen, sind scharf gezeichnet und scenisch geschickt arrangirt. Die halb bäurische Tölpelei mit ihren ungeschickten Ränken erheitert die Pariser um so mehr, als ihre eigene Ueberlegenheit dadurch glänzend illustrirt wird. „Nos bons villageois" sind eine Schmeichelei, die Sardou den Parisern ins Gesicht sagt — und diese sind dankbar genug, darüber durch den Succeß zu quittiren, den sie dem Stücke verschaffen. Was nun aber die Haupthandlung betrifft, so finden wir Deutsche in derselben zu unserer Verwunderung ganz das Motiv wieder, das Freytag in seiner „Valentine" benutzt hat. Ein Liebhaber bekennt sich fälschlich als Dieb, um bei einem späten Besuch die Dame seines Herzens nicht zu compromittiren. Doch so gewagt diese Scene auch in dem deutschen Drama erscheint, so ist doch der größere Takt und die feinere Motivirung auf seiten des deutschen Dichters. Der aus Amerika kommende unbekannte Saalfeld kann ein Abenteuer wagen, das für einen jungen Advocaten, den Sohn eines in der Gegend angesessenen, bekannten Mannes, doch ziemlich hoffnungslos erscheint. Natürlich gilt das französische Abenteuer einer verheiratheten Frau; denn einem französischen Drama ohne einen leisen Anflug von Ehebruch fehlt der eigentliche Hautgoût. Während wir aber in der „Valentine" uns durch die Schlußwendung versöhnt fühlen, nachdem in der dramatischen Schachpartie auf den Zug des Mannes der entsprechende Gegenzug der Frau erfolgt ist, wird in „Nos bons villageois" der Abschluß in ziemlich äußerlicher Weise vom Zaun gebrochen. Der edle Dieb wird gerechtfertigt durch seine Begegnung mit einem jungen Mädchen, die an dem verhängnißvollen Abend stattfand, und erhält die Hand dieses liebenswürdigen Geschöpfs, dem er eine zarte Neigung eingeflößt hat. Die guten Leute vom Lande sind gegenüber dieser Verwickelung und Entwickelung ganz Staffage geworden und bilden das burleske Publikum dieser rührenden Scenen. Einzelne derselben sind in der That mit vieler Feinheit ausgeführt, und gerade jene Begegnungsscene athmet eine Naivetät von großer Frische und Anmuth.

Nachdem Sardou durch dies Lustspiel den Vogel abgeschossen hatte, wurde er noch einmal der Held des Tages durch eine briefliche Polemik mit seinen Freunden von der Feder in Betreff eines allerneuesten Stücks, welches man am Vaudevilletheater zur Aufführung vorbereitete. Sardou's Productivität steht, wie wir sehen, in vollster Blüte; er schüttelt die fünfactigen Stücke aus dem Aermel. Dies verdient keinen Tadel. Productiv sind alle bedeutenden Dramatiker gewesen, von Sophokles und Aristophanes bis auf Lope de Vega, Calderon und die altbritischen Bühnendichter. Unproductive Köpfe machen gern aus der Noth eine Tugend. Sardou ist darauf bedacht, dem Publikum immer neue Ueberraschungen zu bereiten. Diese Freude aber gerade sollte ihm in Bezug auf sein neuestes Stück verdorben werden. Der „Figaro", das „Événement", die „Liberté" und andere der gelesensten Zeitungen gaben im voraus eine genaue Inhaltsangabe des Stücks der sogar hin und wieder einige kritische Lichter aufgesetzt waren. Sardou schrieb darauf einen in den Blättern veröffentlichten Brief an seine Collegen, der in möglichst artiger Form die unverhohlene Entrüstung ausspricht über diese Beeinträchtigung seines voraussichtlichen Bühnenerfolgs — und zog das Stück, welches den für das bauwüthige Paris besonders interessanten Titel „Maison neuve" führt, zurück.

Natürlich protestirt der Director des Vaudeville dagegen, und die Sache wird zur Entscheidung einem Areopag vorgelegt — der leider in Deutschland nicht existirt —, der Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller. Sie hat zu Gunsten der Direction entschieden, Sardou soll für jeden Tag der verzögerten Aufführung 500 Francs zahlen. Er söhnte sich daher mit dem Director aus, und die Proben nahmen ihren Fortgang. Die Presse beschäftigt sich indeß mit der Frage, die auch für Deutschland nicht ohne Interesse ist, und fördert dabei mancherlei Axiome zu Tage, die mit der Theorie mehr im Einklang sind als mit der Praxis der französischen Dramatiker. Im allgemeinen sind die deutschen dramatischen Schriftsteller sehr damit zufrieden, wenn sich die Journalistik die Mühe gibt, schon im voraus dem Publikum die thatsächlichen Voraussetzungen ihrer Dramen und den Gang der Handlung klar zu machen; denn die Wirkungen ihrer Dramen werden dadurch nicht beeinträchtigt, sondern nur in volleres Licht gesetzt. Daß zweite Vorstellungen oft einen günstigern Eindruck machen als die ersten, das liegt darin, daß die Besprechungen der ersten das Publikum bereits in den Zusammenhang des Stücks eingeweiht haben. Und unser Theaterpublikum ist so zerstreut, daß dergleichen Eselsbrücken und kritische gradus ad parnassum ihm keineswegs entbehrlich sind. Der Eindruck der classischen Dramen wird dadurch nicht geschwächt, daß das Publikum die meisten Verse derselben auswendig kennt. Mit den dichterischen Größen Frankreichs im Théâtre français ist es übrigens derselbe Fall. Molière, Corneille und Racine können dem Publikum keine Ueberraschungen mehr bereiten, außer den ewig neuen Ueberraschungen ihres Talents. Und wie lächerlich wäre Euripides gewesen, wenn er sich darüber beklagt hätte, daß ein atheniensischer Feuilletonist dem Publikum den Stoff seiner „Elektra" oder „Iphigenie", der nicht nur durch die Mythe bekannt, sondern auch von seinen beiden großen Vorgängern benutzt war, im voraus erzählt habe! Oder Shakspeare, der meist durch die Poesie bereits gefeierte oder auch von Zeitgenossen bearbeitete Stoffe in seinen Dramen behandelte!

Doch die französische Boulevardsdramatik speculirt auf die Ueberraschung; Sardou's Brief ist in dieser Hinsicht eine Confession, der es an Aufrichtigkeit nicht fehlt, die aber gerade deshalb eine kritische Reaction hervorruft. Seine „guten Freunde" vertheidigen sich, indem sie dabei ganz richtige ästhetische Principien aufstellen. Ueberhaupt handelt es sich bei der ganzen Frage nur um eine première représentation. Für die hundert übrigen, deren sich ein erfolgreiches Stück in Paris erfreut, kann die dann in allen Zeitungen durchgesprochene Fabel des Stücks keine Ueberraschungen mehr bieten. Doch freilich, die Bedeutung einer première représentation in Frankreich ist eine sehr große — und vielleicht kennt Sardou sein Publikum. Er will sich keine Lichterchen an dem Christbaum ausblasen lassen, der am ersten Abend mit dem vollen Glanz der Ueberraschung seinen Parisern entgegenstrahlen soll.

Bibliographie.

Aimard, G., Die Gambucinos. Roman. Deutsch von A. Wießner. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Eine mexikanische Rache und drei kleinere Erzählungen. Deutsch von A. Wießner. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 1 Thlr.

Auf den böhmischen Schlachtfeldern. Erlebnisse eines preußischen Trompeters. Mülheim, a. d. R., Bagel. 8. 5 Ngr.

Beda, Kirchengeschichte der Angelsachsen. Als Anhang: Willibald's Leben des heil. Bonifacius. Deutsch von M. M. Wilden. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Borovy, C., Die Utraquisten in Böhmen. Quellenmässig dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Brandis, J., Das Münz-, Mass- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander den Grossen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Dr. Georg Seyler, Pastor zu Annaburg. Einige Blätter zur Erinnerung für seine Freunde. Berlin. 8. 12 Ngr.

Stahr, A., Bilder aus dem Alterthume. (IV.) — A. u. d. T.: Agrippina, die Mutter Nero's. Berlin, Guttentag. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Streiflichter auf die Polemik über die Schlacht von Solferino. Leipzig, Volckmar. Gr. 8. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 22. November 1866.

Inhalt: Ostasiatische Studien. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Populäre Gesundheitslehre. Von Heinrich Birnbaum. Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ostasiatische Studien.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Der zweite Band des großen Werks von Adolf Bastian enthält die Beschreibung der „Reisen in Birma in den Jahren 1861—62“ und ist in hohem Grade ansprechend durch die Schilderung der birmanischen Volkssitten, der indischen Landschaften und der Reiseabenteuer.

Seinen ersten Aufenthalt nahm Bastian in Rangun, dessen goldene Pagode, der kolossale Schwedagon, den Ankommenden von fern entgegenglänzt. Ueber diesen Aufenthalt hat er ein Tagebuch geführt, das uns im Anhang mitgetheilt wird. Interessant ist die Beschreibung jener großen Pagode:

Man steigt zu der soliden Masse des Mauerwerks auf drei Terrassen hinauf, wo an jeder der vier Seiten Treppen emporleiten. Der zur Pagode führende Weg war früher mit einer Allee von Spitzthürmen besetzt, von denen einige noch erhalten stehen. Der Eintritt am Thore führt zu einem Aufgange, der an drei Seiten (Osten, Süden und Westen) mit einem rothen Holzdach, das von Teakpfeilern getragen wird, bedeckt ist. Neben dem Thore sitzen zwei dicke Steinfiguren, eine männliche zur Linken (des Eintretenden), eine weibliche (mit säugendem Kinde) zur Rechten, beide mit dem wohlwollenden Ausdrucke der Sphinx im Gesicht. Hinter dem Thore stehen in zwei verzierten Nischen zu beiden Seiten zwei vergoldete Buddhas. Zwischen Teakpfeilern und unter Holzdächern, die vielfach mit Zierathen beschnitzt sind, führt der Weg aufwärts, anfangs allmählich, dann steiler und auf Treppen. In den Höfen sind aus freistehenden Felslagen an beiden Seiten große Krokodile ausgeschnitzt, die (wie in Mexico) den Kopf eines eberzahnigen Belu (Ungeheuers) im Rachen haben. Auf der Plattform, die größtentheils (wie vielfach die Teocalli) künstlich aufgetragen ist, steht die Pagode, im Innern (wie die Pyramiden) massiv und ausgefüllt (mit Ausnahme des kleinen Reliquienkastens, den sie einschließt). Sie steigt in runden Windungen auf, die sich verengen und dann nach einer Einschnürung mit einer Kuppelspitze abschließen, im obern Theile ganz mit Blattgold belegt (das aber nicht das lebhafte Glitzern verursacht, wie die goldenen Kuppeln in Moskau oder Kiew). Unter dem bedeckenden Tih (Schirm) hängen kleine Glocken, die durch den Wind und jeden Luftzug bewegt, ein beständiges Geklingel ertönen lassen. Rings um die Pagode stehen Steinfiguren von fletschenden Löwen und an den Ecken die (assyrischen) Figuren von Mannlöwen (Manuthia) mit ausgespreizten Ohren und Haube. Die Halle vor der Pagode ist an beiden Seiten mit kolossalen Figuren sitzender Buddhas (ähnlich den ägyptischen Memnons) besetzt, und im Hintergrunde mit einer großen Mannichfaltigkeit von Buddha-Figuren (sitzend und stehend, groß und klein, weiß und dunkel, schwarz oder vergoldet) angefüllt, von denen sich drei der hervortretendsten in Nischenrecessen finden. Auf der andern Seite der Pagode trifft man eine ähnliche, aber kleinere Halle, und eine Menge von Tempelhütten mit überhängenden Holzdächern stehen auf der Plattform umher, verschiedene Mengen von Buddha-Figuren enthaltend. Andere Buddhas sieht man in niedrigen Steinkapellen, und ein Steingebäude ist in zwei Reihen mit Nischen gefüllt, welche jede eine kleine Figur enthalten. In der Nähe sitzt eine große Figur mit kleinern an beiden Seiten, Gautama mit seinen beiden Schülern rechter und linker Hand darstellend. Ueber den Figuren größerer Nischen finden sich Holzschnitzereien, theils tanzende, theils kämpfende Figuren, sowie fliegende oder auf den Arm gestützte Magier darstellend. Die Schnitzereien einer andern Halle zeigen verschiedene Ungeheuer der Wälder (eine Frau mit Vögelfüßen, einen Mann mit einem Pferdekopf über dem seinigen), oder der Flüsse (wie einen fallenden Mann mit Flügeln). Pfeiler für Flaggen stehen umher, sowie Pfosten mit dem mystischen Vogel (Henza) des kommenden Buddha (ausgeschweift, wie der Pfau der Koromandelküste). Daneben finden sich mitunter geschnitzte Buddhas, auch hier und da geschnitzte Belus, oft zerbrochen. An einer der von Ziegeln aufgebauten Buddha-Figuren der Hallen lehnte ein kleines (zum Theil zerbrochenes) Steinbild. Zwei mächtige Glocken (die eine 244790 Viß) hängen in Holzhäusern und sind beschrieben, sowie einige Pfeiler des einen Hauses. An verschiedenen Stellen quillt das in ihrer Schmelzung verbrauchte Silber oder Gold vor. Hohe Steintische, zum Niederlegen der Blumen oder Eßwaaren, stehen vor den Löwen der Pagode umher, sowie Altarnischen vor den Manuthias. Von der Plattform (wo sich auch die Wache des englischen Arsenals findet) sieht man auf die bewaldete UmgebungRanguns, aus welcher die Windungen des Flusses hervorblicken, sowie auf die Seen, aus denen die Erde für den Bau jener verwandt wurde.

In der Pagode von Kemendyne ist für die Meditationen des vornehmsten Punghi eine kastenartige Hütte gebaut. Für die oft wenig geschmackvolle hinterindische Mythologie legt eine Legende Zeugniß ab, die sich an Buddha's Erdenwallen knüpft: Als Buddha unter dem Bananenbaume mit Mara kämpfte, stieg die Erdgöttin auf die Anrufung jenes aus dem Boden und preßte so viel Wasser (das von Buddha in allen seinen frühern Existenzen vergossen war) aus dem Zopfe, um Mara mit allen seinen Armeen fortzuschwemmen. Wie eigenthümlich

die Frömmigkeit der Birmanen sich oft zeigt, das sehen wir aus der folgenden Anekdote:

An einem Tage im October war eine große Zahl Birmanen um die Wasserlache versammelt, die sich in der Regenzeit vor der Stadtpagode bildet. Die Sonne war durchgebrochen und zeigte in dem Spiegel nicht nur das Bild dieser, sondern auch das der etwa eine halbe Meile entfernten goldenen Pagode, da wahrscheinlich zufällig in diesem Jahre das Wasser nach der Seite hin etwas weiter ausgedehnt war, sodaß man beim Seitlichblicken die Reflexion bemerkte. Das Gerücht einer neuen Manifestation der Gottheit, die in das Wasser niedergestiegen sei, verbreitete sich durch die Stadt, und während des ganzen Tags hielten dort Equipagen, aus denen Männer und Frauen in ihrem Festtagsschmuck ausstiegen, um am Wasser zu beten. Auch Pungyis fanden sich ein und alles jubelte über die Herablassung des dicken Pagoden, seinen kleinern Bruder zu besuchen.

Ueber die Begräbnißfeierlichkeiten, die Schauspiele und Volksfeste in Rangun gibt Bastian interessante Mittheilungen. Von den birmanischen Liedern, die er übersetzt, lassen wir das erste folgen:

Denk' ich deiner Schönheit Ruhme,
Ferne, deiner Huldgestalt,
Wie der Schmetterling zur Blume,
Fliegt zu dir mein Herz alsbald.

Früh're Sünden muß ich büßen,
Daß ich also schmacht' im Bann
Und, mein Schicksal zu versüßen,
Nicht einmal mich rächen kann.

Der, dem du die Hand gegeben,
Ach, ich kenn' ihn nicht einmal,
Aber denk' ich sein, durchbeben
Schon mich Haß und Zornesqual.

Denn noch immer liebefordernd
Ist mein Herz dir zugewandt,
Heiß in wilden Flammen lodernd
Gleich dem großen Weltenbrand.

Von Rangun ging die Fahrt den Irawaddi aufwärts nach Prome, anfangs über einen Nebenarm des im Delta weitverzweigten Hauptstroms, dann auf dem majestätischen Strome selbst. Der Fluß ist sehr belebt, der Verkehr zwischen Rangun und dem Hinterlande ein reger. Die Ausdauer der Hindus im Bootschleppen wird gerühmt; die Birmanen stehen hierin den Bengalen nicht nach. Bastian besuchte verschiedene Klöster und Pagoden in den Uferorten. Sehr zahlreich sind die meist unter Banyanen stehenden Nathäuser oder Teufelstempel, die aus einem Bambusgerüste bestehen, in dem ein kleiner Käfig, gleichfalls aus Bambus, mit den Opfergaben von Reis, Betel, Früchten u. s. w. aufgehängt ist. Der in der Nähe hausende Dämon kommt dann gelegentlich, um von ihnen zu naschen, wenn sie ihm die Vögel nicht vorher gestohlen haben.

Wie die Birmanen sich mit einigen ihrer Glaubensartikel abfinden, namentlich mit dem Verbot, Thiere zu tödten, das beweist ihr Fischfang und die Art und Weise ihrer Fischbereitung:

Das Fischen ist ein bedenkliches Geschäft für den Buddhisten, und ich habe besonders in den Tempelgebäuden Siams mit grellen Farben die Strafe abgebildet gesehen, die des Fischers nach dem Tode harrt. Der arme Schlucker baumelt mit der Zunge an einem Angelhaken, womit ihn höhnische Dämonen zum Spiel aus einem Pechpfuhl auffischen und wieder hineinfallen lassen. Diese erbarmungslose Strafe sieht der bedauernswürdige Sünder vor sich, und da er doch einmal, um nicht mit seiner Familie zu verhungern, sein Geschäft fortreiben muß, sucht er womöglich durch eine Hinterthür zu entschlüpfen. Die Lieblingsspeise der Birmanen ist das Ngapie, dieser entsetzliche Schrecken europäischer Nasen, den alle fliehen, dem aber noch keine entgangen ist. Ueber ganz Birma lagert eine verpestete Atmosphäre und ich bin mitten auf der freien Wasserwildniß des Irawaddi für Stunden nicht aus ihrem Bereich herausgekommen, wenn gerade ein mit Ngapie beladenes Schiff im Winde lag. Diese Delicatesse wird bereitet, indem Fische in die Erde vergraben und im Hautgoût fauliger Verwesung mit ranziger Butter eingemacht werden. Wie man von dem Käse unserer Feinschmecker erzählt, daß er, wenn beim Dessert die Glasglocke weggenommen wird, auseinanderläuft und gejagt werden muß, so berichten die Birmanen die Elefantengeschichte, daß einst ein mit Ngapie beladenes Schiff von den darin erzeugten Würmern fortgeschleppt worden ist, auf Nimmerwiedersehen. Die Verfertigung des Ngapie nun ist es, wofür die Fischer hauptsächlich massenhaften Absatz ihres Ertrags finden, und da es bei dem Product auf Frische nicht ankommt, so haben sie ein Auskunftsmittel gefunden, um ihre Hände nicht mit unschuldigem Blute zu beflecken. Die gefangenen Fische werden nicht getödtet, sondern nur in die Sonne gelegt, um sie nach der langen Nässe zu trocknen, und wenn sie über dieser guten Absicht absterben sollten, so ist es nur ihre eigene Schuld.

Die Stadt Henzabah am Irawaddi hat 11000 Einwohner, ist von einem reichen Reisdistricte umgeben und besitzt einen ausgedehnten Handel. Prome ist eine althistorische, denkwürdige Stadt. Von Dwattabong, dem großen Volkshelden, ist alles voll und jedes Kind auf der Straße weiß von ihm zu erzählen. Neben der großen Glocke der Schwesandoh-Pagode stehen vier Löwen und auf einem derselben sitzt Dwattabong beritten, mit dem berüchtigten Fleck auf der linken Backe. Die dort herumwandernden Beter erzählen, daß dieser Fleck früher lebendig gewesen und jeden andern Tag von einer Backe zur andern übergegangen sei. Ueber die Grenzstation zwischen dem englischen und dem eigentlichen Birma, Thayetmyo, über das pagoden- und kuppelreiche Pagan, das durch Töpfereien berühmte Yandabon gelangte Bastian endlich nach dem einst hochberühmten Ava, dessen Stadtmauern sich, mit dichtem und dunkelm Pflanzenwuchs umhüllt, längs des Flusses hinstrecken. Ava ist ganz in Verfall, obgleich es noch in manchen Geographien als die Residenzstadt Birmas figurirt. Seine Pagoden und Paläste liegen in Trümmern, überwuchert von volllaubigen Bäumen. Dasselbe gilt von Amarapura, dessen Häuser indeß noch besser gehalten und hier und da selbst bewohnt sind. Der Palast, dessen viereckige Außenmauern noch stehen, umschließt Schutthaufen, Steinruinen: eine Wildniß, welche die Gärten, die Schlösser, die Teiche, die Höfe alle in gleicher Weise verschlungen hat. Wo viele Jahre lang das geräuschvolle Treiben eines Hofs herrschte, von dem die Geschicke eines Reichs bestimmt wurden, da lagert jetzt lautloses Schweigen und der Tod.

Die jetzige Hauptstadt ist Mandalay, landeinwärts gelegen, durch eine brennende Ebene vom Flußhafen getrennt. Diese neue, durch einen Machtspruch des Königs

improvisirte Residenz ist in drei ineinandergeschobenen Vierecken am Fuße des Mandalayhügels erbaut:

Der König wohnt mit seiner ausgedehnten Familie und den Palastbedienten im innersten Quadrat, wo er sich außer durch die Mauer noch mit hohen Palissaden umschanzt hat. Das Innere ist ein Convolut von Höfen, Gärten und Teichen um das Schloß und die Lusthäuser der Prinzen, nebst den Tribunalen der höhern Gerichte und den Conferenzsälen der Minister. Das zweite Quadrat enthält die durch Umzäunungen voneinander isolirte Häuser der Beamten, Offiziere und Soldaten, und bietet in seinen breiten, im Viereck einander durchkreuzenden Straßen einen reinlichen, aber todten und langweiligen Anblick. Eine hohe, durch breite Thürme flankirte Mauer, deren vier massive Thore abends geschlossen werden, umgibt auch diese Soldatenstadt, die dem Quartier der Mandschu in Peking entspricht, und wird nach außen durch einen tiefen Wassergraben umgeben. Dann folgt in weitem Abstande die äußere Stadt, die man auch die Vorstädte nennen kann, da sie sich bisjetzt nur an einer Seite angehäuft und noch nicht den ganzen ungeheuern Raum des ihr angewiesenen Vierecks, um die andern beiden einzuschließen, ausgefüllt hat. Sie ist offen, noch ohne Mauern, aber sie macht doch die eigentliche Stadt aus, wo die Kaufleute, Arbeiter und Handwerker leben, die Stadt des Volks, und auf den Hauptstraßen, ihren Märkten und Bazaren herrscht reges Leben. Der Eindruck Mandalays, als ich dort ankam, war ein noch sehr unbefriedigender. Aus den alten Residenzen Ava und Amarapura fortziehend, hat der König seine neue Hauptstadt auf das sumpfige Terrain einer flachen Ebene hingepflanzt, die früher zum Reisbau diente, und die schattenlos ohne Bäume in der prallenden Sonnenhitze brennt. Alle Paläste, Mauern und Tempel sehen, trotz des darauf verwendeten Schmucks, noch so unfertig und frisch aus, als ob sie einem wandernden Nomadenvolke angehörten, das heute seine leichten Zelte aufgeschlagen hat und sie morgen wieder abbrechen kann.

In Mandalay hielt sich Bastian nun längere Zeit auf, indem er sich seinen philologischen, historischen und philosophischen Studien mit Eifer hingab, im Verkehr mit den Bedin-Zea, den Doctoren der Vedas, welche zum Theil beschriebene, zum Theil mit magischen Figuren bemalte Zickzackbücher mit sich führen, im Verkehr mit den Aebten der Klöster, die ihm mancherlei für den buddhistischen Glauben wichtige Enthüllungen mittheilen.

Bastian wollte, von dem Monarchen Birmas unbehelligt, in Mandalay wohnen; als er sah, daß er zu sehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, begab er sich in ein benachbartes Dorf; doch auch hier war seines Bleibens nicht. Die Zeitungen hatten bereits seinen Ruhm ausposaunt, und gerade an diese moderne Fama hatte er in Hinterindien nicht gedacht. Der König befahl, daß Bastian das Dorf verlassen und wieder seinen Wohnsitz in Mandalay nehmen solle. Auch wurde ihm eine Audienz bewilligt:

Das Gemach, wo wir eintraten, war, wie die übrigen, von rothgemalten und mit Vergoldungen verzierten Pfeilern getragen. Die schmalen Thüren waren an den Seiten, gegenüber aber sprang eine, mit einem Geländer versehene Balustrade vor, zu der man auf einer in der Mitte angebrachten Treppe aufsteigen konnte. Die Höflinge saßen auf der Erde, mit dem Gesicht gegen die Balustrade gerichtet, und als der König aus einer im Hintergrunde geöffneten Thür hervortrat und auf einem an der obersten Treppenstufe gestellten Divan Platz nahm, warfen sich alle zur Erde nieder, die üblichen Prostrationen auszuführen, und blieben dann auf Elnbogen und Knien liegen. Mich hatte man neben einem der Pfeiler, etwas abseits von den übrigen, aber dem König ziemlich vis à vis placirt, und keine weitern Vorschriften über das Niedersitzen gegeben, als daß die Füße von dem Könige weggewandt sein müßten, wie dieses die übliche Stellung in Gegenwart jedes birmanischen Vornehmen ist, und auch von diesen unter sich gegenseitig beobachtet wird.

Der König erkundigte sich nach Bastian's Reisezweck, dieser erklärte, daß man sich in Europa besonders befleißige, die Religionen fremder Länder kennen zu lernen, daß es gerade in Bezug auf den so weitverbreiteten Buddhismus den Gelehrten noch immer an genügenden Untersuchungen fehle, und daß es ihm daher am passendsten erschienen sei, diese Lehre in Birma selbst zu studiren, als demjenigen Lande, wo sie sich am reinsten erhalten habe. Dem König klang diese Rede gar lieblich, denn er ist ein bigoter Zelot seiner Religion und gilt für den tiefsten Kenner der heiligen Palitexte im ganzen Lande. Als indeß Bastian die Reisebewilligung in die nördlichen Provinzen des Reichs, nach dem altberühmten Tagoung, zum Zwecke buddhistischer Studien vom Könige zu erhalten versuchte, da verschwand dessen gute Laune plötzlich. Nach einigem Schweigen sagte der Monarch: „Für das Studium des Buddhismus gibt es kein besseres Land als Birma, in Birma keinen bessern Platz als Mandalay, in Mandalay keinen bessern als meinen Palast. In meinem Palast steht eine Wohnung bereit, dort kann der Buddhismus studirt werden, ich werde für Lehrer und Bücher sorgen und alles Nöthige liefern. Ist es so recht oder nicht?“ Auf diesen Beweis besonderer Gnade mußte Bastian „Ja“ sagen und verlebte nun seine Zeit in Mandalay als Gast oder Gefangener Sr. Majestät in einem pavillonartigen Lusthaus des Palastes. Die verschiedenen Erlebnisse in dem Palast, die Besuche des Königs und der Prinzen, der Unterricht im Buddhismus, die Ungnade, in welche der Reisende fiel, die Curen wider Willen, der Einbruch und Diebstahl, sind alle sehr anschaulich geschildert und bilden zusammen eine allerliebste Novelle von exotischem Colorit. Natürlich fehlt es ihr auch an Betrachtungen nicht; denn die Gespräche mit Birmanenfürsten und Gelehrten drehen sich nicht um Alltägliches, sondern um die tiefsten Fragen des Lebens. Bastian's birmanischer Lehrer machte ihm häufig Vorwürfe über die unceremoniöse Art, mit der er Bücher behandelte, wenn er bei seinen Studien zwischen oder gar auf denselben saß. Die Birmanen beweisen jedem Buche Verehrung, selbst dem A-b-c-Buche, und halten es für eine große Sünde, wenn man darüber hinwegsteigen sollte. Sie verehren auch die Schiefertafel, und der Schüler, der die zu buchstabirenden Silben auf sie geschrieben hat, bückt sich erst mit gefalteten Händen vor ihr nieder, ehe er sie aufnimmt und die Lection abliest. In Europa wird ein solcher Cultus mit dem niedergeschriebenen Wort wol nur von wenigen Autoren getrieben.

Der König katechisirte übrigens den Herrn Doctor fleißig und ersuchte ihn, den fünf Geboten nachzuleben. Nur über das erste Gebot des Nichttödtens gab es eine Differenz. Bastian erzählt:

Ich sagte dem Könige, daß wir Europäer an animalische

Nahrung gewöhnt wären, und daß wir ohne Fleischgenuß nicht in voller Gesundheit bleiben würden. „Das hat ja nichts damit zu thun", entgegnete der König, „Fleisch essen mag jeder und es ist auch von mir nicht verschmäht. Man muß nur die Thiere nicht selbst tödten, sondern es durch andere ausführen lassen. Wenn einmal todt, geht es uns nichts an, wer der Thäter ist." So war diese Controverse beseitigt. Aber, warf ich ein, wie es sich denn damit verhielte, wenn man sein Leben zu vertheidigen hätte? Man würde doch immer berechtigt sein, einem Todtschlag beabsichtigenden Angreifer darin zuvorzukommen? Der König war anderer Meinung. Wer noch solche rohe Ansichten hätte, möchte gar glauben, das Recht zu haben, kleine Insekten zu tödten (denn solche, die auf den Körpern krabbeln, gibt es auch in Birma, und selbst im Hause des Goldfüßigen). Er drang in mich, dieser Häresie zu entsagen, wenigstens für die Zeit, daß ich in seinem Palaste lebe, und ich erklärte mich bereit, vorausgesetzt, daß ich unter seinem mächtigen Schutze, unter dessen Throne alle Wesen der Schöpfung huldigend aufgestellt sind, von niemand provocirt würde. Dann um seine Lehren durch ein praktisches Exempel zu illustriren, gab er ein Zeichen, worauf ihm einige Goldkäfige mit Papagaien gebracht wurden. Sie öffnend und den Vögeln die Freiheit schenkend, schaute er triumphirend nieder auf den blutdürstigen Heiden, der sich nicht scheute, auf Mückenmord zu sinnen. Die Papagaien sollen indeß, da sie den Weg aus dem Palaste nicht so leicht finden können, in der nächsten Stube wieder aufgefangen werden, um eine neue Vorstellung zu erwarten.

Die Märchen und Gnomen, Elegien und Schauspiele und Liebesgedichte der Birmanen, von denen uns Bastian mehrfache Proben mittheilt, sind durchaus nicht ohne poetischen Werth. Die Elegie des verbannten Ministers, durch die er glücklicher als Ovid das Herz seines Herrn rührte, gilt bei den Birmanen nicht mit Unrecht für ein Meisterwerk. Einen Lorber für Myowun, den Verbannten des öden Maesagebirgs! Von den Weisheitssprüchen citiren wir den folgenden: „Wenn du Feuer ausmachst, laß keinen glimmenden Funken übrig, wenn du Schulden bezahlst, laß nichts zurück und im Kriege schone keines einzigen Feindes; denn diese drei Dinge werden sich vermehren und deinen Untergang herbeiführen." Die Liebeslyrik ist natürlich sehr hyperbolisch. In einem Liebesliede meldet einer der jungen Herren seiner Dulcinea, daß er seine Gefühle durch Schreiben nicht ausdrücken könne, sein Herz sei zu voll. Griffel und Tusche würden nicht genügen, die Zeit würde nicht reichen in den Jahren seines Lebens, und das Papier würde nicht langen, sollte er auch genug zusammennähen, die Oberfläche der Erde zu bedecken. In einer Novelle schreibt der Schmachtende der Dame seines Herzens: Wenn er an sie denke, wäre es ihm, als ob er am Abend seiner Tagereise das Taschentuch röche, in dem das am Mittag verspeiste Hühnerfleisch eingewickelt gewesen. Nur der liebliche Geruch sei geblieben, aber die Befriedigung fehle, und so wecke ihr Bild in der Erinnerung nur größere Sehnsucht nach körperlichem Zusammensein. Dieser Vergleich zeichnet sich jedenfalls durch seine realistische Färbung vortheilhaft aus.

Ueber den Buddhismus selbst erhalten wir besonders in diesem Abschnitt manche wichtige Aufklärung. Die buddhistische Hierarchie mit ihren Puggols, Charadaus u. s. w. läßt sich ohne Schwierigkeit mit der katholischen vergleichen, wie überhaupt die religiösen Einrichtungen, die Hierarchie und das Klosterwesen, die Excommunicationen und Teufelaustreibungen eine so große Aehnlichkeit mit denen der katholischen Kirche haben, daß fromme Anhänger der letztern den ganzen Buddhismus für Teufelsspuk erklärten, der sich darin gefalle, den Katholicismus durch dies asiatische Kloster- und Mönchswesen zu travestiren.

Gleichwol ist der Buddhismus in vieler Hinsicht tiefsinniger als die Lehren der abendländischen Religionen. Der Glaube an persönliche Unsterblichkeit, wie er in diesen lebendig ist, beruht auf der logisch undenkbaren Voraussetzung, daß etwas, was einen Anfang hat, kein Ende habe. Des Menschen Leben beginnt auf der Erde, um dann ewig fortzubestehen. Die Lehre von der Präexistenz ist die nothwendige Grundlage des Unsterblichkeitsglaubens, wenn er einen logischen Halt haben soll. Wir sträuben uns dagegen, weil uns von jener Präexistenz das Bewußtsein fehlt.

Bei den Buddhisten gibt es Existenzen und Präexistenzen in Fülle; die Schuld schlägt in die Fesseln stets erneuter Wiedergeburt, bis sie durch zunehmendes Verdienst getilgt wird. Ueber das Bewußtsein in Betreff dieser Existenzen finden wir bei Bastian folgende frappirende Mittheilung: „Der zur Buddha-Würde Gelangte durchschaut im Bodhi die Grundursachen des Seins und alle seine frühern Existenzen sind ihm gegenwärtig; aber eine partielle Erinnerung gleich der des Pythagoras tritt schon auf frühern Stufen ein." Es ist also eine Reihe von Existenzen möglich, denen das Bewußtsein der vorangegangenen fehlt oder in die es nur flüchtig hineinschimmert; dann aber tritt eine höhere Existenz ein, welche gleichzeitig das Bewußtsein all der frühern zusammenfaßt. Dieser Glaube hat offenbar eine logische Begründung, während die unendliche Entwickelung von einem fixirten Anfangspunkte aus einem Grundgesetz des Denkens widerspricht.

Von dem „Nibpan", dem Zustande des Losgelöstseins, kann nach einem Ausspruch des Hauptes der Geistlichkeit, Zaradaupaya, nichts eine Vorstellung geben; doch erklärte er, daß jemand, wenn er nicht länger den vier Leiden der Schwere, des Alterns, der Krankheiten und des Todes unterworfen ist, das Nibpan erlangt hat. Ueber den Buddhismus selbst fällt Bastian das folgende Urtheil:

Die Formeln, daß alles vergeht, nichts beständig ist, jedes Zusammengesetzte den Keim des Verfalls in sich trägt, waren an dem pietistischen Hofe in eines jeden Munde. Der tiefste Weltschmerz, aus den mit der Existenz unzertrennlich verbundenen Leiden hervorwachsend, bildet den Grundzug des Buddhismus, der jedoch durch die Gewalt seiner Wahrheiten seine Bekenner übermannt und nur zu der Religion der Entsagung führt. Das Wohlwollen der Gläubigen muß sich nach ihren Geboten auf alle Wesen erstrecken, geht aber im praktischen Leben nicht über das passive Wohlwollen der Nichtverletzung hinaus. Jene active Erregung allumfassender Liebe, die erst in dem Einklang sympathischer Harmonien ihre Befriedigung findet, bleibt der buddhistischen Apathie fremd, und somit jeder Fortschritt, denn auch die Candidaten der Buddha-Würde zerstören durch das Maßlose ihrer Selbstopfer die organische Entwickelung.

Ueber das „Nirwana" selbst gibt unser Reisender an einer andern Stelle folgende Aufschlüsse:

Im Gegensatz zur buddhistischen Welt der Maya constituirt das Nirwana, gleich dem neuplatonischen Hyperon, eben das wirkliche Sein, das eigentliche „Ding an sich". Es ist die völlig neue Existenz des Jenseits, die in keiner Weise mit der vorigen verglichen, in keiner Weise aus ihr begriffen werden kann. Die Brücke des Zusammenhangs ist abgebrochen, und was ausgeblasen wird, ist eben die Verknüpfung. Alles stirbt im Dunkel der Sunya hin, aber es erscheint nur dunkel und schwarz dem irdischen Auge, dessen eigenes schwaches Licht vor dem blendenden Weiß jenes Glanzes in Blindheit erlischt. Sollten wir das hohle Nirwana mit dem positiven Wissen unserer naturwissenschaftlichen Ausdrucksweise ausfüllen, so würde es sich in unsere Harmonie des Kosmos verwandeln. Obwol die, durch die Schöpfung Adi-Buddha's bei den Aisvarikas beeinflußten Systeme gern den Buddha zur Hauptperson der Trinität machen, anmaßende Priesterherrschaft sogar zuweilen die Sangha, so begründet sich doch die Wesenheit des Buddhismus, als erstes und letztes Princip, auf die Dhamma oder das allgemeine Gesetz, nicht nur das Moralgesetz, sondern das auch dieses begreifende Weltgesetz, oder die im Verständniß der Buddhi harmonisch zusammenwirkenden Gesetze des Alls, wie es sich am bestimmtesten bei den Svambhavikas ausgesprochen findet, die alles Entstehen auf die der Natur innewohnende Energie zurückführen. Auch die Buddhisten suchen die in der rastlosen Thätigkeit der Entwickelung gestörte Ruhe wiederherzustellen, aber sie lehren in apathischer Negation zu der Ruhe des ersten Anfangs, im Nichtentfalten, zurück, und versinken in den Urgrund des Bythos, während unsere Naturwissenschaften sich zu der Ruhe der letzten Erfüllung hindurchzuarbeiten suchen.

So tiefsinnige Anschauungen, so geniale Lichtblitze der Buddhismus enthält, so darf man gleichwol nicht glauben, daß er eine durch den Gedanken geläuterte Religion sei. Als Religionssystem enthält er eine durchaus abenteuerliche, mit hyperphantastischen Ungeheuerlichkeiten reichlich ausgestattete Mythologie, und der äußere Cultus, der allerdings in vielen Formen das Gepräge geistiger Vertiefung trägt, ist ebenso reich an einem abgeschmackten Ceremoniell. Jenen Mönchen, die in ihm einen parodistischen Teufelsspuk erkannten, muß es besonders aufgefallen sein, daß der volksthümliche Cultus der Heiligen, wie er in katholischen Landen durch Andacht vor den Heiligenbildern an den Straßen gepflegt wird, seine Parodie in dem buddhistischen Cultus der Dämonen findet. Die mit Opfergaben reichlich ausgeschmückten Nathäuser und Teufelstempelchen mochten den Missionaren wie eine Persiflage ihrer Marienkapellchen vorkommen. An Höllen und Himmeln fehlt es den Buddhisten nicht, obgleich nach ihres Stifters esoterischer Lehre der Höllengott nur im Herzen des Sünders wohnt. Jede der acht Etagen der Hölle ist wieder von sechzehn kleinern Höllen umgeben. Die Verschiedenheit der Qualen ist in den Tempeln mit lebhaften Farben dargestellt. Doch ist die Auffassung der Höllenstrafen nur eine allegorische:

Das ganze Gebäude der buddhistischen Kosmologie ist eine allegorische Gedankenschöpfung, denn auch die Himmel sind von den Contemplativen schon während des Lebens bewohnt, und die sich der Ewigkeit nähernde Lebensdauer, die den obern gegeben wird, soll nur das Fallen zeitlicher Schranken in der reinen Geistesthätigkeit versinnlichen. Wie der Rationalismus die religiösen Dogmen in abgezogene Speculationen verflacht, so verkörpert umgekehrt der Buddhismus die philosophischen Deductionen der Sankhya in mythologische Phantasiegebilde.

Eine interessante Lehre, ein Materialismus mit einer moralischen Pointe, wir möchten sagen mit einem seelenwandernden kategorischen Imperativ, ist die folgende:

Die buddhistischen Schulen des Mahajana leugnen mit der bestimmtesten Entschiedenheit die Persönlichkeit des Ich, indem der Mensch als solcher sich nur als Gesammtproduct der ihn constituirenden Effecte ergibt. Der Mensch ist aus fünf Khanda zusammengesetzt, d. h. „Bündel" verschiedener Eigenschaften, von denen sich eins auf das Materielle (Rupa), die vier andern auf das Geistige (Nama) beziehen. Wenn diese fünf Bündel nebeneinandergelegt sind, so entsteht das, was als Mensch bezeichnet wird, ebenso wie aus der Zusammenfügung von Achse, Deichsel, Rädern u. s. w. dasjenige Ding hervorgeht, das den Namen „Wagen" erhält. In seiner Unterredung mit König Milinda gebraucht Nagarsena das letzte Gleichniß und bemerkt, daß wie die Achse, die Deichsel, die Räder u. s. w. nicht einzeln für sich der Wagen sei, obwol sie zusammen einen solchen ausmachen, ebenso wenig läge die Wesenheit des Menschen in dem Körper, der Seele, der Geistesthätigkeit u. s. w., aber das gleichzeitige Miteinandersein erzeuge das Mensch genannte Wesen. Das gemeinsame Band, das diese losen Bündel zusammenhält, ist die organisch aus Samen zu Früchten fortwachsende Kamma, die in der nach Verdienst lohnenden Vergeltung guter und böser Thaten, nicht nur, wie in der hellenischen Tragödie in diesem Leben, sondern durch alle Wechsel der Existenzen hindurch unzertrennlich begleitet, bis sie erst der in die Vorhalle des Nibpan Eingetretene und dadurch von den Wiedergeburten Erlöste von sich abstreifen kann.

Von den ungeheuern Zahlen, mit denen die Phantasie der Hindus in ihren Religionen und Philosophien zu spielen liebt, gibt das Register der 29 Buddhas ein Beispiel. Der zweiundzwanzigste Buddha z. B. lebte zu einer Zeit, wo das menschliche Lebensalter 80000 Jahre betrug. Wiedergeboren als König Arendama erfreute er sich mit den andern gleichzeitig lebenden Sterblichen eines Alters von 70000 Jahren. Bei Gautama's Geburt in Kapilawuttie war das Lebensalter der Menschen auf 100 Jahre reducirt, aber wenn zur Zeit des Weltherrschers Tinka der Buddha Arimatheya in Sidumipieh geboren werden wird, beläuft es sich wieder auf 80000 Jahre. Das Leben der Byamha in der Newasana dauert nach Deshauterayes 80000 Weltrevolutionen, was er zu 107 Trillionen 520 Millionen Jahren berechnet. Jedenfalls gilt da nicht der Spruch: ars longa, vita brevis — man hat Zeit genug, selbst der Weisheit des Buddha auf den Grund zu kommen.

In dem Verfolg seiner Reisebeschreibung gibt Bastian noch zahlreiche interessante Mittheilungen über buddhistische Religionsanschauungen, ohne systematische Anordnung, mit frischer Ursprünglichkeit, wie sie ihm gerade aus schriftlichen oder mündlichen Quellen zuflossen. Man möge in dem Werke selbst nachlesen, was Bastian über die sechs Wunderkräfte des Abhinan, über die Seelenthätigkeit der fünf Dwara oder Thore, über die fünf Stufen der Meditation und den Terrassenhimmel, über die den Mönchen dargebrachte Verehrung, die als ein geistiger Heroendienst im Sinne Carlyle's betrachtet werden kann; über die schädlichen und schützenden „Nat", von denen der eine auf dem Kopfe des Menschen, der andere auf Büffeln lebt; über die Weltsysteme, über die Toleranz der Buddhisten u. s. w. an verschiedenen Stellen mittheilt. Ueber die indische „Psyche", die Leip-pya, finden sich pikante Notizen.

Die Ursache der Träume ist, daß die Leip-pya im Schlafe umherwandert. Deshalb wird es vielfach für schädlich gehalten, plötzlich aus dem Schlummer zu wecken. Auch die Tagallen hüten sich, einen Schlafenden aufzurütteln, da die Hälfte seines Geistes im Traume umherwandere und dadurch an der Rückkehr gehindert werden könnte.

Sollte eine Frau in künftiger Seelenwanderung als Mann geboren zu werden wünschen, so kann sie das nur erlangen, wenn sie ihren Ehemann behandelt mit Engelsliebe, d. h. mit Zuneigung, Achtung und Aufmerksamkeit. Doch wird dies nicht zu leicht sein; denn in Lokonidi heißt es: „Frauen sind ebenso geneigt zu sündigen, wie Flüsse sich zu krümmen, und stecken so voll Verschlagenheit, wie ein Wald voll Feuerholz.“ Auch dergleichen originelle Lehren der Lebensweisheit sind zahlreich in Bastian's Werk zerstreut. Sehr unterhaltend sind auch die Märchen, die der birmanische Prinz bei seinen Besuchen dem abendländischen Weisen im Schloß von Mandalay erzählte. In diesen Märchen geht's oft recht grausam und wenig menschenfreundlich zu, wie man's in buddhistischen Landen erwarten sollte. Einige Schuldige werden ins Feld eingegraben und ihre Köpfe abgepflügt; einem Mädchen jeden Tag ein kleines Stück ihres Fleisches abgeschnitten, vor ihren Augen zu Curaz verarbeitet und zum Essen eingezwängt. Um die Pein zu verlängern, wird mit den dickern Theilen des Körpers begonnen u. s. f.

Auch über die medicinischen Schulen Birmas hatte Bastian während seines Aufenthalts im Schloß zu Mandalay hinlängliche Gelegenheit sich zu unterrichten, um so mehr, als er selbst sehr gesucht war und auf Befehl des goldfüßigen Monarchen mehrere Curen unternehmen mußte ganz gegen seinen eigenen Willen. Namentlich galt er für einen guten Ohrenarzt und mußte das Gehör mehrerer Hofbeamten curiren — ein sehr nöthiger Sinn für einen Diener Sr. Majestät. Es gibt übrigens in Birma eine Art physiologischer Schule, die der Dath (Elemente), welche nur die Diät reguliren, während die andere Schule, die der Dsay (Mediciner), starke allöopathische Dosen in ihren Recepten gibt.

Bastian hatte gewöhnlich in seinem Hause einen oder zwei Schreiber sitzen, welche birmanische oder Palibücher auf Palmblätter copirten. Der Schutzpatron der Schreiber ist Mahibotea, Gautama's Schüler, der mit solcher Geschwindigkeit Bücher copirte, daß er jeden Tag einen Reistopf mit dem Staub füllte, der von den Palmblättern beim Einkritzeln abfiel. Noch geschickter war freilich ein anderer Schüler Gautama's, Shin Maukalah, der sich durch seine hohen Verdienste die sogar seinem eigenen Lehrer verborgene Kunst erworben hatte, die im Platzregen fallenden Tropfen zu zählen.

Am ersten Tage des Jahres herrschte in den Straßen der Stadt und der Vorstädte ein tolles Leben, indem sich alles mit Wasser begoß, besonders die Damen waren eifrig in ihren Kanonaden, und als unser Reisender an einem Baume vorbeiritt, wo eine Gesellschaft derselben Posto gefaßt hatte, wurde weder Reiter noch Pferd geschont.

Mit einem Reisepaß, geschrieben auf einem langen Palmblatte, das zusammengerollt werden konnte und mit dem königlichen Siegel des Pfau versehen war, machte sich Bastian bald nach Beginn des neuen Jahres auf zur Reise nach Tongu. Der Weg ging am Fuße der Schanberge hin, durch malerische Gegenden, schöne Wälder, über welche die Gipfel der Berge zum Himmel ragten. Doch fand sich häufig großes Elend — einzelne Dörfer waren von den Bewohnern verlassen, weil sie die Bedrückungen der Beamten nicht ertragen konnten. Mancherlei Abenteuer erlebte der Reisende mit seiner Escorte, die nicht wirklicher Schutz bei Angriffen ist, sondern zur Verhinderung derselben dient, denn der Dorfbeamte, dessen Leute den Reisenden escortiren, ist für alles verantwortlich, was geschieht. Bastian fand mancherlei Veranlassung auch zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen. So berichtet er von den Ameisen Birmas und Siams:

An Ameisen ist ein größerer Ueberfluß in Hinterindien, als den Hausfrauen lieb ist, und alle Provisionsschränke, wenn nicht frei aufgehangen an einem mit Harz beschmierten Tau, müssen mit den Füßen in Wasser gestellt werden; oft sogar die Betten, in denen transportationsunfähige Kranke auf höchst lästige Weise durch Ameisen gequält werden können. Eine große rothe auf den Bäumen lebende Art der Ameisen versetzt empfindliche Stiche, gegen die der durch den Jungle sich durcharbeitende Reisende ebenso sich vorsehen muß, wie gegen die widerhakigen Dornen. In Siam beobachtete ich ein interessantes Factum an Ameisen, von dem ich nicht weiß, ob es bekannt ist. In der Nähe meines Fensters mußte ein Ameisennest sein, und fast jeden Morgen, wenn ich dort schrieb, sah ich einen langen schwarzen Zug sich über die Fensterbank hinbewegen nach der andern Seite der Jalousien, in der geschwinden, rührigen Thätigkeit des regelmäßigen Kommens und Gehens, wie es sich immer in den Arbeiten dieser wohlorganisirten Colonien findet. Etwas seitwärts längs des Zugs sah man eine weit größere Art, mit dickem Kopf und hellerer Farbe, sich in einzelnen Individuen umherbewegen, über deren Absicht und Bedeutung ich anfangs ebenso wenig ins Klare kommen konnte, wie Bates über seine Worker Major. Nach einiger Zeit hatte ich indeß Gelegenheit zu beobachten, daß dann und wann eine Ameise aus dem beschäftigten Trupp herauskam, auf den Rücken der nächsten großen Ameise sprang und auf ihr, den Zug auf und nieder, umherjagte, einem Offizier gleich, der die Ordnung seines Regiments besichtigt. Dann stieg sie ab, in die allgemeine Masse zurückkehrend, und das Reitpferd, oder im Verhältniß der Größe zu den andern, eher der Reitelefant, schlenderte wieder im unbestimmten Schritte umher, wie freigelassenes Vieh beim Grasen. Bonnet beschreibt Ameisen, die er auf dem Rücken anderer gesehen habe, aber für kämpfende hielt, da sie sich in den Nacken festgebissen hatten. Die von mir gesehenen saßen indeß ganz frei auf dem Rücken ihres Trägers, und machte das Ganze unwillkürlich den Eindruck, als ob man hier gezähmte Hausthiere vor sich habe, die je nach dem Bedürfniß benutzt würden. In der Flügelzeit füllt sich die Luft mit den fliegenden Ameisen, die durch die Winde zu ganzen Wolken zusammengetrieben werden. Als wir einst in Rangun beim Abendessen saßen, kam eine solche in das Zimmer hereingeweht, und hatte in einem Augenblicke die aufgetragene Suppe in Schüsseln und Tellern gefüllt. Das Schließen der Fenster genügte nicht, oder war zu spät, und wir mußten den halb erleuchteten Tisch, der die Insekten angezogen, verlassen und in einer dunkeln Nebenkammer unser Essen beenden. Nach dem Abfalle der Flügel werden die Körper von den Eingeborenen als Delicatesse gesammelt.

Die wichtigen Teakwaldungen in jenen Gegenden

it forstmäßig regulirt; deshalb finden fortwährende und Prügeleien der von den Aufsehern bewaff- Holzhauer über Grenzberichtigung der einzelnen ien statt. Bastian fuhr den Sittang hinab nach einer Stadt, die auf hohen Ufern etwas zurück usse liegt, noch mit ihren alten Mauern umgeben, sich die europäischen Residenten, sowie die Mis- näher am Flusse angesiedelt haben. Hier machte mancherlei neue Studien über das buddhistische ben. Die weitere Thalfahrt auf dem Sittang führte hwegyin und Sittang-myo. Erstere Stadt liegt lerischen bewaldeten Hügeln umgeben in einem en Kesselthal, durch welches der Sittang in den Schlangenwindungen hinzieht. Weiterhin hatte überschwemmte Ebene Pegus in einen unabseh- ee verwandelt — interessant ist die Beschreibung nfahrt durch das ganz in Wasser stehende Land. gelegen ist Molmein, wo der Blick gern auf den r gestalteten Berggruppen und den Tempeln ver- lche den Uferrand des gegenüberliegenden Mar- hmücken. Bastian wohnte hier im Hause des Brook,

r hochgelegenen Gartenresidenzen Molmeins, von deren der Blick das lieblichste Panorama umfaßt. Im Strahlenkranze strecken sich aus dem weiten Becken Zusammenflüsse die schimmernden Wasserarme zwischen en Hügeln, bis sie sich mit der Ferne in der zuneh- aubhülle verlieren. Jede Spitze strebt mit einer Pa- Himmel, jedes Thälchen birgt ein Dorf oder stille Mit taktmäßigen Schlägen eilen die Ruderboote vor- ch gleiten mit viereckigem Segel die Fischer vorbei, tastige Schiffe wiegen stolz an ihren Ankern.

folgen Bastian auf seiner Elefantenreise an die e Grenze:

Besteigen des Elefanten im Walde ist für den Unge- it leicht, wenn er sich nicht geradezu von seinen Die- ufheben lassen will. In Städten und in der Nähe anfereien finden sich Gerüste aufgerichtet, ungefähr höhe, wie der Rücken des Elefanten steht. In Birma sind solche meistens an den Häusern der Vornehmen , und ein Kennzeichen derselben, da Arme sich keine zum Reitthier halten würden. In Ermangelung sol- it man auch wol eine Leiter, die an den Elefanten wird, und auf der man zu der Howdah hinaufsteigt. indeß im Walde zuweilen neben dem Elefanten her- usgegangen war, und ihn nachher wieder besteigen eb mir nur der den Eingeborenen gewöhnlichste Weg. n den Elefant auf die Knie klopft und das dann ge- ein zum Tritte gebraucht. Der zwischen den Ohren rnac gibt die Hand zur Hülfe und reißt den Bestei- sich hinauf. Auf den Gepäckelefanten klettert zuwei- ad des Wegs ein ermüdeter Coolie von hinten über anz hinauf, um sich durch einen kurzen Ritt auszu- uf jedem Elefanten sitzt ein Cornac mit einem eiser- in der Hand, womit er die Stirne des Thiers en kann. Doch kommt dies Mittel, außer in der unstzeit, selten zur Anwendung. Gewöhnlich regiert den Elefanten nur durch Worte, und besitzen be- e sie als Hausthiere ziehenden Karen eine große r dies gelehrige Geschöpf, das nach der Satapatha einen Theil menschlicher Natur besitzt, als aus den Aditya abgeschnittenen Fleischstücken Marttandas ge- n Indiern gilt der elefantenköpfige Ganesa für das er Weisheit und Buddha zog in der Gestalt eines weißen Elefanten mit sechs Stoßzähnen in den Leib seiner Mutter ein, die ihn im Traume empfing, sich in der der menschlichen nächststehenden Existenz zur Wiedergeburt verkörpernd.

Wir verlassen dann Bastian an der siamesischen Grenzstation Maetata, einem mit Anpflanzungen umgebenen Walddorf am Mailmountflusse, das von dem Gouverneur und seinen Beamten, sowie von den Bearbeitern der Teakwaldungen bewohnt ist, gespannt auf den Fortgang seiner Reise in Siam; denn wir haben den Reisenden in seinem vielseitigen und unermüdlichen Streben liebgewonnen; es leuchtet uns aus seinen Reisebildern nicht nur das anziehende Colorit des Orients entgegen, wir tauchen auch unter in die Tiefen einer merkwürdigen Weisheit, deren Schleier Bastian mit vorurtheilsfreiem Sinne lüftet und die, wenn auch unsern religiösen Anschauungen fremd, sich doch mannichfach in unsern philosophischen Systemen von Hegel bis Schopenhauer spiegelt.

Rudolf Gottschall.

Populäre Gesundheitslehre.

Die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen. Für alle Stände bearbeitet von Karl Pistor. Leipzig, Günther. Dritter und vierter Band. 1865—66. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Erscheinen dieser letzten beiden Bände hat etwas lange auf sich warten lassen, was um so stärker empfunden werden mußte, als der Anfang der Herausgabe ganz allgemein mit Beifall begrüßt worden ist. Von der Ursache dieser Verzögerung erfahren wir eigentlich nichts. Nach näherer Prüfung des Inhalts wird es indeß wahrscheinlich, daß das verspätete Erscheinen in dem sehr lobenswerthen Streben des Verfassers, nur Gediegenes und wirklich Vollendetes aus der Hand zu geben, seinen Grund gehabt habe. Denn in dem Herbeischaffen des umfangreichen Materials und in dem gewissenhaften und sachverständigen Verarbeiten desselben hat er in der That keine Mühe gescheut. Dadurch ist nun aber diese zweite Hälfte des Werks ein würdiges Seitenstück zu der ersten geworden, die wir in Nr. 6 d. Bl. f. 1865 besprochen haben.

Der Zweck der ganzen Arbeit besteht nun darin, das gebildete große Publikum für die Lehren über Gesundheit und Krankheit des Menschen empfänglich zu machen. Sie will belehren, aber auch zugleich die Veranlassung zum selbständigen Denken geben. Diesen zweiten Punkt sieht sie mit Recht als den bedeutend wichtigern an, jeder Gebildete soll mit vernünftigen Gründen über sein persönliches, physisches und geistiges, Wohl und Wehe urtheilen können, soll durch eigenes Nachdenken die Mittel und Wege auffinden können, welche zur Verhütung der Krankheiten, zur Erhaltung der Gesundheit unumgänglich nothwendig sind. Ist nun die Lösung dieser tief ins Leben greifenden Aufgabe von hoher Bedeutung für jeden alleinstehenden Menschen, so steigert sich ihre Wichtigkeit immer höher bei den Personen, welche dazu berufen sind, das körperliche und geistige Gedeihen ganzer Gemeinden, ganzer Staaten, ganzer Völkerschaften zu überwachen.

Dabei wollen wir nun nicht in Abrede stellen, daß gerade von seiten der Behörden schon sehr viel zur Verbesserung der Gesundheitspflege geschehen ist, aber wir dürfen es auch nicht leugnen, daß darin noch unendlich viel mehr hätte geschehen können, wenn man dabei eine gründliche Belehrung des einzelnen nicht für weniger wesentlich gehalten hätte als die gesetzliche Bevormundung der Gesammtbevölkerung. Das ist aber der schwache Punkt, den unser Verfasser zu kräftigen sucht. Die Pflege der Gesundheit des Volks soll nicht blos von oben herab, von seinen Lenkern kommen, sondern hauptsächlich auch mit von unten hinauf, durch jeden einzelnen, durch Familien und Schulen ins Leben gerufen werden. Es sollte ernstlich dafür gesorgt werden, daß jedem Individuum von Jugend auf eine klare Einsicht in das Wesen und in die Ursachen der Gesundheit und Krankheit beigebracht würde, damit man überall da, wo es nöthig ist, auf seinen durch Ueberzeugung und freien Willen gekräftigten Beistand rechnen kann. Das Buch belehrt uns, daß dies durchgehends möglich sei, und zeigt uns auch die Wege zu diesem edeln Ziele. Es ist begeistert für die von ihm erstrebte große Sache der Humanität, verläßt aber doch nie den Boden der einfachen Wirklichkeit und weiß sich mit verständiger Ruhe stets in den Schranken zu erhalten, welche in Hinsicht der Durchführung auf keine unübersteiglichen Hindernisse stoßen. Eine ähnliche und zum Theil ausführlichere Charakteristik des Werks haben wir früher schon einmal gegeben, aber aus Liebe zum Buche und aus Rücksicht auf den von ihm erstrebten würdigen Zweck konnten wir eine nochmalige Erinnerung nicht gut unterdrücken.

Zu den fünf Abschnitten der besprochenen ersten beiden Bände bringt nun der dritte sieben neue hinzu. Der sechste Abschnitt bespricht die Contagien und Miasmen bei ansteckenden Krankheiten und Seuchen; der siebente handelt von den Parasiten; der achte von der Hautpflege; der neunte von der Bekleidung; der zehnte von Wohnungen und Wohnplätzen; der elfte von den Witterungseinflüssen; der zwölfte vom Klima.

Ueber die Art und Weise der Ansteckung bei den sich bösartig verbreitenden Krankheiten haben die Aerzte und Naturforscher schon seit Jahrhunderten sich vergebens abgemüht, einen befriedigenden Aufschluß zu erlangen. Man kennt hier nur das Schreckbild der Thatsachen, über das wahre Wesen der Ursachen hat man noch kein Licht verbreiten können. Hier herrscht noch immer ein undurchdringliches Dunkel und ein ewiger Ansichten- und Hypothesenstreit. Mit diesem offenen Geständniß leitet der Verfasser seine erste Untersuchung ein und stellt zugleich die Begriffe der Eintheilung in sporadische, pandemische, endemische und epidemische Ansteckungskrankheiten fest, auch macht er deutlich, was man dabei von einem acuten oder chronischen, von einem fieberhaften oder fieberlosen Auftreten derselben zu halten habe, und unterläßt es auch nicht, den Unterschied zwischen Contagium und Miasma klar auseinanderzusetzen. Nach dieser allgemeinen Einleitung folgt dann ein specielles Eingehen in die Krankheiten selbst. Wir lenken die Aufmerksamkeit auf die asiatische und indische Cholera, welche der Verfasser mit Recht als die größte Weltseuche der neuern Zeit ansieht. Obgleich es wahrscheinlich ist, daß diese schreckliche Krankheit schon sehr lange zur Plage der Menschheit existirt, so kennen wir die Hauptzüge derselben doch erst seit einigen vierzig Jahren. Der Verfasser berichtet darüber:

Am 19. August 1817 wurde Dr. Robert in Jessora, 40 Stunden nordöstlich von Kalkutta, zu einem Kranken gerufen, der an der Cholera litt, nachdem diese bereits in andern Theilen Indiens unter den Eingeborenen geherrscht hatte. Von da ab breitete sich die Seuche so schnell aus, daß in zwei Monaten bereits mehr als 2000 Einwohner Jessoras und der Umgegend erlagen. Schon gegen Ende September erreichte sie Kalkutta. In diesem ersten Jahre sollen im englischen Indien 600000 Menschen der Cholera erlegen sein. Im Jahre 1818 breitete sie sich über ganz Bengalen, westlich nach der Küste Malabar und südlich nach der von Koromandel aus; sie überstieg die hohen Gebirge von Hindostan und Nepaul und wüthete in Bergthälern, welche mehr als 4000 Fuß über dem Meere liegen. In demselben Jahre drang die Krankheit auch schon nach Malakka vor; und so sehen wir schon jetzt einen Raum von derselben ergriffen, welcher in einer Ausdehnung von 30 Längengraden sich über 28 Breitengrade erstreckte.

Diese zuerst beobachtete Verbreitungsgeschichte der Krankheit verfolgt der Verfasser allerdings nur in den Grundzügen, aber sie gewährt dennoch ein großes Interesse. Nach Europa kommt sie 1830 aus Persien, wo sie den Kaukasus überschreitet und das Stromgebiet der Wolga zum Eindringen in Rußland benutzt; der Oder folgend erreicht die Krankheit Küstrin und Frankfurt, erscheint am 31. Aug. 1831 in Berlin, geht nach Magdeburg und Hamburg, und kommt zu Anfang des Jahres 1832 nach England und Frankreich. In der Mitte des genannten Jahres hat sie auch das Atlantische Meer überschritten, zeigt sich zuerst in Canada und verbreitet sich dann rasch über ganz Nordamerika, geht nach den Inseln des Mexicanischen Meerbusens und verschont selbst die so hoch und gesund gelegene Stadt Mexico nicht. Von Frankreich geht sie nach Italien, Spanien und Portugal. Diese erste Epidemie hatte im Jahre 1837 ihr Ende erreicht; die Hauptrichtung ihrer Verbreitung war eine nordwestliche. Die zweite begann 1845 und dauerte bis 1855, sie hatte eine ähnliche Vorschreitungsrichtung, war aber überall mehr geneigt, sich in der Breite auszudehnen. Das englische Indien sieht man jetzt mit ziemlicher Gewißheit als den Centralpunkt des Ursprungs der Seuche an, von wo aus sie sich dann nach allen Richtungen, besonders aber gegen Nordwest zu verbreiten pflegt; die dabei vorkommenden Sprünge lassen sich meistens durch Verschleppung mit Hülfe der Schiffe, der Karavanen u. s. w. erklären. Was den Streit betrifft, ob die Cholera ansteckend sei oder nicht, so gesteht der Verfasser, daß er sich für keine Partei entscheiden könne, sobald der Begriff der Ansteckung so eng gefaßt werde, wie man ihn bisher gewohnt gewesen sei. Er sagt:

Auf der einen Seite nämlich wird sie selbst bei dem innigsten Verkehr gesunder und kranker Menschen nicht von Person zu Person übertragen; auf der andern Seite aber wird sie allein durch Cholerakranke verbreitet. Es sind nämlich die

Dejectionen, die Auswurfstoffe solcher Menschen, durch welch wahrscheinlich in allen, jedenfalls in den meisten Fällen die Verbreitung der Cholera stattfindet. Durch diese Beobachtung ist eine große Zahl bis dahin dunkler und scheinbar sich widersprechender Thatsachen aufgeklärt worden. So kann die Krankheit durch ein einziges, von dem Gifte angestecktes Individuum, bei dem die Erscheinung der Ansteckung nur in einem einfachen und ungefährlichen Durchfall besteht, nach einem bis dahin ganz frei gebliebenen Orte übertragen werden. Der Kranke reist vielleicht weiter und wird bald von seinem Durchfalle befreit, aber er hinterläßt in dem Abtritte, welchen er benutzt hat, einen Stoff, der die Veranlassung zum Ausbruche einer mörderischen Epidemie wird.

Diese Ansicht verbreitet ein leicht erklärendes Licht über viele bisher ganz räthselhafte Erscheinungen. Herrscht in einem Orte die Choleraepidemie, so sind die Straßen und Häuser, in denen sich die Kranken befinden, am meisten gefährdet durch die Rinnsteine und Dünggruben, in denen die Entleerungen ihre gewöhnliche Ablagerung finden, oder durch die Personen, welche unvorsichtig den Unglücklichen Hülfe geleistet haben. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß thierische Stoffe, welche in Zersetzung begriffen sind, der Verbreitung der Cholera sehr behülflich sind, wie dies von dem Typhusgifte schon längst bekannt ist, sodaß hier die verwesenden Thierstoffe eine ganz gleiche Rolle spielen wie die zersetzenden Pflanzenstoffe bei dem kalten Fieber und überhaupt bei allen sogenannten Malariafiebern. Daher spielt die Nähe eines Flusses, der Stand des Grundwassers im Boden und die Zusammensetzung des Untergrundes aus verwesenden animalischen Stoffen eine wichtige Rolle bei dem Entstehen und Verbreiten dieser pestartigen Krankheit.

Indessen reichen die angeführten Momente noch keineswegs hin, alle die Eigenthümlichkeiten zu erklären, welche die Verbreitung der Cholera innerhalb eines größern Districts und innerhalb einer heimgesuchten Gegend darbietet. Zuweilen bleiben solche Plätze, in welchen die Verhältnisse der Entwickelung und der Verbreitung der Cholera höchst günstig scheinen, von ihr verschont, während andere, wo man das Gegentheil vermuthen sollte, auf das fürchterlichste heimgesucht werden.

Daraus folgt also, daß man in der Untersuchung noch lange nicht bis zum letzten Abschluß gelangt ist. Der persönlichen Empfänglichkeit für diese Seuche muß auch noch Rechnung getragen werden, und in dieser Hinsicht tappen wir noch ganz im Dunkeln; da sind Menschen, welche fortwährend an Durchfall und Erbrechen leiden, verschont geblieben, während die gesundesten, vorsichtigsten davon weggerafft wurden; da erliegen die muthvollen Männer und Frauen, welche von der Furcht vor der Ansteckung kaum eine Ahnung hatten, und es werden dagegen die Sklaven der Angst gar nicht davon befallen. Man stößt dabei auf die schroffsten Widersprüche, auf die wunderbarsten Räthsel. Zu einer überhaupt geltenden festen Gesetzmäßigkeit hat uns das emsige Einsammeln der Erfahrungen noch nicht bringen wollen.

In Hinsicht der Mittel zur Abwehr der Weiterbeförderung dieser Krankheit haben sich die Quarantänen und Absperrungen als unwirksam erwiesen, und das hauptsächlich wol nur, weil sie bekanntlich lange nicht mit der Gewissenhaftigkeit und Vorsicht durchgeführt werden können, als hier zur wichtigsten Bedingung gestellt werden muß.

Ist in einem Orte die Cholera ausgebrochen, so muß die Behörde für eine gehörige Reinigung und Desinfection der Abtritte, der Düngergruben und der Rinnsteine sorgen. Auflösungen von Eisenvitriol sind hierzu empfohlen worden. Die Ausleerungen der Kranken dürfen nicht in die gemeinschaftlichen Abtritte geschüttet werden. Es müssen hinlänglich große und zweckmäßig eingerichtete Choleralazarethe, in welchen Kranke mit einem verdächtigen Durchfalle von solchen, welche an schweren Cholerafällen leiden, getrennt werden können, errichtet werden. In diesen muß sich eine hinreichende Anzahl erfahrener Krankenwärter befinden. Durch Suppen- und Speiseanstalten ist soviel als möglich für eine gesundheitsgemäße Ernährung der ärmern Bevölkerung zu sorgen und durch einfache öffentliche Belehrung die Gefahr dem Publikum auseinanderzusetzen, welche die Vernachlässigung eines solchen Durchfalls mit sich bringt.

Den Vorschlag, daß die Reichen, welche durch keine Geschäfte gebunden sind, den Ort augenblicklich verlassen möchten, in welchem sich die Cholera einzuquartieren droht, hätte der Verfasser sich wol ersparen können, da die Erfahrung leider gelehrt hat, daß eine solche Flucht mit gar zu unvernünftigem Eifer schon mehr als billig ausgeführt worden ist, daß es sogar nicht an zaghaften Aerzten gefehlt hat, die reißaus genommen haben. Es wäre dagegen ganz am Orte gewesen, wenn er die Gründe für das Bleiben der gesunden Begüterten recht klar und entschieden auseinandergesetzt hätte. Natürlich kann nicht jeder zu einem muthigen Menschenretter gestempelt werden, aber er soll doch wenigstens kein entmuthigendes Beispiel durch seine kopf- und herzlose Feigheit geben.

Alle andern Vorschläge sind dagegen vortrefflich und können der Beachtung nicht dringend genug empfohlen werden. Die Choleratropfen, welche während einer Epidemie von den Apothekern auf Anordnung der Aerzte im Handverkaufe abgegeben werden, bestehen aus Opiumtinctur mit einem Zusatze von ätherischen Mitteln; so sehr nun der Verfasser für jene Tinctur ist, ebenso entschieden verwirft er aber diesen Zusatz, da er nicht blos überflüssig, sondern unter Umständen sogar nachtheilig wirken könne. Gegen die Anwendung dieser Tropfen ohne ärztlichen Beistand kann der Verfasser gar nichts haben, weil besonders das Opium eins der wirksamsten Mittel gegen die Choleradiarrhöen ist, und weil es um so mehr Erfolg verspricht, je früher es genommen wird. Die Hülfe des Arztes darf allerdings nicht fehlen, da sehr leicht Umstände auftreten können, welche nur dieser richtig und ganz beurtheilen kann; aber bis zu seinem Eintreffen gibt ein vorschriftmäßiges Nehmen der Tropfen eine stets heilsame Vorbereitung und Hülfe. Der Verfasser meint:

Der Einfluß deprimirender Gemüthsaffecte auf den Ausbruch der Krankheit ist übertrieben worden. Daß die Furcht vor der Cholera den Anfall bewirken kann, ist richtig; indessen bleiben doch die meisten Menschen, welche große Angst vor der Cholera haben, verschont, während die meisten der Befallenen sorglos und gleichgültig die Entwickelung der Seuche betrachteten. Auch zeigt uns die Geschichte der pariser Emeuten, daß große Volksaufregungen keinen bestimmten Einfluß auf die Entwickelung und Verbreitung der Epidemie haben.

In ähnlicher Weise verbreitet sich das Werk über andere ansteckende Krankheiten, wie Masern, Scharlach, Pocken

Keuchhusten, Nervenfieber, Typhus, Pest, Wuthgift, Leichengift u. s. w. und gibt dann auch allgemeine Schutzmaßregeln gegen die Ansteckung, wir glauben indeß mit dem tiefern Eingehen in die Besprechung der einen Krankheit schon zur Genüge einen Fingerzeig über den im ganzen waltenden Geist gegeben zu haben.

Ueber Wohnungen und Wohnplätze ist vom Standpunkte der Hygiene in neuerer Zeit recht viel Beherzigenswerthes geschrieben und gesprochen worden. Der Verfasser hat daher diesen Gegenstand auch in ernste Untersuchung gezogen und nicht blos das bereits erforschte Gute zur empfehlenden Mittheilung gebracht, sondern auch noch auf viele ganz neue Punkte mit Nachdruck aufmerksam gemacht. Wir fassen dabei nur einmal die Heizung ins Auge. So viel sich nun auch in dieser Hinsicht die Männer der Wissenschaft und Industrie bemüht haben, allen Wünschen nachzukommen, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Sieg über Vorurtheil und Schlendrian noch lange nicht erkämpft worden ist. Die Engländer halten ihre Kaminheizung für die beste und sträuben sich gegen jede Neuerung. Sie besitzt allerdings den Vorzug der besten Ventilation für das betreffende Zimmer, aber sie ist zugleich der Quell für die größte Vergeudung des Brennmaterials und von der erzeugten Wärme kommt nur etwa ein Achttheil dem Wohnraum zu gute, alles andere entweicht ungenutzt durch den Schornstein. An eine gleichmäßige Erwärmung des Zimmers ist dabei gar nicht zu denken, die Nähe des Kamins zeigt meistens einen lästig hohen Hitzegrad, während die entferntern Punkte kaum zur nothdürftigsten Erwärmung ausreichen, denn die Wärme nimmt rasch nach den Quadratzahlen der Entfernung vom Herde ab. Daneben erfordern die Kamine eine beständige sorgfältige Ueberwachung, wenn sie nicht feuergefährlich sein sollen. Gegen die Luftheizung nimmt der Verfasser ebenso entschieden Partei. Die trockene, alles ausdörrende Luft hat nicht blos etwas Unbehagliches und Lästiges für den Menschen, sondern sie führt auch eine Schädlichkeit für die Gesundheit mit sich, sie erzeugt Kopfschmerz, Schwindel und Athmungsbeschwerden. Die Dampfheizung der Wohnstuben räth der Verfasser auch unter Anführung triftiger Gründe ab. Der Heizung mit warmem Wasser ist er schon eher zugethan, nur steht die Kostspieligkeit ihrer Einrichtung der Einführung zu Familienzwecken entgegen. Den eisernen Ofen nennt der Verfasser einen Verschwender, der schnell und übermäßig ausgibt, wenn er viel einnimmt, er paßt nur für Gasthöfe, wo es mehr auf eine rasche als andauernde Erwärmung ankommt; für Wohn- und Krankenzimmer, die eine gleichmäßige Durchwärmung auf die Dauer erfordern, ist er nicht zu empfehlen. Bei den Kachelöfen wird dem berliner Grundofen besonders das Wort geredet, ist er gut geheizt und dann sorgfältig unten verschlossen, so verbreitet er 12—16 Stunden eine ziemlich gleichmäßige Temperatur im Zimmer, er erfordert verhältnißmäßig wenig Brennmaterial, wenig Bedienung und hat nur die Schattenseite einer kostspieligen Anschaffung und eignet sich gar nicht zu den Zwecken einer raschen und vorübergehenden Erwärmung. Zuletzt wird denn auch die Rede auf die Luftcirculationsöfen von Bernhardi gebracht. Sie sind nicht blos für Familienzimmer, sondern auch für Krankensäle, Schulräume und überhaupt da zu empfehlen, wo eine gleichmäßige, andauernde Durchwärmung mit beständiger Reinigung der Luft Hauptzweck ist. Der Verfasser unterläßt denn auch nicht, eine genauere Beschreibung dieser Oefen mitzutheilen und auf die Schrift des Dr. A. Bernhardi (Eilenburg 1864) aufmerksam zu machen, in welcher die Darstellung ganz detaillirt gegeben worden ist.

Für die beständige Reinlichkeit der Straßen zu sorgen, ist eine der wichtigsten Pflichten für alle, welchen die Gesundheit der Menschen am Herzen liegt. Schon Mohl weist darauf hin, daß durch sie Holland bewohnbar gemacht worden ist, während ihr Mangel Kairo und Konstantinopel zu einem beständigen Pestherde gemacht hat:

> In den trockenen Tagen des Sommers ist das Begießen der Straßen mit Wasser eine so nothwendige Maßregel, daß man kaum begreifen kann, wie dies an so vielen Orten von der Polizei so sehr vernachlässigt wird. Die Chinesen sind hierin weiter. Ebenso ist im Winter die schnelle Entfernung der Eismassen beim Eintritt von Thauwetter nie zu versäumen. Jeder Unrath, welcher Art er auch sein möge, ist sobald als möglich aus der Nähe der Wohnungen zu entfernen. Wird der Abfluß aus Kanälen, Gruben, Cloaken, worin Schlamm, Moder, Menschenkoth und anderer Unrath angehäuft ist, verhindert, oder ist er zu langsam, findet kein gehöriger Luftzug statt und macht sich dabei noch Sommerhitze oder ein warmes Klima geltend, so kann die dadurch entstehende Verunreinigung der Luft eine höchst bösartige Epidemie veranlassen. In den Schriften der ältern Aerzte findet man eine Menge Beispiele angeführt, in welchen Gräben oder andere Stellen, an denen sich Unrath angesammelt hatte, sehr bösartige Fieber erzeugten, welche erst nach Beseitigung jener wieder verschwanden.

Gegen diese erste Regel der Gesundheitspflege wird noch immer sehr viel gesündigt und es scheint, als wenn in diesem Punkte selbst die überwachenden Behörden schwer zur Vernunft zu bringen sind. In einer hinter einer Kaserne gelegenen Straße beklagten sich einst die Bewohner über den fortwährenden unerträglichen Gestank, den die Abtritte der Soldaten erzeugten, und richteten an die betreffende oberste Militärbehörde die dringende Bitte um Abhülfe. Das beleidigte den Stolz des Chefs dieser Behörde so sehr, daß er die Bittsteller in barschen Worten abwies. Er sagte:

> Jene Plätze unserer Soldaten stinken, daran zweifelt niemand, weil dies in der Natur der Sache liegt, aber im Fall sich dies auch ändern ließe, so wollen wir es nicht. Unsere Kaserne soll da stinken und wer das nicht ertragen will, der braucht dort nicht zu wohnen, nicht zu gehen.

Dies ereignete sich vor etwa acht Jahren, also in der Mitte unseres aufgeklärten 19. Jahrhunderts, und nicht lange nachher, nachdem die Cholera die betreffende Stadt auf das furchtbarste heimgesucht hatte. Der Verfasser behandelt diesen Punkt mit besonderer Ausführlichkeit, worüber wir ihn nur loben können. Er sagt:

> Enthält aber die Cloakenluft eine Menge von Schwefelwasserstoff und von schwefelwasserstoffsaurem Ammoniak, so kürzen

die Arbeiter wie vom Blitz getroffen mit einem Schrei ohnmächtig oder todt zu Boden. Bei einem geringen Grade der Vergiftung fühlen sie einen heftigen Schmerz im Magen und in den Gelenken, ein Zusammenschnüren der Kehle und Anwandlungen von Ohnmacht. Oft schreien sie in unregelmäßigen Zwischenräumen laut auf, deliriren und verfallen in Lachkrämpfe, in allgemeine Convulsionen, bis endlich ein solcher Zustand in eine Ohnmacht oder auch in den Tod übergeht. Im Sommer und bei Regenwetter sind die Cloaken gefährlicher als bei kalter trockener Witterung. Manche sind des Abends, andere des Morgens mit giftigen Dünsten angefüllt, ohne daß man diesen Umstand zu erklären vermöchte. Ueberhaupt machen sich hierbei viele Eigenthümlichkeiten geltend, die der wissenschaftlichen Erklärung unzugänglich sind, aber von den Arbeitern sehr wohl beurtheilt werden. So verräth sich der gefährlichste Plomb durch keinen übeln Geruch, durch keine physikalischen Kennzeichen, der geübte Cloakenfeger erkennt ihn aber sofort und weiß in der Regel zu entscheiden, ob die Grube gefährlich ist oder nicht. Cloaken in Häusern, die vorzugsweise von Frauen bewohnt werden, wie z. B. die Nonnenklöster, sollen nicht so gefährlich sein als solche, welche die Excremente von Männern aufnehmen. Beim Ausräumen der Gruben ist das Ausschöpfen der obern flüssigen Kothschichten viel weniger gefährlich als das der untern und festen. In vielen Fällen erzeugt sich der giftige Dunst erst dann, wenn nach der Entleerung der Cloaken Wasser in dieselben eingelassen wird, oder wenn einzelne Steine aus dem Grunde oder der Umfassungsmauer gelöst werden. Deshalb sind auch Maurer, welche an schon gereinigten Cloaken arbeiten, der Vergiftung in ebenso hohem Grade ausgesetzt als die Cloakenfeger selbst.

In Hinsicht der verschiedenen Methoden zur Reinigung der Latrinen weist der Verfasser auf eine in Turin jetzt angewandte sehr empfehlenswerthe hin. In einiger Entfernung von der Stadt liegt ein großes Bassin, dieses steht mit den Hauptstraßen durch unterirdische Röhren luftdicht in Verbindung, Nebenröhren gehen von ihnen zu allen übrigen Stadttheilen; mit dem ganzen System lassen sich nun die sämmtlichen Latrinen durch biegsame Schläuche luftdicht in Verbindung setzen.

Binnen wenigen Minuten kann man dann vermittels des luftleeren Raums, welcher in den Apparaten des Bassins erzeugt wird, allen Unrath aus mehrern Häusern ohne Geruch und ohne Anwendung von Wagen, folglich auch ohne ein anderes Geräusch, als wie es das Oeffnen und Schließen der Hähne mit sich bringt, herausziehen und bis zu einer hinreichenden Entfernung von der Stadt fortschaffen. Hier können dann die Stoffe im Interesse der Landwirthschaft nach Belieben verwendet werden. Diese Einrichtung scheint alle Vortheile der frühern Methoden zu vereinigen und keinen ihrer Nachtheile mit sich zu führen. Sie läßt sich auch überall ohne Rücksicht auf die Verhältnisse des Bodens ausführen und setzt nur einen gewissen Wasserreichthum zur Speisung der hydropneumatischen Apparate voraus. In Turin war das Cloakenwesen bis in die neueste Zeit hinein in einem schlechten Zustande, um so mehr darf sich nun diese Stadt zu dieser vortrefflichen Verbesserung Glück wünschen.

Der Verfasser versäumt es denn auch nicht, auf einen vortrefflichen Aufsatz von Voigt, welchen die Zeitschrift für Staatsarzneikunde von Henke gebracht hat, hinzuweisen. Die sich bildenden Gase dürfen hiernach nicht in die freie Luft entweichen, sondern müssen in den Augenblicken, wo sie entstehen, in nicht flüchtige Verbindung übergeführt werden, wozu die Auflösung passender Salze, z. B. von schwefelsaurem Eisen, zu benutzen ist. Zur Ansammlung der Excremente dürfen auch keine Gruben, sondern nur Tonnen und Eimer verwandt werden und ebenso muß für einen geruchlosen Transport in luftdichten Gefäßen gesorgt werden. Die Lagerplätze der geruchlos gemachten Excremente müssen stets streng überwacht werden, damit sie sich immer geruchlos erhalten können. Es versteht sich von selbst, daß die Durchführung dieser vortrefflichen Maßregeln nur gewissenhaften Männern von Fach anzuvertrauen ist. Der Kostenpunkt bildete dabei kein unübersteigliches Hinderniß, da die geruchlos gemachten Stoffe für den Landwirth noch werthvoller sind als die andern, also insofern keine Einbuße zu befürchten steht und alles übrige durch eine verhältnißmäßig kleine Gemeindetaxe leicht herbeigeschafft werden kann, sobald man es nur nicht versäumt hat, durch populäre Belehrung dafür zu sorgen, daß jeder eine klare Einsicht in die Nothwendigkeit des Verfahrens erhalte. Für die Erhaltung der Gesundheit, für die Fortschaffung der Gifte zu epidemischen Krankheiten, für die Abwehr von Seuchen bringt der Arme ebenso bereitwillig wie der Reiche seine Gaben, nur muß er Vertrauen zu den angewandten Mitteln haben, wobei Aufklärung und Hinweisung auf Erfahrung die Haupthebel abgeben.

Die beiden letzten Abschnitte des dritten Bandes handeln sehr anziehend von den Einflüssen des Wetters und des Klimas auf unsere Gesundheit.

Große Hitze stört die Thätigkeit der Verdauungsorgane, vermindert die Blutmenge, schwächt die Nerven, veranlaßt und steigert einige wichtige Krankheiten, namentlich die Malariakrankheiten, die Ruhr, die Cholera, das gelbe Fieber, viele Hautleiden, während sie nur wenige Formen hindert, z. B. die Pest, den Typhus und die Brustentzündungen. Große Kälte bedroht das Leben direct, wenn keine gehörigen Schutzmittel vorhanden sind. In der hohen Polarzone läuft die Lebenszeit rasch ab, die mittlere Lebensdauer ist dort kurz. Eine mäßige Temperatur ist auch nicht immer eine stetige, sich gleichbleibende. Sprünge in der Temperatur, sowol die von Mittag bis Nacht, die meist auf der nächtlichen Ausstrahlung beruhen, als auch die im Laufe des Tags, welche meist durch die Nähe von Gebirgen entstehen, haben eine große Zahl mannichfacher Störungen, die sogenannten Erkältungskrankheiten, zur Folge. In der gemäßigten Zone übt der Unterschied in der Temperatur, wie ihn die verschiedenen Jahreszeiten mit sich bringen, einen höchst wohlthätigen Einfluß auf den Körper aus. So wird kein Gesunder wünschen, die Kälte des Winters zu entbehren, weil er durch sie Energie und Kraft und eine größere Blutmenge erhält.

Die Aufmerksamkeit der Leser wird dann auf die Gesundheit und Krankheit der verschiedenen Zonengebiete gelenkt, sodaß sie mit dem Verfasser eine geographische Untersuchungsreise um die ganze Erde machen.

Der vierte Band beginnt mit einer Fortsetzung des zwölften Abschnitts über das Klima, die beinahe die Hälfte des ganzen Inhalts ausmacht. Man sieht wie viel Gewicht der Verfasser gerade auf diesen Theil der Untersuchung gelegt hat. Dem Ganzen fügt er dann noch eine sehr beherzigenswerthe Schlußbemerkung für diejenigen bei, die mit Auswanderungsplanen für entfernte Welttheile umgehen. Das Acclimatisiren erfordert einen jugendlich frischen und durchaus gesunden Körper. Je verschiedener das Klima, je verschiedener die damit verbundenen anderweitigen Verhältnisse der neuen Heimat im

Vergleich mit der alten sind, desto größer sind die Revolutionen, welche der Organismus des verpflanzten Menschen zu ertragen hat. Die kaukasische Rasse ist der Acclimatisation am leichtesten gewachsen. Die Bewohner der gemäßigten Zonen gewöhnen sich weit leichter an das Klima des kalten Erdgürtels als an das der Tropen. Die Bewohner der Tropen fangen gewöhnlich schon in den gemäßigten Zonen an zu kränkeln und sind nur mit seltener Ausnahme an kalte Erdstriche zu gewöhnen. Wer nach einem kältern Klima auswandern will, muß die warme Zeit des Jahres zu seiner Ankunft wählen, damit der Uebergang zur Kälte nicht zu urplötzlich über ihn kommt. Und hat jemand die Absicht aus dem gemäßigten Klima nach den Tropen überzusiedeln, so muß er sich schon in der alten Heimat mehr an das Essen der Pflanzenspeisen gewöhnen und der Fleischnahrung soviel als möglich entsagen, da man hierin die Hauptveranlassung des Klimafiebers erkannt hat.

Im dreizehnten Abschnitt wird die Beschäftigung der Menschen mit dem Maßstabe der Gesundheitsfrage gemessen und beurtheilt. Er enthält einen reichen Schatz von Erfahrungen und Ansichten, welche der sorgfältigsten Beachtung warm zu empfehlen sind.

Der vierzehnte Abschnitt ist dem Nervenleben gewidmet. Das ist ein Gebiet, auf welchem die Gesundheitspflege noch lange nicht so heimisch geworden ist, als sie es sein sollte. Was der Verfasser darin zur Mittheilung bringt, verdient allgemein gekannt zu sein. Er beklagt es sehr, daß in unserer Zeit das Treiben der Menschen gar zu einseitig geworden ist. Er sagt:

Es geht dem Gehirn nicht anders als den Muskeln. Je häufiger sich diese zusammenziehen, desto leichter ermüden sie. Durch rasch aufeinanderfolgende Zusammenziehungen wird die Wirkung des Muskels stets geringer. Auch die Sinne ermüden ohne Erholung bald. Ein anhaltender Ton wird anfangs auch anhaltend wahrgenommen, nach einiger Zeit aber wird die Wahrnehmung periodisch unterbrochen, und in diesen Pausen erholt sich der Gehörnerv, neues Material aus dem Blute schöpfend. Nicht anders ist es mit der Thätigkeit des Geistes, denn es ist nur zu wahr, daß alle unsere Weisheit und Seelenstärke auf der materiellen Kraft unsers Gehirns, unsers Herzens und unserer Muskeln beruhen, nach Maßgabe des Gepräges, das die Hand der Mutter Natur ihnen aufgedrückt hat, und nach Maßgabe der Verhältnisse, denen der einzelne im Leben unterworfen ist. Eine anhaltende und ununterbrochene Gehirnthätigkeit, die Folge anstrengender geistiger Beschäftigung oder Gemüthsbewegungen, verursacht Blutandrang nach dem Gehirn und nach den Verdauungsorganen, und führt auf die Dauer verschiedene krankhafte Zustände herbei. Die Blutbereitung wird beeinträchtigt, die Ernährung leidet, der Schlaf ist unzureichend und unterbrochen, die Nerven werden reizbar, die Stimmung traurig, das ganze Befinden sehr gestört. Kinder, Greise und schwächliche Personen werden früher krankhaft ergriffen als starke Leute.

In ähnlicher Weise warnt er auch vor zu andauernder geistiger Unthätigkeit. Leute, welche träge im Denken, sind gewöhnlich auch körperlich faul und neigen zuletzt zum Blödsinn. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die geistigen Berufsarten der Gesundheit am zuträglichsten sind, mit denen sich eine gewisse Gemächlichkeit verbinden läßt. Geistliche, Professoren, Kaufleute werden gewöhnlich alte Leute, sobald sie sich vor Leidenschaften und geistiger Ueberstürzung in Acht zu nehmen verstehen. Von den Künstlern, Dichtern, Schauspielern und Politikern ist dies weniger zu rühmen, und das hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie sich die Gemüthsruhe nicht aneignen können, die vor leidenschaftlicher Aufregung schützt.

Eine unerwartete Freude kann dem Menschen weit gefährlicher werden, als eine plötzliche Trauerbotschaft. In den alten Schriftstellern findet man viele Beispiele von Leuten, welche nach der Mittheilung eines freudigen Ereignisses sofort starben. In solchen Fällen tritt der Tod durch Schlagfluß, Lähmung oder durch Zerreißen des Herzens ein. Aber im allgemeinen wirkt die Freude sehr wohlthätig auf den Körper, sie befördert den Kreislauf des Bluts, die Muskelbewegungen, befördert die Absonderungen, die Verdauung, den Appetit und belebt die geistigen Thätigkeiten, indessen kann sie auch Blutwallungen, Herzklopfen, Krämpfe und Zuckungen veranlassen. Deshalb darf man schwächlichen, reizbaren, kranken Leuten nie ohne Vorbereitung ein freudiges Ereigniß mittheilen.

Vor Aerger, Verdruß, Zorn, Neid, Habsucht sollte jeder vernünftige Mensch sich zu schützen suchen, da sie nach der Ansicht des Verfassers alle sehr nachtheilig auf die Gesundheit einwirken. Der Rath ist gut gemeint, aber es möchte schwer fallen, ihn immer zu befolgen, da den Menschen diese Leidenschaften wie der Dieb in der Nacht überfallen, wo die Vernunft, der wirksamste Hüter und Schützer, gerade abwesend ist. Gegen Kummer, Gram, Betrübniß, Traurigkeit, Verzweiflung kann der Mensch schon eher ankämpfen, weil ihre nachtheiligen Folgen erst durch eine längere Andauer zum Vorschein kommen, wo allmählich die Vernunft wieder die Obergewalt gewinnen kann. Bei dem Heimweh ist die Heilung nur mit der Hoffnung zu beginnen, daß die Rückkehr zur Heimat nicht blos möglich ist, sondern in ganz entschiedene Aussicht gestellt werden kann. Erreicht man hierdurch eine Beruhigung des Gemüths, so muß man sich zugleich angelegen sein lassen, den Kranken auf andere angenehme Gedanken zu bringen.

Der funfzehnte Abschnitt faßt die Charlatanerie und die Geheimmittel ins Auge, während der folgende Schlußabschnitt den Tod und Scheintod in Betrachtung zieht. Ueber beide Gegenstände ist schon viel geschrieben und geforscht, gescholten und ermahnt worden, aber dennoch bleibt man jahrhundertelang fast immer auf demselben Punkte stehen. Die Welt scheint ebenso wenig ohne Charlatane und Geheimmittel, als ohne Tod und Furcht vor Scheintod bestehen zu können.

Die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden gründet sich vorzüglich auf eine Anzahl von Beobachtungen, in welchen Kranke, die durch beklagenswerthe Uebereilung oder durch strafbare Nachlässigkeit als Todte betrachtet wurden, am Rande des Grabes oder gerade noch vor ihrer Beerdigung durch den einen oder den andern glücklichen Zufall erwachten. Nach Guerin sollen in Frankreich binnen 10 Jahren (1835—45) 46 Fälle vorgekommen sein. Nach Lenormand wären in Berlin innerhalb zwei bis drei Jahren 10 solche Fälle bekannt geworden. Aus Nordamerika wurden in den letzten Jahren auf 1200 Sterbefälle 6 solche Beispiele berichtet. Dr. Winslow (1712) erzählt von sich selbst, daß er in seiner Jugend zweimal in Gefahr gewesen sei, lebend der Erde übergeben zu werden. Dem berühmten Portal (1770) wurde die Leiche eines neugeborenen

Kindes auf die Anatomie gebracht; während er einen Vortrag über dieselbe hielt, gab das Kind Lebenszeichen von sich.

Dann führt der Verfasser noch mehrere interessante Beispiele an, daß Verbrecher, nachdem an ihnen die Execution vollstreckt worden ist, wieder zum Leben zurückgekehrt sind. Auch läßt er das Ereigniß, welches dem berühmten Meckel (1730) passirt sein soll, nicht unerwähnt. Ihm sei ein Erhängter in den Anatomiesaal zum Seciren gebracht, an welchem er aber noch Spuren des Lebens bemerkt habe; nach glücklich vollbrachter Wiederbelebung sei er zur Flucht des Unglücklichen behülflich gewesen. Dieser wäre dann ein sehr reicher Kaufmann in Holland geworden, der seinem Lebensretter ein Geschenk von 25000 Gulden gemacht habe. Der Verfasser meint aber, daß an der ganzen Erzählung nur das Wahre sei, daß der Körper des Erhängten noch gezuckt habe, als Meckel den ersten Schnitt zu seiner Zerlegung gethan habe, was zu den nicht gerade seltenen Fällen gehört.

Er kommt hierauf zu den Vorschlägen, das Lebendigbegrabenwerden zu verhüten, wobei das Ueberwachen der Verstorbenen in zweckmäßig eingerichteten Leichenhäusern ganz besonders empfohlen wird, doch soll die gewissenhaft durch Aerzte ausgeführte Leichenschau und das darauf gestützte Ausstellen des Todtenscheins in den meisten Fällen schon vollkommene Beruhigung und Sicherheit gewähren.

Damit beschließen wir unsere Besprechung. Sollte dieselbe zu einer sorgfältigen allgemeinen Beachtung des vortrefflichen Werks selbst beitragen, so wäre unser Hauptzweck erreicht. **Heinrich Birnbaum.**

Unterhaltungsliteratur.

1. Lady Flavia. Roman von Mrs. Henry Wood. Deutsch von C. Büchele. Zwei Bände. Stuttgart, E. Ebner. 1865. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Flavia, schön, geistreich, im Auge der neidischen Frauen ein Dorn, in dem der Männer halb Engel, halb Dämon; diese Flavia, um derenwillen die Löwen Londons zahm wie Seidenhündchen werden — eine Betrügerin im großen Stil! Bei dieser Enthüllung auf der letzten Seite des Romans fühlt sich der Freund einer gediegenen Lektüre wie mit kaltem Wasser übergossen, und seine ganze Theilnahme für den im übrigen so tüchtigen Roman ist dahin. Muß es denn Sensation um jeden Preis sein! Wir sind der Heldin so gern von Frankreich nach England gefolgt, wir haben uns über die lebendigen Schilderungen der englischen Schlösser und Parks, der Pfarrhäuser und Bazars von Herzen gefreut, und Bravo gerufen, als wir die markige Beschreibung des Schloßbrandes lasen; wir haben der Verfasserin im Geiste dafür die Hand gedrückt, daß Flavia allmählich besonnener wird und seltener den Renner besteigt, auf dem sie sonst über die Felder sauste, ja wir haben im Interesse der Leserinnen gehofft, daß Flavia schließlich einen Mann wählen und, an der Wiege des Erstgeborenen sitzend, von uns Abschied nehmen werde. Und statt dessen großartigster Betrug, Polizei, Gift, Tod, im Hintergrund Kerker und Guillotine! Dadurch hat Mrs. Wood die Liebhaber von Knalleffecten natürlich auf ihrer Seite, jeder andere aber wird ihr sagen müssen, daß sie die bis dahin günstigste Stimmung für ihr Werk dadurch vernichtet hat. Wie geschickt ist der Roman angelegt, wie trefflich die Verbindung zwischen Frankreich und England hergestellt! Immer sind die Personen klar und scharf gezeichnet, die Fäden immer gut geknüpft und gelöst, und was die Uebergänge von den lieblichsten zu den erschütterndsten Scenen betrifft, so thäten viele deutsche Autoren gut, bei Mrs. Wood in die Schule zu gehen. Wenn nur am Schluß das Feuerwerk nicht wäre! Es war uns beim Lesen, als würden wir plötzlich durch Geprassel, Qualm und Rauch aus einiger sonnigen, duftigen Landschaft vertrieben.

2. Die Komödiantenhexe. Ein Nachtstück aus der Zeit der Alonge von Ernst Pasqué. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 3 Thlr.

Auf Spannung folgt Spannung; hier Verbrechen, dort Verbrechen, dazwischen Liebe, Duell, Gespenster, Schloßbrand, unglücklicher Sprung aus dem Fenster u. s. w. Wahrlich, ein Nachtstück, bei dessen Lektüre der Athem versagt und das Haar sich sträubt. Dreimal Heil den Leihbibliothekaren, die diesen Roman gekauft haben; die Groschen für diese drei Bände werden „nur so regnen". Die Kritik kann sich mit diesem recht mittelmäßigen Buche nicht befreunden.

3. Das alte Fräulein. Eine stille Geschichte von Edmund Hoefer. Berlin, Janke. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottlob! Einmal eine Erzählung ohne Mord und Todtschlag! Ein altes Haus, wie es Hoefer schon so oft und immer anziehend geschildert hat, eine alte und eine junge Dame, einige Verwandte und gute Bekannte — das ist alles. In diesem Buche geht's still und friedlich her; diese Menschen, möchte man sagen, kommen wenig aus Schlafrock und Pantoffeln heraus und sind ziemlich nüchtern. Aber hinter diesem Schlafrock schlagen doch redliche, gute Herzen, die Hoefer in gewohnter Weise so fein wie zart aufdeckt. Sei ihm um so mehr für diese stille Geschichte gedankt, da er sich und uns alles Raketengeprassel erspart hat.

4. Die Wendin. Historische Novelle von R. Fidus. Cottbus, Heine. 1865. 8. 22½ Ngr.

Leider muß angesichts dieses Buchs das alte Wort wiederholt werden: Schade um das schöne Papier! In der That, etwas so Schlechtes haben wir lange nicht gelesen.

5. Deutsches Novellenbuch. Dritter Band. Hannover, Klindworth. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Es enthält vier Erzählungen: „Arthur", von Adam Aster; „Ein Drama im Dorfe" und „Magdalena" von Hermann Hirschfeld; „Der Sohn des Ermordeten" von Ernst Willkomm. Die zweite und vierte Novelle haben uns am besten gefallen, sie sind frisch und spannend geschrieben. Aster's Freundschaftsgeschichte hingegen ist matt und farblos.

6. Verene. Eine Erzählung aus Tirol von Mathilde von Mühlenberg. Basel, Schneider. 1866. 8. 13½ Ngr.

Diese Geschichte, vermuthlich eine Erstlingsarbeit, spielt in Tirol. Die Verfasserin erzählt lebendig und gibt anmuthige Schilderungen; die Handlung ist unbedeutend.

28.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wir haben zunächst einen von uns neulich (Nr. 46) erwähnten Punkt zu berichtigen. Wir sprachen von den glänzenden Einnahmen der französischen Autoren, die sie von den deutschen Theatern zögen, und zwar mit besonderer Rücksichtnahme auf Victorien Sardou, als dem am meisten übersetzten und bei uns aufgeführten französischen Dramatiker. Unsere Auffassung, die in Deutschland indeß allgemein verbreitet ist, beruht nichtsdestoweniger auf einem Irrthum. Victorien Sardou hat uns selbst gestanden, daß er von Deutschland aus noch nicht die geringste Einnahme gehabt. Da einige seiner Stücke in Deutschland für Repertoirestücke gelten können und an großen Tantièmenbühnen gespielt werden, so ist diese Thatsache allerdings auffallend. Die internationalen Verträge, die neuerdings zur Geltung gekommen sind oder deren Abschluß in Aussicht steht, wie dies mit dem Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich der Fall ist, werden dem geistigen Eigenthum nach dieser Seite hin den wünschenswerthen Schutz verschaffen. Doch sollten schon vorher die Schriftsteller beider Nationen, ganz abgesehen von den Paragraphen des Gesetzes, bei Aneignungen und Uebersetzungen mit gegenseitiger Anerkennung ihrer Eigenthumsrechte verfahren. Von seiten des Buchhandels ist diese Rücksicht häufiger genommen worden, als von seiten der Bühnen. Es kommt dabei freilich in Betracht, daß man in Deutschland für Uebersetzungen und Bearbeitungen geringere Tantièmen und geringere Honorare zu bezahlen pflegt als für Originalstücke, und da die deutschen Honorare sich gegenüber den französischen durch ihre mikroskopische Beschaffenheit auszeichnen, so hat man sich vielleicht bisher gescheut die französischen Schriftsteller diese Achillesferse unserer literarischen Zustände sehen zu lassen. Victorien Sardou hätte sich vielleicht an sein Schloß bei Saint-Cloud noch ein kleines Gartenhaus anbauen können, wenn er bisher von seinen Stücken in Deutschland Tantième gezogen. Unsere neuliche Conjectur in Betreff des Carl-Theaters hat sich indeß insoweit bestätigt, als Victorien Sardou von seiten der neuen Leitung dieses Theaters für die Ueberlassung seiner letzten und seiner künftigen Stücke in der That sehr anständige Offerten gemacht worden sind, welche eine vollkommene und für deutsche Zustände glänzende Anerkennung seines geistigen Eigenthumsrechts enthalten.

Neuerdings hat die pariser Bühne einige poetische Anwandlungen gehabt; die Journalistik hat Act genommen von diesen „literarischen" Erfolgen. Es waren zwei Anhänger der Victor Hugo'schen Richtung, Jacquerie und Bouilhet, welche mit ihren Dramen fast gleichzeitig am Théâtre français und am Odéon die Wintersaison einleiteten.

Das Drama Jacquerie's: „Le fils", hat indeß mit der Schule Victor Hugo's nur einen energischen dramatischen Stil gemein; im übrigen ist es ein bürgerliches Sittenschauspiel, wie die andern jetzt auf der Tagesordnung stehenden Dramen, und dreht sich um jene beliebten Conflicte der Vaterschaft, welche den Angelpunkt der meisten neuern französischen Dramen bilden. Es sind immer Variationen über dasselbe Thema. Man könnte ein Schema dieser französischen Dramatik entwerfen, das sich zuletzt auf einige von der Parentel handelnde Paragraphen des Code würde zurückführen lassen. Nur in einem nicht unwesentlichen Punkt unterscheidet sich das Drama Jacquerie's von den Stücken seiner Zeitgenossen, in Bezug auf die Gesinnung des Helden. Der Held Jacquerie's hat einen chevaleresken Zug; er ist bereit, Opfer zu bringen über das Gesetz hinaus, während man umgekehrt im heutigen Frankreich die Schranke der Gesetze zu umgehen sucht, um seinen freien Neigungen zu huldigen. Wenn man die Voraussetzungen des Stücks in schlichter juristischer Prosa erzählt, so werden sich Publikum und Dichter in Deutschland gleichmäßig wundern, wie man auf diesen Grundlagen ein Drama aufbauen konnte. Ein Sohn erfährt plötzlich, daß er nicht der legitime Sohn seines Vaters, sondern im Ehebruch erzeugt sei. Obgleich im Begriff, eine Ehe nach dem Wunsch seines Herzens zu schließen, entsagt er am Tage der Hochzeit, weil er sich nicht mehr für den rechtmäßigen Besitzer seines väterlichen Vermögens hält und weil er, aus Rücksicht auf die Ehre der Mutter, der Braut und dem Schwiegervater nicht mittheilen kann, weshalb er, der vermögende Advocat, plötzlich verarmt ist. Diese Mittheilung macht, gegen den Schluß des Dramas hin, die Mutter selbst; der Schwiegervater zieht seinen Consens nicht zurück, was für die Franzosen sehr rührend, nach unsern Begriffen aber doch eigentlich selbstverständlich ist, und die Tochter schenkt der ehebrecherischen Mutter ihre hingebende Liebe, weil diese, um den Sohn zu rechtfertigen, das Geständniß nicht gescheut hat, das ihre Ehre preisgibt. So schließt das Stück, nach vielen Rührungen, in vollkommen zufriedenstellender Weise.

Das bürgerliche Rührstück und Sittengemälde ist bekanntlich nicht das Genre, welches Victor Hugo in Frankreich ausgebaut hat. Nach dieser Seite hin hat Jacquerie der romantischen Richtung in seinem neuen Stücke keineswegs gehuldigt, und die Anhänger der stricten Observanz der Schule, wie sie sich noch in einzelnen Feuilletons der pariser Zeitungen finden, erkennen auch in dem Drama Jacquerie's mehr ein Zugeständniß an den Zeitgeschmack als eine berechtigte Fortbildung des Victor Hugo'schen Genre. Gleichwol hat der Stil Jacquerie's eine Energie des Ausdrucks, welche ihn dem Stil des verbannten Meisters nähert, und auch die Zeichnung einzelner Charaktere, wie des Wucherers, weist unverkennbar auf das Vorbild desselben hin. Die Bühnentechnik selbst ist in dem Stück, dessen Aufbau in den drei ersten Acten meisterhaft genannt werden darf, von großer Vortrefflichkeit.

Ein anderer Dichter der Victor Hugo'schen Schule, Louis Bouilhet, hat den Versuch gewagt, die Franzosen wiederum für ein historisches Drama zu interessiren, ein Versuch, der, wie es scheint zum großen Staunen aller Betheiligten, gelungen ist. Die Aufführung der „Conjuration d'Amboise" am Odéon war von dem günstigsten Erfolg begleitet; ja die Pariser zeigten, daß ihnen der Sinn für die Schönheit der dichterischen Form keineswegs verloren gegangen ist. Verse von melodischem Schwung, Bilder von dichterischem Adel wurden beklatscht in einer Weise, wie dies in Deutschland nicht Brauch ist, wo das Publikum solchen einzelnen dichterischen Schönheiten keine Aufmerksamkeit schenkt, ja nur zu sehr geneigt ist, mit einem großen Theil der Kritik darin eher Auswüchse zu finden, welche die Harmonie des dramatischen Organismus gefährden. Und doch sind die Dramen Schiller's und Shakspeare's mehr durch ihre dichterischen Schönheiten unsterblich geworden als durch die Vorzüge ihrer künstlerischen Composition, welche gerade in den beliebtesten Stücken oft zu den begründetsten Einwendungen Veranlassung gibt.

Freilich, ein Drama von so lockerm Zusammenhalt wie „La conjuration d'Amboise" von Bouilhet würde in Deutschland einen schweren Stand haben. Der Dichter hat der Geschichte nur einzelne Charaktere entlehnt, im übrigen aber die historische Unterlage, die ohne Sinn für den geschichtlichen Genius und die Bedeutung der Epoche behandelt ist und sich überdies ganz unsern modernen Sympathien entzieht, nur dazu benutzt, eine romantische Liebesgeschichte aufzubauen, etwa in der Art, wie Tromlitz und van der Velde dies in ihren geschichtlichen Erzählungen gethan haben. Diese Liebe, die natürlich nicht ohne ehebrecherischen Beigeschmack ist, um die wahre Rührung hervorzurufen, deren ein pariser Herz fähig ist, die aber durchweg mit platonischer Reserve dargestellt wird, findet in einzelnen Situationen, namentlich in der Kerkerscene des letzten Acts, einen dichterisch schönen, auch dramatisch ergreifenden Ausdruck. Der eigentliche Held des Dramas, Condé, hat etwas von unserm Egmont — den leichtblütigen Zug, nur daß derselbe schärfer, bis zu bacchantischem Uebermuth, bis zu beißen-

erſiflage ſelbſt dem drohenden Tode gegenüber, ausgeprägt Auch König Franz iſt ein ſcharf gezeichnetes Charakterbild; Narr wie aus einem Drama Victor Hugo's entſprun- Es ſind geiſtige Funken aus der Gedankenſchmiede des :rs von Guernſey, aus den „Contemplations“, welche die- Drama durchleuchten. Bouilhet iſt ein Poet; doch ſein ta nur eine Reihe von Skizzen und Tableaux, ohne Ein- ier Handlung, ohne Einheit des Grundgedankens. Der ſche Rahmen iſt willkürlich für eine Handlung gewählt, allen Zeiten hätte ſpielen können. Wenn die franzöſiſche das geſchichtliche Drama für veraltet erklärt, ſo hat ſie gegenüber derartigen Productionen; das wahre geſchicht- Drama bleibt auch für Frankreich eine Aufgabe der Zukunft.

Bruchſtücke einer Nibelungenhandſchrift.

)ie handſchriftliche Ueberlieferung des Nibelungenliedes, wir uns dieſes allgemeinen und populären Namens für :edactionen bedienen, iſt bekanntlich ſchon eine überaus Die große Menge der Bruchſtücke läßt es freilich in Grade bedauern, daß eine frühere pietätloſe Zeit die en Schätze der Literatur verwüſtete — um des Perga- und Papiers willen. Aber jedes Bruchſtück, ſo gering mag, gibt Zeugniß von der einſtigen Beliebtheit unſers alepos, ganz abgeſehen von dem Werthe, den es bald bald minder für die Textkritik haben kann. Vollſtändige werletzte Handſchriften vom Nibelungenliede werden wir nehr erhoffen dürfen, dafür ſind unſere Bibliotheken ſchon lich unterſucht, aber Bruchſtücke wird die Gunſt des Zu-)ol noch öfters an das Licht gelangen laſſen. So ha- ; vor kurzem ziemlich umfangreiche und innerlich werth- ruchſtücke einer Papierhandſchrift des 14. Jahrhunderts Schweiz gefunden, deren Veröffentlichung wir dem hoch- en und immer rüſtig ſchaffenden **Wilhelm Wacker-** erdanken: „Sechs Bruchſtücke einer Nibelungenhandſchrift : mittelalterlichen Sammlung zu Baſel“ (Baſel 1866). r dem Texte folgenden Abhandlung beſpricht der Her- r die Eigenthümlichkeit der Bruchſtücke, welche alle in ite Hälfte des Epos fallen, und knüpft daran eine kurze ung über den Charakter der Nibelungen als Volks- nſtgedicht, die man, da die Nibelungenfrage immer noch vebende iſt, gern und mit Intereſſe leſen wird, auch an mit den geäußerten Anſichten nicht durchaus über- ten kann. Weiterhin werden die für die Textkritik t Verhältniſſe berührt, und eine fleißige grammatiſche enſtellung der ſprachlichen und insbeſondere mundart- Merkmale bildet den Schluß.

Bibliographie.

ben des Chriſtenthums in der Gegenwart. Vier öffentliche Vor- Bluntſchli, Holtzmann, Rothe, Schenkel. Elberfeld, Gr. 8. 15 Ngr.

Hlag, W., Schleiermacher als politiſcher Charakter. Rede. Ber- 16. 6 Ngr.

thek deutſcher Claſſiker. Eine Auswahl des Schönſten und Ge- in Poeſie und Proſa aus ihren ſämmtlichen Werken. Für : Haus. 19 Bände. Leipzig, Hartmann. 16. 2 Thlr.

des, F., Die Verfaſſung der Kirche nach evangeliſchen Grund- Bde. Elberfeld, Friderichs. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.

H. L., Ein Blick auf die Geschichte der Chemie. Erlangen, c.-8. 4 Ngr.

, A., Gedichte. 2te, vermehrte Auflage. Berlin, Wegener. 1867. r.

, B., Waldstein's Correspondenz. Eine Nachlese aus dem k. chive in Wien zu dem Werke: Waldstein von seiner Enthe- ur abermaligen Uebernahme des Armee-Ober-Commando's etc. ld's Sohn. Lex.-8. 7½ Ngr.

ng, E., Der Olymp in Reimen. Bern, Heuberger. 8. 5 Ngr.

ein, J., Kriegsbilder aus den Kämpfen von 1866. Rudol- r. 12. 5 Ngr.

im, M., Die Kämpfe der Helvetier, Sueben und Belgier J. Cäſar. Neue Schlaglichter auf alte Geſchichten. Neu- 8. 1 Thlr.

Erneſti, Luiſe (Malwine v. Humbracht), Zwei Fürſtinnen. Roman. 2 Bde. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Eſcher, H., Erinnerungen ſeit mehr als 60 Jahren. Zürich, Schabelitz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fabri, F., Die politiſchen Ereigniſſe des Sommers 1866. Ein Wort zur Verſtändigung und zum Frieden zwiſchen Nord- und Süddeutſchland. Barmen, Langewieſche. Gr. 8. 15 Ngr.

Faſtenrath, J., Klänge aus Andaluſien. Romanzen. Leipzig, C. H. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Feldzug der Nordarmee und ihre Kämpfe vom 23. Juni bis 22. Juli 1866. Nach allen vorhandenen Quellen bearbeitet von einem Fachmanne. Wien, Gerold's Sohn. 8. 12 Ngr.

Flammberg, G., Der Feilenhauer. Eine Erzählung. 3 Bdchn. Frankfurt a. M., Winter. 8. 2 Thlr.

Gewissen, Glauben, Civilisation. Ein Compass mehr zur Orientirung in der heutigen Weltlage. Von einem Laien. Brixen, Theolog. Verlags-Anstalt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Goosmanniade. Hiſtoriſches Drama. Bremen, Tannen. 16. 15 Ngr.

Glaubrecht's, O., ausgewählte Schriften. Nebſt Lebensbeſchreibung und Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grimm, J., Kleinere Schriften. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Abhandlungen zur Litteratur und Grammatik. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 Thlr.

Hafermann, H., Das neueſte Stadium des Kampfes zwiſchen Unglauben und Glauben. Eine Zeitpredigt. Aurich, Spielmeyer. Gr. 8. 4 Ngr.

Helenens Fehler. Von der Verfaſſerin von Adelaide Lindſay. Frei überſetzt von Emma Franz. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 8. 16 Ngr.

Heyſe, P., Fünf neue Novellen. 6te Sammlung. Berlin, Hertz. 8. 2 Thlr.

Herchenbach, W., In's Herz getroffen. Geſchichte eines Landwehrmannes im Kriege von 1866. Mülheim a. d. R., Bagel. 8. 5 Ngr.

Hilgers, Karl der Große und die natürlichen Grenzen Frankreichs. Deutſche Beleuchtung des franzöſiſchen Verſuches, das vermeintliche Recht auf die ſogenannten natürlichen Grenzen geſchichtlich zu begründen. Saarlouis, Stein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Höcker, G., Sein und Nichtſein. Eine Erzählung. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hoffmann, P., Kirchenpolitiſche Briefe aus Schwaben. 1ſtes Heft. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 15 Ngr.

Hoelemann, H. G., Neue Bibelstudien. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Janicke, K., Ueber Magdeburgiſche Häuſernamen. Ein Vortrag. Magdeburg, Baenſch. 8. 4 Ngr.

Joél, M., Don Chasdai Creska's religions-philosophische Lehren in ihrem geschichtlichen Einflusse dargestellt. Breslau, Schletter. Gr. 8. 15 Ngr.

Juſti, C., Winckelmann. Sein Leben, ſeine Werke und ſeine Zeitgenoſſen. 1ſter Bd. — A. u. d. T.: Winckelmann in Deutſchland. Mit Skizzen zur Kunſt- und Gelehrtengeſchichte des 18. Jahrhunderts. Nach gedruckten und handſchriftlichen Quellen dargeſtellt. Leipzig, Vogel. Lex.-8. 3 Thlr.

Karajan, T. G. v., Abraham a Sancta Clara. Wien, Gerold's Sohn. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kaiſer, F., Friedrich Beckmann. Heiteres — Ernſtes — Trauriges aus ſeinem Leben. Erinnerungen. Wien, Walliſhauſſer. 8. 10 Ngr.

Kálay, A., Licht- und Schattenbilder zur Charakteriſtik des ungariſchen Landtages. Peſt, Gebr. Lauffer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Kamphauſen, A. H. H., Das Gebet des Herrn erklärt. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 24 Ngr.

Kecskeméthy, A. v., Graf Stephan Széchenyi's ſtaatsmänniſche Laufbahn, ſeine letzten Lebensjahre in der Döblinger Irrenanſtalt und ſein Tod. Peſt, Gebr. Lauffer. Gr. 8. 1 Thlr.

Keſſel, K. v., Die letzten Thränen. Roman. Leipzig, Purfürſt. Gr. 8. 15 Ngr.

Kilian, K., Epheublätter auf Wiege und Grab. Stuttgart, Oetinger. 16. 24 Ngr.

Klaiber, J., Das Märchen und die kindliche Phantaſie. Vortrag. Stuttgart, S. G. Lieſching. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kletke, H., Ein Märchen-Buch. Berlin, Plahn. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Kohl, J. G., Der Raths-Weinkeller zu Bremen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Köpke, R., Das Ende der Kleinſtaaterei. Ein Kapitel aus Deutſchlands neueſter Geſchichte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Krenkel, M., Wider den Ultramontanismus in Sachſen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Krüger, J., Wo wohnt das Glück? Original-Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 20 Ngr.

Kugler's, F., Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Grossen. 3te Auflage. Nach der von Dr. J. Burckhardt besorgten 2ten Auflage neu bearbeitet und vermehrt von H. Freih. v. Blomberg. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Lennep, J. v., Jacoba von Baiern. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung. Im Versmaße des Originals aus dem Holländiſchen überſetzt von E. Wegener. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lewald, A., Moderne Familiengeſchichten. 3 Bde. Schaffhauſen, Hurter. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Lewitzka, Emilie v., Gedichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns

von 1823 bis 1848

von

Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.

Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschichtschreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehrern Tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sarsena,

oder

der vollkommene Baumeister.

Enthaltend

die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter.

Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Achte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erscheinen einer achten Auflage dieses reichhaltigen Buchs spricht am besten für seinen Werth und die dauernde Gunst, deren es sich seitens des Publikums zu erfreuen hat.

In demselben Verlage erscheint:

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei". In 15 Lieferungen oder 3 Bänden. 8. Geh. Preis der Lieferung 20 Ngr., des Bandes 3 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.

Von

Sigismund Stern.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was ist die Wahrheit von Jesu?

Zeitfrage und Bekenntniß

von

Heinrich Koenig.

8. Geh. 1 Thlr.

In vorliegender Schrift versucht es der dem deutschen Publikum durch seine gediegenen historischen Romane seit lange bekannte Verfasser, der aber auch von Jugend auf an den religiösen Zeitfragen lebhaftes Interesse nahm, die Frage nach der Wahrheit von Jesu, und wie die Glaubensbedürftigen unter den gebildeten Laien sich zwischen Dogma und Wissenschaft ihr gegenüber einzurichten hätten, durch ein freies Bekenntniß über sein eigenes Verhalten zu beiden einer Lösung entgegenzuführen. Auch neben den Werken von Renan, Strauß und Schenkel dürften diese mit Ernst und überzeugender Wärme geschriebenen religiösen Confessionen die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

Max Müller.

Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese zuerst anonym erschienene Schrift, eine seelenvolle und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, hat in Deutschland wie namentlich auch in England (wo sie auch übersetzt wurde) so zahlreiche Freunde gefunden, daß der bekannte in England lebende deutsche Gelehrte Prof. Max Müller dadurch veranlaßt ward, sich nunmehr bei der nöthig gewordenen zweiten Auflage auf dem Titel zu nennen. Dieser Umstand mit dem Buche — das sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt empfiehlt — zu den alten gewiß noch viele neue Freunde zuführen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 29. November 1866.

Inhalt: Friedrich Rückert. Von Rudolf Gottschall. — Zur Literatur über Dante. Von Theodor Paur. — Vom Büchertisch. — Herder als Religionsphilosoph. Von Gustav Hauff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Rückert.

Der Vertreter westöstlicher Gedankenlyrik, der Brahmane von Neuses, der in diesem Jahre der deutschen Nation durch den Tod entrissen wurde, hat einen Biographen gefunden, der uns ein Gesammtbild seines Lebens und Wirkens in volksthümlich-ansprechender Form entrollt:

Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen von C. Beyer in Koburg. Drei Bücher. Koburg, Sendelbach. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Als Hauptvorzüge des Werks bezeichnen wir von vornherein, einmal daß der Verfasser nirgends in jenen überschwenglich panegyrischen Ton verfällt, welcher derartige Werke in akademische oraisons funèbres verwandelt, sodaß das Thatsächliche nur vorhanden scheint, um die oratorischen Lücken auszustopfen; dann aber daß mit Recht die vollkommene Vertrautheit des Lesers mit dem behandelten Stoffe nicht vorausgesetzt wird, sondern daß wir durch das Werk selbst mit dem Dichter und seinen Dichtungen erst vertraut gemacht werden. Hierzu trägt die Inhaltsangabe der Hauptwerke wesentlich bei, nicht minder die zahlreichen Gedichte und Stellen aus den Gedichten, die uns mitgetheilt werden.

Bei der Vorliebe unserer Zeit für die exacten Wissenschaften sollte „das Exacte" auch in denjenigen Wissenschaften mehr berücksichtigt werden, welche mit Zahl und Ziffer, mit technischer Anschauung und mathematischem Beweis nichts zu thun haben. Wir meinen damit durchaus nicht, daß man die Literaturgeschichte statistisch behandeln oder mit peinlicher Chronologie in allerlei Epochen zerstückeln sollte, das wäre eine verkehrte Exactheit, deren sich manche Literarhistoriker schuldig machen, welche darüber die rechte versäumen. Diese besteht aber darin, daß man nicht über die Poeten von oben herab urtheilt, von allgemeinen literarischen Standpunkten, von historischen, sittlichen, philosophischen Gesichtspunkten aus, als deren gewichtiger Vertreter der Literaturgeschichtschreiber sich offenbart und die Erscheinungen, die er bespricht, dann verhüllt in dem aufgewühlten olympischen Staube der Arena, ein Verfahren, das zuletzt nur dem dünkelvollen Selbstgefühl des Kritikers zugute kommt: nein, sie besteht in der liebevollen Vertiefung in die dichterische Eigenthümlichkeit, in der Herausgestaltung des dichterischen Charakters aus seinem eigensten und innersten Kern, sodaß der Leser ein klares und scharfbestimmtes Bild des Dichters und seiner Werke erhält. Mindestens sind wir mit Recht gegen jede Kritik mistrauisch, die uns zumuthet, daß wir uns mit ihren Censurnummern begnügen, ihre von oben herab verhängten Urtheilssprüche unterschreiben, ohne daß sie es der Mühe werth hält, uns den Dichter näher zu führen, uns die Probe auf das Exempel der Kritik möglich zu machen.

Unsere Literaturgeschichte nimmt nicht, wie sie soll, der Dichtung gegenüber eine dienende Stellung ein; sie begnügt sich nicht einmal damit, sie zu hofmeistern; sie versucht sogar, sie zu ersetzen und zu verdrängen. Wie Falstaff's Rekruten Futter für Pulver, so sind die Dichter Futter für die Literaturgeschichte. Die Literarhistoriker erscheinen als die großen Männer, die Dichter geben nur das Piedestal für die Größe derselben her. Und in der That ist es in Deutschland bereits so weit gekommen, daß man die Literaturgeschichten liest, während man die Dichtungen zu lesen verabsäumt, und daß jene mehr Auflagen erleben als diese.

Ein so offenbares Misverhältniß wird nur dann erträglich, wenn die literarhistorischen Schriften wenigstens ein Charakterbild der Dichter liefern. Dies ist in der Beyer'schen Schrift der Fall, und bei dem Thema, das sie behandelt, muß es ihr sogar als doppeltes Verdienst angerechnet werden. Denn Friedrich Rückert gehört keineswegs zu den Dichtern, die ebenso bekannt wie berühmt sind. Von seinem weit ausgebreiteten poetischen Schaffen und wissenschaftlichen Wirken ist ein großes Gebiet der Nation und dem Lesepublikum eine terra incognita geblieben. Einige seiner ersten Gedichte, namentlich der „Liebesfrühling" und der einbändige Auszug aus seiner größern Gedichtsammlung, dann wieder einzelne Sprüche aus der „Weisheit des Brahmanen" sind volksthümlich geworden und in die weitesten Kreise des gebildeten Publikums gedrungen; doch das ist immerhin nur der Extract einer bändereichen Production. Die große

Mehrzahl der übrigen Schriften gehört dem Geheimcultus der Literaturgeschichten an. Doch da auch das große Publikum ex ungue leonem erkannt hat, so wird es gewiß den Wunsch hegen, sich das Gesammtbild des Dichters möglichst zu vervollständigen. Und zur Erfüllung dieses Wunsches liefert das Beyer'sche Werk einen schätzbaren Beitrag. Beyer sagt in der Einleitung:

Friedrich Rückert steht als einzige Erscheinung in der ganzen Literaturgeschichte vor unserer Seele. Er hat Goldkörner aus allen Poesien gesammelt, um sie auf deutschem Boden auszustreuen, er hat fremdländische Melodien und Formen in einer Weise aufgenommen, daß sie sein eigenstes Eigenthum wurden und die deutsche Sprache nicht nur umhängten, wie ein neuer Mantel, sondern eine neue Gestalt schufen, durch fremde Sitte und Gewohnheiten nur veredelt und gehoben.

Durch seine freien Uebersetzungen hat er der deutschen Sprache einen großen Schatz neuer Wendungen, Zusammensetzungen und flüssiger Wortformen gegeben, wie 300 Jahre vor ihm Fischart. Schon früh von der Natur zum dichterischen Genius angelegt, hat er sich an den Weisen und Takten persischer, indischer und arabischer Lieder zu dem gebildet, der er wurde. Wer die Heldenlieder und Liebeslieder der Hamâsa, die brahmanischen Erzählungen, Geschichten, Sprüche und seine morgenländischen Epen gelesen, dem wird es klar, wie Rückert in seiner Lyrik zu jenem detaillirten Blick des poetischen Gefühls kam, mit dem er den kleinsten und sonst gewöhnlich scheinenden Erlebnissen und Dingen die poetische Seite abzulauschen und sie wie tändelnd und gleichsam dem Winde hinstreuend auf das Papier zu werfen wußte; dem wird es auch klar werden, wie eine solche Fülle von Liedern, die einem Gegenstand immer wieder neue Reize abzugewinnen oder immer wieder poetischen Charakter zu verleihen im Stande ist, in seiner Seele liegen konnte.

Die echte Poesie aller Völker ist ihm nur eine Sprache, jene, deren Töne im Paradies erklungen sind und die auch das dumpfe Gestöhne der Wüstenglutwinde wiedergab. Darum arbeitete er, die nordische Nacht mit einem Abglanz von des Südens Glut zu erheitern.

Das folgende Buch versucht es, diesen Reichthum der Rückert'schen Poesie inhaltlich vorzuführen und allgemeiner verständlich zu machen, als dies bisjetzt der Fall ist. Es nimmt die äußern Lebensmomente des Dichters zum Faden, an dem die allmähliche Entwickelung und der Gang seines poetischen Geisteslebens aufgereiht werden, sodaß sich zeigt, inwieweit die dichterischen Erzeugnisse Rückert's durch seine Lebensverhältnisse bedingt waren. Den Stoff für die äußern Lebensereignisse des Dichters boten uns theils seine eigenen Werke, theils die Notizen in ältern und neuern Aufsätzen über Rückert, vorzüglich aber mündliche und schriftliche Mittheilungen von ehrenwerthen Personen, die den Dichter und Gelehrten näher kannten und in deren Wahrhaftigkeit nicht der leiseste Zweifel zu setzen ist.

Er nennt sein Werk ein Handbuch für des Dichters Verehrer und für alle, die keine Vorurtheile philosophischer oder poetischer Schulen mitbringen, und ein Lesebuch für solche, welche die Rückert'schen Werke selbst nicht lesen können.

Aus Rückert's Kinderjahren erfahren wir manches Neue. Der Dichter war am 16. Mai 1788 in Schweinfurt geboren, wo sein Vater als Advocat lebte. Seine Mutter war eine aufgeweckte gescheite Frau mit glänzend dunkeln Augen, die sie auch auf den Sohn vererbte. Rückert freute sich später nicht wenig dieser Erbschaft, als er findet, daß auch seine Frau und seine Knaben mit den Feuerblicken zunderschwarze Augen haben. Eine wahrhaft poetische Kindheit verlebte der Dichter in dem Dorfe Oberlauringen.

Es wird von der Straße berührt, welche direct Schweinfurt mit Königshofen verbindet. Nach dem letztern Städtchen unternahm der kleine Friedrich einmal eine Wanderschaft, die ein komisches Ende fand. Er beabsichtigte, die Stadt zu durchgehen und auch noch eine Strecke Wegs weiter zu wandern. Königshofen hatte aber merkwürdigerweise nur ein Thor und so gelangte er, ohne es gewahr zu werden und ohne es zu wollen, wieder zu demselben heraus, sich sagend, das Land ist doch noch schöner von dieser Seite, als von jener. Muthig schritt er weiter, bis er auf einmal wieder den Kirchthurm seines Oberlauringen erblickte und das heimische Glockengeläute vernahm. Er hat die Welt umwandert und wundert sich blos, daß er wieder zu derselben Seite einzieht, aus welcher er weggegangen.

Der benachbarte katholische Pfarrer Neurer in Großenbarrdorf rief in dem Herzen des Knaben das erste Interesse für Dichtkunst und Malerei wach. Der Kaplan des Pfarrers erzählte gern von Reisebeschreibungen und Sitten fremder Völker und erweckte das Interesse seines jungen Zuhörers für die Poesie des Morgenlandes. Beyer erhellt die harmlose Jugendidylle durch die Streiflichter, welche aus seinen spätern Dichtungen auf dieselbe fallen. Wie früh entwickelt Rückert war, spricht er selbst in der „Weisheit des Brahmanen" aus:

Zwölf Jahre war ich alt; da hatt' ich ohne Fleiß
Fast alles und noch mehr gelernt, als ich nun weiß.

Während der Knabe sich bereits in ein hausbackenes Landmädchen verliebt hatte, faßte der Jüngling eine lebhafte Neigung zu seiner Freundin Agnes Müller, der er, als sie im Jahre 1812 starb, jene schönen Sonette: „Agnes' Todtenfeier", widmete. Beyer meint von diesen 41 Sonetten, daß sie an Innigkeit und Zartheit der Empfindung sowie an Vollendung der Form die besten sind, welche deutsche Lyrik hervorgebracht hat. Sie haben jedenfalls mehr Fluß und Guß und ungetrübte Bewegung des Gefühls als manche spätern; auch paßte der Stoff für die Sonettenform weit besser als die Kriegsthaten, die Rückert in den „Geharnischten Sonetten" feierte. Auch einige andere Gedichte sind der schönen Agnes Müller gewidmet, z. B. „Die Locke der Begrabenen", „Das Meer der Thränen".

In das Jahr 1813 fallen die reizenden Kinderlieder: „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen"; „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", Lieder, die Rückert seinem Schwesterchen Marie zum Christfest dichtete.

Den von uns mehrfach ausgesprochenen Tadel über die ungeeignete Form der „Geharnischten Sonette" wiederholt Beyer, indem er zugibt, daß einem hochdithyrambischen Aufschwung und der Kriegstrompete, der durch die knappern Takte des Sonetts eine gewisse gemäßigtere Ton aufgelegt wird, eine freiere Form besser gestanden hätte. Ebenso stimmt er mit uns im Tadel der 14 „Spott- und Ehrenlieder" überein:

An Werth den „Sonetten" weit nachstehend, enthalten sie manches Unästhetische, wie sie denn auch eine gewisse Schadenfreude in einer Weise zur Schau tragen, die vom ethischen

ıdpunkt an einem Kunstwerk immer zu tadeln ist. Mancher sere, wie Ney, der wie ein Held für seinen Kaiser gestrit- und in den Tod gegangen ist, hat den Spott auch nicht ent.

Rückert's Leben war in jenen Jahren, in denen er Gedichte veröffentlichte, ein vagabundirendes, ohne Wohnsitz. Anfangs studirte er Jura in Würzburg, er hielt er sich in Hildburghausen auf; dann setzte er Studien in Jena fort, wo er sich 1811 habilitirte. hier ging er als Gymnasiallehrer nach Hanau; nach r Zeit verließ er diese Stellung und begab sich nach nberg, einen Wohnort, den er wieder mit Hildburg- en, Koburg, Würzburg und zuletzt mit Stuttgart hte. Er führte ein Wanderleben, wie Abu Said, Held der „Makamen". In Stuttgart übernahm er die Redaction des „Morgenblatt". Beyer schiebt eine Besprechung der damals entstandenen Gedichte mehrerer Vorgänger und Nachzügler ein, mit der sich im ganzen einverstanden erklären darf. Mit Recht t er „Die sterbende Blume" hinsichtlich des lyrischen ths eins der bedeutendsten poetischen Producte und chnet das Gedicht „Edelstein und Perle", das 1823 t in der „Urania" erschien, als Diamant in der terkrone unsers Genius, indem er hier selbst das Leb- zu beseelen gewußt durch die Liebe, ohne welche die im Dunkeln geblieben wäre, und indem er sich in Form der Terzine neben Chamisso gestellt habe.

Im Jahre 1817 reiste Rückert nach Italien; die nischen Reisebilder in Versen, welche die Frucht des nthalts in Hesperien waren, stellt Beyer nicht son- h hoch:

Von Neapel, Puteoli, dem Vesuv, Capri, Posilippo gibt edliche Genrebilder, die mehr beschreibend sind und einen uch von Heimweh tragen, daher den großartigen Gedich- Platen's über Rom und Neapel nicht zu vergleichen sind.

Bei seiner Rückkehr von Italien machte Rückert in 1818 die Bekanntschaft des berühmten Orientalisten on Hammer-Purgstall, die für sein ganzes Leben und ie Richtung seiner Poesie bestimmend wurde, indem mer-Purgstall ihn auf die Blüten des großen Dichter- ns des Orients hinwies. Ehe indeß der Dichter sich Studien mit ausdauernder Begeisterung hingab und rüchte aus Hafis' und Saadi's Fruchtgarten erntete, b er noch ein deutsches Idyll von echt rusticalem gen, die 70 niedlich gebauten Sonette „Amaryllis", er schönen und naiven Marie Elisabetha Geuß l, welche Beyer mit Goethe's sesenheimer Friede- ergleicht. Ueber diese „Amaryllis" erhalten wir die den, bisher wenig bekannten Mittheilungen:

Unweit Ebern, an der Straße nach Pfarrweißach, liegt oßes, schönes Wirthshausgebäude, die „Specke" genannt, s sich einer bedeutenden Frequenz erfreute. Die Familie , in deren Besitz es heute noch ist, lebte schon lange dort. Bruder unserer „Amaryllis" ist noch jetzt der Besitzer des auses und der neben diesem erbauten Mühle. Am Wirth- hof befindet sich ein schöner Garten, der im Sommer als schaftsplatz benutzt wurde. Hinter den Oekonomiegebäu- ießt die Baunach, ein fruchtbares, langes Wiesenthal durch- d und die Mühle treibend, welche zur „Specke" gehört. nahe, angrenzende freiherrlich von Rothenhahn'sche Schloß mit Park, der Eyrichshof, gibt der Gegend ein wohliges, gehäbiges Ansehen.

In dieses liebliche Thal, in welchem man nur des Waldbachs und der Mühle Rauschen hörte, führten fast täglich die Spaziergänge unsern jungen Dichter, wenn er seinen Vater besuchte. Fand er doch in diesem Thal jene Landblume, die er sich poetisch gestaltete. „Marielies" mußte ihm, wie er selbst in einem Sonett vom Jahre 1827 sagt, den Namen tauschen in „Amaryllis formosissima". Diese ländliche „Zierglitze" ist eine junge, wilde Hecke, die nur Dornen trägt und von der er ahnt, daß sie seinem Herzen des Sommers Lust zernagen werde.

Den Kopf voll Poesie aus fremden Landen,
Das Herz voll Liebesträum' aus andrer Zone,
Nachtwandelt' ich den Tag des Lebens, ohne
Mich zu verstehn, und ach, von wem verstanden?

Was meine Blick' im engsten Kreise fanden,
Ergriff mein Trieb und bildet' es zum Tone;
Aus Ginster flocht ich manche Palmenkrone,
Spinnwebe wob ich oft zu Zauberbanden.

Beyer gibt nun eine eingehende Analyse dieses Sonettenkranzes, an welchem wir doch hin und wieder eine Ungleichheit der dichterischen Behandlung rügen möchten, indem der Ton wol meistens für eine derbe Dorfidylle zu hoch gegriffen ist. Von einzelnen Beigaben, wie z. B. dem Gedicht vom mitheimgetragenen Flöhchen, meint Beyer, daß sie freilich nicht in das Boudoir einer feinen Dame passen. Rosenkranz in seiner „Aesthetik des Häßlichen" führt das Gedicht Rückert's als ein Beispiel des „Kleinlichen" an: „Ein Liebhaber, der ein Flöhchen der Geliebten besingt; ein Liebhaber, der sich vom Regen abhalten läßt, zur Geliebten zu gehen; ein Liebhaber, der sich mit seinem Affect recht bequem auf das Sofa hinstreckt und nun die Kreuz- und Querzüge des lieben Flöhchens betrachtet, ist ungeheuer prosaisch." Ueber den weitern Verlauf des Erlebnisses, welches den Stoff zum Gedicht „Amaryllis" hergab, berichtet Beyer:

Im Sommer 1812 vertauschte Rückert auf längere Zeit den Aufenthalt bei seinen Aeltern mit der Wohnung auf der Specke, wo man ihm das beste Zimmer eingeräumt hatte. Hier hat er oft Liebeslieder an Marielies übergeben, welche aber ohne Verständniß für seinen Werth und seine Zuneigung einmal so weit ging, die größere Sammlung „Amaryllis", die er für sie besonders hatte drucken lassen, im Aerger zu zerreißen. Wehmüthig sprach er: „Du hast mir ein Stück aus meinem Herzen gerissen", und doch konnte er ihr nicht zürnen. Als er wieder mit ihr unter dem schattigen Fliederbaume neben der Holzlage saß, sprach er ihr seine Verzeihung aus.

Sie konnte nicht begreifen, wie er wol seine schönen Gedichte schaffe. Sie war deshalb auf den Gedanken gekommen, von der neben seinem Zimmer liegenden sogenannten Preußenstube aus (wo früher die preußischen Werber ihr Quartier aufgeschlagen hatten) ein Loch durch die Wand zu bohren. Da sah sie ihn denn in seiner Stube sinnend auf- und abgehen, sich dann auf sein Bett ausstrecken und so liegend auf ein Blatt Papier, welches er in der Hand hielt, seine Gedanken niederschreiben. In der That hat Rückert auch in seinem spätern Alter viele seiner Haus- und Jahreslieder auf der Ruhebank der neusesser Laube in derselben Lage aufgezeichnet.

Das Verhältniß zu der Geliebten hatte sich trotz ihrer Sprödigkeit doch endlich so innig gestaltet, daß sie bereits auf dem Wege waren, in dem nahen Rentweinsdorf die Trauringe zu bestellen, als gerade auf diesem Wege durch den Spott einer Bekannten von Marielies das Band wieder zerrissen wurde.

Eine sehr ausführliche Analyse gibt Beyer von dem „Liebesfrühling", dem wegen seiner zartdeutschen, innig-

minniglichen Färbung bekanntesten Liedercyklus Rückert's. Doch verdiente wol als charakteristisch für Rückert hervorgehoben zu werden, daß er gleichzeitig die sinnlich-erotischen „Oestlichen Rosen" schuf. Wenn er jene zwingende Gewalt der Begeisterung, durch welche der Dichter von selbst die geeignete Form für seine Ergüsse findet, in den „Geharnischten Sonetten" und in der „Amaryllis" vermissen ließ, indem nur infolge einer reflectirten Wahl deutsche Kriegslieder und Dorfliebschaften in der Dichtform des Petrarca besungen werden konnten: so zeigte er jetzt die Kunst, selbst seine Gefühle dialektisch zu spalten, seine Liebe nach ihrer platonischen Seite im „Liebesfrühling" nach den Mustern deutschen Minnesangs, nach ihrer sinnlich-begehrenden in den „Oestlichen Rosen" nach dem Muster des Hafis zu besingen, sodaß er sich als Herr über seine Empfindungen, frei über denselben schwebend, als ein Virtuos offenbarte, der auf den verschiedensten Instrumenten die gleiche Meisterschaft beweist, doch die volle harmonische Einheit instinctiv sicherer Begeisterung und wahlloser Hingebung an den Drang des Herzens vermissen läßt.

Im Jahre 1826 wurde Friedrich Rückert als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen berufen.

Collegien hat Rückert nur wenige gelesen. Aus dem Lectionskatalog ist dies nicht zu ersehen, weil er nie las, was er ankündigte. Auch ist es nicht aus den Verzeichnissen des Quästorats ersichtlich, weil Rückert meist publice las. Er scheint überhaupt nicht gern gelesen zu haben. So weiß man, daß, wenn sich ungefähr zwei bis drei Studenten für sein angezeigtes Colleg aufgeschrieben hatten, unter welchem Umstand er eigentlich hätte lesen müssen, er einen neuen Bogen auflegte, wodurch dann natürlich nie die normale Zahl erreicht wurde. Einmal jedoch vereinigten sich etwa vier bis fünf Studenten, die ihm näher standen, zu einem Colleg über die Kleinen Propheten, und dieses hielt er dann auch mit einem solchen Feuereifer, daß er nicht nur sofort die Uebersetzung in poetischer Form gab, sondern auch oft zwei Stunden statt einer las, wobei ihm seine Schüler voll Begeisterung zuhörten. In der That hatte ihm dies Colleg selbst so gut gefallen, daß er von da an noch in zwei Semestern las.

Diese Collegien hielt er in seiner Wohnung und zwar in dem westlichsten Zimmer derselben. Zwischen diesem Zimmer und seiner Studirstube waren noch zwei kleinere Stuben, während auf der andern Seite des Eckzimmers noch das große Kinderzimmer sich befand. Vor dem Hause und von der Straße nur durch einen hölzernen Lattenzaun getrennt, hatte Rückert ein Gärtchen, welches sich seitlich an die Mauer anlehnte. Es wird jetzt das Gewerbeschulgärtchen genannt. Hier befindet sich am südöstlichen Ende eine kleine Laube, von der Mauer und dem Zaune, der hier in einem Winkel zusammentreffen, begrenzt. Auf dieses Gärtchen beziehen sich die Lieder von dem Garten, seinen Kindern u. s. w. aus der erlanger Periode.

Ein Gärtchen, dessen Räumchen
In sich zusammendrängt
Zwei Beetchen und ein Bäumchen,
Das übers Zäunchen hängt u. s. w.

Hier sproßte eine bewundernswerthe Liederfülle aus seiner Seele. Diese Gedichte (1832—38) füllen die letzten Bände seiner „Gesammelten Gedichte"; sie sind weniger bekannt und beliebt; es ist viel Singsang und viel Mattes in dieser patriarchalischen Hauschronik. Gleichwol enthalten sie auch des Schönen viel, und es ist nur zu billigen, daß Beyer aus ihnen eine kleine geschmackvolle Auswahl gibt. Ausführlich behandelt unser Biograph dann die „orientalische Epik" Rückert's: „Die Makamen des Hariri", diese sonderbaren Anekdoten und Plaudereien, „Nal und Damajanti", „Rostem und Suhrab": Dichtungen, die alle wol einen Kreis von warmen Verehrern gefunden haben, aber doch nicht so bekannt geworden sind, daß eine Inhaltsangabe und Analyse derselben nicht dem größern Publikum willkommen sein sollte.

Auch aus der „Weisheit des Brahmanen", diesem geistsprudelnden Lehrgedicht, das uns mit einer Wolke von Gnomen und Epigrammen überschüttet, theilt Beyer eine Zahl von Sentenzen mit, welche den Einblick in die Weltanschauung eröffnen, aus der das Gedicht hervorgegangen ist. In einem spätern Kapitel, das sich mit der „Allgemeinen Kritik" Rückert's befaßt, erörtert Beyer die Frage: welche Stellung die didaktische Poesie in der Poesie überhaupt einnimmt, ob sie als Versöhnung, vielleicht als Identität von Poesie und Speculation der Gipfel der Poesie ist, wie manche wollen, oder ob sie überhaupt aus dem Gebiete der wahren Dichtung ausgeschieden werden muß? Beyer selbst pflichtet mit Recht keiner von diesen beiden Ansichten bei. Das Höchste, was die Poesie erreichen soll, ist allerdings nach seiner Ansicht die Erzeugung objectiver Gestalten aus Natur, Seelenleben, Menschengeschlecht; weshalb die vollendete Form der Poesie immer das Drama mit seiner Mannichfaltigkeit in der Einheit und mit seinen idealen Charakteren sein wird. Wenn er nun später Gervinus theilweise recht gibt, der behauptet, daß die didaktische und geistliche Poesie Zwittergattungen und unglückliche Geburten sind, dann aber doch der Didaktik ihren eigenthümlichen Platz in der Poesie bewahrt wissen will, indem sie Jahrhunderte hindurch ihre große Mission gehabt habe und fernerhin haben werde: so vermissen wir die Vermittelung zwischen diesen beiden sich extrem gegenüberstehenden Anschauungen. Die Didaktik in jener Form, in welcher das Lehrhafte als solches sich in den Vordergrund drängt, wie sie z. B. in den zahlreichen großen Lehrgedichten über meist sehr prosaische Themata vertreten ist, fällt aus aller Poesie heraus; denn ein Dichter, der instructiv werden will, kann nur Reimereien schaffen. Die Poesie ist für ihn nur das Mittel, welches durch den Zweck, die Kenntnisse der Menschen zu erweitern, geheiligt wird. Indem man derartige Lehrgedichte als Muster der didaktischen Poesie in ihrer unsterblichen Langweiligkeit hinstellt, hat man der letztern einen schlechten Dienst erwiesen.

Ganz anders verhält es sich mit jener Gedankenpoesie, welche über das All, den Menschen, die Natur, das Leben sich theils begeistert, theils sinnvoll ausläßt. Ihre Berechtigung ist so zweifellos, daß sie sogar für die höchste Gattung der Poesie, dieser κατ' ἐξοχήν geistigen Kunst gelten muß. Selbstverständlich ist, wie bei aller Poesie, die Voraussetzung, daß Form und Inhalt sich decken, daß nicht der Philosoph mit seiner dürren Metaphysik zur Unzeit aus dem Dichter hervorguckt. Doch wo ein Dichter dem tiefen Gedanken die schöne Form verleiht: da hat er einen geistigen Schatz für die Ewigkeit gestempelt. Ja,

man kann sagen, daß in diesem Sinn alle echte Poesie didaktisch ist und die dramatische in erster Linie. Die Größe der hervorragenden Dramatiker beruht besonders auf der Tiefe des ethischen Grundgedankens, der ohne äußere Aufdringlichkeit die innere Seele ihrer Dichtungen ist, und auf der Fülle geistigen Reichthums, der sich in ihren Sentenzen ausprägt. So war es wenigstens bei den griechischen Tragikern, so ist es bei Shakspeare, Goethe und Schiller! Wenn man in der neuern Zeit anfängt, eine Tragödie um so höher zu stellen, je geistesärmer sie ist, je weniger geistigen Inhalt, je weniger unvergängliche „geflügelte Worte“ sie enthält, so kann dies nur eine vorübergehende Verirrung sein. Wenn man nun einen besondern Kreis der „didaktischen Poesie“ absondert und in diese Hürde eine Schar von dickwolligen poetischen Schafen sperrt, welche von den Trägern der Electoralwolle auf das schärfste geschieden sind, so kann man freilich sagen: die didaktische Poesie taugt nichts; man müßte aber eigentlich sagen: diese schlechte Poesie hier bezeichnen wir als didaktische. Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ gehört sowenig wie Leopold Schefer's „Laienbrevier“ und andere Gedichtsammlungen zu dieser schlechten Sorte didaktischer Dichtungen. Wo Tiefe der Weltanschauung, Begeisterung, originelles Gepräge dichterischer Form zu finden ist, da haben wir es immer mit Electoralpoesie zu thun.

Im Jahre 1841 folgte Rückert dem Rufe nach Berlin, wohin er durch ein ehrenvolles Handschreiben des Königs Friedrich Wilhelm IV. berufen worden war.

Es ist manches für und wider Rückert's berliner Leben geschrieben worden. Als Thatsache bleibt stehen, daß er sich nie in die moderne Gesellschaft Berlins eingewöhnen konnte, und sich daher nie in diesem neuen Wohnsitz wohlgefühlt hat. Auch er war durch den mächtigen Aufschwung, den der öffentliche Geist (1840) zu nehmen schien, begeistert nach Berlin gekommen, um selbst mit Hand anlegen zu können an dem großen Werke der Wiedergeburt Deutschlands. Freilich hatte er diese auf andern Bahnen gesucht als das sogenannte Eichhorn'sche System, und er hat dies auch, namentlich seinem alten Freunde Schelling gegenüber, unumwunden ausgesprochen.

Es war die Zeit der hohen Politik in der preußischen Metropole, und die gefeierten Männer der Wissenschaft und des classischen Stils, Humboldt, Varnhagen u. s. w., machten auch im geheimen eifrig in diesem Genre. Rückert dagegen hatte sich, wie wir schon wissen, nachdem er die Krebsschäden diplomatischer Kunst eingesehen, ganz von der Politik zurückgezogen; sie war ihm ein Factor, der ihn nur in seinen brahmanischen Betrachtungen stören konnte.

Zwei sind an der Ordnung jetzt,
Ueber alle hoch gesetzt,
Kritik und Politik,
Die ich ehmals auch geschätzt,
Aber abgethan zuletzt,
Politik und Kritik.

Unversehens und ohne seinen eigenen Willen gerieth er in die Opposition und trat mit seinem grenzenlosen Freimuth offen und geradezu damit heraus. Und doch war er sich bewußt, positiv zu sein, freilich anders, als es die verstanden, die es zu sein behaupteten. So fühlte er sich sowol nach rechts wie nach links vereinsamt und galt dem einen als Revolutionär, dem andern als Reactionär. Natürlich war es, daß er sich von den Extremen beider Lager unter seinen Freunden zurückzog, z. B. mit Stahl hüben und Bettina drüben den Verkehr möglichst einschränkte und endlich ganz abbrach.

In die Zeit des berliner Aufenthalts fällt die unglücklichste Production Rückert's, die dramatische. Es ist bekannt, daß er selbst gerade auf seine Dramen großen Werth legte, nach Art und Weise der Dichter, die gern eine unglückliche Liebe zu Dichtgattungen hegen, die ihrem Talent versagt sind. Beyer nimmt die Partei dieser Dramen; er meint, daß er sich an ihnen sogar hinsichtlich der Technik der Scenen und der charakteristischen Momente in der Entwickelung erfreut habe; ja er theilt eine längere Scenenfolge aus „Christoforo Colombo“ mit, um zu beweisen, daß Rückert's Leistungen auf dem Gebiete der dramatischen Poesie von der Kritik zu wenig gewürdigt sind. Daß sich indeß in den Dramen eines begabten Dichters Spuren seines Talents finden müssen, ist wol selbstverständlich, und nur auffällig, wie wenig Körner unter einer solchen Fülle von Spreu in diesen Dramen zu entdecken sind. So fremdartig war dem Dichter diese Dichtgattung, daß sein lyrisches, ja sein didaktisches Talent sogar auf diesem Boden verkümmerte. Den Dramen fehlt es nicht nur an Technik, sondern auch an künstlerischer Architektonik, an dramatischer Pointirung, an einer Gestalten schaffenden Charakteristik, ja selbst an dichterischem Schwung. Wir glauben nicht, daß gegen dies einstimmige Urtheil deutscher Kritik noch eine Appellation möglich ist — auch die Zukunft wird keine Cassationsinstanz dafür bilden.

Ueber Rückert's letzte Lebensjahre, seine patriarchalische Zurückgezogenheit in Neuses, seine Familienverhältnisse, seinen Tod und sein Begräbniß erhalten wir bei Beyer manche dankenswerthe Aufschlüsse. Den Eindruck, den er selbst bei einem Besuch von der Persönlichkeit des greisen Dichters empfing, beschreibt er in folgender Weise:

Als ich im Jahre 1857 von Nürnberg nach Koburg übersiedelte, machte mir Herr Dr. Frommann, erster Beamte am Germanischen Museum, das freundliche Anerbieten, mich an Rückert zu empfehlen. Mit welcher Freude nahm ich das Buch entgegen, welches mir den Weg zu dem größten lebenden Lyriker eröffnen sollte! Hatte ich den großen Dichter bisher nur in seinen Schriften bewundern können, so erfüllte mich jetzt, wie alle, die das Glück gehabt, ihn zu sehen und zu sprechen, die persönliche Begegnung mit der größten Zuneigung zu dem Menschen Rückert. Er empfing mich damals in seinem reizenden Garten. Eine edle Dichtergestalt von imponirender Größe und Anmuth! Ein ganzer, echter Mann, im ganzen Wesen von echt deutschem Gepräge! Ueber die Einfachheit seiner äußern Kleidung, die den Landgutsbesitzer und sein ungezwungenes einfaches und schlichtes Wesen zeigte, sah man in das ernstmilde, scharf geschnittene, geistvolle Angesicht, sah man in die tiefliegenden, dunkeln Augen des Denkers und Dichters, die bisher kein Maler mit ihrem eigenen seelenvollen Blick fixirt hat. Bei einer fast reckenhaften Erscheinung, an einen alten Hünen erinnernd, umwallten Haupt und Schultern langgescheitelte graue Haare, denen das Alter jene Lockengestalt —

Diese Locken, die vor allen
Meiner Liebsten so gefallen,
Daß sie sprach: so laß sie wallen! —

ziemlich entnommen hatte. Dazu kam endlich der wohlklingende und wohlwollende Ton seiner Stimme, der unwillkürlich an die Sanftheit seiner Lieder mahnte.

Wir haben diese Biographie mit Interesse durchgelesen; sie gibt ein lebendiges und geschlossenes Bild einer

hervorragenden dichterischen Erscheinung. Selbst das Anthologische, das sie enthält, muß willkommen sein; denn es ist geschmackvoll ausgewählt. Bei dem Ruhm aus zweiter Hand, der in Deutschland gäng und gebe ist, ist eine anthologische Berühmtheit noch immer besser, als eine blos literarhistorische. Dort erhält man doch noch einige frische Blumen mit in den Kauf, während uns hier blos die duftlose und getrocknete Pflanze im Herbarium mit ihrem Namen und ihren Eigenschaften überreicht wird.

Rudolf Gottschall.

Zur Literatur über Dante.

1. **Versuch einer blos philologischen Erklärung mehrerer dunkeln und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie von L. G. Blanc.** II. Das Fegfeuer (Gesang I—XXVII). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Die beiden ersten Hefte dieses vortrefflichen Hülfsmittels zum Studium der „Göttlichen Komödie", welche zusammen die „Hölle" umfassen, sind bereits in den Jahren 1860 und 1861 erschienen. Leider ist eine Fortsetzung über das vorliegende dritte Heft hinaus, das sich noch über den größern Theil des „Fegfeuer" erstreckt, wenigstens von der Hand des allverehrten Verfassers nicht mehr zu erwarten, da er selbst schon in dem Vorwort wegen hoffnungsloser Erkrankung für immer die Feder niederzulegen erklärt und sein nun erfolgter Tod den Dante-Freunden alle Hoffnung auf den etwa doch noch zu erwartenden Abschluß des Werks abschneidet. Dasselbe verfolgt nicht den Zweck, sich auf die Enträthselung der Allegorien einzulassen, sondern beschränkt sich auf die bescheidene, aber für jede weitergehende Forschung grundlegende Arbeit, „die vielen in der Lesart unsichern, in ihrem Sinne streitigen Stellen der «Göttlichen Komödie» durch ernstliche sprachliche und philologische Untersuchung womöglich zu einer sichern Entscheidung zu bringen".

Diesem Ziele ist der Verfasser überall mit gewohnter Strenge und Gründlichkeit nachgekommen, sodaß sich zwar über einzelnes in der Auffassung mit ihm rechten ließe, nirgends aber eine Unbestimmtheit oder sonst zu rügende Schwäche bemerkbar wird. Bei jeder in Frage kommenden Stelle ist auf die Meinungen der ältern sowie der hervorragendsten neuern Ausleger, besonders der erstern, soweit sie gedruckt vorliegen, in scharfer, klar darlegender, dabei ansprechender Form eingegangen; diese verschiedenen Meinungen werden kritisch miteinander verglichen, des Verfassers eigene folgt als Schlußergebniß. Wo ein solches mit Sicherheit nicht zu finden war, gesteht er es offen und ehrlich ein, z. B. bezüglich der verwünschten beiden Orientalismen im „Inferno" (VII, 1; XXXI, 67). Daß er nicht ohne Noth die Varianten zu häufen sucht, zeigt unter anderm die Behandlung der am Schlusse des Gesangs XXVI des „Purgatorio" eingefügten provenzalischen Verse Arnauld Daniel's, welche den Anlaß zum reichsten Variantenapparat darboten. Die Erörterungen über Grund und Berechtigung der verschiedenen Lesarten konnten natürlich nicht pedantisch beim Sprachlichen stehen bleiben, sondern mußten vielfältig das Sachliche selbst berühren. So ist das Buch im besten Sinne des Worts ein Commentar zum Urtexte der „Göttlichen Komödie" geworden, eine unschätzbare Ergänzung zu des Verfassers „Vocabolario Dantesco", das bei seinem Erscheinen im Jahre 1852 allen Beflissenen des Dante-Studiums eine höchst willkommene Gabe war. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß der Verfasser sein Werk unabgeschlossen hinterlassen mußte.

2. **Dante Alighieri's Göttliche Komödie.** Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von **Philalethes.** Neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe. Zweiter Theil: Das Fegfeuer. Dritter Theil: Das Paradies. Leipzig, Teubner. 1866. Lex.-8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Ueber den ersten Theil dieser neuen billigern Ausgabe des als ausgezeichnet anerkannten Werks ist in Nr. 27 d. Bl. eingehend berichtet worden. Ueber das Verhältniß des zweiten und dritten Theils zur ersten Ausgabe beider ist im wesentlichen dasselbe zu sagen, was damals in Betreff des ersten Theils gesagt werden mußte: sowol im Texte der Uebersetzung als in den commentirenden Abschnitten, welche den Hauptbestandtheil des Werks bilden, sind so manche Verbesserungen, Berichtigungen und Zusätze eingetreten, die ein unablässiges Fortarbeiten, ein sorgfältiges Berücksichtigen der wichtigern neu hinzugekommenen Erscheinungen im Gebiete der Dante-Literatur erkennen lassen. Indeß ist noch einiges zurückgeblieben, was nachfolgend, soweit es dem Referenten beim Durchblättern beider Bände bemerklich wurde, zu Gunsten einer erneuerten Ausgabe Erwähnung finden möge.

Zuerst den Commentar anlangend. In der „Psychologischen Skizze" zu Gesang XVI—XVIII (Thl. 2, S. 176), da, wo nach des Thomas von Aquino moralischem System die Güter aufgezählt werden, welche der Mensch auf unordentliche Weise direct begehren kann, ist wie in der ersten Ausgabe aus Versehen unter Nr. 2 die Bezeichnung „Völlerei" weggelassen und unter Nr. 3 mit „Unkeuschheit" zusammengestellt. Im dritten Theile, S. 28, Anm. 20, muß die Hinweisung auf die angezogene Stelle aus Boëthius lib. III anstatt II lauten. S. 119, Anm. 19 ist als Geburtsort des Petrus Lombardus nicht Navarra, sondern Novara anzugeben. Ferner zeigen die mehrfachen Anführungen aus dem „Tesoro" des Brunetto Latini, daß dazu noch die altitalienische Uebersetzung von Giamboni, nicht die altfranzösische Urschrift, welche vor drei Jahren zum ersten male von P. Chabaille nach den pariser Handschriften im Druck erschien, benutzt worden ist. Beide weichen in gar manchen Stellen voneinander ab, und diese Abweichungen bestehen zum großen Theil in Misverständnissen und Zuthaten von seiten des Uebersetzers; es ist demnach nicht durchweg gleichgültig, ob auf das Original oder auf die Giamboni'sche Uebersetzung Bezug genommen wird. So paßt z. B. die Notiz im zweiten Theile, S. 261, Anm. 14, daß Brunetto sich die Ursache des Windes nicht habe erklären können, eigentlich nur zum Texte Giamboni's, nicht zu dem der Urschrift (S. 122). Dann im dritten Theile, S. 315, Anm. 18 ist aus der ersten Auflage die Angabe mit

herübergenommen, jedoch ohne Bezeichnung der Stelle: Brunetto Latini berechne von Adam bis Christus 5144 Jahre, was auf einem Schreibfehler zu beruhen scheine; wogegen sich vielmehr im „Tesoro" (Venedig 1839, I, 42), genau übereinstimmend mit dem altfranzösischen „Trésor" (S. 52) findet, daß der Zeitraum von Erschaffung der Welt bis zur Geburt Christi 5500, nach anderer Rechnung 5254 Jahre betragen habe. Es ist nicht ersichtlich, wie Philalethes zu seiner Zahl gekommen.

Dazu gesellen sich noch folgende Versehen in dem Texte der Uebersetzung des „Paradies" erster Ausgabe, welche in der gegenwärtigen unverbessert geblieben: Gesang V, 105, „vernehmen" statt „vermehren" (crescerà); VIII, 36, „von (denen)" statt „zu" (a' quali); XIV, 80 „(mit anderem) Geschehnen" statt „Gesehnen" (tra l'altre vedute); XVII, 88, „hören" statt „harren" (t'aspetta); XXIV, 69, „du — zählst" statt „er — zählt" (riposo); XXV, 76, „(mit) deinem (Träufeln)" statt „seinem" (con lo stillar suo). In keiner dieser Stellen würden die vorhandenen Lesarten des Originaltextes die hier als Versehen bezeichnete Uebersetzung gestatten. Das Werk ist es wahrhaft werth, daß diese und ähnliche kleine Mängel in einer künftigen Ausgabe noch verbessert werden.

3. Allegoria morale, ecclesiastica, politica nelle due prime cantiche della divina commedia di Dante Allighieri, ovvero dei vantaggi che per l'intelligenza della divina commedia si possono trarre dalla conoscenza della cultura del suo autore. Dissertazione di *Antonio Lubin*. Gratz. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Werth dieser zwar nicht umfangreichen, aber inhaltschweren Schrift besteht hauptsächlich darin, daß der Verfasser den Leser, welchem ein tieferes Eindringen in den Geist der Dante'schen Dichtung Bedürfniß ist, nach einigen Richtungen hin in die Gedanken- und Anschauungssphäre versetzt, in welcher der Dichter lebte und webte und deren Schranken er bei seinem Schaffen, so frei er darin auch waltete, doch weder ganz verleugnen durfte noch konnte. Der Verfasser geht von folgendem Gesichtspunkte aus. Er findet den Grund der Schwierigkeiten der „Commedia" nicht in dem Dichter, sondern in seinen Erklärern, und zwar nicht in den ältern und ältesten, sondern in denen der Neuzeit. Während jene in den Hauptsachen ganz übereinstimmen, gehen diese willkürlich auseinander; solche Uebereinstimmung weise auf den einzig richtigen Weg zum Verständniß der Dichtung hin, nämlich die Geistescultur des Dante'schen Zeitalters, insbesondere des Dichters selbst, von Grund aus kennen zu lernen. Insofern nun diese einestheils sich offenbar in den von Dante gelesenen Schriften darstellen muß, ist es von höchstem Belang, den Inhalt derselben mit den Gebilden und Anschauungen des Dichters zu vergleichen, und insofern dieser bei verschiedenen Gelegenheiten seine erhabenen Lehrer in der Weltweisheit und Gotterkenntniß geflissentlich mit Namen nennt, so werden es besonders solche genannte sein, auf deren Schriften sich unsere Aufmerksamkeit zu richten haben wird. Zu diesen gehört unter andern Ugo da San-Vittore, von welchem die „Commedia" in der betreffenden Stelle („Paradiso", XII, 133) nichts weiter als den Namen anführt, die alten Commentatoren jedoch beifügen, er sei ein großer Meister in der Theologie, sei Mönch zu St.-Victor in Paris um die Mitte des 12. Jahrhunderts gewesen (Petrus Dante und L'Ottimo Commento); Francesco da Buti zählt überdies eine Menge Schriften von ihm auf.

Aus verschiedenen Aufsätzen und Reden dieses Scholastikers nun hebt der Verfasser eine Reihe von Parallelstellen zu Dante's „Inferno" und „Purgatorio" hervor, die eine solche Geistesverwandtschaft mit der Auffassungs-, Anschauungs- und Ausdrucksweise des Dichters zeigen, daß er zu der Vermuthung kommt, jene seien demselben in wichtigen Stücken, mittelbar oder unmittelbar, Quelle und Vorbild gewesen. Die Uebereinstimmung ist zum Theil überraschend, zum Theil verliert sie sich in Allgemeinheiten. Wenn Babylon als das Bild der verlorenen Welt, als die in eisiger Finsterniß gelegene, schuld- und peinerfüllte Stadt der sieben Todsünden dargestellt wird, mit ebenso vielen abgetheilten Räumen, mit umschließenden Mauern, mit Eingangs- und Ausgangspforten, so ist darin die Analogie zum „Inferno" der „Göttlichen Komödie" nicht zu verkennen; ebenso wenig zum „Purgatorio" in der Schilderung Jerusalems, der heiligen Stadt der durch Reue und Tugendübung errungenen Beseligung, gleichfalls mit sieben Räumen für die den Todsünden entsprechenden sieben Tugenden, mit der untern Eingangspforte des Glaubens, der obern des göttlichen Betrachtens, dazwischen den zur Gottesstadt emporführenden Stufen, mit der Enge und Schwierigkeit des Wegs beim Beginn und der zunehmenden Erweiterung und Leichtigkeit für den weiter Emporgeschrittenen. Wie bei Dante zwei schwerterbewaffnete Engel, als himmlische Habichte (celesti astori), die Schlange der Verführung aus dem Thale des Friedens vertreiben, so kämpfen bei Ugo die heiligen Lehrer, gleich hochfliegenden Adlern, für die himmlischen Güter gegen unsere Verführer und Verfolger, deren Besiegung die Schwerter der Tapferkeit und der Weisheit erfordere. Und wie Dante mit den beiden Genossen auf der obersten Stufe des Purgatorio, den nächtlich ruhenden Hirten gleich, entschlummert, bevor sie in das irdische Paradies eintreten, so läßt auch Ugo die Betrachtung erst für die irdischen Dinge entschlummern, ehe sie den himmlischen auf den Weideplätzen der ewigen Glorie zu nahen vermag. Auch die Ströme Babylons, welche ihren Ursprung in dem finstern Abgrunde der Sünde haben und sich mit den Dämpfen der Ungerechtigkeit über die ganze Erde verbreiten, erinnern lebhaft an die den Gliedern des Alten vom Berge Ida entquellenden Sündenströme des Inferno; der Alte selbst tritt uns bei Ugo in einer bildlos-didaktischen Schilderung der Weltzeitalter nach ihrem Fortschreiten vom Orient zum Occident entgegen. An anderm Ort und außer Zusammenhang mit seinem Babylon und Jerusalem stellt Ugo, mit einigem Schwanken, die Oertlichkeiten und den Unterschied des Himmels und der Hölle, der Erde, des Reinigungsbergs und des irdischen Paradieses fest. Aehnlich verhält es sich mit der Uebereinstimmung der großen kirchengeschichtlichen Vision im irdischen Paradiese der „Commedia" mit

einer Stelle bei Ugo, die das alles der Grundlage nach andeutet, aber nichts davon bildlich ausführt.

Man sieht, Ugo hatte in seinen Schriften nicht weniges, was den Zwecken Dante's entsprach. Während indeß letzterer jene Grundgedanken zu Bildern gestaltet und im organischen Zusammenhange vorführt, findet sie sich bei dem andern über verschiedene Aufsätze zerstreut in schlichter Lehrart, nur theilweise mit leichter allegorischer Umhüllung bekleidet: bei dem Theologen vereinzelte Werkstücke, bei dem Dichter die sorgfältige Verarbeitung und Einfügung in einen kunstvollen Bau. Außerdem bedarf es öfter der directen Hinweisung auf die vorhandene Analogie, wenn sie von dem Leser erkannt werden soll. So ist es bei der Beziehung der sieben Schöpfungstage nach der Interpretation des heiligen Isidorus auf die sieben Tage der Dante'schen Vision; so bei der scholastisch-künstlichen Analogisirung der Bitten des Vaterunser und der sieben Todsünden des „Purgatorio": das Dante'sche Padre nostro wenigstens zu Anfang des Gesanges XI hat nicht das mindeste damit gemein. In einem Falle hilft sich der Verfasser zum Zwecke der gewünschten Uebereinstimmung, wie es scheint, mit einiger Gewaltthat, wenn er nämlich, um einen Höllenkreis weniger herauszubekommen, den stygischen Sumpf und das Gefilde der Ketzergräber als Theile eines und desselben Kreises zusammenzwingt, was die Darstellung des Dichters in keiner Weise gestattet. In verwandter Art sucht er Neid und Hochmuth, die bekanntlich in den Kreisen des „Inferno" nicht ausdrücklich vertreten sind, indem er sie zur Analogie mit den sieben Todsünden des Ugo'schen Babylon braucht, bei den Sündern der untersten Höllentiefe auf und findet sie allerdings, weil sie denselben nicht fehlen können; aber es wird dabei ignorirt, daß jene beiden Eigenschaften hier nur implicite und nicht allein vorhanden sind und daß das Umfassende und einheitlich zur Erscheinung Kommende nach der Intention des Dichters vielmehr der Verrath ist. Diesen hat der Verfasser zu Gunsten seines Zwecks vom Schauplatze verschwinden lassen. Doch darf ihm nicht unrecht gethan werden: er selbst verwahrt sich dagegen, als ob er völlige Uebereinstimmung zwischen dem Dichter und dem Theologen nachweisen, jenen als den Plagiator von diesem erkennen lassen wolle. Jedenfalls hat er der Sache darin Genüge gethan, daß er an einigen Beispielen den Weg gewiesen, wie man in die Gedankenwelt, die Dante bei seinem Schaffen fertig und zu freier Disposition vorfand, und dadurch in dessen eigene geistige Werkstätte eindringen könne.

Schließlich mag noch besonders auf die drei vorletzten Abschnitte, welche die politische Seite der „Commedia" behandeln, aufmerksam gemacht werden, weniger wegen ihres allgemeinen Inhalts und weil derselbe Neues zur Entscheidung brächte, als vielmehr wegen mehrfach geistreicher und scharfsinniger Erörterungen des betreffenden Themas. Der Eindruck im ganzen, welchen die Lektüre des Werkchens bei aufmerksamem Lesen zurückläßt, muß dahin bezeichnet werden, daß es kein leichtes Ding sei, sich ernst mit Dante's „Commedia" zu befassen, daß für das volle Verständniß derselben noch viel zu thun übrigbleibt, daß aber auch jede neu gewonnene Aufklärung auf diesem Gebiete nicht blos eine Förderung im Verständniß Dante's, sondern zugleich ein Fortschritt in der Erkenntniß der weltgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit, wenigstens einer wesentlichen Seite derselben, genannt werden darf.

Theodor Paur.

Vom Büchertisch.

1. Lebensbriefe von Auguste Teschner. Mit einer Vorrede von W. F. Besser. Erster Theil. Leipzig, Naumann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

D'Aguesseau, der berühmte Kanzler und Redner macht einmal die Bemerkung: wer sein Leben schreiben wolle, solle dies nie vor dem vierzigsten Jahre thun, denn ihm mangele die Unbefangenheit, und nie nach dem funfzigsten, denn dann fehle ihm die Frische für die Vergangenheit; in dem einen Falle würden die Farben zu stark, in dem andern zu bleich aufgetragen; gleich der Natur neige sich der Ideenkreis des Menschen in der ersten Halbscheid des Mittags dem Morgen, in der zweiten dem Abend zu. Wir wissen nicht gleich, an welcher Stelle er dies gesagt, aber an die Wahrheit dieses Ausspruchs sind wir sehr oft erinnert worden, auch bei den fraglichen „Lebensbriefen". Das salbungsvolle Vorwort des geistlichen Herrn, der die Autobiographie eines seiner Kirchkinder einläutet, als ob der Leser zum Gotteshause geführt werden solle, verheißt freilich eine Ausnahme jenes erprobten Spruchs, indem er sagt, es sei seine freudige Ueberzeugung, daß die seiner Einladung etwa Folgenden rufen würden: Wir haben mehr gefunden, als wir erwarteten! Allein man spürt es nur zu bald, wie wohl er daran gethan, nicht in größere Emphase über dieses Buch gerathen zu sein, man spürt die Wahrheit von dem „zu nahe sind wir miteinander verbunden". Wie nahe, ersehen wir weder aus seiner Empfehlung noch aus dem Buche selber, das sich über die ersten 32 Lebensjahre der Verfasserin verbreitet, deren Aufzeichnung sie mit dem Ueberschreiten des sechzigsten Lebensjahres begonnen. Und so geschieht es ihr denn sehr oft, daß sie die nüchternen, verknöcherten und frömmelnden Anschauungen ihres Greisenalters auf die harmlose Unmittelbarkeit jugendlichen Empfindens und Sinnens überträgt, und blos hin und wieder glitzern matte Strahlen aus dem Jenseits ihres Frühlings in die Dämmerung ihres jetzigen Lebenswinters. Kein Wunder daher, daß sich manche Widersprüche in der Erzählung wie Betrachtung finden, Widerspüche bisweilen in einem Athem, wie die Versicherung, daß sie sich schon in ihrem achtzehnten Jahre ganz von der Hand des Herrn habe führen lassen, in allem auf das Walten Gottes gebaut, während sie zwei Seiten weiter sich klar wird, daß sie keinen kirchlichen Sinn gehabt, ja „dem Worte Gottes entfremdet gewesen" und statt in Schriften der Ascese „in zwei langweiligen Bänden des Marc Aurel" Stärkung gesucht habe. Sie ist im zwanzigsten Jahre schon stark damit beschäftigt, im Schose des Heilands ihre Seele zu betten, und dann entschlüpft ihr das

Geständniß, erst im achtundzwanzigsten Jahre „kirchlich herangewachsen zu sein", als Hengstenberg's „Evangelische Kirchenzeitung" erschien, an der sich ihr Geist zu immer stärkerm Glaubensdurst vollsog. Nur eine Sechzigerin vermag über ihre erste, nach vierjährigem Bestande resultatlose Liebe so trocken, poesielos, in so pietistischer Resignation zu berichten; nur eine von nebelhafter Gläubigkeit umschleierte alte Frau die Liebe so zu misachten. Alle Pulsschläge des Gemüths in dem Gedanken an den Einen concentriren, diese Liebe heißt hier — Abgötterei. Ihm allein, dem himmlischen Bräutigam, gebührt all das unnennbare Hangen und Bangen und Sehnen des Herzens, mit ihm verschmilz, o Seele! Das Mädchen, das uns die Sechzigerin schildert, mit mancherlei Schwäche des Gedächtnisses, ersichtlich aus dem Wiederholen derselben Begebenheiten und der Wiederkehr gleicher Reflexionen, dies Mädchen (das am liebsten Mineralien sammelt!) ist in seiner Totalität eine so unangenehme Erscheinung, daß ihr wenigstens der Referent nicht in den Weg gekommen sein möchte. Das frömmelnde Greisenalter gleicht einem jener Gläser, unter welchem die Verhältnisse aller Gegenstände naturwidrig verschoben werden: bei einiger Prüfung wird man dies hier erkennen.

Noch an eines größern Mannes Ausspruch erinnern den Referenten die „Lebensbriefe" der Auguste Teschner, an ein Wort unsers Goethe: das Publikum solle jedem verbunden sein, der ihm sein Leben erzähle. Daß nun aber jedermann in Handhabung leidlichen Stils sein Leben erzählen solle, jedermann die Berechtigung dazu habe, das hatte Goethe unmöglich damit gemeint. Vielmehr ist jenes Wort mit dem zusammenzuhalten, welches er in späterer Zeit an Eckermann richtete: „Man glaubt nicht, wie reich das Leben so vieler ungekannter Menschen ist; wenn sie uns ihr Leben erzählten, müßten wir ihnen mehr verbunden sein als vielen berühmten Männern." Dies Wort kann unserer Selbstbiographie nicht zu statten kommen. Ihr Leben, über die Grenzen ihrer eigenen Darstellung hinaus uns unbekannt, läßt sich in die zwei Zeilen zusammenfassen: Sie wurde geboren (1799 zu Lissa als Tochter eines Steuerrendanten), wurde erzogen und ward selbst Erzieherin (im Alter von 23 Jahren): es unterscheidet sich in nichts von dem tausend anderer Damen mittelbürgerlicher Kreise, nicht eine einzige eigenthümliche, die Oeffentlichkeit irgendwie anregende Begebenheit kann von ihr mitgetheilt werden. Und so ergeht sie sich denn mit einer ganz unglaublichen Breitspurigkeit und Geschwätzigkeit über ein Alltagsleben, über Kleinigkeiten, von denen der Referent unbedenklich behauptet, daß sie lediglich der Halbbildung und Kleinbürgerlichkeit ein Interesse ablocken. Was sie gegessen und getrunken, erfahren wir so oft, daß uns selber Magenbeschwerden anwandeln; was sie für Kleidungsstücke erhalten, gekauft, wie sie zugeschnitten, wann sie getragen, wann ein neues Blatt eingesetzt worden u. dgl., nimmt hier einen Raum in Anspruch, der jede Schneidermamsell entzücken muß. Wir ersehen fast aus jedem Briefe, was sie für Zahnschmerzen oder sonstiges Unwohlsein gehabt. Freilich fällt ihr Leben in die allen Deutschen unvergeßliche Zeit von 1806—13; allein was sie daraus Umständliches erzählt, ist nichts als die tausendmal, nur eindringlicher vernommene Misère tausend anderer Familien, und man muß einen ganz andern Namen tragen als die Verfasserin, um das Publikum an der Krippe ihrer subjectiven Eindrücke Heu und Häckfel schlingen zu lassen, die aus der Rause ihrer kindlichen geschichtlichen Auffassung und Commentare herabfallen. Ueberdies berichtet sie schulmeisterlich so manches, was sie gar nicht aus eigener Erfahrung weiß und wissen konnte, was allerdings sammt den vielen Versen und Gedichten geistlicher und weltlicher Poeten, obenein der bekanntesten, zum Embonpoint ihres Lebenslaufs beitrug, aber ein ganz ungerechtfertigter Aufschlag ist. Freilich hat sie ferner der Zufall in die Gesellschaft gewisser Größen versetzt, wie Tieck, Tiedge, K. M. von Weber, Maßmann, Gries, Hell, Kind, Wackernagel (damals noch Student) und einiger andern; indeß gingen die Beziehungen nicht über Zufall und Oberflächlichkeit hinaus, welcher denn auch ihre flüchtigen Raisonnements vollkommen entsprechen. Einige hin und wieder verstreute pädagogische Gedankenspäne sind wirklich von geläutertem Metalle; wir errathen aber die Werkstätten, denen sie entnommen, oder sie sind sozusagen dermalen in allen Kindergärten aufzulesen.

Der Stil der Verfasserin ist durchsichtig, deutlich und bestimmt; indeß ermangelt er der Kürze, der Abwechselung und des Schwungs. Nirgends zu rhetorischer Kraft und Lebendigkeit anschwellend, wird er durch die fortwährenden Andächteleien zu fader Monotonie versandet. Gewissermaßen verpflichtet, das gespannte Verhältniß zur Logik einer Frau, noch dazu einer frommen, zu verzeihen, müssen wir hingegen Verstöße gegen den Satzbau und sinnentstellende provinzialistische Wendungen der Lehrerin anrechnen. Daß endlich jeder der 31 Briefe einer andern Dame, meist adlichen, gewidmet ist, erscheint dem Referenten an weniger Curiosität als Eitelkeit, welche bekanntermaßen auf dem dumpfen Boden bigoter Demuth vortrefflich gedeiht.

Hiermit lassen wir ab von diesem autobiographischen Kelch, den so zu schwenken und zu schütteln nicht der Mühe werth gewesen wäre ohne die geistliche Salbung, welche berückend den Rand gleich Honig vom Hymettus beträufelte.

2. Eine Geographie aus dem 13. Jahrhundert. Herausgegeben von Ignaz von Zingerle. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Lex.-8. 12 Ngr.

Ein interessanter und dankenswerther Beitrag zur historischen Entwickelung der Wissenschaft der Erdkunde. Zwar ersehen wir aus den höfischen Dichtungen manches, was sich auf die geographischen Kenntnisse der damaligen Zeit bezieht; ein vollständiges Compendium aber, eingeflochten in der „Cristherrechronik" nach der Erzählung vom Thurmbau zu Babel, erhalten wir erst hier, mitgetheilt nach der Handschrift des Hans Sentlinger von München vom Jahre 1394, der auch die wolfenbütteler Handschrift vom Jahre 1399 gefertigt hat. Er rühmt sich „ein tail gedichtet" zu haben, allein seine Zuthat beschränkt sich auf Einschiebung von Uebergängen, kenntlich durch rohe

Reime und regellose Verse, sodaß der Herausgeber mit Recht nur bittern Hohn darin findet, wenn ihn B. Weber einen Reimkünstler nennt. Die Beschreibung der am Rheine gelegenen Städte, welche seiner Handschrift fehlt, ist in den Anmerkungen nach Graff's Fragmenten aus der strasburger Handschrift („Diutisca", I, 62) zur Ergänzung mitgetheilt (S. 71—73). Oftmaliges Uebereinstimmen mit Megenberg's „Buch der Natur" hat die Berücksichtigung auch dieses Werks veranlaßt, wie andererseits Erklärung mancher Orts- und Volksnamen versucht worden ist. Zur Probe das, was die Chronik über die allgemeine Geographie von Deutschland hat:

— — — — — — — —
von der *Tuonouwe*, als si gât
und ir fluz den namen hât
biz an die hoehsten albe hin,
dâ ist, als ich bewiset bin,
diu obere *Germâniâ* gelegen
diu den namen hât gewegen.
nâch dem sint alliu diutsche lant
noch *Germâniâ* genant,
welhiu der undermarke sîn.
westerhalp scheidet ez der *Rîn*,
norden diu Alp, als sie noch gât
diu die marc underscheiden hât
und ir gezilte marke gît.
in diesem teile *Swâben* lît,
daz *Alemâniâ* hiez ê
nâch *Alemân*, dem *Bôdemsê*,
der in dem obern Swâben swebt,
durch den mit richem fluzze strebt
der *Rîn*, des fluz noch sîget dâ in
von dem lantgebirge hin,
der von besunderm teile gât
norden ze tal und den fluz hât
biz an daz grôze nortmer.
bî dem *Rîne* lît mit wer
manic veste wol bereit
nâch rîlicher wirdicheit,
werlich und vil rich erkant.
ouch stôzent dran werlichiu lant,
die mit richer genuht
bringent manic süeze fruht.
In *Swâbenllant* entspringet
die *Tuonouwe* und bringet
in *mare ponticum* mit kraft
sehzic wasser namehaft
inz ôstermer, dar in si gât.
ir fluz, ir runs geteilt sich hât
in siben grôze strangen,
ê daz ir fluz gegangen
koem in daz mer, dâ sie sich in
mit irem fluzze richtet hin,
als uns diu wârheit tuot erkannt
an *Swâben* stôzet *Beierlant*
ze tale sunder wanken,
und dar nâch *Ôsterfranken*.
da enzwischen und dem Rîne lît
Rînfranken. zuo der westersit
diutscher lande gêt ein gêr
über Rîn. des teiles kêr
gêt jensît an welschiu lant,
als *Hollant* und *Brâbant*
und *Sêlant*. dâ der selbe strich
von welschen landen scheidet sich,
an *Ôsterfranken* stôzet da
Duringen und dar nâch sâ
ist mit Kraft daran gewahsen
daz starke lant ze *Sahsen*,
und des hêrschaft nâch ir zal
gêt bî der *Elbe* ouch ze tal.
biz an daz ende sint diu lant
diu nider *Germâniâ* genant.

3. Zerstreute Blätter. Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts von Hermann Adalbert Daniel. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Bücher zu wohlthätigen Zwecken, das vorliegende zum Besten der Krankenkasse der Waisenhausbuchdruckerei, appelliren in der Regel ausdrücklich oder stillschweigend an ein Wohlwollen der Kritik, das sich leider mit der Ehre des deutschen Geistes sehr oft nicht verträgt. Auf diese Sammlung läßt sich das nun allerdings nicht ganz und gar anwenden, allein sie ist doch auch danach, daß ihr ohne Gewährung eines exemten Wohlwollens kaum eine Berechtigung zur Existenz zugestanden werden könnte. Vielleicht trägt es gegen die Vermehrung des bereits sehr zahlreichen Bettelordens in der deutschen Literatur etwas bei, wenn hier an das seinerzeit ungemeines Aufsehen erregende Beispiel einer weltberühmten Schauspielerin, der verstorbenen Rachel, erinnert wird, welche sich hochherzig eines Tags entschloß, das Schicksal einer ihr bekannten, total verarmten und in der weiten Welt von Paris von allen verlassenen Künstlerfamilie mit einem Schlage zu wenden, und zu dem Ende sich vier volle Stunden hindurch auf einen der frequentesten Boulevards unter die Bettler stellte und mit einem Herrenhute in der Hand die Vorüberpassirenden um Almosen ansprach. Aber sie stellte sich nicht hin, angethan mit aus allen Winkeln vorgesuchten, verschlissenen oder aus alten und neuen Lappen und Lumpen bunt zusammengeflickten Kleidungsstücken, sondern in der prachtvollsten Theatergarderobe und übersäet mit Juwelen. Es ist, nebenbei bemerkt, constatirt, daß sie am Abend desselben Tags jener Familie einen Ertrag von 50000 Francs überreichte. Daraus möchten unsere Schriftsteller entnehmen, daß, um Mitleid für andere zu erwecken, sie doch durch die Art, wie sie das thun, nicht für sich selbst Mitleid in Anspruch nehmen dürfen, im Interesse des Zwecks wie zu ihrer eigenen und der Ehre der deutschen Literatur, über welche in einer Zeit wie der unserigen nicht streng genug gewacht werden kann.

Der stofflich sehr mannichfaltige Inhalt der hier zu besprechenden gesammelten und in der That dennoch „Zerstreuten Blätter" zerfällt in Abhandlungen, Reden und Reisebilder. Gleich die erste Abhandlung: „Das pädagogische System des Comenius", ursprünglich Beigabe eines Programms des Pädagogiums zu Halle von 1839 (dort wirkt der Verfasser als Ordinarius), ist unstreitig die vortrefflichste von allen übrigen und auch an sich eine ganz tüchtige und sehr gelehrte Arbeit, aber sie wäre zweckmäßiger für eine andere Sammlung reservirt worden: hier verhält sie sich zum Ganzen wie eine steinerne Kuppel auf hölzernem Fachwerk. „Bürger auf der Schule", Programm von 1845, ist ein Aufsatz, den man schreibt,

um eben etwas geschrieben zu haben. Er bringt weder für den Menschen noch den Dichter auch nur ein Sandkorn von Belang. Dasselbe gilt von dem dritten Stück: „Gödingk auf der Schule." Ramler's erste Ode auf Friedrich den Großen, in einer Gratulationsschrift von 1856 durch den Verfasser zum ersten mal veröffentlicht, dürfte ihm jeder ebenfalls gern erlassen haben; die Reliquienepidemie ist — dem Himmel sei Dank! — stark im Abnehmen, und selbst einem so poesielosen Corporal der Poeten, wie Ramler war, wünschen wir nicht die Veröffentlichung fehlerhafter, unreifer Versuche. Der geschichtliche Ueberblick über unser Gesangbuchwesen (Nr. 5) stand in Ersch- und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie" ganz am rechten Orte; daß er hier ohne jedwede Umarbeitung und Kürzung wieder zum Vorschein kommt, will uns ein Verstoß gegen die Natur von Unternehmungen wie die genannte Encyklopädie dünken. Dagegen wird sich die Abhandlung über den Schöpfer der wissenschaftlichen Erdkunde, Karl Ritter (abgedruckt aus den „Preußischen Jahrbüchern"), neuen Beifall erwerben. Hier ist der Verfasser, bekanntermaßen selbst ein ausgezeichneter geographischer Schriftsteller, nicht blos in seiner eigentlichsten Sphäre, sondern hat auch der Abhandlung ganz den Zuschnitt gegeben, den man an Sammelwerken dieser Art willkommen heißt.

Die Reden über den heiligen Ansgar und die deutsche Weihnachtsfeier mögen im Missions- und Frauenverein zu Halle recht andächtige Hörer gefunden haben; dies kann sie jedoch nicht vor dem Vorwurfe der Langweiligkeit, einer wahrhaft strohernen Schwunglosigkeit retten. Ebenso erheben sich die Vorträge zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Schiller's, des hundertjährigen Todestags des Grafen von Zinzendorf und des hundertundfunfzigjährigen Bestandes des halleschen Pädagogiums nicht über das Banausische. Wie aber der neunte Abschnitt, die Säcularfeier Goethe's sammt den beigefügten dichterischen Exercitien (!) ehemaliger Schüler des Pädagogiums, unter die „Reden" gerathen, werden diejenigen ausfindig machen, welche die Quadratur des Cirkels entdecken.

Der Verfasser war wirklich verbunden, auf die Schwüle seiner ziemlich schläfrigen Reden eine Erquickung folgen zu lassen, die wir denn auch in den fesselnden und musterhaft behandelten „Reisebildern" (aus Masius' „Der Jugend Lust und Lehre") erhalten. Allein diese Erquickung ist räumlich so karg bemessen, daß wir den übeln Eindruck eines doch gar zu heterogenen und, wie es uns scheint, allzu hurtigen Sammelsuriums auch nur halb verwinden könnten.

4. Paul Schede (Melissus). Leben und Schriften. Von Otto Taubert. Torgau, Jacob. 1864. Gr. 4. 8 Ngr.

Eine kleine, aber ihren Stoff doch völlig erschöpfende Monographie, durchgeführt mit einem Fleiße und einer philologischen Genauigkeit, denen wir einen würdigern Gegenstand gewünscht hätten, sodaß wir nicht zugleich an eine der Gewohnheit abgepreßte und darum hartkrustige Schulschrift erinnert würden, für welche selbst unter den Geweihten die nöthigen Straußenmagen nachgerade selten werden. Denn Paul Schede oder, wie er sich in Erinnerung an seine Mutter, eine geborene Ottilia Melissa, am liebsten nannte und in den vielen eigenhändigen Briefen, die wir von ihm gelesen, stets unterzeichnete, Paulus Melissus (1539—1602) gehört zu dem ziemlich zahlreichen Kreise von Dichtern, welche den leidigen Uebergang zu der trostlosesten Zeit unserer nationalen Geschichte, der unseligen Periode des Dreißigjährigen Kriegs, bilden und nach dem bereits vollzogenen Verfalle der deutschen Poesie durch ein widerspruchvolles, forcirtes Schwanken zwischen dem Volksthümlichen und Antiken eine neue Aera zu schaffen gedachten, in Wahrheit aber eine nüchterne und jämmerliche Halbheit repräsentiren, die zwischen einem Miswuchs von Poesie und Prosa wie zwischen Thür und Angel ein kurzes widriges Scheinleben führte, von dem der Historiker zwar Act zu nehmen hat, aber auch weiter nichts. In diesem Kreise stehen Philips Freiherr zu Winnenberg, Peter Denaisius, Johannes Doman, Lazarus Sandrub, Johann Pappus, Johann Arndt, Cornelius Becker, Valerius Herberger u. a. Schede indeß ist unbedingt der talentloseste und durch seine aftergelehrt prunkenden und aberwitzigen Maßregelungen der deutschen Sprache, namentlich hinsichtlich der Orthographie, der Clown unter den Genannten. Er hat die ganze Flut von Spott und Hohn verdient, die seinerzeit gegen ihn losbrach, und es ist auch Taubert nicht gelungen, die goldpapierne Krone des paduanischen Comes palatinus im Glanze einer echten darzustellen oder ihm die Hanswurstjacke auszuziehen, um den Chorrock eines Reformators darunter zu zeigen. Nach langer, wahrhaft preislicher Vergessenheit war es — wie bezeichnend! — der verschrobene Bodmer in Zürich, der Schede's Namen und zwei seiner Lieder aus dem Plunder hervorholte, an dem die deutsche Literatur einen keineswegs beneidenswerthen Ueberfluß hat, und unsere hochnothpeinlichen Gewissenhaftigkeits- und Vollständigkeitsbestrebungen verschafften ihm dann bei Wachler, Koberstein und Gervinus eine „Rettung", welche vielleicht nur Taubert nicht genügend erscheint.

5. Unsittlichkeit und Unmäßigkeit aus dem Gesichtspunkte der medicinischen, hygieinischen und politisch-moralischen Wissenschaften. Von E. Reich. Neuwied, Heuser. 1866. 8. 1 Thlr.

Ein gutes und — was mehr heißt — recht brauchbares und lehrreiches Buch, das niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Ueber Ausschweifungen, Ausartungen, Nothzucht, Blutschande, Unzucht, uneheliche Kinder, Cölibat, unsittliche Leidenschaften und Handlungen, sociale Unsittlichkeit, dann über Unmäßigkeit finden Fachmänner das ihnen Bekannte in gelehrter, klarer und rücksichtsloser Weise vorgetragen; Laien, besonders Juristen erhalten Aufschluß über die Dinge aus der Nachtseite des gesellschaftlichen Lebens offen vorgelegt, gegen die nur eine thörichte Prüderie die Augen verschließen kann. Um alles sociale Elend beseitigen zu können, muß man es vor allen Dingen kennen, und dazu gibt dieses frisch geschriebene Buch vortheilhafte Anhaltpunkte. Um die Grundtendenz des Verfassers, der bei der medicinischen Facultät in

Bonn auf keinen grünen Zweig kommen konnte, aufzuzeigen, lassen wir einige Stellen seines Werks folgen:

Aus völliger Unkenntniß der Natur und der Wohlfahrtsbedingungen des Menschen, aus tausend falschen Deutungen, Misverständnissen, Irrthümern, Thorheiten und Vorurtheilen hat man das construirt, was im gemeinen Leben Sittlichkeit genannt wird. Wir setzten, im Laufe der Betrachtungen, dem unsere Begriffe von Unsittlichkeit entgegen und fanden — durchaus nicht zu unserm Erstaunen —, daß unsere „Unsittlichkeit" mit der landläufigen „Sittlichkeit" fast durchweg übereinkommt... Hält man an dem fest, was heutzutage noch schlechthin Sittlichkeit genannt wird, dann arbeitet man der völligen Entnervung und Auflösung der Menschen immer kräftiger in die Hände und treibt die Generationen der Gegenwärtigen und Zukünftigen mit Sicherheit dorthin, wo Skrofulose und Syphilis, Fäulniß und Entartung das Siegesbanner schwingen.

Auf S. 121 schildert er die Nachtheile der Ehen unter Blutsverwandten:

Heirathen zwischen nahen Verwandten bringen die politischen und moralischen Lebensverhältnisse in Gefahr. Die wahrhaftigen Kapaunengeschlechter der kleinsten Kleinstaaten, in ihrer schimpflichen Feigheit, elenden Charakterlosigkeit, tölpelartigen Bornirtheit und körperlich-geistigen Krüppelhaftigkeit, sind der lebendige Beweis, daß die mehr oder weniger incestuosen Ehen es hauptsächlich sind, was diese Kleinstädter auf Thronen und in Hütten so lächerlich einfältig und zur Caricatur im eigentlichen Sinne des Worts macht u. s. w.

Wir wollen nicht verhehlen, daß, so wacker das meiste gearbeitet ist, doch einzelnes allzu burschikos, sogar desperat losbricht, z. B. S. 118:

Wundern wir uns nicht über die Eselhaftigkeiten, welche von denen begangen werden, deren Gesammtheit das Institut der Kirche ausmacht: wissen wir ja, daß die Geschichte der Gottesgelahrtheit und der Kirche ein immenses Kapitel der Geschichte des Wahnsinns ist! Wer die Mehrzahl der Kirchenväter, die Verhandlungen der Concilien u. dgl. m. liest, glaubt die Annalen einer Irrenanstalt zu lesen.

Ein Verehrer von Schulze-Delitzsch, ein Freund des Koburgers, ein schon so vielfach bewährter Autor sollte allezeit beherzigen, daß eine weise Oekonomie in der Farbengebung das gebildete Publikum mehr gewinnt als unmäßige Excesse.

Herder als Religionsphilosoph.

Herder als Religionsphilosoph. Inauguraldissertation, welche unter Zustimmung der hochlöblich philosophischen Facultät zu Marburg zur Erlangung der Doctorwürde einreicht Heinrich Erdmann. Hersfeld, Maier. 1866. 8. 12 Ngr.

Vielleicht hätte der Verfasser sein Schriftchen besser: Herder als Philosoph und Theolog betitelt; denn die Aufgabe der Religionsphilosophie, den im Christenthum gegebenen Lehrstoff speculativ zu rechtfertigen, hat nach dem Verfasser Herder nicht im vollen Sinne gelöst. Im Unterschied von Gelzer, Hagenbach u. a. findet Erdmann bei Herder in den verschiedenen Perioden, die er durchlief, blos relative Verschiedenheiten, keine absoluten Gegensätze. Dies möchte doch zu bezweifeln sein. Eine der stärksten orthodoxen Aeußerungen Herder's ist z. B. in den „Zwölf Provinzialblättern an Prediger" folgende: „Symbolische Bücher sind Denkmale des Ursprungs, Insignien, auf denen zum Theil Religionsfreiheit, Friede, Stand und Wohlfahrt ruhen: historische Ehrenmonumente, Paniere! Schlechter Soldat, der eine Siegesstandarte wegwirft und will einer Kinderklapper folgen."

Wie verhalten sich dazu und zu so vielen andern Aeußerungen Herder's in seinen theologischen Schriften, Predigten, christlichen Gedichten die Aeußerungen in seinem Hauptwerk, in den „Ideen"? Das Richtige dürfte sein, daß Herder im Verlauf der Zeit von dem ältern Standpunkt immer mehr abgekommen und beim Humanitätschristenthum angekommen ist.*)

Das Schriftchen handelt nun zuerst vom Begriff und Wesen der Religion (Gottesidee, Idee des menschlichen Geistes, Begriff der Religion), hernach im zweiten Theil von den Religionen, welche den Gottesbegriff unvollkommen zur Darstellung bringen (Naturreligionen und jüdische Religion), endlich von der Religion, welche den Begriff der Religion absolut in sich verwirklicht darstellt, d. i. der christlichen Religion mit den dogmatischen Hauptlehren. Ein Anhang bestimmt Herder's Standpunkt als dynamischen Pantheismus und sucht das Mangelhafte dieses Standpunkts nachzuweisen.

Leider muß ich das Urtheil fällen, daß der Verfasser seine Aufgabe nicht gelöst, Herder's Ansichten einseitig aufgefaßt und ihm vielfach unrecht gethan hat. Herder einen Pantheisten zu nennen, ist unerlaubt; er selbst sagt (S. 92), er pflichte der spinozistischen Philosophie nicht völlig bei, sie habe noch dunkle und unentwickelte Begriffe; die Samenkörner des Spinozismus liegen in den ältesten Traditionen aller Nationen beinahe reiner u. s. w. Er deutete, wie Erdmann selbst zugibt, den spinozistischen Begriff der Materie in den der organischen Kräfte um, verhielt sich also, setzen wir hinzu, zu Spinoza ähnlich wie Schelling, der die starre Pygmalionsäule zu beleben, die todte Substanz in lebendigen Fluß zu bringen suchte. Spinoza verwirft die causae finales; Herder aber betont mehrfach die Weisheit, die Vorsehung, die planvolle Weltregierung Gottes. Besonders beachtenswerth ist hier die vom Verfasser übersehene Stelle in der Vorrede zu den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", S. xi fg., eine sehr wichtige Stelle, da sie uns einen hellen Blick in Herder's geistige Entwickelung werfen läßt. Wie Herder hier in der Vorrede zu seinem Hauptwerk schreibt, kann ein Pantheist nicht schreiben. S. xv verwahrt er sich ausdrücklich gegen pantheistische Misverständnisse:

Niemand irre sich darin, daß ich den Namen der Natur personificirt gebrauche. Die Natur ist kein selbständiges Wesen, sondern Gott ist alles in seinen Werken. Indessen wollte ich diesen hochheiligen Namen, den kein erkenntliches Geschöpf ohne die tiefste Ehrfurcht nennen sollte, durch einen öftern Gebrauch, bei dem ich ihm nicht immer Heiligkeit genug verschaffen konnte, wenigstens nicht misbrauchen. Wem der Name Natur durch manche

---

*) Lassen sich aber die zwei Standpunkte nicht zeitlich abgrenzen, so unterscheide man zwischen Herder dem Theologen und dem Philosophen. Unsere Auffassung läßt immerhin eine größere Einheit in Herder's Ansichten zu als die Erdmann's, der Herder zum bewußten Pantheisten stempelt und ihn dadurch im Hinblick auf die obengenannten Werke entweder zum unklaren Kopf oder zum Heuchler erniedrigt.

Schriften unsers Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag.

Das Wahre ist, daß Herder an demselben Problem arbeitete, das noch jetzt die Philosophie vorzugsweise beschäftigt: die Wahrheit des Theismus und des Pantheismus in einer höhern Einheit zu versöhnen.

Aehnlich urtheilt Rudolf von Raumer in seinem Werk „Vom deutschen Geist" S. 167. Hier redet Raumer von Herder's „Gott" als einem Buch, das von dem wirklichen System des Spinoza weit genug abliege. Dieses Buch „Gott" hat Erdmann nicht gewürdigt, nicht im Zusammenhang mit Herder's andern Aeußerungen aufgefaßt, und daher gefunden, daß Herder die Persönlichkeit Gottes, die Fortdauer der Seele, die Freiheit des Willens geleugnet habe und flache Begriffe von Religion und Sittlichkeit ausspreche. Damit ist einem der größten Männer Deutschlands schreiendes Unrecht zugefügt. Zwischen einer Einzelpersönlichkeit oder einem Individuum hinter der Welt und dem philosophischen Theismus ist ein großer Unterschied. Was Herder über die Unsterblichkeit lehrt, findet sich klar und bestimmt in „Philosophie und Geschichte", VIII, 63 fg., besonders aber in dem vom Verfasser ungebührlich vernachlässigten Hauptwerk Herder's, in den „Ideen", S. 198, 244 fg. Herder faßt die Unsterblichkeit als Fortentwickelung; dazu gehört freilich, daß der Mensch etwas Höheres, Ewiges in sich hat, das Fortschreiten sich weiter entwickeln kann, und daß er wenigstens einen Theil seiner Persönlichkeit ablegt. Besonders zu vergleichen sind die vom Verfasser übersehenen Gedichte: „Das Ich; ein Fragment", und „Selbst; ein Fragment". Hier ist das Problem der Unsterblichkeit mit aller Schärfe gestellt, zur Lösung desselben hat Herder wenigstens beigetragen, und dafür gebührt ihm Dank. Ebenso unbegründet ist der Vorwurf des Determinismus. Herder, der überall einen Zusammenhang, Plan, ein Ganzes suchte, war natürlich ein geschworener Gegner des gedankenlosen Indeterminismus, aber deswegen noch durchaus kein Determinist, kein Fatalist; und wenn er zwischen Gut und Böse keinen absoluten Gegensatz gelten ließ, so hat er darum noch nicht das Böse aus seiner Weltanschauung entfernt, und man darf nicht die Erläuterung des Spinozismus ohne weiteres als die Herder's ganze Weltanschauung beherrschende Grundannahme betrachten. Ueber Herder's Lehre von der Freiheit vergleiche man die „Metakritik" und den Aufsatz „Vom eigenen Schicksal".

In der Kunst war Herder ein entschiedener Gegner des Fatalismus; er wollte durch die christliche Kunst aus den Vorstellungen der Heiden von der Nemesis den letzten herben Rest tilgen und sie als Göttin der Gerechtigkeit, der Weisheit und der Liebe erscheinen lassen. Er wollte, der neuere Dichter solle den sittlich-religiösen Geist des antiken Dramas aufnehmen und fortbilden; an Schiller's „Wallenstein" nahm er großen Anstoß, die Tragödie erschien ihm fatalistisch; vor Aerger darüber wurde er fast krank. Und dieser Mann soll ein Determinist gewesen sein!

Doch der Raum gebietet uns zu schließen, obgleich noch manches an dem Schriftchen zu tadeln wäre. Ernstliche Rüge verdient die Aeußerung über den Conflict zwischen Amt und Ueberzeugung bei Herder, der allerdings hätte stattfinden müssen, wenn Erdmann die Grundanschauung des großen Mannes richtig wiedergegeben hätte. Wenn aber vollends ein Candidat der Theologie und Bewerber um die Doctorwürde einem Herder flache Begriffe von Religion und Sittlichkeit, sage flache Begriffe von Sittlichkeit vorwirft, so kann jeder, der einen Mann, den Deutschland zu seinen besten und verdientesten zählt, nur ein wenig kennt, diese Aeußerung des Verfassers, dessen Schriftchen blos zum Verwirren, aber nicht zum Orientiren dient, nur mit Entrüstung zurückweisen.

Gustav Hauff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Das neueste Drama der Frau Birch-Pfeiffer: „Die Frau in Weiß", zurechtgeschnitten nach dem Sensationsroman von Wilkie Collins, hat am berliner Hoftheater einen glänzenden und nachhaltigen Erfolg, am leipziger Stadttheater eine ebenso entschiedene Niederlage erlebt. Die Kritik kann keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, auf welche Seite sie sich zu stellen hat. Sie muß den berliner Erfolg als trauriges Zeugniß eines verdorbenen Kunstgeschmacks registriren und in dem leipziger Fiasco den erfreulichen Beweis dafür finden, daß solche monströse dramatische Productionen doch noch auf den Widerspruch des gesunden Empfindens und des geläuterten Geschmacks stoßen. Die berliner Kritik hat das jüngste Kind der Birch-Pfeiffer'schen Muse mit Glacéhandschuhen angefaßt, gewiß aus achtungswerthen Rücksichten auf die Verfasserin, die würdige dramaturgische Matrone der norddeutschen Residenz — Rücksichten, die wir nicht aus den Augen zu setzen glauben, wenn wir gegen einen entschiedenen Misgriff protestiren, der bei einer so productiven Schriftstellerin weiter nicht sonderlich ins Gewicht fällt. In der That ist „Die Frau in Weiß" ein Rückfall der Frau Birch-Pfeiffer in ihre erste Sturm- und Drangperiode und steht, was Solidität der Composition und einfache Wahrheit der Charakteristik betrifft, z. B. hinter „Pfefferrösel" tief zurück.

Auch der gediegene Recensent der berliner „Nationalzeitung", Karl Frenzel, rühmt hier und in der wiener „Presse" die meisterhafte Technik der Verfasserin. Wir sind dagegen der Ansicht, daß das Stück gegen die Elemente, gegen das A-b-c der dramatischen Technik verstößt und daß es der Verfasserin nirgends gelungen ist, den Romanstoff in eine dramatische Form zu gießen. Alle diese Scenen sind unverdaute Romankapitel, klein gehackt, zugeschnitten, in die Form von Acten und Scenen gepaßt, aber nirgends wahrhaft dramatisirt. Wir sprechen hier nicht von den langen Erzählungen, die neben der Handlung einhergehen und uns bis in den letzten Act hinein verfolgen, Erzählungen, die sich jeden Vergleich mit denjenigen verbitten, durch welche die großen Tragiker des Alterthums und der Neuzeit ein erlaubtes episches Element, selbstverständlich mit dramatischer Wirkung, ihren Schöpfungen einverleibten; wir sprechen nur von der beibehaltenen Manier des Romans, die

Vorgänge und Erlebnisse erst hinterdrein zu erläutern. Wir brauchen nicht auf Lessing und Diderot zurückzugehen, um zu beweisen, daß durch diese Manier die Grundgesetze des Dramas in majestätsverbrecherischer Weise verletzt werden. Die Meisterschaft der dramatischen Technik besteht eben darin, die Handlung aus dem Innern der handelnden Charaktere in ebenso folgerichtiger wie spannender Weise hinzuleiten, und es muß als die unerlaßliche Vorbedingung eines solchen dramaturgischen Verfahrens gelten, daß das Publikum von Haus aus mit im Geheimniß ist. Gegen diese Vorbedingung sündigt das Drama der Frau Birch-Pfeiffer in so consequenter Weise, daß es als ein negatives Muster für alle dramaturgischen Studien betrachtet werden kann, ähnlich wie das kranke Pferd der Thierarzneikunde, an welchem die angehenden Schüler dieser Wissenschaft sämmtliche Leiden des edeln Rosses auf einmal veranschaulicht finden. Die Motivirung hinkt hinter der Handlung einher, und der Effect wird in einer Steigerung der nachfolgenden Motive gesucht. Dies aber ist gerade grundverkehrt. Der dramatische Effect kann nie in solchen Ueberraschungen bestehen, wie sie für den Roman, der einen dunkeln, sich allmählich lichtenden Hintergrund der Vergangenheit voraussetzt, geboten sind.

Doch man wird uns entgegnen, wozu solche überflüssige ästhetische Weisheit an ein anspruchsloses Stück verschwenden, das sein Publikum nur unterhalten will? Wir protestiren nicht gegen anspruchslose Stücke, sondern gegen alle Stücke, welche den Geschmack der Menge verderben, welche künstlerische Grundgesetze auf den Kopf stellen und durch Unnatur und durch die Sucht nach crassen Wirkungen das gesunde Empfinden verletzen. Wir waren jüngst Zeuge, wie das pariser Publikum, das doch gerade in dieser Hinsicht für sehr empfänglich gilt, ein Effectdrama, den „Major Trichmann", wegen allzu großer Häufung der criminalistischen Handlungen und wegen der Speculation auf die äußerlichste Wirkung auszischte — und das geschah nicht am Théâtre français, nicht am Odéon, nicht am Gymnase, sondern am Gaîtétheater, das sonst eine hinlänglich derbe Kost nicht verschmäht, während das monströse Criminaldrama der Frau Birch-Pfeiffer an einem der ersten deutschen Hoftheater eine beifällige Aufnahme findet!

Es sind weniger die Verbrecher, die uns in diesem Stück anwidern, obgleich sie für die Assisen wenig zu wünschen übrig lassen. Zweimalige Einsperrung Unschuldiger ins Irrenhaus, Bigamie, Urkundenfälschung hinter der Scene und auf der Scene — da hat man ja fortwährend die erfreuliche Perspective auf lebenslängliches Zuchthaus, ganz abgesehen von dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Baron Percival Glyde ist bereits ein sehr geschickter Jongleur, der mit den Paragraphen der Criminalgesetze Ball spielt; doch auf seine Schultern steigt noch der Italiener Fosco, der auf dieser Höhe der Niederträchtigkeit nicht die Balance verliert, sondern trotz seines Embonpoints den Schwerpunkt behauptet und dabei dem Freunde den Fuß auf den Nacken setzt.

Nicht diese Verbrecher, die uns vielleicht bei einer gewissen Energie des Willens von Haus aus anziehen würden, wenn sie uns nur nicht zu spät in ihre Karten sehen ließen, machen das Stück so abstoßend, nein, weit mehr noch die Tugendheldin desselben, diese Laura, dies eigentlich aus Theetischnebel und Sentimentalitätsschwindel zusammengedunstete Gespenst des Dramas, dessen ganze Handlungsweise durch den überflüssigen Tugendheroismus so moralisch vernichtend wirkt. Sie heirathet einen Mann, den sie nicht liebt, weil sie damit einen Herzenswunsch des Vaters erfüllt, obgleich dieser ihrem freien Entschluß die Ehe anheimgestellt; aus reiner Manie, einen mehrbändigen Roman und ein fünfactiges Melodrama zu Stande zu bringen, ist sie väterlicher als der Vater selbst. Und mit dieser sich überkugelnden Pietät des Anfangs, wo sie einem Maler ihr Bild und ihr Herz, aber dem Baron Glyde ihre Hand schenkt, hängt die Satisfaction zusammen, mit der sie den Selbstmord ihres Gatten annimmt, um augenblicklich dem frühern Liebhaber ans Herz zu sinken. Dabei sind die finanziellen Verhältnisse von der Verfasserin so unglücklich angeordnet, daß die Heldin niemals in Widerspruch mit ihrem Geldinteresse geräth, sondern sich stets so correct benimmt, daß ihr die volle Erbschaft nicht entgehen kann.

Wenn die dramatische Technik in opernhaften Decorations- und Beleuchtungseffecten besteht, so verdient Frau Birch-Pfeiffer allerdings für einige Arrangements uneingeschränktes Lob. Die doppelgängerische weiße Frau, der Mond, der sie stets zur rechten Zeit beleuchtet u. s. w., das gibt das Colorit eines recht tüchtig schwarz getuschten scenischen Nachtstücks, aus denen alle Effecte wie Blitze hervorbrechen, während die Sterne der Poesie am Himmel verschwunden sind und durch kein Teleskop entdeckt werden können.

Das neue Lustspiel von Roderich Benedix: „Die Epigramme", folgte in Berlin der „Frau in Weiß". Die Kritik findet das Stück etwas zu lang gedehnt, rühmt aber die Charakteristik einzelner Figuren, namentlich die des alten vormärzlichen Bureaukraten, des Raths Bohnhardt.

Während sich in Wien „Wildfeuer" auf den Bretern der Burg erhält, sind die zweiten Theater unerschöpflich in Parodien auf das Friedrich Halm'sche Stück, zu denen das geschlechtliche Problem, das ihm zu Grunde liegt, willkommene Veranlassung bietet. Das Theater an der Wien gibt: „Stillwasser", das Carl-Theater: „Fuchsteufelswild", das Harmonie-Theater: „Rakett", Fürst's Singspielhalle: „Rutschepeter". In Berlin übernimmt der „Kladderadatsch" die Parodie der Hoftheatermuse; in Wien beschäftigen sich die sämmtlichen übrigen Theater damit. Die dramatische Parodie ist aber ein im ganzen unberechtigtes Genre. Jede Parodie ist eine Kritik — wir wollen aber die Kritik nicht auf die weltbedeutenden Breter verpflanzt sehen.

Das Drama des jüngern Dumas: „Die Geldfrage", hat am wiener Burgtheater nur einen mäßigen Erfolg davongetragen. Es scheint, als ob man diesen französischen socialen Dramen nicht mehr dieselbe Theilnahme wie früher entgegenbringe. Der Erfolg des „Wildfeuer" spricht für eine Reaction zu Gunsten eines mehr deutsch-poetischen Inhalts.

Den bei Gelegenheit der Säcularfeier Schiller's vom König von Preußen für das beste Drama ausgesetzten Preis von 1000 Thalern hat die Tragödie: „Brutus und Collatinus", von Albert Lindner in Rudolstadt erhalten. Das Stück ist unsers Wissens bisher an keinem Theater ersten Rangs, nur in Karlsruhe, Weimar und Manheim zur Aufführung gekommen, wird aber jetzt am berliner Hoftheater aufgeführt werden. Seine Vorzüge müssen daher bedeutend sein, indem die Preiscommission von dem äußerlichen Erfolg absah, der, wenn auch nicht als unumgängliche Bedingung, doch als wesentlich mitwirkendes Moment für die Preisertheilung mit in die Wagschale gelegt wurde.

Wir konnten diese Rücksichtnahme nur billigen, denn sie sollte verhüten, daß beliebige Marotten der Studirstuben oder specielle Steckenpferde einer außer dem Zusammenhang mit dem Volksleben stehenden ästhetischen Weisheit allein den Ausschlag geben konnten. Natürlich hängt der innere Werth eines Stücks nicht von dem äußern Erfolg ab. Wir kennen das Drama Lindner's nicht und werden später darauf zurückkommen. Vorläufig bedauern wir nur, daß der Preis einer antiken Römertragödie ertheilt worden ist, wegen der gefährlichen Ermuthigung, die darin für die Wahl solcher Stoffe liegt, die unsern modernen Sympathien so fern liegen. Wir berufen uns hierbei auf das Urtheil eines preiswürdigen Dramatikers, auf das Urtheil Schiller's, der gerade an dem Stoffe des Brutus nachwies, welch eine Kluft unser Empfinden von dem römischen trennt.

Bibliographie.

Erzbischof Anno. Geschichtliches Trauerspiel nebst einem Vorspiel. Berlin, Dümmler. 8. 1 Thlr.

Badische Antwort auf das Pamphlet über den angeblichen badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen. Von einem Badener. Lahr, Geiger. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Bäbler, J. J., Thomas v. Falkenstein und der Ueberfall von Brugg. Aus den Quellen erhoben. Aarau, Sauerländer. 1867. 8. 12 Ngr.

Breitenstein, L., Das Charakterbild Jesu von Dr. Schenkel, vom Standpunkt der Wissenschaft beleuchtet. Freiburg im Br. 1865. Gr. 8. 8 Ngr.

Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf v. Sternberg (1820—1832). Herausgegeben von F. T. Bratranek. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Büdinger, M., u. E. Grunauer, Aelteste Denkmale der Züricher Literatur. Auf Veranstaltung der Züricher vaterländischen historischen Gesellschaft. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Lex.-8. 20 Ngr.

Clement, K. J., Die Lombardei und ihre eiserne Krone. Hamburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Erster Band. — A. u. d. T.: Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Erdmann, J. E., Grundriss der Geschichte der Philosophie. 2ter Bd.: Philosophie der Neuzeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Forchhammer, P. W., Bundesstaat und Einheitsstaat. Kiel, Academ. Buchh. Gr. 8. 6 Ngr.

Gelbe, H., Beitrag zur Einleitung in das Alte Testament. Ein Versuch. Leipzig, Matthes. 8. 16 Ngr.

Gerhard, A., Achilles. Trauerspiel. München. Br. 8. 16 Ngr.

Gerlach, F. D., Marcus Porcius Cato der Jüngere. Ein biographischer Versuch. Basel, Bahnmaier. Br. 8. 9 Ngr.

Grün, A., Gedichte. 13te Aufl. Berlin, Weidmann. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Häbler, C. G., Liebesgeschicke. Donna Blanca. Carolta. Svanhild. Ein Dramencyclus. Leipzig, Leiner. 1867. 16. 1 Thlr.

Henne-Am Rhyn, O., Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 3ter Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Körner's, T., sämmtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von K. Streckfuß. Einzig rechtmäßige und vollständige Gesammt-Ausgabe in 4 Bdn. 1ste Lief. Berlin, Nicolai. 1867. Gr. 16. 5 Ngr.

Koester, H., Liebe im Mai, oder: Calandrino im Fegefeuer. Komödie. Weimar, Böhlau. Gr. 16. 15 Ngr.

Kotzebue, A. v., Auswahl dramatischer Werke. 1ster Bd. Leipzig, Kummer. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Kreyßig, F., Friedensgedanken. Elbing, Meißner. Gr. 8. 5 Ngr.

Krummacher, F. W. D., Der König von Israel. Ein biblisches Lebensbild mit fortgehenden Beziehungen auf die Davidischen Psalmen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. Lieder mit Holzschnitt nach Original-Zeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel &c. Leipzig, Granow. Hoch 4. 24 Ngr.

Lobstein, E., Bilder aus Neapel. Reisebeschreibung und Führer für Freunde historischer Forschung. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 16 Ngr.

Lohmann, P., Dramatische Schriften. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Musikdramen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Lubojatzky, F., Deutschlands Kriegs-Ereignisse des Jahres 1866. Illustrirtes Gedenkbuch für das deutsche Volk. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ste bis 3te Lief. Dresden, Tittel u. Wolf. Lex.-8. à 5 Ngr.

Lutze, A., Graf Evremont. Historisches, bürgerliches Schauspiel in 5 Acten. Cöthen, Verl. der Lutze'schen Klinik. 8. 15 Ngr.

Melbauer, R. O., Ueber die physische Beschaffenheit der Sonne. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. 4ter Bd. England, Genf, Frankreich, Deutschland und Italien. Elberfeld, Friedrichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Metabiosis. Dämmerungslichter des ewigen Tages im Gesichtskreis der empirischen Forschung. Zur Abwehr materialistischer Kreisbewegungen unserer Tage. Stuttgart, Oetinger. Gr. 8. 9 Ngr.

Michelet, C. L., Naturrecht oder Rechtsphilosophie als die praktische Philosophie enthaltende Rechts-, Sitten- und Gesellschaftslehre. 2ter Bd. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mindermann, Marie, Dramatische Kleinigkeiten. Bremen, Tannen. 1867. 16. 22½ Ngr.

Moser, F. Freih. K. v., Auswahl aus den patriotischen Schriften. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen von W. Zimmermann. 1ster Bd. Reliquien. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Mühlfeld, J., Der Herzog von Reichstadt. Drama. Cöthen. 8. 20 Ngr.

Müller, A. u. K., Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der Thierwelt. 1ste Lief. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mund, C. D., Erlebnisse eines Arztes. 2te Abth. 2 Bde. Leipzig, Granow. 8. à Abth. 2 Thlr.

Die politische Neugestaltung von Norddeutschland im Jahre 1866. Gotha, J. Perthes. 4. 10 Ngr.

Nick, F., Bilder und Geschichten aus dem Soldatenleben. 3 Bdchn. Stuttgart, Rübling. 16. à 10 Ngr.

Polko, Elise, Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. 1ste und 2te Reihe. Leipzig, J. A. Barth. 8. à 2 Thlr.

Preser, C., Die Sterner. Historisches Drama. Cassel, C. Luckhardt. 8. 15 Ngr.

Pressensé, de, Theresen's Tagebuch. Mit Bewilligung der Verfasserin aus dem Französischen übersetzt von J. B. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 24 Ngr.

Das preußische Reich deutscher Nation. Ein Beitrag zum Ausbau. Braunschweig, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Reyscher, A. L., Die staatsrechtlichen Folgen des deutschen Kriegs. Wo stehen wir nun? Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 6 Ngr.

Roeber, C., Kaiser Otto III. Ein dramatisches Fragment. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 12. 10 Ngr.

— — Das Wort „a priori“. Eine neue Kritik der Kantischen Philosophie. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Roesler, E. R., Dacier und Romänen. Eine geschichtliche Studie. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Roth, R., Ueber die Vorstellung vom Schicksal in der indischen Spruchweisheit. Tübingen. Gr. 4. 7½ Ngr.

Aesthetische Rundschau. Wochenschrift. Redacteur und Herausgeber: A. v. Czeke. 1ster Jahrgang. October 1866 bis September 1867. 52 Nummern. Wien, Wallishauser. Gr. 4. 4 Thlr.

Sachsens Vergangenheit und Zukunft. Von einem Sachsen. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Salzbrunner, B., Der Himmelsring. Eine einfache Erzählung. Ein kleiner Stein zum Bau der deutschen Zukunft. Nürnberg, J. L. Schmid. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Schanz, Pauline, Ferientage. Erzählungen. Dresden, Meinhold u. Söhne. 4. 18 Ngr.

Schenk, A. L., Die Florentiner. Trauerspiel. Reutlingen. Gr. 8. 24 Ngr.

— — Michael Kohlhaas. Romantisches Trauerspiel. Nach Heinrich v. Kleist's historischer Novelle: „Michael Kohlhaas“ frei bearbeitet. Eßlingen. 8. 18 Ngr.

Schrader, A., Die Kinder des Glücks. Originalroman. 9 Bde. Leipzig, Zieger. 1867. 8. 9 Thlr.

Schücking, L., Verschlungene Wege. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 1867. 8. 5 Thlr.

Schultze, R., Geschichte des Weins und der Trinkgelage. Ein Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte, nach den besten Quellen bearbeitet und populär dargestellt für das deutsche Volk. Berlin, Nicolai. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schuriem, J., Stunden meiner Muse, Lieder und Gedichte. Cassel, C. Luckhardt. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seifart, C., Blätter und Blüthen vom 1000jährigen Rosenstock zu Hildesheim. Göttingen, Wigand. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Seydel, R., Christian Hermann Weiße. Ein Nekrolog. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 Ngr.

Spielhagen, F., In Reih' und Glied. Ein Roman in 9 Büchern. 5 Bde. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Steffens, A., Der Brandstifter. Criminalnovelle. Leipzig, Granow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stein-Kochberg, F. Freih. v., Preußens Politik und die Kleinstaaten. Im September 1866. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 5 Ngr.

Steinmann, G., Streifzüge preußischer Verwaltung durch Böhmen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Stephany, C. F., Charlotte Ursinus, die Giftmischerin. Gattin des Geheim-Raths Ursinus in Berlin. Enthüllung ihrer Lebenszüge und Schuld. Berlin, Vereinsbuchh. 8. 15 Ngr.

Thalhaus, F., Eine alte Jungfer. Erzählung. — Verlust und Gewinn. Erzählung nach Mathilde Bourdon. Aachen, Cremer. 8. 15 Ngr.

Die Theilnahme der II. Armee unter dem Ober-Commando Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen am Feldzuge von 1866. Berlin, Bath. 16. 7½ Ngr.

Ueberweg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philosophie der Neuzeit. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Uhlich, Glaube und Vernunft. Nebeneinanderstellung von Alt und Neu, Gebunden und Frei in der Religion. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Urlichs, L., Johann Martin v. Wagner. Ein Lebensbild. Vortrag. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Venedey, J., An Prof. Heinrich v. Treitschke. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Weil, G., Geschichte der islamitischen Völker von Mohammed bis zur Zeit des Sultan Selim übersichtlich dargestellt. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Willkomm, E., Gesellen des Satan. Roman in 12 Büchern. 1ste Abtheilung: Die Saat des Bösen. 3 Bde. 2te Abtheilung: Die Schnitter. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Wolfram, L., Verlorene Seelen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Johann Gottfried von Herder.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer biographischen Einleitung.

Von Horst Keferstein.

Vorliegendes Buch bietet eine planmäßig geordnete Auswahl charakteristischer und für unsere Zeit vorzüglich beherzigenswerther Stellen aus Herder's zahl- und umfangreichen Schriften, welcher eine gedrängte Darstellung des innern und äußern Lebens dieses edeln, zu Deutschlands classischen Schriftstellern zählenden, aber bei weitem nicht genugsam bekannten Geistes vorausgeschickt ist.

Indem sich das Buch den in demselben Verlage erschienenen so beliebten „Lichtstrahlen" aus den Werken Fichte's, Forster's, Goethe's, W. v. Humboldt's, Schleiermacher's, Schopenhauer's und Shakspeare's anreiht, darf es wol einer ebenso freundlichen Aufnahme, wie diesen zutheil wurde, gewiß sein.

Im Verlage der Hofbuchhandlung von Ed. Leibrock in Braunschweig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit.

In einer Reihe von Vorlesungen dargestellt

von

Karl Barthel.

Siebente Auflage,

durch Anmerkungen ergänzt und bis auf unsere Tage fortgeführt von G. Emil Barthel.

Gr. 8. 42 Bogen. Brosch. Preis 2 Thlr., geb. Halbsaffianband 2⅓ Thlr.

Die seltene Gunst, womit dieses ausgezeichnete Werk in weiten Kreisen aufgenommen ist, documentirt sich durch dessen in anderthalb Decennien nöthig gewordene siebente Auflage. Die Fortführung desselben auf unsere Tage, sowie zahlreiche ergänzende Anmerkungen dazu durch die kundige Hand des Bruders des früh verstorbenen Verfassers sichert dem Buche den langbewährten Ruf. Als das beste Werk über deutsche Nationalpoesie seit 1813 bis auf unsere Tage, mit sorgfältig gewählten Belegstellen sei es aufs neue allen gebildeten Familien empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Erbin von Glengary.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Friedrich Meyer von Waldeck.

8. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Der Stoff dieses ebenso poetischen als bühnengerechten Dramas ist der schottisch-englischen Geschichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts entlehnt.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ein Geächteter.

Lebensbild

von

Hermann Breusing.

Verfasser von „Germanisches Blut".

Zweite Abtheilung. 2 Bände. Brosch. 3 Thlr.

Die Kritik hat die erste Abtheilung dieses Werks als ein prachtvolles Stück Realpoesie bezeichnet. In diesem Sinne möchten wir verstanden werden, wenn wir die drei Abtheilungen des „Geächteten" mit Wilhelm „Meister's Lehr- und Wanderjahren" vergleichen. Der Geächtete ist die Schilderung eines Manneslebens von der Entwickelung bis zur vollen Entfaltung seiner Kraft. In voller thatsächlicher Wirklichkeit gestaltet sich der Kampf zum Siege, der Kampf mit der eigenen Leidenschaft, mit der Thorheit der Menschen, mit der Schlechtigkeit der Gewalthaber und ihrer Schergen, macht am Ende Heinrich Helding zu einem Manne, der, nachdem er sich selbst überwunden — nicht sich verheirathet, sondern zu einer großartigen und erfolgreichen Wirksamkeit für seine Heimat übergeht. In der Geschichte eines Deutschen spiegelt sich vielleicht Deutschlands Geschichte. Und es ist alles Wesen und Wirklichkeit, That und Wahrheit in dem Buche.

Frauenschuld.

Roman

von

August Diezmann.

2 Bände. Brosch. 3 Thlr.

Der Herr Verfasser, welcher durch sein „Leichtes Blut" seine große Begabung für Zeichnung von Frauencharakteren bewiesen hat, gibt in vorstehendem Werke davon neue Proben. Das Buch wird für die Wintersaison die beliebteste Lektüre der Damenwelt werden.

Literarisches Festgeschenk.

Soeben erschien im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung.

Herausgegeben von

Rudolph Gottschall.

Min.-Form. 37¼ Bogen. **Sechste Auflage.** Höchst elegant gebunden. Preis 1½ Thlr.

Die geschmackvolle Auswahl dieses bewährten Aesthetikers und Dichters, wie die Fülle der besten neuern Dichtungen, macht die Beliebtheit dieser Anthologie begreiflich. Sie gehört zu den reichhaltigsten der letzten Jahre. — Die höchst elegante und gediegene Ausstattung und der verhältnißmäßig sehr wohlfeile Preis dieser neuen Auflage werden die weitere Verbreitung gewiß wirksam unterstützen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 6. December 1866.

Inhalt: Eine Biographie Diderot's von Rosenkranz. Von **Rudolf Gottschall.** — Neue Novellen. Von **A. Freiherrn von Loën.** — Das neueste Werk Fritz Reuter's. — Ein Familienbuch. Von **Alexander Jung.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Literarische Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Eine Biographie Diderot's von Rosenkranz.

Diderot's Leben und Werke. Von Karl Rosenkranz. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 5 Thlr.

Die Bedeutung von Biographien und Monographien für die Geschichte der Literatur und Cultur ist längst anerkannt; man hat sich auch auf diesem Gebiete überzeugt, daß ein wahrer Fortschritt nur möglich ist, wenn man die allgemeinen Umrisse mit einem lebensvollen Inhalt erfüllt. Das Schemenhafte des Schematisirens hat nachgerade die ins Weite streifenden Constructionen in Miscredit gebracht; ja man ist hierin zu weit gegangen, indem man gegen alle systematische Architektonik mistrauisch geworden ist. Und doch wird alles einzelne auf dem Isolirschemel bedeutungslos, was wenigstens ebenso schlimm ist, wie eine vage Allgemeinheit. Karl Rosenkranz ist einer derjenigen Philosophen, welche zwischen beiden Extremen stets die rechte Mitte gewahrt haben. Daß er ein methodischer Kopf ist, der sich auf die architektonische Gliederung wohl versteht, hat er in allen denjenigen Werken bewiesen, welche einen Weiterbau des Hegel'schen Systems bezweckten. Sein ebenso feinsinniger wie lebendiger Geist hat aber nicht minder von jeher die einzelne bedeutende Erscheinung ins Auge gefaßt; er hat sich nie in das metaphysische Wolkenkukuksheim verstiegen; ihm ist das frische Leben nie wie das ächzende Kind des Erlkönigs vor einem Nebelstreif erloschen; er hat namentlich auf dem Gebiete der Literaturgeschichte und Aesthetik so lebensvolle Porträts geschaffen, daß ihn die literarischen Porträtmaler von Fach um seine Kunst beneiden dürfen. Seinem erschöpfenden Werke über Goethe hat er jetzt ein ähnliches über Diderot angereiht, welches die gleichen Vorzüge vereinigt: gründliches Quellenstudium, geschickte Anordnung der Detailzüge zu einem sprechenden Gesammtbild, welches wiederum die Physiognomie des ganzen Zeitalters spiegelt, lebendiges Colorit und unbefangenes Urtheil.

Man wird freilich, was bei Goethe niemand in den Sinn gekommen wäre, die Berechtigung Diderot's bezweifeln, zu einem Porträt oder Kniestück von solchen Dimensionen zu sitzen. Diderot ist wohlbekannt als einer der Herausgeber der großen „Encyklopädie", als einer der ketzerischen Philosophen des 18. Jahrhunderts und als einer der Hauptvertreter des bürgerlichen Schauspiels. Doch scheinen auf den ersten Blick diese Leistungen ihn nicht in eine Reihe mit jenen großen Genien zu setzen, in deren Werke sich die Nachgeborenen immer wieder vertiefen, weil sie für jeden neuen Standpunkt stets neue Seiten darbieten. Nicht einmal einem Rousseau und Voltaire pflegt man Diderot gleichzustellen; es scheint ihm das machtvolle Pathos des ersten, der glänzende Geist und die schöpferische Kraft des zweiten zu fehlen; ja man behauptet in der Regel, daß er in seinen Schriften nie eine gewisse Mittellinie überschritten und höchstens nur in einzelnen genialen Lichtblitzen darüber hinausgewiesen habe.

Gleichwol gehört er zu den interessantesten Erscheinungen der französischen Literatur. Es gibt Persönlichkeiten, in denen sich die Bestrebungen der Zeitgenossen concentriren, auf welche alle Fäden der geistigen Entwickelung zurücklaufen, die durch die Summe ihrer Leistungen ersetzen, was jeder einzelnen an schöpferischer Kraft fehlt; Persönlichkeiten, die durch einen glücklichen Instinct oft neuen Principien der Literatur die Bahn eröffnen, in denen der Geist der Initiative mächtig ist und welche ihrem Zeitalter die Signatur aufdrücken, selbst wenn sie dieselbe nicht geschaffen haben. Indem man sie charakterisirt, charakterisirt man das ganze Zeitalter — und eine solche Persönlichkeit ist Diderot für das Frankreich des 18. Jahrhunderts.

Darum hat ein ausführliches Werk über Diderot seine vollständige Berechtigung, um so mehr, wenn ein Philosoph wie Rosenkranz dasselbe abfaßt, dessen glänzende Vielseitigkeit ihn befähigt, allen verschiedenen Richtungen eines nicht minder vielseitigen Autors zu folgen, ohne die eine Seite seines Wirkens gegen die andere zu vernachlässigen. Eine solche Bio- und Monographie ist ein höchst wichtiger Beitrag zur Cultur- und Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts der großartigsten Anläufe, in welchem alle Keime liegen, die das unserige fortentwickelt, ja welches uns alle die Aufgaben gestellt hat, an deren Lösung wir rastlos und bisjetzt zum

Theil erfolglos arbeiten. Ueber die Grundsätze, die Rosenkranz bei der Ausarbeitung seines Werks befolgt hat, spricht er sich im Vorbericht näher aus. Das Urtheil über Diderot ist ein sehr widersprechendes. Um eine objective Anschauung von ihm zu gewinnen, gilt es zunächst, ihn aus seinen eigenen Schriften darzustellen:

Der heutige Leser soll, ohne die vielen Bände der Diderot'schen Schriften selber durchzulesen, in den Stand gesetzt werden, sich aus dem ihm gebotenen Material selber ein Urtheil bilden zu können. Urtheile sind genug über Diderot gedruckt, aber der Beweis ihrer thatsächlichen Berechtigung ist oft versäumt. Ja, viele Gemälde von ihm sind nach ganz vagen Traditionen, nach ganz subjectiven Vorstellungen gemacht. Dem Leser eine solche objective Anschauung Diderot's zu liefern, schien mir das erste Bedürfniß, dem ich zu genügen hätte. Er soll selber sehen, wer und was Diderot war.

Ich mußte dabei als Deutscher für die Deutschen schreiben, denen die Werke Diderot's viel ferner liegen, viel unbekannter sind als den Franzosen. Doch glaube ich, daß auch den Franzosen Diderot, wie er hier sich darstellt, oft in einem ganz neuen Lichte erscheinen wird. Ferner mußte ich ein genetisches Verfahren einschlagen. Ich mußte die Geschichte von Diderot's Leben mit der seiner Werke verbinden. Gewöhnlich hat man bisher erst einen Abriß seines Lebens gegeben und dann, oft ohne alles Princip, seine Werke besprochen. Das Richtige ist aber, diese als Resultate aus seinem Leben hervorgehen zu sehen.

Eine Schwierigkeit findet Rosenkranz in dem Umstande, daß viele, ja die interessantesten Schriften Diderot's erst als posthume gedruckt wurden:

Der großen Literaturgeschichte gehört er offenbar nur durch das an, was er während seines Lebens veröffentlicht hat, denn nur diese Schriften haben in den Gang der damaligen Literatur lebendig eingreifen können. Es ist und bleibt doch zuletzt immer nur die „Encyklopädie" einerseits, das bürgerliche Drama andererseits, welche dem lebenden Diderot seinen Anspruch auf Ruhm geben. Aber gerade in den erst nach seinem Tode gedruckten Schriften hat er eine solche Innigkeit des Gefühls, eine solche Fülle der Phantasie, eine solche Originalität des Gedankens, eine solche Tiefe der Welt- und Menschenkenntniß, eine solche Mannichfaltigkeit der Stoffe und Formen an den Tag gelegt, daß dieser apokryphische Diderot mehr werth ist als der dem 18. Jahrhundert öffentlich bekannt gewesene, denn seinen Freunden war er persönlich eben durch jene Eigenschaften theuer. Man kann in seinen gedruckten Schriften, man kann in seinen Artikeln der „Encyklopädie" die Keime zu den Ausführungen entdecken, die er ihnen in seinen ungedruckten gegeben hat.

Mit Recht will Rosenkranz diese Schriften als Momente der Entwickelung Diderot's auffassen, sie aber streng von den im vorigen Jahrhundert bekannten unterscheiden, da sie ohne wahre Einwirkung auf ihre Umgebung geblieben sind.

In Bezug auf den Umfang des Werks behauptet Rosenkranz, sich beschränkt und der Versuchung widerstanden zu haben, die Sittengeschichte jener Zeit, die Geschichte der belletristischen Literatur, der theologischen Streitigkeiten u. s. f. mit in das Werk hereinzuziehen. Ebenso wenig hat er die Geschichte des englischen Deismus und Empirismus besonders erzählt, sondern nur an geeigneter Stelle einige im allgemeinen orientirende Kapitel eingefügt. Auch vermied er, seine eigenen Ansichten weitläufig zu entwickeln und Parallelen zu ziehen zwischen dem modernen Materialismus und dem Materialismus Diderot's. Eine andere Grenze zog sich Rosenkranz gegenüber dem reichen Unterhaltungsstoff, der sich in Diderot's Briefen und in seinen „Salons" findet, um sich nicht in eine Mannichfaltigkeit des Details zu verlieren. Wir zweifeln indeß nicht, daß bald ein biographischer Romanschreiber diese neu aufgeschlossenen Adern der Diderot'schen Correspondenz benutzen wird, um hier ergänzend einzugreifen, und eine Sophie Voland, Frau von Epinay, Rousseau und Diderot nebst andern Zeitgenossen in wohleingetheilte Bücher und Kapitel wie in Käfige einzusperren, in denen sie, vor dem Publikum zur Schau gestellt, ihre romanhaften Kunststücke machen. Ist doch die große Leihbibliotheken-menagerie noch etwas lückenhaft, gerade was diese Schwarmgeister der vorrevolutionären Epoche Frankreichs betrifft.

In dem einleitenden Artikel: „Das Zeitalter Diderot's", faßt Rosenkranz gegen den Schluß hin seine Anschauung von Diderot's Bedeutung zusammen. Er nennt ihn den Hauptträger des englischen Geistes in Frankreich, indem er zugleich den Standpunkt der Engländer, von dem er ausging, überschritt. In der Moral folgte er Shaftesbury, in der Encyklopädie Baco und Chambers, in der Physik Newton, in der Auslegung der Natur Baco, im Drama Lillo und Moore, im Roman Richardson und Sterne, in der Politik Montesquieu, d. h. dem englischen Repräsentativsystem, in der Theologie den englischen Theisten und Deisten, bis er Atheist wurde, in der Philosophie Locke und Condillac, d. h. dem Sensualismus, bis er zum Materialismus überging.

Diderot, meint Rosenkranz, war ein genialer Mensch, dem es nur an spontaner Concentration fehlte, der immer eines Anstoßes von außen bedurfte und daher abhängiger von andern erscheint, als er wirklich ist:

Vergleicht man ihn mit Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Buffon, so steht er diesen Autoren unbedingt nach, wenn man ein einzelnes Werk von ihm nennen soll, das sich mit den Schriften jener Männer an Bedeutung messen könnte. Er gelangte nur zur Kritik, zur Skizze, oder, wie in seinem Drama, zu einer Production, die selbst wieder eine kritische Tendenz hatte. Er selbst empfand im höhern Alter den Schmerz, kein einziges großes, ideales, unbedingt classisches Werk hervorgebracht zu haben, und wir theilen diesen Schmerz mit ihm. Faßt man ihn dagegen in seiner Totalität auf, so erscheint er als ein durchaus selbständiger, origineller Geist, der jenen großen Zugführern der Nation vollkommen ebenbürtig ist. Ja, man ist stellenweise geneigt, ihn höher zu stellen, weil er viel sachlicher, uneigennütziger, freier und enthusiastischer ist. Er war ein universeller Polyhistor, der sich aber aus dem kritischen Verdauungsproceß des ihm überlieferten Wissens beständig zu höhern Ansichten, als er vorfand, emporarbeitete, und von dem Pedantismus der Schulform, von dem er ausging, sich bis zu einer wahrhaft platonischen Poesie der Darstellung erhob. Er wurde, seiner eigenen Confession nach, Materialist und Atheist, aber er hörte nicht auf, ein vom Idealismus des Wahren, Guten und Schönen bis zur Ekstase begeisterter Mensch zu sein. Sobald man ihn daher mit andern Zeitgenossen vergleicht, die mit ihm in derselben Atmosphäre, in denselben Tendenzen lebten, so erkennt man sofort sein entschiedenes Uebergewicht über sie. Diese Zeitgenossen waren ihm nach irgendeiner Seite hin oft überlegen, allein gegen die Macht einer solchen universellen Bildung, seiner schöpferischen Gedankenfülle, seiner Vielseitigkeit und Leichtigkeit der Form, seiner individuellen Energie gehalten, können sie doch ihm nur untergeordnet werden. Alle diese Männer, Duclos, Helvetius, d'Alembert, Marmontel, Morellet,

Sedaine, Holbach u. a. können nicht beanspruchen, Montesquieu und Voltaire, Rousseau und Buffon coordinirt zu werden. Diderot kann es, denn er ist von Haus aus ein Genie wie sie, das nicht blos nach dieser und jener Beziehung, sondern nach seiner Ganzheit in ein Verhältniß zur Nation tritt. Und so urtheilen auch die Franzosen selbst über ihn. Diderot ist ein Doppelmensch. Außer den Schriften, die er lebend veröffentlichte, haben sich, wie bei Leibniz, noch viele nach seinem Tode gefunden, die uns beweisen, daß er noch ganz andere Weiten in sich barg, als in jenen nicht ohne Rücksicht auf die Censur und ihre Gefahren verfaßten Schriften sich verschließen, und aus welchen erhellt, daß er von allen französischen Autoren des 18. Jahrhunderts der modernste ist, weil er sich kritisch über seine Zeit am meisten erhoben hatte. Er durchlebte die ganze Wandlung seiner Zeit. Er fing theologisch an, ging zur encyklopädischen Sammlung aller Kenntnisse fort, gab dem französischen Drama die Richtung auf Stoffe aus der bürgerlichen Gesellschaft und auf die ihnen correlate prosaische Form, wurde ein classischer Kritiker der bildenden Kunst, Schöpfer der Dorfgeschichte und endigte mit einem moralisch-politischen Versuch, dem Sittenverderben seiner Nation den Spiegel der Zeiten eines Claudius und Nero vorzuhalten. In diesem Leben Seneca's begrüßte er den Freiheitskrieg der Amerikaner mit Entzücken. Wie er sich aber in einem langen Leben auch wandelte, immer hielt er an der Moralität, an Recht, Pflicht und Tugend fest, und zwar nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als Mensch. Er bemühte sich, Charakter zu haben.

Die einzelnen Retouchirungen, welche dies Lichtbild erfährt und erfahren muß, ergeben sich aus der eingehenden Darstellung des Werks von selbst. Namentlich bedarf das Lob der individuellen Energie einer Einschränkung, und was das Festhalten an Moralität, Pflicht und Tugend betrifft, so scheint es wol unerlaßlich, darauf hinzuweisen, daß man nur den ganz aparten Maßstab der damaligen französischen Gesellschaftswelt anlegen muß, um ihm das Zeugniß solcher Verdienste ohne jede Art von Verclausulirung auszustellen.

„Diderot's verborgenes Jugendleben" reicht vom Jahre 1713 bis zum Jahre 1743. Diderot wurde als der Sohn eines Messerschmieds zu Langres in der Champagne geboren, und machte, wie sein älterer, sehr orthodoxer Bruder, seine Studien bei den Jesuiten. Ein Versuch, das Handwerk des Vaters zu ergreifen, schlug fehl; er nahm seine Bücher und ging wieder in das Collegium. Mit 15 Jahren wurde er nach Paris in das Collegium d'Harcourt gebracht. Es ist charakteristisch für einen später so übel verrufenen Schriftsteller, daß seine erste Dichtung eine Versification der Rede war, mit welcher die Schlange Eva anredet, um sie zu verführen. Er machte dies Poem für einen Mitschüler, dem es aufgegeben war, der aber damit nicht zu Stande kommen konnte. Rosenkranz theilt einige etwas frivole Anekdoten aus dieser Schulzeit mit, die ihn selbst zu dem Geständniß nöthigen, daß Diderot stets eine Liebschaft haben mußte und daß er beständig über seine Familie hinaus noch anderweite Verbindungen mit Frauen gepflegt habe, hierin um nichts besser als seine Zeitgenossen. Wir sehen aus diesen Bemerkungen, daß unser Autor seinem Helden in jenem Gesammtgemälde den Monthyon'schen Tugendpreis wol nur ertheilt hat, um eine gewisse satte Harmonie der Farben hervorzubringen.

Der Eintritt in den geistlichen Stand war für Diderot nicht möglich; sein Vater schrieb an den Procurator von Paris, Clément de Riz, seinen Sohn in Pension zu nehmen und ihn die Rechte studiren zu lassen. Er blieb hier zwei Jahre, doch die Aufnahme von Inventaren, die Beschäftigung mit Acten hatte wenig Reiz für ihn. Alle Zeit, die er für sich erübrigen konnte, widmete er der griechischen und lateinischen Sprache, die er nicht gründlich genug glaubte erlernen zu können. Außerdem trieb er das Italienische und Englische und mit besonderer Liebe die Mathematik. Seine Abneigung gegen die Fachstudien und seine Neigung zum Studiren brachten ihn zuletzt in Noth. Er verließ den Procurator und suchte sich durch Stundengeben zu ernähren. Inzwischen wurde er Hauslehrer, eine Lebensart, die er nur drei Monate aushielt, so glänzend auch die äußern Bedingungen seiner Stellung waren. Er zog sich dann wieder in ein Dachstübchen zurück, wo er in tiefster Armuth lebte, oft ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben. Im Jahre 1741 machte er die Bekanntschaft des Fräulein Champion, deren Mutter, die Witwe eines anfangs reichen, später verarmten Schleiertuchsfabrikanten, in Paris einen kleinen Handel mit Weißzeug und Spitzen betrieb. Diderot beschloß, das Mädchen, das auch ihn innig liebte, zu heirathen, und reiste nach Hause, um sich die Einwilligung der Aeltern zu verschaffen und sich mit den nöthigen Familienpapieren zu versehen. Doch man behandelte ihn dort wie einen Irren und befahl ihm, unter Androhung des väterlichen Fluchs, von seinem thörichten Vorhaben abzustehen. Trotzdem ließ sich Diderot nicht lange darauf in der Kirche St.-Pierre mit Fräulein Champion trauen. Seine neuen Pflichten als Familienvater nöthigten ihn, an literarischen Erwerb zu denken. Er übersetzte mehrere Werke aus dem Englischen, namentlich Shaftesbury's „Untersuchung über Tugend und Moral" unter dem Titel: „Principes de la philosophie morale ou Essai de M. S.... sur le mérite et la vertu, avec réflexions" (1745). Diderot wagte weder den Namen Shaftesbury's noch den seinigen auf dem Titel der Schrift zu nennen und fingirte einen falschen Druckort; die Schrift Shaftesbury's als eines Freidenkers galt in Frankreich für eine gefährliche. Die Anmerkungen, welche Diderot hinzugefügt hat, scheinen theilweise auch den Zweck gehabt zu haben, die Behauptungen des englischen Grafen zu mildern. In diesen Anmerkungen haben wir die ersten philosophischen, ja literarischen Aeußerungen Diderot's vor uns. Rosenkranz findet in ihnen einen schon vollkommen gereiften Geist, der eine höchst mannichfaltige Belesenheit und ein intensives Nachdenken über die wichtigsten Probleme zeigt, und dieselbe einfache, aber von innerer Lebhaftigkeit übersprudelnde, zur dialogischen Bewegtheit geneigte Sprache wie in seinen spätern Schriften.

Seine erste selbständige Schrift: „Pensées philosophiques" (1746), ist eine Weiterentwickelung jener Anmerkungen, in welcher er den Uebergang vom Christenthum zur natürlichen Religion macht und schon eine sehr entschiedene und herausfordernde Sprache annimmt. Dem-

noch erklärt er sich in dieser Schrift noch gegen den Atheismus, indem er die Ansicht ausspricht, die Beobachtungen der Naturforscher hätten in unsern Tagen dem Materialismus und Atheismus die stärksten Schläge versetzt. Heftig ist seine Polemik gegen den Wunderglauben; man muß, meint er, die Mission eines Menschen nicht nach Wundern beurtheilen:

Je weniger Wahrscheinlichkeit eine Thatsache hat, um so mehr verliert das Zeugniß der Geschichte an Werth. Ich würde ohne Mühe einem einzigen anständigen Menschen glauben, der mir verkündet, daß Se. Majestät einen vollständigen Sieg über die Alliirten davongetragen habe. Wenn aber ganz Paris mich versicherte, daß ein Todter zu Passy auferstanden sei, so würde ich es durchaus nicht glauben. Mag ein Historiker uns imponiren oder mag ein ganzes Volk sich täuschen, so sind das keine Wunder.

Die Schrift wurde am 7. Juli 1746 zum Feuer verurtheilt. Diderot hatte sie abgefaßt, um seiner Geliebten, einer Frau von Puisieux, der geistreichen Frau eines mittelmäßigen Schöngeistes, Geld leihen zu können; er hatte sich vom Charfreitag bis zu den beiden Osterfeiertagen eingeschlossen, um ungestört daran arbeiten zu können. Diese Frau von Puisieux war auch die Muse, welche ihn zu seinem Märchen im Stile Crébillon's: „Les bijoux indiscrets" (1748), begeisterte. Die Voraussetzung dieses Märchens ist ekelhaft: ein Zauberstein, der das Kleinod einer Frau, worin sie ihre eigenste Natur und zugleich eigenste Ehre hat, reden macht. Diese Plaudereien enthalten die Geheimnisse eines Hofs und eine Kritik der Gesellschaft, zugleich eine Galerie der verschiedensten Abschattungen des weiblichen Naturells; das kalte, feurige, galante, kokette, wollüstige, zärtliche, launische, beständige werden mit psychologischer Correctheit gezeichnet. Die Heuchelei, Intrigue, List, Verstellung, Leichtfertigkeit und Unersättlichkeit der Weiber werden in tausend pikanten Zügen veranschaulicht.

Rosenkranz sagt mit Recht:

Es liegt einmal in der Armseligkeit dieser ganzen sinnlichen Region, daß sie, auch bei dem größten Aufwande der Phantasie, auch bei einem verschwenderischen Reichthum des Witzes, dennoch einen frostigen Eindruck hinterlassen muß. Nur die Satire, nur die Komik, nur das Kolossale der Uebertreibung, können uns, sozusagen, den Ablaß für die Sünde gegen den Geist der Sittlichkeit und der Kunst ertheilen, uns in solchen Vorstellungen zu bewegen. Je größer aber das Talent ist, das in solchen licenziösen Darstellungen zu Tage kommt, um so mehr schmerzt es uns, daß es seine Kraft nach solchen Gegenständen hinwendet und daß es nicht dem wirklichen Ideal opfert. Dieser Schmerz kann bei Diderot zur Erbitterung werden, wenn wir sehen, wie er lachenden Muthes seine unerschöpfliche Einbildungskraft und seinen sprudelnden Witz in solche Pfützen sich verlaufen läßt.

Ein glückliches Gegengewicht gegen den schäbigen Eindruck der schlüpfrigen Scenen bilden drei Elemente: das sittenschildernde, das kritische und das phantastische. Eine kleinere Erzählung: „L'oiseau blanc, conte bleu", ist anmuthiger, doch zu allegorisch gehalten. Die Allegorie von der Bigamie eines geistvollen Mannes mit einer tüchtigen, kindergebärenden und kindererziehenden Hausfrau und mit einer ätherischen Geliebten paßt auf Diderot selber, der im Hause mit seiner wirthlichen Annette Champion, außer dem Hause mit Frau von Puisieux, später mit Fräulein Voland lebte. Eine höchst eigenthümliche Schöpfung ist die Prinzessin Trosilla, d. h. die Bizarrerie, die Diderot mit köstlicher Laune schildert.

Seine 1749 erschienene Schrift: „Lettre sur les aveugles", brachte Diderot durch den Einfluß der Frau von St.-Mure, die sich durch eine Stelle derselben beleidigt fühlte, in Haft auf das Fort Vincennes. Frau von Puisieux besuchte ihn dort öfter; er fand sie eines Tags geputzter als sonst, sie erklärte, daß sie ein ländliches Fest in Champigny besuchen wolle. Diderot hatte sie schon längere Zeit im Verdacht, einen Nebenbuhler zu begünstigen; er überkletterte die Mauern von Vincennes in seiner Eifersucht, eilte nach Champigny und fand in der That die Geliebte mit seinem Nebenbuhler. Dies beschleunigte den bald darauf erfolgenden Bruch. Jenen Brief über die Blinden recensirte Lessing damals im Feuilleton der Vossischen Zeitung; er entschuldigte die Ungebundenheit in Diderot's Schreibart damit, daß alle seine Ausschweifungen voll neuer und schöner Gedanken sind.

Den bedeutsamen Mittelpunkt von Diderot's literarischer Wirksamkeit bildet die große „Encyklopädie", die er mit d'Alembert zusammen herausgab, jenes einflußreiche Lexikon, welches nicht blos thatsächliches Material zusammenstellte, sondern auch bestimmt war, Propaganda für die philosophischen Grundanschauungen der Herausgeber zu machen. Rosenkranz widmet der Charakteristik dieses Werks und der Betrachtung der Diderot'schen Artikel für dasselbe eine Reihe von Kapiteln: „Diderot's Prospect und d'Alembert's Discours préliminaire zur Encyklopädie" (1750—51); „Die allgemeine Bedeutung der Encyklopädie"; „Geschichte der Encyklopädie" und „Diderot's schriftstellerischer Antheil an der Encyklopädie". Wir wollen aus diesen inhaltreichen Kapiteln diejenigen Gesichtspunkte herausheben, welche geeignet sind, die geistige Physiognomie jenes literarischen Unternehmens in ein charakteristisches Licht zu rücken. Rosenkranz gibt zum ersten mal wieder eine Analyse vieler einzelnen Artikel, was um so willkommener ist, je mehr man sich in Betreff der „Encyklopädie" bisher mit einigen, von Buch zu Buch sich forterbenden Phrasen begnügt hat.

Die „Encyklopädie" bezeichnet in der Geschichte des französischen Geistes einen schon lange vorbereiteten Wendepunkt: den Bruch des französischen Geistes mit dem Cartesianischen Dualismus, den Sturz des theologischen Supranaturalismus und die Popularisirung des englischen Empirismus.

Die Opposition, welche die „Encyklopädie" in den kirchlichen und politischen Kreisen hervorrief, wurde vorzüglich durch die Consequenz begründet, die sich aus dem Standpunkte des Empirismus und Sensualismus für den Begriff der Entstehung der Staaten und Religionen ergab, denn mit ihm fiel alles Thaumatische hinweg. Man konnte durch die Psychologie sich sehr wohl begreiflich machen, wie die Menschen dazu kommen, sich irgendein Geschehen als ein Wunder vorzustellen, d. h. seine Ursache aus dem Menschen und aus der Natur in eine jenseitige Causalität zu verlegen. Man konnte durch die Psychologie

auch die Genesis aller Autorität, die Genesis von Tyrannen und Pfaffen, das Spiel der menschlichen Leidenschaften, sich verständlich machen. Mit andern Worten: das anthropologische Princip trat an die Stelle eines abstract theologischen und erschien als eine profane Denkart, welche den geheimnißvollen Nimbus von Thron und Altar zerstörte. Die Encyklopädisten, d. h. zunächst die wirklichen Mitarbeiter der „Encyklopädie" bildeten keine geschlossene Gesellschaft, keine Conföderation, keine Verschwörung, wie Rousseau sie träumte, allein die kritische Tendenz der Verstandesaufklärung machte das gemeinsame Centrum aus, nach welchem sie gravitirten. Sie waren nichts weniger als revolutionär, sofern man mit diesem Ausdruck ein Handeln bezeichnet, welches den Umsturz einer bestehenden Verfassung direct beabsichtigt, indirect aber stand die rationelle, naturalistische Kritik mit dem officiellen System des Staats wie der Kirche in Widerspruch.

Man beschuldigte die Encyklopädisten, die Moral zu vernichten, die öffentlichen Sitten, die Gesellschaft, den Staat und die Kirche zu untergraben. Die Encyklopädisten waren ihrerseits überzeugt, daß sie eine unmoralische Moral bekämpften, die nichts als ein System heuchlerischer Tugenden enthalte und die Wahrheit der menschlichen Natur zur Lüge entstelle. Rosenkranz findet hierin einen Widerspruch; er meint, consequent als Materialisten hätten sie keine Moral haben können, weil die Materie die Freiheit negirt. Doch warum sollte z. B. ein durch das Gefühl der Menschenliebe bestimmtes Handeln sich den Maßstäben der Moral entziehen? Rosenkranz selbst fährt fort:

Die Encyklopädisten behaupteten aber, in dem System des intérêt bien entendu die wahrhaft menschliche Moral zu lehren, welche den berechtigten Egoismus des Menschen anerkenne und aus ihm das Wohlwollen, das Mitleid u. s. w. ableite. Die vernünftige Selbstliebe sollte in die Anerkennung und Förderung der ebenso berechtigten Interessen der andern umschlagen. So entstand die philanthropische Moral, die einerseits ganz verständig nur den Nutzen, andererseits ganz sentimental nur die Sympathie zur Richtschnur haben konnte. Diese Moral war praktisch von glücklichen Erfolgen begleitet. Sie trieb dazu, die Leiden der Menschheit zu lindern, sie predigte die Wohlthätigkeit, sie reformirte die Armenhäuser, die Zuchthäuser, die Irrenhäuser. Die vorzüglichsten Repräsentanten der eudämonistischen Moral jener Zeit, Diderot, d'Alembert, Holbach, Helvetius, zeichneten sich als Menschen durch ihre außerordentliche Wohlthätigkeit aus, aber zu einer festen Begründung der Ethik war dies Princip des Wohlwollens wegen seiner subjectiven Unbestimmtheit nicht zureichend.

In der That ist dies aber das ethische Princip der Buddhisten, zu welchem auch die Ethik Schopenhauer's wieder zurückgekehrt ist. Rosenkranz kritisirt weiterhin das Verhalten der „Encyklopädie" zur Religion und nimmt sie gegen den allgemeinen Vorwurf in Schutz, daß sie einen irreligiösen Geist verbreitet habe. Diese Anklage habe eine nur relative Wahrheit, sofern die „Encyklopädie" den Wunderglauben und den durch eine priesterliche Aristokratie gestützten Gewissenszwang angriff. Doch atheistisch sei sie nicht gewesen, nur theistisch und dem herrschenden Kirchenglauben gegenüber ketzerisch. Rosenkranz findet die Schwäche ihres Standpunktes am deutlichsten in der Behandlung der Geschichte, in den unaufhörlichen, langweiligen Declamationen gegen den Despotismus der Tyrannen und Pfaffen ausgeprägt:

Wie kommt denn aber die gepriesene Vernunft der Menschen dazu, seit Jahrtausenden immer von neuem so dumm zu sein? Wenn man die Lobreden auf die Natur und auf die Vernunft liest, worin ihre Macht verherrlicht wird, und wenn man damit das ewige Lamentiren über die thatsächlichen Zustände der Geschichte vergleicht, so dringt sich der Verdacht auf, daß es damit doch wol noch eine ganz andere Bewandtniß haben müsse.

Er entschuldigt diese Denkweise mit dem Druck eines verfolgungssüchtigen Fanatismus, der auf jener Zeit ruhte.

Es ist wahr, die Encyklopädisten gingen zu weit in derartigen hohlen Declamationen, welche an die verschiedensten Zeitalter denselben Maßstab anlegten, ohne dem Genius der einzelnen Epochen gerecht zu werden. Auf der andern Seite ist aber auch die besonders von Hegel vertretene entgegengesetzte Anschauung zu weit gegangen, welche die Vernunft in allem Wirklichen und Geschichtlichen nachzuweisen suchte, und deren eifrigste Vertreter darüber vergaßen, daß dies Product des Vernünftigen keineswegs nur durch die Multiplication von vernünftigen Factoren erzeugt wird, sondern daß man mit großen Divisoren der Unvernunft hineindividiren muß, ehe der reine und unzerstörbare Rest übrigbleibt. Die ecclesia militans des Geistes wird sich nie bei einem Princip beruhigen, das in unmittelbarer Anwendung auf jede Gegenwart zum Quietismus führen müßte. Die Encyklopädisten kämpften tapfer gegen den Fanatismus, der damals nicht blos Bücher, sondern auch Menschen wegen abweichender Meinungen verbrannte, und hatten ein gutes Recht, daraus den Rückschluß auf die Tyrannei vergangener Zeiten zu machen; denn „der infame oder blutdürstige Aberglauben", von welchem Voltaire spricht, hat mehr oder weniger in allen Zeiten geherrscht, mögen die Formen, in denen er auftrat, auch härter oder milder gewesen sein.

Die Angriffe gegen die „Encyklopädie" begannen mit einer Schrift des Bischofs von Auxerre gegen die Thesen, welche der Abbé de Prades in der Sorbonne am 18. November 1751 vertheidigte. Der Bischof behauptete, daß ein Artikel dieser Thesen Wort für Wort aus der Vorrede zur „Encyklopädie", einem verderblichen Werke, entnommen und daß der Abbé de Prades von der Corruption angesteckt sei, welche das Gift der Gesellschaft der Encyklopädisten verbreite. Diderot suchte den Angriff des hohen Klerus, noch ehe de Prades seine Apologie vollendet, durch ein Antwortschreiben zu widerlegen, dessen Ton musterhaft, klar, sachlich und voll persönlicher Würde ist, und in welchem er die theologischen Sophismen mit einer innern Sicherheit in meist ironischer Haltung vernichtet.

Die Jesuiten boten indeß alles auf, die „Encyklopädie" zu stürzen. Sie brachten die Regierung sogar dahin, daß sie Diderot's Papiere mit Beschlag belegte, um sie ihnen zur Benutzung zu übergeben. Doch verstanden sie nichts daraus zu machen.

Die Zahl der Subscribenten wuchs inzwischen von Band zu Band; sie stieg bei der Ausgabe des vierten Bandes im September 1754 bis auf 3000; bei der des siebenten im December 1757 auf 4000. Mit dem sechsten Bande 1756 erreichte sie die Höhe ihres Glanzes. Kleinere

Angriffe, wie z. B. gegen Rousseau und seine Artikel über Musik, wurden in den Vorreden widerlegt. Dagegen trat ein bedeutender Rückschlag mit dem siebenten Bande ein, hervorgerufen durch einen Artikel d'Alembert's: „Genève", der eine scharfe Kritik der genfer Geistlichkeit enthielt, sie des Socinianismus zieh und im Interesse Voltaire's die Stadt Genf aufforderte, ein Theater zu bauen. Hiergegen wandte sich zunächst Rousseau in seinem „Lettre à d'Alembert".

Dann erschienen eine Menge Broschüren und Journalartikel gegen die „Encyklopädie" und ihre Mitarbeiter, die man als eine geschlossene Partei zu schildern anfing, welche den Staat und die Kirche mit ihren unheilvollen Doctrinen bedrohe. Palissot schrieb seine „Petites lettres sur de grands philosophes"; der Advocat Moreau schrieb sein „Nouveau Mémoire pour servir à l'histoire des Cacouacs"; der Convulsionär von St.-Médard, Abraham Chaumeix, seine „Préjugés légitimes contre l'Encyclopédie"; der Franciscaner Hayer seine „Religion vengée ou réfutation des auteurs impies". Der Jesuit Chapelain predigte gegen sie vor dem König. Diese Angriffe, besonders die in den „Affiches de province", entmuthigten d'Alembert, und er kam zu dem Entschluß, von der Redaction zurückzutreten.

Wie tapfer Diderot in jener Zeit standhielt, sowol dem entmuthigten d'Alembert als auch Voltaire gegenüber, der d'Alembert's Partei anfangs ergriff, geht aus den Briefen und Gesprächen hervor, die Rosenkranz mittheilt. Das Einschreiten der Staatsgewalt gegen das Unternehmen wurde inzwischen immer bedrohlicher für seinen Fortbestand:

Der Generaladvocat des pariser Parlaments, Omer Joly de Fleury, klagte am 23. Februar 1759 die Encyklopädisten an, Deisten und Atheisten, Rebellen und Jugendverführer zu sein. Er berief sich gegen sie auf das Zeugniß von Abraham Chaumeix, einem ehemaligen Essighändler, der Jansenist und nach mancherlei Umtrieben Schulmeister in Moskau gewesen war, von wo er nach Paris zurückkehrte, den literarischen Denuncianten zu machen. Das Parlament verurtheilte die „Encyklopädie", ohne sie gelesen zu haben. Sie hatte aber ein königliches Privilegium, über welches das Parlament nicht decretiren durfte. Es ernannte daher ein Comité, die mathematischen und metaphysischen Gegenstände zu beurtheilen, und am 8. März 1759 nahm der Kanzler von Lamoignon das Privilegium zurück. Der Verkauf der schon erschienenen und noch erscheinenden Bände wurde verboten, weil der Nutzen, welcher für Kunst und Wissenschaft erwachse, in keinem Verhältniß zu dem Schaden stehe, welchen Religion und Sitte erleide. Dies Urtheil war besonders auch dadurch herbeigeführt worden, daß man Diderot einer Miturheberschaft an dem Buch „De l'esprit" von Helvetius beschuldigte, das im Laufe des Jahres 1858 als ein stattlicher Quartband erschienen war und ein unermeßliches Aufsehen erregt hatte.

Gleichwol hatte Diderot das Werk von Helvetius sehr streng kritisirt und sich vielfach in abweichendem Sinne ausgesprochen. Man machte trotzdem einen Auszug aus dem ersten Buche des Helvetius unter dem Titel: „Le catéchisme des Cacouacs", durch welchen man die verderbliche Moral des Sensualismus als einen Ausfluß der encyklopädischen Doctrinen darzustellen sich bemühte. Es war dies eine große Einseitigkeit; denn die Frivolität fand ihre Nahrung in ganz andern Schriften, wie z. B. in den Romanen des jünger Crébillon. Auch auf dem Theater wurden ihre Herausgeber und Mitarbeiter angegriffen durch Palissot in dem Drama: „Les philosophes", in welchem der Bediente Crispin, eine Salatstande kauend, auf allen Vieren erscheint, um die Theorie der Philosophen von der Rückkehr zum Naturzustande zu persifliren.

Wir empfinden es als einen kleinen Mangel in der Anordnung des Werks von Rosenkranz, daß er dies Stück in der „Geschichte der Encyklopädie" bespricht, im zweiten Bande aber noch einmal in einem Abschnitte: „Palissot und der Colporteur", ausführlich auf diesen Dichter zurückkommt. Wir glauben, daß dies Thema an der einen oder andern Stelle ganz erledigt werden mußte, um den Eindruck des Weitschweifigen zu vermeiden, der sich unwillkürlich geltend macht, wenn ein zur Hälfte abgesponnener Faden wieder an die Spindel gebracht wird.

Auch ein heftiger Stoß von innen her wurde der „Encyklopädie" nicht erspart:

Die letzten zehn Bände sollten, um Verfolgungen abzuwenden, auf einmal ausgegeben werden. Le Breton hatte sich das Syndikat der Buchhandlung geben lassen, um von allen Beschlagnahmen, welche die Polizei anordnen könnte, unterrichtet zu sein und um den Hemmungen zuvorzukommen, welche neue Delationen dem Unternehmen bereiten konnten. Die Regierung hatte sich über ihre Duldung in keiner Weise bestimmt erklärt. Ihre ganze Gunst beschränkte sich darauf, daß sie nicht zu wissen schien, daß die „Encyklopädie" in der größten Druckerei von Paris vollendet ward. Für die Dauer des Drucks beruhigt, wollte Herr Le Breton auch den Gewittern zuvorkommen, von denen er sich für den Zeitpunkt der Veröffentlichung bedroht sah. Er erhob sich daher mit seinem Proten (wie man in den französischen Druckereien den ersten Corrector zu nennen pflegt) ganz in der Stille zum obersten Censor aller Artikel der „Encyklopädie". Man druckte sie ganz, wie die Verfasser sie geliefert hatten. Wenn Diderot aber die letzte Correctur jedes Blattes durchgesehen und seinen Befehl zum Abzug (bon à tirer) daruntergesetzt hatte, so bemächtigten sich Le Breton und sein Prote derselben und verstümmelten die Artikel nach ihrem Gutdünken. Sie schnitten weg, was ihnen zu kühn oder sonst geeignet schien, das Geschrei der Frommen und der Feinde der Philosophie zu erregen. Sie machten die besten Artikel zu Fragmenten und erlaubten sich die unverschämtesten Verschweißungen. Wie weit diese mörderische, unglaubliche und infame Operation gegangen ist, läßt sich nicht genau ermessen, denn die Urheber der Schandthat verbrannten das Manuscript in dem Maß, als der Druck vorrückte, und machten das Uebel unheilbar.

Der Brief, in welchem Diderot seine Entrüstung über dies Verfahren ausdrückt, ist uns noch erhalten und gewiß von all den zwischen Verlegern und Schriftstellern gewechselten undiplomatischen Noten das durch seinen von Injurien strotzenden Kraftstil am meisten hervorragende Actenstück.

Als ein interessantes Datum tragen wir noch nach, daß die Verleger der „Encyklopädie" ungefähr 1,158000 Frs. Herstellungskosten, aber auch 2,162000 Frs. Reingewinn von diesem Unternehmen hatten.

Was den schriftstellerischen Antheil Diderot's an der „Encyklopädie" betrifft, so beweist er die außerordentliche Vielseitigkeit dieses Schriftstellers. Er übernahm zunächst die Beschreibung der Gewerbe und technischen Künste, dann schrieb er eine Menge von Artikeln über Grammatik, Rhetorik, Poetik, Moral, Politik, Antiquitäten, Psychologie, Aesthetik, Metaphysik und Logik, und arbeitete vom

dritten Bande ab alle auf die Geschichte der Philosophie bezüglichen Artikel. Rosenkranz gibt von vielen einzelnen Aufsätzen eine eingehende Analyse. Uns ist zweierlei dabei aufgefallen. Zunächst die Empfindsamkeit der Freigeisterei, die sich in vielen Artikeln ausspricht. Wenn uns schon die declamatorische Haltung einer Encyklopädie, uns, die wir an den knappen und concisen Ton der neuen Conversations-Lexika gewöhnt sind, befremden muß, diese langen Reflexionen und Moralpredigten, so macht die Sentimentalität, welche sich die Thränen abtrocknet, in derartigen Artikeln auf uns fast einen tragikomischen Eindruck. Das zweite, was uns auffallen muß, ist die fast durchgängig theistische Richtung, die sich in Diderot's philosophischen Artikeln, namentlich auch in seiner Kritik Spinoza's ausspricht. Er machte zwar einerseits viele nothgedrungene Zugeständnisse, die er durch den renvoi, den Hinweis auf andere Artikel, oft ironisch zu neutralisiren suchte, und ging andererseits in seiner spätern Epoche weiter im Skepticismus als zur Zeit seiner Thätigkeit für die „Encyklopädie". Gleichwol wäre es für uns ein Anachronismus, dies Werk für „irreligiös" zu halten, oder das Urtheil Laharpe's zu unterschreiben, der in seinem „Cours de littérature" Diderot als atheistisches Scheusal und revolutionären Communisten gemalt hat. Trotz der polemischen Wendung gegen die Ausschreitungen der Kirche ist der Standpunkt der „Encyklopädie" nicht freigeistiger als der, welcher jetzt in unsern beliebtesten Haus- und Handbüchern herrscht. Wenn man sie verdammt, müßte man consequenterweise auch das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" für irreligiös und seinen Redacteur, Dr. Kurtzel, für einen großen Heiden erklären. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Novellen.

1. Fünf neue Novellen von Paul Heyse. Sechste Sammlung. Berlin, Hertz. 1866. 8. 2 Thlr.

Finden wir auch in den fünf neuen Novellen alle so oft gerühmten Eigenthümlichkeiten des Dichters wieder, so erscheint er uns doch hier insofern neu, als er in denselben ein gewisses kritisches Element gegen seine eigene Natur reagiren läßt. Von ihm selbst ausgesprochen finden wir das in der Einleitung zu der letzten Novelle: „Die Witwe von Pisa", in der Heyse gewissermaßen seine idealen Frauennaturen mit ihrer unverfälschten Naturkraft und ihrer vorwiegend edeln Rasse rechtfertigt und das Geständniß abgibt, daß er nie eine Figur habe zeichnen können, die nicht irgendetwas Liebenswürdiges gehabt hätte, vollends nie einen weiblichen Charakter, in den er nicht bis zu einem gewissen Grade verliebt gewesen wäre. Weiter berührt er leise den Vorwurf, den ihm die Kritik gemacht hat, daß alle seine Frauen immer auf der Jagd nach einem Manne wären; er findet aber „die Hauptleidenschaft des weiblichen Geschlechts in der Sucht, einen Mann zu bekommen", und verdeckt die Komik, um das Grandiose in einem solchen Bestreben zu schildern. Hier nun ironisirt er sich gleichsam selbst und schildert in der Witwe ein liebe- und ehebedürftiges Weib, noch dazu eine Italienerin, mit liebenswürdigstem und glänzendstem Humor, auf die Gefahr hin, seinen Ruf als zweiter Frauenlob einzubüßen; hat er es doch gewagt, in der Novelle auszusprechen, daß selbst ihm im Leben Mitglieder des weiblichen Geschlechts erschienen sind, die nicht allen Duft und Zauber seiner Rabiata u. s. w. besitzen. Auch darin erscheint Heyse neu, daß er in den neuesten Novellen die Schuld des Einzelnen schärfer hervorhebt und dadurch dem Ganzen einen bedeutendern Gehalt zu geben versucht. Die Conflicte sind tiefer gefaßt, und die handelnden Personen gehen ihnen direct zu Leibe, versuchen selbstthätig, sie zu überwinden, verlangen und erkennen die Sühne, statt daß sonst der Zufall, der allerdings in Heyse's anmuthiger Form und Weise natürlicher und wahrscheinlicher erscheint, die Dissonanzen in Harmonien auflöst. Selbst politische Conflicte schildert der Dichter diesmal, allerdings weiter abliegende, nicht über die Zeit des ersten Napoleon hinausreichende. Das geschieht namentlich in der Geschichte aus den Befreiungskriegen: „Franz Alzeyer", die, ursprünglich für einen Volkskalender geschrieben, den Charakter dieser Bestimmung durchaus an sich trägt. Es ist die Geschichte eines Bewunderers des ersten Napoleon, eines Deutschen, der seinen Sohn hindert, den Krieg als Freiwilliger mitzumachen, schließlich, als seine Tochter von einem Franzosen verführt wird, seine Begeisterung für die französische Nation zu spät bereut und sich freiwillig den Tod gibt.

Wir meinen, die Gegensätze sind hier dem Dichter nicht recht gelungen; die Schandthat des einzelnen, so sehr sie auch Alzeyer persönlich trifft, kann das Urtheil über die ganze Nation nicht bestimmen; Heyse läßt es hier etwas an der kunstvollen Darstellung fehlen, die, namentlich nach dem Ende zu, erlahmt. Das beschränkte Leben in der kleinen Residenzstadt, die Erinnerungen an eine große Vergangenheit, die sich bei Alzeyer mit dem Namen Napoleon's verbinden, das Spießbürgerthum, das sich unter dem Einflusse großer Begebenheiten zur Begeisterung fortreißen läßt und nur den einzigen Mann des Städtchens, der früher über die stockende Luft seines Vaterländchens spottete, vollständig unberührt läßt und so ihn wieder nach der entgegengesetzten Seite isolirt: alles das gab Conflicte, die, innerlicher gefaßt und mit etwas mehr Liebe behandelt, jedenfalls eine bedeutendere Erzählung als die vorliegende hätten erzeugen können. Für den in seiner blinden Verehrung befangenen, von der Zeit so vollständig überarbeiteten Franz kann man unbedingt kein Interesse haben, und auch des Sohnes gezwungene Unthätigkeit während des Befreiungskriegs, so sehr der Dichter sich auch bemüht, sie zu beschönigen oder gar zu verherrlichen, kann uns doch höchstens nur ein Gefühl des Mitleidens entlocken — es ist eben „trübselig genug". Dagegen ist das Verhältniß der beiden Freunde und Molly's Charakter mit Heyse'scher Anmuth und Lieblichkeit geschildert. Der Selbstmord am Schluß endlich ist eine jener rapiden Lösungen, die wir von dem Dichter nicht gewohnt sind, der ja gerade in

versöhnender Lösung der Conflicte Meister ist; wir verlangen natürlich nicht überall am Schlusse allgemeines Vergnügtsein, aber hier wirkt der Contrast geradezu unschön, und das um so mehr, da die Ausgleichung in anderer Weise hier viel eher eine friedliche hätte sein können als in der vierten Novelle „Kleopatra".

Hier ist ein Mann geschildert, der in Gefühlsschwelgerei mit einem von ihm beschützten Mädchen lebt, aus Mitleid nicht von ihr lassen kann, sich dabei sehnt nach den Kinderaugen einer andern. Die erste wird verlassen und stirbt unglücklich, die andere wird seine Braut und, wir möchten sagen trotz alledem, seine Frau. Die einfache Geschichte, die wir von einem Dichter, der die geheimsten Regungen und Stimmungen des weiblichen Herzens kennt, sie nachzufühlen und darzustellen versteht, gar gern erzählen hören, ist mit einem Aufwande von Phantasterei geschildert, daß wir unwillkürlich an Tieck erinnert wurden. Lebloses, eine Statue der Kleopatra, dann ein Affe, der wirklich sein Unwesen treibt, eine Natter, die in der Einbildung des jungen Mannes erscheint, Träume und zufällige Zusammentreffen treten so miteinander in Verbindung, daß man bald den tollsten Spuk von der Wahrheit nicht mehr unterscheiden kann. Da erzählt der zwiefach Geliebte, die Verlassene sei in der Nacht zu ihm gekommen, er hat mit ihr gesprochen, ja das Kissen, auf dem sie gelegen, die Stube, in der sie verweilte, hatte den Ambraduft ihres Haars. Das kann doch nicht alles blos Traum, Eingabe überhitzter Phantasie sein, um so mehr, da der Held, als er es seinem Freunde erzählt, ganz besonders gegen solche Annahme sich verwahrt. Die Phantasie würde ja hier aufhören und bedenkliche Symptome einer Geistesstörung wären eingetreten. Und doch, wir erfahren am Ende mit gesperrten Buchstaben, die Geliebte sei gerade in der Nacht, wo sie ihm erschienen war, weit von ihm, in Dijon gestorben. Nach alledem erscheint, wie gesagt, die friedliche und freundliche Lösung etwas ungerechtfertigt. Ueber gebrochene oder durch Gefühlskoketterie beschädigte Herzen kann der Leichtsinn den Schleier der Vergessenheit werfen, der Dichter aber darf einem solchen Benehmen nicht den Stempel des Rechts geben. Freilich, Heyse läßt am Schluß sagen: „Wir wollen versuchen, ob auch ein Begnadigter noch einmal des Lebens froh werden kann", und hebt hiermit, wie in so manchem andern in dieser Erzählung, das wieder auf, was er eben fest hingestellt zu haben schien.

Wie in „Franz Alzeyer" soll auch in der Novelle: „Die Reise nach dem Glück", der Selbstmord die Lösung herbeiführen; aber zum Glück erscheint noch im entscheidenden Momente die rettende Hand; das abkühlende Bad hat alle dunkeln Flecken aus der Seele des jungen Mädchens entfernt und sie kann dem Geliebten zuflüstern: „Que je vous aime!" Wir finden auch in dieser Novelle ein Zugeständniß des Dichters an die Vorliebe der modernen Leser für das ungewöhnlich Düstere, für eine realistische Darstellung der Lebenswahrheit, vielleicht auch für den Inhalt, ohne Rücksicht auf die Form. Heyse, der Form und Inhalt so gut zu verbinden versteht, läßt hier, immer mehr dem modernen Geschmack zu Liebe, selbst die ideale Zartheit vermissen, die wir sonst gerade, besonders bei seinen Frauencharakteren bewundern. Da ist ein junges Mädchen als Wirthschafterin in einem Gasthofe, die einem jungen Manne auf dessen Zimmer ihre Leidens- und Liebesgeschichte und die Versuchungen erzählt, denen sie muthig Widerstand geleistet hat; sie bereut — verbissen wie sie geworden ist durch das Unglück —, daß sie nicht dem einzig Geliebten einst ihre Thür öffnete: was hätte es geschadet, wenn er sie nachher verlassen hätte; „es gibt mehr Kinder in der Welt, die keinen Vater haben". Freilich, der ideale Reisende, dem sie das in der Stille der Nacht erzählt, erwägt, „daß ein tiefes und lebendiges Gefühl", nicht „ein kahler Pflicht- und Tugenddünkel sie abgehalten habe, sich ihrem Geliebten rückhaltlos in die Arme zu werfen"; sie aber meint es anders, und ihr ganzer sittlicher Standpunkt, nicht gerade ihr Thun, aber ihre Gedankenwelt, verdient wol am Ende das kleine Sturzbad, das unfreiwillig sie gereinigt hätte, freiwillig gesucht aber nur neue Bedenken gegen die Sittlichkeit ihres Charakters hervorruft. Der Dichter, der sonst gerade trotzige und selbständig entwickelte Frauennaturen so schön zu schildern versteht, hat bei diesem Frauenbilde, unserer Ansicht nach, die Grenze nicht innegehalten, mit deren Ueberschreitung — durch Laune, Trotz, Uebermuth oder Verbissenheit — das weibliche Geschlecht unbedingt verlieren muß.

Mit um so größerer Befriedigung hat uns die längste und künstlerisch am meisten ausgeführte Novelle: „Die kleine Mama", erfüllt. Der Dichter gibt hier die Zeichnung eines durchaus liebsamen Frauencharakters, voller Anmuth, Duft und Poesie. Hier finden wir alle Vorzüge Heyse's in schönster Vollendung: kunstvolle Form, treffliches Erzählungstalent, anheimelnde Erfindung. Die sorgende und liebende kleine Mama, die den Stiefsohn ihrer verstorbenen Schwester mit mütterlicher Liebe pflegt und nun plötzlich erschrickt, als sie den Knaben zum Jüngling herangebildet sieht, der die jugendliche Pflegerin mit anderer als kindlicher Liebe liebt, ist ganz vortrefflich geschildert. Psychologisch schön gezeichnet ist, wie auch ihr Herz berührt wird von dieser Huldigung, wie sie einen Moment das Herz sprechen und dann den Verstand entscheiden läßt zu seinem Glück. Es ist ein lieblicher deutscher Frauencharakter, der hier mit Meisterschaft geschildert wird, ein in sich abgeschlossenes, fesselndes Verhältniß, das durch Gehalt wie durch lebendige, spannende Darstellung, durch geschickte Gruppirung des Einzelnen, durch Steigerung und Entwickelung ein höheres Interesse zu erregen vermag.

2. Novellen von Karl August Heigel. Berlin, Gerschel. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Während Heyse's Verdienst in der Anmuth seiner Darstellung und in der feinen psychologischen Entwickelung seiner Charaktere besteht, finden wir bei Heigel mehr thatsächlich Interessantes, schärfere Contouren, mehr Realismus und eine starke Hinneigung zum genre terrible. Das Düstere und Criminalistische ist in den Novellen stark vertreten, und trotz dieser Anlage versucht der Autor

doch meistens, einen versöhnenden Abschluß zu gewinnen. Misglückt ist ihm das letztere unserer Ansicht nach in der ersten Novelle: „Ihr Vater", wo das Benehmen des Verlobten und besonders seiner Mutter, die ganze Zeichnung ihrer Charaktere nicht die Vereinigung am Schlusse denkbar erscheinen läßt. Frau Reinhold wird zu spät „Mutter". Auch des Rendanten Spielwuth in Lotterielosen ist an und für sich nicht genug motivirt, der Haupttreffer aber, der nach seinem Tode herauskommt und seine Defecte zu decken ermöglicht, ist eins jener Zufallsspiele, die in dem sich überhaupt überstürzenden Schlusse durchaus nicht wohlthätig wirken.

Es ist eigenthümlich, daß Heigel weder hier noch in der zweiten Novelle: „Der Schatten", die Charaktere nach der ersten Anlage festhält, oder vielmehr erst später, z. B. auch bei Angelo, Motive ihres Handelns gleichsam entdeckt, die, wenn von Anfang an angedeutet und dann kunstgemäß fortentwickelt, den handelnden Personen von vornherein eine andere Stellung gegeben hätten.

In der zweiten Novelle ist das Grausige stark vertreten. Ein reicher Graf, der sich lebendig begraben läßt, um nach einem Jahre als armer, namenloser Fremdling in seine Kreise zurückzutreten, und das alles, um die Liebe seiner Gattin und die Zuneigung seiner Freunde zu prüfen. Was für ein Recht hat der am Leben, der durch solche Komödie erst Lebenserfahrung zu gewinnen hofft? Der mystische und dann nachher schnell genug zum Pantheismus bekehrte Graf kann doch nur das Mitleid in Anspruch nehmen, das wir überhaupt einem Geisteskranken schenken. Liebsamer wird uns der Mann nicht durch seine übrigens stark gegen jede Wahrscheinlichkeit verstoßende Verkleidung als Priester und durch seinen tollen Spuk, in welchem er als Schatten seine Frau ängstigt, gegen die er doch zuerst durch die ganze Prüfung gesündigt hat. Die Gegensätze sind auch wieder etwas stark aufgetragen, und unser Interesse concentrirt sich zuletzt nur auf die junge Frau, welcher der Mann selbst ihre natürliche Stütze raubte, von der er eine unnatürliche Treue über das Grab hinaus verlangt und deren Schuld er allein zu verantworten hat.

Hatten wir übrigens schon in diesen beiden Novellen ein bedeutendes Compositions- und Erzählungstalent zu rühmen, so erscheint dasselbe noch glänzender in der dritten Novelle: „Das ewige Licht", und hier verbunden mit fesselnden Gegensätzen, mit tiefern Motiven und mit einer lebenswahren Darstellung der Handlung und der Charaktere. Der starrgläubige Prior und der Spinozist des Klosters, der Pater Benedictus, sind Charaktere, die mit gewaltiger Kraft gegenübertreten und deren Conflicte unser regstes Interesse in Anspruch zu nehmen berechtigt sind. Es ist in dieser Novelle eine Kunst der Darstellung, daß wir sie schon dieser Eigenschaft wegen für eine der besten unter den neuern Erscheinungen erklären möchten. Das erste Zusammentreffen der Gegner, das Richteramt, das der Prior im Namen Gottes sich anmaßt, sein Schuldbewußtsein — alles das ist mit lebendigen Farben, mit kräftigen Strichen gemalt, es ist der Natur abgelauscht, und entbehrt doch nicht der poetischen Färbung und der höhern, idealen Ausführung. Es macht einen befriedigenden Eindruck, daß Heigel den Prior nicht etwa als Selbstmörder oder durch weltliche Gerechtigkeit enden läßt; als Missionar in Afrika dient er fernerhin der Kirche, der Menschlichkeit, dem ewigen Lichte; in der Hütte armer Banyakis stirbt er mit dem Segensworte Benedictus, der ihn begleitende Mönch betet: et lux perpetua luceat ei, während die Bewohner der Hütte „einen Felsen des Stromufers erstiegen und mit ausgebreiteten Armen anbeteten die Sonne, die purpurn jetzt über den Laubwogen emporstieg, die schöne, flammende Sonne, das ewige Licht"!

Solche Figuren wie der Held in der vierten Novelle, Herr von Flor, sind in der heutigen Zeit eine Unmöglichkeit geworden. In den zwanziger Jahren vegetirten sie bei uns, und noch vor zehn Jahren konnte man in Paris dergleichen Subjecte treffen, die jedes Gefühl mit der bekannten Redensart abwiesen: cela m'embête. Heigel führt uns im Herrn von Flor einen gealterten Mann vor, der jede Seelenbewegung als schädlich für seine Gesundheit abweist; er ist vollkommener Lebemann, seine Ehe ist kinderlos, seine Gattin könnte sich auch niemand als Mutter vorstellen. Er ist das vollendete Bild eines Egoisten, und die Zeit, in der er lebt, gestattet ihm, nach Gefallen gefühllos und gedankenträge zu sein. In seinem Leben hat der praktische Mann nie etwas Poetisches gethan, das würde ihn aufregen und lächerlich machen. Genuß des Lebens ist seine einzige Aufgabe, sein Gott ist der Moment, dessen Ergreifung er auch andern empfiehlt. Aus der Indolenz wird er stark genug emporgerüttelt, seine Grundsätze verführen seinen natürlichen Sohn, den er erst in der Katastrophe als solchen kennen lernt. Vergangenheit und Gegenwart verbinden sich, um dem alten Sünder sein verfehltes Leben klar zu machen; aber zu spät erkennt er das Nichtige seiner Vergangenheit, die entsetzliche Armuth des Herzens und seine Einsamkeit inmitten des gesellschaftlichen Wirbels.

Heigel hat auch hier sehr geschickt gruppirt, oft mit wenigen Strichen die Situationen anschaulich gemacht; die Charaktere sind lebenswahr, die psychologische Entwickelung derselben natürlich, die innere Umkehr Flor's durchaus motivirt.

A. Freiherr von Loën.

Das neueste Werk Fritz Reuter's.

Dörchläuchting. Von Fritz Reuter. (Der sämmtlichen Werke zwölfter Band, und der „Olle Kamellen" sechster Theil.) Wismar, Hinstorff. 1866. 8. 1 Thlr.

Die Erzählung der letzten Bände der „Olle Kamellen" hatte ihren Schauplatz auf dem Lande, dem Bauernhofe und dem adelichen Gute; jetzt in dieser neuesten Erzählung führt uns Reuter in das kleinstädtische Leben von Neubrandenburg und sogar an den Fürstenhof von „Dörchläuchting", wie sein in der Diminutivform unübersetzbarer Titel lautet, Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz. Auch die Zeit ist eine entlegenere, es sind die traurigen Jahre nach dem Siebenjährigen

Kriege, das Land ist so verarmt, daß sogar seinem durchlauchtigsten Herzog zuweilen der Brotkorb hoch hängt und er von seinen getreuen Unterthanen beständig borgen muß. Dazu kommt nun noch, daß er selbst eine so gar klägliche Erscheinung ist; denn obwol er in Paris gelernt hat, sein Gottesgnadenthum so zu interpretiren, daß er sich selbst als eine göttliche Person im kleinen ansieht, so ist es doch mit der Ausübung seines Regiments nur schwach bestellt; denn einmal thut sein Kammerdiener Rand Einsprache, wenn Dörchläuchten zu „hersch" regieren will, noch mehr aber die „drei Grugels und drei Furchten" (das dreifache Grauen und die dreifache Furcht), die in seinem Innern herrschen.

Hei hadd nämlich irstens en groten Grugel vör de Arbeit, tweitens en noch grötern vör Spänken (Spuk) un Hexen, un drüddens den grötsten vör alle Frugenslüd'; denn hadd hei irstens 'ne grote Furcht vören Gewitter, tweitens 'ne noch grötere vör den Dod, un drüddens de grötste dorvör, dat em mal bi Weg'lang sine Kron afhannen kamen künn, indem dat hei noch fimmer mit Schrecken an Vetter Liebben von Meckelnborg-Swerin dachte, de em in düstere Nacht nah Gripswold up de Universetät jagt hadd.

Zum Unglück hat nun noch Dörchläuchten in Paris eine Vorliebe bekommen für schöne Kleider, sammtene Röcke und seidene Hosen, die ihm der beste pariser Schneider schickt, leider nicht ohne baare Zahlung aus der magern herzoglichen Kasse. Die „Grugels un Furchten" sind nun der Faden, an dem Dörchläuchten mit den Hauptpersonen der Erzählung zusammenhängt, dem alten prächtigen Conrector Aeginus und seiner Wirthschafterin Dürten Holzen sowie deren Schwester Stine, die mit Durchlauchts Hauptläufer Halsband verlobt ist. Den Conrector, leicht den gelehrtesten aller Neubrandenburger, hält „Dörchläuchting" für einen halben Hexenmeister, namentlich da er Kenntnisse von der Elektricität hat und ein Elektrophor besitzt; er muß daher, so oft ein Gewitter droht, auf das Schloß und dem hohen Herrn in seinen Aengsten beistehen. Zu Dörchläuchtings größtem Aerger will nun schließlich nicht blos der Conrector seine Dürten, der Läufer die Stine heirathen, sondern auch der Hofrath Altmann, dessen Geldvorschüsse der Kasse Dörchläuchtings ebenso unentbehrlich sind wie des Conrectors Beistand seiner Gewitterfurcht, will zum vierten mal sein Glück in der Ehe versuchen, und schließlich kommt gar der neuernannte Hofpoet Kägebein, von dessen Versen wir einige auserwählte Proben bekommen, mit seiner Braut, um Durchlaucht ganz in Verzweiflung zu bringen.

Die Zeichnung der Charaktere ist, wie in den frühern Reuter'schen Erzählungen, trefflich. Kann uns auch Dörchläuchting in seiner traurigen Figur kein großes Interesse erregen, so ist dagegen die Schilderung seines Hofhalts köstlich. Der hohe Herr spricht gemüthlich plattdeutsch, wie seine Unterthanen und Diener auch, und versteigt sich zum Hochdeutsch nur, wo es gilt, eine besondere Würde zu entfalten, und seine Christelschwester, obwol ein gelehrtes Frauenzimmer, das mit Vorliebe Studentenhabit trägt, raucht, Portwein trinkt und dabei den Cicero liest, ja zu des Conrectors Erstaunen ihn sogar versteht, redet auch nicht anders. Der Gegensatz zwischen dem Gefühl seiner landesherrlichen Würde und den beengten Verhältnissen bringt zuweilen die komischsten Wirkungen hervor. Gleich die erste Regierungsmaßregel, mit der Dörchläuchting eingeführt wird, wäre beinahe an der Lahmheit eines unentbehrlichen Kutschpferdes gescheitert. Dörchläuchting wird nämlich auf seinem Schlosse Neustrelitz durch einen unerhörten Spuk geängstigt und beschließt, sich an einem sichern Platze einen neuen Palast zu bauen und zu dem Zwecke seine Staaten zu bereisen.

„Aber — meint Rand — dat ward woll nich gahn, denn uns' oll Wallach, de up de Bisid geiht, hett dat Spatt so dägern, dat hei keinen Bein vör den annern setten kann." — „Was schert uns der Wallach!" rep Dörchläuchten in de gröttste Zornigkeit. „Wenn unser Wallach krank ist, denn gehst du zu dem Ackerbürger Sachtleben und leihest uns eins von seinen Pferden." — „Je, Dörchläuchten, hei giwwt en uns nich; de Mann is up Stunns in de hillste Meßführer-Tid (der beschäftigtsten Düngerfahrzeit), un denn steiht em dat nich tau verdenken." — „Du gehst, Rand; wir sind regierender Herr." — Un Rand gung, un Sachtleben gaww sinen ollen stiwen Brunen her tau dat Paradenfuhrwark.

Das ist ein Beispiel von Dörchläuchtings Verlegenheiten; indeß der Platz zum neuen Palais wird gefunden, und zwar auf dem Markte der guten Stadt Neubrandenburg, zur Beengung des Marktes, aber zur Zufriedenheit der Neubrandenburger; nur die Prinzessin Christel hat sich dabei verrechnet, für sie wird kein besonderer Flügel gebaut, wie sie gehofft hatte, sondern als Dörchläuchten nach fünf Jahren sein neues Schloß bezieht, muß sie eine bescheidenere Wohnung nehmen „bi Kopmann Buttermannen up den Bähn" (auf dem Boden), wo sie ihre Studien in des Rathskellermeister Kunsten's Weinen und in Cicero's „De officiis" in Ruhe betreiben kann, während Dörchläuchting mit seinen „Grugels" und seinem Eigensinn die Angelegenheiten seiner getreuen Bürger durchkreuzt.

Die trefflichsten Figuren der ganzen Erzählung sind aber der Conrector und seine Wirthschafterin. Der Conrector ist eine historische Persönlichkeit, denn er ist der Lehrer von Johann Heinrich Voß, und zwar nach dessen eigener Aussage der beste, ein Original schon dadurch, daß er nur plattdeutsch spricht, sogar in seinen Homer- und Virgilstunden, von denen uns eine ergötzliche Probe mitgetheilt wird, und sein Plattdeutsch ist ausgezeichnet, obwol er ein richtiger Obersachse ist. Dies und sein Widerwille gegen alles französische Wesen — er nannte in späterer Zeit Bonaparte nur den Spitzbuben, und Josephine „dat olle, gele Frugensminsch" — bringen ihn in lebhaften Gegensatz zu dem Hofpoeten Kägebein, der in seinen Versen die hochdeutsche Sprache auf das entsetzlichste malträtirt, und dessen Poesie dem bessern Geschmack des Conrectors ein Greuel ist. Der Conrector ist aber nicht blos in Griechen und Römern belesen, sondern auch ein tüchtiger Charakter, der sich bei jedermann, sogar bei Dörchläuchting Respect zu verschaffen weiß, und als ihm dieser in seine Heirathsabsichten hineinreden will, erklärt er ihm einfach: „Dörchläuchten, ik estimir Sei as

minen Landsherrn; äwer wat ik frigen will, oder nich frigen, dat möt Sei egal sin, dorin lat ik keinen Minschen mit in reden."

Der Gegensatz der bürgerlichen Tüchtigkeit in ihrer engen Sphäre gegen den kläglichen Fürsten, der, wie der Conrector bemerkt, zum Guten wie zum Schlechten zu schwach ist, macht einen Hauptreiz der Erzählung aus. Zweimal bringt der Conrector durch seinen festen Willen den Fürsten dazu, ein begangenes Unrecht wieder zu vergüten. Auch in ihm ist eine Seite, welche die Reuter'schen Gestalten oft so anziehend macht, die Treue. Als ihm der junge Herzog Friedrich Franz von Schwerin den Antrag macht, seine schlecht und unregelmäßig bezahlte Stelle in Neubrandenburg aufzugeben und Rector am Fridericianum zu Schwerin zu werden, schlägt er die vortheilhafte Stellung aus, denn „as ik noch gor niks in jungen Johren tau bedüden hadd, hett mi de Magistrat hir anstellt, un de Magistrat hett ümmer brav gegen mi handelt — dat heit, sei gewen einen ümmer dat Gehalt tau spād — und de dummen Jungs — ja, de maken einen jo Arger — äwer, Herr, dese dummen Jungs sünd mi ganz an't Hart wussen."

Aber der Conrector, obwol er sich in seinem Berufe zufrieden fühlt, ist doch nicht ganz glücklich. Er ist Witwer, das Alter naht, und er empfindet die Einsamkeit. Er möchte wol wieder heirathen, aber wen? Das kleine Gehalt und das drohende Alter machen eine Frau mit etwas Vermögen wünschenswerth, und doch zeigt sich immer mehr, daß seine Dürten, die nichts hat als ein gutes Herz und einen tüchtigen Charakter, nicht blos seiner Bequemlichkeit, sondern auch seinem Herzen immer unentbehrlicher wird. Diese Dürten ist mit sichtbarer Liebe vom Verfasser gezeichnet; sie ist eine rechte Kernnatur, entschlossen, zu Zeiten heftig und aufbrausend, aber innerlich voll Liebe und Zartheit. Es ist vortrefflich dargestellt, wie ihre Liebe zu dem Conrector zuerst in ihrer Eifersucht auf dessen Nachbarin, eine frühere Kammerjungfer der Prinzessin Christel, die ihr gegen den Conrector in verdächtiger Weise freundlich zu thun scheint, zum Vorschein kommt, wie sie sich auf dem Gedanken ertappt, „wenn hei abslut frigen will un will sik ordentlich tau Kopp seihn, denn ...", und wie sie diesen Gedanken mit Gewalt aus ihrem Herzen reißen will, der nur um so heftiger immer wiederkehrt. Aber es sieht mit ihren verborgenen Wünschen traurig aus; der Conrector wird von seinem Schwager, dem Rathskellermeister, eines schlechten Witzes wegen in einen Proceß verwickelt, der auch nichts weiter sein soll als ein schlechter Witz, dem alten Herrn aber einen ganzen Winter lang Unruhe macht und ihn im Ernst daran denken läßt, „de olle gele Perßohn", jene Kammerjungfer, ihres Geldes wegen zu heirathen. Nun, daraus kann nichts werden, weil diese sich mit ihrem alten Anbeter, dem Hofpoeten, verlobt; und der Conrector kommt zu dem Entschluß, seine Dürten zu heirathen. Prächtig ist es, wie der alte Mann, der immer nur an eine zweite Ehe „aus gegenseitiger Hochachtung" gedacht hat, auf einmal entdeckt, wie lange und wie sehr er seine Dürten Holzen schon liebgehabt hat, und wie ihm nun Angst wird, ob sie ihn auch wohl nähme. Die Verlobung der beiden im vorletzten Kapitel der Erzählung ist ein Glanzpunkt des Buchs und gehört zum Besten, was Reuter geschrieben hat.

Durch die Geschichte des Conrectors und seiner Wirthschafterin zieht sich die Liebesgeschichte der Stine und des Läufers. Die beiden sind lange verlobt, aber Dörchläuchting will den Läufer seines Dienstes nicht entlassen, um so weniger, als er weiß, daß derselbe heirathen will. Es ist eine glückliche Erfindung, neben die Dürten eine Figur wie ihre Schwester zu stellen. An Kraft der Uneigennützigkeit und der Liebe stehen sich die Schwestern gleich, aber die jüngere hat nichts von der rauhen Außenseite der Dürten, sie ist nur weich und liebevoll. Aber ein ordentlicher Wille ist doch in diesem weichen Gemüth verborgen; als ihr der Läufer seinen Entschluß erklärt, durch einen dummen Streich Dörchläuchting zu veranlassen, ihn wegzujagen, wird ihr erst bange, „äwer mit en mal kamm in dese stille, weike Seel so'n gewaltigen Trotz; sei tred en Schritt taurügg un rep: «Aewer wenn hei di nich anners taxiren will ... Wat? sünd wi nich ok Minschen?»" Wir können uns nicht versagen, auch noch die Antwort des Läufers darauf hinzuzufügen: „«So is't recht, Stining», rep de junge, warme Kirl un fot sei in den Arm un küßte sei, «wi hewwen uns ümmer drapen, wenn wi uns söcht hewwen» (wir haben uns immer gefunden, wenn wir uns gesucht haben)". Dabei ist ihr Vertrauen auf die ältere Schwester grenzenlos, und als endlich durch den schweriner Herzog alle Hindernisse beseitigt sind, der Läufer frei ist, da fällt sie der Dürten mit den Worten um den Hals: „Dürten, Dürten! Du büst mi allens west, du büst för mi min leiw Mutting west!"

Daß es der ganzen Erzählung nicht an lustigen und komischen Scenen fehlt, versteht sich von selbst, namentlich die Nebenfiguren bieten Stoff zu solchen. Unter ihnen zeichnen sich vor allen Bäcker Schultz und seine Frau aus. Letztere führt das Regiment in ihrem Hause absolut und noch um ein bedeutendes energischer als Dörchläuchting in seinem Herrschaftsgebiet, und sie weiß, daß sie eine Macht hat, denn als Dörchläuchting ihr wegen einer präsentirten Rechnung grob begegnet, borgt sie ihm am andern Morgen keinen Zwieback mehr und der arme Herr muß seinen Kaffee ohne diese Zuthat genießen. Ihren Eheherrn wollen wir sie selbst schildern lassen; sie sagt:

> Krischanen hett vör en Jahr de Slag rührt, un up de ein Sid thrant em dat Og (thränt ihm das Auge), un hei süht von de Sid ut, as wenn hei ludhals' rohren (heftig weinen) deiht, wat äwer nich is, denn hei is ümmer lustig, un dorüm sett sik de Herr Conrector ümmer up sine lächerliche Sid, un Krischan vertellt denn allerlei Spaß, denn hei is hellschen putzig (spaßhaft) in't Vertellen.

Im ganzen redet aber Krischan wenig, seine Lieblingsbeschäftigung ist Doppelbier trinken; das Reden besorgt seine Frau, denn sie redet unendlich viel, und immer mit einer unendlichen Gutmüthigkeit und einer gewaltigen

Taktlosigkeit. Als endlich der Conrector trotz aller Ungläubigkeit und aller Widerreden sie von seiner Verlobung mit Dürten überzeugt hat, ruft sie in komischer Entrüstung aus:

Un dat seggt Ji mi Klock halwig elben in de Nacht, wenn Allens slöppt? wenn bi uns ut de Schenkstuw Allens furt is? — Un ik sall slapen dese Nacht mit dit Wurd up den Harten un sall dor nich äwer reden? — Herre Gott, Krischan kann möglich noch waken. — Gun Nacht ok, ik hew kein Tid, gun Nacht ok!

Auch durch Dürten's und des Conrectors Herzensgeschichte zieht sich ein komischer Faden: eine alte sammtmanchesterne Hose gibt zu allerhand Misverständnissen Veranlassung und hätte einmal beinahe den Conrector und seine Wirthschafterin gründlich entzweit. Aber solche mit vielem Humor geschilderte Scenen lassen sich nicht beschreiben, bei Reuter um so weniger, in je größerm Maße er das Talent hat, durch kleine ganz unscheinbare Nebenzüge, oft durch ein einziges Wort die Situation klar hinzustellen und den Leser in die richtige Stimmung zu versetzen. Man hört öfter an Reuter besonders die humoristische Seite loben, und Reuter besitzt des Humors mehr als die meisten deutschen Erzähler: einen Humor, der um so mehr Eindruck macht, als die Gestalten, die im Grunde ein ernstes Gepräge tragen, auch in den kleinlichsten Verhältnissen und den lächerlichsten Lagen nie selbst lächerlich werden. Aber Reuter's Hauptstärke besteht darin, daß er das rein Menschliche und die Zartheit der Empfindung unter der rauhen äußern Hülle seiner einfachen Gestalten stets treffend und stets ergreifend darzustellen weiß. Selten geschieht das in längerer Reflexion, meistens nur in Andeutungen; wo er aber einmal zu einer Reflexion abschweift, weiß Reuter den Ton, der für die Sprache, in der er schreibt, und für den Kreis, aus dem seine Gestalten genommen sind, am besten paßt, glücklich zu treffen. Für solche, die des Plattdeutschen von Haus aus kundig sind, zeigt sich gerade in solchen Partien, wie sehr Reuter die Sprache beherrscht. Wir wollen wenigstens eine solche Stelle hierhersetzen:

Aewer't giwwt Harten von allerhand Ort, de weck sünd hart as Marmelstein, wenn de uns' Herrgott ut ehren Hewen (aus ihrem Himmel) fallen lett, denn springen sei, oder sei bohren sik in den Stoff (Staub) un den Smutz von de Ird; de weck sünd weik, as wiren s' ut Botterdeig knedt (geknetet), wenn de up die Ird fallen — so! — denn liggt de Quark dor; äwer't giwwt ok Harten, mit de kann en Kind lustig spelen, un 'ne Risenfust kann dorup drücken un sei lett kein Fingermalen nah, 't is as wiren s' ut Gummilasticum; wenn de uns' Herrgott up de Ird smitt, denn prallen sei taum Hewen wedder up, un uns' Herrgott fängt sei un behöllt sei, oder hei lett sei wedder fallen und wedder, un ehr Fall ward sachter un sachter, und sei rullen furt, bet sei in't gräune Gras liggen bliwen oder in'n gräunen Busch. So'n Hart was Dürten ehr, un mi sall't wunnern, in wat för en Busch dat woll liggen bliwen ward — ob't woll en Rosenbusch is?

„Dörchläuchting" hält nicht in allen Punkten den Vergleich aus mit den frühern Erzählungen in „Olle Kamellen"; wir haben schon angedeutet, daß die Figur des Fürsten uns kein Interesse einflößt, wir kommen ihm gegenüber nur zum Gefühl des Mitleidens; ebenso kalt läßt uns der Hofpoet mit seinen Versen. Aber der eigentliche Kern der Erzählung und ihre Hauptcharaktere können wol den uns bekannt und lieb gewordenen Gestalten der Reuter'schen Dichtung zur Seite gestellt werden und sind, wie diese, der Wirkung auf alle sicher, die für Humor und treffende Charakterzeichnung Sinn und Verständniß haben. 12.

Ein Familienbuch.

Die Frau nach dem Herzen Gottes. Von Heinrich Büttner. Berlin, Th. Enslin. 8. 24 Ngr.

Das größte Verdienst, welches man einem Autor zugestehen kann, besteht nicht darin, daß man von ihm sagt, er habe ein geistreiches, ein gedankenvolles Buch geschrieben, ein solches, in dem sich Inhalt und Form mit Geschmack vereinigen, sondern wenn es von ihm heißen darf, aus seinem Buche spreche jener göttliche Geist, der an der Erziehung des Menschengeschlechts durch die ganze Vergangenheit arbeitet und diese Arbeit durch alle künftige Generationen fortführt. Dieser Geist erfüllt das vorliegende Product von der ersten bis zur letzten Seite, wozu allerdings das Geistreiche und Gedankenvolle des Verfassers selbst noch kommt, der Geschmack, die Sinnigkeit, mit denen er zu Werke geht und alles zu einem wohlthuenden Ende hinausführt. Der Verfasser befolgt einen tief durchdachten Plan. Es setzt viele Mühen und Studien, reifliches Nachdenken, reiche Erfahrung und zumal die reinste Liebe zum Gegenstande voraus, um eine solche Geschicklichkeit der Behandlung sich anzueignen.

Auf dem Grunde der Heiligen Schrift entwirft unser Autor eine Reihe lebender Bilder, die er mit den frischesten Farben ausmalt, oder es sind auch die Erziehungsstadien, auf deren Nacheinander das weibliche Wesen, wie es sein soll, gewonnen wird. Alle diese Bilder umgibt er in anmuthiger Weise mit biblischen Arabesken, die er ebenso lieblich, aber auch symbolisch, vorbildlich erklärend in das Gemälde hineinranken, und dann steht ihm wieder der reiche Schatz von Sprichwörtern, stehen ihm die feinsten Beobachtungen des Volkslebens zu Gebote. Doch auch bei der Poesie neuerer Zeit kehrt er ein, und alles und jedes dient ihm dazu, das Kind, das Mädchen, die Jungfrau zur Frau nach dem Herzen Gottes in all ihrer Schönheit auszustatten, sie mit unvergänglichen Reizen zu schmücken, sodaß auch noch die Matrone, die Großmutter, aber auch die Einsame, die nie verheirathet Gewesene sie aufweist. Jedenfalls ist dieses Buch ein wahres Schmuckkästchen, aus welchem sich jedes weibliche Wesen die werthvollsten Kleinodien herausholen kann. Ja es hat eine bleibende Bedeutung mit den Schätzen, die es bietet, für die Familie als solche; nicht blos die Töchter des Hauses, auch die Söhne, die Aeltern, die Verwandten, alle werden darin für ein ganzes Menschenleben die auserlesensten Sachen niedergelegt finden; es sind echte Musterbilder für die Geschwisterliebe, für die Art, wie Geschwister zueinander sich halten sollen, für das Erziehen und Sicherziehenlassen, für alle etwaigen Schicksale, für alle die

Wendungen und Wechsel, welche sicher eintreten, für Heiterkeit und Ernst, für Freude und Schmerz. Wir würden behaupten, die kostbarsten Juwelen in dem Hausschatz dieses Buchs seien die Abschnitte: „Die Tochter"; „Die Schwester und Freundin"; „Die Braut"; „Verwandte"; „Die Einsame"; wir würden das sagen, jedoch wir dürfen es nicht, denn auch die frühern sind von gleicher Vortrefflichkeit. Wer erfuhr es nicht schon? Im Anblicke einzelner Prachtstücke wähnt man oft, das sei das herrlichste, vor dem man eben steht, in welches man sich eben vertieft, bis man sich besinnt, daß auch die andern dasselbe Anrecht haben. Wir heben noch einige Details hervor. Der edle, höchst würdige, von Vorurtheilen freie Verfasser besitzt eine unwiderstehliche Beredsamkeit, die stets auf Wahrheit beruht, überzeugt und sogar tief erschüttert, wenn er warnende Beispiele einlegt; so wenn er zweimal auf Gretchen im Goethe'schen „Faust" zu sprechen kommt.

Der Verfasser hat eine große Menschenkenntniß; er deckt oft die verborgensten Schäden der menschlichen Seele, der weiblichen Natur auf, aber er hat auch Trost und Rath, er hat Hülfe für jede Lebenslage und Verlegenheit. Wunderbar eigenthümlich ist sein Scharfblick da, wo er die Tugend des Weibes in ihrem leisen Uebergange zur Untugend nachweist, wo er von der weiblichen Herrschsucht spricht, die Eifersucht geißelt, das überhandnehmende Gouvernanten- und Bonnenthum, das spröde, kalte Sichabwenden von der Erziehung der eigenen Kinder rügt und in seinen gefährlichen Folgen zu bedenken gibt. Er ergründet mit gleicher Klarheit das Weib in ihrer Unbedingtheit wie in ihrem Gegensatz zum Manne. Die ganze Art, wie er das Wesen der Familie charakterisirt, wie er das einzig nuancirte Verhältniß der Schwester zum Bruder erörtert, die verwickeltsten verwandtschaftlichen Ramificationen, sauber und ohne zu verletzen, auseinanderästelt, die verschiedenen Phasen der Liebe, stets mit Bezug auf Individualität, Lebensalter, mit allen Täuschungen, die hier möglich sind, in Betracht zieht und nun das gewinnt, was unwandelbar in allem Vergehen, was unalterig und also ewig in der Liebe ist, verdient die vollste Anerkennung.

Man ersieht schon hieraus, überall trägt der Verfasser höchst gewissenhaft und auf das praktische Leben bedacht der Wirklichkeit Rechnung, nirgends aber verliert er das Ideal aus dem Auge; es ist ihm der Silberblick und die Krone der wahren Wirklichkeit, aber er ist ein Todfeind jeder mit dem Leben blos spielenden Romantik, jeder Lässigkeit und genußsüchtigen Nichtsthuerei, und er erzieht auch das Mädchen, die Frau nur auf dem Wege der Arbeit und treuesten Pflichterfüllung für ihr eigenes Heil und das Wohl der Menschheit. Der Verfasser thut sehr recht daran, daß er, wo er nur Gelegenheit hat, seine Mädchen- und Frauenbilder zu Familienbildern erweitert, jene durch diese noch mehr belebt, das Individuelle durch das Gemeinsame der Umgebung. Man gewinnt dadurch sofort einen tiefen Einblick in jenes weise Gesetz, welches geordnet hat, daß schon in der Familie naturgemäß eins an dem andern sich forthilft, jedes eine wesentliche Stelle einnimmt, und bis zum höchsten Alter hinauf, bis zur niedrigsten Stellung hinunter, alle den schönen Bund binden und erhalten. Wer so den Beruf in jeder Beziehung schon innerhalb der Familie erkannt, freigelassen und geheiligt wissen will, Religion, Wissenschaft, Kunst, aber dabei auch jede mechanische oder doch wenigstens untergeordnete Thätigkeit mit gründlichster Erwägung in Anschlag bringt, und auch dem Verdienste des treuen Dienstboten das Wort spricht, der hat nicht allein die Frau, sondern auch die Familie, wie sie sein soll, uns zur Anschauung gebracht. Wenn der treffliche Autor über die Freundschaft unter Mädchen ein strenges Urtheil fällt, so stimmen wir auch darin ihm bei, nur möchten wir der Ausnahme zu Gunsten ein etwas weiteres Gebiet abgesteckt sehen, wie er es ja auch dem spätern Alter zugesteht. Ganz besonders aber rühmen wir noch an dem Vorliegenden, daß der Verfasser überall ohne ängstliches Ansehen und Erwägen der Person und des Standes urtheilt, daß er nach der Wahrheit urtheilt, und daher auch nirgends auf Kosten der Wahrheit Rücksicht nimmt. Ueberall verfährt er gewissenhaft, überall ist er der treueste Anwalt des Göttlichen auch im Menschen. Kurz, wir möchten das ausgezeichnete Buch in allen Familien eingeführt sehen zu gemeinsamer und vereinzelter Lectüre.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

In der letzten Sitzung, welche der Verwaltungsrath der Deutschen Schiller-Stiftung in Wien im October hielt, wurde mit Bedauern bemerkt, daß die Zinsen der Stiftung durch die jetzt bezahlten Pensionen vollständig in Anspruch genommen und neue Bewilligungen nur dann möglich seien, wenn Restrictionen in den bisherigen mehrjährigen Zuwendungen einträten. Um so dringender ergeht die Aufforderung an die Bühnenvorstände, darstellenden Künstler und Privatpersonen, das Kapital der Stiftung durch den Ertrag von Aufführungen und sonstige Spenden zu vermehren. Gleichzeitig erfahren wir, daß die revidirten Statuten im nächsten Jahre einer Generalversammlung zur Genehmigung vorgelegt werden sollen — hoffentlich mit besserm Erfolg als in der Generalversammlung des Jahres 1864. An Stelle des ausgeschiedenen Dr. Hans Hopfen, bekannt durch seinen Roman „Peregrina" und schöne Gedichte im „Münchener Dichterbuch", ist jetzt Kürnberger als provisorischer Generalsecretär der Stiftung getreten. Kürnberger hat sich durch sein Trauerspiel „Catilina", das einzelne grandiose Scenen enthält, und durch seinen Roman „Der Amerikamüde" in die Literatur eingeführt.

Die österreichische Regierung hat inzwischen einen neuen Beweis gegeben, daß sie für die einheimischen Dichtertalente Sorge trägt. Während Karl Beck schon seit Schmerling's Zeiten eine Pension genießt, ist jetzt auch dem Dichter Robert Hamerling, dem formgewandten lyrisch-epischen Symphoniker,

der seine Lehrerstelle in Triest wegen Kränklichkeit niederlegen mußte und gegenwärtig in Gratz lebt, ein lebenslänglicher Gehalt bewilligt worden.

Das münchener Actienvolkstheater hat jetzt in Dr. Hermann Schmid einen neuen Director erhalten. Von den drei Preisdramen dieses Theaters: „Ein Haberfeldtreiben", „Amnestie" und „Ketten", ist dem Schauspiele May's: „Amnestie", nach den Resultaten der Aufführung der Preis ertheilt worden. Das Stück ist in Breslau und neuerdings in Leipzig mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Der liberale und humane Geist, der es durchweht, haben wesentlich dazu beigetragen, ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten, die es auch durch das gewandte Bühnenarrangement und durch eine lebendige Charakteristik verdient. Ein Aristokrat wie der Minister Freiherr von Hohenstein, der für sein Amnestiedecret Kerker und Schmach nicht scheut; ein schlichter Bürger, wie der Tischler Lauter, der so viel echte Bescheidenheit mit so vielem echten Stolz vereint und dabei so joviale und glückliche Einfälle hat, sind durchaus sympathische Gestalten. Nur der reactionäre Diplomat, Baron von Tannenberg, ist zu sehr als schwarzer Bösewicht getuscht, dessen Schandthaten nicht einmal durch die Folie des politischen Fanatismus einigermaßen gehoben werden. Die Anlage und der Fortgang des Stücks sind von dramatischer Wirkung, in den Hof- und Familienscenen herrscht volle Lebenswahrheit. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die eigentliche Maschinerie der Handlung nicht tadellos und daß das Schwungrad, welches hinter der Scene alle die vor uns auf- und niederspielenden Räder treibt, in seinen Speichen lückenhaft ist. Der Depeschendiebstahl ist in der Art und Weise seiner Ausführung schwach motivirt. Wie der vornehme Gauner seine irregeleitete Helfershelferin, die Frau des Ministers, die ihn in das Archiv geleitet, wieder aus demselben herausintriguirt — das ist nicht näher angegeben, obgleich gerade hierin der Angelpunkt der ganzen Handlung liegt. Daß das Zeugniß der Ehefrau zurückgewiesen wird in der gegen den eigenen Gatten spielenden Untersuchung, ist gewiß juristisch motivirt — ob aber die Anzeige eines andern Verbrechens blos als solches Entlastungszeugniß betrachtet und vornehm ignorirt werden darf, ist jedenfalls sehr zweifelhaft. Der Schrank mit dem geheimen Schub gibt dem jovialen Tischlermeister Veranlassung, in die Handlung einzugreifen, und ist zu diesem Zweck gut erfunden, wenngleich auch diese Lösung nicht haltbar ist; denn der Baron würde die Actenstücke offenbar verbrannt und nicht in dem geheimen Schub versteckt haben, um dem Tischlermeister Gelegenheit zu geben, die Geheimnisse seines Handwerks zu verwerthen und das Stück zu einer versöhnlichen Lösung zu führen.

Doch ein Volksstück, wie das May'sche Drama, braucht nicht so subtil in seinen Motivirungen zu sein. Wir nehmen manches auf Treu und Glauben hin, wenn uns das, was wir mit Augen sehen, recht erwärmt und tüchtig packt. Gegenüber der „Frau in Weiß", die auf die ganz aparten Gelüste des großen Publikums speculirt, ist das May'sche Stück immer empfehlenswerth; denn es wendet sich nur an die gesunde Empfindung und ist überdies insoweit nach den Regeln der dramatischen Kunst gearbeitet, daß es uns keine Räthsel aufgibt, sondern wir stets für jede Scene den Schlüssel haben. Dramen, welche der idealen Richtung huldigen, kommen gegenwärtig so selten auf die Breter, daß man sich schon mit geschickt gearbeiteten Bühnenstücken begnügen muß, welche die Gesinnung des Volks wenigstens nicht corrumpiren.

Auch die Lyrik der Empfindung oder des Gedankens muß zurückstehen gegen die Improvisationen des Augenblicks. Als solche betrachten wir z. B. die neuen Kriegslieder von George Hesekiel: „Preußische Hochsommerzeit" (Berlin, Schweigger, 1866). Die Form derselben ist volksthümlich sangbar — die Probe, ob dem Dichter der Wurf gelungen, könnte aber nur in der wirklichen Verbreitung derselben, z. B. bei der Armee liegen. Wenn die Soldaten diese Lieder nicht singen, so ist ihr Zweck verfehlt. Namentlich gilt das von dem preußischen Kriegsliede mit Juchheirassasah und Hurrah, dem Marschliede und dem Spottliede auf die Reichsarmee. Es ist viel leerer Singsang dabei. Dagegen finden sich zwei kleine Gedichte, denen wir einräumen müssen, daß sie durch die Knappheit ihrer Form einen gewissen poetischen Eindruck machen:

Gitschin.

29. Juni 1866.

Zu Gitschin die Kartause
Umlodert Flammenschein,
Dort liegt in Eisen begraben
Der Herzog Wallenstein.

Da braust's heran im Sturme
Wie zwanzig Wetter zugleich,
Prinz Friedrich Karl von Preußen —
Rette dich, Oesterreich!

Nachrollen die Preußendonner
Den Blitzen fahlen Scheins,
Und Oestreich ist geschlagen
Am Grabe Wallenstein's.

Umsonst klopft an die Pforte
Der Grüfte Oestreichs Noth —
Begraben was begraben,
Der Wallenstein ist todt!

Die Preußen vor Wien.

Wo die Kaiser so lange saßen
Weltgebietend, übermächtig,
Donnert heran auf allen Straßen
Preußen jetzt so siegesprächtig,
Zittre Wien-Byzantium!

Weithin bebt die bange Erde,
König Wilhelm mit seinen Blauen,
So zu Fuße wie zu Pferde,
Wollen in der Nähe schauen
Wien und seinen Stephansdom.

Hörst du Preußens Schlachtfanfaren,
Ungetreuer Bundesgenosse?
Sieh, die Ziethen'schen Husaren
Tränken ihre raschen Rosse
In der Donau kühlem Strom.

Ob es jetzt an der Zeit ist, Welfenlieder zu dichten mit dem Motto: „Hie Welf!" das ist eine offene Frage. Arnold von Weyhe-Eimke hat sie in seiner Sammlung: „Des Königs Ahnen" (Lüchow, Saur, 1866) bejahend beantwortet und uns das fürstliche Register von Heinrich dem Löwen bis auf Ernst August in Nibelungenstrophen vorgeführt. Mehr als einen geschichtlichen Ueberblick empfangen wir indeß nicht aus dieser Sammlung, einer sehr nüchternen Reimchronik, bei welcher die Gesinnung die Poesie vertreten muß.

Daß die österreichische Lyrik in letzter Zeit keine vorherrschend politische Färbung trug, ist leicht begreiflich. In Preußen ist es der Muth der Initiative, der die Dichter begeistern kann; es ist doch Leben und Zukunft in dieser Politik. In Oesterreich fehlt die auf eine freudige Zukunft hinweisende Stimmung, und die jüngste Vergangenheit ist auch nicht danach angethan, sich in ein dichterisches Gewand kleiden zu lassen. Gleichwol hat Hermann Rollet in deutschem Geist gedichtet und Ludwig Frankl jüngst den Admiral Tegethoff, den Sieger von Lissa, in schwunghaften Versen gefeiert.

Bei der Unklarheit, welche über die gegenwärtigen deutschen Verhältnisse in Frankreich herrscht, und bei der einseitigen Richtung, welche gerade ein Theil der liberalen Zeitungen, namentlich der von Nefftzer, einem gediegenen Publicisten und Kenner der deutschen Literatur, redigirte „Temps" eingeschlagen hat, verdient es um so größere Anerkennung und Berücksichtigung, daß Professor Saint-René Taillandier in der „Revue des deux mondes", zum Theil im Widerspruch mit Forcade und der „Chronique de la quinzaine", der politischen Lage Deutschlands eine unbefangene Würdigung zutheil werden läßt und die Bedeutung der jetzigen Krisis für die

zukünftige Gestaltung des europäischen Mittelreichs mit einer Beredsamkeit anerkennt, welche nicht blos den Erfolgen, sondern auch den Motiven Preußens gerecht wird. Daß er dabei nicht zu erwähnen vergißt, wie viel gerade die Entwickelung unserer Nationalliteratur in Dichtkunst und Philosophie dem deutschen Süden verdankt, das rechnen wir ihm zum Ruhme an; denn von dem deutschen Norden wird dies neuerdings nur zu häufig vergessen; es wird vergessen, daß Würtemberg die Heimat Schiller's, Hegel's und Schelling's, daß das gedemüthigte Frankfurt die Vaterstadt Goethe's ist. In diesen nationalen Größen liegt aber der Kern der deutschen Einheit, jener geistigen Einheit, für welche die politische nur die unerlaßliche Form gibt.

Literarische Notizen.

Die vierte Auflage von Georg Koberstein's „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Leipzig, Vogel) liegt in drei Doppelbänden abgeschlossen vor uns, ein Denkmal des tüchtigsten Fleißes und der gediegensten Forschung. Wir werden auf diese neue Auflage, welche in vieler Hinsicht als ein ganz neues Werk erscheint, nächstens eingehender zurückkommen.

Auch Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" (Leipzig, Herbig, 1866) erscheint in einer neuen, der fünften Auflage, von welcher bisher zwei Bände erschienen sind, der letzte aber noch vor Abschluß des Jahres in Aussicht gestellt ist. Auch dies Werk hat ein gänzlich neues Gewand angezogen, sodaß wir dasselbe nochmals vor unser kritisches Forum ziehen müssen.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) liegt wieder eine Reihe von Bändchen vor uns; das vierunddreißigste bis dreiundvierzigste, welche eine Uebersetzung von Lesage's „Hinkendem Teufel" von Levin Schücking, von Chaucer's „Canterbury-Geschichten" von Herzberg, von Leopardi von Robert Hamerling u. a. bieten. Wir heben namentlich die Uebersetzung des Shakspeare'schen „Sturm" von Dingelstedt heraus, welcher bekanntlich dies Drama auch für die deutsche Bühne in erfolgreicher Weise umgearbeitet und eingerichtet hat. Der Vergleich zwischen der Uebersetzung und Bearbeitung, von denen sich die erstere durch Treue, die zweite durch Bühnengewandtheit und taktvolles Verständniß der sceníschen Anforderungen der Gegenwart auszeichnet, ist lehrreich für die Feststellung des Unterschiedes zwischen diesen beiden Formen der Aneignung, welche oft zur Unzeit miteinander vermischt werden.

Von Merle d'Aubigné's „Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's" (Elberfeld, Friderichs, 1866) ist der vierte, der Schlußband der deutschen Ausgabe, erschienen. Ebenso ist von Karl Schmidt's „Geschichte der Pädagogik", deren zweite Auflage Wichard Lange besorgt hat (Köthen, Schettler, 1867), der vierte Band erschienen, der die Geschichte der Pädagogik von Pestalozzi bis zur Gegenwart, die Epoche der christlich-humanen Erziehung behandelt. Von Johann Eduard Erdmann's „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (Berlin, Hertz, 1866) ist der zweite Band erschienen, der die Philosophie der Neuzeit behandelt und die Darstellung derselben bis in die jüngsten Bestrebungen und Strömungen der Gegenwart fortführt. Von der „Deutschen Cultur- und Sittengeschichte" von Johannes Scherr (Leipzig, O. Wigand, 1866) ist eine dritte vermehrte Auflage erschienen.

Bibliographie.

Becker, A., Des Rabbi Vermächtniß. Roman in 3 Abtheilungen. 3te Abth. Der Erbgraf. 2 Bde. Berlin, Janke. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ennen, L., Die Wahl des Königs Adolf von Nassau (1292). Ein Beitrag zur deutschen Kaisergeschichte, meist aus bis jetzt unbekannten Urkunden. Nebst Beilagen. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Fercher von Steinwand, Dankmar. Eine Tragödie. Wien, Beck. 1867. 8. 20 Ngr.

Fessler, I. A., Geschichte von Ungarn. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. bearbeitet von E. Klein. Mit einem Vorwort von Michael Horvath. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 5te vermehrte Aufl. 1ster Bd. Aus dem Mittelalter. Leipzig, Hirzel. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gerratz, 'n Ternëster vull Spaß. Münster, Fahle. 8. 10 Ngr.

Grimm, J., Weisthümer. 5ter Thl. Unter Oberleitung von G. L. v. Maurer herausgegeben von R. Schroeder. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Thlr.

Grothe, W., Mesalliancen. Roman aus der Gegenwart. 2 Thle. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gumpert, Thekla v., Der alte Stelzfuß. Erzählung. Dresden. 16. 2⅔ Ngr.

Heinrichs, Emilie, Bettler und Millionär. Roman aus der Neuzeit. Berlin, Sacco Nachf. 1867. 8. 1 Thlr.

Heßlein's, B., gesammelte Werke. 1ster Bd. Leipzig, Purfürst. 1867. Gr. 16. 10 Ngr.

Höpfner, E., Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Berlin, Calvary u. Comp. 4. 20 Ngr.

Horváth, M., Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns von 1823—1848. Aus dem Ungarischen übersetzt von J. Novelli. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 5 Thlr.

Huber J., Studien. Philosophische Schriften. München, Lentner. 1867. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Janke Karola, Vier Lustspiele für Bühne und Haus. Leipzig, Klinkhardt. Br. 8. 15 Ngr.

In der zwölften Stunde. Aus und an Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. 8. 8 Ngr.

Kirchwald, Caroline, Der Schulmeister. Ein Lebensbild, gewidmet den deutschen Lehrern. Lahr, Geiger. 1867. 16. 8 Ngr.

Klopstock, F. G., Ausgewählte Oden und Elegien. Mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters herausgegeben von B. Wernecke. Soest, Nasse. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Körner, G., Aus Spanien. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krüger, A., Chronik der Stadt und Festung Spandau. Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1stes Heft. Spandau, Jürgens. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von A. Traeger. 9ter Jahrgang. 1867. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Landsteiner, K., Die Rose von Jericho. Erzählung. Aachen, Hensen. 1867. 8. 10 Ngr.

Lewald, Fanny, Erzählungen. II. Berlin, Grote. 1867. Gr. 16. 24 Ngr.

Maltitz, H. v., Altadelige Haus-, Hof- und Familiengeschichten. 3te Abth.: Der Hof zu Dalwitz und seine Leute. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Meyer, F. H., Die Organisation und der Geschäftsbetrieb des deutschen Buchhandels. Leipzig, Waldow. Gr. 4. 1 Thlr.

Monod's, A., ausgewählte Schriften. Aus dem Französischen übersetzt von F. Seinecke. 1ster und 2ter Thl. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 1867. 8. 16 Ngr.

Mund, C. D., Die geraubte Schatulle. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nesselrode, Graf, Selbstbiograf. Deutsch von K. Klevesahl. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Neugestaltung von Deutschland und die Schweiz. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1867. Lex.-8. 12 Ngr.

Nohl, L., Musiker-Briefe. Eine Sammlung Briefe von C. W. v. Gluck, P. E. Bach, J. Haydn, Carl Maria v. Weber und F. Mendelssohn-Bartholdy. Nach den Originalen veröffentlicht. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Osenbruggen, E., Culturhistorische Bilder aus der Schweiz. 2te, vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Roßberg. 1867. 8. 22½ Ngr.

Pallmann, R., Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. Eine Darstellung der Cultur und des Handels der europäischen Vorzeit. Greifswald, Akadem. Buchh. Gr. 8. 25 Ngr.

Johann Karl Passavant. Ein christliches Charakterbild. Frankfurt a. M. Winter. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Pinoff, Minna, Die Erziehung der Frau zur Arbeit. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage der Frauen. Breslau, Maruschke u. Berendt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Pitawall, E., Friedrich der Große. Romantisches Lebensbild. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 4 Ngr.

Preußens Feldzug 1866 vom militärischen Standpunkt. Nach den bis jetzt vorhandenen Quellen von G. v. G. Berlin, Hempel. Lex.-8. 1 Thlr.

Pribil, M., Böhmische Lieder. Für deutsche Freunde ausgewählt und übersetzt. Berlin, Pribel. 16. 2½ Ngr.

Priem, J. und C. Braunstein, Die Besetzung Nürnbergs durch die Preußen. Zur Erinnerung an die Tage vom 31. Juli — 16. September 1866. Nürnberg, Koenecke. 8. 7 Ngr.

Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 6ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Reid, M., Neue Reise- und Jagdabenteuer. Nürnberg, Koenecke. 8. 1 Thlr.

Rieck, F., Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an G. W. Nitzsch. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Röse, T., Die Marketenderin. Humoristische Erzählungen und Anecdoten aus dem österreichisch-preußischen Feldzuge im Jahre 1866. Berlin, Crenbach. 1867. Gr. 16. 4 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 13. December 1866.

Inhalt: Eine Biographie Diderot's von Rosenkranz. Von **Rudolf Gottschall**. (Beschluß.) — Zur Sprichwörterliteratur. Von **Franz Sandvoß**. — **Feuilleton**. (Der literarische Nachlaß Friedrich Rückert's.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Eine Biographie Diderot's von Rosenkranz.

(Beschluß aus Nr. 49.)

Wir haben neulich die eine hervorragende Seite von Diderot's Wirksamkeit betrachtet, die encyklopädische; wir fassen jetzt seine Leistungen als Dramatiker und Dramaturg ins Auge. In dem Werke von Rosenkranz sind die einzelnen Abschnitte, die sie behandeln, getrennt, da die biographische Darstellungsweise überwiegt und die dramatische Production Diderot's sich an verschiedene Epochen vertheilt. Der Hauptabschnitt: „Diderot als Dramatiker und Dramaturg" (1757—58), findet sich im ersten Bande; Ergänzungen dazu geben die Abschnitte: „Diderot's Ansichten über die Schauspielkunst" und „Dramatische Versuche" im zweiten Bande.

Diderot's Bedeutung als Dramatiker und Dramaturg ist nicht geringzuschätzen, indem sich an seinen Vorgang eine lange Reihe von Folgen knüpft, die für das Theater in gutem und bösem Sinn verhängnißvoll geworden sind. Es war unleugbar ein Verdienst Diderot's, den Bann der classischen Zauberformel zu brechen, unter welchem das französische Drama in hohles Pathos, in akademische Schönrednerei und Unnatur ausartete; er stellte diesen Dramen der Classicität, die in höherm Sinne doch nur als Studien zu betrachten waren, das richtige Axiom gegenüber, daß sich in jedem Werke der Geist des Jahrhunderts spüren lassen müsse. Es ist dies ein großes Princip, das Ei des Columbus für die dramatische Kunst, doch eben deshalb, wie alle bahnbrechenden Principien, immer wieder verkannt und misachtet. Unsere Classiker haben noch viel dagegen gesündigt; denn es stand für sie als solches nicht fest in seiner Unantastbarkeit. Gleichwol verdanken sie ihren tiefgreifenden Einfluß, ihre Macht über die Nation gerade denjenigen Werken, in denen sie mit genialer Inspiration den Geist des Jahrhunderts erfaßten. In Frankreich hat während der Revolution und des Kaiserreichs der Classicitätsteufel noch immer fortgespukt. In neuester Zeit ist das Diderot'sche Princip fast ausschließlich auf der Bühne zur Herrschaft gelangt, leider aber in der engherzigen Form, welche Diderot ihm gegeben und in der wir die schädliche Seite seines Wirkens finden, in der Beschränkung auf das Familienstück und das bürgerliche Rührdrama, dessen Motive nun einmal keine künstlerische Erhebung zulassen. Hiergegen wandte sich Schiller mit Recht. Der Geist des Jahrhunderts ist nicht blos in den Sitten der Gesellschaft lebendig, auch in den politischen Thaten, in den Conflicten des Gedankens; ja, hier ist der Boden, wo seine Initiative wurzelt. Indem dies immer wieder verkannt wird, erweitert sich stets von neuem die Kluft zwischen dem gelehrten Drama, das unlebendige Stoffe behandelt, und dem Bühnendrama, das aus den Kreisen des bürgerlichen Lebens einen meist weinerlichen Rohstoff aufgreift, während dem höhern modernen, von den politischen und socialen Gedanken des Jahrhunderts getragenen Drama überall der Weg verengt wird.

Diderot's Reformgedanken wurden durch einige beliebte Dramen der damaligen londoner Bühne erregt oder mindestens genährt, durch „The London Merchant", von George Lillo, und: „The Gamester", von Edward Moore. Diese Dramen, die uns noch vorliegen, sind in jeder Hinsicht schwach, und zeigen den Verfall der englischen Bühne seit ihrer Glanzepoche nach der einen Seite ebenso, wie nach der andern die hochtrabenden französirenden Dramen eines Philipps, Home, Hodges u. a. mit ihrer glatten Correctheit und ihrem nichtssagenden blanc-vers. Diese hatten von den Franzosen gelernt — umgekehrt begannen die Franzosen aus jenem Criminaldrama der Engländer zu lernen. In dem ersten Stücke ist Diebstahl und Mord der Kern der Handlung, in dem zweiten die Spielwuth mit ihren verderblichen Folgen. Es ist die Prosa und Misère des bürgerlichen Lebens, Verbrechen und Laster ohne jede Größe. Es ist ein alter Spruch, für den Kammerdiener gibt es keinen Helden, aber es gibt auch keinen Helden für den Polizeisergeanten; doch für diesen Standpunkt sind jene Stücke geschrieben worden und werden noch täglich viele Stücke geschrieben. Diderot war ein genialer Kopf — wie kam er zur Vorliebe für diese nüchternen Productionen? Offenbar aus demselben Grunde, aus welchem Lessing wiederum die Diderot'schen

Stücke pries — aus dem Bedürfniß, eine Waffe zu haben für die Polemik. Mit Recht sagt Rosenkranz:

Wenn nun Diderot von dem derben Realismus dieser Criminalgeschichten so tief ergriffen ward, daß er sie als ein Ideal von Naturwahrheit und moralischer Kraft anstaunte und, sie nachahmend, das französische Drama reformiren wollte, so läßt sich eine solche Begeisterung nur aus dem Widerspruch verstehen, in welchem das herrschende Wesen der Franzosen allmählich mit dem Wesen des Dramas, eine Handlung in der Form unmittelbarer Wirklichkeit darzustellen, gerathen war. Seit länger als zwei Jahrhunderten belasteten die sogenannten Regeln die Entwickelung des Theaters. Der Mechanismus der Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit, der Exposition, der Bindung der Scenen, der bühnenmäßigen Sprache, des conventionellen, oft ganz albernen Anstandes hatte die Tragödie wie die Komödie zur innern Leerheit, zur Unwahrheit und Leblosigkeit heruntergebracht. Ob der Held der Tragödie ein griechischer oder römischer, ein jüdischer oder türkischer Fürst war, machte in ihrer vorgeschriebenen Schablone so wenig Unterschied, als bei der Komödie, ob ihr Held ein Verschwender, ein Prahlsüchtiger, ein Spieler oder sonst ein Thor war. Nach der Exposition des ersten Actes konnte man sich den Verlauf der übrigen vier immer von selbst berechnen. Die Académie française war die vom Hof wie von der Nation gleich sehr anerkannte Wächterin dieser Normen. Das war die literarische Situation, welcher Diderot durch sein Drama und seine Dramaturgie zu trotzen wagte.

Schon in den „Bijoux indiscrets" hatte Diderot die tragische Schablone der französischen Dramatiker verspottet in einer Stelle, welche Lessing in seiner „Dramaturgie" ausführlicher mittheilt als Rosenkranz. Seinen Naturalismus bewährte er nun selbst in dem Lustspiel: „Le fils naturel", das er im Jahre 1756 erscheinen ließ und das einem Goldoni'schen Lustspiel: „Il vero amico", in einer Weise nachgedichtet ist, welche Diderot den Vorwurf des Plagiats mit Recht zuzog, da er Goldoni nicht nannte. Diderot bildete die Fabel zwar ins Rührende und Pathetische um, und zwar offenbar zu Ungunsten des Stücks, doch die Erfindung derselben gehört dem italienischen Dichter an. „Le fils naturel" ist indeß keineswegs, wie in dem gleichnamigen Drama des jüngern Dumas, der Angelpunkt, der Handlung nur ein zur Lösung beitragender Incidenzpunkt. „Das Drama", meint Rosenkranz, „ist reich an feinen Sentenzen, an effectvollen Scenen, in denen der moralische Enthusiasmus Diderot's sich mit beredtem Schwunge ausspricht, aber es fehlt ihm an der eigentlichen Handlung." Wir fügen hinzu, daß es bereits jene reichen Dosen von Edelmuth enthält, welche seitdem in der Apotheke der bürgerlichen Rührstücke als hauptsächliches Drasticum einen hervorragenden Platz einnehmen.

Diderot's zweites Stück: „Le père de famille", das Lessing bekanntlich als vortrefflich bezeichnet, erschien 1758. Diderot nahm den Stoff zu diesem Drama aus seinem eigenen Leben, aus dem Kampfe, den er mit seinem Vater über seine Verheirathung bestanden. Rosenkranz lobt an dem Drama die ganze theatralische Handlung, die mit dem größten Geschick geleitet und fruchtbar an schönen Gemälden ist, weist aber nach, wie Diderot durch die Theaterstreiche, Entführung, Zweikampf, lettres de cachet, durch die breite Rolle, die er dem Bedienten in dem Stücke gibt, u. s. w., gegen seine eigenen kritischen Postulate gesündigt hat. Unter den übriggebliebenen dramatischen Fragmenten Diderot's befinden sich ebenfalls meistens bürgerliche Dramenstoffe, theils criminalrechtlich, bis an die Grenzen des Schauerdramas, wie „Le Shérif", theils frivol und lustspielartiger, wie „Le train du monde". Am interessantesten erscheint uns das ausgeführte Stück: „Est-il bon, est-il méchant?" oder „L'officieux persifleur", weil sein Inhalt, wenngleich mangelhaft in eine der Einheit entbehrende Handlung umgesetzt, doch ein Thema von großer Tragweite behandelt: den gesellschaftlichen Jesuitismus, der edle Zwecke durch schlechte Mittel zu erreichen sucht.

Diderot war in Wahrheit nur Dramatiker, weil er Dramaturg war — seine Dramen sollten nur die Probe auf die Exempel machen, die er theoretisch der dramatischen Kunst aufgab. Er konnte wie Lessing von sich sagen: „Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen; ich glaube, die dramatische Dichtkunst studirt zu haben, sie mehr studirt zu haben als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen; denn ich weiß wol, sowie der Maler sich von niemand gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter." Freilich war Diderot weniger Kritiker als ästhetischer Theoretiker; er ist der große Theoretiker des Schauspiels im engern Sinne, des bürgerlichen Rührdramas, des drame serieux. Diese Theorie findet sich in den drei Unterhaltungen, die dem „Fils naturel" beigefügt sind, und in den „Discours de la poésie poétique", den er seinem Freunde Grimm gewidmet hat. Hierzu kommen noch seine „Lettres à Mlle. Jodin" und sein „Paradoxe sur le comédien", welche der Charakteristik der Schauspielkunst gewidmet sind. Rosenkranz erklärt Diderot's ästhetische Qualität für seine bedeutendste; dennoch findet sich gerade viel Unhaltbares in diesen Schriften. Gegen die Ansicht Diderot's, daß die komische Gattung Arten, die tragische Individuen darstelle, hat bereits Lessing protestirt. Daß er eine Erweiterung der Bühne durch die Darstellung der verschiedenen Stände in Musterbildern herbeiführen wollte, ist eine Consequenz jenes schiefen Axioms. Der eigentliche Ausgangspunkt seiner Theorie, derjenige Punkt, durch den sie Einfluß gewann, ist die Indifferenz des Tragischen und Komischen, nicht in der schlechten Verschmelzung der Tragikomödie, ebenso wenig im Wechsel komischer Scenen mit tragischen, sondern in der vollständigen Neutralisation dieser beiden Elemente. Auf dieser Grundlage kann sich aber nur ein schlechtes Instemilieu aufbauen. Die neuen Ehrenrettungen des Schauspiels, d. h. des ernsten Dramas mit versöhnendem Ausgang, wie sie namentlich Carriere versucht hat, haben sich doch auf einen höhern Standpunkt gestellt. Der Theorie Diderot's gegenüber hat das Urtheil Voltaire's seine vollwichtige Geltung:

Derjenige, der weder eine wahre Komödie noch eine wahre Tragödie zu machen im Stande ist, sucht durch rührende bürgerliche Begebenheiten zu interessiren. Den Mangel des komischen Talents müht er sich durch das Interesse zu ersetzen, und

da er sich nicht auf den Kothurn erheben kann, zieht er ie Halbstiefelchen ein wenig in die Höhe.

Die Tugenddeclamationen, welche Diderot in seinen dramaturgischen Abhandlungen beliebt und mit denen die Sittenfreiheit seines Lebens in schreiendem Widerspruch stand, sind leider auch ein Erbtheil der von ihm begründeten Gattung geblieben und verleiden uns selbst den Genuß an den zahlreichen modernen Lustspielen, welche zum Theil nach dieser Schablone zugeschnitten sind. Der moralisirende Ton hat dem bürgerlichen Schauspiel jene Nüchternheit gegeben, welche diese Gattung für jedes poetische Empfinden so ungenießbar macht, und hat auch das neue Lustspiel wesentlich beschädigt, indem wir statt des freispielenden Humors stets die bessernde Absicht bemerken.

Rosenkranz selbst verhält sich diesen Ansichten und Entwickelungen gegenüber mehr referirend. Er gibt einzelne geistvolle Bemerkungen, aber kein abschließendes Urtheil über die Dramengattung, deren bis auf den heutigen Tag fortwirkende Erfolge er indeß in folgender Weise constatirt:

Der herrschende Geschmack auf der Bühne hat keine andere Gattung mehr begünstigt als das bürgerlich romantische Schauspiel. Welche Dramen haben jetzt bei den Franzosen Erfolg? Große Tragödien? Nein. Große Komödien? Noch weniger. Was schreiben Scribe, Dumas, George Sand, Augier, Feuillet? Dramen, ganz im Diderot'schen Sinn, und zwar in Prosa. Eine „Lucrèce" in Versen, wie die von Ponsard, wird im Théâtre français ein paarmal bewundert, verfällt dann den Literarhistorikern, verschwindet aber für immer von der Bühne, während ein Stück wie Feuillet's „Homme de fer" über alle Theater wandert.

Und wie ist es noch jetzt in Deutschland? Was schreiben die Birch-Pfeiffer, Laube, Gutzkow, Brachvogel? Bürgerliche Schauspiele, die bald ins Lustspiel, bald ins Trauerspiel hinüberschwanken, aber vom Hochtragischen wie vom Hochkomischen sich fern halten. Nicht die Erhabenheit des Idealismus, sondern das Mittelmaß des Realismus, d. h. Diderot, herrscht bei uns noch immer, nachdem wir einen Jünger, Iffland, Schröder, Kotzebue, Raupach gehabt haben. Es ist auch im Drama die Genremalerei, welche die andern Gattungen verdrängt und zur Ausnahme gemacht hat.

Die Vorliebe des Publikums für die Genremalerei im Drama ist nicht abzuleugnen; man geht ja so weit, die poetischen Genremaler für große Dichter zu halten. Gleichwol darf Rosenkranz Gutzkow und Laube, wenn sie sich auch in dieser Gattung versucht haben, keineswegs zu den Vertretern des Diderot'schen drame serieux zählen; Gutzkow's „Pugatschew", „Uriel Acosta", „Wullenweber", Laube's „Essex", „Monaldeschi", „Montrose" sind echte Tragödien, welche durchaus nicht im Stil des larmoyanten, bürgerlichen Dramas gehalten sind.

Zu den interessantesten Abschnitten des Werks von Rosenkranz gehört das kleine Kapitel über: „Le neveu de Rameau" (1760), dessen kunstvolle, mit ironischer Meisterschaft gehandhabte Form er mit Recht rühmt. „Als Stilist hat Diderot nichts hervorgebracht, das vollkommener wäre; alle Gaben seines Geistes haben sich hier zu einer Harmonie vereinigt, die unvergleichlich ist." Der Inhalt ist durch Goethe's Aufsatz und Brachvogel's Drama in Deutschland allgemein bekannt; ja es gibt gebildete Deutsche, die von Diderot nicht viel mehr wissen, als daß er diesen „Neffen Rameau's" verfaßt hat.

Welche Richtung Diderot als Romandichter einschlagen würde, ließ sich schon aus seiner Theorie der dramatischen Dichtung erkennen. Seine Begeisterung für Richardson, wie er sie 1761 in seiner „Éloge de Richardson" aussprach, zeigte noch deutlicher, wie er auch hier dem Realismus des bürgerlichen Lebens ausschließlich huldigte. Es entzückt ihn die Kunst, mit welcher Richardson die Sprache der Leidenschaft bei allen Ständen, bei jedem Alter, bei jedem Geschlecht unter den verschiedensten Bedingungen zu individualisiren versteht. Er behauptet, erst durch Richardson eine tiefere Erkenntniß der Menschen gewonnen zu haben, die er immer mit den von ihm geschilderten Charakteren vergleiche. Er würde, wenn es sein müßte, für seine Kinder alle seine Bücher verkaufen, aber Richardson würde er behalten; Richardson würde mit Moses, Homer, Euripides und Sophokles auf demselben Brete stehen u. s. w. Voltaire dagegen langweilte sich scheußlich an „Clarisse" — ein Beweis von dem tiefen Gegensatz, der zwischen diesen beiden Männern bestand.

Diderot's bedeutendster Roman: „La religieuse" (1760), war denn auch im Richardson'schen Briefstil entworfen und ein Gemälde von Lebensverhältnissen, bei denen allerdings die grelle Seite überwog. Schlosser rühmt von dem Buche, daß es als eine treue Schilderung des Innern der Nonnenklöster einen classischen Werth ansprechen könne. Auch Rosenkranz hebt die unnachahmliche Wahrheit, die erstaunliche, bis ins geheimste sachliche Detail dringende Kenntniß des Autors, sogar die Zartheit der Darstellung der sinnlichen Corruption, vor allem die meisterhafte, psychologisch correcte, tiefergreifende Darstellung des Wahnsinns hervor, mit welchem sich bei der Superiorin das Bewußtsein ihrer lasterhaften Verirrung rächt. Dann aber meint er doch, das Werk müsse auch in ästhetischer Hinsicht verworfen werden; durch die Darstellung einer Unnatur, wie gelungen sie sei, besudle die Poesie sich selbst.

Der andere Roman Diderot's: „Jacques le fataliste" (1772), ist ein Convolut von Erzählungen, welche durch die Geschichte der Erzähler äußerlich zusammengehalten werden. Einige Kritiker haben diesen Roman für eine licenziöse, frostige, insipide Composition erklärt, für eine mislungene Nachahmung von Voltaire's „Candide". Die Verwandtschaft zwischen den beiden Werken besteht indeß nur darin, daß in beiden ein philosophisches Princip verspottet wird: dort der Optimismus, hier der Fatalismus. Der Diener glaubt an die göttliche Prädestination, der Herr glaubt nicht daran. Herr und Diener unterhalten sich und erzählen sich gegenseitig ihre Liebschaften, woraus ein Doppelbild der Gesellschaft entsteht; die Liebschaften des Dieners bewegen sich in den untern, die des Herrn in den obern Schichten der Gesellschaft. Die beste dieser Geschichten ist offenbar die der Frau von Pommeraye, welche Schiller 1785 unter dem Titel „Weibliche Rache" für die „Thalia" übersetzte. Rosenkranz rühmt in der Darstellung dieses Romans die Kunst der Individualisirung, worin Diderot oft schon als eine Vorwegnahme Balzac's erscheine; er rühmt, daß diese Geschichten, die unstreitig eine Menge von Porträtfiguren enthalten, mit

markigem Pinsel einfach, anschaulich und mit einer vollendeten dramatischen Lebendigkeit erzählt sind. Von den kleinen Erzählungen Diderot's, von denen er ebenfalls eine eingehende Analyse gibt, sagt er:

In diesen kleinen Erzählungen, wie in den petits papiers und in den „Salons", herrscht vorzüglich jene eigenthümliche Verbindung eines ironischen Realismus mit einem sehnsüchtigen Idealismus, welche Diderot eine so moderne Physiognomie ertheilt und ihn unserm Heinrich Heine oft so nahe rückt. Vom Ton dieser Darstellungen möchte ich sagen, was Goethe von Diderot's Kunst der Unterhaltung als sein Zeitgenosse urtheilte: „Die studirten, ausgearbeiteten Reden der vollkommensten Redner würden vor seinen glänzenden Improvisationen erbleicht sein. Die Wärme, mit welcher er sein Thema ankündigte, riß fort. Gründlich und rasch griff er seinen Gegenstand an, ging von einem zum andern durch unerwartete und doch natürliche Uebergänge fort, naiv ohne Trivialität, erhaben ohne Anstrengung, anmuthig ohne Ziererei, kräftig ohne Roheit. Ob er die Stimme der Vernunft, des Gefühls oder der Phantasie vernehmen ließ, immer hatte das Genie das Wort. Der Weltmann verdankte ihm Einsichten, der Künstler Inspirationen. Niemand ist weiter in den Geist seiner Zuhörer eingegangen, niemand hat die Seelen durch die Macht der Rede mehr unterworfen. In dieser Gattung des Triumphs hat er kein Muster gehabt und in ihr hat er keinen Nachfolger hinterlassen."

Sehr ausführlich, fast zu ausführlich, berichtet Rosenkranz über Diderot's Kunstkritiken: „Les salons." Unleugbar enthalten die Kritiken viele richtige Gesichtspunkte, geniale Geistesblitze; ja sie sind ein wichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte der Epoche. Gleichwol verwandelt sich das Werk von Rosenkranz hier fast in eine Anthologie, indem durch diese Häufung von Excerpten eine störende Breite hervorgerufen wird.

Diderot's letztes Werk, der Essai über Seneca (1778), trägt bereits Spuren der Altersschwäche. In vieler Hinsicht sucht sich Diderot hierin selbst den Spiegel vorzuhalten. Er stellte Seneca neben Sokrates. Die Darstellung ist zerfahren, schlotterig, jeden Augenblick von fremdartigen Digressionen unterbrochen.

Wir haben Diderot's Schriften einzeln herausgegriffen, während sie Rosenkranz in chronologischer Folge und im Zusammenhang mit dem Leben des Dichters darstellt. Dies Leben selbst steht nicht immer im Einklang mit den Schriften. Diderot lebte in einer Doppelehe; da ihm seine Frau keine geistige Befriedigung bot, hatte er ein Verhältniß mit einem Fräulein Sophie Voland angeknüpft, mit der er lange Jahre einen, später herausgegebenen Briefwechsel unterhielt. Diese von Börne sehr hochgestellten Briefe enthalten nicht nur eine Fülle von pikanten Anekdoten und Skandalgeschichten, von offenherzigen Mittheilungen aus dem häuslichen Leben, indem Diderot die Freundin zur Vertrauten seiner Misstimmung wie seiner kleinsten Erlebnisse macht, sondern auch sehr viele geistreiche Bemerkungen und schlagende Urtheile über Zeitgenossen und ihre Werke. In der That erscheint Diderot sehr liebenswürdig in diesen Briefen, naiver, aufgeknöpfter, als in allen seinen andern Schriften. Damit mag man die reichhaltige Blumenlese entschuldigen, die Rosenkranz aus denselben übersetzt hat.

Diderot besuchte zwar die pariser Salons, doch er war für ihre zerstreuende Vielseitigkeit und Rücksichtnahme nicht geschaffen; er verstand anzuregen und zu helfen, aber nicht zu herrschen oder auch nur in größern Gesellschaften sich nach seinem Werthe geltend zu machen. Die pariser Salons selbst nimmt Rosenkranz gegen den Vorwurf der Frivolität als einen nur theilweise richtigen in Schutz:

In den pariser Salons wurden alle Tagesereignisse vom größten bis zum kleinsten, alle wichtigen und unwichtigen Erscheinungen der Literatur, alle Leistungen der schönen Künste und des Theaters, alle Probleme der fortschreitenden Wissenschaft, alle noch so widersprechenden Meinungen durchgearbeitet; ich sage durchgearbeitet, denn bei aller Elasticität der dialogischen Form, bei aller Neigung zur Witzelei, brütete doch in den aufgeregten Gemüthern ein tiefer Ernst. Der Kern der eigentlichen Salons war in der That ein philosophischer, ein unersättliches Bedürfniß, durch gemeinschaftliches Denken sich über alle höhern Interessen klar zu werden. Der Scherz, die Anekdote, das Wortspiel hatten auch ihre Stelle, aber eine untergeordnete. Der Marquis von Castellux war darauf erpicht, Rebus zu machen. Der Maler Boucher führte seine Sucht auf ihren richtigen Werth zurück, indem er von ihm sagte: „Quantum est in Rebus inane!" Eine geistreichere, gedankenthätigere, freimüthigere Geselligkeit, in welcher die Würde sinniger Forschung mit der Anmuth gefälliger Einkleidung sich paarte, hat selten existirt. Das gute Essen und Trinken war Nebensache. Wir begegnen allerdings den Diners und Soupers unaufhörlich, allein sie sollten doch nur die Gelegenheit für das Gespräch sein. Bei der jüngern Quinault versammelte sich z. B. eine Gesellschaft, welche sich La société du bout du banc nannte und zu welcher auch Grimm gehörte. Bei den Soupers derselben stand in der Mitte des Tisches ein Tintenfaß, damit jeder der Gäste sogleich schreiben konnte, und hier wurden viele pikante Broschüren verfaßt, wie „Les étrennes de St.-Jean", „Le recueil de ces Messieurs" u. s. w. Epochenweise herrschten verschiedene Themata vor: zwischen 1740—50 mathematische und physikalische; zwischen 1750—60 philosophische; zwischen 1760—70 ökonomische; zwischen 1770—80 politische; moralische und ästhetische waren durch alle Epochen hin gleich sehr cultivirt.

Eine anmuthige philosophische Idylle bietet uns das Kapitel: „Grandval." Es war dies die Besitzung des Barons Holbach, dieses wackern und liebenswürdigen Atheisten, bei welchem Diderot jeden Herbst sechs Wochen verweilte. Da verging die Zeit in der ungenirtesten Weise, unter Arbeiten, Spaziergängen, Gesprächen, in gesunder Luft und bei trefflicher Kost. Rosenkranz gibt eine Analyse von Holbach's „System der Natur", die er mit folgenden treffenden Worten abschließt:

Holbach's Natursystem vereinigt den Materialismus, den Sensualismus, den Fatalismus und Atheismus mit einer aus Egoismus wohlwollenden Moral. Durch das ganze, in seiner antideistischen Tendenz classische Buch zieht sich die Klage über die Blindheit der Menschen, die offenbare Wahrheit zu verkennen, sich durch Illusionen zu betrügen, sich zum Spielwerk der Priester zu machen und durch den Wahnsinn der Religion die Tyrannei mit dem Nimbus der Heiligkeit zu schmücken.

Ein besonderes Kapitel widmet Rosenkranz „Diderot's geselligen Beziehungen" und entwirft hier besonders ein charakteristisches Porträt von Grimm, nachdem er bereits früher Diderot's Verhältniß zu Rousseau und den Bruch desselben in eingehender Weise geschildert hat. Das wichtigste Ereigniß in seinem spätern Leben war die Reise nach Petersburg (1773—74), welche Diderot unternahm, um der

Kaiserin Katharina II. persönlich für ihre Gunst und für die Pension zu danken, die sie ihm bewilligt hatte. Die Huld, welche die großen Alleinherrscher damals den revolutionären Freigeistern zutheil werden ließen, bleibt eins der merkwürdigsten Symptome jener Epoche. Selbstverständlich blieben die letztern nicht zurück mit ihren Huldigungen. Voltaire widmet seinen „Mohammed" dem Papst — eine der curiosesten Figurationen, welche in dem weltgeschichtlichen Kaleidoskop zusammengeschüttelt worden sind; und Diderot klopfte in lebhaften Gesprächen der russischen Despotin vertraulich auf die Knie und schwor, daß sie die Seele eines Brutus in der Gestalt einer Kleopatra besitze. Wenn man dies Genrebild aus dem Cabinet an der Newa in seinem ganzen pikanten Reiz würdigen will, darf man nicht vergessen, daß Diderot der Erfinder jener Wendung ist, in welcher sich das Glaubensbekenntniß der Ultraradicalen zusammenfaßt und die von Ludwig Börne mit Inbrunst citirt wird. Diderot hat in seiner pindarischen Dithyrambe: „Les Éleuthéromanes, ou abdication d'un roi de la fève", den Freiheitsdrang der Naturkinder geschildert. Wenn der Mensch nur seinem Herzen gehorchen wollte, so würde er bald seine Sprache ändern und wie der Gast der Wälder zu uns sagen:

«La nature n'a fait ni serviteur ni maître;
Je ne veux ni donner ni recevoir de lois.»
Et ses mains ourdiraient les entrailles du prêtre,
Au défaut d'un cordon, pour étrangler les rois.

Den Conditionel dieses Diderot'schen Ausspruchs, der mit seiner ganzen Einkleidung zusammenhängt, hat man nun freilich fortgelassen und dadurch Diderot, wie Rosenkranz mit Recht sagt, zum Vorkämpfer des „kannibalischen Sansculottismus" gemacht.

Diderot hat im Jahre 1774 auf den Wunsch der Kaiserin Katharina ihr einen Entwurf zur Organisation des öffentlichen Unterrichts in Rußland gemacht. Soviel wir wissen, kann man von seinem Biographen im 19. Jahrhundert dasselbe sagen. Auch Rosenkranz hat ein Gutachten über das gleiche Thema für die jetzige russische Regierung abgefaßt.

Wir haben das reichhaltige Material geprüft, das der Autor mit sorgsamem Quellenstudium zusammengetragen hat; er macht die Leser selbst zu Richtern, indem er ihnen alle Actenstücke der Biographie in die Hand gibt und gleichsam nur die Fascikel zusammenheftet und sinnig ordnet. Einem Autor von solcher geistigen Lebhaftigkeit und glänzenden Vielseitigkeit wie Rosenkranz mußte diese Beschränkung doppelt schwer werden, da sich so vielfache Veranlassung zu glänzenden Excursen bot. Wir finden nur an wenigen Stellen eine polemische Wendung des Biographen gegen seinen Helden. So z. B. bei der Besprechung seiner kleinen Papiere, wo sich Rosenkranz gegen das „Sophisma" Diderot's wendet, daß auch für den Menschen der Geschlechtsgenuß ein nur physischer Act sei, gegen diese Roheit des eudämonistischen Naturalismus. Er sagt hier:

Nicht die Natur allein darf den Menschen bestimmen, sondern nicht weniger soll die Vernunft die Natur bestimmen. Das wahrhafte Naturrecht des Menschen ist nicht die Nachahmung der thierischen Brutalität, sondern das Vernunftrecht, welches die Forderungen der Natur in Harmonie mit dem Wesen des Geistes, zu denken und zu wollen, befriedigt. Der Geist der Familie ist es, der den Geschlechtstrieb beschränkt und den physischen Genuß in einen zugleich ethischen verwandelt. Die monogamische Ehe kann, wie sie es bei Diderot war, empirisch eine verfehlte sein, aber ihre Wahrheit ist die Liebe und die Wahrheit der Liebe die Treue. Das Unglück des einzelnen, das der Freiheit halber möglich sein muß, beweist nichts gegen die Nothwendigkeit der Idee.

Diderot nannte die Ehe einen état sot et fâcheux, Rosenkranz vertheidigt dagegen die Heiligkeit der Ehe. Die Polemik gegen den neuern Materialismus hat der Biograph meistens vermieden. Nur benutzt er den „Entretien entre d'Alembert et Diderot", um gegen den Darwinismus zu protestiren:

Von seiten der Natur steht der Affe dem Menschen am nächsten. Wie aber der Affe den Menschen aus sich soll hervorbringen können, bleibt unbegreiflich. Die Anatomie und Physiologie können aus dem Affen immer nur wieder einen Affen realiter erzeugen lassen. Der Mensch verhält sich zum Affen nicht wie die Modification einer veredelten Pflanze zur wilden. Die Stufenfolge der Natur ist durch den Begriff geordnet und ist deshalb nicht ein continuirliches Werden der einen aus der andern, sondern eine Entwickelung mit qualitativen Sprüngen. Man kann wol, wie Diderot seinem Freunde d'Alembert in den Mund legt, auf gut heraklitisch sagen, daß alles in allem ist, daß alles aus allem besteht, daß die Elemente beständig ineinander übergehen, allein daraus folgt noch keineswegs, daß nicht das Lebendige ein Individuum wäre, welches das Centrum seiner Eigenthümlichkeit in sich selbst besäße: eine Einheit, welche Diderot auch selbst zugesteht. Diese Einheit ist es auch, welche die einzelnen Organe als Momente ihrer Totalität aus sich hervorbringt; nicht aber sind die Organe das Prius der Einheit, als ob dieselbe nur eine Composition wie ein Bienenschwarm, nicht eine ihre Unterschiede aus sich selbst erzeugende und sie in sich haltende Identität wäre. Hirn, Magen, Herz, Lunge, Niere u. s. w., oder Arme, Füße, Flossen, Flügel u. s. w. kommen nicht von außen her zusammen, miteinander zu verwachsen, sondern bilden sich von innen her nach einem vorbestimmten Begriff, nach der Nothwendigkeit einer gewissen Stufe der progressiven Formation, nach einem constanten ideellen Typus.

Wenn Rosenkranz daher sein Licht in diesem Werke im ganzen unter den Scheffel stellt, so findet er doch noch eine Gelegenheit alle glänzenden Seiten seiner schriftstellerischen Individualität zu entfalten, wo er das Facit seines Werks zieht: in der „Allgemeinen Charakteristik Diderot's", dem „Rückblick" und „Schluß". Hier zeigt er sich als ein feiner und geistvoller Porträtmaler, der die zerstreuten Züge zu einem einheitlichen Bilde verschmilzt, dessen Energie dadurch gewinnt, daß er die Widersprüche des Charakters nicht zu verwischen sucht. Es ist im Gegentheil der durchgängige Dualismus, den er in diesem Charakter hervorhebt. Eigenthümlich war ihm zunächst eine gewisse Passivität, die eines Anstoßes von außen bedurfte, nicht aus seiner eigensten Individualität heraus künstlerische oder wissenschaftliche Probleme gestaltete. Er assimilirt, er kritisirt, er übersetzt, er ahmt nach, und nun überrascht ihn im Verlauf der Thätigkeit sein eigener Genius mit Productionen, die er selbst, als er anfing,

noch nicht ahnte. Die Grundform seiner Productivität war die Improvisation:

Diderot war mit einem großen Verstande, aber auch mit einer nicht weniger großen Phantasie begabt. Sein Verstand faßte die Erscheinungen der Welt mit Schärfe und Klarheit auf, unterwarf sich ihnen mit Geduld, und war sogar der kältesten Abstraction, der verwickeltsten mathematischen Berechnung fähig. Seine Phantasie hingegen spielte mit den Erscheinungen, erging sich im Luxus ihrer Combinationen, erhob mit Kühnheit ihren Flügelschlag zu den Sternen und versenkte sich ohne Furcht in die dunkelsten Abgründe. Hieraus entstand bei ihm ein gewisser Dualismus von Verstandesraisonnement und phantastischem Bildwerk. Er sprang gewöhnlich vom Begriff zur Anschauung, von der Anschauung zum Begriff.

Das Detail ist seine Stärke. Will er abschließen, so geschieht es oft nur durch ein Bild oder durch eine Anekdote, die er vortrefflich zu erzählen versteht. Auch um das Spiel seiner Phantasie nach einer gewissen Richtung zu lenken, bedarf er des Anhalts einer Thatsache, einer Tendenz; er bringt es zu keiner großen, wahrhaft idealen Dichtung. Als Philosoph war er vom Sensualismus zum Materialismus, vom Theismus zum Atheismus fortgezogen und wollte doch zugleich noch die Moralität festhalten. Dies ist nach Rosenkranz ein Widerspruch; denn der Materialismus, der nur physische Causalität kennt, muß folgerichtig alle Freiheit von sich ausschließen.

Der ganze Diderot war dualistisch. In seiner Ausdrucksweise war er bald sentimental, bald cynisch. Er war der gefühlvollste Mensch seines ganzen Kreises. Die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen war ebenso heftig, als schnell wechselnd. Leicht wurde er gerührt; beim geringsten Anlaß vergoß er Thränen, wie alle seine Zeitgenossen. Was für eine Rolle spielt die Thräne nicht bei Voltaire, bei Rousseau! Diderot aber sprang aus der Thränenseligkeit auch leicht zum Lachen über. Er war zum Humor beanlagt und konnte sich auch gegen sich selbst ironisch und satirisch verhalten. Seinen Cynismus kann man als die Reaction seines Verstandes gegen das Uebermaß seiner Empfindsamkeit ansehen. Er stellte in ihm wieder den ganzen Menschen her und bewahrte ihn davor, in Empfindelei zu versinken.

Auch sein Leben gestaltete sich dualistisch; er hatte seiner Familie im Hause eine andere außer dem Hause entgegengesetzt. Als Mensch war er trotz seiner Schwächen gewiß einer der liebenswürdigsten, die je existirt haben: ein guter Sohn, ein treuer Freund, ein guter Bruder. Diderot hatte eine esoterische und exoterische Philosophie; in jener war er Atheist, in dieser Theist; doch entstand diese Entgegensetzung bei ihm erst allmählich, als er seine Artikel für die „Encyklopädie" beendigt hatte. Rosenkranz vertheidigt hierauf Diderot noch gegen die Vorwürfe des Schwulstes, der Dunkelheit, der Paradoxie und Unordnung, gibt aber zu, daß seine große Intelligenz an Zersplitterung, Halbheit und Unfertigkeit gelitten:

Mag man ihn aber mit Lessing oder mit Herder, mit Voltaire oder mit Rousseau, mit Montesquieu oder mit Buffon vergleichen, so bleibt bei allen großen schriftstellerischen Eigenschaften Diderot's sein großer Mangel, der ihn jenen Männern nachstellt, daß er seine Kraft nicht zusammengenommen hat, etwas durchaus Selbständiges hervorzubringen, worin ein nothwendiges Moment jener Culturperiode seinen plastischen Ausdruck gefunden hätte; denn die „Encyklopädie", die noch seinen größten Anspruch vertritt, ging doch ursprünglich nicht von ihm aus. Sie wurde ihm angetragen, und nun faßte er sie von einem höhern und weiter reichenden Gesichtspunkte. ...

Wollte man nun aber Diderot als einen gewöhnlichen Menschen, als einen nur mittelmäßigen Autor, als einen gemeinen Sophisten behandeln, wie würde man sich irren, denn mitten in seinen Schwächen, mitten in seinen Skizzen, mitten in seinen amphibolischen Uebertreibungen überrascht uns der ursprüngliche Adel seiner Seele, die Genialität seiner Erfindung, die Kraft seiner Beredsamkeit. Wundern wir uns daher nicht über die so verschiedenartigen Auffassungen, die er erlebt hat, denn es ist schwer, gegen ihn gerecht zu sein, weil er, schätze man ihn im ganzen oder im einzelnen, leicht zu Extremen verführt. Versuchen wir es zum Schluß, uns noch einmal seine ganze Entwickelung zu vergegenwärtigen und die Tendenzen zu mustern, durch welche er selbst noch bis zu uns herüberreicht. Voltaire ist der Dichter, der Historiker und Philosoph der Rococoperiode; Montesquieu ist der Politiker, der den Franzosen die Taufe der constitutionellen Monarchie Englands gibt; Rousseau ist der Pädagoge der culturkranken Menschheit, der sie durch die Rückkehr zur Natur heilen will und damit die Atomistik der republikanischen Gleichheit vorbereitet; Turgot ist der Nationalökonom, der die Einseitigkeiten des mercantilen und agricolen Systems durch einen tiefern Begriff des Staats und der Theilung der wirthschaftlichen Arbeit aufzuheben sucht; Buffon porträtirt die Thiere und schreibt die Geschichte der Revolutionen des Erdballs; Diderot, eine echt französische sociale Natur, verewigt sich durch kein großes selbständiges Werk, sondern durch eine Collectivarbeit, dem Vorbilde vieler folgenden, und durch das prophetische Aussprechen der modernen Tendenzen.

Das Werk von Rosenkranz trägt seine Rechtfertigung in sich selbst; es ist eine bedeutende Culturstudie zur Geschichte des 18. Jahrhunderts und zugleich ein geistreich ausgeführtes Porträt. In der That stieß Rosenkranz bei Diderot auf viele sympathische und verwandte Elemente; namentlich ist ihm die glänzende geistige Beweglichkeit und die ausnehmende Vielseitigkeit der Bildung mit Diderot gemein. Daß man die Schrift selbst mit größtem Interesse liest, ist bei einem Werke dieses eleganten und besonders glücklich reproducirenden Philosophen selbstverständlich. Auch an den Stellen, an denen man für Diderot gegen seinen Interpreten Partei ergreifen muß, wird man der Gegenargumentation stets mit Antheil folgen. Die Gabe des Autors, seine Stoffe in anziehender Weise zu behandeln und gediegenen Inhalt in anmuthige Form zu kleiden, hat sich in diesem Werke über Diderot von neuem bewährt.

Rudolf Gottschall.

Zur Sprichwörterliteratur.

1. Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von K. F. W. Wander. Leipzig, Brockhaus. 1862—66. Hoch 4. In Lieferungen zu 20 Ngr.

Als wir zuerst über das Wander'sche „Sprichwörter-Lexikon" Bericht gaben (vgl. Nr. 30 d. Bl. f. 1863), lagen uns nur die beiden ersten Lieferungen, bis „Bauer" reichend, vor, während wir jetzt ihrer dreizehn überblicken, die in außerordentlicher Fülle bis „gewiß" vorgehen. Die Natur des Buchs erlaubt uns wol jetzt schon, ein Wort über seine Bedeutung zu sagen.

K. F. W. Wander hat sich in einem Artikel des „Deutschen Museum" (Nr. 19 f. 1864) über die „Schwierigkeiten bei der Herausgabe des Deutschen Sprichwörter-Lexikon" ausgesprochen. Er meint diejenigen Schwierigkeiten, welche erst bei der Herausgabe hervortreten. Ein Punkt hierin geht auch den Referenten an.

Während die einen — sagt Wander — die beigegebenen Erklärungen und Bemerkungen zur Belebung der Sprichwörter in größerer Anzahl wünschen, verlangen die andern deren äußerste Beschränkung, verbunden mit größerer Objectivität und einem streng wissenschaftlichen Charakter. Es ist nun ohne weiteres einleuchtend, daß es nicht an meinem Willen liegt, wenn ich so entgegengesetzten Ansprüchen nicht vollständig genügen kann; ich vermag nichts, als danach zu streben, denselben, soweit es die Anlage des Werk gestattet, vermittelnd entgegenzukommen, wodurch denn allerdings der Vorwurf der Inconsequenz eine gewisse Begründung erhält. Vielleicht indessen wird man geneigt sein, denselben zu mäßigen, wenn man erwägt, daß, sollte der gesammelte Sprichwörterschatz nicht überhaupt Manuscript bleiben, nothwendigerweise die Form gefunden werden mußte, welche die Herausgabe ermöglichte. Abgesehen davon nun, daß ich überhaupt noch niemals den Anspruch erhoben habe, specifisch gelehrte Werke zu verfassen, würden die specifischen Gelehrten in diesem Falle die erforderliche Anzahl von Subscribenten wol schwerlich geliefert haben; wenigstens wird man zu dieser Annahme gedrängt, wenn man sieht, wie wenig seit Johann Agricola's Zeiten von unsern Gelehrten auf dem Gebiet des Sprichworts gethan worden ist. Also nicht für die Gelehrten ist dieses Werk bestimmt, sondern neben den Bibliotheken, denen es den gesammten Sprichwörterschatz unsers Volks geordnet übergeben will, hat es hauptsächlich diejenigen Volksklassen im Auge, die man gemeinhin „die gebildeten" nennt, und diese, ich bin es überzeugt, werden an den gelegentlich eingestreuten Erläuterungen und Bemerkungen keinen Anstoß nehmen, im Gegentheil, dieselben werden ihnen, wenn ich mich nicht ganz täusche, zu einer willkommenen Anregung dienen.

Den Vorwurf, „sehr subjectiv" zu sein, will Wander sich gefallen lassen. Ich bin und bleibe bei aller Anerkennung der tüchtigen und von Lieferung zu Lieferung sorgfäliger und brauchbarer werdenden Arbeit in diesem Falle anderer Meinung. Man thut wahrhaftig nicht gut, sich ein sogenannt „gebildetes" Publikum anderes vorzustellen als dasjenige, für welches auch der specifisch Gelehrte dann arbeitet, wenn es auf zusammenfassende Darstellung allgemein interessirender Dinge ankommt, und ich glaube, daß Geschmacklosigkeit viel eher der Fehler dessen sein wird, der sein Publikum nicht sowol bildet, als „gebildet" titulirt. Was will denn der „specifisch Gelehrte" von einem Sprichwörterbuche anders als eine sorgfältige, möglichst erschöpfende Behandlung der Quellen mit genauer Citation? Und wozu das? Damit jeder Irrthum, jede Unsicherheit rectificirt werden könne, weitere Belehrung an dem geeigneten Orte geschöpft werde; er verlangt überall die möglichst alte Quelle, weil sie es ist, aus der die jüngern geschöpft haben. Und in der That, Wander hat, ohne es vielleicht zu wollen, diesen Anforderungen, deren Beachtung doch auch keinen Leser stören kann, je mehr und mehr genügt. Das ist ermöglicht worden durch die gewissenhafte Ausnutzung gelehrter Arbeiten, wie Latendorf's „Agricola", neben dem freilich das Original noch häufiger hätte herangezogen werden sollen. Freilich hat Agricola selbst meist aus dem Volksmunde geschöpft, und wo er citirt, z. B. das Heldenbuch, Freidank, nach der Bearbeitung des Sebastian Brant, thut er es ohne genaue Angabe und macht so eine gründliche Erforschung der Literatur des 16. Jahrhunderts keineswegs überflüssig.

Wander wird sehr genau wissen, wie viel sein Buch Eiselein zu verdanken hat, und doch beklagt er sich Spalte 1607 darüber, daß derselbe, nach seiner Weise zu citiren, nicht angebe wo.

Wander wird demnach kein bloßes Flicken am Zeuge darin finden wollen, wenn ich ihm noch einmal die dringende Bitte ausspreche, wo es möglich ist, eine Quelle und zwar die älteste anzugeben. Eiselein, der sich diese Aufgabe stellte, sagt mit Recht (S. xxxv):

Was für einen Werth und Reiz vermag auch eine Sammlung der Sprichwörter ohne Angabe dieser Art zu haben? Muß ich nicht bei jedem Artikel, von dessen sprichwörtlicher Richtigkeit ich aus meinem Verkehr mit den Menschen oder aus meiner Belesenheit keine Gewähr habe, auf die Redlichkeit einer oder mehrerer Personen hin blindlings glauben? Und wahrlich, es befindet sich in den Sammlungen der Sprichwörter keine geringe Anzahl mit Fleiß oder aus Unbedacht eingeschwärzter Bastarde, die man wieder als Heimatlose entfernen muß. Agricola, Sailer, Kirchhofer und andere haben sich gar oft in ihrer Aufnahme täuschen lassen. Sodann, denke ich, ist der alterthümliche Rost, oder die aerugo nobilis von 5—800 Jahren, welche man häufig an heutzutage noch im Schwang gehenden Sprichwörtern verweisen kann, keine so unwichtige Autorität für den erprobten Werth und Nationalcharakter.

Wie gesagt, Wander ist dieser Forderung schon weit mehr entgegengekommen; ich zweifle nicht, er wird sie im Weitergehen als Princip anerkennen. Dann werden alt- und mittelhochdeutsche Formen, wie sie das schon jetzt benutzte Buch Zingerle's: „Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter" (Wien 1864) *), darbietet, auch nicht mehr in die Bemerkungen verwiesen, sondern als vollbürtig und altehrwürdig in den Text gehoben werden. Sind sie doch fast durchaus verständlicher als viele dialektische Formen, die im Texte stehen, ja in vielfachen Variationen vorkommen.

Dagegen konnte von neuern Sammlern der ganz unkritische und unzuverlässige Körte füglich vermißt werden; denn alles, was an diesem Buche zu brauchen ist, findet sich bei Eiselein und Simrock. Was aber Körte unerträglich macht, die unnützen subjectiven Ergüsse, das Haschen nach Witzen und das tendenziöse Gerede über viele Sprichwörter, das hat leider auch unser Sprichwörter-Lexikon immer noch nicht gänzlich abgelegt, wiewol auch hier Besserung „einherschreitet".

In Hinsicht der Citate hat sich Wander doch wieder vielfach eine übermäßige Mühe gegeben. Daß Franck aus Agricola entlehnt, weiß man ohnehin; Egenolff gar ist ein bloßer Nachdrucker und Compilator, der gar nichts bestätigen kann. Auch das ist ziemlich gleichgültig, zu

*) Vom Referenten besprochen in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" (1865, August, S. 615—629).

wissen, daß ein Wort bei Simrock da und da, oder bei Körte steht, wenn das echte Citat, Agricola, Tappius oder andere, schon gegeben war

Was hier des Guten zu viel geschieht, ist auf der andern Seite häufig zu wenig gethan. Warum z. B. findet sich Sp. 1030, Nr. 50 Eiselein's Namen, wenn doch dieser an der genannten Stelle Agricola nennt?

Wir zweifeln sehr, ob der aus Tendlau's Sammlung aufgenommene Judenjargon in ein deutsches Sprichwörterbuch gehöre. Meist ist diese Sprache höchst roh, und der sittliche Werth entspricht durchaus nicht dem, der sich in deutscher Derbheit vorfindet. Sp. 285 steht z. B. „lauter Bawel", in Tendlau (584) Ausschuß, „schlechtes Zeug". Wäre wenigstens gesagt, daß Bawel schlechte Aussprache für Basel, und dieses nichts als Pöbel oder Pöfel ist! Wie gesagt, solchen „Basel" mußte Wander nicht zulassen.

Es passirt Wander, daß seine Quellen, denen er durchschnittlich sehr gläubig gegenübersteht, ihn zu wunderlichen Aufstellungen verführen. Da liest man Sp. 291, Nr. 19:

lat iuw befohlen (sic!) sin uf Triuwe und uf Gnade.
(Nibelungen.)

Das soll ein Sprichwort sein? Allerdings sind das Worte des sterbenden Siegfried (Str. 937) an die Burgundenfürsten:

lât iu bevolhen sîn
ûf triwe und ûf genâde die lieben triutinne mîn.

Da sprach im Jammer weiter der todwunde Held:
„Wollt Ihr, edler König, noch auf dieser Welt
An jemand Treue pflegen, so laßt befohlen sein
Auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein."
(Simrock.)

Wander sagt nicht, woher ihm dieses Citat aus den „Nibelungen" gekommen. Es ist Eiselein (s. daselbst S. 63), der damit sagen will, „sich jemand befohlen sein lassen", „einem einen befehlen", sei eine volksthümliche Redensart. Er hätte also ebenso gut, wenn er nicht das ältere vorzöge, sagen können, „in deine Hände befehle ich meinen Geist". Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß Eiselein den Verfasser sehr oft irre führt, daß dies aber immer Wander's Schuld ist. Eiselein gesteht nämlich selber ein, er habe bei Auswahl und Aufnahme solcher „antiken Dinger" noch nebenher den schelmischen Gedanken gehabt, diese Waare an Orte einzuschmuggeln, wohin sie sonst nicht kämen. Diese Absicht kann doch Wander nicht gehabt haben.

Es thut mir wahrhaft leid, einem so außerordentlich fleißigen Werke gegenüber den Vorwurf zu erneuern, den ich schon einmal gegen die unnützen oder verkehrten „Erläuterungen" habe erheben müssen. Da Wander noch überzeugt ist, daß die gebildeten Leser an den gelegentlich eingestreuten Erläuterungen und Bemerkungen keinen Anstoß nehmen werden, daß sie ihnen im Gegentheil zu einer willkommenen Anregung dienen werden, so muß ich ihm leider sagen, daß er sich allerdings täuscht. Gegen Erläuterungen an sich wäre ja nichts zu sagen, aber sie müssen sachgemäß sein. Eine tendenziöse Behandlung ist schon deshalb verkehrt, weil seiner Natur nach ein solches Werk, wie die Bibel, allen Parteitendenzen gleicherweise sich fügen wird. Kann denn Wander seine religiöse oder politische Tendenz, die wir selbst ganz brav finden, nicht an geeigneter Stelle vortragen? Soll sein Sprichwörterbuch nicht von den Anhängern Leo's, Nathusius', Gerlach's mit derselben Freude an Volksweisheit und Volkshumor gelesen werden dürfen, mit der es die Anhänger der Fortschrittspartei lesen? Ich dächte, eine solche Sache, die sich national zu sein bewußt ist, sollte über das tendenziöse Nörgeln sich erhaben fühlen. Man schelte die jetzige preußische Regierung so viel man will, wenn man Grund zu haben meint, gegen sie aufzutreten; aber man thue das, wo es hingehört, nicht im Sprichwörter-Lexikon; man hasse die Schulregulative Stiehl's noch viel mehr als Wander, aber man behellige nicht die Leser eines Volksbuchs mit diesem prickelnden Beiwerk; man sei Deutschkatholik oder Anhänger Renan's oder Strauß', nur halte man sich nicht für befugt, einem Sprichworte zu widersprechen, das, weil es der Ausdruck ältern, gläubigern Verhaltens ist, in unsern Tagen vielleicht weniger gefällt, als es auch so vielleicht noch gefallen sollte. Man hat bei einer solchen Behandlung, wie sie Wander übt, zu fragen, ob es nicht heiße, das Denken und Fühlen des gesammten Volks, der ganzen Reihe von Jahrhunderten seinem eigenen bischen Witz anpassen zu wollen. Das ist es, was ich „sehr subjectiv" nennen würde, und was zu sein Wander doch wahrlich nicht als Ehre ansehen möchte. Man sehe also ja zu, was man thut. Da liest man Spalte 297: „Beicht macht leicht." Wander kann es nicht lassen, dazuzusetzen: „Aber nur denen, welche des Glaubens sind, daß das bloße Hersagen ihrer Vergehungen völlig hinreichend sei, um die Last mit ihren Folgen von ihnen zu nehmen." Welche Versündigung an dem schönen, auch für den Protestanten so tief wahren Worte. Ich erinnere Wander an Goethe, der bekanntlich alle seine Hauptwerke als Beichten und somit als Acte innerer Befreiung empfand. Aber auch gesetzt, das Wort hätte nur für den Katholiken Wahrheit, nun so lasse man es doch wegen des gläubigen katholischen Lesers ungehudelt. Der ausgeprägte Liberalismus redet viel von Toleranz und ist doch selber oft recht intolerant.

Sp. 784 zu dem Worte „Einer ist keiner" findet sich eine lange Anmerkung Oken's, die nichts als accumulirter Blödsinn ist, sinnverwirrter Gedanken, deren Aufnahme hier völlig unbegreiflich ist. Wie viel besser war denn doch Hebel's bekannte Erörterung. Die richtige Auffassung, wonach über jedes erste Vergehen das humane deutsche Recht gern Gnade ergehen läßt, findet sich bei Graf und Dietherr S. 401.

Aber auch die Bemerkungen, die blos die Erklärung des vorliegenden im Auge haben, sind oft schief und falsch.

Sp. 257, Nr. 57: „Der Bauer hat nur Ein Kind"

heißt es nicht, weil in der Regel der älteste Sohn „mannichfach bevorzugt“ ist, sondern weil er der einzige Erbe der geschlossenen Hufe ist, die jüngern Brüder bei ihm Knechtsdienste verrichten. Es ist bekannt, daß, wo altbäuerliche Verhältnisse bestehen, die Hufen Majorate sind.

Die Redensart: „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes“ (Sp. 264), weist Büchmann („Geflügelte Worte“, S. 58 fg.) dem Michael Richey zu.

Sp. 269, Nr. 340 erfahren wir beiläufig von einer von Dr. Martin Luther selbst geschriebenen Sprichwörtersammlung, welche die Schletter'sche Buchhandlung in Breslau für 300 Thaler verkaufen will. Höchst unwahrscheinlich und, wenn echt, viel zu theuer. Das Sprichwort Nr. 340: „Wenn man einen Bauer unter die Bank steckt, so ragen doch die Beine hervor“, findet sich übrigens auch sonst, z. B. bei Neander (Latendorf, S. 32). Recht unnütz ist die Anmerkung zu Sp. 278, Nr. 133.

Ein Bastardsprichwort, um Eiselein's Ausdruck zu gebrauchen, ist doch wol: „Aus der besten Baumwolle wird, das glaube mir, ohne Spinnmaschine kein Kasimir“(?), vielleicht eins von denen, die Wander ehemals selbst fabricirte. Was soll aber gar dazu diese Anmerkung: „Eine gute Verfassungsurkunde ohne die erforderlichen organischen Gesetze“ u. s. w.?

Zu dem Sprichwort: „Beamte thun ein'n Eid und halten ihn wie 's Sonntagskleid“, ohne Quelle, steht das lateinische Wort: „Videant consules, ne quid“ u. s. w. Unbegreiflich!

S. 286, Nr. 13 ist ein Wort Herzog Friedrich's von Würtemberg, aber kein Sprichwort. Zu S. 286, Nr. 18 wäre besser an die bekannte Geschichte vom Ankaios erinnert worden und der Vers unter Nr. 20 schon hierher gesetzt.

Eiselein gibt seine Citate stets mit sorgfältiger Bewahrung der alten Sprache, Wander, auch wo er sie ihm entlehnt, ändert öfter ohne Grund; so macht er „Bedachtsam wie einer, der ums Maul barbiert“, aus: „In Geschäften bedachtsam, wie einer, so ums Maul balbirt.“ (Lehmann). Wenn Fischart „des Münchs“ schreibt, wie man freilich erst erfährt, wenn man Eiselein nachschlägt, mit welchem Rechte macht Wander „des Mönchs“ daraus?

Statt der Form: „Bedingen bricht Lantrecht“ (Lehmann), ist besser „Gedinge“ zu setzen. So schon Bonerius (72, 48): „gedinge brechent lantrecht.“ Neander (S. 31) hat das verwandte „Willkühr bricht Lantrecht“. S. 289, Nr. 6 ist wol Beeren als „Birnen“ zu fassen, das Ganze aber auf Bürger's Conto zu schreiben.

„Der Begehrgeist ist ein Störgeist.“ Weg mit dem Bastard!

Zu „Beguine“ füge ich noch:

Laß Pfaffen und Begeynen
Und hilf du den deinen.
(Seb. Franck.)

„Etwas ans Bein binden“ ist ungenügend erklärt; es hängt mit der alten Symbolik des Bindens für Schenken zusammen (vgl. Angebinde). Ich denke, man habe etwa dem Kinde das Pathengeschenk so ans Bein gebunden, wie es andererseits selbst ein Angebinde schon auf die Welt bringt, im Niederdeutschen „Kindsfoot“ genannt. Das ist nämlich, nach Dähnert *), das Zuckerwerk, welches den bei Entbindungen eingeladenen Frauen vorgesetzt wird, die ihren Kindern davon mitzunehmen pflegen und denselben vorsagen, das habe das neugeborene Kind „an den Zähen“ mitgebracht.

Zu „Bettelsack“ füge ich noch aus Binder's „Medulla proverbiorum“ das hübsche: „Der Staat muß vor den Leuten getrieben sein, und wenn daheim der Bettelsack an der Wand verzweifelt.“

Sp. 357, Nr. 51 ist kein Sprichwort, sondern Lessing's Ausspruch (vgl. „Nathan“, Ende des zweiten Actes): „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König!“ Körte, der die Quelle nicht nennt, hat Simrock verführt, und so kommt es hierher.

Sp. 409: „Blumenpfingsten.“ Die Erklärung, leider von mir selbst ausgegangen, ist total verkehrt; das Richtige steht indeß bei Wander selbst (Sp. 416, Nr. 53), nämlich „Plumenpingesten“.

„Einen Bock schießen“ wird durch die beigebrachte schlechte Geschichte nicht erklärt, ebenso wenig durch den citirten Wurzbach, der für Wander als Autorität gilt. Der Bock, der geschossen wird, ist sicherlich nichts als ein crepitus ventris, wegen des Odeurs vom Hircus übertragen, wie wegen des Tons von der Hummel bei den Polen (vgl. Grimm, „Wörterbuch“, II, 203, 8).

Für das „Bockmelken“ stehe hier noch ein Beleg aus Luther's „Tischreden“ (3, 412):

Wer nicht dem Satan recht ist gram,
Der mag dich, Erasme, lieb han;
Die Teufel all zusammen spann,
Und Milch von höllschen Böcken samml'n.

Hiernach scheint die Redensart „Böcke melken“ mythischen Hintergrund zu gewinnen.

Auch zu „Bocksbeutel“ hätte Wander sagen sollen: „bisher unerklärt“. Jakob Grimm sagt im „Wörterbuch“, indem er die Deutung „Buchsbeutel“ ablehnt: „Wie könnte aber gesagt sein, einem den Bocksbeutel anhängen, ihn lächerlich machen? Und warum soll das Wort blos hamburgisch sein?“ Grimm ist geneigt, der Redensart höheres Alter beizulegen, als sich nachweisen läßt, und glaubt, daß sie vielleicht mythische Deutung beansprucht. Nur als einen Einfall wage ich die Vermuthung, daß das als Geld- oder Tabacksbeutel benutzte scrotum des Bocks gemeint sei, und daß der frühere Volkswitz darauf verfallen sein möchte, einem solche Dinge zur Verspottung wirklich anzuhängen.

Was ist ferner das „Bockshorn“, in das man sich nicht soll jagen lassen? Denn was Wander sagt, ist ebenso

*) Dähnert ist übrigens von Wander jetzt auch berücksichtigt und verdient es.

unglaublich, als was Wurzbach vorbringt. Wenn nichts Besseres geboten werden konnte, so mußten Grimm's Vermuthungen (II, 207) bestehen bleiben. Auch hier wage ich die Möglichkeit anzudeuten, daß die Pflanze Bockshorn gemeint sein könne. Opitz (bei Ramler, Wernike, S. 300) singt:

Es war da Wegewart, Salat, sammt Bockshornkraute,
Basiljen, Rettig, Lauch, Minz, Anschlauch, Spargel, Raute.

Wie man nun sagt: er hat sich in die „Nesseln" verkrochen, es ist in die „Nesseln" gefallen oder in die „Wicken" gegangen, so dürfte der Furchtsame sich ins „Bockshorn" (kraut) scheuchen lassen.

Zu „Boden" (Sp. 422) füge ich noch: „Zu Boden gehen" und „Das stößt dem Fasse den Boden aus." „Wenn man zu Boden gehen soll, so muß es sich schicken." Neander, S. 42, vgl. Melanchthon: „... gleich als Leute, die da wollen zu Bodem gehen." Auch die Redensart: „Der Boden brannte ihm unter den Füßen", ist nicht hier.

Bei Erwähnung der „böhmischen Dörfer" vermissen wir das Citat von Lessing (XI, 2, 156): „Also, hochehrwürdiger Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit diesem böhmischen Dorfe ein wenig bekannter zu machen."

Die Redensart: „Keine Bohne werth", ist schon mittelhochdeutsch. Stellen bei Eiselein, denn bei Zingerle fehlen sie — man sieht dort überhaupt viele, die nicht da sind. Hier noch eine: Walther (Lachmann, 26, 26): „Etwas einer Bohne werth achten." Noch jetzt sagt man: „Er weiß nicht die Bohne davon."

Unter „Bockstod" steht: „Durch Bockstod trink! D. i. des Teufels Tod." Das ist nicht zu verstehen. Bei Eiselein, dem das Wort entlehnt ist, wiewol die Angabe fehlt, ist der „Liedersaal" citirt, und freilich eben diese Erklärung hinzugefügt. Eiselein irrt aber, „Bocks" für „des Teufels" zu halten; es ist vielmehr die in Fluchformeln häufige Entstellung für „Gottes" (auch Botz, Potz, Kots) und ganz ähnlich dem französischen bleu für dieu, z. B. morbleu für mort de dieu (vgl. ventre für diantre). Daß „durch" mittelhochdeutsch so viel als „wegen, um", mußte Wander's gebildeten Lesern gesagt werden.

„Alles zu Bolzen drehen", kann unmöglich bedeuten, alles übel auslegen; eher doch: alles fein zuspitzen, gar zu genau nehmen.

Ein „Sprichwort unter der Artillerie in Neisse" (vgl. „Bombardier") ist schon deswegen kein Sprichwort, wie Sp. 460 das „Sprichwort Beethoven's" deshalb keins ist, weil es blos Beethoven's ist. Ueber das viele lediglich Individuelle, das sich bei Wander eingedrängt hat, ließe sich ein Wort reden. Wander ist gar zu freigebig mit der Bezeichnung Sprichwort. Ich kann an einem Beispiel zeigen, was kein Sprichwort ist, obwol es sich so nennt. Hippel, „Lebensläufe", I, 13, heißt es: „Es war daher zum Sprichwort bei vielen geworden: «Das ist so unbekannt als des Pastors — Vaterland.»" Kein Sprichwort, eben weil es blos auf die ganz singuläre Grille des Pastors geht. Ebenso ist nicht alles das, was Büchmann als „Geflügeltes Wort" bezeichnet, auch deshalb schon Sprichwort. Mit Unrecht begegnen wir daher bei Wander den „Bassermann'schen Gestalten" und den „Catilinarischen Existenzen" u. dgl. Auch wenn ein Mäßigkeitsverein gegen die Vergiftung durch Alkohol glaubt Alkoholsprichwörter schmieden zu können, so muß man wissen, daß das unbefugte Eindringlinge sind. So z. B. Sp. 446, Nr. 2, 4, 6, 7, 8, 15, 18.

Sp. 466, Nr. 24 ist zu lesen: „Du darffest keiner Brillen." Wander will nicht, daß die Sprache „dürfen" für unser „bedürfen" verwende, tritt also ihrem Reichthum störend entgegen, da doch an manchen Sprichwörtern die ältern Sprachformen das werthvollste sind. So macht er aus „Wiben" „Weibern", aus „Fledramus" „Fledermaus", ja selbst „auf das schönste Fleisch «sitzen» gern Schmeißfliegen", will er nicht zugeben, er meint die Sprache zu verbessern, indem er ändert „setzen sich". Das sind Schulmeistereien, die man sich dem ehrwürdigen Stoffe volksthümlicher Rede gegenüber nicht erlauben soll.

Sp. 485 bedurfte der Ausdruck: „Sie spielten der faulen Brücken", einer Erklärung. Ich verweise auf das „Wörterbuch".

Zu „Bulle" (Sp. 509) füge ich noch: „So glatt, als hätte ihn der Bulle geleckt", z. B. Fritz Reuter, „Hanne Nüte" (S. 321):

Sin brun Snipel sitt so glatt,
As hadd' de Bull em lickt.

Das Citat aus der „Illustrirten Zeitung" hilft nicht zur Erklärung des „Oelgötzen" (Sp. 558, Nr. 9). Besser war es, des alten Agricola Meinung zu hören, die wol das Richtige trifft: „Ein stock vnd ein holtz, das geferbet ist, vnd oel getrencket, auff das die farbe bleibe vnd vom regen nicht abgewaschen werde, ist ein oelgoetze" (Agricola, 186). Vgl.: „Er muß den Oelgözen tragen", H. Sachs, d. h. nach Eiselein, die schmuzigsten Dienste thun.

Der „Badiscus", der Sp. 629, Nr. 654 genannt wird, ist von Hutten selber. Die dort gegebene Zusammenstellung je dreier Dinge aber für sprichwörtlich zu halten, geht zu weit. Das interessante Gespräch findet sich in Strauß' Ausgabe.

„Dreihaarig" (Sp. 694) ist falsch erklärt; man hat an die drei Haare des Teufels zu denken. Ein dreihaariger Kerl, wie „Kladderadatsch" eine gewisse Person abbildet, wäre also ein Teufelskerl. (Vgl. Schwartz, „Ursprung der Mythologie", S. 227, Anmerk.)

Die Erklärung von „Ehrenwort" ist richtig, ich bemerke nur, daß noch Dähnert (1781) das Wort so kennt: „Een Eerenwoord bruken. Etwas höflich sagen, ohne daß es Ernst ist."

Sp. 762, Nr. 316 liest man: „Nicht vmb ein ai. daz anegenge. 12. Jahrhundert." Wer soll das verstehen? Oder ist im 12. Jahrhundert alles unverständlich? Wander ist wol die Angabe der Quelle, das Gedicht des 12. Jahrhunderts: das „Anegenge", in den Text gerathen?

Dem Artikel „Eigen" läßt sich aus Neander beifügen: „Eigener Herd ist Geldes werth". „Eigen Nest helt wie

ein Maur fest." „Eigen Lieb ist ein Dieb." „Eigen Lob stinckt gerne." „Eigen Rauch vnd Haußgemach, ist vber alle Sach."

Sp. 803: „Eifer." In Berlin hört man Eiferkrämer, Eifergeschirr u. a.

Sp. 805: „Elefant." Ich vermisse die aus dem griechischen ἐκ μυίας ἐλέφαντα abgeborgte Redensart: „Aus der Mücke einen Elefanten machen", statt deren Luther auch wol sagt: „Aus der Laus ein Kamel machen." („Tischreden", 3, 82.)

Sp. 817, Nr. 69 ist der Anfang des letzten Verses des Gerhard'schen Liedes: „Befiehl du deine Wege."

Sp. 818, Nr. 103. Auch in Mecklenburg sagt man von tollen Geschichten: „Da ist das Ende von weg"; auch: „Da ist End' und Wend' von weg."

Sp. 824: „Entellos." Welcher Dares gemeint sein kann? Doch wol nur der Priester des Hephaistos. („Ilias", V, 9.)

Sp. 846: „Erpel." Daß „blaue Enten" und „Zeitungsenten" gar nichts mit dem „Vogel" zu thun haben, ist in Nr. 11 d. Bl. f. 1865 gezeigt. Vgl. dazu Latendorf's ergänzende Notiz, S. 271b.

Sp. 889, Nr. 58. Vgl. Agricola 79: „Zwo malzeyt schlahen sich nicht."

Sp. 904, Nr. 77. Daß Athen „sehr reich an Eulen" gewesen sei, woher wollte Wander das wissen? Die Eule ist vielmehr der Vogel der Athene.

Sp. 929. Ich setze Wander's Klage über die mangelnden Erläuterungen bei dialektischen Sprichwörtern hierher, die sich zunächst auf Schmitz bezieht. „Provinzielle und locale Sprichwörtersammlungen haben aber nur dann einen Werth, wenn die Sprichwörter aus den Volkssitten erklärt sind oder ihnen wenigstens die Bedeutung, die sie im Volksmunde haben, beigefügt ist. Wer soll fern von der Eifel errathen, wie jemand durch Faselfressen seine Ehre vergessen kann!" Was das betreffende Sprichwort: „Wer den Fasel frißt, der die Ehr' vergißt", bedeute, läßt sich aber doch errathen: „Fasel" heißt das junge Vieh (vgl. faseln, sich kindisch betragen, Fasenacht, Fasnacht, wofür jetzt fälschlich Fastnacht gilt), gewöhnlich das zur Zucht verwendete. Nun, und wer das auffrißt, der ist ein liederlicher Wirth, denn er ruinirt damit die Wirthschaft.

Sp. 961. „Feige" ist richtig übersetzt, aber falsch erklärt; die „Fee" hat mit dem Worte nichts zu schaffen, da diese von fata abzuleiten, also romanisch ist. Es hätte eine sprichwörtliche Stelle aus den „Nibelungen" hinzugefügt werden mögen:

Ez sterbent wan die veigen —

d. i. es stirbt doch nur, wem zu sterben bestimmt ist, oder aus Stürenburg's „Ostfriesischem Wörterbuche": „De Kranke liggt to bedde un de feege sitt d'r vär." Vgl. Wander, Sp. 1636, Nr. 12, wo dieses Wort aus Harrebomée angezogen lautet: „De gesonden liggen te bed, de veegen staan er vor."

Sp. 1008: „Feuerchen." Der „Uehmbast", der in keinem Wörterbuche zu finden, mag wol nichts weiter sein, als der Uehm Bast, Onkel Bastian (d. i. Sebastian).

Sp. 1016, Nr. 4: „Finger." Dazu gehört Eiselein's Erklärung: „hoc est: ignarus doctum docet."

Sp. 1029, Nr. 32. Eiselein hält gerade für eine Einseitigkeit, was Wander wieder zur Erklärung setzt, daß nämlich mit „Der Fisch stincket erstlich am Haupt" das von „oben" kommende Aergerniß bezeichnet sei. Eiselein sagt: „Erasmus hat das Sprichwort höchst wahrscheinlich nur aus dem Deutschen, wo es zu Hause ist, ins Latein und Griechische übersetzt, und den ausgedehnten Sinn und Gebrauch desselben in malos principes nach seiner Art beschränkt."

Sp. 1033, Nr. 127 ist individuell (Reinmar von Zweter).

Sp. 1038, Nr. 246. Besser bei Eiselein, S. 172: „Der Fisch will schwimmen! sprach jener, als er vom Kalbsbraten gessen und Wein begerte." Aus Körte's Anekdote durfte nicht ein Sprichwort geformt werden.

Sp. 1039, Nr. 278. Die Anmerkung Eiselein's ist entstellt; „halb" ist Adjectivum, nicht Substantivum.

Sp. 1040. Gänzlich misverstanden ist das Wort: „Es will etwann einer fischen, so krebst er." Er erläutert nämlich: „Es geht mancher auf großen Gewinn aus, aber er muß zuletzt mit einem sehr kleinen zufrieden sein." Mit einem sehr kleinen? Das ginge noch! Nein, mit „Schaden" muß er zufrieden sein. Wander übersieht den Witz in dem Worte „krebsen", das hier den Doppelsinn von „Krebse fangen" und „zurückkommen, Rückschritte machen" hat. Der Sinn ist also: mancher denkt zu profitiren und hat Verluste dabei. Vgl.: „Mancher geht nach Wolle und kommt geschoren wieder."

Sp. 1041, Nr. 18. „Im Fischen gilt's Mischen" hatte Körte als Sprichwort angesetzt. Es ist aber nichts als eine Erfindung Fischart's zur Versteckung seines Namens auf dem Titel der „Geschichtklitterung": Johann Fischart, genannt Mentzer (d. i. aus Mainz). Aehnlich unterzeichnet er den „Eikones": **J**ove **F**avente **G**ignitur **M**inerva.

Sp. 1048: „Flattiren." Bei Eiselein steht richtig „einem"!

Sp. 1048, Nr. 25. Wenn die Erklärung von Eiselein genommen wird, warum ändert Wander „applicirt" in „angewandt"? Er hat überhaupt oft nichts gethan, eine entlehnte Erklärung als solche erkennen zu lassen. Daran mag oft dem gebildeten Publikum nichts liegen, es verachtet solche Pedanterie; aber es ist wegen des suum cuique.

Sp. 1050, Nr. 9 gehört dem Rudolf von Fenis.

Sp. 1142. „Frauenhände machen mit dem Schmuze bald ein Ende." Wozu in aller Welt die hier auch gar nicht hingehörige Mittheilung aus der „Gartenlaube"? Fast sieht es ja aus, als ob Wander durchaus alles an den Mann bringen müßte, was er weiß und was er sich denkt. Die gute Absicht wird dabei niemand verkennen, aber gedankt wird's ihm nicht.

In den Erläuterungen begegnen uns die wunderbarsten Citate obscurer Bücher, besonders aus der bunten politischen Literatur unserer Zeit. Der „Breslauer Erzähler" ist

bei Wander sehr angesehen, die Bücher von Wurzbach und Reinsberg haben ihm den Werth von Quellen, die neuyorker „Abendzeitung", Karl Vogt's „Thierstaaten", Ruppius' „Sonntagsblatt" u. dgl., nehmen sich neben den echten Quellen und Büchern, wie die von Riehl, doch etwas curios aus, besonders wenn dabei Goethe fast nie, unsere Classiker durchweg höchst kümmerlich bedacht sind. Und an Lebensweisheit und Erfahrung, wie sie Sprichwörtliches anregend erläutern könnte, wäre doch da allenfalls mehr zu finden, als bei Seume und in den „Schlesischen Provinzialblättern". Doch de gustibus non est disputandum.

Sp. 1146, Nr. 7. „Frei ist över höbsch." Wander erklärt, wahrscheinlich durch eine schlechte Autorität irregeführt, „Schönheit geht über Güte." Wäre es nur damit zu Ende! Doch nun folgt noch eine lexikalische Note: „Denn fri hat zwar die Bedeutung frei im Mittelhochdeutschen, es bedeutet aber auch so viel wie artig, freundlich, gut, leutselig." Wäre das, so könnte doch unser Spruch immer nur bedeuten: Güte ist über (übertrifft) Schönheit. Daran ist aber nicht zu denken, denn „hübsch" ist einfach in seiner ursprünglichen Bedeutung zu fassen: „höfisch" (hövisch, höbisch). Freiheit ist mehr werth als Hofleben, heißt's.

Sp. 1143. Frauensleute 4 ist ohne Erklärung ziemlich unverständlich. Daß Rüennasen zwar Hundenasen (Rüde) sind, sieht wol jeder, aber was die Aehren seien, bedurfte einer Andeutung. Es ist dasselbe, was in einer Erzählung Bebel's spica ist. Man findet die Stelle bei Eiselein unter: „Er ist mit seinen Gedanken im Gerstenfelde."

Doch es mag solcher Einzelheiten genug sein; sie werden erwiesen haben, wo es noch fehlt. Freilich sehe ich ein, daß es über die Kräfte eines Menschen geht, allen den Anforderungen zu genügen, die zu stellen sind. Wander ladet zur Mitwirkung die deutschen Lehrer ein und durch sie jeden Freund und Gönner dieses Literaturzweigs. Und so schließe ich mit dem Wunsche, daß die Theilnahme für das weitesten Interesses werthe, auch für die Verlagshandlung mit nicht unerheblichen Kosten verknüpfte Werk eine immer allgemeinere werde. Der Ueberfülle des geleisteten Guten gegenüber sind die Mängel nicht allzu hindernd. Schulbibliotheken, wohlhabende Literaturfreunde sollten sich verpflichtet fühlen, dieses nationale Unternehmen zu unterstützen.

Zu seinem innern Ausbau beizusteuern, möge auch der gelehrte Sprachforscher nicht verschmähen. Noch ist für das Sprichwort viel zu thun, und abgesehen von einer viel sorgfältigern Durchforschung der ältern Literatur — denn Zingerle kann nur ein Anfang sein —, wird besonders das Schriftthum des 16. Jahrhunderts auszubeuten sein. Alte Kalender und dergleichen Zeug, das Wander bezeichnete, wird man dann ruhig in ihrer Verborgenheit beim Käsehändler belassen können. Immer erst secundären Werth wird das heute gehörte Wort haben, wo eine ältere literarische Stelle nicht mangelt, schon deshalb, weil unsere Zeit in jeder Art des Ausdrucks gegen die frühere verarmt ist. Doch wird die Erschließung der Dialekte vielfach Aeltestes in treuer Bewahrung aufweisen. So bietet das Glossar zu Boysen's von mir in Nr. 21 d. Bl. besprochenen ditmarschen Gedichten („Leeder und Stückschen in ditmarscher Platt") eine ganz erkleckliche Ausbeute.

Franz Sandvoß.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Der literarische Nachlaß Friedrich Rückert's.

Ein summarischer Ueberblick des literarischen Nachlasses Friedrich Rückert's rechtfertigt sich an dieser Stelle durch sich selbst. Er konnte nicht füglich eher gegeben werden, als jetzt, wo eine genaue Durchforschung alles dessen, was von seiner Hand in den Schreinen und Fächern, auf den Repositorien und Schreibtischen seines Arbeitszimmers in Neuseß erhalten ist, stattgefunden hat, die wenigstens für das in dieser seiner letzten und liebsten Heimat Aufgespeicherte erschöpfend genannt werden darf.

Wie billig lassen wir alles das beiseite, was schon durch den Druck bekannt worden ist, und bemerken nur, daß sich die Autographe zwar nicht aller, aber doch der bedeutendsten poetischen Erzeugnisse, wie z. B. der „Weisheit des Brahmanen", „Rostem und Suhrab", sehr vieler lyrischer Stücke, namentlich des ganzen „Liebesfrühling", daneben noch aller gedruckten Dramen vorgefunden haben. Sie sind durch ihre außerordentliche Sauberkeit und Deutlichkeit ebenso sehr, wie gelegentlich auch durch eigenhändige spätere Correcturen eine treffliche Grundlage für etwaige neue Ausgaben oder eine Gesammtausgabe. Denn da bei den frühern Drucken nur Abschriften benutzt wurden, die gewöhnlich andere Hände gefertigt hatten, und da der Dichter in solchem Falle die Revision regelmäßig andern überließ, ist begreiflich die Correctheit dieser bisherigen Drucke oft nicht unerheblichen Bedenken ausgesetzt. Eine systematische Vergleichung der Originale, soweit sie bisjetzt fortgeschritten ist, hat diese Bedenken vollständig gerechtfertigt, und es ist nur zu wünschen, daß sich die Gelegenheit bald findet, auch bis ins Kleinste hinein die echte Gestalt dieser Werke zu bieten.

Unter dem bisher Ungedruckten nimmt begreiflich das Lyrische in allen seinen Nuancen, von dem Epigrammatischen und Didaktischen an bis zu dem eigentlichen Liede die erste Stelle ein, ebenso was die äußere Fülle als den innern Reichthum angeht. Unendlich viel aus frühern Lebens- und Productionsperioden des Dichters muß zu Grunde gegangen sein, wie man aus einzelnen erhaltenen Trümmern abnehmen kann, die sich entweder unter vergessenen Papieren oder auswärts durch Zufall gerettet haben. Denn die, man darf wol sagen, unbegreifliche und einzige Productivität des Dichters brachte es gleichsam von selbst mit sich, daß er alles das, was ihm innerlich abgethan erschien, auch äußerlich von sich entfernte, d. h. gewöhnlich kurzweg vernichtete. So darf es nicht blos auf dem Gebiete seiner poetischen Thätigkeit, sondern ebenso sehr auf dem von ihm mit derselben energischen Rastlosigkeit bebauten der Wissenschaft als ein sicheres Kriterium gelten, daß dasjenige, was sich erhalten hat, dem Geiste, aus dem es entsprungen ist, auch der Erhaltung werth schien; natürlich zunächst nur für sich selbst; denn je länger je mehr entwöhnte er sich, bei seinen Schöpfungen an die unmittelbare Beziehung auf das Publikum, das belletristische oder das wissenschaftliche, zu denken, weil er in der

währenden, ja womöglich bis zu seinem letzten Augenblicke
gesteigerten Anspannung seiner Kraft gar nicht Zeit dazu fand.
Darum beginnt denn auch die Reihenfolge der noch erhal-
n lyrischen Blätter mit dem Abschluß der erlanger Periode
der Uebersiedelung nach Berlin, also mit dem Eintritt in
eigentliche Alter. Berlin und Neuseß, an sich so schroffe
ensätze, gleichen sich doch, wenn man das Gesammtbild
ert's ins Auge faßt, vollständig aus: es sind nur die ent-
ngesetzten Pole desselben Kreises, aber nicht verschiedene
se. Diese Einzelblätter reihen sich zu einem vollständigen
schen Tagebuch, in welchem wenige zufällige und kaum eine
liche Lücke klafft, von größtem Werthe für jeden, dem die
altungen dieses Dichters nicht blos als Einzelheiten, sondern
eine innere Einheit lebendig geworden sind, aber auch von
geringem Interesse für alle die, welche überhaupt noch
Theilnahme für deutsche Dichtung und Dichter bewahrt haben.
Alle diese lyrischen Blätter verdienen auch im gewöhnlich-
Sinne des Wortes eine solche Bezeichnung. Jedes, auch
kleinste Epigramm, hat sein besonderes Einzelblatt, auf dem
rgfältigst und für jeden, der sich einigermaßen in den ganz
iduellen Zügen der Hand Rückert's zurechtgefunden hat,
ich und klar geschrieben steht. Ein Blatt nach dem andern
erte von dem Schreibpulte in besondere Behälter, wo sie
zusammen, wenigstens nach Jahrgängen geordnet, wohl ge-
t und gut erhalten ihre Ruhestätte fanden. Sie ist durch
Dichter selbst ihnen nicht mehr gestört worden. Einzelnes
ist zufällig ins Publikum gedrungen; aber es ist dies ein
windend kleiner Theil im Vergleich zu dem ganz Neuen
Unbekannten.
Aus diesem Vorrath ist die neuerlich gedruckte Sammlung
mmen: „Lieder und Sprüche aus dem lyrischen Nachlasse
rich Rückert's." Sie beschränkt sich absichtlich meist auf Erzeug-
der letzten Lebensjahre: manches ist darin enthalten, was
venige Monate, ja wenige Wochen vor dem Tode des
ers entstanden war. Sie versucht zugleich eine Art von
chtlicher Darstellung der innern und äußern Vielgestaltig-
einer lyrischen Thätigkeit in seiner allerletzten Periode zu
, wobei andere Gesichtspunkte, die sonst wol berechtigt
en wären, zurücktreten mußten. Zwei Kreise, in denen
er Dichter mit besonderer Vorliebe bewegte, sind principiell
schlossen geblieben: das politische Gedicht in allen seinen
en und das eigentliche innere Familienleben. Wenn eine
ion nach dem poetischen Werthe vorgenommen werden sollte,
rden ohne Zweifel gerade aus dem einen wie aus dem
Bereiche die entscheidendsten Zeugnisse zu entnehmen sein,
r Dichter der „Geharnischten Sonette" und des „Liebesfrüh-
seine volle Schöpferkraft bis an sein irdisches Ende be-
hat. Aber es schien den Frieden seines Andenkens zu
wenn man ihn, den eben Entschlafenen, in die Mitte der
hen Verbitterung dieser Tage wieder hineinreißen wollte,
ne Nachklänge des „Liebesfrühling", dem nie verklungenen
tniß derjenigen geweiht, welcher der Liebesfrühling selbst ge-
dürften wol auch besser in ihrer stillen Lade verwahrt
f den Markt hinausgestoßen sein. Der Herausgeber der
wähnten kleinen Sammlung war sich wohl bewußt, daß
Empfänglichen in unserm Publikum, und wenn es auch
re geringe Zahl davon geben mag, einen großen Schatz
hielt, doch nach längerm Schwanken haben endlich jene
tteten Motive die Beschränkung der Sammlung auf den
Plan entschieden.
ier sei auch noch eines vollständig erhaltenen lyrischen
s gedacht, der einer viel frühern Periode entstammt. Es
in jeder Art ebenbürtiges Gegenstück des „Liebesfrühling",
eilich ein trauervolles. Dies sind die „Kindertodtenlie-
834 entstanden, mit einzelnen spätern Nachklängen. Der
hat sie selbst als das Heiligthum seines Schmerzes nie-
als den ihm Nächsten aus der Familie und seinen Her-
nden mitgetheilt. Auf diese Art ist eigentlich gegen sei-
illen ein kleines Bruchstück in die gesammelten Gedichte

gerathen, aber der ganze Cyklus liegt noch unberührt in der Originalhandschrift da, zugleich ein Zeugniß, daß sein Inhalt dem Verfasser immer lebensfrisch geblieben ist.

Selbstverständlich fehlt unter der unübersehbaren Mannichfaltigkeit der an Umfang kleinern Erzeugnisse auch jene von Rückert in einer gewissen Periode mit so vieler Liebe gepflegte Form des kürzern erzählenden Gedichts nicht, wovon namentlich die „Morgenländischen Sagen und Geschichten" und „Erbauliches und Beschauliches" so reiche und werthvolle Gebilde enthalten. Unter den hierhergehörigen Schöpfungen ist ein Cyklus von einigen zwanzig Erzählungen aus der dafür so ergiebigen Geschichte des byzantinischen Reichs von besonderm Interesse. Er ist durch den Titel „Hellcias" auch zu einer äußern Einheit verbunden. Drei Einzelstücke daraus sind bereits gelegentlich gedruckt.

Das eigentliche größere erzählende Gedicht, wie es in „Nal und Damajanti" und „Rostem und Suhrab" in der erlanger Periode die Kraft des Dichters fesselte, hat unter seinem erhaltenen Nachlaß keinen weitern Repräsentanten, einige wenige Bruchstücke abgerechnet, denen wahrscheinlich nur der Zufall das Leben gerettet hat. Begreiflich war ein so unendlich productiver Geist auch auf diesem Felde nicht mit einer so beschränkten Anzahl gelungener Gestaltungen befriedigt: wir wissen, daß sich Rückert in früherer Zeit verschiedene große epische Themata gewählt hatte. Aber von allen diesen sind nur Bruchstücke eines „Tristan" erhalten, die aus der erlanger Periode, unmittelbar nach dem Abschluß von „Rostem und Suhrab", stammen. Da die vollständige Skizzirung des Ganzen gleichfalls noch existirt, so läßt sich daraus entnehmen, daß es auf eine freie Umbildung jenes mittelalterlichen Stoffs, nicht blos auf eine Uebersetzung oder Nachbildung abgesehen war, also gerade so wie bei „Nal und Damajanti" oder noch mehr wie bei „Rostem und Suhrab". Das Erhaltene, vielleicht das einzige überhaupt Vollendete, ist in strophischer Form, eine höchst wirksame Umbildung der prachtvollen echten Titurelstrophe und steht an funkelnder Politur und harmonischer Großartigkeit, wie man wol behaupten darf, einzig da. Als eine Art von Curiosität sei hier noch erwähnt, daß einige Bruchstücke eines Versuchs, „Rostem und Suhrab", ehe es seine jetzige Gestalt erhielt, in die frei behandelte und umgeformte Nibelungenstrophe zu gießen, sich vorgefunden haben, während andererseits in einer frühern Periode Rückert daran dachte, dem Inhalt der „Nibelungen" dadurch zu seiner wahren Wirksamkeit zu verhelfen, daß er ihn in einer völlig andern Kunstform wiedergab, wobei er eine freie Umbildung der italienischen epischen Stanze verwandte.

Reicher ist der dramatische Nachlaß. Hier hat sich, vielleicht als Andenken an eine ganz verklungene Zeit, auch relativ mehr aus frühern und frühesten Perioden erhalten als anderswo, denn der bloße Zufall kann hierüber nicht gewaltet haben. So aus der Zeit vor den „Geharnischten Sonetten" und der Vaterlandsdichtung eine Anzahl vollständiger Dramen aus dem Jahre 1812, noch in Jena entstanden und niedergeschrieben. Die übermächtige Einwirkung Calderon's leuchtet aus jeder Zeile hervor, und der Dichter selbst hat in einer beigefügten, etwas jüngern Selbstkritik sie alle zusammen deshalb gänzlich und bedingungslos verworfen. Später klingt dann der aristophanische Ton seines „Napoleon" in einigen Fragmenten und Entwürfen durch, bis endlich von der Rückkehr aus Italien, also von 1818 an bis herab zu den letzten Jahren in Erlangen, etwa 1838, jede Spur einer productiven Beschäftigung mit dem Drama verschwindet. Darauf folgen dann die im Druck erschienenen und manches Zurückgelegte. Neben dem „König Arsal" in zwei umfangreichen Stücken erscheint auch die deutsche Kaisergeschichte in einem Cyklus von fünf Dramen: „Die sächsischen Kaiser" oder „Die Ottonen", vertreten, wovon eins vollständig vollendet ist: „Heinrich I.", während von allen folgenden sich nur ungefähr die Hälfte des ersten Theils von „Otto dem Großen" und einige wenige Scenen aus den spätern ausgeführt erhalten haben. Alles übrige ist Skizze geblieben, wie

so viele andere dramatische Entwürfe. Davon ist noch eine unübersehbare Fülle vorhanden, theils zu selbständiger Bearbeitung gewisser Lieblingsthemata aus dem weitesten Bereich der Geschichte, wenn auch mit sichtbarer Bevorzugung der deutschen, wobei auch die Neuzeit nicht ausgeschlossen blieb — es findet sich z. B. ein vollständiger Cyklus von Entwürfen aus der brandenburgischen und preußischen Geschichte —, theils zu Umarbeitungen älterer und neuerer dramatischer Producte anderer. Mit dem Jahre 1848 aber scheinen alle diese Keime abgestorben zu sein, wenigstens ist keine Spur zu entdecken, daß der Dichter später noch einmal auf eine derartige Arbeit anders als nur gelegentlich wieder zurückgekommen wäre.

Die natürliche Vermittelung zweier scheinbar weit auseinanderliegender Gebiete der Geistesthätigkeit, des poetischen und des streng wissenschaftlich linguistischen oder philologischen, auf denen sich Rückert mit gleicher Intensität productiv erwies, wird durch eine Reihe von künstlerisch geformten Nachbildungen fremder Originalwerke vertreten, die man nicht wie etwa „Nal und Damajanti" oder „Rostem und Suhrab" blos als unter der Anregung eines bereits von einem andern Dichter concipirten und durchgearbeiteten Stoffs frei entstandene poetische Um- und Neuschöpfungen bezeichnen darf, sondern die, wie die „Makamen des Hariri", „Die Hamasa", „Amrilkais", wirklich einer Hingabe des eigenen Geisteslebens an das fremde ihren Ursprung verdanken, ohne daß sie deswegen alle in gleichem Grade unmittelbare Uebersetzungen wären, obgleich eins davon, die „Hamasa", wirklich als eine solche angesehen werden darf. Solche Nachbildungen in verschiedenen Stufen der Anschmiegung an das Original hat das erstaunlich arbeitsame Leben Rückert's sehr viele erzeugt, die ebenso sehr unter dem Einfluß seiner jedesmaligen wissenschaftlichen Studien gereift sind, wie diese wieder von ihnen ihre Richtung und ihre wahre Befruchtung erhielten. Wenn wir uns hier nur an dasjenige halten, was schon durch seinen äußern Umfang oder durch die besondere Beziehung des Stoffs auf das zufällige Interesse des Publikums eine besondere Berücksichtigung zu verdienen scheint, so soll damit nicht gesagt sein, daß das Uebergangene an sich oder für die Kenntniß des Dichters und Gelehrten Rückert von geringerm Interesse sei.

Der Uebersicht halber wollen wir das hier in Betracht kommende Material in einige Gruppen zerlegen, wobei wir der antik classischen Literatur wie billig den Vorrang lassen. Ohne Zweifel wird es manchen befremden, Rückert auch auf diesem Felde thätig zu finden, und noch mehr, in solchem Umfange und mit solcher innern Hingabe. Mehr als eine Periode seines Lebens ist hierbei vertreten: so stammt aus der erlanger eine Uebersetzung der „Vögel" des Aristophanes, als erster Ertrag seiner damals diesem formvollendetsten aller Griechen zugewandten Bemühungen; aus einer spätern Zeit eine Uebersetzung von 20 ausgewählten Idyllen des Theokrit und aus der allerspätesten die Brouillons einer Uebersetzung vieler Horazischen Oden. Dazwischen liegen umfangreiche Arbeiten streng wissenschaftlicher Tendenz aus dem Bereiche der griechischen Tragiker und als deren reife Blüte neben viel anderm Bruchstückartigen eine vollständige Uebertragung des Euripideischen „Hippolyt". Es versteht sich übrigens von selbst, daß auch die andern classischen Nachbildungen von einer großen Menge streng wissenschaftlicher Arbeiten bedingt und gewissermaßen getragen sind, die wir hier gänzlich übergehen, aber dennoch darauf hinweisen, daß sie, wenn man die Totalität dieses Geisteslebens nach Gebühr veranschlagen will, ebenso sehr wie ihre künstlerisch geformten Ergebnisse in Erwägung gezogen werden müssen. Es gilt dies für alle die bisher genannten und alle noch zu nennenden Uebertragungen fremder Originale, wie hier ein für allemal bemerkt sein möge, denn jede derselben ist durch die stärksten und mannichfachsten Fäden sichtbar mit dem specifisch wissenschaftlichen Kreise, in welchem sich der Gelehrte Rückert bewegt, verbunden.

Aus dem Bereiche der orientalischen Literaturen eine bedeutende Anzahl zum Abschluß gelangter Nachbildungen zu finden, wird weniger überraschen. Doch auch hier bewegt sich der Künstler und Gelehrte gelegentlich auf einem Felde, wo ihn wenigstens die gewöhnliche Ansicht nicht vermuthen dürfte. Die im Druck erschienene Uebersetzung des größten Theils der Propheten des Alten Bundes hat auf gleichem Gebiete ihr Gegenstück an einer Uebersetzung von 70 ausgewählten Psalmen, das eine wie das andere im reichsten Geleite wissenschaftlicher, kritischer und exegetischer Forschungen und Commentare. In einer gewissen innern Verwandtschaft dazu steht die Uebersetzung der poetischen Bestandtheile des Koran, die schon vor etwa 30 Jahren abgeschlossen und damals zum Druck bestimmt war, wie denen, die sich für diese Specialität interessiren, bekannt sein wird. Dies ist zugleich das einzige größere, der arabischen Literatur nachgebildete Werk, was sich unter dem noch unpublicirten Nachlaß Rückert's findet. Außerdem noch eine Menge von geringerm Umfang aus allen ihren so reich entfalteten poetischen Gattungen, worunter vielleicht eine Blumenlese arabischer Sprichwörter und Gnomen das Gehaltreichste und Anziehendste sein dürfte.

Die persische Poesie ist durch eine vollständige Uebertragung des „Bostan" von Saadi vertreten. Sie lag ihrem Verfasser besonders am Herzen, und wenn er überhaupt selbst noch zu einer Herausgabe seiner still aufgespeicherten Geistesfrüchte Muße und Neigung verspürt hätte, so würde diese zuerst an die Reihe gekommen sein. Der weitausgedehnte wissenschaftliche Apparat, der sie stützt und begleitet, enthält wie gewöhnlich auch noch eine bedeutende Anzahl anderer Bruchstücke aus dem reichen Kranze dieses großen persischen Dichters in vollständiger Formnachbildung.

Viel umfangreicher noch, wenn man alle erhaltenen Bruchstücke aneinanderreihen wollte, sind die Uebersetzungen aus dem „Schah Nameh". Aber sie sind nicht blos äußerlich unvollständig, was niemand befremden wird, der den kolossalen Umfang des Originals kennt, sondern auch nur zum geringern Theile von Rückert selbst als fertig approbirt. Das untrügliche Zeichen dafür hier wie anderwärts ist, wenn er irgendeins seiner freien poetischen Erzeugnisse oder Nachbildungen aus dem stets mit dem feinsten Bleistift geschriebenen Brouillon in die stets eigenhändig und stets mit Tinte geschriebene Reinschrift übertrug. Das meiste des „Schah Nameh" ist aber Bleistiftentwurf geblieben, zum Theil mit fast nur durch das Mikroskop lesbaren, aber durchaus scharfen und zierlichen Zügen an den unendlich breiten Rand der großen pariser Folioausgabe des Originals von Julius Mohl gesetzt.

Die indische Poesie ist nach allen Hauptrichtungen stark vertreten. So zunächst eine reiche Auswahl von vedischen Hymnen, aus dem „Rigveda" und noch mehr aus dem „Atharvaveda", der nahezu vollständig übersetzt vorliegt. Dann ausgedehnte Stücke des „Mahabharata" zugleich mit gegenübergestellter kritischer Neugestaltung der Texte. Das Drama repräsentirt eine Uebertragung der „Sakuntala", die, was die technische Vollendung der Uebersetzungskunst in ihren aufs höchste gesteigerten Ansprüchen betrifft, wahrscheinlich unter allem, was Rückert geschaffen hat, den ersten Rang beanspruchen dürfte. Freilich gehört, um ihren Werth recht zu verstehen, eigentlich auch eine Kenntniß des Originals dazu. Eine ausgedehnte Sammlung indischer Gnomen, Sprüche und Sprichwörter, wobei die vor einigen Jahren erschienene Textausgabe Böhtlingk's zu Grunde gelegt ist, mag noch als Gegenstück zu der obenerwähnten arabischen angeführt werden.

Schließlich sei noch bemerkt, daß alle diese Arbeiten, die sich in der Mitte zwischen der Poesie und der Wissenschaft halten, ihrem Verfasser nie ganz aus dem Auge gekommen sind, auch wenn ihr Abschluß in einer weit zurückliegenden Zeit erfolgt war. Zahlreiche Nachbesserungen, die hier häufiger als dort erscheinen, aber nirgends ganz fehlen, beweisen dies. Manche davon reichen bis in die letzten Tage Rückert's herab.

Bibliographie.

1866 oder Custozza und Königgrätz. Historisch-romantische Enthüllungen aus Oesterreichs neuester Geschichte. 1ste bis 6te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Die königl. sächsische Armee im deutschen Feldzuge von 1866. Erlebnisse dem deutschen Volke wahrheitsgetreu erzählt von mehreren Offizieren. 1ste Lieferung. Leipzig, Minde. 8. 3 Ngr.

Baum, F., Lioba die Freundin und Gehilfin des Bonifacius des Apostels der Deutschen. Ein Frauenbild aus der altdeutschen Kirche. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 16. 5 Ngr.

Besser, W. F., Sechs Wochen im Felde. Halle, Mühlmann. 8. 16 Ngr.

Beust, F., Grundzüge der Organisation eines Volksheeres. Zürich, Verlags-Magazin. 1867. Gr. 8. 4 Ngr.

Beyschlag, W., Dr. Carl Ullmann. Blätter der Erinnerung. Lebensbild. Eigenhändige Denkschrift über seinen Antheil an der Regierung der evangelischen Kirche Badens. Gotha, F. A. Perthes. 1867. Gr. 8. 24 Ngr.

Billroth, H., Ein Evangelist in Brasilien. Aus dem Nachlasse des Verfassers von A. Billroth. Bremen, Müller. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Bismarck und zwei unheimliche Damen. Ein politisch-prophetisches Nachtgemälde. Aus der französischen Handschrift des Herrn D. de L'.... Autorisirte deutsche Ausgabe. München, Exped. der Rundschau. Gr. 16. 3½ Ngr.

Bock, Altes und Neues über das ritterschaftliche Schulwesen in Mecklenburg. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Boz, Das Glockenspiel. Eine spukhafte Geschichte von gewissen Glocken, welche ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuteten. Neu aus dem Englischen übersetzt. Elberfeld, Bädeker. 16. 16 Ngr.

— — Eine Liebesgeschichte. Neu aus dem Englischen übersetzt. Elberfeld, Bädeker. 16. 16 Ngr.

Breusing, H., Ein Geächteter. Lebensbild. 2te Abth. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Brischar, J. N., Die katholischen Kanzelredner Deutschlands seit den drei letzten Jahrhunderten. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Kanzelberedtsamkeit, sowie als Material zur praktischen Benutzung für Prediger. 1ster Bd. Die Kanzelredner des 16. Jahrhunderts. Schaffhausen, Hurter. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Brucken, H. v. (gen. Fock), Ueber den norddeutschen Bund. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 7½ Ngr.

Caspari, K. H., Der Schulmeister und sein Sohn. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. 6te Aufl. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 10 Ngr.

Clarkson, T., Schandthaten der civilisirten Menschheit oder Greuel der Sclaverei. Nordamerikanische Gemälde. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.

Dickens, C., Unser gemeinschaftlicher Freund. Roman in 4 Büchern. Aus dem Englischen von Marie Scott. Berlin, Janke. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diezmann, A., Frauenschuld. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Ehlert, L., Römische Tage. Berlin, Guttentag. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eichendorff, Freih. J. v., Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 6te Aufl. Leipzig, Günther. 1867. Gr. 16. 22½ Ngr.

Feuerbach, Henriette (geb. Heydenreich), Uz und Cronegk. Zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert. Ein biographischer Versuch. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 27½ Ngr.

Das politische Gewissen. Eine wissenschaftliche These. Berlin, G. Bethge. 1867. Gr. 8. 2½ Ngr.

Gottschall, R., Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung. 6te Aufl. Breslau, Trewendt. 1867. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Griesinger, T., Das Damenregiment an den verschiedenen Höfen Europas in den zwei letzt vergangenen Jahrhunderten. 1ste Lief. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Von 1789 bis 1866. Illustrirte Geschichte der Neuzeit von der französischen Revolution bis auf unsere Tage. 1ste Lief. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 4 Ngr.

Groth, K., Quickborn (Springquell). Uebersetzt von M. J. Berchem. Crefeld, Klein. Gr. 16. 15 Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Geheimnisse des Glückes. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 1867. Gr. 8. 6 Thlr.

Hehn, V., Italien. Ansichten und Streiflichter. St. Petersburg, Röttger. 1867. 8. 27½ Ngr.

Hesse, A., Servete. Trauerspiel. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 20 Ngr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. V. Die Rochdaler Pioniers. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Hübner, Marie, Frauen-Liebe und Leben. Lieder und Blumen. Königsberg, Hübner u. Matz. 1867. Gr. 4. 11 Thlr. 10 Ngr.

Illustrirter Kalender und Novellen-Almanach für 1867. Mit Beiträgen von F. Kürnberger, A. Schirmer und Menk-Dittmarsch. Herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Liter.-artist. Anst. 8. 15 Ngr.

Karl von Hessen-Kassel, Landgraf. — Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst dictirt. Aus dem französischen, als Manuscript gedruckten, Original übersetzt. Mit einer Einleitung von K. Bernhardi. Kassel, Freyschmidt. Gr. 8. 1 Thlr.

Katsch, A., Emilie. Eine Erzählung. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr.

Keller, K. G., Deutscher Antibarbarus. Musterlager neuhochdeutscher Schriftsprache. Gesammelt und beleuchtet. Göppingen, Wetter. Gr. 8. 8 Ngr.

Knötel, A., Der Niger der Alten und andere wichtige Fragen der alten Geographie Afrika's. Glogau, Flemming. Gr. 8. 12 Ngr.

Illustrirte Kriegs-Chronik. Gedenkbuch an den Feldzug von 1866 in Deutschland und Italien. 1ste bis 3te Lief. Leipzig, Weber. Fol. à 5 Ngr.

Deutsches Leben in Liedern. 2te Abth. Deutsches Leben im Glauben. 1ste Lief. Bremen, Müller. Gr. 4. 3 Thlr.

Lossen, M., Die Reichsstadt Donauwörth und Herzog Maximilian. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des 30jährigen Krieges. München. Gr. 8. 16 Ngr.

Menk-Dittmarsch, F., Die Adoptivtochter. Novelle. Wien, Liter.-artist. Anst. 1867. 8. 20 Ngr.

„Mit der Feder für das Schwert." Novellen und Erzählungen. Wismar, Hinstorff. 8. 25 Ngr.

Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 3ter Bd. Von der Präsidentschaft des Martin van Buren bis zur Inauguration des Abraham Lincoln. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 3 Thlr.

Pöls, A., Aus dem Stillleben. Gedichte aus drei Tönen. Elberfeld, Bädeker. 16. 10 Ngr.

Posselt, M., Der General und Admiral Franz Lefort. Sein Leben und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte Peter's des Grossen. 2 Bde. Frankfurt a. M., J. Baer. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Preschko, F. J., Perlen aus der Krone des letzten deutschen Kaisers. Wien, Sartori. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Prowe, A., Das Thorner Blutgericht. Eine Erzählung. Thorn, Lambeck. 12. 12 Ngr.

Raumer, F. v., An Rud. Köpke. Ein historisch-politischer Brief. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Reissmann, A., Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Guttentag. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Réville, A., Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Ein Kapitel aus der Geschichte der Aufhebung der Sclaverei in den Vereinigten Staaten. Uebersetzt von P. Deussen. Paris, Reinwald. 1867. 8. 1 Thlr.

Richter, A., Die Psychologie des Plotin. Halle, Schmidt. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Rosenheyn, M., Der Schiffsjunge oder die Schule des Lebens. Eine Erzählung. Leipzig, Waldow. 1867. Gr. 16. 12½ Ngr.

Roth, L. M., Christliche Reimsprüche für Gelehrt und Ungelehrt. Bonn, Henry. 8. 7½ Ngr.

Rückert, F., Lieder und Sprüche. Aus dem lyrischen Nachlasse des Verfassers. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Sack, K. H., Geschichte der Predigt in der deutschen evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die letzten Jahre von Schleiermacher und Menken. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Schenkel, D., Christenthum und Kirche im Einklange mit der Culturentwicklung. 20 Betrachtungen. 1ste Abth.: Religion und Bibel. Wiesbaden, Kreidel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schirmer, A., Ein weiblicher Hamlet. Novelle. Wien, Liter.-artist. Anst. 1867. 8. 20 Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Ritter Egbert von Herblingen oder das Deutschherrens-Gelübde. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.

Sophonisbe. Ein Trauerspiel aus dem Alterthum. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1867. 16. 24 Ngr.

Schuller, J. C., Durch! Geschrieben in den Tagen des Einzugs unserer siegreichen Armee in Berlin. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 5 Ngr.

Stern, O., Heinrich V. Trauerspiel. Mainz, Le Roux. Gr. 8. 20 Ngr.

Tellkampf, J. L., Der norddeutsche Bund und die Verfassung des deutschen Reiches. Berlin, Springer. Lex.-8. 6 Ngr.

Thalhaus, F., Der verborgene Schatz. Erzählung. Nach Alfr. des Essarts. Aachen, Cremer. 8. 15 Ngr.

Toeche, T., Kaiser Heinrich VI. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Topf, G., Der Aberglaube. Ein Vortrag. Langensalza, Klinghammer. 8. 2½ Ngr.

Trenck's, Freih. v. d., Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Nach seinen eigenhändigen Aufzeichnungen in dessen gegenwärtig im Besitze Sr. Maj. des Königs Johann von Sachsen befindlichen Gefängniß-Bibel wortgetreu herausgegeben von J. Petzholdt. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 12 Ngr.

Vischer, W., Die Sage von der Befreiung der Waldstädte nach ihrer allmälichen Ausbildung untersucht. Nebst einer Beilage: Das älteste Tellenschauspiel. Leipzig, Vogel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Volks-Kosmos. Himmel und Erde. Wissenschaften fürs Haus. 1ste und 2te Lief. Hamburg, Vereinsbuchh. Lex.-8. à 6 Ngr.

Pädagogische Vorträge und Abhandlungen in zwanglosen Heften. 1ster Bd. 1stes Heft. Leipzig, Klinkhardt. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Was sich die Pferde erzählen. München, Lentner. Gr. 8. 2 Ngr.

Weissenborn, H., Lebensbeschreibung des Ehrenfried Walther v. Tschirnhaus auf Kieslingswalde und Würdigung seiner Verdienste. Mit einem Vorwort über Prof. J. A. Grunert als Preisrichter. Eisenach, Baerecke. Gr. 8. 20 Ngr.

Wendt, G., Deutscher Balladenschatz. Mit Original-Zeichnungen Düsseldorfer Künstler in Holz geschnitten von R. Brend'amour. Berlin, Grote. 1867. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Wirtgen, P., Aus dem Hochwalde. Kreuznach, Voigtländer. 1867. 8. 12½ Ngr.

Zapf, P., Hiob. Ein dramatisch-didactisches Bild aus dem Morgenlande. Mit einem Anhang von Sonetten. Münchberg. 8. 18 Ngr.

Zehender, F., Der Rheinfall im Lichte der Naturanschauung verschiedener Zeitalter. Aussprüche von Chronisten, Geographen, Geschichtschreibern rc. aus dem Mittelalter und der neuern Zeit zusammengestellt. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 16. 6 Ngr.

Zimmerhäckel, C. F., König Wilhelm, Herrscher Preußens und Hort Deutschlands. Gedicht nebst einem Lieder-Anhang. Magdeburg, Baensch. Gr. 16. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltendes und Belehrendes.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. 2⅔ Thlr. u. 5 Thlr. — **Gutzkow, Die Ritter vom Geiste**, 4. Aufl., 9 Bde., geb. 5½ Thlr.; **Der Zauberer von Rom**, 2. Aufl., 18 Bdchn., geb. 7½ Thlr.; **Die Curstauben**, cart. 12 Ngr. — **Goltz, Ein Jugendleben**, 2. Aufl., 4 Thle., 2⅔ Thlr. — **Deutsche Liebe**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Schücking, Ausgewählte Romane**, 12 Bdchn., geb. 7 Thlr. — **Schwartz, Gesammelte Romane**, 44 Bde. à 10 Ngr. — **Lichtstrahlen: J. G. Fichte; G. Forster; Goethe als Erzieher; J. G. v. Herder; W. v. Humboldt; F. Schleiermacher; Shakspeare als Lehrer der Menschheit**: geb. à 1⅓ Thlr.; **Arthur Schopenhauer**, geb. 1⅔ Thlr. — **Joachim Nettelbeck**, geb. 1⅓ Thlr. — **Carus, Lebenserinnerungen**, 4 Thle., 6 Thlr. — **Carriere, Die Kunst**, 1. u. 2. Bd., à 3 Thlr. — **F. v. Raumer, Handbuch zur Literaturgeschichte**, 4 Thle., geb. 6 Thlr. — **Rosenkranz, Diderot's Leben**, 2 Bde., 5 Thlr. — **Lewes, The Life of Goethe**, 2. edition, 2 vol., geb. 3⅔ Thlr. — **Oppermann, Ernst Rietschel**, geb. 2 Thlr. — **A. v. Wolzogen, Rafael Santi**, cart. 1 Thlr. — **Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften**, 7 Bde., 5⅓ Thlr. — **Buckle, History of Civilisation**, 5 vol., geb. 6⅔ Thlr. — **Strauß, Ulrich von Hutten**, 3 Thle., 6 Thlr.; **Das Leben Jesu**, 2. Aufl., geb. 3 Thlr. 12 Ngr. — **Renan, Die Apostel**, geb. 1⅓ Thlr. — **Bunsen's Bibelwerk**, 1. 2. 4. 5. u. 9. Bd., geb. 2⅔ Thlr., 3 Thlr., 2½ Thlr., 2⅓ Thlr., 2 Thlr. — **Aus den Papieren einer Verborgenen**, 2 Thle., geb. 2 Thlr. 16 Ngr. — **Volckmar, Hausaltar**, cart. 2 Thlr. — **Schwarz, Predigten aus der Gegenwart**, 1., 2., 3. Sammlung, geb. à 2 Thlr. — **F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen**, 3. Aufl., 6 Bde., geb. 7 Thlr. — **Gregorovius, Wanderjahre in Italien**, 3 Bde., geb. à 2 Thlr. — **J. W. v. Müller, Reisen in Mexico**, 3 Bde., 10 Thlr. — **Polak, Persien**, 2 Thle., 4 Thlr. — **Speke, Die Entdeckung der Nilquellen**, 2 Thle., 6 Thlr. — **Tschudi, Reisen durch Südamerika**, 1. u. 2. Bd., à 3 Thlr. — **Vámbéry, Reise in Mittelasien**, 3 Thlr. — **Schoedler, Chemie**, 3. Aufl., cart. 2⅓ Thlr. — **Staedler, Geographie**, 2 Thle., geb. 2⅓ Thlr. — **Lewes, Physiologie**, 2 Bde., geb. 3⅔ Thlr. — **Miß Nightingale, Krankenpflege**, geb. 26 Ngr. — **Stern, Die häusliche Erziehung**, geb. 1⅔ Thlr. — **Frauenstädt, Das sittliche Leben**, 2⅔ Thlr. — **Winckell's Handbuch für Jäger**, 4. Aufl. hrsg. v. **J. J. v. Tschudi**, 2 Bde., geb. 9 Thlr.

Jugendschriften.

Kinderleben, illustrirt von **Ludwig Richter**, 5. Aufl., cart. 1 Thlr. — **Müller von Königswinter, Märchenbuch für meine Kinder**, cart. 1 Thlr. — **Das Märchen vom gestiefelten Kater**, 3. Aufl. cart. 15 Ngr. — **Eine Tigergeschichte**, 2. Aufl., 6 Ngr. — **Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein**, 3. Aufl., 15 Ngr. — **Mme. de Beaumont, Le Magasin des enfants**, geb. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1866) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **Karl Friedrich Wilhelm Wander**.

In Lieferungen zu 8 Bogen. Jede Lieferung 20 Ngr.

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörtersammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den größten Theil seines Lebens gewidmet.

In der „Allgemeinen Schul-Zeitung" sagt ein competenter Beurtheiler: „Mit jeder Lieferung wächst das Werk wie äußerlich so an innerm Gehalt und Werth. Dazu trägt theils die reichliche Beisteuer, deren sich der Herausgeber von theilnehmenden Gelehrten und Bekannten zu erfreuen hat, das Ihre bei, theils die erhöhte Sorgfalt für die Richtigkeit der angeführten zahlreichen Sprichwörter und hauptsächlich die Fülle der den Sprichwörtern beigegebenen Erklärungen, welche über den Ursprung, den Sinn und die Verwandtschaft derselben oft trefflichen Aufschluß geben."

Die Verlagshandlung stellte, in der Hoffnung auf regste Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen und um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2½ Ngr. für den gespaltenen Quartbogen.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Rathgeber auf dem Wochenmarkte.

Eine Ergänzung zu jedem Kochbuch.

Von **Carl Ruß**.

8. 33¼ Bog. Eleg. in illustrirtem Umschlag mit vergoldeter Rückenpressung gebunden. **Preis nur 1 Thlr.**

Ein Hülfs- und Handbuch für jede denkende, gebildete Hausfrau — und alle, die es werden wollen — in welchem alle **Gegenstände des Wochenmarktes** nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet sind. Eingedenk dessen, daß die populäre Naturwissenschaft, wie in alle Zweige der Industrie, Gewerbthätigkeit, Künste u. s. w., so auch längst in das stille Gebiet der Frauenwelt tief eingedrungen und in ihren Lehren und Wahrheiten für den Haushalt außerordentliche Vortheile und Wohlthaten gebracht hat, bietet der bekannte Verfasser hier eine **Schilderung aller dieser meistens in Rohstoffen und Rohproducten bestehenden Haushaltungsgegenstände in naturwissenschaftlicher und sanitätlicher**, sowie zugleich in culturgeschichtlicher, historischer Beziehung. Hiernach ist dies Buch als eine **nothwendige Ergänzung zu jedem Kochbuch** zu betrachten, in der namentlich die **sichern und sachgemäßen Nachweisungen des Nahrungswerthes, der Verfälschungen und Verderbniß, der normalen guten oder schlechten Beschaffenheit aller dieser Nahrungsstoffe** von großem Werthe erscheinen. Der Anhang bietet außerdem wohl zu beherzigende Rathschläge gegen viele alltägliche Uebel und Gefahren in der Häuslichkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 20. December 1866.

Inhalt: Zur dramatischen Literatur. Von **Rudolf Gottschall**. — Zur Sprichwörterliteratur. Von **Franz Sandvoß**. (Beschluß.) — Eine Kritik der deutschen Geschichtsquellen. Von **Heinrich Rückert**. — Neue Anthologien. Von **F. W. Ebeling**. — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Für den Weihnachtstisch.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur dramatischen Literatur.

Dramatische Werke von Rudolf Gottschall. Sechs Bändchen. (Pitt und Fox. Mazeppa. Die Diplomaten. Der Nabob. Katharina Howard. König Karl XII.) Leipzig, Brockhaus. 1865—66. 8. Jedes Bändchen 15 Ngr.

Wenn der Herausgeber d. Bl. es unternimmt, selbst über seine „Dramatischen Werke" Bericht zu erstatten, so folgt er hierin nur dem Beispiel seines Vorgängers, welcher, durch die gleiche Erfahrung, daß kein Mitarbeiter sich entschließen wollte, seine Dichtungen in dieser Zeitschrift zu tadeln oder zu loben, genöthigt, hier selbst über seine Gedichte und humoristischen Romane referirte. Man könnte in jedem andern Journal ein solches Verfahren als einen Act der Ueberhebung verurtheilen und fragen, wozu es denn überhaupt nöthig sei, die Leser mit dichterischen Erzeugnissen bekannt zu machen, über deren Werth oder Unwerth die Urtheile der Zeitgenossen weit auseinandergehen? In d. Bl. dagegen bietet sich von selbst ein Rechtfertigungsgrund dar, indem diese nicht blos das Hervorragende besprechen, sondern gegenüber der schönen Literatur nach möglichster Vollständigkeit streben. Dies Princip haben sie seit ihrem bald funfzigjährigen Bestehen festgehalten, sodaß sie für den Literarhistoriker eine reiche Fundgrube und ein in vieler Hinsicht unentbehrliches Nachschlagebuch bilden.

Die Leser mögen indeß keine Selbstkritik erwarten, obgleich die Dichter zu kritischen Erwägungen vielleicht befähigter sind als ihre Recensenten. Jede ihrer Schöpfungen ist das Product einer Selbstkritik, das Residuum eines langen kritischen Processes, in welchem sie bestrebt waren, das Wahlverwandte zusammenzuführen, das Störende auszuscheiden und zu verflüchtigen. Wenn Begeisterung und Besonnenheit die beiden Factoren des dichterischen Schaffens bilden, so ist die letztere eben das kritische Element, das allerdings nicht als ein äußerliches Regulativ gefaßt werden darf, sondern in der Gestaltung selbst mit thätig ist. „Omnis determinatio est negatio", sagt Spinoza. Die negirende Selbstkritik ist wesentlich das Formbestimmende in dem Proceß künstlerischer Schöpfung. Jeder Künstler ist ebenso Kritiker wie Schöpfer in seinem Atelier; er prüft, er verwirft, er nimmt fort, er fügt hinzu. Es wird kaum einen Einwand der Kritik geben, den er nicht selbst gemacht, und dabei hat er eins vor dem Kritiker voraus — die tiefe Vertrautheit mit seinem Stoff. Wenn das Werk trotzdem mislingt, so ist es nicht der Mangel an Kritik, sondern die mangelhafte Kritik, welche die Schuld daran trägt. Niemand kann über die Schranken seiner Begabung hinaus.

Eine Selbstkritik, so oft sie versucht worden ist, erscheint deshalb immer als überflüssig, weil sie nicht über das Werk hinausgehen wird, das ja selbst das Product einer Selbstkritik ist. Sie wird daher, wie z. B. Schiller's Briefe über den „Don Carlos", meistens eine Vertheidigung, eine Abwehr gegen Angriffe sein, die der Dichter als ungerecht empfindet. Hierbei ist das Misliche, daß der Poet nur eine oratio pro domo schreiben kann, und daß das Publikum mistrauisch gegen seine Beweisführungen sein wird, weil er Partei und Richter in einer Person ist. Eine wahre Selbstkritik ist nur dann möglich, wenn der Dichter selbst ein anderer geworden ist, wenn er jenen kritischen Standpunkt überwunden hat, auf dem er sich befand, als er sein Werk abfaßte.

Da die vorliegenden Dramen größtentheils für diese Gesammtausgabe wesentlich umgearbeitet worden sind, so hat der Verfasser genug der Selbstkritik in sie hineingeheimnißt, um sich eine fernere, in ihren Motiven leicht zu verdächtigende Advocatur ersparen zu können. Er überläßt deshalb die eingehende Beurtheilung andern und beschränkt sich auf eine Inhaltsangabe der Stücke und auf einzelne Winke in Betreff seiner Intentionen.

Am wenigsten verändert ist das Lustspiel „Pitt und Fox". Im Nachwort zu demselben heißt es:

> Das vorliegende Lustspiel wurde zuerst im März 1854 in Breslau aufgeführt, wo Herr Baumeister in der Rolle des Fox und Frau Flaminia Weiß als Harriet wesentlich zu dem glücklichen Erfolge beitrugen. Schon damals machte es die Runde über die meisten deutschen Bühnen. Daß seine Bühnenlaufbahn noch nicht abgeschlossen ist, beweist wol die Thatsache, daß es sich erst 1864 im Repertoire des wiener Burgtheaters eingebürgert hat. Der Text dieses Lustspiels weicht nur wenig von demjenigen ab, welcher den bisherigen Aufführungen zu Grunde

lag. Nur in Bezug auf die Heuhaufenscene ist die Motivirung jetzt eine eingehendere und wahrscheinlichere geworden. In der dem englischen Nationalcharakter, wie er sich auch im englischen Lustspiel ausprägt, entsprechenden Derbheit einzelner Wendungen hat der Verfasser absichtlich nichts geändert, trotz einzelner Vorwürfe, die sie ihm zugezogen, da ihm die Feinheit der französischen Conversation nicht als Ideal des deutschen Lustspiels vorschwebt. Das Stück, dessen dramatischen Angelpunkt der Gegensatz der Charaktere von Pitt und Fox bildet, enthält im wesentlichen eine Kritik des englischen Parlamentarismus, welche am Faden einer selbsterfundenen heitern Handlung verläuft.

Den Knotenpunkt des Dramas bilden die Verhandlungen über die India-Bill, welche der Minister Fox im Jahre 1783 einbrachte, um die durch viele Misbräuche befleckte Verwaltung Indiens der Herrschaft der Kaufleute, der Ostindischen Compagnie zu entziehen und in die Hände der Regierung zu legen. Pitt trat als Gegner dieser Bill auf, weil er in derselben eine Kränkung wohlerworbener Rechte fand, weil sie seinen conservativen Principien widersprach. Die Bill ging im Unterhause durch, scheiterte aber im Oberhause, weil die Lords auf die direct ausgesprochene Willensmeinung des Königs Rücksicht nahmen, welcher befürchtete, daß der ihm persönlich verhaßte Fox bei einem Sieg der Bill noch lange im Amte bleiben werde. Mit dem Fall der Bill fiel auch das Ministerium Fox und ein Ministerium Pitt trat an seine Stelle.

Die eigentliche Handlung des Lustspiels bewegt sich selbstverständlich nicht im Parlamentshause, sondern hinter den Coulissen desselben. Wir gewinnen einen Einblick in die Maschinerie des englischen Parlamentarismus, in die Hebel, welche in Bewegung gesetzt werden, um die politischen Fragen nach einer oder der andern Seite hin zu entscheiden. Der Director der Ostindischen Compagnie, Snoughton, ist einer jener indischen Nabobs, welche eine etwas wilde Brutalität mit einem tropischen Humor verbinden. Er hat in der Putzmacherin Harriet seine Tochter wiedergefunden, und da der Fall der India-Bill eine Lebensfrage für ihn ist, so benutzt er sogleich seine Harriet, um sie bald dem einen, bald dem andern Staatsmann anzubieten gegen die Bedingung, daß sie jene Bill zu Fall bringen. Für die India-Bill wirkt eine jener galanten Modedamen Englands, deren Passion es ist, auch auf der politischen Bühne eine hervorragende Rolle zu spielen — die Herzogin von Devonshire. Ihre Werbung unter den Parlamentsmitgliedern, ihr Bestreben, den König für die Bill zu gewinnen, geben Veranlassung zu einigen komischen Scenen. Indeß fällt der eigentliche Schwerpunkt des Stücks in den dritten Act, welcher im Hause des Nabob spielt und in welchem sich der Gegensatz der beiden Charaktere theils in den Scenen mit Snoughton, theils in der Scene ihrer Begegnung und ihres politischen Parteikampfes in der Steigerung der Situationen bis zu einer komischen Spitze ausprägt.

Das Stück hat von allen vorliegenden Dramen des Verfassers auf der Bühne das meiste Glück gemacht. Die erste Aufführung in Breslau 1854 hatte von Haus aus einen sehr günstigen Erfolg, der sich in Dresden, Königsberg, Karlsruhe, Manheim, Frankfurt, München und Schwerin, wie an vielen andern Bühnen wiederholte. In Hamburg, Leipzig und Braunschweig war der Erfolg minder günstig. Die berliner Hofbühne glaubte auf die Aufführung des Lustspiels verzichten zu müssen — dafür gab es die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne und zwar in drei verschiedenen Reprisen, jedesmal in einer längern Reihe von Aufführungen. Weimar, Gotha und einige kleinere Residenzbühnen folgten. Ins Ungarische übersetzt kam das Stück am pesther Nationaltheater mit nachhaltigem Erfolg zur Darstellung. Anfang 1864 erschien das Lustspiel auf dem Burgtheater zu Wien, wo es glänzenden und dauernden Succeß hatte und sich auf dem Repertoire erhielt. Jetzt folgten die österreichischen Bühnen: Prag, Gratz, Linz, das deutsche Theater zu Pesth u. a.

Als Probe für den Stil und die Darstellungsweise theilen wir die siebente und achte Scene des dritten Aufzugs mit, welche bei Snoughton spielt, nach den gescheiterten Bestechungsversuchen des Millionärs:

Siebente Scene.

Fox (gleich darauf) Pitt.

Fox. Ich werde wol das letzte mal in dieser eigenthümlich ausstaffirten Räuberhöhle sein. Wenn ich nur die Kleine noch einmal sprechen könnte! Ach, wenn ich das Goldfischchen hätte angeln können — eine allerliebste Glasglocke hätt' ich mir dafür angeschafft. Es wird einem doch recht schwer, ein öffentlicher Charakter zu sein und sich so durchzuführen, daß die künftigen Schuljungen mit einem zufrieden sind. Vielleicht geht da ein Weg zu Harriet durch diese Thüre — der Alte ist fort — es gilt den Versuch! (Als er an die Thüre tritt, kommt Pitt heraus.) Wie? das ist ja wie der Weg durch Dante's Hölle — an jeder Thür ein Ungeheuer!

Pitt. Ich wundere mich, Sie hier zu finden, Fox!

Fox. Ich wundere mich, Sie hier zu finden, Pitt!

Pitt. Wer eine India-Bill einbringt, hat in diesem Hause wenig zu suchen.

Fox. Wer eine India-Bill bekämpfen will, noch weniger.

Pitt. Ich unterrichte mich aus den Acten.

Fox. Ich aus den Menschen! Ich würde vermuthen, in Ihnen den künftigen Schwiegersohn des Herrn Snoughton zu sehen, wenn dieser wichtige Posten nicht vacant sein müßte, da er mir soeben angetragen worden ist.

Pitt. Wie, Ihnen?

Fox. Wundert Sie das? Ich dächte, ich wäre eine bessere Partie als Sie — denn ich bin Minister und Sie wollen's erst werden.

Pitt. Arme Harriet! Das ist Menschenhandel...

Fox. Ja, Pitt, das ist Menschenhandel, und für ihn wollen Sie kämpfen? Ich weiß es nicht, ich vermuthe nur, daß Sie gegen die Bill sprechen werden; denn Sie sind ein Diplomat, und man erfährt von ihnen nur, was man Ihnen abzulauschen im Stande ist.

Pitt. Ein echter Staatsmann tritt nur auf sein Stichwort hervor.

Fox. O, mancher bliebe besser immer hinter den Coulissen.

Pitt. Am wenigsten ziemt es den Männern der Regierung, das Herz im Munde zu tragen.

Fox. Junger Mann, Sie wollen mir Lehren geben? Lassen Sie sich erst den Schulstaub fortblasen! Ich weiß stets, was ich will, und ganz England darf es wissen. Wir befinden uns hier nicht in Venedig, wo man durch das Geheimniß regiert. Unser Staat ist keine ausgetrocknete Mumie. Ist das Ihre Staatsweisheit, Pitt, so fürcht' ich Sie auch als Gegner nicht.

Pitt. Ja, ich bin Ihr Gegner, ich bekämpfe die Bill, ich bekämpfe sie aufs äußerste.

Fox. Das ist gut — das ist brav! Trumpf! Trumpf! Honneur! Honneur! Nun endlich decken Sie Ihre Karte auf.

Pitt. Sie spielen freilich offen — und doch wäre es besser, wenn Sie Ihre Damen und Buben nicht dem ganzen Lande zeigten!

Fox. Ha, ha! An Ihnen ist ein Landprediger verdorben. Sie müßten immer eine kleine Kanzel in der Tasche tragen, um sie bei jeder Gelegenheit auseinanderzuklappen und daraufzusteigen.

Pitt. Und Sie müßten sich den Farotisch ins Ministerium nachtragen lassen, um die Geschicke dieses Landes mit eingebogenen Karten zu lenken.

Fox. Und doch ist es mir unbegreiflich, wie Sie, da Sie so mit moralischen Grundsätzen getränkt sind, die jetzige indische Regierung vertheidigen können?

Pitt. Ich vertheidige sie nicht, aber ich greife eine Bill an, welche mit einem kühnen Griff jahrhundertealte Privilegien zu vernichten droht, die Garantie des Eigenthums, die Garantie, daß dem Sohne sicher bleibt, was **sich** und **ihm** der Vater erworben.

Fox. Das ist äußerst schwierig. Was mein Vater mir erworben hat wenigstens, ist mir durchaus nicht sicher geblieben, sondern längst durch den Rauchfang fortgeflogen.

Pitt. Durch alte Freibriefe bestätigt ist das Recht der Ostindischen Compagnie, die Directoren zu wählen aus ihrer Mitte, dies Land zu verwalten, zu regieren mit souveräner Gewalt. Mögen ihre Gouverneure gesündigt haben — ich vertheidige ihre Misgriffe wahrlich nicht, aber sie haben dem englischen Namen das schönste Land der Erde erobert, sie haben ihm im Orient eine glanzvolle Bedeutung gesichert, sie haben seine märchenhaften Schätze uns zu Füßen gelegt. Die Geschichte kennt kein Beispiel, daß eine Handelsgesellschaft, von so schwachen Anfängen aus, Großthaten ausgeführt, die, eines Alexander würdig, den Osten uns dienstbar gemacht um den hohen Preis unserer Bildung und Gesittung. Ihr gebührt ein großer Theil des Dankes, daß die Flagge Britanniens weht als die Herrscherin der Meere, daß sein Handel zum Welthandel geworden, seine Macht zur Weltmacht.

Fox. Ja, und daß edle Volksstämme ihm in allen Welttheilen fluchen!

Pitt. Und um diese Frucht der Anstrengungen, der Kriege und Siege, soll eines Ministers Bill, ein Parlamentsbeschluß sie bringen können? Ist das Gerechtigkeit? Ist das Billigkeit? Spielt man so mit alten Rechten und heiligem Besitz? Es ist nicht der Geist maßvollen Fortschritts, es ist der Geist der frechen Neuerung, der überall in Europa sein Haupt emporhebt. Die Verwirrung soll das Gesetz gebären, und aus dem Unrecht soll das Recht hervorgehen. Und diesem Geist, dessen Vertreter Sie sind, Fox, der Minister dieses Landes, werf' ich den Fehdehandschuh hin auf Tod und Leben.

Fox. Ich nehm' ihn auf! Sie kämpfen für Rechte, ich kämpfe für das Recht. Sie kämpfen für die Sitte, ich für die Sittlichkeit. Sie wollen das Unheil heilen, ich will es ausrotten. Ich verdamme den Frevel, auch wenn er Nutzen bringt. Die Ostindische Compagnie hat ihre Vollmacht gemisbraucht, ihr Glück ist das Unglück ihrer Unterthanen. Dreißig Millionen Menschen verfluchen uns als Tyrannen. Und das für ein altes moderiges Papier? Geht meine Bill nicht durch, so haben wir keine englische Regierung in Indien, wol aber eine indische in England. Kein Galgen ist zu hoch für diese privilegirten Räuber, für diese Macleans von Kalkutta und Madras. Wozu diese Monarchen von Indiahouse? Das Recht der Menschheit ist älter als alle Privilegien.

Pitt. Und Ihre Bill soll diesen Schaden heilen, Ihre Bill, welche die Regierung dieses Landes in Ihre Hände legt und in die Hände Ihrer Creaturen? Das soll die Finanzen Indiens heilen? O, wie es dann mit ihnen aussehen würde, das müßte man die Spielhäuser und die Farobanken fragen. Ich kämpfe gegen diese Bill, und kämpfe doppelt gegen sie, weil Sie es sind, der sie einbringt, weil Ihre Freunde es sind, die sie vertheidigen.

Fox. Nun, so falle der Würfel immer hin, aber der Nachwelt wird es leid thun, den Namen Pitt zu lesen neben den Namen Hastings und Clive — ich hätte einen bessern Platz für ihn gewußt. So sei's denn, offener Krieg.

Pitt. Offener Krieg!

Fox. Halten Sie Ihre Pickelhaube fest, junger Mann, denn ich führe eine kräftige Lanze!

Pitt. Ich fürchte nichts! Der Geist meines Vaters wird mit mir sein.

Fox. Der ist gegen Sie! Der würde Ihr Licht schon putzen, es kriechen zu viele Räuber daran.

Pitt. Kampf und Sieg!

Fox. Kampf und Sieg!

Pitt. Recht und Gesetz!

Fox. Freiheit und Glück!

Pitt. Leben Sie wohl, Fox!

Fox. Leben Sie wohl, Pitt! Auf Wiedersehen im Parlament.

Pitt. Auf Wiedersehen!

(Sie eilen beide nach der Thür.)

Achte Scene.

Vorige. Harriet (ein Tablett mit Flaschen und Gläsern in der Hand, tritt ein).

Harriet (läßt das Tablett fallen). O, mein Gott, wie Sie mich erschrecken!

Pitt. Leben Sie wohl, Harriet!

Fox. Leben Sie wohl, Harriet!

Pitt. Wir sehn uns nie wieder!

Fox. Wir sehn uns nie wieder!

Pitt. Bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken!

Fox. Auch mir, auch mir, wenn ich bitten darf...

Harriet. Aber meine Herren...

Fox. Danken Sie Gott, daß dieser Pitt nicht Ihr Mann geworden ist. Das ist ein Tyrann.

Pitt. Danken Sie Gott, daß Sie nicht diesem Fox zugefallen sind. Sie wären verloren gewesen. Ich denke an Sie, so lang ich lebe.

Fox. Ich denke an Sie — solang ich nichts Besseres zu thun habe.

Pitt. Nochmals, lebe wohl, Harriet!

Fox. Lebt wohl, ihr Millionen! (Beide stürzen zur Thür hinaus.)

Das zweite Bändchen enthält das Trauerspiel „Mazeppa“. Das Nachwort zu demselben lautet:

Die Gestalt, in welcher hier das Trauerspiel „Mazeppa“ erscheint, ist etwas abweichend von derjenigen, in welcher es auf den Bühnen von Dresden, Breslau, Bremen u. a. zur Aufführung kam. Es fehlt in demselben König Karl XII., welcher früher den vierten und fünften Act belebte, aber wol zu Ungunsten des Helden, der, zwischen zwei so gewaltige Persönlichkeiten gestellt, wie Zar Peter und König Karl XII., etwas in den Schatten trat. Mit so vieler Liebe ich die Gestalt des Schwedenkönigs in der ursprünglichen Fassung des Trauerspiels gezeichnet hatte — ich glaubte sie dennoch der Oekonomie des Ganzen zum Opfer bringen zu müssen. Ueberhaupt wurde der Erfolg der beiden letzten Acte früher durch die zu weiten historischen Perspectiven beeinträchtigt, die sowol einen häufigen Scenenwechsel nöthig machten und dadurch die Bühnenwirkung störten, als auch die ethische Grundidee des Ganzen durch die bunte Bilderfolge zu verdunkeln drohten. Es bedarf für den aufmerksamen Leser wol nicht der besondern Erwähnung, daß der aufs Roß gebundene Mazeppa nicht blos die thatsächliche Vignette, sondern das ethische Symbol der Dichtung ist, das Symbol der wilden und blinden Leidenschaft, die ins Verderben stürzt. So spricht es Harpyna aus, welche gleichsam den Chor der Tragödie bildet. Die Gruppe, in deren Mitte sie steht, die Gruppe pflichtgetreuer und opferfreudiger Liebe, ist jetzt in

helleres Licht gerückt und hebt sich schärfer ab von den dämonischen Gestalten, deren tragischer Conflict sich im Vordergrunde des Trauerspiels bewegt. Dem Urtheile der Kritik aber stelle ich die Entscheidung anheim, inwieweit meine gestaltende Kraft ausreichte, einen sittlichen Grundgedanken in lebendiger Handlung auszuprägen und ohne der historischen Grundlage, ohne dem volksthümlich-slawischen Colorit untreu zu werden, doch die alle Zeiten durchwaltende Nemesis zu schildern, welche der Ueberhebung des Menschen auf dem Fuße folgt.

Das Trauerspiel behandelt nicht jene erste bekannte Episode aus dem Leben des jungen Pagen, sondern das historische Auftreten des bereits gealterten Hetman, der in ehrgeizigem Aufschwung nach der Krone der Ukraine strebte und dieselbe durch den Abfall von seinem Zaren als Bundesgenosse des Schwedenkönigs zu erreichen suchte. Wie ihm nur die Wahl gelassen wird, den Vater der Geliebten dem Tode zu weihen, oder selbst als ein Opfer seiner unvollendeten Plane zu fallen — das bildet im Stück den Höhenpunkt der dramatischen Krisis. Mazeppa entscheidet sich in blinder Leidenschaft glühenden Ehrgeizes für das erstere und trennt sich dadurch von der Geliebten, die, anfangs noch ehrgeiziger und hochstrebender als er selbst, sich jetzt von ihm abwendet, einen Theil seiner Getreuen von ihm losreißt und ihm zuletzt den Giftbecher credenzt. Es ist nicht das Thema der Byron'schen, sondern das Thema der Puschkin'schen Dichtung, welches hier mit in die dramatische Handlung verschlungen ist.

Gleichwol liegt auch die Jugendgeschichte Mazeppa's nicht ganz außerhalb des Rahmens der Dichtung. Sie ist eingefügt in Gestalt einer Erzählung, die aber kein müßiger Schmuck des poetischen Werks ist, sondern eine entscheidende dramatische Wendung zur Folge hat. Ein junger Pole, Kasimir, liebt Lodoiska, Mazeppa's Tochter. Mazeppa entdeckt, daß er der Sohn jenes Wojwoden von Lublin ist, der ihn auf das Roß gebunden und in die Wildniß gejagt hat. Er weigert ihm die Hand der Tochter, und um seine Weigerung zu motiviren, entrollt er das Bild jener vergangenen Schreckensscenen:

Mazeppa.

Ich war ein Pag' am Königshof zu Warschau,
Und leicht und heitern Sinns! Bei Spiel, Gelag,
Im Sonnenschein von holder Frauen Gunst
Schwand mir das Leben hin, ein Maskenscherz,
Ein süßer Rausch! — Da sah ich einst ein Weib
Von andrer Art als rings die duft'gen Feen.
Wie Flittergold erschien mir jeder Glanz,
Der mich bisher geblendet, denn dies Weib
Trug auf der Stirn des höhern Geistes Siegel.
Aus seinen Augen blickte tiefster Ernst,
Ihr Zauber ruhte fesselnd über mir!
Im Traum und Wachen sah ich diesen Blick.
Das ist das Unglück! rief es laut in mir;
Das ist ein fremder, wunderbarer Geist,
An Schönheit reicher als das helle Glück,
Das buhlt im Sonnenschein! Erloschen war
Des Lächelns Zauber auf den will'gen Lippen,
Gleichgültig schaut' ich die gepriesnen Reize.
Doch wie aus Tiefen unergründlich war
Dies feurige Meteor mir aufgestiegen,
Und meine Seele flog zu ihm empor,
Ein Aar ins Nordlicht, in den trunknen Himmel!
Unsel'ges Weib, mishandelt von dem Gatten,
Du tiefes, heil'ges Wunder der Natur,
Verständnißlos misachtet — heiß entbrannte
Zu dir die Liebe in des Jünglings Herzen.
Und alle Bilder der berühmten Heil'gen,
Märtyrerinnen mit dem Glorienschein,
Vermischten sich vor meines Geistes Aug'
Zu einem Bild vom reinsten Himmelsglanz,
Das deinen Namen trug!

Kasimir.

O Lodoiska!
Wer so geliebt, kann Liebe nicht verstehn?

Mazeppa.

So glücklos und des höchsten Glückes werth!
So denkend naht' ich ihr; sie neigte gnädig
Ihr Aug' zu mir! Erst wollt' ich Hülfe schaffen,
Errettung von unwürd'ger Knechtschaft bringen;
Doch sie mit ungeahnter Liebe Glut
Flog mir ans Herz. Da schwanden alle Schranken!
Fort, fort aus diesen Hallen — rief ich laut,
Wo alles, alles an die Sünde mahnt,
Aus der das Glück der Himmel stammt! Hinaus,
Wo kein Gesetz die freie Steppe kennt
Als nur der Sterne Lauf, der Wolken Zug,
Den stillen Wechsel ewiger Gewalten!
Dort, eine wilde Blum' im Himmelsthau,
Mag unsre Liebe freudig sich entfalten!
Wir flohn — doch folgte der verrathnen Flucht
Der Rächer nach! Der Gatte holt uns ein —
Da — o der Schmach — er ließ mich geißeln, geißeln
Mit Ruthenstreichen vor dem ganzen Volk:
Mit Stricken binden auf ein wildes Roß.
Ein Geißelhieb — der Renner bäumt und schäumt —
Fort ging's in wilder Wuth! Dort droben tanzt
Der Mond am Himmel und der Sterne Reigen.
Das Auge schloß ich, und mir war's, als würd'
Im ungeheuern Lauf ich fortgerissen,
Wie jene heimatlosen Feuerseelen
Des Alls, die durch die ew'gen Räume irren!
Und so im Schwindel schien mir's oft: das wär'
Mein Leben selbst — ein blinder, jäher Sturz,
Der von der Wiege bis zum Grabe taumelt,
Gefesselt an des dunkeln Stoffs Gewalt!

Lodoiska.

Das hielt ich für ein Märchen, da ich's niemals
Von deinen Lippen hörte, nur von andern.

Mazeppa.

Der schnaubende Dämon trug mich rastlos weiter;
Es peitscht' der Wald mich mit den thau'gen Zweigen,
Ein Diener des Wojwoden, gnäd'ger noch
Als er; denn diese Schmach sahn nur die Sterne!
Rasch nahn sich die unheimlichen Genossen;
Der Eule blödes Auge starrt mich an,
Der Adler senkt sich aus den Lüften nieder,
Und Unheil kündend schweben über mir
Die Raben, die lebend'ge Leiche witternd!
Gewürm und Schlangen zischen rings durchs Unkraut,
Und aufgescheucht vom Lärm der Rosseshufe
Erhebt der Wolf sein schreckliches Geheul,
Und ruft die Brüder wach in Wald und Schlucht!
Mit glüh'nden Augen schnaubt der Schwarm herbei,
Blutlechzend, gierig nach dem seltnen Wild,
Halb Roß, halb Mensch, ein traumhaft Fabelbild!
Da faßt den Hengst Entsetzen; angstvoll sträubt sich
Die Mähne; er erzittert unter mir,
Beschleunigt fieberhaft den wilden Lauf!
Und über Riesenstämme jagt er fort,
Und stürzt sich in den Strom, der, aufgescheucht

Aus nächt'ger Einsamkeit, verdrießlich tost,
Und doch die wunden Glieder kühlt! — Und als
Der Morgen thaute, hell der Ost erglühte,
Da nahten wir der Ukraine Grenzen.
Fern wieherten die freigelassnen Heerden;
Mein Renner schnob entgegen frohen Grußes;
Doch arge Qual ward mir dies Wiedersehn!
Fremd war mir ihre Sprache und bedrohlich
Der Freude Zeichen! Halb besinnungslos
Wohnt' ich der seltsamen Versammlung bei.
Umweht von Schweif und Mähnen, angeglotzt
Von den krystallnen Augen, glaubt' ich mich
In ein Dämonenreich versetzt, umringt
Von seltsamen Gestalten, und mir schien
Die eigne Seele solch ein wandernd Ding,
Ein irrer Hauch — ein wüster Traum das Leben!
Da stürzt' mein Roß und meine Sinne schwanden —
Als ich erwachte, war ich frei von Banden,
Sorgsam gepflegt in des Kosacken Hütte,
Ein Fremdling in des eignen Volkes Mitte!

Daß Mazeppa selbst keine germanische Idealgestalt ist, muß zugegeben werden; es galt den Versuch, das slawisch-nationale Element in den Charakter mit aufzunehmen, soweit dies ohne Beeinträchtigung seiner tragischen Allgemeingültigkeit möglich war. Daher ist ihm Schlauheit und Verstellungskunst in reicherm Maße zugemessen, als sich vielleicht mit dem Begriff eines deutschen Helden im Leben und auf der Bühne vereinigen läßt. Es ist eine Consequenz dieser Charakterzüge und einer Situation, die er sich geschaffen, ohne sie vollkommen beherrschen zu können, daß er sich zur grausamen Hinrichtung Iskra's entschließt, dadurch Matrena von sich losreißt und so die Leidenschaft der Liebe der Leidenschaft des Ehrgeizes zum Opfer bringt. Der dritte Act des Stücks enthält den obenerwähnten Höhenpunkt der Krisis, die höchste Spannung des dramatischen Conflicts, die Mazeppa's Verschuldung zu einer verhängnißvollen, ihm selbst verderblichen Consequenz treibt und Matrena's Liebe in Haß verwandelt: eine jener Wendungen, die nach dem Aristotelischen Kanon von höchster tragischer Berechtigung sind. Der vierte Act bringt die Peripetie, den durch Matrena's Aufstachelung bewirkten Abfall der Saporoger; der fünfte die Katastrophe, die Schlacht bei Pultawa und Mazeppa's Vergiftung durch Matrena.

Eine Natur von gleicher slawischer Wildheit wie Mazeppa ist Peter der Große, aber er steht doch im Gegensatz zu ihm, weil er sie zu bändigen und auf große und berechtigte Ziele hinzulenken weiß. So sagt er im ersten Act:

Ihr wißt, ich bin ein schlichter Zimmermann,
Mit Axt und Säge geh' ich fromm ans Werk,
Im Schweiß des Angesichtes will ich schaffen.
So war's in Saardam und so ist es heute!
Dort war's ein Schiff mit Kiel und Deck und Masten,
Heut' auf der Werfte liegt ein großes Reich,
Das ich behaue und zusammenfüge
In Gottes Schutz mit meines Armes Kraft.

Mazeppa.

Ha, schau' ich dir ins große Herz, o Zar,
Steh' ich so klein daneben! Göttlich ist's,
Ein Herr zu sein, zu schaffen, zu gestalten —
Wir folgen deinem Stern!

Peter.

Hm — nicht so ganz!
Denkt an den Don! O, ein Rebellengeist
Wohnt in den Steppen — sprecht, wie soll mein Arm
Durch diese ungeheuern Wüsten reichen,
Dies Volk, ein flüchtiges Gewölk, zusammenballen,
Daß es im Strahle meiner Sonne glüht?
Ein eisernes Gesetz muß drüber walten,
Daß jeder fühlt, er muß das Ganze halten!

Und wenn er im letzten Act nach der Schlacht bei Pultawa seinen von zwanzig Kugeln durchlöcherten Hut zeigt und sich als Oberst von seinen eigenen Generalen befördern läßt, so liegt in dieser freiwilligen Unterordnung eines Staatsoberhaupts, das einen militärischen Rang durch seine Leistungen erst verdienen will, der schärfste Gegensatz gegen die maßlosen Ueberhebungen eines nach der Krone strebenden Rebellen, der sie um jeden Preis, auch durch Verrätherei erringen will.

Kasimir und Lodoiska in ihrer edeln opferbereiten Liebe stehen von Haus aus in versöhnendem Contrast zu den Ueberstürzungen maßloser, zuletzt sich selbst vernichtender Leidenschaft. Der Versuch, in die priesterliche Gestalt der Harpyna einige jener Elemente zu verlegen, auf denen die dichterische Bedeutung des antiken Chors beruht, darf nicht auf den Ruhm der Neuheit Anspruch machen. Shakspeare's Pater Lorenzo vertritt das gleiche Princip. Derartige Gestalten dürfen natürlich im modernen Drama nicht gänzlich außerhalb der Handlung stehen, müssen aber eine Zeit lang, ehe sie in dieselbe eingreifen, ihr mit ruhiger Betrachtung gegenüberstehen. So zeigt sich Harpyna am Schluß des großen Monologs, der sonst wie ein Chorgesang ertönt, doch mit in die Geschichte des Helden verstrickt:

Mutter Natur, wie wächst ein weiser Sinn
In deiner Einsamkeit! Der Stern des Abends
Wacht wieder mit dem jungen Morgen auf.
Wir träumten eine ganze lange Nacht,
Und eine bunte Welt stieg auf und nieder
Vor unsrer Seele, ja ein ganzes dunkles
Verworrnes Leben; aber nach dem Traum
Winkt wandellos dasselbe Aug' des Himmels,
Das golden seine Pforten uns erschloß,
Und mahnt uns freundlich an das ewig gleiche
Gesetz der Welt! O Harmonie da draußen,
Verklär' das Menschenherz! Dich such' ich, dich!
Ich fühl' den Takt, nach dem die Sterne kreisen,
Die Wipfel rauschen und das Lebensblut
Des Alls durch tausend stille Pulse wallt,
Ein ewig Neigen, Schweben, Sinken, Steigen,
Und doch ein wandelloses Gleichgewicht!
So sei dein Schlag, o Herz! Empfinde stets:
Nur eine Blume unter Millionen,
Sie blüht und welkt, und drüber geht der Hauch
Des Windes achtlos; aber wie sie keimt
Und wächst und Blättchen treibt und sich ernährt
Aus Erd' und Luft — das ist das Ewige;
In ihrem Kelche ruht das Weltgeheimniß,
Und regt sich's drin und weht ein Flöckchen Staub
Von einem zarten Faden hin zum andern —
Das ist die Schöpfung! Keine andre war's,
Aus der die Sonnen trunken aufgeflogen,
Und ihnen nach das heiße Menschenherz,
Das eine flüchtige Secunde nur

Das Licht der Ewigkeit erwärmt!
Doch jener Stern, der goldnem Thau der Frühe
Und rosigem Gewölk des Abends winkt,
Es ist der Stern der Liebe! Sanft und heilig,
Am ew'gen Maß der Schöpfung großgezogen,
Soll sie der Jugend Herzen still durchglühn!
Dann wacht sie noch am Grab, wie an der Wiege,
Umfängt das Leben wie ein Götterarm,
Der aus den Wolken greift! Ihr holden Kinder!
Euch wird, ich hoff's, das Rechte offenbar
Und eure Seele spiegelt jenen Stern!
So pfleg' ich, eine Priest'rin am Altar,
Zwei Flammen, die sich selbst und dann im Bund
Den Himmel suchen!
Sühne sei es mir
Für alte, dunkle Schuld! Einst irrt' auch ich
Auf jener Bahn der wilden Leidenschaft!
O Uebermuth des Menschen, der sich selbst
Mit seinen kleinen Zwecken lügt zur Seele
Der Welt und keck zerstört ihr Saitenspiel —
Ein Rad, aus dem Getrieb herausgerissen,
Das in den Abgrund rollt und dort zerschellt!
Du wilder Dämon, welcher alle Kronen
Der Erde häuft auf seine Stirn, der Lust,
Dem Stolz Altäre baut und unersättlich
Wie ein verzehrend Feuer alles Glück
Der Welt im Sturm verschlingt — du streckst dich riesig
Und kannst doch nicht die kurze Spanne Zeit,
Die zugemessne, überschreiten! Ja,
Dich treibt kein Sturm, der ehrlich weiter braust,
Ein Wirbel nur, der dich im Kreise jagt!
Verkörpert sah ich diesen Dämon einst,
Und ließ mich schmieden an sein Feuerrad!
Jetzt weilt mein Aug' mit unnennbarer Wehmuth
Auf seinem irren Gang. Nicht hemmen kann
Ich ihn, nicht retten — mir zerreißt's das Herz.
Oft wacht es wieder auf, das alte Feuer,
Und selig scheint mir's, selig, hinzusterben
In einer großen Sünde! Fort, fort, fort!
Der ew'ge Aether hält mich rings umfangen,
Ich tauch' das Haupt in seinen reinen Glanz!
Frei über Licht und Schatten will ich schweben,
Dem Einen nicht, dem All gehört mein Leben!

Das dritte Bändchen der „Dramatischen Werke" enthält das Lustspiel „Die Diplomaten". Dem Nachwort zufolge ist dasselbe

am berliner Hoftheater, in Breslau, Königsberg und an mehrern andern Bühnen zur Aufführung gekommen. Es erscheint in seiner jetzigen Gestalt nicht ohne wichtige Aenderungen. Die Schlußscene des zweiten Acts ist in anderer Weise motivirt und durchgeführt, die etwas verwickelte Intrigue in ihren Hauptknotenpunkten schärfer hervorgehoben, der Dialog durch frischere und schlaghaftere Wendungen bereichert worden. Die ironische Tendenz des Stücks tritt wol aus der Handlung selbst so klar zu Tage, daß sie hier nicht weiter hervorgehoben zu werden braucht.

„Pitt und Fox" ist mehr ein Charakter-, „Die Diplomaten" sind mehr ein Intriguenlustspiel, welches im Verlauf einer vielfach verschlungenen Handlung nachzuweisen sucht, wie die Diplomatie oft nur die Kunst der feinen Misgriffe ist, wie die Diplomaten mit großem Aufwand von Schlauheit und Geist oft nur gegen sich selbst intriguiren und dann wieder durch einen glücklichen Zufall ohne ihr Verdienst erreichen, was sie eigentlich durch ihre ganze Kunst verscherzt haben. Die Handlung spielt am Hofe König Philipp's V. von Spanien, und die beiden Helden des Stücks sind der niederländische Gesandte Ripperda, der einen Handelstractat mit dem Hofe von Madrid durchzusetzen sucht, und der Ministerresident von Parma, Alberoni; jener einer der leichtlebigen und unternehmungslustigen Diplomaten, welche ihre Siege im Sturm zu erringen suchen, dieser ein sich in komischen Lazzi und verschlagenen Streichen gefallender Schlaukopf, und dabei ein Gourmand und Meister der Kochkunst. Beide haben ernste Zwecke im Auge, aber sie verfolgen dieselben mit frivolen Mitteln. Die Prinzessin von Parma, deren Ehe mit dem König Alberoni durchzusetzen sucht, kommt selbst incognito nach Spanien, um den König persönlich kennen zu lernen, ehe sie ihm Hand und Herz reicht. Ripperda will durch die Hülfe dieser Schönen die Prinzessin von Parma aus dem Felde schlagen, er will den König durch sie beherrschen, Alberoni dagegen will sie, da sie die ihm für die Prinzessin gefährlich scheint, ungefährlich machen, indem er sie mit Ripperda vermählt. Beide schleichen verkleidet, ohne voneinander zu wissen, als Beichtiger auf das Schloß, wo sich Elisabeth befindet.

Ripperda hat seinen Sturm auf die Prinzessin bereits gewagt, als Alberoni eintritt:

Siebenter Auftritt.

Alberoni (als Pater). Ripperda.

Ripperda (tritt zurück). Zu spät!

Alberoni. Wie? Schon ein Stellvertreter hier? Aber der Fra Lorenzo hatte mich doch ausdrücklich beauftragt...

Ripperda. Pax vobiscum!

Alberoni. In aeternum! Euer Ehrwürden haben wol schon die Beichte abgenommen?

Ripperda. Allerdings, bei der jungen Sennora! Mein Gott, das arme Kind hatte wenig zu beichten. Die Alte dagegen ist offenbar viel ergiebiger — die hab' ich Ihnen aufgehoben!

Alberoni (für sich). Ich begreife nicht, mit welchem Rechte — wie? seh' ich recht? — es ist wol nicht möglich...

Ripperda (für sich). Dies irae, dies illa — es ist der Abbé!

Alberoni (für sich). Was hat er in aller Welt nur hier zu suchen!

Ripperda (für sich). Aeußerst störend! — Ueberall drängt er sich ein...

Alberoni (für sich). Der gute Niederländer intriguirt! Das hätt' ich ihm nicht zugetraut!

Ripperda (für sich). Sie ist ihm gewiß im Wege! Er hat gute Spione!

Alberoni (für sich). Seine Spürnase ist nicht ganz schlecht — ich fange an, ihn zu achten!

Ripperda. Herr Abbé Alberoni!

Alberoni. Herr Baron von Ripperda.

Ripperda. Pax vobiscum...

Alberoni. In aeternum — dürft' ich wol fragen, welche wunderbare Fügung des Geschickes die Excellenz aus den Niederlanden gezwungen hat, zu einer so fremdartigen Verkleidung ihre Zuflucht zu nehmen?

Ripperda. Dies Kleid ist mir nicht fremdartiger, als vielen andern, die es mit größerm Rechte tragen. Ich darf wol die gleiche Frage an Sie richten...

Alberoni. Ich bin in meinem Wirkungskreise; aber Sie, mein Freund...

Ripperda. Wie können Sie von mir Vertrauen verlangen, nachdem Sie mich in einer so groben Weise gekränkt! — Die Niederländer wissen jetzt, wie sehr sie auf Ihre Freundschaft

zu rechnen haben; sie wissen jetzt, daß sich Alberoni nicht bestechen läßt — wenn er auch das Geld ruhig einkassirt. Ein neuer Aristides — unerschütterlich, tugendhaft. — Keine Festung ist uneinnehmbar, sagte Philipp von Macedonien, zu der nur ein mit Gold beladener Esel Zutritt hat. Wir Niederländer haben uns sehr getäuscht, als wir die Rolle dieses Thieres übernahmen. Das Gold ist in der Festung, aber sie trotzt uns noch immer unbesiegt! Es geht nichts über solche Grundsätze — ich mache Ihnen mein Compliment, Abbé!

Alberoni. Die Wahrheit zu sagen — ich verstehe Sie nicht!

Ripperda. Wie? Ein so feiner Verstand wie der Ihrige, zugespitzt nach allen Regeln der Scholastik, ein Verstand, dem man eine so handgreifliche Täuschung, die einer Herausforderung ähnlich sieht, gar nicht einmal zugetraut hätte? Welche Gründe konnten den Abbé Alberoni bestimmen, so früh die Maske abzuwerfen? Das ist ein Stoff zum Nachdenken in schlaflosen Nächten, aber ich schlafe vortrefflich und bedaure daher, die Dunkelheiten in den Motiven so großer Männer nicht entziffern zu können.

Alberoni. Es ist das Unglück bedeutender Charaktere, daß man eine Bedeutung sucht in ihrem harmlosesten Thun. Fast könnte ich mir schmeicheln, so überschätzt zu werden, während ich in Demuth bekennen muß, daß ich oft nichts bin als ein plumper Spaßmacher.

Ripperda. Wie? Und es wäre blos ein Fastnachtsscherz gewesen, daß Sie mir die Gegenwart der Prinzessin Orsini ...

Alberoni. Haha — mein Freund — nur sachte, mein lieber Freund, keine Uebereilungen! Ich wollte Sie nächster Tage besuchen, um mir für diesen Scherz Ihre Verzeihung auszuwirken, Sie müssen mich nur erst näher kennen lernen! Die Menschen kommen mit seltsamen Organen zur Welt. Der eine hat ein Diebesorgan und muß stehlen, so gut, wie ein anderer ein dichterisches Genie ist und ein dritter ein großer Mathematiker. Das ist alles Talent, und die Tugend ist das größte; doch auch zum Laster gehört unleugbare natürliche Begabung. Der Mensch kann nicht gegen die Sterne kämpfen, am wenigsten gegen die Sterne, die (auf die Stirn zeigend) hier an seinem eigenen Firmamente strahlen. Nun bin ich mit meinem unwiderstehlichen Hange zum Spaßmachen, zum Possenreißen, zu tollen Lazzis geboren und hätte mich nicht der Zufall in eine andere Laufbahn geworfen — Sie würden mich unzweifelhaft als Bajazzo im Circus angetroffen haben.

Ripperda. Das ist wol möglich! Wenigstens besitzen Sie das Talent jener Bajazzos, immer wieder aufzustehen, wenn man mit Recht glaubt, Sie hätten den Hals gebrochen.

Alberoni. Ganz recht. Sie müssen also Nachsicht haben mit diesen kleinen Capriolen, die mir alle meine Freunde verzeihen! Ich wollte — ich mußte dem Uebermuthe der Orsini eine kleine Lection ertheilen — Sie waren der Mann dazu!

Ripperda. Wie? Und dabei konnten Sie vergessen, daß Sie alle meine Interessen, alle Interessen der Niederlande ...

Alberoni. Lassen Sie mich ausreden! (Für sich.) Man muß die Wahrheit immer sagen, wenn sie einem nicht geglaubt wird. (Laut.) Sie würden ein Recht haben, sich zu beklagen, daß ich Sie, Ihren Auftrag, Ihre Angelegenheiten vernachlässigte, wenn es sich in der That in diesem Augenblick noch um den Einfluß der Prinzessin Orsini handelte ...

Ripperda. Wie? Was sagen Sie?

Alberoni. Ich arbeite im geheimen an dem Sturze der Prinzessin. Kommt die Heirath mit Elisabeth von Parma zu Stande — — so fällt die Orsini.

Ripperda (für sich). Er hält mich doch für sehr leichtgläubig! Diese groben Lügen ...

Alberoni. Wozu also noch die vielen Ceremonien, die Bemühungen, jene übermüthige Prinzessin zu gewinnen? Viel besser, schon jetzt ihr Schach geboten — dann steigen die Actien unserer Zukunft. Ich habe Sie jetzt in mein Geheimniß eingeweiht, mein ganzer Fehler war, daß ich es früher nicht schon gethan. Den kleinen Scherz verzeihen Sie mir gewiß ...

Ripperda (für sich). O die Schlange! Wie er sich windet ...

Alberoni. Wir müssen zusammenhalten, Baron! Ich habe Ihnen jetzt mein vollstes Vertrauen geschenkt, ich bitte Sie, es zu erwidern. Es könnte bald die Zeit kommen, in der ich meine unscheinbare Rolle mit einer wichtigern vertauschte.

Ripperda (für sich). Nur zu wahr, das gerade muß verhindert werden, ich schaue dir jetzt in die Karten ...

Alberoni. Mit mir steigen die Actien der Niederländer, mit mir fallen sie! Wer sonst an diesem Hofe würde sich ihrer annehmen? Ich aber (flüsternd) zahle das Kapital mit Zinsen zurück, sobald Elisabeth den Thron besteigt.

Ripperda (für sich). Leere Worte — ich kenne jetzt eine lautere bessere Quelle!

Alberoni. Also — offen, mein Freund — kann ich Ihnen dienen — ich bin bereit! Nur müssen Sie mir beichten, was diese Kleidung bedeutet!

Ripperda. Und Sie können fragen? Ihr Scharfblick hat das nicht im ersten Augenblicke erkannt? Sie wissen, ich liebe ein fröhliches Leben! Die Angelegenheiten des Staats zu betreiben, das ist mein Handwerk; aber zu leben, das ist meine Kunst! Mein empfängliches Herz erglüht so leicht, und in diesem Lande der Schönheit treten Tizian's Bilder ins Leben! Mit einem Worte — ich liebe!

Alberoni. Ihr Herz scheint allzu empfänglich — da auch schon jene kleine Juanna ...

Ripperda. Vorpostengefechte — nichts weiter! Amor als Tirailleur — jetzt erst liefert er mir die Hauptschlacht! Ich bin hingerissen, entzückt! Denken Sie sich, diese kalten, holländischen Schönen, diese harlemer Tulpen, bei denen man nur nach dem Preis der Zwiebel fragt, diese duftlose Fülle — in solchen nordischen Gärten mußte bisjetzt mein liebendes Herz botanisiren. Hier im Zauberlande des Südens — dies glühende Colorit, diese bedeutsamen Blicke — und der Zufall führt die Schönste mir entgegen! Eine Rose der Alhambra, aufgeblüht in Granadas Sonne — eine üppige Andalusierin, feurig wie der Wein auf den Hügeln von Xeres! Da schlägt mein Herz — meine Pulse fiebern — Ein Gedanke nur quält mich bei Tag und Nacht — o Sie kennen das nicht, Abbé — es ist ein seliger Rausch; aber man vergißt die Welt und seine Pflicht!

Alberoni. Und das ist also die Nichte unserer Herzogin?

Ripperda. Sie ist es! Darum sehen Sie mich in dieser Kutte! Kein Mittel verschmäh' ich, um zum Ziele zu gelangen. O sie ist schön, entzückend schön ...

Alberoni. Im Stil des Tizian oder Rafael?

Ripperda. In ihrem eigenen! Ein unbeschreiblicher Reiz umschwebt sie. Lassen wir das, lassen wir das, Abbé! Ein Amoroso ist der unbrauchbarste Mensch von der Welt!

Alberoni (für sich). Der gute Niederländer scheint mir in der That verliebt zu sein...

Ripperda (für sich). Wie unglaublich rasch diese Spürhunde auf jeder Fährte sind!...

Alberoni (für sich). Das ist ja gut — das ist das Beste, was uns begegnen konnte!

Ripperda (für sich). Nun wird es Zeit, daß ich mich empfehle!

Alberoni. Und Sie lieben glücklich?

Ripperda. Ich wage es zu glauben.

Alberoni. Haben Sie Beweise?

Ripperda. Sie fragen noch — sie hat mir gebeichtet.

Alberoni. Und doch — Sie haben einen gefährlichen Nebenbuhler. — Ich bin in der vortheilhaftesten Lage, Ihnen wieder einmal die Wahrheit sagen zu können, die lautere Wahrheit, Ihnen einen neuen Beweis meines Vertrauens zu geben. Ihr Nebenbuhler ist der König!

Ripperda. Ich falle aus den Wolken!

Alberoni. Das glaub' ich gern! Doch Sie könnten leicht aus allen Ihren Himmeln fallen. Unter uns gesagt — dies lyrische Intermezzo, diese kleine Idylle ist bei der Gemüthsstimmung des Königs nicht ohne Gefahr für unsern Plan. Solch eine schäferliche Laura könnte der Heirath im Wege stehen, an der unser aller Glück hängt. Sub sigillo — deshalb bin ich ja hier, ich muß diese bedenkliche Schönheit aus dem Wege räumen, koste es, was es wolle. Sie haben mir die Mühe erspart, Erkundigungen einzuziehen, und in Ihrer Hand liegt das Mittel, das uns alle rettet — — Entführen Sie doch das Mädchen!

Ripperda (für sich). Jetzt kommt der bittere Beigeschmack. (Laut). Das geht nicht...

Alberoni. Mein Gott — das ist ja eine Kleinigkeit! Dies alte Schloß — ein paar Leitern — der Balkon liegt auch recht vortheilhaft — Mondschein ist fast immer in Spanien vorhanden — wer wird so viele Umstände machen?

Ripperda. Aber — Sie vergessen — der Ruf des Mädchens, ihre Ehre, ihre Familie...

Alberoni. Freilich, wenn Sie noch so viele Rücksichten nehmen müssen — man ist hierzulande sonst nicht so ängstlich mit den Herzensangelegenheiten. Indeß — wenn es sein muß, wenn Sie eben eine recht ernste Neigung hegen, die für einige Jahre Dauer verspricht — nun so heirathen Sie das Mädchen doch!...

Ripperda (bei Seite). Das wird immer besser...

Alberoni. Ich werde selbst bei der Tante für Sie anhalten, es ist die beste Gelegenheit.

Ripperda. Ich bitte Sie, halten Sie ein — Sie wollen mich kopfüber in eine Ehe stürzen...

Alberoni. Das ist die beste Art, wie man hineinkommt!

Ripperda. Ein schwerer Entschluß — das geht nicht im Fluge...

Alberoni. Bittere Pillen muß man rasch hinterschlucken...

Ripperda. Aber ich sehe nicht die Nothwendigkeit ein...

Alberoni. Es handelt sich um Ihr Lebensglück...

Ripperda. Allerdings! O wenn es möglich wäre — aber ich muß mein Lebensglück auf solider Grundlage aufbauen!

Alberoni. Das zu beurtheilen ist freilich Ihre Sache. Kommen Sie — der Moment entscheidet...

Ripperda. Oft zum Schlimmen!

Alberoni. Man muß alles in der ersten Begeisterung thun — darauf beruht das Genie der That.

Ripperda. Ich besitze durchaus kein Genie, ich verzichte darauf — ums Himmels willen, so gönnen Sie mir doch Ueberlegung!

Alberoni. Ich begreife Sie nicht — ein so freundschaftliches Anerbieten...

Ripperda (bei Seite). Es ist zum Verzweifeln! (Laut.) Ich bin Ihnen dankbar — ich bin keinem Menschen jemals so verbunden gewesen...

Alberoni. Ich führe Sie hin.

Ripperda. In diesem Costüm?

Alberoni. Es beweist Ihre Liebe!

Ripperda (für sich). Zum Verzweifeln, mein Sträuben verräth mich! (Laut.) Ich kann das Mädchen nicht in Verlegenheit stürzen...

Alberoni. Pah — diese Verlegenheit läßt sich jede gern gefallen — ein Heirathsantrag des Geliebten...

Ripperda. Sie bemühen sich unendlich für mich.

Alberoni. Wenn es so wenig kostet, meinen Freund glücklich zu machen...

Ripperda. Luft! (Sich den Schweiß abtrocknend.) Ich versprech' es Ihnen, ich heirathe das Mädchen, ja, ich werde sie heirathen, wenn ich nämlich die Einwilligung bekomme. Aber wir müssen alles erst erwägen, besprechen — ich muß meine Verhältnisse ordnen, ich muß mein Testament machen — lieben, ja, das ist herrlich, aber heirathen ist doch keine Kleinigkeit. — Kommen Sie!

Alberoni. Hierher — hic Rhodus, hic salta!

Ripperda. Nun, so zerstören Sie alles, mein Glück, meine Liebe, durch Ihre Voreiligkeit!

Alberoni. Wir sorgen für die Aussteuer.

Ripperda. Auch das noch...

Alberoni. Sie wird ein kleines Peru im Hause haben.

Ripperda. Thun Sie, was Sie wollen — ich fliehe vor meinem Glücke — es überwältigt mich. Leben Sie wohl, Abbé — ich verwünsche Sie! (Eilt nach der Thüre.)

Alberoni (ihm nach). Halt, halt, halt! Ich muß das Corpus delicti zur Hand haben — ich lasse Sie nicht. (Er faßt Ripperda, der schon die Thüre erreicht, an der Hand.) Bedenken Sie das Glück Spaniens!

Ripperda. Und Sie — die Freiheit der Niederlände! (Die Thüre öffnet sich, der König tritt ein; beide fahren erschrocken zurück.)

Ein ernsterer Zug kommt in das Lustspiel, dem dadurch die joviale Nonchalance von „Pitt und Fox“ fehlt, durch die Gestalt der Orsini, deren Sturz im letzten Act nicht ohne tragische Elemente ist, welche über die ironische Haltung des Stücks hinausgehen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Sprichwörterliteratur.

(Beschluß aus Nr. 50.)

2. Deutsche Rechtssprichwörter unter Mitwirkung der Professoren J. L. Bluntschli und K. Maurer gesammelt und erklärt von Eduard Graf und Mathias Dietherr. Nördlingen, Beck. 1864. Lex.-8. 3 Thlr. 5 Ngr.
3. Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von H. Frischbier. Zweite, vermehrte Auflage. Nebst Anhang, enthaltend drei Gutachten über die erste Auflage des Werks. Berlin, Th. Enslin. 1865. 8. 1 Thlr.
4. Sprichwörterlese aus Burkhard Waldis mit einem Anhange: Zur Kritik des Kurz'schen B. Waldis und einem Verzeichniß von Melanchthon gebrauchter Sprichwörter von Franz Sandvoß. Friedland, Richter. 1866.

Die „Deutschen Rechtssprichwörter“ (Nr. 2) begegnen uns in dem Werke Graf's und Dietherr's in überraschender, ja fast erdrückender Fülle. Es ist ein schönes, von Jakob Grimm schon längst gewünschtes Werk, dem deutschen Volke sein eigenes Recht, wie es in Sprichwörtern ausgeprägt ist, zu geben. „Es gibt zwar alte Rechtssprichwörter-Sammlungen“, sagt die Vorrede, „aber jede derselben spricht zu römisch gebildeten Rechtsgelehrten, die meisten überdies in römischen Formen, und ein deutscher Magen kann, wie das Sprichwort sagt, nur deutsche Kost vertragen.“

Der Stoff ist nach juristischen Materien vertheilt, so daß jedes Wort schon durch seine Stellung dem Verständniß näher gebracht ist. Zusammenfassende Erläuterungen, zugleich Zeugniß außerordentlicher Bekanntschaft mit dem deutschen Rechte, reihen sich an die einzelnen Abschnitte. Der Begriff des Sprichworts ist hier freilich ziemlich weit gefaßt.

Auf den reichen Inhalt und die Behandlungsweise des auch von Wander reichlich herangezogenen Buchs des Nähern einzugehen, muß Referent sich versagen; es würde

das Sache eines sehr tüchtigen Juristen sein müssen. Ich glaube aber aussprechen zu können, daß nicht blos der Jurist, sondern jeder Freund deutschen Volksthums, daß der Sprachforscher und der Publicist mit Freude und wahrem Nutzen das Buch in die Hand nehmen werden. Für den durchgebildeten Juristen aber muß es das interessanteste Repetitorium sein, und es wird nicht leicht einer sein, für den es nicht auch zugleich ein Repertorium wäre.

Hauptstück I: „Recht und Gesetz", enthält folgende Unterabtheilungen: 1) Rechtsbegriff (bis Nr. 114); 2) Gewohnheit (bis Nr. 196); 3) Gesetz (bis Nr. 234); 4) Mannichfaltigkeit der Rechte (bis Nr. 254); 5) Widerstreit der Rechte (bis Nr. 286).

Hauptstück II behandelt in 252 Artikeln die „Stände": Kaiser und König, Adel — ein sehr interessantes Kapitel —, Freiheit und Eigenschaft, Dienstleute, Fortpflanzung. Hauptstück III: „Sachenrecht": Arten von Sachen, Almende (Wald und Weide), Gemeinde, Wirthschaft, Leihe, Nachbarschaft, Gewere, Besitz, liegendes Gut, Fahrhabe, Pfandrecht, Reallasten, Regale (402 Nummern).

Diese Inhaltsübersicht über die drei ersten Hauptstücke wird dem Kundigen schon andeuten, was er erwarten kann. Die übrigen Hauptstücke sind: IV. „Familienrecht"; V. „Erbrecht"; VI. „Gedinge"; VII. „Das Ungericht"; VIII. „Gericht"; IX. „Staatsrecht"; X. „Kirchenrecht"; XI. „Lehnrecht".

Als Probe der Behandlung wähle ich S. 169 ein Stückchen, von der rechtlichen Stellung der Kinder, das wol auf allgemeines Interesse Anspruch hat:

Eine besondere Pflicht der Aeltern und insbesondere des Vaters, als des Hauptes in der Familie, erscheint neben der Nahrung und Pflege die Erziehung: „Die Kinder sind in Banden und Handen des Vaters"; und „Wer einen in Heften hat, der muß dafür antworten", d. i. der Vater, falls er seine Aufsicht vernachlässigt; „was aber ein Bastard, ein unelichеs Kind, verbricht, das gelten die Magen der Mutter und nicht des Vaters."

Aus den Rechten der Erziehung und der damit im Zusammenhang stehenden Haftbarkeit des Vaters für die Fehler seiner Kinder folgert sich von selbst sein Züchtigungsrecht: „Der Vater muß die Kinder ziehen, bis sie sich selbst erkennen", und im gleichen Sinne: „Bis zum Anfange der Bescheidenheit soll die Ruthe der Kinder Missethat zwingen", und zwar ohne allzu große Nachsicht, wozu der Spruch die Aeltern mahnt: „Die Ruthe nur macht fromme Kinder", „Was aber dem Besen (d. i. der Ruthe) entrinnt, das findet seine Grabstätt am Galgen."

Unter sieben Jahren soll aber auch bei schweren Vergehen der Kinder keine öffentliche Strafe stattfinden; es genügt die Zucht der Aeltern, und deshalb thut das Recht der Kinder Thorheit Gnade. Selbst über sieben Jahre hinaus soll das Kind mit der öffentlichen Strafe des Gerichts verschont bleiben, solange die Bescheidenheit ihm mangelt, d. h. das klare Bewußtsein des Unterschiedes zwischen Recht und Unrecht. Die Frage, ob das Kind diese Bescheidenheit besitze oder nicht, wurde auf sinnreiche Art gelöst: Hat ein Kind das andere erschlagen, so nimmt der Richter das lebende und führt es vor die Leiche; dort hält er ihm in der einen Hand einen Pfennig, in der andern einen Apfel entgegen: greift das Kind nach dem Apfel, so ist es frei, denn wie Freidank sagt:

Ein Kind nimmt ein gefärbtes Ei
Für ungefärbter Eier zwei —;

greift es aber nach dem Pfennig, dann hat es die Jahre der Bescheidenheit erreicht und es ergeht das Gericht darüber.

Die Haftbarkeit des Vaters für die Fehler seines Kindes dauert aber nur so lange, als dieses das keusche Brot nach Hause bringt, d. h. unverehelicht in Mundschaft und Gewer des Vaters sitzt; darum soll auch das Kind unweigerlich Gehorsam leisten: „Ein jeglich Kind, das noch im Vaterhause ist, soll wissen, daß ihm der Kaiser gesetzt hat, dem Vater zu seiner rechten Bescheidenheit (in allen rechten Dingen) folgsam zu sein, ob es auch schon erreicht habe die Jahre der Bescheidenheit."

Die Belege, die selbstverständlich überall reichlich gegeben sind, sind hier fortgelassen.

Wir scheiden für jetzt von dem Buche mit einer recht warmen Empfehlung an alle, die sich für deutsche Rechts- und damit auch Culturzustände und ihre Geschichte interessiren, und das sollte ja doch jeder, der wirklich gebildet sein möchte.

Das Buch Frischbier's: „Preußische Sprichwörter" (Nr. 3), hat eine gewisse Celebrität durch den wunderbaren Proceß erlangt, der ein eigenthümliches Streiflicht auf die Preßzustände im 19. Jahrhundert wirft. Die zweite Auflage ist bedeutend vermehrt, und diese Vermehrung ist möglich geworden durch die überaus rege Theilnahme, die in der Provinz Preußen durch die erste angeregt wurde.

Ueber die Bedeutung solcher landschaftlichen Beiträge spricht sich trefflich Professor Zacher in seinem höchst braven Gutachten aus, das denn wol den Anklägern des Buchs die Schamröthe ins Gesicht getrieben haben wird:

Fünftehalbjährige Verwaltung des Oberbibliothekariats und der neugegründeten Professur für deutsche Sprache, Literatur und Alterthumswissenschaft, an der Universität Königsberg — so beginnt Zacher's Gutachten —, hat mir reichliche Gelegenheit geboten, mit Bedauern zu bemerken, wie erstaunlich wenig in der Provinz Preußen für die vaterländische Sprach- und Alterthumswissenschaft geleistet worden, wie gering dort noch die Anzahl derjenigen ist, welche eine genügende Kunde besitzen von der gegenwärtigen Beschaffenheit und Bedeutung dieser Wissenschaft, von ihrem Umfange, ihren Zielen, Mitteln und Methoden. Andererseits aber konnte ich auf Tritt und Schritt gewahren, welche Fülle mannichfaltiger Volksüberlieferung sich dort noch erhalten hat, die nur des kundigen und treuen Sammlers harrt, um für die Wissenschaft gerettet und fruchtbar gemacht zu werden, bevor der mit den Eisenbahnen nun endlich auch dorthin vordrängende große Weltverkehr sie unwiederbringlich fortschwemmt. Pflichtgemäß habe ich denn auch nicht verabsäumt, nach Möglichkeit zunächst in den Studirenden ein wissenschaftliches Verständniß dieser Dinge zu wecken, sie namentlich auch auf die Wichtigkeit und Dringlichkeit solcher methodischen Sammlungen hinzuweisen und ihnen vorzuführen, was in dieser Beziehung überall anderwärts in Deutschland bereits geschehen ist und noch geschieht.

Ich schließe mich im ganzen dem anerkennenden Urtheile Zacher's in Betreff dieses Buchs an, table jedoch die hier und da hervortretende Manier, irgendeine, noch

dazu meistens gemachte Geschichte apropos eines Sprichworts vorzubringen, in dem Wahne, damit den Ursprung desselben gegeben zu haben. Dabei begegnet denn natürlich, daß ein Sprichwort des Alterthums oder gar ein biblisches Wort in Dingsda Anno so und so viel erfunden ist. So finden wir Frischbier S. 6 zu „Amt gibt Kappen" aus Pisanski ganz gläubig mitgetheilt, daß dieses Wort zwischen 1470—77 von einem Ordensbruder, dessen Name sogar genannt wird, erfunden sei und sich dann „auch außer Preußen verbreitet" habe, da doch der gute Mensch, wenn er sich auf das Wort berief, schon wußte, daß er ein „altgesprochen Wort" vorbrachte. Komisch ist dabei, daß Wurzbach dieselbe Geschichte von einem Hofnarren Albrecht's, des ersten Herzogs aus dem Hause Brandenburg, herstammen läßt. Wander (Sp. 72) weiß wieder eine andere Geschichte über die „Entstehung" dieses Worts. Da heißt der Narr Klaus von Ranstät und dient dem Kurfürsten Ernst von Sachsen. Was soll nun all solches Zeug?

S. 28 ist offenbar statt „Stürtzen kerlen" zu lesen „Stürzenkerl", d. i. Stürz den Kerl, einer der vielen imperativischen Namen. Nr. 407 bestätigt das oben über das „Bock schießen" Gesagte. Nr. 1755 ist wol nicht „Hundsnoten", sondern „Hundsloden" zu schreiben. Den 4197 Nummern folgen einige litauische und masurische Sprichwörter und Deckeninschriften der königsberger Kaufmannsbörse von 1629.

Wer Sprichwörter sammelt und bespricht, kann, wie schon Agricola wußte, nicht allweg Seide spinnen; es läuft da manches grobe, manches rohe und unflätige Wort mit unter. Sprachlich ist jedoch kein Wort ohne Interesse, und die Wissenschaft hat getreu das vorhandene zu registriren. Für Mädchenpensionate hat denn auch Frischbier sein Buch nicht bestimmt. Das unter Nr. 4 zu erwähnende Büchlein führt S. 158 die Worte Melanchthon's an:

> Germani habent talia dicta Comica uel Cynica, grobe figuras, *sumptas a stercore*, quae tradiderunt tantum, ut propter absurditatem essent magis familiaria, ut altius insiderent in memoriam, quia *admiratio* et *absurditas* commendat ea memoriae.

Referent muß es billig andern überlassen, zu sagen, ob er zu etwas ganz Unnützem übergehe, wenn er schließlich einem eigenen Opusculum: „Sprichwörterlese aus Burkhard Waldis" (Nr. 4), hier ein Wort widmet, jedenfalls hat er für diese Freiheit die Nachsicht der Leser zu erbitten.

Wenn für die Sammlung und Erforschung des deutschen Sprichworts in erster Reihe noch immer die ältern Sammler stehen, so ist das bei dem gegenwärtigen Umfange unserer Kenntniß des ältern Schriftthums natürlich und bei der Reichhaltigkeit dieser die einzelnen Rinnsale zusammenleitenden Ströme vor allem andern ergiebig, aber man darf nicht vergessen, daß jene doch nur Vorarbeiten, nicht in wissenschaftlichem Sinne Quellen heißen können, daß zu allen Zeiten Quelle nur der unerschöpfliche Born des Volksmundes selber und aller solcher Schriftsteller Rede ist, die ihm zu entschöpfen wußten. Ein solcher ist gewiß Burkhard Waldis. Es wird sich ziemen, ihm seine Kunde vom deutschen Sprichworte wieder abzufragen, einer Kunde, die er dem Mutterwitze des wohlgekannten Volks, des ungelehrten aber auch unverbildeten, verdankt; und wenn, wie zu hoffen steht, das Ergebniß dieser Lese sich als ganz erklecklich erweist und die lebendige, weil angewandte Fülle größern Reiz bietet als die mit allerlei moralisirendem Beiwerk einregistrirten Sprüche und Redensarten oftmals misdeutender Sammler, so mag allgemeinere und mit mehrerer Muße beglückte Arbeitslust sich aufgelegt fühlen, das ganze Meer der ältern Sprachdenkmäler, besonders auch derer des Reformationszeitalters nach diesen Perlen zu durchsuchen, aufdaß ein historisch und dadurch erst wissenschaftlich geordneter Schatz allmählich sich ansammle, der in den meisten Fällen des Agricola, des Seb. Franck, Tappius oder Lehmann getrost entrathen könnte, ja für ihre Dunkelheiten Licht, für ihre Mängel an Verständniß Aufklärung, für ihre Willkür Zurückführung des Echten bieten würde, zugleich eine köstliche Bereicherung des deutschen Wörterbuchs wäre. Bevor diese große Durchmusterung, die mit Hülfe der Arbeitstheilung sich ermöglichen ließe, nicht wenigstens in Betreff der bedeutendsten Schriftsteller vorgenommen sein wird, kann an ein wissenschaftliches Sprichwörterbuch nicht gedacht werden. Zu einem solchen möchte die „Sprichwörterlese aus Burkhard Waldis" einige Handreichung leisten. Bei der Gelegenheit hat Kurz, der neueste Herausgeber des Burkhard Waldis („Deutsche Bibliothek", Bd. 1 und 2), in vielen Fällen rectificirt werden müssen; ob dies in der gehörigen Form geschah, darüber mögen Einsichtige befinden.

Franz Sandvoß.

Eine Kritik der deutschen Geschichtsquellen.

Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von W. Wattenbach. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Hertz. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die erste Bearbeitung dieses Buchs erschien 1858, und der Verfasser darf in dem Vorwort zu dieser zweiten Auflage mit vollem Rechte sagen, daß es einem dringend empfundenen Bedürfniß entgegengekommen ist und eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat. Es war nachgerade ein unerträglicher Zustand auf diesem Felde der Wissenschaft eingetreten. Eine ganz neue Methode der Kritik und Herausgabe der Quellen hatte alle frühern literarhistorischen Hülfsmittel unbrauchbar gemacht, aber nirgends konnte der nun zu diesen Studien Herantretende oder auch der, welcher sich bei längerer Beschäftigung damit allseitig und gründlich über den Stand der Forschung unterrichten wollte, eine übersichtliche Zusammenstellung des Materials finden. Jeder mußte zu diesem Behufe aus dem unendlich zerstreuten Detail heraus eine solche Arbeit selbst machen, weil er ohne sie nicht weiter kommen konnte; aber natürlich, da es doch nur nebenbei zu geschehen pflegte, standen die Ergebnisse davon, was Vollständigkeit und Sicherheit, also die beiden Hauptrequisite betraf, gewöhnlich in dem unzureichendsten Verhältniß zu der darauf

verwandten Mühe und Zeit. Der göttinger Preisaufgabe, oder vielmehr dem Professor Georg Waitz, der sie veranlaßt hat, gebührt deshalb ein großes Verdienst. Durch sie ist diese vorliegende Arbeit in ihrer ursprünglichsten Gestalt hervorgerufen worden, denn, wie es bei derartigen wissenschaftlichen Thematen zu gehen pflegt, deren Behandlung zwar als dringend nöthig erkannt, aber aus einer Menge von Gründen doch von niemand angegriffen wird, eine solche äußere Anregung ist gewöhnlich das einzige Mittel, wodurch das Hin- und Herschwanken der dazu Berufenen eine feste Richtung erhält. Bis zu diesem Augenblick wären wir wahrscheinlich noch in der alten Hülflosigkeit und Confusion, über die jedermann pflichtschuldigst jammert, aber ohne nur im geringsten sich verpflichtet zu fühlen, selbst Hand ans Werk zu legen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß gerade die Gattung wissenschaftlicher Arbeiten, zu welcher dies treffliche Buch gehört, etwas in sich Undankbares, wenn man so sagen darf, zu ihrem natürlichen Charakter hat. Die unendliche Mühe, die sie bei gewissenhafter Durchführung kosten, steht für den Autor selbst in keinem rechten Verhältniß zu der innern Förderung, die ihm die Arbeit gewährt. Der Dank aller derjenigen, die sich der Früchte seiner Mühen bequemlichst bedienen, ist der hauptsächlichste Lohn, auf den er sich angewiesen findet. Mag dieser noch so groß und aufrichtig sein, so entschädigt doch das Bewußtsein, vielen genützt zu haben, nicht hinlänglich einen jeden, auch wenn er sonst mit größter Selbstentäußerung im besten Sinne dieses Worts sich und seine Kräfte der Wissenschaft gewidmet hat. Die eigenthümliche Verbindung unabsehbarer Detailarbeit, welche sehr oft von mechanischer Art ist, mit der Nöthigung eines möglichst compendiösen Zusammendrängens des Stoffs, ohne dabei die zahlreichen allgemeinen Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren, von denen jeder das gleiche Recht auf Beachtung in sich trägt, hat etwas sehr Abspannendes und beinahe Aufreibendes. Es gibt viele Bücher, die ihrem Urheber dieselbe geistige Anstrengung kosten, wo aber der Geist durch die Arbeit sich gleichsam gestählt und erfrischt fühlt und so den schönsten und sichersten Lohn, der ihm überhaupt zutheil werden kann, gleich von selbst vorwegnimmt.

Um so willkommener ist es, daß die Theilnahme des wissenschaftlichen Publikums diesem Werke so entschieden zur Seite gestanden hat, daß wir es nach einer verhältnißmäßig kurzen Reihe von Jahren schon in zweiter Auflage besitzen. Wer aus Erfahrung die armseligen Zustände unsers Bücherverkehrs kennt, weiß, was dies besagen will. Die gediegensten Bücher, die als solche allgemein anerkannt und von sehr vielen benutzt werden, bringen es gewöhnlich nicht so weit, oder wenn es ja geschieht, muß oft ein ganzes Menschenalter verstreichen. Dann ist es aber immer sehr fraglich, ob ihre ursprüngliche Conception sich einer solchen Auferweckung nicht gar zu spröde erweist, ob es nicht besser und bequemer für den Autor und das Publikum wäre, wenn sie ganz aus frischem Holze gearbeitet würden. Und doch versteht es sich von selbst, daß jede wissenschaftliche Arbeit, so tüchtig sie auch bei dem ersten Griffe gerathen sein mag, doch eigentlich erst in einer zweiten Auflage den Grad von Vollkommenheit erlangen kann, den ihr ihr Urheber zu geben wünschte und an sich zu geben befähigt ist. Die erste Gestalt bleibt doch nur immer eine Art von Concept, trotz aller Sorgfalt, die jeder gewissenhafte Arbeiter darauf verwendet, sofort das Beste zu leisten, was er vermag.

Ein Buch wie das vorliegende verdient aber auch jenseit des doch immer beschränkten Kreises der Fachgenossen gekannt und gewürdigt zu werden. Auch hierin lassen unsere deutschen Bildungszustände noch manches zu wünschen übrig, was anderwärts in der That sich besser gestaltet hat. Wer wollte verkennen, daß es zum Theil die eigentlichen Vorzüge unserer deutschen wissenschaftlichen Arbeitsmethode und Technik sind, die ihre Früchte nur den wenigen, im engern Sinne Berufenen recht genießbar machen? Das volle Verständniß für das Verdienst der Arbeit eines andern hat ja immer nur der, der sich selbst in denselben Stoff ganz eingelebt hat und in ihm thätig gewesen ist. Aber der Zusammenhang des geistigen Lebens darf durch eine solche Specialisirung der Wissenschaft nicht zerrissen werden, am wenigsten da, wo der Gegenstand an sich ein allgemeineres Interesse in sich trägt. Die Geschichte wird und muß immer als Fachwissenschaft die Lebensaufgabe einer Anzahl von Männern bleiben, die sich ihr ganz widmen; aber jeder, der überhaupt mit wissenschaftlicher Thätigkeit sein Leben ausfüllt, sollte sich für verpflichtet halten, wenigstens den Kern und das Ziel aller übrigen wissenschaftlichen Bewegung neben der auf seinem Specialfelde verstehen und würdigen zu lernen. Daß man bei dem Worte Geschichte zunächst an die des eigenen Volks zu denken hat, sollte sich gleichfalls von selbst verstehen und schon darum dieser Wissenschaft eine populäre Bedeutung geben, die noch nichts über ihren abstracten Werth neben ihren andern Schwestern entscheidet und keiner derselben zu nahe tritt, aber sie zu einer Ehren- und Herzenssache aller derer machen müßte, welche den jetzt so geläufigen Anspruch auf Bildung erheben. Sie können und sollen nicht alle Geschichtsforscher oder Geschichtschreiber werden, aber sie sollen begreifen, daß es ihre Pflicht ist, nicht blos ein paar landläufige Phrasen aus Zeitungen oder Büchern, die gewöhnlich keine solidere Begründung als die sogenannte gute Gesinnung ihrer Urheber haben, eine Zeit lang mit sich fortzuschleppen, bis sie ihnen gelegentlich und ebenso zufällig, wie sie sich eingefunden haben, wieder abhanden kommen.

Wenn nun auch dieses Buch begreiflich nicht dazu da ist, wirkliche Geschichtskenntnisse im eigentlichen Sinne des Worts direct zu verbreiten, so zeigt es doch den sichersten Weg, um dazu zu gelangen. Indem es auf einmal die ganze Fülle des Quellmaterials für viele Jahrhunderte gesichtet und nach großen Gesichtspunkten verarbeitet vorführt, knüpft es überall an diejenigen Leistungen an, die darauf gebaut sind. Ohne ein Repertorium der ältern deutschen Geschichte sein zu wollen, erfüllt es doch die wesentlichsten Aufgaben eines solchen, sowol für den eigent-

lichen Jünger der Wissenschaft, wie für den gebildeten Freund derselben. Der erste findet hier alles, was er erwarten durfte: eine ebenso gründliche wie gedrängte und klar gefaßte Uebersicht der Quellenforschung und Quellenkritik, wie sie in diesem Momente liegen. Von einem völligen Abschluß der Arbeit kann natürlich auch hier so wenig wie anderwärts die Rede sein: wer davon träumt, hat überhaupt keinen Begriff einerseits von der Unvollkommenheit, andererseits von der Vollkommenheit der Wissenschaft als solcher. Was heute als unumstößlich sicheres Resultat gelten durfte, auch bei denen, die selbst zu sehen und selbst zu prüfen angelegt sind, kann morgen schon durch irgendeine zufällige Entdeckung oder durch den Blick eines mit noch schärferer Sehkraft ausgerüsteten Auges umgestoßen sein. Wer z. B. die erste Bearbeitung dieses Werks mit der vorliegenden zweiten vergleicht, hat Gelegenheit, sich davon nicht blos an einer, sondern an mehr als hundert Stellen zu überzeugen. Ja der Strom dieser wissenschaftlichen Thätigkeit flutet gegenwärtig so stark, daß das Neue fast in dem Augenblicke, wo es als fertiges Ergebniß ans Licht tritt, durch ein kaum geborenes noch Neueres als veraltet erscheint. Einen Beleg dafür geben die zahlreichen und wichtigen Nachträge, welche die erprobte Gewissenhaftigkeit des Verfassers während des Drucks hinzuzufügen vermochte. Aber alles dies ist nichts diesem einen Buche oder diesem einen Stoffe Eigenthümliches: es ist der allgemeine Typus jeder regen wissenschaftlichen Thätigkeit, und trotz desselben ist und bleibt es ein nicht blos anerkennungswerthes, sondern auch unentbehrliches Werk, die ewig rollenden Wogen der geistigen Bewegung wenigstens versuchsweise zu fixiren und zu einer concreten Gestalt des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft umzuformen.

Dem gebildeten Freunde unserer ältern Geschichte wird es allerdings weniger um die vollständige Kenntniß der Detailarbeit, die sich um unsere Geschichtsquellen des Mittelalters mit unverdrossener Rüstigkeit bewegt, zu thun sein. Ihm wird eine wohlgegliederte Uebersicht der Hauptphasen und eine scharfe Charakteristik der einzelnen Haupterzeugnisse jener ältern historischen am Herzen liegen, und diese kann er nirgends vollständiger, treffender und zugleich kürzer finden als hier. Es ist auch für ihn das beste Hülfsmittel zu eigener selbständiger Arbeit, wenn er sich dazu berufen fühlt, und warum sollte diese blos auf den eigentlich zünftigen Kreis beschränkt sein, wenn sie ihm auch zunächst zufällt?

Heinrich Rückert.

Neue Anthologien.

Ein Mitarbeiter des nunmehr eingegangenen „Morgenblatt" äußerte vor ein paar Jahren: Es sei wirklich wünschenswerth, daß die fast erdrückende Menge von Dichtern und Dichterinnen vorderhand nicht zunehme, und daß, wenn sich dennoch jemand unwiderstehlich zum castalischen Quell hingezogen fühle, er eher für alles andere als für die Lyrik dort Stärkung gewinnen möge. Wie weit ein solcher Wunsch berechtigt oder nicht, mag hier ununtersucht bleiben; über allen Zweifel erhaben aber dünkt uns die Berechtigung einer Uebertragung dieses Wunsches auf die Anthologien. Wir wollen nicht einmal behaupten, daß deren Anfertigung schon zur Epidemie geworden, aber wir haben ihrer auf ein paar Jahrzehnte hinaus genug, und wüßten nicht, welch innerm Bedürfniß neue entsprechen sollten: selbst im Geschick der äußern Veranstaltung ist von etlichen, wenngleich wenigen, das Höchste geleistet worden. Ja im Interesse unserer bessern Dichter, deren Garderobe zu zerschneiden, um einen allfarbigen Allerweltsmantel daraus zu flicken, jedweder das Recht zu haben vermeint; im Interesse vollen Bekanntwerdens ihrer Eigenart, ihres Eindringens in das Volk wie der Aufmunterung ihres Schaffens müssen wir ernstlich wünschen, daß sich die Speculation so selten als vernünftigerweise zulässig auf sie werfe, denn als etwas anderes dürfen mit geringen Ausnahmen dergleichen Sammlungen nicht gelten. Wer schlechterdings mit Rothstift und Schere arbeiten will, verschone wenigstens unsere vaterländischen Dichter der Gegenwart, welche vornehmlich fordern dürfen, daß man in einer Zeit, wo die Nation ohnehin nicht mehr ihre höchsten Triumphe an die Poesie setzt, die Menge nicht vollends an ein Genügen mit bloßen Brosamen gewöhne.

Auch die folgenden fünf Sammlungen sind im allgemeinen keine Erscheinungen, zu deren Gunsten wir unsere oben ausgesprochene Ansicht ändern könnten, so ungleich sie im einzelnen einander sind.

1. Ein Kranz auf das Grab des Dichters August Graf von Platen, gesammelt von Alice Salzbrunn. Hannover, Klindworth. 1866. 8. 15 Ngr.

So heißt ein elegant ausgestattetes Bändchen von 80 Seiten, in welchem die Herausgeberin 35 deutsche lyrische Dichtungen zusammenstellt, die zum Theil in Sonettenform, theils aber auch in andern Versarten Platen's Dichtergröße verherrlichen, sein Leben und seinen Tod besingen und seine Verdienste um die deutsche Poesie feiern. Platen war indeß kein Volksdichter und wird es nie werden, gehört andererseits zu längst und wohlerkannten Größen, und so wissen wir in der That nicht, wem dieser späte Kranz nützen soll, wenn nicht der Flechterin selber. Dazu findet sich, wie freilich in den meisten Anthologien, neben höchst respectabeln Namen wie Geibel, Herwegh, Kopisch, Strachwitz und andern, die in Sprache und Rhythmus auf Platen'scher Bahn wandeln, des Schwächlichen, Dilettantenhaften und Unbeholfenen mancherlei, und das Gedicht der Herausgeberin selbst ist von Mängeln keineswegs frei. Voran geht der Sammlung eine biographische Skizze des Gefeierten und einzelne Urtheile über ihn, deren Auswahl mindestens von der Verehrung der jedenfalls strebsamen Herausgeberin für den großen Formenmeister Zeugniß ablegt.

Weder neu im Gesichtspunkte, noch untadelhaft in der Gruppirung und Auswahl ist:

2. Das Leben des Weibes in Spruch und Lied unserer Dichter. Herausgegeben von Ferdinand Seinecke. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In der Absicht, Frauen und Jungfrauen „für ihren hohen und segensreichen Beruf zu begeistern und zur

Erfüllung ihrer schweren, heiligen Lebensaufgabe zu stärken", sind hier ein paar hundert Lieder zusammengestellt, welche sich auf die Bestimmung des Weibes im allgemeinen, auf die Kindheit und erste Jugend des Mädchens, auf die erwachsene Jungfrau, die Gattin, Mutter, Witwe, auf Alter und Tod des Weibes beziehen. Die Auswahl umfaßt die Zeit von Schiller und Goethe bis auf unsere Tage und macht das alte Dictum zu Schanden, daß viele berufen und wenige auserwählt seien: hier herrscht um so mehr im eigentlichen Verstande des Worts bunte Reihe, als auch den Dichterinnen ein hinlänglicher Platz eingeräumt ist. Indeß für die Toilettentische können wir das Buch mit gutem Gewissen empfehlen, sofern die Anforderungen an luxuriöse Ausstattung sich von den unserigen nicht gar zu sehr unterscheiden.

3. Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung. Poesien von C. Beck, G. Bernhard, L. Bowitsch u. a. Wien, Klemm. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.

Diese Sammlung erfreut sich wenigstens einer größern Homogenität der Zusammenstellung; der Spiegel ist aber nicht recht klar. Wer aus diesen Poesien ein genügendes Phantasiebild jenes Landes und seiner Leute zu gewinnen hofft, mit durchaus originalem und unterscheidendem Colorit, der täuscht sich. Die gemeinsame Beziehung tritt auch hier nicht aus einem willkürlichen Rahmen heraus. Verschiedene dieser Gedichte passen ebenso gut unter andere locale oder ethnographische Verhältnisse und Culturzustände. Angekündigt ist dabei noch „Polen im Spiegel deutscher Dichtung", und so erschließt sich denn durch diese Beispiele den Anthologienschweißern vielleicht ein neues großes Gebiet, vor welchem uns die Herren Verleger aber doch bewahren möchten, zumal wir demnächst sammt und sonders dringendere Länderstudien zu machen haben werden, also daß die Dichter nach dieser Richtung hin ungeschoren und ungerupft bleiben können.

Eine ganz werthlose Mache ist die

4. Byron-Anthologie. Auserwähltes aus Lord Byron's Dichtungen, übertragen von Eduard Hobein. Schwerin, Stiller. 1866. Br. 8. 20 Ngr.

Blos weil Macaulay, der sich nie zu einem richtigen Verständniß Byron's erhoben, einmal gesagt hat, seine Dichtungen wären gleich dem „Giaur" mehr oder weniger Sammlungen von Fragmenten und es ließe sich, wenn es auch keine durch Sternchen bezeichneten Lücken gäbe, doch an der Zusammenfügung leicht erkennen, wo die Theile, um derentwillen das Ganze gedichtet worden, anfingen und endeten: lediglich auf dieses beschränkte und von ihm ungeprüft gelassene Urtheil hin wagt es der vermuthlich pseudonyme Herr Hobein einen an Haupt und Gliedern verhunzten und verstümmelten Dichterheros auf den Markt zu stellen, was umsomehr Zurechtweisung verdient, als es nicht blos in einer die unbeschreibliche Kühnheit der Gedanken verzwergenden und den außerordentlichen Bilderreichthum verkümmernden Uebersetzung geschieht, sondern den Groschenbibliothekskäufern, für welche dieser Torso äußerstenfalls bestimmt ist, nicht die geringste Ahnung von der Größe des so malträtirten Meisters weckt, indem nicht blos die „Braut von Abydos", „Lara", „Sardanapal", „Cain", „Die zwei Foscari" u. a., sondern auch sein dichterisches Genie am deutlichsten manifestirende Schöpfungen wie „Don Juan" und „Manfred" gänzlich ignorirt worden sind. Die Kenner und Verehrer des großen Sängers freilich werden andererseits Hobein fast noch Dank wissen müssen, daß sich sein Attentat nicht auch auf letztere erstreckt hat.

Die letzte Anthologie, welche uns heute vorliegt, gehört zu dem wunderlichsten Mischmasch, den die deutsche Literatur aufzuweisen vermag. Gemeint ist:

5. Das Pflanzenleben, dessen Wachsthum, Sprache und Deutung in Gedichten und Aussprüchen. Ein Beitrag zur sinnigen Betrachtung der Natur, von M. G. W. Brandt. Frankfurt a. M., Winter. 1866. 8. 2 Thlr.

Der Versuch einer Art poetischer Botanik oder Pflanzenphysiologie, den man im ersten Augenblicke hierunter vermuthen könnte, wäre immer etwas, was einige Beachtung verdiente. Das Gelingen eines solchen Versuchs erscheint uns aber überhaupt unmöglich, und in der That irren wir uns, Brandt beabsichtigte dergleichen durchaus nicht. Sein wohlbeleibtes Buch soll im Gegentheil eine Staffel sein, auf welcher wir uns zu Gott erheben können und vor der breiten Flut der Zeitströmung schützen. Unsere modernen Naturforscher sind auf grundverkehrte Wege gerathen, sie wollen vornehmlich unser Wissen bereichern, Wesen, Bestimmung und Nutzen aller Dinge lehren. Das muß ein Ende haben, dazu ist die Welt nicht da; ascetische Betrachtung ist die allein rechte oder höchste. Wenn unsere Naturforscher sich nicht dazu bekehren, werden wir ebenso wenig eine wahre Naturkunde erlangen, als wir eine nationale Dichtkunst hatten, da Schiller sich noch zu so abscheulichen, frevelhaften Liedern wie die „Resignation" und „Die Götter Griechenlands" verirrte. Brandt ist ein sehr frommer Mann und Vilmar sein Dalai Lama. In dem einzig wahren christlichen Lichte die Pflanzenwelt beschauen zu können, hat er denn seit langen Jahren Collectaneen angelegt, Bücher und Journale, Schriftsteller und Dichter beiderlei Geschlechts, aller Zeiten und aller Art, obscurste und berühmte, katholische, protestantische und dissentirende, excerpirt und diese Auszüge in Obigem ohne alle innere Regel und Kritik ausgeschüttet. Zwar sind sie unter verschiedene Rubriken gebracht, allein diese Rubriken sind rein äußerlich, manche derselben passen gleich der Faust aufs Auge. Daß viel Ungehöriges mit unterläuft, das muß gegen die Entdeckung der Eisblumen an den Fensterscheiben, mit welcher Brandt die Pflanzenwelt bereichert, minutiös erscheinen. Sollte er sich aber, wie wir fast fürchten, noch in die Zoologie und Mineralogie versteigen, so würden wir uns alles Ernstes ihm sehr verbunden erachten, wenn er zuvor noch einmal in sich ginge und vielleicht Banting's Methode zur Vermeidung der Corpulenz beachtete, die sich möglicherweise auch auf Collectaneen oder Anthologien anwenden läßt.

F. W. Ebeling.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

In Johann Nepomuk Vogl, der am 16. November in Wien starb, hat die österreichische Lyrik einen ihrer productivsten Vertreter verloren. Zwar gehörte er nicht zu den Vorkämpfern jener politischen Richtung, welche eine Zeit lang die österreichische Lyrik als die Avantgarde der poetischen Fortschrittspartei erscheinen ließen. Ebenso wenig war er ein Repräsentant des buntscheckigen Wortwitzes, wie er in den Saphir'schen Humoresken wucherte. Vogl vertrat jene gemüthliche Lyrik, welche er aus dem realen deutschösterreichischen Leben schöpfte und die aus der Geschichte dieses Volksstammes alle Ereignisse aufgriff, die sich poetisch verwerthen ließen. Die Localfarbe überwog indeß in seinen Dichtungen so sehr, daß nur wenige derselben eine allgemein gültige Bedeutung gewinnen konnten. Einzelne sangbare Lieder und Balladen mit dem Ausdrucke herzlicher Empfindung gelangen dem Dichter vollständig; bei den meisten blieb indeß der Guß nicht ohne Blasen, und eine breite Behäbigkeit hinderte die Prägnanz der Form. Vogl war am 2. November 1802 in Wien geboren und bekleidete seit seinem siebzehnten Jahre eine amtliche Stellung bei den niederösterreichischen Landständen, die ihm hinlängliche Muße gönnte, seinen poetischen Lieblingsneigungen zu huldigen und gutes, oft auch taubes Erz aus den Schachten des österreichischen Volkslebens zu Tage zu fördern. Von seinen lyrisch-epischen Dichtungen erwähnen wir: „Oesterreichisches Wunderhorn" (1834), „Balladen" (1837, 1845), „Klänge und Bilder aus Ungarn" (1839), „Der fahrende Sänger" (1839), „Domsagen" (vierte Auflage, 1853); von seinen Liedersammlungen den „Neuen Liederfrühling" (1841), „Lyrische Dichtungen" (zweite Auflage, 1844), „Soldatenlieder" (1849), „Aus der Taufe" (1849), „Schnadahüpfla" (1850).

Auch ein anderer vielschreibender Dichter von mehr hypermoderner, wenig volksthümlicher Tendenz, Braun von Braunthal, ist in Wien gestorben, am 26. November. Er ist in Romanen und Dramen von einer Excentricität, welche sich in gewagten Problemen versucht, aber ebenso oft alles gesunde Empfinden vor den Kopf stößt. Er vertritt die jungdeutsche Richtung in ihrem, an die Caricatur streifenden Extrem. Sein „Faust" (1835) ist wol seine beste Dichtung, voll abenteuerlichen Lebens, nicht ohne Geist und originelle Erfindung; wir erinnern z. B. an die Situation, in welcher Faust mit Kaiser Karl V. zusammenkommt. Doch fehlt die geistige Vertiefung, ohne die keine Faustdichtung möglich ist. Von den andern Dramen heben wir „Don Juan" und „Graf Julian" hervor. In den Romanen „Schöne Welt" (2 Bde., 1841) und „Die Stimme des Blutes" (2 Bde., 1842), die er unter dem Pseudonym Jean Charles erscheinen ließ, geht die Extravaganz über die Schranken hinaus, welche sich die deutschen Romandichter im Hinblick auf ihr Publikum zu ziehen pflegen; die Mysterien der Galanterie werden enthüllt und ein so verfängliches Thema wie die Blutschande zum Angelpunkte der romanhaften Begebenheiten gemacht. In einem eigenthümlichen, und an Saphir's Dichtweise anklingenden Genre sind die „Aquarellen", „Humoresken", die „Stehenden Masken im Lustspiele des Lebens" geschrieben. Braunthal war übrigens von einer solchen Productivität, daß seine gesammelten Schriften sich gewiß auf 60 Bände belaufen. Als Curiosum wird angeführt, daß er seine schriftstellerische Thätigkeit mit einem „Gebetbuche" begonnen und mit einer „Aesthetik für Damen" abgeschlossen habe. Braun von Braunthal war 1802 in Eger geboren und studirte später in Wien. Im Jahre 1826 begleitete er den Sohn des Grafen Schaffgotsch als Erzieher nach Breslau, wo er seine ersten schriftstellerischen Arbeiten erscheinen ließ. Doch kehrte er 1830 nach Wien zurück und gab sich dort einer unermüdlichen literarischen Thätigkeit hin, die, anfangs viel besprochen, später zu allerlei Gewaltmitteln greifen mußte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Jedoch sind manche seiner größern Dichtungen nicht nach Verdienst gewürdigt.

Auf deutschen Theatern sind neuerdings einige Dramen vereinzelt mit Erfolg zur Aufführung gekommen, welche nicht von der großen theatralischen Strömung bewegt und nicht von der Reclame der Theaterblätter auf die Bühne gerissen werden. So zunächst das (bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene) Drama: „Blanche", von Albert von Winterfeld und Alfred von Wolzogen, welches in Breslau eine günstige Aufnahme fand. Daß ein ernstes Drama zwei gesetzliche Väter aufzuweisen hat, gehört in Deutschland jedenfalls zu den Ausnahmen und mag als Curiosum bemerkt werden. Die „Schlesische Zeitung" rühmt dem Stücke, welches einen Stoff aus dem französischen Hofleben behandelt, eine edle ungezwungene Sprache und natürliche Charakterzeichnung nach, sowie einen geschickten Scenenbau, der nirgends auf den äußern Effect losarbeitet, tadelt aber, daß die Dichtung nach Anlage und Entwickelung eigentlich den Charakter eines Intriguen- und Conversationsstücks an sich trägt, und nur durch den zufälligen, durch den Verlauf der Handlung keineswegs motivirten Tod des Prinzen von Cleves zu einem Trauerspiele wird.

In Brünn hat ein fünfactiges Drama von Ludwig Goldhann: „Ein verkauftes Herz", Beifall gefunden. Der Dichter hat früher durch ein Römerdrama, dessen Held Petronius ist und in welchem einige grandiose Züge im Stil der originellen Kraftdramatik nicht fehlen, eine gewisse markige Begabung bekundet. In Mannheim hat das Drama von Ludwig Eckardt: „Sokrates", Anklang gefunden, ein Drama, das bereits vor Jahren auf der berliner Hofbühne erschien, aber bisher nicht die Runde über die deutschen Theater gemacht hat.

Victorien Sardou's neuestes Stück: „Maison neuve", hat am Vaudevilletheater nur einen zweifelhaften Erfolg davongetragen. Bei einigen Scenen wurde sogar gepfiffen; doch gehört dies Ingredienz gegenwärtig mit in den Freudenbecher eines pariser Erfolgs, ohne gerade den Trank in Wermuth zu verwandeln. Auch Jacquerie's „Le fils" erlebte bei der ersten Aufführung im Théâtre français einige Sifflets und behauptete sich doch als Repertoirestück. Ein wirklicher Miserfolg hat in Paris weit mehr auf sich als in Deutschland, weil die wochenlangen Proben dann vergeblich waren und ein Dichter wie Sardou um ein Vermögen von 150000 Francs ärmer wird. Nicht einzelne Uebelwollende, sondern nur die Stimme der ganzen Kritik und des ganzen Publikums darf sich einer solchen Vermögensbeschädigung schuldig machen. Sardou's neues Stück ist wieder ein kühner Griff ins volle pariser Menschenleben, ein Melodrama aus dem neuen Paris, eine Tragödie der neuen Boulevards, der nur von dem wohlwollenden Verfasser die tragische Spitze abgebrochen worden ist. Ein junger Kaufmann mit seiner Frau wollen höher hinaus, miethen sich ein neues Haus auf dem Boulevard Malesherbes, mit dem Laden im Erdgeschosse, der Wohnung im ersten Stocke, und beginnen ein fashionables Leben, zu dem natürlich die ehebrecherischen Neigungen und Conflicte gehören. Doch hat Sardou in diesem Drama ein hochromantisches Wagniß nicht gescheut, welches sich auch als die Klippe des Stücks eher mindestens als die eines unbestrittenen Erfolgs zeigte. Der Entführer der jungen Frau kommt gerade im entscheidenden Moment in trunkenem Zustande; da faßt sie Widerwillen gegen ihn und gegen die beabsichtigte That; sie gibt ihm Opium ein, um ihn für den Augenblick unschädlich zu machen. Narkose gegen Narkose — es ist eine homöopathische Dramatik, die aber allzu sehr ins Pathologische übergeht. Sie fürchtet, ihn getödtet zu haben, doch er lebt und ist nur etwas [illegible] Daß am Schluß sich alle Conflicte versöhnlich lösen, [illegible]

sich bei einem Drama des Vaudeville ganz von selbst. Die aus den Fugen gegangene Ehe wird wieder eingerenkt — mag sie nachher knarren, soviel sie will, das in der Maison neuve nicht florirende Geschäft wird durch fremde Hülfe wieder in Gang gebracht. Und die Moral von der Geschichte? Zieht nicht in die vergoldeten Häuser der neuen Boulevards; da lauert das Verderben. Es ist eine Polemik gegen Baron Haußmann und das Hôtel-de-Ville, deren Stachel aber auch die imperialistische Neugestaltung der Weltstadt trifft.

Für den Weihnachtstisch.

Von der zahlreichen Weihnachtsliteratur, die zum großen Theil außerhalb der Grenzen fällt, die unsere Blätter sich gezogen haben, erwähnen wir besonders die Otto Spamer'schen Jugendschriften, deren Redaction ebenso umsichtig wie geschmackvoll genannt werden muß.. Das vorliegende Bändchen der „Welt der Jugend": „Feierabende" (Leipzig 1867), ist sehr reichhaltig und illustrirt mit Wort und Bild in einer dem jugendlichen Alter zugänglichen Weise die Zeitgeschichte. Außer den Skizzen aus dem nordamerikanischen Kriege sind besonders die Darstellungen aus dem letzten deutschen Kriege von Karl Gustav von Berneck hervorzuheben. Auch die Abschnitte: „Die Sprache der Vögel", „Der König sonst und jetzt", „Schießpulver und Feuerwaffen", „Die Biographie Karl Ritter's" u. a. sind sehr lehrreich. In den „Erholungsstunden" ist auf manche empfehlenswerthe gesellschaftliche Unterhaltung für die Jugend hingewiesen. Von dem im Verlage von Otto Spamer erscheinenden „Buch der Reisen und Entdeckungen" ist die Darstellung von Kane's Nordpolfahrten in vierter durchgesehener Auflage erschienen. Die in den Text gedruckten 125 Abbildungen und die 2 Karten dienen zur willkommenen Erläuterung des interessanten Berichts. Das dritte Bändchen der Sammlung bildet eine Darstellung des „Amurgebiets und seiner Bedeutung" von Richard Andree, mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen, 4 Tonbildern, sowie einer Karte des asiatischen Rußland (Leipzig 1867). Richard Andree, der Sohn des bekannten Geographen Karl Andree, hat dies Werk nach den neuesten Berichten von Mahie, Radde, Maack u. a. zusammengestellt, und zwar in ebenso eingehender wie eleganter Weise. Bei dem großen Interesse, welches das Amurgebiet und Rußlands Fortschritte in Asien erregen, wird man die Schrift mit Vergnügen lesen.

Von Karl Ruß liegt eine neue naturgeschichtliche Skizzensammlung vor unter dem Titel: „Meine Freunde. Lebensbilder und Schilderungen aus der Thierwelt" (Berlin, Böttger). Die poetisch sinnige Darstellungsweise des Verfassers, die sich zum Theil auf neue eigene Beobachtungen stützt, ist bekannt und verleugnet sich auch nicht in der neuen Sammlung. Von demselben Verfasser ist ein „Rathgeber auf dem Wochenmarkte" (Breslau, Trewendt) erschienen, der sich als tüchtiges praktisches Hülfsbuch erweist.

Die wohlfeile Octavausgabe der „Schiller-Galerie" von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg (Leipzig, Brockhaus), liegt vollendet in elegantestem Einband vor und ist ebenso für den Weihnachtstisch zu empfehlen wie die „Lessing-Galerie" von Friedrich Pecht (Leipzig, Brockhaus), deren zweite Lieferung uns die gelungenen Bilder des Klosterbruders, der Gräfin Orsina, des Tempelherrn, der Recha und des Al-Hafi bringt.

Aus Leopold Schefer's Nachlaß ist eine elegant ausgestattete Sammlung erschienen unter dem Titel: „Für Haus und Herz. Letzte Klänge von Leopold Schefer. Herausgegeben von Rudolf Gottschall" (Leipzig, Keil, 1867). Der Sänger des „Laienbrevier" erscheint in dieser Sammlung, die an tiefempfundenen, in Form und Inhalt originellen Gedichten reich ist, zum Theil in einem ganz neuen Lichte. Außerdem ist eine neue, die sechste Auflage des „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung" von dem Herausgeber d. Bl. (Breslau, Trewendt) erschienen, welche durch zahlreiche neue Gedichte bereichert ist und bei gleicher Ausstattung zu billigerm Preise verkauft wird als die frühern Auflagen.

Als eine prächtige Weihnachtsgabe erscheint das „Deutsche Künstleralbum" (Düsseldorf, Breidenbach u. Comp.). Sowol was die Bilder als was die Gedichte betrifft, finden wir die hervorragendsten Namen der deutschen Kunst und des deutschen Parnasses vertreten. Unter den Bildern herrscht diesmal das Genre nicht so übermäßig vor, wie es sonst der Fall zu sein pflegt. Wir brauchen nur die Namen der Maler Eduard Bendemann, Karl Piloty, M. von Schwindt, Kaspar Scheuren u. a. zu nennen, um die künstlerische Bedeutung der Bilder außer Zweifel zu setzen. Auf die Gedichte kommen wir noch einmal zurück.

Die originale Miniaturlyrik ist, abgesehen von ältern Ausgaben und neuen Auflagen, diesmal wenig vertreten. Durch äußere Ausstattung empfehlen sich für den Weihnachtstisch die in dritter Auflage erschienenen Dichtungen von Luise von Ploennies „Sawitri" (München, Merhoff, 1867), „Die sieben Raben" (München, Merhoff, 1867), das idyllische Epos: „Das friedliche Thal im Kriege 1813" von Agnes Kayser-Langerhannß und „Die Komödie des Lebens" von Erdwin Mölling (Bremen 1866).

Bibliographie.

Bamberger, L., Alte Partheien und neue Zustände. Berlin, F. Duncker. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Officieller Bericht über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen im Juni 1866 und Relation der Schlacht bei Langensalza am 27. Juni 1866. 1ster Thl. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Bernays, M., Ueber Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Cassel, P., Die Schwalbe und ihre Heimkehr. Berlin, v. Decker. 8. 7½ Ngr.

Deutschland und die Hohenzollern. Ein Mahnruf an die Nation von einem Groß-Deutschen. London. Gr. 8. 6 Ngr.

Dupanloup, Die Mißgeschicke und die Zeichen der Zeit. Ein Sendschreiben. Deutsch von G. H. Nütjes. Emmerich, Romen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erlebnisse eines zu den Galeeren Frankreichs verurtheilten protestantischen Glaubenszeugen, von ihm selbst erzählt. Aus dem Französischen übersetzt von H. Abelberg. Mit einem Vorwort von Herzog. Erlangen, Deichert. 1867. 8. 27 Ngr.

Findel, J. G., Meine maurerische Büchersammlung. Ein Wegweiser durch die neuere und ältere Literatur der FrMrei und zugleich ein Nachtrag zu G. Kloss, Bibliographie. Leipzig, Förster u. Findel. Gr. 8. 12 Ngr.

Fitting, H., Zur Geschichte des Soldatentestamentes. Eine Festschrift. Halle, Buchh. d. Waisenh. Lex.-8. 10 Ngr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 5ter und 6ter Bd. München, Liter.-art.-Anst. Gr. 8. 4 Thlr. 23 Ngr.

Gieseler, F. W., Märchen des Aberglaubens alter und neuester Zeit. Nebst einem psychologischen Anhang über Ahnungen und Geister-Erscheinungen. Tauberbischofsheim, Lang. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Hackländer, F. W., Neue Geschichten. Der Toreador. Ein Eisenbahn-Abenteuer. Am Herdfeuer. Reiselust. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Lassota v. Steblau, E., Tagebuch. Nach einer Handschrift der v. Gersdorff-Weicha'schen Bibliothek zu Bautzen herausgegeben und mit Einleitung und Bemerkungen begleitet von R. Schottin. Halle, Barthel. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Longfellow, H. W., Miles Standish's Brautwerbung. Uebersetzt von J. Mansfeld. Mainz, Kunze's Nachf. 1867. Gr. 16. 14 Ngr.

Marbach, O., Coriolanus. Tragoedie. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Herodes. Ein Lustspiel. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Proteus. Ein Satyrspiel. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Romeo und Julia. Tragödie nach Shakspeare. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 20 Ngr.

Maercker, F. A., Erinnerungen. Gesammelte Gedichte. 2tes Heft. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Eheliche Ermahnungen. (Nach Plutarchos.) Eine Hochzeitsgabe. Berlin, v. Decker. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Wullschlägel, H. R., Lebensführungen. Christliche Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 1867. 8. 12 Ngr.

Wundt, W., Die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Causalprincip. Ein Capitel aus einer Philosophie der Naturwissenschaften. Erlangen, Enke. Gr. 8. 24 Ngr.

Zianitzka, K. T., Lord Byron. Romantische Skizzen aus einem vielbewegten Leben. 1ster Bd. Mannheim, Schneider. 1867. 8. 1 Thlr.

Zum Verständniß der deutschen Frage. Mit zahlreichen, theilweise bisher nicht gedruckten Actenstücken. Stuttgart, Aue. 1867. Gr. 8. 24 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke
aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte und Prachtwerke, Atlanten.

Schiller-Galerie von **Pecht** u. **Ramberg**, Neue wohlfeile Ausgabe, geb. 5 Thlr. u. 6 Thlr. — **Goethe-Galerie** u. **Schiller-Galerie** von **Pecht** u. **Ramberg**, geb. à 15⅓ Thlr. u. 16⅔ Thlr.; Prachtausgabe, geb. à 30 Thlr. — **Lessing-Galerie** von **Pecht**, 6 Lieferungen à 1⅓ Thlr. — **Neue Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings**, 25 Thlr. — **Ernst Schulze, Die bezauberte Rose**, illustrirt von **Baumgarten**, geb. à 5⅔ Thlr. u. 8 Thlr. — **Washington Irving**, illustrirt von **Ritter** u. **Camphausen**, deutsch und englisch, geb. à 6 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862**, 1. Bd. geb. 8⅓ Thlr., 2. Bd. geb. 7 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, cart. 17⅔ Thlr., geb. 23⅓ Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, cart. 6⅔ Thlr.; **Ausgabe mit Text**, cart. 9 Thlr., geb. 10 Thlr. — **Lange's Geographischer Handatlas**, cart. 6⅔ Thlr., geb. 7 Thlr. — **Lange's Atlas von Sachsen**, geb. 5⅔ Thlr. — **Arendts' Naturhistorischer Schulatlas**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

Encyklopädische Werke.

Brockhaus' Conversations-Lexikon, Elfte Auflage, 15 Bde., geb. à 1 Thlr. 28 Ngr. u. 2 Thlr., auf Velinpapier geb. à 3 Thlr.; **Zehnte Auflage**, 15 Bde., geb. 23⅓ Thlr., 24 Thlr. u. 24⅔ Thlr. — **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon, Zweite Auflage**, 4 Bde., geb. 7⅔ Thlr. u. 7 Thlr. 26 Ngr. — **Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon**, 7 Bde., geb. à 2 Thlr. 24 Ngr. — **Allgemeines Handbuch der Freimaurerei**, 3 Bde., à 3⅓ Thlr. — **Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon**, in Lieferungen à 20 Ngr.

Gedichte und Dramen.

Album der neuern deutschen Lyrik, 7. Aufl., geb. 1⅔ Thlr., Prachtausgabe, geb. 3 Thlr. — **Boysen van Nienkarken, Leeder und Stückschen in Ditmarscher Platt**, geb. 1 Thlr. 18 Ngr. — **Gottschall's Dramatische Werke**, 6 Bdchn., geb. 3⅓ Thlr. — **Gregorovius, Euphorion**, cart. 1 Thlr. — **Gutzkow's Dramatische Werke**, 20 Bdchn., geb. 8 Thlr.; **Uriel Acosta**, 3. Aufl.; **Zopf und Schwert**: geb. à 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in dich**, 15. Aufl.; **Zu allen guten Stunden**, 3. Aufl.; **Fester Grund**, 2. Aufl.; **Auf stillen Wegen**; **Unter dem Halbmond**; **Lerne, liebe, lebe**, 2. Aufl.: geb. à 1 Thlr.; **Die Psalmen**, geb. 2⅓ Thlr. — **Horn, Die Pilgerfahrt der Rose**, 3. Aufl., cart. 24 Ngr. — **Kalidasa, Sakuntala**, geb. 1 Thlr.; **Urvasi**, geb. 26 Ngr. — **Kortum, Die Jobsiade**, 11. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Wilhelm Müller, Gedichte**, 4. Aufl., 2 Theile, geb. 3 Thlr. 16 Ngr.; **Ausgewählte Gedichte**, cart. 20 Ngr. — **Das Nibelungenlied**, übers. v. **Bürger**, geb. 1⅓ Thlr. — **Das Nibelungenlied**, übers. v. **Naumann**, geb. 1⅔ Thlr. — **Pfeilschmidt, Heilige Zeiten**, geb. 1 Thlr. — **Rossbach, Das Lilienmärchen**, cart. 12 Ngr. — **Schulze, Die bezauberte Rose**, 10. Aufl., geb. 1 Thlr., 1⅓ Thlr. u. 2 Thlr.; **Cäcilie**, 3. Aufl., 2 Thle., geb. 3 Thlr.; **Gedichte**, 3. Aufl., geb. 1⅓ Thlr. — **Sturm, Gedichte**, 3. Aufl.; **Neue Gedichte**; **Für das Haus**: geb. à 1⅓ Thlr.; **Fromme Lieder**, 5. Aufl., geb. 1 Thlr.; **Neue Fromme Lieder**, geb. 1⅔ Thlr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr. — **Tschabuschnigg, Gedichte**, 3. Aufl., geb. 2⅓ Thlr. — **Deutsche Classiker des Mittelalters: I. Walther von der Vogelweide**, hrsg. v. **Pfeiffer**, 2. Aufl.; **II. Kudrun**, hrsg. v. **Bartsch**; **III. Das Nibelungenlied**, hrsg. v. **Bartsch**: geb. à 1⅓ Thlr. — **Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts: I. Liederbuch**, v. **Goedeke** u. **Tittmann**, geb. 1⅓ Thlr.

☞ In allen Buchhandlungen vorräthig. ☜

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1866) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

H. W. Schmidt's Antiquariats-Buchhandlung in Halle a/S. versandte:

Antiquar-Catalog

Nr. 248 und 249. Altclassische Philologie. Drei Abtheilungen.
" 250 und 260. Allgemeine Naturgeschichte. Naturwissenschaft. Reisen. Zoologie (inclusive vergleichende Anatomie und Physiologie). Botanik.
" 254 bis 256. Theologie. (Allgemeines. Commentare. Kirchengeschichte. Dogmatische Theologie ꝛc.)
" 257. Philosophie.
" 258. Judaica.
" 259. Orientalia.
" 261 und 262. Geschichte von England, Schweden und Norwegen, Dänemark, Belgien und Niederlande, Schweiz.
" 263. Magie.

Obige Kataloge stehen sowol direct, wie auch durch jede Buchhandlung gern zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.
Von Sigismund Stern.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

An den Tod, Canzone von Albert Möser.
Brosch. 6 Ngr.

Möser's Begabung ragt um volle Kopfeslänge über der Lyrik des Tages hinaus. Sie schreitet mit beflügelter Sohle über Zeit und Welt dahin, den höchsten Aufgaben und Zielen der Dichtkunst nach. Nächst Hamerling ist Möser vielleicht die hoffnungsvollste poetische Befähigung der Neuzeit.

(Feodor Wehl.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 27. December 1866.

Inhalt: Zur dramatischen Literatur. Von **Rudolf Gottschall**. (Beschluß.) — Zur Geschichte der Befreiungskriege. Von **Karl Gustav von Berneck**. — Neue Erzählungen. Von **Feodor Wehl**. — Eine elsasser Walhalla. Von **F. W. Ebeling**. — **Feuilleton**. (Literarische Plaudereien; Literarische Notizen.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Zur dramatischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Das vierte Bändchen meiner „Dramatischen Werke" enthält das Trauerspiel: „Der Nabob", dessen Held Lord Clive, der Eroberer Ostindiens, ist. Die Anklage im Parlament und der Selbstmord Clive's, welche die Peripetie und Katastrophe der Handlung bilden, sind geschichtliche Thatsachen, welche allerdings im Drama selbst in nähern und mehr unmittelbaren Zusammenhang gesetzt sind als in der Geschichte. Dem „Nachwort" entnehmen wir folgende Stellen:

Das beifolgende Trauerspiel kam zuerst in Breslau zur Aufführung, wo es Herr von Bequignolles mit gewohnter Hingabe und poetischem Verständniß inscenirte, dann in Weimar unter der kunstsinnigen Leitung Franz Dingelstedt's, welcher dichterisches Streben stets anerkennt und ermuthigt. Hier fand die Titelrolle in Otto Lehfeld einen energischen, großen Aufgaben gewachsenen Träger.

Trotz der freundlichen Aufnahme, deren sich das Stück auch an einigen andern Bühnen erfreute, glaubte ich doch, dasselbe einer eingehenden Umarbeitung unterziehen zu müssen, indem ich eine gänzlich andere Oekonomie in der Folge der Scenen und Acte zur Geltung brachte, die Rolle der Arabella dadurch zu heben suchte, daß ich sie aus dem Bereiche enthusiastischer Stimmungen mehr in das eingreifender dramatischer Action versetzte, wie ich überhaupt nicht ohne Ueberwindung die Fülle östlicher und westlicher Lyrik, die sich um die Gestalten Sita's und Arabella's rankte, durch tiefeingreifende Striche auf ein bescheideneres Maß zurückführte. Auf den Einwurf, daß der Held zu passiv sei, daß das Stück dadurch mehr zum Seelengemälde als zur energisch fortschreitenden Tragödie werde, bin ich gefaßt, ohne ihn zu fürchten. Denn seit den Zeiten der antiken Tragödien, seit „Oedipus", „Ajas" u. a. bis zu Schiller's „Maria Stuart" hat sich eine Gattung von Trauerspielen Geltung zu verschaffen gewußt, in welcher uns gleichsam die dramatische Handlung in Form einer Evolution entgegentritt, indem eine vorausgehende That und Schuld sich vor unsern Augen in ihren verhängnißvollen Folgen entfaltet. In diesen Folgen aber ist die That noch lebendig, und der Held selbst hat sich das Netz gestrickt, das sich über ihm zusammenzieht. Wenn diese Evolution in bewegter Handlung, in spannender Weise vor sich geht, so ist die innere Berechtigung einer solchen Tragödie nicht zu leugnen. Was den ethischen Inhalt des „Nabob" betrifft, so ist er ebenfalls aus dem modernen Geist herausgeboren. Wenn ich in meinem „Mazeppa" die Ueberstürzungen rastloser Leidenschaft dargestellt: so versuchte ich hier in diesem weltgeschichtlichen „Timon" den Fluch des Goldes zu zeichnen, wie er selbst die Schwingen einer großen Seele lähmt.

Ein weiterer Einwurf richtet sich gegen jene That, welche die Schuld des Helden bildet. Wenn man sie als einen Mord aus Habsucht charakterisirt, so thut man der genauer eingehenden Motivirung des Dramas unrecht. Der indische Prinz Surajah Dowlah war durch das Kriegsgericht der Engländer zum Tode verurtheilt. Lord Clive konnte ihn begnadigen, doch er gab der Stimme in seiner Brust, die ihn zu diesem Gnadenact drängte, nicht Gehör, weil ihn die Millionen blendeten, die Meer Jaffier ihm versprach, wenn er ihn an Surajah's Stelle zum Fürsten gemacht hätte. Einen Rechtsspruch vollziehen zu lassen, ist kein Act der Tyrannei. Nur das subtile Gewissen des Lords empfand den innern Makel, der an seinem Golde haftete, bei einer That, welche die Welt nicht verdammen durfte.

Ueberhaupt sollte man in der Klassification jener Thaten, welche das Inventar der Tragödie bilden, nicht allzu pedantisch sein. Nach criminalistischem Standpunkt sind sie mehr oder weniger Verbrechen; es ist nur das Element der Größe, das sie über eine sich auf jene Paragraphen stützende Beurtheilung hinaushebt. Wenn aber einige Aesthetiker sagen: Mord ist tragisch und Diebstahl ist es niemals, so ist dieser Ausspruch unbegründet und geht nur aus der Sortirungswuth hervor, welche sich durchaus nicht wohl fühlt, wenn sie nicht in ihren numerirten Schubläden herumkramen kann. Ein Raubmord wegen einiger Thaler hat nichts Tragisches; dagegen sagte schon Fiesco: „Ein Diadem stehlen ist göttlich!" Der blendende Zauber ungeheuerer Schätze ist zu allen Zeiten als eine dämonische und deshalb poetische Macht empfunden worden. Schon die alte Sage feierte die dämonischen Thaten der Menschen, die sich der geheimnißvollen „Horts" bemächtigen wollten. Ein weltbeherrschender Lebensgenuß knüpft sich an die Millionen. Sie sind kein kleines, sondern ein **großes** Motiv — und das ist das Einzige, dessen die Tragödie bedarf.

Die Scene, welche die in der Vergangenheit spielende

That des Helden erläutert, ist die Schlußscene des dritten Actes. Clive hatte Sita, die Tochter des hingerichteten Hindufürsten, bei sich erzogen. Der Bruder derselben, ein Anhänger der Mördersekte der Thugs, kommt nach England, um den Lord zu ermorden. Sita vereitelt den Mordversuch, dem der Bruder zum Opfer fällt. Die Stunde der Enthüllungen hat für den Lord geschlagen.

Clive.

Es sei!
Klar werd' es zwischen uns! Der Schleier schwinde!
Zerrissen hat ihn — dieses Wilden Hand!

Sita.

So ist es wahr — ich bin Surajah's Kind?

Clive.

Ich wollte warten auf den Tod — das Grab!
Es sollte milder herbe Wahrheit künden!
Doch schneller schreitet das Geschick — so sei es!
O höre mich, mein Kind, doch höre mich,
Als tönte aus dem Grabe meine Stimme,
Wo über eines Lebens Schuld und Noth
Die Scholle ruht und die Cypresse flüstert!

Sita.

Ich zittre — vor dem Wort — von deinen Lippen!

Clive.

Du bist nur meines Herzens Kind — doch theurer
Mir, als mir meines Blutes Kinder wären!

Sita.

So ist es Wahrheit, was der Bruder sprach?

Clive.

Ich zog in dir den guten Engel groß,
Der lächelnd zwischen mich und meine Schuld
Mit der Versöhnung Palmen tritt. O bleibe
Mein guter Engel — werd' es doppelt jetzt,
Wo du erfährst, was du vergeben kannst!
Du bist das Kind des Fürsten von Bengalen,
Surajah Dowlah's Tochter!

Sita.

Und er starb?

Clive.

Ich ließ ihn richten durch ein Kriegsgericht!
Streng war das Urtheil!

Sita.

Ew'ger Gott — er fiel
Nicht in der Schlacht — er fiel —

Clive.

Von Henkers Hand,
Und England ward der Erbe seiner Reiche!

Sita.

Ha — niederzischt das scharfe Schwert — ein Blutstrom —
Entsetzlich Bild — angrinst das bleiche Haupt
Mich ewig unerbittlich — in der Hand
Des Henkers — das erstarrte Aug', das einst
Mir Freudenthränen weinte, seinem Kinde!

Clive.

Schweig, schweig! Du weckst den Dämon mir —

Sita.

Du hast
Gerecht gerichtet, strenger Richter, geb' es Gott!
Warum doch kanntest du die Gnade nicht?
O konntest du dem Vater nicht verzeihn?

Clive.

Das war's — jetzt brechen alte Wunden auf!
Die Gnade! Wohl, so beicht' ich dir, was England
Von diesen Lippen nie erfahren soll.
Du hast ein Recht darauf — nur du allein.
Wohl regte sich Erbarmen in der Brust,
Und eine Stimme bat in mir — für ihn!
Und doch — er war ein Gegner unsers Volks,
Er hemmte unsre Macht, er mußte fallen,
Und dieser Sieg und dies Gericht — sie wurden
Der erste Grundstein unsrer Macht im Osten.
Grausam ist die Nothwendigkeit — ich war
Ihr Sklave nur. Noch immer schwankte ich;
Doch jener Meer Jaffier, des Fürsten Feldherr,
Der ihn verrieth und in der Schlacht verließ,
Der mir das Netz gestrickt, ihn zu umgarnen —
Er führte mich in seine Schatzgemächer,
Versprach mir seine Riesendiamanten
Und Millionen, wenn ich ihm die Krone
Bengalens auf das Haupt gesetzt — das war's!
Jung war ich — und mich blendete der Glanz!
Alladin's Zauberlampe strahlte mir —
Zu meinen Füßen lag der Erde Glück!
Fort Gnade, Mitleid, thörichtes Erbarmen!
Gefestet ward ich da vom Haupt zur Zehe,
Als wie in einen goldnen Styx getaucht!
Ich ließ dem Recht den gnadenlosen Lauf.
Das Richtbeil fiel — mein Auge zuckte nicht.

Sita (schreit auf).

Wahr ist's, wahr ist's! Und dieser Eine Tag
Macht doppelt mich zur Waise — es erschlägt
Der todte Vater mir den lebenden,
Der einst den andern in die Gruft gestoßen!

Clive.

O Fluch dem Gold, das einmal mich geblendet,
Denn es verdunkelt Ruhm und Leben mir!
Ich hielt mein Wort — und Meer Jaffier das seine!
Ich machte ihn zum Fürsten, und er ward
Ein treuergebener Vasall von England,
Die Stütze unsrer Macht — — doch ich, doch ich
Ward nicht des unermeßnen Reichthums froh.
Winkt mir ein Lorber, reißt der Kobold ihn
Mir aus der Hand und hält mir ihn entgegen,
Mit Blut befleckt, in fließend Gold getaucht!
Naht mir die Liebe, wie der Dämon lacht!
Er reißt die Maske ab, zeigt mir das Aug',
Das gierig auf die Millionen blickt!
O Hand des Midas, du entsetzliche,
Du hast mein Leben selbst in Gold verwandelt,
Und diese schwere Last ertrag' ich nicht!

Sita.

Wie mir's das Herz zerreißt — mit glüh'nden Ketten
In seinen Arm mich zieht — und wieder fort
Mich stößt!

Clive.

Du rettest mich, und du allein
Vor meines Dämons Blick! Denn wo du nahst,
Muß die Erscheinung fliehn — sie hat nicht Macht
Ueber die Liebe einer reinen Seele!
Hier ruht der letzte Anker meines Glaubens!
Reiß ihn nicht los, auch jetzt nicht; wie — du zögerst?
Und fragend blickt dein scheu Gazellenaug'!
Tritt näher, zaghaft Kind, und fürchte nichts!
Du bleicher Fürst, dir raubt' ich Kron' und Haupt —
Doch dies dein Kind, es reicht mir seine Hand.
Was ich an ihm gethan, erzählt es dir,
Und du vergibst!

Sita.

Ich kann nicht, nein, ich kann nicht!

Clive (erschöpft in den Sessel sinkend).

Dies Wort des Kindes spricht mir das Gericht!

Sita (scheu auf Clive blickend).

An dieser Hand klebt meines Vaters Blut! —
Jetzt hab' ich nichts mehr in der Welt als ihn!

(Der Vorhang fällt.)

In dem Untergang von Sita und Matali spiegelt sich zugleich in wehmüthiger Weise der Untergang aller der Völker, die einer höhern Civilisation zum Opfer fallen. Die in ein Reich fremdartiger und überlegener Bildung verschlagenen Naturkinder müssen zu Grunde gehen, mögen sie Liebe oder Haß zu dieser neuen Welt im Herzen tragen. Dieser Stimmung gibt Sita mit folgenden Worten Ausdruck, als sie den Lord verlassen hat, in welchem sie den Mörder ihres Vaters flieht und dem Geliebten in sein väterliches Haus gefolgt ist, wo ihr die ungastlichste Aufnahme zutheil wird:

Wieder bin ich
Die Heimatlose! O an meiner Wiege
Stand das Verbrechen — und des Hauses Schwelle,
In dem ich eine Heimat mir geträumt,
Ward von des eignen Bruders Blut befleckt!
Der Vogel hat sein Nest, ich habe keins.
Allnächtlich schau' ich auf zum hohen Himmel.
Den Sternen klag' ich, daß ich einsam bin;
Ich klag's dem Mond, der fern die Lotosblume
In ihrer heil'gen Flutenwiege küßt,
Den Wipfeln klag' ich's und den irren Wolken,
Sie ziehn und wissen selber nicht wohin!
Sie treibt im Spiel die launenhafte Lust,
So treibt ein blindes Spiel mein Herz, mein Leben!
Oft wünscht' ich mir des Vogels Schwingen, fern
Ans paradiesische Gestad zu ziehn,
Wo sich der Phönix aus dem Myrrhennest
Mit morgengoldnen Schwingen hebt — jetzt rief
Mir eine süße Stimme, bleibe hier,
Hier, wo die Liebe eine Heimat gründet!
O bittre Täuschung! Wie's mich fröstelnd faßt!
Hier darf der Morgensonne Kind nicht weilen!
Hier weht ein kalter, feuchter Nebelhauch
Und meine Seele schauert vor der Welt!

Die dämonische Macht des Goldes bildet das Fatum in dieser Tragödie. So hängt auch die Scene des letzten Actes, in welcher der lahme Oberst Forde, der Menschenhasser, durch das reiche Geschenk des Lords, durch seine unschätzbaren Diamanten gänzlich umgewandelt wird, mit dem Grundgedanken des Dramas zusammen:

Forde.

Lala,
La — nein, ich kann nicht singen, jedes Wort
Erstirbt mir auf den Lippen — nein, nein, nein!
Dies ist ein Tag — nein, eine Nacht — was weiß ich?
So schlag' der Blitz — nein, nein, kein andrer Blitz als dieser,
Der wunderbar mir in die Seele fährt!
Das Kästchen hier — du hast es mir geschenkt —
Und welche Königin mir freundlich lächelt,
Die soll ein Stirnband haben nach Verdienst.
Bei meinem lahmen Bein — wer tanzt mit mir?
Ihr Fürstinnen, herbei! Ich kann's euch lohnen!

Clive.

Du bist von Sinnen, Freund! Ich fürchte fast,
Verderblich wirkt der Zauber, und ich that
Ein neues Unrecht!

Forde.

Nein, bei unsrer Freundschaft!
Du hast es mir geschenkt — kein Ehrenmann
Nimmt sein Geschenk zurück! Mein ist die Welt!
Sie taugt nicht viel, doch allen guten Saft,
Den sie enthält, preß' ich aus ihr heraus
Mit diesem Mittel! Wunder wird es thun!
Mich loben werden alle meine Feinde,
Als geistreich, liebenswürdig, jugendfrisch,
Und als den besten Tänzer ringsumher,
Trotz dieses kleinen Deficits hier unten.
Die Mädchen, die mir keinen Blick gegönnt,
Sie werden mich bewundern wie Apoll
Und lächeln, dreh' ich mir verschämt den Bart
Und winke mit den Augen! Doch, vor allem,
Jetzt einen Trank vom kostbarsten Gewächs,
Das je die große Buhlerin, die Sonne,
Geküßt, bis Feuer aus den Reben troff.
Ein Lebehoch auf meinen Lord und Herrn!
Sieh mich nicht an — du willst mir's wieder nehmen!
Ich bring's in Sicherheit! O tolle Welt!
Jetzt laß mich mit dir tollen! Fort die Krücke!
Der Stab stützt besser hier — ich bin geheilt!

Wenn „Der Nabob" bisher nur sporadische Aufführungen in Breslau und Weimar, Leipzig und Schwerin erlebt hat und wol erst mit der in Aussicht stehenden Aufführung am wiener Hofburgtheater seine eigentliche theatralische Aera datiren wird, so hat ihm in Bezug hierauf die Tragödie: „Katharina Howard", welche das fünfte Bändchen der „Dramatischen Werke" bildet, in kürzerer Frist den Rang abgelaufen; denn dieses Drama ist bereits an den Hoftheatern zu Wien, Dresden und Hannover, Wiesbaden und Gotha, und an den Stadttheatern zu Leipzig, Königsberg u. a. zur Aufführung gekommen. Im „Nachwort" des Stücks heißt es:

Wenn ich das Stück so rasch dem buchhändlerischen Verkehr übergebe, so geschieht es, weil es nach meiner Ueberzeugung keine tiefer gehende Umwandlung zuläßt, sondern mit seinen Voraussetzungen steht und fällt. Dies Trauerspiel unterscheidet sich von den frühern wesentlich dadurch, daß hier der tragische Conflict nicht wie in „Mazeppa" und „Der Nabob" durch eine aus dem Charakter des Helden hervorgehende Schuld begründet, sondern durch die Situation hervorgerufen wird, welche die Heldin in eine Collision der Pflichten bringt. Doch dieser Ernst des Verhängnisses sowol, der über ein üppiges, lebenslustiges Mädchen hereinbricht und sie zu dem weniger heldenmüthigen, dafür aber nach innerer Läuterung durch den Tod gesühnten Entschluß drängt, wie der Charakter des Königs Heinrich VIII. und der Hintergrund der damaligen englischen Zustände bedingen den düstern Grundzug der Tragödie, welchen ich mit einheitlicher Consequenz zu bewahren suchte. Daß das Stück dennoch verhältnißmäßig so rasche und lebhafte Beachtung von seiten der Bühnenleitungen fand, mag in der Anregung liegen, welche die beiden Hauptcharaktere, die Heldin und König Heinrich, als nicht durch die Schablone gezeichnete Figuren der darstellenden Kunst bieten.

Der Gang der Handlung ist der folgende. König Heinrich VIII. ist seiner lutherischen Gemahlin, Anna von Cleve, müde, welche er durch die Vermittelung seines Kanzlers Cromwell, Grafen von Essex, geheirathet hat.

Eine Neigung zur reizenden Katharina Howard, der Nichte des Herzogs von Norfolk, einer Schönheit aus dem Lager der Katholiken, wird von der katholischen Partei eifrig begünstigt. Der König beschließt, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen und sich mit Katharina zu vermählen. Diese indeß, ein üppig glühendes Mädchen, hat ein leidenschaftliches Verhältniß zu einem jungen katholischen Fanatiker, Arthur Derham, welches bereits über die Schranken der Sitte hinausgegangen ist. Katharina weigert sich, dem Andringen ihres Onkels gegenüber, auf das entschiedenste, dem König ihre Hand zu geben; sie will mit Derham fliehen, der sich schon früher an der revolutionären „Pilgerschaft der Gnade" betheiligt hat, und jetzt wiederum eine Verschwörung gegen Cromwell und den König leitet. Eine Versammlung der Verschworenen in dem verfallenen St.-Dunstankloster, an der sich auch Katharina betheiligt, wird verrathen, Derham mit seinen Genossen gefangen und zum Tode verurtheilt. Katharina eilt zum König, um durch ihre Fürbitte den Verschworenen das Leben zu retten; der König will sie nur unter der Bedingung begnadigen, daß Katharina ihre Hand ihm gibt. Der innere Kampf der Heldin prägt sich in dem folgenden Monolog aus:

Welch namenlose Qual! O Menschenleben!
Wie Wog' auf Woge kommt, anfangs ein Spiel,
Ein lustig Bad — dann ein verschlingend Grab!
Verzweiflung hier und dort, wohin ich blicke!
O Arthur, Arthur, wie's auch kommen mag,
Das Eine steht mit schaudernder Gewißheit
Vor meinem Geist: wir sind geschieden, Arthur!
Weih' ich dem Tode dich, sind wir geschieden,
Weih' ich dem Leben dich, wir sind es auch!
Erbarmungslos Geschick, zermalmst du jetzt
Die Seele, die nicht gleich der Gauklerin
Durch eines Reifes Dolche springen kann,
Die rechts und links ihr drohn? — Und ist's denn möglich,
Daß ich von solchen Wonnen scheiden kann?
Sein Wort — sein Blick — sein Kuß, o glühend Leben!
O Glück der Jugend, unersättlich Glück,
Das ewig dürstend nie des Trunks entbehrt!
Die Blumen, die es heute wild zertritt,
Blühn morgen schöner auf, und heißer Duft
Strömt wonnig selbst aus den zerdrückten Rosen.
Ich schließ' die Augen, träume mich zurück,
Die Bilder dieser Welt zerfließen alle.
Ich ruh' an seiner Brust — da schwebt ein Leuchten
Um Erd' und Himmel, und die Erde wird
Leicht wie ein Rosenblatt vom Wind entführt;
Und wie das Rosenblatt den Tropfen Thau,
Trägt das Entzücken himmelwärts die Seele. —
Wer jagt mich auf aus meinem süßen Traum?
Wer scheucht ihn fort auf ewig? Ha, da kommt er
Mit seiner schweren Krone, und er neigt
Sich über mich und grinst mich an und spricht:
Ich brauch' ein Liebchen. Komm, mein holdes Täubchen!
Mich lockt das Farbenspiel auf deinen Federn,
Und kommst du nicht, zerpflück' ich dich! — Ha ha!
Du Königsaar! Ich fühle deine Krallen,
O, sie sind blutig! Schauerlich Entzücken
Im Arme des Tyrannen, der noch eben
In seiner Opfer Todeskampf geschwelgt!
Und seine Lieb' ist grausam wie sein Haß;
Mord, Mord sein Odem; über seine Schultern
Blickt leichenfahl — Verwesung! Anna Boleyn,
Ich sehe dich, du schiebst mit welker Hand
Den Vorhang fort des blutbefleckten Bettes.
Wie hat er dich geliebt — und so — gerichtet!
O sein Umarmen ist die Probe nur,
Wie's einst dem Buhlen Tod gelingen wird!
Brautführer ist der Henker, und in Myrten
Trägt er das Beil versteckt!
Und doch — und doch —
Wo ist die Rettung als in seinem Arm,
Als unter Englands blutbefleckter Krone?
Denn wenn ich nach der andern Seite blicke,
Da seh' ich, was nicht auszusprechen ist
Und nicht zu denken, weil's die Seele schaudert!
Da jammert auf der Folter der Geliebte,
Sie schnüren ihm den süßen Leib zusammen,
Bis der erstickte Angstschrei der Verzweiflung
Die Folterknechte schaudern macht — und dann —
In einer Nacht, wo nur die Raben sich
In Londons Nebel wagen, schaukelt sich
Auf Tyburns Hochstatt der willkommne Raub;
Sieh näher hin — du kennst die Züge wol —
So starb ein Held, den du nicht retten wolltest! —
Es muß, es muß geschehn! So waffne dich,
Verzweiflung, mit der gleisnerischen Lüge
Und zaubr' ein Lächeln dir ins Angesicht!
Die Hand mag kosen, statt zum Dolch zu greifen,
Und unerhörte, ob gekrönte Schmach
Geb' Seel' und Leib dem Wütherich zu eigen!
Ein Opfer wie kein zweites thränenwerth:
Ihn rett' ich treulos, dem ich Treue schwur,
Und höchste Liebe muß sich selbst verrathen!
Nicht eine Kön'gin auf ersehntem Throne,
Die Sklavin schmückt sich mit der Dornenkrone!

Mit dieser Entscheidung Katharina's ist Cromwell's Sturz besiegelt, den Herzog Norfolk bereits früher durch mannichfache schwere Beschuldigungen eingeleitet hat. Heinrich spielt mit dem ahnungslosen Minister wie die Katze mit der Maus.

Achter Auftritt.

Cromwell. Heinrich. Katharina. Norfolk.

Cromwell.

Ich komme, Eurer Majestät zu melden,
Daß das Gericht den Urtheilsspruch gefällt.
Die zwölf Verschwornen sind zum Tod verdammt.
Doch der Verschwörung Fäden reichen weiter,
Bis in des Thrones Nähe; hoffentlich
Enthüllt die Folter das Geheimniß ganz —
Dann weh' den Mächt'gen, die sich sicher glauben!

Heinrich.

Lord Norfolk, thut, was Eures Amtes ist!
(Norfolk ab.)
Ich bin bei guter Laune heut, Mylord.
Euch freut's gewiß, seht Ihr den König heiter!
Und weil ich denn bei guter Laune bin,
Und weil mir heut der Sonnenschein gefällt
Und mir das Leben lebenswerth erscheint,
So sind zwölf Opfer mir zu viel, Mylord;
Ich will mit einem einz'gen mich begnügen.

Cromwell.

Unmöglich, Sire!

Heinrich.

Ich sag's, mit einem einz'gen.

Cromwell.

Es sind gefährliche Rebellen, Sire!

Heinrich.

Ihr wollt mich zwingen, ein Tyrann zu sein!

Cromwell.

Hier ist die Strenge nöthig.

Heinrich.

Doch ich will
Die Gnade walten lassen, will — versteht Ihr?
Ihr seid der Mann des starren Rechts — ich will
Dem Rechte wahrlich nicht im Wege stehn,
Und wenn ihm auch die höchsten Opfer fallen.
Doch diesmal bin ich so gelaunt — ich werde
Mit einem einz'gen Sünder mich begnügen.

Cromwell.

Sire, Arthur Derham ist von diesen allen
Der Schuldigste.

Heinrich.

Was, Derham? Gebt ihn frei!
Ja, ich befehl's, gebt alle Zwölfe frei! —
Ei, Käthchen, bist du nun mit mir zufrieden?

Katharina.

Dank, hoher Herr! — O Gott, er ist gerettet!

Cromwell.

Ich misverstehe wol, mein gnäd'ger König?
Ihr heißt mich alle Zwölfe frei zu lassen,
Und spracht vorher von Einem doch, den Ihr
Wollt der Gerechtigkeit zum Opfer bringen?

(Norfolk mit der Wache erscheint am hintern Eingang.)

Heinrich.

Ihr misversteht mich nicht, Mylord — die Zwölf
Sind frei — doch Einer bleibt dem Recht verfallen.

(Mit Donnerstimme.)

Der Frevler seid Ihr selbst, Graf Essex-Cromwell,
Und Euch — schirmt Eures Königs Laune nicht.

Norfolk.

Graf, ich verhafte Euch um Hochverrath!

Cromwell.

Allmächt'ger Himmel!

Norfolk.

Ihr erblaßt, Mylord!
Ihr seid in Eurem eignen Netz gefangen.

Inzwischen hat die Synode der Bischöfe und Erzbischöfe Heinrich's Ehe geschieden und dieser erhebt Katharina zur Königin von England.

Bei jeder Collision der Pflichten muß die Heldin, indem sie sich für die eine entscheidet, die andere verletzen. Katharina hat Derham's Leben gerettet, aber um den Preis der Untreue gegen seine Liebe. Ein heldenmüthigeres Weib hätte den gemeinsamen Tod mit Derham der ihn rettenden Ehe vorgezogen, doch drängt nun zu dieser Sühne der Fortgang der Handlung hin. Die Ränke eines verschmähten Liebhabers, des Lord Culepepper, einer gekränkten Hofdame, der Lady Rochefort, Derham's heiße Leidenschaft, die ihre unveräußerlichen Rechte verletzt sieht und in Anspruch nimmt, beschleunigen die Katastrophe. Katharina und Derham verfallen dem Strafgericht des Tyrannen. Der Conflict erweist sich als ein solcher, der nur durch den Tod in vollgültiger Weise gelöst werden kann.

Das sechste Bändchen enthält das Trauerspiel: „König Karl XII." Ueber die Antecedentien dieses Dramas gibt das Nachwort die folgende Auskunft:

Das vorliegende Drama kam im Herbst 1863 mit gutem Erfolg am breslauer Theater zur Aufführung. Dennoch hielt ich selbst eine Umarbeitung der drei letzten Acte für unerlaßlich, indem der Conflict des Königthums und der Stände in denselben zu sehr in den Hintergrund trat, der Charakter des Königs selbst aber sich allzu rhetorisch schwunghaft, ohne die nöthige lakonische Schärfe entfaltete und auf der andern Seite zu wenig sympathisch, zu schroff und verletzend erschien.

Die drei letzten Acte liegen hier in gänzlich umgearbeiteter Fassung vor. Zwar schroff und herb ist der Stoff immer geblieben, wie sein winterlich skandinavischer Hintergrund. Es handelt sich um die großen Machtfragen modernen Staatslebens, um den Kampf uneingeschränkter Königsherrschaft mit der Herrschbegierde der Stände, um den Kampf eines eroberungslustigen Kriegsfürsten mit den Friedenswünschen der Nation. So ist das Drama wesentlich ein politisches; denn diese Gegensätze wiederholen sich fortwährend in den Conflicten der Neuzeit, und wie auch das politische Kaleidoskop geschüttelt werden möge, es werden hier und dort immer ähnliche Figurationen zum Vorschein kommen. Der Vorwurf absichtlicher Tendenzmacherei kann indeß das Stück nicht treffen; denn keine Aeußerung und keine Situation in demselben geht über den Rahmen des historisch Gegebenen hinaus.

Die Liebe von Magnus und Hedwig ist keine Episode, sie führt die Katastrophe herbei und ist mit dem Grundgedanken des Dramas eng verwebt. Es ist ein Faden, der, so vielfach er sich im Laufe der dramatischen Handlung verschlingen mag, doch von der Richtstatt Patkul's hinüberreicht bis in die Tranchéen vor Friedrichsstein.

Das Drama spielt in den letzten Lebensjahren des Königs nach seiner Rückkehr in die Heimat. Die Begegnung mit seiner ehrgeizigen Schwester Ulrike wird in der letzten Scene des ersten Actes dargestellt:

Sechster Auftritt.

Ulrike. Karl (in einen Mantel gehüllt von rechts, bleibt einen Augenblick an der Thür stehen).

Karl (läßt den Mantel fallen).

Ulrike.

Ulrike.

Karl, du bist es selbst!

(Will sich ihm zu Füßen werfen.)

Karl.

Wie lang
Hab' ich dich nicht gesehn, mein Schwesterlein!

Ulrike.

O welche frohe Ueberraschung, Karl!

Karl.

Laß mich die Hand dir drücken, in das Aug'
Dir sehn — es ist so lange, lange Zeit,
Daß ich nichts Liebes in den Arm geschlossen.
Sieh mich nur an — o nicht so scheu, Ulrike.
Wir sind des alten Stammes einz'ge Sprossen,
Und viel verloren wir — die gute Schwester!
Ich bin stahlhart, Ulrike — funfzehn Jahre
Des rauhen Krieges haben mich entwöhnt
Der sanften Menschlichkeit — doch jetzt, da ich
Im Arm dich halte, kommt sie über mich,
Die ungewohnte Schwäche! Wie ein Traum
Liegt's hinter mir, das wilde Schlachtenleben,
Und meine Kindheit, meine Jugend blickt
Aus deinen Augen mich so friedlich an.

Ulrike.

O, so erzähle — wie ganz unerwartet
Kamst du hierher!

Karl.

Ein toller Einfall war's.
Kaum hatt' ich Schwedens Erde unter mir,
Da ließ es mir nicht Ruh', bis ich die Schwester
Gesehn; ich stieg in Lund aufs Roß — allein —
Und wie ein Sturmgeist ritt' ich um die Wette
Mit dem Orkan, der aus Norwegens Klüften
Herniederschnob! Es war ein wildes Wetter!
Doch aus dem heimatlichen Boden dampfte
Der Jugend Kraft mir morgenfrisch entgegen,
Und kühne Träume wiegten mich im Sattel.
Und als ich an den Wettersee gekommen —
Hoch ging die Flut und spiegelte den Blitz nicht,
Der sie umflammt — hinüber nach Wadstena!
Ich kenn' den alten tück'schen See von früher —
Des Meeres Sturmflut hat den Karl verschont;
Der Wetter, dacht' ich, ist ein schwedisch Kind,
Er wird Respect vor seinem König haben.

Ulrike.

O allzu kühn, wie stets!

Karl.

Mit Mühe nur
Fand ich ein Boot, mit Gold nur einen Schiffer.
Wir tanzten lustig und die Woge schlug
Uns ins Gesicht, rebellisch, ohne Scheu.
Und einmal stürzten wir vom Wogenberg
So jählings nieder, daß ich schon dem Tod
Im Arm zu liegen glaubte. Doch — wie thöricht,
So stirbt kein Held — das ist kein Heldengrab!
Da kenn' ich meinen Stern — er strahlte hell
Durch die zerrissne Donnerwolke, als
Ich bei Wadstena an das Ufer stieg.

Ulrike.

Mein guter Bruder — und um meinetwillen
Hast du dich in Gefahr gestürzt?

Karl.

Ein Spiel nur —
Wie oft am Mantel faßt' mich schon der Tod!
Wie oft bedrohte mich der Hochverrath!
Da tritt Patkul vor meine Seele hin,
Mein grimmster Feind, der selbst der Krone Recht
Heimtückisch angetastet! — Nicht der Sumpf,
In den mein Roß versank, nicht brechend Stromeis
Der Weichsel, nicht die Janitscharensäbel —
Was mich erschrecken soll, trägt Patkul's Züge;
Denn diese Larve grinst das Ew'ge an,
Das meiner Brust ein Leitstern für und für.

Ulrike.

Wie viel hast du gethan, erlebt, erlitten!

Karl.

Vorleuchten muß ein König seinem Volke
An Muth und Tapferkeit; doch unsre Würde
Zähmt die Gefahr; sie ist nur täuschend Spiel
Für ein gesalbtes Haupt; wir sterben nicht,
Eh' unser Werk vollbracht.

Ulrike.

Doch, Majestät,
O möchtet Ihr Euch Eurem Volk erhalten,
Und endlich, nach so langen Krieges Greueln,
Des Friedens Segen diesem Lande schenken!
Der Lorber schmückt die Stirn, die Königskrone
Des zwölften Karl! Ein ehrenvoller Frieden —

Karl.

Was — Frieden? — Auch du sprichst von Frieden, Schwester

Ulrike.

Wer weiß, ob ich zum zweiten male Aug'
In Aug' dem König gegenüberstehe!
So nütz' ich diesen Augenblick — ich spreche
Im Namen Schwedens!

Karl.

Und der Stände — wie?
O ich vergaß — sie haben dich zum Vormund
Des Reichs gemacht, das ich verwaist im Stich
Gelassen — und die Weisheit der Regentin
Entströmt den schwesterlichen Lippen — pah!
So ist man nirgends mehr vor gutem Rath
Gesichert.

Ulrike.

Majestät, mein Bruder, hört mich!

Karl.

Ein ehrenvoller Frieden — wohlgesprochen!
Wer bietet ihn?

Ulrike.

Die Wunden Schwedens bluten.

Karl (aufstampfend).

O Schwester! Schwester!

Ulrike.

Will mein Bruder Karl
Nicht mehr die Wahrheit hören?

Karl.

Nicht die Wahrheit,
Die überall aufdringlich mich verfolgt.
Ich ließ des königlichen Amtes Last
Zurück, der Schwester wollt' ich angehören,
Nur einen Tag als Mensch mich wieder fühlen.
Doch selbst die eigne Schwester sieht in mir
Den Kartenkönig nur, der Kron' und Scepter
Nie aus den Händen legt.

Ulrike.

Nicht so — nicht so!

Karl.

Auch ihre Lieb' ist nur ein Hinterhalt,
Aus dem's hervorschreit: Eitler Landverwüster,
Die Thränen deines braven Volkes sind
Die einz'gen Perlen deiner Königskrone.
O hätt' ich nur den Wettersee begriffen,
Den rauhen Warner in der Donnerwolke —
Es wär' mein Herz um eine Täuschung ärmer!
Seit funfzehn Jahren einmal sucht' ich Liebe —
Das lang Vermißte ist mir nicht beschieden,
Und thöricht wär's, das Schicksal ändern wollen.

Ulrike.

Unselig Misverständniß — bleibt, mein Bruder!
(Musik hinter dem Vorhang.)

Karl.

O hier ist meines Bleibens nicht. Du sagtest,
Die Wunden Schwedens bluten! Nun, bei Gott,
Hier merkt man's nicht — ein lustig Leben heilt
Des Landes Schmerz — was soll der König hier
Bei seinen Damen und gestickten Herrn
Mit diesen Eisensporen? Brächt' ich noch
In meinem Mantel die Victoria,
Sie könnte mit den Herrn vom Hofe tanzen!
Ich komme aus den Steppen und Morästen,

Und passe nicht aufs festliche Parket!
Leb' wohl, Ulrike! Mögst du glücklich sein;
Doch mich verstehst du nicht.
(Wendet sich zum Abgehen.)

Ulrike.

Nicht so, mein Bruder!
O bleibe hier, wo du als Herr gebietest!
Sieh mich zu Füßen, deine Dienerin!
Du magst mich schelten, strafen — doch vergib,
Wenn ich dich kränkte.

Karl (zurückkehrend).

Einz'ge liebe Schwester!
(Umarmt sie.)
Nun laß es gut sein, laß mich wieder ziehn!
Ich such' mein eisern Schweden wieder auf,
Dies seidne raubt den Athem mir — leb' wohl!
Ich bin dir gut, ich bleib's — die Luft ist still,
Der See ist ruhig — eine sanfte Heimfahrt —
So denke mein in Liebe — lebe wohl!
(Der Verhang fällt rasch.)

Um den König gruppiren sich sein Schwager, der leichtlebige Erbprinz von Hessen, sein Neffe, der junge, hochfahrende Herzog Karl von Holstein, welcher den Onkel in allen seinen Eigenheiten copirt, Graf Görtz, nach außen hin kein ungewandter Diplomat, doch Vertreter des rücksichtslosen Absolutismus gegenüber den Ständen und dem Volke, und Graf Arved Horn, der Präsident des Reichsrathes, ein stolzer Aristokrat von patriotischer Gesinnung, der den Widerstand gegen die Alleinherrschaft auf das Aeußerste treibt. Auch die Armee ist unzufrieden, der resultatlose Winterfeldzug in Norwegen veranlaßt eine Militärverschwörung, welche von bestechlichen und leichtfertigen Offizieren wie Oberst Siquier geleitet wird. Dieser vom Grafen Horn und den Ständen bestochene Offizier weiß auch die in Magnus Stjörnroos, einem jugendlichen Begleiter des Königs, lodernde Eifersucht zur Flamme anzufachen und ihn zu jenem Mordanfall zu bewegen, der in den Laufgräben vor Friedrichshall das Leben des gefeierten Heldenkönigs endet.

Hedwig, eine Somnambule, die sich der Pflege Swedenborg's anvertraut hat, ist Patkul's Schwester. Voll Haß gegen den König, eilt sie ihm nach; den Bruder zu rächen ist ihr Streben. In Magnus Stjörnroos findet sie einen liebenden Freund, doch seine Zuneigung zu Karl tritt hindernd zwischen sie. Da verschiebt eine zufällige Begegnung Hedwig's mit dem König die ganze Stellung dieser Gruppe. Ihr reizbares, hocherregtes Gemüth wird von der Persönlichkeit des Königs mächtig angezogen, ihr Haß verwandelt sich in Liebe, während umgekehrt die Liebe des Magnus zum König sich in Haß verwandelt, da er in ihm den Bevorzugten erblickt, ihn als den Räuber seiner Geliebten herausfordert und angreift. In maßloser Eifersucht nimmt er das von Hedwig preisgegebene Vermächtniß des todten Bruders in die Rächerhand. So erscheint der Tod des Königs als eine, wenn auch vielfach vermittelte Folge der Gewalt- und Greuelthat, die er an Patkul verübte.

Man könnte vielleicht das Hochromantische dieser Verwickelung tadeln, in einem politischen Trauerspiel; denn dies Epitheton könnte das Drama „König Karl XII." nicht ablehnen. Daß der Geisterseher Swedenborg in diese Haupt- und Staatsaction mit eingreift, ist zunächst durch die geschichtliche Thatsache seiner persönlichen Beziehungen zum Schwedenkönig motivirt. Außerdem bedurfte der historisch-politische Conflict einer poetischen Belebung. Wie schon die altnordische Sage vielfach beweist, sind extreme Wandlungen in den Charakteren der nordischen Helden keineswegs selten, wie ja auch die jähen Uebergänge in der Natur dort zu Hause sind. Es ist daher nicht blos der Versuch einer künstlichen Acclimatisation, wenn der Dichter seinem Magnus, einem Recken von edelm Nordlandsgeblüt, zum Träger einer an die Raserei der alten Berserker erinnernden Leidenschaft macht.

Eine andere Frage ist, inwieweit der Somnambulismus als dramatisches Motiv verwendet werden kann. Eine Krankheit als solche gehört in das Reich des Zufalls, der natürlichen Einwirkungen, in denen der menschliche Wille nicht lebendig ist, und wird dadurch aus dem Reich der Tragödie ausgeschlossen. Wenn aber diese Krankheit keine zufällige ist, sondern hervorgegangen aus einem Erlebniß, welches mit dem Grundgedanken der Dichtung zusammenhängt, so glauben wir ihre dramatische Berechtigung aufrecht halten zu können. Hedwig wohnte der Hinrichtung ihres Bruders bei, sie wurde nervenkrank durch die gewaltsame Aufregung, in die das grausame Schauspiel sie versetzte. So weist ihre Krankheit auf jene Schuld des Königs zurück und ist ebenso dramatisch motivirt wie als dramatisches Motiv verwendbar.

Ueber die Gesichtspunkte, welche für die Sammlung der „Dramatischen Werke" maßgebend waren, spricht sich das Vorwort zum ersten Bändchen aus, das wir deshalb hier folgen lassen:

Seit zehn Jahren habe ich keins meiner Dramen, welche zum Theil die Runde über die deutschen Bühnen gemacht, zum Theil an mehrern größern und kleinern Theatern zur Aufführung gekommen sind, im Druck erscheinen lassen. Das Horazische: nonum prematur in annum, welches bei unserer kurzlebigen Zeit für Dichtwerke nicht als Maßstab gelten kann, verdient dennoch bei Bühnenstücken einige Berücksichtigung. Denn für den dramatischen Dichter ist die Aufführung seines Stücks ein lehrreiches Experiment, und zwar die Aufführung an jeder neuen Bühne ein neues. Es muß ihm Frist vergönnt sein, aus der Fülle dieser Erfahrungen Nutzen zu ziehen und ihre Resultate in seine Werke hineinzuarbeiten, ehe er sie durch den Druck der Literatur übergibt. Die Zeit der Bücherdramen ist ein für allemal vorüber, die Ueberzeugung, daß die dramatische Literatur der Bühne angehört, eine allgemeine geworden. Das Lesepublikum kann daher nur die zweite Instanz bilden, an welche der dramatische Schriftsteller appellirt, mag er seinen Proceß in der ersten nun gewonnen oder verloren haben. In dieser Hinsicht darf ein Verfahren gewiß correct genannt werden, welches lange Zeit dem literarischen Publikum gegenüber resignirt, um die Werke dann in einer durch zahlreiche Erfahrungen gereiften Form demselben vorlegen zu können. Diese Resignation ist keine leichte und opferlose, ganz abgesehen von der begreiflichen Ungeduld, auch jener ruhigen Prüfung gegenüberzutreten, welche vor den Lampen des Prosceniums durch mancherlei Eindrücke verwirrt wird, einer Prüfung, zu welcher

der Autor um so mehr berechtigt ist, je mehr sein Werk in seinem ganzen Wurf, in seinen geistigen und sittlichen Dimensionen von den modischen, dem Durchschnittsgeschmack des Publikums bequemen Lieblingsstücken abweicht. Doch auch der Literaturgeschichte gegenüber hat diese Verspätung ihre bedenklichen Seiten. In allen zusammenfassenden Uebersichten der Literatur der Gegenwart wird ein dramatischer Autor nur sehr ausnahmsweise Erwähnung finden, wenn seine Werke nicht durch den Buchhandel der literarischen Besprechung zugänglich gemacht worden sind.

Indem ich daher meine dramatischen Schriften zum ersten male in einer Gesammtausgabe dem Publikum vorlege, glaube ich demselben ebenso wie der Kritik erst ein Gesammturtheil über meine dramatischen Leistungen zu ermöglichen, indem es in der Eigenthümlichkeit des so wenig centralisirten deutschen Bühnenlebens liegt, daß die Theater kein harmonisches Gesammtbild bieten können, sondern nur disjecti membra poetae. Wenige der vorliegenden Stücke erscheinen in einer dem Bühnentext sich anschließenden Form; die meisten zeigen wesentliche Veränderungen auf, wie sie sich mir nach reiflicher Erwägung aus den scenischen Erfahrungen ergaben. Dagegen verliert nach meiner Anschauung der Rothstift des Regisseurs und Dramaturgen seine maßgebende Bedeutung, sobald der Autor vor das Lesepublikum tritt. Den Dramen im Buchhandel schlägt keine Polizeistunde; die nothwendigen Schranken des Bühnenabends, welche bei größern Werken oft zum Lakonismus zwingen und das Verständniß erschweren, müssen hier fallen, den weiter ausholenden Motivirungen, den freiern dichterischen Ergüssen werde an geeigneter Stelle ihr unveräußerliches Recht zutheil. Wer würde aus dem Bühnentexte eines „Hamlet" und „Don Carlos", der die Bekanntschaft mit den Dichtwerken schon voraussetzt, den ursprünglichen Zusammenhang der Dramen erkennen! Ja wir behaupten, daß diese Bühneneinrichtungen an und für sich in vieler Hinsicht geradezu unverständlich sind und die gerechtesten Rügen der Kritik herausfordern würden. Wenn es uns nun mit Ovid vergönnt ist, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen, dürfen wir wol sagen, daß auch die Dramatiker der Gegenwart der Kritik wehrlos gegenüberstehen, solange nicht ein vollständiger literarischer Text die Bühnentexte erläutert. Denn wie viele Kürzungen und scenische Einrichtungen an den einzelnen Bühnen geschehen ohne ihr Wissen und Wollen! Ich selbst habe wol die Erfahrung gemacht, daß einzelne glückliche Kürzungen wesentlich zum Erfolge der Stücke beitrugen, mir ist aber auch die entgegengesetzte nicht erspart worden, daß dieser Erfolg durch die Zusammenziehung zweier Acte in einen ebenso sehr beeinträchtigt wurde. Ich habe dies bei der Aufführung eines Lustspiels und eines Trauerspiels an zwei ersten deutschen Hofbühnen erfahren. Viele Einwürfe und Bedenken der Kritik wären von selbst erledigt worden, wenn diese den ursprünglichen und vollständigen Text der Stücke vor Augen gehabt hätte.

Die vorliegenden Dramen sind theils geschichtliche Trauerspiele, theils geschichtliche Lustspiele. Was die erstern betrifft, so habe ich nur in meinen frühesten Versuchen der Anschauung gehuldigt, das historische Drama müsse ein Spiegelbild der Geschichte, eine scenische Chronik der Zeit sein. Ich verlange jetzt vom geschichtlichen Trauerspiel einen bestimmten ethischen Grundgedanken und eine künstlerisch abgeschlossene Form. Inwieweit ich diesen Zielen in den vorliegenden Werken nachgekommen, möge die Kritik entscheiden. Im geschichtlichen Lustspiel aber glaubte ich nicht den Nachdruck auf die Form der feinen Intrigue legen zu müssen, wie es die französischen Muster thun, sondern auf die humoristische Behandlung des sachlichen Inhalts selbst, wie es mir dem deutschen Genius angemessen scheint. Mit dieser Auffassung hängt die schärfere Betonung des Charakteristischen und der derbere Stil zusammen. Die komische Muse Frankreichs begnügt sich mit einem feinen Lächeln; die deutsche braucht sich einer vollern Heiterkeit, eines fröhlichen Lachens nicht zu schämen.

So übergebe ich diese Dramen dem Publikum als eine Reihe von Studien, welche eine dramatische Wirkung theils erstrebt, theils erzielt haben, und als Actenstücke zur Theatergeschichte der Gegenwart, in der Hoffnung, daß sie allen denen, welche eins oder das andere auf der Bühne gesehen, eine willkommene Ergänzung darbieten werden! Denjenigen aber, welche der Bühne ferner stehen, wird die Sammlung ein um so unbefangeneres Urtheil über einen dramatischen Schriftsteller ermöglichen, von welchem sie bisher vielleicht nur lyrische oder epische Versuche kennen gelernt haben.

Mögen die obigen Mittheilungen und Auszüge den Lesern d. Bl. ein ungefähres Bild von jenen Dramen geben, welche hier gesammelt sind als die Frucht einer zehnjährigen Production. Der Kreis der dramatischen Schöpfungen des Verfassers ist damit nicht erschöpft; er darf auf seine frühern Dramen: „Robespierre", „Lambertine von Méricourt", „Ferdinand von Schill", „Die Rose vom Kaukasus", „Die Marseillaise" hinweisen, und auch aus dem letzten Jahrzehnt sind nicht alle Dichtungen in diese Sammlung aufgenommen worden.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Befreiungskriege.

Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern, eine Episode aus dem Befreiungskriege 1813 und 1814. Nach den besten Quellen zusammengestellt und bearbeitet und mit 8 Karten und Plänen versehen von A. Crusius. Luxemburg, Bück. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Noch immer wird die Literatur der Kriege von 1813—15 durch neue Werke bereichert. Ueber die großen Begebenheiten jener Zeit ist freilich nicht viel Neues mehr zu bringen, seit auch die Quellen, welche sich sonst der Benutzung am beharrlichsten verschließen, wir meinen die diplomatisch-politischen, die auf die Kriegführung von so großem Einflusse sind, in letzter Zeit aufgedeckt worden, namentlich durch Bernhardi. Die Nebenpartien jener Feldzüge, welche aber doch auch zu dem großen Resultate mitgewirkt haben und besonders, wie der Verfasser mit Recht sagt, des Lehrreichen und Interessanten so vieles bieten, sind verhältnißmäßig am wenigsten in der Kriegsgeschichte berücksichtigt worden und über den Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern fehlte es, trotz des reichen Materials in vereinzelten Schriften an einer zusammenhängenden Darstellung. Diese hat der Verfasser in dem vorliegenden Werke gegeben, für welches er eine namhafte Zahl von Quellen, die er anführt, benutzt hat.

Eine kurze geschichtliche Einleitung schildert die Verhältnisse in Holland vom Ausbruche der Französischen Revolution bis zur Mitte November 1813; ihr schließt sich eine Charakteristik des Kriegstheaters und seiner Bewohner an, wobei auch die Witterungsverhältnisse, welche bei einem Winterfeldzug in jenem niedrigen, vielfach durchschnittenen Terrain so wichtig werden, dargelegt sind. Hierauf folgt die Uebersicht der gegenseitigen Streitkräfte, wie sie im Laufe der Begebenheiten dort in Thätigkeit kamen. Die Armee der Verbündeten war ziemlich bunt zusammengesetzt. Den Kern derselben bildete das dritte preußische Armeecorps, mit ihm gingen das Hellwig'sche

Freicorps und das Colomb'sche Streifcorps (vgl. Nr. 23 d. Bl. f. 1855); ferner vom Wintzingerode'schen Corps drei Streifcorps; von Wallmoden-Gimborn die Tettenborn'sche Kosackenbrigade, das Lützow'sche Freicorps, die russisch-deutsche Legion (vgl. Nr. 21 d. Bl. f. 1861) und die hannoversche Brigade; das dritte deutsche Bundescorps (vgl. Nr. 35 d. Bl. f. 1854) unter dem Herzoge Karl August von Weimar, bestehend aus den Sachsen und der thüringisch-anhaltischen Brigade; das Parteigängercorps des russischen Obersten von Geismar (vgl. Nr. 17 d. Bl. f. 1861); das englische Corps unter Sir Thomas Graham, endlich einzelne Bataillone der neuorganisirten niederländischen Truppen.

In dem Hauptstücke des Werks, die Geschichte des Feldzugs enthaltend, wird zuerst die Wichtigkeit der Niederlande für Napoleon dargethan. Sie besteht noch jetzt für Frankreich, daher das immer wieder laut werdende Streben, Belgien zu annectiren, welches von jeher als ein Außenwerk für Frankreich angesehen wird, dessen Besitzer jederzeit im Stande ist, Frankreichs Nordgrenze, ja selbst Paris zu beunruhigen. Napoleon soll geäußert haben: „Lieber ins Meer versinken, als Holland aufgeben!" Hier war aber von seinen Stellvertretern wenig geschehen, um die natürliche Vertheidigungsfähigkeit des Landes zu erhöhen: sie hatten die Katastrophe in Deutschland für unmöglich gehalten. Bülow, der glücklichste der preußischen Feldherren, der selbst nie geschlagen worden, aber auch unter fremdem Befehl nie einer verlorenen Schlacht beigewohnt hat (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1854), faßte nach eigener Beurtheilung der Verhältnisse, als er auf Befehl von Minden gegen die Yssel und den untern Rhein vorrücken sollte, den Entschluß zu seinem kühnen Feldzuge zur Befreiung Hollands, wozu er sich die Genehmigung, wenn auch eine sehr bedingte, auf geschickte Weise verschaffte: eine Vollmacht, die er sehr zu erweitern wußte.

Das erste Unternehmen war gegen Doesburg gerichtet, wo ausnahmsweise den Soldaten, welche die strengste Mannszucht hielten und nie das Privateigenthum der Bürger verletzten, die Börsen, Uhren und Pretiosen der im Lande wegen ihrer Erpressungen verhaßten Douaniers überlassen wurden. Ein freiwilliger Jäger fand dabei zwischen den Doppelsohlen der Stiefel eines Douaniers ein paar hundert Napoleondor — der Mann muß einen schweren Tritt gehabt haben! Tags darauf, am 24. November, capitulirte Zütphen, am 30. November wurde die Rheinfestung Arnheim erstürmt. Die Schilderung dieser Waffenthat mit ihrer Einleitung und Durchführung ist vortrefflich, namentlich sind viele persönliche Erlebnisse mit großer Lebendigkeit erzählt. Das Vertrauen der Truppen auf ihren Führer, den Sieger von Großbeeren und Dennewitz, wurde durch dies kühne und glückliche Unternehmen nur noch mehr befestigt.

Unterdessen waren die Kosacken bereits in Amsterdam eingerückt, sodaß der Erbstatthalter aus England zurückkehren und am 2. December seinen feierlichen Einzug in seine Hauptstadt halten konnte. Der Verfasser bedauert, daß es anstatt eines russischen Parteigängers nicht Bülow beschieden gewesen, den Prinzen dort einzuführen. Eine Deputation lud den Feldherrn ein, in Amsterdam den Dank des ganzen holländischen Volks zu empfangen; er lehnte es aber für seine Person bescheiden ab, da er erst das große Werk der Befreiung Hollands vollenden wollte. Auf seiner Siegeslaufbahn können wir nach dem Zwecke d. Bl. ihm nicht Schritt für Schritt folgen; wer sich darüber genau belehren und zugleich das ganze eigenthümliche Wesen des Bülow'schen Feldzugs in Holland kennen lernen will, möge das vorliegende Werk lesen. Bülow mußte die natürliche Beschaffenheit des Landstrichs, vor welchem er nach der Ueberschreitung des Leck und nach der Besetzung der Bethuwe zum Angriff bereit stand, einem eingehenden Studium unterwerfen, es war eine ganz andere Kriegführung, allein auf Dämme beschränkt, der er entgegenging. „Dazu die Menge von Festungen und Schanzen, denen schwer beizukommen, die jede Bewegung hindern, wenn der Feind sie besitzt, und die nichts bedeuten, wenn man sie erobert hat." Beim Angriff auf das Bommeler Waard begegnen wir einem alten Bekannten unserer Leser, dem Lieutenant Mente (vgl. „Von der Pike auf", Nr. 39 d. Bl. f. 1861). Bülow war nun in Gefahr, weil eine bedeutende Zahl von Kerntruppen gegen ihn im Anmarsch war; aber er befand sich auch in anderer Bedrängniß. Die holländische Heeresformation ging sehr langsam vor sich, der Kaiser von Rußland hatte zwar Bülow Verstärkungen versprochen, aber diese blieben vor der Hand noch aus, und in seinem Rücken fingen die starken Ströme an, mit Eis zu gehen, sodaß die Schiffbrücken abgefahren werden mußten und alle rückwärtigen Verbindungen zeitweise unterbrochen wurden. Dazu kamen noch persönliche Widerwärtigkeiten, die Aussicht, unter Wintzingerode's Befehl zu treten, den er noch gekannt, als er eine bloße Hofcharge beim Prinzen Ferdinand in Berlin bekleidete, während er selbst schon Stabsoffizier gewesen. Dennoch bewahrte er die volle Klarheit des Geistes, welche der Feldherr bedarf, und schon im Januar begann er seine neuen Operationen. Wegen der beiden Unternehmungen auf Antwerpen hat er bittern Tadel erfahren; unser Verfasser weist denselben mit militärischen Gründen zurück. Als das dritte deutsche Bundescorps unter dem Herzoge von Weimar endlich in den Niederlanden eintraf, wurde Bülow mit seinem Corps zur schlesischen Armee nach Frankreich berufen. Der Prinz von Oranien erkannte ihm in einem eigenhändigen Schreiben die Ehre der Befreiung Hollands zu, und verlieh ihm eine lebenslängliche Rente von 3000 Dukaten, welche nach seinem Tode in eine auf den jedesmaligen ältesten Sohn übergehende erbliche verwandelt wurde.

Unser Werk, das neben Bülow's mit Vorliebe behandelten Operationen auch die andern nicht vergessen hat, wendet sich nun den Streitkräften zu, welche nach Bülow's Abmarsch in den Niederlanden zur Verwendung kamen. Der Herzog von Weimar hatte die schwierige Aufgabe, zwischen elf Festungen eingepfercht, darunter

Antwerpen und andere starke Plätze, gegen eine überlegene Macht das Land zu behaupten und die Verbindung mit der schlesischen Armee zu sichern. Wir lesen, mit welcher unermüdlichen Thätigkeit, unterstützt durch seine entschlossenen Unterführer und Streifcorps, der ritterliche Fürst diese Aufgabe gelöst hat. Ohne Wechselfälle ging es dabei freilich nicht ab. So wurden die Sachsen bei Sweveghem geschlagen. Der Verfasser sagt darüber:

Auf diese bittere Weise rächte sich der Ehrgeiz Thielmann's, mit seinen Landwehren, die meistens noch keinen Schuß gethan hatten, den Veteranen Maison's entgegengetreten zu sein. Seine Truppen aber lieferten den schlagenden Beweis, welche Gefahr es hat, über ihre Zahl und ihren guten Willen die Ungewohntheit der Disciplin und die Diensttüchtigkeit vergessen zu wollen.

Es ist das eine Wahrheit, welche sich zu allen Zeiten wiederholt. Um so rühmlicher war die Vertheidigung von Tournay durch den weimarischen Obersten von Egloffstein gegen Maison's siegestrunkene Truppen. Vier Tage später ging im Hauptquartier des Herzogs von Weimar zu Brüssel die Nachricht von der Schlacht bei Paris und dem Einzuge der Monarchen in die französische Hauptstadt ein, am 9. April die von der Thronentsagung Napoleon's, worauf am 12. ein Waffenstillstand den Feindseligkeiten auf diesem Kriegstheater ein Ende machte.

Unser Werk schließt damit. Wir erkennen die große Klarheit und Uebersichtlichkeit desselben gern an und hoffen, wenn nach dem großen Kriege der Gegenwart wieder Muße und Ruhe zu kriegsgeschichtlichen Studien eingetreten sein wird, daß es seinen Zweck, jüngern Kameraden dieselben zu erleichtern, nach Wunsch erreicht. Einige dankenswerthe Ergänzungen über die in Holland, Brabant und Flandern zur Verwendung gekommenen Truppentheile, namentlich die Freicorps und deren Uebergänge in spätere Formationen, sind angefügt. Die Vollendung der „Geschichte der Nordarmee", auf welche der Verfasser hofft, dürfte aber noch auf sich warten lassen, da der Verfasser derselben, General von Ollech, bei Nachod schwer verwundet worden ist.

Karl Gustav von Berneck.

Neue Erzählungen.

1. Neue Novellen. Von Elise Polko. Siebente Folge: Versunkene Sterne. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn Elise Polko diesem Bändchen neuer Novellen den Titel „Versunkene Sterne" gab, so wollte sie damit andeuten, daß es von verschollenen, vergessenen Größen, von Menschen handle, die einst ihren Glanz, ihre Bedeutung gehabt, nun aber im Dunkel der Zeit verschwunden sind. Unsere Dichterin liebt es, die Dinge und Leute ein wenig von der romantischen und sentimentalen Seite zu nehmen. Sie ist ein weiblicher Brachvogel, ein weiblicher Brachvogel im Genre des Novellettchen, der Skizze, des Essay. Wie jener liebt auch sie die sonderbaren Käuze, die Originale, die kranken Herzen, die verworrenen Geister, die Narcisse und Prinzessinnen Montpensier. Das Bizarre, das Fadenscheinige, das Wunde zieht sie an; wol auch das Leichtsinnige und Frivole, sobald demselben nur ein bestrickender Reiz, irgendeine rührende und ergreifende Seite abzugewinnen ist. So haben z. B. die kleinen Geschichtchen von Mademoiselle Maupin und Prinzessin Champagner immerhin ihre Heldinnen aus der Demi-Monde, aus dem lockern Leben der pariser Bohème, d. h. der Kunst- und Schauspielerwelt genommen. Aber man muß der Autorin einräumen, daß sie diese Elemente in einer besonders pikanten Art zu behandeln weiß. Sie gibt alles in leicht umrissenen Linien, in einer ziemlich effectvollen Wischmanier der Darstellung, in der Personen und Zustände in einem gewissen Halbdunkel, wie im Dämmerlicht oder Schatten erscheinen. Es streift, huscht, rauscht im Lesen etwas an uns vorüber, das wir nicht genau erkennen, das sich nicht ergreifen und festhalten läßt, das aber eben darum pikant und interessant erscheint. Das Ganze ist oft nur wie ein Bild, das, von einem brillanten Streiflicht erhellt, uns wunderbar anzieht, aber bereits wieder verschwunden ist, ehe es uns klar geworden. Elise Polko ist Meisterin in jenem Stil, den man den Stil der dichterischen Escamotage nennen könnte und dessen Kunst mehr im Flug und Rausch der Bewegung, als im positiven Schaffen besteht. Die Einkleidung, der Aufputz, die literarische Toilette gewissermaßen sind der Hauptreiz ihrer Arbeiten. Es rauscht und bauscht alles an ihnen von Atlas und Gaze; es flimmert von echten und falschen Steinen, von natürlichen und nachgemachten Perlen; es flattert von Bändern; dazu kommen große, vielsagende Augen, eine elegante Hand, ein kokettes Lächeln, ein phantastisches Toupet — eigentlicher Körper, ein gesundes, kräftiges Fleisch, d. h. ein compacter, ausgebildeter Stoff ist weniger vorhanden. Da erscheint viel Unzusammenhängendes, Unmotivirtes, Lockergefügtes, Voraussetzungsloses.

Diese Mademoiselle Maupin mit ihrer leidenschaftlichen Liebe zu der Freundin, die sie doch nachher aufgibt, um einen langweiligen Mann zu heirathen, ist im Grunde ein ganz unmögliches Persönchen, eine räthselhafte Erscheinung, die sich die Verfasserin die Miene gibt, uns erklären zu wollen, deren Erklärung sie uns aber eigentlich schuldig bleibt. Jene Prinzessin Champagner, die pariser Schauspielerin Melusine, wird nicht klarer und läuft mit der Wachsfigurenscene im londoner Cabinet der Madame Tussaud wie ein Märchen aus. Jedenfalls wäre es wünschenswerth gewesen, diese Scene noch mehr und gespensterhafter ausgeführt zu sehen. Auch ein befriedigenderer Schluß dürfte der Sache von Nutzen sein.

„Eine Soirée musicale", worin der italienische Componist Paisiello mit seiner Abneigung für deutsche Musik und Musiker artig hinters Licht geführt wird, ist ein kleines Rococostückchen von gefälliger Ausführung. „Lebenstraum eines armen Musikers" muß als etwas zu verschwommen und farblos erklärt werden. „Die Locke der Charlotte Corday" dagegen ist ausgeführter, wenn auch freilich sie nicht ganz hält, was sie verspricht. Das Psychische ist etwas zu obenhin behandelt; die einzelnen dunkeln Momente, wie der Tod des Malers und die

Erinnerungen an die Mörderin des Marat dagegen meisterhaft. Die Novelle selbst ist stofflich nicht ganz ausgetragen. „Im Hause der Frau Hofräthin" ist ein hübsches, allerdings nur blasses und zärtliches novellistisches Pastellbildchen, auf dem die einzelnen Figuren mit wenigen Strichen, aber doch wohl erkennbar gezeichnet sind. Hofrath Professor Johann Gottlieb Böhme und seine Frau in Leipzig in ihren Beziehungen zu Goethe in seiner Studentenzeit werden dem Leser recht charakteristisch und in einer Art vorgeführt, die durchaus interessiren muß. Es liegt ein feiner poetischer Hauch über dieser Skizze, die, so skizzenhaft sie selbst auch bleibt, doch wol jedes zarter organisirte und gebildete Gemüth durch einen Anflug wehmüthiger Ironie fesselnd anziehen und bestricken wird.

Nicht in Vergleich mit den Arbeiten Elise Polko's zu stellen ist das folgende:

2. Schatten und Licht. Ein Novellenkranz von Julius Waldau. Erstes Bändchen. Aachen, Hensen. 1866. 8. 10 Ngr.

wenigstens nach der Geschichte im ersten Bändchen nicht; denn „Die Spielhölle" muß entschieden für eine Erzählung der allergewöhnlichsten Art erklärt werden. Ein paar Schauspieler, ein Stückchen Demi-Monde und ein Spielhaus — das sind die Elemente dieser Novelle und noch obenein ohne allen psychologischen Reiz, plump ausgemalt und von keiner höhern Idee getragen. Ein alberner, eitel aufgeblähter Sänger läßt sich von einer abgelebten, schamlosen Primadonna und zwei vagabundenhaften Mimen an der Nase herumführen, um zuletzt durch Vermittelung eines gütigen Geschicks, in Person eines Polizeibeamten, aus ihren unsaubern Händen befreit zu werden: das ist der ganze Inhalt, der, ohne Geist und im banalsten Stile vorgetragen, nur ein sehr gedankenloses und wenig literarische Ansprüche machendes Publikum zu befriedigen im Stande sein wird.

Nicht viel höher steht:

3. Heimwärts. Eine Geschichte aus unsern Tagen. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1866. 8. 28 Ngr.

Wahrscheinlich verdankt das Werkchen seine Entstehung einer weiblichen Feder, wenigstens ist es zutastend, verschwommen und dilettantenhaft genug, um auf diese Vermuthung zu bringen. Es läßt sich demselben eine gewisse Feinheit der Empfindung, ein Hauch von Gefühl nicht abstreiten, aber das alles ist blaß und kränkelnd, wie bei einer hysterischen Frau. Die Menschen dieser Erzählung geben sich alle Mühe originell zu sein; aber sie bringen es nur zu einer abgeschmackten Schrullenhaftigkeit. Der Held der Geschichte, ein Theolog, der Lehrer in einem Erziehungsinstitute ist, reißt sich von einem Mädchen, das er liebt, nur deswegen los, um als Missionar die weite Welt zu durchziehen, weil eine gutmüthige mütterliche Freundin seiner Geliebten ihn beiseitenimmt und hören will, ob er auch ernstliche Absichten hat. Ein Freund dieses Novellenhelden macht später jener mütterlichen Freundin über ihr Beginnen folgende Vorwürfe:

Es kam Ihnen nicht zu, Vorsehung zu spielen und mit Gewalt ein Herz beseligen zu wollen, das zu scheu und schüchtern war, an sein eigenes Glück zu glauben. Er hatte sein ganzes Leben lang nach Liebe gedürstet und geschmachtet; darum konnte er nicht gleich mit vollen Zügen trinken. Zum Glücklichsein gehört auch ein gesunder Muth. Was tropfenweis genossen heilt und stärkt, kann, im Uebermaß geboten — tödten und verderben.

Als hierauf entgegnet wird: „Glück könne das Herz nie zu viel empfangen", heißt es an der betreffenden Stelle weiter:

„So — meinen Sie?!" schrie Forster (eben jener gute Freund), mit einem gewaltigen Rückfall in sein früheres Wesen (weltschmerzlicher Humor). „Dann lassen Sie mich einmal helfen. Geben Sie Acht!" Und mit einem raschen Griff raffte er den Eimer vom Boden auf und schleuderte mit mächtigem, wohlgezieltem Schwunge das Wasser so heftig zwischen die aufgestellten, blühenden Gewächse, daß Aeste und Stämmchen zerknickten, viele Töpfe zerbrechend auf die darunterstehenden niederprasselten und das wüste Gemisch von Schlamm, Blättern und Blüten die erschrockenen Damen fast bespritzte. Beide kreischten laut auf und sahen ihn an, als fürchteten sie eine plötzliche Geistesstörung bei ihm. Ehe sie sich von ihrem Entsetzen erholt hatten, war der unheimliche Gast mit hastigem Abschiedsgruß und einem grimmigen Lachen enteilt — der ganze, wilde Forster von ehemals!

Dieses Beispiel wird genügen, um von den Menschen dieser Geschichte eine Vorstellung zu geben: sie zeigen ein ganz läppisches, kindisches Wesen, und wir sollen davon ergriffen und erschüttert werden. Fritz Auer, jener Theolog, ist mit seiner Empfindsamkeit ebenso lächerlich wie dieser wilde Forster, dessen Demonstration ad oculos, auch an einem curiosen Stück von Hausarzt, doch immer nur als eine Flegelei erscheinen kann. Gesundes Leben, Wahrheit und Natur fehlen überall. Die Leute dieser Novelle sind lauter Hirngespinste, Schemen ohne Wärme und Blut, die an dem Leser hinhuschen, ohne daß er sie fassen und erkennen kann. Was sie thun und treiben, soll „aus unsern Tagen" sein; allein es ist so befremdend, so sonderbar abstechend davon, daß man darüber nur sich verwundern und mit dem Kopfe schütteln kann. Wenn unsere Zeit so abgeschmackt, so krank sensitiv, so nur mit den Fingerspitzen lebend wäre, so müßte man an ihr verzweifeln, denn es wäre die Welt des Treibhauses, der Ungesundheit, der Unfähigkeit. Jeder frische Luftzug der Geschichte müßte sie über den Haufen werfen. Gott sei Dank, daß es so schlimm nicht ist und dies „Heimwärts" nur für die Ausgeburt eines weichen, feinfühligen, aber allzu zärtlich schaffenden Geistes gelten muß. Was er bietet, ist gut gemeint und von einem sinnigen Hauche umspielt; aber dieser Hauch ist zugleich der heiße Athem einer siechen Brust.

Aus einer ziemlich kernhaften und gesunden entstammt dagegen wol:

4. Schloß Friedelhausen. Ein Sittengemälde aus dem Jahre 1615 von Justus Treumund. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1866. 8. 24 Ngr.

nur daß die Schöpfung trocken und über Gebühr breit erscheint.

Die Erzählung behandelt eine geschichtliche Begebenheit, eine Mordthat, die am fürstlichen Hofe von Kassel statthatte und eine strenge Ahndung fand. Allein dem Verfasser ist es leider nicht gelungen, seine Leser für den

Thäter zu interessiren. Zunächst verstand er nicht, für die That fesselnde Motive aufzustellen, spannend auf diese vorzubereiten und sie selbst dann in erschütternder Weise auszubeuten. Der Autor ist zu ängstlich, das Schreckliche, das er lang und weitschweifig vorbereitet, auch wirklich zu schildern und vorzuführen. Bei der Katastrophe seiner langhingezogenen Geschichte angekommen, bedeckt er sie mit Schweigen, weil er fürchtet, man würde den Anblick von Blut nicht zu ertragen im Stande sein. Den grausamen Tod eines verwegenen, tollkühnen, mordbelasteten Mannes durch das Schwert des Henkers beschreibt er nicht, obschon dieser Tod doch eine gewisse Genugthuung göttlicher Gerechtigkeit athmet; dagegen muthet er ungescheut seinen Lesern das qualvolle und schreckliche Ende eines jungen, unschuldigen Mädchens zu, dessen Herz und Liebe von jenem ganz unverdient mit Füßen getreten worden ist

Man würde diese Art zu verfahren unbegreiflich finden müssen, wenn ihre Ursache nicht allzu leicht in einer gewissen sentimentalen Geistesrichtung des Novellisten zu erkennen wäre. Vor der dramatischen Tragik des Helden schreckt er zurück, aber in dem Untergange des armen Kindes schwelgt er, weil es rührend ist.

Die streng geschichtliche, fest zugreifende Gestaltungskraft ist es, welche Justus Treumund abgeht und veranlaßt, daß sein Werk, bei aller Ruhe und Klarheit des Stils, bei aller feinen Schilderung und gesunden Entwickelung, doch nur wenig Theilnahme und fast gar keine Spannung einflößt. Der Schriftsteller nimmt seinen Leser auf eine ziemlich lange und umständliche Wanderung mit, die, wie er verheißt, auf einem majestätischen Bergrücken endigen soll; aber nachdem man sich auf Umwegen ermüdet, durch Aufenthalt bei geringfügigen Umständen abgespannt hat, bleibt man endlich am Fuße des Bergs stehen, weil seine Abgründe erschrecken könnten.

Man wird uns eingestehen, daß ein solcher Auslauf der Unternehmung enttäuschend und niederdrückend ist. In der That ist der Ausgang des Romans äußerst matt und nicht lohnend genug für die Mühe und Zeit, die man darauf verwendet. Justus Treumund muß vor allen Dingen lernen, seinen Stoff interessanter zu behandeln und zu gipfeln. Ohne diese Kunst dürfte er mit all seiner Begabung und all seinem Fleiß sich nie einen eigentlichen Erfolg verschaffen.

5. Irrwege. Erzählungen und Novellen von Ludwig Habicht. Zwei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Sammlung gibt aufs neue einen Beweis von dem achtungswerthen Talente dieses jungen, strebsamen Autors. Hauptsächlich darauf angewiesen, für belletristische Zeitschriften und Zeitungsfeuilletons zu schreiben, sieht sich derselbe veranlaßt, den Wünschen und Neigungen des Tags nachzukommen und Stoffe zu wählen, wie sie dem Geschmack und der herrschenden Mode entsprechen. Wir finden also unter seinen erzählenden Arbeiten derzeit vorwiegend Criminalgeschichten oder Vorfälle, welche einen dunkeln, unheimlichen Hintergrund haben, weil gerade solche im Augenblick den Blättern die begehrenswerthesten erscheinen. Aber wenn auch Ludwig Habicht sich hierin nachgiebig zeigt und mehrentheils dasjenige liefert, wonach das stärkste Verlangen geht, so sucht er doch immerhin diese, in der Neuzeit allerdings sehr gepflegte, aber auch oft mit haarsträubender Nachlässigkeit und stilistischer Roheit behandelte Richtung durch eine gewisse psychologische Vertiefung und Sauberkeit der Diction zu heben und zu adeln. Das belegt z. B. gleich die erste Novelle: „Frauenurtheil", worin mit geistiger Feinheit der natürliche Instinct der Frauen nachgewiesen ist, mit dem sie in einem verwickelten Criminalfalle die eigentliche Triebfeder des Verbrechens entdecken, indeß der gewiegte Jurist gerade durch seine juristische Spürnase, die ihn zu den gewagtesten Combinationen bringt, sich von der richtigen Spur ableiten läßt. Aber nicht allein in der Entdeckung der wahren Unthäterin, sondern auch darin noch documentirt der Autor das „Frauenurtheil", daß er die Giftmischerin mit seltenem Geschick ihre Mittel und ihre Helfershelfer sich wählen läßt. Für den Leser freilich hätte der Verfasser das Errathen der wahren Schuldigen immer noch etwas schwieriger machen dürfen.

„Eines Helden Jugendliebe" behandelt eine romantische Episode aus dem Leben Ludwig von York's, jenes preußischen Generals, der sich durch seine Convention von Tauroggen vom 30. December 1812 ewig denkwürdig für die deutsche Geschichte gemacht hat. Der Vorgang ist hübsch und fesselnd erzählt, und nur den einen Vorwurf wird man der Arbeit nicht ersparen können, daß nämlich York's Aufgeben seiner Geliebten zu wenig oder jedenfalls zu trivial motivirt ist. Eine poetischere Ursache hätte dafür erfunden werden müssen, als die ist, welche Habicht angibt und die allein darin besteht, daß York nicht Vermögen und Stellung genug zu haben glaubt, um sein Mädchen glücklich zu machen. Ein eiserner Charakter, wie York geworden, sollte am wenigsten durch solche hausbackene Bedenken sich abschrecken lassen können, und unser Erzähler hätte hier also durchaus ein tragischeres Moment für seine sonst so artige Novelle zu erfinden gehabt.

„Zwei Witwen" behandelt einen etwas abenteuerlichen Stoff, nämlich zwei Frauen, die mit einem und demselben Manne, den man ermordet gefunden, verheirathet gewesen sein wollen. Wie sich schließlich erweist, hat die eine von ihnen nur in trüglicher Absicht die Rolle der Baronin von Aldenhoven, der Gemahlin jenes Ermordeten, gespielt, und nachdem ihr falsches Spiel entdeckt, gibt sie sich selbst den Tod. Ihr Vater aber hatte schon früher den rückkehrenden angeblichen Gemahl getödtet, um die ruchlose Gaukelei nicht ans Licht kommen zu lassen. Das Ganze ist höchst absonderlich und unwahrscheinlich; die finstern Theile der Geschichte aber müssen als durchaus spannend und anziehend geschrieben anerkannt werden. Der Vetter Hugo darin ist freilich eine wenig glückliche und sehr gesuchte Figur.

„Zum Schein" ist eine barocke Bauerngeschichte, in der die Capuleti und Montecchi eines Dorfs lange und

entsetzliche Kämpfe führen und sich ebenfalls erst zur Versöhnung einigen, nachdem der auf lauter falschen Voraussetzungen begründeten Familienfeindschaft grausam hingeschlachtete Opfer gefallen.

„Eine schwere Zunge“ ist ebenfalls eine Mordgeschichte, in der indeß zunächst schon die gewählte Ueberschrift zu wenig zu ihrem Rechte kommt, um ganz befriedigen zu können.

„Das Gegenüber“ ist eine mehr heitere Erzählung, die durch freundlichen Ton und angenehme Grundstimmung eine glückliche Abwechselung bietet.

„Nur eine Magd“ und „Dunkle Existenzen“ sind skizzenhaft gezeichnete Bilder, die sich mit in den Kauf nehmen lassen, wenn sie auch freilich gerade kein erhebliches Interesse zu erwecken im Stande sind.

Feodor Wehl.

Eine elsasser Walhalla.

Biographies Alsaciennes. Erster und zweiter Band. – A. u. d. T.: Oeuvres choisies de *Louis Spach*, Archiviste du Departement du Bas-Rhin. Zwei Bände. Paris und Strasburg, Berger-Levrault und Sohn. 1866.

Eine in gefälliger und sogar eleganter, wenn auch nicht gleichmäßig befriedigender Darstellung getroffene Auswahl der vom Verfasser seit 15 Jahren theils in periodischen Blättern, theils bei besondern wissenschaftlichen Anlässen selbständig veröffentlichten, aber nicht in den Buchhandel gekommenen Aufsätze rein historischen Charakters oder in die Gebiete der Literatur, Archäologie und Administration schweifend; auch elsassische Biographien genannt, weil sie Männer betreffen, die entweder dem Elsaß entstammen, ihm ihre vornehmlichste Thätigkeit widmeten, oder einen wichtigen Abschnitt ihres Lebens in Strasburg oder Kolmar verbrachten und ihre Entwickelung und ihren Einfluß den Beziehungen zu Deutschland schulden. Bei einigen der Geschilderten inzwischen wird keiner unserer Leser geneigt sein, sie jener französischen Provinz nur im entferntesten zu vindiciren; sie gehören nach ihrem ganzen Sein und Wirken ausschließlich unserer deutschen Erde, und der gemeinsame Rahmen, unter welchen ihre Porträts gefaßt sind, paßt nur insoweit, als der Verfertiger ein Elsasser ist. Mit demselben Rechte könnten wir eine durchgreifende andere Sichtung fremdländischer Größen vornehmen und sie unter die Reife unserer Sonne versetzen. Ein wenig Eifersucht ziemt uns schon, angesichts der chronischen allgemeinen Aneignungsbegierde unserer überrheinischen Nachbarn.

Da wir als deutsche Leser fast in keiner der hauptsächlichsten Skizzen ungewohnte und durch Neuheit frappante Züge zu entdecken vermögen, die unser deutsches Interesse fesselten, die meisten Persönlichkeiten auch längst Gegenstand literarischer und dabei weit erschöpfenderer Behandlung geworden sind, bedarf es wol kaum der Erwähnung, daß wir diese literarischen Porträts die alle mehr einem nicht zu tief gehenden Unterhaltungs- oder Bildungsbedürfniß als gründlichem Forschungstriebe genügen, hier nur flüchtig besprechen können.

Der Verfasser eröffnet den Reihen mit Papst Leo IX., den er nach Schöpflin's „Geschichte des Elsasses“, Hunkler's „Geschichte der Heiligen des Elsasses“, Höfler's „Deutsche Päpste“ und Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom“ behandelt. Gottfried von Strasburg ist nach den einschlägigen Schriften von Wattrich, von der Hagen, Simrock und mit Benutzung der Literaturgeschichte von Gervinus bearbeitet, und nach der Anführung schon dieser Schriftsteller darf man die im weitern Verlauf vollkommen bestätigte Muthmaßung ziehen, daß Spach eine bei seinen Landsleuten nicht häufige Kenntniß unserer Literatur besitzt, nur daß seine kritische Würdigung einzelner bei uns vielfach auf heftigen Widerspruch stoßen würde. Daniel Specklé (1536—89), kein Elsasser, aber seit 1577 Baumeister in Strasburg, hat sich namentlich um das Befestigungswesen verdient gemacht, was wir eingehender nachgewiesen gewünscht hätten, als hier geschehen, während dem Leben Dominique Dietrich's, Ammeisters von Strasburg (1620—94), eine unsers Erachtens ganz unverhältnißmäßige Ausdehnung gegeben worden. Daß Johann Daniel Schöpflin (1694—1771) bei den französischen Gelehrten in größerer Werthschätzung steht als bei uns, kommt im nächsten Artikel zu neuer Bethätigung, und ebenso ist die literarische Wirksamkeit des Abbé Grandidier (1752—1805: „Histoire ecclesiastique de Strasbourg“; „Essai historique et topographique sur l'église cathédrale de Strasbourg etc.“), deren Verdienstlichkeit wir keineswegs verkennen, über Gebühr angeschlagen. Darauf folgt das Leben des strasburger Maire Friedrich von Dietrich (gest. 1793), dessen Familie übrigens nicht deutschen Ursprungs ist, dessen Urältervater im Gegentheil seinen rechten Namen Didier willkürlich umwandelte: für die Specialgeschichte der ersten französischen Revolution ein sehr beachtenswerther Beitrag, der die ungemeine und exclusive Länge desselben wie die besondern Sympathien des Verfassers für seinen Helden rechtfertigt. Dagegen macht die Skizze über Jeremias Jakob Oberlin (1735—1806) den Eindruck eines bloßen Lückenbüßers. Folgerichtiger wäre der unmittelbare Anschluß der Biographien des niederrheinischen Präfecten Adrien de Lezai-Marnésia (1769—1855) und der Generale Rapp und Coehorn gewesen. Aber die Gedächtnißrede auf den 1826 verstorbenen Pfarrer Oberlin, den Civilisator von Ban de la Roche, jener alten, fünf Dörfer umfassenden Seigneurie, welche man das elsassische Sibirien nennen könnte, ist ein Meisterstück durch idyllischen Zauber fesselnder Kleinmalerei.

Im zweiten Bande tritt uns zuerst Otfried von Weißenburg entgegen, ein Fragment, das ihm Germanisten gern erlassen haben würden. Ebenso wenig werden deutsche Literatoren in den Excursionen über Sebastian Brant, Thomas Murner, Fischart und Moscherosch irgendwelche neue Gesichtspunkte oder stoffliche Bereicherungen entdecken. Das einzige Bemerkenswerthe hierin ist die unsers Wissens in Frankreich zum ersten male versuchte Opposition gegen einen der Cardinalfehler in der Geschichte der deutschen Dichtung von Gervinus, nämlich die

im Streben nach Vermittelung absoluten historischen Zusammenhangs aller geistigen Erscheinungen oft völlig ungeschichtlichen Verbindungen und heterogenen, gleichsam bei den Haaren herbeigezogenen Vergleiche. In der Kritik Sebastian Brant's ist denn unter vielen jener unglückselige, aber halbgelehrte Bildung sehr bestechende Hang zum Parallelismus so schreiend, daß sich Spach trotz der Ueberschätzung dieses riesigen Denkmals einer ästhetisch unfähigen und pedantischen Gelehrsamkeit nicht enthalten konnte, gegen den absurden Vergleich mit Molière in guter Begründung zu protestiren. Die Untersuchungen über Grimmelshausen sind im wesentlichen Recapitulationen der Arbeiten von Passow, Hermann Kurz, Heinrich Kurz, Adalbert Keller und Gervinus. In der Schilderung des ebenso genialen als unglücklichen Dichters Reinhold Lenz bewegt er sich den Facten nach im Allerbekanntesten, und in der Beurtheilung mit einer auch bei uns noch wuchernden Beschränktheit, welche wir kategorisch zurückweisen müssen. Wer es nicht begreift, daß die Quelle von Lenz' Unglück einzig und allein aus seiner Bekanntschaft mit Goethe entsprossen, will uns ein schlechter Psycholog scheinen; und wer seine Werke mit Sonde und Messer der platten Moral untersucht und die steinerne Schale ihrer Paradoxie mit dem Kerne verwechselt, gebe es auf, Dichter zu würdigen, vor welchen alle Mädchenpensionate verschlossen werden. Lenz war kein Talent, dem man, wie Spach nach der Weise aller derjenigen meint, die nach sogenannten ethischen und religiösen Kriterien prüfen, gleichsam aus Mitleid ein bescheidenes Plätzchen im Gedächtniß der Nachwelt gönnen soll; vielmehr war er ein Genius, dessen Uebermächtigkeit selbst durch die brillantesten Constellationen am deutschen Dichterhimmel hervorleuchtet. Goethe konnte ihn freilich mit allem Fug ein vorübergehendes Meteor nennen, das nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hingezogen und ohne Zurücklassung einer Spur plötzlich verschwunden. Heute dagegen wird dies kein Mensch mehr unterschreiben, wenn er nicht, abgesehen von der Befähigung des Erkennens, die letzten 30 Jahre dramatischer Dichtung verschlafen oder verträumt hat. Und die Zeit ist nahe, daß Lenz noch mehr zu der verdienten allgemeinen Ehre gelangt.

Von den übrigen Stücken des zweiten Bandes unserer Sammlung ist die Darstellung des Lebens Bruno's de Ribeaupierre (richtiger Braun von Rappoltstein), jenes Abenteurers, der in den Schicksalen des Elsaß während der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine auffällige und wunderliche Rolle durchführte, die werthvollste, auch durch Herbeischaffung neuen Materials. Indeß nimmt sie nur das eingeengteste Interesse des Specialhistorikers in Anspruch. Sonst erhalten wir noch Beiträge über die strasburger Bischöfe Wernher und Konrad von Bußnang. Die fernere, größere Hälfte wendet sich vorzugsweise an französische Leser. Sie bringt die Lebensbeschreibungen von George Ozaneaux (1794—1853), dramatischem Dichter und Geschichtschreiber; Theodor Guiard (1818—55), ausgezeichneter Uebersetzer des Sophokles; François Genin (1802—55), Herausgeber der ungedruckten Briefe Margarethe's von Angoulême, Königin von Navarra, des Chanson de Roland u. a.; Joseph Willm (1797—1853), am bekanntesten durch seine „Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel" (4 Bde., Paris 1846—49); Christian Bartholmeß (1815—56), Verfasser der „Histoire philosophique de l'Académie de Prusse, depuis Leibnitz jusqu'à Schelling" (2 Bde., 1850), von Spach gerade so überschätzt wie früher von Matter; Theodor Kreiß, Philologe (1802—60); dann von dem Polygraphen Renouard de Bussierre (1803—65); dem Zeichnenkünstler Henri Lebert (gest. 1835); den strasburger Maires Friedrich von Türckheim (gest. 1850) und Friedrich Schützenberger (gest. 1859), und zuletzt biographische Notizen über den 1865 verstorbenen niederrheinischen Präfecten Louis Sers.

F. W. Ebeling.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Aus der Theaterwelt haben wir das großartige Fiasco zu melden, welches das Birch-Pfeiffer'sche Drama: „Die Frau in Weiß", am wiener Burgtheater erlebte, ein Fiasco, welches zu dem berliner Erfolge in einem schreienden und, wie wir nicht verhehlen dürfen, für die Hauptstadt Norddeutschlands wenig schmeichelhaften Contrast steht. Die „Neue Freie Presse" berichtet hierüber: „Solange diese Bühne steht, hat sie vielleicht nie ein so schandbares Stück gesehen wie Frau Birch-Pfeiffer's nach einem englischen Roman bearbeitetes Schauspiel: «Die Frau in Weiß». Es wurde verhöhnt, verlacht, ausgezischt." Jedenfalls ist dem Stück in Wien sein gutes Recht widerfahren wie in Leipzig und dies Attentat, das Frau Birch-Pfeiffer mit diesem Drama auf alle dramatische Poesie und auf den Geschmack des Publikums ausübte, nach Gebühr zurückgewiesen worden.

Inzwischen hat Paul Heyse's „Maria Moroni" am berliner Hoftheater einen getheilten Erfolg erlebt, der einem Fiasco zum Verwechseln ähnlich sieht. Kritik und Publikum in Berlin haben unserer Beurtheilung dieses schwachen Heyse'schen Dramas (Nr. 3 d. Bl.) recht gegeben. Wir suchten nachzuweisen, daß diese Handlung eine höchst traurige Geschichte, aber keine Tragödie sei; daß dieser Matteo, dessen Eifersucht den Ausschlag gibt, doch nur der Held eines Meßgemäldes mit Liedern von diesem Jahr sein könne; daß sich das Genre in die Tragödie eindränge; und daß „Maria Moroni" eine treffliche Novelle geworden wäre, so aber nur ein zusammengedifteltes Stück von musivisch bunter Arbeit sei. Heyse sollte endlich zu der Einsicht kommen, daß ihm das dramatische Talent versagt, daß das Gelungene in seinen Dramen wesentlich novellistischer Art, daß die poetische Grazie eine hoch zu schätzende Eigenthümlichkeit, aber für einen Dramatiker zu den geringern und keineswegs für seinen Beruf maßgebende Eigenschaften gehört.

In den „Theaterbriefen" von Junius novus in der „Neuen Freien Presse" finden wir folgende Betrachtungen über das Verhältniß der deutschen und französischen Bühnen und Autoren, wie es sich durch die internationalen Verträge neu gestaltet hat:

„Wenn nichts die deutschen dramatischen Autoren bewegen kann, sich zu schützen und durch einen geschäftsleitenden Aus-

schuß sich jene Assecuranz zu verschaffen, welche dem einzelnen zu erreichen unmöglich ist, so wird dies im Laufe der Zeit der Handelsvertrag, welchen der Zollverein und nun auch Oesterreich mit Frankreich abgeschlossen haben, zu Wege bringen. Infolge dieses Handelsvertrags, dem auch ein Vertrag zum gegenseitigen Schutze des geistigen Eigenthums beigeschlossen ist, werden nämlich die Theater Uebersetzungen aus dem Französischen, von denen die deutsche Bühne jetzt zur Hälfte lebt, so theuer bezahlen müssen als Originalstücke; ja theurer, denn — die Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller Frankreichs hat für Deutschland die Firma Bote und Bock in Berlin als Vertreterin ihrer Rechte eingesetzt, und diese wird es sich sicher angelegen sein lassen, durch ein organisirtes Bureau die französischen Autoren vor Nachtheil zu bewahren, während die deutschen Autoren, nach wie vor ihren Idealen nachsinnend, in den möglichst wenig idealen Zuständen fortvegetiren. In großen, vielbühnigen Städten wird jene Bühne, welche ein größeres Honorar zahlt, das ausschließliche Recht, ein französisches Stück aufführen zu dürfen, erhalten, und so wird dann das Bestreben, deutsche Stücke aufzuführen, mehr hervortreten, es wird die deutsche Production fördern.

„Von diesem Umstande sollten die deutschen Autoren Nutzen ziehen und rasch einen Verein gründen. Umfaßt dieser Verein nur die Mehrzahl der dramatischen Schriftsteller, treten ihm die hervorragendsten Dichter bei, so ist der Erfolg gewiß. Ohne Novitäten kann selbst die deutsche Bühne — trotzdem sie ein reiches classisches Repertoire besitzt, das größte unter allen Theatern der Welt — nicht leben, und fühlen erst die Directoren, daß Ordnung gemacht wurde im Staate der Kunst, so wird sich jeder hüten, von der Gesellschaft in Acht und Aberacht erklärt zu werden. Um diese Autorengesellschaft zu gründen — etwa um den momentanen Verhältnissen Rechnung zu tragen, eine in Wien, die andere in Berlin, die miteinander wieder in Verbindung stehen könnten — dazu bedarf es nichts, als sich die pariser Association des auteurs dramatiques zu copiren."

Wir können diese Betrachtungen nur unterschreiben. Allerdings ist in Deutschland schon oft der Versuch gemacht worden, die dramatischen Schriftsteller zu einer solchen Vereinigung zu bewegen — und immer vergeblich. Es sind Versammlungen ausgeschrieben worden, aber unbesucht geblieben. Die Generalintendanten hatten die Liebenswürdigkeit, die deutschen Dramatiker selbst einzuladen, zusammenzutreten, einen Verein zu gründen und ihre Rechte wahrzunehmen. Eine solche Aufmerksamkeit verdiente um so größere Anerkennung, als sie aus feindlichem Lager kam; denn im ganzen leben die deutschen Dramatiker mit den Intendanten auf einem gespannten Fuße und betrachten dieselben mit mehr oder weniger Grund als ihre geschworenen Feinde, die ihnen die Bahn zur Unsterblichkeit versperren. Der dresdener Shakspeare-Verein verfolgte im ganzen dieselben Tendenzen, nur leider im Verein mit einigen sehr unpraktischen Vorschlägen, zu denen wir das Lesecomité rechnen, welches Stücke den Intendanzen zur Aufführung empfehlen sollte. Es war vorauszusehen, daß ein solches dramaturgisches Vorkosten erfolglos bleiben mußte.

Alle diese Bestrebungen waren vergeblich. Die deutschen Dramatiker sind einmal nicht unter einen Hut zu bringen, selbst wo es ihr wohlverstandenes Interesse gilt. Nation und Staat haben nichts gethan, den esprit de corps in ihnen zu erwecken. Die Glücklichen, die sich auf die Tantièmen der Hoftheater betten, halten es vielleicht für überflüssig, sich mit den andern zu associiren — und doch sind gerade diese die Unerlaßlichen, ohne deren Betheiligung der ganze schriftstellerische Bund in den Lüften schweben würde.

Jedenfalls ist der jetzige Zeitpunkt sehr geeignet, eine Initiative hierin zu ergreifen, wenn die deutschen Autoren nicht gegen die französischen im Nachtheil stehen sollen. Es ist nicht abzusehen, warum die erstern auf jede Wechselwirkung, auf alle Erfolge jenseit des Rhein verzichten sollten. Dann aber müßte Association der Association gegenüberstehen, ihr die Hand reichen und bald die gegenseitigen Rechte wahren.

Soviel wir wissen, hat auch der Deutsche Schriftstellerverein, der sich im vorigen Jahre etwas weiter ausgebreitet und reorganisirt hat, die Tantième mit unter die Zielpunkte seines Strebens aufgenommen. Die berliner Regierung und das Norddeutsche Parlament könnten denselben ohne Schwierigkeit und ohne irgendein Recht zu verletzen für Norddeutschland zum Gesetz erheben. Damit ist indeß nur etwas erreicht, nicht alles. Wenn der Schriftstellerverein eine abgeschlossene Section der dramatischen Schriftsteller aus seiner Mitte bildete, so wäre vielleicht der Kern und Ansatzpunkt zu weitern Bestrebungen gegeben. Doch die möglichste Selbständigkeit müßte dieser Section zutheil werden — das dramatische Schriftstellerthum ist eine Specialität.

Literarische Notizen.

Der neueste Band der „Jahrbücher der deutschen Geschichte", auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften: „Kaiser Heinrich VI.", von Theodor Toeche (Leipzig, Duncker und Humblot), ist soeben ausgegeben worden. Gleichzeitig kündigt die Verlagsbuchhandlung eine Preisveränderung der frühern Bände dieser für jeden Freund vaterländischer Geschichte interessanten Jahrbücher an. Wir erwähnen von den früher erschienenen Werken: Heinrich Eduard Bonnel's „Anfänge des Karolingischen Hauses", Ernst Dümmler's „Geschichte des ostfränkischen Reichs", Siegfried Hirsch's „Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II.", Heinrich Hahn's „Jahrbücher des fränkischen Reichs, 741—752", Georg Waitz' „Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I."

Ein für alle Freunde englischer Literatur empfehlenswerthes Werk ist die Säcular-Prachtausgabe des „Landpfarrer von Wakefield" von Oliver Goldsmith mit englischem und deutschem Text und komischen Illustrationen im Cruikshank'schen Stil (Berlin, Kortkampf, 1866). Otto Roquette hat zu dem Werke eine geschickt orientirende Einleitung geschrieben.

Von dem umfassenden und verdienstlichen Unternehmen Adolf Stern's: „Volksbibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts" (Berlin, Eichhoff, 1866) liegen uns die ersten sechs Lieferungen vor, in denen der Herausgeber Addison's Beiträge zum „Zuschauer" und „Plauderer", Diderot's und Voltaire's Romane und Erzählungen, Swift's Tagebuch in Briefen an Stella, in Uebersetzungen unserm Publikum vorzuführen beginnt. Der Literarhistoriker des 18. Jahrhunderts, Hermann Hettner, leitet das Unternehmen mit einem empfehlenden Vorwort ein, in welchem er mit Recht darauf hinweist, daß die großen Bildungskämpfe des 18. Jahrhunderts nicht ein für die Gegenwart Abgethanes, sondern für Gegenwart und Zukunft noch mächtig Fortwirkendes sind.

Bibliographie.

Hergenröther, J., Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen. 1ster Bd. Regensburg, Manz. 1867. Lex.-8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 7ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Holtei, K. v., Erzählende Schriften. 38ster und 39ster Bd.: Charpie. Eine Sammlung vermischter Aufsätze. Breslau, Trewendt. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsches Künstler-Album. Redigirt von W. Müller v. Königswinter. (17ter) Jahrgang 1867. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. Gr. 4. 5 Thlr.

Zwei Monate Preußisch. Ein Gedenkbuch der preußischen Invasion in Mähren im Jahre 1866. Nach Originalberichten und authentischen Mittheilungen bearbeitet. Herausgegeben von der Redaktion der „Neuigkeiten". 1ste und 2te Lief. Brünn, Buschak u. Irrgang. Gr. 8. à 6 Ngr.

Morel, G., Lateinische Hymnen des Mittelalters, grösstentheils aus Handschriften schweizerischer Klöster. Als Nachtrag zu den Hymnensammlungen von Mone, Daniel und A. herausgegeben. 1ste Hälfte. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Januar beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfinde und weil sonst die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Als ein Hauptorgan der liberalen und nationalen Richtung in Sachsen und in ganz Mitteldeutschland, wird die Deutsche Allgemeine Zeitung der Wahlbewegung für den norddeutschen Reichstag, sowie diesem selbst, eine besondere Aufmerksamkeit in ihren Leitartikeln wie in thatsächlichen Mittheilungen widmen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

Max Müller.

Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese zuerst anonym erschienene Schrift, eine seelenvoll und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, hat in Deutschland wie namentlich auch in England (wo sie auch übersetzt wurde) so zahlreiche Freunde gefunden, daß der bekannte in England lebende deutsche Gelehrte Prof. Max Müller dadurch veranlaßt ward, sich nunmehr bei der nöthig gewordenen zweiten Auflage auf dem Titel zu nennen. Dieser Umstand wird dem Buche — das sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt empfiehlt — zu den alten gewiß noch viele neue Freunde zuführen.

Bei Georg Reimer in Berlin erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brutus und Collatinus.

Ein Trauerspiel

von

Albert Lindner.

(Preis-Gedicht.)

Brosch. 15 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von

Ernst Klein.

Mit einem Vorwort von **Michael Horváth.**

Gr. 8. In 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Erste Lieferung.

Das in den Jahren 1812—25 erschienene Werk «Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen» von Ignaz Aurelius Fessler, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt und seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint hier in zweiter Auflage, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth. Dasselbe wird in dieser neuen, zeitgemässen Umarbeitung dem ungarischen wie dem deutschen Publikum gleich willkommen sein, zumal die gedrängtere Darstellung und zweckmässigere Druckeinrichtung den Umfang sehr beschränkte, der Preis mithin wesentlich billiger gestellt werden konnte. Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, erfolgt die Ausgabe in Lieferungen zu je 20 Ngr.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Unterzeichnungen auf das Ganze angenommen werden.

Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

